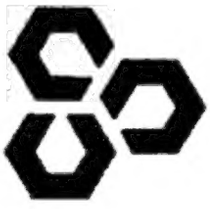
NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY



EVANSTON, ILLINOIS

Digitized by Google

Die Harfenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

Redigirt

von

Ferdinand Stolle.

Jahrgang 1855.

Leipzig,

Verlag von Ernst Keil.

Digitized by Google

LO53
G244
1855
ANNEX

Digitized by Google

APR 5 1939
330928
LIBRARY

Inhalt.

Gedichte.

	Seite
Es sind die alten Sterne. Von Ferd. Stolle	579
Friedhofsgang, ein. Von Joh. Nepom. Vogl	499
Galilei, Galileo. Von G. H—r.	297
Gesellen, die drei. Von Friedrich Rückert	5
Gott ist mit uns	69
Kaiserin, die, von Trapezunt. (1461.) Von Ludwig Storch	325
Liebe, treue. Von Rob. Prutz	426
O könnte mir ein Lied gelingen. Von F. Stolle	85
Rache, des Hochländers. Nach einer schottischen Sage. Ballade von Wilh. Schröder	582
Ritter Ochsenlende. Von Ludwig Storch	221
Schwerting, der Sachsenherzog, v. Egon Ebert	33
Von den Engeln und Störchen. Von Joseph Freiherr von Eichendorff	382
Was ist das Herz? Von F. Stolle	441
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind. Von F. Stolle	217

Erzählungen und Novellen.

Braut und Gattin. Von A. v. W.	177
Brautschatz, der gestohlene. Eine Criminalgeschichte aus guter alter Zeit. Vom Verfasser der schwarzen Mare	467
Diebstahl, der, aus Liebe	141
Dienstritt, ein	43
Doppelgängerin, die. Von A. S.	293
Elsje. Eine niederländische Geschichte von W. O. von Horn	319
Frau, eine seltene. Von A. S.	415
Geschichte, eine pariser. Nach wahren Thatsachen mitgetheilt von Feodor Wehl	324
Katbi, die schöne. Novelle von Aug. Schrader	643
Kindelbaume, unterm	231
Liebe, treue. Miniaturbild aus alten Zeiten von Elise Polko	57
Mädchen, das spanische	155
Morgenweg, Bertram. Eine wahre Geschichte aus alter Zeit	70
Nacht, eine, in der Holzhauerhütte. Aus dem Nachlasse meines Großvaters. Von W. O. von Horn	591
Nachtwandler, der, zu Pferde. Von Feodor Wehl	138
Rose, die weiße. Von A. v. W.	1
Schlom Weißbart. Ein Bild aus Litthauen. Vom Verfasser der schwarzen Mare	241
Stiefmutter, die. Eine Erzählung von Friedr. Gerstäcker	631
Tage, drei, in Mittenwalde, im baierischen Alpengebirge. Von W. O. v. Horn	125
Vergangenheit, eine dunkle. Novelle von Bernd v. Guseck	523
Vernet, Horace, und der Jäger von Vincennes	403
Waldblümchen, das. Novelle von K. v. K.	85

Biographien und biographische Skizzen. Charakteristiken.

Aquarellen, literarische. In Briefen an eine Dame von Feodor Wehl	
I. Georg Spiller von Hauenschild	303
Barth und Overweg. Dem Andenken zweier deutscher Eroberer	185
Cuvier, George. Auch ein Karlsschüler. Skizze von Karl Wartenburg	614
Fürst und Künstler. (König Ludwig von Bayern und Kaulbach)	527
Goethe's Aeltern. Ein Gedenkblatt zu Goethe's Geburtstag: 28. August. Von A. Schloenbach	447
Iskander Bei	288
Karlchen	647
König, Heinrich. Ein deutsches Dichterbild. Von A. Schloenbach	419
Leonore, eine. Skizze von Elise Polko	492
Paul, Jean. Ein Dichterblick von Elise Polko	400
Pelissier, Befehlshaber der französischen Armee im Orient	341
Schiller in Volkstädt. Von H. K—g.	383
Schiller's Aeltern. Ein Gedenkblatt von A. Schloenbach	512
Schiller's Frau. Ein Gedenkblatt zur funfzigjährigen Todtenfeier Schiller's am 9. Mai. Von A. Schloenbach	245
Schmidt-Künzel, Nicolaus. Ein deutscher Bauer. Ein Lebensbild	290
Schön, von, Königlich preußischer Staatsminister und Burggraf von Marienburg. Ein Charakterbild von Alex. Jung	395
Simrock, Karl. Ein Bild vom Rhein, von Arnold Schloenbach	555
Stein, H. Fr. Karl, Freiherr vom u. zum	418

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Abend, ein, im königlichen Institute zu London	316
Amazone, eine deutsche. Erinnerungen aus den Freiheitskriegen	576
Armee, die russische	42
Asche, die, Napoleons und deren Grabmal in Paris	519
Baschi-Bozuks, die, der türkische Landsturm	360
Batterien, schwimmende, gegen Kronstadt und die Nasmithschen Schmiedeeisen-Kanonen	226
Besuch, ein, im Bethlem-Hospital in London	359
Besuch, ein, in der neuen Gefangenanstalt zu Breslau	449
Besuch in einer englischen Kohlen- u. Eisenstadt	530
Besuch, ein, in Portsmouth	667
Besuch, ein, im großen Schuldgefängniß in London	6
Bilder aus dem jetzigen Kriege.	
I. Mars und Mai	356
II. Mamelon, Malakoff u. Taganrog	357
III. Helgoland und die Fremdenlegion	374
Bilder, friedliche, vom Kriegsschauplatze in Kleinasien	547
Bilder, Pariser, und Geschichten.	
Ein Besuch bei Thiers	9
Beranger	20
Die unbekannten Gewerbe	50. 362
Eine Stunde auf dem Père La Chaise	453
Biographie eines Löwen und Offiziers in der französischen Fremdenlegion	500
Birmingham-Institut, das	694
Blumen-Congreß, der große, im Krystall-Palaste zu Sydenham bei London	330
Briefe, amerikanische.	
I. New-York	79
II. New-York	342
Castell, das, der Semiramis in Wan	62
Charakterbilder, schweizerische. Heinr. Druey	210
Civilisation und Wildniß. Skizze v. Friedr. Gerstäcker	224
Fabrikmädchen als Schriftsteller	559
Garde-Cürassiere, die französischen	543
Geld aus Thon und Lehm	65
Genua und die sardinischen Hülfstruppen	252
Geschichte, die, des Bieres	604
Hafen, im königsberger. Von Alex. Jung	572
Hafenstadt, die, Southampton und seine Fluth-Docks	209
Hafenstädte, französische.	
I. Toulon	45
II. Marseille	234
III. Brest	338
Harrod, James. Ein Ansiedlerleben	473
Horst, des Adlers	26
Hospital-Scenen vom Kriegsschauplatze	74
Humanität in der Fabrik	238
Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.	
No. 1. Biberjäger	202
„ 2. Taubenjagden	203
„ 3. Der Rackun	267
„ 4. Ein Kampf mit grauen Bären	301
„ 5. Ein Lager in den Felsengebirgen. Der alte Schwede	464
„ 6. Das Musethier	465
„ 7. Eine Bärenmutter	487
„ 8. Ein Abenteuer auf der Entenjagd	599
„ 9. Eine Hirschjagd	600
Jagdzug, ein, im Kaffernlande	458
Industrie-Ausstellung, die, in Paris	480
Kampf, der, vor Sebastopol	317
Kertsch und das asow'sche Meer	326
Kleinigkeiten, militairische.	
No. 1. Zum Verständniß der Kriegsbegebenheiten	44
„ 2. Die kriegführenden Mächte	200
„ 3. Zum Verständniß des Kampfes vor Sebastopol	345
König, der, des Humbug und der nordamerikanischen Republiken	410
König, der, v. Sardinien u. seine Verfassung	663
Kriegerleben, aus dem englischen, im Kriege und im Frieden	579
Krim, die, aus der Vogelschau	462
Krim-Wagen, der neue englische	398
Krim-Palast, Fürst Woronzow's, und die Holz-Paläste der Alliirten	96
„Krugbäckerlande", aus dem	448
Kurden- und Kosaken-Bilder.	
I. Kurden	470
II. Kosaken	493
Kuriositäten aus China	628
Land und Leute.	
Ein Besuch im Canton Zürich	435
Lebensbilder aus der Türkei Kleinasiens	442
Lebens- und Verkehrsbilder, Londoner.	
Der alte und der neue Fleisch-Markt	89
Märchen eines Naturforschers	460
Mai, der, in London	299
Malakoff, der, einen Tag nach dessen Erstürmung	624
Mappe, aus der, eines Malers.	
Nr. 1. Im Felde	52
„ 2. Eupatoria	422
Matrosenkeller, ein, in Amsterdam	675
Meeresfestung, die schwimmende, von Eisen.	47
„Mob" und „Mop"	235
Museum, das britische, und die neue Central-Lesehalle	636
Nasmyth's Dampf-Eisenhammer	277
Odessa aus der Vogelschau	575
Position der Alliirten vor dem Malakoff-Thurm und dem Redan	407
Privatleben, aus dem, eines ostind. Königs	438
Reise über die Landenge von Panama mit Eisenbahn	650
Rekrutirungen und Fremdenlegionen	432
Rheinbrücke, die, zu Köln	225
Ruhetage in Bellaggio am Comer See. Von M. M. von Weber	477
„Sängeracademien", von einigen noch wenig bekannten deutschen	249
Schillerfest, das, in Leipzig am 11. Nov. 1855	684
Schlacht, nach der, an der Traktirbrücke	462
Scenen aus dem englisch-französischen Winterlager auf der Krim	34
Sebastopol, Nord- u. Südf., a. d. Vogelsch.	602
Skizzen aus Ungarn. Von Herbert Kg.	
I. Der Csikós	261
II. Esterhaz und Forchtenstein	262
III. Die Haideschenke	275
Skizzenbuche, aus dem eines sächsischen Auswanderers.	
I. Im Walde	39
II. Ein Naturbild	472
III. Eine Nacht auf dem Mississippi	536
Söldner, deutsche, in London. Scene aus d. deutsch. Auswander.-Herberge in London	45
Sonntage, drei, im Hydepark zu London	387
Spiegelbilder, birmanische	343
Spiegelbilder, ostindische	94
Spielbank, eine	59
Straße, eine, in Bakschisarai	66
Stunde, eine, im Sitzungs-Lokale d. Parlam.-Krim-Untersuchungs-Commiss. zu London	497
Stunden, drei, in der deutsch. Fremdenlegion	444
Stunden, acht, „Cevo." Mexikan. Spiegelbild	544
Sturmfluth, die, vor der Elbemündung bis Hamburg am 1. Januar 1855	467
Tage, die letzten, der deutsch. Flotte, v. Hannibal Fischer. Ein Stück deutsche Geschichte	560
Tagebuche, aus dem, eines britischen Legionärs. Shorncliff.	
Ende Oktober. I. Auf Helgoland	626
Im Nov. II. Im Lager bei Shorncliff	655
Tagen, aus den letzten, von Sebastopol	533
Thronfolgerin, die, des „kranken Mannes." Kartoffel und ein neuer Trank dazu	638
Todtenstadt, die, in London	422
Tortur, engl., in Indien u. gegen einen deutschen Glaubensartikel. Von Beta in London	639
Transvaal-Republik, die, im Kafferlande	424
Türke, ein	184
Uebersichtskarte, gedrängte, des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes	548

Digitized by Google

Seite

Versöhnung, die, Friedr. II. mit seinem Vater 570
Volksfest, ein thüringisches 54
Wanderungen durch Deutschland in London. 419
Weg, d., zwischen Balaklava u. d. engl. Lager 437
Weichseldurchbrüche, die, beim diesjährigen Eisgange 242
Wissenschaft, die, im Kriege 445
Zuaven, die, und ihre Geschichte 245

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Ausflüge in chemisch-technische Werkstätten. Von Karl Müller 678
Belagerungskrieg, ein, zwischen Schwalben und Sperlingen 695
Blüthenstaub, der. Von Prof. Willkomm 265
Chemie, populäre, für das prakt. Leben. In Briefen von Johann Faußten dem Jüngeren.
Neunter Brief: Die Brennstoffe, deren wir uns bedienen 24
Zehnter Brief: Die Vorgänge bei der Verbrennung 434
Elfter Brief: Vom Theer 451
Cochenille, die. Von Dr. Willkomm 398
Espartogras, das spanische 407
Gewicht, das, der Erde 255
Hagel, der 239
Küchen-Chemie. Von Dr. H. Hirzel. Kochgeschirre 546
Lungen, die, der Pflanzen 36
Mittheilungen, neue, aus dem Bienenstaate 78
Naturgeschichte, etwas. No. 5. Der Condor 98
Säugethiere, die, Deutschlands in früherer Schöpfungsperiode. Von C. Giebel 653
Sprache und Musik in der Natur.
Erster Artikel 584
Zweiter Artikel 645
Stereoskop, das. Einrichtung u. Geschichte 470
Thierleben, aus dem.
I. Das Todtenlied des Kanarienvogels 279
Verein, der hühnerologische, in Görlitz 578
Wie er- und behält man den Ocean auf dem Tische, oder das Marine-Aquarium 503

Ueber den menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande. Von C. Bock.

Baue, vom, des menschlichen Körpers.
Das Gehörorgan 355
Singen u. Schlingen; Sing- u. Schlingorgane 504
Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.
Die Verstopfung 8
Die Lungenschwindsucht 495
Der Schlagfluß 248
Ueber den Werth der Klystierspritze 276
Die Leiden des Stimm- und Singorgans 637
Aus Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen. Uebersicht der Lebens- und Gesundheits-Regeln. Das vegetative Leben im menschlichen Körper 76
Gegen Beutelschneider-Charlatanerie.
I. Geheimmittel 613
Gesundheits-Regeln.
Willkürliche Bewegungen. Turnen 91
Die weibliche Kleidung 213
Wie der Magen im gesunden und kranken Zustande zu behandeln ist 410
Gesundheitspflege, zur.
Der Respirator 409
Gesundheitspflege, zur, und Erziehungslehre.
Der Mensch im Kindesalter 419
Der Mensch im zweiten Kindesalter 433
Das Knaben- und Mädchenalter. Die Schuljahre 474
Haut- und Haar-Krankheiten.
I. Hühner-, Elster- oder Krähenauge; Leichdorn 529
Homöopathie, die, ein Gewebe von Täuschungen, Unwissenheit und Unwahrheiten, im Interesse der Volksaufklärung beleuchtet von Prof. Dr. Bock in Leipzig 426
Kenntniß, zur, des gesunden und kranken Menschen.
Der Schmerz 46
Methoden, die verschiedenen, d. Heilkunst.
Die Homöopathie. Aufforderung an die Homöopathen 315
Naturheilkraft, die.
Warum Krankheiten ohne und trotz Arzneien heilen 329
Blutung 386
Entzündung 472
Physiologie, zur, des Gesanges 577
Stimmorgan, das, bei Mensch und Thier 570

Erziehungswesen und Kulturgeschichte.

Bilder, kulturgeschichtliche. Von K. Biedermann.
6. Die Nahrungs- u. Erwerbsverhältnisse 62
7. Die Untugend des Trunkes bei unseren Altvordern 372
8. Schriftstellerverhältnisse im vorigen Jahrhundert 462
Briefe, populäre, über Musik. Von J. C. Lobe.
Erster Brief 544
Zweiter Brief 648
Frauenbestimmung, über. Von K. Biedermann.
I. Der allgemeine Charakterunterschied beider Geschlechter
II. Die Frau im Hause, in der Gesellschaft, im praktischen Lebensverkehr 482
III. Die Frauen in der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft 222
IV. Die Frauen in der Politik 488
V. Der Erziehungsberuf der Frauen 666
Gewerbeleben, aus dem. Das unfreiwillige lange Creditgeben der Handwerker u. Kaufleute. Von K. Biedermann.
I. Die Nachtheile des langen Creditgebens 389
Handwerker-Briefe.
Nr. 1 298
Nr. 2 516
Ist die Sterblichkeit des Menschengeschlechts gegenwärtig ungleich geringer als in früherer Zeit? 199
Kinderstube, aus der. Von Auguste Herz 490
Momente, die wichtigsten, aus der Geschichte der Architektur.
I. Vorklassische Baukunst (indische, babylonische, persische u. ägyptische Architektur) 595
Sorge für Leben und Gesundheit Gewerbtreibender. Mittheilungen aus England 288

Verzeichniß der Illustrationen.

Anapa 329
Apparate, chemisch-technische 679, 680, 681
Armee, die russische 43
Aus dem Kampfe in der Krim 534
Bärenmutter, eine 487
Barth, Dr. Heinrich. Portrait 486
Baschi-Bozuks vor einem Ueberfalle 361
Beranger. Portrait 21
Bersaglieri's, die 663
Bilder, lebende, des leipz. Schillerfestes. 682, 683
Birmingham-Institut, das, in Birmingham. 691
Blüthenstaub, der 265
Bosquet. Portrait 531
Brest 337
Bretterbütten, die, der Alliirten in der Krim 96
Briefträger, ostindische 405
Castell, das, der Semiramis in Wan 61
Centr.-Lesehalle, die neue, im britisch. Museum 635
Charlotte von Schiller. Portrait 215
Clysepomp, drehbares 276
Cochin-China-Hühner 528
Comer-See, der, und seine Umgebung 478
Coliös, der 261
Cuvier, George 611
Deichbruch in Kirchwärder 468
Einbornssäule, persische 597
Espartogras, das spanische 408
Feldprediger, der, auf der Kanone 53
Fleischerbude, eine, in Baktschisarai 67
Fluth-Docks, die, von Southampton 209
Frauenleber, die verkrüppelte 214
Friedhofsgang, ein 459
Fürst und Künstler 527
Galilei, Galileo 297
Garde-Cürassiere, die französischen 543
Gefangenanstalt, die neue, zu Breslau 151
Gesellen, die drei 5
Gehörorgan, das 356
Goethe's Aeltern. Portraits 447
Grabmal des Cyrus 597
Grabmal, das, Napoleon's 519
Hafen, der königsberger 588
Haideschenke, ungarische 273
Helgoland aus der Vogelschau 375
Hochzeitszug, ländlicher, aus dem regensberger Bezirk in der Schweiz 435
Horst, des Adlers 27
Hühnerauge, ein 530
Innere, das, einer Parallele auf der französischen Linie vor Sebastopol 204
Irrigateur, der 277
Iskander Bei 285
Kaiserin, die, von Trapezunt 325
König, Heinrich 419
Kosaken-Offizier und Tochter 493
Krim, die, aus der Vogelschau 161
Krim-Palast, der, des Fürsten Woronzow 97
Krim-Wagen, der neue englische 598
Kurden 474
Lager, das, der Fremdenlegion bei Shorncliff 555
Leber, die gesunde 213
Lungen, die, der Pflanzen 37
Magen, ein kranker 136 414
Malakoff, der, einige Tage nach dessen Erstürmung 482 623
Marseille 233
Matrosenschlafstelle in Amsterdam 675
Mendeh-men, Kaiser von Birmanien 313
Mundhöhle, die 502
Napier, Charles, als Wahlcandidat 617
Nasmith's Dampf-Eisenhammer 278
Neuwerk in der Nacht v. 1. zum 2. Jan. 469
New-York. Aus der Vogelschau 80
Nightingale, Miß Florence 73
Ocean, der, auf dem Tische 504
Ochsenlende, Ritter 221
Odessa, aus der Vogelschau 575
Orgoni, Gen.-Feldmarsch. d. birman. Kaisers 313
Overweg, Adolph. Portrait 486
Pagode von Madura 596
Palast, der, der Industrie-Ausst. in Paris 481
Palmerston. Portrait 433
Pelissier, Befehlsh. d. franz. Armee im Orient 341
Pelissier. Portrait 531
Perkin's, Jacob, Dampfflinte 445
Plan der Belagerung einer Festung 345
Position der Alliirten vor dem Malakoff-Thurm und dem Redan 407
Rache, des Hochländers 583
Rekrutenwerbungen in England 429
Respirator, der 409
Rheinbrücke, die neue, zu Cöln, nach dem festgestellten Entwurfe 226
Ritt, der letzte, St. Arnaud's 52
Säulensaal, ägyptischer 597
Schiller in Volksted 353
Schiller's Aeltern 611
Schnürleibchen, ein 214
Schön, von, Königl. preuß. Staatsminister 395
Schraube, die archimetische 49
Schröder-Devrient, Wilhelmine, u. Beethoven 493
Schwerting, der Sachsenherzog 33
Sebastopol und der Kampfplatz vom Fort Konstantin aus gesehen 317
Sebastopol. Nord- und Südseite. Aus der Vogelschau 602
Simrock, Karl. Portrait 555
Spiller v. Hanenschild, George. Portr. 305
Staatswagen, der, des birmanischen Kaisers 313
Stein, Freiherr vom und zum. Portr. 417
Stimmorgan, das 571
Taganrog 357
Tempel, buddhaistischer 595
Thomas, General, in Pera 53
Thurm, befestigter, bei Eupatoria 423
Todtenstadt, die, Londons 423
Toulon 45
Truppen, sardinische, auf der cornischen Straße zwischen Nizza und Genua 253
Uebersichtskarte, gedrängte, des russisch-türkischen Kriegschauplatzes 518
Versöhnung, die, Friedr. II. mit seinem Vater 567
Verwundeten-Transport der Alliirten nach der Schlacht 459
Vieh- und Fleischmarkt, der neue, in London 89
Von den Engeln und Störchen 382, 383
Weg zwischen Balaklava und dem engl. Lager 437

Digitized by Google

Nr. 1 Berlin, 1. Januar 1891 I. Jahrgang

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt

Erscheint in wöchentlichen Nummern von mindestens 16 Seiten Quart. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Ein Weihnachtsabend.

Von Ernst Ziel.

Es war Weihnachtsabend. Ich hatte mich in mein Zimmer eingeschlossen, um ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können. Ich war allein, ganz allein auf der Welt, denn meine Eltern waren gestorben, und Geschwister hatte ich nicht. Ich war Student und hatte mich mit Leib und Seele der Wissenschaft ergeben. Ich hatte mir vorgenommen, Professor zu werden, und ich hoffte, es auch zu werden. Ich hatte Talent und Fleiß, und ich war ehrgeizig. Ich wollte es zu etwas bringen, um meiner Eltern willen, die mich so sehr geliebt hatten, und um meiner selbst willen, weil ich mich nicht unter die Mittelmäßigen rechnen wollte.

Ich hatte mich in mein Zimmer eingeschlossen, um ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können. Ich war allein, ganz allein auf der Welt, denn meine Eltern waren gestorben, und Geschwister hatte ich nicht. Ich war Student und hatte mich mit Leib und Seele der Wissenschaft ergeben. Ich hatte mir vorgenommen, Professor zu werden, und ich hoffte, es auch zu werden. Ich hatte Talent und Fleiß, und ich war ehrgeizig. Ich wollte es zu etwas bringen, um meiner Eltern willen, die mich so sehr geliebt hatten, und um meiner selbst willen, weil ich mich nicht unter die Mittelmäßigen rechnen wollte.

nen vertraue ich mich an, denn ich weiß, daß Sie meinem verstorbenen Vater, dem alten Buchhalter des Hauses Simoni, mehr ein Freund als ein Diener gewesen sind. Georg, ich habe die gewichtigsten Gründe von der Welt, meine Anwesenheit geheim zu halten, und so rasch als möglich weiter zu reisen."

„Sie, Sie sind hier!" sagte bewegt der Greis, indem er noch einmal die Hand des jungen Mannes ergriff. „Wohl war Ihr Vater mein Freund, wir hatten keine Geheimnisse vor einander, und haben nicht selten von Ihnen gesprochen — —"

„Still, Georg, still!" sagte Franz düster. „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Treffe ich dereinst dort oben meinen Vater wieder, so werde ich das vor ihm zu verantworten wissen, was ihm in seinen letzten Tagen Kummer bereitet hat. Die Zeit vergeht," fügte er unruhig hinzu — „kann ich Ihre Rückkehr hier erwarten?"

„Bereiten Sie sich vor, Madame Simoni zu sprechen!"

Georg half Franz den schweren Reisepelz ablegen, dann nahm er seine Blumen, und verließ das Zimmer.

„Der arme junge Mann!" murmelte er vor sich hin. „Fast möchte ich glauben, daß sein bleiches, hageres Gesicht und seine unruhigen Blicke bestätigen, was man von ihm vermuthet. Wie blühend und schön war er, als er uns das letzte Mal besuchte — ich hätte ihn jetzt wahrhaftig nicht wieder erkannt. Madame muß ihn empfangen, und sollte ich mich einer List bedienen müssen, ihn einzuführen. Der arme Franz ist ja der Sohn ihres einzigen Bruders und meines besten Freundes!"

Franz Osbeck ging unruhig im Zimmer auf und ab.

II.

Wir betreten eine halbe Stunde früher als Georg den glänzend decorirten Hauptsaal der Wittwe Simoni. Wirthin und Gäste schienen zu wetteifern, den raffinirtesten Luxus zur Schau zu tragen. Man sah einen Flor junger Damen in den reizendsten Toiletten, da war kein Kopf, den nicht schimmernde Blumen, kein Busen, den nicht ein kostbares Diamantgeschmeide schmückte. Paris und London hatten die theuersten und geschmackvollsten Roben zu diesem Feste geliefert. Die Tafel war vorüber, und die von Champagner erhitzten Gäste gaben sich mit einem wahren Feuereifer den flüchtigen Freuden des Tanzes hin. Die bedächtigen Alten saßen in den Nebenzimmern beim Spiel oder an mit Flaschen besetzten Tischen.

Der Sohn vom Hause, Robert Simoni, stand mit gekreuzten Armen in einer der Fenstervertiefungen und sah sinnend dem Tanze zu. Er schien den allgemeinen Frohsinn nicht zu theilen, den er selbst durch seinen Reichthum vorbereitet; mit düster glühenden Blicken verfolgte er ein Tänzerpaar, das aus zwei stark kontrastirenden Personen zusammengesetzt war. Der Tänzer mochte ein Mann von einigen vierzig Jahren sein; er trug einen eleganten Ballanzug von auffallend hellen Farben und strotzte von Goldschmuck. Sein Gesicht war völlig bartlos, aber von vielen Falten durchzogen, die bei dem unaufhörlichen Lächeln stärker hervortraten. Den ziemlich dicken Kopf schmückte eine dunkle Perrücke, die über der Stirn ein hohes Toupet bildete. Seine Tänzerin war die schönste Dame der Gesellschaft, obgleich sie nicht mehr zu den jüngsten zählte, und wir irren nicht, wenn wir ihr Alter auf vierundzwanzig Jahre schätzen. Sie war einfach in dunkle Seide gekleidet, so daß sich ihre elegante Gestalt in dem Kreise der Tanzenden stets unterscheiden ließ. Sie hatte den niedlichsten Fuß von allen, die diesen Abend den Parketboden berührten. An ihrem schneeweißen runden Halse schimmerte eine feine Goldkette mit einem kleinen Kreuze. Den vollen Busen schmückte eine einfache weiße Rose von mattem Silber. Wie der Ausdruck ihres schönen Gesichts waren auch ihre Bewegungen ruhig, aber von unbeschreiblicher Grazie und Eleganz.

„Sie kokettirt mit der bescheidenen Toilette!" flüsterte eine junge Dame ihrem Tänzer zu, die in der Nähe des beobachtenden Robert stand. „Ist das ein Ballkleid?" fügte sie spöttisch hinzu. „Man sollte glauben, die gute Dame befände sich in einem Trauerhause."

„Vielleicht hat sie keine große Auswahl von Roben," flüsterte der Tänzer zurück.

„Wohl möglich!"

„Wer ist denn diese schwarze Taube?"

„Man sieht sie stets im Gefolge der Madame Simoni — vielleicht eine arme Verwandte. Ich saß bei Tafel neben ihr, — sie spricht nicht viel, aber gut, das muß ihr der Neid lassen. Ihr ganzes Wesen erscheint mir so niedergedrückt — —"

Das Gespräch ward unterbrochen, da die Tänzer von der Fluth des Gallops mit fortgerissen wurden. Der bunte Tänzer mit seiner schwarzen Tänzerin stand jetzt in der Nähe Roberts.

„Ich bitte, mein Herr," flüsterte sie, „erlauben sie mir, daß ich abtrete — der rasche Tanz hat mich so erschöpft, daß ich mich unwohl fühle."

„Befehlen Sie, daß ich Sie in ein Nebenzimmer führe?" fragte rasch der Stutzer. „Es herrscht in der That eine glühende Hitze in dem Saale."

Robert trat rasch zu der Dame.

„Wie, Helene, Sie fühlen sich unwohl?" fragte er hastig.

„Es wird vorübergehen, Herr Simoni, wenn ich mich erholen kann!" antwortete sie in einem Tone, der ihre Ueberraschung, aber auch das Bemühen verrieth, die sorgliche Aufmerksamkeit des jungen Mannes von sich abzulenken.

„Ich führe Sie zu meiner Mutter, Helene!" sagte Robert, indem er ihr mit der Dienstfertigkeit den Arm bot, die seine große Besorgniß um die junge Dame verrieth. „Herr Petersen," wandte er sich zu dem bunten Stutzer, „wird mir erlauben, daß ich ihm seine Tänzerin auf kurze Zeit entführe."

Herr Petersen trat ehrerbietig vor dem reichen Manne zurück; er hatte auf die Bitte desselben keine andere Antwort als ein schmerzlich devotes Lächeln, das er halb an Helene, halb an Robert richtete. Mit eifersüchtigen Blicken verfolgte er das junge Paar, das Arm in Arm in der Thüre eines Seitenzimmers verschwand. Dann zog er sein duftendes Taschentuch hervor, trocknete sich die schweißbedeckte Stirn und trat zu dem Buffet, um durch ein Glas Limonade sein aufgeregtes Blut ein wenig zu beruhigen.

„Ich danke Ihnen, Herr Robert," flüsterte Helene, „daß Sie mich von der peinlichen Gesellschaft dieses Herrn befreit haben. Ich wäre vor Ueberdruß umgekommen, hätte ich den Tanz mit ihm beendigen müssen."

„Es bedurfte wenig Scharfsinns, Ihre Absicht zu errathen; aber, Helene, Sie verzeihen meiner Besorgniß um Sie die Bemerkung, daß der Ball nicht die gehoffte Wirkung auf Sie ausübt —"

„Wie, Herr Robert?" fragte rasch die junge Dame, die in der That so erschöpft war, daß sie sich unwillkürlich in dem Sopha niederließ, zu dem ihr Begleiter sie geführt hatte. Die Phrase von dem Ueberdrusse an der Unterhaltung war nur erfunden, um Roberts Gefälligkeit zurückzuweisen.

Der junge Mann, der in dem Zimmer keine Gäste sah, setzte sich ihr zur Seite.

„Helene," flüsterte er, „mit innigem Bedauern habe ich Ihr stilles, schüchternes Wesen bemerkt, das ich für eine Folge Ihrer Stellung hier im Hause halte; so darf es nicht länger bleiben, und nicht das Mitleid, sondern die Achtung vor Ihnen hat in mir den Entschluß gestaltet, Ihnen die Anerkennung zu verschaffen, die Ihnen mein Herz bei dem ersten Erblicken zollen mußte. Sie wissen, daß ich die Veranlassung zu diesem Feste gegeben habe, daß es Mühe gekostet, meiner Mutter gegenüber, die geräuschvollen Vergnügungen abhold ist, den Plan durchzusetzen: es ist mir gelungen, und jetzt bekenne ich, von meinem Herzen gedrängt, daß das Fest veranstaltet ist, um eine Abwechselung in Ihr einförmiges Leben zu bringen, mehr aber noch, um Ihnen darzuthun, daß Ihr Verweilen bei meiner Mutter von der höchsten Bedeutung für mich ist. Helene, Sie sind die Königin des Festes und meines Herzens! O zweifeln Sie nicht an der Wahrheit dieser Worte — ich werde sie meiner Mutter wiederholen, damit sie weiß, daß Helene mehr ist, als die einfache Gesellschaftsdame, damit sie erfährt, ihres einzigen Sohnes Glück hängt von Ihnen ab."

„Mein Herr, mein Herr!" stammelte die bestürzte Helene, indem sie dem jungen Manne ihre zarte Hand zu entwinden suchte.

„Helene," fuhr Robert fort, „ich darf, wenn ich dieses Bekenntniß nicht in einem für Sie verletzenden Lichte erscheinen lassen will, die Bitte nicht unausgesprochen lassen: bleiben Sie immer in unserm Hause, werden Sie die Tochter meiner Mutter, werden Sie meine Lebensgefährtin!" fügte er mit bebender Stimme hinzu.

Helene saß regungslos vor ihm; sie ließ ihre Hand in der seinigen und eine hohe Purpurröthe erschien auf ihren lilienweißen

Digitized by Google

Wangen. Robert harrte in ängstlicher Spannung ihrer Antwort. Sein ganzes Wesen verrieth die schrankenlose Leidenschaft, die in seiner Brust tobte. Und wahrlich, wie keine Andere war Helene fähig, die Gluth der Liebe in einem jugendlichen Herzen zu entzünden; sie verdiente es, das Prinzip aller Handlungen Roberts zu sein.

Als sie immer noch schwieg, flüsterte Robert mit bebender Stimme:

„Verzeihung, Helene, ich wollte Sie nicht kränken, ich weiß, daß die Liebe einer langen Vertraulichkeit bedarf, um eine offene Erklärung zu wagen; aber zweifeln Sie deshalb nicht an meiner Aufrichtigkeit, ehe ich mich Ihnen entdeckte, habe ich mich geprüft, und ich fand kein anderes Mittel, meinem qualvollen Zustande ein Ende zu machen, als Ihnen meine Hand und mein Vermögen anzutragen! Darf ich mit Ihnen vor meine Mutter treten —?"

Jetzt schlug Helene ihre großen, seelenvollen Augen auf, in denen helle Thränen erglänzten.

„Und wenn Sie sich dennoch getäuscht hätten?" fragte sie mit vor Rührung zitternder Stimme. „Wenn Sie das für eine zärtliche Neigung hielten, was nichts anderes ist als Mitleid mit einem armen, allein stehenden Wesen, das Ihrer Mildthätigkeit empfohlen ward?"

„Ich schwöre Ihnen, Helene, daß ich mich nicht täusche!" rief hingerissen der junge Mann. „Dort im Saale tanzen die ersten Schönheiten der Residenz, sie haben sich bis zum Ueberflusse geschmückt, um zu strahlen — sie lassen mich kalt, Helene, und ich bedauere die Anstrengungen, die man macht, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Verbannen Sie diese Bedenken, und können Sie meine Liebe erwiedern — — —"

„Herr Robert," fiel sie rasch ein, „wie undankbar muß ich Ihnen erscheinen, daß ich auf so ehrende Anträge eine ausweichende Antwort gebe. Es lastet ein Familiengeheimniß auf mir, dessen Bewahrung eine heilige Pflicht ist. Ich sage, es lastet auf mir, und dennoch darf ich es nicht aussprechen, selbst um den Preis des großen Glückes, das Sie mir so eben in Aussicht stellten; und durch Ihre Hand in den Kreis einer hochachtbaren Familie eingeführt zu werden, halte ich für ein Glück, das ich kaum verdiene. Mein Herr," fuhr sie unter leisem Schluchzen fort, „ich werde es als ein Zeichen Ihrer wirklichen Achtung halten, wenn Sie mir die Erfüllung meiner Pflicht dadurch erleichtern helfen, daß Sie meine Schuld gegen die Großmuth ihrer Familie nicht vermehren. Herr Simoni, ich kann, ich darf Ihnen jetzt nicht mehr sagen; aber es kommt ohne Zweifel eine Zeit, wo ich meine Dankbarkeit in ihrem ganzen Umfange an den Tag legen kann."

Dem jungen Manne fehlte der Muth, weiter in Helenen zu dringen. Wie schön, wie heilig erschien sie ihm in ihrem stillen Schmerze, dessen Grund er auch jetzt nicht erfahren sollte, nachdem er sich so rückhaltslos erklärt hatte. Die Zweifel, die sie in sein Herz geschleudert, stachelten die Eifersucht an, und dieser Scorpion steigerte seine Liebe bis zur Anbetung. Wie groß, wie erhaben mußte ihre Neigung sein, da sie es vorzog in einer abhängigen, untergeordneten Stellung zu bleiben, für die sie offenbar nicht geboren war, statt die Hand eines reichen jungen Mannes anzunehmen, um dessen Besitz sie die Töchter der ersten Familien beneiden würden. Robert hatte längst gefühlt, daß Helene kein gewöhnliches Weib war; jetzt vergrößerte sie seine Achtung durch die ruhige Ergebung in ihr Schicksal.

Der Tanz in dem Saale war zu Ende, und das Zimmer füllte sich mit fröhlichen Herren und Damen. Auch Herr Petersen erschien, der Miene machte, sich nach dem Befinden seiner Tänzerin zu erkundigen.

Robert und Helene erhoben sich.

„Ich versprach Ihnen, Sie zu meiner Mutter zu führen," sagte er laut. Sie wird sich in dem blauen Zimmer befinden — ich bitte um Ihren Arm!"

Begleitet von der allgemeinen Aufmerksamkeit der Anwesenden verließen die beiden jungen Leute das Gemach. Sie betraten das blaue Zimmer, und hier treffen sie Madame Simoni. Die Wittwe, eine Frau von einigen fünfzig Jahren und ungewöhnlicher Corpulenz, saß in einem großen Lehnstuhle.

„Gut, daß Du kommst!" rief sie ihrem Sohne entgegen.

„Warum? "

„Es steht uns eine Ueberraschung bevor. Da Du der Veranstalter des Balles bist, wird sie Dir doppelt willkommen sein."

„Was ist es, Mutter?" fragte Robert, der immer noch Helenen's Arm in dem seinigen hielt.

„Ich wollte mich so eben zurückziehen, als Georg einen neuen Gast anmeldete, der mir allein vorgestellt sein wollte, bevor er den Saal beträte."

„Hat er seinen Namen genannt?"

„Nein. Ich glaube den Empfang nicht verweigern zu dürfen; da ich aber bis zum Tode erschöpft bin, wirst Du bei mir bleiben; um die lästige Ceremonie abzukürzen."

„Wann darf ich zurückkehren, um Madame Simoni in ihr Zimmer zu begleiten?" fragte Helene, sich verneigend.

Die dicke Frau reichte lächelnd dem jungen Mädchen die Hand.

„Darf ich Sie bitten, liebe Helene, mich in dem kleinen Kabinette zu erwarten? Ich hoffe, Robert wird mir nach fünf Minuten den Rückzug gestatten."

Der junge Mann führte Helenen höchst galant zu dem Kabinet, öffnete die mit Gardinen versehene Glasthür desselben, und ließ sie eintreten. Dann schloß er die Thür und kehrte mit einem unterdrückten Seufzer zu seiner Mutter zurück.

„Robert, Du bist verstimmt, während Deine Gäste jubeln!" sagte sie. „Anstatt Dich im Saale zu zeigen, widmest Du Deine ganze Aufmerksamkeit ausschließlich unserer armen Helene — was soll ich davon denken?"

Er neigte sich über den Armsessel zu ihr.

„Mutter," fragte er, „hat Ihnen Helene noch keine vertrauten Mittheilungen gemacht? Wissen Sie immer noch nicht mehr als das, was Ihnen der Doctor gesagt hat?"

„Die Empfehlungen eines so würdigen Mannes genügen, mein Sohn, um alles Mißtrauen zu verbannen. Außerdem hat Helene in dem halben Jahre, das sie bei uns ist, sich des Vertrauens würdig gezeigt, das ich in sie gesetzt. Sie ist mir nicht mehr eine Gesellschafterin, die mir die Zeit verkürzt; sie ist mir eine unentbehrliche Freundin geworden. Trotzdem aber kann ich den Wunsch auszusprechen nicht unterlassen, daß Dein Benehmen gegen das junge Mädchen diskreter sein möge. Dies erfordert nicht nur Deine Stellung als Chef des Handlungshauses Simoni, es ist auch nöthig, wenn mein Verhältniß zu ihr dasselbe bleiben soll. Ich würde kein geringes Opfer bringen, müßte ich mich des Umganges des armen Mädcheus entäußern. Herr Petersen, ein reicher Kapitalist, hat mir vor einiger Zeit nicht undeutlich seine Absichten auf Helenen zu erkennen gegeben. Ich kann mich nicht entschließen, das gute Kind darauf aufmerksam zu machen; es wird aber geschehen, Robert, wenn —"

„Wenn ich sie anders behandle, als ihre Dienerin?" fragte Robert spöttisch.

„Wenn Du den Vorsatz ausführst, den Winter hier zu bleiben. Deine Pflicht ruft Dich nach Hamburg, und ich hoffe, Du wirst Deiner Pflicht genügen. Wir sprechen ausführlicher über diese Angelegenheit, Robert, denn sie ist mir von Wichtigkeit."

In diesem Augenblicke öffnete Georg die Thür, ließ Franz, den Neffen der Wittwe, eintreten, und schloß sie wieder. Mutter und Sohn erkannten den Angekommenen nicht sogleich, der durch seine schlichte, durchaus nicht ballmäßige Kleidung ihre Verwunderung erregte. Franz war erstaunt, Robert vorzufinden, denn der alte Georg hatte ihn versichert, er werde die Tante ohne Zeugen sprechen. Er verneigte sich, trat der Wittwe näher, und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

„Ein später und dabei ungeladener Gast!" sagte er. „Madame Simoni wird dem Sohne ihres Bruders verzeihen, daß er sie den Freuden des Balls auf einige Minuten entzieht."

„Franz!" rief überrascht die Wittwe, indem sie den bleichen Mann anstarrte.

Der junge Kaufmann erwiederte den Gruß durch eine kalte, nachlässige Verbeugung, so daß Franz seine Absicht, ihm die Hand zu reichen, nicht ausführte.

„Ich bin auf der Reise," fuhr er fort; „ein Zufall setzte mich in Kenntniß, daß die Freuden der Sylvesternacht Sie wach erhielten, und ich zögere nicht, Sie um eine Unterredung bitten zu lassen, die für mich wichtig und Ihnen vielleicht nicht unangenehm ist, da ich Sie meine Tante nennen darf."

„Der Vetter ist gewiß in Noth!" sagte Robert in einem spöttischen Tone, der seine feindselige Gesinnung gegen Franz deutlich verrieth. Wenn dies ist, kann er sich versichert halten, daß unsere Unterstützung ihm die Fortsetzung seiner Reise ermöglichen wird."

Digitized by Google

„Robert," sagte Franz Osbeck in einem schmerzlichen Ausdrucke, „hat die Zeit immer noch nicht Deine Ansicht von mir geändert? Ich will sie nicht gewaltsam zu meinen Gunsten ändern —"

„Diese Mühe würde auch vergebens sein!" rief Robert. „Meine Ansicht von Dir steht so fest, daß ich Dich bitten muß, mir Dein Hotel zu nennen und dort die Unterstützung zu erwarten, die ich Dir, ohne daß Du darum bittest, senden werde."

Franz zuckte heftig zusammen und seine Lippen zitterten, als er sich, mit großer Anstrengung seine Fassung bewahrend zu Madame Simoni wandte:

„Ich bin nur in der Absicht gekommen, die Schwester meines guten Vaters zu sprechen; weist auch sie mich ab, so habe ich in dem Hause meiner einzigen Verwandten auf dieser Welt nichts mehr zu suchen."

Die Wittwe hatte erschreckt die jähe Gesichtsveränderung des Neffen beobachtet.

„Besuchen Sie mich morgen Mittag wieder!" stammelte sie.

„Zehn Minuten genügen, liebe Tante!" bat Franz in sichtlicher Angst. „Ich muß reisen —"

„Hier ist Geld!" rief Robert, indem er seine kostbare Börse hervorzog und sie dem jungen Osbeck vor die Füße warf. „Reisen Sie, mein Herr, reisen Sie in Gottes Namen!"

„Das ist zu viel!" rief Franz mit erstickter Stimme und indem er am ganzen Körper zitternd, einen Schritt zurücktrat. „Robert, Du bist ein Elender!" fügte er mit glühenden Blicken hinzu, die seinem bleichen Gesichte ein erschreckliches Ansehen gaben. „Mir, mir wirfst Du wie einem Bettler Deine Börse zu? Ich habe vergessen wollen; doch Du regst meine Erinnerung gewaltsam an —"

„Und wessen erinnert sich denn der Herr?" fragte Robert, den furchtbar aufgeregten Franz mit spöttischen Blicken messend.

„Daß mir die Hälfte des Vermögens gebührt, mit dem Herr Simoni vor der Welt prahlt! Ja, mein Herr, ich weiß nur zu genau, daß mein guter Vater mehr als der Buchhalter seines Schwagers war. Diese Börse enthält erschlichenes Geld!" fügte er hinzu, indem er sie mit dem Fuße zurückstieß. „Behalten Sie es, es mag auf Ihrer Seele brennen wie Höllenfeuer! Ihr Vater ließ den alten Buchhalter fürstlich begraben, die Journale strotzten von pomphaften Todesanzeigen, und seiner Treue wurde öffentlich erwähnt; aber sein Geld blieb heimlich in der Kasse. Man erklärte mich für verrückt, als ich meine Ansprüche erhob —"

„Und ich werde diese Erklärung bestätigen!" sagte Robert in kalter Ruhe. „Wer es wagt, einen Todten in der Erde zu schmähen, ist ein Wahnsinniger. Mutter, Sie sind Herrin vom Hause — ich erwarte Ihre Befehle, wenn Sie nicht wollen, daß ich aus eigenem Antriebe handele."

Das volle Gesicht der Wittwe war ein wenig bleich geworden; aber mit einem bedeutenden Lächeln sagte sie:

„Der gute Neffe hat die fixe Idee, daß sein Vater stillschweigender Compagnon meines seligen Mannes war, er will durchaus nicht glauben, daß er nur den Posten eines ersten Buchhalters bekleidet und dafür einen jährlichen Gehalt von tausend Thalern bezogen hat — ein schönes Geld für einen einzelnen Mann. Doch streiten wir nicht darüber — die Rechtlichkeit meines Gatten war zu bekannt, als daß ein leichtsinniger Mensch sie mit Erfolg antasten könnte. Damit es nicht scheint, als wolle ich durch Geschenke ein Vergehen ausgleichen, ziehe ich meine Hand von Herrn Franz zurück — wo ist Helene? Ich will nach meinem Zimmer gehen."

Sie setzte eine Glocke in Bewegung, die neben ihr auf einem Tische stand. Auf dieses Zeichen öffnete sich die Thür des Kabinets, und Helene trat ein.

„Madame! Madame!" rief Franz in einer fürchterlichen Aufregung. Er wollte fortfahren, aber wie plötzlich gelähmt an Geist und Körper starrte er die eintretende Helene an. Die Aufregung der Mutter und des Sohnes war so groß, daß sie den Zustand des jungen Mädchens, der dem ihrigen glich, nicht bemerkten, eben so wenig den bedeutungsvollen Blick, den sie dem armen Franz zusandte. Zugleich deutete sie mit der zitternden Hand auf die weiße Rose an ihrer Brust. Dieses Zeichen wirkte wie ein Zauber auf den regungslosen Franz; seine Züge belebten sich, in dem kalt glänzenden Auge zeigten sich Thränen, und, beide Hände auf die Brust gepreßt, suchte er den jähen Ausbruch eines freudigen Gefühls zu unterdrücken. Mit übermenschlicher Anstrengung rang Franz nach Ruhe. Die Erscheinung des reizenden Wesens aber hatte zu mächtig auf ihn gewirkt, als daß er die Folgen in sich zu verschließen vermochte. Er bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Die Thränen eines Mannes erschüttern das kälteste Herz; Madame Simoni sowohl als Robert konnten dem Weinenden ihr Mitleid nicht versagen. Beide hielten diesen raschen Wechsel seiner Stimmung für eine Wirkung der ausgesprochenen Absicht seiner Tante.

„Sein Verstand hat wirklich gelitten!" flüsterte Robert so laut der Mutter zu, daß Helene, die neben ihrem Stuhle stand, es verstehen konnte.

Helene sandte einen unbeschreiblichen Blick zum Himmel. Dann wartete sie ruhig auf die Befehle der Wittwe. Außer den ungestümen Wallungen des Busens verrieth nichts die gewaltigen Empfindungen, die in ihr tobten. Ihr Gesicht war bleich, aber ruhig.

Madame Simoni erhob sich.

„Ihren Arm, mein Kind!" sagte sie artig.

Die Angeredete unterstützte den schwerfälligen Gang der Dame.

„Du wirst, Robert, diesen Herrn zu trösten wissen!" wandte sie sich im Gehen zu ihrem Sohne.

Aber Robert hörte es kaum; Helene, die ihm in dieser Verfassung noch tausend Mal schöner erschien, hatte sein ganzes Wesen ergriffen. Seine glühenden Blicke schienen das reizende Geschöpf verschlingen zu wollen.

Auch Franz erhob sich und starrte den beiden Damen nach, die langsam der Thür zu gingen. Niemand bemerkte, außer Franz, daß Helene zum zweiten Male auf die weiße Rose deutete, die ihren Busen schmückte. Die Thür schloß sich und Franz und Robert waren allein. Eine peinliche Pause trat nun ein. Der junge Kaufmann hatte nicht den Muth, seinen armen Vetter zu verlassen, der mit gefalteten Händen, als ob er still betete, verklärten Angesichts nach der Thür sah, durch welche die beiden Frauen verschwunden waren. Als ob Franz der Gewalt seiner Empfindungen nicht länger entgegenkämpfen konnte, wandte er sich rasch zu seinem Vetter, und ergriff dessen Hand.

„Robert," rief er, „jetzt verzeihe ich Dir, Alles, Alles! Sieh, ich bin ein armer Mann, und ich verhehle nicht, daß ich gekommen bin, Deine Mutter um eine Unterstützung zu bitten. Du hast mich wie einen Bettler behandelt, hast mich einen Wahnwitzigen gescholten — ja, ich bin ein Wahnwitziger, ein Bettler, behandle mich als solchen, aber gieb mir eine Summe, mit der ich reisen und mir in einem entfernten Winkel der Erde eine Existenz gründen kann. Dann sollst Du mich nie, nie wiedersehen. Der arme Franz wird für Dich todt sein, wie mein Vater für Dich todt ist! Du schweigst, Robert, lächelst mich kalt an — o, vergiß meine Beleidigungen, denke, daß sie Dir ein unzurechnungsfähiger Mensch zugefügt hat! Robert, ich will vor Dir knien, ich will knieend bitten: gieb mir von Deinem Ueberflusse, daß ich nicht in den Abgrund des Verderbens stürze, der mich angähnt. Noch kann ich glücklich werden, und Du, Du allein kannst mich glücklich machen!"

Robert zog seine Hand zurück, die der aufgeregte Franz Osbeck noch einmal ergreifen wollte.

„Was ist das?" fragte er kalt. „Woher kommt diese plötzliche Umwandlung?"

„Frage mich nicht! Frage mich nicht!" bat Franz.

Mit dem Scharfsinne, den die Eifersucht giebt, hatte Robert nach dem Ursprunge der jähen Umwandlung Franzen's geforscht. Die Antwort Helenen's hatte seinen Verdacht geweckt, den Verdacht gegen Alle, die sich in ihrer Nähe befanden. Der spekulirende Kaufmann ging in den glühenden Liebhaber über. Mit einem Blicke überfah er die Lage der Dinge: Helenen's geheimnißvolles, schmerzliches Wesen, und Franz in dieser Verfassung, seit sie in dem Zimmer erschienen war. Seine Angst wollte Gewißheit haben.

„Reisest Du allein?" fragte er mit einem stechenden Blicke.

Franz ward plötzlich ruhiger.

„Allein?" wiederholte er mit unsicherer Stimme. „Wer sollte mich begleiten? Ich bin allein, ganz allein!" fügte er mit unverkennbarer Aengstlichkeit hinzu. „Rüste mich aus, und wenn der Tag graut, reise ich ab."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Weib ist gut / ein Weib ist schlecht /
Ein Weib ist Recht / ein Weib ist Knecht /
Ein Weib ist Lieb / ein Weib ist Leid /
Ein Weib ist Lust / ein Weib ist Streit /
Ein Weib ist Ehr / ein Weib ist Schand /
Ein Weib ist Tod / ein Weib ist Band /
Ein Weib ist Hell / ein Weib ist Pein /
Ein Weib ist Gut / ein Weib ist Schein /
Ein Weib ist Gott / ein Weib ist Teufel /
Ein Weib ist Zweifel / ein Weib ist Zweifel /
Ein Weib ist Zweifel / ein Weib ist Zweifel /
Ein Weib ist Zweifel / ein Weib ist Zweif

Ein Besuch im großen Schuldgefängniß zu London.

Es ist merkwürdig, daß ich wegen der Expedition nach der Krim auf die „Bank der Königin" (wie man Queen's Bench wörtlich übersetzen müßte), in's große londoner Schuldgefängniß kam, freilich, Gott sei Dank, weder als Schuldner, noch als Gläubiger, sondern nur als neugieriger Besucher und als Freund eines Lordssohnes, der vom Papa jährlich blos 6000 Pfund (über 40,000 Thaler) Taschengeld bekam und sich daher genöthigt gesehen hatte, jedes Jahr noch zwischen 10 und 20,000 Thaler Schulden zu machen. Also wir wanderten eines schönen londoner November-Nachmittags, d. h. durch eben so dicken Nebel um uns, als Schmutz unter uns, durch das übliche Gedränge und betäubende Rasseln und Knattern von Menschen und Wagen vermittelst der Waterloobrücke über die Themse hinüber und hinunter in das jenseitige oder Surrey-London, wo Alles noch viel rauchiger und schmieriger, noch viel arbeits- und fabrikgrauer, noch viel sorgenvoller und emsiger aussieht, als in dem London diesseits der Themse. Hinunter die lange breite Waterloostraße vor Eisenbahnhöfen, zwei Theatern vorbei mit einem „Magdalenenstift" in der Mitte bis zum Obelisken und der Blindenanstalt hinunter, von wo wir neulich schon einmal eine Expedition links ab nach Bedlam machten. Diesmal wenden wir uns rechts nach dem von fünf Straßen gebildeten großen Vieleck, in dessen Mitte sich das größte Hotel Londons, dieses Schuldgefängniß, wie ein Schloß erhebt mit einem großen luftigen Spielplatze, groß genug, um ein Regiment Soldaten darin exerciren zu lassen. Die einfache Antwort auf die einfache Frage, wen wir besuchen wollten, verschaffte uns ohne alle Schwierigkeiten Eintritt durch das große eiserne Thor in den großen luftigen Vorhof. Ueber 1000 anständige Fenster blickten ganz harmlos, als kennten sie keine Sorge hinter ihren Scheiben, auf eine Menge spielende und lärmende Gruppen herab. Sie spielten Cricket und Rocket (mit Bällen und Keulen) und thaten dabei so ausgelassen, als wären sie Gymnasiasten oder Studenten in Freistunden, freilich die dicken Bäuche und Backenbärte, die verschmitzten Gesichter, aus deren Physiognomieen die Ströme und Stürme und Zuckungen und Leidenschaften des modernen Geschäftslebens die ächte Schminke der Jugend und ihrer freudig pulsirenden Psyche weggeleckt und verwaschen und hier und da mit häßlichen Furchen durchwühlt hatten, das ehrliche und tragische Unglück, das fest auf den Stirnen einzelner, einsam hin- und herwandernder Spaziergänger saß, eifrige Zwiegespräche in diesem und jenem Winkel, stilles Brüten und in die Luft starren, um darin Mittel und Moneten ausfindig zu machen, weinende Weiber und Kinder, die immer wieder umkehrten, um noch einmal und noch einmal Abschied zu nehmen, eifrig herbeieilende Boten, deren Evangelien schmerzliche oder wüthende Convulsionen auf den Gesichtern hervorriefen — dies Alles erzählte ausführlich und deutlich genug, daß hier die Freude und die Hoffnung und das Glück nur Gäste waren und sich vor Thorschluß entfernen mußten, wie wir. Uebrigens behielt ich nicht viel Zeit, weitere Studien unter den etwa 1500 Bewohnern dieses Hotels (das nur noch etwa 300 Zimmer zu vermiethen hatte, während früher oft über die Hälfte leer standen) zu machen, da ich bald unserm neuen Freunde, dem Lordssohne vorgestellt ward und dieser uns durch seinen gefangenen Löwengrimm und seine gastronomischen Vorstellungen, Weine verschiedener Art, Geflügel, Pasteten, Eingemachtes, Gebratenes, Geräuchertes, Geschmortes und Gebackenes aller Art ausschließlich in Anspruch nahm.

Um hier gleich von vorn herein einem Vorwurfe zu begegnen, als wollt' ich mit der Freundschaft eines Lords leuchten, versichere ich, daß darin gar nichts Schmeichelhaftes für mich liegt. Ich weiß es, daß ich, wie drei Viertel der übrigen Menschheit in den Augen meines hochgebornen Freundes wohl kaum als ein überhaupt nur Geborner, geschweige als ein Ebenbürtiger angesehen werde. Der junge Lord wollte überhaupt nur Leute um sich sehen, um nicht gegen die leeren Wände zu toben und nicht allein zu essen und zu trinken. Die „Ebenbürtigen" waren alle weit fort und liegen theils elendiglich verwundet oder begraben bei Varna, Balaklava und Scutari. So war es mehr ein Zufall, daß ein Engländer, den ich übrigens im Verdacht habe, daß er dem jungen Lord nicht einmal umsonst Freunde zuschleppt, mich einlud, dem gefangenen Löwen die Zeit vertreiben zu helfen. Ich wußte, daß dies keine ehrenvolle Rolle ist, ging aber doch mit, theils um das berühmte Hotel einmal anzusehen, theils einen gefangenen deutschen Bekannten aufzusuchen.

Und dann hat ja der schuldgefangene Sebastopolstürmer auch so etwas Charakteristisches und Romantisches in seiner Lage. Man bedenke nur, daß ihn sein eigener, leiblicher, im Oberhause sitzender Vater in's Schuldgefängniß sperren ließ, freilich nicht um schnöder Geldforderungen willen (da er zuletzt immer die Extraläpperschulden des Sohnes von 10—20,000 Thalern jährlich bezahlt), sondern als zärtlichster der Väter, der den jungen Löwen nicht dem Kampfe der „westlichen Civilisation" geopfert wissen wollte. Der junge Lord (ein zweiter Sohn, denen man in der Regel gute Offizierstellen kauft, um sie für den Mangel der erbenden Erstgeburt zu entschädigen) hatte die ingrimmigste Begeisterung für den Krieg gegen Rußland verrathen, und da er, wie ich selbst sah, auch gefangen sich als den rücksichtslosesten, edeln Hitzkopf zeigte, konnte ich mir seinen tragikomischen Fall und die väterliche Barbarei aus Liebe sehr gut erklären. „Der Junge läuft mir in die erste russische Kanone, die er zu sehen bekommt," hatte der alte Lord gesagt und sich vergebens bemüht, ihn zum Verkaufe seiner Offizierstelle zu überreden. Im Gegentheil hatte diese Zumuthung das edele, kriegerische Feuer in dem jungen, nebeln Hitzkopfe noch mehr aufgeblasen, sodaß Vater, Mutter und Geschwister ihn schon im Voraus als Todten beweinten. Da half nun nichts, es mußten Mittel gefunden werden, das Leben des zärtlich geliebten, schönen Wildfangs zu retten. Und so fand sich der Orient, der ihm den Tod drohte, umgekehrt, dem Sohne westlicher Civilisation das Leben zu sichern. Der alte Lord war nämlich zu einem reichen Juden gegangen, der geschäftlich als Freund in der Noth reichen Jungen bekannt war.

„Wie viel ist Ihnen mein Sohn schuldig?" —

„O, 'ne Kleinigkeit, blos 5000 Pfund, der Herr Sohn haben Credit bei mir auf 10,000 Pfund."

„Das ist Thorheit. Ich bezahle keinen Farthing mehr für ihn. Suchen Sie zunächst nur Ihre 5000 Pfund zu bekommen, denn da er mit nach der Krim geht und in seiner Hitze sich jedenfalls todtschießen läßt, werden Sie Vorsicht nöthig haben."

„Was soll ich thun gegen so 'n einflußreichen jungen Offizier?" —

„Sie lassen ihn ohne Weiteres arretiren, wozu Sie ohne Umstände berechtigt sind, da mein Sohn erwiesener Maßen im Begriff ist, das Land zu verlassen. Die Kosten des Verhaftsbefehles und der sonstigen Procedurен werd' ich tragen." —

Und kurz und gut, so ließ der Vater seinen Sohn einsperren: und so saß er mit uns an einer wohlgefüllten Tafel und aß und trank und schimpfte und tobte über die Liebe seines Vaters zu ihm und die Liebe Aberdeen's zu Rußland und über den von Varna her verpfuschten Feldzug und über die entehrenden Beschränkungen, denen er hier, wie jeder andere gemeine Sterbliche unterworfen sei, und dabei goß er ein Glas starken Portwein nach dem andern hinunter, und hieb mit einer wahren Wuth ein Stück Fleisch nach dem andern von einer mächtigen Rindskeule ab, als bestände jede Faser aus einem Russen, und dabei war er im Grunde doch ganz glücklich über die List, mit welcher es ihm vermittelst seines Dieners gelungen war, die halbe Flasche Wein, die jedem Bewohner des Schuldgefängnisses täglich gestattet war, oft auf 10 Flaschen zu erhöhen, und glücklich über uns, daß wir ihm nur zuhörten und ihn der Qual überhoben, allein zu fluchen und dazu zu essen und zu trinken.

Das Gesetz, welches die spirituösen Erquickungen für jeden Bewohner auf das Maximum einer halben Flasche Wein täglich herabsetzt, ist noch neu. Früher war das Schuldgefängniß oft nichts Besseres, als eine Liederlichkeits-, Trink- und Spielherberge. Kartenspiel ist streng verboten, eben so der Besuch von Damen über Nacht. Daß alle diese Gesetze in der Regel, wenigstens in allen Fällen, wo Geld genug dahinter steckt, übertreten werden, versteht sich von selbst. Die Strafe besteht nach jeder erwiesenen Uebertretung in Einsperrung in den „strong room" (wörtlich

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

Die Verstopfung.

Die Verstopfung des Leibes, die Quelle vielfacher Beschwerden und Gemüthsverstimmungen, läßt sich nur nach vorheriger Besprechung der Leibeseröffnung richtig beurtheilen, und deshalb sei zuerst die Frage beantwortet: was ist Stuhlgang oder Leibesöffnung? Die Ausfuhr von theils unverdaulichen, theis unverdauten oder auch schon verdauten Resten der genossenen Nahrungsmittel entweder in zersetztem oder unverändertem Zustande und gemischt mit Bestandtheilen der Galle, mit Darmschleim und Oberhautpartikelchen der Darmschleimhaut. Dieser Abgang geschieht aus dem Darmkanale nach unten; in manchen Fällen jedoch (gewöhnlich bei vollständigem Verschluß eines Darmstückes) können diese Speisereste (Excremente genannt), selbst aus dem untersten Theile des Darmkanals, auch rückwärts und zum Magen aufwärts geschoben und durch Brechen entleert werden (d. i. Kothbrechen oder Miserere). Ja, bei widernatürlichen und mit einander zusammenhängenden Oeffnungen im Darme und in der Bauchwand wird der Stuhl ganz oder theilweise durch letztere entfernt (d. i. eine Kothfistel). — Um nun einen richtigen Begriff von diesem Speiserestabgange zu bekommen, muß nochmals kurz des Verdauungsprocesses und Verdauungsapparates (s. Gartenl. I. Jahrg. Nr. 22. S. 232) Erwähnung geschehen.

Die zerkauten und eingespeichelten Speisen, nachdem sie verschluckt und aus der Mundhöhle durch Schlundkopf und Speiseröhre in den Magen gelangt sind, werden hier mit Hülfe des sauern Magensaftes in einen Brei (den Speisebrei, Chymus) verwandelt, welcher nach einiger Zeit, nach der Verdaulichkeit der Speisen, in 1—3 bis 6—8 Stunden durch die wurmförmigen Zusammenziehungen des Magens aus diesem hinaus in den Darmkanal geschafft wird. Im obersten Stücke des Darmkanals, im Zwölffingerdarme, wird jetzt der Speisebrei mit Galle und Bauchspeichel durchtränkt und dann auch noch, während er allmälig durch den Darmkanal hindurch geschoben wird, mit Darmsaft und Darmschleim vermischt. Das Fortschaffen des Speisebreies besorgt hierbei, unterstützt von den Zusammenziehungen der Bauchwand und des Zwerchfells (beim Athmen), die Fleischhaut des Darmes, welche durch ihre vom obern zum untern Theile des Darms fortlaufenden, wurmförmigen Zusammenziehungen den Brei vorwärts drückt. Zum leichtern Fortbewegen desselben ist die innere Oberfläche des Darmes, welche von Schleimhaut mit einem feinen Oberhäutchen überkleidet ist, mit Schleim überzogen und dadurch schlüpfrig gemacht. Je weiter der Speisebrei im Darme herabrückt, desto trockener wird derselbe; der Grund davon ist der, daß die Saugadern und Blutgefäßchen in der Darmwand alles Flüssige, das Wasser und die darin aufgelösten Nahrungsstoffe der Nahrungsmittel, aus dem Speisebreie allmälig heraussaugen und in den Blutstrom schaffen. So bleibt natürlich schließlich nur noch das Ungelöste der Nahrungsmittel übrig, was aber, da von der Galle ebenfalls einige Bestandtheile wieder aufgesogen werden und andere nicht, auch noch mit einigen Gallenstoffen und Darmschleim vermischt ist. Das Ungelöste können nun ebensowohl ganz unverdauliche, wie auch verdauliche, aber aus irgend einem Grunde unverdaut gebliebene, daneben aber auch noch bereits verdaute und nicht aufgesogene Substanzen sein. Die Verdauung oder Auflösung der verschiedenen Nahrungsstoffe geschieht nämlich so, daß die eiweißartigen Substanzen vom Magen- und Darmsafte, die fetten Materien durch die Galle, den Bauchspeichel und Darmsaft, die stärkemehlhaltigen Stoffe durch den Mund- und Bauchspeichel verdaut und zur Aufsaugung geschickt gemacht werden. Es hängt sonach von der Gegenwart und Menge des einen oder des andern der genannten Verdauungssäfte ab, ob dieser oder jener von den Nahrungsstoffen ganz oder theilweise verdaut wird oder unverdaut bleibt und dann im letztern Falle unbenutzt mit dem Stuhle aus dem Körper wieder entfernt wird. So würde z. B. bei Mangel an Speichel die Stärke unverdaut bleiben; bei Mangel an Magen- und Darmsaft würden die Eiweißsubstanzen ungelöst mit dem Stuhle abgehen u. s. f.

Die Untersuchung der Excremente bei gesunder Verdauung hat gelehrt, daß dieselben im Allgemeinen hauptsächlich aus sämmtlichen unverdaulichen Bestandtheilen der Nahrungsmittel, besonders der pflanzlichen Speisen, bestehen, sonach vorzugsweise aus den von Cellulose (Pflanzenfaser oder Pflanzenzellstoff) gebildeten Pflanzengebilden, wie: aus leeren oder (mit Blattgrün, Stärkekörnchen, Harz u. s. f.) gefüllten Zellen, Gefäßbündeln und Oberhaut; sodann aus sehnigen, elastischen und knorpligen, sowie Knochenpartikelchen der Fleischnahrung, abgesehen von einer Menge zertrümmerter Fleischfasern. Gewöhnlich finden sich neben den unverdaulichen Stoffen aber auch noch verdauliche, jedoch nicht verdaute, sowie verdaute und nicht aufgesaugte Nahrungsmittel, wie Fett, Stärke, Zucker, Salze (besonders Kalksalze) und Säuren. Dies ist in der Regel dann der Fall, wenn entweder zu viel und zumal von unverdaulichen Substanzen eingehüllte Nahrungsstoffe eingeführt wurden, sodaß die Verarbeitung und Aufsaugung aller unmöglich wurde, oder wenn die Verdauungsorgane nicht in dem Zustande sind, um die gehörige Menge von Verdauungssäften zu liefern und die Aufsaugung des Verdauten zu fördern. Neben diesen Speiseresten machen nun aber auch noch Gallenbestandtheile einen Hauptbestandtheil der Excremente aus, und diese befinden sich, nach der Länge der Zeit, welche die Speisen im Darmkanale verweilten, in größerer oder geringerer Zersetzung. Ist der Gallenzufluß zum Speisebrei gehindert (bei Gelbsucht), dann fehlen auch den Excrementen die Eigenschaften, welche sie den Gallenstoffen verdanken. — Die Menge der Excremente muß sich sonach ebenso wie ihre Beschaffenheit nach der Menge und Beschaffenheit der genossenen Nahrungsmittel, sowie nach dem Zustande des Verdauungsapparates und der Menge der Verdauungssäfte richten. Je weniger und je löslichere, flüssigere Nahrungsstoffe genossen werden, desto geringer ist die Menge der Excremente und umgekehrt. — Der Feuchtigkeitsgrad der Excremente hängt theils von der genossenen Flüssigkeit, theils von der Menge und Consistenz der zur Verdauung verbrauchten Säfte ab. — Was die Dauer des ganzen Verdauungsprocesses betrifft, so ist diese ebensowenig fest bestimmt, wie die Beschaffenheit und Menge der Excremente; im Allgemeinen läßt sich etwa sagen, daß nach ungefähr 24 Stunden der Rest des Genossenen wieder aus dem Körper weggeschafft wird. — Der Stuhlgang selbst kommt durch die Zusammenziehungen ebensowohl der Mastdarm- wie der Bauchmuskeln und auch noch durch Beihülfe des Zwerchfells (beim tiefen Einathmen) zu Stande.

Verstopfung des Leibes (Stuhlverhaltung und Stuhlträgheit) kann durch die mannigfaltigsten Ursachen zu Stande kommen und bedarf deshalb zu ihrer Hebung auch sehr verschiedener Mittel und Wege, nicht etwa blos der Anwendung von Abführmitteln. — Bei sehr hartnäckiger und längere Zeit andauernder Verstopfung ist stets ein mechanisches Hinderniß im Darmkanale zu argwöhnen und deshalb vom Arzte eine genaue Untersuchung der Unterleibsorgane vornehmen zu lassen. — In den allermeisten Fällen liegt aber der Grund zur Verstopfung in träger Fortbewegung des Speisebreies und der Speisereste durch den Darm und diese kann abhängig sein: von zu kraftloser Zusammenziehung der Darm- und Bauchmuskeln, von zu großer Trockenheit des Darmes und des Speisebreies und von zu bedeutender Schwere oder Umfänglichkeit der Speisereste. In der Regel kommt die Verstopfung erst im untern Theile des Darmkanales, im sogen. Dickdarme, zu Stande, jedoch können sich die Speisen auch im Magen und Dünndarme länger als Recht ist, aufhalten. — Die widernatürliche Anhäufung und Zurückhaltung der Speisereste im Darmkanale ruft die verschiedenartigsten unangenehmen Empfindungen im Leibe hervor (wie das Gefühl von Vollsein, Druck, Angst), sodann Auftreibung des Bauches durch Gase, Störungen des Unterleibsblutlaufes, Athembeschwerden, Herzklopfen mit Angst und Druck auf der Brust, ärgerliche Gemüthsstimmung und Eingenommenheit des Kopfes. Vorzüglich macht die Verstopfung Diejenigen, welche ängstlich nach täglicher Leibesöffnung spähen, zu sehr unangenehmen Menschen. Uebrigens kann auch langdauernde Stuhlträgheit den ganzen Verdauungsproceß, somit aber die Blutbildung und die Ernährung des Körpers stören, sowie durch Erzeugung von Pfortaderstockungen (s. Gartenlaube Jahrg. II. Nr. 18) Hämorrhoidalbeschwerden und schließlich Gemüthsstörungen (Hypochondrie) hervorrufen.

Bei der Behandlung der Verstopfung und Stuhlträgheit handelt es sich durchaus nicht darum, durch künstliche Mittel Stuhl

Neue Bücher und Zeitschriften.

Die Kunst im Hause. Illustrierte Zeitschrift für Wohnungseinrichtung und Raumkunst. Herausgegeben von Dr. Rich. Graul. Verlag von Friedrich Bruckmann A.-G. in München. Vierteljährlich 3 Hefte à 3 Mk.

Das Januarheft bringt einen Aufsatz von Dr. Rich. Graul über Wandbespannungen, Wandbekleidungen und Wandmalerei, ferner einen Aufsatz von Dr. Hans Stegmann über Wandbespannungen und Wandbekleidungen,

daß aus diesem Munde mit den ironischen Winkeln etwas Anderes als neckender Hohn heraus kommen könne. Man ist erstaunt den Mann ernst reden zu hören und glaubt am Ende, daß selbst dieser Ernst nichts als Scherz sei.

Herr Thiers spricht viel, unterscheidet sich aber von den meisten Redseligen dadurch, daß er auch viel zuhört, wenn Andere sprechen. Er erzählte von seinen Reisen durch Deutschland, um die dortigen großen Schlachtfelder bei Jena, Leipzig, Wagram zum Gebrauch für seine Geschichte zu betrachten. Er sprach vergleichend von Wien und Berlin, und ich mußte finden, daß er eben so wie seine Landsleute sammt und sonders von deutschem Leben und Empfinden, deutscher Kunst, deutscher Anschauungsweise und deutschem Charakter keinen Begriff habe, und daß er so wie die Andern sein Urtheil über unser Land und Volk in die fertigen französischen Phrasen zwängt, die auf unsere Verhältnisse und Zustände gar nicht anzuwenden sind. Nur die Pointen, welche mit unterliefen, gehörten dem geistreichen Redner an.

„In Berlin ward ich frostig aufgenommen," erzählte er, „ich weiß nicht ob daran meine ausgesprochenen Rheingelüste oder das nordische Klima und der sandige Boden, der keinen Wein hervorbringt oder gar die deutsche Philosophie, welche in der Stadt an der Spree so übermäßig von Jung und Alt, von allen Ständen und Geschlechtern getrieben wird, Schuld waren. In Wien wurde ich viel gastfreundlicher empfangen. Man schien an der Donau viel mehr meine rednerische als meine politische Richtung zu berücksichtigen. Selbst Herr von Metternich war sehr zuvorkommend und behandelte mich wie einen berühmten Künstler. — Wien machte auf mich den Eindruck eines Fashionable, der sich nur um Vergnügen und Zerstreuung, um Tänzerinnen, Schauspielerinnen, Pferde, Tafel und Lustparthien kümmert und gerade so viel von Bildung erhascht, als zu einem angenehmen Verkehr erforderlich. — Berlin hingegen kam mir wie ein Stubengelehrter vor, der viel weiß und viel denkt; aber immer morose und ein schlechter Gesellschafter ist."

Eine ganze Stunde war ich bei Herrn Thiers geblieben; sie war wie eine Minute verflogen und als ich ihn verließ, da schwirrte es in meinem Kopfe von tausend Gedanken, welche durch die Unterhaltung mit dem Exminister angeregt und belebt wurden.

Ich fand bei Herrn Thiers eine leichte Weise des Benehmens, welches die Mitte hält zwischen Intimität und Vornehmthuerei. Die Conversation wurde durch ihn so rasch angeknüpft, so lebhaft geführt, daß sich alles Gezwängte und Peinliche einer ersten Begegnung im Nu verlor, und was ich besonders anziehend an dem politischen Kobold fand, der Europa fortwährend neckt, ist das große Interesse, welches er an allen Fragen nimmt oder zu nehmen scheint, die er im Gespräche zur Verhandlung bringt. Er läßt Einen immer fühlen, daß er sich belehren lassen wolle und gesteht dadurch Jedem, der mit ihm spricht, ein Stückchen Ueberlegenheit zu. Dieser eigenthümliche Kitzel der alltäglichen Eitelkeit hat dem begabten Manne auf seiner politisch-constitutionellen Laufbahn wesentliche Dienste geleistet, indem er ihm Anhänger und Stimmen gewann.

Louis Adolph Thiers ist am 16. April 1797 zu Marseille, der südlichen Seestadt, geboren. Sein Vater war ein Hafenarbeiter von nicht ganz untadelhaftem Lebenswandel; aber seine Mutter war die würdige Tochter einer ehrenwerthen Kaufmannsfamilie und von dieser Seite hat Herr Thiers eine ausgezeichnete Verwandtschaft; denn André Chenier, der berühmte Poet und Girondist, war sein Vetter. Die große Dürftigkeit, in welche die Familie seiner Mutter verfiel, erklärt die ungleichartige Verschwägerung.

Als Napoleon I. den Universitätsunterricht in Frankreich einführte, war Thiers gerade in dem Alter, seine Studien zu beginnen. Er trat in das Lyceum zu Marseille mit einem kaiserlichen Stipendium versehen, das ihm seine Mutter ausgewirkt. Im Anfange überließ er sich ganz seinem Muthwillen und kümmerte sich wenig um die Wissenschaft. Er hatte fortwährend Zank und Streit mit seinen Mitschülern, und selbst seinen Lehrern gegenüber ließ er es an der schuldigen Achtung fehlen. Man erzählt, daß er es sich einmal beikommen ließ, Pech auf den Stuhl seines Professors zu legen, um ihn, wie er sagte: „unabsetzbar" zu machen. Ein andermal zog er während der Vorlesung einen jungen Kater aus seinem Pult, dessen Pfoten er in Nußschalen gesteckt hatte, und ließ ihn unter dem Tische los. Erschreckt durch das Geklapper der ungewohnten Fußbekleidung, sprang das Thier mit kläglichem Geschrei wüthend umher. Man denke sich den Aufruhr in der Schule. Der Unruhstifter ward zu acht Tagen Haft verurtheilt. Die Strafen wirkten nicht; aber eine Zurechtweisung, in welcher man dem Alumnen die Wohlthat vorhielt, die er leichtsinnig vergaß, verletzte und demüthigte ihn so sehr, daß sie eine plötzliche Umwandlung in seinem ganzen Wesen hervorbrachte. Diese Demüthigung machte den Knaben ernst, arbeitsam bis zur Unermüdlichkeit, besonnen. — Ein wunderbarer Charakterzug bei einem Kinde. Von nun an erhielt der kleine Thiers fortwährend und bis zum Jahre 1815 den ersten Preis in seiner Klasse.

Durch die Vorbereitungsschulen gelangt, ging er nach Aix, um daselbst die Rechte zu studiren. Frei von jenen Fesseln, die ihm die kaiserliche Unterstützung angelegt hatte, gab er sich seinen Widerstandsgelüsten auf eine ernstere Weise hin, als früher, wo er durch muthwillige Streiche Professor und Mitschüler in Aufruhr gebracht. Die politische Bewegung, die zu jener Zeit überall hin, in jedes Dorf, in jede Gemeinschaft, in alle Geister eine strenge Scheidung brachte, riß ihn in ihre Wirbel fort, und in einem Alter von 18 Jahren war Thiers, seiner unansehnlichen Aeußerlichkeit zum Trotz, Mittelpunkt, Führer der liberalen Partei unter seinen Mitschülern, denen sich andere gleichgesinnte junge Leute anschlossen. Die unbedingten Anhänger der Bourbons unter den Bürgern sowohl als unter den Schülern und Professoren haßten auf's Bitterste den jungen Rebellen, dessen Wort sich schon damals geeignet zeigte zu überreden, hinzureißen und besonders zu überführen. Der junge Mann arbeitete mit einem Eifer und einer Ausdauer, die man seinem leichten beweglichen Geiste gar nicht zugemuthet hätte; er übte sich auf's Anhaltendste im Denken, im Ordnen und Ausdrücken seiner Gedanken.

Die Akademie zu Aix schrieb einen Preis auf die beste Lobrede zu Ehren des berühmten Marquis von Vauvenargues aus. Der angehende Jurist behandelte die Aufgabe. Er besorgte zwei Kopien der Ausarbeitung, von denen er Eine unter der üblichen Form der Akademie zustellte und die Andere seinen intimsten Freunden vorzulesen sich das Vergnügen bereitete.

Die Mitbewerbung des kleinen Thiers um den Preis blieb nun kein Geheimniß. Auch gelang es den Akademikern, von denen ein Theil den Bourbons eben nicht ergeben war, Zeichen zu erhalten, an denen sie die Arbeit des gehaßten Gegners zu erkennen vermochten. Auf diese Weise geschah es, daß die Stimmen getheilt waren und die Preisvertheilung vertagt wurde.

Das nächste Jahr legt der kleine Revolutionair ganz einfach die bekannte Arbeit der Akademie vor. Die Richter sehen sich gezwungen, ihr ein „accepit" zuzuerkennen. Mit dem Preise gekrönt wird eine Lobrede Vauvenargues, die aus Paris gekommen war, und auf die alles Lob der gelehrten Gilde ohne Unterschied der politischen Meinung geschüttet wurde. Welches war das Erstaunen der Preisrichter, als sie das Siegel von dem Papier, das den Namen des Verfassers einschloß, rissen und unsicher zaudernd „Adolph Thiers" lasen, der die Sendung der Rede von Paris aus veranstaltet. Der vollgedrängte Saal bricht in ein lautes Gelächter aus. Die Akademiker senken beschämt und geärgert die Blicke. Die politische Leidenschaft mischt sich nun in die Angelegenheit, und der Preisgekrönte wird von den Einwohnern zu Aix im Triumphe durch die Straße getragen.

Für den jungen Thiers gab es nur einen Weg, den er einschlagen konnte: den nach Paris.

Als er seine Rechtsstudien vollendet hatte, machte er sich in der That mit seinem Freund und Schulkameraden Mignet auf die Reise, und sie gingen Beide nach der Haupt- und Residenzstadt an der Seine, nach dem Mekka des Ehrgeizes, nach dem Eldorado aller glücksuchenden Franzosen. Herr Thiers mußte nach Paris gehen, denn diese Stadt und dieser Mann sind wie für einander geschaffen. Beide unbeständig, beweglich, rastlos, fieberhaft, in stetem Wechsel mit Neigung und Leidenschaft, gehören zusammen. Der junge Pilger brachte nach dem Ziel seiner Wallfahrt nichts mit als seine 20 Jahre, die Gabe der Rede, die Preisschrift im Koffer, schimmernde Schlösser, wie sie die Jugend baut, in der Seele und den festen Willen, emporzukommen, so hoch es geht.

Die Tempel des Glückes zu Paris haben eiserne Thüren, in die man auf dreierlei Arten zu gelangen vermag, entweder durch einen goldenen Schlüssel, der alle Thüren öffnet, durch Kraft, welche zertrümmert, oder indem man geschmeidig hexenhaft

Gemeinde Bad Bergzabern, Kreis Landau/Pfalz

Bad Bergzabern, den 30. Mai 1956

Bekanntmachung

Auf Grund des § 1 der Verordnung über die Sperrzeit in Gaststätten vom 14. Juni 1938 (RGBl. I S. 652) in Verbindung mit

so ergiebt sich derselbe für die Armee:

120,000 Pfund Zwieback,
30,000 Pfund Speck,
30,000 Pfund trockne Gemüse,
4,000 Pfund Salz,
30,000 Kannen Schnaps (mindestens 50,000 Pfd. wiegend),
60,000 Metzen Hafer (3750 Scheffel, à 95 Pfund = 356,250 Pfund),
180,000 Pfund Heu,
120,000 Pfund Stroh.

Es repräsentirt demnach der tägliche Bedarf eine Last von 850,000 Pfund, oder von 340 zweispännigen Wagenladungen zu 2500 Pfund. — Es wachsen daher dem Bedarfe für jeden Tagesmarsch, den die Verpflegung auf der Achse zurücklegen muß, Futter für 680 Pferde, Ration für mindestens 350 Mann zu, und beträgt dies für eine Entfernung von 40 Meilen, welche im günstigsten Falle in 11 Märschen von der Verpflegungskolonne zurückgelegt werden würde, einen Zuwachs von

3850 Pfund Zwieback,
962½ Pfund Speck,
962½ Pfund trockene Gemüse,
120 Pfund Salz,
962½ Kanne Schnaps,
14,960 Metzen Hafer (935 Scheffel),
44,800 Pfund Heu,
29,920 Pfund Stroh.

Dieser Zuwachs ist für einen jeden Tag Transport also mindestens auf 1,^{82}, weit eher jedoch auf 2, ja wohl gar 2,^{5} Prozent des Bedarfes zu setzen.

Die Schlußfolgerung liegt nahe, daß eine Armee, welche per Achse ihre Verpflegsbedürfnisse aus der Ferne bezieht, in hohem Grade von der Wegsamkeit des zwischenliegenden Landes, wie von der Nachhaltigkeit der eröffneten Hülfsquellen abhängt; auf die Jahreszeit, den nöthigen Ersatz, die Ungleichmäßigkeit der Kraftleistung ꝛc. Rücksicht nehmend, kann man jedoch die Verpflegs-Kolonne, so täglich bei dem russischen Heere eintreffen muß, nicht unter 500 zweispännige Fahrzeuge veranschlagen. — Die Wegsamkeit der südrussischen Steppen, durch welche ein großer Theil, wo nicht Alles des Nachschubes an Lebens- und Lagerbedürfnissen der Armee des Fürsten Mentschikoff dirigirt werden muß, hängt eben so sehr von der Jahreszeit ab, wie die Fahrbarkeit des schwarzen Meeres; schleudert hier der Sturm Schiffe an die felsige Küste, — so begräbt ein einziges Schneewetter leicht einen ganzen Transport.

Dies Verhältniß wird um so ungünstiger, je mehr die russische Armee auf das tägliche Eintreffen von Lebensmittel-Convois angewiesen ist, je weniger eine kurze, günstige Zeit dazu benutzt werden kann, große Vorräthe an Ort und Stelle zu bringen. — Hierzu eignet sich allerdings allein der Transport zur See; — ein Schiff von 300 Tonnen, was ungefähr einen mäßig großen Kauffahrer bezeichnet, hat ein Tragvermögen von 600,000 Pfund. — Rechnen wir die Armee der Alliirten in der Krim 75,000 Mann mit 3000 Pferden, so ergiebt der tägliche Bedarf an:

150,000 Pfund Brot,
37,500 Pfund Fleisch,
18,750 Pfund trockene Gemüse,
2,350 Pfund Salz,
18,750 Kannen Wein (mindestens 30,000 Pfund),
37,500 Pfund Stroh zur Ergänzung des Lagerstrohes, pro Mann täglich ½ Pfund oder in 8 Tagen 4 Pfund,
375 Klaftern ¾ ellig weiches Scheitholz zu Wärm- und Kochfeuern, auf 200 Mann täglich eine Klafter gerechnet (14,000 Cubikfuß oder circa 90,000 Pfund),
6,000 Metzen Hafer (375 Scheffel = 35,625 Pfd.),
18,000 Pfund Heu,
12,000 Pfund Stroh,

demnach in Hauptsumma 421,725 Pfund. Es erscheint sonach weit leichter in Balaklava einen mehrwöchentlichen Vorrath anzuhäufen, als in Simferopol, und wenn man annimmt, daß die Bedürfnisse der russischen Armee zweifelsohne ihren Hauptdepot in Jekaterinoslav haben, also in gerader Linie 50 Meilen, oder ungefähr 15 Tagemärsche von Simferopol, so stehen die Alliirten selbst bei einer Verproviantirung von Toulon oder Malta aus im Vortheil, da man von Toulon bequem in acht, von Malta in sieben Tagen die Bucht von Balaklava erreicht.

Die russische Armee.

Um unsere Soldatenbilder aus dem Orient zu vervollständigen (wir gaben im vorigen Jahrgang schon gute Abbildungen der englischen, französischen und türkischen Truppen), lassen wir heute eine Abbildung des russischen Militärs folgen, das durch die ihm beigegebenen irregulären Bestandtheile ein buntes Gemisch von Trachten zeigt, wie es keine andere Armee aufzuweisen hat.

Es liegt in der Natur der Sache, daß einem Reiche von der Ausdehnung Rußlands die Gleichförmigkeit der militärischen Streitkräfte nicht durchzuführen ist, denn außer den geographisch-lokalen Hindernissen, tritt zugleich die physische Beschaffenheit der verschiedenen Volksstämme einer kompacten militärischen Verschmelzung entgegen. Um das bestätigt zu finden, braucht man nur den blondgelockten Sohn Polens mit dem struppigen Kalmücken zu vergleichen.

Die reguläre russische Waffenmacht wird durch die regelmäßigen Aushebungen in den europäischen Provinzen gebildet und concurriren hierzu etwa 45 Millionen Einwohner, was bei ein Procent 450,000 Mann ergiebt. Den Kern der Infanterie bilden dabei die eigentlichen Russen, und ist übrigens, was die technische Zusammensetzung der Armee anbelangt, dieselbe jeder andern an die Seite zu stellen.

In der Liste ist das russische Heer angegeben zu 810,000 Mann, davon 640,388 Mann Infanterie, 101,692 reguläre Cavallerie, 42,902 Artillerie, 25,000 Genie und Stäbe. In der Wirklichkeit sind aber, wie gesagt, etwa 600,000 Mann aktiv, deren Unterhalt täglich eine Million Rubel kostet. Reserve und Depots, die jetzt sämmtlich mobil gemacht sind, belaufen sich dabei auf 240,000 Mann. Die Flottenbemannung beträgt außerdem 50,600 Mann.

An die reguläre Armee schließen sich in erster Reihe die halbregulären Truppen, die Kosaken, welche einer ziemlich geordneten Disciplin unterworfen sind, sich selbst aber nie als Soldaten, sondern immer nur als Kosaken betrachten. Sämmtliche Kosaken sind, wie überhaupt der russische Soldat im Allgemeinen ihr lebelang Krieger, die im Feldzuge hauptsächlich zum Vorpostengefecht, Eskortiren, zu Ueberfällen, zur Verfolgung des Feindes ꝛc. verwendet werden. Sie bilden die Augen und die Ohren der russischen Armee, und jedem Corps werden verschiedene Pulks zu 500 Mann beigegeben.

Endlich müssen wir noch der irregulären Reiterei gedenken, welche in der Hauptsache aus Tartaren, Kalmücken und Kirgisen besteht. Es ist dies eine wilde, aller Disciplin baare Truppe von Schrecken erregendem Aeußern, die nur zu großen Chors in offenen Feldschlachten benutzt werden kann, im Uebrigen aber ohne große Bedeutung ist, meistens eben so sehr zur Plage des eigenen Heeres wie des Feindes wird, und daher auch nicht regelmäßig zum Kampfe gezogen wird.

LES BARBARES.

Dessin de Bayard, d'après le tableau de Paul Delaroche.

Les Barbares, tableau de Paul Delaroche, qui a figuré au Salon de 1833, et qui est aujourd'hui la propriété de M. le duc de Luynes. Ce tableau, qui a été gravé par Calamatta, a été reproduit par la lithographie, par Bayard, pour le Musée des Familles.

in Einklang waren, auf Pyramiden von Waffen und anderes Kriegsgeräth, das auf ein blutiges Handwerk deutete. Daneben bewegten sich die rothen Uniformen durch das Gebüsch und hier und da lagerten sich die Soldaten um die Wachtfeuer, deren rothe Flamme sonderbar gegen das Mondlicht abstach.

Es war das Bivouac eines Detaschements der englischen Truppen, die an der Grenze lagen. Wir gehörten nur zeitweilig zu ihnen, und uns war das Lagerleben, sowie die Mehrzahl unserer Kameraden, der Offiziere, noch neu. Das Gespräch drehte sich daher wesentlich um das Land und seine Bewohner, und Jeder gab seine Erfahrungen darüber zum Besten.

„Zu Abenteuern," fragte ich hierbei, „bietet Südafrika wohl keinen Stoff dar?"

„Nun, je nachdem," erwiederte einer der Offiziere. „Ich für meinen Theil habe hier den gefahrvollsten Tag meines Lebens gehabt."

„Ja, das müßt Ihr erzählen, Merden," rief ein Zweiter aus, „das ist eine famose Geschichte."

„Ja wohl, thut es!" riefen ein halbes Dutzend Stimmen.

„Ich bin aber ein schlechter Erzähler.

„Thut nichts. Um so mehr wird uns der Stoff Eurer Geschichte anziehen."

„Nun, meinetwegen," begann Lieutenant Merden.

„Es mögen wohl drei Jahre her sein und es war rechtes Kaffern-Wetter, d. h. wir hatten ewige Nebel, die den Himmel verdunkelten und es den verdammten Schwarzen möglich machten, ihrem alten Lieblingsgewerbe, dem Viehstehlen, nachzugehen. So hatten sie auch damals einem Farmer an der Grenze Vieh gestohlen und ihn selbst verwundet und es wurden Truppen ausgesandt, ihnen den Raub wieder abzunehmen. Demgemäß kam ich an den Fluß Rhei Kops zu stehen und wurde dort zum Recognosciren beordert. Ich hatte einen Hottentotten-Soldaten zur Begleitung, einen kleinen, schlauen Kerl, der stets eine halbe Meile weiter sah, als ich.

„„Da sind drei Kaffern, Herr, mit Flinten," rief er aus.

„Ich konnte weder die Kaffern, noch die Flinten sehen, fand aber, daß er vollkommen recht hatte, denn als ich darauf zuritt, fand ich richtig die Kaffern, und ihre verlegenen Blicke sagten mir auch zur Genüge, daß sie ihre Gewehre versteckt hatten, es fehlte mir indessen an Zeit, danach zu suchen.

„Die nächste Bemerkung, welche Piet machte, war noch fataler. „Mein Pferd ist lahm, Herr," sagte er.

„„Ach, dummes Zeug!" rief ich aus, „vorwärts." Es war aber kein dummes Zeug, denn das Pferd wurde immer lahmer und konnte zuletzt nicht mehr fort. Ich war daher genöthigt, ihn absitzen und das Pferd nach Hause führen zu lassen, und allein weiter zu reiten.

„Bald darauf hörte ich einen Schuß, achtete jedoch nicht besonders darauf, weil ich mir dachte, daß einer der Farmer auf der Jagd sei.

„Dies mochte auch wohl der Fall gewesen sein, denn ich war noch nicht dreißig Schritt weiter, als ich plötzlich einen großen, prachtvollen Tiger vor mir sah, d. h. was man in Südafrika so nennt. Es war einer der großen Leoparden, die hier hausen, und der schönste, den man nur sehen konnte.

„Längere Zeit hindurch blickte ich ihn blos staunend an, denn ich wußte ja, daß diese Thiere, so wild sie auch sind, selten den Menschen angreifen, es währte aber nicht lange, so wurden wieder Gedanken in mir rege, denn ich sah ihn geradesweges auf mich loskommen, als wolle er mich angreifen. Ich griff daher zu meiner Doppelbüchse, von der aber, wie ich mich gleichzeitig erinnerte, nur ein Lauf mit einer Kugel geladen war. Der andere enthielt nur Schrot. Ich zielte, so gut ich bei dem schnellen Lauf des Thieres vermochte und traf ihn auch in die Weichen, aber dies störte ihn nur für einen Augenblick und er stürzte nur um so wilder, zähnefletschend und mit fürchterlich rollenden Augen auf mich zu. Ich ergriff meine Büchse und wirbelte sie um meinen Kopf, um seinem Angriffe zu begegnen, sobald er mich anfallen wollte. Mein Pferd war indessen anderer Ansicht und setzte sich in Galopp, um dem Feinde zu entgehen.

„Diese Flucht dauerte indessen nur eine Minute, als ich an dem Stöhnen des Pferdes erkannte, was sich, wie ich vorhersah, nun ereignen mußte. Der Tiger war auf uns gesprungen, hatte die linke Klaue in die Weichen des Pferdes geschlagen und suchte die rechte in meine eigne Seite zu bohren

„Das Pferd sprang jetzt wie eine Antilope in die Luft, machte die tollsten Kapriolen, um den Feind abzuschütteln und schlug, als dies nichts half, mit den Hufen nach ihm, allein auch diese erreichten ihn nicht. Der Tiger klammerte sich nur um so fester an.

„Dies dauerte nur einige Sekunden, sie reichten indessen hin, mich über den ersten Schreck, den ich empfand, hinwegzuhelfen. Ich entdeckte, daß der Tiger zu meinem Glück einen schlechten Sprung gemacht hatte. Er war zu kurz gesprungen und hatte Mühe, sich zu halten, seine Hinterfüße schwebten in der Luft und das Ausschlagen des Pferdes genirte ihn gewaltig.

„Aber wo waren, werdet Ihr fragen, unterdessen die freundlichen Zähne der Bestie? So fragte auch ich mich, denn meine erste Erwartung war die gewesen, daß er mein Rückgrat zu durchbeißen suchen würde. Ein wunderbares Schnaufen, Pusten und Knurren hinter mir überzeugte mich indessen, daß er einstweilen noch eine andere Beschäftigung gefunden hatte.

„Ich pflegte, nach Cavalleristen Art, hinter mir eine Cartouchebüchse von starkem Zinn zu führen, in die ich meine Munition und sonstige Utensilien steckte. In diese hatte der Tiger sich verbissen, und was er darin fand, namentlich das Pulver, mochte wohl so wenig seinem Geschmack behagen, daß er denselben durch Pusten los zu werden versuchte, während seine Zähne in dem Zinn verbissen blieben.

„Dies hielt ihn für einen Augenblick auf, aber wie lange sollte dieser währen? Ich mußte einen Entschluß fassen.

„Dabei schien mein wahnsinniges Pferd Lust zu haben, sich niederzuwerfen, um wo möglich mich und den Tiger zugleich los zu werden. Der Tiger zog seine Klaue für einen Moment zurück, aber nur, um mich gleich darauf enger an sich zu ziehen. Bewies dies, daß er vorrückte?

„In solchen Lagen kommt Einem eine Minute wie eine Viertelstunde vor und die Pein, welche man empfindet, ist furchtbar. Gott sei Dank, währen solche Situationen indessen nie lange.

„Ich überlegte also, was ich thun sollte. Hätte ich mich umdrehen und ihm die Spitze bieten wollen, so wäre dies mein sichrer Tod gewesen; abspringen konnte ich auch nicht, dazu hielt die Bestie mich zu fest, es blieb mir daher nur noch ein Mittel übrig: in nicht weiter Entfernung sahe ich das dunkle Gewässer des Flusses Rhei Kops, und der Gedanke flammte in mir auf, daß diese mich erretten konnten. Dahin wendete ich daher den Lauf des Pferdes, und als es seinen Kopf dahin richtete, schien es mich zu verstehen, denn es brauste in wahnsinnigem Schnelllauf fort. Der wilde Jäger kann nicht schneller geritten sein.

„Alles hing von der Schnelligkeit des Pferdes ab. Wenn es das Wasser erreichen konnte, ehe die Bestie seine Zähne von der Zinnbüchse zu befreien vermochte, hatte ich Aussicht auf Rettung, falls wir nicht sämmtlich vorher den Hals brachen; daran dachte ich indessen wenig. Meine Gedanken waren nur darauf gerichtet, ob es dem Tiger gelingen würde, weiter hinauf zu kriechen und ob ihn die Zinnbüchse lange genug beschäftigen würde. Das Pferd befolgte die kluge Politik, zuweilen wieder auszuschlagen und dadurch den Tiger zu verhindern, emporzuklettern. Als er seinen Kopf brüllend aufzurichten suchte, gab er mir einen solchen Stoß, daß ich glaubte, ich würde vornüber stürzen, aber die Klaue, die er mir in die Seite geschlagen hatte, hielt mich fest. Endlich sahe ich den Fluß frei, nur noch dreißig Schritt weit vor mir. Ich wußte, daß er sehr tief war und eine heftige Strömung hatte — um so besser für mich, denn sie konnte mich von dem Tod drohenden Feinde hinter mir befreien. Es war hohe Zeit dazu, denn ich merkte, daß der Tiger seine Zähne los machte und die furchtbare Waffe zum Angriff bereit hielt.

„Mein Pferd ließ mir indessen nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn es sprang mit einem Satz in den Fluß. Einen Augenblick waren wir unter Wasser, dann tauchten wir wieder empor und jetzt versuchte ich mein Experiment, auf das ich meinen Plan gebaut hatte. Ich riß den Kopf des Pferdes so viel als möglich in die Höhe, um den ganzen Vortheil des Wassers für mich zu gewinnen. Der Fluß trug uns mit reißender Schnelle abwärts und bald hörte ich meinen Hintersassen pusten, schnaufen und gurgeln, als inkommodire ihn das Wasser gewaltig. Ich blickte über meine Schulter und sah ihn mühsam mit dem Wasser kämpfen und seine Nase emporhalten.

„Immer klammerte die Bestie sich aber noch fest und suchte sogar weiter hinauf zu kriechen. Da gab ich dem Pferde einen neuen Ruck, daß es beinahe aufrecht dastand und ich selbst einen solchen Stoß an meinen Kopf bekam, daß ich halb ohnmächtig wurde. Diese Stellung brachte den Tiger aber völlig unter Wasser, und ich hörte ihn heftiger als bisher pusten und schnaufen. Er mußte jetzt um sein Leben kämpfen und in dieser Todesangst ließ er seine Klaue los. Welche Wonne für mich, als ich dies fühlte und ich ihn gleich darauf dicht bei mir vorbeischwimmen sah.

„Er schien sich in den ihm aufgedrungenen Elemente sehr unglücklich zu fühlen und sah verdammt verzweifelt aus, als ihn der Strom mit Blitzesschnelle dahintrug.

„Auch mein Pferd hatte längst das Schwimmen aufgegeben und ließ sich von dem Strome tragen; dies konnte, wenn es erschöpft war und auf Felsen stieß, die sich in dem Flusse befinden, seinen Untergang herbeiführen und ich sann daher jetzt für mich allein auf Rettung durch Schwimmen, denn ich verstand mich darauf und konnte mir zutrauen, das Land zu erreichen. Als ich mich vom Pferde geworfen hatte und dies versuchte, fand ich mich jedoch sehr durch meine Büchse behindert, die ich nicht Preis geben wollte, weil sie das Andenken eines mir theuern Freundes war der in Syrien sein Grab gefunden hatte.

„Ich hatte daher hart mit dem Strome zu kämpfen und fürchtete mehrere Male, er würde mich überwältigen, ich trug indessen den Sieg davon und es gelang mir freilich in einer bedeutenden Entfernung von dem Punkte, wo wir hineingesprungen waren, das Ufer zu erreichen.

„Ich war so erschöpft, daß ich dort eine Weile regungslos liegen blieb. Sowie ich aber einigermaßen wieder zu mir kam, gewahrte ich etwas, das mir plötzlich wieder das Blut in die Adern jagte. Etwa zehn Schritt weit stand der verruchte Tiger, der sich ebenfalls an diese Stelle gerettet hatte. Er sah zwar elend und halb ertränkt aus, aber seine Augen brannten doch von verzehrendem Feuer, als er sie auf mich richtete. Ich hatte indeß jetzt keine solche Furcht mehr vor ihm, als vorher. Jetzt war ich auf gleichem Fuß mit ihm und konnte meine Kraft mit der seinen messen. Ich blickte daher ruhig umher, indem ich mich auf das Schlimmste gefaßt machte.

„Es währte nicht lange, so legte er sich katzenartig nieder und heftete seine glühenden Augen auf mich. Es war kein Zweifel mehr, er hatte in mir seinen Feind erkannt. Dann hob er sich und sprang mit Geheul auf mich ein. Ich erwartete ihn aber mit meiner fest gefaßten Büchse und begegnete ihm damit rechtzeitig, indem ich sie derb an seinen Kopf schlug und ihn damit auf die Seite warf.

„Welch ein Geheul ertönte jetzt an dem Ufer! Aber obwohl seine Hirnschale eine beträchtliche Erschütterung erlitten hatte, war er doch nicht todt, sondern erhob sich zu neuem Kampfe. Ehe er dazu gelangen konnte, ertheilte ich ihm zwei neue Schläge, die ihn niederwarfen, und bald darauf fand mein Messer seine Kehlader und ich wurde seiner Herr, freilich nachdem meine Hände beträchtlich von seinen Klauen zerfetzt worden waren.

„Als dies Alles vorüber und der Sieg mein war, überkam mich von Neuem eine Schwäche und ich sank fast bewußtlos auf einen Haufen Steine nieder. Dort hätte ich vielleicht lange hülflos liegen können, zu meinem Glücke hatte indessen das Geheul des Tigers zwei Hottentotten-Jäger herbeigezogen, die auf der Büffeljagd waren.

„Sie kamen näher, um zu sehen, was es gab, und waren mir behülflich, nach Hause zu kommen.

„Vorher zogen wir dem Tiger das Fell ab. Es war so prachtvoll, wie ich nur je eins gesehen habe, und ich sandte es später nach Hause, wo es jetzt den verdienten Ehrenplatz einnimmt. Beim Abledern fanden wir die Kugel, welche den Tiger vor der meinen verwundet hatte. Sie rührte von dem Schuß her, den ich gehört hatte und war die Ursache gewesen, ihn zur Wuth und zum Angriff gegen mich zu treiben.

„Ich selbst hatte aber an den Wunden und Schrammen, die mir die verdammte Bestie beigebracht, so lange zu leiden, daß Monate darüber vergingen und das gestohlene Vieh und die Strafe, welche den Kaffern dafür zuertheilt wurde, längst vergessen waren, als ich wieder meinen Dienst antrat."

Deutsche Sölöner in England.

Scenen aus der deutschen Auswanderungs-Herberge in London.

Im Osten Londons, unweit des Towers und der „Katharine Docks," wo schon „Klein-Deutschland" anfängt, kann man seit einiger Zeit rührende Scenen aus „Groß-Deutschland" erleben. In dieser Gegend befindet sich nämlich auch die deutsche Auswanderungs-Herberge für die, welche über London nach Amerika oder Australien scheiden oder mit Schiffen aus einem deutschen Hafen kommen und sich hier aufhalten müssen, bis volle Ladung eingenommen worden. Die Herberge ist schwer zu finden. Sie liegt wie ein großer Reitstall in den hintern Räumen einer engen schmutzigen Straße, traurig, lichtscheu, roh und ungehobelt von Innen und Außen. Durch ein großes Thor in das hohe, hohle, übelriechende Innere eintretend, bemerken wir zuerst eine unabsehbar lange, schmale, angenagelte Tafel mit angenagelten rohen Brettern auf beiden Seiten. Das ist der Mittagstisch. Am Ende desselben duftet es in allen Graden des Fuselöl- und Biergeruchs hinter einem schmutzigen Schenktische hervor. Der Geist des Fuselöls verkörpert sich in ein Paar grauen, grobknochigen Gestalten mit biersauren, halsabschneiderischen Physiognomieen, die hinter dem Tische hervor nicht bedienen, sondern herrschen. Ringsherum an den Wänden, in allen möglichen und unmöglichen Winkeln und Höhen an den Balken hinauf reihen sich Tauben- und Hühnerhäuser oder Menagerieküfige aus den rohesten Brettern grob zusammengenagelt. Aber es wohnen keine wilden Thiere darin, sondern zahme Deutsche, die zu je Fünfen in diesen Prokrustes-Betten ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht schlafen müssen, obgleich sie schon für je drei Personen zu schmal und zu kurz sind.

Etwa 6 Tage vor meinem Besuche war eine Sendung deutscher Auswanderungswaaren angekommen, 270 Personen vom Rheine her, Hessen (natürlich Kurhessen), Baiern, Badener und wie die Völker und Namen sonst hießen, die gastlich hier zusammenkamen, um dem Heimweh, und dem Weh der Heimath, zu entfliehen. Die Scenen und Gruppen, die sie hier in dem großen Reitstalle bildeten, runzelige Bauern und taillenlose oder tonnenartig getaillte Frauen und Mädchen, kleine Jungen mit sehr langen Röckchen, sehr großen Stiefeln und sehr dummen, gaffenden Gesichtern aus übelriechenden Queersäcken, schmutzigen Papieren und Lappen Käse, Wurst, Brot u. s. w. verzehrend, schreiende Säuglinge, blasse Kranke, die hier und da von allen möglichen Höhen aus ihren Bretterkasten hervorguckten und riefen, ohne daß es Jemand zu hören oder irgend Einer zu ihnen zu gehören schien, hier neugierig und leichtgläubig horchende Gruppen, dort lebhafte Discussionen über Dinge, in denen Niemand den geringsten Bescheid wußte, diese Gruppen und Scenen deutscher Komik und Naivität sind Stoffe für Genremaler. Wir fühlen uns nicht aufgelegt, diesen Wirrwarr in einzelne Bilder einzurahmen. Es war an diesem Tage so lebhaft und voll, weil es hieß, die ganze Gesellschaft solle diesen Nachmittag „verlesen" und dann in's Schiff transportirt werden. Die Verlesungsscene ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Ein dicker, breitschulteriger Fallstaff trat mit einem schmalen Herren herein und gab einige furchtbare Töne des Zornes von sich, worüber die ganze Auswanderungsgesellschaft dermaßen erschrak und sich in unterthänigster Andacht erhob und alle Arten von Kopfbedeckungen vor den verwirrten Herren herunterriß, daß ich im ersten Augenblicke nicht anders dachte, als ihr wirklich angestammter gestrenger Landesvater stände in höchst eigener Person vor ihnen. Aber es war blos ein gewöhnlicher, englischer Steuermann vom Schiffe mit einem gewöhnlichen deutschen Individuum neben sich, das ihm als Dollmetscher diente. Beide traten wie unumschränkte subalterne Polizeibeamte aus der alten deutschen Unteroffizierschule auf, und die Bauern und ihre Familien waren ganz Andacht und Ehrfurcht darüber. Als einige gar zu gebückt und furchtsam mit ihren breiten Stie-

seln eintraten und sich noch das Haar vom unbedeckten Haupte auf die Stirne herunterstrichen, gleichsam um den Ausdruck ihrer von Natur starken Einfalt unterthänigst noch zu verstärken, konnte ich nicht umhin, sie laut darauf aufmerksam zu machen, daß sie keine deutsche Obrigkeit vor sich hätten, sondern untergeordnete Diener des Auswanderungsgeschäfts, die von ihrem Gelde lebten und dafür verpflichtet seien, *ihnen* zu dienen. Wenigstens möge Jeder in diesem kalten, zugigen Raume seinen Kopf bedecken, wenn er nicht durchaus freiwillig beschlossen habe, ohne Mütze oder Hut zu erscheinen. Aber sie horchten mit tauben Ohren und sahen mich und dann den Fallstaff mit stierem Erstaunen an und schienen sich zu wundern, daß ich nicht sofort in Ketten gelegt und auf Lebenszeit eingesperrt würde. Da sah ich nun freilich mit einem Male ein, daß die beiden Herren, die so viel Ehrfurcht einflößten und sich so absolut benahmen, klüger und praktischer waren als ich. Dieses Benehmen war den Leuten Bedürfniß.

Doch zur Sache. Fallstaff wollte nicht blos vorlesen, sondern auch Rekruten werben. Er ließ durch seinen deutschen Dolmetscher bekannt machen, daß das Parlement dem Ministerio die Bildung einer Fremdenlegion genehmigt habe und man dabei besonders auf die ehrlichen, biedern, „Freiheit liebenden und Rußland hassenden Deutschen" gerechnet habe. Jeder, der sich dem patriotischen Unternehmen anschließen wolle und für tüchtig befunden werde, bekomme sofort seine volle tägliche Löhnung, eine aus Fleisch, Butter, Brot, Thee, Bier u. s. w. bestehende Kost und nach Ablauf seiner Dienstzeit eine freie Fahrt nach dem glücklichen, goldenen Australien, eine Fahrt, die sonst mit 150 Thalern bezahlt werden müsse. Außerdem bekomme Jeder, der sich hier melde und annehmbar sei, das bereits bezahlte Geld für seine Ueberfahrt nach Amerika zurück. Das Söldlingsleben unter englischen Kriegsgesetzen auf der Krim ward sodann mit den lachendsten Farben ausgemalt. Einige junge Burschen horchten mit steigender Theilnahme auf dieses Evangelium, so daß ich der Versuchung, ein Wort zu rechter Zeit zu sagen und ein gutes Werk zu stiften, nicht widerstehen konnte. Sobald das Evangelium zu Ende war, rief ich sofort in die bunte Menge hinein, daß man so Etwas erst gehörig überlegen und jede unsichere Münze von beiden Seiten besehen müsse. Die andere Seite stelle sich aber, ganz nach den authentischen Berichten und Leitartikeln der Times, der politischen Bibel Englands, so dar.

Die Times sagte in Bezug auf das englische Militär, daß über dem Eingange zu demselben stehe, was nach Dante über dem Thore der Hölle zu lesen war: „*Keine Hoffnung!*" Außerdem steht in den Paragraphen des Fremden-Militär-Gesetzes, daß Niemand nach der Entlassung, mag er gesund, verwundet oder verkrüppelt sein, Ansprüche irgend einer Art machen kann. Das Freibillet nach Australien ist also zunächst blos ein *Privat-Versprechen*. Es ist ungefähr 100 Thaler werth für Den, der durchaus nach Australien will. Die Sache steht also so, daß der Deutsche für die unverbürgte Aussicht auf den Werth von 100 Thalern seine Nationalität, seine persönliche Freiheit, seine Ehre und sein Leben verkauft, mit einer Aussicht von 100 gegen ½, daß er dieses verkaufte, entehrte Leben nicht retten werde. Dieselbe Times ließ sich von ihrem Correspondenten vom Kriegsschauplatze berichten und durch unzählige Thatsachen beweisen, daß der zerlumpteste, elendeste Bettler in den Straßen Londons das Leben eines Fürsten führe im Vergleich zu dem des englischen Soldaten auf der Krim. Der Gesunde bekommt die ihm bestimmten Lebensmittel nur halb und muß im Regen und Schnee, im Schmutz und Wasser schlafen, denn selbst durch die Leinwand der Zelte (wenn er ja unter eins kommt) regnet es, wie durch ein Sieb. Der Kranke kommt nach Vernachlässigungen aller Art auf ein Schiff, wo keine Medizin und keine Aerzte sind. Diese giebt's in Menge, aber immer am unrechten Platze. Der Verwundete wird auf Karren über Stock und Stein und Moräste gestaucht, um in ein Schiff gepackt und 100 Meilen weit in ein Lazareth geworfen zu werden, wo er auch unter Pflege oft nicht mehr zu retten ist.

Die Soldaten gehen zerrissen und zerlumpt einher, da Winterkleider, Zelte, Lebensmittel aller Art tausendcentnerweise vom Sturme in den Grund des Meeres versenkt wurden, woran erwiesenermaßen nicht der Sturm, sondern die Liederlichkeit und Unordnung der aristokratischen, höhern Beamten, die sich einander nicht unterordnen, Schuld ist, wie an allem übrigen Elend, aller Rathlosigkeit und Anarchie im englischen Lager, so daß viel mehr an den Folgen dieser Anarchie sterben, als von den Kugeln der Feinde. Beweise dafür hat der Correspondent der Times massenhaft in seinen ellenlangen Berichten gehäuft und die Times selbst sprach sich in ihren Leitartikeln auf das Schärfste gegen diese Schmach aus, die um so greller und entsetzlicher hervortritt, als es sich hier um das Leben und das Glück von vielen Tausenden englischer Bürger und Familien handelt und als die Ordnung und Humanität im daneben aufgeschlagenen französischen Lager durchweg musterhaft gefunden ward.

Wenn die Aristokratie Englands so liederlich und brutal mit den Söhnen ihres eigenen Landes umgeht, was haben dann erst die fremden, gekauften Söldlinge zu erwarten? —

Auch hierauf antworte ich aus der Bibel Englands, dem berüchtigten Leitartikel der Times vom 22. December. —

„Die Regierung hat es," sagt sie, „mit dem großen bessern, England verhaßten „Fremden-Militär-Gesetze" besonders auf *die Deutschen* abgesehen. Sie sieht auf diese simpeln, unschuldigen, milden, blauäugigen, flachshaarigen jungen Deutschen wie der Fischer von Falmouth auf eine Heerde junger Makrelen oder der Orkney-Insulaner auf eine „Schule" lebhafter, junger, flaschennasigter Wallfische. Sie sind auswanderungslustig, sehr zum Gehorsam gezogen, leicht zu regieren und im Alter von 26—30 Jahren in der Regel gut militärisch einexercirt. Sie sind ein excellentes Material für die Civilisation und politische Macht. England möchte sie daher lieber verbrauchen, als seine eigenen Söhne und lieber in's englische Australien bringen als in das unabhängige Amerika tausendweise ziehen lassen.

„Sie sind geboren, um sich gebrauchen zu lassen. *Sie sind gemacht, um betrogen und mißbraucht zu werden.* (They are made to be fleeced.) „Sie haben dabei ohne Zweifel Muth, doch sind sie der Autorität gegenüber wie Lämmer. Wenn unter einem Haufen solcher jungen Deutschen irgend ein Gauner träte, sich für einen Polizeidiener ausgäbe und ihre Kleider und ihr Geld verlangte, sie würden's ihm unterthänigst ausliefern."

Das ist der Hauptinhalt jenes Leitartikels. So berief ich mich in meiner Zwischenrede vom Anfange bis zum Ende entweder auf Thatsachen oder auf Urtheile der politischen Bibel Englands und wies jede Unterbrechung von Seiten Fallstaff's mit Luther'schem Pochen auf diese Bibel und auf englische Redefreiheit zurück.

Aber was half mir's? Die drei Einzigen, die noch jung aussahen und einzeln standen, gingen gläubig und hoffnungsvoll in die Falle und verkauften Gut und Blut, Ehre und Leben für eine sklavische, elende Existenz und einen Krieg, der erst noch beweisen muß, daß er für die Humanität und Civilisation geführt werde. Kein Mann von Ehre wird die größten Strapatzen und für sein Leben fürchten, wenn es wirklich die höchsten Güter der Menschheit gilt, aber was bezweckt die englische *Diplomatie* und unter welchem Hohne kauft sie sich Deutsche? Ich habe hier auf Thatsachen hingewiesen, die hoffentlich auf die Leser in Deutschland besser wirken, als auf die drei blauäugigen Schwaben in der Londoner Auswanderungs-Herberge. *

* Mögen diejenigen, welche den lockenden Verheißungen der englischen Werber Folge zu leisten gedachten, diesen Warnungsbrief wohl beachten. — Muß schon die Frechheit, mit der sich einzelne Mitglieder des Parlaments über Deutschland und deutschen Muth äußerten, jeden ehrliebenden Deutschen tief verletzen, um wieviel mehr dieser kalte Hohn einer englischen Zeitung, deren Aussprüche in ganz England wie ein Evangelium aufgenommen werden. Deutsche Leichen für englisches Geld — der Menschenschacher des vorigen Jahrhunderts in anderer Form, nur daß hier gleich von vorn herein die Ehre einer militärischen Gleichstellung abgesprochen, das Brandmal der Verachtung aufgedrückt ist. Die Redaktion.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirte Monatsschrift für Gartenfreunde, Garten- und Blumenfreunde.

Herausgegeben von Eduard Otto. Redaction und Expedition: Berlin, Schöneberg, Hauptstr. 53. Preis pro Quartal 2 Mk.

Die Gartenlaube.

Seite

Aus dem Leben eines Gartenfreundes. Von Eduard Otto. 1

Ueber Gartenbau-Vereine. Von Eduard Otto. 3

Ueber Gartenbau-Ausstellungen. Von Eduard Otto. 4

Ueber Gartenbau-Literatur. Von Eduard Otto. 5

Ueber Gartenbau-Literatur. Von Eduard Otto. 6

Ueber Gartenbau-Literatur. Von Eduard Otto. 7

Ueber Gartenbau-Literatur. Von Eduard Otto. 8

Ueber Gartenbau-Literatur. Von Eduard Otto. 9

Ueber Gartenbau-Literatur. Von Eduard Otto. 10

Ueber Gartenbau-Literatur. Von Eduard Otto. 11

Ueber Gartenbau-Literatur. Von Eduard Otto. 12

Aus dem Leben eines Gartenfreundes.

Von Eduard Otto.

Ich will Euch heute, meine lieben Leser, einen Gartenfreund vorführen, wie er leibt und lebt, wie er sich in seinem Garten bewegt, wie er seine Pflanzen pflegt und wie er sich mit seinen Nachbarn unterhält. Ich will Euch zeigen, wie er sich freut, wenn seine Pflanzen gedeihen, wie er sich ärgert, wenn sie kränkeln, und wie er sich grämt, wenn sie absterben. Ich will Euch zeigen, wie er sich mit seinen Nachbarn über seine Pflanzen unterhält, wie er sich mit ihnen über seine Erfolge freut und wie er sich mit ihnen über seine Misserfolge grämt. Ich will Euch zeigen, wie er sich mit seinen Nachbarn über seine Pflanzen unterhält, wie er sich mit ihnen über seine Erfolge freut und wie er sich mit ihnen über seine Misserfolge grämt.

ihren aufgeworfenen Lippen sah man die Emaillezähne aus der Fabrik des berühmtesten französischen Dentisten. Der Sohn war mit jener gediegenen Einfachheit gekleidet, die den reichen Kaufleuten von fünfundzwanzig Jahren eigen zu sein pflegt.

„Robert," sagte sie bebend vor Aufregung, „Du wirst mit mir zu dem Präsidenten fahren! Ich habe es in verflossener Nacht auf dem Balle versprochen, und wenn ich mich nicht blamiren will, so muß ich Wort halten."

„Gut, fahren Sie allein, Mutter!" sagte der junge Mann, der auf dem kostbaren Teppich auf und ab ging.

„Auch Du wirst erwartet."

„Ich habe nichts versprochen!"

„Aber ich!" rief die Commerzienräthin mit ihrer durchdringenden Altstimme, und indem sie das Gewicht ihrer fleischigen Hand auf ein Mahagonitischchen fallen ließ, daß es laut erseufzte. „Wenn meine Aufforderung nicht genügt, so befehle ich es Dir!" fügte sie mit der Alles vergessenden Heftigkeit hinzu, die ihre Abstammung verrieth, nämlich die aus einer rheinländischen Fabrikantenfamilie, die durch den Schweiß armer Arbeiter ein Kapital zusammengescharrt hatte, das unter fünf Erben vertheilt war. Zwei Fünftheile, nämlich das Erbe der Madame Simoni und das ihres Bruders, des Vaters des unglücklichen Franz, hatten den Grund zu dem hamburger Handelshause gelegt.

„Befehlen? Befehlen?" fragte Robert kalt und ruhig, indem er stehen blieb. „Sie vergessen, Mutter, daß ich großjährig bin. Niemand hat mehr das Recht, mir Befehle zu ertheilen."

Die Lippen der alten Dame begannen zu beben, und eine dunkele Röthe färbte ihre fleischigen Wangen. Gewaltsam setzte sie dem Ausbruche ihres Zornes einen Damm entgegen, indem sie einen Augenblick schwieg. Ihre schwarzen Augen schossen glühende Blicke auf den ruhigen Robert.

„Deine Großjährigkeit, mein Sohn, spottet also der mütterlichen Autorität!" sagte sie tonlos nach einer Pause. „Gut, ich will es gelten lassen; aber ich gebe Dir zu bedenken, daß der letzte Wille Deines Vaters mich so lange des Genusses seines Vermögens, seines ungetheilten Vermögens, versichert, als ich mich desselben zu Deinen Gunsten nicht entäußere. Noch bin ich die Herrin des Hauses Simoni, und wenn Du nicht mehr mein Sohn sein willst, so bleibt mir nur noch übrig, Dich als meinen Commis zu betrachten. Enterben kann ich Dich nicht; aber so lange ich athme, bleibst Du Commis! Jetzt wähle zwischen Beiden! Den Sohn werde ich der Tochter des Präsidenten vorstellen — den Commis schicke ich nach Hamburg zurück in das Comptoir, wohin er gehört! Du kennst mich, mein eiserner Wille hat Deinen Vater geleitet, er wird auch Dich im Zaume zu halten wissen. Gestern noch sprach ich ermahnend; heute befehle ich Dir. O, ich kenne die Gründe Deiner Weigerung! Du steigst entweder heute mit mir in den Wagen, um zu dem Präsidenten zu fahren, oder morgen, um nach Hamburg zu reisen!"

Robert hatte seine Ruhe nicht verloren; mit einer höhnenden Eleganz steckte er seine rechte Hand, die ein kostbarer Diamantring schmückte, in die Brustöffnung der weißen, mit Gold gestickten Atlasweste, stützte sich auf die Lehne des Divans, auf dem die Commerzienräthin saß, und sagte lächelnd:

„Es ist wahr, Mutter, mein verstorbener Vater hat Ihnen eine gewisse Gewalt über mich gegeben, und wie ich vermuthe, unter Ihrem Einflusse, denn Sie bekennen ja selbst, daß Ihr eiserner Wille ihn geleitet hat; aber, Mutter, der Commis, der sechs Jahre die Arbeiten des Herrn Simoni theilte, der bei seinem Tode die Leitung des Geschäfts übernahm, hat auch ein gewisses Geheimbuch übernommen, das über Dinge Aufschluß giebt, die sehr unangenehme Folgen haben könnten. Senden Sie den Commis nach Hamburg, indem Sie ihn als Sohn nicht gelten lassen wollen, so wird er ein verborgenes Fach erschließen, das nur er kennt und zu dem nur er allein den Schlüssel besitzt — —"

„Robert, Robert!" rief erschreckt die Mutter.

„Sie sehen, daß ich großjährig bin! Und weil ich es bin, werde ich mir eine Lebensgefährtin nach meinem Geschmacke wählen. Muß ich dabei auch Vieles preisgeben, so werde ich immer noch genug behalten, um mit Helenen ein sorgenfreies Leben führen zu können."

„Mit Helenen?" stammelte die Commerzienräthin. „Mensch, bist Du von Sinnen?"

Robert erhob sich und trat einen Schritt zurück.

„Ich glaube, ich bin noch nie bei so klarem Verstande gewesen, als eben jetzt. Wer will es mir, dem reichen Mann, verargen, wenn ich mir eine Frau aus lauterer Neigung nehme? Besäße Helene eine Million, sie würde mich nicht glücklicher machen können als jetzt, wo sie mir ein vortreffliches Herz, Schönheit und Tugend zur Morgengabe bringt. Ich drohe nicht, Mutter, weil ich mich noch immer als Ihren Sohn betrachte; aber ich bitte Sie, mir in dieser Angelegenheit freie Hand zu lassen, und mich Ihren ehrgeizigen Plänen nicht zum Opfer bringen zu wollen. Entweder Helene oder keine wird meine Gattin. Und haben Sie wirklich das Glück Ihres einzigen Sohnes im Auge, wie Sie mich so oft versicherten, so werden Sie meine Verbindung mit dem reizenden, unglücklichen Mädchen, das Ihre Achtung im hohen Grade besitzt, nicht hindern, sondern nach Kräften zu befördern suchen. Mutter," bat er leidenschaftlich, „ich kann ohne Helene nicht leben — zwingen Sie mich nicht, zu Mitteln der Verzweiflung zu greifen. Meiner Liebe opfere ich Alles, Alles; ich schleudere jedes Hinderniß zurück, das sich mir entgegenstellt; aber ich bedecke die Hand mit Thränen des Dankes, die mir das Mädchen meiner glühenden Liebe entgegenführt!"

Der junge Mann warf sich auf einen Sessel. Sinnend betrachtete ihn die Commerzienräthin, der die Tiefe der Leidenschaft nicht entgehen konnte, die in der Brust Roberts so rasch Wurzel gefaßt hatte. Ihr eiserner Wille beugte sich der Mutterliebe, und sie empfand ein inniges Mitleiden mit dem Sohne.

„Zu dieser Drohung hat ihn die Verzweiflung getrieben!" dachte sie. „Was bleibt mir übrig, als nachzugeben? Ich kenne ihn, sein Charakter gleicht dem meinigen. Es steht zu viel auf dem Spiele: die Ehre unsers Hauses und dann .... Beides kann ich der sinnlosen Leidenschaft eines Verliebten nicht preisgeben. Ich muß vorsichtig, sehr vorsichtig handeln."

Als Robert den Kopf erhob, sah sie Thränen über seine Wangen rollen. Er wollte sich entfernen.

„Bleibe, mein Sohn!" sagte sie mild. „Ich habe nicht geglaubt, daß Helene einen so tiefen Eindruck auf Dich ausgeübt hat. Du kennst sie erst seit einem Monate — hast Du Dich auch geprüft?"

„Sie kennen mich, Mutter," antwortete Robert mit leise erregter Stimme. „Ich bin kein Knabe mehr, der bei jeder glänzenden Erscheinung aufjauchzt und sich nach ihrem Besitze sehnt. Wenn ich Ihnen den Wunsch aussprach, den Winter hier zu verbringen, so ward ich von dem Gedanken an Helene beseelt, ich wollte sie erforschen, und mich um ihre Neigung bewerben. Sechs Wochen haben hingereicht, um mich einen Engel kennen lernen und anbeten zu lassen. Und was beschließen Sie nun, Mutter?"

„Du wirst meinen Entschluß vernehmen, wenn ich mit Helenen über diesen Punkt eine Unterredung gehabt habe. Daher fordere ich von Dir ein Versprechen."

„Nennen Sie es!" rief Robert, dessen Augen hell erglänzten.

„Du wirst die Ehre Deines Vaters im Auge behalten, und unser Familiengeheimniß wie ein heiliges Vermächtniß bewahren. Mein verstorbener Bruder kannte seinen leichtsinnigen Sohn zu gut. Franz gehört nicht mehr zu unserer Familie. Wie hast Du Dich seiner entledigt?"

„Die Polizei erleichterte mir dies Geschäft."

„Wie?"

„Man hat ihn gleich nach Ihrer Entfernung verhaftet."

„In meinem Hause?"

„Leider ja!"

„Entsetzlich!" rief die Commerzienräthin. „Die Polizei war in meinem Hause?"

„Beruhigen Sie sich, Mutter, es hat kein Mensch diesen ärgerlichen Actus erfahren."

„Es ist schon genug," fuhr die Alte entrüstet fort, „daß man einen Landstreicher bei mir vermuthete!"

„Die Sache beunruhigt mich nicht, da ihr Zusammenhang sehr einfach ist. Franz, auf der Flucht begriffen, ist in dem Hotel angekommen, und hat dort nach unserer Wohnung gefragt. Da er verfolgt wird, kannte die Behörde seine Spur, sie wußte selbst durch den Telegraphen, daß er hier eintreffen würde, und so suchte man in allen Wirthshäusern. Man fand ihn bei uns und führte ihn in aller Stille fort. Diesen Morgen schon war ich bei dem Polizei-Commissar, und habe ihm die Anzeige gemacht, daß der Flüchtige es versucht habe, von mir Geld zu erpressen. Wie man

„Du kennst sie," fuhr Franz wie begeistert fort, „Und von diesem Engel an Schönheit und Tugend reißt mich eine menschliche Gewalt, die Macht der Verhältnisse, denen ich im Uebermuthe meines Glückes spottete. Helene hängt an mir in treuer Liebe, sie leidet, wenn ich leide, und sie ist glücklich, wenn ich glücklich bin. Mit einem Muthe, den ich Verwegenheit nennen muß, reiste ich durch das Land, in dem man nach mir fahndet. Ich trotzte den Gefahren, die sich mir überall entgegenstellten, und schon glaubte ich mich dem Ziele, der freien Schweiz, nahe, als mich mein Verhängniß ereilte."

„Du wolltest nach der Schweiz," fragte verwundert der Advokat, „und nimmst diesen Weg, da es Dir doch freistand, einen minder gefahrvollen zu wählen?"

„Ich mußte es, Julius. Nach der unglücklichen Wendung der Dinge gelang es mir, nach Holland zu flüchten. Ich durfte Helene nicht mit mir nehmen, wenn ich sie nicht des Elendes eines armen Flüchtlings theilhaftig machen wollte. Von Amsterdam aus, wo ich am Hafen durch Lastträgen mein Brot kärglich verdiente, unterhielt ich einen Briefwechsel mit ihr. Wie gern wäre sie mir gefolgt, wenn sie die Mittel zur Reise gehabt hätte. Ich verdoppelte meine Anstrengungen, um diese zu erschwingen. Tag und Nacht arbeitete ich am Hafen, und dabei nährte ich mich von trocknem Brote, um die Kosten meiner Existenz zu verringern. Meine Börse ward täglich schwerer, aber mein Körper, Julius, ward täglich hinfälliger, bis ich nach einiger Zeit auf das Krankenlager sank. Trostlos und jammernd lag ich in meiner elenden Dachkammer, und das sauer erworbene Geld verschlang die Krankheit wieder. Da kam ein Brief von Helenen, sie schrieb mir, daß sie mit einer englischen Familie, die sie zufällig kennen gelernt, nach Zürich gereist sei. Bei allen Heiligen beschwor sie mich, die Reise zu ermöglichen, und ihr in das freie Land zu folgen. Wenn Du diesen Brief erhältst, schloß sie, bin ich bereits unterwegs. Ich habe keinen Augenblick gezögert, das Anerbieten der liebenswürdigen Lady Lindsor anzunehmen, da ich in dieser Reise die einzige Möglichkeit unserer baldigen Wiedervereinigung erblicke. Ich bin ja eine arme Waise, die nichts an die Heimath fesselt, die seit Deiner Entfernung nicht einmal eine Heimath mehr hat. Ach, Julius, dieser Brief entzückte mich, aber er schmetterte mich auch danieder. Meine Krankheit artete in ein schleichendes Fieber aus, es vergingen Wochen, selbst Monate, und ich konnte nicht an die Reise denken. Da ich Helene's Adresse nicht wußte, war es mir auch unmöglich, ihr den traurigen Behinderungsfall mitzutheilen. Du kannst Dir meine peinliche Lage denken. Der Sommer und der Herbst verfloß, ehe meine Gesundheit zurückkehrte. Meinem Arzte, einem wackern Holländer, hatte ich mich anvertraut, und seiner Großmuth verdanke ich es, daß ich Geld, anständige Kleider und einen holländischen Paß erhielt. Die Krankheit hatte mich um zehn Jahre älter gemacht, und darauf bauend, daß man mich nicht so leicht erkennen würde, reiste ich wohlgemuth nach R., um zu sehen, ob Helene zurückgekehrt sei. Von einer ihrer Freundinnen erfuhr ich denn, daß sie sich noch in Zürich befinden müsse, da man sie seit dem Juni nicht wieder gesehen habe. Was war wohl natürlicher als die Annahme, daß sie dort meiner wartete? Ich reiste von R. ab, den kürzesten Weg nach der Schweiz wählend. Auf einer Poststation fiel mir die Staatszeitung in die Hände, und zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich darin die Anzeige, daß die Wittwe Simoni aus Hamburg das Bürgerrecht in der Residenz erworben und für ein bedeutendes Geschenk, daß sie der Stadtarmenkasse gemacht, den Titel einer Commerzienräthin erhalten habe. Ich lebte nicht gerade in offener Feindschaft mit der Schwester meines Vaters, deshalb beschloß ich, da meine Kasse erschöpft war, die Residenz zu berühren, wo mich Niemand kannte, und bei meiner Tante um eine Summe nachzusuchen, mit deren Hülfe ich nicht nur das Ziel meiner Reise erreichen, sondern auch den Grund zu einer bescheidenen Existenz legen konnte. Die reiche Wittwe, dachte ich, hat die Armenkasse beschenkt, sie wird den armen Neffen, dessen Vermögen sie besitzt, nicht ohne Unterstützung von sich weisen. Ich kam in der Sylvesternacht hier an. In dem Hotel fragte ich nach der Wittwe Simoni, erfuhr ihre Wohnung, und daß sie einen glänzenden Ball gäbe. Es war nicht schwer, das Haus zu finden; ich sprach meine Tante, bat, flehte, und — ward abgewiesen."

„Das ist mehr als grausam!" sagte entrüstet der Advokat. „Hätte man Dir das Vermögen Deines Vaters zukommen lassen, ich zweifle nämlich nicht einen Augenblick an der Rechtmäßigkeit Deiner Forderung — Du wärst heute sicher in andern Verhältnissen. Man will Dich verderben, armer Freund; der Erbe des Compagnons muß ja bei Seite geschafft werden. Das Ende Deiner Geschichte kenne ich nun: von R. aus, wo man Dich gesehen und erkannt, wurdest Du verfolgt. Ehe Du hier ankamst, vigilirte die Polizei auf Dich, und es konnte nicht schwer werden, Dich zu ermitteln."

„Du weißt noch nicht Alles, Julius."

„Nun?"

„Die reiche Wittwe, die der Armenkasse Geschenke macht, rief durch eine Glocke nach ihrer Gesellschaftsdame — denke Dir meinen freudigen Schrecken, als ich Helenen eintreten sah!"

„Ist's möglich, Helene?"

„Sie befindet sich in dem Hause meiner Tante. Wie sie dorthin gekommen, weiß ich nicht. Ach, ich hätte ihr mögen zu Füßen fallen, denn sie erschien mir wie ein lichter Engel in der Nacht meines Elends. Aber ein Blick von ihr, den ich verstand, hielt mich zurück. Zugleich deutete sie auf die weiße Rose an ihrer Brust, das letzte Geschenk meiner Liebe. An ihrem Arme verschwand das sorglose Weib aus dem Zimmer — die Thür schloß sich hinter meinem Teufel und meinem Engel. Julius, ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig, und was ich nun mit Robert, meinem Vetter, verhandelte, weiß ich nicht mehr. Ich dachte nur an das Glück, mit ihr zu entfliehen, es gab keine Vergangenheit mehr für mich, die Zukunft war mir Alles — da trat die Gegenwart mit ihrem ganzen furchtbaren Gewichte dazwischen — ich ward verhaftet und fortgeschleppt. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, befand ich mich im Gefängnisse."

„Armer Freund!" seufzte der Advokat.

„Fast möchte ich glauben," sagte Franz mit einem schmerzlich bittern Lächeln, „daß ich meines Verstandes nicht mächtig bin, wie die Wittwe behauptete, als ich das Vermögen meines Vaters beanspruchte. Mein Kopf ist wüst, ich kann mir aus dem Chaos von Begebenheiten keinen Begriff gestalten, und Lebensüberdruß kämpft mit der Sehnsucht nach dem Leben!"

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Bilder und Geschichten.

Beranger.

Ist man allzusehr angewidert von dem pariser Leben, von dem Geschrei auf dem Markte, wo Gewissen zu Dutzenden feilgeboten werden, wo Jeder sein ernstes oder komisches Stück spielt, um sich geltend und Geld zu machen, wo Ehrgeiz und Habsucht, Lüge und Unnatur unter verschiedenen Masken um die Wette laufen und drängen, wo jedes Stückchen Vorzug an Leib und Seele geschmückt und aufgeputzt als Aushängeschild benutzt und ausgebeutet wird, wo Jeder nach seiner Art, der Eine mit den Händen, der Andere mit den Füßen, Der mit dem Kopfe, der Andere mit dem Herzen, der Eine mit der Feder, der Andere mit dem Pinsel, um das goldene Kalb, den Götzen des Jahrhunderts, tanzt; bedarf man der Erholung, der Beruhigung, der Läuterung, so findet man sie, wenn man das Glück hat, Beranger, den Lieblingsdichter des französischen Volkes, besuchen zu können. Da findet man einen Greis von 74 Jahren mit der Frische des Geistes, mit der Einfalt des Herzens wie ein Kind, der lächelnd zurückblickt auf sein langes inhaltreiches Leben, das spiegelrein und spiegelhell, unberührt von all den schmutzigen Einflüssen geblieben, welche es unausgesetzt belagert. In dieser Wohnung weht es Einem so friedlich, so wohlthuend an. Man glaubt es zu fühlen, daß hier den schlimmen Gästen draußen, all' den Gelüsten und Begierden, der Einlaß streng versagt wurde. Es fällt Einem das Lied

Wilhelm Hauff.

Am 18. März 1802 wurde in Stuttgart als Sohn des Kanzleiverwalters Hauff ein Knabe geboren, der in seinem kurzen Leben, das nur 25 Jahre währte, sich einen Namen machte, der noch heute in Ehren steht. Wilhelm Hauff war ein Kind seiner Zeit, ein Kind der Romantik, und wie alle Kinder dieser Zeit, die Phantasie und Gemüt besaßen, war er ein Märchenerzähler. Er hatte eine Vorliebe für das Orientalische, und seine Märchen sind meist in orientalischer Umgebung gedacht. Sie sind voll Poesie und Humor, und wenn auch Hauff nicht so tief ist wie Hoffmann, so ist er doch ein Meister der Erzählung, und seine Märchen sind Perlen deutscher Erzählungskunst. Sie sind nicht nur für Kinder geschrieben, sondern auch für Erwachsene, und wer sie einmal gelesen hat, der wird sie immer wieder gern lesen. Hauff war ein Schwabe, und wie alle Schwaben hatte er Humor und Gemüt. Er war ein Kind seiner Heimat, und seine Heimat hat ihn nicht vergessen. Sie hat ihm ein Denkmal gesetzt, das noch heute steht. Hauff war ein Dichter, der sich selbst treu blieb, und seine Werke sind ein Spiegel seiner Seele. Sie sind voll Poesie und Humor, und wer sie einmal gelesen hat, der wird sie immer wieder gern lesen. Hauff war ein Schwabe, und wie alle Schwaben hatte er Humor und Gemüt. Er war ein Kind seiner Heimat, und seine Heimat hat ihn nicht vergessen. Sie hat ihm ein Denkmal gesetzt, das noch heute steht. Hauff war ein Dichter, der sich selbst treu blieb, und seine Werke sind ein Spiegel seiner Seele.

kostspieligen Aufmerksamkeiten zu überhäufen, die ich kindlich nennen kann.“ Das sind gewiß schöne seltene Herzenszüge, die sich zwischen Dichter und Verleger aussprechen.

Beranger ist ein Volksdichter, wie die moderne Zeit keinen aufzuweisen hat. Er singt für seine ganze Nation, für die Höhen wie für die Tiefen, wie für die Mitte. Man möchte ihn das Herz Frankreichs nennen. Alle Gefühle des Volkes, all das Selbstbewußtsein, die Sinnlichkeit und Frivolität, all seine Entrüstung, all seine Heiterkeit und Selbstvergessen, und all die Großmuth, Zartheit und Ritterlichkeit, der Leichtsinn und die jugendliche Laune, der Witz und die Leidenschaft, der militärische Dünkel und wirkliches Heldenthum, die mittelalterliche Ruhmsucht und die moderne Begeisterung, das singt und lacht, tändelt und zürnt, das grollt, höhnt und prahlt aus seinen Liedern heraus. Darum zieht jeder Laut aus seinem Munde hin durch das ganze Leben und findet sein Echo bei Millionen.

Die politischen Schauspieler, zu deren Rolle es gehört, sich tief ernst und überaus tugendhaft zu geberden, stellen sich von der Unsittlichkeit in den Liedern Beranger's empört. Sie lügen. Denn in der Zurückgezogenheit, wenn die Maske unnöthig ist und sie sich beim Wein der unterdrückten und jugendlichen Anwandlung überlassen, um einen Moment ungezwungener Fröhlichkeit zu genießen, dann singen sie nach Herzenslust Lieder von Beranger. Sie lachen und weinen natürlich und sind ganz seelenvergnügt.

Unter dem ersten Kaiserreiche wurde Beranger von Arnault, Mitglied des Instituts, dem Hofpoeten Fontanes, der durch die Gunst des Kaisers zu hohen Würden gelangt war, empfohlen und von diesem seinem Secretariat unter dem Titel „Commis Expeditionaire“ beigegeben. Eines Tages hörte Fontanes den jungen Angestellten die Strophen des „Königs von Yvetot“ singen. Die Frische, der Humor, die Milde und Gutmüthigkeit des Spottes zogen den hochgestellten Poeten, den Großherrn der Universität, dem all diese Gaben fehlten, unwiderstehlich an. Er erbat sich die Strophen und brachte sie dem Kaiser, der, wie er wußte, in den seltenen Mußestunden, die ihn seine Laufbahn gestattete, heitere Zerstreuungen liebte. Napoleon I. durchlas die Verse und brach in lautes Gelächter aus.

„Kennen Sie die Melodie zu diesem Lied?“ fragte er Herrn Fontanes.

„Ja wohl, Sire,“ antwortete der Poet und recitirte singend das Gedicht. Man denke sich das Erstaunen der Höflinge, als sie den Kaiser bei seinen Arbeiten den Rundreim des „Königs von Yvetot“ vor sich hinsummen hörten. Der „Senator“ wurde drauf in den Tuilerien förmlich heimisch. Man lachte, ohne im Mindesten Anstoß an dieser milden Satyre zu nehmen und Beranger gewann den Vortheil, sich ungestört seinen poetischen Arbeiten hingeben zu können.

Für die Armen, für die untern Volksklassen, für die Arbeiter, für die Grisette sind Beranger's Lieder ein Bedürfniß geworden. Das arme Mädchen läßt sich von diesen Gesängen zum Lachen bewegen, Noth und Entbehrung vergessen lehren. Sie singt Beranger's Lieder, um ihr kleines Dachstübchen mit heitern Bildern und ihren Kopf mit schönen, bunten Träumen zu erfüllen. Diese Verse trösten, erheitern und versöhnen mit dem Schicksal. Kann es verwundern, daß er ihr Abgott, dieser Poet, der sie erfreut, trotz aller Entbehrung? Für Beranger hat das Volk immer Kränze. Keine Dirne ist so verworfen, um nicht ein Winkelchen ihres Herzens rein zu erhalten, wo sie die Liebe zu dem Volksdichter aufbewahrt. Wo sich Beranger öffentlich zeigt, ist er den lebhaftesten Huldigungen ausgesetzt.

Ich war Zeuge einer rührenden und zugleich erhebenden Scene, die sich in der „Clauserie de Lilas,“ wo des Sommers Studenten und „Studentinnen,“ wie man hier sagt, sich dem Vergnügen des Tanzes hingeben und wo sich die Fröhlichkeit der Jugend in ungezwungener, anmuthiger Weise kund giebt. Zu dieser heißen Sommerunterhaltung kam Beranger. Der Greis, wahrscheinlich um sich an dem tollen Treiben, an dem Schauspiel ungekünstelter, ungesuchter Freude zu ergötzen. Kaum war er in den hellerleuchteten Garten getreten, war er auch schon erkannt. Beranger ist da! Beranger ist da! lief es durch die Reihen der Tanzenden, die sich sogleich auflösten und den Dichter jubelnd und händeklatschend umringten mit dem Rufe: Es lebe Beranger! Es lebe Beranger! Die Mädchen küßten ihm Hände und Wangen und sagten ihm im lieblichen Wettstreit die zärtlichsten Worte.

Mit der Raschheit der französischen Nation wurde von den Studenten eine Feierlichkeit improvisirt. Aus den Blumensträußen, die da feilgeboten werden, flocht man Kränze; ein Reimkundiger verfertigte ein Gelegenheitsgedicht. Drei der schönsten Mädchen wurden ausgewählt, die dem Dichter Kränze brachten und eine Andere las ihm das frisch verfaßte Lied. Der Dichter dankte, auf's Tiefste gerührt.

Alle Anwesenden waren ergriffen und begeistert. An's Tanzen wurde nicht eher gedacht, als bis der Dichter sich entfernt hatte. — Der Moment war wunderschön und ich glaube, daß dieser unmittelbare Ausdruck einer innigen Verehrung auch dem Dichter wohlgethan haben muß, der sonst allen Ovationen so ängstlich aus dem Wege geht.

Beranger ist aber nicht nur Frankreichs erster Dichter, er ist auch Frankreichs größter Bürger; er ist ein Washington, hingebend an das Vaterland, muthig und anspruchslos; er schlug auch seine Schlachten, wenn auch mit einer andern Waffe, als dem Schwerte.

Obgleich ein Franzose, hat er sein ganzes Leben hindurch seine politische Ueberzeugung bewahrt, die allen Stürmen, allem Wechsel der Verhältnisse getrotzt.

Pierre Jean de Berauger ist am 17. August des Jahres 1780 zu Paris geboren. Obgleich seine Familie von Adel, hat sein Großvater das sehr bürgerliche Gewerbe eines Schneiders getrieben. Unter der Aufsicht dieses guten Mannes, der nichts weniger als streng war, blieb der kleine Jean bis in einem Alter von 9 Jahren, zu keinem Berufe ernstlich angehalten, sondern mit Kameraden seines Alters ein freies, unthätiges Leben in den pariser Straßen führend. Auf diese Weise geschah es, daß der kleine Beranger, wie viele andere Straßenjungen, mit dabei war, als das pariser Volk am 14. Juli 1789 die verhaßte Bastille stürmte. Er sah es mit an, wie von kräftigen Armen geschwungene Aexte die Pforten von Erz zertrümmerten. Das Schauspiel ist ihm, wie er sagt, stets gegenwärtig, und in der That hat er die Erinnerung ein halb Jahrhundert später nach seiner Art in singbaren Versen ausgesprochen. Das hat Beranger mit unserm Goethe gemein, daß er Alles, was ihn irgendwie angenehm oder unangenehm anregt, daß er jede wichtige Frage, die sich ihm aufdrängt oder ihm aufgedrungen wird, im Liede behandelt, so daß die gesammelten Gedichte die Geschichte seines Kopfes und Herzens enthalten.

Seine patriotische Begeisterung erhielt die erste Grundlage zu jener Zeit, da er, ein Kind, die Dinge kaum zu unterscheiden vermögend, den Fall einer Zwingburg vor Augen sah, deren Namen jeden Franzosen mit Schauder erfüllte.

Die Straßen von Paris wurden immer unruhiger und stürmischer und boten keinen geeigneten Aufenthalt für den Knaben mehr. So ungern sich der gute Schneider von dem kleinen Liebling trennte, er wich dem Gebot der Umstände und schickte den Knaben nach Péronne in der Picardie zu einer Tante, die einem Gasthofe vorstand, und welche streng und fromm war.

Beranger blieb kaum drei Jahre dort; dann trat er in das „patriotische Institut,“ welches von einem Mitglied der gesetzgebenden Versammlung: Ballue de Bellanglise zu Péronne gegründet wurde, und später zu einem Buchdrucker in die Lehre, der ihn wegen seiner außerordentlichen Geistesgaben, verbunden mit einer lebhaften Wißbegierde, sehr lieb gewann. Er gab ihm mit Auswahl zu lesen und war ihm bei gründlicher Erlernung der Sprache behülflich. Als Beranger eine Ausgabe des André Chenier gesetzt hatte, versuchte er sich zum ersten Male im Vers. Einige Strophen kamen dem Meister Buchdrucker zu Gesichte, und dieser weihte den poetischen Setzer in die Regeln der französischen Prosodie ein.

Hiermit war die Laufbahn Beranger's entschieden.

Zurückgekehrt nach Paris, wo er seinen Vater in glücklichen Vermögensverhältnissen fand, sagte er diesem: „Ich will ein Dichter sein.“ Vielerlei Versuche wurden gemacht, vielerlei größere Arbeiten theils in dramatischer, theils anderer Form wurden unternommen; allein diese Erstlingswerke mochten den strengen Forderungen, die der junge Dichter an sich selbst stellte, nicht entsprechen und wurden von ihm selbst dem Feuer Preis gegeben. Außer den Namen einiger ist keine Spur von den Jugendarbeiten des herrlichen Volksdichters geblieben. Ein außerordentlicher Verlust, wenn kein poetischer, so doch ein kunsthistorischer. Welch ein Interesse hätte es geboten, diese eigenthümliche Dichternatur durch alle Phasen ihrer Entwickelung zu verfolgen. So aber bleibt nichts übrig, als sich an dem Fertigen, Vollendeten zu erfreuen und den

Amtliche Mitteilungen der Landesbehörden.

Preußen.

Der Minister für Handel und Gewerbe hat unter dem 15. Juli 1911 folgende Bekanntmachung erlassen:

Nach § 1 Abs. 2 der Verordnung über die Errichtung von Handelskammern vom 24. April 1897 (Gesetz-Sammlung S. 133) ist der Bezirk einer Handelskammer in der Regel so zu bemessen, daß in ihm mindestens 10 000 Gewerbetreibende vorhanden sind, die zu den Kammerbeiträgen beitragspflichtig sind. Nach § 1 Abs. 3 der Verordnung kann jedoch ausnahmsweise auch ein kleinerer Bezirk gebildet werden, wenn besondere Verhältnisse dies rechtfertigen. Nach § 1 Abs. 4 der Verordnung ist vor der Errichtung einer Handelskammer die Handelsvertretung des Bezirks zu hören. Nach § 1 Abs. 5 der Verordnung ist vor der Errichtung einer Handelskammer, deren Bezirk ganz oder teilweise in den Bezirk einer bestehenden Handelskammer fällt, auch diese zu hören.

Nach § 2 Abs. 1 der Verordnung ist der Bezirk einer Handelskammer so zu bemessen, daß er in der Regel nicht mehr als 100 000 Gewerbetreibende umfaßt, die zu den Kammerbeiträgen beitragspflichtig sind. Nach § 2 Abs. 2 der Verordnung kann jedoch ausnahmsweise auch ein größerer Bezirk gebildet werden, wenn besondere Verhältnisse dies rechtfertigen. Nach § 2 Abs. 3 der Verordnung ist vor der Vergrößerung des Bezirks einer Handelskammer die Handelsvertretung des Bezirks zu hören. Nach § 2 Abs. 4 der Verordnung ist vor der Vergrößerung des Bezirks einer Handelskammer, deren Bezirk ganz oder teilweise in den Bezirk einer bestehenden Handelskammer fällt, auch diese zu hören.

Nach § 3 Abs. 1 der Verordnung ist der Bezirk einer Handelskammer so zu bemessen, daß er in der Regel nicht mehr als 100 000 Gewerbetreibende umfaßt, die zu den Kammerbeiträgen beitragspflichtig sind. Nach § 3 Abs. 2 der Verordnung kann jedoch ausnahmsweise auch ein größerer Bezirk gebildet werden, wenn besondere Verhältnisse dies rechtfertigen. Nach § 3 Abs. 3 der Verordnung ist vor der Verkleinerung des Bezirks einer Handelskammer die Handelsvertretung des Bezirks zu hören. Nach § 3 Abs. 4 der Verordnung ist vor der Verkleinerung des Bezirks einer Handelskammer, deren Bezirk ganz oder teilweise in den Bezirk einer bestehenden Handelskammer fällt, auch diese zu hören.

Nach § 4 Abs. 1 der Verordnung ist der Bezirk einer Handelskammer so zu bemessen, daß er in der Regel nicht mehr als 100 000 Gewerbetreibende umfaßt, die zu den Kammerbeiträgen beitragspflichtig sind. Nach § 4 Abs. 2 der Verordnung kann jedoch ausnahmsweise auch ein größerer Bezirk gebildet werden, wenn besondere Verhältnisse dies rechtfertigen. Nach § 4 Abs. 3 der Verordnung ist vor der Vergrößerung des Bezirks einer Handelskammer die Handelsvertretung des Bezirks zu hören. Nach § 4 Abs. 4 der Verordnung ist vor der Vergrößerung des Bezirks einer Handelskammer, deren Bezirk ganz oder teilweise in den Bezirk einer bestehenden Handelskammer fällt, auch diese zu hören.

Nach § 5 Abs. 1 der Verordnung ist der Bezirk einer Handelskammer so zu bemessen, daß er in der Regel nicht mehr als 100 000 Gewerbetreibende umfaßt, die zu den Kammerbeiträgen beitragspflichtig sind. Nach § 5 Abs. 2 der Verordnung kann jedoch ausnahmsweise auch ein größerer Bezirk gebildet werden, wenn besondere Verhältnisse dies rechtfertigen. Nach § 5 Abs. 3 der Verordnung ist vor der Verkleinerung des Bezirks einer Handelskammer die Handelsvertretung des Bezirks zu hören. Nach § 5 Abs. 4 der Verordnung ist vor der Verkleinerung des Bezirks einer Handelskammer, deren Bezirk ganz oder teilweise in den Bezirk einer bestehenden Handelskammer fällt, auch diese zu hören.

Bei den Steinkohlen sind die erwähnten Verhältnisse günstiger; hier zeigt sich deutlich, daß der Wassergehalt mit der größeren oder geringeren Dichte oder Festigkeit in einem innigen Zusammenhange steht. Wächst diese, so nimmt jener beträchtlich ab; ist aber die Festigkeit eine geringe, so ist der Wassergehalt sehr bedeutend. Bei 48 Steinkohlen aus Schlesien, Westphalen und vom Rhein stieg der Wassergehalt nur auf 8 p.C.; er ist hier also viel geringer als im Holz. Unter dieser großen Zahl betrug nur bei 11 die Asche zwischen 10 bis 15 p.C., nach Abzug des Wassers. Der lästigste Begleiter der Braun- und Steinkohlen ist der Schwefelkies (Schwefeleisen), der sich mitunter auch im Torfe findet und von dem wir schon auf Seite 186 im v. Jhrgng. gesprochen haben.

Unter den Steinkohlen ist die Verschiedenheit im äußeren Ansehen größer als unter den Braunkohlen. Wir haben hier Pechkohle, Schieferkohle, Grobkohle, Blätterkohle, Faserkohle u. s. w. Die Namen erklären sich von selbst; Verschiedenheiten in der Zusammensetzung der Kohle bedingen sie nicht. Eine andere Eintheilung bezieht sich auf das Verhalten in der Hitze. Man spricht hier von Backkohlen, Sinterkohlen und Sandkohlen. Die ersteren erleiden eine Erweichung und bilden große zusammenhängende blasige Massen; bei den anderen bleibt die Form unverändert und die Letzteren zerfallen. Diese Verschiedenheit ist bedingt durch die chemische Zusammensetzung, aber der Grund ist noch nicht ganz aufgeklärt. Bis jetzt lehrt uns der Chemiker nur die letzten Bestandtheile kennen; wie diese aber unter sich mit einander verbunden sind, das ist noch nicht erforscht. In der zuletzt genannten Reihenfolge nimmt der Werth der Steinkohlen ab, weil der Gehalt an Kohlenstoff ein geringerer wird.

Wie eingreifend die Förderung dieser unterirdischen Schätze auf die Entwickelung der Gegenwart eingewirkt hat, lehrt am Eindringlichsten England und das kleine Belgien. Auch unser Vaterland selbst bietet uns beachtenswerthe Fingerzeige in Fülle. Hunderte von Essen, die sich hoch zum Himmel emporstrecken, und stattliche Fabrikgebäude in der Nähe von Kohlengruben lehren uns, daß die Gewerbthätigkeit hier günstigen Boden zu einer kräftigen Entfaltung gefunden hat. Und selbst die Küche, die Hauswirthschaft ist nicht unberührt geblieben. In großen Länderstrichen, die mit dem Segen der Braun- und Steinkohlen von der Natur bedacht worden sind, ist die Feuerung mit Holz, eben so wie in den an Torf reichen Gegenden bereits zur Mythe geworden. Bei der Vertheilung ihrer Gaben hat die Natur Deutschland nicht gar zu stiefmütterlich behandelt. Nord- und Mitteldeutschland ist mit ausgedehnten Braunkohlenablagerungen bedacht worden; ungleich reicher und bedeutender sind die Steinkohlengebiete in Schlesien, Westphalen, am Rhein und in Sachsen. Von diesen Kohlen können sich manche den englischen, die man allgemein für die besten hält, würdig an die Seite stellen.

Einige Zahlen werden den allgemeinen Deutungen mehr Färbung geben. England beschäftigt in seinen 3000 Kohlengruben 250,000 Arbeiter; gefördert werden jährlich 34 Millionen Tonnen, die einen Werth von 10 Mill. Pfd. St. repräsentiren. Davon wurden 1850 3½ Mill. Tonnen ausgeführt; eben so viel verbrauchte die Riesenstadt allein, und fast ein Dritttheil der Gesammtsumme nahm die Eisenproduktion des Landes in Anspruch.

In der Zukunft wird England durch Nordamerika, das 1845 nur 80 Mill. Ctr., England dagegen 573 Mill. Ctr. Steinkohlen förderte, überflügelt werden, denn hier finden sich die ausgedehntesten Steinkohlengebiete. Die des Staates Illinois sind nicht viel kleiner als die Englands; das pittsburger Revier umfaßt 14,000 □M. und durch Pensylvanien, Ohio und Virginien zieht sich ein Kohlenfeld von 63,000 □M.

Preußen förderte 1840 12¾ Mill. Tonnen Steinkohlen; 1847 beschäftigte es in 423 Werken fast 29,000 Arbeiter; 1850 war die Produktion bereits um 8 Mill. Tonnen gestiegen und der Schatz, der aus der Tiefe heraufgebracht wurde, belief sich auf 8 Mill. Thaler. Man nimmt an, daß Elberfeld und Barmen allein jährlich über eine Mill. Tonnen verbrauchen. Dazu kamen 1850 noch fast 9 Mill. Tonnen Braunkohlen. In einem Zeitraum von 15 Jahren hatte sich die Gewinnung der Steinkohlen verdoppelt, die der Braunkohlen aber vervierfacht.

Des Adlers Horst.

Die Jagd auf junge Adler ist auf der Insel Corsica, in Sardinien und an andern Orten fast eine Art Industrie der armen Landleute, sie gehört aber zu den gefährlichsten, die der Mensch unternimmt, wie folgende Fälle zeigen.

Drei junge Bauernburschen in Sardinien, Brüder, entdeckten in der Tiefe eines schauerlichen Abgrundes den Horst eines Adlers, aber die Felsenwand fiel so senkrecht ab, daß man nicht anders in die Tiefe hinunter gelangen konnte, als daß man sich an einem Seil hinunterließ.

Die Brüder entschieden sich für die Anwendung dieses Mittels und schwangen das Seil um den Stamm eines Baumes, der in der Nähe stand und gewissermaßen als Kolben dienen mußte. Das Gefährliche des Unternehmens bestand nicht blos in der Möglichkeit eines Sturzes von mehr als hundert und fünfzig Fuß in die Tiefe, sondern in der Wahrscheinlichkeit eines Angriffes der zahlreichen Raubvögel, die in der den Menschen unzugänglichen Schlucht sich aufhielten. Die Brüder bestimmten den, welcher an dem Seile sich hinablassen sollte, durch das Loos, und dieser hielt es für zweckdienlich, einen Säbel mit sich zu nehmen, um sich gegen die gefiederten Feinde vertheidigen zu können. Die beiden Andern hielten das Seil. Der Hinabsteigende war 22 Jahre alt, ein schöner, kräftiger Gebirgsbewohner. ... Er schlang sich das Seil muthig um den Leib und trat mit einem Fuße überdies in eine Schlinge am andern Ende desselben, um sich sicherer aufrecht zu halten; nachdem er das Zeichen des Kreuzes gemacht, ließen die Brüder das Seil langsam nach und er sank tiefer und tiefer an der Felsenwand hinab, bis er über dem Risse schwebte, in dem sich der Adlerhorst befand. Er bemächtigte sich glücklich der vier weißlichgelben jungen Adler darin, und rief freudig den Brüdern oben zu, ihn hinaufzuziehen. Sein Ruf schallte weit hin und weckte vielfache Echos in dem Geklüft, aber machte auch das alte Adlerpaar auf den Raub der Jungen aufmerksam. Mit haarsträubendem Geschrei und aufgesperrtem Schnabel schossen sie wüthend auf ihn zu; die Jungen, die er unter dem einen Arme hielt, kreischten dazu wie um Hülfe; andere Raubvögel stimmten in das Krächzen und Schreien ein und der Säbel, den der Adlerräuber unablässig um sie schwang, reichte kaum hin, ihn vor den allseitigen Angriffen zu schützen. Da fühlte er plötzlich eine heftige Erschütterung des Seiles, das ihn trug; er blickte an demselben hinauf und erkannte zu seinem Entsetzen, daß er es in der Hitze des Kampfes mit der Schneide des Säbels getroffen und zur Hälfte durchhauen hatte. Schauer des Entsetzens rieselten ihm durch die Glieder; wenn das Seil nun zu schwach war, ihn zu tragen, wenn es zerriß und er in die Tiefe zerschmetternd hinabstürzte ..? Die Brüder oben wußten von der Verletzung des Seiles nichts, sie zogen mit aller Kraft und schneller und schneller und — glücklich gelangte er mit den geraubten jungen Adlern, die er nicht losgelassen hatte, auf festen Boden. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn ihm die Todesangst in den wenigen Minuten das Haar weiß gefärbt hätte.

Einen noch ergreifendern Vorfall ähnlicher Art erzählt ein Naturforscher, der sich eine Zeit lang auf dem Felseninselchen Garveloch an der Westküste Schottlands aufhielt, um da Seevögel und Seethiere zu fangen. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren diente ihm auf seinen gefährlichen Ausflügen gewöhnlich als Führer und schloß sich endlich mit ganz besonderer Liebe dem fremden Manne an.

„Mehrmals," erzählt der Reisende, „hatte ich im Beisein Arlies (so hieß der Knabe) den Wunsch geäußert, junge Raubvögel, namentlich junge Seeadler zu haben. An einem schönen Morgen, als ich einen etwas längern Ausflug zu machen gedachte, fragte ich vergeblich nach meinem kleinen Führer. Man rief ihn umsonst in und neben dem Häuschen seines Vaters; man sah ihn nicht wie gewöhnlich irgendwo auf einer Klippe umherklettern und ich erkannte ihn selbst nicht mit dem Fernrohr auf dem Gipfel einer Felsenspitze, Sterr genannt, auf die er bisweilen auch wohl kletterte. Ich mußte mich also entschließen, meine Wanderung al-

THE FIGHT AT THE WELL. Gulliver, in the act of drawing his sword, is attacked by the men from the town. Some of the men are trying to pull him down by the hair, while others are shooting arrows at him. Gulliver is also being attacked by the horses and cattle that have been driven to the well to drink. The horses are rearing and kicking, and the cattle are butting with their horns. The scene is full of confusion and violence.

nen hatte und von denen zwei das Seil hielten, an dem mein kleiner Freund sich hinabgelassen hatte, während ein Dritter mit einem Stocke den Adler bedrohte, ohne denselben erreichen zu können, wenn er sich auch über den Abgrund bog.

„Ich hatte unwillkürlich nach meinem Gewehre gegriffen, um den Adler zu schießen und Arkie so von dem gefährlichen Feinde zu befreien; aber durfte ich den Schuß wagen? Alle meine Glieder zitterten. . . Ich konnte statt des Adlers den Knaben treffen. Verzweifelnd ließ ich das Gewehr sinken.

„Arkie hielt unter dem einen Arme zwei junge Adler, — junge Adler, die ich zu besitzen gewünscht hatte und mit denen er mich überraschen wollte! Mit dem andern Arme suchte er den alten Adler abzuwehren. Jetzt — mein Gott! — jetzt hackt dieser den Knaben gewiß in das Gesicht! — Mir schwindelte bei dem Anblicke; das Herz zog sich in mir schmerzhaft zusammen. — Gott sei Dank! Nein, Arkie verlor die Geistesgegenwart keinen Augenblick; ehe er noch den scharfen Schnabel des alten Adlers in seinem Fleische fühlte, ließ er Einen der jungen Adler fallen und sofort stürzte der Alte auf diesen, ihn im Falle aufzufangen.

„Ich athmete wieder auf; die beiden Knaben oben zogen rasch und rascher aus Leibeskräften und Arkie hatte den Rand des Felsens fast erreicht. Da erhob sich der alte Adler von Neuem und schoß wie der Blitz nochmals auf den kleinen Räuber, der ja noch Eines seiner Jungen trug. So nahe Arkie der Rettung war, die Gefahr war noch näher, der Schnabel des wüthenden Adlers faßte zum zweiten Male nach ihm und er mußte den letzten der jungen Adler fallen lassen. Der Alte faßte das Junge im Fallen und Arkie schwang sich auf die Felsenplatte zu den drei muthigen kleinen Gefährten empor.

„Niedergeschlagen wegen des Mißlingens des Unternehmens, nicht im Mindesten entmuthigt kam er herunter und als er mich traf und ich ihm Vorwürfe machte, blinzelte er pfiffig mit den Augen als wolle er sagen: ein anderes Mal gelingt es mir doch.

„Am andern Morgen ging ich mit zwei Männern an Ort und Stelle; ich selbst ließ mich an dem Seile hinab und entführte glücklich die beiden jungen Adler, denn die Alten zeigten sich nicht; sie waren wohl weit hinweggeflogen, um für ihre Jungen Aetzung zu holen."

Blätter und Blüthen.

Vom Wolkenhimmel. Einer der interessantesten, im Ganzen aber doch wenig beobachteten Naturvorgänge ist die Wolkenbildung. Der Mensch der Bedürfnisse ist in der Regel vom Treiben auf der Erde so in Anspruch genommen, daß er nur selten den Blick über sie erhebt. Nur etwa, wenn ihm von dem sichtbaren Himmel eine Gefahr zu drohen, ein Vergnügen gestört zu werden scheint, richtet sich sein Blick besorgt nach oben und versucht er den Erscheinungen der Atmosphäre die Antwort auf seine Fragen abzugewinnen. Ihre stilleren Prozesse, der immerwährende Wechsel in den sichtbaren Gestaltungen, das ewige Spiel in Bildung, Verbindung und Wiederauflösung der Wolken, die in den Haushalt der Natur und des Menschen so tief eingreifen, läßt er meist unbeachtet. Zwar hat die Wissenschaft die unendliche Mannigfaltigkeit der Wolkenformen in einige charakteristische Abtheilungen zu bringen sich bemüht; sie nennt uns Locken- oder Federwolken, Haufenwolken, Schichtwolken mit einer Reihe Neben- und Unterarten für die Uebergänge und Verbindungen; aber sie alle genügen nur für die scharf hervortretende Eigenthümlichkeit und lassen uns für eine Menge der wechselndsten Gestalten dieses Luftproteus im Stiche. Ebenso erschöpfen die Ansichten über das Zustandekommen der Wolken selbst noch lange nicht den anziehenden Gegenstand.

Mannigfaltig wie die Gestalt, ist das Vorkommen der Wolken. Jenen Theilen der Welt, wo sie zu den Seltenheiten gehören, stehen andere gegenüber, wo es gleich selten ist, einen wolkenlosen Himmel zu sehen. Tausenderlei Ursachen, zum Theil bekannt, zum Theil nicht gehörig gewürdigt, oder schwer erkenn- und bestimmbar, wirken auf dieses Verhalten ein. Unzählig sind die Umstände, welche das Gleichgewicht der Atmosphäre stören, unberechenbar die atmosphärischen Strömungen, welche hier ihren Einfluß üben. Man versuche es nur, in unserm launischen Klima einmal längere Zeit an einem besonders veränderlichen Tage das Treiben am Himmel zu beobachten, und man wird sich bald von seinen schönsten Vorkenntnissen in der Meteorologie verlassen fühlen. Hier bricht durch eine finster dräuende Wolke, von der wir mindestens einen tüchtigen Regenschauer erwarteten, wieder strahlend die Sonne; und während sie noch in ungetrübtem Glanze leuchtet, überrascht uns aus lichtgrauer Schleierwolke ein feiner Staubregen. Jetzt, so weit wir blicken, ein düsteres Gewölke finstrer Wolken über uns; wenige Minuten, und der Himmel zeigt sein schönstes Blau; fast spurlos ist das Gewölke verschwunden oder es zeigt uns nur die fliehende Nachhut. Ein ander Mal e blicken wir nur ein Wölkchen in der klaren Luft schweben. Kurze Zeit, und der kleine Punkt hat sich zur weiten Masse entwickelt, die, ehe wir es uns versehen, mit dem Rollen des Donners erschreckt.

Mächtige Ursachen beständiger Wetterprozesse sind die Gebirge, je höher desto mehr, desto eigenthümlicher in den Erscheinungen. So sind die Alpen wahre Wettersäulen und in ihrer gewaltigen Höhe wie in der kaum übersehbaren Verknotung ihrer in allen Richtungen streichenden Arme die ungeheuren Werkstätten einer ungemein mannigfaltigen Wolkenbildung. Es ist nicht meine Absicht, hier in diese Prozesse näher einzugehen; der Leser erlaube mir nur, ihm, so weit es Worte vermögen, eine Beobachtung mitzutheilen, die ich in gleich überraschender Schönheit und Eigenthümlichkeit zu machen meines Erinnerns noch nie Gelegenheit hatte.

Es war am 24. Juli dieses Jahres nach mehreren sehr heißen Tagen mit stets klarem Himmel, während welcher, wie es nicht selten der Fall ist, nur die fernen Alpengipfel sich mit feststehenden Wolken, halbkugeligen, selbst wieder gebirgsähnlich nach oben gewölbten Haufenwolken, bedeckt gezeigt hatten, und zwar so, daß jene Gipfel nur zuweilen kaum kenntlich durch den Schleier matte Umrisse entdecken ließen, — als ich auf freier Höhe mehrere hundert Fuß über dem Spiegel des Zürichsees stand, Abends um halb Acht. Ein wunderbar prächtiges Schauspiel bot sich dem Blicke. Im Westen war die Sonne hinter Wolken im Versinken. Ihrem Untergangspunkte scheinbar gegenüber, doch mehr im Südwesten begannen die tiefen Wolkengehänge an den Bergen sich von unten allmälig in den lebhaftesten Purpurtinten zu färben. Die feurig glühende Röthe wuchs allmälig immer höher am Himmelsgewölbe herauf — ein Gluthenmeer von unbeschreiblicher Pracht, in dem einzelne von der Hauptmasse sich nach oben ziehende Haufenwolken selbst wieder in rosigerer Röthe magisch schimmerten. Der Spiegel des Sees glich einer grünen Schale flüssigen purpurnen Blutes. Die idyllischen Ufer, das begränzende Waldgelände schwammen in einem bläulich violetten Lichtdufte. Die übrigen Gegenden des Himmels zeigten sich in unveränderter Reinheit; nur hier und da lagerte sich neben eine einfache Haufenwolke eine lichtere im höhern Himmel streifig verfließende Röthe. Im Westen aber hatte sich ein anderes reizendes Bild entfaltet. Wäre es möglich gewesen, so hätte man zu der Annahme versucht sein können, ein Spiegelbild der Hochalpenkette zu erblicken, so genau auch in der Farbe täuschend hatten hier die Haufenwolken die Gestalt des Gebirges mit seinen Kuppen und Gipfeln angenommen, die von den Strahlen der scheidenden Sonne beleuchtet, in jenem Rosenlichte erglänzten, mit dem das Tagesgestirn am Morgen oder Abend die Firnen und Häupter der Alpen zu bekleiden pflegt. Oben war der Himmel azurnes Blau. Das Ganze gewährte einen so wunderschönen Anblick, wie ihn selbst die an ähnlichen Erscheinungen so reiche Alpenwelt höchst selten bieten möchte. Der darauf folgende nächtliche Himmel hatte nichts mehr von dieser Wolkenbildung zurückbehalten; im Gegentheil schimmerte sein Sternenheer in lange nicht gesehener Reinheit und fast südlicher Klarheit und Pracht; nur tief am Horizonte ließ sich von Zeit zu Zeit fernes Wetterleuchten sehen. Der folgende Abend brachte nach gleichfalls heißem Tage ein ähnliches Naturschauspiel, aber schon nicht mehr in dieser Fülle; im Westen fehlte die täuschende Nachbildung der Hochgebirgskette, und die Nacht hatte höher am Horizonte herauf und in weitester Verbreitung rings herum elektrische Entladungen von sichtlich gewaltigster Intensität. Das hier Geschilderte hing ohne Zweifel mit ungewöhnlichen Anhäufungen der Luftelektricität zusammen, die sich denn auch in der nächsten Nacht und den nächsten Tagen da und dort in den heftigsten Gewittern entluden. — Wenn ich mit dieser kurzen Mittheilung den Zweck verbinde, die Aufmerksamkeit der Leser, mehr als gewöhnlich geschieht, auf einen so anziehenden und wichtigen Vorgang in der Natur wie die Wolkenbildung, zu lenken, dürfte es Keinen gereuen, für eine kleine Mühe einen mannichfach reichen Genuß eingetauschen.

Dr. Cn.

Die Pfauen hält man gewöhnlich in Europa für sehr nutzlose Ziervögel und an vielen Stellen mögen sie es auch sein, wo sie nach gewohnter Weise leben können. In den tropischen Gegenden, aus denen sie stammen, wie z. B. auf der Insel Ceylon, und wo sie die Wälder in Massen bevölkern, sind sie äußerst nützlich, denn kein Vogel zerstört dort so viel große und kleine Schlangen und schädliches Gewürm, als die Pfauen, namentlich bilden die Ameisen ihre Lieblingsnahrung und sie vertilgen mehr von ihnen, als die Ameisenbären. Der Anblick, den ein Volk Pfauen beim Aufgang oder Untergang der Sonne gewährt, soll köstlich sein. Alexander der Große war nach Aelian's Erzählung von diesem Schauspiel, als er es zuerst in Indien sah, so ergriffen, daß er seinen Soldaten verbot, die schönen Thiere zu tödten. In Athen wurde das Paar derselben mit 1600 Drachmen (213 Thaler) bezahlt und in Rom hegte und pflegte man sie so sorgsam, wie jetzt die Cochin-Hühner in England.

Für diejenigen Abonnenten, welche sich die „**Gartenlaube 1854**" einbinden lassen, bemerken wir, daß durch uns höchst geschmackvolle Decken, mit Golddruck nach eigens dazu angefertigter Zeichnung zu beziehen sind. Wir sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem höchst billigen Preise von 13 Ngr. zu liefern.

Die Verlagshandlung.

The Garden Table

Edited by Eleanor Vere Boyle and Frederick Boyle

Published Fortnightly. Price 6d. Stamped Edition, 7d. Annual Subscription, post free, 6s. 6d.

Rock Work.

Rock work is a subject which has been much discussed, and about which there is a great deal of misapprehension. Many people have a vague idea that it is a very costly thing, and that it is only suitable for large gardens. Others, again, have a notion that it is very easy to make, and that any one can do it. Both these ideas are wrong. Rock work is not costly, and it is not difficult to make, but it is not suitable for small gardens, and it is not easy to make it look natural. Rock work is not suitable for small gardens because it takes up a great deal of room, and in a small garden every inch of space is valuable. It is not easy to make it look natural because it is very difficult to imitate nature. Nature is always changing, and it is impossible to keep up with her changes. Rock work is not costly because the materials are cheap, and it is not difficult to make because it is only a matter of piling up stones. But it is not suitable for small gardens because it takes up a great deal of room, and it is not easy to make it look natural because it is very difficult to imitate nature.

Helene versah die kleinen Obliegenheiten, die man ihr als Gesellschafterin der Commerzienräthin zugetheilt, mit erhöhter Pünktlichkeit; es schien selbst, als ob sie mit Schmerz das eingetretene Mißverhältniß erkannt hätte, und nun ihre Wohlthäterin durch vermehrte Sorgfalt dafür entschädigen wolle. Der argwöhnische Robert war auf seine Mutter eifersüchtig, er glaubte ihrer Verschlagenheit zutrauen zu dürfen, daß sie in Helenen selbst sich ein Mittel erschuf, seine Verbindung mit ihr zu verhindern. Der glühende Liebhaber war in den nächsten vierzehn Tagen nur mit seiner Herzensangelegenheit beschäftigt, er gedachte kaum des gefangenen Franz noch, der ihm in jeder Beziehung ungefährlich erschien. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf Helene gerichtet, und wenn er mit ihr sich festgestellt, so glaubte er alle Hindernisse beseitigt zu haben.

Madame Simoni hatte ihren Besuch bei dem Präsidenten wiederholt. Dieser Umstand bewog ihn, die Verständigung mit Helenen zu beschleunigen. Eines Morgens traf er sie allein in dem Zimmer seiner Mutter. Verwirrt legte sie das Zeitungsblatt aus der Hand, in dem sie gelesen hatte. Robert grüßte mit bewegter Stimme und küßte ihr die Hand. Sie erröthete bei dieser Grußbezeugung und ihre Blicke senkten sich zu Boden.

„Wo ist meine Mutter?" fragte er.

„Sie wird erst um zehn Uhr ihr Schlafzimmer verlassen. Wenn Sie die Frau Commerzienräthin sprechen wollen —"

„Nein, Helene; ich preise vielmehr den Zufall, der mir gestattet, Sie ohne Zeugen zu sehen."

„Mich, mein Herr?" fragte sie in einer Verwirrung, die ihr ungemein reizend stand, und die Robert in seinem Interesse für ein gutes Zeichen hielt.

Sie stand vor ihm in einer Verfassung, die ihre Schönheit im vollen Lichte zeigte. Das große blaue Auge verklärte ein ruhiger Glanz; die in ihren Umrissen so edeln und reinen Gesichtszüge waren der Wiederschein eines weiblichen Gemüths, das alle Schätze von Tugend und Liebe barg. Wie in ihrem ganzen Wesen, so schien Helene auch in ihrer einfachen Toilette die Künste der Koketterie zu verschmähen; und wenn jener Glanz, der der Seele entströmt, selbst häßlichen Frauen Reize verleiht, wie wunderbar mußte er Helenen schmücken, die von der Natur mit Grazie begabt, schön gewachsen und im Besitze eines himmlischen Augenpaares war.

„Helene, Sie dürfen mir eine Unterredung nicht verweigern, von der meine Ruhe, mein ganzes Lebensglück abhängt! O lassen Sie sich durch keine Rücksicht abhalten, offen, ganz offen zu mir zu reden!" rief er flehentlich und indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Was wollen Sie wissen, Herr Simoni?" flüsterte sie kaum hörbar.

„Ich fordere nicht die Enthüllung des Geheimnisses, von dem Sie neulich sprachen, daß es auf Ihrer Seele haftet; aber geben Sie mir Gewißheit, ob ich, zu welcher Zeit es auch sei, von Ihrem Herzen eine günstige Entscheidung erwarten darf."

„Ihre Mutter, mein Herr!" stammelte Helene, erschreckt über den Ungestüm des jungen Mannes.

„Meine Mutter wird es Ihnen danken, wenn sie ihren Sohn zu dem glücklichsten der Menschen machen, und er wird es sein, Helene, wenn Sie sich entschließen können, seine Hand anzunehmen. Entreißen Sie mich den furchtbaren Zweifeln, die mein Herz zernagen; sagen Sie mir nur mit einem einzigen Worte, ob ich hoffen darf, daß jenes Geheimniß Ihnen keine Fesseln anlegt, daß es Ihnen noch frei steht, ohne Zwang den künftigen Lebensgefährten zu wählen."

„Ich habe Sie gebeten, mein Herr, mir Zeit zu gönnen!" stammelte sie. „Und auch Sie selbst bedürfen der Zeit, um die kennen zu lernen, die Sie in Ihre Familie aufnehmen wollen. Vergessen Sie nicht, daß es sich um Ihre ganze Zukunft handelt."

„O mein Gott, diese ewigen Bedenken!" rief Robert hingerissen. „Ich fürchte nicht, daß meine Liebe sich ändert, denn Sie, Helene, bleiben ja dieselbe, auch wenn Sie nie den Schleier von Ihrer Vergangenheit nehmen."

„Sie setzen ein großes Vertrauen in mich, das ich vielleicht nicht verdiene."

„Mein Mißtrauen erstreckt sich nur auf die Freiheit Ihres Herzens."

„Ich würde es Ihnen längst gesagt haben, Herr Simoni, wenn ich in dieser Beziehung gefesselt wäre. Die Pflicht der Dankbarkeit erfordert ein unumwundenes Geständniß."

„Helene, Sie können noch eine Wahl treffen?"

„Ich kann es!" flüsterte sie, verwirrt die Augen zu Boden senkend.

Robert stürzte zu ihren Füßen nieder; hastig ergriff er ihre beiden kleinen Hände und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

„Dann, Helene," rief er aus, „werde ich nicht ermüden, mich um Ihre Gegenliebe zu bewerben. Aber verkennen auch Sie Ihre Stellung nicht in unserm Hause —"

„Stehen Sie auf, mein Herr!" rief die junge Dame in einer martervollen Angst, und indem sie starren Blicks auf den Knieenden herabsah.

Sie zog ihn empor und entwand sich sanft seinen Händen. In diesem Augenblicke ließ sich die Glocke der Commerzienräthin vernehmen. Helene verneigte sich und verschwand durch eine Thür.

„Dieser Engel wird mein Weib," flüsterte der entzückte Robert, „und wenn sich die Welt mir entgegenstellte! Sie kann nicht anders handeln, denn sie ist ein zartfühlendes, taktvolles Mädchen. Ach, ich möchte alle Menschen umarmen, möchte sie alle so glücklich machen, wie ich jetzt durch das Geständniß Helenen's geworden bin. Sie liebt mich, sie liebt mich! Es unterliegt keinem Zweifel!"

Eine Stunde später ließ sich der Advokat Petri anmelden. Robert selbst führte den Rechtsanwalt in das Zimmer seiner Mutter, die ihn mit großer Neugierde empfing.

„Madame," begann der Advokat, „man hat mich zum Vertheidiger eines gewissen Franz Dobeck berufen, der wegen politischen Verbrechens in Ihrem Hause verhaftet wurde."

„Leider!" rief entrüstet die Wittwe. „Uebrigens, mein Herr, ersuche ich Sie, mich in diese traurige Angelegenheit nicht weiter zu verwickeln, denn ich kenne Franz Dobeck nicht, will ihn nicht kennen, obgleich er unglücklicherweise mein Neffe ist. Es bedarf wohl weiter keines Nachweises, daß die Commerzienräthin Simoni mit einem vagirenden Demokraten nicht in Verbindung steht. Ich habe mich schon von ihm losgesagt, noch ehe er sich gegen den Staat vergangen."

„Auch kann man nicht sagen," fügte Robert hinzu, „daß wir ihm seine Flucht erleichtert haben; er forderte eine Geldunterstützung — wir haben sie ihm verweigert, um uns durchaus in keine Beziehung zu ihm zu setzen."

„Verzeihung," sagte ruhig der Advokat, „es ist nicht meine Absicht, irgend einen Mitgenossen des Angeklagten aufsuchen zu wollen, um vielleicht dadurch seine Schuld zu verringern, die, leider muß ich es sagen, eklatant am Tage liegt; aber die Pflicht gebietet mir, zu forschen, wieweit ich seinen Angaben Glauben schenken kann."

„Sollte Herr Dobeck seinen eigenen Vertheidiger belügen?" warf Robert höhnend ein.

„Wenn auch nicht mit Vorsatz, mein Herr; aber das Unglück scheint seinen Geist so geschwächt zu haben, daß ich nur mit großer Vorsicht seine Aussagen aufnehmen darf. So behauptet der Gefangene beharrlich, Ansprüche auf die Hälfte Ihres Vermögens zu haben —"

Der Advokat unterbrach sich, und sah mit einem feinen Lächeln die Wittwe an. Madame Simoni, die darauf vorbereitet war, blieb ruhig.

„Und Sie, mein Herr, wollen diese Ansprüche geltend machen?"

„Nein, Madame, dazu bin ich nicht berufen. Ich müßte ein schlechter Advokat sein, wenn ich einen Criminalprozeß mit einer Erbschaftsangelegenheit vermischen wollte."

„Was ist in diesem Falle der Zweck Ihres Besuchs?" fragte Robert.

„Kein anderer, als mich über den Geisteszustand des Gefangenen zu informiren. Es kommt Alles darauf an, von welchem Gesichtspunkte ich bei meiner Vertheidigung ausgehe, die unstreitig eine der schwierigsten Aufgaben für einen Rechtsgelehrten ist. Thatsachen, die nicht nur ihre Wirkung ausgeübt, sondern auch durch Zeugen bewiesen sind, kann selbst der scharfsinnigste Jurist nicht hinwegdisputiren, und es würde ein arger Fehlgriff sein, wollte ich in diesem Sinne meinen Clienten zu vertheidigen suchen. Franz Dobeck ist nach meiner Ansicht für das Leben verloren; man wird ihn sicher zum Tode verurtheilen, wenn es mir nicht gelingt, ihm eine Stelle in der Irrenanstalt zu verschaffen. Meine Aufgabe ist, ihn so weit als möglich von der drohenden Strafe zu befreien.

und wird er den Händen der Aerzte überliefert, so ist dies keine Strafe, sondern ein Loos, das ihn auch dann betroffen haben würde, wenn er sich des Vergehens nicht schuldig gemacht hätte."

Mutter und Sohn sahen sich mit bedeutsamen Blicken an, die dem aufmerksamen Advokaten nicht entgingen, obgleich er seine Uhr hervorgezogen und das Zifferblatt derselben betrachtet hatte.

„Mein Herr," begann Robert, „Sie bestätigen eine Ansicht, die ich längst über Franz Osbeck gehegt habe. Seine Angriffe auf das Vermögen und die Ehre meines seligen Vaters sind zu extravagant, als daß sie ein gesunder Verstand erfunden und unternommen haben könnte. Wir haben bis jetzt unterlassen, eine öffentliche Erklärung über ihn abzugeben, da wir Rücksicht auf den Verwandten nahmen; jetzt aber ist es unsere Pflicht, und wir verbinden uns gern mit Ihnen, um seinen Geisteszustand zu constatiren."

„Dann ist Alles erfüllt, was ich von Ihnen erwartete," sagte Julius Petri. „Sie üben eine traurige Pflicht, aber Sie retten dadurch einem Menschen das Leben, der unter den obwaltenden Verhältnissen unser innigstes Mitleiden verdient. Der Jurist muß es ihm freilich versagen, da er mit kaltem Verstande zu prüfen und darzuthun hat, was seine Strafloſigkeit herbeiführen kann. Gelingt es mir, zu beweisen, Franz Osbeck hat schon früher Spuren von Geistesverwirrung gezeigt, so wird man auch nothgedrungen zugeben müssen, daß er seine politischen Vergehen in demselben Zustande verübt hat, zumal da sie das Gepräge eines tollen Uebermuthes tragen. Wir beweisen ja nur die Wahrheit, Madame," wandte er sich zu der Wittwe; „und die Wahrheit darf man vor aller Welt bekennen. So betrachte ich Sie denn als die Zeugen dessen, was ich vor Gericht behaupten werde, und Sie, mein Herr, werden die Güte haben, der Vorladung des Gerichts Folge zu leisten."

Robert verneigte sich, als Zeichen, daß er bereit sei.

„Die Geisteskrankheit Ihres Neffen," fuhr Julius fort, „ist von so eigenthümlicher Art, daß es eines scharfen Blicks bedarf, um sie zu erkennen. Er spricht gut und zusammenhängend, und seine Behauptungen gleichen denen eines Verständigen, die sich auf Ueberzeugung stützen. Aus meinen Unterredungen mit ihm ist mir klar geworden, daß er mir mit Eifer widersprechen würde, wollte ich seine Geisteskrankheit in seiner Gegenwart zur Grundlage meiner Vertheidigung machen. Demnach wird mir die Beweisführung unendlich erschwert, und ich bin gezwungen, den scharfen und jähen Wechsel seiner Empfindungen, an denen ich seinen Zustand erkannt habe, durch äußere, zufällige Einflüsse zu veranlassen, damit er den Richtern klar werde. Mein Client selbst muß seine Unzurechnungsfähigkeit beweisen, ohne daß er meine Absicht erräth."

„Herr Advokat," sagte die Wittwe, „ich bewundere Ihren Scharfsinn. Retten Sie meinen Neffen vom Tode und überliefern Sie ihn einer sichern Obhut in dem Irrenhause, so zählen Sie auf meine Dankbarkeit. Der Gedanke ist mir schrecklich, daß ein Glied meiner Familie den Tod eines Verbrechers stirbt. Retten Sie ihn, retten Sie ihn um jeden Preis!"

„Meine Ehre als Jurist erfordert es," antwortete Julius.

„Und ist es wirklich Ihre Ansicht, daß der Angeklagte aus Irrsinn gehandelt hat?"

„Ja, Madame," war die feste Antwort. „Gewisse Dinge werden bei ihm zur Monomanie, und dahin gehört die unglückliche Erbschaftsgeschichte, von der er sich nicht losreißen kann, sobald er sie einmal berührt hat."

Robert hatte während dieser Zeit über die Vortheile nachgedacht, die ihm daraus erwachsen mußten, wenn der Advokat, der nach seiner Ansicht von Ehrgeiz geleitet wurde, seinen Zweck erreichte. Er schilderte nun das Benehmen des unglücklichen Franz vor der Verhaftung, und verschwieg selbst die plötzliche Veränderung desselben nicht, die das Erscheinen Helenen's in ihm hervorgebracht.

„Das spricht für meine Behauptung!" sagte Julius. „Wer ist das junge Mädchen?" fragte er in einem gleichgiltigen Tone.

Die Wittwe gab ihm Auskunft.

„Sie war mehre Jahre Gouvernante bei einer englischen Familie, die vorigen Herbst in ihr Vaterland zurückgereist ist," schloß sie ihren Bericht. „Auf die Empfehlung meines Arztes nahm ich sie als Gesellschafterin zu mir, und ich muß bekennen, daß sie der ihr vorangegangenen Empfehlung vollkommen entsprochen hat. Sie ist schön, gebildet und gut!" fügte sie mit einer leisen Beziehung hinzu.

Der Advokat hatte einige Augenblicke nachgedacht.

„Es läßt sich wohl nicht annehmen," fragte er plötzlich, „daß Franz die junge Dame schon früher gesehen hat?"

„Gewiß nicht!" rief Robert eifrig. „Sie hatte für den Fremden, der sich wie ein Wahnsinniger geberdete, weder einen Gruß noch einen Blick. Ruhig verließ sie mit meiner Mutter das Zimmer. Wenn sie auf Franz einen Eindruck ausübte, so ist dies erklärlich, denn Helene ist eine reizende Erscheinung."

Der Advokat verabschiedete sich von der Commerzienräthin. Robert begleitete ihn bis in das Vorzimmer.

„Mein Herr," sagte er, „Sie leisten uns einen großen Dienst, wenn Sie den Gefangenen der Verurtheilung entziehen. Die Familie Simoni ist erbötig, nicht nur die Unterhaltungskosten im Irrenhause zu tragen, sie wird auch dem wackern Vertheidiger jede Summe zahlen — —"

„Ich erlaube mir später auf diesen Punkt zurückzukommen," unterbrach ihn Julius. „Sobald die Arbeit gethan, stelle ich meine Rechnung auf."

„Betrachten Sie mich als Ihren Clienten!" rief Robert dem Scheidenden nach. Dann ging er mit heiterm Antlitze in das Zimmer zurück. „Mutter," sagte er, „auf eine bessere Art hätten wir uns mit dem gefährlichen Franz nicht abfinden können. Von einem Menschen, der für das Tollhaus reif ist, lassen sich derartige Geldansprüche, wie sie der Vetter erhebt, erwarten; den Verurtheilten aber würde man beklagen und uns beargwöhnen und verdammen. Daß ich vor Gericht erscheine, um die Geistesverwirrung Franzen's zu beweisen, wird man für eine rettende That, und nicht für eine Handlung der Eigennützigkeit halten. An der Seite seines Vertheidigers stehe ich für und nicht gegen ihn!"

„Ich wünsche dem Advokaten Glück!" sagte lächelnd die Wittwe.

Robert führte seine Mutter in den Speisesaal, wo Helene ihrer wartete. Unter heitern Gesprächen, an denen auch mehr als sonst die reizende Gesellschafterin Theil nahm, saßen die drei Personen eine Stunde bei Tische. Denselben Abend theilte die Wittwe ihrem Sohne mit, daß sich Helene entschlossen habe, für immer in ihrer Familie zu bleiben.

„Mutter," sagte Robert mit glühenden Blicken, „Sie geben mir Helenen, und ich gebe Ihnen dafür — das verhängnißvolle Geheimniß meines Vaters zurück."

„Gut, Robert, ich halte Dich beim Worte!"

„Wann soll meine Verlobung öffentlich gefeiert werden?"

„An demselben Tage, der den gefährlichen Erben in das Irrenhaus bringt!"

Beide reichten sich die Hand, um den Bund zu bekräftigen, den Habsucht und Liebe geschlossen hatten.

VI.

Einen Monat später, Morgens gegen neun Uhr, hielt eine glänzende Equipage vor dem Hause der Wittwe. Drei Personen stiegen ein: es waren der Advokat Julius Petri, Helene und Robert Simoni. Der alte Georg schloß den Schlag des Wagens, dann ging er die Stufen der Treppe wieder hinauf, indem er murmelte:

„Wenn die Nichtswürdigkeit dieser Menschen gelingt, giebt es weder im Himmel noch auf der Erde eine Gerechtigkeit! Es wäre dem armen Franz besser, daß er auf dem kürzesten Wege zu seinem Vater gelangte. Ich will so lange warten, bis das Loos des Unglücklichen entschieden ist — dann aber werde ich dem habgierigen Weibe meine Meinung sagen und das Haus des Verbrechens verlassen. Großer Gott, was für Unglück hat der leidige Mammon schon angerichtet!"

Gesenkten Blicks ging der Greis über die weite Hausflur. Da sah er einen kleinen, glänzenden Gegenstand am Boden liegen; er hob ihn auf.

„Die weiße Rose, die Helene stets zu tragen pflegt!" murmelte er. „Ich werde sie aufbewahren, und sie der Braut des Herrn Robert zurückgeben, die sie wahrscheinlich ungern verloren hat. Wenn ich nur erst weiß, was diese Person für eine Rolle spielt. Während sie am Tage die Züchtigkeit und Bescheidenheit selbst ist, verläßt sie Abends heimlich das Haus, und kommt erst zurück, wenn der Nachtwächter auf seinem Horne bläst. Ich kann den Verräther

nicht spielen, aber es wird doch noch Alles an das Tageslicht kommen."

Der greise Diener betrat sein Stübchen.

Vor einem großen prächtigen Gebäude hielt der Wagen an, der rasch auf die mit Schnee bedeckten Straßen gefahren war. Der Advokat führte seine Begleiter eine breite Steintreppe hinan; dann über einen Corridor in ein erwärmtes Zimmer, wo sie von einem Gerichtsdiener empfangen wurden. Helene, vor Angst am ganzen Körper zitternd, sank auf einen Stuhl.

„Fassen Sie sich," ermahnte der Advokat; „Sie stehen im Begriffe, ein gutes, gottgefälliges Werk zu vollbringen. Ich fordere nichts von Ihnen, als daß Sie die Schilderung bewahrheiten, die ich von dem Zustande des Angeklagten entwerfen werde, der seiner Verhaftung voranging. Bedenken Sie, es handelt sich um Leben und Tod!"

Helene hatte mit großer Anstrengung ihre Fassung wiedererlangt.

„Verzeihung," wandte sie sich schmerzlich lächelnd zu Robert, „mir ist so ängstlich zu Muthe, als ob ich selbst die Angeklagte sei, und mein Urtheil zu erwarten hätte."

Robert tröstete, und versprach, nicht einen Augenblick von ihrer Seite zu weichen.

„Glauben Sie mir, Helene," flüsterte er, „Sie leisten meiner Mutter einen großen Dienst!"

Und zitternd zog er ihre Hand an seine Lippen.

„Herr Simoni," flüsterte sie zurück, „ich nehme keinen Anstand, mich an Ihrer Seite zu zeigen, denn man spricht ja bereits von der Neigung, die Sie zu der Gesellschafterin Ihrer Mutter gefaßt haben."

„Wäre es möglich gewesen, theure Helene, so sollte Franz Döbeck der Gattin seines beleidigten Vetters die Freiheit und das Leben verdanken."

Ein Gerichtsdiener erschien und sprach leise mit dem Advokaten. Julius wandte sich darauf zu den beiden jungen Leuten.

„Ich bitte," sagte er, „hier so lange zu warten, bis dieser Mann Sie zum Eintreten auffordern wird."

Dann verschwand er in dem Sessionssaale des Geschwornen-Gerichts. Eine halbe Stunde war verflossen, als der Diener eintrat, und die Zeugen zum Erscheinen aufforderte. Robert zitterte, als er Helenen den Mantel abnahm. Das junge Mädchen war ungewöhnlich bleich, es schien, als ob alles Blut aus Wangen und Lippen gewichen wäre; aber sie zitterte nicht, und in ihrem ganzen Wesen sprach sich die Festigkeit aus, die den Frauen in den kritischsten Momenten des Lebens eigen zu sein pflegt. Sie stand in dem einfachen schwarzen Kleide vor ihm, einen tiefen, forschenden Blick auf ihn werfend.

„Ihren Arm, Helene!" flüsterte er.

„Hier ist er!" sagte sie rasch und fest.

In dem Augenblicke, als sie die Schwelle des Sessionssaales überschritten, zuckte Helene heftig zusammen; sie bemerkte jetzt erst, daß sie ihren Schmuck, die weiße Rose, verloren hatte. Sie sah noch einmal in das Vorzimmer zurück — als sich das Verlorne nicht zeigte, ging sie festen Schritts zu der Bank der Zeugen, die sich neben dem Platze des Vertheidigers befand. Unter den Zuhörern auf den Gallerien erhob sich ein Flüstern der Bewunderung bei dem Erscheinen des reizend schönen, bleichen Mädchens. Robert konnte sich bei diesem Geräusche, das er vollkommen begriff, eines Gefühls des Stolzes und der Freude nicht erwehren — er drückte den Arm seiner Geliebten fester an sich. Da fühlte er, daß sie sich auf ihn stützte.

Nachdem der Präsident erklärt, daß ihm beide Zeugen von Person bekannt seien, ermahnte er sie, gewissenhaft auf die Fragen zu antworten, die man ihnen vorlegen würde. Der Advokat bat nun den Präsidenten, den Angeklagten vorführen zu lassen. Der Befehl dazu ward mit lauter Stimme ertheilt. Gleich darauf ward eine Thür geöffnet, und Franz Döbeck, von zwei Gensd'armen geführt, trat ein. Sein bleiches, kummervolles Aussehen, das die Kerkerhaft noch erhöht hatte, erregte um so mehr die allgemeine Theilnahme der Versammlung, als Julius Petri in einer ergreifenden Rede den traurigen Geisteszustand des Angeklagten geschildert hatte. Und in der That, Franz glich in diesem Augenblicke jenen armen Geschöpfen, denen Gott den vollen Gebrauch ihres Verstandes versagt hat. Bart und Haupthaar umflossen wirr das bleiche, feine Gesicht, in dem die Augen düster und unheimlich glühten. Man sah ihm deutlich an, daß er sich Mühe gab, den kranken Körper aufrecht zu tragen, und daß ihn ein gewaltiges Leid zu Boden drückte. Wie ein Kind ließ er sich zu der Bank der Angeklagten führen. Stehend, ohne die geringste Bewegung, hörte er die Klage an, die nun mit lauter Stimme noch einmal verlesen wurde. Man beschuldigte ihn des offenen Aufruhrs, des thatsächlichen Kampfes mit dem Schwerte in der Hand gegen königliche Truppen, und des beabsichtigten und zum Theil gelungenen Umsturzes der bestehenden Landesregierung, sowie endlich der Theilnahme an einem Complotte, das sich zur Vertreibung des Landesherrn verschworen habe.

„Sind Sie der Ihnen zur Last gelegten Verbrechen geständig?" fragte der Präsident nach der hergebrachten Form.

Jetzt erhob Franz sein Haupt, mit ruhigen, stolzen Blicken sah er zu den Richtern empor. Dann antwortete er fest und würdevoll:

„Die Lüge ist mir von jeher fremd gewesen, und ein Mann von Ehre darf sich ihrer nicht bedienen, selbst wenn er sein Leben dadurch retten könnte. Meine Ansichten, die mich damals in den Kampf trieben, sind noch heute dieselben, und ich bekenne offen und frei, daß ich muthig für die heilige Sache der Freiheit das Schwert gezogen, und daß ich eine neue, freisinnige, der Gegenwart entsprechende Regierung einsetzen wollte. Ja," rief er, „Volk und Richter mögen es hören: ich habe die Thaten begangen, die man zu Verbrechen stempelt! Das ist Alles, was ich denen zu entgegnen habe, die Muth und Beruf in sich fühlen, über die Ansichten aufgeklärter Menschen zu richten!"

Dann ließ er sich auf der Bank nieder, kreuzte die Arme und starrte düstern Blicks zu Boden.

Eine tiefe Pause folgte den Worten des Angeklagten, der es zu verschmähen schien, eine Vertheidigung zu unternehmen. Das Bild, das Franz in diesem verhängnißvollen Augenblicke bot, war völlig geeignet, den Vertheidigungsgrund des Rechtsanwalts kräftig zu unterstützen. Wer greift nicht in der höchsten Noth zu dem letzten Rettungsmittel, und wenn es noch so schwach ist? An eine Erhebung der Seele bis zu der äußersten Selbstverleugnung glaubte man in jener Zeit nicht mehr, und die Begriffe von Ehre und Muth, wie sie Franz definirte, erschienen im Angesichte des Todes durch den Henker so seltsam, daß man den armen Mann offenbar für verrückt halten mußte. Richter und Zuhörer waren von der Geisteszerrüttung des Angeklagten moralisch überzeugt, aber noch fehlten die juristischen Beweise voll apodiktischer Klarheit, und diese zu liefern war die Aufgabe des Vertheidigers.

Unter der gespannten Aufmerksamkeit der Versammlung erhob sich Julius.

„Franz Döbeck," sagte er ruhig und fest, „in dem Augenblicke Ihrer Verhaftung hingen Sie mit warmer Liebe an dem Leben, das Sie jetzt durch ein unbedingtes Eingehen auf Ihre Schuld zu verschmähen scheinen. Mich, Ihren Vertheidiger, würde der Vorwurf treffen, die Schwermuth außer Acht gelassen zu haben, die sich in dem Kerker Ihrer bemächtigt hat, wollte ich Sie nicht zur Aufrechterhaltung Ihres Lebensmuthes mahnen. Sie stehen zwar allein in der Welt, in der Ihre Lieblingspläne vereitelt sind; aber es muß der in der allgemeinen Meinung für feig gelten, der unter dem Scheine eines Märtyrers zum Selbstmörder wird."

Der Angeklagte sah mit glühenden Blicken empor. Sein bleiches Gesicht prägte den jähen Uebergang von stolzer Entrüstung zu einer schmerzlichen Innigkeit aus.

„Es ist wahr," sagte er mit bebender Stimme, „ich stehe allein, ganz allein in der Welt! Fast muß es scheinen, als wollte ich durch die Hand des Richters ein Joch abschütteln, das mir verhaßt ist. Aber ich versichere bei Allem, was mir heilig ist — —"

„Versichern Sie nichts, mein Herr!" unterbrach ihn der Advokat. „Es giebt Leute, die bezeugen, daß Ihnen bei Ihrer Verhaftung noch das Leben lieb war. Sie forderten Geld zur Flucht von Ihrem Vetter. Herr Simoni wird nicht anstehen, es zu bekennen, wenn Sie beharren sollten — —"

(Fortsetzung folgt.)

TRAINING THE CHAMPIONS.

A Sporting Event.—The Sporting Event of the week is the Cup Tie Match between Aston Villa and Preston North End. Both teams have been training hard for the event, and the Villa are confident of victory. Their trainer, Mr. Jack Devey, is seen in the picture putting the team through their paces. Mr. Devey has been with the club for many years, and has had a hand in the training of many of the players who have helped to make the Villa famous.

Sir Redvers Buller.—Sir Redvers Buller, who has been appointed Commander-in-Chief of the Forces in Ireland, is a distinguished soldier who has seen much service. He was born in 1839, and entered the army in 1858. He served in the Ashanti War of 1873-74, and in the Zulu War of 1879. He was also in the Egyptian War of 1882, and in the Nile Expedition of 1884-85. He commanded the troops in the Boer War of 1899-1902, and was relieved of his command after the disaster at Spion Kop. He has been Governor of Gibraltar since 1905.

Sir Redvers Buller.—Sir Redvers Buller, who has been appointed Commander-in-Chief of the Forces in Ireland, is a distinguished soldier who has seen much service. He was born in 1839, and entered the army in 1858. He served in the Ashanti War of 1873-74, and in the Zulu War of 1879. He was also in the Egyptian War of 1882, and in the Nile Expedition of 1884-85. He commanded the troops in the Boer War of 1899-1902, and was relieved of his command after the disaster at Spion Kop. He has been Governor of Gibraltar since 1905.

Scenen aus dem englisch-französischen Winterlager

auf der Krim.

Der Boden vor Sebastopol. — Leben der Offiziere. — Liederlichkeit der englischen und Ordnung der französischen Verwaltung. — Die französischen Tirailleurs. — Eine Hochzeit im Kugelregen. — Furchtbarer Zustand in Balaklava. — Urtheil der englischen Presse.

Der jetzige Kriegsschauplatz zwischen Inkerman, Balaklava und dem Chersones bildet in seiner geologischen Oberfläche eine entsetzlich entsprechende Grundlage für die winterlichen Kriegs- und Lagerscenen. Der Boden sieht hier wirklich so aus, wie ihn sich die Geologen lange vor den ersten Menschen dachten als Tummelplatz amphibischer Ungeheuer und Schlamm-Monstrositäten, Ichthiosaurier, Plesiosaurier und sonstiger Verfahren von Krokodilen und Alligatoren. Ein baum- und vegetationsloser öder, zäher, schwarzbrauner Schlamm mit Teichen und Pfützen, aus denen in liederlicher Unordnung öde Steinmassen und Höhen hervorragen. Von Anhaltpunkten für das an Civilisation gewöhnte Auge, von Wegen, Feldern, winkenden Dörfern und Städten, von Bäumen und Vegetationsbildern anderer Art ist keine Spur mehr zu entdecken. Die Wildniß, wie sie Jahrtausende vor dem ersten Buch Mosis auf der Erde herrschte, ist wiedergekehrt, und durch die Wildniß watet schmutzig und zerlumpt, hungrig und verstümmelt, ungewaschen und unrasirt der Krieg westlicher Civilisation gegen östliche Barbarei. Aber er watet nicht durch den bloßen „Urbrei," aus dem die jetzige geologische Erdrinde sich bildete, der Urbrei ist reichlich durchknetet mit abgerissenen Gliedern von Pferden und Menschen, halbverwes'ten und halbtodten Gefallenen, Rädern, Kugeln, Stangen, Stroh, Kleiderfetzen, Blut, Bruchstücken von Waffen, tiefgeschnittenen Wagengleisen, tausenden kleinen Pfützen, welche die Hufe der Pferde traten, deren Stapfen in dem zähen Breie ausgedrückt blieben und sich mit Wasser und Blut und Schnee füllten. Unter diesem entsetzlichen Gemisch von Verwelt und Gegenwart sitzt traurig und mürrisch der knurrende, wilde Hund auf angefressenen Cadavern, an Verdauungsbeschwerden leidend und gleichwohl futterneidisch mit emporschielenden Augen die Geier und Adler verfolgend, welche in unabsehbaren Schaaren über ihm schweben und kreisen. Der Himmel spannt sich trostlos über den Leichen- und Raubvögeln und regnet, schneit und stürmt erbarmungslos auf Todte, Sterbende, Erkrankende und Gesunde. Hier und da schimmern Waffen, blitzen Kanonen auf und knattern Salven bald näher, bald ferner. Dort sinkt ein abgemagertes, um und um schmutzbedecktes Pferd unter dem Reiter oder vor dem Lastwagen in den Schmutz und stirbt lautlos und ergeben. Hier ist es ein leichenfarbiger, zerrissener, wildbärtiger Krieger, der zusammenbricht, sich noch mühsam bis an einen Stein hinschleppt, um seinen Kopf wenigstens auf einen trockenen Pfühl zu legen und so zu sterben. Andere Soldaten winden sich vor ihm vorbei, werfen ihm einen mitleidigen Blick zu und lassen ihn liegen, da sie selbst sich kaum noch fortschleppen können.

Zwischen dem Lager und Balaklava — einer Entfernung von etwa einer deutschen Meile, welche durch Sümpfe und Pfützen, Hüge' und breiige Thäler zu zehn Meilen wird, winden sich auf die jämmerlichste Weise Wagen mit Lebensmitteln und einzelne Offiziere, die aus Privatmitteln eingekauft haben. Der unermeßlich reiche Sohn des Lords, zu Hause kein Paar Handschuhe zweimal anziehend, alle Tage zweimal rasirt und dreimal die Kleider wechselnd, tritt hier in denselben Kleidern, mit denen er am 27. September an's Land stieg und die seitdem niemals von seinem Leibe kamen, so weit sie nicht abrissen und abfielen, hinter einem Schmutzhügel hervor, bekränzt um die Schultern mit einer Reihe Zwiebeln, mehrere Würste über dem Arme, eine Ente in der einen und einen holländischen Käse in der andern Hand. Der tornisterblonde Bart umwaldet sein sonst stets musterhaft glattes Kinn, besternt mit Schmutz von Unten bis Oben über die Mütze. Für die Ente bezahlte er 6 Thaler, für den Käse 3, für die Zwiebeln das Sechsfache der Londoner Apfelsinenpreise. Und dabei wird er von Allen beneidet, die Geld, aber nicht Kraft genug hatten, bei den Gaunern von Balaklava einzukaufen. Die Dienerschaften aus Griechenland, Constantinopel, Armenien u. s. w., die anfangs in Masse herbeiströmten, um den Offizieren zu dienen, verließen nach der Schlacht bei Inkerman fast gleichzeitig wie auf Verabredung das Lager, wie Ratten ein untergehendes Schiff, so daß, wer große Geldmassen hat, wie die meisten höheren englischen Offiziere, selbst durch den meilenweiten Schmutz waten muß, um in Balaklava mit Gold als Leckerbissen zu kaufen, was zu Hause der letzte Proletarier nur im Nothfalle für einen halben Penny an sich bringt, um die äußersten Grade des Hungers zu stillen. Von England aus und auf dem Papiere ging Alles in reichlicher Fülle, aber es kam nicht an, oder an unrechte Orte und in Schiffen, die aus dem Labyrinthe im und vor dem Hafen nicht herauszufinden sind, so daß man täglich Pferde und Menschen todt peinigen muß, um nur halbe Portionen von Balaklava nach dem Lager zu bringen. Ueber die beispiellose Nachlässigkeit, Liederlichkeit und Anarchie der englischen Verwaltung zu Wasser und zu Lande haben sich alle englischen Correspondenten von Ort und Stelle und unzählige Privatbriefe hinlänglich ausgesprochen, so daß man, so unglaublich auch manche Einzelnheiten klingen, nichts mehr bezweifeln kann. So groß die Tapferkeit der gemeinen Soldaten, so himmelschreiend ist die Unordnung und Kopflosigkeit in Führung, Leitung und Versorgung derselben von Seiten der Aristokratie, die alle höhern Militär-Posten an sich gekauft hatte und als ein Privilegium gegen bürgerlichen Zudrang zu schützen wußte, worüber bekanntlich durch den Prozeß gegen den bürgerlichen Lieutenant Perry schauderhafte Lichter aufgingen. Die England regierende Aristokratie, welche 5600 Millionen Thaler Kriegsschulden machte und vierzig Friedensjahre dirigirte, stets in Freundschaft und zu Gunsten eines Staatenprinzips, als dessen Ideal Rußland verehrt wird, verliert jetzt im Volke durch den Krieg gegen Rußland mehr, als sie durch ihre russenfreundlichen Kriege und Friedens-Diplomatien für ihre Interessen und Privilegien zu Hause gewann, so daß für Den, welcher den Krieg nicht blos aus Zeitungsbruchstücken zusammensetzt (ein Wald, vor dem man die Bäume nicht sieht), schon jetzt eine aus dem Pulverdampfe hervortretende und über Leichen schwebende Nemesis deutlich wird.

„Sieht man doch gleich am Hause, weß Geistes darinnen der Herr sei." Während man über die Ordnung, Reinlichkeit und Fülle im französischen Lager nicht Lobes genug erheben kann, ist das englische Lager ein Chaos unzureichender, zerrissener Zelte, die auch, wenn sie ganz sind, dem Regen und Schnee nur als Sieb dienen, durch welches es nur um so dichter und sicherer regnet und schneit. Die meisten Zelte hatte der Sturm weggeblasen, während der Franzose, der sein Zelt, wie die Schnecke sein Haus, mit sich herumträgt, jeden Abend sicher und warm schläft. Diese Zelte, deren immer je drei Mann eins auf dem Gepäck tragen, erweisen sich jetzt als ein unermeßlicher Segen. Die je drei Mann schlagen ihre Schlafstelle in drei Minuten auf und brechen sie eben so schnell wieder ab, nachdem sie geschützt und warm darunter geschlafen. Den aller unbeholfensten wilden Urzustand der Menschheit versinnlichen die englischen Offiziere beim Kaffeekochen. Man zermalmt die ungebrannte Bohne zwischen sandigen Steinen, so daß sich unter diesem Prozesse der Kaffee bedeutend um Sand und Müll vermehrt, und kocht ihn in Barbierbecken oder Waschgefäßen, um den bittern Kelch ohne Zucker und Milch zu leeren. Die ungebrannte Bohne! Ja, es fehlt an Holz, das vergebens tausende klafterweise die Felsen von Balaklava und die noch ganz gebliebenen Schiffe zerstieß. Niemand dachte daran, diese noch kostbaren Trümmer sturmzerschmetterter Schiffe herauszufischen, um sie zum Kaffeebrennen und als Universalmittel gegen den häufigen Tod des Erfrierens anzuwenden.

Im französischen Lager bewegt sich Alles wie ein wissenschaftliches Uhrwerk, selbst Todtschießen, Todtgeschossen- und Begrabenwerden. Ziemlich regelmäßig attackirt man russische Posten jede Nacht zweimal, Abends 9 Uhr und dann gegen Morgen, wobei in der Regel 40—50 Mann fallen. Muster soldatischer Disciplin und Tapferkeit sind besonders die Tirailleurs oder Scharfschützen mit ihrem System von Laufgräben und Erdwällen, die sie den russischen Batterien, wie Kaninchen unter der Erde hinwühlend, immer näher zu rücken wissen. Immer je 12 Stunden liegen sie hier in Reih und Glied auf dem Bauche, unter ihren emporstehenden Mützenschirmen scharf über das Feld vor ihnen auslu-

gend, um stets jedem Russen, der sich eine Blöße giebt, pünktlich und sicher das Lebenslicht auszublasen. Das französische Laufgräben- und Erdwallsystem ist eine angewandte Belagerungs-Mathematik, deren Figuren von einem besondern Bureau aus gezogen werden mit dem doppelten Zwecke, das Lager zu schützen und den Batterien des Feindes immer näher zu kommen. Der wissenschaftliche und dirigirende Mittelpunkt dieser Tirailleur-Taktik befindet sich in der Mitte der Laufgräben auf einer Anhöhe, wo ein sonderbares Haus mit einem Glockenthurme, genannt das „Belfry-Haus," als Bureau und zugleich als Apotheke und ärztliches Centrum für die Tirailleurs dient. Jeder Verwundete kann von hier aus stets schnell und sicher ärztlichen Beistand und Medicin erhalten, während im englischen Lager die Aerzte athemlos überall umherirren und gewöhnlich da fehlen, wo nur schnelle Hülfe vor Verblutung und Tod retten könnte.

In diesem Belfry-Hause ließ sich auch unlängst ein französischer Offizier mit einem griechischen Mädchen von außerordentlicher Schönheit trauen. Er hatte den Schatz in einem griechischen Dorfe unweit Balaklava entdeckt und die schöne Festung sofort mit dem Feuer und den Flammen seines Herzens bestürmt (denn Worte und Ueberredung erwiesen sich als effectlos, da er kein Wort Griechisch, sie kein Wort Französisch verstand), daß er drei Tage nach Sicht siegte und einen Popen halb zwang, den Bund in einer ihm ganz unverständlichen Sprache einzusegnen. Der Pope ließ sich hinreißen, bereute aber hernach seinen Segen aus Furcht vor der russischen Kirche, unter der er trotz seines besondern Glaubens stand, und als ihn der glückliche Ehemann noch besonders belohnen wollte, stellte sich heraus, daß er flüchtig geworden. Der Vorgesetzte hat den erotischen Eroberer mit seiner jungen Schönen nach Constantinopel geschickt, damit er dort seiner Flitterwochen froh werde und sich mit der Frau unterhalten lerne. Ein hübscher, drastischer Stoff für den Novellisten, eine Schäferidylle mit Kugelregen, Aechzen der Sterbenden und Gekreisch der Verwundeten, ein Beweis, daß Liebe unter den ungünstigsten Verhältnissen und nationalen, sprachlichen, confessionellen, ökonomischen und mit giftischen Hindernissen noch ihre siegende Allgewalt geltend zu machen weiß. Die schöne Braut hatte nur einen einzigen, und zwar nicht sehr anziehenden Anzug mit verwitterten Borden und Kanten am abgeschabten Sammet-Mieder, aber desto anziehender erwieß sie sich selbst für den kleinen Tirailleur-Lieutenant, indem sie ihren Geliebten liebt und ihren Beschützer verehrt, nachdem ihr Dörfchen mit allen ihren Jugendfreundinnen verschwunden war. Die meisten Bewohner ihres Dorfes hatten sich unter Weinen und Wehklagen auf einem englischen Schiffe nach Yalta bringen lassen, die Liebe hielt sie in einem andern Dorfe, Karani, unweit des St. George-Klosters, zurück, bis sie getraut, eine neue Heimath hinter den — französischen Laufgräben fand.

Jetzt eine kurze Wanderung durch Balaklava. Worte sind nicht im Stande, eine Vorstellung von deren Schmutze, deren Schrecken, Hospitälern, Begräbnissen, Todten und Sterbenden, ihren engen, von Gestank, Kanonen, schmutzigen Mischungen von Türken und Engländern überfüllten Gäßchen, ihren lärmenden Schuppen, Läden und ruinirten Häusern, ihren bestialischen Umgebungen und Massengräbern zu geben. Die Dichter der Pestilenzen, von den ägyptischen an bis zu Boccaccio, de Foe und Moltke bleiben in ihren fürchterlichsten Schilderungen Stümper gegen die Scenen, welche sich während der ersten halben Stunde in Balaklava aufdrängen. Die Türken haben aus jedem Gäßchen eine Kloake knietiefen Schmutzes gemacht, gemischt mit Lumpen, Abfällen von Kleidern, Speisen, Menschen- und Thierleibern. — Welch ein Aechzen, Stöhnen, Schnauben, Beten, Jammern und Schreien hinter diesem zerfetzten Segel, das statt eines Thores den Eingang zu einem alten Schuppen schützt? Es ist ein türkisches Hospital. Hast Du Muth, den Vorhang zu lüften? Einen Blick hinein und Du siehst mit einem Male, wie die Türkei gerettet wird. Da liegen sie haufenweise, dicht in einander geschichtet, Todte und Lebendige durch einander. Die verwesungs- und prophetengebetschwere Luft findet nur spärliche Auswege durch die zugigen Ritzen und Spalten des Gebäudes und drückt den nicht „Gewöhnten" mit dem ersten Athemzuge erstickend zusammen. Da stöhnen und beten und winden sich noch Unzählige zwischen den Todten, aber sie ersticken und zerdrücken sich alle — alle — alle. Keiner kommt lebendig heraus aus dieser lebendigen Massengruft, denn kein Arzt, keine Medicin, kein Trost, kein Atom gesunder Luft kommt hinein. Sie werden dann alle offen auf rohen Bahren hinausgetragen. Die geschwollenen, blutigen, entstellten, zum Theil halb verwes'ten Gesichter der langen Reihen von Todten auf den Schultern, skelettartiger, bleicher, schwarzbärtiger Lebendigen starren entsetzlich zum Himmel, das duftigste Gebet für den großen Allah und seinen Propheten und die Aristokratie von England, welche so für ihn Krieg zu führen weiß. Draußen vor der Stadt wird den Leichen das aus Nase und Mund geronnene Blut abgewaschen, etwas Oel eingeflößt, ein Gebet gesprochen und drei Zoll hoch Erde aufgeladen. So wurden Tausende begraben. Unter der dünnen Schicht hervor erhob sich die Pestilenz, so daß endlich das englische Ober-Commando strenge Befehle gab, die Todten tief zu begraben. Cholera und Lazarethfieber würgen unsichtbar und dauernd seit der Zeit von Varna mehr Tausende nieder, als jemals die Russen mit ihren hunderttausend Läufen und Kanonenschlünden niederzuschmettern im Stande waren. Seit dem 28. November werden jeden Morgen große Haufen Choleraverewigter aus dem Schmutze des englischen Lagers hervorgezogen. Und was thut man dagegen? Nichts. Was wird man dagegen thun? Nichts.

Und für die, welche in unsern Skizzen etwa Uebertreibung finden wollen, diene zuletzt zur Nachricht, daß kein Wort hier steht, das nicht von Ort und Stelle, von Augenzeugen gekommen und durch den einstimmigen Schrei der ganzen noch lebenden Armee, welche England mit Briefen und Schilderungen überschwemmt, die alle Tage in den Zeitungen massenweise veröffentlicht werden oder privatim circuliren, bekräftigt und noch durch Thatsachen übertrieben würde. Und für dieselben noch ein Paar Worte in Uebersetzung aus der Times, welche bisher diese englische Regierung unterstützte: „Die große Armee drängt sich mit ihren verklagenden Briefen zur Presse rücksichtslos gegen die Folgen von Seiten der Obern, da es nur noch gilt, Rettungsversuche für das nackte Leben zu machen. Einstimmig bekunden diese Briefe die totale Desorganisation unserer Armee, die schreckliche Gefahr für ihre bloße nackte Existenz, in welche sie nicht durch die Russen, sondern durch die regierende, befehligende englische Aristokratie gestürzt ward. Napoleon's und Wellington's Augen und Worte und Personen und Befehle und Ermuthigungen waren überall, Lord Raglan hat sich seit der Schlacht bei Inkerman noch nicht ein einziges Mal sehen lassen. Die Armee ist auf halbe Rationen gesetzt, einige Regimenter hatten seit zwei Tagen gar keine Nahrung erhalten. Gegen Regen, Kälte, Hunger, Wunden und Krankheit giebt es keinen Schutz. Die Zahl der so umgekommenen braven Krieger geht in's Schreckliche. Sie liegen zum Theil in Schmutz selbst begraben mit 4000 gefallenen Pferden, über welche die Skelette der noch Lebenden mit Schaudern schreiten. (Heu und Hafer schwamm unlängst tausendcentnerweise am Gestade oder vermoderte im Regen.) In der französischen Armee, der zweifachen Anzahl, sieht Alles gesund und musterhaft aus. Man hatte hier sogar auch Ueberfluß an musterhaften Transportwagen für Verwundete, so daß man einige davon den Engländern lieh."

„Und was soll nun geschehen? Nichts, sagen die Conservativen und Privilegirten auch jetzt noch. Eher kann die ganze Armee verenden, als man das System des Verkaufs von Offiziersstellen an die Aristokratie, die Patronage, das Avancement nach Geburt, Rang und Alter, die Illusion der militärischen Ordnung von vierzig Friedensjahren aufgiebt, wenn nur Lord Raglan mit seinem Stabe, der jetzt unsichtbaren Elite der Aristokratie, belorbeert, befördert, betitelt, monumentirt und reich pensionirt zurückkehrt." — Diese Sprache in dem mächtigsten, conservativen Organe der Presse bedeutet und wirkt etwas: den Prozeß der Zerstörung von Illusionen und Einrichtungen und Gesetzen, auf welche die Privilegirten seit Jahrhunderten ihre Macht, ihr Ansehen, ihre Popularität zu gründen und auszubauen verstanden.

Die Lungen der Pflanzen.

Wie? — höre ich meine Leser beim Anblicke dieses Titels ausrufen. — Die Pflanzen sollen Lungen besitzen? — Allerdings, meine Freunde, besitzen dieselben Glieder oder Organe, welche zwar eine ganz andere Gestaltung und Bauart als die Lungen der Thiere, aber die gleiche Bedeutung und Bestimmung haben, und diese Organe sind — die Blätter. Erlauben Sie mir, Sie einen Blick in die innere Bauart der Blätter und in das Leben der Pflanze überhaupt thun zu lassen, und Sie werden sich überzeugen, daß ich vollkommen Recht habe, wenn ich die Blätter, diese unter so mannigfachen, so zum Theil wunderbaren Formen erscheinenden Organe, auf deren Vorhandensein einer der hauptsächlichsten Reize aller schönen Landschaften, das vielfach nuancirte den Augen so wohlthuende Grün beruht, die Lungen der Pflanzen nenne.

Viele Leute glauben, daß die Blätter der Pflanzen blos zum Schmucke dienen oder daß sie denselben deshalb gegeben seien, weil sie die Nahrung vieler Thiere bilden und auch von Menschen zu mannigfachen Zwecken angewendet werden können, indem sich so ein großer Theil der Menschen einbildet, daß ihres lieben Ichs halber das ganze Thier- und Pflanzenreich und überhaupt die ganze Welt geschaffen worden sei. Diese und ähnliche Ansichten über die Bestimmung der Blätter sind gänzlich verkehrt. Die Blätter sind den Pflanzen ihrer selbst wegen gegeben, weil die Pflanzen ohne Blätter nicht leben können, aus keinem anderen Grunde. Die Benutzung der Blätter von Seiten der Thiere und Menschen ist Nebensache. Uebrigens besteht der Hauptnutzen, den die Blätter der animalischen Schöpfung gewähren, keineswegs darin, daß sie Nahrung spenden und zu technischen Zwecken benutzt werden können, sondern in ihrer eigenthümlichen Lebensthätigkeit, durch welche sie, wie meine Leser bald erkennen werden, für die Reinigung der Luft und für die Erzeugung von Wasser im hohen Grade sorgen.

Wenn Sie, meine Leser, das Blatt eines Kirschbaumes oder einer Buche betrachten wollen, so werden Sie bemerken, daß der Blattstiel sich in Form einer auf der untern (dem Boden zugekehrten) Seite der Blattscheibe hervortretenden Rippe durch die Blattsubstanz hindurch bis in die Spitze des Blattes fortsetzt, und daß von dieser Rippe, die man, weil sie die Blattscheibe in zwei Hälften scheidet, in der beschreibenden Botanik die Mittelrippe, wohl auch den Mittelnerv zu nennen pflegt, auf beiden Seiten kürzere und schwächere Rippen ausgehen, welche bei jenen Blättern einander gegenüberstehen und sich parallel von der Mittelrippe nach dem Rande des Blattes erstrecken. Halten Sie ein solches Blatt gegen das Licht, so werden Sie eine Menge hell erscheinender dicker und dünner Linien unterscheiden können, welche sich auf das Vielfältigste verästelnd und mit einander verbindend, ein förmliches aus zahllosen kleinen, eckigen Maschen bestehendes Netz bilden, und es wird Ihnen nicht schwer fallen, zu erkennen, daß die stärkeren dieser hellen Linien von den Nebenrippen, auch wohl unmittelbar von der Hauptrippe des Blattes ausgehen. Das Innere der Maschen ist von der dunkeln Blattsubstanz erfüllt, welcher dem bloßen Auge als eine gleichförmige structurlose Masse erscheint. Ganz dieselbe Erscheinung würden Sie bei jedem andern Blatte, welches dünn genug ist, um das Licht durchscheinen zu lassen, wahrnehmen, nur mit dem Unterschiede, daß die Blattscheibe nicht immer von einer Mittelrippe durchzogen ist, welche Seitenrippen in der angegebenen Weise entsendet, sondern daß, wo an der Stelle, wo der Stiel in das Blatt eintritt, oder, wenn ein solcher ganz fehlt, wo das Blatt festsitzt, mehrere Rippen gleichzeitig entspringen und entweder parallel oder wie die Finger einer ausgebreiteten Hand durch die Blattfläche verlaufen; daß ferner die aus den Hauptrippen entspringenden Nebenrippen einander nicht immer gegenüberstehen, sondern diejenigen der einen Seite mit denen der andern abwechseln; daß dieselben sich in sehr verschiedener Weise verästeln und verzweigen, mit einem Worte, daß in der Anordnung der Rippen und der von ihnen ausgehenden hellen Linien, welche man in der beschreibenden Botanik Adern zu nennen pflegt, die verschiedenartigsten und mannigfachsten Verhältnisse obwalten. Wovon rühren nun diese Rippen und Adern her und wozu besitzt sie das Blatt? Ueber die erste Frage giebt uns die Betrachtung einiger in verticaler und horizontaler Richtung durch die Blattscheibe gemachten Schnitte unter dem Mikroskop Aufschluß, die zweite beantwortet uns die Physiologie oder derjenige Theil der botanischen Wissenschaft, welcher sich mit der Erforschung des Lebens der belebten Geschöpfe und den Verrichtungen von deren einzelnen Organen beschäftigt.

Durchschneidet man eine Blattrippe ihrer Länge nach und betrachtet man einen feinen in derselben Richtung davon abgeschnittene Schiefer unter dem Mikroskop, so wird man in der Regel bemerken, daß die Blattrippe aus mehrern sogenannten Gefäßbündeln besteht, welche nicht selten von Bastbündeln begleitet sind. Gefäßbündel nennt man fadenförmige Vereinigungen parallel nebeneinander liegender Reihen von zartrandigen langgestreckten Zellen, so wie von engeren oder weiteren, nicht selten gegliederten Röhren, deren zarte Wendung bald von hellen runden Punkten oder Strichen wie durchlöchert oder zerspalten erscheint, bald inwendig mit einer oder mehrern spiralförmig aufgerollten Fasern, deren Windungen entweder eng neben einander liegen oder aus einander gezogen sind, und gekleidet ist, bald eine netzförmig-faserige Bauart erkennen läßt, wohl auch aussieht, als wäre sie über einzelne quergestellte Ringe gespannt. Diese Röhren nennt man Gefäße, und unterscheidet nach der so eben angedeuteten Verschiedenheit in der Structur ihrer Haut punktirte oder poröse, netzförmige, Spiral- und Ringgefäße. Was man Zellen nennt, darf ich bei den Lesern dieses Blattes wohl als bekannt voraussetzen, weshalb ich hier blos hinzufüge, daß auch die sogenannten Gefäße weiter nichts als Zellen oder vielmehr Zellenreihen sind, indem sie aus gestreckten vertical über einander gestellten Zellen durch Zerstörung und Auffaugung der Berührungsflächen entstehen, und daß die oben erwähnten Bastbündel, von denen die Gefäßbündel im Stiele und in den Rippen der Blätter häufig begleitet zu sein pflegen, aus Bastzellen, d. h. aus langgestreckten, fadenartigen, an beiden Enden zugespitzten, sehr dickwandigen und biegsamen Zellen zusammen gesetzt sind. (Der nebenstehende Holzschnitt A zeigt ein Gefäßbündel aus dem Stiele des gemeinen Tupfelfarrnkraut am Längs- und Querschnitt, wo sich in der Mitte, bei a quergestrichelte oder sogenannte Treppengefäße, nach außen zu, bei b gestreckte dünnwandige Zellen, sogenannte Cambiumzellen befinden. Das ganze Bündel ist von kurzgestreckten, eckigen Zellen umgeben, von denen die innerste Reihe bei c einseitig verdickte und poröse Zellen besitzt.) Das Gefäßbündelsystem, welches den Blattstiel durchzieht, zertheilt sich zuletzt in die Blattrippen, und aus diesen zweigen sich wieder einzelne Gefäßbündel ab, stärkere und schwächere, welche das durchsichtige Adernetz bilden. Die zwischen den Maschen des Adernetzes befindliche, dem bloßen Auge als dunkle gleichförmige Masse erscheinende Blattsubstanz zeigt sich unter dem Mikroskop aus Zellen von verschiedener Form zusammen gesetzt. Bei denjenigen Blättern, welche eine flächenförmige und dünne membranöse Blattscheibe haben, wie die Blätter aller unserer Bäume und überhaupt die Mehrzahl der bei uns wachsenden Pflanzen, lassen sich in der Regel vier Schichten verschiedener Zellen in dem Gewebe des Blattes, wenn man die Blattscheibe senkrecht auf ihrer Fläche durchschneidet, unterscheiden, nämlich: 1) die Oberhaut der obern, dem Himmel zugekehrten Fläche, welche aus abgeplatteten, dicht an einander schließenden Zellen besteht; 2) die obere Schicht des innern Gewebes, aus kurzen gestreckten, prismatischen, diese an einander schließenden, senkrecht auf die Blattfläche gestellten Zellen gebildet; 3) die untere Schicht des innern Gewebes, welche aus kuglichen oder unregelmäßigen, nur locker sich berührenden und daher ein schwammiges, von vielen Höhlungen und Gängen erfülltes Gewebe bildenden Zellen zusammen gesetzt ist und in welcher stets die Gefäßbündel verlaufen; endlich 4) die Oberhaut der untern Fläche. Letztere besteht der Hauptsache nach aus ähnlich gestalteten Zellen, wie die Oberhaut der obern Fläche; allein ihre Zellen schließen nicht überall dicht an einander, sondern es befindet sich an manchen Stellen zwischen je zwei oder mehr Zellen eine Lücke, ein sogenannter Intercellular- oder Zwischenzellgang, welcher nach innen zu mit den hohlen Räumen des schwammigen Zellgewebes in Verbindung steht, nach außen hin dagegen durch zwei halbmondförmig gestaltete Zellen geschlossen ist. Diese beiden „Schließzellen“ sind einander mit ihren concaven Rändern zugekehrt und besitzen die merkwürdige Eigenschaft, daß sie sich beliebig ausdehnen und zusammen ziehen können. Dehnen sie sich aus, so schließen

tung und Vertheilung des aufsteigenden Saftstammes innerhalb der Pflanzen und folglich muß sich auch der Saftstrom in den Blättern in zahllose kleine Strömchen zertheilen, welche netzförmig unter einander verbunden sind. Das Emporsteigen des Saftes geschieht übrigens weder in dem gesammten Gefäßbündelsystem, noch in allen Theilen der einzelnen Gefäßbündel. Schon oben habe ich bemerkt, daß in unsern Bäumen blos der Splint, das junge weiche Holz den Saft fortführt, während das untere Holz sich dabei gar nicht betheiligt. Aus dem Splint der Aeste entspringen nun freilich auch alle zu den lebensthätigen Blättern gehenden Gefäßbündel. In dem Gefäßbündel selbst scheinen vorzugsweise die gestreckten zartwandigen Zellen (die Cambiumzellen, s. Fig. A b) den Saftstrom zu leiten, weniger die eigentlichen Gefäße, welche man früherhin als die saftleitenden Röhren betrachtete und ihnen deshalb den Namen „Gefäße" gab, sie für ähnliche Organe haltend, wie die Blutadern der Thiere. Die Gefäße betheiligen sich nämlich den neuesten Untersuchungen zufolge nur in ihrer Jugend und in unserm Klima im ersten Frühling, wenn, wie man zu sagen pflegt, „der Saft in die Bäume tritt," an der Fortführung des aufsteigenden Saftes, denn später erscheinen sie niemals mit Saft, sondern mit Luft oder Gasarten erfüllt.

Der aufsteigende Saft wird auch roher Nahrungssaft genannt, weil er noch nicht fähig ist, die Pflanze wirklich zu ernähren, d. h. ihre Zellen mit denjenigen Stoffen zu versehen, aus denen neuer Zellstoff gebildet werden kann. Um diese Fähigkeit zu erlangen, muß er „assimilirt" werden, d. h. er muß eine chemische Umwandlung erleiden, durch welche die in ihm enthaltenen noch wenig oder gar nicht veränderten unorganischen Stoffe, als Kohlensäure, Ammoniak, Wasser, Kalk- und Natronsalze u. s. w. in pflanzliche Stoffe, wie Zucker, Stärkemehl, Zellstoff u. s. w. übergeführt werden. Diese chemische Umwandlung oder die „Assimilation" des rohen Nahrungssaftes geschieht in den Blättern oder wird wenigstens daselbst eingeleitet, in Folge der Berührung des rohen Nahrungssaftes mit den durch die Speltöffnungen aufgenommenen Gase der atmosphärischen Luft. In Folge dieser Zusammenkunft werden nämlich sowohl die unorganischen Stoffe des rohen Nahrungssaftes als die aus der Luft aufgenommene Kohlensäure in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegt und gehen unter einander neue Verbindungen ein. Bei diesem Prozesse werden große Mengen von Sauerstoff- und Kohlensäuregas entbunden, welche wieder durch die Speltöffnungen in die Atmosphäre entweichen. Der rohe Nahrungssaft der Pflanzen erleidet folglich in den Blättern durch die Berührung mit den Gasen der Atmosphäre eine ganz ähnliche Umwandlung, wie das venöse, d. h. das kohlenstoffreiche, zur Ernährung des Thierkörpers untaugliche Blut in den Lungen, wo dasselbe, ebenfalls in Folge der Einwirkung der Gase der eingeathmeten Luft in arterielles, d. h. sauerstoffreiches, nahrhaftes Blut verwandelt wird, und deshalb kann man die Blätter mit vollstem Rechte die Lungen der Pflanzen nennen. Der assimilirte oder eigentliche Nahrungssaft kehrt nunmehr aus den Blättern wieder in die Aeste, in den Stamm, ja bis zu den Wurzeln zurück und wird unterwegs nach allen denjenigen Theilen des Pflanzenkörpers hingeleitet, welche ernährt werden sollen. Dieses Abwärtsströmen geht vorzüglich in der jungen Rinde, und wie es scheint, auch im Marke vor sich, indem auch die Zellen des Markes assimilirte Stoffe in großer Menge enthalten. Daß die junge Rinde, wenigstens bei unsern Bäumen vorzugsweise das den abwärtssteigenden Nahrungssaft leitende Gewebe ist, geht daraus hervor, daß, wenn man die Rinde eines Baumes am Stamme ringsherum durchschneidet und ein Stück derselben herausschneidet, einen sogenannten „Ringelschnitt" macht, wie die Gärtner sagen, daß dann das unterhalb des Schnittes befindliche Stück des Baumes nicht weiter oder nur unvollkommen ernährt wird, sondern blos noch die oberhalb des Schnittes befindlichen Theile. Deshalb schwillt ein solcher „geringelter" Baumstamm oberhalb des Ringelschnittes stark an, während das untere Stück seine bis dahin erreichte Stärke beibehält oder sich nur unbedeutend verdickt. Da durch den Ringelschnitt eine stärkere Blüthenentwickelung so wie ein gesteigertes Wachsthum und eine größere Saftigkeit der Früchte hervorgebracht zu werden pflegt, so wird diese Operation von den Gärtnern sehr häufig bei den Obstbäumen in Anwendung gebracht, ohne daß viele derselben wissen, worauf eigentlich jene Erscheinung beruht.

Aus den vorstehenden Schilderungen ergiebt sich zur Genüge die eigentliche Bedeutung und Bestimmung der Blätter. Es resultiren aber aus dieser Bedeutung der Blätter zugleich höchst wichtige Winke für das praktische Leben. Da die Blätter die Athmungsorgane der Pflanzen sind, so liegt es auf der Hand, daß das Leben einer Pflanze im hohen Grade beeinträchtigt werden muß, wenn man sie ihrer Blätter beraubt. Hieraus folgt, daß jene Pflanzen, deren Blätter man theils zur Fütterung, theils zu andern Zwecken benutzt, z. B. die Maulbeerbäume, die Sauerkirschbäume u. a. nicht aller und überhaupt nicht zu vieler Blätter beraubt werden dürfen, sollen sie kräftig fortvegetiren. Besonders müssen die jungen Blätter geschont werden, da in diesen der Athmungs- und Assimilationsprozeß am Lebhaftesten und Wirksamsten geschieht. Da ferner die Aushauchung von Sauerstoff und die Einathmung von Kohlensäure, welche vorzugsweise die Assimilation zu unterhalten scheint, nur unter dem Einflusse des Lichtes vor sich gehen kann, so müssen alle Culturgewächse, welche im wilden Zustande in einem hellen Lichte zu wachsen pflegen, auch unter dem Einflusse eines solchen cultivirt werden. Das giebt einen wichtigen Wink für die Zimmer- und Gewächshausgärtnerei. Nicht selten hat man die Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Zimmerpflanzen trotz der sorgsamsten Abwartung die Blätter verlieren und eingehen. Es ist dies eine ganz natürliche Erscheinung, die in den meisten Fällen ihre Ursache im Mangel des Lichtes haben wird. Sie kann aber auch im Staube der Zimmer begründet sein. Durch den Staub können nämlich die Speltöffnungen sehr leicht verstopft werden. Deshalb müssen die Blätter der Zimmerpflanzen von Zeit zu Zeit abgewaschen werden. Da sich endlich durch sogenannten „Mehlthau," d. h. durch schmarotzende mikroskopisch kleine Pilze, welche sich im Innern der Blätter entwickeln und deren Zellgewebe zerstören, durch die kleberigen Ausscheidungen der Blattläuse, welche die Unterseite der Blätter überziehen und deren Speltöffnungen verstopfen (den sogenannten „Honigthau"), endlich durch die Schildläuse, welche mit ihrem in das Gewebe der Blätter eingebohrten Saugerüssel den Nahrungssaft herausziehen, die Thätigkeit der Blätter und in Folge davon der gesammte Ernährungsprozeß der Pflanze im hohen Grade beeinträchtigt und endlich deren Tod herbeigeführt werden müsse, versteht sich von selbst.

Zum Schlusse will ich noch einige Bemerkungen über den eigentlichen und wahren bereits zu Anfange dieses Aufsatzes angedeuteten Nutzen hinzufügen, den die Blätter dem Menschen und der gesammten animalischen Schöpfung bringen. Durch den Athmungsprozeß der Thiere und Menschen wird der Atmosphäre fortwährend ein sehr bedeutender Theil ihres Sauerstoffgehalts entzogen, indem jene Geschöpfe den Sauerstoff der eingeathmeten Luft in ihrem Körper größtentheils zurückbehalten, und blos eine sehr kohlenstoffreiche Luft wieder ausathmen. Dieser bedeutende Sauerstoffverlust, den die Luft durch den Athmungsprozeß der Thiere erleidet, wird durch denjenigen der Pflanzen wieder ersetzt. Zugleich wird der Ueberschuß von Kohlensäure, der durch die Respiration der Thiere und Pflanzen in die Luft kommt, durch den Einathmungsprozeß der Pflanzen wieder entfernt. Denn die Absorption von Kohlensäure und der Luft durch die Blätter ist weit bedeutender als die Aushauchung von Kohlensäure in die Luft. Wir sehen also, daß ohne die Pflanzen, und noch specieller gefaßt, ohne die Blätter die Luft, diese wichtigste Bedingung des animalischen Lebens, für Thiere und Menschen am Ende irrespirabel, d. h. zum Athmungsprozeß untauglich werden, daß Thiere und Menschen ersticken würden. Aber die Blätter erhalten nicht allein das Gleichgewicht der die atmosphärische Luft zusammensetzenden Gasarten, sie sind auch eine nie versiegende Quelle für das zweite zum Leben der animalischen und der vegetativen Schöpfung unentbehrliche Bedürfniß, für das Wasser. Außer dem Respirationsprozesse erfolgt nämlich durch die Blätter auch eine bedeutende Aushauchung von Wasserdampf. Theils dadurch, daß die Pflanzen sowohl aus dem Boden tropfbar flüssiges, als aus der Luft dampfförmiges Wasser durch die Wurzeln und durch die jüngern Theile ihres in der Luft befindlichen Körpers im Uebermaß aufnehmen, theils dadurch, daß in Folge des Assimilationsprozesses fortwährend auch Wasser gebildet wird, entsteht im Innern des Pflanzenkörpers ein Ueberfluß von Wasser, welcher in Dampfform an die Oberfläche der jüngern und grünen Pflanzentheile, besonders aber durch die Blätter wieder ausgeschieden wird. Hierdurch wird also die Luft fortwährend durch die Pflanzen, und besonders durch die Blätter

mit Wasserdampfe versorgt. Je üppiger, je blattreicher die Vegetation einer Gegend ist, desto mehr Wasserdampf wird deren Atmosphäre enthalten, desto häufigerer atmosphärischer Niederschläge, namentlich Thau und Regen wird sich dieselbe erfreuen und desto mehr Quellen und folglich auch Bäche und Flüsse wird sie besitzen. Da nun ein Baum viel mehr Blätter besitzt als ein krautartiges Gewächs, so versteht es sich von selbst, daß Waldungen eine Hauptquelle der Wasserbildung sein werden. Hieraus ergiebt sich die nie genug einzuschärfende Wichtigkeit der Erhaltung der Wälder. In allen Gegenden, welche keine hohen die Schneegrenze überschreitenden Gebirge besitzen, unterhalten sie allein die Quellen und Flüsse. Dies gilt ganz besonders von denjenigen Gegenden des Erdballes, wo es, wie im Süden von Europa im Sommer wenig, oft gar nicht regnet, aus Ursachen, deren Erörterung nicht hierher gehört, und wo daher die Pflanzenwelt wie die Quellen auf den Niederschlag des in der Luft befindlichen Wasserdampfes, d. h. auf den Thau angewiesen sind. Durch Vernichtung der Wälder können solche Gegenden, auch wenn sie den fruchtbarsten Boden besitzen, für ewige Zeiten in dürre, unwirthbare Steppen umgewandelt werden, indem die Quellen versiegen. Hunderte von weiten Landstrichen, die in den Umgebungen des mittelländischen Meeres gelegenen Länder, besonders Kleinasiens, Griechenlands und Spaniens, wo theils in Folge der Bedürfnisse einer mehrtausendjährigen Kultur, theils durch den Unverstand der Bewohner die ursprünglich vorhandenen Waldungen vernichtet worden sind, legen das sprechendste Zeugniß für die Wichtigkeit der Wälder ab, denn während jene Gegenden nach historischen Documenten ehedem, als sie noch Wälder besaßen in üppigster Fruchtbarkeit prangten, sind sie jetzt grauenvolle, nackte, sonnenverbrannte Einöden.

Dr. Willkomm.

Aus dem Skizzenbuche eines sächsischen Auswanderers.

I. Im Walde.

— — Drei Tage waren wir bereits in dem endlosen pfadlosen Walde gegangen, zwei Nächte hatten wir in seinem Schatten geschlafen und noch immer zeigte sich keine menschliche Wohnung, kein Ende des Baumlabyrinthes. Mein Freund war noch weit erschöpfter als ich; in den letzten zwei Stunden hatte ich ihn oft stolpern sehen und als wir plötzlich an einem tiefen schleichenden Wasser standen, das uns das Weitergehen in der angenommenen Richtung versperrte, setzte er sich nieder und sagte, er könne nicht weiter gehen und wolle lieber da sterben.

Was war zu thun? Ich sprach dem Freunde Muth zu und forderte ihn auf, sich auf mich zu stützen; er schüttelte statt aller Antwort mit dem Kopfe. Sollte ich ihn verlassen oder bei ihm bleiben und mit ihm untergehen? Nach ernster Ueberlegung entschied ich mich für das Erstere, denn es blieb doch eine Möglichkeit, daß ich aus dem Walde hinaus käme und einen Menschen fände, mit dessen Hülfe ich den Verlassenen holen könnte.

So theilte ich mit ihm den geringen Vorrath von Lebensmitteln, ließ ihm Schwefelhölzchen zurück, damit er Feuer anmachen könnte, nahm ihm das Versprechen ab, von dem stillen Flusse sich nicht weit zu entfernen, damit man ihn leichter finde und wanderte mit schwerem Herzen weiter.

Es war ein heißer Sommertag und kein Blatt regte sich. Meine Kräfte schwanden ebenfalls mehr und mehr. Der Weg durch einen Urwald ist unbeschreiblich beschwerlich; buchstäblich bei jedem Schritte finden sich Hindernisse: ein Baumstumpf, eine stacheliger herabgestürzter Fichtenwipfel, ein undurchdringliches stechendes Dickicht, ein Morast mit schwarzem, glänzendem, weichem Boden, ein Gewirr von kriechenden Gewächsen, aufgeschichtete Felsen und — Durst! Durst! Das Wasser in dem stillen Flusse, an dem ich mich immer hielt, war lau und erregte heftigen Ekel nach dem Genusse.

Ich taumelte mehr weiter als ich ging; mehrmals hatte ich mit Gewalt die Sehnsucht niederzukämpfen, wie der verlassene Freund das Weiterwandern aufzugeben, mich hinzulegen und den Tod zu erwarten. Zum Glück gelang es mir immer mich wieder aufzuraffen. So kam allmälig der Abend heran, freilich ohne daß sich ein Ende des Waldes zeigte. Nur die Beschaffenheit des Bodens änderte sich allmälig; es ging etwas aufwärts, das Wasser in dem Flusse strömte rascher und wurde klarer und endlich kam ich an eine Stelle, die zu einem Nachtlager sich vortrefflich zu eignen schien. An dem Flusse lag ein grünes Plätzchen, das nach dem Walde zu drei Baumriesen schlossen, zwischen denen ein dichter Buschvorhang eine Art Wand bildete.

Hier zündete ich mir ein Feuer an, fing mir ein paar Fische, kochte sie mit Speck in der Pfanne, die ich natürlich bei mir getragen hatte, aß und — beschmierte mir Gesicht und Hände, wie es der Wanderer im Walde thun muß, mit dem warmen Schweinefett.

„Pfui!“ denken wahrscheinlich die Leser. „Warum dies?“

In den Wäldern Amerika's giebt es drei unerträgliche Plagen — Muskitos, Mücken und Sandfliegen. Diese verfolgen den Menschen mit unermüdlichem Eifer und zapfen ihm das Blut ab. Die Muskitos kann er todtschlagen — wenn er sie bekommt. Die Mücken sind so klein, daß man sie kaum sieht, und folglich schwer zu fangen und zu tödten. Die Sandfliegen endlich schwärmen in so dichten Schaaren umher, daß ein Fangen und Erschlagen derselben ein völlig hoffnungsloses Unternehmen bleibt. Ein tüchtiger Fettüberzug auf Gesicht und Händen ist der beste Schutz gegen die kleinen Feinde. Die Mücken wagen es nicht, sich darauf zu setzen, weil sie kleben bleiben; die Sandfliegen und Muskitos scheinen schon vor dem Geruche der Fettes eine Abneigung zu haben. Ich saß oft Stunden lang da ohne ein einziges Mal gestochen zu werden, obwohl die Sandfliegen in so dichten Wolken mich umschwärmten, daß ich den Mund nicht aufthun konnte, ohne einige hinein zu bekommen, und sie mir in die Nase und die Augen krochen. Sich so von Millionen kleiner Teufel umsummt zu hören, die ihre Bosheit nicht ausüben können, ist die schönste Serenade, die man sich denken kann.

Nach dem Einreiben mit Fett war das Nächste, mein Bett zurecht zu machen. Ich schnitt eine junge Fichte mit weichen Nadeln ab, und streute die Zweige auf einen Platz sechs Fuß lang und zwei Fuß breit, suchte mir dann weiteres Brennholz, um das Feuer zu unterhalten und legte mich nieder um zu schlafen. Auf dem weichen, duftigen Lager, nach der heftigen Anstrengung, schlummerte ich bald ein. In der Nacht wurde ich indeß durch ein Gefühl unangenehmer Wärme bald geweckt. Kein Wunder; da ich mein Feuer auf Grasboden angemacht hatte, das aus hunderten von Schichten abgestorbener Pflanzen bestand, so fraß es unter und um sich und als ich erwachte, war es mir bereits so nahe gekommen, daß ich in unruhigem Schlafe mich selbst hinein gerollt haben würde.

Ich sprang auf, räumte mein Lager mehre Schritte weit hinweg an eine Stelle, nach welcher das Feuer sich nicht zu wenden schien und legte mich wieder nieder. Wie es aber zu gehen pflegt, wenn der Schlaf im Anfange plötzlich unterbrochen wird, die Fortsetzung desselben ist dann meist unruhig und von Träumen gestört.

Auch ich träumte und träumte seltsam. Mir war es, als sei ich der Erde entrückt, und aus großer Tiefe unter mir dringe ein schauerliches Gemisch zahlloser Menschenstimmen zu mir herauf. Es klang wie ununterbrochene Klagelaute, leise murmelnd wie das ferne Rauschen des Meeres. Aber das Menschliche in den Tönen und das Klagende derselben erkannte ich genau. Dazwischen vernahm ich Töne, die wie Hohn klangen, als sei ich von unsichtbaren Feinden umgeben, und ich empfand eine unbeschreibliche Angst, sie würden mich fassen und mich hinunterschleudern in die bodenlose Tiefe unter mir.

Das dauerte lange und ich mag wohl sehr schwer geathmet haben. Allmälig schien das Klageschrei unten lauter und vernehmlicher zu werden, als ob die jammernde Menge zu mir heraufsteige oder ich zu ihr hinunter sinke. Aus dem allgemeinen Gemurmel traten mitunter einzelne Stimmen hervor und näher und immer näher kamen sie mir. Endlich schienen die Stimmen wie ein wildes Heer an mir vorüber zu sausen; sie berührten mich fast; ich fühlte mich mitten unter ihnen; das Entsetzen schnürte mir die

Kehle zu; ich wollte schreien, ich wollte fliehen; vergebens, denn ich brachte keinen Laut über meine Lippen, ich konnte kein Glied rühren.

Endlich erstickte ich fast vor Angst, ich nahm alle meine Kräfte zusammen und — sprang auf.

Es war die höchste Zeit. Der Rauch erstickte mich; das Feuer hatte weiter und weiter um sich gefressen; es hatte selbst mein Lager schon ergriffen; es knisterte, es zischte, es murmelte unter den dürren Blättern und Gräsern; es lief an den Büschen und Bäumen hinan. Was ich im Traume gehört hatte, waren die Stimmen der Flammen, die mir näher und näher gekommen und größer und gewaltiger geworden waren. Eine große Fichte brannte bereits oben am Gipfel und stand wie eine riesige Fackel in der finstern Nacht.

Es blieb mir nichts übrig, als einen Kampf mit dem Elemente zu beginnen. Wenn ich nicht kräftige Maßregeln ergriff, konnte der ungeheuerste Waldbrand entstehen, denn es war mehrere Wochen lang sehr dürr gewesen und dann war ich nebst dem verlassenen Freunde und Allem verloren, was der Wald in seinem Schooße barg. Ich nahm mein Beil und hieb an der äußersten Grenze des Feuers die brennenden Zweige und Büsche nieder, warf sie in den großen Feuerherd in der Mitte oder versuchte sie auszutreten. An der Flußseite half ich mir mit Wasser, das ich mittelst der Bratpfanne in die Glut spritzte.

Nach einer Arbeit von einer halben Stunde etwa glaubte ich gesiegt und das Feuer gebannt zu haben. Ich legte mich nochmals hin, aber ich schlummerte nur eine ganz kurze Zeit. Das Feuer erwachte von Neuem und ich mit ihm. Ich sprang wieder auf. Dichte Wolken am Himmel bargen Mond- und Sternenlicht und um den kleinen Feuerkreis vor mir lag die schwärzeste Nacht wie eine Mauer. Eine gewaltige Wurzelmasse, die vor Jahren irgend einen längst verfaulten Baumriesen genährt und getragen, hatte Feuer gefangen. Wie ein großer Feueraltar stand sie vor mir. Aber da hinter ihm — was ist das? Eine Gestalt! Ist es ein Indianer, der einen weißen Feind vor sich sieht und nur auf eine bequeme Gelegenheit wartet, ihn zu erschlagen und zu berauben? Eine einzige Kugel und Niemand wußte, wo ich geblieben. Sollte ich ruhig stehen bleiben als Zielpunkt für den rothen Mann? Nein! Rasch trat ich in das Dunkel des Waldes hinein und versuchte hinter den brennenden Wurzelstumpf zu schleichen, um mir den Gegner genauer anzusehen.

Ein grauer kahler Baumstamm war es, der mich geängstigt hatte.

Ich kehrte beruhigt an meine Lagerstätte zurück und da das Feuer nicht weiter um sich greifen zu können schien, wollte ich mich nochmals niederlegen. Aber es war fast Morgen und ich zu wach, als daß ich weiter hätte schlafen können, zumal mein Bett verbrannt war und die Hände mir schmerzten von Brand- und Kratzwunden. So gab ich jeden weitern Versuch auf, kochte mir ein Frühstück, ganz gleich dem Abendessen und verzehrte es mit dem eigenthümlichen Appetite, den man fühlt, wenn man unruhig, kalt und in den Kleidern geschlafen hat.

Der Morgen dämmerte; Gras und Blätter wurden naß vom Thau; hier und da stiegen Morgennebelflocken auf; einzelne Vögel begannen sich zu regen und zu zwitschern; das Dunkel im Walde wurde schwächer und schwächer und an einzelnen hohen Baumwipfeln zeigte sich der rosige Schein der Morgenröthe.

Wie war es aber dem ermatteten Freunde ergangen, den ich verlassen? Was sollte ich thun?

Es war nutzlos den Weg zurück zu machen und den Wandergefährten aufzusuchen, also — weiter, weiter wandern!

Ich brach auf mit dem Muthe der Verzweiflung und bahnte mir mit unsäglichen Beschwerden einen Weg an dem Flusse hin. Es mochten etwa zwei Stunden vergangen sein, als ich plötzlich über dem Flusse drüben an einem Hügel einen Platz bemerkte, wo keine Bäume, aber viele Baumstümpfe standen und — da ein Stück Feld! Es mußte also ein Mensch, es mußten Menschen in der Nähe sein. Wie stärkte dieser Anblick meine Glieder! Der Fluß schien nicht sehr tief mehr zu sein; mit raschem Entschluß trat ich also hinein und watete hindurch. Eilig schritt ich dem Felde, dem Hügel zu. An der andern Seite desselben stand ein Haus; weiter hin lichtete sich der Wald mehr und mehr; da spannte sich eine Brücke über einen Bach, der sich in den Fluß ergoß und dort, ja dort ragten noch mehrere Häuser zwischen Bäumen hervor.

Ich stürzte in das erste Haus hinein, und mein Aussehen muß seltsam genug gewesen sein, denn die Leute erschraken offenbar. Sie waren aber freundlich und gutmüthig und hörten die Bitte theilnehmend an, die ich ihnen vor allem vortrug, die Bitte, meinen verlassenen Freund zu suchen, zu holen, am besten in einem Boote.

Der Farmer besaß ein Boot, und war sogleich bereit, Einen seiner Leute fortzuschicken. Aber würde dieser allein die nöthige Ausdauer gehabt haben? Ich selbst wollte mitfahren und ließ mich von dem Unternehmen nicht abbringen.

Wir setzten uns in das kleine Boot und fuhren den Fluß hinunter. Wir blickten dabei rechts und links in das Ufergebüsch: wir riefen sehr oft, aber weit waren wir in den Wald hinein gekommen und hatten keine Spur von einem Menschen gefunden, keine Antwort auf unser Rufen vernommen als das schwache Echo des Waldes. Endlich raschelte es in dem Gebüsch am Ufer, eine Stimme antwortete und der Freund erschien. Aber kaum erkannte ich ihn. Von seinem Anzuge waren nur noch einzelne Fetzen übrig geblieben, die ihm um die Glieder hingen. Sein Gesicht war voll Blut und roth aufgeschwollen von zahllosen Insektenstichen und Bissen. Die Hände hatten kaum noch die Gestalt von menschlichen Händen. Er sank erschöpft in unser Boot und rührte sich da so wenig als er ein Wort sprach.

Erst später erzählte er wie es ihm ergangen.

Er hatte eine Zeit lang gesessen und dann gegen sein Versprechen sich vorgenommen, weiter zu gehen, mir nach. Dabei hatte er über einen kleinen Arm des Flusses zu springen versucht, war aber hineingefallen, hatte sich vom Kopfe bis zu den Füßen durchnäßt, seine wenigen Lebensmittel verdorben und die Schwefelhölzer verloren. So konnte er, als die Nacht anbrach, kein Feuer anmachen und mußte sich hungerig in nassen Kleidern auf den kahlen Boden legen. Und wie sich gegen die Muskitos und die andern Feinde schützen? Er trug so viel Laub und dürre Zweige als möglich zusammen, kroch in diesen Haufen hinein, bedeckte sein Gesicht mit einem Tuche und hoffte so den Blutsaugern entgehen zu können. Aber sie fanden ihn und behandelten ihn, daß sein Gesicht bald aussah wie ein roth aufgehender Vollmond. Beim ersten Grauen des Morgens brach er auf und setzte die mühselige Wanderung fort bis wir ihn fanden.

Wir blieben zwei Tage bei dem Farmer, der uns so freundlich aufgenommen, hatten Gelegenheit da unsere Garderobe wieder etwas in Stand zu bringen, und setzten dann unverdrossen unsere Wanderung fort.

Blätter und Blüthen.

Was Alles in Deutschland früher getrunken wurde. Das Bier war von jeher ein Lieblingsgetränk der Deutschen und es gehört in früherer Zeit sogar zum nicht geringen Stolze und Ruhme einer Stadt, ein gutes und kräftiges Bier zu brauen. Der Broyhan, welcher am meisten gebraut wurde, etwa so wie heutigen Tages das Lagerbier, verdankte seinen Namen einem gewissen Conrad Broylan, der denselben 1526 in Stöcken, einem unweit Hannover gelegenen Dorfe, zuerst braute. Später findet man des Broyhans aller Orten erwähnt, woraus hervorgeht, daß er allseitigen Beifall bei unsern Vorfahren gefunden haben muß. Unter den verschiedenen Namen, mit welchen die Biere damals getauft waren, stößt man auf so sonderbare, daß eine kurze Zusammenstellung nicht uninteressant erscheinen mag. In Goslar wurde Gose gebraut; in Dassel der Hund; zu Wettin der Reuterling; zu Königslutter der Duckstein; in Eckernförde gab es Quackelteis; in Wismar Kniesenack; zu Ratzeburg Rummeltheis; in Teschen trank man Marzerz; in Oppau Merz; Leipzig braute Rastrum; Zadeck (in Böhmen) Samecke; Gardeleben Garleg; zu Tecklenburg in Westphalen wurde Griesing verzapft; zu Osnabrück Buße; zu Münster Kolth; in Braunschweig Mumme (giebt es bekanntlich jetzt noch); zu Breslau verkaufte man Schöps; München hatte seinen Bock, der gegenwärtig noch getrunken wird; am Gefährlichsten war es in einem Dorfe bei Jena, wo ein Bier gebraut wurde, welches den Namen Mord- und Todschlag führte.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Edelen in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Jährlich 52 Nummern à 2½ Sgr. — Vierteljährlich 13 Nummern à 10 Sgr.

Ein neues Buch.

Ernst Keil, der Verleger der Gartenlaube, hat ein neues Buch herausgegeben, das in seiner Art ein Meisterwerk ist. Es ist ein Buch, das Jeder kennt, das Jeder gelesen hat, das Jeder besitzt, das Jeder immer wieder gern zur Hand nimmt, das Jeder Freude macht, das Jeder Trost gewährt, das Jeder Belehrung bietet, das Jeder Erbauung findet, das Jeder Unterhaltung sucht, das Jeder Rath holt, das Jeder Hilfe erwartet, das Jeder Liebe hegt, das Jeder Dank weiß, das Jeder Ehre gibt, das Jeder Achtung zollt, das Jeder Vertrauen schenkt, das Jeder Treue hält, das Jeder Glauben hat, das Jeder Hoffnung setzt, das Jeder Liebe bring

erklärte, nachdem er den Kranken einige Zeit beobachtet, daß die furchtbare Gemüthserschütterung einen völligen Irrsinn herbeigeführt habe.

„Sie trug die weiße Rose nicht!“ murmelte Franz vor sich hin. „Auch sie hat mich verleugnet!“

Dies waren die letzten Worte, die der Unglückliche sprach. Dann verharrte er hartnäckig in einem Schweigen, als ob er die Sprache verloren hätte, und so viel sich Julius auch bemühte, ihm sein Glück und die Mittel zur Erlangung desselben klar zu machen — Franz verstand ihn nicht, dasselbe unheimliche Lächeln umspielte seinen bleichen Mund, dieselben Blicke, welche die Zerstörung des Verstandes verriethen, entströmten seinen trüben Augen.

Die Freude des Advokaten über den errungenen Triumph verwandelte sich in einen tiefen Schmerz.

„Ich habe zu viel auf seine Geistesstärke gebaut,“ dachte er. „Leider gab es kein anderes Mittel, ihn vom sichern Tode zu retten. Aber noch verliere ich die Hoffnung nicht, das wiederkehrende Glück wird den Schleier zerreißen, den ein furchtbares Geschick über seinen Geist geworfen.“

Durch einen Brief benachrichtigte er die Commerzienräthin von dem Ausgange des Prozesses ihres Neffen. Als Antwort darauf erhielt er fünftausend Gulden in Banknoten, die ihm Robert zur Verpflegung und zur Bestreitung der Reisekosten übersandte.

Denselben Abend ward die Klingel an der Thür des Advokaten gezogen. Die junge Gattin desselben öffnete, und Helene, dicht in einen Mantel gehüllt, trat ein. Laut weinend sank sie der jungen Frau an die Brust. Beide traten in das Zimmer des Advokaten, der mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt war.

„Wo ist Franz?“ rief sie hastig.

Julius berichtete, daß er sich in einem Zimmer des ersten Stockes befände.

„Ich muß ihn sehen und ihm Aufklärung geben —“

„Helene, wir haben unser Ziel nur halb erst erreicht; versäumen wir die nöthige Vorsicht, so zerstören Sie mir die Grundlage meines Rettungswerkes. Sie dürfen Franz jetzt noch nicht sehen, denn er wie wir werden scharf beobachtet. Nur in der Verfassung, die ich künstlich herbeigeführt, kann er morgen seine Reise antreten. Sobald Ihre Mission in dem Hause der Commerzienräthin erfüllt ist, sobald Sie mit allen Mitteln zur vollkommnen Beglückung unsers armen Freundes ausgerüstet sind, werden Sie ihm folgen können. Bewahren Sie nur kurze Zeit noch den Heldenmuth, den Sie bis jetzt gezeigt haben, folgen Sie blindlings meinen Anordnungen, so werden wir bald an dem erwünschten Ziele sein. Vergessen Sie nicht, daß es sich um Leben und Tod handelt. Franz ist ein seltsamer Client, denn wir mußten ihn gegen seinen Willen retten. Jetzt gilt es, sein Gemüth zu heilen, und darum folgen Sie und harren Sie aus.“

Helene zog die weiße Rose von ihrem Busen — sie hatte sie nämlich von Georg zurückerhalten — und gab sie dem Advokaten.

„Verwenden Sie den Schmuck,“ sagte sie gefaßt; „Sie kennen ja seine Bedeutung. Ich bedarf seiner nicht, aber Franz — —“

In diesem Augenblicke ward die Glocke an der Hausthür gezogen. Die drei Personen schraken heftig zusammen. Die junge Frau zog Helenen mit sich fort in ein Seitenkabinet. Der Advokat ging hinaus, öffnete und empfing Robert Simoni. Er bat um eine kurze Unterredung. Julius führte ihn in sein Arbeitszimmer.

„Mein Herr,“ sagte er, mißtrauisch den Gesichtsausdruck des Advokaten prüfend, „auf Ihre Veranlassung erschien Helene, die Gesellschafterin meiner Mutter, an meiner Seite vor Gericht.“

„Ganz recht!“ antwortete Julius mit großer Ruhe.

„Sie gaben als Grund dafür an, daß sich in Gegenwart der Richter der Eindruck wiederholen möge, den sie auf Franz vor seiner Verhaftung ausgeübt.“

„Und was ich erwartete, mein Herr, ist in Erfüllung gegangen.“

„Franz nannte sie seine Frau!“ sagte der junge Kaufmann in einer Angst, die er vergebens zu verbergen suchte.

„Können Sie den Worten eines Irren, zumal wenn er sich in einer solchen Situation befindet, irgend eine Bedeutung beilegen?“ fragte Julius mit kalter Ruhe. „Sie kennen den Zustand meines Clienten schon seit langer Zeit, Sie selbst wissen am Besten, daß sich sein Irrsinn in extravaganten Ansichten und Handlungen äußert — wie kann es Sie wundern, daß der, der in seiner Verblendung nach Ihrem Vermögen trachtet und dem Staate eine neue Regierung geben will, nun auch Ihre Braut für seine Frau hält? Es ist klar, der leidige Communismus hat dem armen Menschen den Kopf verdreht — er will die Hälfte Ihres Vermögens und Ihre in der That reizende Braut. Wünschen wir uns Glück, daß die Pläne der heillosen Demokratie vereitelt sind. Uebrigens fürchten Sie nichts, Franz Osbeck ist für immer unschädlich geworden; die Freisprechung auf Grund seiner Indispositionsfähigkeit hat ihn aus der Liste der vernünftigen Staatsbürger gestrichen. Ihre Braut selbst hat laut erklärt, daß sie den Demokraten nicht kennt — —“

„Die Gründe leuchten mir ein!“ sagte Robert hastig. „Da die Sache nun abgethan, so bitte ich um die Rechnung für meinen Vetter.“

„Ich werde sie Ihnen nach meiner Geschäftsordnung zustellen.“

„Und was werden Sie mit Franz beginnen?“

„Morgen bringe ich ihn in eine Irrenanstalt der Schweiz, da er binnen achtundvierzig Stunden das Königreich zu verlassen hat.“

Kaum hatte sich der Kaufmann entfernt, als der Advokat zu seiner Frau in das Kabinet trat.

„Wo ist Helene?“ fragte er.

„Ich habe ihr leise die Thür geöffnet, sie muß jetzt schon zu Hause angelangt sein.“

„Gut, nun fürchte ich nichts mehr.“

Arm in Arm gingen die beiden jungen Gatten zu dem kranken Freunde. Sie trafen ihn, still vor sich hinbrütend, in einem Lehnsessel. Ihr freundliches Zureden hatte keinen Erfolg, er verharrte in seinem düsteren Schweigen. Eine tiefe undurchdringliche Schwermuth hatte seinen Geist in starre Fesseln geschlagen. Der Advokat verbrachte die Nacht bei ihm. In der Dämmerung des nächsten Morgens fuhr ein Reisewagen mit Extrapostpferden vor. Julius befand sich in seinem Zimmer, um die zur Reise nöthigen Papiere und Gelder einzustecken. Da ließ ein Domestik einen Greis eintreten, der eine schwere Reisetasche trug. Es war Georg, der alte Diener der Wittwe Simoni.

„Was wollen Sie?“

„Herr,“ sagte der athemlose Georg, „mich sendet Mamsell Helene —“

„Zu welchem Zwecke?“

„Um Herrn Franz Osbeck zu begleiten.“

„Unmöglich! Meine Vorkehrungen sind so getroffen, daß es keiner Person mehr bedarf —“

„Lesen Sie! Lesen Sie!“ rief Georg mit Thränen in den Augen, und indem seine zitternde Hand ein Papier überreichte.

Der Advokat las die Zeilen, die von der ihm wohlbekannten Hand Helenen's geschrieben waren.

„Sie sind ein Freund seines verstorbenen Vaters?“ sagte er dann überrascht.

„Der einzige, wahre Freund des seligen Osbeck, und ich werde meine alten Tage ruhig beschließen, wenn es mir vergönnt ist, seinem unglücklichen Sohne ein treuer Diener zu sein. Mamsell Helene hat mir seinen traurigen Zustand geschildert, und glauben Sie mir, Herr Advokat, es giebt keinen Menschen in der Welt, dessen Nähe heilsamer auf den Kranken wirkt, als die meinige. Ach, ich kann dem Himmel nicht genug dafür danken, daß er diese Nacht zwischen mir und Mamsell Helene eine Verständigung herbeiführte. Da litt es mich nicht länger unter den herzlosen Menschen, die des leidigen Geldes wegen ein so schändliches Verbrechen begehen. Ich schrieb der Wittwe einen Brief, schnürte mein Bündel, und bin nun hier. Doch lieber Herr, erlassen Sie mir jetzt jede weitere Erklärung, unterwegs werde ich Ihnen Alles erzählen. Und dann,“ fügte er leiser hinzu, „bin ich auch im Stande, Ihnen Aufklärungen über den verstorbenen Buchhalter zu geben, die dem armen Franz wohl noch einmal nützen können.“

Julius trug kein Bedenken, die Dienste des Greises anzunehmen, zumal da er sich erinnerte, von Franz gehört zu haben, daß er es war, der ihm in der Ballnacht eine Unterredung mit der Wittwe vermittelte; er hielt es selbst für einen glücklichen Zufall, dem Geisteskranken einen befreundeten Diener beigeben zu können. Und außerdem ging ihm ja die Empfehlung der vorsichtigen Helene voran, die dringend bat, den alten Georg nicht abzuweisen. Während die Koffer auf den Wagen gebracht wurden, führte Julius seinem Freunde den neuen Diener zu. Franz erkannte ihn nicht, obgleich man ihm den Namen Georg nannte. Willenlos

und ruhig wie ein Kind ließ er sich zu dem Wagen führen, der, nachdem der Advokat und Georg ihre Plätze eingenommen, im raschen Trabe die Residenz verließ.

VII.

Mit dem Beginne des Frühlings glaubte sich Robert Simoni auf dem Gipfel seines Glücks, denn Helene trug seinen Verlobungsring an dem Finger. Man sah das wirklich schöne Paar in einem eleganten Wagen durch die Promenaden der Stadt fahren, man bewunderte ihre kostbaren Toiletten in einer Loge des Hoftheaters, und die Geldaristokratie empfing sie freudig in ihren Sälen, die den Verlobten zu Ehren sich öffneten. Man sprach nur selten noch von der verhängnißvollen Schwurgerichtssitzung, und wenn es geschah, pries man die Bereitwilligkeit der jungen Leute, mit der sie den irrsinnigen Demokraten vom Tode gerettet hatten. Schon dachte Robert, der nur Anbetung und Liebe für Helene war, an seine Vermählung, um mit seiner Gattin nach Hamburg zurückkehren zu können, als die Commerzienräthin plötzlich krank wurde. Die Aerzte erkannten das Wesen der Krankheit nicht sogleich, und riethen nur Ruhe und sorgliche Pflege. Helene litt keine Wärterin, sie selbst versah den Dienst bei der Kranken, und Robert unterstützte sie dabei.

Es war in der Nacht vom ersten zum zweiten Ostertage, als Helene, nachdem die Kranke eingeschlummert war, sich in ihr Gemach zur Ruhe begab, das durch eine Thür von dem Krankenzimmer geschieden ward. Sie ließ die Thür offen, um desto leichter die Wünsche der Commerzienräthin zu hören. Noch kämpfte sie mit den ersten Angriffen des Schlafes, als sie die Glocke der Kranken hörte, das erste Mal mitten in der Nacht. Helene sprang auf, und warf einen Nachtmantel über. Im nächsten Augenblicke stand sie an dem Krankenbette, das durch eine elegante Nachtlampe matt beleuchtet ward. Der Arm der Commerzienräthin, der nach der Glocke gegriffen hatte, hing schlaff durch die Gardine herab.

„Was ist Ihnen, Madame?“ fragte ängstlich Helene, indem sie die Gardine zurückzog.

Entsetzt fuhr sie zurück, als sie das von dem Lichte erhellte Gesicht der Kranken erblickte. Welch eine gräßliche Veränderung war darin vorgegangen. Eine Leichenblässe bedeckte es, während die Augen in einem düstern, unheimlichen Glanze glühten. Helene starrte die Frau einen Augenblick sprachlos an.

„Soll ich nach dem Arzte schicken?“ fragte sie endlich.

Madame Simoni gab ein verneinendes Zeichen. Dann ergriff sie die Hand ihrer jungen Wärterin und sagte mit großer Anstrengung:

„Helene, ich betrachte Sie als meine Tochter! Vielleicht erlebe ich es nicht mehr, daß Sie mein Sohn seine Gattin nennt.“

„Verbannen Sie diesen Gedanken!“ stammelte Helene, die das heftige Zittern der Hand fühlte, welche die ihrige hielt. „Die Krankheit wird vorübergehen!“

Die Wittwe zuckte heftig zusammen. Dicke Schweißtropfen erschienen auf ihrer gerunzelten Stirn.

„Mein Gott! Mein Gott!“ hauchte sie. „Was ist das? Was ist das?“

Die arme Helene ward von einer wahren Todesangst ergriffen.

„Ich will Robert rufen!“

„Zuvor hören Sie mich an! Setzen Sie sich näher heran!“ sagte leise und ängstlich die Kranke. O, mein Kopf, er wird von fürchterlichen Schmerzen zerrissen!“ jammerte sie. „Ich fühle, daß mein Ende naht! Helene, ich achte und liebe Sie — von Ihnen verlange ich den letzten Dienst!“

„Was fordern Sie, Madame? Sie sind meine Wohlthäterin — ich verspreche Ihnen, Alles zu erfüllen.“

Athemlos lauschend bog sich Helene über das Bett. Sie sah das gräßlich entstellte Gesicht der Kranken nicht, sie war nur darauf bedacht, jedes Wort zu erhaschen, das den bleichen, bebenden Lippen entquoll.

„Helene, schwören Sie mir, meinen Willen zu thun!“

„Ich schwöre es!“ sagte sie rasch.

„Mein Sohn ist ein schwacher, leidenschaftlicher Mensch! Erhalten Sie ihm sein Vermögen, das auch das Ihrige ist! Ich will es, ich will es!“ rief sie wie im Delirium. „Es muß geschehen, weil ich es will! Mein Wille hat das Vermögen erworben — er wird es auch zu erhalten wissen!“

„Sie sehen mich bereit, Madame!“ hauchte Helene.

„Zünden Sie Feuer in dem Kamine an.“

Helene fachte das dem Erlöschen nahe Feuer an, daß es aufprasselte. Die Kranke hatte sich mit fieberhafter Anstrengung emporgerichtet. Als sie die Flammen des Feuers sah, verzog sich ihr Gesicht zu einem grinsenden Lächeln.

„Zu mir! Zu mir!“ stammelte sie dann.

Helene, zitternd am ganzen Körper, unterstützte die Kranke, die sie fest an sich drückte. Dann zog sie ein weißes Tuch hervor, an dem ein Schlüssel angeknotet war.

„Oeffnen Sie jenen Secretär, Helene! In dem mittelsten Fache liegt ein Buch — hier ist der Schlüssel.“

Helene flog zu dem Secretär, öffnete ihn, und holte ein schwarzes, ziemlich starkes Octavbuch hervor. Das Gefühl, das sich ihrer bei dem Anblicke dieses Gegenstandes bemächtigte, läßt sich nicht beschreiben. Der Athem stockte einen Augenblick in ihrer Brust, und leise schluchzend preßte sie das Buch an ihre Lippen. Madame Simoni bemerkte diese Bewegung nicht, denn sie war in die Kissen zurückgesunken; aber sie erhob sich wieder mit übermenschlicher Anstrengung und stammelte:

„Werfen Sie — das Buch — in das Feuer — in das Feuer! Helene — vernichten Sie das Buch — es ist mein letzter Wille!“

Leise ächzend brach die Wittwe zusammen. Die Kraft des Körpers hatte sie verlassen, obgleich die Kraft ihres unbeugsamen Geistes, den sie in ihrem ganzen Leben bethätigt, noch die Beweise von den Mitteln vernichten wollte, mit denen sie das große Vermögen zusammengescharrt hatte. Die arme Helene verlor fast das Bewußtsein, als sie sich im Besitze des Schatzes sah, dem sie so unendliche, schwere Opfer gebracht hatte. Daß sie so rasch ihr Ziel erreichen würde, woran sie bereits gezweifelt, hatte sie nicht gedacht. Sie trat zur Lampe und öffnete den Deckel ihres Schatzes, es war das Geheimbuch des verstorbenen Kaufmanns Simoni. Ihr Sinnen war nun darauf gerichtet, das schwer Errungene zu bewahren, denn noch hatte sie in Robert einen gefährlichen Feind zu bekämpfen. In rathloser Angst irrte sie durch den Vorsaal auf den Corridor. Hier zeigte sich ihr die Oeffnung eines Kamines. Sie riß ihr Tuch vom Halse, wickelte das kostbare Buch hinein, und verbarg es in dem schwarzen Schlunde. Dann zog sie die Glocke, die zu Roberts Zimmer führte und eilte zu der Kranken zurück, die sie in einem bewußtlosen Zustande antraf. Noch war sie beschäftigt, die Ohnmächtige durch starke Essenzen in's Leben zurückzurufen, als Robert hastig eintrat. Sein erster Blick fiel auf den noch geöffneten Secretär. Mit dem Mißtrauen, daß er stets gehegt, durchsuchte er die Fächer desselben.

„Ihre Mutter, Robert!“ flüsterte die bestürzte Helene. „Schicken Sie zum Arzte — ehe es zu spät wird.“

„Nicht der Arzt, aber ich komme zu spät!“ rief der Kaufmann, die junge Frau mit durchbohrenden Blicken ansehend. „Helene, hier waltet ein Geheimniß ob — wer hat den Secretär geöffnet?“ fragte er mit bebender Stimme. „Wer hat das Möbel erbrochen, in dem meine Mutter ihre Werthpapiere aufbewahrt?“ fügte er in der gräßlichen Angst hinzu, die Eifersucht und Mißtrauen in ihm erregten.

Da erhob sich Helene in stolzer Würde.

„Ich,“ rief sie, „ich habe ihn mit dem Schlüssel geöffnet, den mir Ihre kranke Mutter gab! Sie wollte, daß ich ein gewisses Buch vernichtete.“

Robert bebte zusammen.

„Helene, Sie sind meine Verlobte, meine Gattin! Wo ist das Buch?“

„Zeihen Sie mich des Undanks, Herr Simoni; halten Sie mich für eine Abenteuerin, für eine Betrügerin — aber länger kann ich die Maske nicht tragen, unter der Sie mich bisher gesehen haben.“

„Was ist das? Was ist das?“ rief Robert. „Großer Gott, das ewige Mißtrauen, das sich in mir regte.“

„Es bestätigt sich, mein Herr!“

„Mutter,“ rief Robert von Zorn übermannt, „wir haben eine Spionin des blödsinnigen Franz bei uns aufgenommen!“

„Mein Herr,“ rief Helene würdevoll, „sagt Ihnen Ihr Mißtrauen nicht, wer ich bin? Wer ist wohl einer solchen Aufopferung

fähig, als ich sie bethätigt habe? Der Zufall führte mich, die Hülflose, in Ihr Haus, und bis zu jener verhängnißvollen Nacht, in der Franz verhaftet ward, wußte ich nicht, daß Sie in irgend einer Beziehung zu dem Unglücklichen stehen, ich wußte nur, daß ihn boshafte Menschen seines väterlichen Vermögens beraubt hatten. Ich verleugnete die Gefühle meines blutenden Herzens, ich bekämpfte den grausamen Schmerz über das Schicksal des Verhafteten, und empfing scheinbar Ihre Huldigungen. Herr Simoni, es wacht ein Gott über die Verbrecher, denn er machte mich zur Zeugin des Pactes, den Sie mit Ihrer Mutter geschlossen, er ließ mich erfahren, daß ich — o wunderbare Fügung des Schicksals! — daß ich der Preis war, um den Sie die Beweise Ihrer Sünde auslieferten, die Beweise, daß die Schwester den Bruder überlistet hat. Ich verband mich mit Ihnen zur Befreiung des armen Franz, ich verleugnete ihn vor Gericht, damit man ihn für wahnsinnig halten sollte; mein Herr, solche Opfer kann nur eine heiße, treue Liebe bringen! Nicht eine Spionin des unglücklichen Franz haben Sie aufgenommen, sondern — seine Gattin!"

Robert ergriff krampfhaft die Lehne eines Sessels und stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Ich stellte List der List gegenüber," fuhr Helene fort. „Nicht des Besitzes wegen kämpfte ich mit Ihnen, denn ich liebe meinen Gatten auch als Bettler — aber sein Geist hat wirklich unter der Gewalt seines Geschickes gelitten, er hält mich für untreu und jammert über den Verlust seiner Gattin — nur mit den Beweisen dessen, was ich für ihn erstrebt, kann ich zu ihm zurückkehren, nur dann wage ich mich ihm wieder zu nahen, wenn ich ihm die Gründe meiner Handlungen, die Opfer meiner Gattenliebe darthun kann! Jetzt wissen Sie Alles, und die Gattin Franz Osbeck's verläßt Ihr Haus, um ihre heiligste Pflicht zu erfüllen!"

Helene wollte das Zimmer verlassen.

„Bleiben Sie!" rief der todtbleiche Robert, indem er die bebende Hand nach ihr ausstreckte.

„Meine Sendung ist erfüllt! Wollen Sie verhandeln, so wenden Sie sich an den Advokaten Ihres Vetters."

In diesem Augenblicke trat die erschreckte Kammerfrau ein. Helene, von einer tödtlichen Angst um ihren Schatz getrieben, stürzte aus dem Gemache. Auf dem Corridor holte sie das Geheimbuch aus dem Verstecke, verbarg es unter dem leichten Nachtmantel und eilte die Treppe hinab. Sie traf den Portier auf der Hausflur, der durch das Getümmel wach geworden war.

„Oeffnen Sie!" befahl die bebende junge Frau.

„Mein Gott, was ist geschehen?" fragte der Portier.

„Ich hole den Arzt, Madame Simoni ist gefährlich krank!"

„Die Nacht ist kühl, Fräulein — Sie sind leicht gekleidet!"

„Oeffnen Sie, um Gotteswillen!"

Helene stürzte auf die Straße hinaus. Die Uhr der Kathedrale verkündete die zweite Morgenstunde, als sich ihr die Thür des Advokaten öffnete. Bewußtlos sank die junge Frau in die Arme ihrer Freundin.

VIII.

Eine heitere Frühlingssonne schien auf die reizende Landschaft des Züricher Sees herab, als ein mit Postpferden bespannter Reisewagen auf der spiegelglatten Chaussee, die sich an dem Rande des ungeheuern Bassins hinzieht, rasch dahinrollte. Auf dem hohen Bocke neben dem lustig blasenden Postillon saß der Advokat Julius Petri. Dem Schwager stand ein dreifaches Trinkgeld in Aussicht, deshalb trieb er seine dampfenden Rosse zur Eile an. In kurzer Entfernung von der Stadt stand ein steinernes Muttergottesbild an der Straße.

„Hier ist das Zeichen!" rief der Advokat. „Den Weg rechts!"

Der Wagen fuhr nun eine sanfte Anhöhe hinan, und nach zehn Minuten hielt er vor einer mit jungem Laube bedeckten Hecke, die ein einfaches, liebliches Häuschen umschloß. Julius sprang vom Bocke und half zweien Damen aussteigen: Helenen und seiner Gattin. Arm in Arm traten sie zu einer Gitterthür, durch deren Stäbe sie einen reizenden Garten übersehen konnten. An dem Häuschen war ein alter Mann mit dem Aufbinden des Weinstocks beschäftigt, der sich wie eine schlanke Arabeske an der weißen Mauer emporwand.

„Georg!" rief Julius leise.

Der alte Gärtner wandte sich. Vor freudigem Erstaunen entsanken ihm Messer und Faden, die er in der Hand hielt. Dann eilte er durch den mit gelbem Sande bestreuten Weg und öffnete zitternd die Gitterthür.

„Wo ist Franz? Wie befindet sich mein Mann? Georg, haben Sie ihn gut gepflegt? Um Gottes willen, Georg, ein Wort — wo ist Franz?" rief Helene.

Der Greis küßte schluchzend die Hände der jungen Frau.

„Es ist gut, Alles gut, Madame Osbeck!" sagte er dann. „Der gute Herr Franz hat schon seit einem Monate wieder mit mir gesprochen, und er lies't alle Briefe, die ihm der Herr Advokat unter meiner Adresse gesandt hat. Jetzt sitzt er in seinem großen Lehnstuhle und hält Mittagsruhe — dann wollte ich mit ihm auf den Berg steigen, von wo er nach Deutschland hinübersehen kann. Ach, du lieber Gott, welch' ein frohes Erwachen wird das sein! Ich habe Sie erst in einigen Tagen erwartet."

„Und wie spricht er von seiner Frau?" fragte Julius.

„Seitdem er wieder mit mir spricht, trägt er auch ihre weiße Rose auf der Brust."

Laut schluchzend vor Freude sank Helene dem greisen Diener in die Arme.

„Er denkt noch an mich!" rief sie aus, „er glaubt an meine Treue und Liebe — nun trete ich ihm getrost unter die Augen! Mein Gott im Himmel, stärke mich zu diesem großen, wunderbaren Augenblicke!"

„Fassung, Helene!" ermahnte Julius. „Ueberlassen Sie sich nur meiner Leitung."

Georg führte die Gäste, die leise folgten, in das kleine, freundliche Zimmer. Eine spanische Wand von blauen Tapeten umstand halb einen großen Lehnsessel, in welchem der schlummernde Franz saß. Sein bleiches Gesicht, von einem wohlgeordneten Barte umgeben, trug das Gepräge eines tiefen, stillen Schmerzes. Der Schlummernde war völlig angekleidet, und auf der Brust, die eine schwarze Weste bedeckte, glänzte die weiße Rose. Helene konnte sich bei dem Anblicke der Blume, die so lange an ihrem Herzen geruht hatte, einer heftigen Bewegung nicht erwehren; sie verbarg ihr in Thränen gebadetes Gesicht an der Brust der Freundin.

Der greise Diener war dem Schlummernden näher getreten.

„Herr Franz!" flüsterte er, indem er leise seine Hand auf die Achsel desselben legte. „Es ist zwei Uhr!"

Franz schlug die Augen auf. Seine Blicke trafen Julius, der ihm gegenüberstand. Ungläubig starrte er den Freund an.

„Ich bin's!" sagte lächelnd der Advokat. „Franz, reiche mir getrost Deine Hand, ich bringe frohe Botschaft."

Ein schmerzliches Lächeln umspielte den Mund des bleichen Mannes.

„Botschaft, nur Botschaft!" flüsterte er. „Die Rose an meiner Brust verliert ihren Glanz — man sandte sie mir, damit ich sie mit meinen Thränen benässen soll. Mein Rechtsanwalt hat mir ein trauriges Leben gerettet."

„Mehr noch, Franz! Was forderst Du — Reichthum, Freiheit —?"

Franz schüttelte schmerzlich sein Haupt.

„Nimm die Rose, gieb sie ihr zurück — sie erinnert mich nur daran, daß es besser gewesen wäre, ich hätte mein Todesurtheil empfangen. Es lag eine schwarze Nacht auf meinem Geiste — der Schimmer dieser Rose lichtete sie auf kurze Zeit — sie trug sie als Brautkranz in dem Haare — sie sollte das Symbol meiner Liebe sein — meine Gattin verleugnete mich!" fügte er dumpf hinzu.

Länger konnte sich Helene nicht halten; sie trat hervor und warf sich, einen durchdringenden Schrei ausstoßend, zu den Füßen des bestürzten Franz nieder.

„Helene! Helene!" rief er, zitternd die Arme nach ihr ausstreckend.

„Verzeihung, Franz, Verzeihung! Ich habe nicht einen Augenblick aufgehört, die Frau zu sein, Dich zu lieben! Was ich that, hielt ich für meine Pflicht — o, so bestätigen Sie doch, mein Herr, daß ich die Ehre und das Vermögen meines Gatten rettete, daß ich nur Ihren Anordnungen folgte, obgleich mir das Herz dabei blutete. Franz, jetzt kann ich bei Dir bleiben — ich bringe Alles, Alles mit, was Dich glücklich macht! Glaube mir, ich habe nicht minder gelitten, als Du!"

„Franz," rief Julius, „ohne Deine Gattin wäre es mir un-

möglich gewesen, Dich zu retten! Nicht mir, ihr verdankst Du Dein Leben, Deine Freiheit, und gern gestehe ich es ein, daß die Gattenliebe stärker war, als die Kunst und der Scharfsinn des Juristen! Madame Simoni ist todt und Robert hat auf die Hälfte seines Vermögens zu Deinen Gunsten verzichtet, weil er nicht anders konnte. Ist Deine Liebe schwächer als die ihrige?"

„Helene, Helene!" rief Franz, indem er zu ihr auf die Knie niedersank und sie mit beiden Armen umklammerte. „Jetzt sehe ich klar in dem Chaos von Begebenheiten — verzeihe mir, mein Geist war zu schwach, um Alles zu fassen. Könnte ich Dir einen Vorwurf machen, so wäre es der, daß Du des Reichthums wegen mich und Dich einer so herben Prüfung unterworfen hast!"

Laut weinend lagen sich die beiden Gatten in den Armen. Heiße Küsse brannten auf den bebenden Lippen.

„Das hat Gott gefügt!" sagte der greise Georg, indem er die Hände faltete.

Eine Stunde später hatte der Advokat Rechnung abgelegt, und Franz, dessen letzte Zweifel gelöst waren, befand sich in dem Besitze seiner Gattin und eines großen Vermögens, das ihm erlaubte, ein freies, unabhängiges Leben zu führen. Der Mai fand die beiden glücklichen Paare in Interlaken, dem Eldorado der Engländer. In der kräftigen, heitern Bergluft erstarkte die Gesundheit Franz Osbeck's, und erhielt er auch sein blühendes Aeußere nicht wieder, so stellte sich doch der Lebensmuth wieder ein und er genoß in vollen Zügen das Glück, das er in dem Besitze einer treuen, hingebenden Gattin fand. Helene trug keinen andern Schmuck mehr als die weiße Rose. Julius nannte sie den Orden, den sie durch Heldenmuth verdient hatte.

Im Herbste trennten sich die Freunde. Es war der erste schmerzliche Augenblick nach einem glücklich verlebten Sommer, als Julius mit seiner Gattin schied. Der Advokat ging nach der Residenz zurück, um seine Praxis zu üben, und Franz und Helene bezogen ein bequemes Haus, das sie am Marktplatze Zürichs gekauft hatten. Der dem Tode entgangene und für irrsinnig erklärte Franz Osbeck ward ein geachteter Bürger der freien Schweiz. Monatlich erhält der Advokat Petri Briefe, die bestätigen, daß sein Client sich eines ungetrübten Glückes erfreut. Zwei Jahre später theilte Julius dem Freunde mit, daß Robert Simoni fallirt habe, und nach einem wüsten Leben mit dem Reste seines Vermögens nach Amerika entflohen sei.

Französische Hafenstädte.

1. Toulon.

Toulon.

Marseille, Toulon, Brest, Boulogne und sonstige Seestädte Frankreichs — die Lungen des Landes — gewinnen unter den jetzigen Verhältnissen des Krieges sowohl, als des friedlichen Verkehrs mehr Interesse, als selbst das glänzend-elende Herz des Kaiserreichs. Es wird daher Niemandem unwillkommen sein, einige dieser Orte beiläufig mit zu besuchen, zumal wenn man die Reise bequem und wohlfeil haben kann.

Ohne Umstände versetzen wir uns in das lustige, warme Frankreich am mittelländischen Meere, wo das bunte, glänzende, weite Marseille seine Arme allen Schiffen der Erde öffnet und stets neugierig ist, die Kriegs- und Handelsnachrichten von den Häfen des mittelländischen Meeres und des englischen Indiens zu vernehmen und blitzschnell an electrischen Drähten durch alle Welt zu zucken. Nicht weit davon streckt und schlängelt sich das Plymouth Frankreichs, Toulon, das Herz der französischen Kriegsmacht für das mittelländische Meer, von großer Wichtigkeit im jetzigen Kriege, historisch berühmt von vorchristlicher Römerzeit her, später durch Angriffe afrikanischer Seeräuber und als Schwerpunkt der jetzigen französischen Herrschaft in Nordafrika. Seine Kraft und Wichtigkeit als Kriegshafen verdankt Toulon Ludwig XIV., dem sogenannten großen Fürsten und Eroberer. Da der Hafen durchaus ein künstlicher ist, läßt sich denken, welch' ungeheuere Summen dessen Ausgrabung und Befestigung verschlangen. Die Zerstörung eines Theiles dieser Werke und Vernichtung der darin liegenden Flotte durch die englische Flotte unter Sidney Smith im Jahre 1793, wobei sich Napoleon zum ersten Male als militärisches Genie im Großen hervorthat, bilden ein merkwürdiges Factum.

Die Republikaner hatten die äußeren Forts und Höhen bereits genommen und ließen unter dem Commando Napoleon's unbarm-

herzig und unaufhörlich Bomben und Granaten auf die Stadt herabregnen, welche im Interesse der Bourbonen und der alten Autorität von England bereits vier Monate besetzt und vertheidigt worden war. Da öffnete sich am 16. December plötzlich die Erde hinter den Olivengärten von Klein-Gibraltar (Name eines Forts), und warf in sechsunddreißig Stunden über 8000 Bomben und Granaten auf die Engländer, die am folgenden Tage unter Dugomier und Muiron entweder vertrieben oder in den Forts bis auf den letzten Mann in Stücke gehauen wurden. Der Erfinder dieser Attacke und Schöpfer der bis zu ihrer Vollendung unsichtbar gebliebenen Batterien hinter den Olivengärten war ein junger Artillerie-Lieutenant von 23 Jahren, Namens **Bonaparte**, der große Sohn der Revolution, der bekanntlich hernach seine eigene Mutter verschlang, wovon er den Magenkrebs bekam, der ihn nicht verschlang, sondern langsam vernichtete, so daß er mehrere Jahre lang sterbend und verlassen auf Helena umherging. Während eines Monates hatte er damals Batterien von 200 Kanonen gegen die Engländer und gleichsam vor deren Augen geschaffen und zwar so dicht vor den Forts, die sie inne hatten, daß sie und Toulon sich nur zwei Tage gegen deren plötzlich eröffnetes, wirksames Spiel halten konnten.

Die Stadt Toulon mit 40,000 Einwohnern ist ein Oval, dessen eine längere Krümmung sich am Meere hinzieht, während die andere schön und majestätisch nord- und landwärts aufsteigt bis zu einer hohen Bergkette, die Stadt und Festung als ein malerischer Hintergrund einschließen. Das Malerische hat freilich nichts Anmuthiges, denn die Berge steigen starr und steinern, ohne Baum und Blumen und grünes Leben nach dem Meere herab. Die Festungswerke sind ungemein stark. Doppelte ungeheure Wälle umgeben die Stadt, außerdem ein tiefer, breiter Graben. Die Redouten auf den Wällen im Norden, Osten und Westen sollen bombenfest sein. Unter den Forts ist La Malgne auf einer Halbinsel südwestlich das größte und merkwürdigste, da es eine in unerschütterlichste Wirklichkeit verwandelte Befestigungs-Wissenschaft sein soll. Jetzt wird eben daran gearbeitet, dieses Fort mit der Stadt selbst zu verbinden. Letztere zerfällt, wie die meisten aller Städte, in zwei ganz charakteristische Theile, eine enge, alte, schmutzige und eine neue, breite, luftige, heitere Stadt. Die größte Schönheit ist la Rue de Lafayette, die beide Stadttheile durchschneidende, mit Bäumen bepflanzte, stets von Verkehr, Menschen und Soldaten überfüllte Hauptstraße. Sie läuft in den Hafen hinaus, wo sie in einen großen offenen Platz (Place d'Armes) mündet. Letzterer gewährt mit seinen Bäumen der vornehmen Welt kühlenden Schatten und eine architektonisch schöne Ansicht des Admiralitäts-Hauses, welches die eine ganze Seite einnimmt. Der Kaufmanns-Hafen unweit davon mit dem Rathhause und zwei kolossale Statuen von Puget (die als Meisterwerke ersten Ranges gepriesen werden) gilt demnächst als die größte Merkwürdigkeit für friedliche Leute. Militärische Personen finden natürlich in den Arsenalen, Kasernen u. s. w. die größte Augenweide, für Wasserbaukunst haben die bombenfesten Bollwerke des Hafens, der 30 Linienschiffe, eben so viele Fregatten und noch eine Menge kleinerer Schiffe beherbergen kann, ein großes Interesse. Das Arsenal gilt als eins der schönsten in Europa. Es bedeckt 87 Morgen Landes und hat musterhafte trockene Docks und Plätze für Bau und Reparatur von Schiffen. Voriges Jahr arbeiteten hier täglich etwa 6000 Menschen an Rüstung der Flotte, außerdem 3500 Verbrecher, die früh aus ihren Galeeren heraus- und Abends wieder hineingetrieben wurden. Die Galeeren bestehen hier aus alten Kriegsschiffen, die vollständig in Arbeits-, Zucht- und Marterhaus verwandelt wurden. Seit 1682, wo die Bagno-Straf-Anstalt gegründet ward, haben hier Hunderttausende geseufzt und gelitten und zwar für Thaten und Gesinnungen, die zu verschiedenen Zeiten als große politische Tugenden gefeiert wurden. Zuchthaus, Guillotine, Bagno sind der Mode unterworfen, wie der Schnitt des Rockes.

Eine große Wohlthat in der Stadt ist das gute, klare, frische Wasser, welches aus den Gebirgen herunter geleitet wird und an einigen öffentlichen Plätzen in schönen Fontainen aufspringt. Diese verschönern eigentlich den heitern neuesten Stadttheil im Nordosten der Stadt. Ein anderer Anbau im Westen, genannt Navarin, ist berüchtigt als schmutziger Sammelplatz der Genueser, die in Toulon eben denselben Rang einnehmen, wie die Irländer in London. Die mercantile Wichtigkeit Toulons und seine Industrie steigen zusehends seit der Eroberung von Algier. Der Austausch zwischen Algier und Frankreich über Toulon wächst in demselben Grade, als in Nordafrika Civilisation und Culturbedürfnisse zunehmen.

Zur Kenntniß des gesunden und kranken Menschen.

Der Schmerz.

So klar es Jedem, der Schmerz empfindet, wird, daß in seinem Körper nicht Alles so ist, wie es sein soll, so unklar ist dem Arzte gewöhnlich der Sitz und die Art des Leidens, welches den Schmerz hervorrief. Denn man glaube ja nicht etwa, daß der Schmerz allemal an der Stelle empfunden wird, wo das Uebel seinen Sitz hat, oder daß derselbe Schmerz immer aus ähnlichen Ursachen erzeugt wird. So kann z. B. zu wenig Blut im Gehirne ebensolchen Kopfschmerz veranlassen, wie zu viel Blut in diesem Theile, und gar nicht selten nimmt bei Herz- und Leberkrankheiten der Schmerz seinen Sitz in der Achsel oder in der Hand, anstatt im erkrankten Organe; Hüftgelenkleiden sind in der Regel mit den heftigsten Schmerzen im gesunden Knie begleitet und bei Rückenmarkskrankheiten schmerzen gewöhnlich die Beine, während der Rücken schmerzlos ist. Auch in den gesündesten Zähnen kann ein hohler, bisweilen gar nicht einmal schmerzender Zahn die heftigsten Zahnschmerzen (meistens Zahnreißen genannt) erregen, und sehr häufig leiden Solche, denen ein Bein abgeschnitten wurde, noch Jahre lang zeitweilig an unangenehmen Empfindungen oder Schmerzen in den scheinbar noch vorhandenen Zehen des abgeschnittenen Beines. Hierzu kommt noch, daß gar nicht selten ganz unbedeutende Uebel die heftigsten Schmerzen nach sich ziehen, dagegen sehr gefährliche Veränderungen in den wichtigsten Organen fast schmerzlos sind. Es findet ferner auch Statt, daß dasselbe Leiden bei dem einen Menschen sehr heftige, bei dem andern gar keine oder nur unbedeutende Schmerzen verursacht und daß derselbe Mensch einen Schmerz zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden empfinden kann. Alle diese Thatsachen sollen den Leser davon überzeugen, daß der Schmerz eine höchst unsichere Krankheitserscheinung ist und nicht viel mehr anzeigen kann, als daß sich an irgend einer Stelle des Körpers irgend eine krankhafte Veränderung befindet.

Die Einrichtung innerhalb unseres Körpers, durch deren Vermittelung Schmerz von uns gefühlt werden kann, ist folgende: vom Gehirne, dem Sitze des Bewußtseins, ziehen sich gleich den Drähten beim elektromagnetischen Telegraphen eine Menge feiner Fäden oder Nerven nach allen Theilen des Körpers hin, jedoch nach der einen Stelle eine größere, nach der andern eine geringere Anzahl solcher Fäden. Wie nun beim Telegraphen eine Nachricht von einer Station durch den Draht äußerst schnell zur andern Station fortgepflanzt werden kann, so wird auch Alles, was dem Endpunkte des Nervenfadens passirt, im Momente hin zum Gehirne telegraphirt und, wenn hier das Bewußtsein wirklich vorhanden ist, empfunden. Man nennt diese Fäden deshalb auch Empfindungsnerven: je mehr ein Theil unseres Körpers davon besitzt, desto empfindlicher ist er, je geringer die Anzahl derselben, desto weniger empfindlich zeigt sich derselbe; manche Stellen sind auch wohl ohne alle Empfindungsnerven und also auch ganz und gar ohne Empfindung. Geschehen nun ungewohnte und widernatürliche Einwirkungen, die übrigens von der allermannigfaltigsten Art sein können, auf diese Empfindungsnerven, so erregen diese auch widernatürliche, unangenehme oder, bei höherem Grade, schmerzhafte Empfindungen. Sollen diese sonach zu Stande kommen, so gehört durchaus dazu: 1) eine widernatürliche Einwirkung oder Reizung eines Empfindungsnervens; 2) Leitung der widernatürlichen Reizung zum Gehirne und 3) Vorhandensein des Bewußtseins im Gehirne. Nach der Art der Reizung, nach der Lei-

Bestimmungen über die Ausübung der Jagd.

Vom 15. Januar 1849.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc. etc.

verordnen auf den Antrag Unserer Staatsregierung und nach Vernehmung Unserer getreuen Stände, was folgt:

§. 1. Das Recht zur Ausübung der Jagd auf eigenem Grund und Boden ist ein Ausfluß des Eigenthums.

§. 2. Dieses Recht ist ausschließlich und kann nur durch Gesetz oder Vertrag beschränkt werden.

§. 3. Die Ausübung der Jagd auf fremdem Grund und Boden ist nur mit Erlaubniß des Eigenthümers gestattet.

§. 4. Die Ausübung der Jagd auf fremdem Grund und Boden ohne Erlaubniß des Eigenthümers ist Jagdfrevel.

§. 5. Wer Jagdfrevel begeht, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzig Thalern oder mit Gefängniß bis zu sechs Wochen zu bestrafen.

§. 6. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hundert Thalern oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten zu bestrafen.

§. 7. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfzig Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweihundert Thalern oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten zu bestrafen.

§. 8. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Hundert Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfhundert Thalern oder mit Gefängniß bis zu zwei Jahren zu bestrafen.

§. 9. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweihundert Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Tausend Thalern oder mit Gefängniß bis zu vier Jahren zu bestrafen.

§. 10. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfhundert Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweitausend Thalern oder mit Gefängniß bis zu sechs Jahren zu bestrafen.

§. 11. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Tausend Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünftausend Thalern oder mit Gefängniß bis zu zehn Jahren zu bestrafen.

§. 12. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweitausend Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zehntausend Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfzehn Jahren zu bestrafen.

§. 13. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünftausend Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwanzigtausend Thalern oder mit Gefängniß bis zu zwanzig Jahren zu bestrafen.

§. 14. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zehntausend Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzigtausend Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfundzwanzig Jahren zu bestrafen.

§. 15. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwanzigtausend Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hunderttausend Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreißig Jahren zu bestrafen.

§. 16. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfzigtausend Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweihunderttausend Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfunddreißig Jahren zu bestrafen.

§. 17. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Hunderttausend Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfhunderttausend Thalern oder mit Gefängniß bis zu vierzig Jahren zu bestrafen.

§. 18. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweihunderttausend Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Einer Million Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfundvierzig Jahren zu bestrafen.

§. 19. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfhunderttausend Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwei Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfzig Jahren zu bestrafen.

§. 20. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Einer Million Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünf Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfundfünfzig Jahren zu bestrafen.

§. 21. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwei Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zehn Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu sechzig Jahren zu bestrafen.

§. 22. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünf Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwanzig Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfundsechzig Jahren zu bestrafen.

§. 23. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zehn Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzig Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu siebzig Jahren zu bestrafen.

§. 24. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwanzig Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hundert Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfundsiebzig Jahren zu bestrafen.

§. 25. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfzig Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweihundert Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu achtzig Jahren zu bestrafen.

§. 26. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Hundert Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfhundert Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfundachtzig Jahren zu bestrafen.

§. 27. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweihundert Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Tausend Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu neunzig Jahren zu bestrafen.

§. 28. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfhundert Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweitausend Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu fünfundneunzig Jahren zu bestrafen.

§. 29. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Tausend Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünftausend Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundert Jahren zu bestrafen.

§. 30. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweitausend Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zehntausend Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünf Jahren zu bestrafen.

§. 31. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünftausend Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwanzigtausend Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertzehn Jahren zu bestrafen.

§. 32. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zehntausend Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzigtausend Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfzehn Jahren zu bestrafen.

§. 33. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwanzigtausend Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hunderttausend Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertzwanzig Jahren zu bestrafen.

§. 34. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfzigtausend Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweihunderttausend Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfundzwanzig Jahren zu bestrafen.

§. 35. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Hunderttausend Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfhunderttausend Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertdreißig Jahren zu bestrafen.

§. 36. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweihunderttausend Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Einer Million Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfunddreißig Jahren zu bestrafen.

§. 37. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfhunderttausend Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwei Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertvierzig Jahren zu bestrafen.

§. 38. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Einer Million Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünf Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfundvierzig Jahren zu bestrafen.

§. 39. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwei Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zehn Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfzig Jahren zu bestrafen.

§. 40. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünf Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwanzig Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfundfünfzig Jahren zu bestrafen.

§. 41. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zehn Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzig Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertsechzig Jahren zu bestrafen.

§. 42. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwanzig Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hundert Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfundsechzig Jahren zu bestrafen.

§. 43. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfzig Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweihundert Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertsiebzig Jahren zu bestrafen.

§. 44. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Hundert Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfhundert Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfundsiebzig Jahren zu bestrafen.

§. 45. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweihundert Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Tausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertachtzig Jahren zu bestrafen.

§. 46. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfhundert Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweitausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfundachtzig Jahren zu bestrafen.

§. 47. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Tausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünftausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertneunzig Jahren zu bestrafen.

§. 48. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweitausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zehntausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu hundertfünfundneunzig Jahren zu bestrafen.

§. 49. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünftausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwanzigtausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundert Jahren zu bestrafen.

§. 50. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zehntausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzigtausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünf Jahren zu bestrafen.

§. 51. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwanzigtausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hunderttausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertzehn Jahren zu bestrafen.

§. 52. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfzigtausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweihunderttausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfzehn Jahren zu bestrafen.

§. 53. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Hunderttausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfhunderttausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertzwanzig Jahren zu bestrafen.

§. 54. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweihunderttausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Einer Million Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfundzwanzig Jahren zu bestrafen.

§. 55. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfhunderttausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwei Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertdreißig Jahren zu bestrafen.

§. 56. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Einer Million Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünf Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfunddreißig Jahren zu bestrafen.

§. 57. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwei Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zehn Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertvierzig Jahren zu bestrafen.

§. 58. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünf Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwanzig Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfundvierzig Jahren zu bestrafen.

§. 59. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zehn Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzig Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfzig Jahren zu bestrafen.

§. 60. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwanzig Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hundert Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfundfünfzig Jahren zu bestrafen.

§. 61. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfzig Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweihundert Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertsechzig Jahren zu bestrafen.

§. 62. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Hundert Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfhundert Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfundsechzig Jahren zu bestrafen.

§. 63. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweihundert Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Tausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertsiebzig Jahren zu bestrafen.

§. 64. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfhundert Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweitausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfundsiebzig Jahren zu bestrafen.

§. 65. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Tausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünftausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertachtzig Jahren zu bestrafen.

§. 66. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweitausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zehntausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfundachtzig Jahren zu bestrafen.

§. 67. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünftausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwanzigtausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertneunzig Jahren zu bestrafen.

§. 68. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zehntausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzigtausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu zweihundertfünfundneunzig Jahren zu bestrafen.

§. 69. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwanzigtausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hunderttausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundert Jahren zu bestrafen.

§. 70. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfzigtausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweihunderttausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünf Jahren zu bestrafen.

§. 71. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Hunderttausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfhunderttausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertzehn Jahren zu bestrafen.

§. 72. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweihunderttausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Einer Million Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünfzehn Jahren zu bestrafen.

§. 73. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfhunderttausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwei Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertzwanzig Jahren zu bestrafen.

§. 74. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Einer Million Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünf Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünfundzwanzig Jahren zu bestrafen.

§. 75. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwei Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zehn Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertdreißig Jahren zu bestrafen.

§. 76. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünf Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwanzig Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünfunddreißig Jahren zu bestrafen.

§. 77. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zehn Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzig Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertvierzig Jahren zu bestrafen.

§. 78. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwanzig Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hundert Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünfundvierzig Jahren zu bestrafen.

§. 79. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfzig Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweihundert Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünfzig Jahren zu bestrafen.

§. 80. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Hundert Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfhundert Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünfundfünfzig Jahren zu bestrafen.

§. 81. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweihundert Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Tausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertsechzig Jahren zu bestrafen.

§. 82. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünfhundert Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zweitausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünfundsechzig Jahren zu bestrafen.

§. 83. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Tausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünftausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertsiebzig Jahren zu bestrafen.

§. 84. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zweitausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zehntausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünfundsiebzig Jahren zu bestrafen.

§. 85. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Fünftausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Zwanzigtausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertachtzig Jahren zu bestrafen.

§. 86. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zehntausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Fünfzigtausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertfünfundachtzig Jahren zu bestrafen.

§. 87. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels zu einer Geldbuße von mehr als Zwanzigtausend Millionen Millionen Thalern oder zu Gefängniß bestraft worden ist, ist außer der Verbindlichkeit zum Ersatz des Schadens mit einer Geldbuße bis zu Hunderttausend Millionen Millionen Thalern oder mit Gefängniß bis zu dreihundertneunzig Jahren zu bestrafen.

§. 88. Wer Jagdfrevel begeht, nachdem er wegen Jagdfrevels oder wegen Forstfrevels

Ebbe ihren giftigen Schlamm zurückläßt. Der steigende ungeheure Werth des Bodens in dieser Nähe Londons ließ diese Halbinsel unberührt, bis auch ihre Bestimmung kam und zwar eine der bedeutendsten im modernen Festungsbau für Befreundung und Verbindung der Völker und Erdtheile. Sie ist die Krim des Westens geworden, auf der sich sogar bereits ein Sebastopol erhebt, mächtiger, wenigstes bedeutungsvoller und mehr Leben verheißend, als die östliche Krim-Festung Todte fordert. Die Insel ist die Haupt-Vulkan-Schmiede für eiserne Dampfschiffe geworden, aus deren Wirrwarr sich während dieses Jahres ein fabelhafter Riese immer gewaltiger, unabsehbarer und höher erhob. Diese eiserne Riesenfabel ward mit der Zeit immer wirklicher und massiver, und mitten in der versebastopolten Presse fanden zuweilen Nachrichten und Notizen über deren Fortschritte Platz, die so unglaublich klangen, daß ich neulich beschloß, eine Expedition nach ihrer Geburtsstätte selbst vorzunehmen.

Als ich mich auf meinem eisernen Themse-Dampfschiff-Omnibus mit vielleicht Tausend andern Personen dem berühmten Etablissement von Scott Russel & Comp. näherte, schrumpften wir alle in eine Nußschale zusammen. Ein thurmhoher eiserner Riese, zugleich lang und breit, wie eine ganze deutsche Provinzialstadt, hob und streckte sich vor uns und ein Kleingewehrfeuer von Tausenden von Handhammern und der ununterbrochen Feuer speiende, erderschütternde Donner des schweren Geschützes von Dampfmaschinen getriebener Eisenhämmer, dumpf niederkrachend auf ungeheuere, weiche, glühende Eisenmassen, die zahllosen Dampfwolken und leckenden Flammen, die aus dem betäubenden Geknatter der Handhämmer überall hervorschossen, das Krachen, Donnern, Blitzen, Rauchen, Kreischen und Stöhnen aus unzähligen andern Schuppen und Werkstätten und weithin nach allen Seiten im Freien gab das Bild einer furchtbaren hitzigen Feldschlacht. Ich dachte unwillkürlich an die schaudervolle Schlacht bei Sebastopol vom 5. November mit 9000 todten Russen, vielleicht eben so viel todten Engländern, Franzosen und Türken und unzähligen Verwundeten und Verkrüppelten. Aber welch' ein Contrast! Hier verletzten die Flammen und Schläge und Donner von Tausenden eisenbewaffneter Helden nicht einen kleinen Finger, und nach dem gewaltigen Kampfe des Tages legte sich Jeder auf das Ruhebett des Bewußtseins, so und so viel verdient, genützt, gefördert zu haben in dem gewaltigsten Werke der Kultur, das jemals unternommen ward.

Da haben wir also die eiserne Wasserstadt vor uns, welche die Ost-Dampfschiff-Compagnie bauen läßt, um Australien bis auf ein Drittel der bisherigen Entfernung zurückzuführen, das die größte aller schwimmenden Kriegsfestungen — den Wellington — dreifach an Größe übertreffende, doppeleiserne Doppeldampfschiff. Fünf doppeleiserne Wände, jede 675 Fuß lang und über 60 hoch, heben und strecken sich vor uns, je 60 Fuß von einander, durchschnitten von mehreren andern Eisenwänden von derselben Höhe, so daß eine Menge innere Abtheilungen entstehen, jede groß genug, wie es scheint, ein ganzes Seeschiff in sich aufzunehmen. Aber nur das Alles zusammen soll zu einem einzigen, friedlichen Kaufmannsschiffe zusammengeschmiedet werden. Das geht nicht nur über unsere, sondern auch der üblichen Sachverständigen Fassungskraft, wie denn auch das ganze Unternehmen die kühnste großartigste Ausführung eines neuen mathematischen und nautischen Problems genannt werden muß. Der Plan ward anfangs lange auch von Sachverständigen lächerlich gemacht, wie ja auch das fachverständige Publikum vor einem halben Jahrhundert das erste, fertige Dampfschiff wirklich niederspottete, bis ein Amerikaner herüber kam und von dem schon faulenden Modelle das Maß zu seinem ersten Dampfschiffe nahm. (Bei dieser Gelegenheit bemerke ich beiläufig, daß sich durch den Engländer Wrightson, der in Marburg studirte, ein Deutscher, Papin, Erfinder der papinianischen Töpfe, als wirklicher erster Erfinder und Erbauer des ersten Dampfschiffes herausgestellt hat, der wegen derselben von sachverständigen Schiffern ermordet ward. Wrightson wird die betreffenden aufgefundenen Documente nächstens veröffentlichen.) Der große Russel (wie wir ihn zum Unterschiede von dem kleinen Staats-Russel nennen) ließ sich dadurch nicht irre machen, da er sein Unternehmen auf die sicherste aller Wissenschaften, Mathematik und nautische Gesetze, gründete und mit dem Ingenieur der Ost-Compagnie, Mr. Brunel, seiner Sache gewiß war, ehe zu deren Ausführung geschritten ward.

Zunächst mußte ein Baugrund geschaffen werden. Zu diesem Zweck wurde ein Raum von 1000 Fuß Länge und 500 Fuß Breite am Ufer abgegrenzt und je 5 Fuß von einander mit ungeheuern Pfählen, die 50 Fuß tief eingerammt wurden, befestigt. Auf diesem Boden wurden zwei Schiffsladungen (24,000 Centner) Erde und Kies festgedroschen und so der Baugrund gewonnen. Auf diesem ward zunächst der Kiel in einer Länge von etwa 700 Fuß gelegt, ein ungeheuerer, solider Eisenballen. Die Wände des Schiffes erheben sich in doppelten, 36 Zoll von einander entfernten Eisenwänden, deren Platten, obwohl aus vielen Tausenden bestehend, doch alle erst einzeln in hölzernen Modellen ausgeführt und danach in mathematisch genau berechneten Biegungen und Formen gegossen wurden, so daß jede mit einer Nummer versehen einen ganz genau bestimmten Platz bekam. Sie sind etwa einen Zoll dick und 10 Fuß lang. Jede wiegt etwa 20 Centner. Sie werden drei- und vierfach in einander befestigt, geschmiedet, geschroben und gekittet und in den beiden Wänden durch rechte Winkel von einander gehalten. Die rechten Winkel haben sich als die Form der größten Festigkeit des Eisens ergeben. Alle Außen- und Zwischenwände und Decks bestehen aus solchen dicken, doppelten Eisengefügen, welche zugleich 10 vollkommen wasserdichte innere Räume bilden. Die zwei großen Längenwände, welche durch den ganzen innern Körper hindurchgehen (gekreuzt durch Querwände) bilden um die Maschinenräume herum vollkommen isolirende Räume für die Kohlen. Der Boden des Schiffes außen ist 15 Fuß weit von beiden Seiten des Kiels ganz eben und läuft nach dem Schnabel zu in concaver Zuspitzung, worin, neben der ungeheuren Länge, das Geheimniß seiner berechneten, fabelhaften Geschwindigkeit liegt. Die unterste Etage ist für Maschine, Dampfkessel, Oefen, Kohlen und Güter bestimmt. Darüber dehnen sich drei Etagen zwischen doppelten eisernen Decks durch die ganze Länge und Breite des Schiffes hindurch, welche so Raum zu ungeheuern Gesellschaftssälen und Privatwohnungen für 1000 Passagiere erster Klasse, bequeme Schlafstellen für 600 zweiter Klasse und unzählige dritter Klasse gewähren. Die drei großen Säle in den drei Etagen sind jeder 60 Fuß lang und 20 breit.

Das Schiff wird von 3000 Pferdekraft durch Räder und eine Schraube zugleich getrieben werden. In einem besondern Schuppen wurden die Bestandtheile der Räder gegossen und geschmiedet. Jeder der vier Cylinder, worin die Pistons arbeiten sollen, besteht aus 700 Centner Eisen. Ich bin mit dem Hute auf dem Kopfe durch einen dieser Cylinder hindurchgegangen, ohne mich bücken zu müssen und mit dem Hute anzustoßen. Kurz vorher hatten 18 Personen darin ein feierliches Festessen abgehalten. Die Maschinen sind 50 Fuß hoch. Die Maschinerie für die Schraube, den Propeller, und dieser selbst wurde in einer andern Anstalt (Watts) gegossen und geschmiedet. Um beide in Bewegung zu setzen, müssen 20 hausgroße Oefen und eben so viel Dampfkessel (deren jeder von 16 Pferden kaum fortzubringen war) und fünf kolossale Schlotte in vereinigter Riesenkraft arbeiten. Sie werden dann sich selbst — 60,000 Centner — den Schiffskörper, 200,000 Centner, 1000 Passagiere erster, 600 zweiter und (angenommen) 500 dritter Klasse und über 200 Schiffsbeamte — zusammen mindestens 6000 Centner mit Passagiergütern, — 500,000 Centner Ladung und 40,000 Centner Kohlen — also Summa Summarum etwa 1 Million Centner in der noch nie erreichten, durchgängigen Geschwindigkeit von 5 deutschen Meilen in der Stunde, in 30 Tagen nach Australien bringen, ohne jemals anzuhalten, und in 30 Tagen wieder zurück, ohne dort oder unterwegs jemals Kohlen einzunehmen. In letzterem Umstande liegt die Lösung der bisher für unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeit des Dampfschiffverkehrs auf den großen Oceanen, da die Meeres-Dampfer in entfernten Häfen oft kaum für den zehnfachen Preis Kohlen bekommen konnten, während der neue Koloß auf einmal alle Kohlen für die Hin- und Herreise (zu 10 Schillinge die Tonne) einnehmen kann. Die auf diese Weise erzielte Ersparniß beträgt — außer 60 Tagen von 90 — mindestens 10,000 Thaler für jede Fahrt. Und die von 2000 Menschen jedesmal ersparten 60 Tage (da die Dauer der Reise bisher durchschnittlich 90 Tage beträgt) ist ziemlich 3 Millionen ersparten Stunden gleich. Davon nur die Hälfte angenommen und den Productionswerth jeder nur auf 5 Sgr. abgeschätzt, geben für jede Reise eine anderweitige Ersparniß von 250,000 Thalern. Da Zeit im vollsten Sinne Geld ist,

dürfen wir in deutscher Gemüthlichkeit diesen Adam Riese nicht über die Achsel ansehen.

Die bisher noch nie erreichte Geschwindigkeit, welche man diesem eisernen Kolosse zugerechnet hat — und sie ist keine Rechnung ohne den Wirth — gründet sich auf die erprobte nautische Erfahrung und von Brunel und Russel in ganz bestimmte mathematische Wissenschaftsform gebrachte Regel, daß der Widerstand des Wassers bei spitzer und concav nach dem Körper hin sich ausbreitender Form des Schiffsschnabels (mathematisch genau zu bestimmen nach der Länge der Einschnittslinien und ihres Winkels) in bestimmten Verhältnissen zur Länge des Schiffes abnimmt. Ich weiß nicht, ob dies richtig ausgedrückt ist, da man die Sache nur durch mathematische Formeln deutlich machen kann; aber für die allgemeine Vorstellung reicht es wohl hin.

Neben der Geschwindigkeit spielt die Sicherheit eine Rolle. Mit seinen doppelten Eisenwänden gilt das Schiff als unverwundbar durch die üblichen Mittel, die auf offener See vorkommen, und als noch vollkommen sicher, wenn blos eine Haut durchstoßen sein sollte. Selbst nach Zertrümmerung des halben Schiffes würden noch 5 von den 10 wasserdichten Räumen Zuflucht gewähren und es über Wasser erhalten.

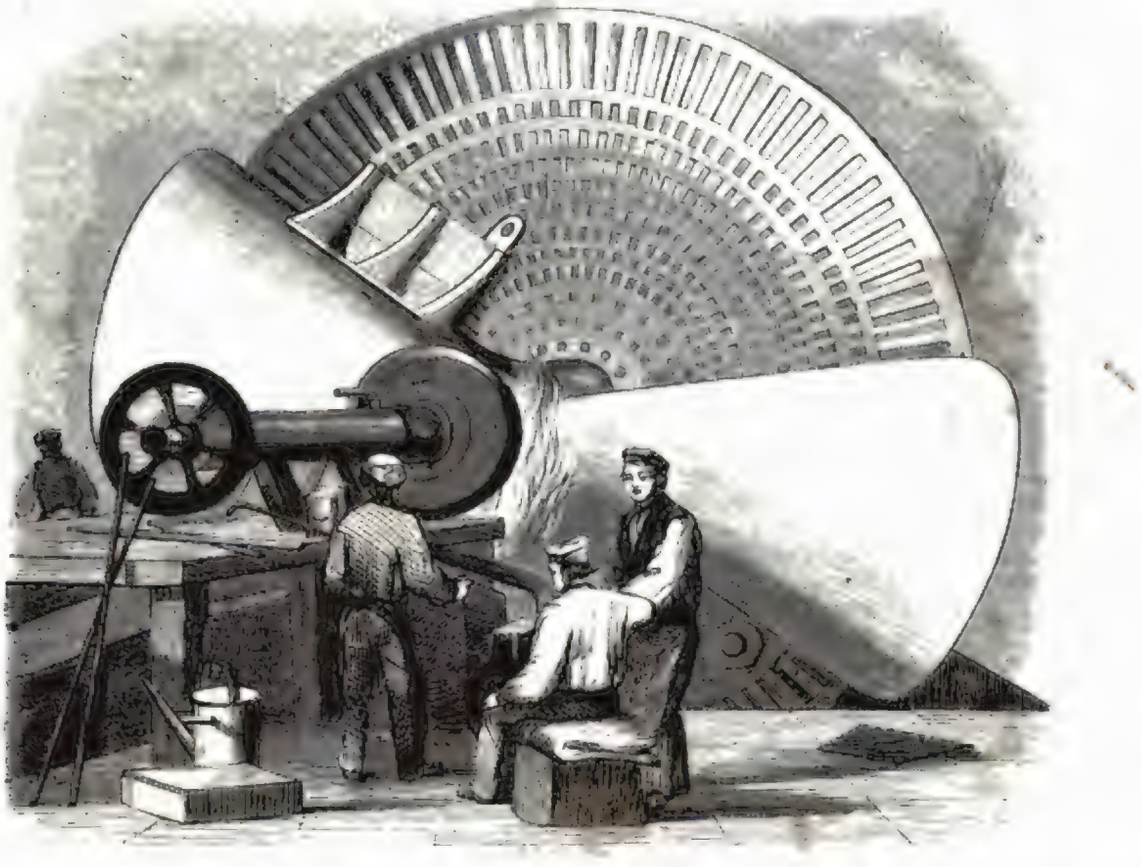
Neben dem merkwürdigen Anblicke, den der Napier's Wellington-Schiff dreimal an Länge übertreffende Koloß mit seinen fünf Dampf- und Rauchschlangen auf offenem Meere gewähren wird, ist der Umstand ganz neu, daß man auf ihm und mit ihm dem Winde fast immer entgegen fahren und so niemals Segel brauchen können wird. Wenigstens müßten die Orkane, die mit ihm nur immer gleichen Schritt halten wollten, sehr gute Läufer sein. Um Wind und Wogen wird sich also die Wasserfestung nicht sehr bekümmern. Was letztere betrifft, können sie ihren gradlinigen ebenen Schnitt durch die Weltmeere wohl selten krümmen und biegen, da der Schiffskörper in der Regel immer die nächste höchste (immer die neunte) Woge erreicht haben wird, ehe er die beiden andern höchsten verlassen.

Endlich wird die 20 englische Meilen in der Stunde dahinzischende scharfgeschnabelte Eisenmasse von 1 Million Centner ohne eine einzige Kanone gegen ganze Flotten sich nöthigenfalls zerstörender erweisen, als Napier mit seiner ganzen Armada. Das Schiff wird denn auch keine Waffen bei sich führen, als sich selbst, und einen etwaigen Feind, und sei es der Wellington selbst oder die ganze russische Flotte, in zwei Stücke zerstoßen und ruhig seinen Weg fortsetzen.

Im Jahre 1855, welches die Vollendung des kolossalsten Wunders aller maritimen Architectur erleben wird, hören wir mehr davon.

Jetzt nur noch ein Wort über die doppelte Dampfkraft, mit der es getrieben werden soll. Die Dampfkraft von 1300 Pferden für die Räder und 1700 für die Schraube werden ganz unabhängig von einander wirken, so daß, wenn eine Maschinerie invalid werden sollte, immer noch die andere bleiben würde. Ausserdem ist selbst für den Fall, daß beide unterwegs unbrauchbar würden, für Masten und Segel gesorgt.

Da sich Mancher von der jetzigen Dampf-Schraube keine richtige Vorstellung bilden mag, fügen wir eine Abbildung derselben bei, wie sie das neue Seeungeheuer mit ihren Windmühlenflügeln durch die Oceane jagen wird. Die ehemalige Schraube ist durch Wissenschaft und Erfahrung wirklich bis zu blos zwei Windmühlenflügeln zurückgeführt worden. Wie der Wind diese



Flügel dreht und deren Bewegungen im dahineilenden Winde bezeichnet Schraubengänge bilden würden, so bilden auch die Bewegungen des Propellers Schraubengänge im Wasser, oder um einen imaginären Cylinder gewundene schiefe Ebenen, in deren Gängen das Schiff gleichsam durch's Wasser vorwärts geschroben wird, da man sich den Wasser-Cylinder, um welchen sie laufen, im Verhältniß zu der Geschwindigkeit der Bewegungen als festen Körper denken muß.

Obgleich jeder der Flügel etwa 28 Fuß lang ist, erscheinen sie doch zu den gewaltigen Verhältnissen des Schiffskörpers ungemein klein. Dies ist auch blos Folge der Wissenschaft und Erfahrung, daß sich große Flügel über eine gewisse Länge hinaus als die Triebkraft schwächend erweisen. Nur ein zufälliges Unglück brachte den ersten Erfinder dieser Art von Dampfschrauben, Mr. Petitt Smith, diesem Geheimnisse auf die Spur. Als er sein erstes so construirtes Schiff (mit bloßen Flügeln hinten unterm Schiffe, unmittelbar vor dem Ruder), den nachmals berühmt gewordenen „Archimedes" zur ersten Probefahrt aussandte, brach gleich im Anfange etwas von dem Ende des einen Flügels ab. Die von ihm vorausgesagte Geschwindigkeit wurde nun nicht etwa

nicht blos erreicht, sondern bei Weitem übertroffen. Das hydrodynamische Gesetz, nach welchem sich kurze Schraubenflügel mächtiger erweisen, als längere über gewisse Verhältnisse hinaus, ist ohne genaue mathematische Proceduren nicht deutlich zu machen. Eben so kann ich keine Rechenschaft geben über den eigentlichen Sinn des Processes, der mit der Schraube vorgenommen ward, als der Zeichner diese Skizze aufnahm. Der ganze Apparat stand noch in einem großen Schuppen und wird erst später an den eigentlichen Ort seiner Bestimmung gebracht werden. Wir bemerken nur noch, daß die Flügel von Kanonen-Metall gegossen wurden (da eiserne in Folge galvanischer Wirkungen immer bald rosten) und in jedem für mehr als 10,000 Thaler Metall verlangt ward. Die Kosten des ganzen Riesenwerks sind auf 400,000 Pfund Sterling oder 2,750,000 Thaler veranschlagt worden, doch weiß man jetzt schon, daß 3 Millionen Thaler kaum ausreichen werden. Das ist wenig, wenn man bedenkt, daß das Schiff eine Brücke zwischen zwei Welttheilen über die beiden großen Oceane hinweg bilden wird und eine einzige Brücke über die Themse beinahe doppelt so viel Kapital in Anspruch nahm.

Pariser Bilder und Geschichten.

Die unbekannten Gewerbe.

(Siehe Nr. 33 im vorigen Jahrgang.)

Lecoq der Hahnenkammfabrikant. — Er verkauft Muschaale. — Madame Badenu, die Blutegelleiherin. — Die Familie Verdurst.

Heute will ich Ihnen einen Mann vorführen, den alten Lecoq, der sich nicht scheut, der Natur den Handschuh vorzuwerfen. Und das geschieht noch dazu aus Bescheidenheit, daß er sich einen Nebenbuhler der Natur nennt; er will diese gute alte Mutter Natur nicht beschämen, im Grunde genommen aber arbeitet sie lange nicht so proper, so nett und appetitlich als er. Ihre Werke sind voll Unvollkommenheiten, während die seinigen — „ich bin ein Künstler!“ ruft der alte Lecoq aus, „und die Kunst ist die Natur, aber wie sie vom menschlichen Genie vervollkommt wird. Die Natur schafft den Marmor, der Mensch die Statue; die Natur bringt das Weib zu Stande, der Mensch aber eine Venus von Milo, ein Ideal, das gar nicht existirt. Gehen Sie in alle Meierhöfe des Anjou und der Marne; schauen Sie sich alle Hähne an, prüfen Sie alle Kämme derselben; keiner sieht dem andern gleich; alle sind sie mehr oder weniger von einer Menge Mängel behaftet und einen Künstler, der solche gemacht hätte, würde man ganz gewiß auslachen. Da sehen Sie einmal die meinigen an; wenn ein Hahn dazu käme, sie zu bewundern, ich glaube, der Kerl stürbe vor Aerger, keinen so schönen zu tragen. Sehen Sie einmal, wie das ausgezackt, zugeschnitten, hergerichtet und ausgerechnet ist! Ist das eine Pracht!“ Der alte Lecoq fabricirt nämlich Hahnenkämme.

Der alte Lecoq (diesen Spitznamen hat er selber angenommen) bewohnt ein Haus, das ganz für seine Profession geschaffen zu sein scheint. Wer da hineinschaut, weiß nicht, wer von beiden ein größeres Original ist, der alte Lecoq oder sein Nest. Es ist eigentlich eine kleine Stadt, wie man ihrer in den industriellen Stadttheilen antrifft, und die man einen Hof heißt. In der Vorstadt du Temple existiren deren noch einige fünfzehn. So ein Hof schließt eine ganze Bevölkerung in sich, man könnte sagen, einen vollständigen Bienenstock menschlicher Wesen. Der Hof, den sich Lecoq ausgesucht hat, ist einer der kuriosesten. Der Hausherr, welcher ein großer Fabrikant ist, hat daselbst eine Dampfmaschine für seine Fabrik angelegt; weil er aber kleine Fabrikanten hinziehen wollte, so hat er das ganze Erdgeschoß von 350 Fuß Länge von der Hauptwalze seiner Maschine durchziehen lassen, so daß er jedem seiner Miethsparteien nebst der Wohnung einen Radriemen vermiethet, an dem sie dann ihre kleinen Maschinen anbringen können. Lecoq besitzt nun auch einen solchen Riemen als Miether; den Mechanismus hat er uns so explizirt:

„Ich war dreißig Jahre alt und kam von meinen Reisen in den Cordilleren zurück; ich war in China und in Japan gewesen und hatte so ziemlich von Allem gegessen, was ein Mensch essen kann. Als ich nach Frankreich zurückkam, fühlte ich eine Art Scham beim Anblicke der Armuth unserer Küche im Vergleich mit der jener Länder, die wir stolzermaßen barbarisch nennen. Wirklich, wenn Sie unser ohnehin sehr seltenes Wildpret oder die 10 Gattungen Hausthiere, unsere magern Seefische, unsere geschmacklosen Flußfische abrechnen, so bleibt Ihnen das Wunder unserer Gemüse und Eier, eine wahre Nonnenkost.

„Was sind unsere verschwenderischesten Tafeln neben einem chinesischen, japanischen oder indischen Gastmahle, wo man die ganze zoologische Leiter des Herrn Blumenbach's neben einander figuriren sieht; von den Elephantenhufen bis zu den Eiern der Fliegenvögel, von ...? Können wir unsere Kochkunst auch nur mit der der alten Römer vergleichen, wo man 10,000 Hähnchen nahm, um einen anständigen vol-au-vent für 50 Patrizier zu bereiten? Dazu nahm man nur die Kämme, mit dem Reste fütterte man die Sklaven feist und fett, bis man diese in die Fischweiher warf, um die Karpfen zu mästen. Apicius, Lucullus! Ah, das waren Männer, die wenigstens zu essen verstanden! Ah, wenn ich daran denke! Ein Ragout von Pfauenhirn! ...

„Ich nahm mir also vor, meinen Landsleuten alle diese Sachen aufzutragen, deren Beschreibung uns heut zu Tage fabelhaft erscheint. Ich dachte also nach. Eine halbe Stunde darauf konnte ich ausrufen wie Archimedes: Eureka! Ich hab's!

„Ich ließ mir eine Maschine bauen, ich selber zeichnete meine Grabstichel und zwei Tage darauf war ich etablirt, wie Sie mich hier sehen. Seitdem sind dreißig Jahre vergangen, mein Glück ist gemacht und ich brauche mir nichts mehr zu wünschen; jetzt könnte ich wie Andere dick thun! Ich könnte mir jetzt Diners machen lassen, wie ich welche Andern servirt habe. Aber nein, ich habe meine Existenz dem Wohle meiner Mitbürger gewidmet und ich will mein Ziel bis zum Ende verfolgen.“

So sprach Lecoq. Nun aber hören Sie, wie er das Glück seiner Mitbürger versteht. Er rechnete nach und fand, daß jeden Morgen in Paris nicht mehr als 25—30,000 Hähnchen eingeführt werden. Etwa 10,000 dieser armen Opfer kommen auf bürgerliche Tafeln, die andern 15,000 gerathen in die Hände der Restaurauten ꝛc. Von diesen werden etwa 12,000 Hahnenkämme auf Ragouts verwendet. Einem Hähnchen, das man auf Familienschmäußen aufsetzt, läßt man diese natürliche Zierde — aber verlangen Sie einmal einen vol-au-vent, oder ein Gericht Hahnenkämme, wo Sie nur immer wollen, und Sie werden bedient sein! Wie ist das möglich!? Und wenn Sie auch annehmen würden, daß man gleich beim Eintritte in Paris diesen Thieren den Hahnenkamm abschnitte, so würde das Alles nicht hinreichen, um die Verzehrung dieses Artikels in Paris zu erklären.

Nun sehen Sie, das ist das Geheimniß von Lecoq, da fängt seine Rolle als Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes an.

Er hat den Hahnenkamm und den haricot de coq erfunden — den künstlichen nämlich.

Er nimmt einen Ochsengaumen, einen Schöpsen- oder einen Kalbsgaumen, lieber aber einen Ochsengaumen, bleicht ihn in siedendem Wasser, zerkocht ihn dann während achtundvierzig Stunden, dann nimmt er die Haut vom Gaumen, so daß er ihn hübsch ganz erhält. Auf einem Amboß schlägt er dann mittelst eines Hohlstichels die Stücke aus, und das sind dann Hahnenkämme, vollkommener als die natürlichen. Die Kenner selbst täuschen sich über die Meisterwerke Lecoq's und gleichwohl giebt es ein Mittel, sie zu erkennen. Der wirkliche Hahnenkamm, der schlechte, trägt auf beiden Seiten Wärzchen, während die schönen, künstlichen, kurz die von Lecoq nur auf der einen Seite welche zeigen.

Die Patissiers, die Restauranten, Unterhändler kaufen sie um drei Sous das Dutzend und verkaufen sie um fünf Sous an bürgerliche Häuser.

Was man den haricot de coq nennt, das macht er ebenfalls mit dem Hohlstichel. Kalbs- und Schöpsenhirn dienen ihm dabei als Rohstoffe.

Herr Lecoq wunderte sich, daß man ihm noch keine Statue errichtet hat und nur meine Bemerkung schien ihm einigen Trost zu

leihen, daß die wirklichen genialen Erfinder erst nach dem Tode anerkannt werden. — —

Einen andern kuriosen Kauz, dessen Fach Sie gewiß nicht in Paris vertreten wähnen, muß ich Ihnen in der Gestalt eines Herrn Deshaies vorstellen. Er ist ein sterbliches pariser Kind und kam wie Kant nie aus der Stadt hinaus, die er sich zur Residenz gewählt hatte; aber er kann, was man so nennt, Schlangen bezaubern, ganz so wie ein Birmane, ein Malaye, oder ein schwarzer Kerl von der Küste von Mozambique. Wenn man ihn fragt, wie er zu diesem Talente gekommen ist, so versetzt er bescheiden: „Durch die Bücher."

Der alte Deshaies hat eine vollständige Sammlung aller kriechenden Thiere der Wälder Frankreichs; er schließt Freundschaften mit ihnen, nährt sie, pflegt sie, liebkoset und hätschelt sie; er hat ihnen kleine, hübsch warme Nester gemacht, worin sie es ganz bequem und behaglich haben. Darin besteht nun seine Industrie. Er verkauft den Garköchen Buschaale, wie die Leute sagen, und diese machen daraus prächtigen Backfisch.

„Wenn man ihm einmal die Haut heruntergezogen hat, so kommt meinem Buschaale kein Flußfisch gleich."

Der alte Deshaies läuft daher die ganze schöne Jahreszeit in den Wäldern herum, wie ein Waldheger. Ueberhaupt sieht er aus wie eine Figur aus Cooper's Romanen und benimmt sich auch so. Wenn er lacht, so geschieht das ganz leise; er spricht leise und tritt leise auf, als wenn er Furcht hätte, seine Beute zu verscheuchen. Sein Gang ist leicht wie der einer Gazelle, seine Arme breitet er immer aus, als suche er beständig die Baumäste auseinander zu thun; er hat ein feines, leuchtendes und durchdringendes Auge. Alle seine Sinne sind außerordentlich ausgebildet; sein Geruch und sein Gehör sind wunderbar; er erräth instinktmäßig die Nähe einer Blindschleiche; selbst seinen Anzug hat er nach dem amerikanischen Romandichter copirt. Er trägt hohe Kamaschen von Leder, eine kurze flaschengrüne sammetne Hose, eine Art Latz von Rehleder, und auf seinem kleinen Fuchsschädel sitzt ein breitkrämpiger Hut; am Gürtel hängt seine einzige Waffe, ein kleines sichelartiges Messer.

„Ihr Handwerk muß Sie sehr anstrengen," bemerkte ich einmal.

„Ah, nicht mehr als die Jagd, und diese amüsirt manche Leute," versetzte er. „Was mich betrifft, so freut mich der Betrieb meiner Profession. Ich war dazu geboren; in meinem Körper hat sich eigentlich eine Ojibewas-Seele verirrt; ich weiß selbst nicht, wie sie nach Paris gekommen ist. Ich habe die Gehölze, die Einsamkeit sehr gern; meine Nächte bringe ich eben so bequem am Fuße einer Eiche zu, als im besten Bette von der Welt."

„Und damit verdienen Sie viel?"

„In Paris giebt es 500 Händler mit Flußaalen, die alle ziemlich gut fortkommen; mit meinen Waldfischen mache ich ihnen Concurrenz; ich bin mit der Vorsehung zufrieden, Schlangen hat es immer genug gegeben, und wird ihrer auch immer genug geben."

„Das ist gerade nicht sehr tröstlich für Feinschmecker."

„Mein Gott! wenn sie nicht betrogen werden wollen, müssen Sie sich mit Ergebenheit entschließen, von Schöpsenschlegeln zu leben. Zwei Ihrer großen Gelehrten, die Herren Payen und Chevalier haben dicke Bücher über die Fälschung der Nahrungsmittel veröffentlicht, und doch haben sie nur die Hälfte der Wahrheit gesagt." — —

Früher habe ich Ihnen einmal von dem Fabrikanten von Lebkuchen erzählt, der vor allen Gelehrten einen Zucker erfunden hat, mit dem er seine Pfefferkuchen versüßt, ohne daß die Runkelrübe oder das Zuckerrohr nur im Geringsten deswegen belästigt werden. Heute bin ich bei Madame Badeuil gewesen, die ebenfalls um zwanzig Jahre der Wissenschaft vorausgeeilt ist. Während die Verwaltung der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten Wasserbecken baut, worin die Blutegel ihr Blut wieder hergeben können; während man von allen Seiten mehr oder weniger lesbare Memoiren darüber druckt, hat diese Frau Badeuil, eine ganz simple Krankenwärterin, eine wirklich sehr einträgliche Industrie daraus gemacht.

Sie leiht Blutegel aus.

Madame Badeuil hat ein empfindsames Herz; sie hat die kleinen Vieher und die Leute gern; sie ist die wahre Vorsehung verlaufener Hunde und kranker Leute. Sie kann kein lebendiges Wesen leiden sehen. Daher hat sie etwas für die Blutegel gethan, diese armen kleinen Dinger, die so viel Gutes leisten und die der Mensch so schlecht belohnt!

„Herr," sagte sie, „wenn die Blutegel den reichen Leuten Gutes thun, so können sie den Armen nicht schaden; ich setze nämlich den Fall, daß die Reichen sich nicht etwa aus Luxus und zur puren Unterhaltung Blutegel ansetzen. Ich habe mir also oft gedacht, daß eigentlich jeder Mensch Blutegel haben sollte. Anstatt daher diejenigen Blutegel in den Abzug zu werfen, die ich meinen Kranken gesetzt hatte, habe ich sie heimlich aufbewahrt, sie gepflegt und sie das Blut wieder hergeben lassen. Jetzt habe ich ihrer sehr viele und leihe sie aus; Niemandem thun sie also weh, wie Sie sehen."

„Freilich. Aber wie machen Sie es, daß sie sich wieder entleeren, damit sie nicht ungesund werden?"

„Das ist mein Geheimniß. Aber ich will es Ihnen schon sagen. Ich nehme eine gute Hand voll Küchensalz und werfe es ihnen auf den Rücken; dann lasse ich sie darin Etwas ausputzen, sie entleeren sich; dann gebe ich sie in eine Schüssel, die am Grunde ein kleines Loch hat, und über die ich ein Sieb lege. Das stelle ich nun unter einen Wasserbehälter und lasse aus dem Hahne desselben eine Stunde lang Wasser laufen, bis sie kein Wasser mehr hergeben. Aber jetzt kommt der eigentliche Moment: ich nehme lauwarme Holzasche, wickle sie zwischen doppelter Leinewand darin einige Male herum, bis sie keinen Flecken mehr machen und fange das Bad mit fließendem Wasser wieder an. Und das ist Alles! Ich bin fest überzeugt, daß sie wieder nüchtern sind, wenn ich sie eine Stunde später wieder in's Glas thue."

„Und Sie gebrauchen sie gleich den andern Tag?"

„O, nein! Sie müssen erst noch gehörig behandelt werden. Drei Tage darauf nehme ich ein Stück Thonerde, knete es gut durch, mache eine hohle Kugel daraus und sperre die Thierchen hinein. Zur Vorsicht mache ich einige kleine Löcher darein und umwickle das Ganze mit einer feuchten Leinewand, damit die Erde nicht hart werde. Meine Blutegel sehen Licht hereinbrechen, sie kriechen darauf los, sie strengen sich an, strecken sich aus, um durch die engen Oeffnungen zu gelangen und entleeren sich somit gänzlich. Wenn sie dann wieder auf meiner Leinewand liegen, so sind sie gesund und frisch als ob sie eben erst auf die Welt kämen. So kann man sie bei jedem Menschen ohne die geringste Gefahr anwenden. Ich aber will sie nicht ermüden, daher gebe ich sie immer in verschiedene Gläser, klebe einen Zettel darauf und schreibe den Tag gehörig daran, so daß sie der Reihe nach an die Arbeit kommen; bei mir giebt's keinen Vorrang. Sehen Sie, ich habe ihrer mehr als zweitausend; einige sind länger als zehn Jahre in meinen Diensten und doch so gut als am Anfang. Diese gebrauchten Blutegel sind eben so gut als ganz neue."

„Wie viel zahlt man Ihnen für's Ausleihen?"

„Fast Nichts; ich verlange nur 30 Sous für funfzehn Blutegel und für's Ansetzen. Sie begreifen, daß ich sie Niemandem anvertraue. Diese armen kleinen Thiere gehen nie ohne ihre Herrin aus dem Hause."

Es scheint also, daß die Erfahrung den Gelehrten Recht giebt, die behaupten, daß man die Blutegel entleeren könne. Die Verwaltung der Spitäler hat die prächtigen Maulbeerbäume des Gartens der Miramionnes umhauen lassen, um daselbst Wasserbehälter anzulegen. Wir haben fünf bis sechs Berichte über diesen Gegenstand gelesen, wir wissen aber nicht, welches System man daselbst angewendet hat. Jedenfalls empfehlen wir das der Madame Badeuil, das uns gut vorkommt und einige Aufmerksamkeit verdient, wenn nämlich eine 29jährige Erfahrung in den Augen von Gelehrten einen Werth haben kann. — —

Schließlich muß ich Sie mit einigen Worten vor der letzten Menschwerdung des Fracks, der Seidenweste und des Glanzschuhes aufhalten. Im Quartier du Temple gelangen diese Kleidungsstoffe allmälig in's „finstere Land des Unbekannten," wohin endlich Alles geräth.

Wenn ein Kleid über alle Stufen der Toilette heruntergekommen ist, vom Schneider zum Kunden, dann zu dessen Bedienten oder Hausmeister, dann zum Alt-Kleiderhändler, zum Trödler, dann zu irgend einem Barriere-Stutzer, so kommt es endlich in den Temple, in diese Metropole, in diese Todtenstadt der Kleidungsstücke. Hier nun wird es gewendet, geflickt, wieder hergestellt; nur eine Phase, eine Periode muß es noch durchmachen, bevor es zum Wollenfabrikanten kommt, eigentlich zum Fabrikanten, der die Wolle da-

Nr. 1. Fliegende Blätter.

Mme. Mary Garden, Miss Lucy Gates, Mr. Alfred Hertz, Mr. Gatti-Casazza, Mme. Geraldine Farrar, Mr. Giulio Gatti-Casazza, Mme. Frances Alda, Mme. Louise Homer, Mr. Walter Damrosch, Mme. Johanna Gadski, Mme. Olive Fremstad, Mme. Ernestine Schumann-Heink, Mme. Marcella Sembrich, Mme. Lillian Nordica, Mme. Emma Eames, Mme. Nellie Melba, Mme. Emma Calvé, Mme. Suzanne Adams, Mme. Ernestine Schumann-Heink, Mme. Marcella Sembrich, Mme. Lillian Nordica, Mme. Emma Eames, Mme. Nellie Melba, Mme. Emma Calvé, Mme. Suzanne Adams

Mme. Mary Garden, Miss Lucy Gates, Mr. Alfred Hertz, Mr. Gatti-Casazza, Mme. Geraldine Farrar, Mr. Giulio Gatti-Casazza, Mme. Frances Alda, Mme. Louise Homer, Mr. Walter Damrosch, Mme. Johanna Gadski, Mme. Olive Fremstad, Mme. Ernestine Schumann-Heink, Mme. Marcella Sembrich, Mme. Lillian Nordica, Mme. Emma Eames, Mme. Nellie Melba, Mme. Emma Calvé, Mme. Suzanne Adams

Der tapfere Geistliche, Parabère mit Namen, blieb indeß nicht zurück, denn er hielt es für seine Pflicht mitten in der Schlacht, in der Nähe der Verwundeten und Sterbenden zu sein, um ihnen sogleich Trost bringen zu können. Wie sollte er indeß zu Fuß die steile Anhöhe hinaufkommen? Während er noch nachdachte, wie er das wohl anfange, wurde eine Kanone rasch vorüber gefahren. Ohne sich lange zu besinnen, setzte er sich auf das Geschütz und forderte die Artilleristen auf, ihren Weg fortzusetzen, ohne sich um ihn zu bekümmern. Auf dieser Kanone gelangte er auf die Höhe hinauf und in den Kugelregen auf die blutgetränkte Fläche, wo er nur zu viel Gelegenheit fand, sein Amt zu üben: Verwundeten Trost zuzusprechen und Sterbenden die letzten Segnungen der Religion zu ertheilen.

Der dritte Griff in meine Mappe entführt uns der Krim und versetzt uns nach Pera, den verwundeten General Thomas zeigend.

General Thomas, der in der Schlacht an der Alma verwundet worden war, wurde mit andern Verwundeten zur Pflege nach Constantinopel gebracht. Durch die lange Straße von Pera wurde er auf einer Bahre von Matrosen getragen. Alle, die in der Straße sich befanden, blieben stehen, entblößten ihr Haupt oder verbeugten sich, um dem verwundeten Tapfern ihre achtungsvolle Theilnahme zu bezeugen, wie an jedem Posten die Wache heraustrat und präsentirte. Thomas erhob sich dann ein wenig auf seiner Bahre und nickte mit dem Kopfe den Dank, den er durch Worte und Handbewegungen nicht auszudrücken vermochte.

Ein thüringisches Volksfest.

Auf der Heimkehr aus Belgien und Frankreich führte uns der Weg durch die alte Bergstadt Saalfeld, dicht am Fuß des thüringer Waldes gelegen, dessen Berge kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, ihre grünen Häupter erheben. Es war am späten Herbstabend, als wir in dem Städtchen anlangten und Erschöpfung von der Reise und Müdigkeit ließen uns trotz des regen Lebens, welches noch im Gasthof herrschte, sogleich den Schlummer suchen.

Der Tag fing an zu grauen als wir durch Hörnerklang und Trommelschall aus dem unruhigen Schlaf, den man stets hat, wenn man an nicht gewohnter Stätte zum ersten Male schläft, aufgeweckt wurden. Der Gedanke, daß dies Feuerlärm sei, brachte uns schnell aus dem Bett und an's Fenster, von wo aus wir den ganzen Marktplatz übersehen, zu unserm Erstaunen aber nichts bemerken konnten, als eine Musikbande, welche in größter Ruhe und Gemächlichkeit rings um den Marktplatz marschirte, sich dann vor dem alten Rathhaus aufstellte und aus ihren Blechinstrumenten allerlei lustige Weisen und Märsche in die frische Morgenluft hinausschmetterte. Nach einer kleinen Weile wurde die Musik durch Generalmarsch wirbelnde Trommelschläger, die aus den Seitengassen hervorkamen, unterbrochen, und zugleich strömte aus allen Gassen und Gäßchen allerlei Volks, Männer, Frauen, Mädchen, Kinder, die ersteren fast sämmtlich mit Flinten und Büchsen jeden Kalibers bewaffnet, auf dem Marktplatz zusammen. Wenn man nicht dicht vor sich das ehrwürdige, altdeutsche Rathhaus mit seinen hervorspringenden Erkern, gothischen Fenstern und spitzen Thürmchen und die grün-weißen Cocarden an den Helmen einiger sächsisch-meining'schen Feldjäger, welche im Gedränge hier und da sichtbar wurden, gesehen, so hätte man glauben mögen, man wäre in einer amerikanischen Pflanzstadt des Westens, und aus den dunklen Waldbergen, die sich um die Stadt ziehen, wären die Rothhäute hervorgebrochen, lüstern nach dem Feuerwasser und dem Scalp der weißen Männer.

Rasch kleideten wir uns nun an und eilten hinab auf den Marktplatz, auf welchem eben zwei geordnete Züge, voran Musikchöre und junge Männer in schwarzer Kleidung, grün-weißen Schärpen und Säbeln, denen sich wieder mit Flinten bewaffnete angeschlossen, erschienen. Dieser feierliche Habitus erregte nur noch mehr unsere Neugierde, und wir wendeten uns an einen der Umstehenden, der auf ein langes französisches Infanteriegewehr mit Feuerschloß, gelehnt, gemüthlich seine kurze ulmer Pfeife rauchte, mit der Frage, was denn das Alles bedeute? Den Mann mochte jedenfalls unsere Unwissenheit befremden, denn er zeigte ein sehr verwundertes Gesicht und sprach, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt, indem er mit seiner kurzen Pfeife über die Menge wies: „Dös ist Flurumzug." Wir hatten keine Zeit, eine nähere Erklärung zu verlangen, denn Trommelwirbel und rauschende Fanfaren, die einem aus dem Rathhaus herauskommenden Zug, in dessen Mitte sich mächtig wehende Fahnen mit den Farben und Wappen der Stadt und des Landes und weiß gekleidete Mädchen, an der Spitze aber der Bürgermeister und die übrigen Väter der Stadt befanden, begrüßten — schnitten jede Erörterung ab. Nachdem sich der Zug gruppirt, trat eins der weißgekleideten Mädchen, mit jenem bekannten blonden thüringischen Gesichtstypus, hervor und überreichte einem ebenso blonden jungen Mann mit einigen unverständlichen Worten eine roth-goldene Fahne, worauf dreimaliger Tusch und Abmarsch der ganzen Versammlung; voran Musik, dann Fahnen mit Ehrenwachen, Magistrat, Weiber, Kinder, mit Flinten und Büchsen bewaffnete Männer, die Schulen mit ihren Lehrern, Bier-, Wurst-, Schnaps-Marketenderinnen, Alles bunt durch einander. Noch ehe der Zug das Stadtthor erreicht hatte, attachirten wir uns einem gravitätisch hinter dem Zug einher wandelnden Bürger von mehr als behäbigem Aussehen, dem sein colossaler Körperumfang es höchst wahrscheinlich unmöglich machte, eine Muskete zu schleppen und in der Colonne mit zu marschiren mit der festen Absicht, ihn nicht eher wieder loszulassen, als bis wir wüßten, was hier vor sich ginge. Der Mann wischte sich erst mit dem blau- und weißgewürfelten Taschentuch den perlenden Schweiß, der ihm trotz des frischen Herbstmorgens auf die Stirn getreten, ab und antwortete dann in einigen Absätzen:

„Ja, sehen Sie, bester Herre, dös ist der Flurumzug, und den halten wir alle zehn Jahre, und da gehen wir um's Stadtweichbild und sehen nach, ob die Grenzstein' noch alle auf dem rechten Fleck stehen, und da zieht Alles mit was nur Bein' hat, und nun passen's auf, nun werden Sie sehen, was geschehen thut."

In dem Augenblick, wir waren während des Gesprächs vor das Thor hinaus in die freie Stadtmarkung gelangt, verging uns aber nicht nur das Sehen, sondern auch das Hören, denn aus mehr als ein Paar hundert Flinten krachte eine Salve, die das Echo in den hohen, steilen Sandbergen an der Saale tausendfach zurückdröhnte. Trommel- und Trompetenschall klang dazwischen und eine dichte Menschenmenge versammelte sich um einen Grenzstein, den ersten des Weichbildes, auf welchen der Zug nach seinem Austritt aus der Stadt gestoßen. Rechtzeitig gelangten wir noch durch's Gedränge in den Mittelpunkt des Kreises, wo der Magistrat, umgeben von Fahnenträgern, Musikchören und einer Masse Volks stand und der Stadtschreiber eben eine Urkunde verlas, durch welche dargethan wurde, daß besagter Grenzstein, ein Grenzstein des städtischen Weichbildes sei und sich Jeder dies merken möge zum ewigen Gedächtniß, wobei er schließlich aus der Menge auf gerade Wohl einen funfzehn- bis sechzehnjährigen Buben an den kurzgeschnittenen, semmelblonden Haaren ergriff und ihn kräftig abschüttelnd, eine dreimalige kräuselförmige Bewegung um den Markstein machen ließ und ihn dadurch gewissermaßen zum testis in memoriam perpetuam stempelte. Dem Burschen, der auf eine so eigenthümliche Stärkung seines Gedächtnisses höchst wahrscheinlich nicht vorbereitet war, traten vor Erstaunen oder auch vor Stolz über die ihm widerfahrene Ehre die Augen, wie einem nürnberger Nußknacker, aus den Höhlen, und mit weitgeöffnetem Mund schaute er bald den Stadtschreiber, bald den Grenzstein und sich selbst an. Noch lange sahen wir ihn in tiefe Gedanken versunken auf demselben Stückchen Erde, wo mit ihm die merkwürdige Ceremonie vorgenommen, stehen, als sich der Zug schon längst wieder in Bewegung gesetzt. Jetzt löste sich indessen die Ordnung der Prozession auf und Alles gruppirte sich willkürlich zusammen, mit Ausnahme einer kleinen Schaar, die den Magistrat umgab. Im Nu waren die Gebirgskämme und die buschigten Ufer der Saale mit zahlreichen Trupps bedeckt, die nach allen Richtungen hin ein lustig knatterndes Gewehrfeuer eröffneten. Aus jedem Busch, hinter jedem Felsenabhang hervor blitzte und

knallte es, und jeder Schuß verkündete den scheel drein blickenden Dörflern, die am Saum ihrer Felder und Wiesen ständen, daß die Bürger der ehrwürdigen Bergstadt ihr altes, verbrieftes, hundertjähriges Weichbildrecht geltend machten. Mehrere Dorfgemeinden nämlich, die im Bezirk des städtischen Weichbildes, welches einen Umfang von vielleicht 4—5 Stunden hat, liegen, wollten diese, schon seit vielen hundert Jahren, alle zehn Jahre stattfindende Prozession der Weichbildsumgehung nicht mehr dulden und hatten bei der Staatsregierung eine Art actio finium regundorum erhoben, in Folge dessen die Staatsbehörde die Prozession bei 25 Fl. Strafe verbot; indessen die Stadt zahlte die Strafe und übte den alt-germanischen Brauch aus, und den Dörflern blieb nichts übrig als in ihren langen, blauen Sonntagswämsern trotzig auf ihre lange Stecken gestützt und den Pfeifenstummel im Mund, von ihren Dörfern aus den lustigen Zug vorüberrauschen zu sehen. Denn lustig war die Prozession wahrlich, vollends nachdem gegen Mittag sich die ganze Karavane in einem weiten, grünen Waldthal, wie sie das thüringer Gebirge so reizende und viele hat, lagerte. Ringsherum um den Thalkessel dicht mit Eichen, Tannen, Buchen und Buschwerk bewachsene Hügel, unten im Thal eine weite große Waldwiese, mit jenem kurzen, frischen, grünen Rasen, wie man ihn nur in den thüringischen Wäldern trifft, — murmelnde, zwischen den moosbewachsenen Felsen herabströmende Waldbäche mit köstlich klarem, kalten Wasser, und über diesem Thal, das wie abgeschlossen durch die dichten, grünen Waldberge von dem Staub der Heerstraße und dem Geräusch der Städte dalag, ein reiner, blauer Himmel, von dem die milde Herbstsonne ihre goldenen Strahlen durch das hier und da schon roth- und gelb gefärbte Laub, herab auf das dunkelgrüne Moos und den hellen Rasen warf. Und nun auf diesem grünen Stückchen Erde diese nomadisirende Bevölkerung von vielleicht tausend Köpfen jeden Alters und Geschlechts! Hier um die Wagenburg, auf welcher die ungeheueren Bierfässer lagerten, eine zechende und lärmende Gruppe ehrsamer Stadtbürger, die heute einmal den Alltagsmenschen ausgezogen hatten und die, herausgerissen aus dem dumpfen, niedrigen Kramladen und der Werkstatt, mit der frischen würzigen Waldesluft auch frischeres, regeres Leben einathmeten und das Blut ihrer munteren Jugendzeit wieder durch die Adern rollen fühlten; dort am Abhang des Hügels eine bunte Schaar blondhaariger und blauäugiger Mädchen und junge Bursche, die trotz des unebenen Wiesengrunds einen bal champêtre abhielten und ihre Tänzerinnen nach thüringischer Sitte mit kräftigem Arm hoch emporschwangen; um jenes qualmende Bivouac, an welchem auf dem Rost hunderte von Würsten schmoren, lag eine Schaar lauender, hungriger Musikanten, während um eine andere Musikbande, die drüben auf sonnigem Hügel sich niedergelassen, ein Chor junger Leute, die ihre Studentenjahre noch nicht ganz vergessen, sich gesammelt und um einen auf ein Bierfaß sitzenden Präses gruppirt, die alten lustigen Studentenweisen, von dem: „Stoßt an, Jena soll leben!“ bis zu dem: „Bemooster Bursche ziehe ich aus,“ in die dunkle, grüne Waldesnacht hineinsangen und dabei den großen schäumenden Humpen voll braunen Gerstensaftes kreisen ließen.

Unter jenen Haselnußbüschen aber träumten ein paar sanft Entschlummerte, die gar zu häufig dort an der Wagenburg von dem gambrinischen Quell gekostet, einen süßen Traum von Malz und Hopfen, ruhig und ungestört, trotz der knatternden Flinten- und Büchsenschüsse, von denen fortwährend die Waldung wiederhallte.

So verflossen drei lustige Stunden, bis von der Wagenburg herüber, wo der Magistrat sein Zelt aufgeschlagen, Trompetenklänge und Trommelwirbel zum Aufbruch riefen. Blitzesschnell wurde das Lager abgebrochen, die zerstreuten Gruppen ordneten sich, voran die Musikbanden mit dem Magistrat und den Fahnen, dann die Sectionen bewaffneter Männer, die Wagenburg mit den ungeheueren Bierfässern, die fahrenden Marketenderinnen mit ihren Bratspießen und Rosten und Kohlenbecken, denen die Mädchen und Frauen und schließlich wieder ein Schwarm mit Flinten Bewaffneter, welche die Arrièregarde des Zugs bildeten, sich anschlossen. Unter fortwährendem Gewehrfeuer stieg die Karavane die waldigen Höhen empor, und nach wenigen Minuten war sie zwischen den Felsen und Wäldern verschwunden, und einsam und schweigsam lag der Grund da, der eben noch einen so lustigen Anblick geboten.

So geht es fort drei volle Tage, bis das große weite Weichbild umgangen, bei jedem Grenzstein Halt gemacht, dieser ausgehoben, die darunter liegenden Urkunden und Zeichen untersucht, neue hinzugefügt und die oben von uns beschriebene Zeugenerwählung zum ewigen Gedächtniß an einem Buben vollzogen worden ist. Da das Fest nur alle zehn Jahre wiederkehrt, in einer andern Stadt, außer Saalfeld, unseres Wissens nach noch die einzige, wo diese Feierlichkeit stattfindet, geschieht es nur alle funfzig Jahre, so ist die Betheiligung daran eine allgemeine und man kann es im strengsten Sinne des Worts ein Volksfest nennen.

Dies und der eigenthümliche altdeutsche Charakter, der sich, wie denen, welche die Grundzüge alt-germanischen Staatenlebens kennen, nicht entgangen sein wird, abgesehen von der echt-deutschen Grenzstein-Ceremonie, in der Sonderung der Gemeinde, von dem was außer der Gemeinde liegt, in der strengen Isolirung durch die gewissenhafte Beobachtung der Marken, manifestirt, haben uns eine kurze Darstellung dieses Festes, mit dem Gedanken, daß diese auch für weitere Kreise, insbesondere aber für solche, welche sich für Eigenthümlichkeiten deutschen Volks- und Gemeindelebens interessiren, nicht ganz ohne Interesse, niederschreiben lassen.

Karl Wartenburg.

Bläller und Blüthen.

Der Selbstmord eines Skorpions. Zu den unangenehmsten Landplagen des Orients gehört namentlich der Skorpion, ein garstiges Ungeziefer, das sich bereits im Banate und in Siebenbürgen zeigt, in den Herkulesbädern von Mehadia von den Bauern schon als interessante Species den Gästen in kleinen Gläsern verkauft wird, jenseits der Donau aber sich in solcher Menge vorfindet, daß man alle Ursache hat, vor ihm auf der Huth zu sein.

Vor Kurzem las ich in den Blättern von einem Storch, der in Elbing freiwillig seinen Tod in den Fluthen eines Baches gesucht, und in dem man eine neue Gattung von Selbstmördern entdeckt haben wollte; da ich nun ebenfalls im Thierreiche ein ähnliches Beispiel zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, so will ich dasselbe dem Leser hier zum Besten geben.

Mein Selbstmörder gehörte zu den Skorpionen, von denen ich oben gesprochen. Schon in Widdin war ich diesen garstigen Thieren häufig in den Häusern und im Lager begegnet, später in Varna bewahrte mich Nachts, als ich in der offnen Gallerie eines Khan's campirte, mein Durst vor dem Stich eines solchen Thieres, das ich, in Folge dieses Durstes erwachend, auf meinem Mantel kriechen sah und also noch zur rechten Zeit unschädlich machen konnte. In Konstantinopel endlich, wo der Skorpion zu den Hausthieren gehört, bot mir der Zufall die Hand, um mich an diesem garstigen Thiere zu revanchiren.

Wir saßen eines Abends in Pera in der Gaststube einer deutschen Veranda. Mehrere deutsche Artillerie-Offiziere, die bisher vergebens um Anstellung in der türkischen Armee nachgesucht, immer vertröstet worden, und jetzt des Wartens müde, im Begriff waren, nach dem asiatischen Kriegsschauplatze zu gehen und dort ihr Glück zu suchen, ferner ein Franzose und ich, wir bildeten die kleine Gesellschaft, die gemüthlich um den Tisch saß und sich von den jüngsten Kriegsereignissen erzählte. Plötzlich schlug der Hund des Lieutenant P. an und sprang bellend um einen kleinen Gegenstand, den wir in dem Schatten, welchen der Tisch auf den Steinboden des Zimmers warf, nicht bemerken konnten.

„Es wird wohl ein Skorpion sein!“ rief der Wirth, der seiner Sache gewiß, schon mit der Feuerzange herbeikam und mit derselben gleich darauf einen Skorpion von etwa drei Zoll Länge, einen der größten, welche ich bisher gesehen, an's Licht hielt und auf den Tisch setzte. Herr v. C., ein Baier, der soeben hereintrat, ließ sich von dem Wirth eine kleine Flasche geben, der Skorpion wurde abermals mit der Feuerzange gepackt und sollte in die Flasche gesteckt werden, denn v. C., der in Pera ansässig, war ein großer Liebhaber dieser Thiere, er war bereits einmal von einem Skorpion gestochen worden, hatte vier Wochen an einer dick geschwollenen Seite laboriren müssen, und sammelte seitdem alle Skorpione, deren er habhaft werden konnte.

Eben dieser Stich war die Veranlassung der Liebhaberei des Herrn v. C., er sammelte die Skorpione, um sich vor ihnen zu hüten; jeder Hausbewohner von Pera nämlich hält sich gern eine bis zur Hälfte mit Oel gefüllte große Flasche, in diese werden die Skorpione gesteckt, welche man erhaschen kann, sie werden in diesem Oel ertränkt und müssen in diesem Oel verwesen, denn dieses gilt als einziges und sicherstes Gegengift gegen den Stich der Skorpione.

Während wir von Herrn v. C. wissen wollten, was er mit diesem Skorpion anzufangen gedenke, holte uns der Wirth seinen Balsam aus dem Schrank; es war eine gute Quartflasche, in deren Oel bereits acht

oder zehn Skorpione den Tod gefunden hatten. Er wollte bereits seine Frau und einen seiner Gäste mit diesem Gegengift geheilt haben.

Herr v. C. reichte dem Wirth sein Fläschchen, der letztere packte das kleine, schwarze, krebsartige Thier mit der Zange; dieses aber leistete eine so verzweifelte Gegenwehr, wie ich sie nie von einem so unbedeutenden Geschöpf gesehen habe. Das Interesse, welches wir an der Vertheidigung des Skorpions fanden, brachte den Wirth auf den Gedanken, uns eine kleine Unterhaltung zu bereiten.

„Meine Herren," sagte er, „ich sehe, wir haben es hier mit einem der verzweifeltsten und galligsten dieser Thiere zu thun; geben Sie Acht, ich werde Ihnen jetzt ein kleines Schauspiel veranstalten."

Er legte den Skorpion wieder auf den Steinboden und während der Hund wieder um ihn her sprang, brachte der Wirth eine Schaufel voll glühender Kohlen, die er im Kreise um den Skorpion herum legte. Wir hockten uns um diesen Zauberkreis und waren neugierig auf Das, was jetzt geschehen sollte. Dies ließ nicht auf sich warten.

Dem Skorpion ward es langweilig, sich so anschauen zu lassen, er suchte also sich davon zu machen und rückte auf die Kohlen to Drei-, viermal machte er einen Angriff auf den glühenden Zirkel, als er sah, daß diese Angriffe nach allen Richtungen vergeblich waren, zog er sich in die Mitte des Kreises zurück und schien zu überlegen; dann begann er von Neuem dasselbe Manöver.

Auch dies fiel natürlich eben so fruchtlos aus, denn wo der Wirth noch eine Oeffnung in dieser Einkreisung gesehen, stopfte er sorgfältig dieselbe mit neuen Kohlen zu. Zweimal hatte der Gefangene umsonst seine Befreiung versucht und dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß keine Rettung möglich. Während dieser Versuche aber schien das Thier in eine entsetzliche Wuth gerathen zu sein; er schlug den Steinboden mit dem Giftstachel an seinem Schwanze und klappte verzweifelt seine Scheeren zusammen. Abermals zog er sich in die Mitte des Kreises zurück und bäumte und wand sich hier.

„Jetzt aufgepaßt!" rief der Wirth. Und richtig: die Katastrophe kam. Der Skorpion bäumte sich nochmals und zog den Stachel und den Kopf unter sich zusammen; nach wenigen Sekunden sahen wir ihn die Scheeren, den Kopf und den Schwanz von sich strecken und kein Lebenszeichen mehr von sich geben.

„Meine Herren, der Vorhang kann fallen, das Trauerspiel ist aus," sagte der Wirth, nahm den Skorpion mit zwei Fingern aus der glühenden Arena und zeigte ihn uns.

„Es ist das dritte Mal, daß ich auf diese Weise einen Skorpion zum Selbstmord gezwungen habe," sagte der Wirth lachend zu uns und legte den Selbstmörder auf den Tisch. „So klein diese Bestie auch ist, so kann kaum ein anderes Thier so viel Galle in sich tragen wie dieses; in seiner Wuth hat er sich seinen Stachel in den Kopf gebohrt, und ist an seinem eigenen Gift gestorben. Sehen Sie nur!"

In der That zeigte uns der Wirth die Stelle, wo sich der Skorpion in eins der Gelenke seiner Schale den giftigen Stachel gebohrt. Ich überzeugte mich, daß das Thier nicht an irgend einer Brandwunde gestorben, und kann also mit gutem Gewissen diesen unerhörten Selbstmord in die Naturgeschichte einregistriren. H. W.

Der Ocean auf dem Tische. Wir haben in einer frühern Nummer von dem neuen wissenschaftlichen Luxusartikel des Meerwasser-Aquariums und seiner Bewohner gesprochen. Wo aber bekommt man in Leipzig, Dresden, Berlin u. s. w. alle Tage frisches Seewasser her? Man macht es sich, wie in England und Schottland, wo Marine-Aquarien mit Seethieren und Seepflanzen schon ein sehr beliebter Schmuck in den Gesellschaftszimmern der wohlhabenden Leute geworden sind und immer noch mehr werden. Das Seewasser besteht nach Schweitzer's Analyse (in 1000 Gran) aus 964,744 Wasser, 27,059 Chlorid von Sodium, 3,666 Chlorid von Magnesium, 0,765 Chlorid von Potassium, 0,029 Bromid von Magnesium, 2,295 Schwefel-Magnesia, 1,507 Kalk-Sulphat und 3,033 kohlensauerm Kalk. Der englische Chemiker Gosse setzte danach künstliches Seewasser zusammen, ohne sich um die geringen Quantitäten von Bromid, von Magnesium und von kohlensaurem Kalk weiter zu bekümmern. Ersteres findet man in dem Wasser des mittelländischen Meeres gar nicht. Auch den Schwefelkalk (Kalk-Sulphat) ließ er aus, da er nicht auflöslich ist und also dem Seewasser selbst nicht wesentlich sein kann. So behielt er vier Ingredienzien, die er in folgender Weise feststellte und zusammensetzte: Gewöhnliches Kochsalz 3½ Unzen, Epiom-Salz ¼ Unze, Chlorid von Magnesium 200 Gran (troy), Chlorid von Potassium 40 Gran (troy), dazu 40 Quart Wasser. Das giebt eine ganze auf Wochen für ein kleineres Aquarium ausreichende Menge Seewasser und kostet vielleicht 4—5 Sgr. Mr. Gosse filtrirte das so gebraute Seewasser durch einen Schwamm in den Glasbehälter, der mit einigen gewaschenen Steinen vom Meeresufer, an denen etwas Seegras (Ulva latissima) wurzelte, versehen worden war, ließ dann sich etwas Vegetation entwickeln, die ziemlich rasch zum Vorschein kam, um so, wie die Natur im Großen, die Stätte für thierisches Leben zu bereiten, und setzte dann verschiedene Seethierchen hinein: verschiedene Species von Actinia, Bowerbankia, Cellularia, Balanus, Serpula u. s. w. Thiere und Pflanzen gediehen sofort in der besten Gesundheit und verfuhren ganz biblisch: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet auch das Seewasser, wo mehr Platz ist, als auf der Erde, auch mehr Freiheit und Vergnügen," wie man aus der Heiterkeit der gefangenen kleinen Bewohner der Tiefe schließen mag.

Der calculirende Fuchs. Ein Jäger auf dem Harz, der eines Morgens Wache hielt im Forste, bemerkte einen Fuchs, der sich vorsichtig einem alten dicken Baumstumpfe näherte. Als er nahe genug war, machte er einen beherzten Sprung bis auf den Kopf des Stumpfes. Hier sah er sich ein Weilchen um, als wollte er die schöne Aussicht genießen, und sprang dann wieder herab. Diese gymnastische Uebung wiederholte er etwa fünfmal, ehe er davonschwänzelte. Aber schon nach einer Minute kehrte er zurück und zwar mit einem derben, tüchtigen Stück Eichenholz in der Schnauze. Mit dieser Last beschwert wiederholte er seine ritterliche Uebung, und zwar nicht nur zu meiner, sondern auch seiner eigenen Befriedigung, denn er ließ nach einigen glücklichen Repetitionen seine Last fallen, wickelte sich oben zusammen, legte den Schweif um sich und schien so auf seinen Lorbeeren ausruhen zu wollen. Stunden lang behielt ich ihn im Auge: er lag und blieb wie todt liegen. Ich war neugierig geworden und ließ mir den Gedanken nicht nehmen, daß Reinecke nicht blos zu seinem Vergnügen geturnt habe. Gegen Abend ward denn auch meine Neugier befriedigt. Eine wilde Sau kehrte mit ihrer Nachkommenschaft aus dem Dickicht in ihre Heimath zurück und zwar auf ihrem bereits sichtbar gewordenen Wege vor dem Baumstumpfe vorbei. Zwei von der unerfahrnen Nachkommenschaft waren etwa sechs Schritt hinter der Mutter und den andern Jungen zurückgeblieben und zottelten hinterher. So wie sie an den Stumpf kamen, sprang Reinecke wie ein Blitz vom Todtenschlafe auf, herunter und mit einem der beiden Ferkel wieder hinauf. Es kreischte und quiekte jämmerlich. Die Mutter kehrte wüthend um und grunzte und knurrte wie wahnsinnig an dem Stumpfe in die Höhe, um ihr Kind zu retten. Der Diplomat aber, seiner Sache und Festung gewiß, nahm diese Demonstrationen sehr kaltblütig auf und verzehrte seinen Schweinebraten vor den Augen der Mutter mit der größten Gemüthlichkeit und einer Art von raffinirten Tranchirkunst. Auf einmal schien's ihm zu viel zu sein, so daß er etwa die Hälfte seiner Beute übrig ließ und sicher legte, um dann mit der größten Unverschämtheit auf die tobende, wüthende Mutter herabzublicken, so malitiös, daß man hätte meinen sollen, er habe ein Glas in das eine Auge geklemmt. Die alte Sau zog sich endlich widerstrebend zurück, worauf auch Reinecke sich anschickte, in seine Festung Malepertus zurückzukehren.

„Souvenir de Kieff," eine Mazurka für Pianoforte, ist die neueste Composition des gefeierten Pianisten Schulhoff, sein Op. 39. Das Stück eignet sich ganz besonders zum gesellschaftlichen Vortrag, indem es den charakteristischen Ausdruck und rhythmischen Reiz der Mazurka mit Feinheit des Geschmacks und einer leichten Brillanz vereinigt. Das keck auftretende Thema muß jeden Mazurkatänzer elektrisch durchzucken; der Mittelsatz bildet in seinen weicheren, gleichsam schwebenden Bewegungen einen guten Contrast, welcher durch einige kokette Läuferguirlanden in das Thema zurückführt, um mit einer rauschenden Coda pompös abzuschließen. Die Technik ist keine schwierige; pikante Accentuation und Grazie des Vortrags sind hauptsächlich erforderlich zur entsprechenden Wirkung dieser Mazurka, die schnell zu allgemeiner Beliebtheit gelangen wird.

Zur Beachtung!

Um mehrfach an uns ergangenen Anfragen mit einem Male zu begegnen, theilen wir den Abonnenten mit, daß der Titel nebst Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs 1854 bereits in der ersten Woche Januar an alle Buchhandlungen und Postämter versandt wurde.

Für diejenigen Abonnenten, welche sich die „Gartenlaube 1854" einbinden lassen, bemerken wir nochmals, daß durch uns höchst geschmackvolle Decken mit Golddruck nach eigens dazu angefertigter Zeichnung zu beziehen sind; wir sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem höchst billigen Preise von 13 Ngr. zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Erscheint jede Woche 1 Bogen.

Illustrirte Ausgabe. Jährlich 52 Nummern. Mit Beiträgen. Preis für das Vierteljahr 1 Mark.

Leipzig, 1874.

Ernst Keil's Verlag.

Nachdruck der Artikel dieser Zeitschrift ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

„Ach, edler Meister van Eyk*, seht mein schlechtes Werk nicht an!“

Aber der hochberühmte Maler hatte sich über die Zeichnung gebeugt und betrachtete sie lange und aufmerksam. Dann wandte er sich zu dem aufgeregten Knaben, der aufgesprungen war und mit glühenden Wangen neben ihm stand, und fragte ernst:

„Wie heißt Du?“

„Hans Hemmling**.“

„Hans Hemmling — willst Du mein Schüler werden?“

Da rang sich ein wilder Schrei des Entzückens aus der jungen Brust, mit überströmenden Augen rief der Knabe fast krampfhaft:

„Ja — ja — ich will!“

Die Stimme brach ihm aber, er faßte des Meisters Hände und drückte sie fest an sein laut klopfendes Herz.

Der alte Bauer nahm seinen breitgeränderten Hut langsam ab und sagte:

„Nun habe ich ihn doch untergebracht, den Taugenichts, Dank Euch, Meister van Eyk! Hans hat von Euch geträumt Tag und Nacht und mir dabei Wände und Tische geschwärzt. Bei Euch wird er gut thun! — Aber, Hans, bedanke Dich zuerst bei Mafraw Vandermer.“

Die aber war fortgerannt und van Eyk ging auch langsam weiter, die Leute verliefen sich, der lange Hans verkaufte seine Gänse, der braunlockige Gesell allein stand regungslos mit gefalteten Händen da und wiederholte sich immer und immer wieder die Zauberworte:

„Hans Hemmling, willst Du mein Schüler werden?“

Die Zeit floß sanft weiter. — Hans Hemmling wohnte im Hause des Meisters Johannes van Eyk und war der fleißigste und geschickteste aller seiner Schüler. Der große Maler stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Er war erst seit wenigen Jahren von Gent zurückgekehrt nach Brügge, in ersterer Stadt hatte er in Verein mit seinem Bruder Hubertus und seiner Schwester Margarethe, dieser hohen Künstlerin, eine Kapelle in der Johanniskirche gemalt. Der Tod zerriß grausam den schönsten Geschwisterbund, Hubertus erkrankte kurz nach Beginne des Altarblattes und starb, und die edle Jungfrau, Margarethe, folgte ihm nach wenigen Monden. — Den tiefen Kummer des Ueberlebenden linderte nur die heilige Kunst, die ja zu allen Zeiten ein unversiegbarer Trostquell für alle Schmerzen der Erde gewesen. Er lebte fortan nur schaffend und lehrend in Brügge, aber nur einer kleinen Anzahl von Schülern wurde die Segnung seiner Unterweisung zu Theil. Unter ihnen wurde Hans Hemmling gar bald van Eyk's Liebling. Sein wunderbares Talent zur Miniaturmalerei entzückte den Meister. Der Jüngling machte riesenhafte Fortschritte und bald kannte man seinen Namen, und vornehme Kunstfreunde ließen sich die Blätter ihrer auf Pergament geschriebenen Gebetbücher von ihm verzieren. Endlich wurde es gar Mode, eine Blume oder Arabeske, eine Landschaft oder eine Heiligengestalt von Hans Hemmling gemalt zu besitzen, und weltliche wie geistliche Fürsten ließen sich ganze Gebetbücher von ihm ausmalen und bezahlten ihm was er verlangte. Bescheiden nahm der junge Maler solche Auszeichnung hin, mit erhöhter Dankbarkeit sich seinem weisen und gütigen Lehrer zuwendend.

Da begab es sich eines Tages, als der Jüngling in der Liebfrauenkirche kniete, daß dicht neben ihm ein junges Mägdlein sich betend niederwarf. Das Malerauge verfolgte mit Wohlgefallen die reinen Linien des kindlichen Profils, die weiche demüthige Neigung des Hauptes, die schönen Formen des Nackens und der Arme — und mit der inbrünstigen Andacht war's für diesmal vorbei. Hans Hemmling stand auf als das Mägdlein sich erhob, wandelte hinter ihr her aus der Kirche, folgte ihr durch viele Straßen wie im Traume und blieb mit ihr vor einem kleinen Hause stehen. Als sie den schweren Klopfer der Thür niederfallen ließ, — da erst hob sie den Kopf und schaute voll und gerade in Hans Hemmling's Gesicht. Es waren zwei blaue engelliebe Augen, die dem jungen Maler tief, tief in's Herz schauten. Und da blieben sie stehen wie zwei helle Sterne und strahlten ihn an Tag und Nacht im Wachen und Traume. In alle Engelsköpfchen, die fortan Hans Hemmling malte, stahlen sich diese Augen — die Ruhe seines Herzens war nun dahin für ewig. — Wohl zu hundert Malen ging er an ihrem Hause vorüber ohne mehr zu gewahren als die Spitze der schwarzsammetenen Haube, die das Mägdelein trug und ein Stückchen ihrer schweren blonden Flechten. — Aber erste Liebe ist genügsam wie ein Kind, die unscheinbarsten Dinge beglücken sie: — die Spur des zarten Fußes im Sande, der Saum des Gewandes, eine Bewegung der Hand, ein Seufzer, ein Blick, ein Erröthen, ein Lächeln — das war so von Uralters her und wird immer so sein. — An den Sonntagen nun sahen sich der Jüngling und das schöne Mädchen aber gewißlich, — und eines Tages grüßten sie sich, und dann gab Hans Hemmling dem lieblichen Frauenbilde eine Strecke Weges das Geleit, und endlich redeten sie wenige Worte miteinander — Beide Anfangs so scheu und kindlich-zaghaft. — Nach und nach wurden sie muthiger und redeten länger, und so vernahm er von ihr, daß sie das einzige Töchterlein einer gichtkranken Wittwe sei, und die heftige und strenge Mutter ihr keinen andern Ausgang gestatte, als den zur sonntäglichen Messe. Sie müsse einsam leben Tag für Tag, sagte sie, und sähe gar selten ein menschlich Angesicht. — Und leise weinte sie als sie so sprach. — O, wie da des jungen Malers Herz litt bei ihren Thränen. Er sah die schönste der Rosen unbewundert verblühen, welken — sterben — und er faßte zur Stelle den Plan, um die Geliebte zu werben bei der strengen Mutter. Würde sie ihm ihr holdselig Töchterlein anverloben, so wollte er sich seinem Lehrer und Freunde entdecken, und der müßte helfen und rathen — meinte er. — Davon sagte er aber der Geliebten nicht ein einziges Wort.

Und als etwa ein halber Mond vergangen und der Frühling eben die Augen aufschlug — da stand Hans Hemmling eines Sonntags Nachmittag vor dem wohlbekannten Hause und klopfte. Eine alte Magd öffnete und fragte nach seinem Begehr. Da fiel's ihm urplötzlich schwer auf die Seele, daß er nicht einmal den Namen des Mädchens wisse, das er zum Weibe begehren wollte, und er erröthete heiß und gab unverständliche Antwort. Die Schwerhörige aber führte ihn durch das saubere kleine Vorhaus, die schmale teppichbelegte Treppe hinauf, klinkte eine Thür auf und der junge Maler stand in einem gar zierlichen Gemach. Die holzgetäfelten Wände glänzten, auch das künstliche Schnitzwerk an den hohen Sesseln und die Messingknaufe und das Geländer am Kamin. Am blanken Fenster standen Scherben mit Tulipanen und Hyacinthen, und die Mädchenblume stand davor und erblaßte und fuhr mit der Hand nach dem wild pochenden Herzen, als sie den Geliebten erkannte. Am Kamin aber saß eine alte dicke Frau in großblumiger, bauschiger Damastrobe und weißer steifer Haube. — Hans Hemmling trat verwirrt näher, legte gesenkten Blicks der Alten ein Päcklein auf den Schooß und sagte leise:

„Hier habe ich Euer holdseliges Töchterlein conterfeyt, ich schenke es Euch — aber gebt mir dafür das lebende Kind zum Weibe!“

Die Frau erhob sich erstaunt — beugte sich vor — schrie laut auf — und ließ das wunderfeine gemalte getreue Bildniß des Mädchens auf den Boden fallen. — Entsetzt schlug jetzt der Maler die Hände vor sein Antlitz — er hatte Mafraw Vandermer erkannt. Zitternd vor Wuth trat sie ihm näher und eine Fluth von Zornreden strömte von ihren Lippen. Weinend stürzte die Tochter zu ihr hin.

„O, Schande über Dich und Deinen Buhlen, Ursula,“ schrie sie gellend, „hast immer geredet von einem sittsamen Jüngling, hast mir erzählt von seinen sanften Augen und seinem edlen Wesen — und bringst mir den — den da in's Haus! Weißt Du, wer der ist? 'S ist jener verwegene Bauerjunge, der vor vier Jahren Deine ehrbare Mutter auf öffentlichem Markte vor allen Leuten beschimpft! — Nun will er auch Dich beschimpfen, der Farbenkleckser, der Pinselmann und freit um Dich. — Aber das soll ihm doch nicht glücken. Ursula ist zu gut für eines dammer Bauern Magd, und Ursula folgt keinem Manne, der einst ihre Mutter so schnöde verhöhnt! Ich sage Euch, sie wird nicht, sie darf nicht! — Und wenn sie diese Worte vergessen sollte, so wird mein Fluch sie aus dem Grabe noch treffen. — Da seht — seht — wie viel Eure Kunst mir werth ist!“

Sie nahm die feine Holzplatte, auf deren dunkelm Grunde

---

* Johann van Eyk, Erfinder der Oelmalerei, der Perspective und Luftmalerei, einer der größten Meister der alten niederländischen Schule.

** Berühmtester Miniaturmaler der niederländischen Schule, nach Einigen in Damm bei Brügge geboren, nach Andern in Constanz in der Schweiz.

leuchtend wie ein Engelbild die Gestalt des Mägdleins sich abhob im braunen faltigen Gewande, den Rosenkranz in den Händen, den Blick gesenkt und das Goldhaar gelöst — und warf sie in das Feuer, wo sie prasselnd auflederte und verging.

Da zuckte der Jüngling auf — warf stolz das Haupt empor, stürzte auf die Geliebte zu, umfaßte sie verzweifelt wie zum ewigen Scheiden, küßte ihre bleichen Wangen — und stürmte fort zum Hause hinaus.

Hans Hemmling kehrte nicht in das Haus seines geliebten Lehrers zurück — man sah ihn seit jenem Tage nicht mehr in Brügge, er war und blieb verschwunden, umsonst forschte Johannes van Eyk in tiefer Trauer nach seinem Liebling. Niemand vermochte Kunde von dem Jüngling zu geben, und der große Meister beweinte ihn als einen Todten.

Die Zeit eilte weiter. Trübe wilde Jahre kamen, Jahre voll Kampf und Zwietracht, Noth und Krieg. Karl der Kühne zog mit ungeheurer Heeresmacht gegen die Schweizer, die Schlacht bei Murten wurde geschlagen, eine Schreckensscene verdrängte die andere, bis endlich nach der unglücklichen Schlacht von Nancy 1477 den 6. Januar der blutige Vorhang fiel. — Die Schaaren des Fürsten wurden geschlagen und zerstreut, kranke, krüppelhafte Gestalten irrten nun mitten im härtesten Winter von Land zu Land. — Da wankte auch an einem stürmischen Abend ein gebeugter lumpenumhüllter Krieger durch das Thor von Brügge. Aber nur wenige Schritte trugen ihn noch seine Füße, von Hunger und Kälte erschöpft, stürzte er ohnmächtig zusammen. Gutmüthige Bürger hoben ihn auf und schleppten ihn in das näheliegende St. Johannishospital zu den barmherzigen Schwestern. Sanfte Hände nahmen ihn in Empfang, sanfte Augen schauten ihn an. Als man ihn aber in den großen Krankensaal brachte, sank eine der unermüdlichsten jener stillen Gestalten, die dienstthuende Schwester Ursula plötzlich bewußtlos zusammen. Nach einem geheimen Gespräch mit der Oberin hatte man ihr jedoch nachher die Pflege des Schwerkranken allein übertragen. Ja krank — sehr krank war der Fremde, viele Tage lang lag er ohne Besinnung, dann kam eine Periode heftigster Seelen- und Körperschmerzen, wo er wild aufschrie und sein Leben verwünschte; aber da sprach eine wunderliebe Stimme besänftigend ihm zu, und ein bleiches müdes Angesicht neigte sich mit zärtlichem Lächeln über ihn. Und dann redete er von blauen Engelsaugen, nannte längst verschollene Namen, und hielt Zwiegespräch mit dem todten Meister van Eyk und der schönen Ursula Vandermer. Als aber endlich des Kranken Sinn klar geworden, da feierten zwei Menschenherzen eine jener seligen Minuten, an denen die lieben Engel im Himmel ihre Freude haben. — Hans Hemmling und die getreue Ursula erkannten sich wieder. — Wohl waren sie Beide alt geworden, aber ihre Herzen waren jung geblieben, und aus beider Augen schaute noch die Jugendliebe wie ein Stück Frühling. Und diese Liebe that jetzt noch größere Wunder als damals: der Kranke erstarkte von Tag zu Tage und konnte bald wieder sich aufrichten von seinem Schmerzenslager. Da verlangte er Pergament, Farben und Pinsel und malte in wunderfeiner Weise auf matten Goldgrund ein Blatt für das Gebetbuch seiner frommen Pflegerin. Vögel und Blumen, Arabesken und liebliche Engelsköpfe waren sinnig mit einander verflechten und verwebt, und die Farbenpracht der zarten Malerei war zauberhaft. Das Blatt ging von Hand zu Hand, wanderte von einem zu dem andern, zu Hoch und Niedrig und mit frohem Staunen, mit dankbarer Freude erkannten die Bewohner Brügge's an der Art der kunstvollen Malerei ihren unvergeßlichen, vielbetrauerten Hans Hemmling wieder. Da gab es großen Jubel, man drängte sich danach, ihn zu sehen, die angesehensten Bürger boten ihm eine Freistatt an in ihrem Hause, vielfache Bestellungen zu größerer und kleineren Malereien kamen für den berühmten Meister. Der aber lehnte alles ab und blieb im St. Johannishospital, allwo er seines Herzens erste heiße Liebe, um deretwillen er sich in das wüste Kriegerleben gestürzt, wiedergefunden. Aus Dankbarkeit für das friedvolle Asyl der Geliebten, in das sie sich noch vor dem Tode der Mutter geflüchtet — schmückte er die heiligste Reliquie des Klosters, den Kasten, der die Gebeine der heiligen Ursula enthielt, mit vierzehn der prachtvollsten Miniaturgemälde. Jene Ursula war der Sage nach eine junge wunderschöne Prinzessin, die mit zehntausend edeln Jungfrauen nach Köln zog, um daselbst den Märtyrertod zu Ehren ihrer heiligen Religion unter dem wilden Christenverfolger Maximian zu erleiden.

Der Reliquienkasten der Heiligen, der die Form einer kleinen Kirche, sogenannten Basilika hat, ist noch heutigen Tages der Stolz Brügge's und durch die Hemmling'schen Malereien eines der hochberühmtesten Kunstwerke. Johanna Schoppenhauer in ihrem Werke: Johann van Eyk und seine Nachfolger, schildert diese Gemälde als ein Weltwunder von Schönheit und Farbenpracht und mit vollem Recht. Alle Bilder beziehen sich auf die Geschichte der Heiligen, und eines der Giebelfelder trägt ihr Bildniß. Engelhaft schön und hoch erscheint sie da in ihrem ausgebreiteten Mantel die fromme Königstochter, reizendes Weib und Heilige zugleich. Ihre Augen aber gleichen jenen blauen, sanft schimmernden Sternen, deren Licht nun einmal alle Schöpfungen des Meisters verklärte. Das zweite Giebelfeld zeigt die hehre Himmelskönigin Maria mit dem göttlichen Kinde. Ihr zu Füßen kniet eine schlanke, demüthige Nonnengestalt, es ist Ursula, die Jugendgeliebte, ein bleiches, vergeistigtes Angesicht, auf dessen Wangen schon die weißen Rosenknospen himmlischen Friedens stehen. Und die Engel pflückten sie bald, diese Rosen. — Ursula's stilles Leben erlosch, nachdem ihr langes demüthiges Hoffen Erfüllung gefunden und sie den Geliebten noch einmal gesehen. Die Ausschmückung des Ursulakastens war noch ihre letzte Freude, mit hohem Entzücken verfolgte sie jeden Pinselstrich, und als sie so schwach wurde, daß sie sich nicht mehr aufzurichten vermochte von ihrem Lager, malte Hemmling in ihrem Krankenzimmer. Das letzte der vier Medaillons, in welchen vier liebreizende Engel mit Saitenspiel die Heilige feiern, war vollendet, da hauchte die frömmste aller Schwestern, die sanfte, stille Ursula ihre reine liebende Seele aus.

Den tiefgebeugten Meister Hemmling litt es aber ferner nicht mehr in Brügge, er vollendete nur noch die beiden begonnenen Altarbilder für die Klosterkirche und zog dann, lebensmüde, nach Löwen. Hier lebte er mehrere Jahre wie ein Einsiedler und malte jene kostbaren größeren und kleineren Bilder, die man leider nur einzeln zerstreut in wenigen öffentlichen Gallerien und meistens in Privatsammlungen findet. Als im Jahre 1794 der junge Philipp von Spanien bei seiner Huldigung als Herzog von Brabant auch nach Löwen kam, hörte er von der großen Kunst des menschenscheuen Meisters und suchte ihn auf. Entzückt von seinen Werken, bat Philipp den Maler, ihn nach Spanien zu begleiten, und Hemmling ließ sich auch nach langem Sträuben wirklich entführen. — Dort aber in dem Lande der Granatbäume und Pinien, unter dem glühenden Himmel Hispaniens trieb ihn unendliches Heimweh und sein müdes Herz in das Karthäuserkloster von Miraflores. — Er fand dort Frieden. — Sein Grab liegt mitten unter den Ruhestätten der stummen Brüder des ernsten Ordens, und die hohen Oelbäume des Klostergartens rauschen dem Fremdling sanfte Wiegenlieder aus der fernen Heimath.

Eine Spielbank.

Von R. T—sch.

Die preußische Regierung hat in neuester Zeit beim deutschen Bundestage auf Aufhebung der Spielbanken angetragen. Bereits im Jahre 1845 wurde darüber verhandelt, die Beschlußfassung aber blieb dem Jahre 1849 vorbehalten. — Die Zeiten ändern sich! Executionstruppen rückten damals in Homburg ein, die Schließung zu vollziehen, und jetzt spielt man schon seit langer Zeit wieder in verdoppeltem Maßstabe. — Ich will mich nicht im Allgemeinen über das Verdammenswerthe dieser Spielhölle ergehen, sondern nach meinem Reisetagebuche einfach erzählen, was ich an Ort und Stelle sah und hörte.

Auf einer Reise in die Rheingegenden besuchte ich auch Homburg. Eine liebe Familie, bei der ich durch einen Freund einge-

führt wurde, wußte mich längere Zeit zu fesseln, als ich ursprünglich in meinem Reiseplane bestimmt hatte, und mit großer Freude gedenke ich noch heute der schönen Tage, die ich am Fuße der lieblichen Gebirgskette des Taunus verlebte. Am Morgen erging ich mich in den schönen Anlagen am Elisabethbrunnen, des Nachmittags wurde zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuß eine größere Excursion in die reizende Umgegend unternommen und der Abend führte mich in das Kurhaus. Seine Säle sind mit fürstlicher Eleganz ausgestattet. Herrliche Fresken und geschmackvolle Bildhauerwerke von münchner Künstlern, Verzierungen von Gold und Marmor, schön ornamentirte Säulen, kostbare Wand- und Kronleuchter treten dem Beschauer mit würdevoller Anmuth entgegen, und suchen sich in das beste Licht zu stellen. Gleichwohl ließ mich das Alles so kalt. Es durchschauerte mich ein Frösteln und es war mir nicht anders, als sähe ich an den blitzenden Marmorfeldern der Wände helle Thränen und als hörte ich überall bange Seufzer und dumpfes Klagen.

Ich trat in den Spielsaal ein. Am Roulette wurde flott gearbeitet. Die Croupiers in eleganten Fracks, mit großen Manschetten und einer Menge Ringen angethan, suchen durch äußern Glanz zu ersetzen, was ihnen an innerem Gehalte abgeht. Als Friseurs, Kellner oder Lohndiener aus Frankreich herüber gekommen, helfen sie sich jetzt mit der Krücke besser durch die Welt, als früher mit Brenneisen oder Serviette. Vor ihnen glitzert helles Gold und neues Silber aufgethürmt in wohlgeordneten Schichten, und wie sich um den großen Lockvogel eine ganze Schaar kleiner Waldvögel drängt, so umringen die goldenen Thürme die glänzenden Goldstücke und bescheidenen Gulden des spielenden Publikums und die Meisten — bleiben auf der Leimruthe sitzen. Mehr als vierzig Personen betheiligten sich heute am Spiele, gleichwohl herrschte eine beinahe lautlose Stille, die nur durch das Rollen der verhängnißvollen Kugel oder durch das Klingen der Münzen unterbrochen wurde. Herren und Damen von allen Altersstufen und von den verschiedenartigsten europäischen Nationen brachten ihre Tribute. Ein englischer Lord, Spieler von Profession, saß ernst und verschlossen in der Nähe der Croupiers. Mit ungetheiltester Aufmerksamkeit verfolgte er jede ihrer Manipulationen, aber seine Gesichtszüge zeigten eine gleiche marmorne Unbeweglichkeit, mochte er hundert Louisd'ors verlieren oder eine ebenso große Summe gewinnen. Ihm gegenüber stand sein Gegenstück, ein beweglicher junger Franzose. Sein blasses Gesicht überflog bei jedem entscheidenden Momente eine fieberhafte Röthe, die zusammengekniffenen Lippen zuckten, sein kleines, stechendes Auge irrte unstätt auf dem grünen Tische umher. Er spielte mit entschiedenem Unglück. Er verdoppelte, er verdreifachte seinen Satz, er versuchte alle Felder, alle Ziffern, nirgends aber war ihm seine Göttin hold. Endlich eine kurze Pause — eine stumme Frage an sich selbst — ein kühner Griff und — er setzte seine letzte Summe, zweihundert Louisd'ors, auf das betrügliche grüne Tuch. Einen Augenblick darauf waren sie der Krücke des kalten Croupier verfallen, und er selbst verließ, ohne auch nur der geringsten Theilnahme sich getrösten zu können, die Hölle, um vielleicht in eine andere ..... Doch hinweg mit solchen Bildern.

Ein neuer Gast ersetzt die verlassene Stelle. Ein Handwerksbursch, ein Schneider seines Zeichens, war von dem Glanze der prächtigen Säle gelockt, mit schnellem Schritte in dem Spielsaale eingedrungen. Die goldbordirten Portiers, die sonst nur dem anständig Gekleideten den Eintritt gestatten, hatte er durch sein sicheres, ungenirtes Auftreten zur völligen Passivität gebracht und er behauptete jetzt seinen Platz wie irgend einer. Das Spiel schien ihm zu gefallen. Mit gemächlicher Ruhe überblickte er das Schlachtfeld, und endlich überkam ihm die Lust, selbst mit zu kämpfen.

„Was kost's, wenn man halt mitthun will?" ging er gemüthlich fragend seinen Nachbar an.

„Einen Gulden!" lautete dessen halb verächtliche, halb schelmische Antwort.

„A Gulden, das ist halt a viel Geld," brummte er leise vor sich hin, „müssen's aber doch a mal versuche" — und damit griff er in die Tasche, zog einen langen baumwollenen Beutel heraus und zählte für sich in aller Seelenruhe, ohne nur im Geringsten auf die neben ihm stehende feine Welt zu achten: „1 Kreuzer und 2 Kreuzer thut 3 Kreuzer und 4 Kreuzer thut 7 Kreuzer" — und so zählte er eine schwere Hand voll zusammengefochtener Kupfermünzen, bis er 60 Kreuzer zusammengebracht hatte. Mit einem Heldenblicke warf er diese seine Kerntruppen auf das Feld mit der größten der geschriebenen Zahlen, auf Nr. 36 und rieb sich dann, selig schmunzelnd, die erleichterten Hände. Das Echo des gewaltigen Niederschlags war ein lautes Lachen und Kichern der versammelten Menge und die servilen Kreaturen mit den Krücken lachten mit. Dann warf einer der Croupiers das schwarze Kupfer auf die Seite und setzte dafür einen blanken, schönen Gulden. Die Kugel rollte und — zwei Secunden später glänzten auf der glücklichen Nummer des Schneiders neben dem seinigen noch 36 nagelneue Silberstücke. Alles blickte das Glückskind an, Jeder meinte jetzt in seinen Gesichtszügen den Affekt der Freude am Sichersten studiren zu können; doch sein Antlitz blieb unbewegt und mit höchst gelassener Ruhe erwiederte er die auf ihn gerichteten Blicke. Viele Felder wurden unterdessen von Neuem besetzt, die Croupiers riefen ihr: „le jeu est fait!" — und eben sollte das neue Rennen beginnen: da erbarmte sich noch zur rechten Zeit ein getreuer Nachbar des mit seinem Glücke unbekannten Schneiders, indem er ihm in's Ohr raunte: „Da laßt's doch nicht stehen, es geht Euch ja wieder verloren, das Geld ist Euer!" Aber das letzte Wort hören und seine gewonnenen Gulden und dazu alle nur erreichbaren hier und da aufgepflanzten Geldstücke in den Hut hineinschieben, — das war Alles Werk nur eines Augenblicks und ebenso schnell sprang er spornstreichs zum Saale hinaus. Die ganze Versammlung blickte versteinert nach der Thür, unter welcher er verschwand und Niemand dachte daran, ihm nachzueilen und ihm seinen Irrthum begreiflich zu machen. Das Unerwartete der Scene hatte Augen und Füße zum Stillstehen gebracht und das allgemeine Gelächter, das dem Schweigen der Ueberraschung folgte, bewies deutlich genug, daß die betreffenden Spieler mit ihren paar Gulden, die in des Schneiders Hut herabgerollt waren, das Komische der Situation sehr gern bezahlten. Doch die wahrhafte Herzensfreude ist an einer Spielbank von nicht langer Dauer. Die Gesichtszüge der Spieler fanden sich recht bald wieder in ihre richtigen Verhältnisse und zeigten die Glut der Leidenschaft oder das Eis kalter Berechnung.

Am Auffälligsten erschien mir jetzt eine französische Marquise. Ihr Alter suchte sie hinter den rothen Bändern des geschmackvollen Häubchens zu verbergen, weniger wollte es ihr gelingen, die Gefühle zu verheimlichen, die die verschiedenen Chancen des Spiels in ihr hervorriefen, und das Lächerlichste war jedenfalls die Art und Weise, mit der sie diese den Croupiers gegenüber äußerte. Gewann sie, dann blickte sie unter freundlichem Zunicken mit dem süßesten Lächeln auf den Lenker der glückbringenden Kugel, verlor sie aber, dann ruhte ein Auge mit zwanzig Ahnen, ein Blick der zermalmenden Verachtung auf der bekrückten Kellnerseele. In dieser letzten Haltung war sie heute nur zu häufig zu bewundern; denn sie theilte das Schicksal ihres unglücklichen Landsmanns, dem man bereits die Taschen völlig geleert hatte.

„Die arme Marquise!" sagte mir mein Freund heimlich in's Ohr, „sie verliert heute ihren letzten Bedienten. Beim Beginne der Saison traf sie in glänzender Equipage, mit zwei Gesellschafterinnen, drei Dienern und diversem weiblichen niederen Dienstpersonale in Homburg ein, bis jetzt hat sie von allem Dem nichts weiter als einen alten Diener, und ich wette darauf, sie bekommt morgen von der Spielbank ihre zehn Louisd'ors Reisegeld, um, wenn auch sehr erleichtert, doch wenigstens unbehindert ihr Vaterland erreichen zu können."

Ich war des Treibens müde und veranlaßte daher meinen Begleiter, den Spielsal zu verlassen.

„Nur einige Augenblicke verweilen Sie noch!" flüsterte mir dieser zu, „soeben kommt ein unglückliches Opfer dieser Hölle, dessen Anblick mich stets mit Trauer und Wehmuth erfüllt. Das Weitere erzähle ich Ihnen draußen in freier, frischer Luft." Dabei lenkte er meine Aufmerksamkeit auf eine Persönlichkeit, die mir Zeit meines Lebens unvergeßlich sein wird. Ich erblickte einen langen, hagern Mann in dem mittleren Lebensalter. Sein Gesicht war bleich, die Augen starrten ohne Ausdruck und unbeweglich nach den goldenen und silbernen Bergen auf dem Spieltische, seine Haltung war gebrückt, fast gebrochen. Mit dem Anstriche der Gewohnheit zog er einen Gulden aus der Tasche und setzte ihn auf noir. Die Kugel lief und — der Gulden gehörte der Bank. Ohne auch nur im Geringsten einen Zug des Aergers oder des Hohns oder irgend eines andern Gefühls durch seine Mienen zu erkennen zu

Das Caſtell der Semiramis in Wan.

geben, wandte ſich der Räthſelhafte der Thüre zu. Wir, mein Begleiter und ich, thaten das Gleiche.

„Dieſer Mann, der ſoeben den Spielſaal verließ," erzählte mir jetzt mein führender Freund, „iſt von Hauſe aus ein ehrbarer Handwerker. Er arbeitete in einem benachbarten Landſtädtchen mit Glück und Geſchick und erfreute ſich eines ziemlichen Wohlſtandes. Ein braves Weib und drei liebe Kinder theilten mit ihm in anſpruchsloſer Weiſe den Segen ſeines Fleißes. An einem Sommerſonntage ging er mit den Seinen nach Homburg, und an dieſem Tage legte er im Glücke den Grund zu ſeinem jetzigen namenloſen Elende. Die Geſchichte iſt kurz. Er ging in den Kurſaal, um dem Spiele zuzuſehen, verſuchte ſelbſt auch einen Gulden, gewann in beinahe beiſpielloſer Weiſe und kehrte am Abende mit einer beträchtlichen Summe voll Jubel und Freude in ſein beſcheidenes Städtchen zurück. Sie errathen ſelbſt, daß ihn der nächſte Sonntag von Neuem zum grünen Tiſche führte, und es ging ihm auch diesmal ſo ſehr nach Wunſche, daß er meinte, er habe nun die Schrift ſeines Schickſalsbuchs verſtanden. Er ſpielte jetzt auch in den Wochentagen, und in kurzer Zeit war er ein Mann von 60,000 Gulden. Sein noch wachender Engel führte ihn zu ſich ſelbſt zurück. Er ließ jetzt ab vom Spiele, kaufte ſich ein Haus, betrieb ſein Gewerbe im größeren Umfange und verlebte ein glückliches und ſegensreiches Jahr. Wie es aber den Meiſten ergeht, die ſich einmal einer Leidenſchaft ergeben haben, ſo erging es auch ihm. Die Leidenſchaft erwachte von Neuem, und wie vom Schlummer gekräftigt, erfaßte ſie ihn mit doppelter Stärke. Er ſpielte wieder und von jetzt an mit ebenſo entſchiedenem Unglücke, als er früher glücklich geweſen war. Er verlor ſein Haus, ſein Vermögen, damit ſeinen Credit, und was das Schlimmſte war, ſeine ſittliche Kraft und ſeinen Verſtand. Die Menſchen haßte er, und gegen die Seinigen, die er ehedem von ganzer Seele liebte, wurde er Tyrann. Sein Weib lebt jetzt getrennt von ihm, die Kinder gehören der Mutter, er ſelbſt aber wendete ſich in eine benachbarte große Stadt, um unbemerkter zu bleiben. Hier arbeitet er nun für ſpärlichen Tagelohn vom frühen Morgen bis zum ſpäteſten Abend, ißt trocknes Brot und wohnt unter dem kalten Dache in

einer elenden Kammer. Muß er doch jede Woche noch zwei blanke Gulden zurücklegen!"

„Für Weib und Kinder?" — unterbrach ich meinen Erzähler.

„O, wenn es dazu geschähe, dann könnte er noch gerettet werden! Doch schon lange denkt er nicht mehr an die verlassenen Seinen. Ein böser Traum hat ihn gelehrt, daß ihm sein Glück auf schwarzem Grunde blühe. Jeden Sonntag und jeden Donnerstag erscheint er daher, ermattet von Entbehrung, matter noch durch den dreistündigen Weg, im Kreise der Spieler und wirft gewohnheitsmäßig seinen Gulden auf noir. Verliert er ihn, dann geht er, wie Sie ihn gesehen, augenblicklich davon, um seinen beschwerlichen Rückweg anzutreten; gewinnt er aber, dann läßt er das Gewonnene und den Einsatz stehen und treibt dies so lange, bis die Teufelskrücke des Croupier das Feld ihm räumt. Der Blödsinnige lebt des irren Wahns, daß er auf diese Weise sicher einmal seine 60,000 Gulden wieder gewinnen werde."

Unterdeß hatten wir mein Gasthaus erreicht. Ich ging in den Speisesaal zum Souper und überblickte im Geiste noch einmal das eben Gesehene und Gehörte. Am Längsten verweilte meine Seele bei dem unglücklichen Irren, der jetzt in dunkler Nacht seiner öden Kammer zuschritt, und ich hätte vielleicht noch lange mir sein Bild vorgehalten und noch lange seiner Sorgen und Mühen um die zwei Gulden gedacht, die er nächste Woche als Sold der Leidenschaft einzeln wieder hierher bringen muß — hätte mich nicht plötzlich das Knallen der Champagnerpfropfe zu mir selbst geführt. Beamte der Spielbank ergötzten sich beim schäumenden Nectar, sich erfreuend ihres Glücks und süß hinträumend in bacchantischer Lust. Nur einen Traum verstanden sie nicht oder sie wollten ihn nicht verstehen: den Traum vom Glück auf schwarzem Grunde.

Das Castell der Semiramis in Wan.

Mit Abbildung.

„Der traurige Zustand der türkischen Armee in Asien, bei welcher ich, wie Ihnen bekannt, gleich vielen andern Europäern Dienste nehmen wollte, schreibt uns ein junger Freund, den die Kriegslust nach dem Orient getrieben, verleidete mir den Aufenthalt im Hauptquartiere gar bald, und Sie werden sich darum nicht wundern, wenn Sie erfahren, daß ich meinen Wanderstab weitersetzte, ebensowenig, daß hier, in dem sagen- und alterthümerreichen Lande die Lust an meine Lieblingsstudien neu erwachte. Bekanntlich soll hier die erste Stadt der Welt gebaut worden sein, und zwar von Noah. Die Armenier nennen sie Nachitschiwan (das erste Niedersteigen oder Landungsplatz), und Noah baucte sie mit seinen Kindern, nachdem sie die Arche auf dem Ararat verlassen hatten. Auch Eriwan, Aguri u. a. Städte versetzt die Ländersage in die Zeit Noah's zurück.

Ich reiste zuerst von Fars nach dem schönen See von Wan zu, der so groß sein mag wie das Marmor-Meer und zwei Inseln umspült, auf denen große armenische Klöster gebaut sind. Der Weg zieht sich lange an dem blauen kleinen Meere hin, das leider nicht von Schiffen und Böten belebt ist wie in alter Zeit. Die Gegend ist so schön, daß ich den Reisenden vor mir beistimme, welche sie für die schönste in Asien erklären. Die Stadt Wan selbst liegt in einer großen Ebene, welche mit Dörfern und Gärten überstreut ist und an zwei Seiten von imposanten Bergen begrenzt wird, auf die man eine unbeschränkte Aussicht hat. Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist der kahle Felsen, der dicht neben der Stadt Wan mitten aus der Ebene schroff und allein emporsteigt, so daß man ihn für einen Bau von Menschenhand halten könnte, zu den ihn die Sage auch machen will.

Die große Königin Semiramis von Ninive soll ihn durch ihre Tausende von Sclaven haben aufbauen lassen. Das ist nun zwar sicherlich nicht der Fall; das Andenken an Semiramis hat sich aber in diesen Gegenden bis zum heutigen Tage erhalten, und unwahrscheinlich ist es nicht, daß sie das Castell auf dem Felsen, so wie die Stadt bauen ließ. Der größte Geschichtschreiber der Armenier, der gelehrte Moses von Chorew, spricht sehr ausführlich von der Anwesenheit jener berühmtesten Herrscherin des Alterthums in Armenien, von dem Entzücken, in das sie bei dem Anblicke des reizenden Landes gerathen, von den großartigen Bauten, die sie da ausführen ließ, namentlich von ihrem Palaste auf dem Felsen und den Sälen, Niederlagen von Schätzen, Gallerien u. s. w., in den harten Gestein. „An allen Wänden des Felsens ließ sie Inschriften eingraben, um ihr Andenken für die Zukunft zu bewahren," bemerkt er zum Schluß.

Diese Inschriften in Keilschrift sind noch heute erhalten, es ist aber sehr beschwerlich und gefährlich zu denselben zu gelangen. Unser unglücklicher Landsmann Schütz, der 1827 da war, wagte es, auf den Resten der Treppe, die sonst auf den Gipfel des Berges führte, hinaufzusteigen und die Inschriften zu copiren. Man muß an Ort und Stelle sein, um beurtheilen zu können, wie beschwerlich sein Unternehmen war, denn die Reste der Treppe sind schmal und bröckelich, die Felsenwand aber ist so steil und glatt, daß an ein Anhalten daran nicht zu denken ist, und die Inschriften befinden sich in einer Höhe von vielleicht hundert Fuß.

Die Citadelle, welche den Gipfel des Berges krönt, gewährt eine der herrlichsten Aussichten, war aber bis ganz vor Kurzem in dem traurigsten Zustande; erst in der neuesten Zeit hat man Einiges für sie gethan. Leider fehlt es ganz an Wasser oben, das auf dem Wege an der Nordseite des Berges hinaufgetragen werden muß. Bis vor den Ausbruch des jetzigen Krieges bestand die Besatzung aus einem alten Türken, welcher Niemanden ohne specielle Erlaubniß des Paschas hineinläßt und die Vertheidigungsmittel waren einige alte Kanonen auf zerbrochenen Lafetten. Dieser alte Vertheidiger der Citadelle hatte indeß den Auftrag, von Zeit zu Zeit eine der Kanonen zu laden und über die Stadt hinloszuschießen, damit die Bewohner derselben in dem Wahne erhalten würden, es befände sich eine furchtbare Geschützmacht da oben.

Ich sende Ihnen eine Bleistiftzeichnung dieser merkwürdigen Festung, die Sie vielleicht noch durch eine bessere in irgend einem englischen oder russischen Reisewerke befindliche Abbildung verbessern können. Morgen denke ich den Ararat zu besteigen und sämmtliche Merkwürdigkeiten des noch so unbebauten Armeniens zu besuchen. Auch an „Reisebildern" für Ihre Leser wird es nicht fehlen, ich müßte den Räubern oder Russen in die Hände fallen und das Leben oder die Freiheit verlieren."

Kulturgeschichtliche Bilder. *

6. Die Nahrungs- und Erwerbsverhältnisse.

Uebervölkerung! Massenarmuth! Pauperismus! so heißt das furchtbare Gespenst, dessen Alpdruck auf der modernen Gesellschaft lastet, das sich an die Fersen der vorwärtseilenden Civilisation heftet, und auf ihr stolzes Triumphgeschrei mit Jammertönen antwortet, das dem Menschenfreunde die Freude an den Fortschritten menschlichen Erfindungsgeistes, an den Siegen menschlicher Kunst über die lebenzerstörenden Kräfte der Natur, an dem blühenden Emporwachsen neuer Geschlechter vergällt durch den Gedanken, daß fast jeder dieser Fortschritte eine Menge fleißiger Hände außer Thätigkeit setzt und zahlreiche Familien ihres gewohnten Erwerbes beraubt, daß die längere Lebensdauer, welche der Mensch der Natur abringt, den sich immer dichter zusammendrängenden Existenzen mehr und mehr die Stätte ihres Daseins und die Gelegenheiten ihres Fortkommens verengt, und daß von

* Vergl. Jahrgang 1854, Nr. 32, 38, 42, 47, 52.

Bonnet, Bellevue, Evergreen, Fairview, Glenwood, Hillcrest, Lakeside, Maple, Oakland, Pleasant, Riverside, Sunset, Valley View, Washington, Woodlawn, Wyoming, Zion.

Cemeteries in Cities and Towns.

Cemeteries in cities and towns are usually named after the city or town in which they are located, as Cedar Rapids, Clinton, Davenport, Des Moines, Dubuque, Fort Dodge, Iowa City, Keokuk, Marshalltown, Mason City, Muscatine, Ottumwa, Sioux City, Waterloo.

Cemeteries in Townships.

Cemeteries in townships are usually named after the township in which they are located, as Allen, Bloomfield, Cedar, Clay, Concord, Franklin, Grant, Jackson, Jefferson, Liberty, Lincoln, Madison, Monroe, Pleasant, Union, Washington.

Cemeteries Named After Persons.

Cemeteries named after persons are usually named after the person who donated the land for the cemetery, as Brown, Clark, Davis, Evans, Fisher, Gibson, Harris, Jones, Kelly, Lewis, Miller, Nelson, Owens, Parker, Quinn, Reed, Smith, Taylor, Wilson.

Cemeteries Named After Churches.

Cemeteries named after churches are usually named after the church which owns the cemetery, as Baptist, Catholic, Christian, Congregational, Episcopal, Lutheran, Methodist, Presbyterian.

Cemeteries Named After Fraternal Organizations.

Cemeteries named after fraternal organizations are usually named after the organization which owns the cemetery, as Elks, Eagles, Masonic, Moose, Odd Fellows, Woodmen.

Cemeteries Named After Military Units.

Cemeteries named after military units are usually named after the military unit which owns the cemetery, as American Legion, Grand Army of the Republic, Veterans of Foreign Wars.

Cemeteries Named After Geographical Features.

Cemeteries named after geographical features are usually named after the geographical feature on which they are located, as Hill, Lake, Mountain, Prairie, River, Valley, Woods.

Cemeteries Named After Trees.

Cemeteries named after trees are usually named after the tree which grows in the cemetery, as Cedar, Elm, Maple, Oak, Pine, Willow.

Cemeteries Named After Flowers.

Cemeteries named after flowers are usually named after the flower which grows in the cemetery, as Daisy, Lily, Rose, Violet.

Cemeteries Named After Animals.

Cemeteries named after animals are usually named after the animal which lives in the cemetery, as Bear, Deer, Eagle, Fox, Lion, Wolf.

Cemeteries Named After Colors.

Cemeteries named after colors are usually named after the color which is predominant in the cemetery, as Black, Blue, Green, Red, White.

Cemeteries Named After Numbers.

Cemeteries named after numbers are usually named after the number which is associated with the cemetery, as One, Two, Three, Four, Five, Six, Seven, Eight, Nine, Ten.

Cemeteries Named After Directions.

Cemeteries named after directions are usually named after the direction in which they are located, as East, West, North, South.

Cemeteries Named After Time.

Cemeteries named after time are usually named after the time which is associated with the cemetery, as Dawn, Day, Night, Noon, Sunset.

Cemeteries Named After Weather.

Cemeteries named after weather are usually named after the weather which is associated with the cemetery, as Cloud, Rain, Snow, Storm, Sun, Wind.

Cemeteries Named After Abstract Concepts.

Cemeteries named after abstract concepts are usually named after the abstract concept which is associated with the cemetery, as Faith, Hope, Love, Peace, Rest.

Cemeteries Named After Miscellaneous Things.

Cemeteries named after miscellaneous things are usually named after the miscellaneous thing which is associated with the cemetery, as Ark, Bible, Cross, Dove, Garden, Gate, Heaven, Lamb, Star.

manche ganz neue Nahrungsmittel, die früher theils gar nicht, theils nur wenig in Gebrauch waren, während der letzten hundert Jahre mehr und mehr in Aufnahme gekommen sind und gegenwärtig einen ziemlich bedeutenden Antheil zu dem Gesammtverbrauch von Lebensmitteln liefern. Dahin zählen wir namentlich die Kartoffel, die bis zum siebenjährigen Kriege ein kaum nennenswerthes Quantum der Verzehrung in Deutschland bildeten, seit der großen Hungersnoth der siebenziger Jahre aber in immer größeren Mengen angebaut ward und dermalen mindestens das Doppelte des Getreideverbrauchs beträgt. Mag immerhin dieses Nahrungsmittel vom diätetischen Standpunkte aus, namentlich als alleiniges oder vorwiegendes, gegründeten Bedenken unterliegen, so muß man doch sagen: ein minder gutes Nahrungsmittel ist immer besser, als gar keines, und die Kartoffel hat wenigstens das Verdienst, in Jahren des Getreidemangels uns vor förmlicher Hungersnoth zu schützen, wie solche in frühern Zeiten beim Mißrathen der Brotfrucht regelmäßig und oft in furchtbarster Gestalt auftrat. Und, wie sehr auch zu wünschen wäre, daß unsere Bevölkerung statt der 9 bis 10 Scheffel Kartoffeln, welche man auf den Kopf rechnet, und deren Nahrungsstoff etwa 2 Scheffeln Getreide gleichgestellt wird, lieber 2 Scheffel Getreide mehr verzehrte, so darf man doch nicht vergessen, daß, wie schon angeführt, der Verbrauch an Getreide noch mindestens ebenso groß ist, als früher, so daß jene Masse Kartoffeln einen reinen Zuwachs an Nahrungsmitteln darstellt.

Wir gehen über von den nothwendigen Lebensbedürfnissen zu den angenehmen Lebensgenüssen. An Kaffee kamen noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts nicht mehr als 1 oder höchstens $1\frac{1}{2}$ Pfund auf den Kopf, und zwar in den Gegenden, wo dieses Getränk schon am Meisten üblich war und am Wenigsten durch die Concurrenz des Wein- und Biertrinkens zurückgedrängt ward. Heut zu Tage rechnet man im ganzen Zollverein, einschließlich der Bier und Wein trinkenden Länder, $2\frac{1}{2}$ Pfund auf den Kopf. In Preußen hat sich der Kaffeeverbrauch seit 1806 von $\frac{2}{3}$ auf mindestens 4 Pfund gesteigert. Der des Thees betrug im vorigen Jahrhundert kaum $\frac{1}{5}$ Loth auf den Kopf; gegenwärtig beträgt er wenigstens $\frac{1}{2}$ Loth; freilich immer noch eine Kleinigkeit gegen das, was in England verbraucht wird, wo, um dies beiläufig zu erwähnen, schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts 31 Millionen Pfund Thee eingeführt wurden, etwa tausendmal so viel, als zu Anfange desselben Jahrhunderts. An Zucker verbrauchte man in Deutschland vor etwa 70 Jahren ungefähr $1\frac{1}{2}$ Pfund per Kopf, d. h. den dritten Theil des gegenwärtigen Bedarfs. Auch die Weinconsumtion hat sich bedeutend gesteigert; in Preußen z. B. von $\frac{3}{4}$ Quart (1806) auf 2 bis $2\frac{1}{2}$ Quart (1849). Vom Taback, den ein so großer Theil unserer Bevölkerung zu den Unentbehrlichkeiten des Lebens rechnet, wird gegenwärtig mindestens dreimal so viel als früher verbraucht.

Ueberaus groß ist die Steigerung des Verbrauchs derjenigen Bekleidungsstoffe, deren Benutzung sich vorzugsweise auf alle Klassen der Bevölkerung erstreckt. So ist der Geldwerth, den der Einzelne durchschnittlich für Leder ausgibt, binnen 50 Jahren von 12 auf 27 Silbergroschen gestiegen, und während von baumwollenen Zeuchen zu Anfang dieses Jahrhunderts nur erst $\frac{3}{4}$ Elle auf den Kopf kam, hat sich dieser Verbrauch bis auf 16 Ellen, also um mehr als das Zwanzigfache, gesteigert. Da nun auch die übrigen Kleidungsstoffe in ihrem Verbrauche nicht abgenommen, sondern, wenn schon weniger bedeutend, ebenfalls zugenommen haben (Tuch von $\frac{5}{8}$ Elle auf 1 Elle, Leinwand von 4 auf 5 Ellen, Seide von $\frac{1}{4}$ auf $\frac{2}{3}$ Elle), so ist jene Thatsache jedenfalls ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß die zahlreichste Klasse der Bevölkerung, die sogenannte arbeitende Klasse, sich gegenwärtig mehr als früher in den Stand gesetzt sieht, solche Stoffe zu kaufen und zu tragen.

Wenn schon dieses eine Beispiel darauf hinweist, daß die allgemeine Steigerung des Verbrauchs nothwendiger und angenehmer Lebensbedürfnisse keineswegs etwa blos den höheren Klassen zu Gute gekommen ist, sondern daß auch die untern ihren verhältnißmäßigen Antheil daran haben, so läßt sich dieser Beweis dafür auch noch auf andrem Wege directer und überzeugender führen. Obschon nämlich durch die vermehrte Bevölkerung einestheils das Angebot der Arbeit gestiegen, anderntheils die Nachfrage nach den nothwendigen Lebensbedürfnissen erhöht ist, so ergiebt sich dennoch bei einer unbefangenen, sorgfältigen Vergleichung des Ehemals und des Jetzt, daß das Verhältniß zwischen den Arbeitslöhnen und den Preisen der hauptsächlichsten Bedürfnisse der Arbeiter im Allgemeinen eher ein günstigeres als ungünstigeres geworden ist. Wir wählen, um dies zu erweisen, ein naheliegendes Beispiel. Ein Tagearbeiter in Leipzig erhielt vor ohngefähr hundert Jahren tarmäßig 5 Neugroschen den Tag; dafür konnte er sich nach den damaligen Marktpreisen folgende Quantitäten der ersten Lebensbedürfnisse kaufen: $\frac{2}{3}$ Kanne Butter, $\frac{1}{2}$ Schock Eier, 2 Pfund Rind- oder Schöpsfleisch, $3\frac{1}{3}$—4 Pfund Kalb- oder Schweinefleisch, $10\frac{5}{12}$ Pfund Kernbrot, $\frac{1}{20}$ Klafter weiches Holz. Gegenwärtig bekommt ein hiesiger Handarbeiter mindestens 10, sehr häufig 15 Neugroschen den Tag. Selbst bei den hohen dermaligen Preisen aller Lebensmittel erhält er für den erstern dieser Lohnsätze $\frac{1}{2}$—$\frac{2}{3}$ Kanne Butter, $\frac{1}{2}$—$\frac{2}{3}$ Schock Eier, $2\frac{1}{2}$—$3\frac{1}{3}$ Pfund Rind- oder Schöpsfleisch, 4 Pfund Kalbfleisch, $1\frac{2}{3}$—2 Pfund Schweinefleisch, 10—11 Pfund Kernbrot, $\frac{1}{14}$—$\frac{1}{18}$ Klafter weiches Holz. Schon bei diesem geringsten der heutigen Lohnsätze steht sich also der Arbeiter wenigstens ebenso gut, wie sein College vor hundert Jahren bei dem höchsten Tagelohn, das er erhalten konnte; denn, wir müssen dies hinzusetzen, der Arbeitslohn war damals nicht blos hier in Leipzig, sondern wohl fast allerwärts von Obrigkeit wegen streng festgesetzt und durfte selbst von den Arbeitgebern bei Strafe nicht überschritten werden. Nehmen wir nun aber vollends den, bei weitem häufiger vorkommenden höheren Tagelohn von 15 Neugroschen, so stellt sich heraus, daß der Arbeiter dafür fast durchweg entweder um die Hälfte mehr von den ersten Lebensmitteln, im Vergleich zu früher, verzehren, oder sich etwas erübrigen kann. Daneben kommt noch in Betracht, daß andere Lebensbedürfnisse, wie namentlich alle Bekleidungsstoffe und überhaupt alle durch die menschliche Arbeit erzeugten Gegenstände, ganz bedeutend gegen früher billiger geworden sind, und daher auch, wie wir schon sahen, in ungleich größeren Mengen von der arbeitenden Klasse verbraucht werden. Das Verhältniß der Löhne in anderen Arbeitszweigen früher und jetzt haben wir bereits an einer andern Stelle (Nr. 32 des vorigen Jahrgangs) angedeutet. Auf eine Klasse der Arbeiter müssen wir noch etwas näher eingehen, weil man in der Regel annimmt, daß gerade diese Klasse durch den starken Bevölkerungszuwachs und das dadurch herbeigeführte massenhafte Angebot von Arbeitskräften vorzugsweise in ihrem Erwerbe bedrückt und in Dürftigkeit versetzt worden sei. Wir meinen die Arbeiter in der sogenannten Manufactur- oder Fabrikindustrie. Daß man hier nur zu häufig das allertraurigste Mißverhältniß zwischen Erwerb und Lebensbedarf, ja nicht selten die bare Unmöglichkeit antrifft, mit dem Ertrage des angestrengtesten Fleißes auch nur irgendwie auskömmlich und menschenwürdig zu leben, ist leider eine nicht abzuleugnende Thatsache. Nur täusche man sich darüber nicht, daß der Zustand dieser Bevölkerungsklasse auch in früheren Zeiten keineswegs ein besserer und zufriedenstellenderer war. Im Gegentheil müssen wir, der Wahrheit gemäß und auf Grund gewissenhafter geschichtlicher Forschungen bekennen, daß, wenn auch einzelne heruntergekommene oder durch besondere Conjuncturen gedrückte Gewerbszweige heutzutage ihren Arbeitern einen so kargen Verdienst abwerfen, als nur je früher vorgekommen sein mag (aber doch auch keinen kargeren), dagegen im allgemeinen Durchschnitt und nach der Mehrzahl der Gewerbe gerechnet, der heutige Arbeiterstand auch in der Fabrikindustrie, trotz seiner ungeheuern Vermehrung, sich dennoch eher besser als schlechter denn ehemals befindet. Es gab im vorigen Jahrhundert ganze Arbeitszweige (und noch dazu in größeren Städten), wo der Arbeiter im günstigsten Falle 2—3 Neugroschen den Tag, im ungünstigsten nur $\frac{1}{2}$, ja $\frac{1}{3}$ Silbergroschen verdiente, andere, wo der Allerfleißigste sich mit 8—10 Neugroschen in der Woche begnügen mußte. Das ist ein freilich leidiger Trost für unsere armen schlesischen Weber und unsere sich kümmerlich nährenden erzgebirgischen Spitzenklöpplerinnen. Der Durchschnittsverdienst eines Spinners vor etwa 80 Jahren betrug $\frac{2}{3}$—$\frac{5}{6}$ Thaler die Woche, und eine Familie von drei erwachsenen Personen konnte zusammen 2—$2\frac{1}{2}$ Thaler erarbeiten. Heutzutage, wo das Spinnen fabrikmäßig, in geschlossenen Etablissements, betrieben wird, kann sich ein männlicher Arbeiter, je nach seiner Geschicklichkeit, von $2\frac{1}{6}$ Thaler bis zu 7 Thaler die Woche verdienen (im Mittel also wenigstens 3 Thaler), eine weibliche Arbeiterin 1 Thaler, so daß der Gesammtverdienst einer Familie von drei Personen aufs Mindeste zwischen 4 und 5 Thalern beträgt,

aber auch bis zu 9 oder 10 Thalern ansteigen kann. Zieht man nun auch in Betracht, daß der Werth des Geldes gegen damals (im Vergleich zu den Preisen der andern Waaren) um etwa 50 p.Ct. gesunken ist, so erscheinen dennoch jene Lohnverhältnisse in der Gegenwart als die günstigeren. Dabei kommt noch wesentlich in Anrechnung, daß damals, wo diese Gewerbe im Hause betrieben wurden, der Arbeiter selbst für Licht, Feuer und Arbeitswerkzeuge zu sorgen hatte, während er jetzt alles dies in der Fabrik umsonst erhält.

Auch in den Handwerken hat man oft mit Unrecht die Folgen der Uebervölkerung angeklagt, als ob diese die Gewerbe übersetzt und so den Verdienst der einzelnen Gewerbtreibenden geschmälert hätte. Es liegen uns interessante statistische Vergleichungen über diese Verhältnisse vor, welche bis in den Anfang des 17. Jahrh. zurückgehen und das überraschende Ergebniß liefern, daß die Zahl der Gewerbsmeister im Verhältniß zu der Gesammteinwohnerzahl, während dieser langen Zeit theils sich gleich geblieben ist, theils sogar günstiger für die betreffenden Gewerbtreibenden geworden ist. So z. B. kamen in Kassel 1605 auf einen Schuhmacher 95 Menschen, auf einen Schneider 122, auf einen Schreiner 243; 1730 auf einen Schuhmacher 108, auf einen Schneider 145, auf einen Schreiner 300; 1852 endlich auf einen Schuhmacher 119, auf einen Schneider 164, auf einen Schreiner 273. Noch weit günstiger gestaltete sich im Fortgange der Zeiten dieses Verhältniß für das Gewerbe der Bäcker und Fleischer. 1605 rechnete man in Kassel auf einen Bäcker 86 Personen, 1819 dagegen 334, 1852 aber gar 584; die durchschnittliche Zahl der Abnehmer auf einen Fleischer war 1605 ebenda 140, 1852 aber 525. Aehnliche Erscheinungen finden wir überall, wo nicht besondere Umstände, wie der fabrikmäßig eingerichtete Betrieb eines Gewerbes oder die Ausbreitung desselben über einen größern Kreis außerhalb des eigentlichen Betriebsortes einen überwiegenden Einfluß geübt haben.

Noch manche andre Thatsachen könnten wir anführen, aber es genügt wohl an den beigebrachten, um uns die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die theilweise herrschende Noth und Dürftigkeit keineswegs etwa durch die neuesten Fortschritte unsrer Kultur und Industrie geschaffen, sondern lange vor diesen vorhanden gewesen, daß sie auch nicht im Verhältniß zu dem rascheren Wachsthum der Bevölkerung gewachsen, sondern hinter diesem zurückgeblieben, ja zum Theil trotz desselben geringer geworden ist. Wollen wir damit das vielfach vorhandene Mißverhältniß zwischen der Bevölkerungszahl und den zu Gebote stehenden Erwerbs- und Nahrungsmitteln leugnen? Keineswegs! Oder wollen wir denen widersprechen, welche eine theilweise Ableitung dieses Bevölkerungsüberschusses, im Wege der Auswanderung, für wünschenswerth erklären? Ebensowenig! Nur warnen wollen wir, daß man sich nicht übertriebenen und oft unbegründeten Besorgnissen in Betreff der zunehmenden Bevölkerung hingebe, oder wohl gar, durch solche veranlaßt, der modernen Kultur und ihren rastlosen Fortschritten einen ebenso thörichten als erfolglosen Krieg erkläre.

Geld aus Thon und Lehm.

Jahrhunderte und Jahrtausende lang sind die Menschen, und selbst Gelehrte und Naturkundige, über und durch allerlei Schmutz gegangen, ohne zu ahnen, daß sie damit eins der edelsten Metalle mit Füßen treten. Die Stiefelwichser, welche für einen halben Silbergroschen und oft noch billiger Schuhe und Stiefeln abbürsten und wichsen, haben vielleicht dreimal so viel Geld von den Stiefeln in alle Winde gebürstet, als sie dort verdienten. Die Sache ist, daß nicht nur, wie der Engländer sagt, „Zeit Geld ist," sondern auch in Thon und Lehm Viergroschenstückchen und Thaler ziemlich dicht neben einander wohnen. Die Chemiker wußten zwar schon lange, daß in Thon ein Metall steckt, Alum oder Aluminum genannt, und Alumina einen der Hauptbestandtheile der Erde bilden. Humphry Davy, der berühmte englische Physiker, erkannte in Alumina, was im Allgemeinen blos ein gelehrter Name für „Thon" war, ein metallisches Oxyd, d. h. einen elementarischen Stoff, ein Metall, durch Sauerstoff chemisch verändert, verrostetes Metall, das man, befreit von Sauerstoff und in seiner elementarischen Reinheit dargestellt, Aluminum nennt. Doch sah man dieses neue Metall, obgleich es wie ein reicher Vetter des Silbers aussieht, lange über die Achsel an. Erst als Delville, der geniale französische Chemiker, eine Art Industrie daraus machte, dieses neue Silber (nicht Neusilber) im Großen aus seiner schmutzigen Knechtsgestalt zu erlösen, und Wöhler, der deutsche Chemiker, ebenfalls* auf eigne Manier aus Thonklumpen den reinen Adel des Metalles hervorwusch; erst als die Naturkundigen aller drei Kulturvölker gemeinsam zeigten, daß, wie nicht Alles Gold ist, was glänzt, das Edelste und Werthvollste auch im unscheinbarsten Lehmschutte wohnen kann, erst dann fingen die Gelehrten und Naturfreunde an, sich ein Licht über dieses neue Metall aufgehen zu lassen und sich zu „aluminiren." Nun zeigte man unlängst gar in der Akademie der Wissenschaften zu Paris ganze Barren dieses edeln Metalls, daraus geschlagene Medaillen von mehreren Zollen Durchmesser (in der Regierungs-Münze geprägt) und andere Formen und Massen davon, alle nach der Delville'schen Methode, die ungemein leicht und wohlfeil sein soll, aus gemeinem Thon chemisch herausgeschieden. Den technischen Proceß dieses Ausscheidens können wir hier nicht klar machen, denn dazu gehören wirkliche Experimente; wir erwähnen nur, daß Delville den Thon mit gewöhnlichem Kochsalz in einem Porcellangefäße bis zu einer hohen Temperatur erhitzt, wodurch das metallische Aluminum sich vom Sauerstoff trennt und zunächst in einer kochsalzartigen Masse erscheint, die durch die Reaction einer Säure sich vollends reinigt und das Metall in kleinen weißen Kügelchen vollkommen rein zum Vorschein bringt. Dieses Metall ist so weiß wie Silber und eben so hämmer- als dehnbar. Doch zeigt es größern Widerstand und nähert sich mehr der Hartnäckigkeit des Eisens. Durch kaltes Hämmern wird es noch härter, doch in großer Glühhitze gewinnt es seine Dehnbarkeit und Nachgiebigkeit dauernd wieder, d. h. auch nach dem Erkalten. Sein Schmelzpunkt weicht von dem des Silbers etwas ab, es ist ein guter Wärmeleiter und kann der Luft ausgesetzt werden, ohne daß so leicht Oxydation (d. h. Rosten durch Verbindung mit Sauerstoff) sichtbar wird. Letzterer Umstand ist die eigentliche Probe des Edeln. Je mehr ein Metall dem Alles zerstörenden (und Alles belebenden) Sauerstoffe widersteht, desto edler ist es.

„Jeder," sagt Delville, „wird leicht einsehen, wie ein Metall weiß und unveränderlich, wie Silber, das durch gewöhnlichen Gebrauch im Leben seinen Glanz nicht verliert, hämmerbar, dehnbar und zähe mit der besondern Eigenschaft, daß es zugleich leichter ist als Glas und in unerschöpflichen Massen überall gewonnen werden kann, von der ungeheuersten Wichtigkeit für Industrie und Kunst werden muß, sobald man gelernt hat, es leicht und wohlfeil darzustellen. Ich habe Grund zu hoffen, daß dies möglich und ausführbar ist, denn Chlor-Aluminum läßt sich sehr leicht in hoher Temperatur durch die gemeinsten Metalle zersetzen. Experimente dieser Art, die ich jetzt im Großen ausführen werde, müssen bald alle bisher noch übrig gebliebenen Zweifel beseitigen."

Die Zweifel sind gelöst, denn die Metallbarren, welche er schon vorigen August der Akademie der Wissenschaften vorlegte, nahmen in ächter edelmetallischer Solidität deren Stelle ein. Allerdings kommt es immer noch auf genaue Berechnung und Vergleichung der Auslagen und Arbeiten mit den Ergebnissen an. Und dann muß die Menschheit auch erst allmälig daran gewöhnt werden, denn im Allgemeinen ist sie gegen neue Erfindungen und deren praktische Anwendung immer noch nicht viel besser, als die Bauern, die Friedrich der Große mit dem Krückstocke zwingen mußte, Kartoffeln zu stecken.

Ebenfalls von großer Wichtigkeit ist der neue Zwillingsbruder des Aluminum, das Silicium, das bisher eine Rarität der Chemiker war. Delville fand, daß Silicium gewöhnlich in Aluminum stecke, wie etwa Mangan in Eisen, oder vielmehr, daß Silicium und Aluminum zusammen eine Art Graphit bilden, d. h. daß sich diese Verbindung zum reinen Metalle eben so verhalte, wie der Stoff, aus dem man Bleistifte macht, zum reinen Kohlenstoffe.

* Er war der eigentliche Entdecker des Aluminums in Thon vor bereits 30 Jahren; ein Factum, das von der Akademie der Wissenschaften geleugnet ward.

Ob sich das Silicium (d. h. das metallische Element, welches dem Kiesel zu Grunde liegt) praktisch von Wichtigkeit zeigen werde, hängt von weiteren Untersuchungen und Experimenten ab.

Aluminum aber allein scheint nichts weniger als einer der mächtigsten Revolutionairs für große Heere der Industrieen und Künste werden zu wollen. Viele Thonarten enthalten 25 Procent reine Schwester des Silbers: Aluminum. Wo giebt es eine Grenze für deren Production? Funkeln nicht in den zukünftigen Küchen unserer kleinen Töchter die groben, zerbrechlichen Töpfe und Tiegel und Schüsseln als reines, solides Aluminum-Silber? Wie glücklich werden sie als Frauen sein, da sie sich nicht mehr alle Tage über „zertöpferte" Geschirre ärgern müssen! Und was wird die Chemie dem neuen Freunde verdanken? Aluminum ersetzt nämlich in vieler Beziehung das jetzt in der Chemie unentbehrliche Platin. In manchen chemischen Fabriken kosten allein die Platingefäße 8 bis 10,000 Thaler. Das unentbehrliche Platin kommt jetzt meistens aus Rußland. Die Auferstehung des Aluminums aus der Lehmgrube kann für dasselbe eine empfindlichere Niederlage werden, als der Fall Sebastopols, zumal da, wie die Conjuncturen der Diplomaten jetzt stehen, die „westliche Civilisation" absichtlich auf Gewinn für diese „Civilisation" verzichten zu wollen scheint. —

Und die Folgen für die socialen Verhältnisse aus der versilberten Lehmhütte? Je nun, wenn die Leute in der ärmsten Hütte auch mit silbernen Gabeln ihr Fleisch in den Mund spediren, wird Niemand mehr wünschen, mit silbernen Pantoffeln geboren zu sein. Hat doch schon die Galvanoplastik den soliden Silberschrank der Reichen in Mißcredit gebracht. Wie kann der solid Besilberte Jedem beweisen, daß seine Leuchter und Löffel nicht blos durch galvanische Electricität überzogen wurden? Wie glänzt die Welt in der Zukunft! Jetzt welche Masse von Dingen, Decorationen und allerhand schönen Sachen, welche bald rosten! Wird man sich künftig nicht Alles von gereinigtem Thon, von unrostbarem Aluminum anschaffen und vielleicht ganze Häuser davon bauen können? Und zu guter Letzt kann sich nicht Jeder noch nach dem Tode verdient machen? Wir wissen, daß unser Leib wieder zu Erde wird. Im Falle wir nun sterben, ohne Silber und Gold zu hinterlassen, könnte man arme Verwandte zu Universalerben der Viergroschenstückchen machen, die Chemiker aus unsern irdischen Ueberresten herausscheiden möchten.

Im Ernste ist Aluminum kein Spaß mehr. Vor 50 Jahren war es auch ein Problem und eine Neuigkeit, Soda aus Seewasser zu gewinnen; jetzt producirt man sie zu Hunderttausenden von Centnern daraus. Sieht es aber von vorn herein nicht viel großartiger, kulturgeschichtlicher, lebensfreudiger aus, Silber aus dem Thone unter unsern Füßen zu ziehen, wofür man sich kaum eine Grenze der „Tragweite" denken kann?

Eine Straße in Baktschisarai.

Man hat in allen Feldzügen grausige Scenen gesehen, dem Zug der Verbündeten in die Krim war aber das Ungeheuerlichste vorbehalten. Mitten im Schlamm, Wasser und Blut war eine Armee nahe daran, des leidigen Hungertodes zu sterben; für die eingerissenen Krankheiten waren keine Aerzte zur Behandlung und keine Medicamente da; für die Pferde weder Hafer noch Heu, die armen Thiere schleppten ihre Reiter nur mühsam fort und oft stürzten sie unter ihnen zusammen, um nicht wieder aufzustehen. Die sonst so kräftige Mannschaft schlich in abgehärmten Gestalten umher, kaum daß sich die Wachen auf den Füßen halten. Wer möchte die einzelnen Jammerscenen alle beschreiben, die im Laufe der letzten Monate sich ereigneten?

Neuerer Zeit soll das etwas anders geworden sein. Warme Kleider, hinreichende Kost, gutes Unterkommen, für Kranke Medicin, auch neue Mannschaft, die Leben in's Lager bringt; statt der ausgehungerten Herumschleicher sieht man wieder die straffen Grenadiere, welche in diesem Zustand gegen den Feind zu führen eine wahre Lust sein muß. England will seine schwer heimgesuchte Krim-Armee wenigstens nachträglich zu entschädigen suchen. Auf das Elend soll der Comfort folgen, wobei segar die Lektüre nicht vergessen worden ist und unter Anderm die übersetzten Dorfgeschichten unsers Landsmanns Auerbach den Grenadieren in 200 Exemplaren geboten werden. Die hölzernen Häuser, welche gleichzeitig aus England mit anlangten, und den trefflichsten Schutz gegen alle Unbilden des Wetters gewähren, werden den Belagerern wahrscheinlich willkommener sein, als die gesandten Bibliotheken.

In unserer Zeit wird schnell vergessen und so wird binnen Kurzem kaum noch Jemand von den Leiden der englischen Armee in der Krim sprechen. Man hat die Todten in Löcher von vier bis sechs Fuß gescharrt, und schreitet nun über sie hin. Allein ein Schrei erhebt sich doch noch! Man fragt, wie konnte die Armee in jenen Zustand gerathen? Und die Antwort lautet: durch die Nachlässigkeit und Unfähigkeit der Offiziere, zumal der mit dem Verpflegungswesen Betrauten. Bekanntlich werden aber in England alle Offiziersstellen gekauft, meist von den jüngeren Söhnen aristokratischer Familien, so daß das ganze Heer von lauter Aristokraten befehligt wird. Diese klagt nun die öffentliche Meinung in England an, daß sie durch ihre Unfähigkeit Tausende von Engländern dem Tode überlieferten, abgesehen von all den Fehlern, die sie sich seit Eröffnung des Feldzugs zu Schulden kommen ließen. Die Alleinbefähigung der englischen Aristokratie zum Commandiren ist durch diese Vorgänge ernstlich erschüttert worden, und die Regierung wird hier jedenfalls zu einer durchgreifenden Reform schreiten müssen, wie sie die englische Armee überhaupt bedarf.

Ob wir im Verlauf der Dinge noch mehr als Sebastopol und einige Küstenstädte von der Krim zu sehen bekommen, steht sehr dahin. Es würde dies nur der Fall sein, wenn die Verbündeten den General Menzikoff in offener Feldschlacht entschieden schlügen, wo sich dann ein Theil des Innern der Krim aufthun würde.

Dann vielleicht hätten wir Gelegenheit, nähere Bekanntschaft mit den Tartaren zu machen, und uns in Baktschisarai etwas genauer umzusehen. Baktschisarai ist die einzige Stadt in der Krim, welche ihren tartarischen Charakter bewahrt hat. Die große Straße, welche sich durch die ganze Stadt hinzieht, erregt dadurch unsere Aufmerksamkeit, daß sie ganz mit Buden und Werkstätten bedeckt ist. Hier wird die tartarische Industrie noch ganz so betrieben wie vor Jahrhunderten und keine Mode hat an dem alten Herkommen gerüttelt. Ordinäre Töpferwaaren, grobe Messer, Marocquinarbeiten der verschiedensten Art, Pantoffeln, Sättel, Gürtel, Geldbeutel, dies sind die Waaren, welche die Buden füllen, in denen der Kaufmann nach Art der Schneider sitzt.

In diesen Werkstätten macht man Stellmacherarbeit, daneben werden Ochsen beschlagen, gegenüber wird Baumwolle gesponnen. Weiterhin bohrt ein Drechsler mit vieler Geduld die langen Tabakspfeifenröhre von Kirschbaum und Jasmin aus, die im Orient so geschätzt werden. Die Barbierbude fehlt ebenfalls nicht, und es ist der Barbier in der Regel eine wichtige Person, zugleich Dichter und Politiker, der mit der großen Brille auf der Nase ein sehr gravitätisches Aussehen hat. Endlich stoßen wir auf die Buden der Pastetenbäcker und Fleischer, die hier einen sehr wichtigen Rang einnehmen. Die getreue Abbildung einer Fleischerbude, wie sie diesem Artikel beigegeben ist, wird unsern Lesern einen kleinen Begriff von dem Treiben in der langen Straße von Baktschisarai geben.

Eine solche Fleischbude bringt den angenehmsten Effekt hervor; die Schinken oben und die übrigen Fleischstücke können nicht schöner geordnet sein, Alles in Reih und Glied. Der Eigenthümer dieser Leckerbissen sitzt gewöhnlich mit übereinandergeschlagenen Füßen unter seinem Schinkenhimmel, und erwartet, die lange Pfeife im Munde und die schwarze Schaffellmütze bis über die Ohren gezogen, mit unerschütterlicher Ruhe, daß die Käufer sich einfinden sollen. Die Tartaren sind Alle von einem Schlage. An ihrem Wuchse ist nichts auszusetzen, blaue Augen und Adlernasen sind allgemein; die Kühnheit ist ihnen angeboren, wie hinwiederum der Verstand ihr ganzes Wesen beherrscht. Von Natur sind sie faul, wie alle Orientalen, aber faul mit Genuß, doch können sie, wenn es nöthig ist, die härtesten und mühsamsten Anstrengungen ertragen.

BOYS AND GIRLS.

Boys and Girls.—Boys and girls are the most important part of the community. Upon them depends the future of the country. Upon them depends the future of the world. Upon them depends the future of the church. Upon them depends the future of the home. Upon them depends the future of the family. Upon them depends the future of the individual. Upon them depends the future of the nation

Paar Strümpfe. Was die Seife für einen Nutzen hat, vermag er nicht zu begreifen, und Wasser berührt seine Haut blos, wenn er hinein geht, um zu fischen. Sein Lieblingsgericht besteht aus Eicheln und Heupferden, die er zu einer klebrigen Masse durcheinander quetscht und entweder frisch verzehrt oder zum Gebrauch für den Winter an der Sonne trocknet und aufhebt. Er ist ein Liebhaber des Tanzes, wobei jedoch von einem Ballanzuge so wenig als möglich die Rede ist. Auch das Spiel liebt er, obschon nicht mit Karten oder Würfeln, deren Bedeutung er nicht zu begreifen vermag, sondern nach Art der Kinder, indem er, nachdem er in die eine Hand ein Geldstück genommen, zwei Fäuste macht, und seinem Mitspieler eine davon wählen läßt. Schweinefleisch ißt er nicht, freut sich aber mit seiner ganzen Sippschaft, wenn ein Wallfisch auf den Strand geworfen wird. Wenn er stirbt, so wird seine Leiche verbrannt, und seine Verwandten suchen eine Ehre darin, sich so nahe als möglich in einem Kreise um den Scheiterhaufen zu stellen. Sein trauerndes Weib setzt eine von Pech gefertigte Wittwenhaube auf und trägt dieselbe mehrere Monate.

Ein anderweiter, bemerkenswerther Charakter ist der Chinese. Ueberall, wo Geld zu verdienen ist, verdient es John Chinaman, wie man ihn hier zu nennen pflegt. In Dupontstreet ist er ein Fleischer, in Sacramento ein Kaufmann, in Rincon Point ein Fischer und Fischhöker, in Lagoon eine Waschfrau, und seine Art und Weise, wie er die Wäsche plättet und mangelt, setzt die dortigen Angelsachsen in nicht geringes Erstaunen. Seine Feinde wollen behaupten, daß die ihm übergebene Wäsche sich in seinen Händen sehr leicht in Baumwolle verwandele. Wenn ein Chinese eine Last vom Boden zu heben hat, so ermittelt er erst, ob ein Mann sie zu heben im Stande ist, und wenn dies der Fall ist, so holt er noch drei herbei, um die Arbeit wirklich auszuführen. Alle übrige Arbeit wird nach demselben Maßstabe verrichtet. Um sich das Tragen einer Bürde zu erleichtern, balancirt der Chinese dieselbe an den beiden Enden einer Stange, die er auf der Schulter trägt. Wenn er ein fünfzig Pfund wiegendes Bündel, welches sich nicht theilen läßt, an das eine Ende seiner Stange zu hängen hat, so hängt er dann noch fünfzig Pfund von irgend etwas als Ballast an das andere Ende. John Chinaman entspricht seiner Gestalt und seinem Costüme nach durchaus nicht den Begriffen, die man sich in Europa von dem Anmuthigen oder Schönen zu machen pflegt. Kleine californische Knaben schießen mit SteckNadelbolzen nach ihm, wer ihm auf dem Trottoir begegnet, „rempelt" ihn und die Hunde schnappen ihm nach den Waden. Niemand ist ihm gut und er hat keine Freunde als seine Landsleute, diese aber kommen ihm stets mit Einmüthigkeit und Energie zu Hülfe. Wenn er vor Gericht steht und ein Alibi braucht, so sind zwanzig Chinesen bereit, zu beweisen und zu beschwören, daß er zur fraglichen Zeit an zwanzig andern Orten war. Wenn John Chinaman einen Einkauf zu machen wünscht, so verfährt er dabei ebenfalls nach einer ihm eigenthümlichen Weise. Er tritt in einen Kaufladen und betrachtet den Gegenstand seines Wunsches mit schweigendem, stumpfem Blicke eine lange Zeit. Der Kaufmann zieht sich ärgerlich in den Hintergrund seines Ladens zurück und macht endlich Miene, den trägen Kunden hinauszustecken. Nun versucht dieser, sich in englischer Sprache verständlich zu machen, fragt nach dem Preise, den man für den Gegenstand verlangt, und bietet sodann ungefähr den zehnten Theil. Sein Gebot wird zurückgewiesen und er entfernt sich; bei dem ersten Besuche aber bietet er niemals mehr. Nach einigen Tagen kommt er wieder, um sein Gebot zu wiederholen und, wenn es nochmals zurückgewiesen wird, zu bewilligen, was der Verkäufer verlangt. Der Chinese lebt sehr mäßig und sparsam, ausgenommen, wenn er Geflügel haben kann; junge Hühner besonders gehen ihm über Alles. Vor mehreren Jahren noch zeichneten sich die Chinesen in San Francisco als Inhaber der wohlfeilsten und besuchtesten Speisehäuser aus. Jetzt sind sie jedoch, namentlich von einigen Deutschen, in dieser Beziehung überflügelt worden.

Ein armer als Goldgräber verunglückter Franzose hatte zuerst den Einfall, als Stiefelputzer aufzutreten und jetzt giebt es deren eine Menge. Vor der Börse in San Francisco bilden sie eine ziemlich lange doppelte Reihe und wer mit schmutzigen Stiefeln zwischen ihnen hindurch geht und kein Kunde ist, muß sich so lange verhöhnen lassen, bis er sich entschließt, von ihren Diensten Gebrauch zu machen. Der erste Stiefelputzer gewährte seinen Kunden die Bequemlichkeit eines hölzernen Schemels. Die Concurrenz führte zum Ankauf eines Lehnstuhls. Hierauf betrat das Kapital den Kampfplatz mit gepolsterten Lehnstühlen und zu den Lehnstühlen gesellten sich Zeitungen. Hier steckte die Erfindung, bis endlich Jemand auf die Idee kam, die Stiefeln in eigens dazu bestimmten Häusern zu putzen. Der in diesen Häusern hängende Tarif ist folgender:

Stiefel zu wichsen, nicht naß oder geschmiert 25 Cents.
do. „ „ naß oder geschmiert . . 50 „

Wem dies zu theuer ist, wird ersucht, sich auf den Platz an der Börse zu begeben, wo das Geschäft billiger besorgt wird.

Da ein Cent nach unserm Geld vier Pfennige ist, so ersieht man hieraus, daß in Californien ein Paar Stiefel nicht weniger als 40 bis 80 Neugroschen zu putzen kosten!

Die gepreßten Gemüse. Seit mehrern Jahren schon spielen die in Deutschland noch kaum dem Namen nach bekannten gepreßten Gemüse in England und Frankreich eine wichtige Rolle, und wohl kann man sagen, daß vielleicht ohne diese eigenthümliche Procedur die Verproviantirung einer Armee, wie die der verbündeten Westmächte in der Krim kaum möglich wäre.

Im März des Jahres 1851 stellte Herr Masson, Obergärtner der allgemeinen Gartenbau-Gesellschaft für Frankreich, dem Institute ein kurzes Exposé zu, in welchem er sagte, daß nach langen Nachforschungen, die bis auf zehn Jahre zurückreichten, es ihm endlich gelungen sei, ein einfaches Verfahren gefunden zu haben, vegetabilische Substanzen, besonders Gemüse zu trocknen, ohne deren Beschaffenheit zu verändern und sie auf einen äußerst kleinen Umfang zurückzuführen, ohne Benachtheiligung ihres Wohlgeschmacks und ihrer nährenden Eigenschaften.

Dieses Verfahren besteht in einer Austrocknung bei niedriger Temperatur in Trockenöfen, die bis ungefähr 35 Grad erwärmt werden, und in einer sehr starken mit Hülfe der hydraulischen Presse bewerkstelligten Zusammenpressung.

Die erste Operation nimmt den Gemüsen das überflüssige Wasser, welches bei gewissen Vegetabilien, wie Kohl und Rüben, 80 bis 85 Procent ihres Gewichtes im frischen Zustande beträgt. Die zweite Operation vermindert ihren Umfang und giebt ihnen eine dem Tannenholz gleiche Dichtigkeit, wodurch die leichte Aufbewahrung, Lagerung und der Transport erzielt wird, denn in einem Kubikmeter können im äußersten Falle nicht weniger als 25,000 Rationen Gemüse zusammengepreßt werden.

Das erste große Etablissement zum Trocknen der Gemüse erhob sich in Paris, Rue Marbeuf, und beschäftigte in kurzer Zeit mehr als hundert Arbeiter; England säumte nicht, das sinnreiche Verfahren auf seinen Boden zu verpflanzen, und die französische und englische Marine bezogen unausgesetzt bedeutende Verproviantirungen. Anstatt des üblichen Sauerkrauts erhielt nun die Seemannschaft eine gesündere Nahrung, was nicht wenig mit in Anschlag zu bringen war. Zugleich ist durch die Erfindung des Herrn Masson die Verproviantirung von Festungen und Armeen ungemein erleichtert worden, und da sein Verfahren auch auf medizinische Pflanzen anwendbar ist, so entspringt daraus besonders ein neuer großer Vortheil für militärische Ambulancen. Die Erfindung ist leider bis zu diesem Umfange auch in England und Frankreich noch nicht ausgebeutet worden. Die zusammengepreßten Gemüse werden in Tafeln von mäßigem Umfang in geschlagenem Zinn verpackt.

Die gepreßten Gemüse haben eine Zukunft. Wenn erst die Industrie in größerm Maßstabe sich der Sache bemächtigen wird (am Rhein bestehen bereits zwei Fabriken), werden sie auf die Nahrungsverhältnisse des Volks einen wichtigen Einfluß haben. Sie werden auch manche unserer Gewohnheiten ändern, und der Leser lächelt vielleicht, wenn wir ihm prophezeihen, daß eines Tages die Kaufleute, wie jetzt Chocolade, auch Spargel, Spinat, Weißkohl u. s. w. in Tafeln verkaufen werden. Eine Tafel, wie unsere gewöhnlichen Chocoladentafeln sind, gepreßtes Gemüse giebt ein ausreichendes Gericht für fünf Personen.

Allgemeiner Briefkasten.

Schl. in **St.** Seit vier Wochen haben Sie die Freundlichkeit, uns wöchentlich zwei Mal mit verschiedenen Gedichten zu erfreuen, worunter einige sind, welche nur 35 Verse haben. Wir sind Ihnen sehr dankbar für diese zarte Aufmerksamkeit, bitten aber nunmehr, Ihre Muse und unsere Zeit nicht mehr in Anspruch zu nehmen. Beides sind kostbare Güter, die man ungern ohne Nutzen vergeudet. —

Chr. in **M.** Beruht jedenfalls auf einem Irrthum. Für Originalartikel zahlen wir niemals unter zwanzig Thaler Honorar pro Bogen, wohl aber mehr. Ihre Andeutungen sind uns deshalb nicht recht verständlich.

A. B. in **D.** Das ist leichter gesagt als gethan, mein liebes Fräulein! Wir werden uns erlauben, Ihnen ausführlich darüber zu schreiben, obwohl wir eigentlich noch nicht recht wissen, wie Sie Ihre Anfrage verstehen. Ihr Vertrauen ist ein so großes, daß es schwer zu rechtfertigen ist.

H. in **P.** Bewahren Sie sich diese Welt der Unabhängigkeit. Kinder werden durch ihre Ammen und schwache Menschen von ihren Umgebungen gelenkt. Ein großer unabhängiger Geist schreitet durch die Persönlichkeiten seiner Zeit, wie Moses durch das rothe Meer.

v. W. in **W.** Ihr brüskes Herabblicken auf die Bestrebungen einzelner Autoren und Ihr gleichzeitiges Pochen auf den Geldbeutel diesen Leuten gegenüber geben ein trauriges Zeichen Ihrer Bildung ab. Sie scheinen zu jener Sorte vornehmer Pinsel zu gehören, welche geniale Köpfe für eine Gattung Vögel halten, die sie füttern und an ihrer Tafel singen lassen können. Nehmen Sie sich wohl in Acht, daß diese Vögel nicht baden, statt zu singen. Es ist wahr, die Schriftstellerwelt ist eine Aeolsharfe geworden, die ihre Töne meist nach dem Winde richtet, aber noch giebt es viele ehrenvolle Ausnahmen in ihr und diese gehen ihren Weg consequent und unaufhaltsam vorwärts, ohne sich um den Hohn einiger Geldsäcke oder die Verleumdungen neidischer Scribenten zu kümmern. Möglich, daß diese Ausnahmen nicht diejenige Stellung in der Welt einnehmen, welche sie verdienen. Aber was heißt äußere Stellung? Die meisten Menschen bedecken mit dem äußern Zeichen der Ehre den Mangel der innern Ehre.

v. P. in **B.** Ihre Novelle ist zu lang, als daß sie Aufnahme in der Gartenlaube finden könnte. Mehr als vier, höchstens fünf Nummern darf eine Erzählung nicht durchlaufen.

A. K. in **G.** Folgt mit nächster Gelegenheit retour. In der Anlage gut, in der Ausführung aber noch mangelhaft.

Th. in **A.** Mit Dank empfangen. Sie lassen uns wohl noch einige Tage Zeit, einen festen Entschluß zu fassen. Just über Amerika haben wir viele und gute Manuscripte liegen.

W. in **G.** Die Antwort auf Ihr Schreiben vom 6. Januar werden Sie in der letzten Nummer gefunden haben. Ein früherer Abdruck war beim besten Willen nicht möglich.

Ch. v. M. in **D.** Wenn Sie unsere Zeitschrift aufmerksam gelesen haben, kann es Ihnen nicht entgangen sein, daß derselbe Gegenstand bereits früher in sehr anziehender Weise geschildert ward. Ihr Artikel kann deshalb keine Aufnahme finden.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 6. 1855.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Gott ist mit uns!*

Gott ist mit uns! Der Trübsal Macht,
Sie muß an diesem Fels zerschellen.
Gott ist mit uns! Die tiefste Nacht
Muß dies Bewußtsein uns erhellen.
Komm an mein Herz, Du Liebste mein
Und stimme selig mit mir ein:
Gott ist mit uns und wird es sein!

Du holdes Engelsangesicht!
Wär' ich zu blöd', es zu erkennen
Aus Deiner Augen heil'gem Licht
Würd' es mir in die Seele brennen:
„Gott ist mit uns, Geliebter mein!"
Und stimmen müßt' ich mit Dir ein:
Er ist mit uns und wird es sein.

Doch längst schon hab' ich's ja erkannt,
Erkannt aus tausend lichten Spuren,
Seit jenem Tag, da wir gebannt
Weit von einander Treu' uns schwuren;
Seit durch der Liebe Zaubermacht
Ein neuer Lenz in uns erwacht,
Ein Lenz von niegeahnter Pracht —

Ein Lenz in öder Winterzeit,
Ein üppig Grünen, Knospen, Blühen,
Ein Wonnejauchzen tief im Leid,
Ein selig Ineinanderglühen,
Vereintes Wachsen himmelan
Trotz Kerkernacht und Trennungsbann" — —
Solch Wunder hat nur Gott gethan!

Und als aus seiner Liebe Schooß
Uns jenes heil'ge Pfingsten tagte,
Wo Lippe sich an Lippe schloß,
Ein trunkner Blick dem andern sagte,
Ein Puls dem andern es erzählt',
Daß Seel' in Seele wir vermählt
Von Gott einander auserwählt.

O süße Braut, Du meine Lust,
In diesem Herz an Herzen schlagen,
In diesem Beben Brust an Brust
Da mußten wir uns jauchzend sagen:
Gott ist mit uns, sein Geist umweht
Uns fühlbar, sichtbar, wallt und geht
Durch uns in seiner Majestät!

Gelobt sei Gott! Gelobt sei Gott
In diesem Kuß, mein holdes Leben!
Einst wird er enden alle Noth,
Der Liebe volles Glück uns geben.
Dann, o Du Heißgeliebte mein,
Dann stimmen dankerglüht wir ein:
Gott war mit uns und wird es sein!

* Der Verfasser dieser an seine Braut gerichteten Zeilen ist politischer Gefangener in W. Möge sich sein gottvertrauendes Hoffen recht bald dadurch rechtfertigen, daß er der Freiheit, seiner Braut und seinen hochbetagten Aeltern zurückgegeben wird. D. R.

Bertram Morgenweg.

Eine wahre Geschichte aus alter Zeit.

I.

In alten Urkunden und Pergamenten vergraben findet sich noch manche alte vaterländische Geschichte, die es wohl werth ist, daraus hervorgeholt und den späten Nachkommen erzählt zu werden. Der Deutsche hätte nicht nöthig, in den Archiven und Bibliotheken fremder Länder und Zungen Belehrung und Unterhaltung zu suchen, wenn er nur überall daheim sich umsehen und das dort Gefundene nicht wieder in gelehrten Abhandlungen und Folianten verstecken, sondern in angemessener Form seinem Volke mittheilen wollte. Indem ich hierzu einen Versuch mache, fordre ich die Leser auf, mir durch lange Jahrhunderte zwar zurück zu folgen, aber dabei doch immer auf vaterländischem Boden zu bleiben.

Es ist die alte freie Reichsstadt Lübeck, die wir miteinander an der Scheide zweier Jahrhunderte — des zwölften und des dreizehnten — betreten.

Lübecks Gründung fällt bis in das elfte Jahrhundert oder noch früher zurück. Durch die Vernichtung des wendischen Handels an der Nord- und Ostsee, mehr noch durch die Zerstörung von Bardewick 1189 durch Heinrich dem Löwen, Herzog von Sachsen und Braunschweig, ward Lübeck zumeist vergrößert und zu einer mächtigen Handelsstadt erhoben. Denn die Kaufleute von Bardeleben ließen sich mit ihrem Vermögen in Lübeck nieder und ihre Handelsverbindungen mit Skandinavien und Rußland erweiterten so den Handel Lübecks.

Die Lübecker besuchten häufig die liefländische Küste, an welche 1158 Kaufleute aus Bremen auf ihrem Handelsweg nach Wisby verschlagen worden waren und daselbst zuerst die Mündung der Düna entdeckt hatten. Sie gründeten dort Niederlassungen mit Bewilligung der noch heidnischen Bewohner. Sowohl ihre Frömmigkeit als auch der Vortheil, der ihrem Handel daraus erwachsen mußte, bewog die deutschen Kaufleute, die Einführung des Christenthums in Liefland zu betreiben, darum unterstützten sie die Bemühungen des Heidenbekehrers Meinhard auf das Thätigste. Der Papst machte es zu einer Angelegenheit der gesammten Christenheit, das Heidenthum in Liefland auszurotten, zu welchem Zweck ein geistlicher Ritterorden — die Schwertbrüder oder Schwertträger — gestiftet wurde, und Schaaren von Kreuzfahrern dort hinzogen, um die Heiden zu bekehren oder zu bekämpfen. Außer den schon daselbst früher gegründeten Niederlassungen, welche von den Heiden aber oftmals wieder zerstört wurden, entstand auch die Stadt Riga im Jahr 1200, wohin Albrecht, der dritte Bischof des neubekehrten Landes, seinen bischöflichen Sitz verlegte. Der Verkehr der deutschen Seestädte dahin wurde ungemein lebhaft, zumeist aber von Lübeck betrieben.

Zu denen, welche in Liefland große Handelsverbindungen hatten, gehörte auch Herr Meßmann, der zugleich einer der ersten Rathsherren der Stadt Lübeck und somit einer ihrer angesehensten Bürger war. Er hatte durch den Handel nach Rußland bereits unzählige Güter erworben, und dort eigne Niederlassungen gegründet, die von seinen Untergebenen, Dienern und Gesellen wohl verwaltet und hinwieder auch alle diese Leute von ihm selbst wohl gehalten wurden. —

Eines Tages, als Herr Meßmann in seinem mit alterthümlicher Pracht eingerichteten Zimmer auf weichen Polstern saß und sein einziges Kind, ein kleines, goldlockiges Mädchen von vier Jahren, auf seinen Füßen schaukelte und mit wehmüthigem Lächeln in ihren noch unausgebildeten Zügen dem holden Ebenbild seiner Gattin nachspürte, welche ihm der Tod vor Kurzem geraubt hatte, ließ sich ein bescheidenes Klopfen an der Thür hören. Dieselbe öffnete sich auf Herrn Meßmann's „Herein" und er erkannte in dem Eintretenden einen seiner Handelsdiener, welchen er schon seit einigen Tagen aus Liefland wieder zurück erwartet hatte. Der Diener war der Erste, welcher das rückkehrende Schiff verlassen hatte und an's Land gestiegen war, um seinem Herrn vorläufigen Bericht über die angekommenen Waaren, den Gang der Geschäfte und der ganzen Reise abzustatten. Alles, was er zu sagen hatte, lautete zu Herrn Meßmann's Zufriedenheit, und dieser verfehlte auch nicht, sie seinem Geschäftsführer zu erkennen zu geben. Dadurch zum Vertrauen aufgemuntert, fügte dieser hinzu:

„Wir bringen auch noch Etwas mit, wovon wir nicht wissen, ob wir es Eurer Großmuth allein oder einem hochwohlweisen Rath zur Aufnahme übergeben sollen. Wir stießen unterwegs auf die Trümmer eines gestrandeten und von Seeräubern geplünderten Schiffes, auf dem ein Knabe von zehn Jahren das einzige menschliche Wesen war. Sein Wimmern und Hülferufen lockte uns herbei, und wir nahmen den halbtodten Verlassenen mit auf unser Schiff. Ein heftiges Fieber erfaßte ihn nach der ausgestandenen Angst und Noth; wir dachten, er werde sterben, und unsere Rettung sei zu spät gekommen. Aber jetzt ist er auf dem Weg der Genesung, nur ist mit dem Fieber zugleich ihm jede Erinnerung an Früheres verschwunden — nur seinen Vornamen Bertram hat er noch im Gedächtniß behalten, sonst aber weiß er nichts aus seinem früheren Leben zu sagen, weder wem er angehört, noch wo er hergekommen. Nur daß sein Vater mit auf dem Schiffe gewesen und von den Seeräubern getödtet worden, haben wir aus seinen Fieberreden schließen können. Befehlt denn nun, was weiter mit dem Knaben geschehen soll. Die Christenpflicht gebot es uns, ihn mitzubringen, auch wenn dadurch Euch oder der Stadt eine Last erwachsen sollte."

„Darum seid nur unbekümmert!" sagte Herr Meßmann freundlich. „Da sei Gott für, daß wir uns nicht freuten, wenn einem armen Knaben das Leben gerettet worden! Bringet ihn nur getrost mit her in unser Haus — er soll hier ein freundliches Unterkommen und vielleicht eine liebe Heimath finden!"

Der Rathsherr sah nun die Briefe und Bücher durch, die sein Geschäftsführer ihm gebracht, indeß dieser wieder auf das Schiff zurückgeht, den Knaben zu holen und mit den Andern über das Ausladen der Waaren anzuordnen. Kurze Zeit nachher tritt er wieder bei Herrn Meßmann ein, den Knaben an der Hand.

Ein prächtiger Junge von ebenmäßigem kräftigen Körperbau, jetzt nur ein Wenig abgezehrt und bleich von der überstandenen schweren Krankheit. Sein hochblondes, fast goldgelbes Haar, das um die weiße Stirn sich ringelte und seine strahlenden, blauen Augen verriethen deutlich die norddeutsche Abkunft. Er stand ein Wenig schüchtern vor seinem neuen Herrn und Beschützer, und auch die liebreichen Worte desselben vermochten nicht, ihn aufzumuntern. Aber da das Töchterchen des Hauses, die kleine Mächthilde, ihre zarten Händchen nach ihm ausstreckte, ihn zutraulich an ihren Spieltisch führte und ihm all die kleinen Herrlichkeiten zeigte, die hier aufgestellt waren — da ward er plötzlich lebendig, beantwortete gesprächig Mächthilden's kindliche Fragen, bauete ihr Spielzeug auf eine für sie neue Art mit Geschicklichkeit zusammen — und so hatten die beiden Kinder sich schnell mit einander verständigt und wurden nicht müde, zusammen zu spielen. Als am Abend Martha, die Wirthschafterin und Erzieherin, Mächthilde endlich zum Schlafengehen abholen wollte, sträubte sie sich erst lange dagegen und ließ es sich endlich nur gefallen, als ihr Vater zu ihr sagte:

„Bertram geht nicht fort, er kann morgen wieder mit Dir spielen!"

Da ließ sie sich endlich wegführen, nahm aber von Bertram herzlicher gute Nacht, als selbst von ihrem Vater und sagte:

„Aber Du mußt gleich morgen früh wieder mit mir spielen und darfst gar nicht fort!"

So blieb denn auch Bertram in Herrn Meßmann's Hause und ward fast wie ein Kind desselben gehalten. Er ließ ihn in Allem unterrichten, was ein Knabe damals nur zu lernen hatte, wenn er später auch im Dienst des Handels sein Glück selbst in der Welt versuchen sollte. Bertram lernte fleißig und zeigte in tausend kleinen Zügen einen strebenden Geist, ein tiefes Gemüth, die größte Dankbarkeit gegen seinen Herrn und gegen Jedermann ein liebreiches Betragen. Jedermann glaubte, Herr Meßmann werde, da er selbst keinen Sohn hatte, den Knaben, über dessen Aeltern und Herkommen Nichts zu erfahren war, förmlich adoptiren — allein der Rathsherr hielt das für ein Unrecht an seiner Tochter und es auch sonst nicht gut für den Knaben, wie sehr er ihn auch liebte,

er meinte, es sei genug, Bertram die beste Erziehung zu geben, und dann möge er selbst sehen, wie er durch die Welt komme. Er wollte ihn nicht wieder fortschicken — aber als einige Jahre vergangen waren, pflegte er ihn oft zu fragen, wenn er einmal weg wolle, um sein Glück in der Welt zu versuchen, worauf Bertram immer antwortete: „Morgen will ich weg!" aber sobald Mächthilde das hörte, fiel sie ihm um den Hals, weinte und bat ihn, doch ja nicht von ihr fort zu gehen und da zu bleiben — so daß Herr Meßmann lächelnd sagte, er möge nur bleiben, und Bertram selbst gern blieb, da es ihm auch schwer ward, sich von der kleinen Mächthilde und seinem Wohlthäter zu trennen, und er auch nicht wußte, wo er sich eigentlich zunächst hinwenden sollte. Da aber diese Scene sich so oft wiederholte, sagte Herr Meßmann einmal scherzend zu dem Knaben:

„Du magst mir wohl ein rechter Bertram Morgenweg heißen!"

Seitdem hieß er allgemein Bertram Morgenweg. — Oft verdroß ihn dieser Spitzname herzlich und er dachte nun immer darüber nach, wie er einmal seinen Vorsatz ausführen und plötzlich fortgehen wolle, ohne erst lange von seinem Herrn einen peinlichen Abschied zu nehmen und von Mächthilden's Thränen sich selbst rühren und das Herz brechen zu lassen.

Unter den Handelsherren, welche das Haus des Herrn Meßmann besuchten, war auch ein Kaufmann aus Riga, der dem Knaben schon immer Wohlwollen gezeigt hatte, und da er jetzt zurückkam und dieser sich gegen ihn aussprach, gab er ihm Geld und redete ihm zu, eines Tages mit erster Schiffsgelegenheit zu kommen und Herrn Meßmann nicht länger zur Last zu fallen.

Einige Wochen waren vergangen und es waren wieder Kaufleute aus Riga gekommen, die mit günstigem Winde dahin zurücksegeln wollten. Da stand auch Bertram eines Tages am frühen Morgen auf, wo noch Alles im Hause im tiefen Schlaf lag, ging hinab in die Wohnstube, schlug die sammetne Tischdecke von dem großen Eichentisch ein wenig zurück und schrieb mit Kreide auf die Tischplatte: „Morgenweg ist allweg." Das war sein Abschied. Damit ging er hinaus nach dem Schiff und segelte davon. Er wußte, wenn er nicht einmal so schnell schied, käme er nimmer fort.

II.

Bertram war siebzehn Jahr alt gewesen, da er fortgegangen und Mächthilde nahe an zwölf Jahr. Am Morgen seiner Abreise hatte sie seine Abschiedsworte auf dem Tische mit wehvollem Erschrecken gelesen, hatte ihm nacheilen, ihn zurückhalten wollen — ihren Vater, alle Freunde und Diener des Hauses aufgeboten, ihm nachzueilen und ihn wieder zurückzubringen — aber es war vergebens! Morgenweg war und blieb „all' weg," und Alle die nach ihm suchten, konnten nur die Kunde bringen, daß mehrere Handelsschiffe beim ersten Morgengrauen den Hafen von Lübeck verlassen hätten und daß Bertram sich wahrscheinlich auf einem derselben befand.

Mächthilde mußte sich darein ergeben, daß ihr Bertram, der ihr Alles war: Spielkamerad, Bruder und Lehrer, sie verlassen hatte. Nur schwer gab sie den Ermahnungen und vernünftigen Vorstellungen ihres Vaters Gehör, der ihr auseinander zu setzen suchte, daß es für Bertram ganz an der Zeit gewesen, aus dem gewohnten friedlichen Leben hinaus in die weite Welt zu gehen und da auf eigene Hand sein Glück zu versuchen. Sie söhnte sich nicht eher mit diesem Gedanken aus bis endlich — beinahe nach Jahresfrist ein Brief von Bertram aus Liefland kam. Er schrieb Herrn Meßmann, daß er dort bei einem großen Kaufmann Dienste genommen und dankte für alle die Wohlthaten, welche ihm Herr Meßmann einst erzeigt, in den rührendsten Worten. Nicht aus Undank sei er fortgegangen, sondern weil er gesehen, daß dies seines Herrn eigner Wille und daß er ihm nicht länger habe zur Last fallen wollen. Mit dem was er gelernt, gedenke er sich nun ehrlich durch die Welt zu schlagen — und er werde danach streben, einst wieder nach Lübeck zurückzukehren, und durch das, was er geworden, seinen edlen Wohlthäter selbst ehren zu können. Diesem Brief lagen auch einige Zeilen für Mächthilde bei. Bertram selbst hatte ihr zum Zeitvertreib und weil sie eine so gelehrige Schülerin war, die Kunst des Lesens und Schreibens gelehrt, die damals auch von sogenannten gebildeten Mädchen nur sehr wenig geübt ward. Wie glücklich war sie jetzt, daß er ihr lesen gelehrt, daß sie diese lieben Zeilen selbst entziffern, ja, auch beantworten konnte. Auch sie bat er um Verzeihung für sein schnelles Fortgehen — er habe aber eine solche Form dafür wählen müssen, weil er zu einem persönlichen Abschied von ihr nicht Kraft genug in sich gefühlt — wenn sie ihn gebeten habe, dazubleiben, würde er wieder geblieben sein, wie schon oft und ihren Thränen nicht widerstanden haben. Es habe sich aber nicht mehr geziemen wollen, die Wohlthaten ihres Vaters anzunehmen wie ein Kind des Hauses, da er nun bald ein Mann werde, der für sich selbst sorgen müsse. Sie solle sein nur nicht vergessen wie ihr Bild ihm immer zur Seite sei. Er strebe danach, einst wiederkommen zu dürfen — nicht als ein hülfloser Knabe, sondern als ein wackerer Mann, der die Welt gesehen und sich allein durch sie schlagen gelernt. — Mächthilde schrieb ihm wieder, erzählte ihm viel von daheim und schloß mit den Worten: „Ich vergebe Dir, daß Du fortgegangen, wenn Du einst als ein großer Mann wiederkommen willst. Aber ich weiß es: Du wirst wiederkommen — und dann lasse ich Dich niemals wieder fort."

Damals war der Handel in der That ein gefahrvolles Geschäft, und der Kaufmann konnte kaum ein Handelsunternehmen von einiger Bedeutung wagen ohne dabei sein Leben und sein Vermögen, sein ganzes Hab' und Gut auf's Spiel zu setzen. Alle Bequemlichkeiten, deren der Handel sich gegenwärtig erfreut, Briefposten, Wechsel, Spediteure, Assecuranzen u. s. w. entbehrte er in jener Zeit. Der Kaufmann mußte mit seiner Waare selbst zu Markte ziehen oder sie zum Einkauf abholen, oder dies Geschäft doch nur seinen treuesten und erprobtesten Geschäftsführern und Dienern überlassen. Dabei waren auf den Straßen die Raubritter und Wegelagerer aller Art, auf dem Meere die Seeräuber zu fürchten; in fremden Ländern war der Kaufmann schutz- und rechtlos, und litt er Schiffbruch oder zerbrach ihm ein Wagen beim Landtransport, so waren seine Güter dem Strandrecht verfallen. Außerdem hatte er noch von der Willkür der Landesherren zu leiden, die ihn an den Zollstätten oder für ein Geleit, das ihm nur unzureichenden oder wohl gar keinen Schutz gewährte, nach Gutdünken brandschatzten. Wer sich also dem Handel widmete, der wählte darum nicht eben das friedlichste Gewerbe, noch den sichersten Weg Reichthümer zu erwerben und ein ruhiges Leben zu führen. Vielmehr setzte er oft sein Leben und sein ganzes Hab' und Gut auf das Spiel. Besonders in Liefland gab es für den Kaufmann noch manche Gefahr. Der Handel zur See hatte überall seine gleichen Beschwerden, aber hier kamen noch die Gefahren auf dem Festlande hinzu. Die heidnischen Nachbarn beunruhigten noch oft die christlichen Ansiedler, und wenn auch drüben in Deutschland mancher Waarentransport von hochadelichen christlichen Raubrittern genommen — oder als zum Schutz gegen dieselben von gleich habgierigen Landesherren geplündert — oder die Führer in die Flucht geschlagen und übel zugerichtet wurden: so war dies doch noch gering gegen das, was die deutschen Handelsleute von den heidnischen Barbaren zu ertragen hatten, wenn sie sich weiter in's Innere wagten, geschah es auch nur um einen neuen Absatzweg für ihre Waaren zu finden, und waren noch keine „Schwertträger" in ihrem Gefolge, die auf der Spitze ihrer Schwerter das Christenthum weiter trugen und die alten Heidengötzen stürzten. Als daher ein paar Jahre vergangen waren, in denen Herr Meßmann keine Nachricht mehr von Bertram Morgenweg erhalten hatte, auch seine Fragen nach ihm bei den rigaer Kaufleuten, die nach Lübeck kamen, vergeblich waren, so glaubte er nicht anders, als daß sein Pflegesohn auch wie mancher Andere durch die Hände jener Ungläubigen ein übles Ende genommen, oder daß es ihm sonst vielleicht durch eigene Schuld schlecht ergangen und er sich nun schäme, wieder eine Nachricht von sich zu geben. Herr Meßmann machte sich zuweilen Vorwürfe, daß er Bertram durch seinen Spitznamen und sein Betragen Veranlassung gegeben, so plötzlich von ihm zu scheiden — daß er ohne Mittel, ohne Freunde und Rathgeber aus seinem Hause gegangen sei — er dachte sein Gewissen am Leichtesten dadurch zum Schweigen zu bringen, daß er jede Erinnerung an Bertram mied und darum auch in seinem Hause nicht mehr von ihm die Rede sein durfte. Er dachte auch, daß ihn dann Mächthilde am Ehesten vergäße, die oft in sich gekehrt am Meeresufer spazieren ging, und wenn Schiffe aus Liefland zurückkamen, die ersten Matrosen, die an's Land stiegen, fragte: ob sie Nichts von Bertram Morgenweg gehört, wo aber keiner ihr genügende Antwort zu

geben vermochte. Da sie es mit zartem weiblichen Verständniß bald herausfühlte, daß ihr Vater sich über Bertram Vorwürfe machte, so hörte sie auch auf, seiner vor ihm zu erwähnen, aber es war als habe in diesem Schweigen sich sein Bild nur um so tiefer in ihr Herz gegraben. Sie errichtete ihm da einen stillen heiligen Altar, vor dem sie alle ihre Gebete verrichtete, und den sie nicht müde ward, mit duftenden Blüthen und süßem Weihrauch ihrer Gefühle zu schmücken.

So war Mächthilde längst zur sinnigen Jungfrau erblüht. Als das einzige Kind eines der reichsten und angesehensten Rathsherren in Lübeck, würde sie zahlreiche Freier gefunden haben, auch wenn ihre Tugend und Schönheit geringer gewesen wäre als ihr Rang und Reichthum. Denn auch damals schon in der guten alten, fast kindlichen Zeit, fiel das Vermögen eines Mädchens gewichtig in die Waagschale ihrer Bewerber, und indeß oft das sittsamste und liebenswürdigste Mädchen einsam verblühte, weil es arm war, sah sich die reiche Erbin von zahlreichen Freiern umlagert, einerlei, welche Eigenschaften sie sonst besaß. Aber Mächthilde's Reichthum war nicht größer als ihre Schönheit, nicht größer als ihre Tugend. Ihre blauen Augen strahlten nicht umsonst von lauter Liebe und Güte, sie bewährte diese durch ihr ganzes Wesen, durch alle ihre Handlungen. Um ihren Vater und durch das ganze Haus waltete sie wie ein Engel der Liebe. Kein Bittender ging unerhört von ihrer Thür, kein Unglücklicher nahte ihr, dem sie nicht Trost zu geben, kein Hülfesuchender, dem sie nicht Hülfe oder doch Rath zu schaffen wußte. Im Kreis ihrer Gespielinnen war sie diejenige, die Alle suchten und die gleichwohl Keine beneidete, weil eine jede von ihrem liebreichen, bescheidenen, oft hingebenden und aufopfernden Wesen gefesselt war und ihr willig alle die Vorzüge gönnte, welche sie besaß und doch niemals anders geltend machte als eben nur Anderen wieder dadurch Freude zu machen. Bei so vieler weiblicher Milde, zartem Sinn und Tiefe der Empfindung befremdete nur Eines: daß sie vierundzwanzig Jahr alt geworden und noch immer jeden Bewerber zurückgewiesen hatte. Und es war doch mancher edle Jüngling darunter, der sie wahrhaft liebte, den nicht allein ihre Schätze reizten, mancher, der schon selbst eine große Handlung und einen bekannten Handelsnamen besaß und nicht erst durch den Herrn Meßmann ein gutes Geschäft zu machen brauchte, mancher ehrsame Bürger, der mit zu Rath saß und dem Nichts fehlte zu seinem Glück als eine ehrsame Hausfrau, mancher stolze, stattliche Ritter, der sich weder daran stieß, daß sie kein Edelfräulein war, noch die Güter ihres Vaters verlangte, der allein sie selbst begehrte, um sie heimzuführen auf sein stattlich Schloß, zu seiner hochgeehrten Edelfrau sie zu erheben. Aber sie wieß Einen wie den Andern ab und sagte nie einen andern Grund für ihr Nein, als daß sie in ihrem Herzen nicht die Minne fühle, ohne welche sie die Hand des Bewerbers nicht annehmen könne.

Herr Meßmann ließ seiner Tochter wohl in allen Stücken ihren Willen — und wenn sie so schnell einem Freier mit dem gewohnten „Nein" antwortete, so dachte er, ihre Stunde ist noch nicht gekommen. Aber wie sie es Jahre lang so forttrieb und Manchen abwieß, den er gern zum Schwiegersohn gehabt hätte, da ward er oft unwillig über die spröde Tochter und fragte sie ernstlich: ob sie denn eine alte Jungfer werden oder gar in ein Kloster gehen wolle? — Da legte sie die kleine freibewahrte Hand auf die hochklopfende Brust und sagte seufzend: „Wie der Himmel will!" aber weiter sagte sie Nichts. Sie legte weder ein Gelübde ab, unvermählt zu bleiben, noch sprach sie davon, daß ihr Herz eine Wahl getroffen — sie sagte nur, daß es noch für keinen dieser Bewerber gesprochen und daß sie so lange Nein sagen werde, bis ein sehnsüchtiges Klopfen ihres Herzens zuvor Ja gesagt. — Und dabei blieb sie, ob auch der Vater sie wohl gar im aufwallenden Zorn deshalb eine Närrin schalt, und die alte Martha, die es schon lange nicht erwarten konnte, ihre schöne Pflegbefohlene unter die Haube gebracht zu sehen, mißbilligend den Kopf schüttelte und meinte: das komme davon, daß Mächthilde Lesen und Schreiben gelernt und solch' eine gelehrte Erziehung erhalten, da wolle sie nun anders sein als andere Mädchen und warte wohl gar auf irgend einen verzauberten Prinzen, von dem sie durch die Lieder der Minnesänger und Fidelspieler gehört.

III.

Eines Tages, da Herr Meßmann unter seinen Rechnungen und Briefen vergraben saß und eben diejenigen durchsah, welche ihm schon seit ein paar Jahren ein liefländischer Kaufmann, Namens Morgowitsch, über See mit vielen Waaren und großem Gut gesendet hatte, trat ein Fremder bei ihm ein, der eines geringen seefahrenden Mannes Kleidung trug. Er brachte ihm Briefe von Herrn Morgowitsch, zu den Waaren gehörig, welche er von diesem hierher geleitet und die eben im Hafen von Lübeck ausgeladen wurden. Der Ueberbringer meldete, daß sein Herr ihm bald selbst nachfolgen werde, um seinen Geschäftsfreund kennen zu lernen, und daß auch er selbst um Herberge bitte, da er zum ersten Male in Lübeck und daselbst fremd und unbekannt sei.

Herr Meßmann sagte ihm dies gerne zu und war hocherfreut, daß er Herrn Morgowitsch nun auch bald persönlich kennen lernen sollte, da er im Handelsverkehr mit ihm nicht nur durch ihn selbst beträchtlich gewonnen, sondern auch oft Gelegenheit gehabt hatte, von dem Geschick, den achtungswerthen Grundsätzen und der Großmuth dieses liefländischen Handelsherrn sich zu überzeugen, weshalb er sein liebster Geschäftsfreund geworden war.

In Meßmann's Hause war immer offene Tafel und so waren auch an dem Abende, wo der fremde Bootsmann gekommen, eine Menge Gäste zugegen. Herr Meßmann nahm auch diesen mit an seine Tafel zu seinen andern Gästen, da er aber ärmlich und schlecht gekleidet war, setzte er ihn unten an. Mächthilde war auch mit zugegen, und es wollte Allen bedünken, sie hätten die herrliche Jungfrau nie schöner gesehen, als an diesem Abend. Sie trug ein schwarzes Sammetkleid mit weißer breiter Krause um Hals und Brust, das am Leibchen und um die Hüften glatt anliegend ihren hohen und vollen Wuchs abzeichnete. Ihr üppiges Haar, das sie im Nacken mit einem Pfeil aus purem Golde aufgesteckt, beschämte fast diesen noch an Glanz und ließ sich auch nicht ganz von ihm halten, sondern wallte widerstrebend auf die weißen Schultern hernieder.

Als der Bootsmann bald nach ihr eintrat, ließ er seine Blicke lange auf der herrlichen Erscheinung ruhen und senkte sie dann wie geblendet davon zu Boden — sie aber fuhr zusammen vor seinem Anblick, daß es alle bemerkten, die ihre Blicke wohlgefällig auf sie gerichtet hatten — und nun war sie noch einmal so schön durch dies Beben ihrer ganzen Gestalt, diesen strahlenderen Glanz ihrer Augen, diesen rosigen Verklärungsschauer, der über ihr liebliches Antlitz sich ergoß. Sie bezwang ihre Verwirrung und setzte sich still auf ihren Platz obenan. Der Bootsmann setzte sich bescheiden an das untere Ende der Tafel. Er war ein schöner, kräftiger Mann, aber das unordentliche Haar und der wirre Bart, obwohl auch von einer wunderbar goldenen Farbe, gaben ihm ein etwas rauhes Ansehen, das seine schlechte Seemannskleidung noch vermehrte. Um seines angesehenen Herrn Willen und da er weit her kam, überhäuften ihn die Gäste aber alle mit Fragen, die er so gut unterrichtet und in so wohlgesetzten Worten beantwortete, dabei noch so vieles Lehrreiche und Wunderbare erzählte, daß Alle meinten, sich lange nicht so gut unterhalten zu haben.

Bei solchen heitern Gastmählern war es Gewohnheit der damaligen Zeit, daß die Gäste den Wein selbst bezahlten. Einer von ihnen sammelte das Geld ein und sandte dann einen Diener damit in das Weinhaus. Da nun der Gewohnheit gemäß die silberne Schaale zum Einsammeln herumgereicht ward und auch an den Bootsmann kam, wollte dieser nicht der Geringste sein und legte so viel auf, als alle Andern zusammen. Darüber verwunderten sich Alle und fragten nach seinem Namen. Er bat aber, sie möchten warten bis morgen Mittag, da wolle er sagen, wer er sei.

Mächthilde, die sich sonst immer zeitig aus dem Kreis der Gäste zu entfernen pflegte, blieb diesmal viel länger als sonst bei der Tafel und hörte den Reden des Bootsmanns mit strahlenden Augen zu, aber selbst sprach sie viel weniger als sonst, und wenn Jemand sie etwas fragte, vermochte sie nur mit gepreßter Stimme zu antworten. Da es endlich spät geworden, ging sie in ihr Kämmerlein, fiel auf ihre Knie und betete:

„Vater im Himmel, o laß es keinen Traum, keine Täuschung sein!"

Dann warf sie ihre Kleider ab, denn es war ihr, als sei Alles zu eng und ihr Herz habe nicht mehr Raum zu seinem

Fig. 1. — Le Vautour fauve.

Vautour fauve (*Vultur fulvus*, Gmel.). — Cet oiseau, qui est le plus grand de tous les Vautours, a environ 1 mètre de longueur totale et 2m,50 d'envergure. Son bec est fort, long de 0m,10, et sa tête, ainsi que le haut du cou, sont couverts d'un duvet court et serré, d'un blanc sale, tandis que le reste du cou est garni d'une collerette de plumes longues et étroites, d'un brun roux. Le dos, les ailes et la queue sont d'un brun foncé, avec des reflets roux. Les pattes sont d'un gris bleuâtre. Les jeunes ont le plumage plus foncé que les adultes. Le Vautour fauve habite l'Afrique, l'Asie et l'Europe méridionale. Il vit en troupes nombreuses, et se nourrit de cadavres d'animaux. Il fait son nid sur les rochers, et pond un seul œuf, blanc, taché de brun.

Vautour moine (*Vultur monachus*, Linn.). — Cette espèce, qui habite l'Afrique, a environ 1m,10 de longueur totale et 2m,50 d'envergure. Son bec est fort, long de 0m,10, et sa tête, ainsi que le haut du cou, sont couverts d'un duvet court et serré, d'un blanc sale, tandis que le reste du cou est garni d'une collerette de plumes longues et étroites, d'un brun roux. Le dos, les ailes et la queue sont d'un brun foncé, avec des reflets roux. Les pattes sont d'un gris bleuâtre. Les jeunes ont le plumage plus foncé que les adultes. Le Vautour moine habite l'Afrique, l'Asie et l'Europe méridionale. Il vit en troupes nombreuses, et se nourrit de cadavres d'animaux. Il fait son nid sur les rochers, et pond un seul œuf, blanc, taché de brun.

Spiegel los, vor dem sie so lange an sich geordnet hatte, und trat in dem Augenblick in den Saal, wo ihr Vater nach ihr rief.

Kein Erschrecken noch Verwundern, nur der Verklärungsglanz bestätigter Erwartung und eines süßen Entzückens flog über ihr Antlitz als sie diese Gruppe gewahrte, und diese Mittheilung ihres Vaters vernahm — sie reichte Bertram die Hand und sagte mit holdem Lächeln:

„Ich habe Dich gestern Abend gleich erkannt — ich wartete schon lange auf Dich — Du hattest es ja versprochen, daß Du einst wiederkommen wolltest — und ich wußte, Du hieltest Wort!"

Bertram küßte ihre Hand und hörte ihre Rede mit dem höchsten Entzücken, aber das schwesterliche Du von Einst vermochte er nicht zu erwiedern, weil der Jungfrau andere Wünsche seines Herzens galten, als die einer brüderlichen Neigung. Freudig rief er:

„So habt Ihr mein Andenken bewahrt und ich bin Euch und diesem Hause kein Fremder geworden?"

„Du siehst es ja," antwortete Herr Meßmann, „und nun komm und erzähle bei Tafel uns und unsern Gästen, wie es Dir indessen gegangen." Und damit hieß der Hausherr sich Alle zur Tafel zu setzen und Bertram mußte nun den Ehrenplatz haben zwischen ihm und seiner Tochter.

Bertram erzählte erst nur kurz, wie er zu jenem Geschäftsfreund Herrn Meßmann's nach Riga gegangen und wie er in dessen Dienst immer weiter aufgerückt sei, große Reisen in seinem Auftrag in's Innere gemacht und manche Gefahr glücklich überstanden habe. Wie er auch auf diesen Reisen den ein Wenig veränderten Namen angenommen, der den Zungen jener Barbaren geläufiger gewesen als der deutsche, den ihm Herr Meßmann gegeben. Sein Herr sei sehr mit ihm zufrieden gewesen, habe ihn ganz mit in das Geschäft genommen und vor einigen Jahren bei seinem Tode ihn zu seinem Erben eingesetzt. Seitdem habe er unter dem neuen Namen die Verbindung mit Herrn Meßmann angeknüpft, und nie etwas Anderes im Sinne gehabt, als einst zu ihm und in sein liebes Lübeck zurückzukehren. Nun habe er all' sein Gut in Liefland verkauft und wolle hier sich niederlassen. — Aber dies Alles bereitete Herrn Meßmann große Freude, Mächthilde hörte in seligem Verstummen zu und die Gäste konnten nicht müde werden, Bertram zu immer neuen Erzählungen seiner Abenteuer aufzufordern.

Endlich, da man die Tafel aufgehoben, eilte Mächthilde in den Garten, wo unter einer Eiche, die Bertram einst gepflanzt hatte, ihr Lieblingsplätzchen war. Hier saß sie lächelnd und mit gefalteten Händen — als Bertram plötzlich neben ihr stand.

Sie erschrak und erröthete bei seinem Anblick.

„Kennt Ihr die Eiche?" sagte sie, um hinter ein paar Worten ihre Verwirrung zu verbergen — aber sie wagte jetzt auch nicht im Alleinsein mit ihm das vorige schwesterliche Du zu gebrauchen.

„Da ich sie pflanzte," antwortete Bertram, „waret Ihr noch so klein, daß ich Euch auf meinen Armen tragen konnte. — Mächthilde, habt Ihr auch so oft wie ich an diese Zeit gedacht?"

„Bertram — ich war recht böse, daß Ihr gegangen," sagte sie und schlug die Augen nieder, „obwohl ich später einsah, daß es so sein mußte — aber daß Ihr auch nicht mehr geschrieben, konnt' ich Euch nicht vergeben!"

„Das mußte auch sein," sagte er, „aber vergebt Ihr's denn nicht jetzt? Ich muß Euch an Euere Worte mahnen — seht diesen Talisman trag' ich immer bei mir!" und er zog aus seiner Brieftasche ein vergildtes Pergamenttäfelchen hervor — es war der Brief, den sie ihm nach seinem Weggange geschrieben und deutete auf die Worte: „Ich vergebe Dir, daß Du fortgegangen, wenn Du einst als ein großer Mann wiederkommen willst. Aber ich weiß es, Du wirst wiederkommen — und dann lasse ich Dich niemals wieder fort!"

„Wirst Du Wort halten?" fragte er leise.

Aber statt der Antwort nahm sie eine große goldene Kapsel von ihrem Busen, in der ein ähnliches Blättchen verwahrt ruhte — es war Bertram's Brief an sie. „Das ist nie von meinem Herzen gekommen!" sagte sie.

Da war Bertram seiner nicht mehr mächtig — in seliger Wonne schloß er die erglühende Jungfrau an seine Brust — sie wußte nicht, wie ihr geschah, und tauschte willig mit ihm den Verlobungskuß.

„Sag' es meinem Vater," bat sie dann.

Und Bertram ging zu Herrn Meßmann, um bei ihm in aller Form um die Hand der Tochter zu werben, der erschrak, machte ein betrübtes Gesicht und antwortete: „Wie gern legt' ich ihre Hand in Deine — aber sie schlägt alle Bewerber aus — willst Du Dein Heil bei ihr versuchen, so thu' es — aber ich kann Dir keine Hoffnung geben —"

Bertram lächelte und holte Mächthilde herbei, die im Nebenzimmer wartete — „Vater," sagte sie schmeichelnd: „Hast Du es denn nie gemerkt, daß ich nur deshalb zu allen Freiern „nein" sagte, weil ich keinen so lieb haben konnte wie Bertram, den ich niemals vergaß?"

Herr Meßmann staunte nicht wenig — aber weil er jahrelang nichts gemerkt, wollte er jetzt zeigen, daß er auch schlau sein könne und sagte: „Und so hast Du wohl gestern den Bootsmann erkannt und Dich für ihn heute so geputzt, daß ich gar nicht wußte, was mit Dir vorgegangen und Du alle Gäste bei Tafel warten ließest wie sonst niemalen?" Aber wie er nun auch neckisch schalt, so war doch heute sein glücklichster Tag, er segnete das Brautpaar mit fröhlichem Herzen und gab zum Abend wieder ein großes Gastmahl, bei dem er den Gästen die Verlobung verkündete.

In Lübeck aber hat es lange kein schöneres, edleres und glücklicheres Paar gegeben als dieses.

Im Jahr 1222 ist Herr Bertram Morgenweg auch in den Rath zu Lübeck erkoren worden und hat daselbst das große Haus zum heiligen Geist gestiftet, welches noch steht. Darin wurden an die hundert armen Leute gespeist, außer dem Koch, Küchenjungen, Bäckern, Bräuern und Mägden, welche zur Pflege der Armen dienen. Auch hat er stattliche Dörfer und Güter und Aecker für die Stadt gekauft, damit von dem jährlichen Einkommen die Armen verpflegt würden, die Kranken aber täglich ein Plant Wein und je zwei ein gebadnes Huhn bekämen. Endlich hat er der Sicherheit wegen 14,000 Stück Geldes in allerlei alten Münzen den beiden ältesten Bürgermeistern als Verstehern übergeben, damit unverhergesehener Schade und Unheil daven und nicht von den andern Zinsen gebessert werden möchte.

Das Geld freilich ist längst verbauet.

L. C.

Hospital-Scenen vom Kriegsschauplatze.

Mit Portrait der Miß Florence Nightingale.

Skutari am Bosporus, Constantinopel gegenüber auf der asiatischen Seite, 350 englische Meilen über das schwarze Meer hin vom Kriegsschauplatze, ist das Hauptlager der englischen Verwundeten. Ueber tausend liegen im Haupthospitale längs großer steingepflasterter Gänge und Corridore, 2500 in der zum Hospitale umgewandelten großen, prächtigen, türkischen Kaserne, 700 mußten in den Schiffs-Rumpfen bleiben und 700 nach Abydos geschickt werden. Im Ganzen haben diese Hospitäler die unglaublichsten und unmenschlichsten ihrer Schrecken, die anfangs lange darin wütheten, verloren, seitdem außer etwa hundert Aerzten, 86 englische Frauen und Mädchen darin als Krankenpflegerinnen walten. Diese Töchter Englands, größtentheils aus gebildeten Ständen und guten Vermögensverhältnissen freiwillig aus tiefem, ächten, weiblichen Erbarmen zu ihrer neuen Mission getrieben und mit zarter, sorgsamer Hand lindernd und heilend, was das englische Militärsystem an noch heilbaren Wunden geschlagen, sind unter dem Verstande und der Leitung von Miß Florence Nightingale, eine tröstliche und eigenthümliche Erscheinung zwischen den blutigen Schreckensscenen des Krieges. Es sind zarte, englische, sentimentale Damen, welche die zum Theil scheußlichen Wunden von 4200 verstümmelten Soldaten pflegen und außer körperlicher Erquickung mit sanftem, aber zu Herzen gehenden Zu-

spruch Muth und Hoffnung einflößen, die von den mißhandelten Kriegern längst aufgegeben war. Die merkwürdigste Erscheinung unter den Krankenpflegerinnen ist Miß Nightingale, eine von jeher dem praktischen Erbarmen sich widmende Dame, die ungeachtet ihrer jetzigen edeln, heroischen That im eigenen Lande beschimpft und mit dem Unrathe kirchlicher Zeloten beworfen ward. Unter den frommen Herrschaften Englands und deren Presse erhoben sich schwere Anklagen gegen sie. Sie ist nicht hochkirchlich. Es ist undelikat von einer Dame, noch in den Dreißigern, unter die Soldaten zu gehen! Sie ist nicht hochkirchlich, sie ist katholisch! Nein, sie ist Unitarier. Sie huldigt dem Recordism, nein, dem Sellonism, nein, dem Puseyism und wie sonst die „ism's" der englischen Sektenwesens sonst noch heißen. Alle diese Frommen von Profession haben in ihren ledernen Herzen und Strohköpfen keine Ahnung von der Humanität und dem himmlischen, ächten Erbarmen des Weibes. Sie ärgern sich, daß Miß Nightingale und ihre 85 Schwestern den Verwundeten und Sterbenden lebendigen Trost reichen und sie abhalten, die Tractätlein zu lesen, welche diese Herren statt Charpie, wollene Decken und körperliche Erquickungen ballenweise in's Lager sandten, um die Soldaten en gros selig zu machen.

Diese unverständigen Frömmlinge sind, Gott sei Dank, mit ihren Verlästerungen von der Presse und der öffentlichen Meinung schmachvoll in ihre Winkel zurückgetrieben worden, und es macht den Engländern unter der Schmach ihres blödsinnigen und ruchlosen aristokratischen Militärsystems Ehre, daß sie sich wie ein Mann der Ehre dieser Damen annehmen und ihren humanen Heroismus zu würdigen wissen. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit Manches von der Persönlichkeit der Vorsteherin. Sie ist die jüngste Tochter eines unabhängigen Mannes in Hants (Derbyshire). Ihre Mutter war die Tochter des Vertreters von Norwich im Parlamente, M. Smith. Sie spricht nicht nur gut Französisch und Deutsch, sondern kennt auch unsere Literatur sehr genau, und ist bewandert in Wissenschaften, die sonst den Damen böhmische Dörfer sind, z. B. in Mathematik. Von früher Jugend war ihr Streben auf praktische Humanität gerichtet, besonders auf Krankenpflege. Zu diesem Zwecke besuchte sie die meisten Hospitäler Europa's bis nach Afrika hinein, und hielt sich besonders lange in Kaiserswerth auf. In englischen „Lumpenschulen" opferte sie Jahre lang ihre Kraft auf, um das Loos der Verwahrlosten und Ausgestoßenen zu bessern. Zuletzt war sie freiwillige Vorsteherin eines Hospitals für invalide Damen in Harleystreet, London. Der Schrei des Entsetzens und der Noth vom Kriegsschauplatze, reifte in ihr plötzlich den Entschluß, als Trösterin mit ihrer ganzen Kraft dahin zu eilen. Dort wirkt sie jetzt mit dem ganzen Heroismus einer edeln, reinen, erbarmenden Weiblichkeit als Leiterin ihrer 85 Schwestern, denen sie gern die leichteren Sorgen überläßt, während sie sich nur der Erquickung gemeiner Soldaten und der am Schwersten Verwundeten widmen soll.

Sie mag nicht ganz frei von einer frömmelnden Richtung sein, wenigstens verräth sie etwas davon in ihrem Buche über die Diakonissinnen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein, jedenfalls aber ist ihre praktische Frömmigkeit größer, und so kann uns ein individueller Zug wenig kümmern. Man hat ihr Papismus vorgeworfen, obgleich 60 ihrer Schwestern der protestantischen Confession angehören, und nur 26 der katholischen. Die wahre Frömmigkeit ist nicht confessionell-verdammlich.

Das ist ein Blick in die Hospitäler von Skutari, wo von den 4200 darniederliegenden Engländern drei Viertheile, wie in der Times vom 16. Januar von Ort und Stelle nachgewiesen wird, am englischen Militärsysteme erkrankten, nicht durch die Russen. Wie viele Tausende kamen durch dasselbe System im Lager, unterwegs, in Varna um? Wie viele Tausende wurden nach Malta geschafft oder sind unterwegs nach der Heimath, um vom Zollhausbeamten begrüßt zu werden und noch am englischen Gestade durch stundenlanges Warten unter dem freien Januarhimmel getödtet zu werden? Das Bild im englischen Witzblatte „Punch," welches John Bull darstellt, wie er seine englischen Admiräle und Generäle mit einem derben Besen wegfegt, ist der richtige Ausdruck der öffentlichen Meinung in England.

Für die verwundeten, gefangenen Russen ist eine besondere Abtheilung in Skutari eingerichtet. Unter ihnen macht ein Knabe von kaum 16 Jahren und weiblicher Schönheit viel Aufsehen. Er spricht Deutsch und hat die schönsten blauen Augen in seinem Gesicht von Milch und Blut. Er ist einer schönen Mutter Liebling und lebte in den glänzendsten Verhältnissen. Die Rekrutenaushebungen rissen ihn aus den gebildetsten Kreisen Verwandter und von seiner Mutter, von der er mit poetischem Feuer spricht. Seine russischen Mitgefangenen hatten ihm die Bandagen von der Wunde gerissen, weil sie meinten, die Engländer verbänden böse Absichten mit den Bandagen. Ein anderer Russe fluchte fortwährend, so lange er verbunden ward, weil er meinte, man wolle ihn fesseln und lebendig begraben.

In den englischen Hospitälern geht's feierlich schweigsam und liederlich zu, in den französischen frivol, lustig und musterhaft ordentlich. Wenn sich die Kranken nicht ernstlich mit Sterben beschäftigen, plaudern und rauchen sie nach Leibeskräften. Die Hülfloseren finden in den barmherzigen Schwestern mit ihren merkwürdigen Hüten, ihrer unermüdlichen Sorgfalt und guten Laune, womit sie auch den grimmigsten Alten stets als „excellent enfant" anreden und behandeln, die besten und zärtlichsten aller Frauen, Schwestern oder Mütter. Die zartesten Hände geniren sich nicht, dem der Arme beraubten passionirten Raucher eine Pfeife zu stopfen und ihm den brennenden Fidibus zu bringen. Sonst stopft auch der Einbeinige dem Armlosen die Pfeife und redet ihm mit volubiler Zunge Muth zu. Durch das ganze Hospital herrscht die größte Ordnung und Reinlichkeit. Die Betten stehen rein in parademäßigen Reihen. Hinter jedem befindet sich ein Schrank für die Bedürfnisse jedes Einzelnen. Durch ein gut arrangirtes System von Ventilation strömt stets frische Luft ein, ohne einen Kranken direkt zu treffen.

Die Menschenverwüstung im Feuer der Schlachten ist schrecklich, aber sie ist Poesie gegen die Würgengel, die hinter, vor und nach den Schlachten viel mehr Menschen vertilgen, als die grimmigsten Kugelregen, zumal unter den Engländern, deren hochgeborne Offiziere ihre Gemeinen kaum für Menschen zu halten scheinen. Aus den russischen Lagern und Hospitälern haben wir wenig Nachrichten. Aber eine Scene im russischen Haupthospitale zu Sebastopol fand als der furchtbarste aller Commentare des Krieges, ihren Weg bereits zu uns. Die Engländer richteten ihre Bomben eines Tages hauptsächlich gegen ein großes Gebäude mit gelber Flagge, dem Zeichen, daß es Hospital sei. Aber man glaubte ihr nicht und hielt das Gebäude für ein großes Magazin, das die Russen durch die an Schonung appellirende Flagge nur schützen wollten. So flogen die Bomben in großen Feuerbogen auf 2000 hier zusammengeschichtete Kranke und Verwundete herab. Ein solcher feuriger, beschwingter Gesandter des Todes schlug durch's Dach, zerplatzte mitten unter den Elenden und setzte das ganze Gebäude so schnell in Flammen, daß von den 2000 nicht ein Einziger gerettet werden konnte. Das Prasseln und Knistern der Flammen, das Krachen der Balken, das Geheul und Geschrei der Brennenden und Erstickenden oder zwischen den flackernden Balken Eingequetschten, die Flüche und Gebete der hülflos Daliegenden, das Gewühl und Gebalge der aus einer Flamme in die andere sich Wälzenden — giebt ein Gemälde, auf welches der Maler, unser christlicher Kriegsgott, sich etwas einbilden mag.

Aus Rock's Buche vom gesunden und kranken Menschen.

Uebersicht der Lebens- und Gesundheits-Regeln.

Das vegetative Leben im menschlichen Körper.

Da nur durch den fortwährenden Wechsel (das ununterbrochene Absterben und Neubilden) unserer Körperbestandtheile, dessen hauptsächlichste Triebfeder uns aber bis jetzt noch ganz unbekannt ist, das Leben bestehen kann, so muß auch das oberste Gesetz für uns sein: den Stoffwechsel im Gange zu erhalten. Er muß aber auch in der gehörigen Ordnung erhalten werden, weil falsches Vorsichgehen desselben Krankheit bedingt. — Beim Stoffwechsel erzeugen sich einerseits aus der, alle Theile unseres Körpers durchdringenden Ernährungsflüssigkeit, bei der gehörigen Temperatur (+28—30° R.) und Ruhe, mit Hülfe der Zellenbildung, die verschiedenen Gewebe, während andererseits die ältern Bestandtheile derselben beim Thätigsein der Organe absterben und als untauglich abgestoßen werden. Sonach bedürfen unsere Organe der gehörigen Ruhe und Thätigkeit bei hinreichender Wärme. — Die Zufuhr des neuen Baumaterials und das Wegschaffen der Gewebsschlacken geschieht durch das Blut, welches immerfort durch den Körper kreist. Deshalb muß nach der richtigen Menge, Beschaffenheit und Circulation des Blutes gestrebt werden. — Die richtige Menge und Beschaffenheit des Blutes läßt sich nur theils durch Zuführung von hinreichenden und guten Nahrungsstoffen und von Sauerstoff, theils durch Entfernung der alten und schlechten Blutbestandtheile erlangen. Aus diesem Grunde ist eines Theils durch zweckmäßige Nahrungsmittel mit Hülfe des Verdauungsprocesses, sowie durch das Einathmen guter Luft das Blut fortwährend zu erneuern, andern Theils aber durch Entfernung unbrauchbarer Stoffe aus demselben, mit Hülfe der Lungen-, Haut-, Nieren- und Leberausscheidungen zu reinigen. Zur Neubildung, wie zur Reinigung des Blutes ist der Sauerstoff, also das Athmen atmosphärischer Luft, ganz unentbehrlich; ebenso zur Entwickelung der nöthigen Körperwärme.

A. Die **Blutbildung** (Sanguification) verlangt die Zuführung guten Nahrungsstoffes (Speisesaftes) und des Sauerstoffes in das Blut; ersterer wird mit Hülfe der Verdauung aus den Nahrungsmitteln gewonnen und vom Magen und Darmkanale aus durch Saugadern und Lymphdrüsen in den Blutstrom geschafft; letzterer tritt aus der in die Lungen eingeathmeten atmosphärischen Luft in das Blut.

I. Einführung passender Nahrungsmittel in den Körper.

1) **Wahrhafte Nahrungsmittel** sind zu genießen:
   a) gemischte Kost, aus dem Thier- und Pflanzenreiche;
   b) alle die Stoffe (Nahrungsstoffe) enthaltend, welche unsern Körper zusammensetzen: Wasser, Eiweißsubstanzen (Eiweiß, Faser- und Käsestoff), Fett und Fettbildner (Stärke, Zucker, Milchsäure, Weingeist), Kochsalz, Kalk und Eisen (vorzüglich in der thierischen Nahrung).
   c) Nur die Milch enthält alle nöthigen Nahrungsstoffe in der gehörigen Menge. An sie schließen sich an: Ei, Fleisch und Fleischsaft, Getreide (Mehl) und Hülsenfrüchte; allen diesen fehlt die nöthige Menge an Wasser und Kochsalz.
2) Die **gehörige Menge** von Nahrungsstoffen ist in den Körper einzuführen.
   a) Wasser und Kochsalz bedarf der Körper in ziemlicher Menge.
   b) Bei größerer Lebendigkeit des Stoffwechsels muß die Nahrungszufuhr stärker sein: wie
      beim Wachsthum; — bei der Wiedergenesung; — bei stärkern körperlichen und geistigen Anstrengungen; — bei Ausgaben von Blut und Blutbestandtheilen (Milch, Schwangerschaft); — bei stärkerem Sauerstoffverbrauche (im Freien, Winter, kalten Klima).
   c) Bei unverdaulichen Nahrungsmitteln muß eine größere Menge genossen werden, damit die nöthige Menge von Nahrungsstoffen daraus gewonnen werden kann.
3) Die **Verdaulichkeit** und **Verdauung** der Nahrungsmittel ist zu befördern, vorzüglich durch eine zweckmäßige Zubereitung derselben.
   a) Flüssige und leicht lösliche Nahrungsstoffe sind am verdaulichsten.
   b) Thierische und warme Nahrungsstoffe sind verdaulicher als pflanzliche und kalte.
   c) Je leichter die Verdauungssäfte eindringen in die Nahrungsmittel, desto eher können sie verdaut werden; deshalb sind schwer verdaulich:
      von vielem Fette umgebene; — zwischen unverdaulichen Stoffen lagernde; — sehr compacte (feste, schlecht gekaute) Nahrungsmittel.
   d) Bei großer Menge der Verdauungssäfte ist die Verdauung erleichtert; deshalb:
      bei reichlichem Trinken während des Essens; — durch Zusatz von Gewürzen und mäßigen Genuß spirituöser Getränke; — bei mäßigem und öfterem Nahrungsgenuß.
   e) Durch richtiges Essen kann auf die Verdauung gewirkt werden, wie:
      durch gutes Zerkauen fester Speisen; — durch regelmäßiges Mahlzeithalten; — durch Vermeidung von Ueberladung, sowie von zu heißen oder zu kalten Speisen und Getränken, von körperlichen und geistigen Anstrengungen, wie auch von Gemüthsbewegungen kurz vor und nach dem Essen; — durch Heiterkeit und Gemüthsruhe, Helligkeit und gute Luft im Zimmer während des Essens; — durch Trinken beim Essen.
4) **Schädliche Stoffe** sind beim Nahrungsgenuß zu vermeiden; wie:
   a) verdorbene und verfälschte Nahrungsmittel (Käse- und Wurstgift, keimende Kartoffeln, Pilze, schlechtes Mehl, gefärbter Thee und Kaffee);
   b) fremde Körper: Knochensplitter, Gräten, Kerne;
   c) giftige Substanzen, vorzüglich Bleiweiß (durch Bleigeschirr oder schlecht glasirte, besonders törferne Gefäße) und Grünspan (durch Kupfer- und Messinggeschirr), sowie giftige Farben, Fliegen- und Rattengift.

II. Der Verdauungs-Prozeß und Apparat sind (durch richtige Diät, Wärme und Bewegung) in Ordnung zu halten.

1) **Abhalten nachtheiliger Einflüsse** von den Verdauungsorganen.
   a) Zähne, Zunge und übrige Mundtheile bedürfen des öftern und sorgfältigen Reinigens, sowie des Schutzes vor verletzenden und reizenden Eingriffen.
   b) Der Magen darf nicht durch enge Kleidungsstücke eingezwängt, nicht mit einer zu großen Menge, besonders unverdaulicher, kalter und reizender Stoffe überladen werden.
   c) Der Darmkanal ist vor zu starken Anhäufungen von Excrementen und Gasen zu bewahren (durch Klystiere), sowie durch Vermeidung von Erkältung (besonders des Bauches) vor Krankheiten zu schützen.
2) Der **Speisedurchgang** durch den Verdauungsapparat ist zu fördern:
   a) durch gehörige Befeuchtung des Speisebreies und des Verdauungskanales (mittels reichlichen Trinkens);
   b) durch Bewegungen, zumal durch solche, bei denen sich die Bauchwand spannt, sowie
   c) durch kräftiges Ein- und Ausathmen.
3) Der **Unterleibsblutlauf** (vom Verdauungsapparate durch die Pfortader zur Leber hin) ist zu unterstützen, außer durch die Förderung der Verdauungsbewegungen:
   a) durch Verdünnung des Pfortaderblutes (reichlichen Wassergenuß);
   b) durch kräftiges und tiefes Einathmen, wodurch das Blut aus dem Unterleibe in die Brust gezogen wird;
   c) durch Bewegungen, welche eine Zusammenziehung der Bauchwand mit sich führen.

III. Uebergang der Nahrungsstoffe aus dem Verdauungsapparate in den Blutstrom, theils direkt in das Pfortaderblut und die Leber, theils durch Saugadern, Lymphdrüsen und den Milchbrustgang in die Hohlader (das rechte Herz und die Lunge).

1) Der **Speisesaft** muß den gehörigen Flüssigkeitsgrad haben (durch Verdünnung mit Wasser und Verdauungssäften), deshalb gehörig trinken bei und nach dem Essen.
2) Der **Speisesaftfluß** in den Saugadern ist zu befördern:
   a) durch ordentliche Magen- und Darmbewegungen (s. vorher II. 2.).
   b) durch kräftige Bauchmuskelzusammenziehungen und
   c) durch tiefes Einathmen.
3) Der **Unterleibs- und Leberblutlauf** ist gehörig flott zu erhalten (s. vorher II. 3.).

IV. Die Sauerstoffzufuhr zum Blute durch den Athmungsproceß ist im guten Gange zu erhalten, weil durch den in das Blut aufgenommenen Sauerstoff nicht nur die neuen

Mr. Speaker I am sorry to say that I have received a letter from the Minister of Finance, Mr. Ralph Harris, informing me that he is unable to be present today due to a sudden illness. He has asked me to read his budget speech on his behalf.

Mr. Speaker Order, order. The honourable member for Eastbridge will not interrupt. The Minister's letter is clear and I will read it to the House.

Mr. Speaker The letter reads as follows: "Dear Mr. Speaker, I regret that I am unable to present the budget today as I have been taken ill with a severe cold and fever. My doctor has advised me to rest for at least two days. I have prepared a speech which I would be grateful if you could read to the House on my behalf. I apologise for the inconvenience."

Mr. Speaker I have also received a letter from the Leader of the Opposition, Mr. Thomas Wilson, saying that he has no objection to this arrangement. He says that he will reply to the budget speech when it is presented by the Minister himself.

Mr. Speaker I will now read the budget speech. The honourable Minister of Finance proposes to raise the income tax threshold from £4,000 to £4,500. He proposes to reduce the rate of income tax on incomes between £4,500 and £6,000 from 25 per cent to 20 per cent. He proposes to increase the tax on petrol by 2 pence per gallon. He proposes to abolish the tax on bicycles.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the duty on tobacco by 10 per cent. He proposes to increase the duty on beer by 5 per cent. He proposes to reduce the duty on wine by 5 per cent. He proposes to abolish the duty on soft drinks.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the vehicle excise duty on cars over 2,000 cc. He proposes to reduce the vehicle excise duty on cars under 1,000 cc. He proposes to abolish the vehicle excise duty on motorcycles.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the stamp duty on property transactions over £250,000. He proposes to reduce the stamp duty on property transactions under £100,000. He proposes to abolish the stamp duty on shares.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the capital gains tax rate from 20 per cent to 25 per cent. He proposes to increase the annual exempt amount from £6,000 to £7,000. He proposes to abolish the capital gains tax on gilts.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the inheritance tax threshold from £325,000 to £350,000. He proposes to reduce the rate of inheritance tax from 40 per cent to 36 per cent. He proposes to abolish the inheritance tax on agricultural property.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the corporation tax rate from 19 per cent to 20 per cent. He proposes to increase the small profits rate from £300,000 to £350,000. He proposes to reduce the corporation tax rate for companies with profits between £350,000 and £1,500,000 from 26.5 per cent to 25 per cent.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the national insurance contributions rate from 12 per cent to 13 per cent. He proposes to increase the upper earnings limit from £50,000 to £52,000. He proposes to reduce the national insurance contributions rate for employers from 13.8 per cent to 13.5 per cent.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the value added tax rate from 20 per cent to 21 per cent. He proposes to reduce the value added tax rate on domestic fuel from 5 per cent to 0 per cent. He proposes to abolish the value added tax on sanitary products.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the air passenger duty rate from £13 to £15. He proposes to reduce the air passenger duty rate for flights to the Commonwealth from £13 to £10. He proposes to abolish the air passenger duty on flights to the Republic of Ireland.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the landfill tax rate from £96.70 per tonne to £100 per tonne. He proposes to reduce the landfill tax rate for inert waste from £3 per tonne to £2.50 per tonne. He proposes to abolish the landfill tax on waste used in the restoration of quarries.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the climate change levy rate from £0.00568 per kWh to £0.00600 per kWh. He proposes to reduce the climate change levy rate for electricity from £0.00568 per kWh to £0.00500 per kWh. He proposes to abolish the climate change levy on gas used in combined heat and power.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the aggregates levy rate from £2.00 per tonne to £2.10 per tonne. He proposes to reduce the aggregates levy rate for recycled aggregates from £2.00 per tonne to £1.50 per tonne. He proposes to abolish the aggregates levy on aggregates used in the restoration of quarries.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the plastic packaging tax rate from £200 per tonne to £210 per tonne. He proposes to reduce the plastic packaging tax rate for recycled plastic from £200 per tonne to £150 per tonne. He proposes to abolish the plastic packaging tax on plastic used in medical devices.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the sugar levy rate from £0.18 per litre to £0.20 per litre. He proposes to reduce the sugar levy rate for milk-based drinks from £0.18 per litre to £0.10 per litre. He proposes to abolish the sugar levy on drinks sold in small quantities.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the digital services tax rate from 2 per cent to 3 per cent. He proposes to reduce the digital services tax rate for small businesses from 2 per cent to 1 per cent. He proposes to abolish the digital services tax on revenues from online marketplaces.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the bank levy rate from 0.1 per cent to 0.2 per cent. He proposes to reduce the bank levy rate for small banks from 0.1 per cent to 0.05 per cent. He proposes to abolish the bank levy on liabilities in the form of deposits.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the insurance premium tax rate from 12 per cent to 13 per cent. He proposes to reduce the insurance premium tax rate for travel insurance from 12 per cent to 10 per cent. He proposes to abolish the insurance premium tax on life insurance.

Mr. Speaker The Minister proposes to increase the air passenger duty rate for private jets from £150 to £200

2) Durch die gehörige **Menge Sauerstoffs** (s. vorher A. IV.), welcher die Heizungsstoffe verbrennt und dadurch zur Wärmeentwickelung Veranlassung gibt.

3) Durch **warme Bekleidung** (besonders in der Nacht nöthig), welche als schlechter Wärmeleiter die Abkühlung des Körpers mindert.

III. Der zweckmäßige **Wechsel** von **Thätigsein** und **Ruhen** der Organe und Gewebe fördert den Stoffwechsel in denselben; zu langes und angestrengtes Arbeiten stört ebenso wie andauerndes Nichtsthun.

1) **Beim Thätigsein** werden Gewebstheilchen abgenutzt und dadurch die Mauserung der Gewebe unterstützt.

2) **Während des Ruhens** geschieht die Neubildung der Gewebsbestandtheile. Je stärker die Anstrengung war, desto länger muß die Ruhe sein.

NB. Allmälig an Dauer und Stärke sich steigerndes Thätigsein mit den gehörigen Pausen kräftigt und macht die Gewebe zu ihrer Funktion immer geschickter. Alle körperliche und geistige Erziehung beruht hierauf. **(Bock.)**

Neue Mittheilungen aus dem Bienenstaate.

Kein Volk der Erde kann sich so vieler Geschichtsschreiber und Sänger rühmen, als die Nation der Bienen. Sie bilden gewissermaßen den idealen Staat wirklich, den von Plato bis Fichte verschiedene Philosophen als das höchste Ziel menschlicher Kultur in Gedanken aufbauten. Die Bienen sind das gebildetste Volk der Erde. So viele und gute Bücher auch über ihre Staats-Institutionen, Gesetze, Sitten und Gebräuche geschrieben wurden, der weise Forscher findet immer wieder neue Weisheit in ihrer Gesellschaft.

Die berühmtesten Männer des Alterthums schrieben über Bienen, und Andere lebten zeitlebens dem Studium derselben oder von ihrem Honig. Der alte griechische Philosoph Pythagoras nährte sich blos von Honig und behauptete, daß er es blos durch Honig bis zu 90 Lebensjahren gebracht habe. Ohne Honig würde er 40 Jahre früher gestorben sein. Und der lachende Philosoph Demokritus ließ sich von seinen lustigen Töchtern erbitten, seine herannahende Sterbestunde durch Anwendung von Honig bis nach dem Feste der Ceres zu verschieben. Das Fest der Ceres war bei den Alten eine Art Erntefest und Kirmse, wobei viel getanzt ward. „Wenn Du nun vor der Kirmse stirbst, Papa," sagten die Töchter, „können wir nicht tanzen. Bitte, stirb nach dem Feste."

„Recht gern," sagte der lustige Alte, „aber schafft mir denn auch ordentlichen, frischen Honig an."

Das thaten sie mit Freuden. Und so hielt er sich, wie alle gelehrten Alterthümler wissen werden, den Honig so vor die Nase und sog Lebensverlängerung ein, bis die Töchter sich satt getanzt und Zeit bekommen, zu trauern.

Bienen sind eine originelle Nation, geniale Baumeister, kühn im Kriege, weiser in Expeditionen, als Dundas und Raglan und das ganze aristokratisch-militärische England zusammen genommen, die gescheidtesten Staatsökonomen in Theilung der Arbeit (mit der schwachen Seite der „Drohnen" freilich, die übrigens in weise regierten menschlichen Staaten auch nicht fehlen), exemplarisch in Erziehung und Kinderliebe, und im höchsten Grade edelmüthig, da sie nicht für sich, sondern für Andere arbeiten.

Freilich haben die tugendhaften Bienen auch ihre schwachen Seiten. Namentlich trinken sie gern über den Durst. Manche fleißige Arbeiterin, die früh um zehn Uhr emsig und nüchtern ausflog, wie ein Philosoph, findet man spät am Abende fern von der Heimath, auf dem Rücken liegen unter einem Jelängerjelieberstrauche, im höchsten Grade benebelt und unfähig, sich auf die Flügel zu machen.

Aber bei dieser Liebe, des Guten einmal zu viel zu thun, findet man nie reguläre Trunkenbolde, wie unter den Menschen. So wie die Pflicht ruft, stehen alle für einen Mann. Im Angriffe gegen eindringende Feinde und in Vertreibung und Erlegung beschwingter Straßenräuber sind alle Helden. Die an die schönsten Düfte gewöhnten Bienen sind besonders empfindlich gegen alle beleidigenden Gerüche. Und es ist eine Lust, zuzusehen, mit welcher Kunst und Schnelligkeit sie dergleichen Gegenstände hermetisch verschließen und überkleben, wenn ihnen die Ameisen nicht in Aushöhlung todter Körper zuvorkommen. Furchtbar und unerbittlich sind sie in dem jährlich im Juli **wiederkehrenden Massacre aller für überflüssig gehaltenen Drohnen.**

Bei den Präsidentenwahlen in Amerika kann es nicht stürmischer zugehen, als nach dem Tode einer Bienenkönigin zur Wahl einer neuen. Die Wahl ist freilich nicht besonders schwer, da sie blos eine **geborne** Prinzessin wählen können. Deren giebt es nur immer wenige. Sie sehen gemeiner aus, als die gemeinen und tragen den Schein ihrer hohen Bestimmung blos in Form sehr langer Hintertheile mit sich herum. Die Bienen-Monarchinnen führen oder schicken zuweilen ihre Unterthanen zur Eroberung kleinerer Staaten aus, wie das auch menschlichen Herrschern angeblich oft zur höchsten religiösen Pflicht gemacht wird; aber zum Ausfechten diplomatischer und Erbfolgestreitigkeiten lassen sich die Arbeitsbienen nie gebrauchen. In solchen Fällen müssen die verschiedenen Thron-Prätendentinnen die Sache selbst ausfechten, und die Unterthanen sehen hübsch zu.

Sie stehen im Verdachte, daß sie ihre Kranken tödten, weil sie von dem Grundsatze ausgehen, daß, wer bei einer so gesunden Beschäftigung wie das Fliegen von Blume zu Blume ist, krank werde, überhaupt nicht mehr zu retten sei oder das Leben verwirkt habe. Daß Menschen ihre Kranken tödten, ist übrigens auch gebräuchlicher, als man glaubt. Woher käme es denn sonst, daß fast alle Apotheker und die meisten Aerzte, wenn sie's erst ordentlich zum Verschreiben und einer Equipage gebracht haben, so reich werden?

Um einige wenige bekannte Eigenthümlichkeiten der Bienen anzuführen, ist zunächst ihre geniale Art, auch unzugänglichen Honig zu ernten, bemerkenswerth. Von den Hummeln ist es bekannt, daß sie Bohnenblüthen, deren Kelche für die dicken Köpfe zu eng sind, gerade über dem Sitze des Honigs durchbeißen und ihn so heraussaugen. Die Arbeitsbiene macht's aber mit jeder Blume, die keinen zugänglichen Weg zu den innerhalb verborgenen süßen Schätzen bietet, eben so. Am Häufigsten kann man dieses Strategem an den Fuchsia-Blüthen bemerken, vorausgesetzt, daß die Fülle anderer Blumen und Blüthen nicht zu groß sei. Im letzteren Falle halten sie es natürlich der Mühe nicht werth. Es ist wohl ziemlich bekannt, daß die Bienen nicht eigentlich Honig saugen, sondern wirklich fabriciren. Was sie aus den Blumen holen, ist blos Rohmaterial in Form einer ziemlich geschmacklosen Flüssigkeit. Den Honig davon destilliren sie erst in ihrer Blase, einem besondern Magen, der gefüllt, wie ein heller Wassertropfen aussieht. Die Consistenz, die Farbe, der Geschmack und das Aroma des Honigs ist Product und Verdienst der Biene.

Die Königin ist stets die eigentliche Landesmutter in des Wortes verwegenster Bedeutung. Sie legt alle Eier, aus der die Nachkommen hervorgehen, manches Jahr wenig, ein andermal aber desto mehr, vor einem bloßen Schnitt bis hunderttausend. Die Metamorphosen, die mit den Eiern vorgehen, ehe Bienen daraus werden, sind verwickelt und können in einem Bienenhandbuche nachgelesen werden.

Ein geistreicher und langjähriger Beobachter der Bienen giebt noch folgende Details an: Es ist eben eine junge Königin gewählt worden. Aber sie zeigt die größte Unruhe und auch die Unterthanen stecken neugierig und volksversammerlich die Köpfe zusammen, so daß man sieht, daß das Vaterland noch in Gefahr sein müsse. Die neue Monarchin wittert Verschwörungen, Sturz des Thrones und Störung der Gewerbe und des Handels. Man munkelt von herrschsüchtigem, königlichem Geblüte in andern jungen Königinnen noch ohne Staat und Krone in der Gemeinde. Sie ist noch außerhalb, wo sie eben gewählt worden. Und innen lauert der Verrath. Sie ergrimmt, sie stürmt gegen den Eingang, welcher von Schildwachen besetzt ist, und will hinein, um die Hochverräther selbst zu tödten. Doch nein, die Königin soll hier erster Diener des Staates, nicht willkürlicher Herrscher sein. Die Schildwache thut ihre Staatspflicht und weist die neue Herrscherin, um

the Commissioner, and shall not be subject to the provisions of the civil service law, rules or regulations.

§ 3. Section 2 of the public service law, as amended by chapter 1 of the laws of 1910, is hereby amended to read as follows:

§ 2. Commissioners. The commissioners of the state department of public service shall be appointed by the governor, by and with the advice and consent of the senate, and shall hold office for the term of six years from the first day of January next after their appointment, and until their successors are appointed and qualified. Each commissioner shall receive an annual salary of [twelve] fifteen thousand dollars, payable monthly, and shall devote his entire time to the duties of his office. No person in the employ of or holding any official relation to any corporation or person subject to the provisions of this chapter, or owning stocks or bonds thereof, shall enter upon the duties of or hold such office, and said commissioners shall not hold any other office or position of profit. Not more than two commissioners shall be members of the same political party. Any commissioner may be removed by the governor, upon notice and opportunity to be heard, for inefficiency, neglect of duty or misconduct in office, giving to him a statement in writing of the reasons therefor.

§ 4. Section 3 of the public service law, as amended by chapter 1 of the laws of 1910, is hereby amended to read as follows:

§ 3. Secretary and employees. The commissioners shall appoint a secretary, who shall receive an annual salary of [six] seven thousand dollars, payable monthly, and who shall not be subject to the provisions of the civil service law, rules or regulations. The commissioners may employ such engineers, accountants, inspectors, examiners, stenographers and other persons as they may from time to time find necessary for the proper performance of their duties and as may be provided for by appropriation, fix their salaries, and remove them at pleasure. All such employees shall be subject to the provisions of the civil service law, rules and regulations.

§ 5. This act shall take effect immediately.

AN ACT TO AMEND THE TAX LAW

AN ACT to amend the tax law, in relation to the tax on transfers of certain property, and to repeal section two hundred and eighty-two of the tax law, relating thereto.

Passed, three-fifths being present, by the Senate, March 15, 1911.

Passed, three-fifths being present, by the Assembly, March 15, 1911.

The People of the State of New York, represented in Senate and Assembly, do enact as follows:

§ 1. Section 220 of the tax law, as amended by chapter 1 of the laws of 1910, is hereby amended to read as follows:

§ 220. Tax imposed. A tax is hereby imposed upon any transfer of property, real or personal, or of any interest therein, or income therefrom, in trust or otherwise, to persons or corporations, not exempted by the provisions of section two hundred and twenty-one of this chapter, which shall be subject to the following rates:

1. Where the property transferred shall exceed in value the exemption allowed by law and shall not exceed in value [fifty] one hundred thousand dollars, at the rate of one per centum upon the clear value of such property.

2. Where the property transferred shall exceed in value [fifty] one hundred thousand dollars and shall not exceed in value two hundred thousand dollars, at the rate of two per centum upon the clear value of such property.

3. Where the property transferred shall exceed in value two hundred thousand dollars and shall not exceed in value five hundred thousand dollars, at the rate of three per centum upon the clear value of such property.

4. Where the property transferred shall exceed in value five hundred thousand dollars and shall not exceed in value one million dollars, at the rate of four per centum upon the clear value of such property.

5. Where the property transferred shall exceed in value one million dollars, at the rate of five per centum upon the clear value of such property.

§ 2. Section two hundred and eighty-two of the tax law is hereby repealed.

§ 3. This act shall take effect immediately.

setasche, zwei Andere arretirten mich und schleppten mich gewaltsam in eine elende Miethskutsche, wo ich von einem Vierten angefallen ward, der sich eine Kleinigkeit für's Thüröffnen in der zuversichtlichsten Weise ausbat. Der Räuber meiner Reisetasche stand daneben und hielt seine Beute mit dem Bemerken hin, daß er sie mir für einen Spottpreis wieder zustellen wolle. Ich kaufte mich los und accordirte mit dem Kutscher den Preis für die Fahrt nach dem berühmten Astor-Hotel. Kaum waren wir handelseins geworden, stellte er eine Wache vor der Kutschenthür auf, um meine Flucht zu verhindern, und schleppte bald eine zweite Person herein, die neben mich placirt ward, obgleich der Herr bat und fluchte, daß er ganz in entgegengesetzter Richtung zu thun habe. Es half nichts: er mußte mit nach Astor's, um erst dann mit seiner Fahrt an die Reihe zu kommen *.

In meinem Astor-Hotel binnen zwei Minuten wie durch zauberische Maschinerie „häuslich" eingerichtet, fand ich hier so viel zu bewundern und zu notiren, daß ich mit einer bloßen Schilderung dieses amerikanischen Hotel-Lebens allein einen doppeltwiegenden Brief füllen könnte. Doch ich will mich kurz fassen und zunächst sagen, was ich von New-York im Allgemeinen sah und halte. Auf den ersten Blick sieht es, besonders in der Geschäftsgegend von der Battery an eine englische Meile nordwärts eben so enge, wimmelnd, drängend, rücksichtslos geschäftstoll aus, wie die Straßen der City von London, nur nicht ganz so farblos-nüchtern, da große, helle, renommistische Schilder an den Häuserstirnen die öden, schwarzen Namen an den Thürpfosten der City-Handelshäuser Londons ersetzen, und alle zehn Schritte sich verführerische Abgründe vor unsern Augen öffnen: Austern-Keller („Eier-Salons" genannt), Tavernen, Grog-Kneipen und Spielhöcher aller Art, welche ihre besondern Zwecke hinter dem allgemeinen, verführerischen Titel: „Zufluchts-, Erholungsörter" verbergen. Die Häuser bestehen aus unschönen Back- und Mauersteinhaufen, und nur da, wo eins eingefallen war, hat man neuerdings durch substantiellere, schönere Bauten aus Sandstein dem gestiegenen Reichthum und Geschmacke Denkmäler gesetzt. Gleichzeitig macht das hier von Erstickung bedrohte Geschäft ungeheure Fortschritte, sich nordwärts und über die Wassergrenze hinaus zu erweitern. Aber das Herz des Geschäfts, dieser schmale Inselstreifen im Süden, kämpft gleichwohl vermittelst enorm steigender Miethe einen harten Kampf gegen den immer gierigeren Zudrang der Geldmacher, die auf der ganzen Welt keinen bessern Platz für ihre Leidenschaft zu finden scheinen. Die günstige Lage New-Yorks für Lokal-, Küsten- und Welthandel zugleich ist bekannt, man muß aber die besondere Gunst dieses schmalen Streifens sehen, um die daselbst bezahlten Miethen und die Masse und Größe der Geschäfte zu begreifen. Dieser Streifen ist dicht vom Weltmeere, der Brücke für die Völker, und einem unabsehbaren Gewimmel von Segel-, Dampf- und Küstenschiffen, von allen Arten und Größen der Transportmittel auf dem Wasser umgeben. Die Weltmeerschiffe können dicht heranfahren an riesige Lagerhäuser, um hier ohne Mühe und Umstände zu laden oder zu löschen. Das Land erhebt sich nach der Mitte hin, hat also guten Ab- und Zufluß, letztern durch kleinere und größere Wassereinschnitte mit Ebbe und Fluth, so daß die Fahrzeuge, welche die Fluth heraufträgt, Stunden lang auf festem Boden liegen, um während der Zeit ihre mühelose Abfahrt mit der nächst beginnenden Ebbe vorzubereiten. Im Süden von einem Halbcirkel befestigter Inseln umgeben, welche im Nothfalle die ganze Hafenbucht schützen würden, verbindet diese Spitze New-Yorks die größten Geschäfts- und Handelsvortheile mit dem Gefühle der Sicherheit für Kriegsfälle.

Ueber die hohe Mitte der Stadt läuft die Hauptstraße hin, Broadway, der breite Weg, mit den engen Seitenstraßen, die in das Weltmeer und in unzählige Dampfschiff- und Fährten-Omnibus münden, zum Theil kleine, schwimmende Paläste, in denen man alle fünf Minuten für das kleinste Stück Kupfermünze, einen Cent, nach Brooklyn, Williamsburg und für drei Cent in einen ganz andern Staat, New-Jersey, dessen Gestade hier dicht von Städte- und Villa-Trauben strotzen, hinüberfliegen kann. Für ein werthloses Stück Kupfer mehr gleitet man in unaufhörlich hin- und herdampfenden Prachtschlössern nach dem eine deutsche Meile entlegenen Staten Island am Ende der wundervollen Hafenbucht, an deren sich zu Hügeln erhebenden Gestaden ringsum Städte und Landhäuser blühend auf das wimmelnde Leben des großen Wasserspiegels herableuchten. Der Lokal-Dampfschiff- und Fährtenverkehr um die New-Yorkspitze herum ist vielleicht das allerglänzendste und figurenreichste Kulturbild der Erde. Für einen Cent tritt man in einen während der Hitze kühlen, im Winter warmen Prachtsalon, sitzt auf Teppichen und Sammetpolstern, besieht sich in goldumrahmten Riesenspiegeln, trinkt aus diamantgeschliffenen Karaffen und Gläsern das reinste Wasser (nichts anderes) und weidet seine Augen über Hunderte vorbeidampfender oder segelnder wirklicher Luftschlösser hin an New-York selbst, an Jersey und Hoboken drüben, an Brooklyn und Williamsburg und an der üppigsten Fülle von Städteblüthen, die von allen Seiten nah und fern zwischen dem glänzenden blauen Himmel und dem zweiten Himmel unten, dem eingerahmten Meere, herabglänzen. Der Lokaldampfschiffverkehr auf der Themse zur ununterbrochenen Verbindung der vier deutsche Meilen sich erstreckenden Theile von London ist auch großartig, viel massenhafter, aber die Dampfschiffe dort gleichen schmutzigen Höhlen und die Themse ist die stets rauchbehangene Mündung für alle Cloaken Londons.

Auf einem für den Verkehr mit Europa und dem Innern Amerika's so günstigen Terrain schwoll New-York bald zu einer reichen, leidenschaftlich geschäftigen Bevölkerung von 700,000 Seelen an, in welche sich alle Farben, Racen und Völker bald schwächer, bald stärker mischen. Am Meisten unter den Farbigen ragen außer den Schwarzen, Schwärzlichen, Braunen, Gelben und Brünetten — die Deutschen und Irländer hervor. Die Deutschen sind hier auch Farbige, insofern man ihre sociale und moralische Position durchschnittlich nicht über den schwärzesten Neger stellt. Unter Deutschen versteht man hier im Allgemeinen Linden-Müller und Louis Drucker aus Berlin, die in Broadway ihr Kneipen-Unwesen treiben, Rowdies, Runners und sonstige Bummler und Beutelschneider, die unter dem „französischen Louis" für billige Preise Alles zer- oder todtschlagen und zerstören, was man ihnen aufgiebt, bei den Wahlen die Männer des Schreckens spielen und für Eisenbahn-Compagnien stets unter den 300,000 Einwanderern, die jährlich hier ankommen, umher irren, um jeden nach zwei bis drei verschiedenen Seiten zu ziehen. Der deutsche Bauer, der hier an's Land tritt, mit einem Sack harter Kasse in der Hosentasche, wird gleich von vier Seiten als Bruder umarmt, wobei einem Zärtlichen nicht selten die ganze Geldkatze an den geübten Fingern kleben bleibt. Ist der Bauer recht pfiffig und hält die Hand auf die Tasche, läßt er sich doch nicht selten in eine Spelunke locken, wo man ihn ausplündert oder auf eine Eisenbahn, die expreß dazu eingerichtet ist, daß auf dem Wege bis Cincinnati ein Paar in jedem vollgepropften Waggon ersticken. Doch das beiläufig. New-York, als solches, kann nicht dafür, und man muß sich hüten, „den Spucknapf aller Nationen," wie man es titulirt hat, nach dem Inhalte dieses Napfes zu beurtheilen. Nur noch so viel im Interesse deutscher Auswanderer, daß Schwindel und Betrügerei in räuber- und mordbrennerartigen Banden auftreten, welche von Schwindel-Compagnien aller Art besoldet werden. Vorsicht, Courage, Polizei schützen nicht gegen sie. Und die Presse, welche gegen sie aufzutreten suchte, wurde theils von andern Organen überschrieen, theils zu Schanden oder gar todtgeschlagen.

Herr Gerhard, früher Buchhändler in Danzig und Berlin, jetzt in Hoboken, hat nun, um diesen Hydern der Auswanderer dennoch die Köpfe abzuschlagen, sich erst neuerdings die unsägliche Mühe genommen, selbst nach London, Hamburg, Bremen u. s. w. zu reisen und Anstalten zu treffen, daß die Auswanderer, ehe sie in New-York an's Land steigen, sich selber klug machen. Diese Anstalten werden in einem unentgeltlich an alle Auswanderer vertheilten Anzeige-Blatte bestehen, welches die Namen, Bureaux, Manieren und Manipulationen aller Schwindel-Compagnien und ihrer helfershelferischen Banden enthalten und von besondern Agenten in den Auswanderungshäfen und auf den Schiffen jedem Auswanderer zur Lectüre auf der Reise empfohlen werden wird. Die Kosten des Unternehmens glaubt er durch Anzeigen decken zu können. Das Mittel ist einfach, aber allem Anscheine nach sehr gründlich und einer großen, segensreichen Zukunft fähig. Hierbei will ich noch in Parenthese erwähnen, daß ich in der liebenswürdigen Familie Herrn Gerhard's, der wie ein kleiner Prinz auf einer umgrünten Hügel-Terrasse von Hoboken wohnt, einige herrliche deutsche Abende verlebt, und viele deutsche Familien und

* Ich erwähne solche Scenen nicht in Voraussetzung eines Interesses an den persönlichen Schicksalen des Schreibenden, sondern weil sie ganz eigentlich New-York charakterisiren helfen.

—

Literarischer Anzeiger.

Neue Bücher und Karten.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Kaiserin Elisabeth von Österreich-Ungarn.

Ein Lebensbild.

Mit einem Porträt in Heliogravüre.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reise-Atlas von Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz.

Mit 30 Karten in Farbendruck und einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Europa.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Deutschland.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Österreich-Ungarn.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte der Schweiz.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Italien.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Frankreich.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Spanien und Portugal.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Großbritannien und Irland.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Skandinavien.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Rußland.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Griechenland und der Türkei.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Nordamerika.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Südamerika.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Afrika.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Asien.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Australien und Ozeanien.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Europa.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Deutschland.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Österreich-Ungarn.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte der Schweiz.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Italien.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Frankreich.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Spanien und Portugal.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Großbritannien und Irland.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Skandinavien.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Rußland.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Griechenland und der Türkei.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Nordamerika.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Südamerika.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Afrika.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Asien.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Karte von Australien und Ozeanien.

Mit einem Verzeichnis der Ortschaften.

Preis: 1 Mark.

Verlag von Carl Reißner in Dresden.

Nr. 1 [illegible] 1861

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Ernst Keil.

Erscheint in 4 Nr. à 2 Bogen. Preis des Quartals 15 Ngr. Monatshefte à 8 Nr. 1 Thlr.

Ich denke an dich.

Ich denke an dich, wenn die Sonne
Ihr Abendgold
Auf Berg und Thal
Und Wald und Flur
Und Strom und See
Und Dorf und Stadt
Und Haus und Dach
Und Fenster und Thür
Und Wand und Bild
Und Kind und Mann
Und Weib und Greis
Und Alles
Und Jedes
Und Dich
Und Mich
Und Uns
Und Euch
Und Sie
Und Alle
Und Jeden
Und Jede
Und Jedes
Und Alles
Und Jedes
Und Jede
Und Jeden
Und Alle
Und Sie
Und Euch
Und Uns
Und Mich
Und Dich

der, das feinere Tuch und die sorgfältigere Wahl ihrer Wäsche, so wie der Schoppen Wein, welchen jeder vor sich stehen hatte, darauf hin, daß sich ihre äußere Lage weit über die des gewöhnlichen Landmanns erhebe und diese sie berechtige, sich zu den Honoratioren des Ortes zu zählen. Auch führten sie fast allein die Unterhaltung, und die Aufmerksamkeit, mit welcher die übrigen Anwesenden ihren Worten lauschten, bewieß hinlänglich, daß Niemand zugegen war, welcher Lust gezeigt hätte, ihnen ihre Ueberlegenheit streitig zu machen.

„Dies Glas auf ein freies, unabhängiges Deutschland und auf unseren wackeren Deputirten auf der Linken," sagte der Jüngste von Beiden, ein junger Mann von etwa 28 Jahren, dessen sorgfältig gescheiteltes Haar und zierlich gefaltete Halskrause den Stutzer verriethen, — „was meinen Sie, Herr Julius, sollte eine rothe Schärpe nicht gut stehen und das Wort „republikanisch" in den Ohren der Leute nicht eben so wohl wie „königlich" klingen?"

Der Andere, einige Jahre älter und ein Mann von breiten Schultern mit röthlichem Haar und einem kalten, herzlosen Blick, lehnte sich bequem in den Sessel zurück und sagte, indem er langsam sein Glas ausschlürfte, nicht ohne einen Anflug von Ironie:

„Nun, auf das Wohl des künftigen Bürgermeisters, wenn die Sache des Volkes siegt, Herr Gemeindeschreiber, dem Verdienst seine Krone! —

„Das gefällt mir, Herr Julius," sagte der Andere mit einem Lächeln des Wohlbehagens, „daß Sie meine Anhänglichkeit für die Sache des Volkes zu würdigen wissen, obgleich ich Ihnen versichern kann, daß mich dabei ganz uneigennützige Gründe leiten und ich nicht nach Amt und Würden strebe. Sollte indessen der dringende Wunsch meiner Mitbürger mich zu einem solchen Ehrenposten brauchen, so stelle ich nicht in Abrede, daß —"

„Daß Sie dem öffentlichen Wohle dies Opfer bringen werden, Freund Eduard. — Nun, das ist eine Antwort, womit Jeder zufrieden sein kann. Also auf eine hoffnungsreiche Zukunft und —"

Hier brach der Redner plötzlich ab und ließ seinen Blick über den vor ihm liegenden Thalgrund streifen.

„Teufel! Freund Eduard, da schleicht der Fremde schon wieder dem Forsthause zu. — Haben Sie Acht, der führt Etwas im Schilde, und ehe wir es uns versehen, wird das Waldblümchen von unbekannter Hand gebrochen sein, während wir Einheimische doch das nächste Recht dazu haben."

Der Gemeindeschreiber hatte sich erhoben und schaute gleichfalls aufmerksam durch's Fenster. Unten im Thal bewegte sich in der That eine jugendliche Gestalt rüstig am Rande des daselbe durchschneidenden Baches fort und verschwand bald darauf am Eingange des vorerwähnten Waldes.

„Ja," sagte er, „das ist Herr Müller, der hier nun schon seit sechs Wochen seine Zeit verträumt — ein Maler, der, wie es solche Leute zu machen pflegen, in den Bergen umherstreift, um seine Mappe zu füllen. — Aber, Herr Julius, wenn Sie glauben, daß er dem Waldblümchen gefährlich werden könnte, so sind Sie in einem großen Irrthum befangen, denn da uns das Gespräch einmal auf dieses Thema geführt hat, so glaube ich Ihnen versichern zu dürfen, daß die Neigungen von Fräulein Marie sich nach einer ganz andern Seite hinwenden."

„Sie machen mich ganz neugierig," sagte der Andere mit dem bereits bemerkten Anfluge von Ironie, „so ein Wunderblümchen findet man nicht auf jedem Wege, und es wäre doch sonderbar, wenn —"

„Nun, was denn? — Ich sage Ihnen, nicht Jeder versteht es, die Herzen der Frauen zu fesseln, aber sollten wir bis zur Republik gelangen und das Vertrauen meiner Mitbürger mich alsdann zum Bürgermeister erheben, so werden Sie Etwas erleben."

„Wenn's nur keine Blamage ist, Freund Eduard."

„Sprechen Sie was Sie wollen, aber ich sage Ihnen, man fürchtet weder die herumstreifenden Maler noch andere auf Abenteuer ausgehende Herren," sagte der Gemeindeschreiber, sich in die Brust werfend und seinem Gesellschafter einen Blick der Siegesgewißheit zuwerfend.

Der Andere erwiederte nichts, sondern schaute lächelnd in sein halbgefülltes Glas. In diesem Lächeln drückte sich theils Spott über die Ruhmredigkeit seines Gesellschafters aus, theils verrieth es die listige Ueberlegenheit eines Mannes, der in seinem Innern ganz andere Pläne barg, als seine leicht hingeworfenen Worte verriethen.

Der Gemeindeschreiber hingegen, welcher eben kein große Physiognom war, hielt dieses Schweigen für eine unmittelbare Wirkung seiner Worte und dieses Lächeln für den Ausdruck der bei seinem Gefährten hervorgerufenen Verlegenheit.

Da der Gegenstand, um den es sich handelte, ein solcher war, der seine Eitelkeit und sein Herz gleich stark berührte, so beschloß er, die über seinen Gegner vermeintlich errungenen Vortheile durch einige weitere Bemerkungen möglichst zu vervollständigen. Zu dem Ende warf er sich bequem in den Sessel zurück, legte den Kopf in den Nacken und sagte mit einem an Siegesgewißheit grenzenden Tone:

„Sie zweifeln also, Herr Julius, in der That noch immer an Fräulein Marien's Neigung zu einer gewissen Persönlichkeit — O, ich könnte Ihnen hierfür schlagende Beweise liefern, z. B. wie auf einem bekannten Herren, welcher sich jetzt die Ehre giebt, Ihnen dies Glas zuzutrinken, erst noch gestern beim Kirchgange zwei wohlbekannte braune Augen mit besonderem Wohlgefallen ruhten."

„Ha, ha! Freund Eduard, Sie bleiben doch ein Narr Ihr lebenlang! — Haben Sie denn nicht bemerkt, daß diese wohlbekannten braunen Augen, wie Sie sich sinnreich auszudrücken belieben, an Ihnen vorüberstreiften und sich auf eine ganz andere Person hefteten — auf den Fremden nämlich, welcher soeben hier im Wiesengrunde an uns vorüber schritt?"

„Wenn man nicht wüßte, daß der Neid aus Ihnen spräche, so sollte man es fast glauben," sagte der Gemeindeschreiber, mit der Miene eines Mannes, der sich so leicht nicht aus dem Sattel heben läßt; — „gehen Sie, Sie mögen ein recht guter Rechnenmeister sein, wenn es darauf ankommt, Ihre Renten einzukassiren, aber was die Liebe betrifft, so gehören ganz besondere Anlagen dazu, um mit Erfolg zu speculiren, und das Herz eines jungen Mädchens ist kein Geldsack, welchen man nach Belieben ausschütten kann."

„Und doch ist das Geld der Hebel, welcher die Menschen in Bewegung setzt. Haben Sie Geld, Freund Eduard, so besitzen Sie die Mittel, selbst der Stolzesten und Sprödesten gegenüber zum Ziele zu gelangen."

Wäre der Gemeindeschreiber ein Mann von nur einiger Weltkenntniß gewesen, so würde ihm der sonderbare Blick, welcher diese Worte begleitete, nicht entgangen sein. Allein Eitle denken nur an sich, und es ist nichts leichter als diese Klasse von Menschen zu täuschen. Es entging ihm daher auch jetzt, daß die sonst glanzlosen Augen seines Gesellschafters in sonderbarer Gluth aufloderten und die scharfe und entschiedene Betonung seiner Worte auf einen Entschluß hindeuteten, der in der innersten Tiefe seines Herzens zur Reife gekommen war. Einem Mann, wie Julius, dessen Handlungen die kälteste Ueberlegung leitete, mußte das Preisgeben selbst der kleinsten Blöße offenbar unangenehm sein. Er schien auch jetzt zu fühlen, daß er vielleicht Jemand Gelegenheit gegeben hatte, einen Blick in sein Inneres zu werfen, den er vielleicht gerade am Wenigsten damit vertraut zu machen wünschte, und er suchte deshalb durch eine geschickte Wendung den Fehler zu verbessern.

Er erhob sich nämlich schnell, leerte sein Glas, reichte dem Gemeindeschreiber die Hand und sagte im Tone der Gutmüthigkeit:

„Wir plaudern und plaudern, während andere Leute schon am Mittagstisch sitzen. Also, Freund Eduard, auf Wiedersehen! Sie nehmen heute das Bewußtsein mit sich, als Sieger den Kampfplatz behauptet zu haben."

Diese Worte, aus dem Munde eines im Orte sonst als steif bekannten Mannes, hätten gewiß den eitlen Schwätzer beruhigt, wenn irgend ein Verdacht bei ihm aufgestiegen gewesen wäre. Aber dies war nicht der Fall. Er dachte sogar nicht einmal mehr an seinen Freund Julius, sondern seine Gedanken weilten bei dem Fremden, welcher ihm doch schließlich mehr Besorgnisse einflößte, als er anfänglich einzugestehen Willens gewesen war.

Indem er sein Glas leerte und die „Schöne Aussicht" ebenfalls verließ, beschloß er, es sich als nächste Aufgabe zu stellen, über die näheren Verhältnisse des Malers Erkundigungen einzuziehen.

II.

Der Fremde hatte unterdessen den Thalgrund rasch durchschritten und war bald darauf im Innern des vorerwähnten Waldes verschwunden. Er hielt jedoch nicht den breiten Fahrweg ein, welcher denselben durchschnitt, sondern bog auf einem kleinen Seitenpfade ab, der sich in der Tiefe des Forstes verlor.

Rüstig und nicht ohne Gewandtheit folgte seine schlanke, wohlgebaute Gestalt den vielen Krümmungen des engen Weges, und leicht und sicher glitt sein Fuß über die Baumwurzeln und das Schlingkraut, worauf er in diesem abgelegenen Theile des Forstes nicht selten stieß. Seine Haltung war fest und gerade und zeigte einen Anstrich von Muth und Entschlossenheit, der durch ein großes schwarzes, blitzendes Auge noch mehr hervorgehoben wurde. Seine Gesichtsfarbe bildete ein dunkles männliches Kolorit, durch welches jedoch in leiser Färbung ein gesundes Roth drang. Die Oberlippe seines in weichen Linien endenden Mundes bedeckte ein sorgfältig gestutzter Bart, der, wie sein Haupthaar, dem dunkelen Glanze einer Kohle nichts nachgab.

Der Fremde verfolgte, wie gesagt, auf die eben beschriebene Weise eine Zeit lang seinen Weg, bis er plötzlich, die Zweige eines Haselnußstrauches auseinanderschlagend, auf einen großen viereckigen Platz gelangte, der mit hohem wuchernden Grase und mit einzelnen unter den Schlägen der Axt gefallenen Baumstämmen bedeckt war. Auf einem dieser Stämme saß eine Gestalt, die wir uns etwas näher zu beschreiben die Mühe nehmen müssen. Es war ein Mann, dessen Haar das Alter bereits völlig gebleicht hatte und dessen gekrümmter Rücken bewieß, daß die Last der Jahre über ihn gekommen war. Er trug eine alte blaue Uniform mit rothem Besatz, ganz nach dem Schnitt, wie solche zu Ende des vorigen und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bei unseren Armeen gebräuchlich war, dazu bis an die Knie reichende, mit Knöpfen besetzte Gamaschen von grobem, grauen Tuch und gelbe Lederbeinkleider, die aus der Haut eines Hirsches gegerbt waren. Zu seinen Füßen lagen mehrere Sprengel mit Schlingen und kleine Netze, mit deren Besichtigung er eifrig beschäftigt war.

„Der Nebel ist ausgeblieben," murmelte der alte Mann, indem ein gutmüthiges Lächeln seine verwitterten Züge erhellte, „und der alte Wilm hätte diesmal nicht nöthig gehabt, sich vor der Reveille zu erheben. O, die Thiere des Waldes haben auch ihren Verstand, obgleich die Menschen in ihrem Hochmuth es blos Instinkt nennen. Aber, wer so wie ich, dreißig Jahre unter ihnen gelebt und beobachtet hat, der weiß, daß ihnen von unserem Herrgott auch eine Sprache verliehen ward, obgleich dieselbe unverständlich erscheint, weil es nicht des Schöpfers Wille war, uns dieselbe zu offenbaren."

Hier wurde der Greis durch einen leisen Schlag auf die Schulter unterbrochen und eine metallreiche Stimme sagte mit einer Weiche und Gutmüthigkeit, der man es anhörte, daß sie der Widerhall des Herzens war:

„Nun, Wilm, giebst Du Dich wieder Deinen philosophischen Träumereien hin?"

Der Alte wendete den Kopf und blickte in das jugendliche Antlitz des Fremden, welcher ihm die Hand lächelnd zum Gruß reichte.

„Ach, ich weiß wohl," sagte er, den Jüngling mit sichtbarem Wohlgefallen anblickend, welcher sich inzwischen ihm gegenüber auf einem Baumstamm niedergelassen hatte, „ich weiß wohl, daß die heutige Jugend mit dem Alter weniger als sonst in seinen Ansichten harmonirt, und daß das, was sonst klug und weise genannt wurde, jetzt häufig dem Spotte und der Verachtung unterliegt, aber sehen Sie, Herr — Herr —"

„Nun, Müller, Maler Müller," lachte der Andere.

„Wie's beliebt. Ein Name thut zur Sache nichts, und ein alter Soldat, wie ich, hält sich stets streng an die gegebene Ordre. Nun, sehen Sie, Sie nennen das philosophische Träumereien, wenn ich mich hier in der Einsamkeit des Waldes, wo mich nur Gott hören kann, meinen einfachen Gedanken hingebe, aber glauben Sie, wenn man sieht, daß dieser Gott in der Welt immer mehr verleugnet wird, dann fühlt ein alter Mann, wie ich, der täglich da oben zur großen Armee abgerufen werden kann, doppelt das Bedürfniß, sich vor ihm in der Anschauung seiner Werke bewundernd zu beugen."

„Gewiß, Wilm, und Du weißt wohl, daß ich selbst um keinen Preis diesen Glauben aufgeben möchte."

„Ich weiß dies. Hierzu haben Sie auch eine viel zu fromme Mutter und einen viel zu edelen Vater gehabt."

„Ach, Wilm, wenn sie noch lebten!"

Diese Worte wurden von dem jungen Manne mit einer tiefen Wehmuth ausgesprochen, so daß man es ihnen wohl anhörte, daß sie der unverfälschte Ausdruck eines von Schmerz erfüllten Herzens waren.

„Wir müssen Alle fort," sagte der Alte, an seinen Schlingen zupfend — „die Guten wie die Bösen, die Gerechten wie die Ungerechten."

„Nur zu wahr. Doch laß mich Dich an die Verpflichtung erinnern, die mir auferlegt ward. Werde ich sie erfüllen können?"

Der Waldbewohner ließ die Schlinge, welche in seiner Hand ruhte, langsam niedergleiten und sagte:

„Es wird manchen harten Kampf kosten, ehe die Redoute genommen ist, da aber unserer Sache die Gerechtigkeit zur Seite steht, so wollen wir auf den Sieg unserer Waffen vertrauen."

„Und sahst Du sie?"

„Ist Alles nach Ordre vollzogen."

„Und was sagte sie?" fragte der Fremde, sich rasch erhebend und mit dem Zeichen der gespanntesten Erwartung dicht vor den Greis tretend.

„Eine Stunde vor der Retraite würde sie Euch erwarten."

„Wilm, — theurer, lieber Wilm!"

Der alte Mann lachte in seiner biedern, schlichten Weise halblaut und sagte nicht ohne eine gewiße Selbstbefriedigung:

„Wenn das Waldblümchen einwilligte, Sie zu sehen, so geschah es doch nur unter gewissen Bedingungen."

„O, nenne sie! Ich unterwerfe mich denselben im Voraus in ihrer ganzen Ausdehnung."

„Nun, für's Erste, bleibt das Fenster bei der Unterredung geöffnet."

„Nichts weiter als dies?"

„Für's Zweite, wird in der Person des alten Wilm eine Schildwacht vor dieses Fenster gestellt."

„Stelle Dich nur immer hin, Du weißt ja, daß mein Herz Dir gegenüber kein Geheimniß kennt."

„Und das Herz Marien's noch weniger," sagte der Greis. „Habe ich sie nicht auf meinen Armen gewiegt, als sie noch ein lallendes Kind war? — Hat sie an meiner Hand nicht Laufen gelernt? — War sie es nicht, welche mir in der Einsamkeit des Waldes mit frommer, kindlicher Aufmerksamkeit zuhörte, wenn ich ihr erzählte von der Liebe zu Gott und zu den Menschen?"

Ergriffen von diesen Erinnerungen stützte der alte Mann seine beiden Ellenbogen auf seine Knie und versank in ein augenblickliches Schweigen. Der herzliche und innige Druck einer Hand, die die seinige berührte, erweckte ihn aus diesen Träumereien. Der Jüngling hatte sich erhoben und stand vor ihm.

„Lebe wohl, Du treuer, uneigennütziger Freund," sagte er, „gleich treu dem Vater wie dem Sohne. Die Zeit drängt zu einer Entscheidung; der heutige Abend wird über mein zukünftiges Glück bestimmen."

„Nur Muth," entgegnete der Soldat, „es muß versucht werden! Der Förster wird mich zwar als einen Complotteur behandeln, und wenn die Sache mißglückt, so dürfen die Füchse und Iltisse in diesem Walde die Schlingen und Netze des alten Wilm wohl nicht mehr zu fürchten haben, aber mag es immerhin sein — der da Oben, welcher die Jungen der Raben füttert, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, wird auch für mich sorgen und mir ein anderes Fleckchen Erde anweisen, wo ich mein Haupt niederlegen kann."

Diese letzten Worte sprach der Invalide so leise, daß sie seinem Gesellschafter unverständlich blieben. Er hatte sich erhoben und Letzterem ebenfalls seine Hand gereicht. Ein gegenseitiger herzlicher Druck bestätigte das innige Einverständniß Beider, dann theilten sich die Zweige und der Fremde verschwand auf demselben Pfade, auf welchem er gekommen war, während sein bejahrter Gefährte mit seinen Schlingen und Netzen sich auf einer andern Seite des Forstes im Dickicht verlor.

Einige Stunden später, als die eben beschriebene Unterredung Statt fand, bewegte sich die leichte, zierliche Gestalt eines jungen Mädchens mit ziemlich raschen Schritten auf einem schmalen Pfade fort, welcher die Schluchten der das Thal begrenzenden Berge in verschiedenen Krümmungen durchschnitt und gleichfalls nach dem

Walde ausmündete. Die Sonne war untergegangen und die Dämmerung begann ihr geheimnißvolles Netz über die Gegend auszuspannen. Dies mochte vielleicht die einsame Wanderin zu größerer Eile anspornen, obgleich ihr Anzug mehr auf einen Spaziergang wie auf eine längere Reise deutete, und man daher berechtigt war, hieraus den Schluß zu ziehen, daß sie in dieser Gegend keine Fremde sei. Dem äußeren Anscheine nach stand sie in dem blühenden Alter von achtzehn bis neunzehn Jahren, aber in ihrer ganzen Erscheinung lag eine so überraschende Lieblichkeit, daß wir den Leser um Nachsicht bitten, wenn wir auch hier bei einer näheren Schilderung einige Augenblicke verweilen.

Das junge Mädchen war von mittlerer Gestalt, aber dabei so proportionirt gebaut, daß selbst der strengste Kunstrichter sich vergebens bemüht haben würde, einen Fehler zu entdecken. Dabei hatte die Natur diesem schlanken, im schönsten Ebenmaß emporschießenden Körper mit einer Weiche und einer zarten Fülle ausgestattet, die bei jeder Bewegung desselben in überraschender Weise hervortrat. Ein schöner, feingeformter Kopf ruhte auf einem blendend weißen, etwas gebogenen Halse, über demselben bildete ein Netz des schönsten kastanienbraunen Haares die Einfassung zu einer schmalen, etwas hervorstehenden Stirn, unter welcher ein Paar große braune Augen auftauchten, deren sanfte Strahlen sich in den weichen Linien eines Kinnes verloren, über welchem ein kleiner Mund mit runden, feingeschnittenen Lippen sichtbar wurde. Ihre Kleidung war einfach, aber äußerst reinlich und nach den Regeln der Mode nicht ohne Geschmack gewählt; ein weißer Strohhut verhüllte theilweise die jugendlichen Züge des eben beschriebenen lieblichen Gesichts.

Wir haben vorhin bemerkt, daß das junge Mädchen eilig voranschritt. Allein nicht blos der hereinbrechende Abend, sondern auch noch ein anderer Grund mußte sie hierzu veranlassen.

Während sie ihren Weg verfolgte, schlug sie oft ihre großen schönen Augen empor und ließ sie mit sichtbarer Unruhe nach dem Hause schweifen, welches aus der Mitte des vor ihr liegenden Waldes auftauchte. Mitunter färbte auch ein leises Roth Stirn und Wangen, dann legte sie die kleine weiße Hand beschwichtigend auf's Herz und versuchte, obwohl vergeblich, eine innere Aufregung zu bemeistern, die sich von Zeit zu Zeit bei ihr kund gab.

Sie hatte jetzt einen Hohlweg erreicht und wollte eben das Innere desselben betreten, als sie plötzlich mit allen Zeichen des Schreckens inne hielt und starr nach dem entgegengesetzten Ende desselben blickte. Es war sichtbar, daß sie überlegte, ob sie weiter gehen oder umkehren sollte. Indem sie noch hierüber in Zweifeln sich bewegte, näherte sich ihr im Halbdunkel eine männliche Gestalt, die allem Anschein nach sie hier erwartet zu haben schien. Bei der Enge der Straße konnte jetzt, wo das junge Mädchen sich endlich doch zu Fortsetzung ihres Weges entschlossen hatte, von einem Ausweichen um so weniger die Rede sein, da der neue Ankömmling fast die ganze Breite desselben einnahm. Dies war wohl auch die Ursache, weshalb die einsame Wanderin, als sie sich dem Letzteren bis auf wenige Schritte genähert hatte, aus Verlegenheit einen Augenblick stehen blieb. Zwei Augen, in welchen sich eine Begehrlichkeit abspiegelte, welche die rosigen Wangen des jungen Mädchens erbleichen ließen, leuchteten ihr entgegen.

„Fräulein Marie, schönste Blume unserer Berge," sagte eine wohlbekannte Stimme, „so hat das Glück mich doch ein Mal begünstigt und mir die Gelegenheit geboten, Ihnen meine Huldigungen ohne Zeugen darzubringen." —

„Ich weiß eine solche Höflichkeit zu schätzen und spreche Ihnen hierfür meinen Dank aus, Herr Julius," entgegnete diese mit einer kurzen, ernsten Verbeugung, indem sie ihren Weg fortzusetzen suchte. —

„O immer und immer dieses Sprödethun!" fuhr Julius, ihr den Weg vertretend und sie mit einem äußerst freien Blicke messend, fort. „Was veranlaßt Sie, liebliches Wesen, der feurigen Gluth eines von Ihren Reizen entflammten Herzens ewig nur diese stolze Kälte entgegen zu setzen?"

„Herr Julius, es ist weder der Ort noch die Zeit, Ihnen hierüber eine Antwort zu geben. Ich ersuche Sie, mir den Weg zum Durchgange zu öffnen."

„Nein," sagte dieser in einem etwas trotzigen Tone, „nicht eher, bis ich Ihren Hochmuth besiegt habe. Ich gebe die Hoffnung hierzu nicht auf!"

„O ich bin ja nicht hochmüthig," erwiederte Marie mit einer solchen Weiche und Kindlichkeit im Ausdruck ihrer Stimme, daß die Unschuld eines reinen, frommen Gemüthes sich unzweideutig darin abspiegelte, „und wenn ich Sie bitte, mich ruhig weiter ziehen zu lassen, so geschieht es allein deshalb, weil es sich für ein junges Mädchen nicht paßt, hier in dieser abgelegenen Gegend im Zwielicht in der Gesellschaft eines Mannes zu verweilen, der —"

Hier stockte das liebliche Kind und erröthete tief, indem sie das schöne von Angst erfüllte Auge verlegen zu Boden schlug.

„Nun vollenden Sie nur, holdes Waldblümchen. Sie wollen sagen: eines Mannes, der Ihrem Geschlechte gegenüber in keinem besonderen Rufe steht."

Marie hob den schönen Kopf stolz in die Höhe und sagte:

„Wozu ein Gespräch weiter fortführen, zu welchem Sie mich gezwungen haben und von dem ich wünschte, daß dessen weiterer Inhalt mir fremd bleiben mag. Noch ein Mal also: Wenn Sie ein Mann von Anstand und Sitte sind, so lassen Sie mich ruhig meines Weges ziehen, Herr Julius."

„Nein!" entgegnete dieser, dem geängstigten Mädchen ungestüm einen Schritt näher tretend. „So läßt sich ein Mann, der die Welt und ihr Geschlecht kennen gelernt hat, nicht abweisen. Ich bin reich und gegen Diejenigen, welche ich liebe, freigebig! Erwidern Sie meine Neigung und es soll Ihnen an nichts fehlen, was Ihnen das Leben angenehm machen kann."

Edle und reine, aber von Natur schüchterne Gemüther erhalten in der Regel ihre Energie dann wieder, wenn auf rohe und gemeine Weise der Versuch gemacht wird, das Bollwerk erhabener Grundsätze zu zertrümmern, welches sie in ihrem Herzen gegen das Laster und die Frivolität errichteten. So war es auch jetzt mit Marie. Eine hohe Röthe des Unwillens übergoß ihr schönes Gesicht und zwei jener zuckenden Blitze, womit sich die Unschuld ihren Verfolgern gegenüber in den Augenblicken der Gefahr nicht selten so trefflich zu wappnen versteht, trafen aus ihren sonst so mild leuchtenden Augen den dreisten Antragsteller.

„Ich bin nur ein schwaches Mädchen," sagte das holde Kind mit einer vor innerer Entrüstung erbebenden Stimme, „und kann mich nicht wie ein Mann für die empfangenen Beleidigungen rächen, aber dennoch habe ich den Muth, Ihnen zu sagen, daß Ihr Benehmen ein völlig schamloses ist, welches in der tiefsten Verachtung seine gerechte Würdigung findet."

„Schön," erwiederte Julius, „Ihre Worte entheben mich der Mühe, noch ferner eine Maske zu tragen, die mir ohnedem lästig ist. Hören Sie also, stolzes, aber um so reizenderes Kind: Sie haben in meinem Herzen eine Gluth entzündet, die ich nicht mehr zu bewältigen vermag. Ihr Besitz ist das Ziel, nach welchem ich strebe und dieses Ziel, glauben Sie es mir, werde ich erreichen, sei es im Guten, sei es im Bösen, sei es auf friedlichem, sei es auf gewaltsamem Wege."

„Fürchten Sie den Zorn meines Vaters!"

„O Ihr Vater!" lachte Julius mit dem kalten Hohne eines Teufels, „Ihr Vater! — möge er sich nur hüten, das Ungewitter herauf zu beschwören, was über seinem Haupte schwebt! — Ein königlicher Förster in der jetzigen Zeit, wo das Gesetz von der Faust seiner Feinde gehandhabt wird! — Glauben Sie denn nicht, daß alle jene Leute, welche in's Gefängniß wandern mußten, weil sie sich einige Stückchen Holz aus dem großen, weiten Forste holten, oder weil sie sich die Freiheit nahmen, einen Rehbock zu tödten, Rache gegen den Mann im Herzen tragen, welcher sie dem Gesetz überlieferte, und den sie als ihren natürlichen Feind betrachteten? — Nun, sind diese Hinweisungen nicht im Stande, Ihren Stolz und Ihre Sprödigkeit etwas zu beugen?" —

„Aber mein Vater," sagte Marie, indem bei dem Gedanken an die Gefahr, welche demselben drohte, ihr Gesicht erbleichte, „mein Vater erfüllte nur die Pflicht seines Amtes und hat den wahrhaft Armen und Unglücklichen niemals verfolgt."

„Ich wollte Ihnen nur zeigen, daß ich eine Waffe gegen den Zorn Ihres Vaters besitze," sagte beschwichtigend Julius. „Noch ein Mal, Marie, erwiedern Sie meine Neigung und dem alten Manne soll kein Haar gekrümmt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Leben auf Neuguinea's Küsten.

Die Kolonie, die Deutschland auf Neuguinea gegründet hat, ist nicht nur die größte, sondern auch die wichtigste unter allen deutschen Kolonien. Sie ist nicht nur die größte, weil sie mehr als 200 000 Quadratkilometer umfaßt, sondern auch die wichtigste, weil sie ein Land ist, das in seinem Innern noch unbekannt ist, das aber nach allen Berichten, die bisher darüber vorliegen,

länderinnen herablicken. Es ist Gesetz, Uebung, Routine, Sitte und Gewohnheit in diesem Chaos. Die Smithfield-Treiber sind eine eigene Sorte von Wesen (man kann kaum sagen: Menschen). Sie zerfallen in zwei ganz verschiedene Species: „Die Verkaufsmann-Treiber und die Fleischertreiber." Erstere beschäftigen sich ausschließlich damit, das Vieh ein-, letztere es auszutreiben vom Marktplatze und aus dessen verschiedenen Verschlägen. Die Verkaufsmänner sind eine dritte Species von Wesen, die sonst nirgends unter der Gattung Mensch vorkommt. Nach dem Markte verschwinden sie jedesmal von der Erde, um nächste Mitternacht von Sonntag zum Montag wieder zu erscheinen. Sie haben weder Vieh, noch Laden, noch Haus, noch Weib und Kind und existiren blos während ihres Geschäfts. Sie kennen alle Viehmäster und Lieferanten des Königreichs und alle Fleischer Londons auf's Haar, und Verkäufer und Käufer wagen nie, mit einander Bekanntschaft oder wohl gar ein Geschäft zu machen, ohne diese höheren Wesen in die Mitte zu stellen. Der Verkäufer giebt mit Freuden seine halbe Krone auf jedes Stück Rind an den Verkaufsmann (salesman), da frühere Erfahrungen lehren, daß er durch unmittelbaren Verkauf an den Fleischer immer drei Mal so viel einbüßt, als ihm die allwissende Mittelsperson kostet.

Auch der Smithfield-Banquier ist eine seltsame Figur, die dem Uneingeweihten eben so überflüssig erscheint, als der Salesman, da man laienhaft meinen könnte, es wäre vernünftiger und einfacher, daß der Fleischer unmittelbar an den Verkäufer zahlte. Der Smithfield-Banquier nimmt den Betrag des Geldes, wofür der Fleischer gekauft hat, von Letzterem in Empfang, um es nicht etwa an den Verkäufer, den Salesman, sondern an den wahren Eigenthümer zu zahlen. Der Eigenthümer oder wahre Verkäufer, oft tief im Lande oder gar außer Landes, consignirt seine Waare an seinen Banquier, der ihm Sicherheit gewährt. Für diese bezahlt er gern die ziemlich beträchtlichen Gebühren. Nach abgeschlossenem Verkaufe übergiebt der Salesman den „Aus-Treibern" die bestimmte, oft unter Tausende dicht eingepferchte, lebendige Waare, auf welchen Akt die zottigen, schmutzigen Hunde mit brennender Leidenschaft scharf aufpassen. So wie die Treiber nun anpacken, wirklich anpacken, denn sie scheinen zum Theil, wie Milo von Kroton, den fettesten Ochsen nicht nur bei den Hörnern ziehen, sondern ihn auch tragen zu können, springen die Hunde mit wahrer Strategie pfeilschnell umher, um immer an der rechten Stelle anzubeißen, so daß Hunde und Menschen von Fach und Wissenschaft sich vereinigen, wahre Wunder zu vollbringen. Aus Tausenden, vielen Tausenden dichtgedrängter, verduzter Thiere 10, 20—30 gleichsam anatomisch heraus zu präpariren und sie dann durch Straßenlabyrinthe, in denen sich nicht selten alle Arten von Fuhrwerken zu Hunderten mit Pferden, Ochsen und Schafen zu unentwirrbaren Knäueln verschlingen, in die verschiedenen Schlachthäuser zu treiben, das sind auch Heldenthaten, das ist auch Kunst, auch ein Wunder menschlichen Genies, das in dieser Sphäre nur deshalb noch keinen Homer gefunden haben mag, weil die Poeten vor menschlichen Schlachten nicht bis zu den Schlächtern und ihren Treibern kommen können.

Nur noch als niedliche Notiz, daß von den Smithfieldbanquiers mancher an einem einzigen Montage 40,000 Pfund Sterling oder 270,000 Thaler empfängt und die Fleischer im Durchschnitt etwa 8 Millionen Pfund oder gegen 56 Millionen Thaler jährlich an diese Banquiers zahlen, um sich dafür von den Bewohnern Londons zwischen 80 und 90 Millionen Thaler wiedergeben zu lassen. Die Londoner verzehren das ganze preußische Militärbudget beinahe doppelt blos für Fleisch, ohne Rücksicht auf Wild, Geflügel, Fische, Austern, geräucherte oder eingemachte importirte Fleischfasern, ohne Rücksicht auf Eier, Speck, Schinken und Würste, die schiffladungsweise in den Magen Londons gefahren werden. London allein giebt so viel aus, um seinen Appetit auf Fleisch zu befriedigen, daß man eine ganze preußische Armee in dreifacher Verstärkung mit allen ihren Bedürfnissen davon befriedigen könnte. Und dabei giebt es noch ziemlich zahlreiche Vereine von „Vegetarians", die blos Vegetabilien essen, und sich eidlich verpflichtet haben, nie Fleisch über ihre Lippen zu bringen.

Es ist bekannt, daß man seit Jahren an dem Sturze des monopolisirten Smithfieldmarktes arbeitete, ohne der mächtigen, reichen City-Corporation beikommen zu können, obgleich jeden Sonntag Abend bis jeden Montag Nachmittag das Uebel hunderttausendstimmig gen Himmel schrie. In England muß immer erst die Noth am Größten werden, ehe die Hülfe am Nächsten ist. Es ist eins der reformfeindlichsten Länder. Die Engländer sind das mittelalterlichste Volk der Erde, wo jede Reform mächtige, reiche, alle Privilegien und Vorrechte verletzt. Da nun die Reichen, Privilegirten und Bevorrechteten regieren, lassen sie Uebelstände ruhig Jahre, Jahrzehende und Jahrhunderte lang gen Himmel schreien und sich nicht eher rühren, als bis sie Fortissimo und Tutti auch auf der Erde im Verein mit den Steinen schreien. Erst im Jahre 1835 wagte das Parlament an dem 500jährigen Smithfield-Markt-Monopole zu rütteln. Es erlaubte den Verkauf von Vieh unter Umständen auch an andern Orten. In Folge davon riskirte ein steinreicher Engländer, Perkins, mehrere hunderttausend Pfunde zur Begründung eines neuen londoner Viehmarktes im Norden der Stadt (Islington). Es entstand eine ganze Stadt mit einer Mauer, die 15 Morgen Landes und Gehege und Wohnungen für 8000 Rinder und 50,000 Schafe einschloß. Schöne Lage, schöne Einrichtungen, Reinlichkeit für Menschen und Thiere — Alles vereinigte sich hier, um zu großen Hoffnungen zu berechtigen. Aber die City-Corporation hat Geld und Einfluß. Nach sieben Monaten war der neue Markt mausetodt, da sich weder Vieh noch Menschen dort einfanden. Erst eine Parlamentsakte von 1851 traf die „alte Gerechtigkeit" in's Herz. Die Parlamentsakte befahl der Corporation gewisse Reformen binnen sechs Monaten; seien diese dann nicht fertig, sollten fünf Personen zu einem „Metropolitan-Viehmarkt-Comitee" zusammentreten und Viehmärkte, Fleischmärkte, Viehherbergen, Läden u. s. w. schaffen und für bestimmte Preise jährlich vermiethen. Zu gleicher Zeit würde der alte Smithfield-Marktplatz zum „Nationaleigenthum" erhoben werden, so daß die City-Corporation keinen Pfennig mehr durch ihn einnehmen würde. Die Corporation arbeitete und wartete bis zur letzten Stunde der ihr gestellten Frist, immer hoffend, daß Hülfe vom Himmel oder aus der Unterwelt kommen könnte. Aber der rettende Deus ex machina blieb aus, und so sprang endlich die 500 Jahre lang unterdrückte Reform wie eine geharnischte Pallas Athene aus dem harten Schädel der City-Obrigkeit, und schuf einen neuen Markt, den die alte Göttin der Weisheit selbst für eine Schöpfung halten würde, die über allen ihren Witz, den sie jemals in Athen entwickelte, hinausgeht.

Der neue Markt ist ein modernes Kulturwunder, wie der Krystall-Palast. Ueber Islington oben, von Ferne und Außen angesehen, erscheint er wie eine ganze Festung mit Vorstädten, die in Palast- und Straßenreihen hervorspringen. Während des Sommers arbeiteten eine Zeit lang nicht weniger als 6000 Menschen und unzählige Pferde und Pferdekräfte in Dampfmaschinen in der ehemaligen Oede um Copenhagen House (einer Taverne unter der Leitung eines besondern „Markt-Vervollkommnungs-Comitee's". Der neue Marktplatz umfaßt 75 Morgen, das Zwölffache des alten. Innerhalb desselben ist ein Centrum von 15 Morgen regelmäßig abgetheilt, und von einem gläsernen Dache gegen die Intervention der Regenwolken geschützt, deren Niederschlag nicht einmal vom Dache tröpfeln kann, da er innerhalb der schlanken eisernen Säulen unter die Erde abgeleitet wird. Im Centrum dieses Centrums thront das Allerheiligste zwölfwändig, um den zwölf Banquiers als Bureaux zu dienen. Auf diesem Allerheiligsten erhebt sich ein achtkantiger Thurm mit glänzender Uhr und helltlingender, heiterer Glocke, die zwölfseitige Andacht unten weit und breit der profanen Menge zu verkündigen. Die Schlachthäuser innerhalb der äußersten Mauer zerfallen in öffentliche und private. Erstere stehen Personen, die ihr gekauftes Vieh selbst schlachten wollen, zu Diensten, letztere werden an professionelle Schlächter vermiethet, die für Fleischer arbeiten. Die Lagerstätten und Herbergen für das Vieh, vor oder nach dem Markte, sind ungemein zahlreich und wunderschön eingerichtet. Alle sind gut mit Schiefer gedeckt und mit geglasten, wasserdichten Steinen gepflastert. Wassertröge und Heukrippen sehen ganz künstlerisch aus. Für Ventilation und sonstigen Comfort der Thiere ist auf das Beste gesorgt. Diese Herbergen bieten über 3000 Rindern und mehr als 100,000 Schafen, Schweinen, Kälbern und sonstigen eßbaren Vierfüßlern bequeme Schlafstellen.

Außerdem giebt es einen großen Häute- und Fleischmarkt und ein schönes, großes Etablissement zur Ausstellung von Ackerbau- und Viehzucht-Implementen. Das größte Wunder dabei ist erst in der Entwickelung, nämlich die direkte Zufuhr von allen fünfzehn Eisenbahnhöfen Londons auf Eisenschienen mit der Lokomotive. Die

Zweigbahnen und Verlängerungen, die jetzt von allen Seiten nach dieser neuen Lebensquelle für Menschen und Opferaltar für Millionen Thiere herbeieilen, setzen den Laien förmlich in Erstaunen. Nur über die Themse herüber, jenseits welcher einige sehr wichtige Bahnen münden, führt noch keine Eisenbahnbrücke. Aber auch diesem Mangel wird auf eine Staunen erregende Weise abgeholfen. Da nämlich London auf seinen 40 englischen Quadratmeilen längst nicht mehr Platz hat und städtische Eisenbahnen längst über die Häuser und Straßen hinlaufen, dabei aber in den Hauptstraßen die Wagen und Fuhrwerke sich alle Tage mehrmals festfahren, hat man beschlossen, theils über, theils unter den Hauptstraßen zur Verbindung aller wichtigen Plätze und der Eisenbahnhöfe eiserne Röhren mit doppelten Schienenwegen darin zu legen. Die Meisten derselben werden hoch über den Häusern hinlaufen mit vielen Stationen von Unten, von wo die Passagiere durch Häuser, die in Flaschenzügen rasch auf und abgehen, aufgenommen und abgesetzt werden. Dabei soll die Fahrt für die Person in den Wagen zweiter Klasse nur 1 Penny betragen. Dies sieht wie Schwindel, wie Luftschlösser aus; aber war der Tunnel vorher nicht auch eine Fabel? Gab es nicht ein allgemeines Hohngelächter durch die ganze civilisirte Welt, als Jemand zum ersten Male behauptete, man könne mit Dampf, statt mit Pferden von einem Orte zum andern fahren? Höhnte und spottete die weise Menschheit nicht wieder, als Jemand behauptete, man könne mit Dampf auf dem Wasser dem Wind direkt entgegen fahren? Und hielt sie dann den Mann, der zum ersten Male behauptete, man könne mit Dampf bis Amerika fahren, nicht für wahnsinnig? Erfinder und Entdecker und große Reformer werden jetzt zwar nicht mehr regulär verbrannt oder sonst zur Beruhigung der Menschheit umgebracht, aber von dieser Menschheit immer noch hübsch im Chor ausgelacht.

Mit dem Projecte aber, die Londoner durch Röhren mit Dampf zu leiten, hat es seine volle Richtigkeit und Nothwendigkeit, denn ohne daß es unter sich und über sich hinaus geht, hat London durchaus nicht mehr Platz und konnte es nicht mehr durch und vorwärts. Der neue Markt soll bis jetzt 2,450,000 Thaler kosten und ist gebaut worden. Die Eisenbahnen durch die Luft werden etwas mehr in Anspruch nehmen, aber nur, um das ganze Kapital vielleicht in einem Jahre wieder einzubringen, und zwar in der ungemein kostbaren Form von Zeit, deren realer Geldwerth nirgends höher geschätzt wird als in London.

Gesundheits-Regeln.

Willkürliche Bewegungen. Turnen.

Um willkürlich Bewegungen ausführen zu können, bedürfen wir, wie sich wohl ganz von selbst versteht, zuvörderst eines Willens und dann der Bewegungsorgane. Der Wille ist eine Thätigkeit unseres Gehirns und diese Thätigkeit, allmälig durch äußere Eindrücke angefacht, geht hier nach der Beschaffenheit der Hirnsubstanz, sowie nach der Gewöhnung (Uebung, Erziehung) derselben besser (kräftiger) oder schlechter (schwächer) vor sich. Die Bewegungsorgane sind die an bewegliche Theile, besonders an Knochen und Knorpel befestigten Muskeln (das Fleisch). Durch Nervenfasern, d. s. die Bewegungsnerven, setzt der Wille vom Gehirne aus die Muskeln in Thätigkeit (in Verkürzung durch Zusammenziehung).

Das erste Erforderniß zur Ausführung willkürlicher Bewegungen muß sonach eine richtige Beschaffenheit der hierbei in Thätigkeit kommenden Organe (des Gehirns, der Bewegungsnerven, der Muskeln, des Knochen- und Knorpelgerüstes) sein. Es ist deshalb durchaus nöthig, daß in diesen Theilen die Ernährung (der Stoffwechsel), durch Zufuhr guten Blutes und ungestörte Circulation desselben, in gutem Gange erhalten werde. Wer Willens- und Muskelkraft zu entwickeln hat, bedarf auch einer solchen Nahrung, die das Nerven- und Muskelgewebe gehörig zu ernähren im Stande ist. Thierische Nahrungsmittel sind dazu weit geschickter als pflanzliche. Es ist sehr Unrecht, von blutarmen, schlecht genährten und zu einer schmalen Kost gezwungenen Menschen dieselbe Willens- und Muskelstärke zu verlangen, wie von robusten, nahrhafte Speisen genießenden Subjekten. Die häufigen Beispiele, wo willens- und muskelkräftige Personen nach und nach durch schlechtere Ernährung ihres Nerven- und Muskelsystems (in Folge von Nahrungsmangel, oder von unzweckmäßiger Nahrung, oder von Krankheiten) zu Schwächlingen wurden, sprechen dafür.

Sodann verlangen die genannten Bewegungsorgane zu ihrer ordentlichen Ernährung außer guten Blutes aber auch noch der richtigen Abwechselung zwischen Thätigsein und Ruhen, weil nur dadurch der Stoffwechsel (die Anbildung neuer und Abstoßung alter Substanz) in ihnen ordentlich vor sich gehen kann. Zu langes und sehr angestrengtes Thätigsein schadet hierbei ebenso wie andauerndes Nichtsthun. Bis zur äußersten Ermüdung fortgesetztes Bewegen kann recht leicht einen lähmungsartigen Zustand in den übermäßig angestrengten Theilen veranlassen.

Um Bewegungen immer geschickter, schneller und kräftiger ausführen zu lernen, dazu gehört nun öftere Wiederholung (Gewöhnung) und allmälige Steigerung derselben hinsichtlich der Dauer, Stärke und Schnelligkeit. Es bedarf gewöhnlich längerer Zeit der Uebung, ehe der Wille innerhalb des Gehirnes gerade blos die Nervenfasern (und durch diese diejenigen Muskeln) in Thätigkeit versetzt, welche eben nur thätig sein sollen. Bei den meisten mit Vorsatz ausgeführten Bewegungen kommen gleichzeitig und ganz unwillkürlich, eben wegen ungeschickter Anregung auch noch anderer als der zu gebrauchenden Nerven von Seiten des Willens, noch eine Menge von Mitbewegungen in den verschiedensten Theilen zu Stande, wie die, bisweilen höchst komischen Bewegungen bei Personen, welche Tanzen, Turnen, Fechten u. s. w. lernen, beweisen. — Ebenso gelangen aber Gehirn, Nerven und Muskeln auch nur ganz allmälig durch gesteigerte Lebhaftigkeit ihres Stoffwechsels in Folge zweckmäßigen Gebrauches zu einer größern Kraft, weil sie dadurch an Menge und Güte ihrer Substanz gewinnen. Kurz, nur durch richtige Ernährung und richtigen Gebrauch (Uebung, Gewöhnung, Erziehung) des Hirnnerven- und Muskelsystems lassen sich geschickte und kräftige willkürliche Bewegungen erlernen.

Willkürliche Bewegungen (Turnübungen) können für den menschlichen Körper ebensowohl Vortheile wie Nachtheile haben; um beide richtig beurtheilen zu können, muß man die Wirkungen der Bewegungen während und nach ihrem Zustandekommen kennen. — **Beim Bewegen** selbst wird, wie bei jedem Thätigsein eines Organ a) ein Theil der Substanz der betheiligten Muskeln und Nerven verbraucht, dadurch die Mauserung befördert und die nachfolgende Neubildung begünstigt. Wegen dieses Stoffverbrauches sind willkürliche Bewegungen nur bis zu einer gewissen Grenze möglich und hören endlich auch gegen unsern Willen auf. — b) Durch Muskelzusammenziehungen wird ein Druck auf die benachbarten, zwischen den Muskeln verlaufenden Blut- und Lymphgefäße ausgeübt und so der Blut- und Lymphlauf befördert. Besonders ist diese Druckwirkung auf den Blutlauf in den Blutadern, in welchen das Blut zum Herzen hinströmt, gerichtet. — c) Die Thätigkeit willkürlicher Muskelnerven theilt sich in den Nervenmittelpunkten (besonders im Rückenmarke) den Nerven unwillkürlicher Muskeln mit und so entstehen Mitbewegungen in den Vegetationsorganen, wie im Herzen, den Athmungs- und Verdauungsapparaten, durch welche die Thätigkeit dieser Organe (der Blutlauf, das Athmen, die Verdauung) gefördert wird. — d) Durch den Zug der Muskeln an den Knochen und Knorpeln, welche sie in Bewegung setzen und an welche sie angeheftet sind, wird auf die Ernährung und Gestaltung dieser einiger Einfluß ausgeübt; sie werden stärker und fester, die von ihnen umschlossenen Höhlen weiter. — e) Durch die Lenkung der Willensthätigkeit des Gehirns auf bestimmte Nerven und Muskeln scheint der übrigen (Verstandes-, Gemüths-, Gefühls-) Thätigkeit des Gehirns Einhalt gethan und so das Gehirn beruhigt, entlastet zu werden. Deshalb verlieren sich wahrscheinlich beim Turnen und Bewegungmachen sehr oft drückende Geistes- und Gemüthsbeschwerden. — **Nach dem Bewegen** findet a) die Entfernung (Mauserung) der alten beim Bewegen verbrauchten Muskel- und Nervenbe-

standtheile statt. Diese Mauserstoffe werden im Blute unter Wärmeentwickelung vorzugsweise zu Harnstoff verbrannt und dann mit dem Harn aus dem Körper entfernt. Deshalb erhöhen Bewegungen die Körperwärme und vermehren den Harnstoffgehalt des Harns. — b) Der Blutfluß zu den gebrauchten Theilen steigert sich; die Muskeln schwellen an, es tritt frische Ernährungsflüssigkeit in das Gewebe und dadurch kommt es c) zur Bildung neuer Muskel- und Nervensubstanz, welche nach und nach an Masse und Güte gewinnt.

Die **Vortheile**, welche Bewegungen haben, wenn sie dem Körper genau angepaßt sind, und mit dem richtigen Maß und Ziel, sowie mit der nöthigen Vorsicht angestellt werden, sind nach dem Gesagten etwa folgende: 1) die Willensthätigkeit des Gehirns lernt leichter und besser vor sich gehen, es bildet sich ein kräftiger Wille mit Unerschrockenheit aus. — 2) Das Gehirn wird von psychischem Drucke entlastet, in Folge der ableitenden Anregung seiner Willensthätigkeit. — 3) Der Schlaf wird befördert, wegen Verbrauchs von Hirnsubstanz, die sich dann im Schlafe restaurirt. — 4) Die Muskulatur gewinnt an Stärke, Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit bei ihrer Thätigkeit, theils durch die bessere Ernährung, theils durch die Uebung derselben. — 5) Es wird Hunger und Durst erzeugt, in Folge des Verbrauchs von Muskel- und Nervensubstanz, sowie durch die Vermehrung flüssiger Absonderungen (besonders des Schweißes und Harnes). — 6) Die zur Unterhaltung der Ernährung (des Stoffwechsels) nöthigen Prozesse werden bethätigt, wie der Blutkreislauf, die Verdauung, der Speisesaft- und Lymphfluß, das Athmen, die Ab- und Aussonderungen, die Wärmeentwickelung. Es giebt kein besseres Mittel zur Hebung von Blutstockungen (Congestionen), Verstopfungen, von Unthätigkeit der Haut u. s. f. als zweckmäßiges Bewegen. — 7) Das Gerüste des menschlichen Körpers wird besser entwickelt; die Knochen werden stark und fest, die Brust- und Bauchhöhle gehörig umfänglich, die Wirbelsäule wohl gestaltet.

Die **Nachtheile**, welche Bewegungen dann haben können, wenn sie unzweckmäßig angestellt werden, sind folgende: 1) lähmungsartige Schwäche in Folge von Ueberanstrengungen. — 2) Widernatürliche Ernährung des Bewegungsapparates, die nur auf Kosten der Ernährung anderer Organe und besonders auch auf Kosten der Verstandes- und Gemüthsthätigkeit des Gehirns zu Stande kommt. — 3) Zu starker Blutverbrauch und deshalb Blutarmuth und Bleichsucht. — 4) Herzvergrößerung mit beschwerlichem Herzklopfen, in Folge zu häufiger und starker Anregung der Herzbewegung. — 5) Widernatürliche Ausdehnung der Lungen mit Athembeschwerden, durch unzweckmäßige Brustübungen. — 6) Mißgestaltung des Körpers, wenn nur gewisse und nicht alle Muskelgruppen desselben richtig gebraucht werden. Die breitschulterigen, dünnbeinigen Turner, sowie die dickbeinigen und schmalbrüstigen Tänzerinnen beweisen dies.

Zweckmäßige Bewegungen, welche die oben aufgezählten Vortheile bringen, lassen sich nur dann anstellen, wenn man die Körperbeschaffenheit, die Lebensweise und gewisse Erscheinungen während des Bewegens gehörig beachtet. — a) Was die Körperbeschaffenheit betrifft, so ist hierbei vorzugsweise der Ernährungszustand, der Muskel- und Knochenbau, sowie die Blutmenge zu berücksichtigen. Es ist sehr nachtheilig, wenn sich magere, blasse, blutarme Personen dieselben Bewegungen zumuthen, wie robuste, denn sie müssen dadurch nur immer blutärmer werden. Kranke dürfen nie nach eigenem Gutdünken stärkere Bewegungen machen, sondern müssen sich immer erst einer genauen ärztlichen Untersuchung unterwerfen. — b) Die Lebensweise verlangt insofern Berücksichtigung, als die Kost, die Beschäftigung, das geschlechtliche Verhältniß von bestimmendem Einfluß ist. — c) Die Erscheinungen während des Bewegens, welche vorzugsweise in's Auge gefaßt und zur Regulirung der Bewegungen benutzt werden müssen, sind: das Herzklopfen, welches nie zu schleunig und sehr stark sein darf; das Athemholen, welches weder jagen noch sehr kurz (oberflächlich) vor sich gehen sollte; die Gesichtsfarbe, wenn sie sehr roth (bläulich) oder bleich wird oder schnell wechselt; das Erhitztsein und Schwitzen der Haut, wenn es einen hohen Grad erreicht; unangenehme Empfindungen, von sehr großer Abspannung, Kopfschmerz, Schwindel, Brustbeklemmung u. s. f.

Im Allgemeinen lassen sich etwa folgende **Bewegungs-Regeln** geben: 1) Man entferne alle beengenden Kleidungsstücke während des Bewegens, vorzüglich enge Hals- und Brustbekleidungen. — 2) Alle Muskeln müssen geübt werden, deshalb sind alle nur möglichen Bewegungen in allen Gelenken des Körpers, natürlich in passender Abwechselung, vorzunehmen und nicht blos einzelne Muskelgruppen vorzugsweise auszubilden. Vorzüglich verlangen die Athmungs- und Bauchmuskeln die gehörige Bethätigung. — 3) Die Bewegungen sind nicht bis zur äußersten Ermüdung fortzusetzen; man höre damit auf, sobald das Ermüdungsgefühl unangenehm wird. — 4) Nach und zwischen den Bewegungen ruhe man ordentlich aus, bis das Ermüdungsgefühl verschwunden ist. — 5) Die Kraft und Dauer der Bewegungen ist nur ganz allmälig zu steigern, wenn die Muskeln durch lebhaftere Ernährung an Stärke richtig zunehmen sollen. — 6) Es ist bei und nach dem Bewegen auf gute Luft und kräftiges Athmen zu halten, da tiefes Ein- und kräftiges Ausathmen nicht blos auf den Luftwechsel in der Lunge, sondern auch auf den Blut-, Speisesaft- und Lymphlauf, sowie auf den Verdauungsprozeß Einfluß ausübt. — 7) Man passe die Bewegungen den Umständen an; sie sind zu mäßigen, wenn zu schnelles und starkes Herzklopfen, sowie kurzes und jagendes Athmen dabei eintritt, wenn sich widernatürliche und unangenehme Empfindungen (besonders Kopfschmerz und Schwindel), Blässe, Abmagerung, auffallender Farbenwechsel, starke Erhitzung und Schweißabsonderung einstellen. Ganz vorzüglich müssen Blutarme und Brustkranke mit großer Vorsicht Bewegungen vornehmen. — 8) Kurz vor und nach stärkern Bewegungen esse man nicht, weil dadurch der Verdauung Eintrag geschehen kann. — 9) Bei und nach dem Bewegen vermeide man Erkältungen, da diese Herzkrankheiten nach sich ziehen können.

In allen Lebensaltern sind **passende** Bewegungen des Körpers (gymnastische oder Turnübungen) von ausgezeichnet gutem Einfluß auf das Gedeihen unserer Gesundheit, abgesehen davon, daß sie den Körper auch wohlgestaltet, kräftig, dauerhafter und geschickt machen können. Aber freilich müssen die Bewegungen auch jedem einzelnen Körper richtig angepaßt werden, wenn sie nicht mehr Nachtheile als Vortheile bringen sollen. In den Händen von Turnfanatikern, welche meinen, der Mensch lebe nur um Turner zu sein, sowie unter Turnlehrern, die sich nicht um die Einrichtungen im menschlichen Körper bekümmern, werden Turnanstalten nun und nimmermehr zum Wohle der Menschheit beitragen. — Auch bei vielen Krankheitszuständen unterstützen geregelte Bewegungen die Heilung sehr bedeutend. Nur traue man den unwissenden, einseitigen, schwedisch-gymnastischen Charlatanen nicht, welche allen im kranken menschlichen Körper herrschenden Gesetzen zum Hohne, wo möglich jedes Uebel durch lächerlich benannte Turnübungen heben wollen. [Ueber diese Heilgymnastik und die Krankheitszustände, bei denen gewisse Bewegungen von Vortheil sind, soll ein späterer Aufsatz handeln.] **(B.)**

Amerikanische Briefe.

1. New-York.

(Schluß.)

Die Hotels. — Astor-House. — Die hingehauchten Damen und die hingelegten Herren. — Vergleich mit deutschen Mädchen. — Familienleben im Hotel. — Die Hotel-Telegraphen. — Das Militair des Hotelstaates. — Ihr Triumph im Wasch-Departement. — Die große Wasserkunst. — Der Luxus in Privatbauten und deren innere Einrichtungen. — Das Verdienst der Deutschen daber. — 1400 deutsche Kneipen und zwei deutsche Theater. — Umgegend New-Yorks. — Das deutsche Dorf Morrisania. — Die Zukunft New-Yorks. — Die „fünf Punkte" der Stadt und die „vier Punkte" der europäischen Diplomatie.

Die Hotels von New-York sind nicht nur als Gebäude und Wirthschaften wahre Wunderwerke, sondern auch als eine ganz neue Formation des bürgerlichen und Familienlebens. Wir können hier nicht von Taylor's Restaurant, dem gigantischen

Ausgabe der Bücher, Zeitschriften und Karten, sowie die Einrichtung der Lesesäle. Die Bibliothek ist Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag von 9 bis 1 Uhr und von 2 bis 4 Uhr, Mittwoch und Samstag von 9 bis 1 Uhr geöffnet. Die Lesesäle sind während der Ferien geschlossen. Die Ausleihe findet Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag von 11 bis 1 Uhr statt. Die Bibliothek ist Eigentum des Vereins für Geographie und Statistik. Sie ist in erster Linie für die Mitglieder des Vereins bestimmt, doch können auch Nichtmitglieder gegen Hinterlegung einer Kaution von 10 Kronen Bücher entlehnen. Die Kaution wird nach Rückgabe der Bücher zurückerstattet. Die Bibliothek besitzt gegenwärtig 12.000 Bände und 3.000 Karten. Sie wird jährlich um etwa 500 Bände vermehrt. Der Katalog ist gedruckt und kostet 2 Kronen. Die Bibliothek ist Eigentum des Vereins für Geographie und Statistik. Sie ist in erster Linie für die Mitglieder des Vereins bestimmt, doch können auch Nichtmitglieder gegen Hinterlegung einer Kaution von 10 Kronen Bücher entlehnen. Die Kaution wird nach Rückgabe der Bücher zurückerstattet. Die Bibliothek besitzt gegenwärtig 12.000 Bände und 3.000 Karten. Sie wird jährlich um etwa 500 Bände vermehrt. Der Katalog ist gedruckt und kostet 2 Kronen.

Die Bibliothek ist Eigentum des Vereins für Geographie und Statistik. Sie ist in erster Linie für die Mitglieder des Vereins bestimmt, doch können auch Nichtmitglieder gegen Hinterlegung einer Kaution von 10 Kronen Bücher entlehnen. Die Kaution wird nach Rückgabe der Bücher zurückerstattet. Die Bibliothek besitzt gegenwärtig 12.000 Bände und 3.000 Karten. Sie wird jährlich um etwa 500 Bände vermehrt. Der Katalog ist gedruckt und kostet 2 Kronen.

erhält sie um acht Uhr schneeweiß und glänzend geplättet zurück. Die Wäsche wird in Dampf-Cylindern durch einen energischen Strom von Dampf mit Seife gereinigt, dann in Centrifugalmaschinen zu zwei Drittel und von Dampfmaschinen beworfen, Plätteisen zum letzten Drittel getrocknet und spiegelblank geglättet. Die Frauen „mit Wasch-, Scheuer- und Raspellagen," mit ihrem verkochten, verstrickten, verflickten und verstopften Leben (wie Jean Paul sagt) sind hier unbekannte Größen, und insofern die amerikanischen Hotels Seminarien einer bessern, socialen Zukunft.

Das hier überall bereitwillig fließende Wasch-, Dampf-, Bade- und Trinkwasser (mit einem ganzen Springbrunnen in der „Schenke") erinnert mich an die große Wasserkunst New-Yorks (Croton Aqueduct), wohl das großartigste Bauwerk der Art, das selbst mit den bewunderten Wasserleitungen des alten Rom Vergleiche aushalten würde. Es bringt für ganz New-York über acht volle deutsche Meilen weit her täglich 60 Millionen Gallonen Wasser durch eine ungeheuere Brücke über den Haarlemfluß hinweg und vertheilt sich hier in Tausende von Adern und Aederchen durch Küchen, Häuser, Fabriken bis in die höchsten Etagen. Dieses Adersystem kostete nach seiner ersten Vollendung über 30 Millionen Thaler und hat diesen Preis seitdem durch Erweiterung um Millionen überstiegen. Das Geld dazu kam aus freien Privatmitteln. Berlin, das seit Menschenaltern durch seine Rinnsteine an eine Wasserleitung erinnert wurde und mit Plänen dazu umging, deren Ausführung kaum den zehnten Theil kosten würde, hat noch nicht angefangen, an einen Anfang zu denken. Und Berlin ist eine Residenz, während in New-York nur Kaufleute schachern.

In New-York residirt kein Hof, keine Geburts-Aristokratie; doch nimmt es in Luxus, Pracht und Geschmack die Aufforderung jeder europäischen Residenz auf. Weiter im Norden, wo die Handels-Aristokratie ihre Privat-Paläste aufbaute, sieht es vornehmer, reicher und vor allen Dingen geschmackvoller aus, als im reichsten Viertel Londons, Belgrave, Square. Schon die architektonischen Fronts dieser Stein-, Granit- und Marmor-Paläste zeugen von dem höchsten Geschmack. Und hinter den großen Spiegelscheiben (in der Regel blos je einer zu einem ganzen kolossalen Fenster) und den ächt silbernen Thürgriffen, Klingelknöpfen und Namensschildern prangen über Mosaik-Fußböden freskogemalte, große Verhallen, Treppen und Balustraden von schwarzem Wallnußholz, und eben thun sich hinter Flügelthüren Zimmer mit Marmor-Fußböden und pompejanisch gefelderten und gemalten Wänden auf, mit Meubles und Decorationen, in denen der höchste Kunstgeschmack Meisterwerke bewundern muß. Ich erwähne nur den Marmor-Kamin in einem dieser Zimmer mit Relief-Figuren, die Burns' Gedicht von der Hochland Marie veranschaulichen und wofür allein der deutsche Bildhauer 1500 Dollars bekam. Man besucht hier solche Paläste (besonders die in der fünften „Avenue," wie hier die Straßen heißen) wie die Schlösser der Könige in deren Abwesenheit, nur daß hier die Eigenthümer lieber selber da sind, um sich des Staunens ihrer Gäste zu freuen. Einer dieser Herren sprach mit der größten Anerkennung von den Deutschen, durch welche es ihnen allein möglich geworden, ihr Geld zur Ehre des Geschmacks anzuwenden und über die hartnäckige, englische Plumpheit hinauszukommen. Durch die Deutschen in Amerika und die Einfuhren von Frankreich sei es ihnen gelungen, alle Zufuhr der Art von England abzuweisen. Für die Zukunft der Deutschen in Amerika ist mir also nicht bange, obgleich jetzt die Knownothings triumphiren und allen Einwanderern nicht nur das Bürgerrecht, sondern als Temperanzler auch vierzehnhundert deutschen Kneipiers und Restaurateurs von New-York allen Spiritus und alles Bier confisciren wollen. Die Know-nothings haben ihre Zeit, deutsche Kunst aber (inclusive der des Trinkens) ist ewig.

Kirchen, Banken, Theater* und sonstige öffentliche Gebäude, obwohl größtentheils nicht unbedeutend von Ansehen, bieten mir nichts Charakteristisches.

Um noch ein Wort von der schon im Allgemeinen angegebenen Umgegend zu sagen. Das eigentliche New-York ist schon eben so wenig zum Leben geeignet, als das eigentliche London. Die Städte selbst sind nur noch Bureaux zum Geldmachen. Arbeiter, Handwerker und Geldmacher besserer Klasse wohnen bereits vier bis fünf deutsche Meilen weit im Umkreise der Stadt und verbinden den Vortheil hoher Löhne und Gewinne „am Platze" durch Eisenbahn, Dampfschiff, Fuhre und Omnibus mit den Annehmlichkeiten eines wohlfeilen eigenen Herdes auf dem Lande draußen. New-York ist bis 5 deutsche Meilen im Umkreise ziemlich dicht mit Vorstädten, Dörfern und Kolonien umstellt, von denen manche schon über tausend Einwohner zählen, unter denen die Deutschen besonders stark vertreten sind. Das Dorf Morrisania ist eine durchaus deutsche, wunderhübsche Kolonie von etwa 300 niedlichen, weißen Holzhäuschen, die durch kleine Einzahlungen an Landvereine leicht gewonnen wurden und oft bald darauf für den doppelten Preis verkauft werden können, da Grund und Boden um New-York mit jedem Tage steigen. Der Arbeiter wohnt hier für 90—100 Thaler selbstständig und gesund, in New-York bekommt er dafür kaum die schlechteste Kammer.

Ein neuer, gewaltiger Kolonisationszug bewegt sich um Hoboken herum. Hier sind in den letzten zwei Jahren beinahe ein Dutzend villaartige Dörfer entstanden: ein Washington, mehrere Hoboken, ein Gutenberg u. s. w. zum Theil mit glänzenden Läden, Vergnügungsörtern, Kirchen und Schulen und allen Anzeichen eines raschen Gedeihens. Mancher „York Stater" (Bewohner New-Yorks), der nach zwei bis drei Jahren dort wieder eine schöne, einsame Wald- oder Felsenpartie besuchen will, findet sie dicht bebaut und kultivirt von Dörfern und Gärten und Feldern. So sind alle Anlagen New-Yorks für ein Wachsthum zur Größe Londons vorhanden, ohne dessen Rauch, ohne dessen architektonische und sociale Geschmacklosigkeit, die Anlagen zu einer wahrhaft kosmopolitischen Weltverkehrsstadt, so sehr sich auch die Knownothings jetzt bemühen, eine nirgends existirende sogenannte amerikanische Nationalität geltend zu machen.

Es bleibt noch Manches übrig, z. B. Schilderung der New-Yorker Gauner und Schwindler im Einzelnen und in Aktien-Compagnien, der Neger- und Irländer-Spelunken, der deutschen Verbrecherkeller und vor Allem der „five points" („fünf Punkte", wie das verrufenste Stadtviertel heißt), aber erstens haben wir an unsern „vier Punkten" des Friedens schon genug und zweitens und letztens kann man sich aus dem „Leben des Phineas Tayler Barnum, geschrieben von ihm selbst," das nöthige Material zur Kenntniß der höhern Gauner- und Schwindlerwirthschaft selbst herauslesen.

* Das neue deutsche Theater von Otto Heym, d'Ardenne (früher in Ulm), August Siegrist, dem Haupt-Barrikadenhelden von Berlin und Werrel, früher Direktor in Bockenheim, ist zwar sehr schön und geräumig und gut besetzt, wird sich aber schwerlich eben so wenig halten, wie das kleinere Charles-Theater, da die reichen Deutschen im Durchschnitt geschmack- und kulturlose Deutschverächter sind und die Aermeren sich in 1500 Kneipen zerstreuen und bei Linden-Müller Theater noch umsonst zukriegen. Die amerikanischen Dichter sprechen und ehren Deutsch, die deutschen Presailer setzen eine Ehre hinein, es nicht zu verstehen.

Ostindische Spiegel-Bilder.

Rußland und England in Indien. — Der birmanische Kaiser. — Was ist Ostindien? — Geschichte der ostindischen Kompagnie. — Ihr Anfang, ihre Ausbreitung und jetzige Größe.

Während der slavische Osten in seinem Vorschreiten nach dem Westen der großen germanischen Kultur in letzterer selbst eine Krisis hervorruft und von ihr bekriegt wird, scheint man vor lauter Krieg und Krim die zu gleicher Zeit östlich vordringende Bewegung Rußlands zu übersehen. Erst neuerdings haben englische Blätter aus Indien bestimmte Nachrichten darüber gebracht, die von einem gegen das englische Indien gerichteten russischen Heere erzählen und von Gesandten aus innern Reichen Asiens, die bei der englisch-ostindischen Regierung um Hülfe gegen Rußland bäten. Um dieselbe Zeit war ein Gesandter aus dem stolzen birmanischen Reiche angekommen, das die Indien beherrschende englische Kaufmanns-Compagnie neulich um seine besten Lande am Meere be-

raubt hat. Der auf diese Weise um zwei Drittel seiner Macht gekommene birmanische Kaiser*, zugleich einziger Kaufmann seines Landes, ließ sich durch seinen Gesandten wenigstens einen Hafen zurück erbitten, da er ohne Hafen nicht handeln könne. Die Engländer nahmen den Gesandten mit ungemeinem Pomp und ausgesuchter Höflichkeit auf, aber den Hafen, meinten sie, möchten sie lieber selber behalten, da nach der Theorie und Praxis der ostindischen Compagnie (an welche sich in dieser Beziehung alle guten Christen auf der Höhe der Bildung anschließen) Nehmen und Behalten seliger ist, als Geben. Kaiser und Volk von Birmanien, in ihren Existenz-Quellen, in ihrem Stolze auf's Tödtlichste verletzt, werden also wahrscheinlich wieder einen Krieg auf Tod und Leben anfangen müssen. Birmanien ist die andere Seite des englischen Ostindiens, während Rußland vom Westen über die kirgisischen Steppen, und die freie Tartarei und die große Bucharei herüber droht und mit einer ganzen Armee schon im Staate Kokan thut, als wenn es zu Hause wäre. Kokan ist einer der kleinen, schwachen Despotenstaaten, welche die großen Räume zwischen den englisch-ostindischen Nord- und russischen Südgrenzen spärlich ausfüllen und durch ihre unaufhörlichen Kriege und Revolutionen im Innern und nach Außen Handel und Gewerbe stören, so daß Rußland die Absicht haben soll, einen einzigen „ordentlichen," soliden, starken Staat daraus zu machen, der durch Anlehnung an oder Einverleibung in Rußland am Stärksten sein würde. Und dann wäre Rußland auf einmal getreuer Nachbar der ostindischen Compagnie. Scheint es doch nicht einmal den gefürchteten Staat Dost Mohamed's, des Beherrschers der tapfern Afghanen, respectiren zu wollen. Wenigstens hat Letzterer gleich zwei Gesandte hinter einander zu dem englisch-ostindischen Landes-Director geschickt, ob er ihm nicht mit etwas Pulver und Blei und Soldaten unter die Arme greifen wolle.

Alles dies liegt noch weit im Felde, sogar sehr weit, denn zwischen England und Rußland in Asien dehnen sich noch beinahe europagroße Steppen und Gebirge, aber der Russe weiß mit Steppen umzugehen, und wer über den Balkan kam, fürchtet am Ende auch weder die Hindukú-, noch selbst die Himalaya-Gebirge. Und so viel ist gewiß, den Engländern geht die Sache jetzt schon nahe, und die in Ostindien ausgebrochene Russophobie (Russenfurcht) wirkt schon bis mitten hinein in die City von London, wo sich die Bureaux und Lagerhäuser der ostindischen Compagnie wie Königsschlösser und Festungen erheben. Unter diesen Umständen denkt man billiger Weise an Ostindien, und sei es nur, um Sebastopol und deren leichengefüllte Sümpfe und Thäler sich einmal aus dem Sinne zu schlagen.

Ostindien! Wer macht sich in unserm kalten, magern, einförmigen Norden eine Vorstellung von Ostindien? Verwitterte Städte, in denen die erste Menschheit gewiegt ward, von denen noch Hunderte, noch Tausende der alten Tempel stehen, in denen einst die Muttersprache aller europäischen Nationen zu Ehren Brahma's, Vischnu's, Schiva's, Mohadöh's und unzähliger späterer und untergeordneter Götter erklang, Hunderte, Tausende von Tempeln, jetzt keine Götterhäuser mehr mit weißen und weisen Priestern, sondern Schlafstellen für Löwen, Tiger, Schakale und Werkstätten sonderbarer Insekten. Aber noch immer, wie vor Jahrtausenden, wiegt sich in unzähligen Teichen mit schwarzglänzendem Gewässer die Lotosblume zwischen riesigen Blättern, in denen einst die Götter saßen und träumten. Und zwischen den schönen, kupferfarbigen, langschwarzhaarigen, nur sehr spärlich und weiß verhüllten milden, geistig versunkenen Gestalten der Urbewohner tritt straff und stolz der rothröckige Engländer auf, gefürchtet, verehrt und angestarrt von den eingebornen Millionen als Werkzeug der Götter, welche die Erde und die Menschheit darauf für das Zeitalter des Verfalls und der Sünde vorbereiten wollen. Tief hinter Vorbauten zwischen seltsamen, glühenden, duftenden Blumen, und um sich her und in den Himmel hinein wuchernden Bäumen versteckte Strohhütten, am Tage von sengender, tödtlicher Hitze und meilenweiter Todtenstille umlagert, des Nachts von Löwen, Tigern, Eulen und riesigen Nachtfaltern umbrüllt und umflattert, von Legionen Affen umkreischt, von heiligen, unverletzbaren Ochsen besucht, von Mördern aus Religion umlauert, von ganzen Salven der schwersten Gewittergeschütze umkracht und jede Minute zehn bis zwanzig Mal zwischen pechschwarzer Nacht bis über Mittagshelle erleuchtet, dann vom Sturme gepackt, der Häuser und Menschen und Vieh und tausendjährige Bäume wie lose Blätter mit sich durch die Lüfte reißt und Straßen der entsetzlichsten Verwüstung hundert Meilen weit in wenigen Minuten bahnt, auf der weiten Straße nach heiligen Orten vor Hunger niederstürzende Wallfahrer, weil sie aus Religion verweigern, das von Christen gebackene Brot, das man ihnen mitleidig reicht, zu essen, in ewigen Tod versunkene Andächtige, bewegungslos, wie das verwitterte Götzenbild, dann wieder Religion im unaufhörlichen, elastischen Tanze der schlanken, braunen, perlen- und shawlumflatterten Bajadere — das ist Ostindien. Hunderte von Meilen lang und breit in zauberischer, üppiger Naturfülle abgemagerte, zerlumpte Gestalten, matt und scheu mit dem Leibe und den Augen auf dem Boden hinkriechend, dann wieder prächtige, stolze, mit Gewerbe und Welthandel gefüllte, von allen europäischen und asiatischen Nationen wimmelnde Städte, deren Lagerhäuser, Läden und Schiffe sich im Weltmeere spiegeln, eine in London residirende Kaufmannsgesellschaft, die von da aus 120 Millionen Menschen auf dem gesegnetsten Stück Erde beherrscht und neuerdings dem stolzesten Kaiserthum Asiens noch ein paar Hundert der besten Quadratmeilen wegnahm, das ist Ostindien.

Zwanzig große Hauptflüsse mit mehr als 500 Armen von den innern Höhen ewigen Frühlings und von den höchsten Bergen der Erde* durch die üppigsten Zauber der nie ermüdenden Natur in unendlichen Windungen und Verbindungen herabströmend an Bäumen, Wäldern, Blumen, Thieren vorbei, die durch Schönheit, Wildheit, Duft, Größe, Farbengluth, Zahl, Gattung und Art die gelehrtesten Naturforscher in Verlegenheit setzen und alle Poesie und Romantik nordischer Völker zu farblosen Schatten abbleichen, das ist Ostindien. Das ist Ostindien in einem allgemeinen Bilder-Complex, als Ouverture, worin man Alles anklingen läßt, ohne etwas auszuführen. Für Ausführung können wir uns natürlich blos auf einzelne, für sich bestehende Skizzen und Bilder beschränken.

Zuerst ein Wort über die merkwürdigste Erscheinung in der Geschichte, die Herrschaft einiger londoner Kaufleute über das herrlichste Land der Erde und 120 Millionen Menschen. Schon Alfred der Große, der zu Karl's des Großen Zeiten, im 9. Jahrhundert, über England herrschte, ließ Schiffe für den Handel mit Ostindien bauen, doch brachten's diese blos bis Syrien und Aegypten. Venedig und Florenz behielten noch den Welthandel bis nach Entdeckung des Weges um das Cap der guten Hoffnung, wodurch das damals weltseeberühmte Portugal König des Meeres und Lissabon Hauptstapelplatz der Waaren und Wunder Indiens ward. Die Engländer erwachten jetzt, und entflammt von den Schätzen des Indus und Ganges fingen sie an, nach einer Nordwestpassage zu suchen, die bekanntlich neuerdings durch das entdeckte Ende Franklin's gefunden und zugleich tragisch wieder geschlossen ward. Franz Drake war der erste englische Weltmeerheld und zeigte, daß man den stillen Ocean ohne Gefahr in jeder Richtung durchkreuzen und mit den wilden, indolenten Bewohnern Indiens nach Willkür handeln könne. Zuerst versuchten dies englische Kaufleute über die Türkei, Syrien und Aegypten, nachdem sie 1594 die Königin Elisabeth bewogen, einen Vertrag mit dem Sultan abzuschließen. Doch ohne directen Handel mit Indien ließ sich nicht mit den Holländern und Portugiesen concurriren, so daß sich unter dem Earl George von Cumberland am 31. December 1600 eine besondere Compagnie zu diesem Zweck bildete, die von Elisabeth unter dem Namen „Ost-India-Compagnie" Corporationsrechte bekam. Sie bestand aus 215 Personen mit einem Capitale von 72,000 Pfund Sterling in Actien zu 50 Pfund. Ihre erste Flotte segelte am 2. Mai 1602 ab. Neun Jahre später war diese Kaufmannsflotte bereits so stark, daß sie die portugiesische bei Surat schlug. Der Indien beherrschende Groß-Mogul bekam dadurch solchen Respekt vor den Engländern, daß er ihnen die bis dahin verweigerte Erlaubniß gab, in Surat, Ahmedabad, Cambaya und Yoga Handelsfaktoreien anzulegen. Jacob I. sandte 1614 einen Bevollmächtigten an den Hof des Groß-Moguls, welcher der Compagnie bestimmte Privilegien auswirkte, 1640 auch die Erlaubniß, in Madras ein Festungswerk zu erbauen. Doch

* Wir werden ihn und sein Land nächstens durch „birmanische Spiegel-Bilder" weiter kennen lernen.

* Nach Dr. J. D. Hooker, dem neuesten Forschungsreisenden in Indien, besonders durch den Himalaya, ist nicht mehr der Dawalagiri (27,600 Fuß hoch), sondern der im wahren Centrum der Himalaya-Gebirge sich 28,178 Fuß hoch erhebende Kangschan-junga der höchste Berg der Erde.

Es begründet sich dadurch, daß Arbeiter, die ihre Arbeitskraft in den Dienst der Gemeinschaft stellen, auch Anspruch auf Fürsorge haben, wenn sie durch Krankheit, Unfall, Invalidität oder Alter an der Ausübung ihrer Arbeit gehindert sind. Diese Fürsorge ist eine Pflicht der Gemeinschaft, die sie durch Gesetze regelt. Sie ist keine Wohltat, auf die der Arbeiter keinen Anspruch hat, sondern ein Recht, das ihm zusteht. Die

und das Gebäude ist 1 Stock hoch. Es ist ein Wohnhaus, ein Stall und ein Schuppen. Das Wohnhaus hat 3 Zimmer und 1 Küche. Es ist ein Ziegeldach darauf. Der Stall ist für 2 Pferde und 3 Kühe. Der Schuppen ist für Wagen und Heu. Das Haus ist weiß angestrichen. Es hat 4 Fenster und 1 Tür. Vor dem Haus ist ein Garten. Der Garten ist 20 Meter lang und 10 Meter breit. Es sind Blumen und Gemüse darin. Hinter dem Haus ist ein Brunnen. Das Wasser ist gut und kalt. Die Leute sind arm. Sie haben nicht viel Land. Sie müssen viel arbeiten. Sie stehen früh auf und gehen spät schlafen. Sie sind aber zufrieden.

Das Gebäude, das Sie hier sehen, ist ein Wohnhaus. Es hat 2 Stockwerke und ist 10 Meter hoch. Es ist 15 Meter lang und 8 Meter breit. Es hat 6 Zimmer und 2 Küchen. Es ist ein Ziegeldach darauf. Es sind 12 Fenster und 2 Türen. Das Haus ist gelb angestrichen. Es ist ein Garten dabei. Der Garten ist 30 Meter lang und 20 Meter breit. Es sind Bäume und Sträucher darin. Es sind auch Blumen und Gemüse darin. Hinter dem Haus ist ein Stall. Der Stall ist für 4 Pferde und 6 Kühe. Es ist auch ein Schuppen dabei. Der Schuppen ist für Wagen und Heu. Es ist ein Brunnen im Garten. Das Wasser ist gut und kalt. Die Leute sind reich. Sie haben viel Land. Sie müssen nicht viel arbeiten. Sie stehen spät auf und gehen früh schlafen. Sie sind aber nicht zufrieden.

Das Gebäude, das Sie hier sehen, ist ein Wohnhaus. Es hat 2 Stockwerke und ist 10 Meter hoch. Es ist 15 Meter lang und 8 Meter breit. Es hat 6 Zimmer und 2 Küchen. Es ist ein Ziegeldach darauf. Es sind 12 Fenster und 2 Türen. Das Haus ist gelb angestrichen. Es ist ein Garten dabei. Der Garten ist 30 Meter lang und 20 Meter breit. Es sind Bäume und Sträucher darin. Es sind auch Blumen und Gemüse darin. Hinter dem Haus ist ein Stall. Der Stall ist für 4 Pferde und 6 Kühe. Es ist auch ein Schuppen dabei. Der Schuppen ist für Wagen und Heu. Es ist ein Brunnen im Garten. Das Wasser ist gut und kalt. Die Leute sind reich. Sie haben viel Land. Sie müssen nicht viel arbeiten. Sie stehen spät auf und gehen früh schlafen. Sie sind aber nicht zufrieden.

neral der russischen Infanterie, Aide-de-Camp-General, erstes Mitglied des Regierungs-Senates für politische Oekonomie, General-Gouverneur von Neu-Rußland und Bessarabien, Chef-Commandeur von Georgien, Armenien und dem russischen Kaukasus und Chef-Commandeur aller kaukasischen Armeen. Im Jahre 1845 ward er zum Lohne für seine Einnahme der Festung Dargo in den Fürstenstand erhoben. Man sieht daraus, daß Fürst Woronzow die eigentliche Seele des ganzen Theiles von Rußland ist, welches um das schwarze Meer herum nach der Türkei vordrängt, also die wichtigste Persönlichkeit in dem früher oder später sich entscheidenden Kampfe um das schwarze Meer und die „orientalische Frage." Irren wir nicht sehr, so hält sich der Fürst augenblicklich in Dresden auf, nachdem er im vorigen Jahre einen längeren Urlaub erhalten.

Die Krim-Küsten-Gegenden und Alupka glänzen noch von einigen andern Palästen russischer Großen, der vielfensterigen Sommer-Residenz der Kaiserin, Orimeda, Ruschor, Gallitzin, und den kleinen Städten Yalta, Urzuff u. s. w. Dazwischen zerstreuen sich eine Menge kleine Tartarendörfer, halb versteckt in Felsen und unter Bäumen. Man findet jetzt aber größtentheils nur Weiber und Kinder darin. Die Männer arbeiten mit mehr als 2000 Karren und Wagen zwischen Perekop und Sebastopol auf einem fast ununterbrochenen Strome von Lebensmitteln und Soldaten für Sebastopol. So grausame Dinge man auch von der Behandlung russischer Soldaten gehört hat, man läßt sie wenigstens nicht muthwillig verhungern, erfrieren, thatsächlich in Schmutz und Ungeziefer umkommen, wie die englische Aristokratie ihre Söldner.

Aus den Krim-Palästen der russischen Großen nach den Zelten oder Hütten der Alliirten ist jetzt nur ein kleiner Sprung. Ich lege Ihnen eine Abbildung der letzteren bei. Männer, die sich, was Reichthum anlangt, wohl mit dem Fürsten Woronzow messen können, sehen den Besitz einer solchen Hütte jetzt für einen Hochgenuß an, den sie nicht um Tausende hingeben würden. Die Kälte erreicht Nachts nicht selten 10—15 Grad, der Frost packt und zerbröckelt die Glieder auf die furchtbarste Weise und die Nichtswürdigkeit der englischen Verpflegungsbeamten hat dafür gesorgt, daß Offiziere und Gemeine unter gleichen Martern des Hungers und Frostes zusammenstürzen und wie das Vieh auf dem Felde verenden. Aus den Laufgräben zurückkehrend, nur noch in Lumpen gehüllt, nichts auf, nichts in dem Leibe, fanden die vom Frost Erstarrten bis jetzt nicht einmal eine Stätte, wo sie sich wärmen und dem müden Leibe eine erquickende Ruhe gönnen konnten. Leichte Zeugzelte, die jeder Windstoß bewegte oder Erdlöcher, über die nothdürftig eine Decke gespannt lag, empfing die Heimkehrenden, die dem gewissen Untergang entgegensahen. Es bedurfte erst des qualvollsten Sterbens von Tausenden und des energischen Aufschreis der Presse, ehe man Anstalten traf, den Kindern des Landes gerecht zu werden. Jetzt endlich soll's besser werden. Von Frankreich sowohl — (denn auch aus dem französischen Lager könnten haarsträubende Liederlichkeiten berichtet werden, wenn die französische Presse nicht geknebelt wäre) wie aus England sind hölzerne Baracken abgeschickt, wovon bereits einige Ladungen ankamen und unendliche Freude bei den armen Leuten anrichteten. Sie sind zweckmäßig und meist auf zwanzig Mann eingerichtet, einige zwanzig Fuß lang und fast eben so breit. Eine Art Pritsche giebt dem Schlafenden ein ziemlich bequemes Lager, wobei ihm der Tornister als Kissen dient. Die Franzosen besitzen außer den hölzernen Baracken auch noch Zelte aus Weidengeflecht, die sie mit einer Art Theer bestreichen und dadurch luftdicht und warm machen. Der Himmel gebe den Armen dort recht bald warme Sonne und ein besseres Quartier, denn auch jetzt noch sind sie so vielen Qualen und Martern ausgesetzt, daß mehr als menschliche Geduld und Soldatendisciplin dazu gehört, um das Alles ruhig zu ertragen.

Etwas Naturgeschichte.

Nr. 5. **Der Condor.**

So groß auch der Nutzen der Menagerien ist, indem sie dem wißbegierigen Forscher die Thiere vor Augen führen, welche er außerdem blos aus Büchern oder aus ihren in Museen aufbewahrten Ueberresten kennen lernen würde, so muß man doch gestehen, daß sie der Romantik verderblich geworden sind. Die übertriebenen Körperdimensionen, welche Reisende gewissen Vögeln und vierfüßigen Thieren, ja sogar Menschen zugeschrieben haben — theils weil sie die betreffenden Gegenstände selbst nur aus der Ferne sahen, theils weil sie sich auf die lügenhaften oder auch nicht richtig verstandenen Aussagen der Eingeborenen verließen — schrumpfen zusammen, wenn das lebende Geschöpf vor die Augen des Beschauers tritt.

Wie Viele, die von der fabelhaften Größe des Condor gelesen, haben sich bei dem ersten Anblick dieser Vögel, die schon so lange im Garten der zoologischen Gesellschaft zu London gehegt werden, sehr enttäuscht gefühlt. Gewöhnlich liest man in Naturgeschichten, nicht blos für Kinder, sondern auch für große Leute, daß der gewaltige Geier der Andes mit ausgebreiteten Flügeln achtzehn Fuß messe. Der der zoologischen Gesellschaft angehörende männliche Condor, ein sehr schönes Exemplar, mißt aber von einer Flügelspitze zur andern nicht mehr als eilf Fuß, und seine Länge beträgt nicht über vier Fuß neun Zoll.

Im Naturzustande liegen die Eier des Condors, wie man behauptet, auf dem nackten Felsen ohne Reiser oder Stroh und nicht einmal durch einen Rand geschützt. Hier in einer Höhe von zehn bis fünfzehntausend Fuß über der Meeresfläche athmet der junge Vogel zuerst die reine, dünne Luft. Es vergeht über ein Jahr, ehe er hinreichend flügge ist, um die Mutter verlassen zu können. Gegen das Ende des zweiten Jahres ist die Farbe ein gelbliches Braun, und erst dann beginnt die Halskrause hervorzutreten. Der völlig ausgewachsene Condor sieht schwarz. Höher fliegend als irgend ein anderer Vogel, so daß sie von der Erde aus oft nur noch wie ein schwacher Punkt erscheinen, kreisen sie über den Thälern und lauern mit ihren teleskopischen Augen auf den Sturz eines alten schwachen Pferdes, einer Kuh oder eines angeschossenen Wildes. Dann schießen die Condors herab zum Schmause. Bei ihrer Leckerhaftigkeit fangen sie gewöhnlich mit der Zunge und den Augen des gefallenen Thieres an, die Wuth eines durch langes Fasten in der hohen frischen Luft geschärften Hungers läßt sich aber nicht so leicht beschwichtigen. Der Vogel verschlingt, schwelgend an der reichbesetzten Tafel, welche der Tod ihm in der Wüste gedeckt, nachdem er das Fell des Thieres mit seinem scharfen Schnabel aufgerissen, ein Stück Eingeweide und Fleisch nach dem andern, bis er sich so vollgefressen hat, daß er nicht sogleich wieder auffliegen kann.

Dies wissen die Indianer recht wohl, und wenn sie Lust zu einer Hetzjagd haben, so werfen sie ein todtes Pferd oder eine Kuh an eine geeignete Stelle und warten ruhig den Schmaus ab, der von den Condors, von denen einige fast stets auf der Lauer schweben, ganz gewiß besucht wird. Wenn sie sich tüchtig vollgefressen haben und einander mit gefräßigem Ernste anschauen, kommen die Indianer mit dem todtbringenden Lasso herbei. Nun findet ein wild anregendes Schauspiel Statt, welches das Herz des Jägers kaum weniger erfreut, als ein Stiergefecht. Die Lasso's werden mit mehr oder weniger Glück geworfen. Einige der Vögel fangen sich in der Schlinge, andern gelingt es noch mit Mühe und Noth davon zu kommen; wenn aber ein Condor gefangen wird, so findet noch ein Kampf Statt, und zwar ein heftiger, ehe er erlegt wird, und die Geschichten, die man sich von der Zähigkeit seines Lebens erzählt, wären geradezu unglaublich, wenn sie nicht durch glaubwürdige Augenzeugen bestätigt würden.

Humboldt war einmal zugegen, als die Indianer die Lebenskraft eines lebendig gefangenen Condors zu besiegen suchten. Nachdem sie ihm einen Lasso um den Hals geschlungen, hingen sie ihn an einen Baum und zerrten ihn mehrere Minuten lang aus Leibeskräften an den Beinen, auf eine Weise, die dem geübtesten Henker Ehre gemacht haben würde. Nachdem die Execution anscheinend vorüber war, ward der Lasso abgenommen, und siehe

da, der Vogel stand auf und lief herum, als ob nichts geschehen wäre. Nun ward ein Pistol auf ihn abgefeuert, während der Indianer, welcher schoß, kaum vier Schritte entfernt stand. Drei Kugeln trafen den Condor und verwundeten ihn in den Hals, in die Brust und in den Bauch, der Vogel aber blieb fest auf den Beinen. Eine vierte Kugel zerschmetterte ihm das Bein. Nun stürzte der Condor allerdings, starb aber an allen diesen Wunden erst nach mehrern Stunden.

Der Lämmergeier der Alten steht dem Condor an Größe nur wenig nach, ja kommt ihm vielleicht gleich und hält sich eben so wie dieser in den großen Gebirgsketten auf. So wie der Condor der große Geier der neuen Welt ist, so thront dieser Adlergeier auf den unzugänglichen Felsenspitzen des alten Continents. Auf den Schweizer- und deutschen Alpen von Piemont bis Dalmatien, in den Pyrenäen, auf den Gebirgen Ghilan's und Sibiriens, Aegyptens und Abyssiniens sitzt dieser, der größte der europäischen Raubvögel, auf Beute lauernd. Seine Klauen sind zum Raube noch besser geschaffen, als die Nägel des Condor. Deshalb sucht er sich auch gewöhnlich eine lebendige Beute und stößt auf Lämmer und andere Thiere von dieser Größe herab. Die Geschichten, die man sich erzählt, daß er zuweilen sogar Kinder in seinen Klauen fortgetragen habe, haben einen viel größern Anstrich von Wahrscheinlichkeit, als wenn man sie von dem Condor erzählt, dessen Fuß verhältnißmäßig schwach ist. Der Lämmergeier begnügt sich mit todter Beute nur dann, wenn keine bessere zu haben ist, und Bruce erzählt von der Hartnäckigkeit und Keckheit dieses Thieres ein Beispiel, welches wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben:

„Auf der höchsten Spitze des Berges Lamalmon," erzählt dieser Reisender, „während meine Diener sich von dem beschwerlichen Marsche erholten, sich an der köstlichen Luft labten und ihre Mahlzeit verzehrten, welche aus so eben gekochtem Ziegenfleisch in mehrern großen Schüsseln bestand, kam plötzlich ein großer Adler zum Vorschein. Er schoß nicht, wie diese Thiere sonst zu thun pflegen, rasch aus der Höhe herab, sondern kam langsam längs des Bodens hergeflogen und setzte sich innerhalb des Kreises, den die Männer bildeten, dicht neben das Fleisch. Das laute Geschrei meiner Diener rief mich zur Stelle. Ich sah den Adler eine Minute lang still stehen, als ob er sich besönne, während die Diener nach ihren Lanzen eilten. Ich ging so nahe hinzu, als mir die Zeit gestattete. Seine Aufmerksamkeit war ausschließlich von dem Fleische in Anspruch genommen. Ich sah, wie er mit der Klaue in eine der Schüsseln fuhr, in welcher ein großes Stück Fleisch in der noch fast siedend heißen Brühe schwamm. Der unerwartete Schmerz bewog ihn, die Klaue schnell wieder zurückzuziehen und sich nach einer andern Beute umzusehen.

„Ein wenig seitwärts lagen auf einem hölzernen Teller zwei andere Stücken Fleisch. In diese hieb er beide Klauen und trug sie fort, warf dabei aber, wie mir schien, noch einen sehnsüchtigen Blick auf das größere Stück, welches in der heißen Brühe lag. Er flog langsam über den Boden hin fort, wie er gekommen war und verschwand um eine Ecke des Felsens. Die Muhamedaner, welche die Esel trieben, versicherten mir, daß er wiederkommen werde, worüber sich meine Diener, die so eben einen für sie sehr empfindlichen Verlust durch ihn erlitten, eben nicht zu freuen schienen.

„Da ich für meine Person den Wunsch empfand, genauere Bekanntschaft mit ihm zu machen, so lud ich meine Büchse mit Kugel, und setzte mich dicht neben die Schüssel mit dem Fleisch. Auch dauerte es nicht lange, so kam er wieder zum Vorschein, und das laute Geschrei meiner Begleiter: „Er kommt! er kommt!" wäre wohl hinreichend gewesen, ein weniger muthiges Thier zu verscheuchen. Ob er nicht mehr so hungrig war, wie zuerst oder ob ihm meine Erscheinung verdächtig vorkam, weiß ich natürlich nicht, aber er machte eine kleine Schwenkung und setzte sich ungefähr zehn Schritt von mir nieder, so daß die Fleischschüssel zwischen ihm und mir in der Mitte stand. Da die Schußlinie vor mir frei war und ich nicht wissen konnte, ob er sich nicht in der nächsten Minute einem meiner Leute gegenüber setzen würde, in welchem Falle es ihm dann leicht hätte gelingen können, auch das noch übrige Fleisch fortzutragen, so legte ich an und schoß ihn mitten durch den Leib, ungefähr zwei Zoll unter dem Flügel. Er stürzte sofort und verendete binnen wenigen Augenblicken, ohne ein Glied zu zucken. Er maß von einer Flügelspitze bis zur andern acht Fuß vier Zoll, von der Spitze des Schwanzes bis zur Schnabelspitze vier Fuß sieben Zoll; sein Gewicht betrug zweiundzwanzig Pfund und er war sehr feist und wohlgenährt."

Das Condorpärchen, von welchem wir hier erzählen, befand sich trotz seiner Gefangenschaft wohl und munter, und das Weibchen legte sogar in einem Zeitraume von drei Jahren sieben Eier, machte aber nie einen Versuch, eins davon auszubrüten.

Als wir eines Tages den zoologischen Garten besuchten, sahen wir die Condors mit einem frischgelegten weißen, drei oder vier Zoll langen Ei, welches auf dem nackten Boden ihres Käfigs lag. Von einem Neste irgend welcher Art war keine Spur vorhanden, und es lag etwas Wehmüthiges und doch auch zugleich Lächerliches in dem Ausdruck von Hoffnungslosigkeit, womit die beiden Aeltern das gelegte Ei betrachteten. Sie sahen erst das Ei und dann einander selbst an, als ob sie sagen wollten: „Was sollen wir nun, da wir es haben, damit anfangen?" Und die stumme Antwort ihrer betrübten Augen und niederhangenden Köpfe war augenscheinlich: „Nichts."

Endlich machte man den Vorschlag, sobald das Condorweibchen wieder ein Ei lege, es einer Henne unterzulegen, was auch bald darauf geschah. Der Brütplatz war ein ein wenig über dem Fußboden erhöhter Käfig in einem der Vogelhäuser des zoologischen Gartens. Die Henne unterzog sich ihrer Aufgabe mit der größter Ausdauer. Ein Tag nach dem andern und eine Woche nach der andern verging. Die gewöhnliche Zeit, zu welcher eine Henne sonst die Frucht ihres Brütens aus dem Ei hervorgehen sieht, war längst vorüber, aber die gute Pflegemutter harrte unverbrüchlich aus, bis endlich nach vierundfunfzig Tagen an einem schönen Junimorgen früh sechs Uhr der junge Condor die Wand seines Gefängnisses zu durchbrechen begann.

Der Prozeß des Auskriechens ging sehr langsam vor sich. Der junge Vogel kam erst nach siebenundzwanzig Stunden völlig aus dem Ei heraus und zwar nicht ohne Hülfe des Wärters, der es nothwendig fand, die Schale zu entfernen, weil das Häutchen um den jungen Vogel herum trocken geworden war.

So erblickte der erste in England ausgebrütete Condor das Licht dieser besten Welt. Er war nackt und sah dunkelgrau aus; Rücken und Seiten waren mit schmutzig-weißem Flaum bedeckt. Am Abend des Tages, an welchem er ausgekrochen, fraß er ein Stück von der Leber eines jungen Kaninchens. Mit diesem Futter, welches er sehr gern zu genießen schien, fuhr man fort, und man hatte gegründete Hoffnung, ihn am Leben erhalten zu sehen, als er leider am Morgen des einundzwanzigsten Tages nach seiner Ausbrütung todt im Käfig gefunden ward. Die gute Henne, welche gegen ihr Pflegekind bis zum letzten Augenblicke sehr aufmerksam gewesen war, schien es sehr zu vermissen. Das Geschrei des jungen Condors glich dem Quieken einer Ratte, deren es um die Wohnung der Henne und ihres Pfleglings herum sehr viele gab. Zuweilen quiekten sie und dann näherte sich die nun vereinsamte Pflegemutter dem Loche, aus welchem das Quieken sich vernehmen ließ, horchte und blieb eine Zeit lang glucksend stehen, als ob sie erwartete, ihr Pflegekind hervorkommen zu sehen.

Blätter und Blüthen.

Hoffmann von Fallersleben in Weimar brachte neulich einen Toast auf Lessing aus, dessen Schlußworte lauten:

Dank Dir!
Der Du unter den erhabenen Längstbegrabenen
Ein Meister den Kranz gezeigt den Meistern
Und die Pfade gebahnt hast unseren Geistern!
Du,
Der Kunsterscheinungen Kenner und Richter,
Der Wissensmeinungen Prüfer und Sichter,
Des Regelzwanges kühner Vernichter,
Im Kampf ein Sieger, beim Streit ein Schlichter,
Du Schrecken aller Perückengesichter,
Du Geißel für alle Dichterwichter
Und alles Philistergelichter,
Du, das Licht der Lichter,
Du selber ein lichter Dichter!
Der Dummheit Aechter,
Der Wahrheit Verfechter,
Der Schönheit Wächter!
Dein sei in Lieb und Dankbarkeit
Heute gedacht und allezeit!
Lessing hoch!

Literarischer Anzeiger.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Augsburger Flora.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung für 1855.

Dieselbe erscheint wöchentlich **zweimal** und zwar **Sonntag** und **Mittwoch**, also jährlich **104 Nummern**, mit einem Register, welche einen Band bilden.

4°. **Der Jahrgang kostet nur 22½ Ngr. oder 1 fl. 12 kr.**

Dasselbe ist auch in Quartalheften zu beziehen, mit einer **Prämie, einem schönen Stahlstiche**, welcher dem vierten Quartalhefte beigegeben wird.

Preis pr. Heft 6 Ngr. oder 21 kr.

Augsburg, im Januar 1855. **George Jaquet's Verlagsbuchhandlung.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Kalender der Natur.

Von

Dr. Otto Ule und **Dr. Karl Müller.**

Illustrirt von Albert Grell.

Schmal 4. geh. 1 Thlr.

Deutschlands Moose.

oder

Anleitung zur Kenntniß der Laubmoose Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande und Dänemarks für Anfänger sowohl wie für Forscher

bearbeitet von

Dr. Karl Müller.

VI. der Synopsis musicorum frondosorum.

gr. 8. geh. 2 Thlr.

Halle.

G. Schwetschke'scher Verlag.

In dem **G. Schwetschke'schen** Verlage in Halle ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neue Schriften.

Zur deutschen

Literatur- und Kulturgeschichte.

Von **Robert Prutz.**

2 Bände. 8. geh. 2 Thlr. 24 Sgr.

In meinem Verlag ist erschienen:

Souvenir de Kieff.

Mazurka

pour Piano

par

Jules Schulhoff.

Op. 39. Pr. 15 Ngr.

Deuxième Edition.

Bartolf Senff

in Leipzig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ludw. Krause:

Die Cultur der

Schling- und Hängepflanzen

und ihre Anwendung in Gärten, Gewächshäusern und Zimmern. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Quedlinburg, bei G. Basse.

Die Schlinggewächse sind die Lieblinge des Tages; jeder Blumenfreund cultivirt wenigstens einige Arten. Manche neue und schöne Schlingpflanze ist in neuester Zeit in Europa eingeführt worden, und solche sind daher in dieser neuen Auflage der vorstehenden Schrift aufgenommen worden. Wir dürfen daher dieselbe, wegen ihrer gründlichen Belehrungen über die Cultur aller Arten von Schlingpflanzen, jedem Blumenfreunde mit Recht empfehlen.

Vom 1. Januar an erscheint in unterzeichnetem Verlage:

Das Weimarer Sonntagsblatt,

herausgegeben von

Josef Rank.

Dasselbe wird zur Belehrung und Unterhaltung des Lesers in jener Weise zu wirken bestrebt sein, welche den Herausgeber und die volksthümliche Richtung unserer Literatur überhaupt in Deutschland so bekannt und beliebt gemacht hat; es wird in sorgsamster Auswahl kurze lyrische Gedichte, Erzählungen, Novellen ꝛc. bringen, zugleich aber kein hervorragendes Interesse für Kunst und Literatur ohne würdige Beachtung lassen und durch Anregungen aller Art Geist und Herz zu erwärmen und zu läutern suchen. Dasselbe kostet vierteljährlich 10 Sgr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Der Weimarischen Zeitung wird das Sonntagsblatt gratis beigegeben.

Weimar im December 1854.

H. Böhlau, Verlags-Buchhandlung.

Bei **J. Ricker** in **Gießen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Physiologische Briefe.

für

Gebildete aller Stände

von

Karl Vogt.

2. verbesserte und vermehrte Auflage mit zahlreichen Holzschnitten.

3 Abtheilungen. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der geniale Verfasser hat diese zweite Auflage mit den reichen Ergebnissen der neuern Forschung über die Ernährung, welche man der chemisch-physiologischen Schule verdankt, so wie mit einer eben so gründlichen als anziehenden Darstellung der Fortpflanzung der Arten bereichert, und es sind die durch den unermüdlichen Fleiß der Physiologen ersten Ranges enthüllten Geheimnisse der Entwicklung des Eies und Embryo's so dargestellt, daß der Laie dieses schwierige Gebiet der Physiologie ohne Beschwerden und mit stets steigendem Interesse durchwandern wird. Die Briefe haben ihrer Aufgabe — diese beweist ihre außergewöhnlich beifällige Aufnahme — vollständig entsprochen, den gebildeten Leser, ohne eine sachliche Vorbildung vorauszusetzen, mit allen Bedingungen und Aeußerungen des animalischen Lebens bekannt zu machen. Die gut ausgeführten Holzschnitte erleichtern und vervollständigen für den Laien die Auffassung der mit so großer Klarheit und Eleganz vorgetragenen Lehren. Ueberhaupt dürfte die ganze Ausstattung die Anforderungen, welche gebildete Leser für ihre Lieblingslektüre zu stellen pflegen, noch übertreffen.

Subscriptions-Einladung

auf die

Aesthetik für weitere Kreise

von **Josef Bayer.**

(Prag, bei Heinr. Mercy.)

Nachdem in unserer Zeit in der Popularisirung der Naturwissenschaften die ersprießlichsten Fortschritte gemacht worden sind, harret noch immer die Kunstphilosophie als Ganzes der Bearbeitung für weitere Kreise. Und doch ist die ästhetische Orientirung gegenüber der Kunst dem moderuen Publikum ebenso sehr Drang und Bedürfniß, als das Bekanntwerden mit den Resultaten der Naturforschung. An die Stelle des stillen, naiv-sinnigen Verständnisses der Kunst, wie es eben nur einer produktiven Zeit eigen ist, in der jene noch ganz und gar im Volksleben wurzelt, ist in unseren Tagen ein raisonnirendes Verhalten zu der Kunst getreten, und das Interesse an derselben sucht sich überall in der Form der Reflexion über sich selbst Rechenschaft zu geben. Kritische Besprechungen über Theater, Literatur, bildende Kunst hatten wol nie ein so bedeutendes Publikum, als heutzutage. Wenn aber diejenigen Klassen der Gebildeten, die den innern wissenschaftlichen Ereignissen der Schule ferner stehen, sich eine Aesthetik theils nach eigenem Gefühl zu bilden, theils aus der Lektüre der Journalkritik oder einzelner ästhetischer Abhandlungen zu abstrahiren suchen, so wäre es doch endlich an der Zeit, denselben in zusammenhängender Darstellung die Ergebnisse der nun so weit fortgeschrittenen, durch ihr Klarwerden in sich selbst der Popularisirung entgegengereiften, ästhetischen Forschung näherzulegen.

Dieses Buch, mit dessen lieferungsweiser Herausgabe eben begonnen wird, hat nun die Tendenz, die Wissenschaft des Schönen, und in ihr vorzüglich die Kunstlehre in einer Form, die diesen Gegenstand auch für ein größeres Publikum lesbar macht, mit gedrängter Vollständigkeit zu behandeln, die ästhetisirende Reflexion der Gebildeten durch eine principielle Einsicht in das Wesen des Schönen, der Kunst und der einzelnen Künste zu klären und zu sichten, und so die Aesthetik aus dem engeren Kreise der spekulativen Bildung in die weiteren Kreise der allgemeinen Bildung einzuführen. Dabei setzt aber der Verfasser gleichwol eine gewisse Empfänglichkeit für philosophische Anschauungsweise voraus, und wenn er zwar dem Gedanken die schulmäßige Form abzustreifen bemüht ist, so würde er doch andererseits durch eine kraftlose Abschwächung seines philosophischen Inhaltes die Achtung gegen sein Publikum nur zu verletzen fürchten. Jedenfalls wird er aber mit Sorgfalt darauf bedacht sein, das Abstrakte überall bildlich zu beleben oder durch bezeichnende Beispiele zu erläutern, der in rhetorischen Fluß gebrachten Darstellung bei allem wissenschaftlichen Ernst der Grundstimmung das Gepräge künstlerischer Freiheit zu verleihen, und das Baugerüste der Gelehrsamkeit, welches bei einer streng wissenschaftlichen Fassung des Gegenstandes stehen bleiben müßte, hinwegzuräumen, damit der geneigte Leser, wie an ein fertiges Gebäude, an die Wissenschaft des Schönen mit Behagen herantreten möge.

Das Werk erscheint ununterbrochen in 10—12 monatlichen Heften von 3 Bogen in gr. 8. auf Post-Velinpapier.

Preis pro Heft 21 kr. C. M. oder 8 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an und liefern das 1. Heft, welches so eben ausgegeben worden, auf Verlangen zur Ansicht.

Prag, im Februar 1855.

Die Verlagshandlung

Heinr. Mercy.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift. Erscheint jeden Sonntag Nr. 1 Bogen.

Abonnirt in der Post. Preis für Deutschland mit Bestellgeld 1 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

Das Weltgericht.

Am Ende der Tage wird der Herr kommen mit Feuer und mit seinen Wagen wie ein Wetter, zu vergelten mit Grimm seinen Zorn und mit Feuerflammen sein Schelten. Denn durch Feuer wird der Herr richten alles Fleisch, und der Erschlagenen des Herrn werden viele sein. Wenn ich meine blitzende Waffe wetze, und meine Hand nach dem Gericht greift, will ich Rache üben an meinen Widersachern und denen vergelten, die mich hassen. Meine Waffe will ich trunken machen mit Blut, und mein Schwert soll Fleisch fressen, mit Blut der Erschlagenen und Gefangenen, von dem Haupt der Fürsten unter den Feinden. Denn es ist der Tag der Rache des Herrn, das Jahr der Vergeltung, Zion zu rächen. Und es werden die Ströme zu Pech werden, und der Staub zu Schwefel, und das Land zu brennendem Pech werden. Tag und Nacht wird es nicht verlöschen, ewig wird sein Rauch aufgehen, von Geschlecht zu Geschlecht wird es wüste stehen, und niemand wird hindurchgehen für und für. Und es werden sich lagern Wildkatzen und Hyänen, Waldteufel werden einander rufen, und Nachtgespenster werden sich daselbst niederlassen und finden für sich Ruhe. Daselbst wird sich lagern die Eule, und wird ihre Eier legen und ausbrüten und ihre Jungen versammeln unter ihren Schatten. Daselbst werden auch die Weihen zusammenkommen, eine mit der andern. Suchet in dem Buch des Herrn und lesen, es wird nicht eine derselben fehlen, eine wird der andern nicht mangeln. Denn was sein Mund geboten hat, das hat sein Geist gesammelt. Und er hat ihnen das Los geworfen, und seine Hand hat ihnen das Land ausgeteilt, daß sie es besitzen sollen ewiglich, und sollen darin wohnen für und für.

Also spricht der Herr: Himmel ist mein Stuhl, und die Erde ist meiner Füße Schemel. Was wollt ihr mir denn bauen für ein Haus, und was wollt ihr für eine Stätte, daß ich daselbst ruhe? Denn meine Hand hat alles gemacht, was da ist, spricht der Herr. Aber auf den will ich sehen, der elend und zerschlagenen Geistes ist, und der sich fürchtet vor meinem Wort. Wer aber Ochsen opfert, der ist wie der, so einen Menschen erwürgt; wer Lämmer opfert, wie der, so einem Hunde das Genick zerbricht; wer Speisopfer tut, wie der, so Schweineblut opfert; wer Weihrauch opfert, wie der, so Götzen lästert. Sie haben alle ihren Mutwillen erwählt, und ihre Seele hat Lust an ihren Greueln. Darum will ich auch ihr Unglück erwählen, und ihnen das zukommen lassen, vor dem ihnen graut; darum daß ich rufte, und niemand gehorchte; ich redete, und niemand hörte; sondern was vor meinen Augen böse war, das erwählten sie. Darum höret des Herrn Wort, die ihr sein Wort fürchtet: Eure Brüder, die euch hassen und stoßen euch von sich um meines Namens willen, sprechen: Der Herr lasse sich herrlich erzeigen, daß wir eure Freude sehen; aber sie müssen zu Schanden werden. Ein Getümmel vom Volk, ein Getümmel vom Tempel, ein Getümmel des Herrn, der seinen Feinden vergilt, was sie verdienen. Ehe denn sie schreien, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören. Wer hat je dergleichen gehört? Wer hat dergleichen gesehen? Sollte ein Land auf einmal müssen geboren werden? Sollte ein Volk auf einmal müssen geboren werden? Denn sobald Zion in Wehen kam, hat sie ihre Kinder geboren. Sollte ich nicht, der ich andern Gebärmutter schaffe, auch selbst gebären? spricht der Herr. Sollte ich, der ich andern Leibesfrucht schaffe, selbst unfruchtbar sein? spricht der Herr. Freuet euch mit Jerusalem und seid fröhlich über sie alle, die ihr sie lieb habt; freuet euch mit ihr von Herzen alle, die ihr über sie traurig gewesen seid, daß ihr saugen und euch sättigen mögt an der Brust ihres Trostes, daß ihr trinken und eure Lust haben mögt an der Fülle ihrer Herrlichkeit. Denn also spricht der Herr: Siehe, ich will Frieden über sie gehen lassen wie einen Strom, und wie einen rauschenden Bach, daß ihr saugen sollt; auf der Hüfte sollt ihr getragen und auf den Knien sollt ihr geliebkoset werden. Wie einen seine Mutter tröstet, also will ich euch trösten. Und ihr sollt Jerusalem trösten. Und wenn ihr das sehet, werden eure Herzen fröhlich sein, und eure Gebeine sollen grünen wie ein Kraut. Und die Hand des Herrn wird sich kund tun an seinen Knechten, aber sein Grimm an seinen Feinden. Denn siehe, der Herr wird kommen mit Feuer, und seine Wagen sind wie ein Wetter, zu vergelten mit Hitze seinen Zorn und sein Schelten mit Feuerflammen. Denn durch Feuer wird der Herr richten alles Fleisch, und der Erschlagenen des Herrn werden viele sein. Die sich heiligen und reinigen in den Gärten, einer nach dem andern, die Schweinefleisch essen, Greuel und Mäuse, sollen miteinander vertilgt werden, spricht der Herr. Denn ich kenne ihre Werke und ihre Gedanken. Es kommt dahin, daß ich alle Heiden und Zungen versammle, die sollen kommen und meine Herrlichkeit sehen. Und ich will ein Zeichen unter sie tun, und will etliche, die entronnen sind, senden zu den Heiden, gen Tarsis, Pul und Lud, die den Bogen ziehen, gen Thubal und Javan, in die fernen Inseln, die von mir nicht gehört haben noch meine Herrlichkeit gesehen haben, daß sie meine Herrlichkeit unter den Heiden verkündigen. Und sie werden alle eure Brüder aus allen Heiden dem Herrn zum Geschenk bringen auf Rossen und Wagen und Sänften, auf Maultieren und Dromedaren gen Jerusalem, zu meinem heiligen Berge, spricht der Herr, gleichwie die Kinder Israel das Speisopfer in reinen Gefäßen bringen in das Haus des Herrn. Und ich will auch unter ihnen Priester und Leviten nehmen, spricht der Herr. Denn gleichwie der neue Himmel und die neue Erde, die ich machen werde, sollen vor mir bestehen, spricht der Herr, also soll auch euer Same und euer Name bestehen. Und es wird geschehen, daß alle Tage, wenn ein Neumond nach dem andern kommt, und ein Sabbat nach dem andern, alles Fleisch kommen wird, anzubeten vor mir, spricht der Herr. Und sie werden hinausgehen und werden sehen die Leichname der Menschen, die mir abgefallen sind. Denn ihr Wurm wird nicht sterben, und ihr Feuer wird nicht verlöschen, und sie werden allem Fleisch ein Greuel sein.

— Ich gestehe, die Wichtigkeit des Augenblicks — der Drang meines Herzens —"

„Nun, ich errathe es schon, es ist wieder die alte Geschichte."

„Ja, freilich, ja, freilich, wenn Sie es so zu nennen belieben, Herr Gruner! Aber gebieten Sie einem Herzen Schweigen, wenn es, dem Strome seiner Gefühle folgend, von diesen überwallt." —

„Romanphrasen!" brummte der Alte vor sich hin, „Romanphrasen, die ich unter meinen Hirschen und wilden Säuen nicht gelernt habe."

„Nichts als die Ergüsse eines treuen Herzens!" sagte Freund Eduard sich verbeugend, „erlauben Sie, daß ich auf das Wohl von Fräulein Marie dieses Glas leere."

„Von Herzen gern. Das Wohl meiner Tochter ist mir viel zu lieb, um nicht darauf Bescheid zu thun."

„In der That, Fräulein Marie besitzt alle Eigenschaften einer guten Hausfrau."

„Das Kind ist einfach und sittsam erzogen, die Natur hat mehr als die Kunst an ihr gethan," erwiederte nicht ohne einen Anstrich von Selbstbefriedigung der Förster.

„Ja, und sie würde sich gewiß als Bürgermeisterin sehr gut ausnehmen."

„Wie so? Was wollen Sie damit sagen?"

Herrn Eduard brachte diese unerwartete Zwischenfrage ganz aus dem Conzept, so daß er seine Verlegenheit hinter einem langen Räuspern zu verbergen suchte.

„Sie fragen, was ich damit sagen will? — Ja, hm! — In der That. — Nun, Sie kennen ja wohl das Sprüchwort: tempora mutantur et nos mutamur in illis —"

„Zum Kuckuck, was weiß ich von Ihren fremden Brocken, ich verstehe nur Jägerlatein."

Der Gemeindeschreiber zupfte bei diesem etwas derben Einwande verlegen an seinem Halskragen, bevor er fortfuhr:

„Um mich also im verständlichen Deutsch auszudrücken, würde das Ebengesagte, mit Ihrer Erlaubniß, etwa folgendermaßen zu übersetzen sein:

„Die Zeiten ändern sich, und man kann nicht wissen, ob nicht ein gewisser Jemand, welcher in diesem Augenblick die Ehre hat, Ihnen gegenüber zu sitzen, durch den souveränen Willen seiner Mitbürger zu dem Posten eines Bürgermeisters berufen wird."

„Hm! — Ist Alles möglich in dieser gesetzlosen Zeit. Aber wenn man Sie zum Bürgermeister macht, so folgt daraus noch nicht, daß es meine Marie auch werden muß, oder meinen Sie, Herr Eduard, daß bis dahin Ihre Volksbeglücker auch die Emancipation der Frauen durchgesetzt haben? Ho, ho! In der That, eine schöne Zukunft, der wir entgegengehen!"

„O, Sie verstehen mich nicht, ich meine nur, angenommen, ein gewisser Jemand würde Bürgermeister und Fräulein Marie fände sich nicht abgeneigt, diesem gewissen Jemand mit einer zarten Neigung entgegenzutreten, würden Sie dann wohl geneigt sein, die Hand dieses gewissen Jemand mit der Ihrer Fräulein Tochter für immer zusammenzufügen?"

So einfach auch der Charakter des alten Waidmanns war, so vermochte er doch nicht bei der sonderbaren Rhetorik, welche der Gemeindeschreiber entwickelte, ein lautes, etwas derbes Gelächter zurückzuhalten.

„Ha, ha! Sie sind doch in der That ein drolliger Kautz! — Für immer zusammenfügen? — Und mit einem gewissen Jemand? — Das ist ein ebenso ernsthaftes wie mysteriöses Ding, mein lieber Herr Eduard. Junge Mädchen haben ihre Launen, und man muß ihnen zu einem solchen Schritte Zeit lassen."

„Diese Launen sind mitunter sehr sonderbar," sagte der Gemeindeschreiber, durch das Gelächter des Försters etwas gereizt, „und wenn die Wachsamkeit eines Vaters darüber einschläft —"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Alte sehr ernst.

„Nun, das Wohl von Fräulein Marien liegt mir am Herzen, und ich habe heute eine Entdeckung gemacht, welche hiermit in einem sehr engen Zusammenhange stehen dürfte."

„So? — Bedenken Sie wohl, was Sie sagen!"

„Ich werde schweigen, wenn ich Gefahr laufen sollte, durch meine Worte Ihr Mißfallen zu erregen."

„Zum Teufel, keine Winkelzüge! Ich bin ein alter gerader Mann, der die krummen Wege nicht liebt. Also heraus mit der Sprache, Herr! Was haben Sie für eine Entdeckung gemacht?"

Der Gemeindeschreiber räusperte sich von Neuem, that einen langen Zug aus seinem Glase und sagte dann mit einer Miene, in welcher sich die Erwartung über den Erfolg seiner Worte abspiegelte:

„Nun, meine Eröffnungen beziehen sich auf einen Herrn, welcher hier schon seit längerer Zeit damit beschäftigt ist, seine Malermappe zu füllen und dem das Glück zu Theil wurde, auch Fräulein Marie mitunter einige seiner Zeichnungen vorlegen zu dürfen."

„Wie, Ihre Mittheilungen betreffen Herrn Müller?"

„Herr Müller? — Ja, da eben sitzt der Haken —"

„Wie so?"

Unser Freund faßte wieder nach seinem Halskragen und sagte, den Kopf in den Nacken werfend:

„Man hat im Interesse der Sicherheitspolizei sich veranlaßt gefunden, Nachforschungen über besagtes Individuum anzustellen, und ist dabei zu einer sehr wichtigen Entdeckung gelangt."

„Am Ende auch so ein verkappter Demokrat," murmelte der Förster.

„Keineswegs! — Ein ganz anderes Factum hat sich dabei ergeben."

„Wie?"

„Ja!"

„Nun?"

„Ein Factum, welches auf nichts Geringeres hinausläuft, als daß besagter Herr Müller keineswegs Müller, sondern Baron von Wildenhaupt heißt."

Der gute Eduard glaubte durch diese Mittheilung den Förster in große Verlegenheit zu setzen, und freute sich schon im Voraus des Triumphes, welchen er dadurch über denselben zu feiern Gelegenheit haben würde, aber er ward bitter enttäuscht. Die Züge des alten Mannes hatten sich krampfhaft zusammengezogen, sein Auge heftete sich zornglühend auf den armen Gemeindeschreiber. Seine breite Hand legte sich fest wie ein eiserner Ring um die seines Gesellschafters, und mit einer Stimme, deren Eiseskälte diesem eine Gänsehaut über den Rücken jagte, fragte er in einem dumpfen Tone:

„Baron von Wildenhaupt heißt der Fremde? — Nicht so? — Antworten Sie! — Sagten Sie nicht Baron von Wildenhaupt?"

„Es thut mir leid," erwiederte der eitle, junge Mann, den leisen, jedoch vergeblichen Versuch machend, seine Hand der des Försters zu entziehen, „es thut mir leid, daß dieser Name über meine Lippen gekommen ist, denn, wie es scheint, habe ich Ihnen dadurch einen schlechten Dienst erwiesen."

„Im Gegentheil. Ich bin Ihnen unendlich dankbar dafür und Marie wird es noch mehr sein."

Diese Aeußerung fachte den entschwundenen Muth und das verlorene Selbstvertrauen des Gemeindeschreibers vom Frischen an und seine Eitelkeit baute einen neuen Plan auf bereits halb vernichtete Hoffnungen.

„Sie sprechen von Fräulein Marien's Dankbarkeit," sagte er. „Hat mich denn etwas Anderes als die Besorgniß um deren Wohl veranlaßt, Ihnen diese vertrauliche Mittheilung zu machen?"

„Aber, wie kamen Sie hinter das Geheimniß?"

„Wie ich dahinter kam?" sagte Eduard, die Augen verlegen zu Boden schlagend. „Nun, man hat so seine Mittelchen, die ein guter Polizeibeamter nicht außer Acht lassen darf! — Etwas spioniren, Freundchen, etwas spioniren — das wird nach unserem Katechismus als keine Sünde angesehen. Unsereins hat große Pflichten gegen den Staat und gegen die Gesellschaft zu erfüllen: beide wollen geschützt sein."

„Weiter! Weiter!" sagte der Förster mit sichtbarer Ungeduld.

„Nun, sehen Sie, um das Wohl von Fräulein Marie besorgt, hatte ich schon längst beschlossen, diesen sogenannten Herrn Müller auf's Korn zu nehmen."

„Daran haben Sie Recht gethan," sagte der Alte, indem sein Auge von Neuem zornig aufblitzte. „Der Verräther! — Ha, wenn meine Ahnung wahr wäre!"

„Wie gesagt also, einzig um das Wohl von Fräulein Marie zu wahren, die sonderbarer Weise eine auffallende Vorliebe für diesen Pseudo-Müller zu hegen scheint, begab ich mich heute in der Dämmerstunde, als ich besagtes polizeiverdächtiges Individuum abwesend wußte, nach seiner einsam gelegenen Wohnung, und nachdem

ich der alten Susanne, der Besitzerin des kleinen Häuschens durch eine geschickte Manipulation, die ihre Hand mit meiner Börse in Verbindung brachte, Stillschweigen auferlegt hatte, betrat ich das Zimmer des angeblichen Malers."

„Und was fanden Sie da?"

„O, derartige Leute hüten sich wohl, ihre Geheimnisse zur Einsicht von Jedermann offen liegen zu lassen. Ich fand daher auch, wie ich dies vermuthet hatte, Alles fest verschlossen."

Bei diesen Worten stützte der Förster enttäuscht das greise Haupt in die Hand.

„Aber," setzte der Gemeindeschreiber mit Selbstbefriedigung hinzu, „das eben ist die Kunst eines polizeilichen Genies, da Etwas zu finden, wo Nichts ist. Indem ich meine Blicke spähend umherwarf, gewahrte ich unter einem Haufen Schriften ein kleines Miniaturbild."

„Ein Bild?" — fragte der Förster gespannt, indem er aus seinen Träumereien auffuhr.

„Ja, ein Bild, und noch dazu ein weibliches. Ein sehr verdächtiges Object, wie Sie zugeben werden, für einen Mann, dem das Wohl von Fräulein Marie am Herzen liegt."

„Aber der Name? Wie kamen Sie zu dem Namen?"

„O man muß Kombinationsgabe und einen gewissen Instinkt bei derartigen Dingen besitzen. Ich wendete das Bild um und fand, daß auf der Rückseite in etwas verbleichter Schrift der Name Herrmann von Wildenhaupt stand."

„Herrmann von Wildenhaupt!" rief der alte Gruner, indem er in der höchsten Aufregung aufsprang und, seine beiden Hände auf den Tisch gestützt, den bestürzten Gemeindeschreiber starr anblickte, — „Herrmann von Wildenhaupt, sagen Sie? — Und wo ist das Bild? — Sprechen Sie, wo ist das Bild, wenn Ihnen meine Ruhe etwas werth ist!"

„Ich habe es zu mir gesteckt als corpus delicti für kommende Fälle."

Der alte Mann streckte seinem Gesellschafter die Hand zitternd entgegen und sagte mit dumpfer, fast tonloser Stimme:

„So bitte ich Sie bei der Barmherzigkeit Gottes, zeigen Sie mir das Portrait."

„Aber was ist Ihnen?" fragte der bestürzte Eduard.

„Das Portrait, das Portrait!" donnerte der Greis.

„Nun hier ist es!" sagte der Erstere, langsam in den Busen greifend und ein kleines, auf Elfenbein gemaltes, mit Gold eingefaßtes Bild hervorziehend, das er kopfschüttelnd dem Förster überreichte.

Dieser warf einen Blick auf dasselbe und sank dann betäubt in seinen Sessel zurück.

„Ja sie ist es!" rief er, das Bild an sein Herz drückend. „Es sind die Züge meiner theuren Schwester! — Und dies — ja dies ist die Handschrift des treulosen Verräthers, der sie zu einem Schritte verleitete, welcher unsäglichen Kummer über eine Familie brachte. Ha, Schlange, hast Du nicht genug in meinem Busen gewühlt, läßt Du jetzt auch noch Deine Brut gegen mich los, um durch sie das letzte und einzige Glück eines alten Mannes in gleicher Weise, wie Du es gethan, zu zerstören! — Aber hüte Dich, junge Natter, hüte Dich! Der Feind Deines Geschlechtes ist Dir näher, als Du glaubst!"

„Er redet irre!" murmelte der Gemeindeschreiber, sich schüchtern nach allen Seiten umsehend. „Ich will ihm zureden, daß er sich nach Hause begiebt."

Diese Ermahnung wäre indessen unnöthig gewesen. Bereits hatte sich der Greis erhoben und stand stolz und aufrecht auf sein Gewehr gestützt. Aber ein furchtbarer Ernst, aus welchem der eiserne Wille eines zur Reife gelangten Entschlusses sprach, drückte sich auf seinem Gesicht aus. Das Portrait zu sich steckend, schritt er schweigend an dem überraschten Eduard vorüber und das Dunkel der Nacht durchschneidend, eilte er mit einer Schnelle, die nicht ohne Absicht sein konnte, seiner im Forste gelegenen Wohnung zu.

IV.

Während wir so eben den Förster das Wirthshaus „Zur schönen Aussicht" in der größten Aufregung haben verlassen sehen, herrschte im Forsthause selbst eine tiefe Stille und nichts deutete darauf hin, daß sich daselbst irgend Jemand befinde, der in seinem Frieden gestört sei. Aber dennoch gab es dort ein Wesen, dessen Herz von Unruhe nicht ganz frei war, obgleich sich darin offenbar nur eine frohe Erwartung aussprach, welche vermöge irgend eines seiner Enthüllung nahen Ereignisses veranlaßt wurde. Der Mond warf seine hellen Strahlen durch das dichte Laubwerk der alten Eichen und beleuchtete gleichzeitig das liebliche Gesicht Marien's, die, ein Buch vor sich aufgeschlagen, in einem im Erdgeschoß gelegenen freundlichen Stübchen am geöffneten Fenster saß, ihre Lectüre indessen nur wenig beachtete, und sich statt dessen in sichtbarer Aufregung von Zeit zu Zeit mit ihrem Blick in das magische Dunkel des Forstes verlor.

Plötzlich tönte durch die Stille der Nacht der Schlag einer Wachtel, welchem unmittelbar darauf das heisere Geschrei einer Eule antwortete. Das junge Mädchen zuckte bei diesen Tönen erröthend zusammen, und legte gleichzeitig die Hand auf sein Herz. Aber kaum hatte es diese Bewegung ausgeführt, als es auch schon den Druck einer andern Hand fühlte und eine ihm wohlbekannte Stimme mit unverstellter Innigkeit leise seinen Namen aussprach, während sich zwei Augen zu ihm emporrichteten, deren zärtlicher Ausdruck Diejenige, der er galt, schüchtern und mit zartem Erröthen auszuweichen bemüht war.

„Marie, meine geliebte Marie!" sagte der junge Mann, der niemand anders als der unter dem Namen Müller uns bekannte Fremde war, „wie unendlich muß ich Ihnen danken, daß Sie mir diese Zusammenkunft bewilligt haben."

„Es mag sein, daß ich Unrecht that," sagte diese, „ohne das Wissen meines Vaters hierauf einzugehen, allein wenn die Gründe, welche Ihre Bitte begleiteten, sich wirklich als so triftig bewähren, wie Sie angegeben haben, so hoffe ich, es wird für mich hierin wenigstens theilweise eine Entschuldigung liegen."

„Meine Absichten sind rein, hierüber wird bei Ihnen kein Zweifel herrschen."

„Ich glaube es," sagte Marie, den jungen Mann mit dem Ausdruck eines unverkennbaren Vertrauens anblickend, „und es würde mich sehr unglücklich machen, daran zweifeln zu müssen."

„Ihre Worte sind eine neue Aufforderung für mich, jeden Schein zu entfernen, welcher dieses Vertrauen schwächen könnte. Lassen Sie uns nicht verbergen, was in unserem Herzen vorgeht, meine Marie; schlagen Sie das Auge nicht zu Boden — nein, heben Sie es empor, wenn Sie das für mich empfinden, was ich hoffe." —

In der That folgte das junge Mädchen mit holder Schamhaftigkeit dieser Aufforderung, indem sie gleichzeitig, halb abgewendet, ihrem Gesellschafter ihre Hand reichte, die dieser tiefbewegt an seine Lippen drückte. Dann wurde sein Blick plötzlich ernst und eine gewisse Melancholie bemächtigte sich seiner Züge.

„Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, welches uns zusammengeführt hat, meine Marie," begann er, „und es wird Pflicht für mich, daß ich den Schleier von Verhältnissen lüfte, die uns für die Zukunft voraussichtlich noch harte Kämpfe bereiten werden. Haben Sie den Muth, für die Erreichung eines Zieles, an welches sich das künftige Glück unseres Lebens knüpfen soll, mit Beharrlichkeit in den Kampf zu treten?"

„Sie werden mich hierzu zu jeder Zeit entschlossen finden."

„Selbst wenn die Nothwendigkeit Sie zwänge, dem Willen Ihres eigenen Vaters entgegenzutreten?"

„O mein Gott! Meinem eigenen Vater?" . . .

„Hören Sie, Marie, mein Name ist nicht Müller, ich heiße —"

Hier ließ sich der bereits früher von dem Fenster vernommene Schlag der Wachtel von Neuem sehr laut hören.

„Ihr Vater!" sagte der Jüngling erschrocken aufspringend. „Es ist Wilm, welcher uns das verabredete Zeichen giebt."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der ungestüme Druck einer Hand das Zimmer öffnete.

In stolzer Haltung, doch leichenblaß und mit zornglühendem Auge trat der Förster ein.

Marie stieß einen Schrei aus und flog ihrem Vater entgegen. Dieser ergriff ihre Hand und führte sie ohne ein Wort zu sagen zu ihrem Sessel zurück.

Der Maler stand stumm, in zwar nicht trotziger, aber in ruhiger Haltung in der Mitte des Gemaches und schien entschlossen, den Sturm zu erwarten, dessen Ausbruch die finster zusammengezogenen Brauen des Alten verkündeten.

Dieser ließ sich auf einen Stuhl nieder und sein starres Auge heftete sich durchbohrend auf den Fremden.

Eine peinliche, durch keinen Laut unterbrochene Stille herrschte einen Augenblick. Endlich sagte der Vater Marien's und mit Eiseskälte:

„Herr von Wildenhaupt!"

Der Jüngling zuckte überrascht zusammen und Marie erbebte.

„Herr von Wildenhaupt, Sie spielen die Rolle eines Nichtswürdigen." —

Eine hohe Röthe übergoß des Fremden Gesicht und sein Auge begegnete funkelnd dem des Försters. Doch schon in der nächsten Sekunde nahm sein Blick wieder den Ausdruck der Sanftmuth an und mit weicher, obgleich tiefbewegter Stimme antwortete er:

„Meine Ehre ist eben so unbefleckt wie meine Absichten rein sind; ich weise eine solche Beschuldigung mit der Ruhe, die ein gutes Gewissen verleiht, zurück."

„Junge Schlange, glauben Sie einen alten Mann zu täuschen?"

„Mein Vater!" rief Marie, einige Schritte vortretend und ihre Hände bittend erhebend.

„Still! Laß mich mit ihm Abrechnung halten, unverständiges, verblendetes Kind."

„Endigen Sie diesen Auftritt, der uns Beiden keine Ehre macht," sagte Wildenhaupt — „machen Sie mich mit der Anklage, die Sie gegen mich erheben, bekannt, und ich werde Ihnen als ehrlicher Mann darauf antworten."

„Herr von Wildenhaupt, wissen Sie, in wessen Hause Sie sich befinden?"

„In dem Hause eines Mannes, den ich so gern Vater nennen möchte."

„Ha, ha!" lachte der Förster wild, „und darum schlichen Sie sich unter fremden Namen hier ein? — Nein, junger Mann, der Todfeind Ihres Vaters kann nie zu Ihnen in ein solches Verhältniß treten."

Der Fremde erblaßte und Marie stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

„Ich bin," sagte der Baron, „allerdings der Sohn jenes Herrmann von Wildenhaupt, den Sie so hassen."

Bei diesem Namen flammte das Auge des Försters von Neuem und seine Hand weit von sich streckend, rief er:

„Fort! Aus meinen Augen, junger Wolf! Gleich ihm hast Du Dich hier eingeschlichen, um wie er das unschuldige Lamm zu rauben!"

„Genug!" sagte der Baron plötzlich sehr ernst. „Ich habe getragen, was ein Mann einem Andern gegenüber zu tragen vermag, aber auch die von der Verblendung angefachte Leidenschaft muß ihr Ziel finden. Sie haben einen edelen Vater einem Sohne gegenüber mit Schmähungen überhäuft, dessen Andenken demselben theuer und heilig ist. Ich kam hierher, um Ihr hartes, unbeugsames Herz mit ihm zu versöhnen."

„Nimmermehr!" sagte finster der Alte.

„So soll mich dies doch nicht abhalten, seine Rechtfertigung zu führen," fuhr schmerzlich bewegt der Jüngling fort.

„Geben Sie diesen Versuch auf," rief mit Bitterkeit Marien's Vater. „Was könnten Sie noch sagen, was nicht schon bekannt wäre. Eine traurige Geschichte, die freilich leider nicht neu in der Welt ist. Ihr Vater war Offizier und wurde schwerverwundet in das Haus meiner Aeltern gebracht. Zum Dank für die Pflege, die er genoß, stahl er denselben die Tochter."

„Er und Ihre Schwester, meine theure, verklärte Mutter, liebten sich. Vergebens bat er um ihre Hand; unbefragt hatte man dieselbe einem reichen Pächter zugesagt."

„Kinder müssen gehorchen," bemerkte rauh der alte Graubart.

„Aber der Gehorsam hört auf, wo die Liebe gebietet. Sie flohen. Vergebens suchten später die zärtlichsten Briefe die erzürnten Aeltern von dem Glücke des verbundenen Paares zu überzeugen. Sie waren es — o, daß ich diese Anklage erheben muß! — Sie waren es, welcher jedesmal einer Versöhnung hartnäckig in den Weg trat, weil Sie Haß gegen meinen Vater im Herzen trugen, der sich für eine von Ihnen empfangene Beleidigung in einem Augenblicke der Aufwallung auf eine Weise gerächt hatte, die seitdem von ihm stets auf das Schmerzlichste beklagt worden ist."

„O, mein Vater! Mein Vater!" rief Marie schluchzend, „welches dunkele Gemälde der Vergangenheit öffnet sich vor meinen Blicken!"

„Still!" sagte dieser finster, „soll ich hier als Angeklagter stehen, wo ich als strafender Richter erschienen bin? — Und dennoch, wer wagt es, meine Liebe gegen die Schwester in Zweifel zu ziehen?" fügte er weich hinzu. „War es nicht eben diese Liebe, die ihre Rückkehr in's älterliche Haus als Bedingung der Versöhnung stellte, habe ich nicht in der Einsamkeit zu Gott gebetet, daß er ihr verblendetes Herz lenken und sie in die Arme ihres Bruders, zu den Füßen der trauernden Aeltern zurückführen möge?"

„Aber, war dieses Gebet wohl auch ein reines?" entgegnete der Baron. „Wollten Sie nicht die Gattin von dem Herzen des Gatten reißen, um sich an einem Manne zu rächen, der das Ihnen zugefügte Unrecht so oft und so aufrichtig bereut hatte."

„Genug der Worte!" rief der Förster mit einer Kälte, die einen unwiderruflichen Entschluß bekundete. „Verlassen Sie dieses Haus, in welchem bisher der Friede und das Glück wohnten, vermeiden Sie es, die Schwelle desselben jemals wieder zu betreten, denn zwischen uns kann niemals eine Verständigung stattfinden."

„Und Sie, Marie?" sagte der Baron zu dem jungen Mädchen gewendet, „stimmen auch Sie in diesen Urtheilsspruch ein?"

Eine convulsivische Bewegung durchzuckte den Körper des lieblichen Kindes. Leichenblässe überzog ihr schönes Gesicht. Plötzlich richtete sie sich muthig und entschlossen auf. Sie eilte auf den Baron zu. Dieser umfing sie mit seinen Armen. Ihr Haupt sank langsam auf seine Schulter. Der Alte sprang auf und wollte sie von dem Jüngling trennen. Aber eine zwar sanfte, jedoch entschiedene Handbewegung seiner Tochter verhinderte ihn daran.

(Schluß folgt.)

Ostindische Spiegel-Bilder.

(Schluß.)

Die heiligen Tempel der Indier. — Eine Pagodenstadt. — Das Leben in Indien und die Brahminen-Ochsen. — Wie man in Indien Weihnachten feiert. — Sommerqualen. — Indische Briefträger. — Die Moplahs.

Jetzt einen Besuch dem alten Indien, das noch in Tausenden von Trümmern und Tempel-Ruinen seine verknöcherten Hände aus dem Grabe in die jetzige Kultur emporstreckt. Einen der am Besten erhaltenen Buddha-Tempel finden wir in den dickumgrünten Trümmern der alten Stadt Halwad, in der Provinz Gujerat. Es war ein Haupt-Kultusort des Mahadöh, der von seinem himmlischen Throne stieg, um mit Menschen menschlich zu leben, und „mitzufühlen Freud' und Qual" und (nach Goethe) selbst die sündige Bajadere mit feurigen Armen in den Himmel zu tragen. Der Tempel bildet ein schwerfälliges, überdomtes Viereck mit einer Reihenfolge kleinerer Dome, deren elephantenköpfige Simse und Colonaden mit dem massiven Körper des Gebäudes den Eindruck des Schauerlichen und Erhabenen hervorrufen, zumal da ringsherum die grüne, blüthenglühende Natur in eben so tiefes Schweigen versunken liegt, wie der Tempel und die umhergestreuten Ruinengebirge. Nur wenn die Sterne am Himmel feurig aufblitzen und der kühle Nachtwind vom Meere her über das Land hinschreitet, wird es hier lebendig: Fledermäuse und große Nachtfalter flattern hinter den Säulen hervor, Elephantenheerden rauschen und krachen mit plumpen Füßen durch das Gebüsch, hinter dem Altare des Mahadöh, der noch immer mit beiden emporgehobenen Händen da steht, springt der bengalische Tiger hervor und blitzt mit wilden, rothglühenden Augen durch die Nacht, aus welcher das krachende Gebrüll des Löwen herandonnert. Dazwischen heulen Schakale und kreischen und toben Legionen von Affen, und in den Gewässern plätschern und spritzen scheußliche Alligatoren.

Der Tempel mit seinen vielen Buddha-Symbolen und Elephantenköpfen erinnert durchaus an die urältesten Tempelruinen

Die Ausgrabung der Leiche des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels.

Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels, geb. 1806, ist der Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm, welcher in der Schlacht bei Quatrebras fiel, und der Enkel des Herzogs Karl, welcher in der Schlacht bei Ligny fiel. Er ist der letzte Sprosse des Hauses Braunschweig-Oels, welches mit ihm erlischt. Er hat sich nie vermählt und wird auch nie heirathen, weil er sich gelobt hat, nie eine Frau zu nehmen, damit sein Land nicht in fremde Hände komme. Er hat sich nämlich mit dem Gedanken getragen, sein Land seinem Vaterlande, dem Herzogthum Braunschweig, zu vermachen, und da er sich nicht verheirathen will, so hat er auch keine Erben. Er ist ein Mann von 60 Jahren, hat aber ein sehr jugendliches Aussehen, ist ein Freund der Künste und Wissenschaften, und hat sich durch seine Freigebigkeit gegen Arme und Nothleidende, durch seine Leutseligkeit und Herablassung gegen Jedermann, durch seine Liebe zu seinem Volke, durch seine Gerechtigkeit und Milde, durch seine Einfachheit und Bescheidenheit, durch seine Sparsamkeit und Ordnung, durch seine Thätigkeit und Arbeitsamkeit, durch seine Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch seine Treue und Redlichkeit, durch seine Wahrheitsliebe und Offenheit, durch seine Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, durch seine Tapferkeit und Kriegserfahrenheit, durch seine Klugheit und Weisheit, durch seine Menschenliebe und Barmherzigkeit, durch seine Sanftmuth und Geduld, durch seine Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung, durch seine Großmuth und Edelmuth, durch seine Ehrfurcht und Pietät gegen seine Eltern, durch seine Treue und Anhänglichkeit an seine Verwandten, durch seine Freundschaft und Gastfreiheit gegen seine Freunde, durch seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter, durch seine Versöhnlichkeit gegen seine Feinde, durch seine Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, durch seine Ehrlichkeit und Rechtlichkeit, durch seine Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit, durch seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, durch seine Ehrbarkeit und Sittsamkeit, durch seine Keuschheit und Reinheit, durch seine Unbescholtenheit und Tugendhaftigkeit, durch seine Ehrenhaftigkeit und Ehrenfestigkeit, durch seine Ehrenhaftigkeit und Ehrenfestigkeit, durch seine Ehrenhaftigkeit und Ehrenfest

Form verschiedener Schnaub- und Grunztöne in den Bart zu murmeln schien.

„Diese Brahminen-Ochsen sind die größte Plage für uns, die wir sie nur gebraten lieben. Sie gehen, wohin sie wollen, und kommen zuweilen selbst in unsere Gesellschaftszimmer. Niemand darf ihnen etwas zu Leide thun. Ein Herr, der unlängst einen tödtete, brachte Brahminen und Volk in Masse auf die Beine. Sie beruhigten sich nur, als das englische Gericht dem Schuldigen eine schwere Geldstrafe auferlegt hatte. In Jaggernaut, dem Brennpunkte indischen Priesterthums, giebt es für keinen Preis Kalb- oder Rindfleisch, und ein Engländer, der dort Beefsteak oder Roastbeef äße, würde vom Volke zerrissen werden.

„Die vielen Pilgrime nach Jaggernaut sterben zu Tausenden vor Hunger auf dem Wege, ehe sie Fleisch oder Brot von uns über ihre Lippen bringen. In Cuttack giebt es ein Hospital für diese Pilgrime, wo sie mit Reis versehen werden, so viel sie haben wollen. Etwas Anderes nehmen sie gar nicht an. Von dem Fanatismus und dem Märtyrerthum mancher dieser Wallfahrer könnte man haarsträubende Dinge erzählen. Ich sah einmal einem mit Schmutz bedeckten, zum Skelett abgemagerten Individuum zu, das den ganzen Weg nach Jaggernaut (über 300 englische Meilen von seinem Geburtsorte aus) dadurch zurücklegte, daß es Zoll für Zoll den ganzen Weg mit seiner eigenen Länge maß. Jedesmal warf er sich da, wo er mit dem Kopfe hingereicht hatte, mit den Füßen wieder an und legte so wörtlich die ganze Reise zurück.

„Jetzt laßt mich Euch erzählen, wie wir hier Weihnachten feierten. Ich ging am frühen Morgen hinaus in unsern Garten, eine bloße Abzäunung dessen, was hier die Natur gegärtnert, um mir einen frischen Blumenstrauß und frische Früchte für unser Mittagsessen zum ersten Feiertage zu pflücken: Orangen, Apfelsinen, Plantanen, Guaven, Ananas, schneeweißen Jasmin mit göttlich betäubendem Aroma, Rosen, Verbenen, Heliothropen und riesige glühende Blumen, die ich hier zum ersten Mal sah und noch mehr roch, ohne mich seitdem darum zu kümmern, wie sie der gelehrte Botaniker Hooker nennen mag. Gegen Mittag waren alle unsere Zelte und Bungalows (mit Stroh gedeckte extemporirte Hütten) auf das Ueppigste mit Blumenguirlanden behangen. Auf dem Frühstückstische dufteten delicióse Kuchen und Früchte, auf dem Mittagstische, der alle Offiziere und deren Frauen vereinigte, glänzte das gewaltigste Stück Roastbeef, zu welchem sich auch der rosinen- und gewürzreichste Riese von Plumpudding gesellte. Von Blumendüften mehr trunken, als vom Wein, durch die offenen Thüren warm und weich angeweht, von schwarzbraunen Dienern in leichten, weißen Roben umgeben, umrauscht von Militärmusik und englischen Melodien, und spät in der Nacht uns spiegelnd in dem ringsum illuminirten, lotosblumenstrotzenden Deiche, auf welchem die Himmelslichter des Mondes und der Sterne erbleichten — so feierten wir hier Weihnachten!"

Das sieht von Weitem für die Vorstellung ganz herrlich aus, aber es giebt auch einen indischen Sommer und tausend andere Plagen, von denen wir hier uns nichts träumen lassen. „Von der Glühhitze, der wir hier im Juni ausgesetzt waren," schreibt derselbe Berichterstatter, „könnte man sich bei Euch nur einen Begriff machen, wenn man, wie die drei Männer der Bibel, direkt in einen feurigen Ofen ginge. Wir haben während der ganzen Zeit kaum des Nachts gespürt, daß wir leben, während der Tage vegetirten wir nur und thaten nichts, als Thermantica (Mittel gegen die Wärme) und in Salpater gekühltes Pole Ale (blasses Ale, Bier) verschlucken. Wir lechzten hier mehr nach der untergehenden, als ihr für die aufgehende Sonne. Der Sommer ist hier für die Vegetation, was der Winter für Grönland. Alles versengt bis auf den letzten Grashalm, und die größten Flüsse werden zu einem steinharten, gebrannten, trockenen Bette. Luftdicht eingeschlossen in unsere dick mit Stroh gedeckten Bungalows waren wir den ganzen Tag über lebendig begraben. Von Nah und Ferne schwieg Alles todtenstill bis tief in die Nacht. Ich hätte oft Wunder was gegeben für ein einziges Geheul des Schakals oder ein Affengequiek. Nach Sonnenuntergang erhebt sich gewöhnlich ein erquickender Wind vom Meere her und dann schreit und brüllt und flattert und schwirrt es die ganze Nacht hindurch in Tausenden schrecklichen Mißtönen, und der große Frosch, der sich den Tag über in unser Putzzimmer versteckt, springt quakend und kraxend hinaus, um mit 10,000 Collegen Chor zu singen. In unserm besten Zimmer zu Cuttock logiren auch Sperlinge, und weiße Krähen schreiten gravitätisch mit steifen Beinen, wie gichtische Herren, auf unserem Frühstückstisch einher. Jeder Winkel ist den Tag über mit Fröschen angefüllt. Moschus-Ratten schießen in unsern Zimmern umher, als hätten sie alle Hände voll zu thun, und manchmal findet man während des Nachts einen schlanken, glatten Schlafcollegen in Gestalt einer Cobra di Capella (Schlangenart). Aber diese eben nicht sehr beliebten Beischläfer sind Götter gegen die Ameisen und Mosquito's, die unsere Zimmer durchwimmeln. Jeder Tisch, jeder Stuhl, jedes Bettbein muß in einem Gefäße voll Wasser stehen, wenn uns erstere nicht alle Vorräthe und uns selbst aufzehren sollen, und gegen die Mosquito's muß man sich in Kasten mit Thüren von Gaze einsperren, wenn man's haben kann. Auch die Veranda, mit der hier jedes Haus versehen ist, hat ihre Bewohner, die keine Miethe zahlen: Eulen und Fledermäuse, geschwätzige Minah-Vögel und eine thätig Mosquito's vertilgende, wunderliebliche, muntere Eidechse von hübschem Silbergrau mit rothem Schwanze. Auch darf ich die grausame Mauerwespe nicht vergessen. Sie sieht braun und schwarz aus, baut ihr Nest an Bilderrahmen, Stuhlbeine oder sonst an Orte, an denen sie Gefallen findet, und macht es in Form eines Taubeneies bis auf eine kleine Oeffnung fertig. Jetzt legt sie ihre Eier hinein, fliegt dann mehrmals aus und kehrt hierauf mit kleinen grünen Käfern zurück, deren sie etwa ein Dutzend lebendig in die Wiege ihrer Nachkommen mit einmauert, damit sie sich erst stärken können, ehe sie ihr Ei-Haus durchbrechen.

Als die Regenzeit mit fürchterlichen Gewittern kam, fanden wir eines Tages in dem noch trockenen Bett eines Flusses eine ganze Heerde halbverwes'ter Affen, kein seltener Fund hier, da sie und andere Thiere, wie Menschen, oft in Flußbetten, wo sie nach einem Tropfen Wasser suchen, verdursten und zu Mumien zusammentrocknen.

Und was dem Menschen in Indien noch sonst Alles passiren kann, darüber muß man die Briefläufer fragen, welche hier statt der Posten, Eisenbahnen und Telegraphen dienen. Sie gehören größtentheils der untersten Kaste, den Schuliahs oder Paria's an, sind von der Regierung angestellt und wohnen durch das ganze Land hin in allen Richtungen an bestimmten Stationen. So laufen sie beinahe mit Schnellpostgeschwindigkeit Tag und Nacht ihre Touren ab, wo die nächsten sofort die Briefpackete, die nicht selten auch Uhren, Juwelen und sonstige Kostbarkeiten enthalten, in Empfang nehmen und ihre Station absolviren. Kein Wetter, kein Sturm, kein Strom, kein reißendes Thier hält sie auf, und wenn sie Einem des Nachts mit ihren Fackeln im Dickicht, das von giftigen und reißenden Thieren strotzt und diese beleuchtet, begegnen, kann man wohl behaupten, Lebensbilder von dem höchsten malerischen Effect gesehen zu haben. Die beiden Briefträger (denn es laufen deren allemal zwei) werden des Nachts von zwei Fackelträgern begleitet, welche mit ihren geschwungenen Feuerbüscheln fast stets die wilden Thiere, die von allen Seiten, Unten und Oben lauern, zurückscheuchen. Mit Stürmen, Strömen, Gewittern, Felsen, Sümpfen haben sie oft lebensgefährlicher zu kämpfen, doch neuerdings sind die Wege größtentheils so geregelt, daß man nicht mehr von so viel umgekommenen Briefläufern hört. Am Schlimmsten haben's die Reisenden, die sich oft an diese Briefläufer anschließen müssen, um gewisse Orte zu erreichen. Als Beamte, denen eine gewisse Zeit vorgeschrieben ist, können sie ihren Schritt nicht nach der Kraft des Reisenden messen, so daß letztere nicht selten liegen bleiben und verschiedenen Raubthieren zur Beute werden.

Doch größere Schrecken drohen dem Menschen vom Menschen, als von der Natur. In vielen Gegenden hausen noch die Daceits, d. h. Banden von je 30, 40 professionellen Räubern, Dieben und Mördern, welche des Nachts die Häuser der Wohlhabenden überfallen, ausplündern und deren Bewohner systematisch in einer Art von Religiosität todtmartern. Lord Dalhousie und Halliday, die obersten Gouverneurs Indiens, haben inzwischen ernstliche Schritte gethan, dieses furchtbare Uebel auszurotten. Sie haben durch eine der großartigsten Polizei-Untersuchungen Personen, Wohnung und Signalement jedes Daceit-Anführers ausfindig gemacht, um sich nach jedem Verbrechen ihrer Art an sie zu halten und für sie den Drei-Instanzen-Prozeß aufzuheben, so daß der Schuldige nach der ersten Verurtheilung sogleich gehangen werden kann.

Ein noch entsetzlicheres Uebel sind die Mörder aus Profession

und Religion, die Moplahs, deren es allein an der malabarischen Küste über 100,000 geben soll. Es sind von Hause aus wechabitische Muhamedaner, welche in absoluter Sinnlichkeit fest an die schönen Houri's glauben, in deren Schooße sie sofort nach ihrem Tode in Ewigkeit schwelgen sollen. Sie kennen daher nicht nur keine Todesfurcht, sondern suchen oft den Tod aus demselben Triebe, der sonst zur Liebe treibt. In wollüstiger Aufregung ziehen sie ihre Messer, ermorden den ersten, besten Hindu und lassen sich dann ruhig verurtheilen und hinrichten. Man findet sie in der Regel heerdenweise beisammen. Die Sepoys (englische Soldaten von Eingebornen rekrutirt) sind nie gegen sie zu gebrauchen, weniger aus Feigheit, als Aberglauben. So kann man ihnen blos mit englischen Soldaten beikommen, von denen in der Regel eben so viel fallen, als Moplahs da sind. So wie sie eine Salve bekommen haben, springen sie mit brauner, nackter Brust in die Bayonnette hinein, indem sie das lange Messer mit Wucht und Sicherheit in das Gehirn des Soldaten hineinschleudern. Die Regierung von Malabar hat jetzt auch Maßregeln getroffen, diese wahnsinnigen Fanatiker unschädlich zu machen. Jeder Ort ist für seine Einwohner verantwortlich gemacht worden, so daß die Magistrate scharf aufpassen und die Schuldigen ausliefern müssen, die nicht mehr gehangen, sondern verbrannt werden sollen. Die Zerstörung des Körpers durch Feuer soll dem überlebenden Moplah den wollüstigen Aberglauben ausbrennen, daß er direkt aus dem irdischen Tode in sein Paradies fliege.

So wird sich die westliche Civilisation auch in Ostindien und darüber hinaus bis China fort- und durchsetzen, zumal nachdem sie durch Krisen und Kriege mit dem Osten, materielle und moralische Niederlagen sich gezwungen gesehen haben wird, ihre eigenen dünkelhaften Vorurtheile, ihre mittelalterlichen Barbareien und ihre geldmachende Habgier abzulegen und einen neuen Adam anzuziehen.

Das spanische Espartogras.

Manchem meiner Leser, welche das Hôtel de Pologne in Leipzig besucht haben, sind gewiß schon die bunten, zierlich gemusterten, scheinbar aus einer Art von Binsen oder Stroh geflochtenen Matten aufgefallen, welche in dem großen Corridor an dem Eingange zu den Sälen den Boden bedecken, aber weder ihnen noch den Eigenthümern des Hotels wird es bekannt sein, daß jene Decken aus einem Stoffe bestehen, der ein Produkt des fernen Spaniens ist, ja daß sie vielleicht gar selbst ein spanisches Fabrikat sind. Viel häufiger als in Deutschland trifft man dergleichen Fußmatten in Frankreich, wo man sie nattes d'esparte, auch wohl nattes de jone espagnol, am Häufigsten kurzweg nattes nennt. In Paris giebt es fast keine Haushaltung, wo man nicht dergleichen, meist schwarz und roth, oder roth und gelb (die spanischen Nationalfarben) gefärbte Decken in den gewöhnlich nicht gedielten, sondern mit einem lackirten und polirten Ziegelboden versehenen Zimmern findet. Mir fielen diese Decken auf meiner ersten Reise nach Spanien zuerst in Genf auf, wo ich sie im Hause eines reichen Naturforschers, welcher einige Jahre zuvor ebenfalls in Spanien gewesen war, in seltner Schönheit sah. Dort erfuhr ich auch, daß diese Matten nicht aus Binsen, sondern aus den Blättern einer in Spanien häufig wachsenden und diesem Lande, sowie dem nördlichen Afrika eigenthümlichen Grasart verfertigt würden, welche in Spanien den Namen Esparto führt, von den Botanikern aber Macrochloa tenacissima genannt wird. Schon in Marseille bemerkte ich große Magazine, welche theils mit Espartomatten und andern aus diesem Stoffe gearbeiteten Gegenständen, theils mit unverarbeiteten, aber getrockneten und gebleichten Espartoblättern angefüllt waren, und gleich bei dem ersten Hafenbesuch fielen mir mächtige aus demselben Stoffe gemachte Ankertaue in die Augen, welche sich schon von fern durch ihre gelbliche Farbe von den hänfenen unterschieden.

Alles dieses, noch mehr aber die Nachricht von der Ankunft eines großen mit rohem Esparto beladenen Schiffes von Alicante, die ich zufällig am andern Morgen im Hafenberichte las, überzeugte mich, daß jene Grasblätter und alle daraus verfertigten Gegenstände einen wichtigen Artikel des spanischen Exporthandels bilden müßten, wie es in der That der Fall ist.

Ich war nun sehr begierig, die Pflanze, welche diesen nützlichen und vielfach benutzten Stoff liefert, im lebenden Zustande zu sehen, fand sie aber erst in der Gegend von Valencia. Sie wuchs dort auf dürren steinigen Kalkhügeln, doch nur in sehr geringer Menge, weshalb ich damals nicht begreifen konnte, wo all der Esparto herkäme, von dem in Valencia noch viel größere Vorräthe vorhanden waren, als in Marseille. Allein bald führte mich meine Reise in Gegenden, wo Räume von mehreren Quadratmeilen Areal fast gänzlich mit Espartogras bedeckt waren, und nun wunderte ich mich nicht mehr über die ungeheuren Massen von unverarbeitetem und verarbeitetem Esparto, die ich in Marseille, Barcelona, Valencia und Madrid gesehen hatte.

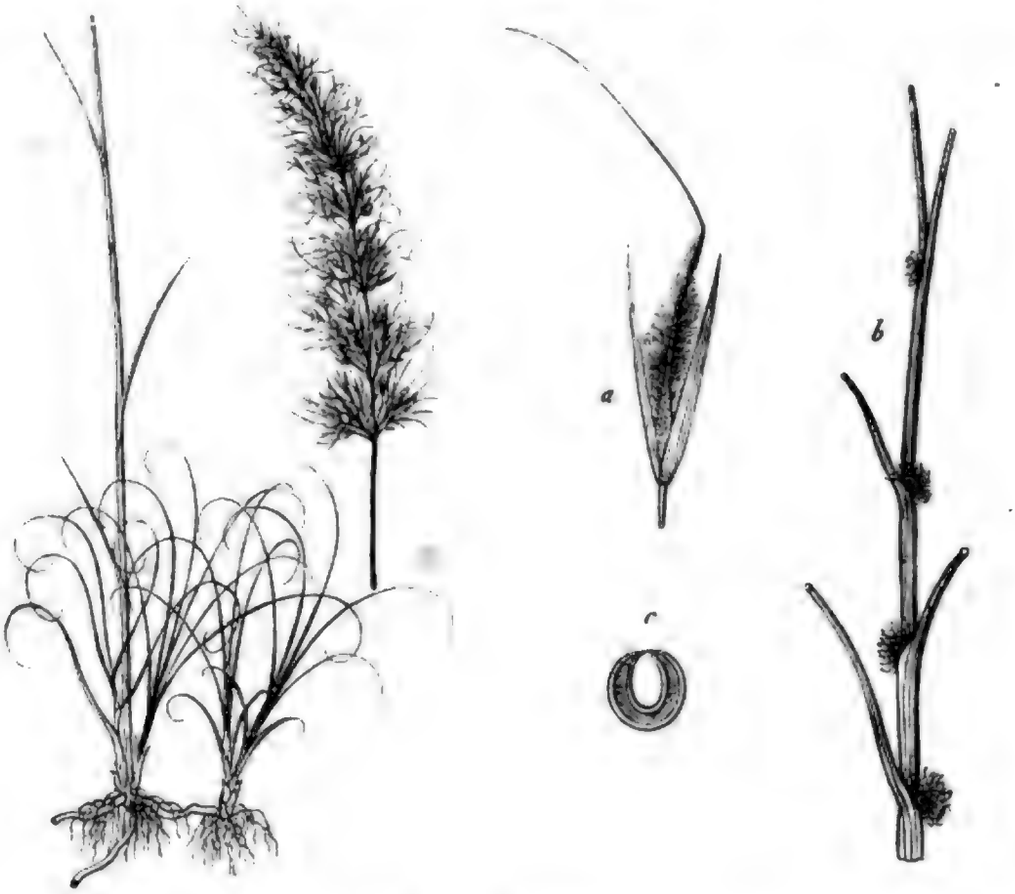
Das Espartogras gehört zu denjenigen Gräsern, deren Blätter eine lederartige Beschaffenheit besitzen und sich länger als einen Sommer frisch erhalten. Die Mehrzahl dieser Gräser wächst in den Umgebungen des mittelländischen Meeres und gern nicht dicht beisammen stehend, wie die Gräser unserer Wiesen, sondern in einzelnen Büscheln. Diese lederblättrigen Gräser bilden daher niemals Rasen, zwischen ihren starren Blätterbüscheln blickt überall der nackte Erdboden hervor. Nicht selten laufen die Blätter in eine harte stechende Spitze aus, aber selbst, wo dies nicht der Fall ist, können die Blätter wegen ihrer Härte nicht als Viehfutter benutzt werden, im Gegentheil wird das Vieh davon krank, wenn es dergleichen Grasblätter zufällig mit seinem Futter bekommt. So wächst an den Abhängen der schneebedeckten Kämme der Sierra Nevada ein solches Gras mit kurzen, stechenden Blättern in großer Menge.* Trotz der Starrheit seiner Blätterbüschel werden diese bisweilen von hungrigen Ziegen verschlungen, aber nur selten kommt ein solches Thier mit dem Leben davon, indem die harten, stechenden Blätter ihm den Magen förmlich durchbohren. Deshalb wird dieses sehr verhaßte Gras von den Hirten jenes Gebirges „Rompebarriga", d. h. Bauchaufreißer genannt. Auch das Espartogras würde eher eine Plage als ein Segen der Gegenden, wo es wächst, zu nennen sein, wenn seine Blätter nicht jene außerordentliche Zähigkeit, Biegsamkeit und Elasticität besäßen, welche sie zur technischen Benutzung in so hohem Grade geschickt machen.

Das Espartogras besitzt einen ausdauernden, ästigen, holzigen, oft unter dem Boden fortkriechenden Wurzelstock, aus dem zahlreiche Faserwurzeln und Blätterbüschel entspringen (s. die beigedruckte Abbildung, welche eine vollständige Espartopflanze im blühenden Zustande, aber stark verkleinert und daneben bei a. eine Blüthe in natürlicher Größe darstellt). Die jungen Blätter sind grasgrün, zart und weich und werden deshalb von den Schafen und Ziegen, besonders aber von manchen Schneckenarten gern gefressen, weshalb man nur selten junge Blätter findet. In der ersten Jugend sind die Blätter eben, wie die Blätter unserer meisten Gräser; aber sehr bald, wenn das Blatt kaum einen Zoll lang geworden ist, beginnt der schmale, lineallische Blattstreifen sich von den Rändern an auf seine obere Fläche zusammenzurollen, so daß das Blatt sehr bald die Form eines im Querschnitt vollkommen runden und fest zusammenschließenden Cylinders bekommt (Fig. c.), welche es nun beibehält. Die vollkommen ausgewachsenen Blätter sind ungefähr anderthalb Fuß lang, drei Viertellinien dick, der Länge nach feingestreift, aber ganz glatt, wie auch die Blüthenhelme von graugrüner Farbe, weshalb eine von Espartogras bedeckte Landstrecke ein sehr fahles Colorit und triftes Aussehen hat. Jedes Blatt verschmälert sich von seiner Basis an, wo es in eine breite, an ihrem Eingange mit feinen, welligen Haaren bärtig umsäumte Scheide übergeht, nach oben hin ganz allmälig und läuft zuletzt in eine starre, steife, feststehende Spitze aus. Die aus dem Wurzelstock entspringenden Blattbüschel, welche allein zum Flechten brauchbare Blätter liefern, bestehen aus einer unbestimmten Anzahl ineinander gesteckter Blätter, indem, wie Fig. b. zeigt, immer die Scheide des zunächst vorhergehenden Blattes die des zunächst folgenden, und die Scheide des untersten und ältesten Blattes alle übrigen Blätter umfaßt. Die Blätter streben anfangs gerade auf-

* Festuca indigesta Boiss.

wärts, biegen sich aber bald nach außen und beschreiben mit ihrem obern Theile einen mehr oder weniger kreisförmigen Bogen, wodurch die Blätterbüschel ein sperriges Ansehen bekommen.

Das Espartogras scheint selten zu blühen, wenigstens habe ich dasselbe nur einige Mal in Blüthe getroffen. Dann bietet es einen ungemein schönen Anblick, denn es belebt die kahlen Landschaften, in denen es zu wachsen pflegt, in eigenthümlicher Weise. Der gegen vier Fuß hoch werdende straff emporstrebende Halm trägt nämlich eine oft über einen Fuß Länge erreichende, ährenförmige Rispe, welche aus einigen hundert großen Blüthen besteht, deren jede mit einer über zwei Zoll langen, in der Mitte knieförmig gebogenen, und in ihrer untern Hälfte von feinen seidenglänzenden Haaren bartförmig bekleideten Granne versehen ist (s. Fig. a). Jede Blüthe befindet sich in einem aus zwei großen, lang zugespitzten, braungelb gefärbten und glänzenden Spelzen gebildeten Kelche. Die ganze Rispe sieht daher von fern, besonders im Sonnenlichte wie ein aus feinen braungelben Federchen bestehender Federbusch aus. Der Halm ist nicht hohl, wie derjenige unserer Gräser, sondern inwendig mit Mark angefüllt. Er führt nur wenige Blätter, welche ungemein lange, etwas aufgetriebene und bräunlich gefärbte Scheiden, aber einen kurzen Saum besitzen und deshalb zum Flechten nicht benutzt werden können.



Das spanische Espartogras.

Man bedient sich zur Verfertigung der Espartogeflechte vorzüglich der einjährigen Blätter, und pflegt dieselben im Frühlinge einzusammeln, indem man sie aus den Büscheln herausreißt. Dieselben werden sodann entweder an der Luft getrocknet und unmittelbar verarbeitet, oder abwechselnd in's Wasser und an's Sonnenlicht gelegt und auf diese Weise gebleicht. Die unmittelbar getrockneten Blätter, welche von hell grünlich-grauer Farbe sind, lassen sich nur zu grobem Flechtwerk benutzen und werden gewöhnlich von den Einsammlern selbst verarbeitet, welche daraus Stricke, grobe Matten, Körbe und Sandalen verfertigen. Mit dergleichen Arbeiten beschäftigen sich namentlich die Hirten, welche, wenigstens in den Espartogegenden, immer selbstgefertigte und daher sehr plumpe Espartosandalen zu tragen pflegen. Durch das Rösten und Bleichen erhalten die Espartoblätter eine viel größere Härte, Zähigkeit und Elasticität und werden dadurch zum Flechten geeigneter. Aus solchen gebleichten Espartoblättern verfertigt man in Spanien alle erdenklichen Arten von grobem und feinem Flechtwerk, als Stricke, Seile, Taue, Körbe, Netze, Matten (esteras), Sandalen, Schuhe, Wedel zum Feueranfachen, Tragsättel und Halftern für Maulthiere und Esel, feine Handbesen*, Geflechte für Stühle und Bänke, Fenstervorsetzer, Schirme, Peitschen u. s. w. Noch feinere Arbeiten macht man aus Espartofasern, welche durch Klopfen des gebleichten und im Wasser geweichten Esparto mittelst hölzerner Schlägel gewonnen werden. Aus solchen feinen Fasern werden Cigarrenetuis, feine zierliche Körbchen, künstliche Blumen u. dgl. gemacht. Durch verschiedene Färbung der gebleichten Espartoblätter und Espartofasern hat man es möglich gemacht, Muster aller Art aus Esparto zu flechten. Ich habe auf der im Herbst 1850 in Madrid veranstalteten Industrieausstellung Espartomatten mit hineingeflochtenen bunten Arabesken und andern Mustern gesehen, von solcher Vollendung und Schönheit, daß man sie auf den ersten Blick für Teppiche zu halten geneigt war. In Spanien und Portugal — zum Theil schon in Frankreich — vertreten die Espartomatten allgemein die Stelle unserer gewöhnlichen Zimmerteppiche. Sie sind nicht allein viel haltbarer als letztere, sondern auch viel billiger und sehen dabei fast eben so hübsch aus. Auch zum Emballiren der Waarenkisten, Koffer u. s. w. bedient man sich allgemein der biegsamen und dauerhaften Espartomatten. Besonders geschätzt sind die Espartoseile und Espartotaue, weil sie bei fast gleicher Dauerhaftigkeit viel weniger kosten, als die Hanfseile und Hanftaue. Dasselbe gilt von den Espartosandalen, von denen jährlich gewiß viele Millionen Paare in Spanien verfertigt und consumirt werden. In den holzarmen Gegenden des südöstlichen Spanien, welche die eigentliche Heimath des Espartograses sind, wird der rohe frisch gedörrte Esparto auch als Brennmaterial benutzt. Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß das Espartogras eine außerordentlich nützliche Pflanze und für den Spanier ein unentbehrliches Bedürfniß ist. Es bildet aber zugleich einen

* Die gewöhnlichen Handbesen, deren man sich in Spanien auch zum Zimmerfegen bedient, sind nicht aus Esparto, sondern aus den Blättern der in Südspanien ebenfalls in ungeheuerer Menge wildwachsenden Zwergpalme gemacht.

sehr wichtigen Handelsartikel, indem die Espartogeflechte, besonders die Matten, Seile und Taue in Frankreich, Italien, England und Amerika allgemein beliebt und geschätzt sind. Aus den südspanischen Häfen werden daher alljährlich große Massen von rohem und verarbeitetem Esparto auf spanischen und fremden Schiffen nach den genannten Ländern ausgeführt. Den meisten Esparto exportirt Murcia über die Häfen von Alicante, Cartagena und besonders von las Aguiles. Der Werth der Ausfuhr soll sich jährlich im Durchschnitt auf 400,000 Realen (29,332 Thaler) belaufen.

So großen und vielfachen Nutzen nun aber auch das Espartogras gewährt, und so viel diese Pflanze dem spanischen Handel einbringt, so ist dieselbe doch für die Bodenbeschaffenheit der Gegenden, wo sie in Menge wächst, ein schlechtes Zeichen. Sie liebt nämlich vorzugsweise einen dürren, des Humus entbehrenden Mergelboden, d. h. einen Boden, welcher dem Ackerbaue die größten Hindernisse entgegensetzt. Sie ist mit einem Worte eine Steppenpflanze, und in der That verdienen die ungeheuern von Sträuchern und Bäumen gänzlich entblößten und wasserlosen Niederungen und Hügelgelände Südvalencia's, Murcia's und Ostgranada's, welche fast nur mit Espartobüscheln bedeckt sind, den Namen von Steppen mit vollstem Rechte. Nichts geht über die Einförmigkeit und Traurigkeit einer solchen Espartosteppe. So weit das Auge reicht, breiten sich graue Flächen oder Hügel aus, deren fernste Contoure endlich im Blau des dort meist wolkenlosen Himmels verschwimmen, wenn die Steppen nicht durch Gebirge oder durch das Meer begrenzt werden. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob jene Einöden, die ohne das Espartogras ganz unbenutzbar sein würden, von Anfang an vorhanden waren oder ob sie in Folge der Vernichtung der Wälder und der dadurch bedingten Versiegung der Quellen entstanden, folglich künstlich hervorgebrachte sind; so viel aber steht fest, daß Spanien schon im Alterthum wegen jenes Grases und dessen Benutzbarkeit berühmt war, denn schon Plinius erzählt, daß die Iberer oder die Bewohner von Hispania Tarraconensis (des östlichen und südöstlichen Spaniens) Geiseln, Schleudern, Stricke, Matten einst aus einer Grasart machten, welche er Spartum nannte. Die Espartoflechterei ist also jedenfalls der älteste Industriezweig Spaniens.

Dr. Willkomm.

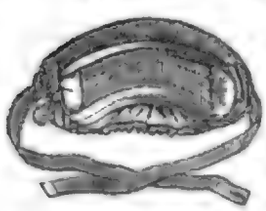
Zur Gesundheitspflege.

Der Respirator.

Nicht erst wenn Brustkranke schon mit einem Beine im Grabe stehen, müssen sie sich zum Tragen des Respirators bequemen, sondern gleich beim Beginne ihres Leidens. Thäten sie dies, dann würden weit weniger Menschen in der Blüthe ihrer Jahre an der Lungenschwindsucht dahin gerafft. Es sollten deshalb Alle, welche öfters und auf leichte Veranlassung hin oder auch längere Zeit hindurch (wochen- und monatelang) von leichtern Brust- oder Halsbeschwerden heimgesucht werden, sofort zum Respirator greifen. Jedenfalls ist er allen den Hustenden ganz unentbehrlich, die bleich und mager werden, Blut aushusten und an hartnäckiger Heiserkeit leiden. Für diese ersetzt der Respirator, wenn er mit Consequenz angewendet wird, den Aufenthalt in warmen Klimaten, wo übrigens viele Brustkranke ihres Heimwehs wegen nur noch kränker werden und zu Grunde gehen. — Aber nicht blos für Kranke, auch für Gesunde, und zwar für Alle, welche ihre Stimme und Lunge anzustrengen haben, ist der Respirator ein ausgezeichnetes Schutzmittel, insofern er nämlich diese Organe nach ihrer Anstrengung vor der krankmachenden Einwirkung kalter Luft schützt.

Der große Vortheil, welchen der vor den Mund gebundene Respirator gewährt, wenn er nämlich richtig construirt ist, besteht darin, daß man durch denselben ganz ungenirt stets eine solche warme Luft einathmet, welche dem Athmungsapparat, zumal dem schon erkrankten, sehr zuträglich ist, abgesehen davon, daß er nebenbei auch noch das Eindringen unreiner (also schädlicher) Luft in die Luftwege verhüten kann. Kalte, rauhe und unreine (staubige und rauchige) Luft ist nun aber vorzugsweise die Ursache, welche Brustbeschwerden nicht blos unterhält, sondern auch zu unheilbaren Lungenübeln steigert. Wer von den Brustleidenden sonach vom Respirator einen reellen Nutzen haben will, muß denselben immer und überall tragen, wo er eine kalte und unreine Luft einathmen könnte, bei Nacht ebenso wie bei Tage. Vermeidet er daneben noch Alles, was starkes Herzklopfen erregt und den Blutzufluß zu den Lungen vermehrt, so ist alles weitere Kuriren vollkommen überflüssig.

Der Respirator erfüllt seinen Zweck aber nur dann, wenn er sehr schnell durch die ausgeathmete Luft gehörig erwärmt wird und seine Wärme hierauf der eingeathmeten Luft leicht wieder mittheilt. Um dies zu können, muß er, wie der von Jeffrey erfundene Respirator, aus sehr vielen feinen Metallfäden bestehen, welche ebenso schnell Wärme aufnehmen, wie ausstrahlen. Alle billigeren Nachäffungen des Jeffrey'schen Respirators, welche aus einem Paar durchlöcherter, schwer zu erwärmender Metallplatten bestehen, zwischen denen (um alle Wirkung zunichte zu machen) die Wärme schlecht leitende Haargeflechte liegen, taugen weit weniger, als ein vor den Mund gebundenes Tuch und werden, wenn sie auch noch so billig sind, doch immer zu theuer bezahlt. Leider schaden diese Arten von untauglichen Respiratoren auch noch der richtigen Würdigung und der häufigeren Anwendung der, wahrhaft segensreichen Erfindung, und man sollte ihre Verfertiger deshalb wie Falschmünzer behandeln.



Der Jeffrey'sche Respirator besteht aus einem, außen mit dünnem Zeuge (Seide oder Gaze) überkleideten Gitterwerke, welches aus einer größeren oder geringeren Anzahl von hinter einander liegenden Tafeln feiner Metallfädchen gebildet ist. Die aus der Lunge durch dieses Gitterwerk strömende warme Luft erwärmt dieses sehr schnell und erzeugt so zwischen den Fädchen eine feucht-warme Atmosphäre vor dem Munde, durch welche die von außen eingezogene kalte Luft bedeutend erwärmt wird. Je mehr solcher Gitter (10—20 Stück) in einem Respirator hinter einander angebracht sind, desto wärmer muß natürlich die eingeathmete Luft werden (+ 12—20° R.), aber freilich um so theurer (3—12 Thaler) ist auch der Respirator, da die Metallfädchen aus Silber oder Gold bestehen. Wer den Respirator in einer weniger auffälligen Form wünscht (denn es giebt noch viele eitele Schwächlinge, die sich schämen, einen Respirator zu tragen), braucht denselben ja nur die Gestalt eines Shawls zu geben. Vielleicht ist aber die Zeit nicht mehr so fern, wo man, ohne sich zu schämen, lieber bei Zeiten einen Respirator als Schutz für seine Athmungsorgane trägt, als daß man mit dem geringen Reste von Lunge im skelettartigen Körper erfolglos nach Italien, Salzbrunnen, Ems u. s. w. wandert.

(B.)

Der König des Humbug und der nordamerikanischen Republiken.

Barnum! Phineas Taylor Barnum, der ehemalige Kuhjunge und Schweinetreiber-Gehülfe, jetzt Millionär in Dollars, nicht gemeinen Thalern, hat seine glorreichste Heldenthat gethan, nämlich für ein Honorar von 100,000 Dollars ein Buch von 246 Seiten geschrieben, und zwar sein Leben, auf deutsch seine „Selbstbiographie" unter dem anspruchslosen Titel: „Leben des P. T. Barnum. Geschrieben von ihm selbst." Das Büchlein ist schon als buchhändlerische Erscheinung das unerhörteste Ereigniß. Drei Tage nach der ersten Ankündigung, daß es erscheinen werde, waren in und der nächsten Nähe New-Yorks über 60,000 Exemplare bestellt worden. In England erschienen an einem Tage bei einem Verleger (Sampson Low, Sohn und Comp.) drei verschiedene Ausgaben, eine elegante, mittlere und wohlfeile (1 Schilling) und in einer Woche noch eine Menge Winkelausgaben, die alle weggingen, wie nichts vorher, so daß man nicht sagen kann, wie warme Semmel. Das Buch ist in den beiden freiesten Staaten der Welt das eigentliche literarische Ereigniß des Jahres. Wie wird uns gemüthlichen, soliden, gesinnungstüchtigen Deutschen bei diesem Triumphe des größten aller Schwindler zu Muthe? Können wir uns nicht auf den Markt stellen und beten: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, wie diese Amerikaner und Engländer, die den Schwindelkönig und sein Buch vergöttern, während die edelsten deutschen Dichter, Novellisten und Romanschreiber ihre schönsten Manuscripte nicht umsonst gedruckt bekommen können? Gemach, ich bin auch ein gemüthlicher Deutscher und ganz ohne Talent und Passion für Schwindel, und gönne dem amerikanischen König doch seine ganze Krone und die 100,000 Dollars Honorar für sein Buch und seine Millien und seinen Palast Iranistan (Zranistan) und allen seinen Ruhm. Barnum ist nicht blos ein großer, nicht blos der größte Schwindler, sondern auch der größte Betrüger. Nun ist aber das Sprüchwort bekannt, daß die Welt betrogen sein will. Eine gewisse Sorte von Betrug gehört zu dem Willen, d. h. zum Himmelreiche der Menschheit. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, seine Freiheit; Betrug ist Freiheit.

Das Geheimniß der ganzen Million Barnum's liegt in seinem herrlichen Talente, die Welt so zu betrügen, wie sie betrogen sein wollte. Dieser Beweis ist auch ein Schwindel, aber ein anständiger, ein nobler, für welchen uns keine Polizei etwas anhaben kann, ein Schwindel, für den man ein besonderes Wort hat, das unübersetzbare englische Humbug. Humbug ist Schwindel, wie man ihn will, Betrug, der als komischer Selbstbetrug Trommelwirbel auf unserm eigenen Zwerchfell schlägt, wenn wir dahinter kommen, wie dumm wir waren, als wir uns selbst betrogen, und wie genial der Mann, der mit uns diesen „Humbug" trieb. Der Mann rüttelt uns auf, er macht uns zu lachen, er macht uns frei. Humbug, gut, es sei Humbug, aber etwas muß man doch sagen, um sich die 100,000 Dollars für ein gewöhnliches Octavbändchen, um sich die Hunderttausende abgesetzter Exemplare, um sich die Million Barnum's, um sich das Drängen der ehrlichsten, hochgestelltesten, solidesten Herrschaften um ihn zu erklären. Warum steckt man ihn nicht lieber ein? O, ihr sagt, weil er eine Million hat. Nun, er hatte bis hoch in seine Zwanziger gar nichts, und doch schon von Kindesbeinen an immer geschwindelt. Warum steckte man ihn nicht früher ein? Weil Niemand jemals umhin konnte, ihn lieber auf die Schulter zu klopfen und unter heller Lache auszurufen: Ein prächtiger Junge! Ein allerliebster Vocativus! Unter seinen Jugendfreunden zeichnete sich besonders John Haight aus, der einmal für hundert Dollars Ochsenhörner für einen Kammmacher stahl. Als der Dieb ertappt ward, klopfte ihm selbst der Richter ganz glücklich auf die Backe und sagte:

„Famoser Junge!"

Der Kammmacher hatte ihn nämlich bei Seite genommen und gesagt:

„John, Du bist ein Genie, stiehl mir aus dem großen Ochsenhörnerwaarenlager Hörner, daß ich Kämme daraus mache. Ich bezahle Dir für jedes einen Schilling."

„Gut," sagte John, „danke für den geehrten Auftrag: woll'n wir besorgen."

Und so stahl er für den Kammmacher jede Nacht eine hübsche Portion Hörner, für hundert Dollars Hörner à Stück einen Schilling, also eine gehörige Portion, stahl so lange, ohne sich fassen zu lassen, bis der Kammmacher endlich merkte, daß John die Hörner immer aus dessen eigenem Waarenlager hinten geholt und sie vorn ihm verkauft hatte. Als solider Bürger muß man sagen, das war ein niederträchtiger Betrug, aber dem Kammmacher schon ganz recht, setzen wir mit amerikanischem Leichtsinn hinzu, warum wollte er den Jungen zum Diebe machen? Solchen Betrug lieben wir, so solid wir auch sonst denken mögen. Das ist Barnum aus der Freundschaft. Barnum selbst ward in einer Schenke ungemein oft gequält, er solle doch einmal auf etwas wetten. Der Quäler war ein Kerl, der sich, wie dies in Amerika förmlich feiner Ton ist, ungemein viel darauf einbildete, die Leute am Besten „humbugen" zu können. Barnum sucht ihm lange auszuweichen, da er den Meister in ihm erkenne. Ach was, sagt der Meister, es ist nur Geiz oder Feigheit. Und dabei geht er immer so fein, der Barnum, und, ich möchte fünf Flaschen Champagner darauf wetten, daß er kein ganzes Hemde auf dem Rücken hat. Da ist nichts zu wetten, sagt Barnum, denn ich weiß, daß mein Hemd ganz ist. Und ich wette fünf, nein, ich wette zehn Flaschen Champagner, daß Sie kein ganzes Hemd auf dem Rücken haben. Barnum versichert, daß seine Leibwäsche ganz gut im Stande sei. Zerrissen! Fetzen! Schein! Renommisterei, schreit der Meister. Barnum ärgerlich, nimmt endlich die Wette an und fängt an, die Weste aufzuknöpfen (Bitte um Entschuldigung, meine Damen, aber Sie können getrost hier bleiben). Nun bemühen Sie sich nur weiter nicht, schreit der Meister triumphirend, denn Jeder weiß, daß Sie nicht ein ganzes Hemd blos auf dem Rücken haben. Die ganze Gesellschaft überschüttet den gehumbugten Barnum mit Hohngelächter, während er langsam und bedächtig ein ganzes, fein-geglättetes und sauber zusammengelegtes Hemd just von seinem Rücken hervorzieht.

Ich bin ein großer Verehrer des schlechten Witzes, wenn er nämlich gut ist, und so gestehe ich offen, daß ich dem Barnum wegen dieses einzigen Hemdes die Hälfte seiner Million gönne. Für die andere Hälfte steht in dem Buche so viel blühender Humbug, daß ihm anständiger Weise Niemand etwas abhandeln kann. Es ist Alles höherer, liebenswürdiger Humbug, Humbug für den das Volk noch Entree bezahlt, um zu erfahren, wie es gehumbugt ward und dann in ein dreimaliges Hoch! ausjubelt.

Barnum ist das freie, in seiner Freiheit übermüthig und lebenslustig-schalkhaft sprudelnde Amerika, das wahrhafte Volksleben Amerika's, wo nichts über einen „praktischen Jok" (practical joke) geht. Es ist Spiritus, Wein, Bier und Branntwein der wassertrinkenden Amerikaner. Wo man hinsieht, Alles soppt, neckt, humbugt sich gegenseitig, und in dem Augenblicke, wenn der Blitz der Einsicht durch den Gesoppten zuckt, lacht Alles gesund auf und der Gesoppte macht dem Meister, sich über sich selbst herauslachend, freudig sein Compliment. Es sind Alles „gesunde Jungen," lauter Schwindel, nichts als Humbug, aber frische, flüssige, stets frisch zugreifende und so ehrliche Leute, daß Barnum ein gutes Geschäft machte, als er endlich einmal einen auf dem Jahrmarkte ertappten Taschendieb (einen gebornen Engländer) hinter einen Vorhang stellt und für Geld sehen ließ. Ausstellen, für Geld zeigen, war das eigentliche Pathos, die Profession des Genius Barnum. Er hat in seinem Leben alle Curiositäten der Erde ausgestellt, und was nicht Curiosität war, machte er dazu als großer Dichter und Künstler. Zuletzt hat er sich bekanntlich für 100,000 Dollars selbst als die größte seiner Curiositäten ausgestellt und zwar mit seltener Ehrlichkeit und Meisterschaft, freilich auch mit „Humbug," aber so, daß ich das Buch, wenn ich Arzt wäre, gegen die hartnäckigsten Fälle der Hypochondrie verschreiben würde.

Der Humbug-König wird uns Deutschen noch lange unübersetzbar bleiben, wie der Humbug selbst. Er ist eine allerliebste Schmarotzerpflanze der Freiheit. Wo Jeder handthieren, denken und thun kann, was er will, treibt das Leben Blumen und Früchte, die unter der Sonne der Polizei und des Gewerberathes sich niemals nur mit einem Blatte hervorwagen, so daß die Lebensbäume hübsch rein bleiben. Botaniker wissen aber, daß die wunderbarsten und schönsten Blumenlaunen der Natur, die Orchi-

deen, Schmarotzerpflanzen sind. Unser Humbug, unser Schwindel ist gemein, criminalistisch und reißt aus oder wird eingesteckt, der amerikanische ist Freiheitsübermuth, freie Kunst, Poesie und führt zur Million, auf der Menschheit Höhe, auf welchen bei uns blos Könige stehen. Barnum wurde viel betrogen, auch von einem deutschen Compagnon, aber nie in seinem buntscheckigen Vagabundenleben kam jemals nur ein Gedanke an Betrug vor, wie ihn die Welt nicht haben will. Sein Leben ist reich an großen, edeln, humanen Zügen, an Generosität, an Beispielen, wie er Tausende von Dollars zur Thür hinauswirft, weil ihm die Annahme derselben gemein erscheint. Bekanntlich hatte er Jenny Lind für Amerika mit 800 Dollars für jedes Concert engagirt. In Havannah wurde Jenny Lind mit Zischen empfangen, weil den spanischen Granden das Entree zu hoch war. Sie endete mit einem südlichglühenden Triumphe, und die Caballeros baten um mehr Concerte. Barnum wies die Herren ab. Ein Graf bot 25,000 Dollars. „Ganz Cuba hat nicht Geld genug, um meine Einwilligung zu erkaufen," sagt Barnum und weist den stolzen Spanier wieder ab. Das erste Concert der Jenny Lind fiel so erstaunlich glänzend aus, daß Barnum den Contract brach und ihr sofort für jedes Concert 1000 Dollars bot, statt der contractlich ausgemachten 800. Es war freilich nicht sein Schade, denn er verdiente dabei immer noch 535,486 Dollars, nachdem er der Sängerin 176,675 Dollars und alle Kosten ihrer glänzenden Unterhaltung und Reisen bezahlt hatte. Ein Wunder! Aber kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Billets verauctionirt und bis 225 Dollars pro Stück gekauft wurden.

„Ist Niemand hier, der so gefällig sein will, mich tüchtig durchzupeitschen?" fragte zwar ein Mann, der bei einer solchen Auction auch zu hoch gegangen war, aber was half's? Gegen Epidemien giebt's keinen Schutz. Und der von Barnum meisterhaft präparirte Lind-Schwindel war eine Epidemie, welche ganze Städte dahinraffte.

„Da ist das Verdienst eines halben Monats," rief ein Fabrikmädchen, als sie das Billet zum Concert hingab.

Jenny Lind erfuhr dies zufällig, und schickte ihr einen goldenen Doppeladler (20 Thaler), wie sie denn überhaupt während ihrer 95 amerikanischen Concerte noch etwa 100,000 Thaler für Arme sang. Rührend ist die Geschichte von dem blinden Knaben, der nur von und für Musik lebte, und Meilen weit hergekommen war, um die Lind zu hören. Sie hörte davon und überschüttete ihn mit Zärtlichkeiten und Belohnungen.

Die Fackelzüge, die Vergötterungen, die Hunderte von Equipagen vor ihrer Thür waren ihr zuwider und wies sie nicht selten ab. Aber den armen Bivalla und seinen Hund nahm sie an. Das ist eine rührende Idylle. Er hatte dem als Kunstreiter-Director herumziehenden Barnum früher als berühmter balancirender Teller-Dreher gedient. In der Concertzeit mit Jenny Lind fand er ihn nach vielen Jahren in Havannah wieder, abgerissen, auf der linken Seite vom Schlage gerührt, verstoßen von Allen, nur nicht von seinem Hunde, der noch sein Möglichstes that, ihn durch seine Kunststücke und Spinnen zu ernähren. Jenny Lind schickte ihm 500 Dollars von einem ihrer Wohlthätigkeits-Concerte, von dessen Ertrage 4000 Dollars an zwei Hospitale vertheilt wurden. Die Priester und Kinder derselben kamen dafür den folgenden Morgen mit Bannern und Fahnen in prächtiger Procession, zu danken. Sie ließ die Procession rund abweisen. Kurz darauf klingelt der arme Italiener, mit einem Körbchen gewählter Früchte und Thränen, daß er nun die Seinigen in der Heimath wieder sehen werde. Und wenn sie doch erlauben wollte, ihr seinen einzigen Freund zu zeigen — den Hund. Ach, er kann so wunderschön spinnen. Vielleicht freut sich die gute Dame, und dann habe ich ihr doch auch etwas gegeben.

„O, laßt den Mann kommen," ruft sie lebhaft, „er soll den Hund mitbringen. Armer Kerl, es wird ihn so glücklich machen!"

Bivalla wird zu einer bestimmten Stunde bestellt. Eine volle halbe Stunde vorher sitzt Jenny Lind am Fenster und wartet. Wie sie ihn ankommen sah, springt sie hinunter und öffnet ihm die Thüre selbst.

„O, das ist sehr schön von Ihnen, daß Sie kommen und den Hund mitbringen. Folgen Sie mir. Ich will das Spinnrad tragen." Und so nimmt sie das Spinnrad und führt den glücklichen invaliden Balancir-Teller-Dreher in ihr Putzzimmer, ruft ihre Umgebung zusammen und läßt den Hund spinnen und Kunststücke machen, die er diesmal mit seltener Präcision ausführt. Jenny kniet nieder, nimmt den vierbeinigen Collegen auf den Schooß und liebkos't ihn mit freudigster Herzlichkeit. Der Hund ist ganz glücklich und versucht ihr alle Augenblicke in's Gesicht zu lecken. Bivalla steht daneben mit der Mütze in der einen Hand und mit der andern die Freudenthränen abwischend, während er mit dem Munde von einem Ohr bis zum andern lacht. Nun singt sie für ihn und spielt für ihn und fragt nach seinen Lieben in der weiten Heimath und nöthigt ihn, Erfrischungen zu nehmen, die er kaum dem Namen nach kennt und trägt ihm dann das Spinnrad wieder hinunter und schickt's ihm nach mit einem Bedienten und giebt ihm die Hand und dem spinnenden Künstler einen allerliebsten Patsch auf den klugen Kopf.

„Armer Bivalla!" setzt Barnum hinzu. Wahrscheinlich war er nie in seinem Leben so glücklich gewesen, aber seine Freude war nicht größer, als die von Jenny Lind. Diese Scene allein würde mich für alle meine Mühen während der musikalischen Campagne belohnt haben.

Das ist kein Humbug. Das verstehen wir gemüthlichen Deutschen vollkommen. Es war dem Schwindel-König hier um's Herz, wie so oft in seinem Buche, und er hat es gefühlt und sehr hübsch in Holz schneiden lassen.

Das Buch Barnum ist nicht arm an treu-menschlichen und humanen Zügen, aber reich an That, Witz und Abenteuer der originellsten Art und als solches schon allein eine der lebenslustigsten Bereicherungen aller komischen Literatur. Als solches ist es ein Schatz, gleichviel ob wir Barnum als unmoralischen Glücksritter über die Achsel ansehen oder in ihm den Menschen und Millionär verehren.

Phineas Taylor Barnum ward gleich nach dem großen amerikanischen Freiheitsfeste, am 5. Juli 1810, dem Capitain, Schneider, Schenkwirth, Dorfrichter und Spaßvogel Ephraim Barnum in Bethel als Enkel und dem Sohne desselben, Philo, als Sohn geboren. Er hatte vierzehn Tanten und Onkels, lauter Spaßvögel. Unter ihnen und listigen, lustigen Jugendgespielen wuchs er auf, Kühe hütend, Holz tragend, pflügend, Heu, aber noch viel lieber Humbug machend. Bald, d. h. schon vor dem zwölften Jahre, handelte er Sonntags mit Näschereien und half im zwölften Jahre Schweine nach New-York treiben. Sein Vater legte auch einen Kramladen an, worin er Bursche und Diener ward. Hier kauften die Leute oft für Waaren: Zucker für ein Paar Felle, Kaffee für Käse, wobei es Grundsatz war, falsche oder zu wenig Waare für falsche und zu wenig zu geben, so daß der gegenseitige Betrug sich aufhob und gleich Ehrlichkeit war. Man hätte von beiden Seiten direkt ehrlich sein können, aber das war zu nüchtern ohne Spaß und Humor im Geschäft. Auf dem Lande in Amerika ziehen große Heerden von „Hausirern" mit Einspännern herum, die Tauschhandel treiben. So hält auch einmal einer vor Barnum's Laden an und bietet Streichriemen an.

„Wie viel soll einer kosten?" fragt Barnum, der Großvater.

„Ein Dollar per Stück," antwortet der wandernde Kaufmann.

Großvater: „Ein Dollar? Ich wette, die werden für die Hälfte, 50 Cents, verkauft, ehe das Jahr herum ist."

Kaufmann: „Wenn das der Fall sein sollte, schenke ich Ihnen einen Streichriemen."

Großvater: „Gut, unter dieser Bedingung kauf' ich einen. Die Wette gilt?"

Kaufmann: „Versteht sich, ein Wort, ein Mann!"

Großvater: „Na denn mal her mit 'nen Streichriemen für'n Dollar."

Er nimmt den Streichriemen, steckt ihn in die Tasche, besinnt sich aber, zieht ihn heraus und sagt zu seinem Nachbar mit dem gottlosesten Augenzwickern:

„Ben, ich brauche eigentlich den Streichriemen gar nicht. Was giebst Du mir dafür?"

„I nu," sagt Ben, „50 Cents, weil Sie's sind."

„Na denn fort mit Schaden!" sagt der Großvater und giebt ihn für 50 Cents und guckt den Streichriemen-Trödler so aufgeklärt an, daß diesem sofort ein Seifensieder aufgeht.

„Schon gut," sagt der Gehumbugte, „was hab' ich zu bezahlen?"

„Halt uns frei, mein Junge, und gestehe, daß wir Witz haben."

„Ich gestehe nichts und halte Niemanden frei, aber hier ist ein Streichriemen für Euern Witz."

So giebt er den zweiten Streichriemen umsonst und die ganze Gesellschaft lacht laut auf.

„Nicht wahr, scharfe Kerle hier in Bethel?"

„O ja, leidlich," sagt der Gefoppte, „aber diesmal sehr leidlich. Ich habe immer noch 75 Cents bei dem Schwindel verdient. Mir kostet jeder Streichriemen 12½ Cent: einen verkauft' ich für einen Dollar, den andern für'n Humbug, macht 75 Cents Profit."

Er hätte zwei Streichriemen à 50 Cents per Stück verkaufen können mit demselben Profite, aber wo blieb dann der Humor und Humbug davon? Die Amerikaner wollen nicht blos handeln, sondern auch ihren Spaß dabei haben, und so bezahlen sie lieber den einen Streichriemen doppelt, um den andern umsonst für einen Spaß zu gewinnen. Das ist ein Beispiel für ein ganzes Museum voll in dem Buche Barnum.

Bald war dem Humbug-König diese kleine Schule zu eng. Er etablirte sich selbst Humbugereien, machte Verloosungen, Lotterien ohne Nieten, wobei außer ihm, Alle verloren, ward Lotterie-Agent für große Geschäfte der Art, Diener in einem Rosinenladen zu New-York, führte dann ein eigenes Kramgeschäft in Bethel, spielte in einem Prozesse den Vertheidiger, gründete und redigirte gegen die damals furchtbar wüthende Sucht der Priester, die Kirche über den Staat zu stellen, eine Zeitung (Herald of Freedom), ward eingesteckt und mit Pauken, Trompeten, Fahnen und Flaggen, Equipagen und Volksversammlungen aus dem Gefängnisse in die Freiheit geführt (12. December 1832), zog 1834 mit Familie nach New-York, nährte sich kümmerlich von Brocken verschiedener Geschäfte, kaufte die angebliche Amme des Befreiers von Amerika, George Washington's, die angeblich 161 Jahr alte Negersklavin Jrice Heth und ließ sie für durchschnittlich 1500 Dollars Entree wöchentlich sehen (eins der besten Barnum-Capitel), ließ den Balancirkünstler Vivalla (den er engagirt, weil er sah, daß „Geld" in dem Manne stecke), spielen, und zog dann lange mit einer Kunstreitergesellschaft umher, bis er selbst Direktor einer solchen ward. Manchmal war er auch ganz abgebrannt und allein. In solchen Fällen nährte er sich als Taschenspieler. Auch predigte er eines Sonntags, um Abends als gefärbter Negersänger auf dem Theater Lorbeeren zu erwerben (der ungefärbte war davongelaufen und das Publikum auf die Gesänge desselben besonders eingeladen worden). Später machte er in New-York wieder mit einem deutschen Compagnon, Proler, in Eau de Cologne, Bären-Pomade, Stiefelwichse und wasserdichtem Kleister, wurde aber von unserm biedern Landsmanne um all sein Geld betrogen. Er engagirte sich wieder Künstler und vermiethete sie an Theater, sehnte sich aber endlich nach soliderem Einkommen, obgleich er stets seiner Abneigung gegen bestimmte Arbeit mit fixem Gehalt folgte. Er handelte stets als der Genius freier Spekulation. Er schrieb inzwischen für Zeitungen, durch die er seine Ernten so golden zu machen verstand. Das Geheimniß seiner Millionen liegt hauptsächlich in seiner genialen Benutzung der Macht des Anzeigens in den Zeitungen. Endlich 1841 kaufte er sich — ohne einen Pfennig Geld — das amerikanische Raritäten-Museum in New-York für 12,000 Dollars, alle Concurrenten, die Geld hatten, todt machend. Er bezahlte pünktlich aus dem Ertrage des Museums und vergrößerte es während seiner weltfamosen Direktion auf mehr als 500,000 Sehenswürdigkeiten, unter denen das zusammengeflickte Meerwunder, halb Affe, halb Fisch, als der größte Humbug am Berühmtesten ward. Das Museum hatte in den drei letzten Jahren vor Barnum (1839—41) 33,811, in den drei ersten Jahren Barnum's (1842—44) 100,429 Dollars eingebracht, 1853 stieg der Ertrag auf 136,250 Dollars, in dem einen Jahre mehr, als vor ihm in sechs Jahren. Nächstdem ist sein General-Tom-Thumb-Humbug die eigentliche Weltberühmtheit, der kosmopolitische Humbug, dem der ganze Adel Englands, die Königin an der Spitze, sich freudig beugte, eben so Louis Philipp, der König von Belgien, der Kaiser Nikolaus und alle Großen der Erde. Barnum's europäische Tom-Thumb-Tour ist der welthistorisch-strahlende Beweis, wie die Welt betrogen sein will. Als er mit dem kleinen gemietheten Jungen ankam, rieth man ihm, ihn für 1 Penny Entree, dem üblichen Preise für Zwerge, sehen zu lassen. Er nahm aber vom 20. März bis 20. Juli 1843 in London durchschnittlich täglich 700 Thaler ein und machte dabei noch Privatvisiten bei allen Großen des Landes, bei der Königin dreimal, für 10 Guineen, 70 Thaler, per Stück. Er wußte dem Penny-Zwerg den nöthigen Schein zu geben, wie ihn die Welt gegen baar einzulösen liebt. Nächstdem ist das Jenny-Lind-Engagement mit mehr als einer Million Thalern Einnahme das interessanteste Capitel im Buche Barnum.

Er wohnt jetzt in seinem Schlosse Jranistan, Mittelpunkt von unzähligen fixirten und wandernden Ausstellungen und Unternehmungen und schließt sein Werk mit den goldenen Regeln für den Erfolg aller geschäftlichen Unternehmungen:

1) Wähle das Geschäft, das Deinen natürlichen Neigungen und Anlagen am Besten entspricht (kaufe Alles und bleib beim Besten, ist in Amerika Geschäftsstyl, so daß unter völliger Gewerbefreiheit die Leute oft ein halbes Leben lang unglücklich versuchen, um das rechte Geschäft zu finden, und dann plötzlich reich werden).

2) Dein gegebenes Wort sei Dir stets heilig (Barnum ist Muster davon).

3) Alles was Du thust, thue mit ganzer Lust und Kraft.

4) Und zersplittere nie Deine Kraft.

5) Trink keine Art von Spirituosen (Barnum ist beiläufig jetzt leidenschaftlicher Apostel absoluter Enthaltsamkeit von spirituosen Getränken).

6) Hoffe, ohne Dich Visionen hinzugeben.

7) Strebe nach guten Agenten und Dienern.

8) Zeige an in den Zeitungen (hierin war Barnum das größte Genie).

9) Lebe stets bedeutend unterhalb Deiner Mittel.

10) Verlaß Dich nicht auf Andere. Jeder muß seines Glückes Schmied sein. Halte diese zehn Gebote streng und Du wirst in ältern Tagen mit Familie, Kindern und Kindeskindern glücklich leben und sterben.

Das klingt ganz wie Benjamin Franklin, der in der That auch an Barnum erinnert, nur daß er nie so lustig, wenn auch so listig war.

Literarisches Anliegen.

Bei Gelegenheit des Erscheinens meines culturgeschichtlichen Werkes:

„Deutschland im 18. Jahrhundert", I. Band,

sind mir von mehreren Seiten dankenswerthe Ergänzungen und Berichtigungen zu diesem I. Bande, aus handschriftlichen und sonstigen unmittelbaren Quellen geschöpft, zugegangen. Indem ich nun den zum Theil mir persönlich unbekannten, ja ungenannten Einsendern hierdurch für ihre Freundlichkeit meinen Dank abstatte, fühle ich mich zu dem Wunsche gedrungen: es möchten auch Andere, die im Besitze ähnlicher Quellen (z. B. Ortschroniken, Criminal-, Polizei- oder Verwaltungsakten, Familienpapiere, Tagebücher, Correspondenzen, endlich auch verbürgte mündliche Ueberlieferungen) sich befinden, mit dergleichen Zuvorkommenheit mich bei meiner Arbeit unterstützen. Besonders willkommen würden mir sein: Mittheilungen über inneres Familienleben, gesellschaftliche Sitten und Gebräuche, häusliche Erziehung, religiöse und moralische Gemüthsstimmungen, freundschaftlichen und sonstigen Geistesverkehr einzelner (wenn auch nicht gerade namhafter) Personen, Sittlichkeitsverhältnisse einzelner Orte oder einzelner Gesellschaftsklassen, und andere dergleichen, gewöhnlich zum größern Theil der Oeffentlichkeit und der Aufbewahrung in gedruckten Geschichtsurkunden sich entziehende Seiten des Culturlebens aus dem 18. oder auch der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Auf diesem Wege würde es möglich sein, eine Masse des werthvollsten culturgeschichtlichen Materials, zu welchem auf andere Weise kaum zu gelangen ist, für die Darstellung jener Zeit zu verwerthen und diese selbst dadurch um Vieles anschaulicher und inhaltvoller zu gestalten. Wünschenswerth wäre eine genaue Bezeichnung der benutzten Quellen behufs der erforderlichen Bürgschaft für die Zuverlässigkeit der Angaben. Die Verlagshandlung des Werkes (J. J. Weber in Leipzig) ist bereit, derartige Einsendungen (auf buchhändlerischem oder einem ähnlichen Wege ihr zugestellt) an mich zu übermitteln.

Leipzig, im Februar 1855.

Karl Biedermann.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift. — Begründet Dresden Wochenblatt Berlin.

Redaction: Dr. Otto Wigand, Berlin W. Potsdamerstrasse 122. Verlag von Ferdinand Stolle, Berlin.

Die Gartenlaube

Der Weihnachtsbaum.

Wenn wir heute unsere Leser in den Wald führen, so geschieht es nicht, um ihnen die Schönheiten der Natur zu zeigen, sondern um ihnen einen Baum zu suchen, der ihnen zu Weihnachten dient. Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

Wir wollen ihnen einen Baum suchen, der ihnen Freude macht, und wir wollen ihnen zeigen, wie sie ihn zu Weihnachten schmücken können, damit er ihnen Freude macht.

welcher den größten Theil seines Gesichts bedeckte. „Aber auch Euch, Herr Julius, muß ich es zum Lobe nachsagen, daß Ihr einen guten Dienst auch gut zu bezahlen versteht."

„Für meine Freunde habe ich immer eine offene Hand."

„Ha, ha! Erinnert Ihr Euch noch an die vorjährige Geschichte mit der blauäugigen Betty? Es war eine schmucke Dirne, hol mich der Teufel, und noch so unschuldig wie ein Lamm. Nun was half ihr dies? Ihr hattet nun einmal ein Auge auf sie gerichtet und dem schwarzen Peter sind ein Paar blinkende Goldstücke mehr als solcher Plunder werth."

„Höre," sagte Julius, sich in Ermangelung eines Stuhles auf einen Baumstamm neben dem Bewohner der Hütte niederlassend und ihm vertraulich in das wildfunkelnde Auge blickend, „Deine Hand ist zwar breit, Peter, aber dennoch will ich Dir dieselbe mit Gold füllen, wenn Du den Muth hast, einen Auftrag auszuführen."

„Muth, Herr?" fragte der Kerl, indem sein Auge wie das eines Tigers funkelte und seine Fäuste sich krampfhaft zusammenballten. „Nennt mir Einen, der Lust hat, sich mit dem schwarzen Peter zu messen."

„Höre, hast Du mit dem Förster dort im Walde nicht noch eine alte Geschichte abzumachen?"

„Gott verdamme mich, glaubt Ihr, daß es ihm geschenkt ist? Zwei Mal hat er mich setzen lassen und warum? Weil ich so gut wie er einen Rehbock zu treffen wußte."

„Eine passende Gelegenheit, Peter, um Dir Genugthuung zu verschaffen. Das Gesetz ruht. —"

„Hm!" sagte der Hüttenbewohner, indem er beistimmend mit dem Kopfe nickte.

„Nun, sind wir einig?"

„Ich denke, Herr! Wie viele Goldstücke wollt Ihr anwenden?"

„Zwanzig. Bist Du damit zufrieden?"

„Und was verlangt Ihr dafür?"

„Des Försters Tochter. Führst Du mir dieselbe zu, so erhältst Du noch zehn Goldstücke."

„Also durch Gewalt?"

„Narr! In Güte hofft Du doch nicht zum Zwecke zu gelangen." —

„Laßt mich machen. Ein Anker Branntwein thut viel und ich soll wohl ein halbes Dutzend Burschen finden, die mit dem Förster auch noch ihre Rechnung abzuschließen haben. — Wann muß das Mädchen in Eurer Gewalt sein?"

„Ich gebe Dir drei Tage Zeit."

„Verlaßt Euch darauf. Ich werde pünktlich sein."

„Hier, Peter, hast Du die Hälfte des Geldes auf Abschlag. Der Förster ist für Dich, das Mädchen für mich, vergiß dies nicht."

„Seid unbesorgt. In solchen Sachen habe ich ein verdammt strenges Gewissen."

„Gute Nacht, Peter!"

Gute Nacht, Herr!"

Mit diesen Worten schlüpfte Julius aus der Hütte und verlor sich bald auf der großen Haidefläche, über welcher in diesem Augenblick eine undurchdringliche Finsterniß lagerte.

Der schwarze Peter aber — einer der berüchtigsten Wilddiebe jener Gegend, schob den hölzernen Riegel wieder vor seine Thür und sich der Länge nach vor dem Feuer hinstreckend, welches er im Innern der Barracke angezündet hatte, schien er über den Plan nachzudenken, welchen er bei dem gegen den Förster und dessen Tochter gerichteten Anschlage zum Grunde legen wollte.

V.

Zwei Tage waren abermals verflossen. Im Walde schien der Mond und die Sterne schimmerten hell, aber in der Wohnung des alten Gruner sah es trüb und düster aus. Der Greis saß in einem Lehnstuhl und blickte finster vor sich hin. Marie war mit einer Handarbeit beschäftigt, doch verriety die Blässe ihres Gesichts, der trübe, melancholische Blick, die zusammengesunkene Gestalt deutlich den tiefen Seelenschmerz, der sie niederbeugte. In einer Ecke des Zimmers saß der Invalide und war mit der Ausbesserung eines Netzes beschäftigt, aber auch er blieb stumm und sein fast bis auf die Brust herabgesenktes schneeweißes Haupt hob sich nur bisweilen, um sich mit einer Theilnahme und einer Besorgniß dem jungen Mädchen zuzuwenden, welche unverholen zeigten, wie sehr das Herz des alten Mannes an derjenigen hing, die in der Einsamkeit des Waldes an seiner Seite groß geworden war.

Endlich brach der Förster das Schweigen und sagte mit einer Stimme, die leiser und weicher wie gewöhnlich klang:

„Marie!"

„Was wünschest Du, mein Vater?" fragte die Tochter mit einer Stimme, deren sanfter, melancholischer Ton fast erschütternd klang.

„Marie, es ist nicht Alles so zwischen uns wie es sein sollte."

Ein Blick, in welchem die Seele eines Engels selbst im bittersten Schmerze noch ihre Demuth bewahrt, traf den Vater. Die Tochter stand auf, sie näherte sich geräuschlos dem Greise, kniete vor ihm nieder, ergriff seine Hand und drückte dieselbe mit Innigkeit an ihre Lippen.

„Verzeihung," sagte sie, indem zwei heiße Thränen über ihre Wangen rollten — „Vergebung, wenn durch meine Schuld dieses theure Leben auch nur für einen Augenblick getrübt wird."

Ein tiefer Seufzer aus der Ecke, wo der Invalide saß, folgte unmittelbar diesen Worten.

„Vergiß ihn," sagte der Alte, indem er sanft seine Hand auf das Haupt seines Kindes legte — „vergiß ihn und unser Glück wird wieder hergestellt sein."

„Ich kann nicht," sagte das Mädchen, nach ihrem Herzen fassend und leichenblaß auf ihren Platz zurückkehrend.

In diesem Augenblick donnerten gegen den Thorweg mehrere heftige Schläge.

Was ist das?" rief der Förster aufspringend und das Fenster öffnend.

„Es muß etwas Außerordentliches sein," sagte der alte Soldat aufhorchend. „Hört! — Die Schläge verdoppeln sich."

„Wer klopft noch zu so später Stunde?" fragte der alte Gruner in die Nacht hinaus.

„Um Gottes Willen öffnet! Jede Minute ist kostbar!" tönte es von draußen her.

Der Förster fuhr erbleichend zurück. „Es ist seine Stimme," sagte er finster. „Der Wahnsinnige! Will er, daß ich eine Gewaltthat begehe?"

„Oeffnet!" rief die Stimme noch hastiger — „öffnet, denn die Gefahr folgt mir auf dem Fuße!"

Ein durchdringender Schrei ward gehört und einer Ohnmacht nahe, sagte Marie mit halbgebrochenen Augen, beide Hände bittend faltend: „Barmherzigkeit, Vater! Barmherzigkeit mit Ihrer Tochter!"

„Schiebe den Riegel zurück," befahl der Forstmann dem Invaliden, „doch wehe ihm, wenn es nur eine List ist, um sich hier abermals einzuschleichen."

Der alte Soldat ging und einige Minuten darauf stand Herr von Wildenhaupt in der Mitte des Zimmers.

Marie stieß einen Schrei des Entzückens aus und streckte ihre Arme dem Geliebten entgegen. Dieser drückte ihre Hände an sich und führte sie zu ihrem Sitze zurück. Dann wendete er sich zu dem Vater, der stumm und finster in der Mitte des Zimmers stand und sagte hastig:

„Fort, fort von hier! Ihr Leben steht in Gefahr!"

Der Alte sah ihn mit großen Augen an, während Marie weinend an seine Brust sank und ihre Arme um seinen Nacken schlang.

„Mein Leben in Gefahr?" fragte der Greis, ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd. „Die List ist zu plump, als daß sie bei mir Glauben finden könnte. Wer wollte sich wohl an einem alten Manne vergreifen, der hier bereits seit vierzig Jahren in Frieden gelebt hat."

„Und doch ist es so, so wahr mir Gott helfe!"

„Mein Vater, o mein Vater!" jammerte Marie.

„Still, Mädchen! Wenn seine Worte Wahrheit sind, so ist es Zeit, daß wir wie Männer handeln. Sprechen Sie, junger Mann, welche Gefahr droht uns?"

„Ein verruchter Plan scheint gegen Sie geschmiedet. Der Zufall ließ mich einen Theil desselben erfahren. Von einem Mann, den ich von Zeit zu Zeit kleine Wohlthaten erzeigte, wurden mit Andeutungen gemacht, welche mich ein höllisches Bubenstück ahnen lassen. Kennen Sie Julius?"

„Gewiß. Es ist der reichste Mann in der Gegend."

„Aber dem Anschein nach auch der größte Schurke."

„Wenigstens ein Wollüstling der verdorbensten Art, der vor keiner That zurückbebt, wenn es der Befriedigung seiner wilden Leidenschaften gilt. — Was ist Dir, Marie?"

„Nichts, mein Vater, aber glauben Sie mir, dieser Mensch hat das Herz eines Teufels," sagte das Mädchen, sich vor Frost schüttelnd.

„Und er sollte uns bedrohen?" fragte der Förster nachdenkend.

„Ich fürchte es," entgegnete Wildenhaupt, „obgleich er gewiß nicht selbst auf dem Schauplatze erscheinen wird. Sie kennen ja doch den schwarzen Peter?"

„Ich werde doch den berüchtigsten Wilddieb in der ganzen Gegend kennen. Dem Kerl gilt ein Menschenleben nicht mehr wie das eines Rehbocks."

„Wohlan, so dürfen Sie sich über die Gefahr nicht mehr täuschen; urtheilen Sie nun selbst, ob ich dieselbe übertrieben habe. Er und seine Bande werden heute Abend erscheinen — es gilt den Raub des kostbarsten Kleinods, welches Sie besitzen, und um denselben zu bewerkstelligen, werden die Schurken selbst vor einem Morde nicht zurückbeben."

„Sie sollen mich vorbereitet finden! — Entfernen Sie sich jetzt, junger Mann, es dürfte hier etwas heiß zugehen."

„An Ihrer Seite ist mein Platz."

„Wie, Sie wollen bleiben?"

„Ich erbitte mir dies als eine besondere Gunst."

Der alte Mann heftete eine Secunde seinen Blick auf den Jüngling. Zum ersten Mal brachen sich die finsteren Strahlen seines Auges und mit einem Ausdruck der Zufriedenheit schaute er auf die schöne jugendliche Gestalt.

„Wohlan," sagte er, „in der Gefahr lernen sich die Menschen kennen! Wollen Sie unser Loos theilen, so nehme ich Ihre Hülfe an. Lassen Sie uns als muthige Männer dem Kommenden in's Auge blicken. Unser sind Drei — bis Hülfe erscheint, können wir uns hier schon gegen eine vierfache Ueberzahl halten."

„Ich hatte noch so viel Zeit," sagte Wildenhaupt, „dem Gemeindeschreiber Eduard einige flüchtige, mit Bleistift geschriebene Zeilen zu schicken — ich hoffe, er wird sie erhalten haben und nicht säumen mit der Bürgerwehr zu unserer Hülfe herbeizueilen."

„Das ist eine schwache Hoffnung," sagte der Förster. „Ja, gälte es, sich bei einem Hochzeitsschmause einzufinden, dann wollte ich an der Bereitwilligkeit dieses Herrn Eduard nicht zweifeln, aber wo es darauf ankommt, einer Gefahr muthig in's Auge zu blicken, da hat er so seine eigenen Bedenken, die sich oft bis zur Unüberwindlichkeit steigern."

„So wollen wir uns auf unsere eigenen Kräfte verlassen," sagte der junge Mann entschlossen. „Doch die Gefahr ist nahe und es wird die höchste Zeit, unsere Maßregeln zu treffen."

„Sie haben Recht, Herr von Wildenhaupt. Wilm, hast Du die Hausthür verrammelt und die doppelten Riegel vorgeschoben?"

Der alte Soldat nickte mit dem Kopfe, und indem seine verwitterten Züge ein eigenthümliches Lächeln überflog, murmelte er halblaut vor sich hin:

„Laßt sie nur kommen, sie sollen an dem alten Wilm ihren Mann finden! — So ein Blockhaus läßt sich lange halten, wenn es mit Muth und Umsicht vertheidigt wird."

„Marie," sagte der Förster, „ziehe Dich in's Hinterhaus in den obern Stock zurück; dort bist Du vor jedem Unfall geschützt, der Dich treffen könnte."

„Mein Vater," bat das Mädchen, sich liebevoll an den Greis schmiegend, „lassen Sie mich Ihr Schicksal an Ihrer Seite theilen."

„Geh', mein Kind, Du würdest uns hier mehr hinderlich als nützlich sein. Geh'! Gott segne und beschütze Dich!"

„O, ich will auf meinen Knien im heißen Gebet für uns seine Hülfe anflehen," sagte Marie, das Zimmer weinend verlassend.

„Hier sind Waffen," fuhr der Förster, nach der Wand zeigend, fort, wo eine Reihe stattlicher Büchsen hing; „es wird gut sein, wenn wir die Lichter auslöschen und so den Angriff erwarten."

„Still!" rief Wilm aufhorchend, „ich höre ein Gemurmel von Stimmen."

„Er hat Recht," sagte Wildenhaupt, indem sein Blick sich aufmerksam im Dunkel des Waldes verlor, „dort hinter den Bäumen bewegt sich der Schatten von drei bis vier Menschen."

„Die Lichter aus und an unsere Posten!" gebot der Förster mit leiser aber mit fester Stimme.

Der Anordnung folgte sofort die Ausführung. Einen Augenblick darauf standen die drei Männer in athemloser Stille, die Büchsen in der Hand, kampffertig hinter den Brüstungen der Fenster. Ein Augenblick der spannendsten Erwartung ging vorüber. Plötzlich ertönte ein wildes Geheul und ein Dutzend dunkle Gestalten stürzte sich gegen die Einfassung des Gebäudes.

„Sie versuchen das Thor zu sprengen," sagte Wildenhaupt leise.

„Die Schurken!" murmelte Wilm. „Ich erkenne mehrere derselben; die Bande besteht aus dem schlechtesten und verrufensten Gesindel der ganzen Gegend."

„Still!" rief Marien's Vater; „ich höre die Stimme des schwarzen Peter."

In der That wurde es draußen laut. Einzelne wilde Flüche, die aus Kehlen drangen, die offenbar von dem Genuß des Branntweins halb heiser waren, vermischten sich zu einem Geheul, das mehr den Tönen wilder Thiere wie denen von Menschen glich. Dann folgte ein zweiter noch heftigerer Angriff gegen den Eingang.

„Der alte Fuchs hat sich in seinem Bau verrammelt," sagte der Kerl, den wir bereits mehrere Mal unter dem Namen „der schwarze Peter" kennen gelernt haben, „aber Gott verdamme mich, das soll uns nicht hindern, ihm das Fell über die Ohren zu ziehen." —

„Wilm, schicke ihnen eine Kugel über die Köpfe," sagte der Förster leise.

Ein Blitz zuckte auf, dem unmittelbar der Knall einer Büchse folgte.

Mit Geheul stiebte die Bande auseinander, als sie sich aber unverletzt sah, kehrte sie mit neuem Wuthgeschrei zurück.

„Still, laßt mich dem alten Spitzbuben die Antwort geben," sagte ihr Führer, „ich habe so noch eine alte Rechnung mit ihm abzumachen, und es ist jetzt die beste Gelegenheit, darüber zu quittiren."

Bei diesen Worten funkelte der blanke Lauf einer Büchse im Schimmer des Mondes durch die Luft, und im nächsten Augenblick zerschmetterte eine Kugel das Kreuz des Fensters, hinter welchem der alte Soldat stand.

Dieser stieß ein kaltes Gelächter aus, während er sein Gewehr von Neuem lud.

„In zehn Schlachten," murmelte er, „hat mich Gott beschützt und ich sollte jetzt durch die Hand eines solchen Kerls fallen? — Aber was ist das? — Bei Gott, die Schurken haben den Thorweg in Brand gesteckt!"

In der That loderte unter einem Triumphgeschrei, wie es nur Kannibalen auszustoßen vermögen, die Einfassung des Hauses in hellen Flammen auf, während zu gleicher Zeit die Belagerer einen neuen heftigen Angriff machten.

„Jetzt gilt es, unser Leben zu vertheidigen," sagte der Förster leise zu dem ihm zunächststehenden Baron — „sehen Sie, der Thorweg giebt nach und wir sind jetzt nur noch auf die Vertheidigung des Hauses beschränkt; geben Sie Wilm einen Wink: es bleibt uns jetzt nichts Anderes übrig, als zu den äußersten Mitteln zu greifen."

Ein leiser Zuruf Wildenhaupt's genügte, um die Aufmerksamkeit des alten Soldaten gleichfalls auf den Förster zu lenken.

„Gut gezielt!" sagte dieser leise, indem er vorsichtig sein Gewehr anschlug — „hier gilt es Leben um Leben, Blut um Blut, denn fallen wir in die Hände unserer Feinde, so ist uns ein qualvoller Tod gewiß."

Aber auch unten im Hofe war die Bewegung im Hause bemerkt worden. Drei oder vier Flintenläufe richteten sich gegen die Fenster. Eine Todtenstille herrschte einen Augenblick, dann folgte eine gegenseitige Salve, welche unmittelbar nachher ein dumpfes Geheul und eine wilde Verwirrung unter den Angreifern hervorrief.

„Er wälzt sich in seinem Blute, der schwarze Peter, und noch zwei Andere mit ihm," sagte der Förster; „ich kenne diese Schufte, sie sind jetzt entmuthigt und wir dürfen keine Zeit verlieren, sondern müssen durch einen entschlossenen Ausfall den errungenen Vortheil zu verfolgen suchen."

„Sie ziehen sich zurück," sagte Wilm, „ich sehe, wie sie ihre Verwundeten mit sich fortschleppen."

„Desto besser, so wird unser Erfolg um so sicherer sein."

Mit diesen Worten schob der inzwischen im Erdgeschoß mit seinen Gefährten angelangte Förster die schweren Riegel der Thüre zurück und stürzte, von seinen beiden Kampfgenossen gefolgt, unter lautem Rufe auf die Bande draußen zu. Die Hitze des Kampfes und die Gefahr des Augenblicks schien den beiden alten Männern

ihre Jugendkraft zurückgegeben zu haben. Mit einem Ungestüm, der dem ihres jüngeren Gefährten nichts nachgab, verfolgten sie das Gesindel, welches jetzt zu fliehen begann und das sich, seines Führers beraubt, bald im Dunkel des Waldes nach allen Seiten hin zerstreute, denn der Muth eines bösen Gewissens reicht nur so weit, als der Erfolg einer schlechten Handlung günstig ist.

Unter einer alten Eiche, die ihre breitästigen Zweige weit ausstreckte, fanden sich die drei Männer wieder zusammen. Aus ihren von der Anstrengung noch aufgeregten Zügen sprach eine tiefe Bewegung. Sie drückten sich herzlich und innig die Hände, und in dieser einfachen geräuschlosen Handlung sprach sich die Anerkennung ihres gegenseitigen Werthes in diesem feierlichen Augenblick kräftiger und deutlicher aus, als solches durch eine Reihe der ausgesuchtesten Worte hätte geschehen können.

„Die Gefahr ist vorüber," sagte der Förster, „doch thut noch immer Wachsamkeit Noth; zurück also, meine treuen Freunde, in das Haus, wo ein Gegenstand, der uns Allen theuer ist, in banger Sorge unserer Rückkehr harrt."

Alle Drei traten aus dem Dunkel des Waldes und schritten dem Forsthause zu. Plötzlich zuckte der alte Soldat zusammen und rief seinen beiden Gefährten ein leises „Halt!" zu.

„Was giebt es, Wilm?" fragte der Förster gespannt.

„Seht!" sagte dieser mit gepreßter Stimme, indem er seinen Arm ausstreckte, „die Schufte haben uns überlistet und den Rückweg nach der Festung abgeschnitten."

Die beiden Anderen blickten auf und eine bange erwartungsvolle Minute verging.

„Wilm hat Recht," rief der Vater Marien's mit einer Stimme, die zum ersten Male bebte, weil ihm die Gefahr, in welcher seine hülflose Tochter schwebte, in ihrer ganzen Größe entgegentrat, — „seht, dort im Schimmer des Mondes blinkt der Lauf von drei bis vier Gewehren!"

„Was ist zu thun?" fragte Wildenhaupt, „denn eine Täuschung waltet hier nicht ob — auch ich erkenne einen Haufen Bewaffneter."

„Still!" rief der Förster, „ich höre die Stimme meines Kindes." —

Diese Worte wirkten elektrisch auf die drei Männer; in gespannter Erwartung standen sie lauschend da, während man den Herzschlag jedes Einzelnen vernehmen konnte.

„Ich zweifle weder an Ihrem guten Willen noch an Ihrer Tapferkeit," sagte Marie mit klarer Stimme zu einer Person, welche im Vordergrunde der Gruppe stand, „und mein Vater wird gewiß in seinem Danke gegen Sie nicht zurückbleiben."

„Gott im Himmel!" seufzte der Alte, „der Schreck hat auf den Verstand des armen Kindes eingewirkt."

„Man spricht von Neuem," sagte der Baron. „Hören Sie."

„Aber Sie werden zugeben, Fräulein Marie," sagte die vorige Person, „daß viel Muth und Geschicklichkeit dazu gehört, im entscheidenden Augenblick eine solche Flankenbewegung auszuführen. Muth, sage ich, weil wir uns wie die Spartaner in den Thermopylen auf einen sicheren Tod vorbereiten mußten, Geschicklichkeit, weil ich mit taktischer Gewandtheit in demselben Augenblick mit meiner Schaar vorrückte, als der Feind seinen Rückzug antrat und auf diese Weise eine starke Reserve ohne Verlust in's Hintertreffen geführt habe, was offenbar mißglückt wäre, wenn ich blos meinem persönlichen Muthe Folge geleistet und von Vorne angegriffen hätte."

„Ich verstehe hiervon nichts, Herr Eduard," sagte Marie in einem fast an Heiterkeit grenzenden Tone, „indessen zweifele ich nicht im Mindesten an der Wahrheit Ihrer Auseinandersetzungen."

„Und dann," fuhr dieser fort, „kennen Sie, Fräulein Marie, meine tiefe Verehrung zu Ihrer liebenswürdigen Person, und schon dies würde mich veranlaßt haben, mich mit Hintenansetzung jeder Rücksicht muthig in den Tod zu stürzen."

Hier wurde der arme Eduard durch ein schallendes Gelächter unterbrochen, und zugleich gewahrte er zu seinem Schrecken, daß aus dem Dunkel des Waldes eine Anzahl Bewaffneter hervorbrach. Diese unerwartete Erscheinung übte einen solchen Einfluß auf seinen Geist aus, daß plötzlich sein Redefluß verstummte und seine Person eilig hinter einem großen Regenfaß verschwand, während seine Begleiter nicht minder behende hinter anderen deckenden Gegenständen unsichtbar wurden.

„Aber zum Kukuck, wo stecken Sie denn, Herr Eduard?" rief eine bekannte Stimme, in welcher wir die des alten Forstmannes wieder erkennen, „ist es Recht, daß Sie sich unseren Blicken in dem Augenblick entziehen, wo wir Ihnen unseren Dank abstatten wollen!"

„Ach!" sagte der Gemeindeschreiber, mit etwas verlegener Miene, aus seinem schützenden Versteck hervortretend, „Sie sind es, Herr Gruner. — Nun, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen; es hat so seine eigene Bewandtniß mit den taktischen Bewegungen bei Nacht, und ich habe stets gehört, daß man dem Feinde gegenüber in allen Fällen eine möglichst starke Position zu gewinnen suchen muß."

„Sie sind ja bis an die Zähne bewaffnet, mein bester Herr Eduard," sagte der Förster, gutmüthig lachend. „Eine halbe Stunde früher hätten wir die vier Pistolen, welche Sie da im Gürtel tragen, so wie den langen Kürassiersäbel, der Ihnen an der Seite hängt, trefflich brauchen können, abgesehen von den zwei Dolchen, die ich außerdem noch bei Ihnen bemerke."

„Sie erhielten also die Zeilen, welche ich an Sie richtete, wie es scheint, zu spät?" fiel Wildenhaupt ein.

„Keineswegs," entgegnete der Gemeindeschreiber, „ich habe bereits seit einer halben Stunde mit meiner Schaar dort im Dickicht gelegen und den Muth bewundert, mit welchem Sie den Kampf führten. Allein wie ich bereits die Ehre hatte, Fräulein Marie zu berichten, lag es in meinem Plan, durch eine geschickte Flankenbewegung dem Gefecht den Ausschlag zu geben, und dies ist mir, wie ich zu meiner Genugthuung gewahre, auch vollkommen gelungen."

Hier schlug der alte Soldat ein so boshaftes Gelächter an, daß der Gemeindeschreiber es für nöthig fand, durch einige Worte den Eindruck, welches dasselbe auf die Anwesenden machte, zu mildern.

„Der alte Wilm," sagte er, „hat noch seine Taktik aus dem vorigen Jahrhundert, während man jetzt die Kriegsführung auf ganz andere Grundsätze basirt. Doch ich sehe, die Zeit ist schon so weit vorgerückt, daß der Tag anbricht. Da nun durch Ihren Muth und meine Flankenbewegung der Feind völlig aus dem Felde geschlagen ist, so will ich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, mit meiner Schaar abziehen, um mich bei einer warmen Tasse Kaffee von den Strapatzen dieses nächtlichen Feldzuges zu erholen."

„Thun Sie das, Herr Eduard," sagte der alte Forstmann, „ich hoffe, im Lauf des Tages noch das Vergnügen zu haben, Sie in meinem Hause zu sehen und dann werden Sie es nicht verschmähen, unseren Dank für Ihre thätige Hülfe nochmals entgegen zu nehmen."

„Ich werde nicht verfehlen, mich einzufinden," sagte der Gemeindeschreiber, „zumal ich eine zarte und delikate Angelegenheit zu erledigen beabsichtige. — Also, Fräulein Marie, ich nenne mich Ihren ergebenen und gehorsamen Diener, und habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen."

Mit diesen Worten stellte sich Herr Eduard an die Spitze seiner Truppe und schwenkte mit derselben in sehr stolzer und gravitätischer Haltung von dem Schauplatz seiner Thaten ab. Die Bewohner des Forsthauses zogen sich ebenfalls, von den Anstrengungen der Nacht ermüdet, in das Innere desselben zurück, und kurze Zeit darauf herrschte dort ein so tiefer Frieden, daß Niemand die eben beschriebenen Ereignisse geahnet haben würde, wenn die geschwärzten und rauchenden Trümmern des Thorweges nicht auf etwas Außergewöhnliches hingedeutet hätten.

VI.

Fünf oder sechs Stunden später saß der alte Gruner wieder in seinem Lehnstuhl. Vor ihm standen Marie und Wildenhaupt, im Hintergrunde der Invalide mit einer so behaglichen Miene, wie man sie an ihm seit langer Zeit nicht zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte. Ein Ausdruck versöhnender Milde umfloß die Züge des Försters.

„Mein Sohn," sagte der Greis, zu Wildenhaupt gewendet, mit weicher Stimme, „ich habe heute in der Frühe, als ich Gott für unsere Rettung meinen Dank darbrachte, vor ihm auch noch in anderer Weise mein Herz ausgeschüttet. Ich habe ihn gefragt, ob es Recht sei, daß der Mensch seinen Groll lange Jahre hindurch in seinem Innern trage und dort der Leidenschaft und dem Hasse eine Freistätte einräume. Er hat mir geantwortet und mich

Joseph Priestley, LL.D.

Priestley was born near the town of Leeds, in Yorkshire, on the 13th of March, 1733. His father was a clothier, and intended that his son should follow the same business; but the boy's love of learning induced him to prepare for the ministry. He was educated at the dissenting academy at Daventry, and in 1755 became minister of a congregation at Needham Market, in Suffolk. Here he married, and began to write on theological subjects. In 1758 he removed to Nantwich, in Cheshire, where he established a school, and published a grammar of the English language. In 1761 he was appointed tutor in languages in the dissenting academy at Warrington, and in 1767 published his "History of the Present State of Electricity," which was followed by numerous papers on the same subject, and by his "Experiments and Observations on Different Kinds of Air," which appeared in 1774. In the latter year he visited Paris, and was introduced to Lavoisier, Turgot, Franklin, and other distinguished men. In 1780 he became minister of a congregation at Birmingham, and in 1781 published his "Disquisitions relating to Matter and Spirit," in which he maintained the doctrine of materialism. In 1782 he published his "History of Corruptions of Christianity," and "History of Early Opinions concerning Jesus Christ," which were followed by "Letters to the Jews," "Letters to the Philosophical Unbelievers," and "Institutes of Natural and Revealed Religion." In 1790 he published his "Letters to the Right Honorable Edmund Burke," in reply to Burke's "Reflections on the French Revolution," and in 1791 his "Letters to the Inhabitants of Birmingham," in which he defended the principles of the French Revolution. In the same year the mob burned his house, his library, and his manuscripts, and he was obliged to flee to London. In 1794 he published his "Letters to Dr. Horsley," and in 1795 his "Letters to the Right Honorable William Pitt." In 1794 he removed to Hackney, and in 1795 to Philadelphia, where he died on the 6th of February, 1804.

„Ich bedaure," sagte der Baron lachend, „aber ich habe mir Ihre Manoeuver gemerkt und bin Ihnen durch eine geschickte Flankenbewegung zuvorgekommen."

„Wie so?"

„Nun, ich habe die Ehre, Ihnen in Fräulein Marie meine verlobte Braut vorzustellen."

Der gute Eduard war wie aus den Wolken gefallen und sah sich verlegen nach allen Seiten um, während er sein Taschentuch hervorzog und sich den Schweiß von der Stirn trocknete.

„Sie sehen, Sie sind zu spät gekommen," sagte der Förster, „aber wollen Sie einem alten Freunde eine Freude erzeigen, so versprechen Sie uns, auf der Hochzeit zu erscheinen."

„Da es doch nun nicht anders sein kann," sagte der Gemeindeschreiber nach einigem Zögern, „so nehme ich Ihre freundliche Einladung an, denn da diese neue Flankenbewegung mir wider Erwarten mißglückte, so denke ich, es ist am Besten, wenn wir Frieden schließen und an dem Vermählungstage den alten Freundschaftsbund erneuern."

H. Fr. Karl Freiherr vom und zum Stein.

Ein Fingerzeig in die Vergangenheit.

(Mit Portrait.)

Man kann die auswärtige Politik wohl aller Staaten und aller Zeiten auf drei Grundzwecke zurückführen: erstens auf den des eignen innern Wohles, des geistigen und materiellen Gedeihens der eigenen Völker; dies ist die Politik, die besonders von den wirklich praktischen Staatsmännern meist für die beste gehalten wird und die England seit Jahrhunderten zu der großartigen Entwickelung aller seiner Kräfte und Interessen geführt hat; — zweitens auf den der Eroberungssucht, die aus bloßem Ehrgeiz, blinder Habsucht Länder auf Länder an sich reißen will, ohne zu erwägen, ob das Stammland selbst dadurch gewinnt oder durch diese Ausbreitung seiner Kräfte vielleicht auch zu Grunde geht; dies war meist das Prinzip der französischen, immer das der russischen Staatskunst; — und endlich der dritte Grundzweck äußerer Politik ist der, welcher auf allgemeine, sogenannte sittliche Ideen hinausgeht, wie auf historisches Recht, Beruf von Gottes Gnaden, Legitimität, Ritterlichkeit u. dergl., und diese Politik ist (wenn sie nämlich mehr als bloße Maske ist, wozu sie auch von sehr gescheidten Staatsmännern oft mit großem Erfolge angewendet wird), jedenfalls von allen drei Gattungen die idealste, romantischste und berauschendste, sie wird aber von vielen sehr verständigen Sachkennern für eine oft sehr unkluge und fast immer sehr unfruchtbare gehalten.

Ein durch den großartigsten Erfolg gekröntes Beispiel einer rücksichtslos praktischen und heilsamen Politik, die nichts als die Befreiung und Beförderung des Vaterlandes wollte, war die des preußischen Staatsministers Heinrich Friedrich Karl Freiherrn vom und zum Stein in den Jahren 1804 bis 1815.

Oesterreich war bei Austerlitz, Preußen bei Jena und Auerstädt in seiner Kraft und Selbstständigkeit gebrochen. Tiefer und tiefer drängte der Usurpator sich in das Herz Deutschlands hinein; enger und enger zog er seine Kreise um die zur Beute auserlesene, innerlich zertheilte Nation. Sein Basiliskenblick hatte den bewundernden Gegner gelähmt, welcher in Selbsttäuschung durch Unterhandlung und immer noch durch Unterhandlung den Feind fern zu halten meinte, der ein erwachtes, im Freiheitstaumel jubelndes Volk um seine Freiheit zu berücken verstanden hatte.

Da ward im Süden Deutschlands zuerst das Gefühl von der nothwendigen gemeinsamen Erhebung Deutschlands gegen den gemeinsamen Gegner wach. Oesterreich begann im Geheimen mit Macht zu rüsten und bewarb sich um die Verbindung mit Preußen zu dem einen Zwecke. Der König von Preußen aber erklärte, von der russischen Politik sich nicht zu trennen und deren Entscheidung zu erwarten. Und Rußland? — Was Stein und seine Gesinnungsgenossen damals ahnten, das liegt, durch die neueste Geschichtsschreibung erwiesen, jetzt klar am Tage: es war damals das einzige Interesse des russischen Monarchen, Oesterreich und Deutschland von dem französischen Imperator vernichten zu lassen, um mit diesem in die Welt sich zu theilen oder, wenn er durch seine Eroberungen genügend geschwächt wäre, um den Besitz der ganzen mit ihm sich zu streiten.

Es erscheint zeitgemäß, einige Ausdrücke aus einer Denkschrift hier mitzutheilen, die Stein an den König von Preußen gerichtet hatte, um ihn aus dieser unglückseligen, täuschungsvollen Allianz mit dem nordischen Nachbaren herauszureißen; er schrieb unter dem Datum des 8. September 1808:

„Das Resultat der Betrachtungen, die Herr Oberst-Lieutenant von Gneisenau in seiner Denkschrift, d. d. Königsberg, den 24. August a. c. vorträgt, ist

„1) daß von Rußland keine Hülfe zu erwarten,

„2) daß die Folgen eines für Oesterreich unglücklichen Krieges die Vernichtung von Preußen sein wird.

„Ich erlaube mir hierüber folgende allgemeine Bemerkungen: Deutschland war kräftig genug, sich selbst gegen Frankreich zu vertheidigen, und nur seine Uneinigkeit ist Ursache seines Falles und seiner Sklaverei. Das laue und zweideutige Betragen Preußens im Jahre 1794 veranlaßte Oesterreich, die Niederlande ohne Noth und ohne eine verlorene Schlacht bis hinter die Maas zu räumen, und der unglückliche Baseler Friede, den die unverständige Vorstellung seiner Minister Friedrich Wilhelm II. abnöthigte, sanktionirte zuerst die verderbliche Trennung Deutschlands in das nördliche und südliche; das erstere sah ruhig den Verheerungen des letzteren zu, und ahnete nicht, daß der südliche Deutsche ihn für dieses verfassungswidrige und treulose Betragen seiner Zeit züchtigen und abstrafen werde. Eine Folge der Gleichgültigkeit Preußens gegen die Erhaltung der Selbstständigkeit und Freiheit Deutschlands war die Benutzung der Kräfte des südlichen Deutschlands zur Unterjochung des nördlichen, und dasselbe Prinzip der Apathie, gegen Oesterreich angewendet, wird dieselben Folgen für Preußen haben, nämlich seine völlige Auflösung und den Fall seiner Herrscherdynastie. — —

„Daher sich Oesterreich nähern und ihm seine Absichten freimüthig eröffnen, alle militärischen und Insurrektionsmittel, die uns zu Gebote stehen, bei dem Ausbruch eines österreichischen Krieges anwenden, um das französische Joch abzuwerfen, weil bei dem ruhigen Zusehen nur Vernichtung oder die unerträglichste Sklaverei eintreten kann.

„Die Zusammenkunft des Kaisers Alexanders mit dem Kaiser Napoleon trübt die Aussichten noch mehr — was kann aus dem Zusammentreffen eines vom Handeln abgeschreckten, weichen, lenksamen Charakters mit dem felsenfesten, rastlosen und ruchlosen Manne entstehen, als blindes Hingeben des Ersteren an den verruchten Willen des Letzteren? ꝛc."

So damals Stein. Sein Rath wurde nicht gehört, er selbst — durch die raffinirteste Intrigue, in der sich die russenfreundlichen, gegen Stein's reformatorische Bestrebungen operirenden sogenannten guten Patrioten vom alten Schlage mit den in das Vaterland eingedrungenen Franzosen vereinigt hatten, für immer aus dem Ministerium gedrängt.

Wie bekannt, Oesterreich wurde in dem Kriege vernichtet, den es nun ohne Preußen begann; aber auch für Preußen, wie ebenfalls bekannt, begann damit erst die wahre Zeit der Schmach und Erniedrigung. Auf Unterstützung Rußlands gegen den Uebermuth des Usurpators hoffte es vergebens; Alexander half dem vertrauungsvollen Bundesgenossen nicht in seinen gerechten Beschwerden über die unerhörten Vexationen bei Eintreibung der Kontributionsgelder; es sah ruhig zu, wie Unbill auf Unbill erfolgte und in erzwungenen Abtretungen an das Königreich Polen endlich offener Raub an den im Tilsiter Frieden sanktionirten Grenzen Preußens verübt wurde.

Und Preußen? Auch Preußen konnte endlich seiner ritterlichen Gesinnung gegen den unritterlichen Bundesgenossen nicht treu bleiben. Die Folgen all seines blinden Glaubens waren die, daß es wider Willen unter den Fahnen des Eroberers seine eigenen Söhne gegen den Nachbar kämpfen lassen mußte, dessen Vertrauen es durch alle jene Opfer doch nicht erkauft hatte!

Und Stein? — — Man kann dem deutschen Volke nicht absprechen, daß es den Werken, dem Leben und den Persönlichkeiten seiner Dichter und Denker, vorzüglich nach ihrem Tode, eine sehr gründliche Aufmerksamkeit und dauernde Anerkennung stets geschenkt hat; wie sind die großen Werke und die kleinsten Lebenszüge eines Schiller und eines Goethe so tief in alle Schichten des Volkes eingedrungen! Aber sind die Produkte der Phantasie und Poesie die einzigen, die höchsten Erzeugnisse deutschen Geistes? Giebt es nicht, und gerade gleichzeitig mit jenen Heroen unserer

Dichtkunst, auf den Gebieten des öffentlichen Lebens und der politischen Entwickelung, in der Befreiung des Vaterlandes und der Neugründung der Verfassungen Thaten, die für die Gegenwart bedeutungsvoller sind, als jene Dichtungen?

Und was hat das deutsche Volk gethan, um diesen Thaten und den Helden, die sie vollbrachten, den verdienten Platz im Pantheon seiner Erinnerung zu sichern? — Wie weit ist heute noch der Name Stein's überhaupt nur im Volk bekannt, und wenn sein Name, was ist von seinem Wirken, seinen Gesetzgebungen, seinen Gesetzesentwürfen, seinem Charakter, seinem Leben und seiner Persönlichkeit in weiten Kreisen in lebendiger Erinnerung geblieben?

Freilich hat man wohl von mehr als einer Seite sich veranlaßt geglaubt, der Ausbreitung seiner Gesinnungen entgegenwirken zu müssen, um die bestehende Ordnung der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Aber hätte man nur seine wahren Gesinnungen in der rechten Art fortzupflanzen verstanden, wären sie dann nicht das wirksamste Gegenmittel gegen alle Gefahren des gefürchteten Umsturzgeistes gewesen? Stein war der Apostel einer neuen Zeit, der Petrus, der Fels, auf welchen der Bau der deutschen Staatenbildung unsers Jahrhunderts gegründet ist, — und doch war er ein völliges Gegenbild gegen die, welche heute als die Apostel neuer Ideen, als die Verkündiger einer Religion der Zukunft auftreten, — ein Gegenbild schon deshalb, weil er erreichte, was er wollte, und, was er nicht erreichen konnte, nicht gewollt hat!

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein war am 26. Oct. 1757 zu Nassau geboren († 29. July 1831), wo seine reichsfreiherrliche Familie ihren Sitz hatte. Er ward von den Aeltern zum Nachfolger im Besitz der als Fideicommiß sanctionirten Familiengüter bestimmt und sah somit die Mittel zu einer großen Lebenslaufbahn sich zu Gebote gestellt. Nachdem er studirt und auf Reisen die größeren deutschen Höfe kennen gelernt, entschied er sich dafür, dem preußischen Staate seine Dienste anzubieten. Friedrich der Große fertigte am 2. Februar 1780 seine Ernennung zum „Kämmerer" aus und stellte ihn als Referendar dem Chef des Berg- und Hüttendepartements, Minister von Heinitz, zur Seite. Schon 1783 war Stein Bergrath in Wetter an der Ruhr, dann 1788 erster Director der Kriegs- und Domainen-Kammern zu Cleve und Hamm, 1793 Präsident der märkischen Kammer mit dem Sitz zu Cleve, 1796 Oberpräsident sämmtlicher westphälischen Kammern (d. h. „Regierungen") in Minden, bis er 1804 als Nachfolger von Struensee zum preußischen Staatsminister im Departement des Accise-, Zoll-, Fabriken- und Commercial-Wesens nach Berlin berufen wurde. Hier herrschte damals die Partei des Minister von Haugwitz und Cabinetsrath Beyme, die vor Allem den Krieg scheute und nichts wollte als Friede mit Napoleon. Stein schaffte zunächst durch Einführung von Papiergeld und andere geniale Finanzmaßregeln die Möglichkeit einer Waffenergreifung gegen den revolutionären Usurpator, und schnell sammelte sich um ihn die Partei der Hardenberg, Blücher, Rüchel, Prinz Louis Ferdinand u. s. w., die in den König drang, die Ehre und Freiheit des Vaterlandes zu wahren. Die Niederlage von Jena und Auerstädt war die Folge nur davon, daß man zu spät den Rath dieser Männer hörte, und dennoch griff deren Stimme auch in der verzweiflungsvollen Lage nach jenem Verluste nicht durch. Stein war dem Könige nach Memel gefolgt; sein Beharren auf der Nothwendigkeit durchgreifender, Staat und Heer regenerirender Maßregeln hatte seine ungnädige Entlassung zur Folge; aber — schon wenige Monate darauf hatte die bessere Einsicht des gerechten Königs ihn wieder an den Thron gerufen, und dieses zweite Ministerium Stein's, das nur vom 20. September 1807 bis 24. November 1808 dauerte, war es, dem wir die Neugründung des erschütterten Staates, die großartige preußische Gesetzgebung danken, durch welche die spätere Befreiung des gesammten deutschen Vaterlandes erst möglich wurde. Was die französische Revolution in Gewalt und unmenschlichem Frevel versuchte, wurde hier durch Gesetz und Weisheit eingeführt: die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Ständeunterschiede, die Abschaffung der Adelsvorrechte, die Befreiung des Grundeigenthums und der Gewerbe, die Centralisirung der Regierung in den jetzt noch in Preußen bestehenden Ministerien, die neue Belebung des Gemeindewesens, die Gründung der berühmten Städte-Ordnung und die Anbahnung einer ständischen Vertretung des Volkes und seiner Theilnahme an der Regierung.

Die in der oben mitgetheilten Denkschrift ausgesprochene Gegnerschaft gegen Rußland war die Veranlassung, Stein zum zweiten Male aus dem Ministerium zu entlassen. Napoleon hatte ihn als seinen gefährlichsten Gegner erkannt, forderte seine Entfernung aus den preußischen Staaten, that ihn in die Acht und confiscirte seine Güter. Als nun aber Oesterreich zum zweiten Male besiegt und fast vernichtet war, als zwischen dem westlichen und dem östlichen Kaiserreiche keine Schranke mehr hinwegzuräumen war und die beiden größten Reiche Europa's zum Kampfe auf Tod und Leben einander gegenüberstanden, da war es Stein, der Verbannte, der Heimathslose, sein bisheriger heftigster Gegner, an den Kaiser Alexander von Rußland sich zuerst um Rath und Hülfe wandte. Stein war es, der, einzeln für sich, mit keiner Macht, keiner Partei unmittelbar in Verbindung stehend, in der Verbannung lebend, der russischen Politik nach dem Brande bei Moskau den großartigen Aufschwung zum Siege gab, der sie zwang, von dem Vertheidigungskriege in den des Angriffes überzugehen, den geschlagenen Feind über die Grenzen hinaus zu verfolgen, die Fahnen der Erhebung in die Gauen Deutschlands zu tragen und seinen zahllosen Souverainen das Werk der eignen Befreiung aufzudringen. Er, der Mann einer vorurtheilsfreien, aber charaktervollen, einer rücksichtslosen, aber zweckgemäßen Politik, den sein Vaterland preisgegeben hatte, er war es, der es wieder dahin brachte, daß der Name Deutschland kein leerer Schall mehr war, dem, aus Mangel eines anderen Mittelpunktes, von den Fürsten während des Befreiungskrieges die „Centralverwaltung" des Reichs übergeben wurde, — so daß man im Volke daran dachte, ihn zum deutschen Kaiser zu erwählen, und daß Nicolaus Vogt, Professor der Geschichte und des Staatsrechts in Frankfurt, der Lehrer Metternich's, als man ihn fragte, ob das nach den Reichsgesetzen möglich sei, diese Frage unbedenklich beantwortete, indem er auf Stein's reichsunmittelbare Freiherrlichkeit sich bezog!

Es war zweckmäßig, auf diesen genialsten Staatsmann Deutschlands im gegenwärtigen Augenblicke wieder einmal zurückzuweisen, um zu zeigen, welchen Hindernissen Politiker von vorurtheilsfreier Energie entgegenzugehen gefaßt sein müssen; und es war wohl zweckmäßig auch deshalb, weil die Literatur jetzt endlich die lang versäumte Pflicht, diesem Mann ein würdiges Denkmal zu setzen, erfüllt hat mit dem Werke: „Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein," von G. H. Pertz (5 Bände. Berlin, 1849—1854), — einem Werke, dessen Verbreitung in alle Gesellschaftskreise zu wünschen wäre.

R. Gisele.

Zur Gesundheitspflege und Erziehungslehre.

Der Mensch im Kindesalter.

Das Kindesalter erstreckt sich vom Entwöhnen des Säuglings, also etwa vom Ende des ersten Lebensjahres bis zum beginnenden Zahnwechsel im 7. Jahre und könnte deshalb auch das Alter der Milchzähne genannt werden. Das Kind wächst in diesem Zeitraume bis etwa zu 42 Zoll und wird ungefähr 40 Pfund schwer; im Durchschnitt nimmt jährlich seine Länge um 2 bis 3 Zoll und sein Gewicht um 3⅓ Pfund zu; jedoch ist diese Zunahme in den ersten Jahren dieses Alters größer als in den spätern. Im Verhältniß zum Rumpfe nimmt die Größe des Kopfes fortdauernd ab und die der Gliedmaßen zu, obschon das Gehirn im Schädel fortwährend wächst. Das Herz schlägt etwa 85 bis 90 Mal. Dieses Alter, welches sich durch eine verhältnißmäßig rasche körperliche und geistige Ausbildung vor allen andern Lebensaltern auszeichnet, läßt sich recht wohl in zwei Abschnitte trennen, nämlich in das erste und das zweite Kindesalter.

Das **erste Kindesalter** umfaßt das 2te, 3te und bei manchen, etwas zurückgebliebenen Kindern, auch noch das 4te Lebensjahr. Kauen, Gehen und Sprechen sind die drei Bewegungen,

welche die in diesem Lebensalter allmälig freier werdende Selbstthätigkeit des Kindes verkünden. Anfangs zeigt sich in diesem Alter noch eine ziemlich bedeutende Gebrechlichkeit und nicht geringe Sterblichkeit, bald nimmt aber das Widerstandsvermögen gegen schädliche Einflüsse rasch zu und so das Krankheits- wie Sterblichkeitsverhältniß ab.

Bei der **Erhaltung** des Kindes in diesem Alter ist, wie beim Säugling, noch große Sorgfalt auf die Nahrung, Luft, Hautreinigung, Temperatur, das Schlafen und die Sinne zu verwenden. — Die Nahrung muß anfangs vorzugsweise noch aus Milch (reiner Kuhmilch mit etwas Milchzucker) bestehen und sonst nur allmälig von der flüssigen zur dünn- und dickbreiigen, endlich zur festen Form übergehen. Deshalb z erst Fleischbrühe mit Ei und den verschiedenen Mehlwaaren (besonders Gries, Zwieback, Weißbrod u. s. w.), später sehr weiches und ganz klein geschnittenes Fleisch und Mehl- oder Milchspeisen; endlich die leichtverdaulichen und nahrhaften, reizlosen Nahrungsmittel des Erwachsenen. Zu warnen ist besonders vor dem Genusse von reizenden Speisen und Getränken (Gewürzen, Kaffee, Thee, Wein, Bier); auch müssen Kartoffeln und Kartoffelspeisen, so wie Schwarzbrod (Stoffe, zu denen das Kind gerade recht großen Appetit hat) nur äußerst mäßig genossen werden. Man thut gut, jetzt schon das Kind an Wassertrinken (bei oder nach dem Essen) zu gewöhnen, jedoch darf das Wasser nicht sehr kalt, sondern verschlagen gereicht werden. Es ist eine sehr schlechte Mode der Aeltern, kleinen Kindern von allen Speisen und Getränken, die sie selbst genießen, etwas abzugeben. Um dies zu umgehen, nehme man das Kind beim Essen lieber nicht mit an den Tisch. — Die Luft, in welcher das Kind, besonders während des Schlafens athmet, sei von mittlerer Wärme (+ 12—13° R.) und so rein als nur möglich; deshalb halte sich das Kind viel im Freien auf, natürlich mit der gehörigen Vermeidung von rauher, kalter, staubiger und Zugluft, weil diese sehr leicht Krankheiten im Athmungsapparate (Bräune, Keuchhusten, Lungenentzündung) veranlaßt (s. Gartenlaube, Jahrg. 1. Nr. 17). — Die Reinigung der Haut ist noch täglich durch Baden oder Waschen des ganzen Körpers mit warmem Wasser zu besorgen und höchstens bei Unwohlsein des Kindes (bei Schnupfen) ein oder einigemal auszusetzen. — Die Temperatur, in welcher ein kleines Kind gehörig gedeihen kann, ist, trotzdem daß die Wärmeerzeugung im kindlichen Körper zunimmt und Kälte weniger nachtheilig als im Säuglingsalter auf denselben einwirkt, doch noch eine ziemlich warme. Vorzüglich sind Erkältungen des Bauches und der Füße ängstlich zu vermeiden, weil diese nicht selten Ursache gefährlicher Krankheiten werden. Nur allmälig gewöhne man das Kind, im 3ten oder 4ten Lebensjahre, an kältere Luft (dünnere Kleidung) und kaltes Wasser. Die Abhärtung der Kinder dieses Alters durch Kälte ist eine durchaus unnatürliche und hat in der Regel als zu reizend auf die Empfindungsnerven der Haut schlimmen Einfluß auf das Gehirn. — Das Schlafen ist für kleine Kinder, die doch ihre Muskeln eben erst gebrauchen lernen und deshalb ordentlich ausruhen müssen, auch bei Tage unentbehrlich. Man lege deshalb das Kind zur bestimmten Zeit (nach dem Essen um die Mittagszeit), entweder im Nachtkleide oder doch in ganz lockerer Kleidung in oder auf das Bett. Damit der Schlaf ruhig und nicht durch Träume gestört sei, vermeide man kurz vorher alle starken Sinnesreize und geistige Aufregungen (Spiele, Erzählungen). — Die Sinne verlangen beim Kinde die größte Schonung und sorgfältigste Behandlung, so wie eine passende Erziehung (s. später), vorzüglich müssen sie vor zu starken Reizungen geschützt werden. Vom Auge ist ebenso wohl zu starkes Licht, wie lange Dunkelheit abzuhalten, auch dürfen nicht kleine Gegenstände sehr nahe an das Auge gebracht werden. Dem Ohre können sehr starke, wie sehr scharfe und grelle Töne schaden, so wie auch starke Gerüche und scharf schmeckende Stoffe dem Geruchs- und Geschmackssinn Nachtheil bringen können.

Auf die **Erziehung** im ersten Kindesalter müssen die Aeltern ihr ganz besonderes Augenmerk richten, weil jetzt schon der Grund ebenso zum Guten wie zum Bösen gelegt wird. Ja, es lassen sich die ersten drei Lebensjahre als den wichtigsten Abschnitt in der Erziehung betrachten. Leider sehen gerade in dieser Zeit die meisten Aeltern bei der ersten geistigen und körperlichen Entwickelung ihres Kindes ruhig zu und überlassen sie größtentheils dem Zufalle, anstatt dieselbe durch zweckmäßiges Eingreifen richtig zu leiten. Wenn sie nur wenigstens durch gutes Beispiel die Kinder erzögen, da der Nachahmungstrieb im Kinde ein mächtiger Hebel für die Erziehung ist. Allein die wenigsten Aeltern wollen glauben, daß der Bug, den die Seele früh annimmt, mit ihr wächst und unaustilgbar bleibt. — Die **körperliche** Erziehung sei auf den Nahrungsgenuß, den Schlaf, die Bewegungen und die Reinlichkeit gerichtet. Die Nahrung werde zu fest bestimmten Zeiten gereicht, und dabei gewöhne man das Kind, dieselbe nicht zu hastig, sondern ruhig und reinlich zu sich zu nehmen. Sitzt das Kind dabei am Familientische, so gewöhne man dasselbe ja nicht an das Naschen von dieser und jener Speise der Erwachsenen, sondern halte streng an der kindlichen Nahrung. — Schlafen darf das Kind nur in seinem eigenen Bettchen, und zwar ohne daß besondere Hülfsmittel (wie Einsingen, Erzählen u. s. w.) zum Einschlafen angewendet werden. — Hinsichtlich der Bewegungen ist die Hauptregel, dem Kinde so wenig als möglich Hülfe dabei zu leisten, damit es bei Zeiten durch selbstständige Anstrengungen seinen Willen übe und Geschicklichkeit erlange. Wohl aber veranlasse man dasselbe zum Nachahmen gewisser Bewegungen mit Händen und Füßen, wie zum Ergreifen und Führen des Löffels und Bechers zum Munde, zum Fassen und ruhigen Tragen von Gegenständen, zum Werfen und Auffangen, zum Hüpfen und Springen, zum Gerade- und Auswärtsgehen und Stehen. Man vermeide alle zu lange anhaltenden, einförmigen und sehr anstrengenden Bewegungen (besonders das Treppensteigen, Weitgehen), sowie langdauerndes Aufrechtsitzen, zumal bei schwächlichen Kindern, die sich bald hier, bald da anlehnen oder zusammensinken. Richtige Abwechselung im Bewegen (der rechten und linken Seite, der obern und untern Körperhälfte), im Sitzen und Liegen (am Besten auf dem Rücken und auf einer Matratze) ist einem Kinde am heilsamsten. Allerdings scheint die beständige Beweglichkeit und der Thätigkeitstrieb beim Kinde, wie das Springen und Herumjagen junger Thiere, die Gesundheit (vielleicht durch Bethätigung der Ernährungsprocesse und Abarbeiten des Nervensystems) dienlich zu sein. Beim Führen des Kindes an der Hand wechsele man öfters mit der rechten und linken Hand ab, weil sonst dem Kinde leicht eine schiefe Körperhaltung angewöhnt wird. Eben deshalb muß auch beim Tragen des Kindes auf dem Arme öfters zwischen dem rechten und linken Arme gewechselt werden. Die Ausbildung der Sprache unterstütze man durch deutliches Vorsprechen und gleichzeitiges Vorzeigen von Gegenständen, um Laut und Vorstellung in inniger Verbindung mit einander im Gehirne einzuprägen. — An Reinlichkeit, in Bezug auf die Ausleerungen, den Körper und die Kleider, das Essen und Trinken, muß ein Kind schon vom Anfange dieses Lebensalters an gewöhnt werden. Es muß seine natürlichen Bedürfnisse durch bestimmte Ausdrücke zu bezeichnen und später selbst ordentlich zu verrichten lernen; es werde angeleitet, seine Zähne gehörig zu reinigen, beim Essen und Trinken reinlich zu sein und die Kleidung nicht muthwillig zu beschmutzen. Freilich artet dieses letztere Reinlichsein manchmal (bei Müttern, die aus ihren Kindern Staatspüppchen machen wollen) auch bis zum Ungehörigen aus. — Was die Kleidung betrifft, so ist Kopf und Hals, bei Tag und Nacht, bloß zu lassen und nur beim Aufenthalt im Freien gegen Sonne und Kälte gehörig zu schützen. Die Kleiderchen seien kurz und locker, damit das Kind seine Glieder so gut als möglich bewegen könne; die Unterkleider und Hosen dürfen nicht durch Binden an den Körper befestigt, sondern durch Schulter- oder Tragbänder gehalten oder an ein langtailliges Leibchen angeknöpft werden. Das Gewicht der Kleider muß überhaupt ganz und gar auf den Schultern ruhen. Zur Fußbekleidung sind einbällige, genau passende Stiefelchen am zweckmäßigsten, indem sie nicht nur die gute Bildung des Fußes, sondern auch das Laufen am besten unterstützen. Natürlich muß die Kleidung nach der Jahreszeit und Lufttemperatur eine wärmere oder eine dünnere sein. Zarte Kinder und solche, die sehr zum Schnupfen geneigt sind, lasse man den Winter hindurch weiche wollene Strümpfe tragen.

Die **geistige** Erziehung im ersten Kindesalter hat es hauptsächlich mit Uebung der Sinne (durch welche erst die geistige Thätigkeit des Gehirns erregt wird) und mit dem Gewöhnen an Gehorsam zu thun. Auch hier ist übrigens Hauptgesetz: man halte Alles vom Kinde ab, an was es sich nicht gewöhnen soll und wiederhole dagegen beharrlich Das, was ihm zur andern Natur werden soll; natürlich stets mit der gehörigen Abwechselung zwischen Thätigsein und Ruhen, sowie mit ganz allmäliger Steigerung der Thätigkeit. Leider überlassen es die mei-

sten Aeltern dem Zufalle, wie sich die Sinne und frühesten Geistesfähigkeiten des Kindes ausbilden und entziehen dadurch demselben für die Folge eine Menge von Bildungsmaterial, sowie von Lebensfreuden. — Der Gesichtssinn verlangt ganz besonders eine zweckmäßige Uebung und zwar nicht blos in Bezug auf den Umfang des Sehens, daß man nämlich sowohl nahe als ferne Gegenstände mit der möglichst größten Deutlichkeit erkennt, sondern auch in Bezug auf die Schärfe, Schnelligkeit und Ausdauer, mit welcher man zu sehen vermag. Man lasse deshalb das Kind im Freien ferne, bald größere, bald kleinere Gegenstände mit den Augen erfassen und verfolgen, gewöhne dasselbe einzelne Gegenstände (Bilder, Spielzeug, Thiere, Pflanzen u. s. w.) ordentlich und mit Aufmerksamkeit, in verschiedener Entfernung und Stellung, anzusehen, und später auch bei kürzerem Anschauen schnell wieder zu erkennen. — Der Gehörsinn ist in Bezug auf Schärfe (schwache und entfernte Töne zu hören) und auf Feinheit (hohe, tiefe, reine und falsche Töne zu erkennen), sowie auf Richtung und Entfernung des Schalles zu üben. Man leite deshalb das Kind an, mit Aufmerksamkeit zu hören und errege Lust an Musik und Gesang in ihm. — Der Geruchsinn läßt sich recht wohl auch durch Uebungen im Erkennen und Unterscheiden von verschiedenen riechenden Stoffen verfeinern und schärfen, so daß er später besser ebensowohl zum Wohle wie zum Vergnügen des Menschen gebraucht werden kann. — Die Uebungen des Geschmacksinns dürfen nicht zu zeitig und mit zu verschiedenartigen wohlschmeckenden Stoffen vorgenommen werden, weil sie sonst zur Leckerei, Näscherei und Gutschmeckerei führen. — Der Tastsinn, welcher seinen Hauptsitz in den Fingerspitzen hat, kann schon zeitig insoweit geübt werden, daß er zum Erkennen heißer, stechender und schneidender Gegenstände vom Kinde benutzt wird. Später sind aber zweckmäßige Tastübungen (mit geschlossenen Augen) zum Unterscheidenlernen der verschiedenen fühlbaren Eigenschaften der Körper und so zur Bildung eines feinen Tastsinns vorzunehmen. — Das Allgemeingefühl (Empfindungsvermögen) ist bei der Erziehung des Kindes nicht außer Acht zu lassen und zwar hauptsächlich in Bezug auf Beherrschung unangenehmer Empfindungen zu üben. Die Erzieher müssen dazu freilich selbst dem Kinde ein gutes Beispiel geben, häßliche und abstoßende Thiere angreifen und dem Kinde angreifen lassen, sich nicht über Alles gleich entsetzen und ekeln, bei Ueberraschungen Ruhe behaupten und nicht außer sich gerathen. Man bedenke, daß der Nachahmungstrieb beim Kinde so groß ist, daß es sich sehr schnell ebenso das Gute wie Schlechte seiner Umgebung angewöhnt, selbst das Heiter- und Mürrischsein u. s. f. Man hüte sich auch, bei jedem Stoße oder Falle, bei Verletzungen oder Unwohlsein des Kindes in lautes Jammern und Wehklagen auszubrechen, das Kind zu bemitleiden und leidenschaftlich zu liebkosen; man beachte lieber viele dieser Zufälle gar nicht, lache darüber oder rede dem Kinde nur ganz ruhig zu. Ebenso suche man die Verdrießlichkeit und Uebellaunigkeit eines gesunden Kindes nicht etwa durch Reiz — oder Beschwichtigungsmittel zu verscheuchen, wohl aber durch unterhaltende Beschäftigung (weil die Langeweile sehr oft die Quelle von Mißstimmung und Launenhaftigkeit ist), durch Nichtbeachtung oder Strafe. Selbst beim Kranksein des Kindes taugt das stete Bekümmern um dasselbe nichts, während das ruhige Liegen im Bette heilsam ist. Durch übertrieben ängstliche Liebkosungen ist bei einem kranken Kinde das Uebel nur schlimmer zu machen.

Die Haupttugend eines Kindes, welche ihm in diesem Lebensalter schon anerzogen und zur andern Natur werden muß, ist das Gehorsamsein, da dieses einen festen Grund für die spätere Erziehung legt und diese also sehr bedeutend erleichtert. Freilich läßt sich der Gehorsam dem Kinde nur durch die consequenteste und gleichförmigste Behandlung und Gewöhnung an das Gehorchen beibringen; auch versteht es sich, daß Erzieher hierbei mit gehöriger Umsicht, nicht etwa nach zufälliger Laune verfahren. Man verbiete Nichts, was man nicht wirklich hindern kann, und niemals im Scherze oder mit Lachen, sondern ruhig und mit wenig Worten; was dem Kinde einmal befohlen wurde, muß es vollziehen, und jedem Verbote muß es sofort Folge leisten; was sich ferner das Kind nicht angewöhnen soll, aber doch thut, darf nicht blos manchmal, sondern muß stets verboten werden, bis ihm endlich dieses frühere Thun und Treiben fast unmöglich wird. Vorzüglich ist bei Kindern mit lebhaftem Temperamente die größte, aber ruhige Strenge und Consequenz beim Gehorsamüben anzuwenden. Am Allerwenigsten dürfen Erzieher den Gehorsam des Kindes erbitten und erschmeicheln wollen. — Mit Hülfe des Gehorsams können und müssen zuvörderst nun die Kinder zum Rechten (zur Moral) gewöhnt werden, so daß sie schon zu der Zeit, wo sie in Folge der Sinneseindrücke ihr Ich von der Außenwelt getrennt zu fühlen gelernt haben und zum Selbstbewußtsein gelangt sind (im 3ten oder 4ten Jahre), eine gute, moralische Grundlage durch bloße Angewöhnung haben, auf welcher nun mit Hülfe des wachsenden Verstandes fortgebaut werden kann. Der Mensch, welcher aus Gewohnheit gut ist, bleibt bescheiden, weil er glaubt, daß er gar nicht anders sein könne, als er eben ist. Während man Alles, was man gewöhnlich Unterricht und Lernen nennt, vor dem 7. Jahre ganz unterlassen sollte, ist dieses gerade die für die Ausbildung des moralischen Menschen und eines ehrenwerthen Charakters wichtigste Periode. Denn jetzt läßt sich noch mit leichter Mühe dem kindlichen Gehirne durch richtige Gewöhnung das Gefühl für Rechtes und Gutes so einimpfen, daß dieses für die ganze Folgezeit darin eingewachsen bleibt. Aber dann dürfen die Aeltern freilich dem Kinde keine Lüge und Veruntreuung, keinen Trotz und Eigensinn, keine Selbstsucht und Unsittlichkeit, kurz keinen Fehler, den sie vom Kinde fern zu halten wünschen, nachsehen, sondern müssen alle solche Vergehungen jedesmal unerbittlich bestrafen. Sobald sich Aeltern jedoch über die possirlichen Unarten ihres Kindes noch freuen, demselben Nichts versagen können und die Erziehung, so wie Bestrafung bis zu der Zeit verschieben wollen, wo, wie man zu sagen pflegt, beim Kinde der Verstand kommt, da steht für Aeltern und Kind eine traurige Zukunft bevor. Die Strafe, die natürlich dem Temperamente des Kindes angepaßt werden muß und bei vielen Kindern gar nicht in Schlägen (obschon diese in den meisten Fällen gar nicht zu entbehren sind) zu bestehen braucht, sei ein Zuchtmittel, welches nur so lange anzuwenden ist, als das Kind noch kein ausgebildetes Selbstbewußtsein hat, also in den drei ersten Lebensjahren. Nach dieser Zeit sollte ein Kind bei dem jetzt vorhandenen Verstande so gehorsam sein, daß nur noch sanfte Ermahnungen zu seiner weitern Erziehung hinreichten. Ich behaupte: ein Kind, was nach dem 4ten Jahre noch Schläge verdient, ist ein verzogenes; ein Kind darf sich gar nicht bis zu der Zeit zurück erinnern können, wo es Schläge bekam. Ebenso wie durch Strafe sollte aber Erziehung durch Belohnung auch nur in den Jahren der Kindheit stattfinden, wo das Kind seiner noch nicht ganz selbstbewußt ist, denn wer mit Bewußtsein Rechtes und Gutes nur der Belohnung wegen thut, ist ein erbärmlicher Mensch. Es drückt die Erwartung einer Belohnung dem guten Benehmen und der Folgsamkeit des Kindes den Charakter des Eigennutzes und der Käuflichkeit auf. Ein liebevolleres Benehmen der Aeltern gegen das folgsame Kind muß für dasselbe die schönste Belohnung sein. Ebenso kann auch das stete Beloben dem Kinde leicht schaden und die Natürlichkeit in seinem guten Benehmen in Eitelkeit und Ehrsucht umwandeln. Selbst mit den Liebkosungen müssen Aeltern vorsichtig sein, denn sind sie zu heftig und leidenschaftlich, so kann das Kind sich recht leicht eine ähnliche Leidenschaftlichkeit angewöhnen oder, wenn die Liebkosungen in den spätern Jahren ruhiger und kleinern Geschwistern zugewendet werden, sich für zurückgesetzt halten. Was das Strafen betrifft, so ist hierbei mit großer Umsicht zu verfahren; zunächst muß jede Strafe, wenn sie wirksam sein soll, vorher angedroht sein und darf sich nur auf einen genau bestimmten Fall beziehen; sie muß in diesem Falle aber stets erfolgen, niemals aber im Zorne und überhaupt in großer Aufregung. Man glaube ja nicht, daß eine Verstärkung der Strafe besser zum Ziele führt, als eine mildere und behalte deshalb für jedes Vergehen seine bestimmte Strafe bei. Nach überstandener Strafe sei sofort das Frühere vergessen, man drohe nicht weiter, sondern verzeihe dem Kinde vollkommen, nehme an, es sei gebessert. Ein ganz falsches Benehmen gegen das Kind, besonders wenn es gefehlt hat, ist das hämische, ironische, weil es der Offenheit Eintrag thut und dem Kinde als liebloser Scherz erscheinen könnte. Es lassen sich übrigens dem Kinde eine Menge Strafen ersparen, wenn man demselben gleich von der ersten Jugend an die Gelegenheit sich Falsches anzugewöhnen entzieht und dafür das Rechte angewöhnt. So läßt sich z. B. dem Kinde Achtung vor dem Eigenthume Anderer dadurch beibringen, daß man ihm nicht alle Gegenstände zu nehmen erlaubt, die es wünscht und die Anderen gehören, dagegen aber sein eige-

nes Spielzeug nicht entzieht. Die Ordnungsliebe ist schon ganz kleinen Kindern einzuimpfen, indem man jedes Spielzeug desselben an seinen Platz stellen und später das Kind ordentlich aufräumen läßt, sobald es nicht mehr spielt. Ebenso ist der Sinn für Reinlichkeit und Schamhaftigkeit durch zeitige Gewöhnung für alle Zeiten bleibend anzuerziehen. Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, die nicht zeitig genug entwickelt werden können, erzeugen sich im Kinde am Besten dadurch, daß man selbst gegen dasselbe vollkommen wahr und offen ist, und niemals schlaue Lügen desselben belächelt, wohl aber selbst unschuldige Unwahrheiten bestraft. Am Besten sichert man das Kind vor der Angewöhnung einer Menge von Fehlern, wenn man dasselbe (durch Spiele und Gegenstände) richtig zu beschäftigen versteht. — Zur richtigen Verstandesbildung sind in diesem Lebensalter nur Sinnesübungen anzustellen und zwar am Besten in Form des Spieles. Spielend müssen die Kinder in die Wunder der Schöpfung eintreten, und ganz recht sagt Tilt: „Die ganze geistige Entwickelung der ersten sieben Jahre sollte nur an Spiele und spielende Unterhaltung geknüpft werden; der kindliche Geist muß eine Menge Belehrung über die Natur und Eigenschaften der Dinge sammeln, ehe er zum ersten Male an dem regelmäßigen und systematischen Schulunterricht sich betheiligen kann.“ Man erinnere sich stets daran, daß erst Sinneseindrücke das Gehirn zu seinem (geistigen) Thätigsein erwecken (was aber mit der größten Vorsicht und ganz allmälig geschehen muß, wenn dieses Organ nicht Schaden nehmen soll) und daß Das, was wir durch unsere Sinne in uns aufnehmen, innerhalb des Gehirns zu Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen verarbeitet, also zur Verstandesbildung verwendet wird. Selbst das Spielzeug, was natürlich auch der Gesundheit nicht schädlich sein darf (durch seine Farbe und Form), muß hierzu benutzt werden und sollte deshalb nicht in Zuvielerlei bestehen, sondern immer nur in einigen wenigen Sachen, die aber das Kind genau kennen lernen sollte. — Zur Entwickelung und Uebung des Willens (ja nicht etwa mit Willkür und Eigensinn zu verwechseln) dienen im Kindesalter theils Bewegungsübungen, die aber sowenig als möglich von Andern zu unterstützen sind, theils Anregungen zum Thun von Etwas, bei dem Unangenehmes oder Hindernisse zu überwinden sind.

Die **Krankheiten** im ersten Kindesalter bestehen wie die des Säuglingsalters (s. Gartenl., Jahrg. II. Nr. 17), hauptsächlich in entzündlichen Affectionen von Athmungs- oder Verdauungsorganen (Bräune, Keuchhusten, Lungenentzündung, Brechdurchfall, hitzigen Wasserkopf), sowie in fieberhaften Hautkrankheiten (Scharlach, Masern) und auch schon n Blutarmuth mit Schiefwerden in Folge von Muskelschwäche. Die allermeisten dieser Krankheiten kann eine vorsichtige Mutter, wie früher schon gezeigt wurde, verhüten und fast alle bedürfen zu ihrer Heilung nur der Ruhe (im Bette), mäßiger Wärme, guter (reiner, warmer) Luft und milder (flüssiger), nahrhafter Kost (verdünnte Milch). Nur wo sich Verstopfung der Luftwege mit festen oder flüssigen Materien durch große Athembeschwerde, rasselndes Athmen, bläuliche Gesichtsfärbung und Erstickungsanfälle zu erkennen giebt, da sind Brechmittel (durch Kitzeln im Schlunde, Brechwein) ganz unentbehrlich. — Bisweilen, gewöhnlich in Folge des Auffütterns eines Kindes im ersten Lebensjahre (wo doch nur Milch das einzige und naturgemäße Nahrungsmittel ist), kommt es im ersten Kindesalter zur Knochenerweichung (englischen Krankheit, Rhachitis) und diese zieht dann Krummwerden der Beine, sowie Verkrümmungen der Wirbelsäule, des Beckens und Brustkastens nach sich. Die ersten Spuren dieser Krankheit, welche in einem Mißverhältnisse der weichen knorpligen und harten erdigen Substanz des Knochengewebes besteht, zeigen sich immer erst nach dem ersten Lebensjahre durch Bleich- und Schlaffwerden der Haut, Weichsein des Fleisches, Trägheit im Laufen und Wiederverlernen desselben, Verdauungsstörungen und mürrisches Wesen. Hierzu gesellen sich sodann Anschwellungen der Knochen an den Gelenken (besonders an den Knöcheln des Fußes und der Hand) und endlich Verkrümmungen, zuerst der Unter- und Oberschenkel, dann der Wirbelsäule, des Beckens und der Brust. Am Kopfe zeigt sich in der Regel der Schädel groß und mit weit offener Fontanelle, der Hinterkopf bisweilen so weich, daß derselbe beim Liegen des Kindes auf dem Rücken eingedrückt werden und durch Druck auf das Gehirn Krämpfe oder Betäubung erzeugen kann. Gegen diesen weichen Hinterkopf (Craniotabes) ist natürlich zunächst Schutz vor Druck auf das Hinterhaupt anzuwenden und deshalb muß das Kind entweder auf der Seite oder mit dem Hinterkopfe hohl liegen. Uebrigens ist im kleinen Patienten, wie überhaupt bei der Knochenerweichung, durch nahrhafte und leicht verdauliche, die gehörige Menge von Fett, Salz und Kalk enthaltende Kost (besonders durch Milch, Ei und Fleischbrühe), durch reine, warme Luft, besonders im Freien oder in heller, trockener Wohnung, durch warme Bäder und Regelung des Stuhlgangs (durch Klystiere) die Ernährung in die gehörige Ordnung zu bringen. Zeigen sich schon die Anfänge von Verkrümmungen, so muß das Kind auf fester Matratze mehr liegen, als sitzen, stehen oder gehen. — Das freiwillige Hinken, eine Erscheinung der Hüftgelenkentzündung, muß zeitig beachtet werden und verlangt sofort die größte Ruhe des Gelenkes (mit Hülfe von Schienen und Einwickelungen). — Von Scrophuln sollen die Kinder in diesem Lebensalter sehr häufig befallen werden. Leider weiß die Wissenschaft aber noch gar nicht, was darunter eigentlich zu verstehen ist. Zur Zeit ist die Scrophulose der Popanz, dem so ziemlich Alles in die Schuhe geschoben wird, was Kindern unter vierzehn Jahren ohne augenfälligen und genügenden äußern Grund, Krankhaftes begegnet. Die Aerzte sind mit dem Worte „scrophulös“ und mit Leberthran dagegen, sofort bei der Hand, wenn ein Kind (besonders mit blonden Haaren, blauen Augen und dicken Lippen), entweder Drüsenanschwellungen, oder einen dicken Bauch, oder einen Kopf- und Gesichtsausschlag, oder Augenliderentzündungen, oder Schnupfen und Bräunen, oder Verdauungsstörungen, oder wunde Stellen u. s. w. hat. Alle diese Zustände bedürfen einer naturgemäßen Ernährung (wie bei der Knochenerweichung), aber nur selten der Arzneimittel. — Die sogen. Hirnkrämpfe der Kinder können ebensowohl die begleitenden Erscheinungen ganz ungefährlicher, wie aber auch tödtlicher Krankheiten sein; im ersteren Falle verschwinden sie auch ohne ärztliche Behandlung, im letztern Falle (bei tuberculöser Hirnhautentzündung) hat noch nie ein Arzt geholfen (trotz Blutigel an den Kopf und Calomel). **(Bock.)**

(Fortsetzung: „das zweite Kindesalter“ in nächster Woche.)

Aus der Mappe eines Malers.

Nr. 2. Eupatoria.

Wie ich Ihnen schon in meinem letzten Briefe meldete, bin ich gleich nach Abgang des Couriers nach Eupatoria aufgebrochen. Ich beeile mich jetzt, Ihnen die Zeichnungen zu senden, welche ich bei diesem Ausfluge gesammelt habe, der nicht wenig Mühseligkeiten darbot, indem es jetzt so kalt wird, daß ich kaum den Bleistift zu halten im Stande bin.

Indeß genirt das wenig. Eupatoria ist dazu berufen, bald eine große Rolle in dem Feldzuge der Krim zu spielen. Leider sehe ich mich verschiedener Umstände halber genöthigt, interessante Mittheilungen darüber bis auf später zu verschieben, doch werde ich Ihnen dieselben, sobald der günstige Augenblick gekommen, zugehen lassen.

Von Sebastopol bis Eupatoria ist die Küste und das Land mit russischen Colonnen und Cantonnements bedeckt, und in diesem Augenblicke die Stadt umgeben von einer Menge Kosaken, einigen Regimentern regulärer Cavallerie und ziemlich starker Feldartillerie. Die russischen Schildwachen sind nur zwei Kilometer von der Landseite der Festung entfernt.

Die Gegend, in welcher die Stadt liegt, ist fast ganz eben, nur an der Quarantaineseite durch einige Sandhügel unterbrochen. Eupatoria ist von einer ungeheuern Ausdehnung, und wenn man nach dem Anblick urtheilen wollte, den es von der Rhede aus gewährt, so wäre man versucht, es für weit bedeutender zu halten als es wirklich ist. Alle russischen Gebäude liegen am Meeresufer; die Tartarenstadt befindet sich an der Landseite. Es ist weder ein Quai noch ein Hafen dort, nur ein Landungsplatz, der allen Stürmen offen steht und sich in einem sehr schlechten Zustande befindet, so daß bei der geringsten Brise das Einlaufen der Schiffe fast unmöglich wird.

Die Stadt, die Straßen und die Häuser sind schrecklich schmutzig, überall sieht man Koth und Pfützen. Die Bevölkerung ist ebenso wenig anziehend als die Stadt selbst, und man behauptet nicht mit Unrecht, daß nach Abzug der Russen die Tartaren und Türken fast Alles zerstört haben, was die Ersteren gebaut. Viele Häuser, die für uns hätten sehr nützlich sein können, sind geplündert und theilweis zerstört und des Holzwerks beraubt, unter Anderen auch eine prächtige Infanterie- und Cavalleriecaserne, ungefähr 500 Meter von der Stadt entfernt, an der Quarantaineseite gelegen.

Ehe ich auf genauere Einzelnheiten über die jetzigen Zustände eingehe, will ich Ihnen einige Auskunft über unsere Stellung geben. Die Stadt ist jetzt, Dank sei es unserer Seeinfanterie und unserm Geniecorps, nicht allein geschützt vor einem Handstreich, sondern sogar genug befestigt, um einem regelmäßigen Angriffe selbst der ganzen russischen Armee widerstehen zu können. Die Ausdehnung der Festungswerke ist sehr groß, aber es wird nicht

an Mannschaft fehlen, da wir bald 50,000 Türken und 18 Batterien Feldartillerie dort haben werden, deren Ankunft wir jetzt entgegen sehen. Die schwächsten Stellen sind mit Thürmen und bastionirten Batterien versehen worden (siehe Abbildung), und alle Eingänge zur Stadt wohlbesetzt.

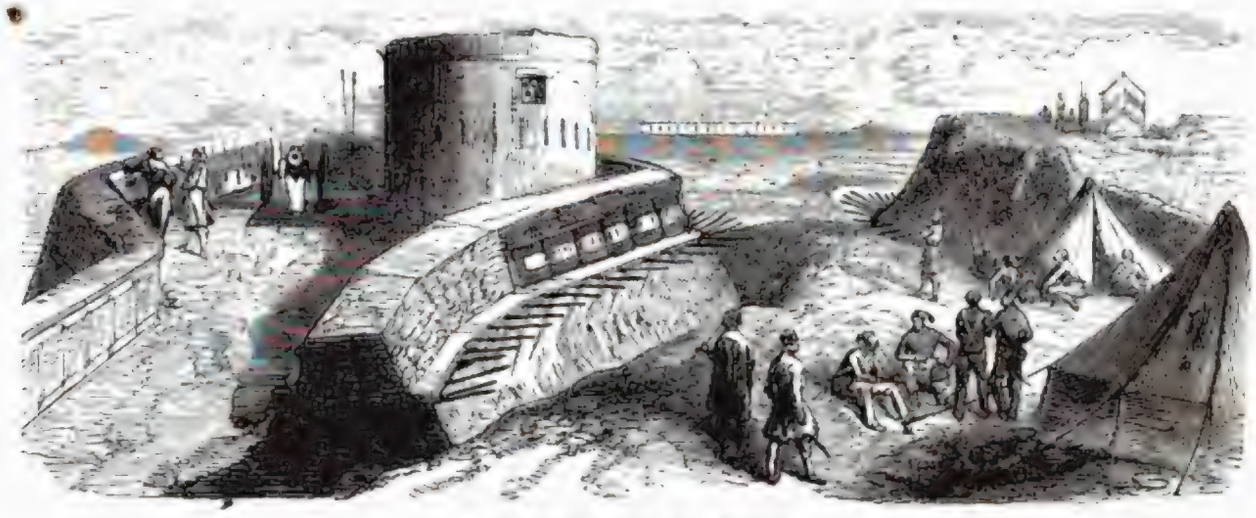
Jeden Tag kommen verschiedene Detachements der Donauarmee an und Omer Pascha hat sich selbst nach Balaklava begeben, um sich mit den verbündeten Generälen zu berathen. Ein Theil dieser Armee wird in der Stadt untergebracht werden, der andere in einem außerhalb befindlichen, verschanzten Lager, das mit den Festungswerken in Verbindung steht; die ganze Cavallerie wird innerhalb der Stadt einquartirt.

Bei den Wällen sind schon mehr als 50 Kanonen aufgepflanzt. Was den Ort noch besonders fest macht, ist, daß er auf drei Seiten vom schwarzen Meere geschützt ist, und die Kriegsschiffe im Stande sind, auf eine solche Weise Anker zu werfen, daß sie mit ihrem Geschütz das ganze rechts und links von der Stadt gelegene Ufer bestreichen können, die überdies mit Getreide und Fleisch wohl versehen ist, obgleich nach der Ankunft der Armee von Sebastopol ein Theil Schlachtvieh für die Belagerungsarmee gebraucht wurde; das Holz allein fehlt hier wie überall, doch haben die durch einen Windstoß am 14. December Schiffbruch gelittenen Fahrzeuge bis jetzt für die gewöhnlichen Bedürfnisse hingereicht.

jetzt in eine Festung verwandelt, um die Einfahrt zu vertheidigen. Täglich schickt er einige Kanonenschüsse den Kosaken zu, welche sich bis zu den Trümmern des weiterhin gestrandeten türkischen Schiffes wagen, um wo möglich einige Stücken Holz zu erbeuten, denn auch sie leiden viel durch den Mangel an Brennmaterial und können keines finden in dem Lande, dessen Herren sie sind, und das, vollständig flach, keine Erhöhungen darbietet, als hier und da einige Erdhügel, welche den türkischen Vedetten als Vorposten dienen.

An dem andern Ende der Landzunge befindet sich in der Nähe der Stadt ein ganzes Dorf von Windmühlen; es sind deren dort mehr als hundert. Man kann sich keinen Begriff von diesem sonderbaren Anblick machen, besonders wenn bei einem frischen Windstoß alle Mühlen ihre Flügel in Bewegung setzen.

An Baudenkmälern besitzt die Stadt erstens eine schöne und alte Moschee, die durch ihre Majestät sonderbar absticht gegen die Tartarenhütten und ärmlichen russischen Häuser, welche sie umgeben; das Innere ist einfach aber geschmackvoll; dann kommt der Palast des Gouverneurs mit vier Säulen an der Façade, und eine griechische Kirche, die einer ungeheueren Scheune nicht unähnlich sieht und einen sehr geschmacklosen Glockenthurm besitzt. Einige Minarets erheben sich hier und da, aber sie sind weder hoch noch malerisch. Endlich giebt es noch eine ziemlich hübsche Synagoge in Eupatoria, in welcher ein Denkmal von weißem Marmor steht,



Befestigter Thurm bei Eupatoria.

Ungefähr 2 bis 300 Tartaren sind als Hülfstruppen angenommen worden, sie dienen im Verein mit den türkischen Lanzenreitern, von welchen erst eine Escadron angekommen ist, als Plenkler. Sie scheinen ganz für uns gesinnt zu sein und ich glaube, daß es leicht sein würde, eine große Anzahl von ihnen für uns zu gewinnen und eine starke Truppe aus ihnen zu bilden. Sie sind im Allgemeinen tapfer und ausdauernd.

Zur rechten Seite ist die Stadt noch vertheidigt durch einen Salzsee, der vom Meere nur durch eine Land- oder vielmehr Sandzunge getrennt ist, die ungefähr 400 Meter in der Länge und 4 Kilometer in der Breite hat. An dem Ende dieser Landzunge befindet sich der arme auf den Strand gelaufene „Henri IV.", das die Juden dem Kaiser Nikolaus zu Ehren errichtet haben. Das Lazareth gleicht einem großen Viehhof, und die Mauern, welche es umgeben, sind das Beste daran.

Faßt man Alles zusammen, so muß man zugeben, daß die Stadt, welche zwar durch ihren Handel und ihre Lage wichtig ist, doch weiter nichts Merkwürdiges besitzt, als diese Mischung von Türken und Tartaren, Russen- und Judenthum und einige Religionsdenkmäler von jedem dieser Völker, die sich in der Mitte von schmutzigen, zerfallenen Häusern erheben und von einigen Judenwohnungen umgeben sind, welche einen größeren Luxus im asiatischen Geschmack aufweisen.

Blätter und Blüthen.

Kampf mit einem Tiger. (Nach brieflichen Mittheilungen eines afrikanischen Missionärs.) Der folgende Tag war zu einer Tigerjagd im Hochwalde bestimmt. Die Missionäre zogen frisch und munter mit einer großen Schaar Hottentotten aus. Noch waren sie nicht sehr weit in den Hochwald gedrungen, als sie die Spuren von der Nähe ihres Wildes fanden, denen sie muthig nachgingen, während die Hottentotten sich ängstlich scheu aneinander drängten. Die Spuren führten sie bald in den tiefen Wald. Sie zogen eine Zeit lang unter hochstämmigen Palmen und Bananen hin, bis sie an ein niedriges Dickicht kamen, in welchem sie der vielen, auslaufenden Spuren wegen den Tiger vermuthen mußten. Da das Gebüsch aber zu dicht war, um in dasselbe eindringen zu können, so wurden einige Schüsse abgefeuert, um den Tiger mobil zu machen, und wirklich, — gleich darauf ließ sich ein Rauschen und Rasseln vernehmen, ein Knicken der Zweige und das dumpfe Geräusch mächtiger Sprünge. Ihre Augen blickten durchdringend nach der Gegend, aus welcher sich dieses verdächtige Anzeichen hören ließ, und an einer Stelle, wo das Gebüsch besonders niedrig war, sahen sie in der That das bunte Fell des Tigers einige Mal über den grünen Büschen erscheinen, wie er in mächtigen Sätzen nach der rechten Seite hin entfloh. Da sich das Gebüsch bis an den Fluß hinzog, und nicht zu erwarten war, daß der Tiger dasselbe verlassen werde, so beschlossen sie, das Dickicht rings zu besetzen, und durch wiederholte Schüsse den Tiger aufzuregen, bis er sich in den freieren Hochwald herauswagen würde. So zog denn der ganze Jagdtroß nach der Seite hin, nach welcher man soeben den Tiger hatte entweichen

sehen. Nur Herr Schmidt, der eine Missionär, blieb mit einem Hottentotten, welcher ihm gewöhnlich als Dolmetscher diente, zurück, um erst abzuwarten, ob der Tiger wieder zurückkommen werde, ehe er sich noch den Blicken der übrigen Jagdgesellschaft gezeigt; denn es ist selten, daß der Tiger flieht. Wenn er durch Schüsse aufgeschreckt wird, läuft er gewöhnlich eine Strecke, bis er in ein sicheres Versteck kommt, von dem aus er bequem seinen Sprung gegen den Verfolger ausführen kann. Nach und nach verhallte der Lärm der Jagd. Die letzten fernen Töne wurden überrauscht durch die sich sanft bewegenden Wipfel der mächtigen Bäume und überschrien durch die aus ihrer Morgenruhe aufgeschreckten Vögel, die Afrika's Wälder in so reicher Anzahl beleben. Schmidt und sein Hottentotte bogen endlich in eine Schlucht, die vom wütenden Wasser im Frühjahr gerissen war und selten von einem menschlichen Fuße betreten ward.

Plötzlich schienen sich die starren Augen des Hottentotten zu vergrößern, seine Lippen bebten, und kaum vermochten sie den ängstlichen Ausruf: „Kaffau! Kaffau!“ (Tiger, Tiger!) auszusprechen. In demselben Momente wurde der Gegenstand seines Schreckens sichtbar; sprang mit zwei Sätzen auf den Hottentotten zu und zerriß ihm mit einem Schlage seiner mächtigen Tatze das ganze Gesicht. Schmidt legte kaltblütig seine Flinte an, um den gefährlichen Schuß gegen die Engumschlungenen zu wagen; aber der Tiger, welcher wohl ahnen mußte, welcher von Beiden sein gefährlicherer Feind sei, verließ den Hottentotten und sprang auf Herrn Schmidt los. Dieser drückte zwar sein Gewehr ab, aber fruchtlos, und stand nun unbewehrt dem gräßlichen Feinde entgegen, nur seiner natürlichen Kraft, die allerdings eine fast übermenschliche war, und dem Beistande Gottes vertrauend. Schon war der Tiger auf ihn losgesprungen. Herr Schmidt parirte den mächtigen Biß, welchen der Tiger ihm zudachte, mit dem Ellenbogen seines linken Armes, den er so tief als möglich in des Tigers Rachen drückte; mit dem rechten Arm umschlang er den Tiger und drückte ihn krampfhaft fest an sich. Dieser dagegen zerfleischte mit den scharfen, über seine Schultern geschlagenen Tatzen ihm den Rücken, während er mit seinen Hinterfüßen ihm die Beine so heftig zerkrallte, daß Schmidt die Kraft einen Augenblick vor Schmerz verlor und rücklings fiel. In dieser bedrängten Lage wollte er seine Kraft nicht durch unnützes Hülfernfen verschwenden, doch schrie er dem Hottentotten zu, diesen Augenblick zu benutzen, um den Tiger, den er von unten festhielte, von oben anzugreifen. Der Hottentott aber stand mit schrecklich zerfleischtem Gesichte blutend da, und konnte wegen des überströmenden Blutes von dem furchtbaren Kampfe nichts sehen. Als Herr Schmidt merkte, daß von da aus keine Hülfe zu erwarten, sondern er ganz allein auf sich angewiesen sei, versuchte er zuerst den Tiger unter sich zu bekommen, weil er fühlte, daß er nicht mehr lange mit der einen Hand festzuhalten im Stande sein würde. Einige mächtige Anstrengungen wollten nicht gelingen; die Kraft der Verzweiflung, die Gewißheit des Unterganges, wenn er noch kurze Zeit zu unterst bliebe, veranlaßten Schmidt zu einer letzten, krampfhaften Wendung. Der Tiger widerstand mit aller Gewalt, aber Schmidt bohrte seinen zerfleischten Fuß in die Erde, ließ den umschlungenen Tiger los, faßte ihn blitzesschnell an die Kehle und drehte ihn mit kraftvollem Drucke herum, daß im nächsten Augenblicke der Tiger rücklings auf der Erde lag. Schmidt fühlte sich sehr erleichtert. Durch die Kraft, mit welcher er dem Unthiere die Kehle zudrückte, verhinderte er dasselbe am Beißen und zog ihm nun seinen linken Arm aus dem Rachen. Dieser war leider kampfesunfähig geworden, denn der Tiger hatte ihm die Ellenbogenknochen vollständig zermalmt. So viel besser auch seine jetzige Lage war, so fühlte er doch, daß er den übermächtigen Anstrengungen des Tigers nicht mehr lange widerstehen können werde, um so mehr, als derselbe ihm Rücken und Seiten auf die schmerzhafteste Weise zerkratzte.

Als er seine Kräfte schwinden fühlte, versuchte er einen letzten Angriff auf den Tiger. Er zog langsam das rechte Knie in die Höhe und setzte es dem Tiger in die Bauchhöhle. Als diese Manipulation bewerkstelligt war, ohne daß die Bestie diesen Augenblick benutzte, um ihn abzuwerfen, erhob er sich zu einem mächtigen Drucke. Der Tiger kreischte laut auf und schlug wüthend mit seinen Vordertatzen. Herr Schmidt verdoppelte nun seine Anstrengung: mit der Hand preßte er die Kehle, mit dem Kniee die Bauchhöhle so gewaltig, daß der Tiger sein lautes, die Wälder erschütterndes Gebrüll ausstieß. Dies hörte die Jagdgesellschaft, die sich nach den verschiedensten Richtungen zerstreut hatte, um den unsichtbar gewordenen Feind aufzusuchen. Alle eilten jetzt dem Gebrülle zu. Wenige Augenblicke später sprang der Missionär Eberstein über die nächsten Büsche und sah mit Entsetzen den grauenvollen Kampf. Doch es war keine Sekunde zu verlieren, Schmidt's Augen traten aus ihren Höhlen hervor — es war augenscheinlich, daß er die letzten Fibern anstrengte, daß er in der nächsten Minute loslassen mußte, und dann von der grimmigen Bestie in tausend Stücke zerfleischt worden wäre. In diesem entscheidenden Momente krachte ein Schuß — der Tiger, durch das Gehirn getroffen, streckte sich. Missionär Eberstein war herangesprungen, hatte die Büchse über seines Freundes Schulter gelegt und den gräßlichen Kämpfer mitten durch's Auge getroffen. Schmidt lag ohnmächtig auf der Leiche des furchtbaren Tigers, mit welchem er über eine halbe Stunde gerungen hatte. Unterdessen waren die Uebrigen alle herzugekommen und standen staunend um den kühnen Sieger, der jetzt mit Blut übergossen auf seinem Feinde schlummerte. Eine Laubbahre wurde geflochten, auf welche Schmidt neben dem erlegten prachtvollen Tiger im Triumphe hereingetragen wurde. Doch währte es lange, bis er sich wieder erholte; sein linker Arm konnte nicht geheilt werden. Das Fieber ergriff ihn so stark, daß er Afrika verlassen, und seine Genesung auf vaterländischem Boden, in seinem theuren Deutschland, abwarten mußte. Da lebt er denn noch jetzt und sieht mit tiefer Rührung auf einige Ueberreste jenes Tigers, den er ausgestopft mitbrachte, welcher aber jetzt sehr von den Motten zerfressen ist. Er ist wieder frisch und munter geworden, und zur Erinnerung an jenen denkwürdigen Kampf nennt man ihn „Tiger-Schmidt“.

„Aus der Natur“ lautet der bündige Titel eines seit 1852 bei Ambr. Abel in Leipzig erscheinenden Sammelwerkes, „die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften“ darbietend. Wir halten das Unternehmen für ein bedeutendes und glauben verpflichtet zu sein, die Aufmerksamkeit derjenigen Leser der Gartenlaube darauf zu lenken, für welche eine den Stoff erschöpfende und höhere Auffassungsgabe erheischende Darstellung die geeignete ist. Ohne im gangbaren Sinne des Wortes ein Volksbuch zu sein, noch auch sich als ein solches anzukündigen, glauben wir doch, daß im Volke eine nicht unbedeutende Schicht bestehe, welche den Leserkreis dieses Buches bildet und welche Beachtung ihres Bedürfnisses verlangt und verdient. Hiermit wollten wir keineswegs gesagt haben, daß die Artikel, deren achtundzwanzig die bis jetzt erschienenen fünf Bände füllen, in gelehrter dem Uneingeweihten unzugänglicher Sprache geschrieben seien; im Gegentheile ist die Sprache durchaus, namentlich die der Artikel aus dem Bereiche der Physik, eine angenehm lesbare und ohne Gesuchtheit elegant gebauete. Dem mit den Persönlichkeiten der Wissenschaft und der Oertlichkeit Vertrauten ist es nicht schwer, einige und zwar die bedeutendsten der durchgängig ungenannten Verfasser zu erraten. Es sind anerkannte Meister der Wissenschaft und daher ihre Artikel den Leser auf den neuesten Stand ihres Wissenschaftsgebietes stellende. Wir würden aber dem Unternehmen, welches wir gern in seiner ganzen Verdienstlichkeit in weiteren Kreisen anerkannt wissen möchten, keinen Dienst erweisen, wenn wir hier einen Mangel desselben verschweigen wollten. Uns wenigstens erscheint er als ein solcher, daß keine einzige Illustration beigegeben ist. Würde auch durch solche der Preis des Buches etwas erhöht worden sein, so würde doch durch sie in noch viel bedeutenderem Verhältnisse sich der Werth desselben erhöht haben. Es lag nach dem „als Vorwort“ nicht in der Absicht des Unternehmers, den Bekennern der Wissenschaft, welche allerdings die bildlichen Veranschaulichungen anderwärts zu suchen wissen, die Fortschritte der Naturwissenschaft „zusammenhängend zu berichten“; sondern Denjenigen, „welche ohne gründlichere Kenntnisse zu besitzen, Interesse an dem Fortschritte und dem gewaltigen Einflusse der Naturwissenschaften auf alle Lebensverhältnisse nehmen.“ Deren ist aber heutzutage eine große Menge; zu diesen rechnet sich jeder Gebildete. Diesen aber — wir scheuen uns nicht, es auszusprechen — kann z. B. die Galvanoplastik und die Befruchtung der Pflanzen ohne Illustrationen nicht zu klarer Anschauung gebracht werden. — Folgendes ist der Inhalt der fünf Bände von je 15 bis 16 Bogen: 1. Bd.: Galvanoplastik; Galvan. Vergoldung; Photographie; Moosens Thanbilder; Generationswechsel im Thierreiche; Flachsbaumwolle. — 2. Bd.: Entstehung der Mineralquellen; Artesische Brunnen; Thieräbnliche Bewegungen; Runkelrübenzuckerfabrikation; Eingeweidewürmer; Die Elektricität als Betriebskraft; Die Umdrehung der Erde. — 3. Bd.: das Nordlicht; Gasbeleuchtung; Wasser als Brenn- und Leuchtmaterial; Infusorien. — 4. Bd.: Befruchtung der Pflanzen; die Atmosphäre; Stereoskop und Pseudoskop; Diamagoreismus; Das Steinkohlengebirge. — 5. Bd.: Das Brot und seine Stellvertreter; Einwirkung der Atmosphäre auf den Erdkörper; Vom Dampf; Leidenfrost's Versuch; Dampfelektricität; Die Säugethiere der Vorwelt.

Als einen besondern Vorzug der fünf Bände „Aus der Natur“ heben wir noch hervor, daß sich ihre Sprache durchweg ernst und gegenständlich und frei erhält von jenen staunenheischenden Expectorationen, welche oft, ohne es zu wissen und sogar zuweilen, indem sie das Gegentheil wollen, der Naturwissenschaft eine confessionelle Richtung geben. R.

Die neu begründete, durch die königliche Kreis-Direktion koncessionirte

Pflege- und Bildungsanstalt für Geistesschwache und Blödsinnige

zu **Meissen auf dem Plossen,**

nimmt Kinder und Erwachsene beider Geschlechter auf, sobald der geistige Zustand derselben die Annahme der Besserung zuläßt und nicht mit unheilbarer und schwerer Krankheit (wie Epilepsie), oder zu großer Körpergebrechlichkeit verbunden ist. Sprachlosigkeit ist kein Hinderniß der Aufnahme, wohl aber Taubstummheit.

Der Eintritt in die Anstalt kann zu jeder Zeit erfolgen, sobald durch vorhergegangene Prüfung die Bildungsfähigkeit des Aufzunehmenden festgestellt ist.

Die Aufnahme erfolgt in solchem Falle zunächst mindestens auf ein volles Jahr. Nur wenn bei der Anmeldung über die Bildungsfähigkeit des Aufzunehmenden nicht mit einiger Sicherheit sich urtheilen läßt, kann zum Zwecke eines Versuchs ein kürzerer Zeitraum für den Aufenthalt desselben verabredet werden.

Das Jahrgeld für Heilverpflegung, Erziehung und Unterricht, für Wohnung, Beköstigung ꝛc. wird in jedem einzelnen Falle nach den besonderen Pfleg- und Bildungsbedürfnissen des Aufzunehmenden bemessen und hiernach zwischen den Angehörigen und der Direktion festgestellt.

Auf mündliche oder schriftliche Anfragen werden die gedruckten nähern Bestimmungen der Anstalt zugefertigt.

Meissen, auf dem Plossen, den 8. Februar 1855.

Die Direktion.
Dr. **Heinrich Herz.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nr. 1. 1. Januar 1902. 1. Jahrgang.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Insertions-Preis 30 Pfennig pro Zeile.

Abonnement für das Vierteljahr 1902 (13 Nummern) durch alle Buchhandlungen und Postanstalten 1 Mark 30 Pf.

Der Kampf um Weihnachten. Ein humoristischer Weihnachtsroman.

Ausgabe, wenn sie in Gemäßheit des Gesetzes vom 1. Juli 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 242) ausgefertigt und verkündet worden sind.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 16. April 1870.

(L. S.) Wilhelm.

Graf von Bismarck.

Gesetz, betreffend die Ausführung der Artikel 35 und 40 der Verfassung des Deutschen Reichs.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc., verordnen im Namen des Deutschen Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages, was folgt:

§. 1. Die Ausführung der Artikel 35 und 40 der Verfassung des Deutschen Reichs wird nach Maßgabe der §§. 2 bis 5 dieses Gesetzes geregelt.

§. 2. Die Einnahmen des Reichs aus Zöllen und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern fließen in die Reichskasse.

Die Einnahmen des Reichs aus Zöllen und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern, welche in einem Kalenderjahre nach Abzug der Erhebungskosten und der Vergütungen (Artikel 40 der Verfassung) sowie nach Abzug der Ausfälle an Zöllen, welche durch Verträge mit auswärtigen Staaten entstehen, die Summe von 120 Millionen Thalern übersteigen, sind nach Maßgabe des Bedarfs zu Ausgaben des Reichs zu verwenden.

Der Ueberschuß wird unter die Bundesstaaten nach Verhältniß ihrer Bevölkerung vertheilt.

§. 3. Die Vertheilung erfolgt durch Gesetz, welches festsetzt, wie hoch sich der Ueberschuß beläuft, und wie derselbe zu verwenden ist.

§. 4. Die Vertheilung erfolgt nach der Bevölkerung, welche der letzten vor dem Vertheilungsjahre aufgenommenen Volkszählung entspricht.

§. 5. Die Vertheilung erfolgt in Jahresraten, welche nach Maßgabe der Bevölkerung (§. 4) auf die Bundesstaaten zu vertheilen sind.

Die Raten werden in vierteljährlichen Beträgen im Voraus gezahlt.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 16. April 1870.

(L. S.) Wilhelm.

Graf von Bismarck.

Gesetz, betreffend die Ausführung der Artikel 35 und 40 der Verfassung des Deutschen Reichs.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen etc., verordnen im Namen des Deutschen Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages, was folgt:

§. 1. Die Ausführung der Artikel 35 und 40 der Verfassung des Deutschen Reichs wird nach Maßgabe der §§. 2 bis 5 dieses Gesetzes geregelt.

§. 2. Die Einnahmen des Reichs aus Zöllen und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern fließen in die Reichskasse.

Die Einnahmen des Reichs aus Zöllen und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern, welche in einem Kalenderjahre nach Abzug der Erhebungskosten und der Vergütungen (Artikel 40 der Verfassung) sowie nach Abzug der Ausfälle an Zöllen, welche durch Verträge mit auswärtigen Staaten entstehen, die Summe von 120 Millionen Thalern übersteigen, sind nach Maßgabe des Bedarfs zu Ausgaben des Reichs zu verwenden.

Der Ueberschuß wird unter die Bundesstaaten nach Verhältniß ihrer Bevölkerung vertheilt.

§. 3. Die Vertheilung erfolgt durch Gesetz, welches festsetzt, wie hoch sich der Ueberschuß beläuft, und wie derselbe zu verwenden ist.

§. 4. Die Vertheilung erfolgt nach der Bevölkerung, welche der letzten vor dem Vertheilungsjahre aufgenommenen Volkszählung entspricht.

§. 5. Die Vertheilung erfolgt in Jahresraten, welche nach Maßgabe der Bevölkerung (§. 4) auf die Bundesstaaten zu vertheilen sind.

Die Raten werden in vierteljährlichen Beträgen im Voraus gezahlt.

oder morgen, denn Ihr bleibt ja noch hier bis morgen, denn ich fürchte, heute kommen wir nicht dazu. Seht da die Buab'n!" rief er und wandte sich zum Fenster.

Auch ich blickte hinaus.

Zwanzig bis vierundzwanzig junge Burschen schritten daher in militärischer Haltung, angeführt von einem Alten, der die Uniform eines Forstbeamten, die gestickte Mütze und den langen Schnurrbart trug.

Die Burschen trugen graue Jupen mit grasgrünem, stehendem Kragen, grüne, kokette Hütchen mit frischen Blumensträußern und Stutzen. Sie waren bestimmt, neben dem Himmel der Priesterschaft zu gehen und durch Salven die heilige Feier zu erhöhen.

Dafür hatten sie dann auf dem Schießstande heute Nachmittag ein Schießen, bei dem ganz hübsche Preise herausgeschossen wurden, zu deren Ankauf die Kirchen- und Ortskasse sich die Hand gereicht.

Das und Anderes berichtete mein Alter, der sich nun eine Pfeife anzündete und schon beim zweiten Seidel war. Ich rückte ihm mein zweites hin und folgte seinem Beispiel, indem ich eine Cigarre anbrannte.

Als meine Cigarre und mein Seidel zu Ende war, und auch das dritte ihm wohlgeschmeckt, sagte der Alte:

„Laßt uns hinabgehen und die zwei „Evangeli" betrachten, ehe die Prozession kommt!"

So wenig mich das auch anzog, so mußte ich folgen. Der Gang war kurz. Wir kehrten in meine Stube zurück, wohin er zwei neue Seidel sich bestellt hatte.

An die Geschichte aber brachte ich ihn nicht.

Ich will die Prozession nicht beschreiben, weil diese so ziemlich sich überall gleich ist. Ordnung im Aeußern, Andacht im Innern war unverkennbar, denn überall zeichnet sich das Gebirgsvolk durch Religiosität aus. Die Feier nahm den ganzen Morgen und selbst noch einen Theil des Nachmittags weg, denn erst um zwei Uhr gingen wir zu Tische, wo uns ein, wie man wenigstens sagte, auf Tyrolergebiet gewonnener „Gamselbrat'n," als große Seltenheit trefflich mundete. Er war von einem jungen, sehr zartem Thier. Nach Tisch gingen wir zum Schießen, das vor dem Orte stattfand und bis in die sinkende Nacht währte. Treffliche Schützen zeigten ihre Kunst und Fertigkeit, die wohl kaum den Tyrolerschützen, die ich später zu sehen Gelegenheit hatte, nachstanden.

Da das Raufen bei schwerer Strafe verboten ist, und Einer, der nur eine „Schildhahnfeder" am „Hütl" trägt (was freilich als Zeichen der Herausforderung zum Raufen gilt), sogleich von den wachsamen Gensd'armen „gefaßt" wird, wie mein Alter sagte, so ging der Tanz ruhig ab. Ich sah ihn nicht und zog es vor, die abendliche Kühle im Garten der Post zu genießen, statt meine Neugierde mit dem Einathmen des Staubes und dem Ertragen einer erstickenden Hitze abzufinden. Die Unterhaltung war lebhaft, und das Spielen einer Zither, begleitet von dem schönen Gesange einer jugendlich frischen Jünglingsstimme, machte mir große Freude, zumal die „Schnaderhupf'l'n," die der Zitherspieler sang, mitunter sehr ansprechend, sein „Jodeln" aber unübertrefflich war, wie oft ich auch noch diesen eigenthümlichen, dem Alphorn nachgebildeten Gesang zu hören Gelegenheit hatte.

Früh am andern Morgen war ich auf den Beinen. Die Mittenwalder schliefen noch, nur meine schöne Nachbarin stand am Fenster mit dem bleichen Gesichte und den von Thränen gerötheten Augen. Sie erwiederte schwermüthig meinen Gruß. Das war das letzte Mal, daß ich sie sah, ihr Bild aber, das Bild tiefen, nagenden Schmerzes, hat sich mir unauslöschlich in die Seele geprägt. Ungestört in meinen Gedanken, machte ich einen herrlichen Spaziergang. Der Morgen war ungemein schön, der Himmel klar. Friede ruhte auf dem engen Thale. Von den Bergen her schallte der Gesang der Steindrossel in den mannigfaltigsten Modulationen. Lerchen trillerten, der Zeisig zwitscherte in den Erlen am Bache und der Ruf eines Schildhahns klang von ferne dazwischen. Auch das gehörte zu der fremden Landschaft und erhöhte ihren Reiz. Keine Menschenseele begegnete mir. Erst als ich zur gewöhnlichen Frühstückszeit zurückkehrte, war Mittenwalde lebendig geworden. Ich fand meinen Alten auf mich warten. Er hatte vom Wirthe gehört, daß noch ein einzig „Fäßle" Bock übrig sei. Das hatte die anziehende Kraft bewährt.

Eine halbe Stunde später saßen wir in einer einsamen Laube des Gartens.

„Ich weiß wohl, was ich Euch versprochen habe," sagte er, „und will's ehrlich halten. Die Zeit ist jetzt gelegen dazu. Paßt mal auf:

„Sternhuber's Caritas, so heißt das Dirnd'l, das Ihr die Krone und Perle Mittenwalde's genannt habt, und das Ihr verglichen habt mit der früh geknickten Lilie, Sternhuber's Caritas, sag' ich, war wohl eine Perle! Herr, Ihr habt des Dirnd'ls Schönheit gestern bewundert, aber Ihr hättet die Caritas vor vier Jahren sehen sollen! Damals hat das Auge noch gelacht, das jetzt weint; damals hat's noch gestrahlt, das jetzt so matt und trübe blickt; damals waren ihre Wangen noch, wie dort die eben aufgehende Moosrose — damals — ja damals gab's auf Gottes Erde nichts Schöneres als sie. Sie war sechzehn Jahre alt, Herr! Da mögt Ihr's Euch vorstellen, wie die Augen der Buab'n nach ihr ausschauten. Nehm's ihnen nicht übel!

„Aber es war ein „Jokrisch" Dirnd'l. Die hatt' es Allen gethan, aber Keinen hat's vorgezogen. Nur einmal ist's ihm doch gegangen, wie allen Mädchen. Ihr kennt ja die Klaus droben am Karwandel? Seid ja vorübergefahren, als Ihr von Partenkirch hierher kamt? Dort ist eine Wallfahrt bei der Kapelle, und die ist besonders berühmt, weil das Muttergottesbild in der Kapelle ein wunderthätig Gnadenbild ist und schon Manchem sein Weh weggenommen hat. Wenn da der Jahrestag kommt, dann halten Ketten und Banden keinen Mittenwalder zurück, und was Leben und Athem hat zwischen dem Sternbergersee, dem Ammersee und dem Inn, ja von München her, das kommt zum Feste und zur heiligen Bittfahrt.

„Die Klaus liegt so schön in dem grünen Thälchen, gegen Wind und Wetter geschützt, und der Klausbauer hat eine sehr gute Wirthschaft, und wo der liebe Herrgott eine Kapelle hat, da baut der Teufel einen Tanzplatz darzu. Das ist einmal so in der Welt.

„Dazumal strömte wieder alle Welt nach der Klaus, denn das Wetter war gar lustig. Bin auch dagewesen. Als die Bittfahrt vorbei war, hat das Jungvolk einen Tanz gehalten und waren Himmel und Leute da. Auch die Zierler Buab'n waren da, und leicht hätt's kommen mögen, daß der Nazi und der Aegidi mit ihrem Anhang hätten Trutzliedl'n angestimmt zum Raufen, wenn nicht der gestrenge Herr Landrichter einen Riegel vorgeschoben hätte durch acht Haltfeste, nämlich Gensd'armen, und die waren stämmige Kerle, wie des Königs Hartschiere in München, die Ihr müßt ja gesehen haben, und in der neuen Uniform?

„Die hielten die Buab'n im Respekt!

„Aber Ihr werdet fragen: Wer der Nazi und der Aegidi seien? Das will ich Euch erst sagen.

„Ihr kennt das Haus da neben der Post, mit dem Erker, daran Ihr gestern die Inschrift gelesen, den Hausspruch mein' ich, als wir spazieren gingen? — Nun, das gehörte damals des Arnold Krazenleitner's Wittib, die Caritas hieß, und war des schönen Dirnd'ls Gothen und Baas von der Mutterseiten her. Sie war eine Frau schlicht und recht, nicht arm und nicht reich, mußte sich aber herum thun und drehen und wenden. Die hatte einen Sohn, den Nazi, der war zwei Jahr älter, als drüben das schöne Göthel. Ein Buab war's, Herr, wie Milch und Blut, und dabei gewachsen wie eine Lerche, und wenn er Morgens jodelte und einen Juchzer that, so hörte man's an der Scharnitz. Immer lustig, flink, fleißig und treu, wie Gold, war er, und hatte schwarze Augen, die fackelten. Wer wollt's ihm verargen, daß ihm die schöne Caritas gefiel? Er war's ja nicht allein, dem's so ging. Aber es war nicht so ein flüchtig Wohlgefallen, sondern es war, wie's im Schnaderhupf'l heißt:

Du herzig's schön's Dirnd'l,
Du liegst mir im Sinn;
Du liegst mir im Herzen
Sieben Klafter tief d'rin.

Und wo einmal die Lieb sieben Klafter tief sitzt, da weht sie der Karwandelwind nicht mehr 'raus, und nicht der Sirokko, der aus Italien 'rauf pfeift.

„Die Caritas wußt's auch und war ihm freundlicher als allen Andern, und ich glaub' fest, sie hatte ihn lieb, nicht von wegen der Verwandtschaft und Nachbarschaft, sondern vom Herzen 'raus von wegen seiner Schönheit, und weil er so gut war gegen seine Frau Mutter und überhaupt so brav. Er war auch gewiß eine gute Seel', aber Pulver hatt' er auf der Pfann'. Hui, wenn ihm

Einer quer kam, dann war er rasend und unbändig. Freilich war fünf Minuten d'rauf alles vorbei. Er that der Caritas Alles, was er konnte, und wenn sie ihn anlächelte, dann wär' er in den Tod gangen, wenn sie's verlangt hätt'. Ich laß mir's nicht ausreden, daß sie ihn lieb hatte, denn ich weiß auch, wie viel Uhr es ist, wenn die Gamsel pfeift; aber sie ist immer gar ein spröd' Dirnd'l gewesen, und sollt's Niemand recht wissen, wie es um ihr Herz stand. Das war des Dirnd'ls Stolz. Es sollt's halt Niemand merken, daß es wär' wie andre Dirnd'ln und a'n Buab'n lieben thät."

„Nun, und der Aegidi?" fragte ich.

„Richtig," sagte er d'rauf, „es ist gut, daß Ihr mich wieder in's Gleis bringt! Drüben zu Zierl, da wohnt ein Geigen- und Guitarrenmacher, der Prozelter heißt, ein fleißiger, geschickter Mann; hat aber fünfzehn Brotknapper, und das ist viel für einen Geigenmacher, auch wenn er noch so fleißig ist; aber alle fünfzehn waren sie hart wie Eicheln und Holzäpfel, und blühten, wie die Rosen, auch wenn sie nur dreiviertel satt hätten, und bildschön waren sie alle, absonderlich sein Aelt'ster, der Aegidi. Ich selbst muß sagen, wenn er neben dem hübschen Nazi stand, so hätt' ich auch dem Aegidi den Preis zuerkannt. 'S war ein Blitzbuab, und seine blauen Augen sahen in's Herz 'nein.

„Seitmals an der Klaus, da waren die Zweie und die Caritas auch. Als die Caritas den Nazi zum Tänzer hat und mal stehen bleibt, um zu verschnaufen, tritt der Aegidi zu dem Nazi, reicht ihm die Hand und sagt: Grüß' Gott, Nazi, Du hast das schönst' Dirnd'l im Land, Nazi; darf ich mal mit ihr tanzen?"

„He!" ruft da die Caritas aus, „Zierler, ich bin mein eigen und der Nazi hat kein Recht an mich. Wenn d' mit mir tanz'n willt, mußt mi selber bitt'n!"

„Da zuckt der Nazi zusammen, als hätt' ihn eine Natter gestochen. Er beißt die Zähne auf einander und läßt ihren Arm fahren und geht fort.

„Da wird das übermüthig Dirnd'l bleich vor Schreck.

„Thut nichts," sagte der Aegidi Prozelter; „faß' Dir's nicht z' Herzen. S'ist ein Störriger, ich kenn' ihn schon! Tanz' mit mir, Du schön's Dirnd'l! Du Lieb's!"

„Da schaut sie ihm in die blauen Augen hinein, und sie sieht ihn doch zum ersten Mal, aber der hat's ihr angethan, wie sie's den Andern, und sie tanzt den ganzen Abend mit ihm und war nie so froh, und die Lieb' saß im Herzen tief.

„Wie gesagt, es wär' zu Mord und Todtschlag gekommen, wenn die Haltfeste nicht dagewesen wären, denn der Nazi schäumte vor Zorn, weil ihm die Caritas solche Schmach angethan und nun mit dem Aegidi alsfort tanzt und mit ihm scherzt und lacht und dann als mal nach dem Nazi blickt, als wollt' sie ihm äffen und sagen: Er ist mir lieber, als Du!

„Es ging ohne Raufen ab, aber der Funken lag unter der Asche und brannte heiß fort. Vierzehn Tage sah der Nazi nicht 'nüber nach dem Haus mit den Bildern und war betrübt im Herzensgrund. Da begegnet ihm einmal die Caritas.

„Bist noch bös?" fragt sie und lächelt ihn an, daß ihm schier das Herz bricht.

„Worüber?" fragt er. „Bist ja Dein eigen und kannst den Zierler lieben, den Aegidi. Was liegt d'ran, wenn mir das Herz bricht!"

„O, Du Dalk!" ruft sie aus. „Du dalketer Buab! Meinst, ich hätt' den Aegidi lieb? Verstehst kein'n Spaß? Hab' Dich ja nur hänseln wollen, Du Dalk?"

„Da durchzuckt's ihn wieder bis in's Mark. Er blickt sie an und sie lächelt wieder so, daß kein Mensch widerstehen konnt'.

„Caritas!" ruft er aus — „ist das wahr? Hast mich doch lieb? Lieber, wie den Aegidi? — Sag's noch einmal!"

„Du Dalk!" ruft sie aus, „den Tauben und den Alten sagt man's zwei Mal;" und mit den Worten läuft sie fort, wie eine Gamsel, und der Nazi kann sie nicht einholen. Aber sie blickt noch mal um und nickt ihm zauberisch zu.

„Da steht er und fragt sich: Ist's wahr? Und es kommt wieder Freude und Lust in seine Seele und er jodelt wieder und man hört seine Juchzer weithin schallen; und sie lächelt ihm zu, und es ist Alles wieder gut und er meint, er hätt' die Welt g'wonn'n!

„Noch Eins, Herr," fuhr der Alte fort, nachdem er aus seinem Seidel einen langen, starken Zug gethan, „noch Eins! Ich sagt' Euch, des Nazi's Mutter, die Krazenleitner's Wittib, hätte nicht viel übrig, wenn's Jahr um wär' und dem Nazi könnt' sie nicht viel geben, und ein Buab hat doch dies und das nöthig, eine Jupen, ein Hüt'l, Pulver und Blei, Tabak und Bier, und auch etwas für die Musikanten. Wo sollt' das Alles herkommen? — Nun, drüben auf der Tyrolerseiten gibt's Gamseln genug und hier hat sie der König gehegt und verhört. Da ist's eine besondere Lust, eine zu bürschen, und das Wilddieben hält kein Mittenwalder für eine Sünd'. Da hat's der Nazi gemacht, wie viele Andre auch; aber er ist ein besserer Schütz gewesen, als sie, und so oft er ging, bracht' er ein Thier, ja manchmal zwei, daß er unter der Last krachte, und er konnt' der Mutter noch Geld abgeben und hatte doch noch genug. Außerdem gab es noch einen Verdienst. Drüben im Tyrol verkauft der Kaiser den Tabak und die Cigarren, und die sind theuer und schlimm. Nun schmuggelte der Nazi hinüber Bündel Cigarren, und von Zierl kam Einer, der holt sie an der Stelle, wo sie der Nazi hintrug. Das warf ein Schönes ab, ein sehr schönes Stück Geld, Herr.

„Aber dem zierler Aegidi ging's, was das Sackgeld betraf, wie dem Nazi. Er hatte in der Regel weniger, als Nichts, nämlich Schulden, und der alte Geigenmacher Prozelter mit seinem Rudel Brotknapper konnt ihm so wenig geben, als dem Nazi seine Mutter.

„Da lag auch nichts näher, als die Gamseljagd, zu der denn außerdem jedes Bergkind angeborne Lust trägt. Ich sag' Euch, Herr, Ihr Leute aus dem Reich begreift so etwas nicht. Wenn Ihr Jagen geht auf ein Häsle oder Schnepfle, dann stolpert Ihr, wenn's hoch kommt, über einen Kartoffelstock; aber den Gamseljäger umgiebt der Tod rechts, links, vorn und hinten, und das Thier ist schlau, hat seine Lauscher immer offen und seine Lichter sehen weit und seine Läufe sind flink, wie der Wind, und einen Wächter stellt's aus, und wenn der pfeift, hui, dann geht's über Grate und Gründe, über Gletscher und Schründe, und der Jäger hat nach tagelangem Spüren, Kämpfen und Mühen, für Todesgefahr und sauern Schweiß — das Nachsehen. Aber meint Ihr, das schrecke ab? — Fehlgeschossen! Grad' das reizt, treibt, hastet und eifert. Und weiter geht's und wieder in die Schneewelt hinein, thalab, bergauf — bis wieder eine Spur da ist. Und wer keinen guten Schutzpatron hat und dem heiligen Hubertus keine Kerze opfert, der mag d'heim bleiben und am Kachelofen hocken und das Jagen bleiben lassen. Hab's erfahren in meinen jungen Jahren, Herr, und us a'n Kerzen kam mir's nit an und us a'n Bissel Halsbrech'n a nit.

„Seit dem Fest an der Klaus trug aber der Nazi dem Aegidi einen Todeshaß, und ließ ihm sagen, er sollt' ihm aus dem G'heg bleiben, sonst ging's nicht gut ab, und sollt' ihm auf der Gamseljagd nicht in Schußweit' kommen, sonst könnt' er ihn für a'n Gamsel halt'n! —

„Solch' Trutzlied'l ohne Melodie und Weis' gefiel dem Aegidi auch nicht baß; ließ daher zurück sagen: Das schöne Wild in Mittenwald steh' ihm sicher; er würd' sich's schon selber holen und fürcht' den dalketen Nazi nicht; und was die Jagd beträf, so wär' sein Stutzen gut und seine Kugel sicher, und es käm' ihm auch nicht d'rauf an, eine Jupen für eine Gamsdecke und ein mittenwalder löcherig Hüt'l für ein Gehörn anzusehen.

„Das ging Schlag auf Schlag, Klapp auf Klapp, und der Krieg war erklärt. Beide aber gingen indeß um so lieber auf die Gamseljagd, weil's noch ein ander Wild gab, als einen Gamsbock, und der Zorn im Herzen brannte, wie glühend Feuer und ließ ihnen keine Rast nicht.

„Einmal ist der Nazi ausgegangen früh Morgens und das Dirnd'l, die Caritas, hat ihm wieder gelächelt, so sakrisch, daß er einen Juchzer über den andern that und meint', heut' sei ein Glückstag für ihn; aber nirgends fand er Gamseln, und es war schon schier Mittag. Da streift er weiter in's Tyrol 'nein, und plötzlich schaut er em Rudel, das lag auf einer kleinen Matten, um die ringsum der Fels starrt, wie ein guter Mantel oder Schutzwand. Nur von unten auf, wo Lerchenwald und Gestrüpp war, konnt' er anschleichen, aber es war ein halsbrechend Stück, denn der Abgrund war tief und das Gefels war zackig und kantig, und kein Weg noch Steg. Das hilft nichts; er muß 'nauf! Ohne Gamsel heim kommen, wär' bitterer gewesen als Galle. Sie hätten ihn ja ausg'lacht. So steigt er denn 'nunter, wie ein Steinmarder, mit Todesgefahr, und endlich drüben 'nauf, ohne daß

Le Roi Pétaud et sa Cour.

Le Roi Pétaud et sa Cour. — Dessin de Gustave Doré.

Le Roi Pétaud et sa Cour. — Dessin de Gustave Doré.

Le Roi Pétaud et sa Cour. — Dessin de Gustave Doré.

Le Roi Pétaud et sa Cour. — Dessin de Gustave Doré.

samm; dann legt er den Gamsbock auf die Matten, wirft einen Wuthblick auf den Aegidi und fort ist er, und die Andern merken nichts; denn als sie zu dem Aegidi kommen, steht er auf der Matten und hat den Gamsbock umhängen und lacht.

„Hast doch Einen geschossen!" rufen sie, „Du Lügner!" Aber er lacht und schüttelt den Kopf und sagt:

„Hab' ihn einem Baier abgejagt!"

„Wo ist er?" fragen sie.

„Fort!" ist die Antwort, und Aegidi klettert 'nauf und weiter sagt er nichts. Er dankt seinem Patron für seinen Schutz vor Nazi's Kugel, und ihm ist wohl, daß er nicht Rache genommen an seinem Todtfeind und denkt, er hab' ihn versöhnt und vor Gott recht gethan.

„Da hat er aber bei dem Nazi falsch gerechnet, denn Nazi's Haß war verdreifacht geworden, und die Schmach fraß an seinem Herzen, wie ein Geier, daß ihn der Aegidi geschont, aber den Gamsbock abgejagt. Er schoß zwar noch einen, „daß er nicht ausgelacht werde," als er gegen Abend heim kam, doch sein Blut kochte und er konnt's nicht vergessen und nicht verwinden, und alle Tage wurmt's ihm auf's Neue.

„Mit dem Aegidi aber ging in der nächsten Zeit eine große Veränderung vor und er kriegt ihn nicht mehr auf der Gamsjagd, wie er gehofft. Sein Vater, der alte Prozelter, brachte einmal eine Ladung Geigen nach Insbruck, und kam da, ich weiß nicht wie, mit einem Offizier von den Mauthnern zusammen. Dem erzählt er Viel von seinem Aegidi und wie er sehr ein braver Mensch sei und ein guter Sohn, und kennte alle Schliche und Schlüpfe im Gebirg und wär' grad' angethan für einen Grenz- und Mauthwächter und sei besonders bekannt in und um Mittenwalde, von dannen aus der Cigarrenschmuggel in's Tyrol gehe, wie all' nichts Gut's.

„Sagt der Offizier:

„Will denn Dein Aegidi das Mauthkäppi aufsetzen?"

„Warum nicht?" sagt der alte Prozelter; „wenn Ihr's fertig bringen könntet, Herr Leitnamt? — Auf eine gute Guitarre mit Mechanik, wie man sie jetzt macht, käm' mir's nicht an."

„Der Mauthner schmunzelte vergnüglich, denn er kennt' so ein Bissel klimpern zu einem Lied an den lieben Mond, wie's so Sitte ist.

„Kann er auch ein Bissel etwas mit der Feder?" fragte er weiter.

„Versteht sich," antwortet der alte Prozelter. „Er hat schon als Buab dem Schulmeister z'roth'n usgeb'n, und war Primes uf der obersten Bank. Thuet, was Ihr könnet!"

„Das versprach der Herr Leitnamt, und der alte Prozelter ging mit fröhlichem G'müth nach Zierl z'rück.

„Und was meint Ihr? Die Guitarre zog, und der Aegidi schlupft nach vier Wochen in das grau Röckle mit dem Sammetkrog'n, setzt das Käppi auf, läßt den Schnauzer wachsen, kriegt a'n Stutzen und a'n Sabel und kommt auf die Scharnitz, wo's z'samm'n hocken und uf d' Cigarr'n Jagd mach'n und faullenzen.

„Das muß wahr sein, der Aegidi war noch einmal so hübsch in der Uniform, und wenn er Sonntags in die Messe nach Mittenwalde kam, so sahen zwei Augen mit Liebesglanz und zwei mit Gift und Galle nach ihm. Wem sie waren, könnt' Ihr schon denken. Der Aegidi wußt wohl, warum er den weiten Weg herauf kam, und die Caritas wußt's auch und auch der Nazi.

„Recht war's nicht von dem Dirnd'l, daß es Zweie lieb hatte und nicht recht wußt', welchem es den Vorzug geben sollt'. Aber so ein jung Ding überlegt's nicht, und wenn der Nazi kam, war's ihm lieb und hold, und wenn der Aegidi das Dorf 'rauf kam, stand's allemal am Fenster, und wenn er dann an's Käppi griff und die drei Finger an's Schild'l legte, nach Soldatenart, dann schlug eine helle Flamme aus dem schönen Gesicht'l 'raus und die Augen lachten und glänzten, wie zwei Sonnen. Nun meinte Jeder, er wär' Hahn im Korb und wenn er hörte, der Andri wär' bei dem Dirnd'l unterm Fensterl g'wesen, wurmt's ihm g'waltig. Und immer waren Leut' da, die es dem Aegidi hinterbrachten, wenn dem Nazi es einmal glückte, a Stünd'l zu verplaudern, und die es dem Nazi sagten, wenn die Caritas mit dem Aegidi freundliche Augen machte.

„Das ging so fort bis zum Frohnleichnamsfeste vor zwei Jahren. Da war der Aegidi hier und ein paar Kam'raden von ihm, und hatten Urlaub bis um zehn Uhr. Auch kamen noch Zierler zu ihm her. Und als der Tanz beginnen sollte, holt der Nazi die Caritas. Das hält der Aegidi nicht aus.

„Nun sitzen sie, ehe der Tanz anhebt, an zwei Tischen, büben die Mittenwalder und drüben die Zierler, und auf dem Hüt'l des Nazi steckt plötzlich die Schildhahnfeder, und das war die Herausforderung zum Raufen.

„Gleich heben die Trutzlied'l'n an, und ein Zierler singt:

Schärwenzel', wie D' willt
Und das Dirnd'l ist mein,
Und Du dalketer Buab, Du —
Laufst doch hinterdrein! —

Und nun jodeln sie alle in heller Lust dazu.

„Ihr müßt wissen, Herr, das ist in den Alpen von Baiern und im Tyrol so die Sitt', daß solche Lied'l'n und Schnaderhupf'l'n gesungen werden von Einem in dem Trupp, der sie gleich zu machen versteht, und das geht so lang her und hin, bis es losbricht. Kaum ist das Gejodel der Zierler aus, so steht der Nazi auf, wirft's Hüt'l grimmig in die Luft, fängt's wieder und knallt mit dem Daumen und Mittelfinger. Dann singt er:

Do hör' i a'n singen,
Der aber nichs kann!
Und wenn er Kurasch hätt',
So faß't er mi an!

Und im wüthendsten Jubel bricht das Gejodel der Mittenwalder los und hallt lange, lange fort.

„Die Musikanten, die merken, wo's 'naus will und wissen, daß wenn's ein Raufen giebt, ihr Verdienst am Ende ist, fangen rasch einen Huppfer zu geigen und zu pfeifen an, und denken, das könnt's verhindern, was sie fürchten; aber das war fehlgeschossen, denn wie der Blitz sind sie an einander und die Hiebe fallen mit geballter Faust, und sie fassen sich und hierhin fliegt Einer und dorthin Einer, daß Tisch und Bänke krachen und die Dirnd'l'n schreiend auf die hintern Bänke sich flüchten.

„Caritas steht da, bleich wie eine Leichen, und schaut nur aus nach dem Aegidi seinem Käppi, ob's noch oben sei; aber immer verwickelter wird der Knäuel und immer wilder das Toben und Schreien. Da ruft plötzlich der Aegidi: „Ich bin gestochen!" und fällt zu Boden. In dem Augenblick hört man einen gellenden Schrei und die Caritas sinkt ohnmächtig zusammen.

„Und wie der Blitz ist der Tanzplatz leer von den Mittenwaldern, und die Zierler heben den blutenden Aegidi auf und rufen nach dem Doctor.

„Der kommt und untersucht's schnell und sagt: „Wenn in der Brust von Deinem Röckle nit a halbes Pfund Werg eing'näht wär', thät Dir kein Zahn mehr weh Dein Lebtag. Der hat wacker g'stoß'n, aber das Messer ist nit eini gang'n weiter bis auf den Knoch'n, und in vierzehn Tag bist wieder heil."

„Nun verbindet er ihn und die Zierler schaffen ihn auf die Scharnitz. Wer's thun hätt'? Ja, Herr, das wär' eine kitzliche Frag' und der Aegidi wußt's wohl, daß es der Nazi war, denn er rang mit ihm, aber der Aegidi konnt' sich nicht bewegen, weil sie sich zu sehr auf einen Knäuel gedrängt hatten; da nimmt der Nazi den Augenblick wahr, und stößt ihm das Messer in die Brust.

„Der Landrichter untersucht und untersucht, aber er bringt nichts 'raus und die Geschichten wird vertuscht und es bleibt still. Die Oesterreicher aber verbieten's ihren Mauthnern, und Keiner darf mehr nach Mittenwalde, nicht einmal in die Meß.

„Nach vierzehn Tagen war der Aegidi heil, wie der Doctor gesagt und es kräht kein Hahn mehr nach der Geschichten. Nur die Caritas war lange krank, und seitdem durft' ihr der Nazi nicht mehr kommen; sie haßt ihn aus dem Grund ihrer Seele und der Buab weiß wohl, wo's herkommt und härmt sich und quält sich, daß er aussieht, wie ein Schatten.

„Glaubt nur nicht, Herr, daß die Zweie nun ihre Rechnung abgemacht hätten! Der Aegidi sieht im Geist, wie der Nazi um das Dirnd'l freien werde und der Nazi weiß, daß sie den Aegidi lieb hat und alle Beide hassen sich in den Tod 'nein.

„Dazumal grad wurde heilloss geschmuggelt nach Insbruck 'nunter Cigarren über Cigarren, und der Aegidi, der auch seine Leut' in Mittenwalde hat, weiß, daß der Nazi der ist, der den malefizigen Schmuggel treibt. Sie passen ihm alle auf, Tag und Nacht, aber den Schlaukopf kriegen's nicht. Der weiß die Schliche, wie ein Iltis, der die Eier stiehlt. Es gilt ihm Geld zu erwerben, weil er doch die Caritas freien will, denn er ist stockblind vor Lieb'

zu dem Dirnd'l. Auch ist ihm der Herr Vater und die Frau Mutter der Caritas geneigt und wollen's zu End' haben, daß nicht ihr Kind an einen Tyroler sollt' kommen, den sie hassen, weil er das Käppi und des Kaisers Uniform trägt. Aber die Caritas will nicht, weil sie nun weiß, daß sie den Aegidi lieber hat, als den Nazi. Das giebt Hader im Haus. Und einmal trinkt der Herr Vater ein Bier in den Zorn, hier in der Post, und wird krank und stirbt und bald drauf will's Gott, so stirbt auch die Frau Mutter, und die Caritas wohnt mutterseelenallein in dem großen, schönen Haus. Da ist denn des Nazi Frau Mutter bei dem Göthel alle Tag' gewesen und hat ihm in den Ohren gelegen von wegen der Heirath mit dem Nazi, da ja ihr Herr Vater und die Frau Mutter selig geflucht hätten der Heirath mit dem Mauthmann. Und die Bettern und Basen kommen und nörgeln alle Tag, sie sollt, wenn das Trauerjahr um wär', den Nazi nehmen, da sie ja doch nicht ledig bleiben könnt' in dem großen, leeren Haus — bis das Dirnd'l endlich Ja sagt, um des Quälens los und ledig zu werden.

„Nun kommt auch der Nazi mit seiner Mutter, aber wenn er zu ihr in die Stube tritt, so schüttelt sie sich vor ihm, wie wenn ein Frost über sie käm' und sie sagt: „Geh' wasch' Dich! Hast Blut an den Händen! Hu, mich schuckert's vor Dir!"

„Könnt' Euch denken, daß da der Buab im Zorn fortgeht und sieht, daß aus der Heirath nichts werden könnte und nicht wieder kommt; aber todtglühender wird sein Haß gegen den Aegidi und hundertmal ruft er im jähen Grimme: „Er muß sterben von meiner Hand!"

„Und wenn er nun schmuggeln geht, nimmt er den Stutzen mit, weil's ihm zu Muth ist, als müßt' ihm einmal der Aegidi in den Weg komm'n. Und der Aegidi trägt gleichen Todhaß gegen den Nazi, und sucht Spionascht in Mittenwald.

„Da hört er denn, sein Weg geh' am Rechberg 'nauf, und drauf stieg er in's Wiesenthal 'nunter und am Wurzelstock 'nauf und klettr' dann um den Wurzelstock 'rum auf die Matten, wo er ihm den Gamsbock abgejagt. Da leg' er den Bündel mit den Cigarren hin und von da würde, wenn's Nacht worden, der Bündel von Zierlern abgeholt und er bliebe dabei sitzen, bis sie kämen, manchmal einen Viertelstag, wenn er nicht weiter gehe auf die Gamsjagd und den Bündel zudecke mit grünen Lerchenästen.

„Nun wußt' der Aegidi genug und sagt zum Leitnamt auf der Scharnitz: „Herr Leitnamt i hob den Cigarrenschmuggler auskundschaft, und will ihn fong'n!"

„Das sollst!" sagt der Leitnamt, „und sollst a'n gut Fonggeld foß'n!" Nun geht der Aegidi drei Tage auf die Lauer und allemal umsonst. Aber er wird nicht müd und denkt: „I fong' di doch! Todt oder lebendig, was liegt mir dran!" Denn die Wuth kocht auch in ihm alle Tage neu auf, da er hört, wenn's Trauerjahr um wär', führt' der Nazi die Caritas heim, weil eben d' Leut' es anders nicht wußten — denn von dem Blut wußt Niemand und die Caritas lebt wie eine Nonne im Kloster und redt mit Niemand und war schier so bleich, wie sie heut ist, und so still und so maßleidig.

„Die Matten aber am Wurzelstock muß ich Euch g'nauer beschreiben. Sie ist nicht groß und rund um von drei Seiten steht der Fels wie ein Mantel drum, wie eine runde Wand und schließt sie ein, und überall ist von ihr abi ein grausamer Abgrund, und zwar rechts und links am Ende. Grad vornen ist Geröll und Gestrüpp und Lerchenbäume, daß man heraufklettern kann. Links und rechts aber, wo die Felswand sich umbiegt und niedriger wird, hatte der Nazi einen Gang gemacht, daß man auf die Matten konnte ohne Gefahr, nur durft man nicht schwindeln und nicht fehl treten, sonst ging's viel Hundert Fuß hinunter, wohin keines Menschen Fuß kann und auch Keiner hin kommen ist, seit die Welt steht. Aber von beiden Seiten war der Pfad gemacht, links von unten aus dem Wiesenthal 'rauf und rechts auf den Felsgrat 'nauf, wo man gehen konnte eine weite Strecke und dann in einen Pfad kam, der links nach der Martinswand und rechts nach Zierl führt; 's ist aber ein weiter, weiter Weg, und man muß ihn kennen, um nicht irre zu gehn in dem Schnee.

„Hinter der Felswand lag der Aegidi auch am vierten Tag wieder und nicht weit davon zwei andre Mauthner zu seiner Hülf', wenn's der Schmuggler mehre wären.

„Da ist's dem Aegidi, als hört' er Einen daherkraxen, und unter seiner Last keuchen und das Herz pocht ihm und der alte Haß fing an zu gähren und zu brennen im Herzen.

„Er hält sich ruhig, bis er hört, wie der drüben seine Last auf die Matten wirft. Da ist's aus.

„Der Nazi war links 'rauf kommen und stand an der Ecke, wo er das Pfädlein über den Abgrund mit Steinen gebaut hat. Es ist noch früh am Tage, und er meint, er könnt' noch ein Gamsel beschleichen. Daher nimmt er den Stutzen vom Rücken und thut Pulver auf die Pfannen und macht sich fertig. Als er eben die Pfannen zuknappt, tritt der Aegidi, den Stutzen in der Hand, den Hahn gespannt, rechts um die Felswand hervor und ruft mit gluthsprühenden, todbrohenden Blicken: „Hab' ich Dich, Meuchelmörder und Schmuggler?!" — Nazi erschrickt und blickt auf, und als er den Aegidi sieht, spannt er seinen Hahn und ruft:

„Noch nicht, dalketer Kostbeutel!

„Kostbeutel schimpfen die Baiern die Oesterreicher, weil sie einen leinenen Sack auf dem Marsche anhängen haben, darin sie Brot, Pfeifen und allerlei Geschirr trag'n und den sie Kostbeutel heißen.

„Da schießt das Blut dem Aegidi in den Kopf.

„Leg' den Stutzen ab!" ruft er.

„Meinst, Du hättest einen Narren vor?" ruft der Nazi. „Eher nicht, als bis Dir die Kugel im Herzen sitzt!"

„Und in demselben Augenblick fahren sie Beide wie der Blitz mit den Stutzen an den Kopf und es kracht hüben und drüben fast zugleich auf zehn bis zwölf Schritt — und Nazi schlägt hinterrücks über und stürzt hinunter in die greuliche Tiefe und Aegidi thut einen Schrei, springt in die Höhe und stürzt drüben hinab, von Fels zu Fels, von Zacken zu Zacken, bis er hängen bleibt an einem Felszacken, ein blutiger, zerschmetterter Leichnam. — Nazi hatte keinen Ton mehr von sich gegeben, ihm saß die Kugel im Herzen.

„Als die Mauthner die Schüsse hören, die schier Einer waren, da eilen sie herbei und stehen wie versteinert, denn da liegt ein Bündel und es ist kein Mensch zu sehen. Endlich blicken sie hinab auf ihrer Seite in den Abgrund und sehen den Aegidi hängen, wie er im Todeskrampf noch seinen Stutzen hält mit der einen Hand, während die andre schlaff hinab hängt. Einer geht auf die andere Seite. Da liegt des Nazi Hüt'l. Von ihm aber ist nichts auszuschaun.

„Keiner redet vor Schrecken und Trauer ein Wort; aber Ein Gefühl durchdringt sie: so darf der Aegidi nicht hängen bleiben. Er muß ein christlich Grab haben und auch der Nazi, wenn man ihn kriegen kann. Einer bleibt da. Der Andere läuft nach der Scharnitz, Hülfe, Laterne und Seile zu holen. Aber wie so der Mauthner dasitzt in stummer Trauer und Schrecken, da hört er einen Fall. Er springt auf und schaut nach dem Aegidi.

„Die Spanung seiner Muskeln hatte nachgelassen. Der Stutzen war in die Tiefe gefallen, und der Leichnam des armen Aegidi hat dadurch das Gleichgewicht verloren, und grade, wie sich der Mauthner vorbeugt, sieht er, wie er rutscht, und dann hinabfällt, wohin kein Sonnenblick kommt und wohin kein Seil hinabreicht.

„Da sträuben sich seine Haare und ein Schrecken des Todes ergreift ihn, daß er von dannen läuft, und erst zurückkehrt, als die Andern kommen und nun selber sehen, daß da kein Auffahren ist.

„Sie stehen eine Weile stumm da; dann sinken sie auf ihre Kniee, beten ein Paternoster, nehmen den Cigarrenbündel und eilen weg von der greulichen Matten, die seitdem die Mordmatten heißt." —

Mein Alter schwieg und that einen Zug aus seinem Seidel, und mir war die Brust wie zugeschnürt. Der Posthalter trat zu uns und sah bewegt aus.

„Habt Ihr's schon gehört," fragte er, „was drüben passirt ist?"

„Nein!" rief der Alte; „was denn?"

„Nun, die Caritas hat um zehn Uhr einen Blutsturz kriegt, und so schnell auch der Doktor kam, gleich einen zweiten, und eben ist sie gestorben!"

„Wunderbar!" rief der Alte: „Gestern war's jährig, daß der Nazi den Aegidi gestochen hat."

Er nahm seine Mütze ab und wir thaten desgleichen und wir beteten alle Drei für alle Drei, um Gnade und Frieden.

Rekrutirungen und Fremdenlegionen.

(Mit Abbildung.)

In aller Welt wird jetzt rekrutirt, und in England und Frankreich bildet man außerdem Fremdenlegionen. Ersteres macht, wie ich lese, drüben im lieben Vaterlande Deutschland schlechte Geschäfte und wird schwerlich die Legion voll werben.

In London hat man, wie ich höre, sechsundzwanzig „blauäugige, flachshaarige, unschuldige Deutsche" in Whitechapel und in der Gegend des Towers erwischt und sie für den „Schilling der Königin" als „Futter für's Pulver" auf ein Jahr engagirt. Mit dem 27sten wollt' es schon nicht mehr gehen, so daß sie Mühe haben werden, das erste Tausend voll zu machen. Inzwischen finden sich immer noch täglich einige auf der untersten Stufe des Lebens ruinirte Söhne des Vaterlandes, welche sich anheischig machen, Sebastopol zu erobern, so daß man um den Tower herum alle Tage hübsche Rekrutirungsscenen erleben kann. Aber welch ein Unterschied gegen voriges Frühjahr! Damals drängten sich noble, wohlgekleidete Männer begeistert heran und mußten in Masse zurückgewiesen werden. Jetzt handelt, schachert, gaunert man unter wahrhaften Falstaffs-Rekruten herum, die wie gespaltene Rettige, wie Linien ohne Breite, verschrumpelt wie eine gebackene Birne, verschimmelt wie vierzehntägiges Bauerbrot im Juli aussehen. Aber das Schauspiel hat doch etwas Gutes, Moralisches und Humanes, wenn man es mit dem Zwange in andern Ländern und den Räuberbandenscenen im frühern England vergleicht. Noch zu den Kriegen Napoleon's wurden in England kleine Armeeabtheilungen wie Räuberbanden umhergeschickt, die Söhne des Landes zu Soldaten einzufangen. Sie überfielen bei Nacht und Nebel ein Dorf, umzingelten es, brachen in die Häuser ein, und schleppten alle unehelichen Individuen, die ihnen nicht zu alt oder zu jung oder zu schwach erschienen, mit sich fort. Auf der Landstraße wurden einsame Wanderer aus dem Busche überfallen und zu Vaterlandsvertheidigern, d. h. zu Wiederherstellungsgehülfen der bourbonischen Dynastie in Frankreich, befördert. Jetzt sind alle englische Soldaten Freiwillige und anerkannt tüchtige, tapfere, kaltblütige, ausdauernde Helden, die auch Sebastopol längst genommen haben würden, wenn sie etwa von einer Aktiengesellschaft engagirt, bezahlt und commandirt worden wären, statt von der Alters- und Erbweisheit der englischen Aristokratie. Wenigstens hätte man sie dann nicht verhungern lassen für 120 Millionen Thaler, sondern ohne die hundert, für bloße 20 Millionen gefüttert und am Leben erhalten. Da auch das neue Ministerium Palmerston eins des Alters und der Erbweisheit ist, und England ganz unfähig geworden zu sein scheint, sich von dieser ärgsten Karrikatur und greisen Verknöcherung des Mittelalters zu befreien, wird es wahrscheinlich politisch daran zu Grunde gehen. — Seine Flottenehre liegt ertrunken in der Ostsee und dem schwarzen Meere, seine militärische Hoffnung, seine stolze Zuversicht als „Großmacht" begraben in dem Schmutze vor Sebastopol, und wer demnach noch hofft, mag sich ernüchtern an dem Anblick seiner Fremdenlegionen und seiner Rekrutirungsscenen.

Sehen wir uns einige an, besonders die ganz nach dem Leben gezeichnete, welche wir beifügen. Am Ostende der City nördlich vom monströsen Tower erhebt sich der Tower-Hügel mit dem Dreieinigkeits-Platze aus engen, schmutzigen Straßen heraus, wo jetzt die Bäume besonders gerippenartig aussehen und die Ostwinde am Kältesten blasen. An Brettern und Häuserwänden glänzen riesige Plakate mit großen gemalten Militärscenen darüber: „Wanted a few fine fellows for Royal soldiers, u. s. w. („Gesucht einige hübsche junge Leute zu königlichen Soldaten.) Dann folgen Schilderungen der Herrlichkeit des Soldatenlebens und ihrer Beköstigung, der Größe und Civilisation Englands, welches jetzt die hohe Mission übernommen habe, Barbarei und Knechtschaft von der Erde zu vertilgen und es daher kein höheres Glück für einen wahren Englishman geben könne, als für's Vaterland zu sterben (letzteres wird nur sehr unverständlich angedeutet). Die Plakate helfen freilich nicht viel, schon deshalb, weil die Engländer, welche sich hier zu Markte bringen, größtentheils weder lesen noch schreiben können. Deshalb muß auch die lebendige, kräftige Rede der Werbeoffiziere das Meiste thun. Sie stehen wie Halbgötter unter den verkümmerten Haufen Neugieriger und zerlumpter Müßiggänger von Profession oder aus Mangel an Arbeit. Da steht Einer, ein entlassener Pferdeknecht vom Lande mit offenem Maule und seinem Bündel, all seiner Habe, der nach London kam, um in den Docks Schiffe laden und löschen zu helfen, ohne ankommen zu können, und horcht nun den Wundermährchen des Werbeoffiziers. Er und sein College haben nie etwas von Rußland und der Krim gehört, denn auf das Land und deren arbeitende Bevölkerung kommt selten oder nie eine Zeitung, da doch Niemand lesen kann und es oft nicht einmal eine Schule giebt (wenigstens giebt es in einer einzigen von den 60,000 „Grafschaften" Großbritanniens über 300 Dörfer ohne Schule und Schullehrer). Sie sind daher ganz voller Erstaunen und Wunder und werden jedenfalls den „Schilling der Königin" (jetzt zu mehreren Thalern Werbegeld erhöht) nehmen, sich Bänder an den Hut heften und unter die Zahl der „Gewerbenen" stellen lassen, bis es ein Häufchen ist, worauf sie in der Mitte von Soldaten in die Monturkammer getrieben, eingekleidet, ein paar Tage einexercirt und dann nach der Krim verschifft werden.

Hinter den Söhnen vom Lande fällt besonders ein ächter London-Städter „aus dem Volke" auf. Er hat in allen möglichen Branchen „gelegentlicher" Beschäftigung gearbeitet, Packete getragen, Droschken aufgemacht, mit Zuckerwaaren und Schwamm gehandelt, Maschinen geheizt und Straßen gekehrt, ist dreimal im Gefängniß und fünfmal im Hospital gewesen und dabei lang und mager, unbrauchbar und unfähig für's praktische Leben geworden. Er ist leicht gewonnen und eben so gut, in einem rothen Rock zu sterben, wie ein Anderer.

Vater und Gatte in der Schürze und mit der üblichen Thonpfeife hat schon mehr Gründe, sich Bedenkzeit zu nehmen. Er verdient sich kärglich sein Bischen Brot in einer lichtlosen, schmutzigen Straße, doch da heute Vormittag das Geschäft sehr still war, steckte er sich seine Pfeife an und ging nach dem Tower-Hügel, wo's jetzt so viel zu sehen giebt. Der schon gewerbene Taugenichts mit der Papiermütze unterstützt den Werbeoffizier für ein glänzendes Kavallerie-Regiment (das aber in der Krim längst aufgehört hat, zu existiren), den Mann zu fangen, um sich gleich von vorn herein anzuvettern. Aber Vater und Gatte schmunzelt ungläubig und fühlt den mahnenden Druck seines ältesten Knaben wohl mehr, als die Umarmung des Galgengesichts unter der Papiermütze. Er ist arm, das bezeugen die „Bäffchen" am Halse des Jungen, die renommistisch-frömmelnden Kainsstempel, womit alle priesterlichen Frei- und Armenschulen die aufgenommenen Kinder brandmarken. Vater wird seine Schürze umbehalten und sich fortquälen für Frau und Kinder, statt unter die rothröckigen Söhne des unglückseligen Mars zu gehen. Das sieht man seiner ganzen Haltung an, obgleich wir nicht viel von seinem Gesicht sehen können. Der stumme, warme Ruf von Kindeshand: Zurück! ist stärker, als der renommistische Druck des Galgenvogels: Vorwärts!

Im Hintergrunde marschirt ein Werber schon ab mit einem bebänderten Häufchen, nachdem er mit ihnen „Glück zum neuen Lebenslauf" gehörig getrunken. So lassen sich die in alkohellustiger Freude geschwungenen Hüte ohne Krämpe und Mützen ohne Schirme leicht erklären, denn ihr Jubel ist ohne Schirm und Schutz und von der unsichersten Existenz. Wie die Times sagte, steht über dem Eingange zur englischen Militär-Carriere für Gemeine dieselbe Aufschrift, wie über Dante's Hölle: Keine Hoffnung! Kein Avancement! Gemeinheit ohne Ende, da nur Hochgeborne durch Geld, Empfehlung, Verwandte und Alter steigen können und die ganze englische Regierung im Militär und Civil nichts ist, als eine Sammlung verlebter, ohnmächtiger, hochgeborner Greise, Niemandem, als sich selbst, d. h. ähnlichen Privilegirten im Ober- und Unterhause verantwortlich, d. h. unverantwortlich. Das englische Volk ist unsterblich, aber dessen Regierungsformen und politische Scheinherrlichkeit stirbt von nun an immer schneller dahin. Dieses Absterben hält am wenigsten das neue Ministerium auf, an dessen Spitze der oft genannte Feuerbrand, Lord Palmerston steht.

Der zur „Rettung" Großbritaniens auserwählte Premierminister sieht, nachdem er seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert, so aus, wie wir ihn in der Abbildung geben, so daß die Verstellung, die wir etwa nach einem frühern Portrait in diesen Blättern (Nr. 9 1854) veranlaßt haben, danach zu corrigiren sein würde.

Abraham Lincoln, 16. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Abschaffung der Sklaverei.

Abraham Lincoln und Harriet Beecher-Stowe.

Im Jahre 1619 wurden die ersten Neger von Afrika nach Nordamerika gebracht. Sie wurden dort als Sklaven verkauft und mußten auf den Baumwollfeldern der Südstaaten arbeiten. Ihre Zahl wuchs bald sehr stark an, denn die Sklaven vermehrten sich rasch, und es wurden immer neue Neger eingeführt. Im Jahre 1776 gab es schon 500 000 Sklaven, 1790 bereits 700 000, 1800 eine Million, 1810 1½ Millionen, 1820 2 Millionen, 1830 2½ Millionen, 1840 3 Millionen, 1850 3½ Millionen und 1860 4 Millionen. Die Sklaven waren Eigentum ihrer Herren, sie konnten verkauft und vererbt werden. Sie hatten keine Rechte und mußten ohne Lohn arbeiten. Sie wurden oft sehr grausam behandelt und mußten Hunger leiden, wenn ihre Herren nicht genug Nahrung für sie kaufen wollten. Sie durften nicht lesen und schreiben lernen, weil man fürchtete, sie könnten sich dann leichter gegen ihre Herren auflehnen. Sie durften auch nicht heiraten, weil ihre Herren sie dann nicht so leicht verkaufen konnten. Sie durften nicht einmal ihre Religion ausüben

Die **Erhaltung** des Kindes im zweiten Kindesalter verlangt, wie die im ersten Kindesalter: eine reizlose, nahrhafte, leicht verdauliche, gehörig fett- und salzhaltige Kost aus thierischen und pflanzlichen Nahrungsmitteln neben hinreichendem Genusse von Flüssigkeit (Milch oder Wasser); sodann freie Luft (bei Tag und Nacht) und Aufenthalt mit Bewegung im Freien so oft als möglich; gehörige Reinigung der Haut (durch Waschungen und Bäder); hinreichenden Schlaf oder doch Ruhen nach Körperanstrengungen und die größte Schonung der Sinnesorgane (s. Gartenl. Jahrg. II. Nr. 40). Hinsichtlich des Warmhaltens, was in den früheren Lebensjahren das Gesundbleiben außerordentlich unterstützt, so können jetzt die ersten Anfänge zur allmäligen Abhärtung dadurch gemacht werden, daß zu den Bädern und Waschungen zuerst laues, dann kühles und endlich kaltes Wasser (Flußbad) verwendet, sowie die Kleidung nach und nach immer dünner gewählt wird. Ein plötzlicher Uebergang von der warmen zur kalten Behandlung des Kindes taugt durchaus nichts, und letztere verfehlt dann nicht nur ihren Zweck ganz und gar, sondern kann auch als widernatürliches Reizmittel wirken und Blutarmuth (Bleichsucht), sowie nervöse Reizbarkeit veranlassen (s. Gartenl. Jahrg. II. Nr. 46).

Bei der **Erziehung** in diesem Lebensalter ist, wie überhaupt bei der Kindererziehung, die Hauptaufgabe der Erzieher: im Kinde neben Gehorsam die Ueberzeugung hervorzurufen, daß es nicht von einer schwachen Hand geleitet wird, welche bei seinen Launen schwankt oder seinem Widerstande weicht. Diese Ueberzeugung läßt sich aber recht leicht durch consequentes, gleichförmiges Benehmen der Erzieher gegen das Kind erwecken. Ueberhaupt müssen Aeltern durch ihre Handlungsweise dahin streben, daß im Kinde, welches jetzt ein ziemlich scharfes Auge für alle Fehler Derer hat, die es umgeben, niemals der Glaube an die mütterliche Unfehlbarkeit und väterliche Autorität erschüttert werde. Nichts dringt so sanft und so tief in die Seele des Kindes, als der Einfluß des Beispiels. Durch dieses muß jetzt das Kind auch lernen um Alles zu bitten und für Alles zu danken. — Was die **körperliche Erziehung** betrifft, die großentheils noch nach den für das erste Kindesalter gegebenen Regeln einzurichten ist, so müssen zuvörderst die verschiedenen Bewegungen des Kindes gehörig in's Auge gefaßt und so geleitet werden, daß sie allmälig mit immer mehr Sicherheit, Ruhe, Geschicklichkeit, Anstand und Anmuth geschehen. Zu diesen Bewegungen gehören aber nicht blos die der Beine, Arme und des Rumpfes, sondern auch die des Kopfes, Gesichtes und der Sprachorgane. So ist z. B. beim Essen darauf zu halten, daß dasselbe nicht mit dem höchst widerlichen Schnalzen geschieht und daß feste Nahrungsmittel tüchtig zerkaut werden, daß beim Gehen Körper und Füße eine gute Haltung haben, daß kein entstellendes Mienenspiel zur Angewohnheit wird, daß sich die Sprache nicht mangel- oder fehlerhaft ausbildet u. s. f. Uebrigens sind alle anstrengenderen Bewegungen der Körperconstitution richtig anzupassen, wenn sie nicht Schaden bringen sollen (s. Gartenl. Jahrg. III. Nr. 7). Der Sinn für Reinlichkeit, Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, wozu schon in dem ersten Kindesalter der Grund gelegt werden muß, kann bei Kindern gar nicht stark genug ausgebildet werden, da er den meisten Einfluß auf das spätere geschäftliche Leben hat. Deshalb halte man auf Rein- und Guterhalten des Spielzeuges und der Kleidung, auf das Aufräumen der Sachen, sowie auf Pünktlichkeit im Essen, Schlafen, Ankleiden des Kindes, überhaupt auf Regelmäßigkeit in der Lebensordnung. — Die **geistige Erziehung** darf sich, was die Bildung des Verstandes betrifft, immer nur noch auf die Ausbildung der Sinne, sowie auf längere Fesselung der Aufmerksamkeit des Kindes auf Gegenstände beschränken; es kann jedoch schon angefangen werden, die von Naturgegenständen im Gehirne erzeugten Sinneseindrücke (Hirnbilder) zur Bildung des Gedächtnisses und Vorstellungsvermögens, überhaupt zum Denkenlernen zu verwenden. Doch ist bei diesem geistigen Thätigsein die körperliche Beschaffenheit des Kindes wohl zu beachten. Ueberanstrengungen des Gehirns können zu Hirnkrankheiten und Geistesschwäche führen.

Der Wille läßt sich durch Ueberwinden von Hindernissen, Furcht und unangenehmen Zuständen immer mehr kräftigen, denn erweckt mußte er schon im ersten Kindesalter werden. Nur hüte man sich das Kind zu erschrecken, denn der Schreck erregt Furcht und diese macht das Kind feige und heuchlerisch. Natürlich ist der Wille zur Ausübung des Guten, zu Thaten der Menschenliebe zu erziehen. Am leichtesten erleidet jetzt das Gefühl oder Gemüth eine verkehrte Erziehung, wenn nämlich die Empfindungsthätigkeit des Gehirns, ohne gleichzeitige zweckmäßige Verstandes- und Willensanregung (zur richtigen Beurtheilung, sowie zur verständigen Bekämpfung und Beseitigung der Gefühlseindrücke), vorzugsweise angeregt und unterhalten wird. Man glaubt dadurch gefühlvolle Menschen zu erziehen, bildet aber sentimentale Schwärmer, die für das praktische Leben untauglich, weder sich selbst noch Andern vernünftig zu rathen und zu helfen im Stande sind. Ebenso nachtheilig für die Zukunft des Kindes kann es werden, wenn durch öfteres Erzählen von Geister-, Feen-, Räuber- und anderen Geschichten die Einbildungskraft desselben widernatürlich ausgebildet und das Gemüth für romanhafte Auffassungen und Aberglauben empfänglich gemacht wird. Dagegen läßt sich ein fester Grund zur ächten Religiosität und Moralität dadurch legen, daß man im Kinde Ehrgefühl (ja nicht etwa Ehrsucht) und das Gewissen zu entwickeln sucht, von denen das erstere den Menschen zwingt, das Rechte und Gute ohne alle Nebenabsicht und Eigennutz blos aus Selbstachtung zu thun, das letztere aber bei Vergehungen ein unbestechlicher Richter ist. Ein ehrenwerther Mensch wird niemals das Böse der Strafe wegen meiden und Gutes der Belohnung halber thun. Man kann jetzt bisweilen das Kind hinsichtlich seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe auf die Probe stellen, doch muß dies mit großer Vorsicht und Umsicht geschehen, da hierbei gar zu leicht fehlgegriffen wird.

Die **Krankheiten** des zweiten Kindesalters sind fast ganz dieselben, wie im ersten Kindesalter (s. Gartenl., Jahrg. III. Nr. 9.), als vorzugsweise: entzündliche Affectionen der Athmungsorgane mit Husten; Magen und Darmentzündungen mit Durchfall und Brechen; Blutarmuth mit Schiefwerden in Folge falscher Ernährung; Hüftgelenkentzündung mit freiwilligem Hinken und heftigem Kniieschmerz; bitzige Hautausschläge, besonders Scharlach und Masern; die sogen. scrophulösen Leiden.

(Bock.)

Populäre Chemie für das praktische Leben.

In Briefen von Johann Fausten dem Jüngeren.

Zehnter Brief.

Die Vorgänge bei der Verbrennung.

Wir nennen die Verbrennung einen chemischen Prozeß (Vorgang), weil sie in der That auf nichts Anderem beruht als einer Verbindung des Sauerstoffes der Luft mit dem Kohlenstoff und Wasserstoff der Brennmaterialien. Bei einigen Körpern und unter gewissen Umständen ist die Einwirkung des Sauerstoffs so energisch, daß augenblicklich oder nach einiger Zeit schon bei gewöhnlicher Temperatur Feuer zum Vorschein kommt. Diese Erscheinungen sollen uns später Stoff zu einer besonderen Unterhaltung geben. Unsere gewöhnlichen Brennstoffe besitzen keine große Neigung, sich mit dem Sauerstoff zu verbinden, daher müssen wir hier den chemischen Vorgang einleiten und sein Fortschreiten unterstützen. Wir setzen das Holz, den Torf oder jedes andere Material in Brand, d. h. wir erhitzen es auf einen gewissen Grad und rufen dadurch die chemische Veränderung hervor. Ein jeder weiß, daß sich die verschiedenen Brennstoffe schwerer oder leichter entzünden lassen, selbst dann, wenn wir von dem Wassergehalt absehen und das eine Stück genau so groß ist und dieselbe Form besitzt wie das andere. Der Grund hiervon ist die größere oder geringere Dichte, mit der die einzelnen kleinsten Theilchen vereinigt sind, dann aber auch die chemische Zusammensetzung, der Gehalt

an Wasserstoff. Verstattet der letztere die Bildung von gasförmigen Verbindungen mit dem Kohlenstoff, so findet das Entzünden um so leichter statt, je mehr von diesen Gasen in gleicher Zeit gebildet werden. Von der Erhaltung der Wärme hängt die Fortdauer der Verbrennung ab oder auch umgekehrt die Verbrennung liefert die zu ihrer Erhaltung erforderliche Wärme.

Haben wir einmal den Brand entzündet, so schreitet er weiter fort, weil die Bedingungen zu seiner Unterhaltung sich von selbst regeln. Die durch das Feuer verzehrte Luft wird durch neue ersetzt, die von allen Seiten hinzuströmt, um das gestörte Gleichgewicht wieder zu ersetzen und die Hitze wirkt weiter auch auf die Theile des Brennstoffes, die gerade noch nicht brennen, bewirkt hier eine Zersetzung, d. h. Bildung von luftförmigen Verbindungen, die sich nun mit Leichtigkeit entzünden und den Brand weiter fortpflanzen. Verschwindet nun auch nach und nach das Holz, der Torf u. s. w. vor unsern Augen, und bleibt zuletzt nur ein kleines Häufchen Asche zurück, eben die mineralischen Bestandtheile, weil sie mit dem Sauerstoff keine flüchtigen Verbindungen eingehen, — so ist zwar die Form zerstört, nicht aber die Bestandtheile selbst; die Natur hält mit Allem, was sich in ihr findet, sparsam Haus; verloren geht nichts, daher auch nicht bei der Verbrennung. Anstatt die Produkte der Verbrennung — Kohlensäure und Wasser — in die Luft entweichen zu lassen, können wir sie auffangen und finden dann, daß in ihnen genau so viel Kohlenstoff und Wasserstoff enthalten ist, als das Gewicht des Holzes oder eines jeden andern Brennstoffes betrug.

Eine jede chemische Verbindung findet nach bestimmten, unabänderlichen Gewichtsverhältnissen statt und daher können wir, sobald uns die Zusammensetzung des Brennstoffes bekannt ist, genau berechnen, wie viel Sauerstoff zu seiner vollständigen Verbrennung erforderlich ist und damit ist zugleich auch die Wärmemenge gegeben, die bei der Verbrennung eben dieses Brennstoffes entwickelt wird, da diese abhängt von der verzehrten Sauerstoffmenge. Daraus wird klar, daß unsere gewöhnlichen Brennstoffe nicht ganz als solche verwerthet werden, da sie alle schon Sauerstoff enthalten, der mit einem Theile der beiden übrigen, die Wärme erzeugenden Bestandtheile bereits verbunden ist. Die dieser Menge entsprechende Wärme ist für unsere Zwecke verloren. Aber wir erleiden noch weitere Verluste, die in der natürlichen Beschaffenheit unserer Brennstoffe und der Luft begründet sind. Ein nicht unbedeutender Theil der Wärme wird zur Verdampfung des Wassers verwendet, das, wie wir gesehen haben, stets in den Brennstoffen enthalten ist. Daher unterwirft man diese einer künstlichen Austrocknung, wenn es sich bei verschiedenen gewerblichen Verrichtungen darum handelt, eine möglichst hohe Temperatur zu erzielen; ja die Wärme wird bei der Austrocknung — dem Darren — oft so gesteigert, daß sie eine anfangende Zersetzung des Brennstoffes bewirkt. Ein weiterer Verlust an Wärme wird dadurch bedingt, daß nicht alle Luft, sondern nur der kleinste Theil bei der Verbrennung verzehrt wird. Bekanntlich enthält die atmosphärische Luft in fünf Raumtheilen nur einen Theil Sauerstoff; die vier Raumtheile Stickstoff haben keinen Theil an der Verbrennung. Sie entweichen und nehmen hierbei einen großen Theil der Wärme mit fort; eben so die luftförmigen Verbrennungsprodukte — die Kohlensäure und das Wasser. Noch andere Verluste werden wir bei der Betrachtung der Feueranlagen kennen lernen.

Der Grad der Hitze, welchen die Brennstoffe entwickeln, hängt aber nicht allein von der Menge des verzehrten Sauerstoffs ab, sondern auch von der Zeit, während welcher dies stattfindet. Ein jedes Pfund Wasserstoff verbindet sich stets mit 8 Pfund Sauerstoff zu 9 Pfund Wasser und jedes Pfund Kohlenstoff mit $2^2/_3$ Pfund Sauerstoff zu $3^2/_3$ Pfund Kohlensäure; in dem ersteren Fall der Verbrennung werden stets 236 Pfund Wasser, in dem letzteren nur 78 Pfund von 0° auf 100° erwärmt. Die Wärmemengen, welche bestimmte Stoffe bei ihrer Verbrennung entwickeln, sind stets gleich, aber nicht der Grad der Hitze. Es leuchtet ein, daß dieser ein größerer sein muß, wenn die Wärme einer bestimmten Menge Brennstoff in einer halben Stunde abgegeben wird, als wenn dies erst in einer, oder gar in zwei Stunden erfolgt. Mit anderen Worten: die Hitze ist um so stärker, je mehr Brennstoff in einer bestimmten Zeit verzehrt wird, je rascher also die Verbrennung erfolgt und um so geringer, je langsamer die Verbrennung fortschreitet. Und wiederum hängt auch dies Verhältniß von dem Zutritt des Sauerstoffs ab. Findet der Austausch der verbrannten Luft gegen frische nur langsam statt, so können selbst leicht brennende Körper langsam, und daher wenig Hitze gebend, verbrennen, während doch sonst gerade diese, wie z. B. Stroh, Reisig u. s. w., freilich nur auf kurze Zeit, die stärkste Hitze hervorbringen; hinwiederum geben gerade die dichtesten Körper, die sonst sehr schwer verbrennen, eine sehr große Hitze, sobald wir nur den Zutritt des Sauerstoffs beschleunigen. Daher verwandeln wir ja das Holz, den Torf, die Braun- und Steinkohle in Kohle — bei letzterer Koak genannt. Der Zweck ist hierbei, das Wasser und den schon gebundenen Sauerstoff und mit ihm den Theil der übrigen Bestandtheile fortzuschaffen, die beim Verbrennen keine Hitze entwickeln. Dies geht nicht an, ohne auch einen Theil der noch zu verwerthenden Bestandtheile — den Wasserstoff und einen dieser Menge entsprechenden Antheil Kohlenstoff — zu verlieren und nichts desto weniger ist der Rückstand dennoch ein besseres Brennmaterial als vorher, weil es dichter ist; also in dem kleinsten Raume die größte Menge Brennstoff enthält und daher gestattet, in gleicher Zeit bei gehörigem Zutritt der Luft größere Massen zu verbrennen, also auch eine größere Hitze zu entwickeln. Bei dem Torf, den Braun- und Steinkohlen erreicht man bei der Verkohlung noch den Vortheil, daß man zugleich den schädlichen Schwefel austreibt.

Während man im gewöhnlichen Leben, namentlich in der Haushaltung, dem harten Holze, dem von Eichen, Buchen, Birken und Erlen, bei welchem die einzelnen Theilchen, welche das Holz bilden, dichter aneinander liegen, so daß hier der gleiche Raum mehr Holzmasse einschließt, — den Vorzug giebt, lehrt uns die Wissenschaft, daß gerade das weiche Holz, vornämlich das der Fichte und Tanne, mehr Wärme entwickelt. Nach dem vorher Erörterten wird es uns leicht, diesen scheinbaren grellen Widerspruch zu versöhnen. Die Feueranlagen der Haushaltung, namentlich die Vorrichtungen zum Heizen, bringen es mit sich, daß die Verbrennung nur langsam fortschreiten darf, damit der Ofen Zeit hat, die entwickelte Wärme in sich aufzunehmen; man verlangt hier eine gleichmäßige, andauernde Erwärmung, und daher giebt man dem harten Holze den Vorzug. Bei einer raschen Verbrennung, wie sie dem weichen Holze eigen, ist der Wärmeverlust bedeutend, weil unsere gewöhnlichen Heizvorrichtungen nicht der Art sind, um die in kurzer Zeit entwickelte Wärme schnell in sich aufzunehmen. Handelte es sich aber darum, bedeutende Hitzegrade hervorzubringen, wie dies bei manchen gewerblichen Vorrichtungen gefordert wird, so giebt man unbedingt dem weichen Holze den Vorzug.

Ein jedes Holz enthält einen Ueberschuß an Wasserstoff, d. h. mehr als der vorhandene Sauerstoff zur Bildung von Wasser in Anspruch nimmt. Dieser Ueberschuß ist bei dem weichen Holze größer und daher auch die Menge der gasförmigen Produkte, die durch die Einwirkung der Wärme entstehen, größer. Gerade diese Gase sind es, die mit Leichtigkeit brennen, so daß die Verbrennung rasch fortschreitet und da der Wasserstoff drei Mal so viel Sauerstoff bindet als der Kohlenstoff, so muß auch mehr Wärme entwickelt werden. Ueberall da, wo sich diese gasförmigen Verbindungen bilden, geschieht die Verbrennung mit Flamme, wo ersteres nicht der Fall ist, wie z. B. bei der Kohle und der Koaks, beobachten wir nur ein Glühen. Die Kohle für sich ist nicht flüchtig und daher fehlt die Flamme, freilich nie ganz, weil die Kohle nie reiner Kohlenstoff ist, sondern auch noch geringere Mengen von Wasserstoff enthält. Noch aus einem anderen Grunde sehen wir beim Verbrennen von Kohle eine Flamme auftreten und zwar von blauer Farbe, die man im alltäglichen Leben fälschlich einem Gehalt von Schwefel zuschreibt, während in der Holzkohle keine Spur von Schwefel enthalten ist. Der Grund ist hier ein ganz anderer. Tritt nämlich bei Kohlenfeuerung die Luft von unten herzu, so verbrennt hier die Kohle zu Kohlensäure; diese, ein Gas, steigt durch den Haufen der glühenden Kohlen hindurch, nimmt auf diesem Wege eben so viel Kohle auf, als sie schon enthält und wird dadurch zu Kohlenoxyd. Während die Kohlensäure weder die Verbrennung zu unterhalten im Stande ist, noch selbst brennt, ist das Kohlenoxyd ein brennbares Gas. Tritt letztere daher an der Oberfläche der glühenden Kohlen mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung, so entzündet es sich und verbrennt mit blauer Flamme, die allerdings große Aehnlichkeit mit der des Schwefels hat, zu Kohlensäure.

Die Verbrennung des Sauerstoffes in der Luft durch den Sauerstoff, der die Einwirkung des ersteren mäßigt, nöthigt uns

dafür zu ſorgen, daß das Brennmaterial der Luft möglichſt viele Berührungspunkte darbietet. Darum ſpalten wir das Holz, geben dem Torf und der erdigen Braunkohle eine beſtimmte Form und zerkleinern die großen Steinkohlenſtücken, um ſo die Verbrennung zu beſchleunigen. Dieſe Zerkleinerung richtet ſich nach dem Zweck, den wir erreichen wollen. Bei der Heizung verwenden wir größere Stücke, die ſich nur langſam verzehren und ſo für Stunden eine hinreichende Wärme ausgeben; beim Kochen verlangen wir ein lebhaftes Feuer, und daher ſind hier die Stücke kleiner. Zudem werden ſie ſo aufgebaut, daß ſie zwiſchen ſich bedeutende leere Räume laſſen, damit die Luft überall leicht hinzutreten kann. Eine gewiſſe Grenze dürfen wir bei der Zerkleinerung nicht überſchreiten, denn ſonſt tritt gerade das Gegentheil ein von dem, was wir erzielen wollen. So z. B. hören Sägeſpähne, der Staub von Kohlen und Torf ganz auf Brennmaterialien zu ſein; obgleich gerade ſie am Weiteſten zerkleinert ſind, ſo bieten ſie der Luft verhältnißmäßig doch nur ſehr wenig Berührungspunkte dar, weil ſich die einzelnen Theilchen ſo dicht an einander legen, daß die Luft keinen Raum zum Durchzuge findet. Daher haben auch diejenigen Steinkohlen wenig Werth, die in der Hitze zu einem feinen Pulver zerfallen. Aus dem Abfall der brennenden Steinkohlen dagegen kann man ſehr werthvolle Koaks bereiten, da dieſer in der Hitze zu größeren Stücken zuſammen ſchmilzt. Deſſelben kann man ſich auch als Bindemittel bedienen, um die Abfälle von Holz und Torf wieder zur Verbrennung geſchickt zu machen dadurch, daß man mit ſeiner Hülfe Ziegel daraus fertigt; das Gleiche geſchieht durch einen Zuſatz von Thon, der in Waſſer aufgeweicht wird. Bei erdigen Braunkohlen, die an ſich ſchon thonige Beſtandtheile enthalten, genügt einfach ein Zuſatz von Waſſer.

Die Betrachtungen über die Verbrennung führen uns zu der Erkenntniß, daß es für den Käufer von Brennſtoffen beſſer wäre, wenn der Verkauf dem Gewichte nach, und nicht, wie es jetzt allgemein üblich, dem Maaße nach geſchähe. Im erſteren Falle wäre er ſicher, jedes Mal für ſein Geld dieſelbe Maſſe zu erhalten. Das Maaß iſt zwar auch ſtets gleich, aber nicht die Maſſe, die darin enthalten iſt; je nach der Form der Scheite und nach der Aufpackung derſelben können hier, wegen der leeren Zwiſcheräume, deren Betrag ſehr veränderlich iſt, ſehr bedeutende Differenzen vorkommen. Ueberhaupt kauft man hier mehr oder weniger ſtets, wie man zu ſagen pflegt, „die Katze im Sack.“ Beim Holz allerdings findet, wenn man von dem Waſſergehalt abſieht, in den Beſtandtheilen nur ein geringes Schwanken ſtatt, um ſo größer iſt dies aber beim Torf, den Braun- und Steinkohlen. Von einer chemiſchen Analyſe, die Aufſchluß gäbe über den Werth der letzteren, iſt ſelten die Rede; ja die Verkäufer ſcheinen dieſe zu fürchten.

Ueber Frauenbeſtimmung.

Von Profeſſor Biedermann. *

1. Der allgemeine Charakterunterſchied beider Geſchlechter.

Ein natürlicher Gegenſatz der beiden Geſchlechter, erkennbar in ihrer verſchiedenartigen körperlichen wie geiſtigen Organiſation, weiſt jedem derſelben eine andere Beſtimmung im Leben, eine andere Stelle in dem großen Ganzen menſchlicher Kulturentwickelung an. Wenn das Geiſtesleben des Menſchen überhaupt in zwei Grundrichtungen ſich äußert, einer Erregbarkeit oder Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, und einer inneren Selbſtthätigkeit, welche die empfangenen Eindrücke verarbeitet, ſo erſcheinen dieſe zwei Richtungen dergeſtalt an die beiden Geſchlechter vertheilt, daß dem Manne ein größeres Maß von Selbſtthätigkeit, der Frau eine ſtärkere Erregbarkeit oder Reizbarkeit eigenthümlich zu ſein pflegt. Die Phyſiologie hat es unternommen, die körperlichen Urſachen dieſer Verſchiedenartigkeit nachzuweiſen in dem größern Umfange des männlichen Gehirns im Vergleich zu dem weiblichen, in der mehr feinen als muskulöſen, mehr weichen und biegſamen als harten und feſten Organiſation des ganzen weiblichen Körpers. Die Pſychologie findet dieſen Gegenſatz auf dem Gebiete des Seelenlebens bethätigt in den mancherlei Abweichungen des Temperaments der Empfindungsweiſe, der ganzen Art zu ſein und zu handeln, wie ſie bei dem Weibe und bei dem Manne ſich darſtellt. Bei dem Letzteren herrſcht meiſt das choleriſche, willensſtarke Temperament vor, etwa mit einem Beiſatze phlegmatiſcher Bedächtigkeit oder melancholiſcher Nachdenklichkeit, bei der Frau, mit ſeltenen Ausnahmen, das ſanguiniſche, reizbare oder empfindſame. Frauen pflegen einem äußern Eindrucke, ſelbſt einem flüchtigern, nachzugeben, während es bei dem Manne ſchon einer ſtärkeren und anhaltenderen Erregung bedarf, um ſein Gefühl zu ergreifen oder ſeine Thatkraft in Bewegung zu ſetzen. Dagegen ſpringen Jene bisweilen mit einer für Männer unbegreiflichen Schnelligkeit von einer Empfindung zur andern und von einem Gegenſtande ihrer Beſchäftigung zum andern über, während die Thätigkeit und das Intereſſe des Mannes in der Regel länger in der einmal angenommenen Richtung beharrt. Dieſe größere Beweglichkeit ihres Geiſtes macht die Frauen gewöhnlich geſchickter für Erfaſſung und Behandlung der alltäglichen, perſönlichen Begegniſſe; dagegen es den Männern eigenthümlich iſt, einen weiteren Kreis von Lebensverhältniſſen zu überſchauen, zu beherrſchen und nach ihren Ideen zu geſtalten.

Die Frau lebt, handelt und empfindet mehr in der Gegenwart und für dieſe; das Leben und Streben des Mannes greift weit über die Gegenwart hinaus und richtet ſich auf eine oft ſehr ferne und ungewiſſe Zukunft. Die Frau wirkt, was ſie wirkt, faſt immer durch die Macht ihrer Perſönlichkeit, durch die raſchen, gewiſſermaßen inſtinktartigen Eingebungen ihres Verſtandes oder ihres Herzens; der Mann erringt ſeine höchſten Erfolge durch die Kraft ſeines vorausſehenden Denkens, durch die ſyſtematiſche Verknüpfung ſeiner Ideen, Beobachtungen und Erfahrungen. Die Frau ſetzt gern und unverdroſſen ihre ganze Thätigkeit an ein Einzelnes — und wäre es die kunſtmäßige Vollendung eines Stückes Putz oder einer wirthſchaftlichen Vorrichtung; — ihr ganzes Daſein beſteht mehr oder weniger aus einem bunten Wechſel einzelner Beſchäftigungen, Empfindungen und Begegniſſe; dem Manne geſtaltet ſich auch das Einzelnſte ſogleich zum Theile eines größeren Ganzen, und nur als ſolches hat es für ihn einen Werth; ſein Leben iſt meiſt eine feſtgegliederte Kette von Beſtrebungen, Entwürfen, von gelungenen oder mißlungenen Anläufen nach einem beſtimmten Ziele hin. Daher erſcheint wohl das Frauenleben fertiger, abgerundeter, befriedigter in ſeinen einzelnen Momenten, das des Mannes dagegen bedeutender und inhaltvoller in ſeiner Geſammtheit. An der Frau tritt das am Meiſten in den Vordergrund, was ſie gerade in dem Augenblicke iſt, thut, empfindet — mit einem Worte, ihre Perſönlichkeit, beim Manne das, was er gethan, geleiſtet, errungen hat, oder was er noch zu thun, zu leiſten, zu erringen befähigt und gewillt ſcheint. Die Mehrzahl der Frauen vermag für ein Allgemeines nur dann das rechte Verſtändniß und Intereſſe zu gewinnen, wenn ſich daſſelbe unter irgend welcher perſönlichen Form in irgend welcher unmittelbaren Beziehung zu der eignen oder zu einer ihr naheſtehenden Perſönlichkeit darſtellt; ſie begeiſtern ſich leicht für einen politiſchen Charakter, für eine politiſche Idee, ausgenommen, inſofern ſie ſolche in Jenem verkörpert erblicken, wobei aber immer das Perſönliche ſo vorwiegend bleibt, daß ſie, falls ihr Held ſeine Fahne wechſelt, eher dieſe, als ihn aufgeben. Einer rückhaltloſen, conſequenten, alles Perſönliche bei Seite ſetzenden Hingebung an eine bloße allgemeine Idee iſt der Regel nach nur der Mann fähig, der überhaupt allen, auch den mehr perſönlichen Begegniſſen im Leben eine nähere oder entferntere Beziehung auf etwas Allgemeines — ſei dies der Beruf, der Stand, das Vaterland oder die Menſchheit zu geben pflegt.

So geht ein tiefgreifender Gegenſatz durch das ganze Leben der beiden Geſchlechter. Derſelbe mag hier ſchärfer, dort weniger ſcharf ausgeprägt, bisweilen beinahe ausgeglichen erſcheinen — es giebt Frauen von faſt männlichem Geiſt und Charakter, und Män-

* Artikel 2 und folgende werden enthalten: Die Frau im Hauſe, in der Geſellſchaft und im praktiſchen Lebensverkehr. — Die Frauen in der Literatur und Kunſt. — Die Frauen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Religion. — Der Erziehungsberuf der Frauen.

ner, die in ihrem Handeln und Empfinden nicht blos etwas Weibliches, sondern etwas Weibisches haben. Erziehung, Lebensgewöhnung, vor Allem das Wechselverhältniß der beiden Geschlechter selbst pflegen manche Ausgleichung und Annäherung der entgegenstehenden Charaktere herbeizuführen — gewöhnlich zu beiderseitigem Gewinnste und ein allzu einseitiges Hervortreten der einen oder andern jener Richtungen, der Abhängigkeit von äußern Eindrücken, ohne eine entsprechende Selbstständigkeit und Beharrlichkeit des innern Gefühls oder der Abgeschlossenheit in sich mit gänzlicher Stumpfheit und Ungeschicktheit für's äußere Leben, gilt mit Recht für einen Mangel wahrer Bildung nicht nur vom allgemeinmenschlichen Standpunkte aus, sondern auch innerhalb der Sphäre desjenigen Geschlechts, wo eine derartige Erscheinung auftritt. Aber trotz jener Ausnahmen von der Regel und mit Hinwegsehen von diesen einseitigen Extremen bleibt doch immer noch ein gewisser, angeborner und niemals ganz zu verwischender Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern übrig, welcher hinreicht, um uns den Fingerzeig der Natur in Bezug auf die Lebensbestimmung eines jeden derselben, des Mannes wie der Frau, deutlich erkennen zu lassen.

Der Weg zwischen Balaklava und dem englischen Lager.

Wir haben diesen Weg früher gelegentlich im Allgemeinen geschildert. Da er aber ohne Zweifel als ein weltgeschichtlicher Weg erkannt werden wird, als der in einem Abgrund der englischen Alters- und Erbweisheit zu Hause und der englischen und anderen auswärtigen Politik überhaupt, wird es auch friedliche, nicht politische Leute interessiren, sich eine bestimmte, getreue Vorstellung davon zu machen. Hier ist eine von dem vollkommensten und treffendsten aller Portraitmaler, der Sonne, gezeichnete. Es ist bekannt, daß im englischen und französischen Heere viele Photographen oder Daguerreotypisten theils für die Commandeurs, theils für englische Journale alle möglichen Gegenden auf der Krim auf empfindlichen photographischen Platten auffangen und sie im letztern Falle nach England zur Veröffentlichung durch den Holzschnitt senden. Die photographischen Platten sind jetzt einer so großen Empfänglichkeit fähig, daß sie selbst bewegte Gegenstände im Nu auffangen und fixiren. Diesem Umstande verdanken wir eine Menge natur- und situationsgetreuer Bilder aus der großen Tragödie auf der Krim, der alten Tauris, die nicht so zart aussieht, als die klassische „Iphigenia auf Tauris" von Goethe. Wir geben hier einen Theil des photographisch aufgefangenen Weges zwischen Balaklava und dem englischen Lager, dessen kürzeste Ausdehnung über eine deutsche Meile lang ist. Die Moräste, Thäler und Hügel, Schnee und Regen, Tausende gefallener Pferde, umgestürzter Wagen, versunkener Vorräthe, erfrorner Soldaten u. s. w. machen diese Entfernung mit Hülfe der bisherigen englischen Verwaltung zu 10—20 Meilen, so daß in Balaklava Vorräthe schiffsladungsweise verfaulen, während im Lager die Soldaten thatsächlich tausendweise verhungern, erfrieren und an unzähligen Krankheiten hinsterben, wie sie sich aus fortgesetztem Mangel an Nahrung, Wärme, Menschlichkeit und Reinlichkeit unter mannigfaltigen Namen entwickeln.

Dabei kostet dem englischen Volke jeder lebende und so langsam umgebrachte Soldat, wie die Times vom 12. Februar nachwies, täglich ein Pfund Sterling, also über sechs Thaler. Zu gleicher Zeit machte die Times bekannt, daß ein reicher Privat-Geschäftsmann unter den allerschwersten Strafen sich verpflichtet habe, die ganze englische Armee täglich dreimal mit Thee, Kaffee, frischem

Weg zwischen Balaklava und dem englischen Lager.

Brot, Fleisch, Bier, Rum u. s. w. und mit guten, schützenden Zelten — also mit Kost und Wohnung — für täglich 3 Schillinge 6 Pence auf den Kopf, also für ein Siebentel des zum Hunger verdammenden Regierungspreises, ohne Eisenbahn u. s. w. zu versehen, aber unter einer Bedingung, nämlich daß ihn Regierung und Generalstab und all der officielle Schwindel in keiner Weise unterstütze.

Die Regierung hat jetzt zu Schiffe eine Eisenbahn nach der Krim geschickt, um den Soldaten endlich einen gangbaren Weg „aus der Hand zum Munde" zu bahnen, aber auf diesem Boden und unter den jetzigen Verhältnissen geht das gewiß nicht so geschwind, als das Verhungern, Erfrieren und Umkommen im Großen. Die Eisenbahn kann frühestens mit Frühlings Anfang fertig sein (und auch das wäre fast ein Wunder), zu einer Zeit, wo vielleicht die Natur ebenfalls als Wegbaumeister sich bewährt haben wird, so daß das Werk der Kunst sich erst im nächsten Herbste als das Ding zeigen wird, welches just ein Jahr zu spät kam, um etwa 20,000 Soldaten das Leben zu retten. In vielen andern Dingen kamen die privilegirten Verwalter der englischen Staats- und Kriegswirthschaft nicht so früh zu spät.

Der Nachtwandler zu Pferde.

Eine pariser Mittheilungen entlehnte Geschichte von Feodor Wehl.

Vor nicht langer Zeit befand sich auf dem Bureau des Advocaten Dumont zu Paris unter andern jungen Leuten auch ein gewisser Anatole Didot, welcher ein Mensch von guten Fähigkeiten und exemplarischem Lebenswandel war. Allen Ausschweifungen und Thorheiten seiner Collegen sorgsam aus dem Wege gehend, still und bescheiden sich selber lebend und die Zeit seiner Muße einer streng wissenschaftlichen Ausbildung widmend, hatte er nur eine, wie es schien, unter seinen Umständen ganz unschädliche und wenig verfängliche Passion, nämlich die für schöne Pferde. Wie Andere das Theater, die Musik oder die Karten lieben, so liebte er diese edlen, schönen und prächtigen Geschöpfe, deren Anblick sich zu verschaffen er weder Wege noch Mühe scheute.

Am Morgen, besonders im Sommer, stand er schon früh mit dem Tage auf, nur, um das Vergnügen haben zu können, auf dem Gange zum Bureau diejenigen Plätze und Straßen zu durchwandern, von denen er wußte, daß sie den Bereitern vornehmer Herren als Passage oder auch als Tummelplatz ihrer Reiterexzitien dienten. Mittags versäumte er oft, beim Verfolgen dieses oder jenes, auf stolzem Thiere einhertrottirenden Cavaliers sein spärliches Mittagsbrot, und Abends war er regelmäßig, selbst bei schlechtem Wetter eine oder zwei Stunden vor dem Dunkelwerden auf den Boulevards, im Bois de Boulogne oder an andern Orten zu finden, die durch eine lebhafte Passage von Carossen und Reitern ausgezeichnet waren. Am Sonntag Abend befand er sich fast regelmäßig im Franconi'schen Circus, entzückt und begeistert nicht sowohl von den Künsten der verschiedenen Herren und Damen, die sich dort produzirten, als vielmehr von den eleganten und reizenden Thieren, von denen sie getragen wurden.

So seiner Liebhaberei nachlebend, geschah es, daß er einmal in der Rue de la Paix einem Herrn begegnete, der einen köstlichen Grauschimmel ritt. Diesen sehen und davon hingerissen sein, war die Sache eines Augenblicks. Anatole Didot schwor, das Pferd mit den Augen verschlingend, bei sich selbst, daß er noch nie eines von einer ähnlichen Grazie und Schönheit erblickt, Kopf, Füße, Rücken, Hals, das Alles schien ihm von einer Ebenmäßigkeit, Zartheit und doch auch Stärke zugleich, daß er sich von seiner Bewunderung kaum erholen und auch noch Acht auf den elastischen Gang, die edle Haltung und das kokette Curbettiren dieses Göttergeschöpfes haben konnte. Immer darauf hinstarrend und neben ihm hereilend, über seinen Anblick Alles um sich her und sich selbst vergessend, kam er erst wieder zu sich, als er es vor einem Gesandten-Hotel angehalten und einem Reitknecht übergeben sah, der ihm Maul und Nacken streichelnd, es durch ein großes Portal in einen geräumigen Hof hineinführte.

Vor diesem Hofportal, obschon es ziemlich weit von seiner Wohnung ablag, war er des Tages doch mindestens von da ab ein oder zwei Mal zu sehen, glücklich darüber, wenn es sich traf, daß er während seines Davorverweilens einen, wenn vielleicht auch nur flüchtigen Blick auf jenen Grauschimmel thun konnte. War dieser Grauschimmel doch sein Gedanke bei Tag und Nacht, und zwar so sehr, und ihn so ganz beherrschend, daß er, was er sich gern hingehen ließ, nicht nur im Schlafen auf das Lebhafteste von ihm träumte, sondern auch, was ihm seither noch nicht geschehen und ihn in seiner Gewissenhaftigkeit sehr bekümmerte, auch im Arbeiten sich durch ihn behindert und gestört sah, etwa in der Art wie es einem Verliebten gehen mag, dem sich mitten in die Dringlichkeit seines Geschäfts das Bild und die Erinnerung an die Angebetete einschleicht. Zwischen alle Relationen, alle Häuserkäufe, Geschäftsübertragungen und Erbschaftsabfassungen drängte sich die Vorstellung von dem Grauschimmel so mächtig ein, daß er unwillkürlich, und eh' er es sich versah, die Feder ruhen und im Geist den Blick an dem vorübertänzelnden Thiere sich weiden ließ. Entstand dann zufällig ein Geräusch, fragte ihn einer seiner Collegen oder sein Herr nach diesem oder jenem, so fuhr er, über sich und seine Träumerei erröthend, so schreckhaft auf, daß man Wunder meinte, was ihm geschehen sei.

Tausend Mal nahm er sich, bemerkend, wie er Selbstbeherrschung und die nöthige Sammlung zur Arbeit einbüßte, selber vor, des Pferdes gar nicht mehr zu gedenken, ihm zu Gefallen keinen Schritt mehr zu thun und ganz nur den Pflichten seines Berufes zu leben. Allein, so fest und energisch dieser Entschluß auch gefaßt war, kaum hatte er das Bureau im Rücken und die offene Straße erreicht, so befand er sich auch schon auf dem Wege zu dem Gesandtschaftshotel, da mit Spannung und Herzklopfen des Augenblicks zu warten, in dem es ihm etwa vergönnt sein möchte, den Gegenstand seiner Abgötterei zu sehen.

Einmal, als es gesattelt und gezäumt von dem Reitknecht vor die Thüre des Hotels geführt ward, um da des Reiters zu harren, der es zu besteigen verlangt hatte, konnte er seiner Begierde es ganz nahe zu besehen und mit den Händen zu betasten, nicht länger widerstehen. Sich mit dem Groom in ein Gespräch einlassend, nach Allem, Namen und Herkommen seines geliebten Grauschimmels fragend, klatschte er ihm sanft und leise auf Schenkel, Bug und Stirn, sich dabei wie von einem Schauer stiller Glückseligkeit überrieselt fühlend. Ein Jüngling, vom Hauch oder dem Lockenhaar seiner Auserkornen berührt, kann keine glücklicheren und berauschenderen Empfindungen haben, als Anatole Didot sie im Streicheln der Alabasterhaut seines Lieblings hatte. Sein Herz schlug fieberhaft, sein Auge glühte. Er mußte alle Gewalt über sich zusammen nehmen, um der Lust, das Thier zu umarmen und zu besteigen, Widerstand zu leisten.

Um diese Zeit geschah es, daß Anatole Didot, genöthigt seine bisherige Wohnung aufzugeben, sich nach einer neuen umsehen mußte. Getrieben von seiner Lust, den Grauschimmel so viel und so oft als möglich vor Augen zu haben, suchte er nun besonders in dem Quartier, in welchem das mehr erwähnte Gesandtschafts-Hotel belegen war, und zu seinem Glück fand er hier denn auch wirklich ein paar freundliche Hinterzimmer, deren Aussicht auf den Hof desselben hinausging.

Nachdem er dieselben bezogen, brachte er nun fast alle seine Freistunden an seinen Fenstern zu, von wo aus er den Stall des Gesandten beobachten und nicht selten den Grauschimmel gewahren konnte.

Dieser Grauschimmel, ein englisches Vollblutspferd, seiner Schnellfüßigkeit wegen „der Blitz" genannt, hatte zu jener Zeit ein fast europäisches Renommee, denn in London, Paris, Berlin und anderen Orten zu den damals mit Leidenschaft betriebenen Rennen gestellt, war er überall der unbestrittenste Sieger geblieben. Sein Besitzer, der ihn mit schwerem Golde aufgewogen, aber durch das Gewinnen mehrfach angestellter Wetten den enormen Kaufpreis schon zehnfach wieder eingenommen, hatte in der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, den Blitz natürlich auch wieder zu dem Rennen in Paris selbst auf die Liste setzen lassen.

Leider wurde zu seinem Verdrusse, kurz vor dem für das Rennen festgesetzten Termine, der Engländer krank, welcher über den Kanal verschrieben worden war, das Thier zu reiten. Wenn aber schon dies dem Gesandten ärgerlich war, so nahm sein Unmuth noch um ein Bedeutendes zu, als er eines Morgens nach dem Stalle kommend, Blitz in einem befremdend abgeschwitzten und ermatteten Zustande fand, in einem Zustande, den er sich nicht zu erklären vermochte, und in welchem, wie der französische Stallknecht angab, daß Thier schon seit einiger Zeit allmorgendlich gefunden worden war, ohne daß man der Ursache desselben auf den Grund zu kommen sich in den Stand gesetzt gesehen hatte.

Der Gesandte, über dies räthselhafte Ereigniß außer sich gerathend und seiner Stallbedienung die heftigsten Vorwürfe über Nachlässigkeit, Achtlosigkeit und Versäumniß machend, befahl nun, die ganze nächste Nacht bei dem Thiere zu wachen, um zu sehen, was mit demselben geschehe.

Die Wahrnehmung irgend einer, dem Thier schädlichen Unbequemlichkeit erwartend, war er im höchsten Grade erstaunt, als ihm in der Frühe des nächsten Tages die Meldung ward, es sei ein Mann im Hemde des Nachts leise und still in den Stall gekommen, habe das Thier gesattelt und gezäumt, sich dann darauf geschwungen, und habe es alsdann beinahe eine Stunde lang in dem hinteren, ungepflasterten Theile des Hofes abgeritten, dann es wieder in den Stall gebracht, abgesattelt und abgezäumt und in die Ständer gebracht.

„Du hast wohl geträumt," rief der Gesandte, sich die Augen reibend, dem die Meldung machenden Stallknechte zu. „Das ist ja ein Mährchen wie aus Tausend und einer Nacht."

„Excellenz, können sich ja mit eigenen Augen von dem Gesagten überzeugen," entgegnete der auf diese Weise Angefahrene, indem er die Sache plausibler machend hinzufügte: „der Mann im Hemde ist genau bekannt im Stalle und das beweist zur Genüge, daß er sein Kunststück nicht nur dies eine Mal, sondern sehr oft gethan. Aller Wahrscheinlichkeit nach wiederholt er es denn auch."

Dies einleuchtend findend und sich darauf verlassend, verbrachte der Gesandte einen unruhigen, in peinlicher Spannung hingehaltenen Tag, dessen Ende er kaum erwarten konnte. Schon mit dem Dunkelwerden begab er sich nach dem Stall, wo er sich mit dem Stallwärter, so gut es ging, nun so versteckte, daß er alles, was mit dem Rennpferde etwa vorgehen mochte, genau zu übersehen im Stande war.

Nachdem er so bis nach Mitternacht gewartet, sah er wirklich im Mondenschein einen Mann im Hemde leise zur Thür herein und auf den Grauschimmel zugehen. Das Thier streichelnd und hätschelnd, legte er ihm Zaumzeug und Sattel auf, schwang sich dann hinauf und ritt auf den Hof hinaus, wo er es die kunstvollsten Evolutionen machen ließ. Nach einer Stunde etwa kam er zurück, zäumte das Pferd ab, legte alles Geschirr an die ihm gehörige Stelle, liebkoste und küßte den Schimmel und ging geräuschlos davon.

Von dem seltsamen und wunderbaren Vorgange gefesselt, sah der Gesandte sich der Sprache beraubt und fast athemlos an seine Stelle gebannt, bis er, um das Weggehen des gespensterhaften Reiters zu verfolgen, ihm leise bis zur Stallthüre nachschlich, von wo aus er denn sah, daß dieser über eine Gartenmauer steigend, im Nachbarhause verschwand.

Sobald es Tag geworden, ließ er nun in diesem dem sonderbaren Reiter nachforschen, ohne indeß etwas Wesentliches zu erfahren. Alles, was sich ihm ergab, war die Vermuthung, daß ein einzelner junger Mann, Anatole Didot mit Namen darin wohnend, und der, eines tadellosen Rufes genießend, allenfalls der seltsame Nachtwandler sein könne.

Da der Zeitpunkt, an welchem das Rennen stattfinden sollte, nahe und der aus England verschriebene Jokey, welcher Blitz gut und sicher zu führen verstand, noch immer krank war, so verfiel der Eigenthümer desselben im Laufe des Tages auf einen, wie es ihm schien, sehr guten und klugen Einfall. Wie wäre es, dachte er bei sich selbst, wenn jener Reiter im Hemde, wenn auch freilich nicht in diesem mir jetzt noch nicht üblichen Braminenkostüm, doch in einem andern unverfänglicheren Anzuge das Pferd bei dem Rennen ritte! Daß er sich auf dessen Leitung und Behandlung versteht, beweist der Auftritt der Nacht. „Und wer weiß," fuhr er auf, „ob nicht etwa diese nächtliche Cavalcade in heimlicher Verabredung mit dem kranken Jokey vorgenommen wird, dem es ja ohnehin schwer ankommen dürfte, Blitz nicht bei dem diesjährigen Wettlauf als Sieger aufgeführt zu finden. Jedenfalls," schloß er sein Selbstgespräch, „will ich hören, wie es um die Sache steht und mich überzeugen, ob dieser Herr Anatole Didot der ist, den ich da so unerwartet und seltsam auf meinem Wettrenner seine Reitübung habe machen sehen!"

Gesagt, gethan. Sich in die Nebenstraße und in das Nachbarhaus verfügend, stieg er, nachdem er beim Portier erfahren, daß der Gesuchte zu Haus sei, die Treppen zu Anatole Didot hinauf, in dem er beim Eintreten denn auch sofort seinen Mann erkannte.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte er zu diesem, „wenn ich Sie störe. Ich komme Sie zu fragen, ob Sie geneigt sind, bei dem diesjährigen Wettrennen meinen Blitz zu reiten. Der Gewinn besteht, außer dem Triumphe des Sieges, in zwanzigtausend Francs, von denen Sie, im Fall uns jener zu Theil wird, die baare Hälfte erhalten sollen."

„Sie erweisen mir eine große Ehre, Herr Graf," entgegnete hierauf der so Angeredete, indem er erröthete und dann mit seltsam verlegenem Stocken fortfuhr: „aber ich bin leider außer Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich hege eine große Leidenschaft für schöne Pferde und habe Ihren Blitz schon oft bewundert; ja, ich bin, um es ehrlich zu gestehen, zum größesten Theil nur darum hier in diese Wohnung gezogen, um ihn mehr und öfter sehen zu können. Allein weder mein Stand noch meine Verhältnisse haben mir je erlaubt, die Kunst des Reitens zu erlernen und so ist es gekommen, daß ich noch nie ein Pferd bestiegen."

„Sie haben noch nie ein Pferd bestiegen und können nicht reiten!" lachte der Gesandte, sich des nächtlichen Rittes und der dabei bewiesenen Geschicklichkeit erinnernd.

„In Wahrheit, Herr Graf," betheuerte Anatole Didot auf's Neue und heftiger als vorher erröthend, „in Wahrheit, Herr Graf, ich habe noch nie ein Pferd bestiegen und verstehe mich ganz und gar nicht auf die Kunst des Reitens."

„Darauf will ich es ankommen lassen," entgegnete hierauf der Gesandte. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen und wenn Sie mir nur versprechen mögen, das Thier beim Rennen zu reiten, so bin ich überzeugt, daß wir den Sieg davon tragen werden."

„Ich habe wohl Lust einmal einen Versuch zu wagen," sagte Anatole Didot mit Zögern. „Wenn Sie mir erlauben, das Pferd einmal zur Probe zu besteigen . . . ."

„Zur Probe, zur Probe!" lachte der Graf. „Warum nicht gar. Ich bin des Gelingens gewiß. Uebermorgen ist der Renntag. Nehmen Sie die beiden Nächte noch wahr, und Alles wird gehen!"

So sprechend empfahl er sich, den verdutzten Anatole Didot sich selbst und seinen Zweifeln überlassend. „Nehmen Sie die beiden Nächte noch wahr und Alles wird gehen." Diese geheimnißvoll klingenden Worte bei sich selbst wiederholend, grübelte er vergebens darüber nach, was sie zu bedeuten haben könnten. Halb außer sich vor Vergnügen, daß er das Glück haben solle, den Blitz zu besteigen, und halb in Todesangst, sich vor der ganzen Welt durch ein Herabfallen von demselben zu blamiren, brachte er die beiden Tage zu.

Der Gesandte dagegen, fest überzeugt, daß die Sache eine mit dem englischen Jokey verabredete und vor der Zeit von ihm errathene oder vielmehr entdeckte sei, gab sich schon ganz der Siegesgewißheit anheim und um so mehr, als er hörte, daß sein Nachbar seinem Rathe folgte, und nach wie vor seine nächtliche Reitübung ausführte.

So war denn endlich der Tag des Rennens gekommen. Tausende von Zuschauern hatten sich dazu eingefunden. Der Eigenthümer des Blitzes meldete, daß sein Jokey erkrankt, und sein Pferd also ein Jokeypreisrennen nicht mitmachen könne, zahlte das festgesetzte Renngeld und rangirte sein Thier in ein Herrenreiten, wozu er, wie er sagte, den geeigneten Mann gefunden.

Dieser geeignete Mann war natürlich Niemand anders, als Anatole Didot, der zitternd und zagend in der Menge stand, und sich angelegentlich um den Grauschimmel zu thun machte. Bald streichelte er ihm die Mähne, bald strich er ihm die Flanken, bald besah er das Riemzeug. Es war ihm Alles, wie wenn er es schon gesehen und gebraucht, nur wußte er nicht, wie er damit umgehen sollte. Den Groom schämte er sich zu fragen und der Graf, dem er seine Angst sowohl wie seine Unkenntniß über den Gebrauch und die Anwendung aller dieser Dinge mittheilte, lachte ihn aus, klopfte ihn auf die Schulter und rief ihm zu:

„Sie spielen Ihre Rolle zum Verwundern, Herr! Sie müßten, wenn Sie kein so ausgezeichneter Reiter wären, ein Schauspieler werden."

Anatole Didot wußte nicht, was er von sich, noch weniger aber, was er von den Aeußerungen des Gesandten halten sollte. Er stand wie im Traum, betrachtete um sich das bunte Renngetreibe, die Wagen, Reiter, das Her- und Hingelaufe der Jokey's, die ab- und zugeführten Pferde, die mit den elegantesten Damen und Herren besetzten Tribünen und fragte sich dann erschrocken und erstaunt, wie und zu welchem Zweck er selbst habe dazwischen gerathen können. Noch mitten in diesem dumpfen Gegrüble hörte er plötzlich den Ruf: „Herr Anatole Didot mit dem Blitz!" Und im Nu sah er sich das schöne, herrliche Thier vorgeführt und den Stallknecht mit dem Rufe: „Nun zeigen Sie Ihre Kunst!" sich zur Seite. Ueberrascht, verblendet, wie sich selbst entrückt, klammert er sich an den Bug des Pferdes fest, zieht sich daran in die Höhe und klettert mehr als er sich schwingt, in den Sattel hinein.

Der Graf, der während dessen seinen Freunden das Abenteuer mit seinem Reiter erzählt, steht mit allen diesen um ihn herum und ruft ihm Muth zu. Er achtet nicht auf die Ungeschicklichkeit, mit der er sich aufgeschwungen, ja, er sieht in dem unrichtigen und verkehrten Besteigen des Rosses nur eine neue, feine Finte Didot's und ruft mit Lachen: „Nur zu, nur zu! Wir werden bald Anderes sehen!"

Aber, o wehe, kaum daß Anatole Didot im Sattel ist und der Blitz einige seiner leichten, weitausgreifenden Schritte gemacht hatte, so sieht man den Reiter schwanken, die Bügel verlieren oder gar nicht finden, und endlich zum Gelächter aller Welt kopfüber zur Erde fallen.

Verwundert, erstaunt eilen der Gesandte und seine Freunde herbei, den Gefallenen aufzuheben, der an Kopf und Brust schwer verwundet auf das Erbärmlichste stöhnt und jammernd nach Hause verlangt.

Dort hingebracht, verbunden, verpflastert und gepflegt, hört er mit Erstaunen von dem Gesandten die wunderbare Geschichte seines nächtlichen Rittes erzählen und dadurch den Grund des Zutrauens offenbart, das dieser ihm geschenkt. Er schwört nun einmal über das andere, daß dies eine Täuschung oder eine Verwechslung sein müsse, da er ganz und gar nichts von einer solchen Cavalcade wisse. Der, bei der ganzen Verhandlung anwesende Arzt aber macht, den Kranken zur Ruhe verweisend, ein geheimnißvolles Gesicht und flüstert, den Grafen bei Seite ziehend, demselben einige Worte heimlich in's Ohr, von denen der Liegende nur noch eines verstehen konnte, das Wort „Somnambulismus" nämlich. Von einer fliegenden Hitze übermannt, und den peinlichsten Vorstellungen erliegend, verfällt er gleich darauf in ein Fieber, das ihn Wochen lang an das Lager fesselt und mehrmals dem Tode nahe bringt. Endlich genesend und dem Leben wiedergegeben, erinnert er sich seiner letzten Fahrten nur noch wenig oder doch nur so, als wenn sie ein Traum gewesen.

In den Kreisen der Gesellschaft und besonders des reitenden Publikums aber sind sie vielfach der Gegenstand weitgreifender Erörterungen gewesen. Wir selbst haben sie hier ganz einfach so erzählt, wie man sie uns gelegentlich mitgetheilt. Ob das Ganze überhaupt in allen Einzelheiten möglich ist, mögen Aerzte und Naturforscher entscheiden.

Blätter und Blüthen.

Sklaverei in Java und Amerika. Von Grisee im Distrikte Sarabaga auf der Insel Java meldete ein Correspondent in einer englischen Zeitung folgendes Erlebniß: „Vorigen Mittwoch (im September vorigen Jahres) war ich Zeuge einer ergreifenden Scene. Auf dem Marktplatze von Grisee erschien eine Sklavenfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und acht Kindern von drei bis vierzehn Jahren, um öffentlich am Meistbietenden verkauft zu werden. Sie gehörten zur Hinterlassenschaft einer holländischen Dame, welche die Familie sehr menschlich behandelt hatte, so daß sie mit Zagen und Zittern dastand, voller Angst, wem sie nun wohl zufallen würden. Während alle zehn Stück Sachen ächt tief menschlich weinten, versammelte sich viel Volks, um zu sehen, wer sie kaufen würde. Der Auctionator schrie sie für 6000 Florins aus. Niemand meldete sich. Der Ausrufer erhob seine Stimme immer höher und ging mit dem Preise immer tiefer herunter. Niemand wollte bieten. Nachdem er noch weiter herunter gegangen war, ohne daß Jemand bot, erhob sich der Sklavenvater, von seinem Rechte, auf öffentlichen Auctionen selbst mit bieten und so möglicher Weise sich selbst kaufen zu können, Gebrauch machend, und bot mit dem tiefsten Jammer fünf Florins. In demselben Augenblicke stürzte er sich mit seiner ganzen Familie auf die Knie und warf die schmerzzitternden Blicke eines Vaters ringsum im Kreise mit stummer Geberde flehend, daß Niemand höher bieten möge. Auf dem ganzen Marktplatze herrschte minutenlang ein entsetzliches Schweigen. Das Schweigen dauerte fort, Aller Blicke und Mienen drückten die größte Spannung aus. Noch keine Stimme erhob sich, aber der Hammer. Mit furchtbarem Entsetzen stierte der Vater den Hammer an. Jeder schien zu glauben, daß er todt niederstürzen würde, wenn jetzt Einer das Schweigen bräche, ehe der Schlag gefallen. Er fiel. Dem Schalle folgte ein allgemeiner Schrei der Freude. Die Sklavenfamilie umarmte sich mit zwanzig Armen und unsäglichem Entzücken einmal um's andere, während der Auctionator erklärte, daß sie sich in aller Form Rechtes selbst gekauft habe und daher ihr eigener Sklave, ihr eigener Herr, frei sei. Der freie Vater zahlte seine fünf Florins und dankte mit den effectvollsten Geberden nach allen Seiten. Seine Freude wurde noch vergrößert, da ihm die Umstehenden mit großem Eifer Geld sammelten und es ihm von allen Seiten zuschütteten. Jeder schien eine Freude zu haben, für eine so kostbare Scene auch anständig zu bezahlen. Die Herzen waren getroffen, und wenn das Innerste im Menschen getroffen wird, ist wohl am Ende Jeder edel und gut."

Welcher Contrast zu Virginien in Amerika, wo sich der Sklave auf Auctionen, zwar auch selbst kaufen kann, aber mit Gelächter und Faustschlägen überschüttet wird, wenn er durch bittende Mienen nach seinem Gebote die andern Kauflustigen „bestechen" will. Doch geht's dabei auch manchmal lustig her, da die Sklaven nicht selten selbst witzig sind. So erzählt man folgende Geschichte aus Kentucky: „Zwei Brüder besaßen gemeinschaftlich einen Sklaven, den sie geerbt hatten, einen fleißigen, gebildeten, nützlichen Burschen. Der eine Bruder brauchte nöthig Geld und sah sich genöthigt, alles Mögliche zu verkaufen, so auch seinen Antheil an dem Sklaven. So kam er in dem Auctionslokale auch mit an die Reihe. Da er aber nur halb zu haben war, wollte Niemand ordentlich bieten. So bot also Tom (denn wie sollte er sonst heißen?) auf seine (bessere) Hälfte selbst, die ihm denn auch zugeschlagen ward. Mit großer Genugthuung sprang der so halb zu sich selbst Gekommene vom Auctionsblocke herunter und grinste von einem Ohre bis zum andern mit schneeweißen Zähnen.

„Tom, wozu hast Du Dein Geld verschwendet," rief ihm Jemand zu, „mit Deiner Hälfte bleibst Du ja doch Sklave wie bisher?"

„Nu laßt's gut sein," antwortete Tom, „ist ein verdammt braver Bursche, der Tom, und so hab' ich mir 'n Interesse an ihm gekauft. Vielleicht verdient die freie Hälfte noch so viel, um sich die andere auch noch zu kaufen. Und dann soll mal Einer kommen und auf einen ganzen Kerl bieten wollen. Bin ich doch jetzt nicht mal so wohlfeil zu haben, als Mancher, der auf seine Freiheit keinen Cent geborgt kriegen kann."

Confusion. Man liest in der „Verité" von Lille vom 17. Febr.: Die ehelichen Verbindungen bringen zuweilen sonderbare Verhältnisse hervor; so beging man am Mittwoch auf der Mairie zu Lille eine doppelte Hochzeit unter folgenden Umständen:

Zwei Arbeiter des Stadtviertels Saint-Saveur, verbunden durch engere Freundschaft und beide als Wittwer lebend, besaßen jeder eine einzige Tochter, und diese vier Personen sind es, die sich gleichzeitig verheirathelen.

Jeder Vater hatte gewußt, sich bei der Tochter seines Freundes beliebt zu machen, und die beiden Pärchen scheinen sehr glücklich darüber, nur ein und dieselbe Familie auszumachen.

In Folge dieser Verbindung sind die zwei Töchter Schwiegermütter ihrer eigenen Väter geworden. Für die Zukunft kann sich diese Sache noch mehr verwickeln, denn im Falle der Nachkommenschaft würden sie die Großmütter der Kinder ihrer Väter werden, ebenso wie die Letzteren die Väter ihrer Schwiegermütter bleiben werden.

Literatur und Kunst. Trotz aller Kriegsnoth und bundestäglichen Mobilmachen, scheint die Literatur doch nicht feiern zu wollen. Gutzkow hat seine schon früher angekündigte Novelle: Die Diaconissin von Frankfurt erscheinen lassen; von Roßmäßler steht ein illustrirtes naturwissenschaftliches Buch: „Die vier Jahreszeiten" in Aussicht; von Bock in den nächsten vierzehn Tagen der zweite Theil seines „Gesunden und kranken Menschen," und von den in der letzten Nummer besprochenen Werke: „Aus der Natur," der 6. Band, der, wie alle übrigen, Einen Thaler kosten wird. Auffallend stark sind neuer Zeit die religiösen und Erbauungsbücher vertreten. Fast jede Woche bringt trotz der großen Masse bereits existirender (und darunter sind anerkannt vortreffliche Schriften), doch verschiedene neue, wovon einige sogar in Novellenform. — Von den in letzter Zeit erschienenen belletristischen Werken haben Kühne's und Willkomm's Romane: „Die Freimauer und die Familie Ammer" sehr günstige Urtheile von der Kritik erfahren.

Louis Vogel, einer unsrer thätigsten Mitarbeiter, ist vor einigen Tagen in der Blüthe seines Lebens, kaum 36 Jahre alt, gestorben. Seine vielen Freunde in Sachsen, Schwaben und der Schweiz wird diese Kunde schmerzlich berühren. Er war am Literaturhimmel kein leuchtendes Gestirn, das man anstaunt, aber er hatte viel gelernt, war ein praktischer Kopf und vor Allem, er war ein treu Gemüth, ein ehrlicher Mensch und ein Charakter, der sich treu blieb, auch wenn Eisengitter ihm das liebe Sonnenlicht verschlossen. Das stille Haus, in das man ihn vor wenigen Tagen nun gebettet, wird ihm endlich die Ruhe geben, die im Leben ihm wenig vergönnt war. E. K.

Im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig erscheint seit Anfang dieses Jahres:

Illustrirte landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe

von **Dr. William Löbe.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit vielen Illustrationen.

Preis vierteljährlich ½ Thaler.

Die Landwirthschaftliche Dorfzeitung erscheint jede Woche in einem ganzen Bogen größtes Octav auf feinstem Velinpapier mit vielen Abbildungen. Sie enthält größtentheils Originalmittheilungen über alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, der landwirthschaftlichen Gewerbe und Naturwissenschaften, Aufsätze belehrenden, unterhaltenden Inhalts; Recensionen neu erschienener landwirthschaftlicher Schriften, eine sorgfältige Auswahl land- und hauswirthschaftlicher Neuigkeiten, ein sehr mannigfaltiges und interessantes Feuilleton und die Produktenpreise. Die Landwirthschaftliche Dorfzeitung ist bei ihrer großen Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, bei ihrer glänzenden äußern Ausstattung und ihren zahlreichen Abbildungen die wohlfeilste landwirthschaftliche Zeitschrift, die sich selbst der weniger bemittelte Landwirth halten kann. Auch für Frauen bietet die Landwirthschaftliche Dorfzeitung großes Interesse.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nro. 21. Sonntag, den 21. Mai 1899. 1. Jahrg.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Verlag von Ernst Keil in Leipzig.

Abonnement: 1/4 jährlich 1 Mark. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1 Mk. 25 Pfg. Einzelne Nummern 10 Pfg.

Mai ist kommen!

Mai ist kommen! Illustration von Ludwig Richter.

Ein Kampf um Rom. Roman von Felix Dahn. 1. Buch: Die Gefangene. 1. Kapitel. Illustrationen von Hermann Kaulbach.

Ein Kampf um Rom. Roman von Felix Dahn. 1. Buch: Die Gefangene. 2. Kapitel. Illustrationen von Hermann Kaulbach.

Ein Kampf um Rom. Roman von Felix Dahn. 1. Buch: Die Gefangene. 3. Kapitel. Illustrationen von Hermann Kaulbach.

Ein Kampf um Rom. Roman von Felix Dahn. 1. Buch: Die Gefangene.

In B.... aber hatte sie sich nun für länger niedergelassen, wie hier und da behauptet wurde zunächst und besonders darum, weil darin ein junger Assessor, Graf Eduard von B....., der Sohn eines Ministers und ein junger Mann von voraussichtlich bedeutender Zukunft wohnte, den sie, wie man ihr abgemerkt zu haben glaubte, vor allen andern Freiern zumeist und am Liebsten ihrer Tochter zum Gatten gegeben hätte.

Dieser Graf Eduard von B....., der in der That ein schöner, talentvoller, für die Zukunft viel versprechender Mann war, hatte die Majorin von Gl.....n und ihre Tochter in Wiesbaden kennen gelernt und gleich von Anfang an der Letzteren eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt, ohne indeß sich von dieser in seinen Bewerbungen besonders ermuthigt zu sehen.

Clotilde, so hieß die Tochter der Majorin von Gl....n mit Vornamen, hatte unter der Erziehung und Sorge ihrer Mutter mehr als billig und zu wünschen war, von dem Wesen und Charakter derselben angenommen. Alles, was Gefühl, zarte Empfindung, kurz gewissermaßen die Poesie, der höchste Reiz des weiblichen Herzens ist, entbehrte sie, dagegen zeigten sich Verstand, Willenskraft und alle jene glänzenden Fähigkeiten des Geistes, welche heut zu Tage so gesucht und beliebt in den gesellschaftlichen Kreisen sind, in einem hohen Grade bei ihr ausgebildet. Sie war bewandert in der Geschichte, eingeweiht in die Naturwissenschaften und überhaupt so obenhin gelehrt, daß sie nicht leicht durch irgend eine Materie in Verlegenheit gesetzt werden konnte. Sie las politische Schriften mit einem offenen Verständniß, und Bücher über Erdkunde, Astronomie und andere Disciplinen der praktischen und realen Kenntnisse mit so viel Ausdauer und gutem Nutzen, daß sie sich überall in Gespräche über dergleichen Gegenstände einlassen konnte, ohne sich im Geringsten dadurch etwas zu vergeben. Bezeichnend für sie dürfte sein, daß der „Cosmos" von v. Humboldt ihr zu poetisirend geschrieben schien, wie sie denn auch gern und nicht ohne eine gewisse Ostentation eine entschiedene Abneigung gegen die schönen Künste überhaupt und gegen die Poesie in's Besondere an den Tag zu legen beliebte.

Graf Eduard von B....., der von dem Allen grade das Gegentheil war, selbst ein wenig malte, große Virtuosität in der Musik besaß, und auch wohl gelegentlich dichtete, konnte ihr deswegen natürlich nicht eben groß imponiren. War er auch schon daneben ein guter Reiter, ein geübter Fechter, Schwimmer und kurz eine ganz ritterliche Erscheinung im modernen Sinne der Welt, so compromittirte ihn doch in Clotilden's Augen sein Umgang mit allen jenen Künstlern, Dichtern und genialen Leuten, die sie Phantasten zu benennen und oft viel zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen beliebte. Auch ihn selbst verschonte sie nicht, und wo sich nur irgend eine Gelegenheit ergab, gegen seine „sentimentalen Neigungen", seine „romantischen Capricen" und gegen alles Das zu Felde zu liegen, was sie die unmännliche Empfindelei der Herzen, den Krebsschaden der Zeit, die Verhinderung großer Thaten und Begebenheiten nannte, da that sie es so bitter, grausam und höhnisch, daß Niemand in der Welt zu dem Glauben kommen mochte: es würde je aus ihr und dem so Getadelten ein Paar werden können.

Und dennoch war das im Werk und zwar ganz ernstlich. Die Majorin von Gl....n, die um Alles gern einen Schwiegersohn wünschte, der zu lenken und leiten, mit einem Wort zu beherrschen ging, hielt ihrer Tochter die glänzenden Aussichten Graf Eduards, seinen Rang, seine Fügsamkeit, Milde und Hingebung so vielfach und in so bestechender Weise vor, daß sich diese zuletzt, wenn auch nicht ohne einiges Nasenrümpfen, dazu entschloß, ihn sich als offiziellen Freier gefallen zu lassen.

Was nun Graf Eduard selbst betrifft, so übernahm dieser, trotz der Verschiedenheit, die zwischen ihm und Clotilde herrschte, die ihm zugewiesene Rolle mit allem nur möglichen Eifer und Nachdruck, einmal, weil es von seiner eigenen Familie gewünscht ward, dann aber auch nur aus diesem Grunde, zu seiner Ehre sei es gesagt, zumeist weil er, sonderbar genug, ungeachtet er die Härte und Schroffheit im Charakter und Wesen der jungen Dame sehr wohl erkannte, und obschon er sich zeitweise und bei vielen nicht unwesentlichen Gelegenheiten sehr davon abgestoßen fühlte, dennoch einen keineswegs unbedeutenden Grad von Neigung für sie empfand.

Diese Neigung war so aufrichtig und fest in ihm, daß er, wie in der Welt so auch im Hause der Majorin von Gl....n selbst, nur Auge und Aufmerksamkeit für Clotilde habend, in dem letzteren eine andere, freilich untergeordnete, aber dennoch eigenthümlich hervorragende Erscheinung nicht beachtete, die doch sonst von Jedermann und selbst von den eifrigsten Verehrern Clotilden's wahrgenommen wurde.

Ganz B....., und darunter besonders die Studenten und Elegants, sprachen von der schönen und reizenden Gesellschafterin der Majorin von Gl....n, einem jungen Mädchen aus Düsseldorf, deren Vater, ein ehedem begüterter Kaufmann, kurz nach achtzehnhundert und achtundvierzig aus Verzweiflung über einen unabwendbaren Bankerott sich das Leben genommen und eine zahlreiche Familie in peinlicher Lage und mißlichen Verhältnissen zurückgelassen hatte. Daß es unter solchen Umständen natürlich war, daß die älteste und die einzige der erwachsenen Töchter, Natalie mit Namen, um der Mutter nicht zur Last zu fallen, in Eile sich nach einer ihrer Erziehung und Bildung nur einigermaßen zusagenden oder mindestens nicht ganz widersprechenden Stellung umsah, wird man begreiflich finden, ebenso sehr wie in Folge dessen die Beeiferung, mit der sie den um jene Zeit vacant gewordenen Platz einer Gesellschafterin im Hause der Majorin von Gl....n annahm.

Natalie Bl.., über die wir etwas eingehender sprechen müssen, weil sie nicht nur eine hervortretende, sondern geradezu eine Hauptrolle in unserer Erzählung abzugeben haben wird, Natalie Bl. war nicht nur in ihrem Schicksal, sondern auch ihrer ganzen geistigen und körperlichen Beschaffenheit nach ein ganz contrastirendes Seitenstück zu Clotilde von Gl....n.

Clotilde mit ihrem festen, herrischen, überall dreist zufassenden Wesen, war hoch, schlank, vielleicht ein ganz klein wenig zu mager, dabei von braunem, nicht allzu üppigem Haar, dunklen, glänzenden, provozirenden Augen, distinguirten Zügen und einer stolzen, durch eine stets ausgezeichnete und etwas „gewagte Toilette", wie der Salonausdruck heißt, imposant gemachten Haltung. Neben einer Perlenreihe der schönsten Zähne störten nur ein wenig seltsam, vielleicht von dem eigensinnigen Gebrauch kalten Wassers gehärtete, nicht eben schön und keineswegs zart geformte Hände.

Natalie, die etwa zwei Finger breit größer als Clotilde sein mochte, erschien gewöhnlich noch kleiner als diese, einmal, weil sie meist ein wenig in sich zusammengesunken ging, dann aber auch, weil ihre Formen feiner, voller und gerundeter, durch einen äußerst einfachen und unscheinbaren Anzug nicht nur nicht gehoben, sondern man möchte sagen, geradezu beeinträchtigt wurden. Ihre Zähne waren zwar eben so weiß und blendend, wie die Clotilden's, aber nicht so klein und regelmäßig. Dagegen hatte sie eine so weiße, edel und schön geschnittene Hand, daß die ihrer jungen Herrin durchaus den Vergleich damit nicht aushalten konnte. Ihr Haar war blond und von einer bezaubernden Fülle; ihr Auge groß und blau, von einer herzgewinnenden Milde und Innigkeit des Blicks.

Wenn man Natalie so geschildert im Geist sich vergegenwärtigen mag, so wird man kaum noch nöthig haben, sich sagen zu lassen, daß diesem Aeußeren entsprechend ihr Inneres, Herz, Gemüth und Seele von hingebenster Wärme, zartester Weiblichkeit und aufopferndster Unterordnung waren. Von Jugend auf gewöhnt, Achtsamkeit und Pflege für jüngere Geschwister zu haben, sich fremdem Willen zu fügen, eigenen Wünschen und Verlangen in Rücksicht auf die von Anderen zu entsagen, Leidende und Kranke zu pflegen, war sie ganz und gar zum Typus jener Frauengestalten geworden, die man so vorzugsweise und gern als Deutsche bezeichnet.

War Natalie nun dadurch sowohl, wie durch ihre äußere Erscheinung von Clotilde verschieden, so nahm diese Verschiedenheit noch zu, wenn man das beachtete, was ihre Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen ausmachte, und wo sie nun vollends mit ihrer Gebieterin in Zwiespalt stand. Die Gesellschafterin liebte die Musik mit einer Art von Schwärmerei, spielte den Flügel mit einer berauschenden Fertigkeit und sang mit einer Stimme, die ohne Zweifel auch in der Oeffentlichkeit und vor den strengsten Kunstrichtern ihr Glück gemacht haben würde. Schöne Gedichte und Romane las sie gern, politische oder wissenschaftliche Abhandlungen dagegen, wie sie Clotilde mit Leichtigkeit in sich aufnahm und verarbeitete, vermochte sie nur unvollkommen zu fassen und nur zu geringem Vortheil für sich und die Ausbildung ihres Geistes zu verwenden.

Die Tage, die sie in dem Hause der Majorin von Gl....n verlebte, waren, wie man sich vorzustellen im Stande sein wird,

nicht eben die glücklichsten für sie. Zwar wurde sie äußerst anständig und rücksichtsvoll behandelt, genoß den freien Umgang aller Leute, die das von Gl....n'sche Haus frequentirten, besuchte Theater, manchmal sogar Bälle und Gesellschaften, zu denen sie aus Artigkeit für ihre Damen, so wie aus Lust an ihren Talenten und sittigem, feinem Benehmen eingeladen ward, und kurz: es fehlte ihr äußerlich eigentlich nichts, aber dafür hatte sie innerlich einen desto größeren und schmerzlicheren Druck zu empfinden.

Clotilde, die gar keine Stimme besaß, den Gesang verachtete und die Musik verpönte, hatte ihr das Spielen auf dem Piano wie das Singen im Hause geradezu untersagt.

„Sie können es ja auswärts thun," hatte die Majorin bei Gelegenheit dieses Verbotes bemerkt. „Wenn wir in Gesellschaft und in Soireen sind, da erwerben Sie sich noch obenein ein Verdienst um denjenigen Theil der Versammlung, der weil er eines ernsten Gespräches unfähig oder keine Whistpartie findet, von Herzen vergnügt und dankbar ist, eine leichte Unterhaltung und Zerstreuung für seine Sinne zu erhalten."

Daß die Musik weichen und empfindsamen Gemüthern ein stilles Bedürfniß der Seelenentlastung, ein Trost, eine Erhebung, kurz ein geweihter, von der Einsamkeit erst recht geheiligter Genuß sein könne, davon hatte die Majorin so wenig wie ihre Tochter einen Begriff. Daß die Aufsätze über irgend eine politische Frage der Gegenwart, einen Gegenstand der strengen Wissenschaft, welche Natalie oft ihren Gebieterinnen vorlesen mußte, für diese eine ertödtende Qual, eine wahre Marter waren, davon vermochten oder beliebten sie wenigstens sich ebenso wenig eine Vorstellung zu machen. Sie fragten nichts darnach, daß der Lesenden alle nöthigen Vorkenntnisse zum Verstehen dieser Dinge fehlten, und daß sie nicht im Stande war, sich dieselben ohne eine freundliche Anleitung, der sie sich gewiß gern unterworfen hätte, von selbst anzueignen.

Ja, man schien sich sogar etwas darauf zu Gute zu thun, daß man Jemanden hatte, der mit gefälligem, von geistiger Intelligenz zeugendem Organe Dinge vortrug, die ihm unbekannt waren, und über welche man sich vor seinen Augen wie über unverstandene Geheimnisse unterhalten konnte.

Nur zu oft leider findet man auch in geistig hochgestellten und vornehmen Kreisen etwas von jener Grausamkeit und Suffisance, die sonst nur dem Dünkel und der Rohheit eigen, hier aus einer Art Lässigkeit und Nonchalance entsteht, und um so empörender und verletzender wirken, um so weniger sie als absichtlich gelten können. Die Art, wie die Majorin von Gl....n und ihre Tochter bei diesen Lectüren die Vorlesende außer Acht ließen, war ohne Zweifel keine vorgenommene oder offen bezweckte, sondern eben eine ganz von selbst dadurch entstehende, daß Natalie nicht mitzureden vermochte, allein eben deswegen für diese eine um so kränkendere und schmerzlichere, als sie von Clotilden's Spottlust und abweisender Härte abgeschreckt, nicht wagte, mit irgend einer Bitte um Erläuterung hervorzutreten.

Graf Eduard von B....., der diesen Vorlesungen oftmals beiwohnte und aus einem taktvollen Herzen heraus die Unerquicklichkeit von Natalien's Lage wohl erkannte, pflegte bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich lachend zu erklären, daß er leider wenig von allen diesen Dingen gelernt und sie deswegen nur mangelhaft verstehend, um Auseinandersetzung der Hauptpunkte bitten müsse.

Obgleich er Natalie bei solchen und ähnlichen Anlässen äußerlich eben keine besondere Aufmerksamkeit schenkte und sie wirklich auch, wie wir schon gesagt, für dieselbe nicht besaß, so fühlte diese doch, daß sie, wie es allerdings auch der Fall war, nur ihr zu Liebe von ihm herbeigeführt waren. Und wie dem französischen Sprüchwort gemäß, noblesse oblige, ein gewisser Adel der Seele, eine feine unwillkürlich und zart aus dem Herzen steigende Aufmerksamkeit, gewissermaßen der Duft der Galanterie, am Meisten danken und verpflichtet macht, so fühlte auch Natalie gerade um dieser uneigennützigen, und man könnte sagen, unbewußten Artigkeit wegen die tiefste und innigste Verehrung für Graf Eduard, eine Verehrung, die in der übereinstimmenden Liebe zu Musik, Gesang und der schönen Literatur, die sie allerdings nicht all zu oft von dem Grafen sich offen dargelegt sehen, aber doch vielfach fast instinktmäßig in ihm ahnen konnte, noch einen bedeutenden Zuwachs erhielt.

Dieser Zuwachs der Verehrung ward in ihr durch nichts, sogar auch dadurch nicht gestört, daß sie im Laufe der Zeit über eine Leidenschaft des Grafen in Kenntniß gesetzt wurde, die der eigenen Familie desselben, wie auch Clotilde und ihrer Mutter große Bedenken über ihn einflößten.

Graf Eduard B..... nämlich liebte das Spiel und vermochte leider der ihm am Rhein so oft und gefährlich nahtretenden Versuchung nicht immer sieghaft zu widerstehen. Schon mehrmals durch namhafte Verluste in große Verlegenheit gebracht, gewarnt von Freunden, bedroht von der Entrüstung seiner Familie und den Vorwürfen der Majorin und ihrer Tochter, fiel er dennoch dann und wann der umstrickenden Passion immer wieder zum Opfer.

Sein Vater, der schon viele seiner Spielschulden zu decken genöthigt worden war, hatte, nachdem er eben noch eine sehr beträchtliche und nicht ohne Schwierigkeiten von ihm zu bestreitende, eingezahlt, in einem sehr ausführlichen und ernstgehaltenen Briefe erklärt, nun auch fernerhin nichts mehr dieser Art für ihn thun zu wollen und zu können.

„Wenn Du nur irgend vernünftig sein und meine Lage bedenken willst," hieß es darin unter Anderem, „so wirst Du von selbst einsehen, lieber Sohn, daß Deiner thörichten Spiellust noch fernerhin auch nur den geringsten Vorschub zu leisten, eine pure Versündigung an dem Geschick Deiner Geschwister, namentlich Deiner Schwestern wäre. Beinahe schon ein Viertel unseres Vermögens hat Deine unglückselige Wuth das Glück der Karten und des Rouletts zu versuchen, dahin gerafft. Dir noch einen Heller mehr zur Fröhnung dieses Lasters in Aussicht stellen, hieße dem Ruine unserer Aller Thür und Thor öffnen. Darum noch einmal und so wahr Gott mein Zeuge ist, zum letzten Male, die heilige Versicherung, Eduard, daß ich nie und unter keinen Umständen noch einmal eine Spielschuld für Dich decken werde. Ich will lieber die Schmach und den jammervollen Schmerz, Dich als verzweifelten Selbstmörder enden zu sehen, auf mich laden, als die Schuld übernehmen, eine große blühende Familie durch unzeitige Nachsicht mit dem verbrecherischen Leichtsinn eines Sohnes an den Bettelstab gebracht und auf Generationen hinaus elend und abhängig von Wind und Wetter in der Welt gemacht zu haben. Der Chef und das Haupt eines Hauses, der oder das nicht wie ein König im Kleinen, die Sicherheit und Zukunft der Seinen mit einer allwaltenden Gerechtigkeit im Herzen trägt, verdient nicht je nur einen Augenblick das Glück empfunden zu haben, im Schooße der Seinen zu weilen. Aeltern, deren Angedenken von den Kindern nicht gesegnet ist, und welche nicht nach Kräften Sorge dafür trugen, ihr Loos zu einem glücklichen und so in sich freien werden zu lassen, daß sie sich edel und gut unter den Stürmen ihrer Zeit zu entwickeln und eine ihnen zusagende Laufbahn ungehindert verfolgen können, diese sind allein als die den Staat wirklich untergrabenden, subversiven Bürger desselben anzusehen. Kein Revolutionär ist so schlimm, als es ein schlechter Familienvater ist. Und darum und aus diesem Grunde, mein Sohn, erkenne und würdige, wenn ich sage: nur dies Mal und dann nie wieder, stehe ich für die Schulden ein, die Du im Spiele machtest."

Nach dem Lesen dieser Zeilen war Graf Eduard so erschüttert, daß er nicht nur sich, sondern auch den Seinen sowohl, wie der Majorin und ihrer Tochter die unverbrüchlich sein sollende Versicherung gab: nie wieder an den Rouletttisch treten oder eine Karte berühren zu wollen.

Erfreut von diesem Gelöbniß und auf die kindliche Liebe seines Herzens und auf den Ernst seiner Neigung zu Clotilden bauend, ward kurze Zeit darnach seine Verlobung mit dieser öffentlich angezeigt und begangen.

Es schien, daß die Braut durch den eben mitgetheilten Brief ihres künftigen Schwiegervaters, von der Würdigkeit der Familie, in die sie treten sollte, überzeugt, anfing, sich etwas näher und inniger an ihren Verlobten anzuschließen, während dieser wiederum sich ernster und gemessener gemacht, nun mehr auch eher Ton und Gelegenheit fand, sich in ihre Ideenkreise und ihr ganzes Wesen einzuleben.

Auf diese Weise verfloß denn ruhig und angenehm ein halbes Jahr, das nach allen Seiten hin anregend und genußreich, das Verhältniß der Verlobten so gesichert zu haben schien, daß man bereits an die Festsetzung des Vermählungstages zu denken und Pläne zu machen begann, wie und wo das künftige Leben einzurichten sein möchte, als plötzlich eines schönen Tages Freunde von Graf Eduard aus der Residenz auf einem Ausfluge nach dem

Taunus begriffen, lustig lärmend bei ihm einsprachen und ihn dringend einluden, mit von der Parthie zu sein.

Anfangs nicht recht dazu aufgelegt, gab er schließlich doch ihren Wünschen nach, weil er wohl glaubte, vor der Uebernahme ernster Verpflichtungen und eines eigenen Hausstandes sich noch einmal sein Junggesellenleben und seine Burschenfreiheit recht zu Nutze machen zu dürfen. Nachdem er also die Majorin von Gl....n und Clotilde von seinem Vorhaben unterrichtet und zu seiner Freude gesehen hatte, daß den Damen eine kurze Abwesenheit von seiner Seite der Ausstattungsbeschaffung und andern häuslichen Rücksichten wegen ganz erwünscht und zu Gefallen war, machte er sich, nach leicht erwirktem Urlaub von seinem Präsidenten, mit seinen Genossen vergnügt auf den Weg, welcher meist in einer ansehnlichen Cavalcade zu Pferde zurückgelegt wurde.

Nachdem man eine Zeit lang die Gebirgsgegend kreuz und quer durchstreift und sich zur Genüge an den schönen Höhenpunkten und den herrlichen Fernsichten erfreut hatte, zog man denn natürlich auch zu den Badeorten, die gerade in den Tagen dieses romantischen Wanderzuges sehr belebt und mit den elegantesten Gästen gefüllt waren. Nachdem man auch hier in erweitertem Kreise kleine Ausflüge, allerlei Parthien, Gesellschaften und Bälle mitgemacht, fingen zur Abwechselung einzelne aus der Genossenschaft an sich an den Spieltisch zu begeben. Graf Eduard, von diesen, die seine Spiellust kannten, aufgefordert, sein Glück mit ihnen zusammen zu versuchen, schlug zu ihrer Verwunderung dies Anerbieten aus und blieb dem verhängnißvollen Saale zu seiner eigenen, nicht geringen Freude, standhaft fern.

Unglücklicher Weise aber ward am Abend vor dem Auseinandergehen des vergnügten Reiseclubbs ein solennes Festmahl gegeben, in dessen Verlauf diejenigen jungen Leute, die seither gespielt und ziemlich Glück gehabt hatten, um wie sie sagten, nicht aus dem Zuge und der Schußlinie Fortunas zu kommen, anfingen, eine sogenannte „freundschaftliche Bank" aufzulegen. Da es nun hieß, daß das Ganze nur eine halbe Stunde währen und hohe Sätze nicht angenommen werden sollten, so wurde beschlossen, daß Niemand unbetheiligt am Spiele bleiben sollte.

Graf Eduard protestirte nun zwar dagegen und setzte zu Anfang, als er sich einhellig überstimmt und wider Willen zum Pointiren genöthigt sah, um die Sache lächerlich zu machen, ganz kleine unbedeutende Geldstücke, allein unversehens und nur zu bald von dem Eifer der alten Spiellust überkommen, begann er heftiger und bedeutender aufzusetzen.

Kaum war eine Stunde vergangen, so hatte er alle guten Vorsätze und jede Mäßigung, seine Freunde aber ganz und gar jene Freundschaftlichkeit vergessen, unter deren Aegide die Bank eröffnet worden war. Weit davon entfernt, das Spiel bald wieder eingehen zu lassen, begann man vielmehr es immer wilder und leidenschaftlicher nicht allein weiter, sondern auch höher zu treiben. Die ansehnlichsten Summen in Gold, Silber und Papier rollten oder glitten herüber und hinüber. Aber bald schon reichte das, was vorhanden war, nicht aus. Man schrieb Zahlen auf Zettel und Karten, die mehr als um das Fünf- und Sechsfache die Geldvorräthe überstiegen, die man bei sich führte. Am Tollsten und Unbesonnensten wirthschaftete Graf Eduard, der durchaus einmal zu denen zu gehören schien, welche im Spiel Unglück zu haben bestimmt sind. Eine Karte nach der andern verlor, und je mehr er verlor, desto mehr setzte er, um damit die Chance des Wiederzurückgewinnens zu haben. Allein vergebens. Nur das Wenigste und Geringste rettete er, das Meiste blieb unwiederbringlich in der Kasse der Bankhaltenden, wo es, nachdem er einen mit Zahlen beschriebenen Zettel nach dem andern ausgegeben, zuletzt so anschwoll, daß er sich selbst nicht mehr den ganzen Umfang seines Verlustes zu vergegenwärtigen im Stande war.

Als man endlich die Sitzung aufhob und die beschriebenen Zettel zum Einlösen sammelte, fand sich, daß Graf Eduard gegen zweitausend Thaler verloren hatte, eine Summe, über die er, wie er wohl wußte, im Moment nicht zu verfügen vermochte, welche er aber dennoch auf Ehrenwort versprach, in spätestens acht Tagen eingeliefert zu haben.

Mißmuthig und verstimmt ging hiermit die Gesellschaft auseinander, die sich durch die letzten Stunden ihres Zusammenseins die angenehmen Eindrücke und die freundschaftlichen Empfindungen, die sich dadurch in ihr erzeugt, so vollständig zerstört und vernichtet hatte, daß jeder nur rasch und ärgerlich vom Andern loszukommen und des Abschieds ledig zu sein suchte.

Als Graf Eduard in B. wieder angekommen war, ließ er es seine erste Sorge sein, die Spielschuld zusammen zu treiben. Ein paar hundert Thaler, die er liegen hatte, mit dem vereinigt, was aus einigen unnöthigen Schmucksachen gelöst wurde, machten ungefähr tausend Thaler voll. Nun fehlte aber beinahe noch die Hälfte, und diese herbei zu schaffen, schien ihm mehr und mehr eine Unmöglichkeit zu werden. Freunde, die er in's Vertrauen zog, zuckten die Achseln und entschuldigten sich damit: selbst in Verlegenheit zu sein, bei offenkundigen Wucherern dagegen scheute er sich anzufragen, um seinen Leichtsinn nicht gleich wieder an die große Glocke zu hängen. Auch wußte er ja, daß er von seinem Vater Geld zur Ausstattung in dieser Zeit erhalten würde, und demzufolge also nur Aufschub bedurfte. Allein, wie eben den bekommen? Er wußte sich nicht zu helfen, und entschloß sich aus diesem Grunde zuletzt ganz offen mit Clotilde über diese Angelegenheit zu sprechen.

Noch an demselben Tage, an dem er diesen Vorsatz gefaßt hatte, machte es sich, daß er mit seiner Braut nach Tische allein im Zimmer blieb. Nachdem er nun die Sache so geschickt und zart wie möglich eingeleitet, kam er denn schließlich mit der Darlegung seiner Verlegenheit und der Bitte hervor unter irgend einem Vorwande, sich das Geld von der Majorin aushändigen zu lassen und ihm dann zur Abzahlung seiner Ehrenschuld überantworten zu wollen.

Clotilde, die sein Geständniß und Ersuchen mit ziemlichem Widerwillen und einer nur sehr erzwungenen Zurückhaltung mit angehört hatte, brach nun, da er geendigt, mit heftigen Vorwürfen über seinen Leichtsinn und das Schwanken seiner Vorsätze gegen ihn los, zum Schluß ihm kurz und bündig erklärend, daß die Mutter nur eben so viel Geld, als im Moment zur neuen Einrichtung und einer möglichen Uebersiedelung nach einem andern Orte hin gebraucht werde, flüssig gemacht habe und deswegen auf keinen Fall sich zu einer Extraausgabe dürfte verstehen wollen und können.

„Ihr Deinen Leichtsinn und die Verlegenheit offenbaren, in die Du Dich dadurch gebracht," sagte sie endlich mit dem sichtlichen Bemühen von dem Gegenstande abzulenken, „hieße nur Dir und mir die heftigsten Vorwürfe von ihrer Seite zuziehen und doch keine Hülfe erlangen. Lassen wir also die Mutter aus dem Spiele, und sieh zu, Dich auf andere Art zu arrangiren."

„Nun gut," sagte Eduard, „höre denn einen andern Vorschlag, einen Vorschlag, der allerdings etwas gewagt aussieht, aber Dir nicht zu gefährlich vorkommen wird, wenn ich Dir erkläre, daß ich alle Mittel rasch und gleich zu der mir nöthigen Summe zu gelangen, erschöpft habe und nun keinen andern Ausweg mehr weiß, das von mir gegebene Ehrenwort einzulösen."

„Das klingt ja ganz verzweifelt und feierlich!" schaltete Clotilde ein.

„Und so ist es auch," entgegnete Eduard gemessen, nach einem augenblicklichen Schweigen folgendermaßen fortfahrend: „Du weißt, wo Deine Mutter ihre Gelder und Werthpapiere hat. Suche Dir den Schlüssel dazu zu verschaffen und nimm ohne ihr Wissen tausend Thaler davon."

„Willst Du mich zur Diebin machen?" fuhr Clotilde entrüstet auf, indem sie Miene machte sich zu entfernen.

„Höre mich ganz aus," sprach Eduard, sie zurückhaltend mit unbeirrter, bittend klingender Stimme: „Ich sagte Dir ja schon, daß die Sache schlimmer aussieht, als sie ist. An Stelle des weggenommenen Geldes legst Du einen Zettel, auf welchen Du etwa Folgendes schreiben magst: „„Zürne nicht, liebe Mutter, wenn Du einen Theil der hier niedergelegten Summe vermissest; ich habe ihn für Eduard gebraucht, der sich in augenblicklicher Verlegenheit befindet und ihn in den nächsten Tagen ersetzt haben wird."" — Kommt Deine Mutter zu dem Schranke und entdeckt sie die Entwendung, so wird sie zart genug sein, davon nicht weiter Notiz zu nehmen. Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich aber wird sie indeß gar nicht zu dem Gelde sehen, und da ich in einigen Tagen, wo ich Geld von zu Hause bekomme, das Fehlende ersetzt haben werde, so bleibt und muß die Sache ein Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben."

(Schluß folgt.)

Die Wissenschaft im Kriege.

Nicht die Kriegswissenschaft, sondern sie selbst, die Wissenschaft überhaupt, die moderne Göttin des Friedens und der Freiheit für alle Menschen meinen wir.

Die jetzige Wissenschaft giebt dem jetzigen Kriege Formen, Gestalten und Wendungen, welche die Führer weder zu benutzen, noch zu würdigen wissen. Es sind lauter Erfindungen und Verbesserungen, von denen man sich in den Schlachten bei Leipzig und Waterloo noch nichts träumen ließ. Wo waren im letzten Kriege die Zündnadelgewehre, die gezogenen Büchsen, die ovalen und spitzen Kugeln, die Revolvers, die Kriegsdampfschiffe, die Eisenbahnen, die elektrischen Telegraphen, die Lancaster- und Dampfkanonen?

Newcastle u. s. w. arbeiten Tausende an Construction neuer Eisenkanonenboote neuester Mathematik mit geschmiedeten Eisenwänden von 4 Zoll Dicke, jedes für 12 monströse Lancasterkanonen.* Man hat eine ganze doppelte Eisenbahn mit allem Zubehör nach der Krim abgesandt. Man zieht elektrische Telegraphen von London bis nach dem Kriegsschauplatze. Man schickt Photographen zu Schiffe vor die russischen Festungen, um im Fluge deren Bilder zu fixiren. Man läßt an allen möglichen Orten neue, wissenschaftliche Zerstörungsinstrumente gießen, schmieden, bauen und bilden, sogar Dampfwurfgeschosse.

Hierbei wollen wir etwas verweilen. Zuerst arbeitet die An-

Jacob Perkins Dampfflinte.

Die 600 Könige, welche England beherrschen, verachteten während ihres langen Friedens alle Wissenschaft, insofern sie Miene machte, sich in ihre sieben Kriegsministerien einzudrängen, während ihre Friedenspolitik stets daran arbeitete, den Weltfrieden immer unmöglicher zu machen. Nachdem sie nun binnen wenig Monaten über 120 Millionen Thaler und mehr als 25,000 Soldaten in's Wasser, in den Schmutz, unter die Erde geworfen, nachdem sie Europa's Kultur auf's Tiefste erschüttert und ihr eigenes gehumbugtes Volk durch kindisches Ungeschick und greisenhafte Hinfälligkeit aufgerüttelt, hat man endlich angefangen, sich vergessener und verhöhnter Erfindungen zu erinnern, so daß sie jetzt plötzlich der Wissenschaft und Kunst allein zumuthen, sie zu retten und Sebastopol zu nehmen.

Die große Kanonengießerei von Nasmyth schmiedet jetzt Tag und Nacht furchtbare Feuerschlünde, da die gegossenen sich vor der Wissenschaft als schwächer erwiesen haben. In Low Moor,

stalt von Nasmyth an einem fabelhaften Ungeheuer, genannt schwimmender Dampfmörser: (steam floating mortar). Er wird den unterm Wasser unsichtbaren Theil dicker, undurchdringlicher Dampfboote von Schmiedeeisen bilden. Das Boot naht sich, ohne sich um den Kugelregen zu bekümmern, langsam dem feindlichen Schiffe und entzündet beim ersten Zusammenstoße das Pulver in dem Mörser, der sofort dem feindlichen Schiffe sechs Fuß unterm Wasser eine Platz-Bombe in die Eingeweide schicken würde, gegen welche es keine Pille als Gegengift giebt. Nasmyth, der Erfinder behauptet, daß der so applicirten Bombe die dicksten Eisen- und Eichenwände nicht widerstehen könnten, und so eine einzige Pille dem mächtigsten Kriegsschiffe mit einem Schlage das Lebenslicht ausblasen würde. Dieses Ungeheuer ist noch im Werden, aber die Dampf-Flinte von Jacob Perkins schon ein Mann in den besten, nämlich von just 30 Jahren. Jacob Perkins zeigte seine Dampfflinte

* Vergl. Gartenl. Nr. 49 von 1854.

den aristokratischen Salons von England zuerst 1824. Da er aber nicht „von Geburt" war, dankte man ihm für das hübsche Schauspiel und schickte ihn wieder in seine Werkstatt. Zwei Jahre später ließ sich der große Wellington herab, das Ding auch mal schießen zu sehen. Perkins machte ihm das Vergnügen, in noch nicht einer Minute 60 Kugeln 35 Yards weit durch eine Eisenplatte von ¼ Zoll Dicke, dann 60 Kugeln durch 11 harte, je einen Zoll weit hinter einander aufgestellte Holzbretter zu schießen und endlich eine gerade Linie von mehreren hundert Löchern in ein anderes Brett zu machen. Der große Herzog dankte für das interessante Schauspiel und ließ die Armee im rothen Rücken, entsetzlichen Bärenmützen und mit dem alten Feuerschloßgewehre in dem Rufe, daß sie Waterloo allein gewonnen und alle Welt besiegen würden. Perkins ward in den Winkel geworfen, machte aber für die französische Regierung mehrere Dampf-Batterien, welche 60 Kugeln von je 5 Pfund in der Minute schossen. Was aus diesen Batterien geworden, ist nicht bekannt. Vor Sebastopol scheinen sie nicht mit zu arbeiten.

Perkins, der Sohn, vervollkommnete die Dampfflinte fortwährend und ließ sie dann in der Adelaide-Gallerie zu London öfter arbeiten. Wir geben im beifolgenden Bilde eine Vorstellung von ihr. Das Merkwürdige dabei ist zunächst die größere Wurfkraft des Dampfes gegen die des explodirenden Pulvers, obgleich ersterer nur einen Druck von 40 Atmosphären ausübt, das Pulver aber von 500 bis 1000. Perkins erklärte dies scheinbare Wunder durch die größere Ausdehnungskraft des Dampfes, so daß er auf die Kugel ungeschwächt wirke, bis sie den Lauf verlassen habe, während die plötzlich aus dem Pulver entwickelte Luft nur im ersten Entstehen den bedeutenden Druck ausübe, aber mit jedem Zoll Entfernung der Kugel in geometrischen Proportionen abnehme. Die Dampfflinte ist eine Dampfmaschine, wie jede andere, nur mit entsprechender Construction. Der Dampf wird unterm Fußgestelle entwickelt, das die ganze Maschine trägt und auf ein Paar Rädern von einem starken Manne gezogen werden kann. Ein Paar Ventile, mit der rechten und linken Hand bewegt, öffnen und schließen den Dampf, der die Kugeln treibt, so daß es von der Uebung des Mannes abhängt, der die Ventile regiert, wie schnell diese Bewegungen und Entladungen auf einander folgen; doch sind 60 Schüsse in der Minute schon nach ein Paar Stunden Uebung keine Kunst mehr. Die Vollkommenheit der Maschine besteht besonders darin, daß Explosionen oder nur Beschädigung des Feuerbehälters und Dampfkessels ganz unmöglich geworden sind. Construction und Einrichtung dieser innern Vorzüge gehören der Fachwissenschaft an, die wir hier ausschließen. Der Lauf oben kann während des Schießens horizontal gedreht werden, so daß ein ordentlicher Dampfschütze eine große Front von Soldaten in schnurgerader Linie, 60 per Minute, wegblasen könnte, ohne einen Mann dazwischen stehen zu lassen. Wenn der Lauf einmal gerichtet ist, bleibt er in der Linie, so daß man jeden Mann genau an derselben Stelle treffen würde. Zehn solche Apparate könnten in einer Stunde 36,000 Mann tödten, vielleicht auch mehr in gehöriger Nähe, von wo manche Kugel zwei Mann durchlöchern würde.

Daß man solche Dampfmaschinen verdicken und verstärken, also Dampfkanonen machen kann und will, läßt sich leicht denken, nachdem man sich einmal entschlossen hat, derartige Flinten construiren und nach der Krim bringen zu lassen, um so den Mangel an Mannschaft und Fremdenlegionen möglichst zu ersetzen. Wir bemerken nur noch, daß ein Querdurchschnitt des Haupttheiles der Dampfschießmaschine auf unserer Abbildung klar macht, wie die Kugeln aus dem obern Cylinder herunter in den Lauf fallen, von wo sie von dem Dampfkolben herausgeschleudert werden.

So viel von dem Dampfe als Kriegsmanne für unsere christlichen Brüder. — Wie kömmt's, daß Schönbein's Schießbaumwolle, die 1846 alle Welt entflammte, die viermal stärker und viel schneller explodirend ist als Schießpulver, abgesehen von unendlich größerer Wohlfeilheit, Sicherheit des Fabricirens und mancher Vortheile für Flinten und Kanonen, noch nicht unter die Soldaten gegangen? Nun, es sind wohl nützlichere und wichtigere Erfindungen länger vernachlässigt, verhöhnt, verfolgt und begraben worden, ehe man wieder daran dachte oder sie zum zweiten Male in's Leben rief. Man sagt, die Russen hätten bereits bedeutend in Schießbaumwolle gemacht von Sebastopol aus. Außerdem läßt jetzt die österreichische Regierung 160 Kanonen für Schießbaumwolle gießen. Die Engländer, welche am Tiefsten in der Baumwolle und Tinte dazu sitzen, dachten erst an die Schießbaumwolle wieder, als ihnen nicht nur das Pulver, sondern die ganze Eroberung Sebastopols zu Wasser geworden war. Nun fangen sie auch an, die sanfte Baumwolle in Schwefelsäure zu tauchen, um wo möglich ihre Aristokratie noch zu retten.

Nachdem die Engländer nun auch für 18 Millionen Pfund Sterling und 25,000 Leben die Erfahrung erkauft haben, daß man nicht von dem Fleische leben kann, welches man in der Hand hat, sondern es auch einen Weg aus der Hand zum Munde geben muß, d. h. von Balaklava nach dem Lager, nahmen sie plötzlich eine doppelte Eisenbahn auf den Rücken und trugen sie direkt nach der Krim. Das ist eine der originellsten Kriegs-Expeditionen, über die wir ein Wort sagen müssen. Die großen Schienen- und Maschinengießereien von Peto und Brassey, welche ganz England mit einem dichten Labyrinthe von Doppeleisenbahnen überstrickt haben, bekamen auf einmal Auftrag, für die Regierung über Hals und Kopf eine Krim-Eisenbahn zu machen. Sie übernahmen den Auftrag mit dem Versprechen, ihn ohne Profit, aus Vaterlandsliebe auszuführen, und riefen in den Zeitungen Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Maschinisten u. s. w. auf, sich für hohen Lohn bei ihnen einzufinden. Die Hauptarbeiter wurden auf sechs Monate fest mit 10 bis 20 Thaler wöchentlich engagirt. So wurde die doppelte Krim-Eisenbahn hier in etwa drei Wochen fertig und braucht nun blos noch 3000 englische Meilen weit verschifft und dort durch Moräste und über Felsen gelegt zu werden. Die ersten Eisenbahn-Schiffe gingen am 21. December von London, Liverpool, Hull und Sunderland ab, die andern folgten kurze Zeit darauf, im Ganzen zehn Schiffe mit allen Materialien und Mannschaften, die zu 15 englischen Meilen Eisenbahn gehören: 500 Mann des Eisenbahn-Regiments, 36,000 Centner Schienen, 6000 eiserne Querbalken, 60,000 Centner Maschinen, 600 Fuder Bauholz, Krahne, Wagen, Karren, Aexte, Spitzhacken, Sägemaschinen, Schmieden, Zimmermanns-Werkzeuge, Barren, mehrere tausend Yards dicken Eisendraht, Häuser und Buden, Vorräthe für den Magen, ölgetränkte Oberkleider, Kohlen, Oefen, Küchen, Backöfen, Aerzte, Bratpfannen, Krankenwärterinnen, Medicin, Geistliche, Schulmeister und am Ende wohl auch noch guten Rath. Die Sache ist aber, daß die auf 20,000 Leichen ohne Profit gebaute Eisenbahn von einem Fünfzigstel der in Unverstand und Aristokratie Hingeopferten für ein Hundertstel des jetzigen Preises hätte von bloßem Holz gleich im Anfange gebaut werden können, so daß die jetzige englische Krim-Armee, von der nur noch 10,000 Mann halb auf den Beinen sind, 20,000 Mann stärker auf derselben sich Lebensmittel holen könnte, statt sie zur Unterlage zu verwenden. Schrecklich sind die neuen, kriegerischen Zerstörungs-Instrumente, aber Lämmer gegen Einbildung, Privilegium, „Geburt" und ererbten und durch höhere Erziehung ausgebildeten Unverstand. —

Die Krim-Eisenbahn wird durch stehende Maschinen ihre Lasten an Drähten ziehen, so daß es zuletzt wie am Schnürchen gehen mag, in einer Zeit, wo die Wagen vielleicht auch ohne Eisenbahn ganz gut fortkämen; denn die englische Regierung hat's im Ganzen so weise angefangen mit ihren sieben Kriegsministerien und ihrer „Erbweisheit", daß sie mit den Vorbereitungen zum Winter so ziemlich fertig sein wird, wenn der letzte Nachtfrost unter der Frühlingssonne geschmolzen ist. Kossuth, der jetzt in der „Sonntags-Times" jeden Sonntag die giftigsten Geschosse gegen die englische Regierung schleudert (wie es alle andern Zeitungen auch thun, nur nicht so effectvoll) rechnete ihr neulich vor, daß der ganze ungarische Krieg, in einem Lande ohne Geld, ohne Maschinen, ohne Fabriken, in drei Monaten für mehr als 150,000 Mann mit allem Zubehör fix und fertig gewesen und kaum ein Drittel der einzigen jetzigen, englischen Expedition gekostet habe.*

Und wie betheiligte sich bisher die Electricität am Kriege? Sehr oft durch falsche Colephoniums-Theaterblitze, sogar schon einmal durch völlige, totale Eroberung Sebastopols zu Gunsten einiger Geldkönige, welche dies vorher so bestellt hatten. Als sie ihr Geld aus diesem glücklichen Ereigniß gezogen, stellten sie Sebastopol wieder fix und fertig hin und sogar fester als vorher. Die Electricität beschäftigte sich dann sehr lange damit, alle Tage zu melden, daß außer Cholera und zunehmender Sterblichkeit im englischen Lager nichts vorgefallen wäre und über den „vier Punkten"

* Beiläufig, daß Kossuth für jeden Artikel 50 Pfund Sterling (über 300 Thaler) Honorar bekömmt, und damit umgeht, selbst eine Zeitung in London herauszugeben.

immer noch die vier Haken von Fragzeichen obzuschweben fortführen. Doch war es immer schon ein Verdienst, daß die falschen und richtigen Nachrichten in etwa ein Viertel der Zeit, die 1815 noch nöthig gewesen wäre, ankamen. Aber die Electricität soll nur aus directer Quelle schöpfen und von London bis auf den Kriegsschauplatz selbst ihre Drähte ziehen. Bis jetzt geht der elektrische Telegraphenstrom von London und Dower unter dem Meere hin nach Calais und Ostende bis zu den südöstlichen Grenzen Oesterreichs, und wurde neuerdings bis nach Bucharest im Herzen der Wallachei ausgedehnt. Hier fand man schon einen Draht bis Varna und zu den Mündungen der Donau. Und in den ersten Tagen des Februar wurde in London beschlossen, von da aus bis Galatz und Ibraila, und von dem Sulina-Munde der Donau unter dem Meere hin bis gerade gegenüber, zum Cap Chersones auf der Krim fortzufahren. Dieser Plan ist großartig und wird wahrscheinlich ausgeführt, wenn der Friede den Drähten keine edlere Aufgabe stellt, als Schlachtenberichte und Todtenlisten durch Europa zu zucken; wahrscheinlich, da die Erbweisheit der Aristokratie direkt nichts damit zu thun hat. Uebrigens ist schon ein fahrender elektrischer Telegraph auf der Krim thätig, so eine Art „fliegender Buchhändler" mit stets den neuesten Nachrichten. Die elektrische Telegraphen-Compagnie Londons schickte während des Novembers zwei elektrische Telegraphen-Wagen mit zwölf Pferden in's englische Lager, vermittelst welcher man überall, selbst mit Schiffen innerhalb einer Entfernung von zwölf englischen Meilen elektro telegraphische Verbindungen improvisiren kann. Jeder Wagen enthält vollständige elektrische Batterien mit der nöthigen Menge aufgerollten Drahtes. Um zwischen zwei Orten telegraphische Correspondenz herzustellen, läßt man den Draht durch Pferde von einem Ende bis zum andern ziehen, und die Sache ist sofort im Gange. Dieser wandernde Telegraph hat bereits wichtige Dienste geleistet, und die entferntesten Posten, zwischen denen Flüsse, Berge und Moräste lagen, bei Tag und Nacht in enger Verbindung erhalten, so daß sie ohne Verzug im Einklange zu handeln im Stande waren. So ungeheuere Vortheile bietet die Wissenschaft, und so endlos und unentwirrbar und dick war der Unverstand und die Liederlichkeit der erbweisen Leiter der Politik und des Krieges, daß sie etwa fünf Mal so viel von ihrer eigenen Helden-Armee todt machten, als alle russischen Kugeln, Bayonnette und Säbel zusammen.

Noch feuert man keine Kanone mit Elektricität ab, aber diese Wissenschaft ist schon unterwegs zur Praxis. Vielleicht macht man noch vollständige Blitze des Himmels und läßt sie auf den Feind einschlagen. Wenigstens ist bereits ein viel kolossaleres Werk der Elektricität im Werden. Man erinnert sich, daß Fürst Menschikoff im Eingange zum Hafen von Sebastopol mehrere Kriegsschiffe versenken ließ, um ihn so gegen den Feind zu sperren. Diese Schiffe soll der Blitz aus dem Meeresgrunde in die Luft sprengen. Vor einigen Wochen gingen zu diesem Zwecke dreizehn ungeheuere Eisen-Cylinder, jeder mit tausend Pfund Pulver gefüllt, von England ab. Sie sollen zu den versenkten Schiffen versenkt und dort unten vermittelst elektrischer Batterien entzündet werden. Die Sache selbst würde unstreitig gelingen, wenn sie die Russen nicht zu verhindern wüßten. Man hat in England für Hafen- und Dock-Bauten schon größere Sprengungen mit Elektricität unter Wasser vorgenommen.

Eine noch neuere, als die elektrische Telegraphie, besteht aus Buchstaben, zusammengesetzt aus lebendigen Soldaten, ihren Gewehren, Mützen und Taschentüchern (in Ermangelung der sonst üblichen kleinen Fahnen). Sie bewährte sich besonders bei der ersten Landung auf der Krim und ist das Hauptgeheimniß ihrer meisterhaften Ausführung.

Gute Fernröhre, die jetzt jeder commandirende Offizier hat, machen diese Buchstaben und Sachzeichen bei hellem Himmel auf eine deutsche Meile weit und selbst weiter leserlich. Wir bemerken hier noch, daß zwischen den verschiedenen Schiffen mitten auf dem Meere jetzt von allen seefahrenden Nationen eine vollständige Zeichensprache vermittelst Fahnen und ihrer Stellungen, Farben und Formen gesprochen und verstanden wird, so daß sich Schiffe in meilenweiter Entfernung mitten im Laufe ganze Geschichten erzählen können. Außerdem giebt es eine besondere Zeichensprache vermittelst Kugeln an dem Hauptmaste oben in Kriegshäfen, und dann noch eine andere telegraphische Correspondenz zwischen Kriegs- und Kauffahrteischiffen vermittelst einer Combination von Flaggen und Kugeln. So weit, bis zur deutlichen, kosmopolitischen, gebildeten Sprache hat man das alte rohe Signalwesen ausgebildet. Im Alterthume beschränkte man sich lange auf Feuersignale.

„Erhebet ein Feuerzeichen in Bethhaccerem," sagt Jeremias, „denn Böses nahet vom Norden und große Verwüstung."

Troja's Fall wurde durch eine Reihe von Feuersignalen nach Griechenland hinüber telegraphirt, wie es Aeschylus in seinem „Agamemnon" so ergreifend schildert. Polybius beschreibt in späterer Zeit eine etwas vollkommene Art von Telegraphie zwischen Schiffen, die aber sehr complicirt und unsicher war. Der geheimnißvollen Arme, welche bis zur Anstellung des Blitzes als Briefträger und Telegraphist auf den Dächern der Telegraphen-Bureaux langsam und unbeholfen Grimassen schnitten, wird sich wohl noch Jeder erinnern. Erst im Jahre 1798 wurde in England eine ordentliche Marine-Telegraphensprache von 400 Sätzen und Zeichen eingeführt. Man hat es jetzt bis zu etwa 2000 gebracht, die ich aber nicht verstehe. Wer die militärische Telegraphensprache studiren will, wo der Soldat den Grundstrich, seine Flinte, Haarstriche und Taschentuch und Mütze die Haken daran bilden, kann sich an den Erfinder selbst wenden, den französischen Capitain de Reynold Chauvanch, dessen betreffendes Werk sowohl in's Englische als in's Deutsche übersetzt worden ist.

Wie weit die Wissenschaft im Kriege noch gehen wird, ist noch gar nicht abzusehen. Der Engländer Malsen, Erfinder eines elektrischen Lichtes, welches das der Mittagssonne übertrifft (ich habe Proben davon gesehen), hat vorgeschlagen, Sebastopol damit in der Nacht von Luftballons aus zu erleuchten und zu besehen, um die schwachen Stellen und alle Geheimnisse haarklein zu studiren. Vielleicht findet sich auch mit der Zeit Einer, der da sagen kann, wie man's machen muß, es zu nehmen, wenn die Erbweisheit zuletzt doch nicht noch vorziehen sollte, es stehen zu lassen.

Um noch eine solide Wissenschaft zu erwähnen, welche allen Denen bedeutend zu Gute gekommen ist, die nicht zu weit davon weg waren auf der Krim, so ist das frisch eingemachte Fleisch, die frisch eingemachten Früchte u. s. w. (nicht in Salz und Essig, sondern blos in luftdichten Verschluß gegen unersättlichen Sauerstoff und sonstige Appetit fühlende Luftarten) ein Segen, den nur Die würdigen können, welche Monate und Jahre lang zur See oder in Wässern und Wildnissen waren. Jetzt conservirt man alles Vergängliche, selbst die zartesten Früchte und Milch blos durch luftdichten Verschluß, so daß man nicht mehr sagen kann: Alles Fleisch vergeht wie Heu. Manche verstehen sogar die Kunst, schon Gewesenes und Verwes'tes hübsch frisch zu halten.

Zündnadelgewehre, gereifelte Büchsen, Lancaster-, Dampf- und elektrische Kanonen, Spitzkugeln, ovale Kugeln, Schmiedeeisenkanonen, Schmiedeeisenkanonen-Boote mit Dampf-Bomben-Mörsern, Schießbaumwollenkanonen, elektrische und lebende Telegraphen, Kriegseisenbahnen, fahrende Telegraphen, elektrische unterseeische Explosionen, die Sonne bei Nacht in Luftballons mit Dampfkanonen vielleicht, kurzum Wissenschaft im Kriege, wodurch sich zwei feindliche Heere, jedes 300,000 Mann stark, binnen drei bis vier Stunden bis auf den letzten Mann aufzehren können, wie die bekannten wüthenden Löwen in der Wüste, die sich gegenseitig so weit auffraßen, daß man von beiden nur noch die Schwänze auf dem Kampfplatze fand (nur mit dem Unterschiede, daß hier die Häupter übrig bleiben würden).

So weit kann's die Wissenschaft im Kriege bringen. Nein, jedenfalls noch weiter, denn wenn es erst sicher ist, daß, wie bei schlechten Schachspielern, am Ende nur König und Königin und ein vereinsamter, halb närrischer Springer übrig bleiben, spielt man entweder gar nicht mehr Kriegsschach, oder die Schachfiguren laufen auf beiden Seiten davon oder fallen sich in die Arme und sagen: Großer christlicher Gott, wir sind ja alle Brüder, die sich noch dazu im Leben zum ersten Male sehen und sich gegenseitig nichts zu Leide gethan haben können. Also trinken wir lieber etwas Feuchtes mit einander und rauchen eine Friedenspfeife.

Aus dem „Krugbäckerlande“.

Wir wissen aus einem frühern Artikel der Gartenlaube, daß im Thone ein helles, geschmeidiges und Vieles versprechendes Metall wohnt, welches man neuerdings schon in ganzen Barren zur Prüfung vorlegte; ja man kann mit Recht darum behaupten, daß im Thone, in der Lehmgrube ein Silber gegraben werde. — Aber wenn je industriöse Köpfe die schmutzige Thongrube auch in anderer, uneigentlicher Bedeutung zu einer wahren Goldgrube gemacht haben, so gilt dies wohl in keinem Falle mehr von einem deutschen Boden, als von dem Krugbäckerlande, von jenem kleinen Ländchen, wo Tausende von Händen beschäftigt sind, aus der rohen, klebrigen Scholle Gold zu formen.

Es war im Frühlinge verwichenen Jahres, als das mainzer Dampfschiff mich endlich in Bonn an's Land setzte, von wo ich zu Fuß den Rheingau zu durchwandern gedachte. Mein Weg führte mich auf dem rechten Ufer gar bald in die herrliche Gegend Montabaurs und somit auf nassauer Boden. Als ich über die Vorberge des Westerwaldes an der westlichen Seite desselben hinabgestiegen war, sah ich mich im Ensgergaue, einer Landschaft, die beim genaueren Betrachten einer gewaltigen Ameisencolonie gleicht. Da wühlen und stechen fleißige Hände in dem Boden herum, der weithin der ergiebigste Töpferboden ist. Die Flugtrappformation, die, mit Basalt abwechselnd, im sogenannten hohen Westerwalde vorherrschend ist, hatte sich hier, in den Abhängen nach dem Ensgergaue, mit Thonschieferschichten bekleidet. Wo dieser mit Sand und Humus gemengt war, gab er, wie zumeist, wohl einen schweren und fetten, doch ergiebigen Boden. Doch ist die Dammerde häufig durch die mächtigsten Lager von Thonen unterbrochen.

Gerade im engeren Thale setzt sich ein 20—30 Fuß mächtiges Lager auf mehrere Meilen Weite fort. In zehn großen Gruben hat man bis jetzt den unterirdischen Schätzen einen Abfluß verschafft; da stechen und graben, tragen und karren die „Gräber“ zu den Werkhäusern, wo wiederum „Dreher, Former und Kaster“ die Verwandlungen mit den Thonschollen vornehmen. In dem liegenden Ofen wird dann das Steingut gebacken, wie der Nassauer spricht (wir sagen gebrannt), und eben deshalb heißt die ganze, etwas abgesonderte Gegend das Krugbäckerland oder Kannenbeckerviertel. Die Krugbäcker bildeten schon seit alten Zeiten eine gar stattliche Zunft im Lande; in kleinen Städten von kaum einigen Tausenden Einwohnern sitzen ihrer oft 20—25 neben einander; doch ist auch seit dem 1. Juli 1819 die Zunftverfassung aufgehoben und an deren Stelle Gewerbefreiheit getreten. — Weit und breit aber gehen die Waaren.

Fern auf Ungarns Haiden raucht der Czicos oder der Kaneß seinen Knaster aus einem netten Thonpfeifchen. Italien, Frankreich und die Niederlande sind für die irdenen Pfeifen der beste Markt, und oft verdankt der im Schatten eines Palastes ruhende Lazzaroni Neapels ebenso gut wie der keuchende Lastträger in Haag und Rotterdam die Glückseligkeit, die ihm eben sein Pfeifchen giebt, zum großen Theile unseren guten, nassauer Krugbäckern. Ja die große Thonwaarenfabrik von Bingender in Höhr schickte, wie mir ein Factor erzählte, schon seit einigen Jahren Sendungen ihrer Fabrikate bis in's Yankeeland. Viele Waaren gehen auch trotz der hohen Zölle bis nach Rußland, und zwar nicht blos Pfeifen, sondern auch vorzüglich Blumennäpfe, Fensterterrinen für Schlingpflanzen und steinerne Krüge. Seitdem Oesterreich freilich den neuen Zolltarif annahm, hat sich die Einfuhr dorthin um Etwas verringert.

Hast Du ein Mal, lieber Leser, eine selterser Wasserflasche, oder wie's in Nassau heißt, einen Wasserkrug genauer angeschaut? Gewiß hat Dir die etwas plumpe Form der dickwändigen, schwachglasirten Flasche nicht gefallen; vielleicht meinst Du auch, daß der Thon bei dir zu Lande feiner und nicht so schmutzig grau vorkomme. Aber gerade mit diesem Thone ist der Thonwaarenfabrikation in hiesiger Gegend der rechte Zug gekommen und die Nachbarschaft der Mineralquellen sichert derselben auch die Erhaltung. Nassau hat bekanntlich gegen 140 Mineralquellen, worunter die berühmtesten zu Ober- und Niederselters, Sauerthal, Sauerbornsthal, Schlangenbad, Aßmannshausen, Braubach, Lorch, Burgschwalbach, Marienfels, Ried, Montabaur, Obershausen und Probbach sind.

Wie viele Krüge Selterserwasser mögen nur schon in die Welt verschickt worden sein, seitdem man 1525 schon die Hauptquelle zu Niederselters unweit Limburg entdeckte! Der Hauptkasten einer baumbacher Fabrik versicherte mir, daß diese Quellen und diese Thonlager mehr werth seien und mehr einbrächten als alle Johannisberger, Rüdesheimer und Aßmannshäuser. Ich glaubte dem ehrlichen Gesichte recht gern, wenn ich sah, wie gut sich die Leute vom Gesteine zu nähren wußten. In Wahrheit gehen nach statistischen Nachrichten jährlich allein 1,500,000 Krüge mit Selterswasser, etwa 80,000 Gulden an Werth, in's Ausland. Vom Fachinger Wasser führt man 500,000 Krüge zu 24,000 Gulden Werths aus. Da heißt's nun freilich, Krüge schaffen, und der außerordentlichste Verkehr darf schon deshalb auf den Taunusstraßen nicht wundern. Die Taunuseisenbahn und die benachbarten Flüsse tragen neuerdings auch zur Verkehrserleichterung das Ihrige bei; eine neue Eisenbahn, längs der Lahn hin, ist projectirt.

Allerdings brauchen nicht alle Quellen die Flaschen in gleicher Menge; einige fast gar nicht, weil sie nicht getrunken werden. Doch kommen auch hier oft noch Probesendungen vor. Und wie viele Krüge erfüllen ihre Bestimmung schon innerhalb der Landesgränzen, seitdem Doctor Glexinus aus Worms, ehrenwerthen Andenkens, kurz nach dem dreißigjährigen Kriege die hiesigen Bäder in Ruf brachte, einrichtete und zuerst in's Schlangenbad einlud. — Mit diesen Wässern kommen die meisten nassauer Kannen (Flaschen) nach Frankreich und Deutschland. Das Wasser trinken die Gesunden und die Kranken, die Einen aus Delikatesse, die Andern aus Nothdurft und die Flaschen? — Die Flaschen verbraucht unsere Hausmutter, wenn sie das Bier auf Flaschen füllt und gerade diese starken, plumpen Flaschen mit Vorliebe. Warum? Sie hat denselben Grund, den auch die Versender der Mineralwässer haben, denn diese nehmen nicht blos der Nähe wegen diesen Thon. Wie könnte es sonst auch kommen, daß in fernen Badeörtern diese Flaschen gesucht würden, und sogar große Schiffsladungen des Rohmaterials in's Ausland gehen? Die Lahn hinunter werden alle Jahre ungefähr eine Million Centner Thonschollen verfahren und seit 1842, wo es 919,125 Centner, und 1845, wo es 975,460 Centner waren, hat sich der Vertrieb immer mehr gesteigert. Viele Centner hinwiederum werden auf der Axe befördert. Nein, der Grund liegt nicht in der Nähe und somit Billigkeit des Materials, sondern in seinen qualitativen Eigenschaften.

Das gemeine Steingut zu diesen Mineralwasser- und Bierflaschen, Milchäschen, Fensterterrinen ꝛc. besteht nämlich aus einem feinen, sehr zähen oder laimigen Thone, welcher Säuren, wenig Eisen und Salze, keinen Kalk, aber ziemliche Beigaben Sand enthält. Insgemein aber enthält der Thon Kalkerde (8—10%) Bittererde, Kali, Natron, Eisenoxyd, Phosphor- und Schwefel-Säure, sowie Chlor, Humus und stickstoffhaltige organische Reste. Gerade diese laimige Consistenz ist's, welche den eingeschlossenen Wässern und Bieren den Geist erhält und der penetranten Kohlensäure am Meisten widersteht. Unsere guten Hausfrauen haben darum ganz Recht, wenn sie sich ihre Meinung, daß solche Flaschen das beste Bier liefern, nicht streitig machen lassen. Ueberdies verträgt auch diese Flasche aus demselben Grunde, abgesehen von ihrer Stärke, mehr Mißhandlungen, als manche andere eben so starke, aber sprödere.

Der Pfeifenthon, der bei Weitem feiner sein muß, ist ein eisen- und kalkfreier Thon, der im Hofe und in den Werkstuben durch Schlemmen, Einsumpfen, Schneiden und Treten („Walchern“) sorgfältig vorbereitet wird. Er darf keine Körner oder Steinchen enthalten. Der „Roller“ formt sich auf der glatten Tischplatte eine dünne, am Kopfende stärkere Walze, läßt sie kurze Zeit abtrocknen, durchsticht sie der Länge nach mit dem „Weiserdrahte“, legt sie darauf in die geölte, aus zwei Hälften bestehende messingene Form, so daß das dicke Walzenende in den Kopf zu liegen kommt und preßt nun diese zwei Hälften der Form mit der Schraubenpresse fest aufeinander. Die Höhlung des Pfeifenkopfs ist mit einem eisernen, ebenfalls geölten Kegel eingedrückt worden, nachdem man den Draht aus der Röhre etwas zurückgezogen hat. Besondere Aufmerksamkeit schenkt man der Mündung der Röhre in den Kopf. Dann nimmt man die Pfeifen am Drahte aus der Form, schabt die vorstehenden „Nähte“ ab, schneidet die Mündung eben und polirt sie halb trocken mit einem Achate. Nun

trocknen die Pfeifen auf dem „Dürrbratte." Haben sich Roller und Kaster gut zusammen eingearbeitet, so können sie wohl täglich 800 Stück fertigen.

Sind die Pfeifen dann gebrannt (theils in Kästen, welche mit gestoßener und gebrannter Pfeifenerde gefüllt werden, theils nach französischer Manier in Kapseln), so werden sie noch mit einer Art Lack, aus weißem Wachs, Tragant, Seife und Wasser bestehend bestrichen und mit Flanellappen abgerieben. Dann erst ist die Pfennig- oder Dreierpfeife fertig und würdig, aus so vielen, fleißigen Händen in die Hand des Proletariers zu wandern. Die nassauer Pfeifen haben aber schon die englischen, welche doch die ersten waren, zurückgedrängt, trotzdem, daß John Bull es erzwingen wollte und den Thon noch vor einigen Jahren über Cöln und Bonn aus der hiesigen Gegend bezog.

Die eigentlichen „Häfner", welche nur gemeines Geschirr verfertigen, giebt es auch in ziemlicher Anzahl hier, und es wird gar viel mit Thonschlägel und Töpferscheibe gearbeitet. Aber gar viele Waaren, wie Figuren, Zierkacheln ꝛc. werden in Formen aus Metall oder aus Gyps, wohl auch von Birnbaumholz abgedrückt und es ist überraschend, wie nette und kunstreiche Gebilde der Krugbäcker schaffen kann. Die gemeine Glasur besteht aus Bleiglanz (⅝) und geschlemmtem Lehm (⅜), die feinweiße aber aus Sand, welcher auf der Glasurmühle fein gemahlen worden ist. Die farbigen Glasuren, so wie die farbigen Zeichnungen erlangt man meist durch metallische Zusätze, grün z. B. durch Kupferasche, braun durch Hammerschlag, dunkelgelb durch Schwefelantimon, blau durch Zaffer (Saflor, d. h. hier geröstetes Kobalterz, mit Quarzpulver vermischt), weiß durch Zinnoxyd. Diese Farben werden theils vor, theils und besser nach dem Glasiren aufgetragen und dann die betreffenden Gefäße nochmals gebrannt. — Auch glättet man Speise- und Trankgeschirre oft mit calcinirtem kohlensauern Natron, dem feiner Sand und Kreidepulver beigemischt ist; auch Flußspathpulver hat dabei eine zweckmäßigere Anwendung gefunden als früher, wo man es genoß, und man hat den Vortheil, eine bleifreie, bessere Glasur zu bekommen. Die Oefen sind länglich viereckig und nur flach gewölbt und sind in den inneren Raum oder „Ständer", wo die zu brennenden Gefäße stehen, und in den äußeren Raum, oder die „Feuerkammer" abgetheilt. Die Einsetzöffnung wird zugemauert, die Geschirre müssen glühen und erst nach dem Erkalten nimmt man sie heraus. Die Mineralflaschen werden meist während ihres Tage langen Brennens durch hineingestreutes, verdampfendes Salz oder feingepulverte Schlacken glasirt.

Interessant ist ein Stündchen Aufenthalt in der Fabrik des Herrn Knödchen in Baumbach. Hier bäckt man alle Jahre ganze Schaaren von „Biertöpfchen," welche vorzüglich in's gesegnete Bierland Baiern, ebenfalls zahlreich aber nach Sachsen, Thüringen, und trotz der almeroder Fabrikation, nach Hessen gehen. Welche Heerschaaren von Töpfchen! Mir fiel dabei, indem ich an die Bocksaisons dachte, das Wort meines alten Lehrers ein: „In Bechern und Kannen ertrinken mehr Leute, als in allen Meeren." — Aber nicht blos Krügel bäckt der Mann; nein, auch Kannen, Eimer, Fässer sogar; Fässer für Sauerkraut, Butter, Fleisch, Wein und Wasser; nicht der Klempner schlägt ihm mehr seine Dachrinnen, und nicht mehr Meister Brunnengräber bohrt ihm seine Wasserröhren aus, nein, er bäckt sie sich und Anderen. — Wunderbar, wie schnell ein Handelsartikel oft breit greift! Knödchen's Fässer gehen stark nach dem Süden, nach Italien, und die Leute danken es dem deutschen Töpfer, daß sich ihre Waare in dem Fasse frisch und lange hält. Schmeckt's doch auch weit besser aus dem „steinernen Geschirre," als aus dem Lederschlauche oder dem hölzernen Zuber, und wäre man Etwas eitel, so könnte man dem Kaiser Tsching-s-ang oder dem Böotier Tychus (den angeblichen Erfindern der Schlauchbereitung) den Triumph streitig machen. Diese Geschirre, so wie die nassauer Pfeifen haben darum aber auch, was nicht minder sagen will, in der großen Welthalle zu London ihre Anerkennung gefunden.

Der Großhandel mit diesen Waaren ist jetzt, wo Straßen und Eisenbahnen die Verbindungen directer machen, nicht mehr einzig und allein über die benachbarten Großstädte im Gange; jedoch führen ihn Frankfurt, Mainz, Koblenz und Köln noch zum großen Theile.

Aber solch' ein Kulturbildchen im deutschen Vaterlande bleibt nicht immer versteckt. Da ist der große, adelnde industrielle Geist der Gegenwart herangetreten, der mit der Nützlichkeit auch die Schönheit vereinbaren will und hat gezeigt, daß bei aller Dauerhaftigkeit des Stoffes und bei aller Wohlfeilheit desselben, „die plumpe Massigkeit nicht jenen Gefäßen wesentlich inwohne." Die Regierung hat diesen Tadel vernommen und beherzigt; sie hat Gewerbschulen errichtet; sie nimmt lediglich Rücksichten auf diese Fabrikation; sie sorgt für gute Formenschneider, und es ist nicht zu leugnen, die Erfolge sind sichtlich, der gute Geschmack zeigt sich in den Zierrathen der Oefen, sowie in ganz neuen, freieren Figuren. Saubere Kunstsachen gehen aus der einfachen Töpferwerkstätte hervor; die Kunst ersteigt aus dem formlosen Thon- und Lehmklumpen. Für wenige Kreuzer oder Dreier kann man nürnberger Künstlerbecher, Büsten der Großen unserer Nation, Jagdstücke, Blumen, ja Nachbildungen des kölner Domes als Trinkkrüge bekommen. Ja, der Humor bildete den wandernden Töpfer mit seinen Töpfen und Kannen und rohen Thonschollen schon selbst ab, wie er, gleich dem Tyroler oder dem Schwarzwälder oder dem Erzgebirger in's weite Land hinauszieht, um in dem Auslande die Erzeugnisse seines lieben Westerwaldes feil zu bieten; und dabei ist dem friedlichen Völklein dieser Goldmacher in einem Winkel des deutschen Vaterlandes ein froher Muth und ein rechter Stolz auf ihre Heimath angeboren, auf ihr liebes „Krugbäckerland." —

St.

Ein Besuch in der neuen Gefangenanstalt zu Breslau.

Vor wenigen Tagen schrieben die preußischen Zeitungen: „Der Geheime Ober-Regierungsrath Jacobi hat seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachgesucht." Das Auge von vielen tausend Lesern schlüpfte gleichgültig über diesen Passus fort und Mancher sagte sich wohl zum Troste: Einen mehr oder weniger. Auch wir waren nicht ganz ohne diese Beruhigung, und doch! — es drängte sich uns eine Reihe von Erinnerungen auf, die sich an die funfzigjährige Wirksamkeit dieses Mannes anknüpfen. Jacobi ist der unermüdliche Reformator des Gefängnißwesens in Preußen gewesen; er hat auf einem Felde viel geschaffen, wo Alles zu schaffen war, er hat den Geist der Humanität in die düsterste Zelle eingeführt. —

Sonst und Jetzt — sie stehen sich wie Nacht und Tag gegenüber. In der Ferne liegen die Zeiten, wo das Genie eines Dambach jene Zinkkasten vor den Fenstern erfand, die den armen Gefangenen kaum eine Hand breit Himmelsbläue übrig ließen; auch jene fingerdicken mattgeschliffenen Scheiben sind nicht mehr, die dem Auge nur ein trostloses, entnervendes Dämmerlicht zuführten, über welche die Bilder der nächstliegenden Außenwelt nur wie fahle, graue Spalten der camera obscura huschten; bald wird man nicht mehr daran glauben wollen, daß das Laster einst in miserable, stumpfige, stinkende, schmutzige Zellen zusammen gepfercht war, wo eine gemeinsame Prostitution der Seelen sich in den ekelhaftesten Ausbrüchen der Rohheit Luft machte. Es ist das Alles anders geworden, Licht, Luft, Reinlichkeit und Ordnung sind die Cardinalpunkte des modernen Gefängnißwesens. Es ist in der materiellen Lage der Gefangenen durchweg eine Verbesserung eingetreten; wie weit auch über diese Aeußerlichkeit hinaus die humane Sorge des Staates sich erstreckt, was er mit der Behandlung des Gefangenen bezweckt, und was er erreicht, das sind Fragen, an denen sich das Hirn manches Weltweisen erschöpft hat.

Es war an einem schönen Sommertage des vorigen Jahres; ich wollte die türkische und alle anderen brennenden Fragen der Welt vergessen, und vertraute mich wohlgemuth dem geschäftigen Boten der Zukunft, dem Dampf und seiner schnaubenden, pfeilgeschwinden Masse an. Mein Sinn stand diesmal nach Rübezahl's Märchenwelt, nach dem Riesengebirge, nach seinen schneeigen Gi-

pfeln und lieblichen Thälern, und rasch flog das Flachland vor der ehemaligen heiligen, römischen Reiches Streusandbüchse an meinen durstigen Blicken vorüber. Endlich lag Schlesien vor mir — zwar nur ein Schattenbild jener blühenden Provinz, die Friedrich als ein kostbares Kleinod in's Diadem der Hohenzollern reihte, und doch schön in dem üppigen Glanze des Sommers, denkwürdig durch Wahlstätten, auf denen das Geschick manches Jahrhunderts ausgekämpft wurde, von Strömen durchschnitten, von Bergen umkränzt, lebendig und rührig in dem modernen Geiste der Industrie, traulich in der poetischen Stille der Natur, die nur von dem Rauschen der Tanne und dem Sturz des Gießbachs unterbrochen wird. Nur wenige Meilen noch, und ich sollte die Berge betreten; nur wenige Stunden Aufenhalts noch in der zweiten Haupt- und Residenzstadt Preußens. Breslau war nie mein Lieblingsort gewesen, und ich schlenderte fast widerwillig, nur des Zeitvertreibes halber vom Bahnhofe aus der Stadt zu; allenfalls knüpfte sich mein Ideengang an die beiden schmackhaften Extreme, ein Glas guten, alten Ungarnweines und eine Portion trefflichen, russischen Caviars, der eines Racenkampfes würdiger wäre, als die diplomatischen Schachzüge zwischen Kesselrode und eher Aberdeen. Doch mein Herz lechzte sich, einmal für kurze Zeit der Menschengesellschaft Valet zu sagen, Luft und Licht zu empfangen wie der vegetirende Baum, sich zu recken wie die schlummernden Riesen des Gebirges und wie die spritzende Woge des Bergquelles in lauter Luft und Uebermuth zu schäumen. Schon also stand ich an der Schwelle, die mich aus einer halbverlebten Gesellschaft in die Frische des Naturlebens führen sollte — da bannte mich ein hohes, steinernes Fragezeichen, was weiß ich's — ein Palast der Gerechtigkeit oder des Elends — genug, mein Fuß sträubte sich vorüber zu gehen an den Mysterien unseres Geschlechtes, und mein Dämon zwang mich, von der Gesellschaft, der ich eine kurze Frist des Vergessens abstehlen wollte, das düsterste Nachtstück in Augenschein zu nehmen.

Nur wenige hundert Schritte von dem niederschlesisch-märkischen Bahnhofe liegen zwei Casernen. Die eine, allen denen bekannt, die Breslau vor Jahren einmal besuchten, dient einem Cavallerieregiment; die andere ist kürzlich erbaut, groß und räumig genug, um mehr als tausend Menschen zu umfassen, die in einem schweigsamen, traurigen Exercitium wehr- und waffenlos unter den strengen Fahnen der beleidigten Gerechtigkeit dienen. Heiter genug ist der Ton des colossalen Gebäudes, das einen Raum von beinahe sieben Morgen drückt; das Stadtgericht mit seinen Thürmen, in denen der Schuldgefangene schmachtet, bildet eine imposante Front gegen die Straßen hin, die sich vor seinem Portale kreuzen. Dahinter liegt die Halle des Elends in einem hohen steinernen Achteck, von dem vier gekreuzte Flügel auslaufen, um nach den vier Weltgegenden die Seufzer des Unglücklichen zu verbreiten. Es war mir unmöglich, an den geheimnißvollen Mauern vorüber zu gehen: in den Schriftzügen der zerklüfteten Felsen wollte ich lesen; hier haftete mein Auge an einer finstern, schauerlichen Kluft der menschlichen Gesellschaft!

Es war Abend, als mir der Eintritt gestattet wurde. Die letzten Sonnenstrahlen spielten um die hohen, luftigen Fenster des westlichen Flügels und ein ausreichendes Tageslicht strömte noch durch die Rotunda der mächtigen Kuppel, die sich über der Centralhalle des Gebäudes wölbt. Lautlose Stille herrschte überall; nur mein eigener Schritt dröhnte auf dem marmornen Fußboden des untern Raumes; ich war nicht gewöhnt an den kaum hörbaren Gang des Aufsehers, der unbemerkt sein wachsames Auge in jede Zelle richten kann. Ich war in eine Art von Erdgeschoß getreten, das mit erfinderischer Oekonomie ausgebaut war; auch der kleinste Winkel war benutzt. Den Corridor entlang führte der Weg mich in die räumige Centrale, und jetzt erst gewann ich einen Blick in die Großartigkeit und Eleganz des Baues. Eine achteckige Halle erhebt sich durch vier Stockwerke und schließt mit Kuppel und Rotunda. In der Mitte des marmorgetäfelten Fußbodens arbeitet eine Dampfpumpe — aber auch ihre Bewegung ist lautlos und schweigsam, wie Alles umher. Von Stock zu Stock laufen eiserne Gallerien und Treppen in die Runde; vom ersten Stock übersieht man die von der Halle auslaufenden Flügel, wenigstens drei davon — denn der vierte, in welchen sich nur Weiber befinden, ist mit einer Mauer gegen die Halle abgeschlossen. Auch die Flügel sind vom ersten Stock bis zur Dachwölbung licht; an den einzelnen Geschossen winden sich Treppen zu schwebenden Gallerien empor. So ist auch der gegen die Halle abgeschlossene, für die Weiber bestimmte Flügel eingerichtet. Nur im Norden, wo Bureaus und Geschäftszimmer, dann weiter oben Lazarethe und Zellen liegen, ist der Flügel geschoßweise überdacht.

Nicht lange sollte ich auf ein Lebenszeichen der Bewohner dieser Anstalt warten. Die Glocke rief — und in Zügen marschirten die Gefangenen von den Flügeln her nach den Gallerien der Halle. Nur die Weiber fehlten und die Untersuchungsgefangenen. Vor mir schaarten sich in einem Halbkreise, der gegen Norden offen blieb, sectionsweise unter Führung ihrer Aufseher, und nach Stockwerken gesondert, hier die Gefängnißsträflinge in grauen Zwillichjacken und Beinkleidern, dort aber die Züchtlinge in Braun gekleidet. Der Director, die Inspectoren der Anstalt traten vor den Eingang des nördlichen Flügels, ein Gefangener sprach das Abendgebet und dann scholl aus vielen hundert Kehlen ein Choral, der mir wie ein Grabesgesang in's Herz dröhnte. Ich habe die Gefangenen in emsiger Thätigkeit arbeiten sehen, und es lag nichts Erschütterndes in dem feierlichen Ernst der Situation: als ich aber von ihrem Sängerchor, das leidlich eingeübt war, Lieder vortragen hörte, bebte das innerste Mark meiner Seele. Liegt es darin, daß der Gesang an das menschliche Gefühl erinnert, daß in der Weichheit des Tenors und in der Tiefe der Baßstimme immer doch ein Menschenherz zittert, auf das eine Last des Elends gewälzt ist? Zu mir sprach aus den Klängen eine unnennbare Trauer, und es waren ja der Sänger, der Elenden so viele!

Der letzte Klang verhallte, der letzte Sonnenblick verglühte. Wie schön war nicht der Abend draußen nach der Schwüle des Sommertages! Wie lustig wogte auf Straßen und Promenaden, in Gärten und auf öffentlichen Plätzen ein heiteres Völkchen durcheinander. Wie gleichgültig gingen sie an diesem kummervollen Hause vorüber! Auf das Commandowort machten seine Bewohner Kehrt; Jeder suchte schweigend seine einsame Zelle und in wenigen Minuten lag vor jeder Thür ein aufgerolltes Bündel; es war die Bekleidung und das Fußwerk des Gefangenen, der hinter Schloß und Riegel den Schlaf in seiner Hängematte suchte.

Auch in dem Weiberflügel war Abendgebet und Gesang; sie standen vor den Zellen und auf den Gallerien; auch hier fehlten die Untersuchungsgefangenen; nur Sträflinge und Züchtlinge standen in grauer und brauner Kleidung umher. Wieder dieselbe militärische Ordnung; ein Wink der Aufseherinnen, die schwarze Kleidung und blaue Bänder um die weißen Halskragen trugen, leitete jede Bewegung der Gefangenen. Um wie viel trauriger war dieser Anblick noch! Nie kann der Mann so tief sinken als das Weib! Das Gesicht des Verbrechers trägt immer noch ein bestimmtes, festes Gepräge; der Typus dieser Weiber war meist eine halt- und charakterlose Verworfenheit, körperliche und geistige Verwahrlosung, stupide Frechheit und die tief eingeschnittene Charakteristik des äußersten Elends. Sollte man es glauben, daß milde Behandlung und Ordnung in diesem Flügel unverträglich sind?! Mit Beschämung muß ich niederschreiben, man ging damit um, die Prügelstrafe für die Weiber einzuführen, und dieser Gedanke ist — horribile dictu — in einer milden, weichen Seele entstanden. Verzweifelnd möchte man ausrufen: „gibt es wirklich keine Herrschaft der Vernunft mehr über diese entarteten Geschöpfe? Muß der brutale Schrecken regieren, der körperliche Schmerz, die unauslöschliche Demüthigung, die Profanation des letzten, edlen Fünkchens im Menschen?" Doch nein, es liegt ein innerer Widerspruch in unserm Strafsystem; es handelt sich nicht um Erziehung zur Freiheit, sondern um Ordnung unter den Zwang, und hier, wo die Ordnung das absolute Prinzip bilden muß, mögen auch Charaktere gebrochen werden! Vielleicht ist an dem Weibe, das in dem häßlichen Geifer der Leidenschaft keiner Stimme Gehör gibt, keine Schaam mehr kennt, keine Ordnung respektirt, nichts mehr zu verderben; aber die sittliche Genossenschaft, die der Staat repräsentirt, schwächt ihre eigene Würde, wenn sie an der Stelle der Vernunft das Regiment des körperlichen Schmerzes proclamirt und die Entehrung unter ihre Erziehungsmittel rechnet.

Nahezu zwei Jahre bestand damals die Anstalt; ihr eigenthümlicher Charakter ist auf die Art ihrer Entstehung zurückzuführen. In einem ehemaligen Minoritenkloster, dem es an Raum, Luft und Licht mangelte, waren die Gefangenen in Breslau untergebracht. Es war dies das alte Inquisitorium, wenn ich nicht irre, unter Verwaltung des Magistrats, unter Aufsicht des Stadtgerichts. Die Räume waren überfüllt, bei dem Mangel an aus-

Schloß Bellevue, seit 1871 der regierenden Kaiserin Augusta gehörig, seit 1888 Residenz der Kaiserin Friedrich, Schloß Monbijou, seit 1892 Museum für Völkerkunde, Schloß Charlottenburg, Mausoleum der Königin Luise, Schloß Friedrichshof bei Kronberg im Taunus, Residenz der Kaiserin Friedrich, Schloß Homburg, Residenz des Landgrafen von Hessen, Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel, Residenz des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, Schloß Fasanerie bei Fulda, Residenz des Prinzen Heinrich von Hessen, Schloß Rumpenheim bei Offenbach, Residenz des Prinzen Alexander von Hessen, Schloß Philippsruhe bei Hanau, Residenz des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen, Schloß Kranichstein bei Darmstadt, Residenz des Prinzen Emil von Hessen, Schloß Wolfsgarten bei Langen, Residenz des Prinzen Philipp von Hessen, Schloß Heiligenberg bei Jugenheim, Residenz des Prinzen Alexander von Battenberg, Schloß Kranichstein bei Darmstadt, Residenz des Prinzen Heinrich von Battenberg

Fußboden ist kein Stäubchen, an den Wänden kein Fleck zu entdecken; das Geschirr auf dem Sims strahlt spiegelblank; in der Tischlade liegt ein sauberes Beutelchen mit dem Putzzeuge, Tisch und Stuhl sind weiß wie Schnee, die Fenster blitzen im hellen Tageslicht, der Bewohner der Zelle kann sich Luft nach Belieben zuströmen lassen, aber Licht und Luft empfängt er durch das Kreuz der eisernen Spangen, und so sieht er das Himmelsblau in dem engen düstern Rahmen seines Elends. Hier erwartet er den Morgen, hier sieht er die Sonne untergehen. Ach! sie muß wohl oft ihren Bogen über dem Horizont beschreiben, ehe sie ihm den Tag der Freiheit verkündet, sei es, daß sie sein klopfendes Herz mit dem ersehnten Strahl wärmt, sei es, daß sie seinen letzten Seufzer nicht erhört hat, und mit ruhigem Lichte auf die geschlossenen, starren Augenlider scheint. Schweigend macht sich hier in dieser lastenden Stille wohl manche Seele auf die Wanderung; kein Auge hängt an dem letzten Zittern der Lippe, kein Auge der Liebe prägt sich die bleiernen Züge des Elends ein. Der gefangene Schreiner in der Werkstatt fügt ein dürftiges Gehäuse zusammen; was weiß er, wen es aufnehmen soll? Und wenn es ein Vater oder ein Kind, wenn es ein Bruder oder eine Schwester wäre, die Zungen sind gefesselt, das Auge darf nicht rechts, nicht links dem verführerischen Licht folgen, es sind Alle Ziffern und Buchstaben, Littera A, B, C, D, und als Taufnamen das Einmaleins in arabischen und römischen Ziffern.

Der Gefangene hat seine Zelle geordnet, seine Morgensuppe und Ration Brot verzehrt, das Geschirr wieder gesäubert und verläßt auf die Minute seine Zelle, um sich nach dem Arbeitsraum zu begeben. Hat er keine Profession erlernt, die in der Anstalt betrieben wird, so muß er dort anfangen, oder spinnen und spulen. Da sind Werkstätten für Tischler und Drechsler, für Schuhmacher und Schneider, da wird Leinewand, Kattun, Baumwolle, Zwillich oder Roßhaar gewebt, da werden Rouleaux gemalt und besonders viel Posamentirarbeiten gefertigt. In der alten Anstalt ist eine nicht unbedeutende Cigarrenfabrik, ein lithographisches Atelier, eine Druckerei und Buchbinderei; am Meisten aber sausen die Webstühle dort oder schnurren die Spulräder. Die Weiber nähen, stricken, spinnen; in der Küche fungiren Köche, andere häusliche Arbeiten werden im Erdgeschoß des Weiberflügels besorgt. In den Bureaus arbeiten Gefangene, andere wieder versehen den Dienst als Calefactoren.

Zur Mittagszeit und in der Vesperstunde wird wieder gespeist; die Suppe ist neben dem Brot die einzige Kost. Nur vier Mal im Jahre wird Fleisch gereicht. Untersuchungsgefangene und Gefängnißstrafe Verbüßende jedoch dürfen sich selbst verpflegen. Des Abends wird keine Nahrung verabreicht. Mit dem Schlage der unerbittlichen Glocke muß er zeitig sein Lager aufsuchen.

Welche Geschäftigkeit, welche Ordnung in dieser Rührigkeit! Kein Wort stiehlt dem Arbeitstage eine Secunde ab. Der Gefangene muß schweigend sein Pensum leisten; nur was er mehr schafft, ist der Antheil für seine Rechnung; er erhält aus seinen Ersparnissen, wenn er sich gut führt, kleine Genüsse, etwa Schnupftabak und dergleichen. Das Pensum gehört der Anstalt, die es so gut als möglich zu verwerthen sucht. Einzelne Arbeitszweige sind Fabrikanten in Entreprise gegeben, andere werden auf Bestellung, noch andere rein für die Anstalt betrieben. Wer sein Pensum nicht leistet, verliert die warme Kost; wer sich wiederholte Trägheit zu Schulden kommen läßt, wird in ein Disciplinargefängniß oder in eine dunkle Zelle bei gewöhnlicher Kost oder bei Wasser und Brot eingesperrt; wer sich als unverbesserlich faul erweist, verfällt dann zuletzt wohl der körperlichen Züchtigung, die aber in diesem Falle schwerlich die geringste Wirkung haben dürfte. Mag sie als Schreckmittel dienen, um den Gefangenen von einer widerspenstigen Durchbrechung der Hausordnung abzuhalten; aber ein Reiz zur Arbeit ist sie nicht, es sei denn, der Wärter ginge wie im Bagno mit geschwungener Peitsche hinter dem Gefangenen.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Sonderbarer Gebrauch des Rattengiftes. Insofern man allgemein Ratten mit Arsenik vergiftet, nennt der Bauer dieses Metall mit Recht mit dem familiären Namen Rattengift. Einen weitern Gebrauch kennt er in der Regel nicht. Wie wird er sich daher wundern, wenn er hört, daß man in England und anderswo Pferde damit stärkt und füttert und in Oesterreich, Ungarn u. s. w. dasselbe Rattengift mit Erfolg von unzähligen Menschen als Schönheitsmittel genossen wird. Wir würden es selbst kaum glauben, wenn nicht der berühmte englische Chemiker „des gemeinen Lebens", Johnston (auch in deutschen Uebersetzungen berühmt, obgleich er im Wesentlichen alle seine Weisheit von den deutschen Naturforschern Liebig und Schleiden gestohlen hat) und Dr. Tschudi die Sache aus eigener Erfahrung berichteten. Letzterer sagt: „Fast alle Bewohner von Nieder-Oesterreich, besonders an der ungarischen Grenze, huldigen der Gewohnheit, Arsenik zu essen. Sie kaufen es unter dem Namen „Hedri" von herumreisenden Hausirern, die sich es von den Arbeitern in Glashütten und Bergwerken (wo viele arsenikhaltige Erze gegraben werden) zu verschaffen wissen. Dieses Gift, in sehr mäßigen und allmälig steigenden Dosen regelmäßig genossen, giebt eine gesunde, frische Hautfarbe und mit der Zeit eine behagliche Fülle des Fleisches. Mancher, der zu schnell schön oder dick werden will, nimmt auch zu viel und vergiftet sich, wie viele Geistliche bezeugen können, denen die Sterbenden in der letzten Stunde ihre Sünden beichten. Ein anderer Vortheil entspringt den Arsenik essenden Berg-Jägern in Steiermark und Tyrol dadurch, daß es Leichtigkeit und Kraft in den Gliedern giebt und den Athem erleichtert, wie auch die mit Arsenik behandelten Pferde beweisen. (Noch größer und zauberhaft ist dieselbe Kraft aus den Cola-Blättern, welche die Indier kauen oder als Thee trinken.) Mit einem erbsengroßen Stückchen Arsenik im Munde verfolgt der Gemsenjäger Tage lang das Wild über Abgründe bis in die luftdünnsten Höhen, ohne Beschwerde zu fühlen. Man fängt mit einem erbsengroßen Stückchen an und fährt fort, bis Mancher an einem Tage so viel verzehrt, als 4000 Ratten nicht vertragen würden. Ich kenne einen Bauer, der 40 Jahre lang Arsenik gegessen und sich der vollkommensten Gesundheit erfreut. Wer einmal angefangen, darf aber nicht wieder aufhören, ohne sich durch das im Körper steckende zu vergiften." Es ist wie die Freundschaft mit dem Teufel, der die ganze Hand nimmt, wenn man ihm einen Finger gegeben, dann den Kopf und endlich den ganzen Kerl. Wer über die Beseitigungsmittel, welche die Menschheit millionencentnerweise außer Bier, Wein und Branntwein genießt (Tabak, Opium, Betelnuß, Cola-Blätter, Hanfrosinen u. s. w.) etwas Näheres und Gescheidtes erfahren will, findet in dem zweiten Theile von Johnston's „Chemie des gemeinen Lebens" reiche Beute.

Pottichimanie. Diese seltsame Manie oder Leidenschaft, welche jetzt unter dem schönen Geschlechte aller Nationen wüthet, ist französischen Ursprungs und besteht darin, wie Viele bereits theoretisch oder gar praktisch wissen werden, daß man Bilder ausschneidet und — doch, wir müssen diese neue schöne Leidenschaft und Kunst gründlicher vornehmen. Um ein guter Pottichimaneur oder vielmehr eine perfecte Pottichimanice zu werden, braucht man Vasen von Glas, Bilderbogen, womöglich colorirte, Ausschneide-Talent, aufgelöstes Gummi arabicum, präparirte Oelfarbe, Terpentingeist und Pinsel. Hat man Alles beisammen, schneidet man sorgfältig die Bilder aus, die etwa geeignet erscheinen, als Ornamente an einer Vase ein gutes oder witziges Ensemble zu bilden, bestreicht dann die rechte, colorirte Seite genau mit Gummi arabicum und drückt sie fest und sorgfältig an die innere Wand der sorgfältig gereinigten Vase, bis man glaubt, eine gute, runde Ausschmückung erzielt zu haben. Auf das genaue Bestreichen der Bilder mit Gummi und sorgfältiges Andrücken, so daß keine Luftblasen oder Falten dazwischen bleiben, kommt Vieles an. Die Art der Zusammenstellung und Wahl der Bilder je nach den Formen der Vasen bleibt Geschmacks- und ästhetische Schönheitssache, wozu im höhern Sinne natürlich auch Kenntniß der verschiedenen Vasenformen und ihrer Ornamentirung gehört, so daß man chinesische, japanesische, etrusische, assyrische, griechische, römische u. s. w. Vasen nachbilden kann. Sind die angeklebten Figuren inwendig trocken, bestreicht man deren Rückseiten sorgfältig mit Gummi arabicum, ohne das Glas zu berühren, und dann mit Firniß oder Lack. Ist diese Arbeit trocken, reinigt man die Vase wieder genau, gießt die Oelfarbe hinein, welche als Farbe der Vase am Besten paßt, und schwenkt sie so lange um, bis jeder Theil gedeckt ist, läßt das Uebrige ausfließen und deckt das Ganze, wenn es getrocknet ist, mit einem Firniß. Das ist im Allgemeinen die Technik der Pottichimanie, der neuesten nobeln Passion unter den Schönheiten civilisirter Völker. Zwar läßt sich damit viel Zeit verbringen, auch etwas Kunstgeschmack entwickeln, im Ganzen aber ist's ein Dilettantismus, der den Sinn für schöne Ornamente im Hause eher zu verflachen und zu verderben, als zu bilden im Stande sein mag.

Wir haben pottichimanisirte Gläser gesehen, wobei wir unwillkürlich an die Ausdehnung des Sprüchworts dachten: Narrenhände beschmieren Tisch und Bänke!

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nr. 12. 1853.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber: Ernst Keil.

Erscheint wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Preis des Vierteljahrgangs mit Postbeförderung 15 Sgr., Ohne Postbeförderung 12½ Sgr.

Der Weihnachtsmann und Lieder.

Von Ernst Keil.

Ich bin ein Kind! Ganze Bände mit schönen Bildern, mit Geschichten und Liedern habe ich gelesen, und ich bin noch ein Kind!

Ich bin ein Kind, und ich will es bleiben, so lange ich noch das Herz dazu habe, so lange ich noch die Empfindung und die Freude daran habe.

Ich bin ein Kind, und ich will es bleiben, so lange ich noch Weihnachten feiern kann.

Ich bin ein Kind, und ich will es bleiben, so lange ich noch Lieder singen kann.

Ich bin ein Kind, und ich will es bleiben, so lange ich noch Bücher für Kinder machen kann.

Ich bin ein Kind, und ich will es bleiben, so lange ich noch Kinder habe, die mich Vater nennen.

Ich bin ein Kind, und ich will es bleiben, so lange ich noch Kinder habe, die mich Vater nennen, und so lange ich noch Kinder habe, die mich Vater nennen, will ich Weihnachten feiern, will ich Lieder singen, will ich Bücher für Kinder machen.

Ich bin ein Kind, und ich will es bleiben, so lange ich noch Kinder habe, die mich Vater nennen, und so lange ich noch Kinder habe, die mich Vater nennen, will ich Weihnachten feiern, will ich Lieder singen, will ich Bücher für Kinder machen

„Hören Sie, Graf," rief sie ihm laut, als er noch kaum über die Schwelle ihres Zimmers getreten war, entgegen, „hören Sie, Graf, was für ein Scandal sich in meinem Hause ereignet hat."

„Was giebt es denn?" fragte der Eintretende von banger Ahnung ergriffen und bis unter die Schläfe erbleichend.

„Ueberzeugen Sie sich selbst," entgegnete die Gefragte hastig, indem sie ihm ein beschriebenes Stück Papier hinhielt.

Es überlesend, fand er folgende Worte:

„Theure, gnädige Frau! Wenn Sie zufällig, ehe ich das, was ich gethan, redressiren kann, an Ihre Schatulle kommen und die Summe von tausend Thalern vermissen, so suchen Sie nach keinem Diebe. Die Entwenderin bin ich. Ich habe mir heimlich Ihren Secretärschlüssel zu verschaffen und das Geld unbemerkt zuzueignen gewußt. Es ist nur für wenige Tage, nach deren Verlauf ich es wieder richtig zurück erstatten werde. Im Fall der Entdeckung um Mitleid und Schonung bittend

Natalie Bl...."

Graf Eduard flimmerte es vor den Augen; er las wieder und wieder und wußte nicht, was er denken sollte.

„Was sagen Sie zu dieser unverschämten Frechheit?" fuhr die Majorin heraus, als sie zu ihrem Erstaunen den Grafen statt in Verwunderung und Schelten losbrechen zu hören, wie versteint vor sich stehen sah.

„Ich fasse es nicht," hauchte dieser mehr zu sich selbst als der Majorin gewendet, tonlos heraus, indem er gleich darauf hastig fragte: „Und was thaten Sie mit der Unglücklichen?"

„Sie ist bereits der Polizei übergeben und wird ihrem Richter nicht entgehen," lautete die Antwort.

„O, mein Gott!" stöhnte Graf Eduard, „Sie hätten nicht gleich zum Aeußersten schreiten und die Sache doch erst selbst näher untersuchen sollen."

„Ich habe es versucht," entgegnete die Majorin, „aber denken Sie sich, die Sünderin ist so verstockt, daß sie nicht einmal gestehen will, was sie mit dem Gelde angefangen. Sie sagt, keine Macht der Erde würde sie das bekennen machen."

Graf Eduard von B..... war dem Umsinken nahe. Sich nur mit Mühe zusammenraffend, erklärte er, mit Clotilde sprechen und dann die in's Gefängniß Gebrachte selbst aufsuchen zu wollen.

„O, hätten Sie mich nur früher rufen lassen," sagte er beim Weggehen zur Majorin. „Hängt die Sache, wie mir ahnt, zusammen, so würde das öffentliche Aufsehen durch meine Dazwischenkunft vermieden werden sein."

„Aber ich will das gar nicht vermieden haben," erwiederte die Dame des Hauses heftig. „Sei die Entwendung aus einer Ursache, welche sie wolle, begangen worden, sie ist so unerhört frech, daß es ja himmelschreiend wäre, wenn sie nicht exemplarisch bestraft würde."

Ohne hierauf etwas zu entgegnen, eilte Graf Eduard davon, vor Clotilden's Zimmer. Hier aber ward er bedeutet, daß das gnädige Fräulein, an Kopfweh leidend, sich jeden Besuch verbeten habe.

„Gut, gut," sagte er zu sich selbst, die Treppe des Hauses hinuntersteigend, „nun weiß ich genug. Ihr Alle seid die Größe und den Edelmuth dieses Mädchens nicht werth! — Und ich selber leider auch nicht!" fügte er mit tiefster innerer Beschämung hinzu.

Als er in das Stadtgefängniß kam und nach Fräulein Natalie Bl.... fragte, ward er in eine kleine dunkle Zelle geführt, in der er das heroische Mädchen weinend in die Ecke gekauert fand.

„Mein Gott, was haben Sie gethan?" rief er schmerzlich aus, als der Gefangenenwärter sich entfernend, ihn mit der Unglücklichen allein ließ.

„Nichts, was ich um meinetwillen bereue," sagte sie sanft, indem sie sich erhob. „Mißverstehen Sie diese Thränen nicht, Herr Graf, sie fließen einzig im Hinblick auf den Schmerz, den meine arme Mutter und meine Geschwister bei der Nachricht des gegen mich eröffneten Prozesses empfinden werden."

„Er kann, er darf nicht stattfinden dieser Prozeß," rief Graf Eduard, indem er Natalien's schöne, kleine Hand ergreifend und an seine Lippen drückend, hinzufügte: „Ich fasse noch kaum die Größe Ihrer That. Wie und wodurch sind Sie dazu veranlaßt worden?"

„Ich war zufällig und wider meinen Willen Zeuge Ihrer Unterredung mit dem gnädigen Fräulein," entgegnete Natalie einfach, ihre Hand aus der des Grafen ziehend. „Der bebende, schmerzlich drängende Ton, mit dem Sie flehten, bewegte mich. Die Bedenken Ihrer Braut gegen Ihren Vorschlag schienen mir ungegründet und grausam. So kam es, daß, als Sie kaum gegangen, ich das that, was Sie ihr vorgeschlagen, und was, wenn sie es verübt, eine edle Unternehmung hieße und nur bei mir zum Verbrechen gestempelt wird."

„Genug, genug," sagte Graf Eduard; „noch einmal, das wird, das soll nicht sein. Ich werde Mittel finden, das Schlimmste zu verhüten. Bin ich doch allein der Schuldige."

Hiermit Natalie Bl.... verlassend und zu der Majorin von Gl....n zurückeilend, um ihr Alles zu gestehen, ward er unterwegs vom Postboten eingeholt, der ihm Brief und Wechsel von seinem Vater überbrachte. Der Letztere ihm vieles Lob über seine vermeinte Enthaltsamkeit vom Spiel sagend und Glück zu seiner bevorstehenden Verbindung wünschend, schickte ihm einstweilen sechstausend Thaler, davon die erste Einrichtung zu bestreiten.

Nicht ohne schmerzliche Beschämung über das unverdiente Lob, das großmüthig gespendete Geld zu sich steckend, stürmte er weiter.

Bei der Frau von Gl....n angelangt, begann er nun sogleich ihr eine Banknote von tausend Thalern zu überreichen, den ganzen Hergang der Katastrophe zu erzählen, sie aus tief bewegtem Herzen ersuchend, die Anklage gegen Fräulein Natalie Bl.... zurückzunehmen und die ganze Sache der Vergessenheit zu übergeben.

Wider sein Vermuthen erhob sich die Majorin, nachdem er seine Erzählung beendet, ungerührt von ihrem Sitz, ihm die Banknote zuschiebend und dann mit eisiger Kälte ihm sagend:

„Das Alles geht mich nicht, sondern das Gericht an."

„Sie werden barmherzig sein, gnädige Frau," rief Graf Eduard, und auch seinerseits sich erhebend: „Sie werden, wenn nicht den guten Namen eines edlen Mädchens, so doch die Ehre Ihres künftigen Schwiegersohnes schonen!"

„Ich schone Niemand, der strafbar ist," kam hierauf die kurze, abweichende Antwort und sodann die Bemerkung hinterher: „daß Sie, Herr Graf, nach dem was vorgefallen, aufhören, der Verlobte Clotilden's zu sein, versteht sich von selbst. Hier ist," fügte sie auf den Tisch deutend, hinzu, „bereits ein Brief meiner Tochter, der Ihnen ihren Rücktritt motiviren wird."

„Ihre Erklärung genügt," sagte Graf Eduard, indem er sich stolz verbeugend und ohne weiter ein Wort zu verlieren, das Zimmer und das Haus der Majorin für immer verließ. Er sah sie und ihre Tochter nur noch einmal vor dem Assisengericht wieder, vor welches Natalie schon in den nächsten Tagen gestellt wurde.

Der Anwalt der Majorin klagte Natalie ganz einfach der Entwendung von tausend Thalern an, ohne weiter von dem Gebrauch zu machen, was Graf Eduard B.... diesem über die Beweggründe derselben mitgetheilt. Und Natalie Bl...., diese Discretion respektirend, gestand sogleich ihr Vergehen ein, ohne auch nur den mindesten Versuch einer Entschuldigung zu machen.

Da aber die zuhörende Menge sowohl wie die Geschworenen und der Präsident an dem sittigen und edlen Benehmen der schönen Angeklagten gar wohl erkannten, daß diese keine gemeine Diebin sein könnte, sondern ganz eigenthümliche und ohne Zweifel die That unter eine günstigere Beleuchtung stellende Motive haben mußte, so freute man sich allgemein und es war nicht mehr als billig, daß der Vorsitzende vor Abschluß der Verhandlungen Natalie Bl.... fragte, zu welchem Zweck sie das Geld entwendet habe.

„Seien Sie aufrichtig, mein Kind," sagte der würdige Greis, „gestehen Sie Alles. Sie haben ein zu gutes Gesicht, zu offene, ehrliche Augen, als daß man annehmen könnte, Sie möchten den Raub in gemeiner Diebesabsicht zu sich genommen haben. Auch hat er sich weder bei Ihnen noch bei den Ihrigen vorgefunden. Sie müssen ihn also, wenn nicht verbergen, was Sie selbst ja geleugnet, entschieden zu diesem oder jenem Gebrauch verwendet haben. Geben Sie diesen an. Lassen Sie sich durch keine noch so heilige oder profane Rücksicht bestimmen, ihn zurück zu halten. Bedenken Sie, was von dem Ausspruch der Geschworenen abhängt. Es gilt Ihren Namen, Ihren Ruf, die Ehre und die Ruhe Ihrer Familie. Reden Sie, reden Sie, ehe es zu spät und ehe das Urtheil gefällt ist!"

Natalie Bl...., von der Eindringlichkeit und Milde dieser rührenden Anrede bewegt, hatte eine Weile, wie nach Hülfe suchend,

im Kreise umhergeblickt und dann die Hände, erbleichend und zitternd, vor das von Thränen überströmte Gesicht gelegt.

Als sie so einige Minuten, wie es schien, im heftigsten Kampfe mit sich selbst gestanden und der Präsident, seine Frage wiederholend, sich auf's Neue an sie wendete, erhob sie langsam ihre Blicke gen Himmel und stammelte, ihre Hand auf das Herz legend, vor sich hin:

„Ich kann, ich darf es nicht sagen. Es ist das Geheimniß eines Andern."

War nun schon vorher unter dem versammelten Publikum sowohl, wie unter den Richtern die allgemeine Stimmung für die Angeklagte gewesen, so mußte jetzt dieses so überaus edle und durch die höchste Einfachheit imponirende Benehmen doppelt zu ihren Gunsten sprechen. Viele Frauen weinten, und selbst die verhärtetsten Männerherzen fühlten sich von dem, was sie hier sich begeben sahen, gerührt.

Nachdem die Bewegung des Erstaunens und der innigsten Theilnahme ein wenig nachgelassen und wieder eine athemlose Stille eingetreten war, richtete sich der Vorsitzende nun an die Majorin von Gl....n, diese fragend, ob sie denn selbst keine Ahnung habe, zu welchem Zwecke die von ihr Beklagte die tausend Thaler entwendet haben könne.

Einen Augenblick stutzte die Befragte, dann sich sammelnd, erklärte sie mit stotternder, undeutlicher Stimme: „daß dies allerdings der Fall sei, sie jedoch nicht reden könne, wenn es nicht ein Anderer, bei der Verhandlung Anwesender thue, den die ganze Sache näher betreffe und welchem sie einleuchtender sein müsse als ihr."

Diese Aeußerung, obwohl nur zum Theil und unvollständig verstanden, brachte in der Versammlung eine solche Sensation hervor, daß man es im ersten Augenblicke ganz übersah, wie ein junger, stattlicher Herr, welcher natürlich Niemand anders als Graf Eduard von B.... war, dem Präsidenten ein Zeichen machend, daß er reden wollte, an die Schranken des Gerichtshofes herangetreten war.

Nachdem man endlich und nur mit großer Mühe die Ruhe hergestellt hatte, begann nun Graf Eduard von B.... wie folgt:

„Der, dessen Geheimniß die Angeklagte nicht verrathen wollte und welchen die Anklagende als Denjenigen bezeichnet hat, dem die Sache am Nächsten angehe, bin ich, der ich bisher nur geschwiegen, um ein edles und aufopferndes Herz sich in seiner ganzen Herrlichkeit entfalten zu lassen. Meine Herren Geschworenen, ehe Sie Ihren Spruch fällen, hören Sie zuvor das noch mit an, was ich Ihnen hier zu eröffnen habe und welches, wie ich im Voraus weiß, auf Ihr Votum nicht ohne Einfluß bleiben wird."

Nach diesen Worten haarklein die Geschichte erzählend, die wir auf den vorstehenden Seiten unsern Lesern schon im Voraus gegeben, schloß er seine Rede ungefähr wie folgt:

„Dies, meine Herren Geschworenen, ist der klare, einfache und wahre Thatbestand, wegen welchem die Angeklagte vor Ihnen steht. Ich weiß nicht, wie Ihr Spruch über dieselbe lauten wird, aber wie er auch laute: schuldig oder unschuldig, mein Verhalten gegen die Angeklagte soll dadurch nicht bestimmt werden. Laut und offen erkläre ich vor aller Welt, daß ich Natalie Bl.... nicht nur ihrer That willen nicht gering schätzen kann, sondern daß ich sie derselben wegen ewig lieben und verehren werde. Gehen Sie, meine Herren Geschworenen und berathen Sie sich. Wie aber auch Ihre Entscheidung falle, hier stehe ich und bitte, daß die, über die Sie zu richten haben, unter allen Umständen nicht verschmähen möge, meine Gefährtin durch's Leben zu werden."

Ein Beifallssturm von Jauchzen und Händeklatschen durchscholl den Saal, den die Geschworenen mit gerührten Mienen und thränenden Blicken verließen, während Natalie Bl...., durchströmt von Glück und Wonne, ihrer selbst nicht mehr mächtig, Graf Eduard von Bl.... ohnmächtig in die Arme sank.

Noch war sie ihrer Sinne nicht ganz mächtig, als die Geschworenen schon wieder erschienen, um durch ihren Sprecher erklären zu lassen, daß ihr Spruch über die Angeklagte einstimmig auf „nichtschuldig" laute.

Nun brach ein Zurufen und Freudengeschrei vor den Assisen los, wie man es in B... vor denselben noch nie erlebt. Im Nu waren von allen Seiten die Barrièren überklettert und Graf Eduard von B.... und seine Verlobte von einem solchen Menschenknäul umringt, daß man die angestrengteste Mühe hatte, sie aus denselben heraus, vom Erstickungstode zu retten. Als sie endlich hinaus auf die Straße traten und sich in einen herbeigeholten Wagen setzten, ließ es sich die Menge nicht nehmen, die Pferde auszuspannen, und denselben selbst bis vor die Wohnung des Grafen zu ziehen.

Hier angelangt, ward noch in derselben Stunde der Prediger geholt, und von diesem die Trauung vollzogen.

Die Majorin von Gl....n und ihre Tochter haben bald darnach B... verlassen, und wie es heißt, ist die Letztere später noch eine sehr unzweckmäßige und sie tief unglücklich machende Ehe eingegangen. Graf Eduard von B... und Natalie Bl.... dagegen leben noch jetzt in der glücklichsten Gemeinschaft, die man sich denken kann, in B..., geschätzt, geachtet und geliebt von der ganzen Stadt, in der sie sich für immer heimisch gemacht.

Das spanische Mädchen.

Als ich im Herbst des Jahres 1854 in Brüssel war, besuchte ich in den Abendstunden gewöhnlich das Café Suisse auf dem Place de Monnaie, wo man neben einer guten Tasse Mocca und den französischen und englischen Journalen auch einige deutsche Zeitungen fand, welche uns wie gute liebe Bekannte erschienen, die man in der Fremde trifft und mit denen man von der Heimath plaudern kann. So ohne Weiteres bekam ich indessen nicht immer die Zeitungen, denn ein alter Herr von vielleicht einigen sechzig Jahren, dessen gerade, militärische Haltung auch außer dem grauen Schnurrbart und dem rothen Bändchen der Ehrenlegion, das er im Knopfloch trug, den ehemaligen Soldaten verrieth, hatte in der Regel alle Journale, deren er habhaft werden konnte, zusammengetragen und vor sich aufgehäuft, und während er mit der einen Hand das Blatt, in welchem er eben las, hielt, stützte er sich mit der anderen auf die übrigen Blätter, so daß in der That etwas diplomatisches Geschick dazu gehörte, um dem alten Herrn eins der Journale zu entführen. Dabei machte er in der Auswahl der Zeitungen keinen Unterschied, und französische, deutsche, englische Blätter lagen friedlich neben dem madrider „Heraldo", ein Beweis, daß der Mann eine große Sprachkenntniß besitzen müsse. Wer die Kaffeehäuser großer Städte besuchte, wird gewiß eine derartige Originalität, einen dieser „Gazettophagen", wie sie Cuvier nennen würde, gesehen haben. Da der Zufall wollte, daß der Kapitain, dies war er, wie ich später erfuhr, zu gleicher Stunde mit mir das Café besuchte, so entstand ein sonderbares Verhältniß, eine Art Bekanntschaft zwischen uns, die jedoch die Eigenthümlichkeit hatte, daß niemals zwischen uns ein Wort gewechselt wurde. Zuletzt war trotz unseres beständigen Zeitungskriegs die Gegenwart des Einen dem Andern förmlich zum Bedürfniß geworden; es lag ein eigner Reiz für uns Beide in dieser hartnäckigen Vertheidigung und meinen beharrlichen Angriffen.

Eines Tages indessen, als der Kapitain D.... seinen ledernen Beutel mit der Meerschaumkopfpfeife vergessen, wurde unsere bisher stumme Unterhaltung gesprächig. Ich bot dem Kapitain, der vergebens in allen seinen Taschen suchte, und dem ich den Aerger darüber in den Augen las, eine gute Manilla an, die nach einigem Sträuben auch angenommen wurde. Die Cigarre wurde gewissermaßen zur Friedenspfeife, denn von dem Augenblick an hörte unser Zeitungskrieg auf und wir fingen an, mit einander zu sprechen, wobei ich erfuhr, daß der alte Militär unter dem Kaiser gedient und die Feldzüge in Spanien, Deutschland und Rußland mitgemacht, woher auch seine ausgebreitete Sprachkenntniß rührte, da er sich Jahre lang in fremden Ländern aufgehalten. Alte Soldaten sind, wenn man sie nur erst zum Reden gebracht, in der Regel dann sehr gesprächig, und unsere Unterhaltung war im besten Zug, als sich das Café mit einer lärmenden, plaudernden, begeisterten Menge füllte, die aus dem dem Café gegenüberliegenden großen (vor Kurzem abgebrannten) Theatre royal kam und

dort die Berühmtheit des Tags, die spanische Tänzerin Pepita de Oliva, die an dem Abend zum ersten Mal in Brüssel aufgetreten, gesehen hatte. Alles war voller Entzücken und der Name der Spanierin auf allen Lippen. Der Unterhaltungsstoff ist ansteckend, wie mancher Krankheitsstoff, und so kam es auch, daß ich den alten Kapitain fragte, ob er nicht Lust habe, morgen mit in's Theater zu gehen, und die schöne Spanierin zu bewundern. Der alte Soldat zuckte mit den Achseln, ließ eine dichte, blaue Rauchwolke emporwirbeln und murmelte dann:

„Wenn ich noch jung wäre, würde ich mir das Vergnügen nicht versagen, aber ich bin schon ein zu alter Knabe, um mich noch an dergleichen Dingen zu ergötzen — und dann", setzte er zögernd und mit einem düsteren Ausdruck hinzu, „dann ist sie auch eine Spanierin, und so oft ich ein Weib dieses Volkes sehe, werde ich immer an eine unglückliche Geschichte erinnert, die mir meine Laune Tage lang verdirbt."

Man kann sich denken, daß diese Worte meine Neugierde heftig erregten, und ich bat den Kapitain um eine nähere Erklärung. Im Anfang wich er aus und schien sich über das schon Gesagte zu ärgern, aber ich ließ ihn nicht los und erfuhr endlich folgende Geschichte, die ich hier so wieder erzählen will, wie ich sie mir an jenem Abend, als ich nach Hause gekommen, in mein Tagebuch aufgeschrieben.

„Es war im Jahre 1809, im dritten der napoleon'schen Feldzüge auf der pyrenäischen Halbinsel. Die französischen Truppen, an der Ostküste herunterrückend, hatten Barcellona genommen und näherten sich Saragossa, in welchem der spanische General Palafox commandirte. Eine düstere, unheimliche Stille lagerte über der Stadt, die sich mit finsterer Entschlossenheit zum Widerstand rüstete. Die Straßen von Saragossa sind bis auf eine, die Hauptstraße, alle schmal, düster und feucht, weil die hohen Häuser von Backsteinen das ganze Jahr keinen Sonnenstrahl hinein fallen lassen. Die einzige del Coso-Straße hat ein heiteres, freundliches Ansehen und schöne, geschmackvolle Häuser, und auf ihr ist auch immer das dichteste, lebhafteste Menschengetümmel. An dem einen Ende dieser Straße stand ein kleines, zweistöckiges Haus, hinter dessen grünen Jalousien man zuweilen einen schönen, blassen Mädchenkopf mit dunklen, feurigen Augen, frischen, rothen Lippen und nachtschwarzen Locken bemerken konnte. In der letzten Zeit mußte das arme Kind einen tiefen Kummer haben, der an ihm nagte, denn wenn sie an das Fenster trat, um ihre Blumen zu begießen, sah man oft in ihren schönen dunklen Augen Thränen schimmern, und häufig saß sie Stunden lang auf einer Stelle, den Kopf in die Hand gestützt und auf einen Punkt starrend, wie über den Gegenstand ihres Schmerzes brütend.

Die Ursache, aus welcher ihre Thränen flossen, war nicht schwer zu errathen. Dolores Lianares, so hieß die junge Spanierin, war, wie damals die meisten spanischen Frauen, eine glühende Patriotin, welche die Franzosen als Unterdrücker ihres Vaterlandes aus dem Tiefsten ihrer Seele haßte. Aber Dolores war neben der Patriotin auch Mädchen, ein spanisches Mädchen mit einem Herzen voll Gluth und Leidenschaft, und dieses feurige, glühende Herz hatte sie einem jungen spanischen Offizier geschenkt, Don Ramon, welcher in einem arragonesischen Regiment diente. Aber Don Ramon, der vor dem Ausbruch des Kriegs auf der hohen Schule zu Salamanca die Rechtswissenschaft studirt hatte, war ein entschiedener Priesterfeind, ein Feind der unbedingten Alleinherrschaft, ein Anhänger jener freien Richtung, die bald nach den französischen Kriegen so mächtig in Spanien auftauchte. Zum Unglück war der Befehlshaber des Regiments, bei welchem Don Ramon als Hauptmann stand, einer jener alten, glaubenseifrigen Spanier, wie sie die Zeiten des Pizarro und Philipp II. sahen, die auf die Einflüsterungen eines Mönchs tausende von Indianern und Ketzern morden lassen konnten.

Don Baldomo, das war der Name des Obersten, hatte bald die ketzerischen Gesinnungen seines Hauptmanns kennen gelernt, und bei einer Musterung, die er über das Regiment hielt, warf er dies dem Don Ramon öffentlich in verletzenden Ausdrücken vor der Fronte seiner Compagnie vor und zog ihm außerdem, trotz Ramon's oft bewiesener Tapferkeit, im Avancement einige junge Hidalgo's (Edelleute) vor, die zwar weniger Tapferkeit und kriegerische Fähigkeiten, aber desto mehr jenen düsteren Glaubenseifer und Begeisterung für die unumschränkte Alleinherrschaft zeigten, wie sie der Oberst selbst besaß.

Don Ramon war außer sich; nach beendigter Musterung ließ er sich beim Obersten melden, und als er vorgelassen wurde, machte er ihm die bittersten Vorwürfe, verlangte Genugthuung mit dem Degen von ihm, und als ihm der Oberst diese verweigerte, nannte er ihn einen Ehrlosen. Der Oberst ließ ihn in Arrest werfen und wegen Verletzung der Subordination ein Kriegsgericht zusammentreten. Der Spruch war vorauszusehen; das Kriegsgericht aus lauter Gegnern der Ansichten Don Ramon's zusammengesetzt, konnte nur auf Kassation oder Tod durch die Kugel erkennen. Don Ramon kam ihm zuvor; mit Hülfe einiger treuer Soldaten seiner Compagnie entfloh er aus dem Militärgefängniß und eilte nach der nächsten, den französischen Truppen besetzten Stadt. Mit blutigen Händen und Füßen, zerrissenen Kleidern kam er im französischen Hauptquartier an.

„Wo ist der kommandirende General?" frug er mit vor Aufregung bebender Stimme den ersten Soldaten, der ihm begegnete.

Man führte ihn in dessen Wohnung.

„General!" sprach er, „ich bin Spanier, aber ich bin auch Mann, ich bin Soldat. Man hat mich wie einen Elenden behandelt, mich eingekerkert, und nur durch die Flucht konnte ich mich einer entehrenden Strafe oder dem Kugeltod entziehen."

Und er erzählte die ihm widerfahrenen Unbilden. Es lag damals in der Politik Napoleon's, junge Männer aus guten spanischen Familien in seine Dienste zu ziehen.

Der General richtete einige Fragen an den jungen Mann, die ihm von der Wahrheit seiner Aussagen überzeugten, und am Abend war er als Adjutant seinem Stab zugetheilt.

Wer vermag den Schmerz der armen Dolores zu schildern, als sie diesen Uebertritt ihres Geliebten zu den Feinden des Vaterlandes erfuhr? Sie zerraufte sich ihr schwarzes Haar, rang die zarten Hände wund und weinte Tag und Nacht. Als sie sich so weit wieder gesammelt, daß sie einige Gedanken fassen konnte, sendete sie durch einen geheimen Boten folgendes Briefchen an Don Ramon:

„Unglücklicher! Du liebtest also die Fahnen des fremden Unterdrückers mehr als Dein Vaterland, mehr als Dolores? Du eilst in die Reihen derer, die Deine Brüder tödten und Deine Schwestern entehren! — Du bist zum Verräther an Deinem Land, zum Verräther an unserer Liebe geworden! Dolores Lianares wird nie einem Manne angehören, dessen Hand sich roth von dem Blute eines Spaniers färbte — Lebe wohl! Gott und die heilige Jungfrau mögen Dir vergeben und gnädig sein. — Ich kann es nicht.

Dolores."

Als der Kapitain so weit in seiner Erzählung gekommen war, hielt er einen Augenblick inne und zog eine alte Brieftasche heraus, aus welcher er ein altes, vergilbtes Papierblatt nahm, auf welchem mehrere kleine, dunkle Blutflecken zu sehen waren. Es enthielt einige Zeilen in spanischer Sprache und unten am Ende stand undeutlich und kaum leserlich der Name Dolores. Ich betrachtete mit einem gewissen, unwillkürlichen Schauder dies kleine Blättchen und gab es dann dem Kapitain zurück, der darauf in seiner Erzählung fortfuhr:

„Dolores Schmerz wurde zwar mit der Zeit etwas ruhiger, stiller, aber der Gram um den verlornen Geliebten nagte um so gefährlicher im Innern an dem Herzen des armen Mädchens und die besorgten Aeltern, welche die Rosenröthe von Dolores Wangen schwinden und ihre Augen immer thränenfeucht sahen, schickten sie, um ihren Kummer etwas zu zerstreuen, nach dem Kloster der heiligen Anna in dem kleinen Städtchen G., wo eine Tante von Dolores Priorin war.

Dolores kam im Kloster an, aber die kalten feuchten Mauern konnten das Andenken an Ramon nicht ersticken, und das Beten und Messe singen der Nonnen Dolores Schmerz nicht lindern."

(Schluß folgt.)

Ein Besuch in der neuen Gefangenanstalt zu Breslau.

(Schluß.)

Den furchtbarsten Eindruck macht das absolute Schweigen in der Anstalt. Die Gefangenen schlafen nicht alle in Isolirzellen; so haben die Gefängnißstrafe Verbüßenden meistens Doppelzellen, in denen mehrere zusammen Quartier finden; so sind auch in den Stationen für die Züchtlinge einzelne Zellen für mehrere Personen, ja in der alten Anstalt liegen sie in Schlafsälen zu Hunderten. Aber auch hier ist das Schweigen Gebot, hier wie auf der Promenade im Hofe, zu der sie in Reihen von den Aufsehern geführt werden. Wenn die Straftheorien vor der menschlichen Vernunft sämmtlich unhaltbar erscheinen, wenn die Nothwehr der letzte Nothbehelf für ihre Erklärung ist, dann mag sich die Gesellschaft das Recht anmaßen, das Individuum gewaltsam erziehen zu wollen — wir müssen es entschuldigen. Es ist aber nicht abzusehen, wie gerade die Unterdrückung des Gefühls in dem Verbot jeder Mittheilung, wie diese Vereinsamung des Herzens einen versittlichenden Eindruck machen kann. Sind denn diese Menschen alle gleich schlecht? Verdient nicht derjenige, der in der Raserei, der Leidenschaft eine böse That beging, eine andere Behandlung, als der ergraute Züchtling, der in der Gewohnheit des Lasters sündigt und seinen Wohnsitz wechselnd nur in den Spelunken des Verbrechens und in den Mauern der Buße aufschlägt? Muß der erste Schritt auf der Bahn des Verbrechens eben dahin führen, wo die Laufbahn des Unverbesserlichen endet? Bereut nicht der Eine, wo der Andere höhnt? Warum, wenn man die Ansteckung des Lasters vermeiden zu müssen glaubt, warum classifizirt man nicht lieber, statt diese mannigfaltigen, so eigenthümlichen, halb verkrüppelten, knorrigen Gemüther wie die Front eines Regiments durch das Commandowort „Still gestanden!“ zu dressiren? Mag es gut sein, ein Gemüth, auf das man einwirken will, erst zu erschüttern, seinen Trotz zu bändigen, es durch das Gebot zu schweigen in die schreckliche Stille seines eignen Innern zu bannen. Aber, wenn die Stunde der Reue geschlagen hat, wo Mund und Herz immer noch unter unlösbaren Fesseln schmachten, wo die Mittheilung fehlt und der Seufzer an fühllosen Mauern verhallt, führt das Schweigen zu einem finstern, feindseligen Brüten des Herzens und die Stunde der Freiheit naht nicht allmälig wie die Stunde der Versöhnung mit der Gesellschaft, sie wird mit Zähneknirschen erwartet und mit einem Fluch gegen die strafende Menschheit begrüßt. Ach, in diesen Anstalten muß die Feindseligkeit gegen die Gesellschaft wie ein Wurm in dem Herzen geboren werden, der nur mit seinem letzten Schlage endet! Der unbeugsame Zwang, der sich nicht in einer gerechten, psychologischen Abstufung mildert, der keine Hoffnung läßt und kein Vertrauen gestattet, vernichtet das letzte Gleichgewicht der Seelenkräfte. Und wenn in diesen Mauern ein Mann von Beruf wirkt, wenn er persönliches Vertrauen erwirbt, die Instruktion ist das schneidende Schwert, das die angeknüpften Beziehungen des Gemüthes mit einem Schlage wieder vernichtet.

Fragt den Seelsorger, der jeden Gefangenen beim Eintritt in die Zelle begrüßt und ermahnt, der ihn allsonntäglich mit der Gewalt des einfachen menschlichen Gefühls zu der Göttlichkeit seiner Natur zu erheben sucht, fragt ihn, wenn er nicht die Gnade im Munde, die Liebllosigkeit im Herzen, und die Verblendung im Auge trägt, fragt ihn, was sein Zuspruch fruchtet, wie viele Gemüther er der Tugend erschlossen, wie viele Herzen er der Verfinsterung entrissen hat und er wird mit einem betrübten Achselzucken antworten.

Ich wohnte einem Gottesdienste in der Kapelle bei; sie liegt in einem Thurme, zu dem eine beschwerliche Treppe hinaufführt. Ein schönerer Sonntagsmorgen läßt sich nicht leicht denken; ich mußte während des Gesanges die Augen durch die Chorfenster richten und den Tag vor mir mit den Blicken eines entzückten Kindes anschauen. Es war Alles so schön in der Welt und ich zitterte, in das Menschenantlitz zu sehen, in das die Spuren des Häßlichen so tief eingeschnitten sind. Die Klänge der Orgel hallten so rein, melodisch und weich und mir war es zu Sinne, als ob da unten in der Kapelle ein Traueramt um die Menschheit gehalten wurde, die einige hundert Opfer als Sühne für ihre Verirrungen bot. Aus einer Menschenbrust kamen die Worte des katholischen Priesters, ohne oratorischen Pomp, ohne mystische Phrasen, ohne den drohenden Groll sittlicher Ueberhebung. Aber in ihrer Schmucklosigkeit glühte und strahlte der Schmuck eines milden, warmen Herzens und die sanfte Trauer eines aufrichtigen Gemüthes. Wohl war der Eine oder der Andere, dessen Antlitz bewegt war, hier und da strömte eine Thräne aus dem Auge eines Weibes. Aber die Masse saß starr und gleichgültig, kalt und theilnahmlos da und beobachtete nur das Ceremonielle des Ritus. Und wären sie Alle tief ergriffen gewesen, was hilft es, in einer Sonntagsstunde das Gefühl zu wecken, das in vielen Werkeltagsstunden zum Schweigen erdrückt wird, die Menschenwürde aufzurichten, über der im Namen der Disciplin die Peitsche schwebt?! Mancherlei Gedanken bestürmten mich; einer rief dem andern zu: rette sich, wer kann — aus diesem Chaos der Zustände, wo die Macht des Guten unter dem Dämon des Bösen steht und einen zweifelhaften Werth hat.

Von gewisser Seite her ist wiederholt ausgesprochen worden, daß die Beamten eines Gefängnisses dem Dienste einer innern Mission nicht fremd bleiben und in dieser Richtung geschult werden müßten. Von Herzen stimmen wir ein, wenn an die Stelle des militärischen Zwanges der Beruf eines rein und edel gestimmten Gemüthes gesetzt wird, wenn es möglich ist, in den Herzen der Schließer und den Paragraphen der Gefängnißordnung den versöhnenden Geist der wahren Humanität heimisch zu machen. Ist das die innere Mission, so rufen wir ein freudiges „Amen!“

Und dieses Vertrauen wirkt! Lehrreich ist das Experiment gewesen, die Gefangenen im Freien zu beschäftigen. Hunderte haben, wie wir später hören, in jenen schlimmen Catastrophen, die über Schlesien hereinbrachen, hülfreiche Hand geleistet, ohne militärische Escorte, von wenigen Aufsehern bewacht und in einer Scheune bequartirt, ohne daß eine Störung der gewiß mühsam zu handhabenden Ordnung vorgefallen wäre. Weitere Anträge liegen den Kammern bereits vor, dieses System fortzubilden und den jähen Uebergang aus dem erdrückenden Zwange in die Freiheit zu erleichtern. Es läßt sich kein Lob mehr dafür ersinnen.

Der Sonntag gehört dem Gefangenen; er kann ihn mit Nachdenken zubringen, er kann den Vorlesungen zuhören, die begreiflicher Weise nur religiöse Erbauungsschriften berühren. Als Vergünstigung wird ein Besuch der Angehörigen in dem Sprachzimmer unter Aufsicht eines Beamten erlaubt. Welche Scenen mögen da vorkommen! Man kann nur eine schmerzliche Ahnung davon bekommen, wenn man das Gesuch der Angehörigen, eines Kindes, einer Mutter, eines Vaters, eines Weibes oder eines Gatten um eine Unterredung hört. Das Strafregister entscheidet, wenn nicht eine Thräne den Ausschlag über seine Bedenken giebt.

Wir machen einen Besuch in der Schule der Anstalt. Wie wird es gelingen, die jungen Sprößlinge, die auf dem Stamme des Elends und des Verbrechens gewachsen sind, zu biegen und zu ziehen? Wenn man sich das fröhliche Getümmel der Schuljugend in einer Zwischenpause oder nach dem Schlusse der Lectionen vorstellt, die frischen Wangen und die bunte Tracht mit diesen blassen Gesichtern und dieser einförmigen Kleidung vergleicht, dann schleicht eine zwiefache Trauer in die Seele — um die Knaben, die in der Verwahrlosung erzogen wurden, um die Kinder, deren Jugend mit einer so schrecklichen Erfahrung belastet wird. Es sind hübsche Schelme unter den Kindern und gewiß manche Talente; sie erhalten den gewöhnlichen Elementarunterricht, und ihre Fortschritte, besonders im Zeichnen, scheinen bedeutend gewesen zu sein. Wirkliche Zöglinge sind nur die Kinder, die längere Haft zu verbüßen haben; andere hospitiren für die kurze Strafzeit. Auch den Erwachsenen wird an gewissen Tagen Unterricht ertheilt, wenn sie nicht; doch das gehört im preußischen Staate zu den Seltenheiten, lesen und schreiben können. Die Kinder erhalten in der Anstalt natürlich auch den zur Confirmation nöthigen Religionsunterricht.

Den interessantesten Anblick gewährt die sechste Abendstunde. Wir begeben uns nach der Gefängnißexpedition, um die Einlieferung der Gefangenen in Augenschein zu nehmen. Zuweilen werden funfzig eingebracht oder gestellen sich selbst, wenn sie kürzere Gefängnißstrafen zu verbüßen haben. Sind sie gehörig registrirt,

so werden sie gebadet, die Kleider werden in einer erhitzten Walze gedörrt und der Gefangene dem Arzt vorgeführt, bevor er in die Zelle quartirt wird. Untersuchungsgefangene und Gefängnißsträflinge dürfen ihre eigene Kleidung tragen; ich habe Wenige gesehen, die von diesem Rechte Gebrauch machten oder vielleicht machen konnten. Am Tage nach der Einlieferung beginnt früh die Vorführung vor den Director; es ist ein unangenehmer Anblick, wenn man sie mit den unsichern, umherschweifenden Augen vor der Thür des Vorführungszimmers in Reih und Glied aufgestellt sieht. Einer der Corridors im nördlichen Flügel ist durch ein eisernes, verschlossenes Gitter getheilt. Drüben liegen die Verhörzimmer des Stadtgerichtes, diesseits sind drei Aufseher postirt; einer öffnet und schließt das Gitter, die beiden andern nehmen die Requisitionen des Stadtgerichts entgegen, die sie als Quittung der Expedition überreichen, worauf dann die Gefangenen von ihnen am Gitter an die Boten des Gerichts abgeliefert werden. Am Tage, nachdem das Stadtgericht Session gehabt hat, sieht man viele Gefangene aus den Verhörzimmern kommen und den Aufsehern gedruckte und ausgefüllte Formulare überreichen. Man sieht es an den strahlenden Gesichtern, daß sie ihren Entlastungsschein haben und mit Ungeduld auf die Abfertigung warten.

Bei der Größe der Anstalt staunt man über die geringe Zahl der Beamten. Außer der Kasse, dem Directorial- und Expeditionsbureau sind noch zwei Inspectionen, die Polizei- und Oekonomie-Inspection und die Arbeits-Inspection vorhanden, dann die Hausvaterei. Einige dreißig Aufseher versehen den Tagesdienst; drei oder vier wachen des Nachts, unterstützt von einigen Militärposten in den Höfen. Die Anstalt ist auch des Nachts mit Gas erleuchtet. Im Winter wird sie mit Wasserleitung geheizt. Was aber irgend der Comfort erheischt, was die Rücksicht auf den Gesundheitszustand und die Sicherheit der Anstalt fordert, ist in ausgedehntestem Maße vorhanden. Man staunt auf Schritt und Tritt über die erfinderische Sorgfalt, die auch das Kleinste nicht außer Acht gelassen hat.

Ich bin in die Anstalt eingetreten mit dem Gefühl der Ueberraschung; mich schlug die Großartigkeit des Anblicks; aber es war die Großartigkeit menschlichen Elends, und so mußte ich gedemüthigt und beschämt davon schleichen.

Ich hasse den Communismus, die Gemeinschaft, die kein Princip der Gerechtigkeit kennt; aber das hier ist ein Icarien des Elends, eine Gemeinschaft des Verbrechens, vor der meine Seele scheu und stumm ihre Fittige einzog. Lange noch — auf den Wanderungen im Gebirge nagte ich an den ungelösten Fragen herum und fand nur Seufzer als Antwort. Dann aber kehrte das Vertrauen zu der ewigen Gewalt der Wahrheit und Schönheit zurück; und als ich auf den Höhen der Berge stand, träumte ich von den fernen Höhen der Menschheit, denen sie auf der stillen Bahn der Culturgeschichte unbekümmert um das Geschrei des Tageswerkes mit sicherem Tacte zuschreitet, und in einer schönen, wechselvollen Harmonie aller ihrer Glieder waren die Fragen gelöst, welche die Lapidarschrift jenes Gebäudes in mir beregt hatte.

Ein Jagdzug im Kaffernlande.

Nach Originalberichten eines Freundes mitgetheilt von Rudolf Just.

Mein Weg führte mich an den Ufern des großen Fischflusses in die Behausung des Häuptlings. Sie lag auf einer Anhöhe, von welcher ich eine überraschende Aussicht auf den in tausend Windungen sich durch die dunkelen Waldungen von Bananen und Mangobäumen anmuthig schlängelnden Fischfluß hatte. Dort hatte ich auch das Glück, die interessante Bekanntschaft John Harris, eines jungen Engländers zu machen. Wenige Menschen sind wohl mit dem wildromantischen Leben in den unermeßlichen Urwildnissen dieses Erdtheils, mit all seinen Leiden und Freuden so vertraut, als dieser berühmte Nimrod in den Felsengebirgen des Kaffernlandes, der mit dem mächtigen Königstiger, mit dem Löwen und Leoparden an den ungastlichen Ufern des Fischflusses siegreich kämpfte, und der mit den Pelikanen des gelbfluthenden Orange verfolgt wurde. Oft, wenn ich während meines längeren Aufenthaltes in jenem Lande von meinen Wanderungen ermüdet in das Kafferndorf zurückkehrte, begab ich mich in sein freundliches Palmenhüttchen und lieh mein Ohr seinen Erzählungen. Die interessantesten von Allen waren mir die Erinnerungen seiner Abenteuer, welche er in den Schneebergen erlebte. Sein Bild schwebt mir noch lebendig vor der Seele; noch sehe ich ihn vor mir sitzen, wie er mir seine seltsamen, anziehenden Geschichten mit harmloser Naivetät erzählte, wie sich seine sonst so finsteren Gesichtszüge auffallend erheiterten, wie er dabei seine europäische Stummelpfeife bedächtig aus der Rocktasche hervorzog — und ich gestehe, seine Lebendigkeit, welche oft wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel in seine Gemüthsruhe hineinschlug, hatte für mich Etwas so Aufregendes, daß ich mich immer in jene Regionen versetzt wünschte. Eins von John's Abenteuern mit den Kaffern ist so charakteristisch und einzig in seiner Art, daß ich es meinen Freunden in Europa nicht vorenthalten kann, und es möglichst treu aus seinem Munde wiedergeben will.

Das felsige Schneegebirge bildet nicht allzu weit von dem großen Fischflusse ein reizendes Thal, das gleich einer Oase in unwirthbarer Wüste mehrere tausend Fuß über dem Spiegel des Meeres, zu beiden Seiten von schroffen, schwarzen Felswänden bewacht, grüne, nahrhafte Gebirgsgräser, die herrlichste Vegetation in sich birgt. Platanen, die oft in den anmuthigsten Gruppen mit ihren schwanken Wipfeln stolz über ihre Umgebung hervorragend den Himmel zu berühren scheinen, die Baumwollenbäume, die zierlich gezweigt mit ihren abwechselnd zerstreuten Dickichten die junge Brut des kleinen „Okasi Vogels" schirmend bewahren, die reizenden Weidenlauben, an denen Mutter Natur ihre Kunst so herrlich bewährt, und der fruchtbare Boden, auf dem sie so bereitwillig den Erdenbewohner beschenkt, — das sind die Schätze dieses abgelegenen Thales, durch welches die dunkelen Gewässer des großen Fischflusses sich gleich einem Lavastreme befruchtend hindurchschlängeln. Dieser Landstrich einem Paradiese gleichend, erfreut sich auch eines vortrefflichen, gesunden Klimas, und Hunderte von schwarzen Jägern wählen ihn während „der kalten Zeit" zu ihrem Aufenthalt. Schwarze der verschiedensten Stämme, besonders aber die Fisch-Kaffern besuchen dieses Thal häufig, um mit den „weißen Männern" jenseits des Flusses zu handeln. Dieser Kaffernstamm zeichnet sich vor den anderen rothhäutigen Bewohnern des Schneegebirges durch einen besseren Charakter auffallend aus; sie sind tapfer, kriegerisch, scharfsinnig und außerordentlich gastfrei. Ihre Fluren werden von zahlreichen Heerden, von Antilopen, Pferden, Schafen, Maulthieren und Hunden belebt, welche letzteren sie mästen, schlachten und als eine ganz besondere Delikatesse verzehren, weshalb sie auch von den anderen Stämmen „Kauräki's," d. h. „Hundefresser" genannt werden.

Von den schönen Mädchen, welche sich in dem Thale niederlassen, wenn die Kaffern mit den „weißen Männern" zu handeln kommen, war Koremba, eine zarte, junge Kafferin, die Auserwählte, welche John Harris bei seinem ersten Begegnen in sein Herz geschlossen hatte; man konnte auch nichts Holderes, Anmuthigeres, Lieblicheres sehen, wie er sagte, als dieses Naturkind, und so mancher Sohn der Wildniß mochte wohl oft zu tief in ihre schwarzen, schalkhaften, aber von Liebe und Seligkeit glänzenden Augen hineingeschaut haben — und so war auch der junge John, welcher ein Weltkind von höherem Range, seinen heimathlichen Herd verlassen, und den Freuden und Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens Valet gesagt hatte, um sich eine schöne Bewohnerin der Wildniß zu holen, zu dem festen Entschluß gekommen, dieses schöne Kind für sich zu erobern.

Während das blutige Jagdhandwerk mehrere Monate im Jahre ruht, ist Trägheit an der Tagesordnung; die Jäger suchen Kurzweil und Vergnügen jeder Art in den Hütten und Behausungen ihrer dunkleren Nachbarn, und es beginnt eine lange ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten: die schöne Welt tanzt, und manches Herzchen geht verloren, wenn die niedlichen Füßchen den grünen Boden schlagen; denn die jungen Jäger richten ihr Geschoß auf die jungfräuliche Schaar und begleiten den Tanzreigen mit

sehnsuchtsvollem Gesange. Eine solche Gelegenheit war es, als John zuerst die junge Rothhäuterin sah, und er gestand mir noch heute, daß es ihm in seinem ganzen Leben nicht so wunderbar zu Muthe gewesen sei, als in diesen Augenblicken; es kitzelte und zuckte ihm durch alle Nerven, durch alle Glieder von oben bis unten, sobald er seine Blicke auf das bunte Gemisch der bald in glänzenden Ketten, bald in zierlich verschlungenen Gruppen hüpfenden, jungfräulichen Gestalten warf, und unter diesen seine schöne Geliebte in festlichem Glanze hervorleuchten sah.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!" dachte John, und hatte also weiter nichts zu thun, als das holde Kind zu gewinnen und zu heirathen. Aber ach! — bald wurde es ihm wieder zu Muthe, als würde ein Strom eisigen Wassers über ihn hinweggegossen, es fiel ihm ein, sie war noch nicht seine Braut, Papa hatte ihm seine Erlaubniß noch nicht dazu gegeben, und wilde Papa's sind oft — wie auch in der civilisirten Welt — gar wunderliche Käuze! Aber er irrte. Der wilde Papa war offenherziger und liberaler in seinen Anforderungen; er verlangte nach altem Brauch und Sitte nur eine Vergütigung für die Tochter in gleichem Werthe mit ihr — ein Pferd.

Ein Freier kauft sich nämlich das beste Pferd, führt es zum älterlichen Hause seiner Schönen, bindet es an die Thür und geht davon. Tags darauf wird das Pferd einer strengen Musterung unterworfen; wird es für gut und fehlerfrei befunden, so erfolgt eine Einladung, und die Sache wird bald zum Abschluß gebracht; wird aber das Mädchen höher geschätzt als das dargebrachte Pferd, so sind noch andere Geschenke nothwendig, um die Einwilligung des Vaters zu erlangen. So hat schon mancher reiche civilisirte Liebhaber auf diese einfache, billige Weise die schönste Jungfrau eines Stammes fortgeführt — aber John befand sich in einer mißlichen Lage. Er hatte den größten Theil seines mitgebrachten Vermögens für die übermäßigen Freuden des Branntweins und Tabacks ausgegeben, und es war ihm nun nicht mehr so viel übrig geblieben, um sich ein Pferd kaufen zu können, und das war schmerzlich! Ohne Pferd war keine Frau zu bekommen. Was war zu thun? Noch ein Monat mußte verstreichen, und man konnte wieder jagen.

John bedachte das, und als die ersehnte Zeit herangekommen war, verließ er seine Hütte, um den Löwen in seinen Höhlen, den Tiger in seinen Schluchten, den Biber in seinen Dämmen und die Antilope in ihren grasigen Ebenen aufzusuchen, und hoffte, durch seine mühevolle Anstrengung auf der Jagd in kurzer Zeit so viel zu erlangen, daß er seine rothhäutige Braut endlich heimführen könne. Die Arbeit vieler heißer Tage brachte in des Jägers Tasche einen guten Vorrath. Ottern und Biber wurden gefangen, Hirsche, Antilopen und Tiger erlegt, und der Erfolg krönte bald den unermüdlichen Eifer unseres Freundes John. So kam es auch, daß er eines Tages, nachdem er mit rastloser Ausdauer das Wild verfolgt und weite Strecken durchstrichen hatte, mit reicher Beute beladen, in seine Hütte zurückkehrte. Er legte seine Schätze in Sicherheit und ging von Neuem an das Werk, indem er einen ihm noch unbekannten Fußpfad verfolgte, der den abenteuerlichen Jäger in eine tiefe Waldschlucht geleitete, welche augenscheinlich in eine große Ebene mündete und deshalb viel Wild versprach. Als er so durch Dick und Dünn vorwärts drang und sich stellenweise den Weg mit seinem Jagdmesser bahnte, gelangte er an eine Lichtung, von welcher sich eine weite, unabsehbare Ebene ausdehnte.

Ein Ausruf seltsamer Verwunderung glitt über seine Lippen; er spähete einen Augenblick hinaus und kehrte wieder in den Wald zurück, um sich einem kurzen Nachdenken hinzugeben.

Um sein Benehmen zu erklären, muß ich eine eigenthümliche Sitte der Fisch-Kaffern erwähnen. Kein junger Mann, selbst wenn sein Vater der tapferste Häuptling seines Stammes ist, darf sich in die Reihen der Krieger stellen oder sich in irgend einer Weise ihrer Rechte erfreuen, bevor er selbst nicht eine That von Muth und Unerschrockenheit vollführt und sich mit dem Blute seiner Feinde rühmlichst befleckt hat. Im Frühlinge versammeln sich alle Jünglinge auf einem abgelegenen freien Platze im Hochwalde, um dem „Morhunnu," ihrem Kriegsgotte, einen Tempel zu errichten. Sie tragen junge, schlanke Bäume zusammen, binden sie an ihren Kronen in Form einer kegelartigen Hütte an einander und bedecken sie mit Zweigen und Blättern aller Art. Der blutende Kopf eines Tigers, den sie so eben erlegt, Skalpe, Waffen und die Haut einer weißen Antilope werden als Opfer für den Gott innerhalb dieses Gebäudes aufgehängt, worauf gewisse Ceremonien, von denen das Rauchen aus der „Manocco-Co," der Friedenspfeife die wichtigste ist, verrichtet werden. Der Aelteste der jungen Männer stopft die Pfeife mit Tamariskenblättern und Cayennepfeffer, legt eine Kohle aus dem Feuer der Behausung Morhunnu's darauf, zieht den Rauch ein und läßt ihn durch die Nase wieder heraus. Darauf wird die Erde mit dem Kopfe der Pfeife berührt, und unter wildtönenden Schlachtgesängen, welche von verschiedenen Ceremonien begleitet werden, macht die Pfeife die Runde. So gehen viele Tage unter Fasten und Tanzen vorüber, ehe sie zu ihren heldenmüthigen Unternehmungen in gehöriger Weise vorbereitet sind. Endlich verlassen sie den Tempel, und der qualvollste, grauenvollste Tod ist dessen unabänderliches Schicksal, der es wagt, während ihrer Abwesenheit den Tempel zu betreten oder ihn sonst auf eine Weise zu entheiligen: „denn Morhunnu's Haus ist heilig und gefährlich, es zu entweihen." — Wehe dem Verwegenen, der einen Stein in die Oeffnung „der großen Grotte" des Kriegsgottes würfe: der ungestüme Wind, Morhunnu's Odem, der mit seinem ewigen Hauche den Eingang derselben bewacht, würde ihn mit dreifacher Gewalt zurückschleudern und die Frevelthat mit dem Tode des Frevlers bestrafen!

Auf solch' ein verhängnißvolles Heiligthum war John soeben auf seinem Streifzuge gestoßen, und verschiedenartig waren die Gefühle und Gedanken, welche sich seiner jetzt bemächtigten, denn groß dünkten ihm die Schätze und werthvoll genug, um sich dafür das so heiß ersehnte Pferd zu kaufen. Aber John war doch etwas zu ehrlich, als daß es ihm gleich in den Sinn gekommen wäre, den geheimnißvollen Tempel der Braunhäute zu berauben.

„Es ist mir wie in den Weg geworfen," dachte er bei sich, „so daß ich kaum Nein sagen kann. Ueberdies erinnere ich mich, daß auch einmal ein armer weißer Jäger, der noch kurz vor der hereinbrechenden kalten Zeit aller seiner Habseligkeiten beraubt worden war, freien Gebrauch von einer wollenen Decke machte, welche er in einem Kaffertempel fand. Man fing ihn, stellte ihn vor den Rath der Aeltesten und beschuldigte ihn der Entheiligung des Tempels; doch er vertheidigte sich damit, daß er gewaltsam beraubt worden sei, daß Morhunnu deshalb Mitleid mit seinem schutzlosen Zustande gehabt, ihm die Decke gezeigt und geboten habe, sich damit zu bekleiden."

„Morhunnu hat das unbezweifelte Recht, sein Eigenthum zu verschenken!" war die richterliche Entscheidung, und der Jäger ward in Freiheit gesetzt.

John schüttelte den Kopf; seine Neugier trieb ihn vor die Oeffnung des Tempels, und er war eben im Begriff, den Fuß hineinzusetzen, als sein Selbstgespräch unterbrochen und ihm von hinten eine Hand auf die Schulter gelegt wurde.

Wie vom Blitzstrahl getroffen blickte er um, und siehe da hinter ihm stand, die Keule in seiner nervigen Rechten, Bogen und Köcher auf dem Rücken, ein rothhäutiger Krieger in seinem Schlachtkostüme. Die Begrüßung war indeß freundlich und herzlich, denn der junge Kriegsmann war kein Anderer, als Takoni, der Bruder unserer schönen Rothhäuterin, welchem John in der letzten Jagdzeit eine kostbare Tomahagk-Pfeife geschenkt hatte.

„Mein weißer Bruder ist sehr wachsam, er steht früh auf!" sagte Takoni mit freundlichem Tone.

John erröthete und erwiederte betroffen: „„Meine Hütte ist leer, ich möchte sie schmücken mit der Schwester meines Unami — er wird ein großer Krieger werden!""

Der junge Tapfere schüttelte bedenklich mit dem Kopfe; er zeigte auf seinen Gürtel, wo noch kein Skalp zu sehen war und antwortete: „Fünf Monate sind zu Schlafe gegangen, und das Kaffernbeil ist nicht erhoben worden; die Braunfüße sind Hunde und verkriechen sich in ihre Höhlen!"

Ohne mehr zu dem genugsagenden Winke, daß noch Keiner der jungen Männer sein Gelübde hätte erfüllen können, hinzuzufügen, schritt der Häuptling den Weg zum Lagerplatze der Kaffern voran. John, erfreut, nach so langer Zeit wieder einmal ein menschliches Wesen zu sehen, folgte schweigend den Fußstapfen Takoni's, die ihn in's Lager der Krieger führten, das John, ohne es zu wissen, vor Kurzem schon einmal passirt hatte. Mitten im Thale im Dunkel fast undurchdringlicher Umwaldung, saßen in weitem Kreise die Kaffern, um ihr Mahl einzunehmen. Sie empfingen unseren Jäger freundlich und luden ihn ein, an ihrer

Mahlzeit Theil zu nehmen. Da dieser lange Nichts gegessen und sein Appetit von der scharfen Gebirgsluft wunderbar angeregt war, so sagte er mit Freuden zu und schluckte verschiedene Stücke rohen Hundefleisches mit größtem Wohlbehagen hinunter.

Zur Nachtkost rauchte er auch aus der Friedenspfeife mit seinem Freunde Takoni und erfuhr von ihm die Erfolglosigkeit ihrer Unternehmung. So verstrich eine kurze Zeit, als John durch gewisse geheime Zeichen der Kaffern aufmerksam gemacht, mehr und mehr anfing, sich unbehaglich in ihrer Mitte zu fühlen; denn es war augenscheinlich, daß allein er der Gegenstand ihrer heimlichen Unterredungen war. Bald entspann sich ein lebhafter Wortwechsel, an welchem Takoni sich besonders betheiligte.

„Ihr Krieger Morhunnu's!" rief Takoni endlich mit durchdringender Stimme, „wir alle wissen, daß der weiße Mann zu der großen Nation unserer Feinde gehört, und daß wir mit seinem Blute auf unseren Waffen unser Gelübde erfüllen und mit Ehren zu unseren Freunden und Brüdern zurückkehren können. Einige von Euch stellen es ernstlich in Frage, ob der heilige Name „Freund und Bruder", wie wir ihn seit Jahren geheißen, nicht die Natur der Freundschaft seiner Nation so verändert habe, daß Morhunnu, welchem wir unser Gelübde gethan, ihn zu uns gesendet hat als Freund und Bruder. Wenn dem so ist, so wird das Opfer seines Lebens Morhunnu mißfallen und uns nicht von unserem Gelübde entbinden. Andere unter Euch stellen auf, Morhunnu habe dieses Opfer unter uns gesandt, um unsere Treue zu prüfen. Zwar war er unser Freund, und wir haben ihn „Bruder" genannt — aber er ist unser natürlicher Feind, und Morhunnu wird uns von unserem Gelöbniß nicht entbinden, wenn wir dieses Freundschaftsverhältniß fortbestehen lassen, das zuletzt zum Ungehorsam gegen ihn führen muß. Endlich behaupten noch Andere von Euch, der Fremdling, obgleich er unser natürlicher Feind ist, ist nicht in unser Gelübde mit einbegriffen, denn ihm das Leben zu nehmen, ist eine grobe Verletzung unserer heiligsten Verpflichtungen, ein Makel unserer Tapferkeit und eine Verachtung der Gastfreundschaft, wir können wohl leicht andere Opfer, unser Freund aber kein anderes Leben finden. Dies, Ihr kriegerischen Männer, drei verschiedene Meinungen. — Ich sehe, keine derselben findet bei der Mehrzahl gehörigen Anklang; denn Ihr Alle sehnet Euch in Eure Heimath zurück, um als erprobte Krieger Eure Bräute heimzuführen, und fordert mit Recht, daß der weiße Mann geopfert werde. Aber, Ihr Krieger Morhunnu's, hört mich an: der Kaffer ist ein Krieger, seine Füße sind schneller als das Pferd, sein Pfeil gleicht dem zerschmetternden Blitze Morhunnu's; er ist tapfer und edel, aber eine Wolke hat sich zwischen ihn und der Sonne gelagert, daß er seinen Feind nicht sehen kann, und noch ist kein Skalp in seiner Hütte. Morhunnu ist gut — er sendet ein Opfer, einen Mann, dessen Haut weiß ist, aber sein Herz ist sehr roth! Das bleiche Gesicht ist ein Bruder, und sein langes Messer ist abgewandt von seinen Brüdern, den tapfern Kaffern. Morhunnu ist allmächtig —, mein Bruder (auf John deutend) hat sehr viel Blut, er kann ein wenig Blut verlieren, um unsere Waffen zu beflecken, aber sein Herz wird noch warm bleiben!"

Takoni hatte John vom Tode gerettet. Ein stürmischer Beifall folgte seiner Rede, denn Alle beseelte nur ein Verlangen, ihr Gelübde zu erfüllen, und bald nach Hause zurückzukehren, um ehrenvoll in die Reihen der Krieger aufgenommen zu werden, und selbst eine Hütte, ein schönes Weib und die Freuden eines braunhäutigen Vaters zu haben.

Ein scharfer Feuerstein wurde herbeigeholt, der Arm des weißen Mannes entblößt — schnell trennte der Stein die Haut, und das Blut, welches aus der leichten Wunde floß, ward sorgfältig auf die Waffen der hocherfreuten Krieger vertheilt. —

Die Scene, welche jetzt folgte, war unserem John durchaus unerwartet. Zufrieden, daß sie das Blut ihres Feindes vergossen, und somit ihr Gelübde erfüllt hatten, daß sie endlich von den Mühsalen, welche sie schon fünf Monate hindurch geduldig ertragen, befreit seien, bezeugten sie ihre Dankbarkeit auf thätige Weise. Jeder suchte seine Bürde durch; Einer legte zu seines Bruders Füßen eine Otternhaut, der Andere eine Pantherfell, ein Dritter eine Bären- oder Büffelhaut, bis John's Reichthum an Häuten und Fellen seine höchsten Erwartungen übertroffen hatte. Der junge Häuptling stand schweigend und sah zu, und nachdem Alle nach der Reihe ihren Gast reichlich beschenkt hatten, trat auch er hervor und führte ein stattliches Pferd am Zaume und ein junges Maulthier und übergab sie seinem brüderlichen Freunde. Es wäre gegen die Etikette der Wüste gewesen, es auszuschlagen und überdies wußte John recht wohl, was seiner erwarte, wenn er sich anders als dankbar erweise. Er erhob sich deshalb von seinem Sitze, verbeugte sich und sagte mit einem frohen Lächeln in der Landessprache:

„Ein Freund von mir reiste von Port-Natal nach der Cap-Stadt. Sein Weg führte ihn auch durch Euer Land. Es begegnete ihm ein Trupp Eurer dunklen Nachbarn, die ihn, nachdem sie ihn einen Augenblick scharf gemustert, ergriffen, ihn an den Fischfluß führten, und seinen Kopf verschiedene Male in die Wellen tauchten. Bald bemerkten sie aber, daß sie ihren Zweck nicht erreichten; sie bedeckten sein Haar mit Schlamm, wuschen es wieder aus und überzeugten sich, daß es von Natur roth und nicht gefärbt sei. Hocherfreut über einen solchen Fund, schoren sie ihm den Kopf kahl, schenkten ihm für seine Haare ein Dutzend der schönsten Pferde und sendeten ihn höflichst seinen Weg. Dieser Freund sagte oft zu mir, er wünschte ein Paar Scheffel mehr von dieser Waare zu haben, da sie so gut bezahlt werde, und ich wünschte, daß ich mehr rothes Wasser in meinen Adern hätte, da Ihr es so werthvoll findet."

Die Kaffern, die ihn aufmerksam zugehört hatten, äußerten ihre Verwunderung, machten sich marschfertig und einen Augenblick später wären sie außer Sicht, in das Dickicht des Hochwaldes verschwunden. John fühlte sich anfangs durch den nicht geringen Blutverlust sehr schwach, lud aber doch seine Schätze auf den Rücken der Thiere und suchte den nächsten Weg zu seiner Hütte auf, wo er kurze Zeit der Ruhe pflegte. Bald fühlte er sich wieder neu gestärkt und gesund wie vordem, und zog nun wieder wohlbewaffnet aus nach dem Dorfe, wo Koremba, seine schöne Rothhäuterin, wohnte. Freudeathmend kam sie ihm entgegen, fiel ihm um den Hals, schmiegte sich mit ihrer schönen Gestalt an ihn an, drückte ihn an ihren hochwallenden Busen und hörte nicht auf, ihn zu küssen und zu fragen, wie es ihm ergangen.

Noch zu Anfang der Jagdzeit erhielt John für seine Häute hohe Preise; das Pferd wurde von dem „wilden Papa" für hinreichend erklärt, und von diesem Tage an, den John zu den schönsten seines Lebens zählte, war die Hütte seines rothhäutigen Liebchens in dem reizenden Thale an den fruchtbaren Ufern des großen Fischflußes das Hauptquartier von John Harris, dem kühnen Jäger in den Schneegebirgen des Kaffernlandes!

Mährchen eines Naturforschers.

Von E. A. R.

Es war so ein schöner leuchtender Juniabend, daß es kein Wunder gewesen sein würde, wenn alle Pflanzen und Thiere, ja wenn alle die sonnendurchglühten Steine, die um mich her lagen, in lauten Jubel ausgebrochen wären.

Die Sonne war eben mir gegenüber hinter der dunkelbewaldeten Bergwand versunken, aus welcher nun ihr purpurner Nachschein wie feurige Lohe emporleuchtete. Unter mir lag in tiefer Thalschlucht, eine einzige lange Gasse, das friedliche Städtchen, durchrauscht von dem schmalen Bächlein, dessen kärglicher Wasservorrath den ganzen Lauf entlang eben vielfach in Anspruch genommen wurde, um die dürstenden Gärtchen zu tränken. Sie waren klein, sehr klein, denn die Thalschlucht war eben sehr schmal, und bot kaum für die kleinen Häuser Raum genug. Auf dem freien Platze vor dem Gasthofe unten tummelten sich muntere Buben herum, daß ihr Schreien und Rufen bis zu mir herauf tönte, mit welchem sich der schwirrende weithinschallende Ton aus der Sägemühle mischte, wo man eben nach dem Feierabend für den morgenden Tag die Säge schärfte.

Die Lage des Landes ist ernst, aber nicht hoffnungslos. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Vermögen. Wir haben Steuern zu bezahlen, aber wir haben auch Einkommen. Wir haben Zinsen zu bezahlen, aber wir haben auch Zinsen zu bekommen. Wir haben Ausgaben, aber wir haben auch Einnahmen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen.

Die Lage des Landes ist ernst, aber nicht hoffnungslos. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Vermögen. Wir haben Steuern zu bezahlen, aber wir haben auch Einkommen. Wir haben Zinsen zu bezahlen, aber wir haben auch Zinsen zu bekommen. Wir haben Ausgaben, aber wir haben auch Einnahmen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen.

Die Lage des Landes ist ernst, aber nicht hoffnungslos. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Vermögen. Wir haben Steuern zu bezahlen, aber wir haben auch Einkommen. Wir haben Zinsen zu bezahlen, aber wir haben auch Zinsen zu bekommen. Wir haben Ausgaben, aber wir haben auch Einnahmen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen.

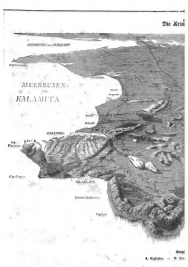
Die Lage des Landes ist ernst, aber nicht hoffnungslos. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Vermögen. Wir haben Steuern zu bezahlen, aber wir haben auch Einkommen. Wir haben Zinsen zu bezahlen, aber wir haben auch Zinsen zu bekommen. Wir haben Ausgaben, aber wir haben auch Einnahmen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen.

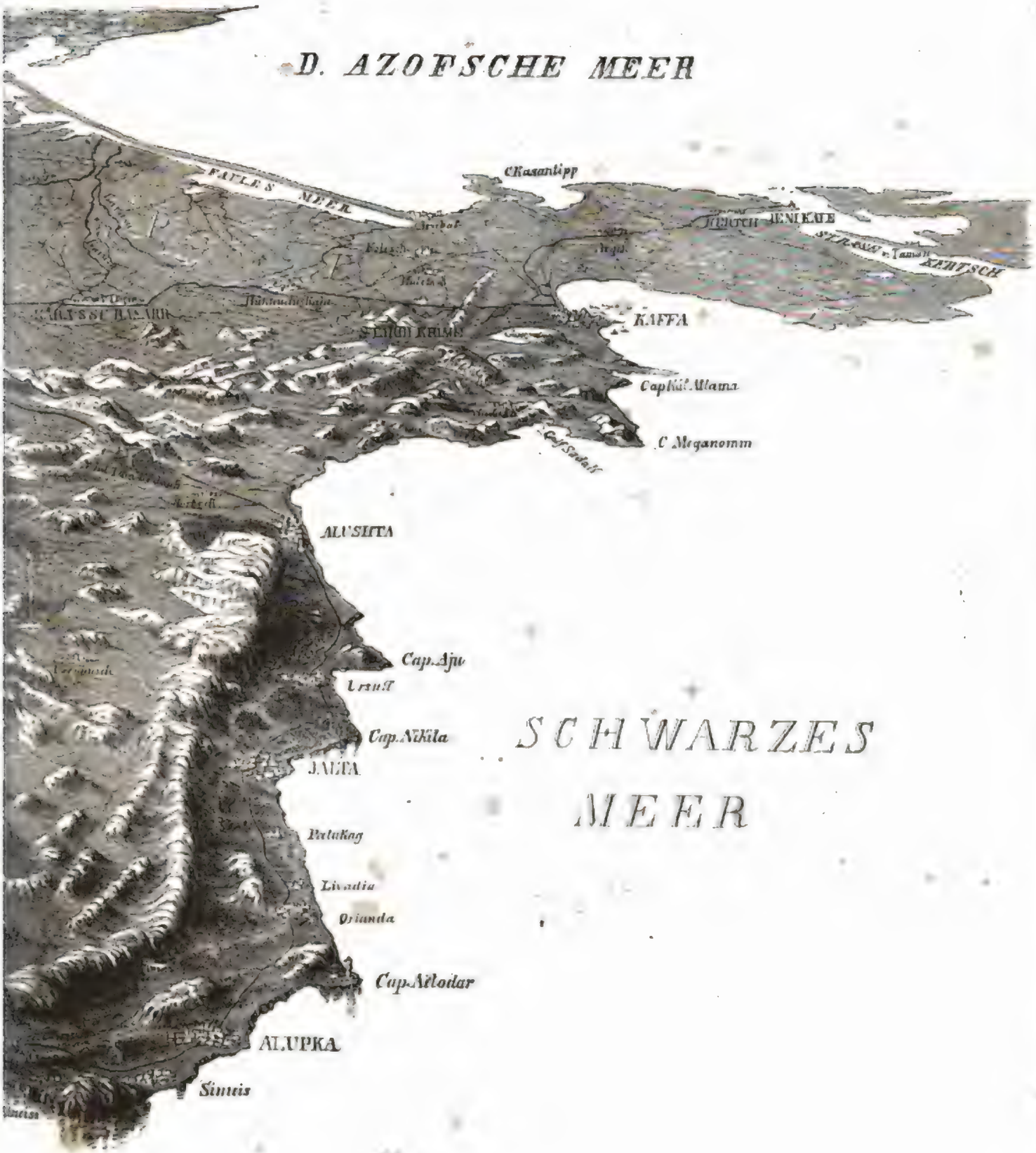
Die Lage des Landes ist ernst, aber nicht hoffnungslos. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Vermögen. Wir haben Steuern zu bezahlen, aber wir haben auch Einkommen. Wir haben Zinsen zu bezahlen, aber wir haben auch Zinsen zu bekommen. Wir haben Ausgaben, aber wir haben auch Einnahmen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen.

Die Lage des Landes ist ernst, aber nicht hoffnungslos. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Vermögen. Wir haben Steuern zu bezahlen, aber wir haben auch Einkommen. Wir haben Zinsen zu bezahlen, aber wir haben auch Zinsen zu bekommen. Wir haben Ausgaben, aber wir haben auch Einnahmen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen.

Die Lage des Landes ist ernst, aber nicht hoffnungslos. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Vermögen. Wir haben Steuern zu bezahlen, aber wir haben auch Einkommen. Wir haben Zinsen zu bezahlen, aber wir haben auch Zinsen zu bekommen. Wir haben Ausgaben, aber wir haben auch Einnahmen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen.

Die Lage des Landes ist ernst, aber nicht hoffnungslos. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Vermögen. Wir haben Steuern zu bezahlen, aber wir haben auch Einkommen. Wir haben Zinsen zu bezahlen, aber wir haben auch Zinsen zu bekommen. Wir haben Ausgaben, aber wir haben auch Einnahmen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen. Wir haben Verluste, aber wir haben auch Gewinne. Wir haben Schulden, aber wir haben auch Forderungen.


ASSINIBOIA
MEERBUSEN
VON
KALAMITA
Cap Prince
Cap Corrigan
Cap Fanshawe
Cap Lyon
Cap Esperance
Cap Hay
Cap Esperance
Cap Lyon
Cap Fanshawe
Cap Prince
Cap Corrigan



iol.

m. — R. Ruſſen.

ling, den Menschen, ganz wegleugnen zu wollen, so bin ich es doch, ich, die Runkelrübe, welche ihm das Leben versüßt, und aus Dankbarkeit und Anerkennung stehe ich darob allerwegen unter allerhöchstem Schutze."

Ich glaubte es der wohlgesetzten Rede anzuhören, daß die Sprecherin viel mit hochgestellten Herren zu thun haben mochte.

„O Du nur Süßliche und wegen zollgeschützter Unselbstständigkeit perpetuirlich Erröthende! Du solltest ja nicht so neugierig über den Erdboden herausgucken, wie Du es doch immer thust, als hättest Du wer weiß wie viel Recht da zu stehen, wo Du doch nur den Roggen verdrängt hast. Wenn Du auch Einzelnen den Kaffee mit Deinem schleimigen Zucker versüßest, so ist das noch lange nicht das Leben. Das ist aber meine Sache, denn ich erfreue des Menschen Herz und dort drüben am grünen Rheine ist mein Heimathland. Meinen Namen brauche ich gar nicht zu nennen, denn jeder Mensch weiß mich mit hundert Ehrentiteln zu nennen."

„Nicht so laut damit," fiel dem fernen Weinstocke eine andere Stimme in die Rede, denn die Worte des Weines kamen deutlich vernehmbar aus weiter Ferne, ohne Zweifel aus der meißner Gegend; „brüste Dich nicht zu viel mit Deinen Ehrentiteln, denn hier zu Lande kennt man auch einige, die nicht zu Deiner Empfehlung gereichen. Aber ich, ich darf sprechen, nicht von der Gunst, die mir die Menschen schenken, sondern von der Gewalt, die ich über sie ausübe. Fürsten haben sich vergeblich gegen meine Herrschaft aufgelehnt; ich blieb Sieger und werde es auch heute Abend bleiben."

Ich war gewaltig neugierig, den Sprecher kennen zu lernen, denn noch konnte ich seinen Namen nicht errathen und er schien auch sehr fern zu stehen, denn der Ton seiner Rede wehete fern daher.

„Wenn das Hirn des Herrn Pastors am Sonnabend schier vertrocknet ist," — so fuhr der Redner fort, „und dem Schneider das Tuch zum Rocke nicht vor nicht hinter reichen will, da hüllt jener sein gottseliges Haupt in meinen blauen Wolkenhimmel, und dieser greift nie vergebens nach Contenance in seine offenstehende Dose. Ihr werdet genug haben an diesen zwei Beispielen meiner Macht, sonst könnte ich Euch mit mehrern dienen."

Hierauf hüllte sich der Tabak in den Mantel seiner Größe und schwieg. Und auch die Anderen blieben lange still, als fühlten sie das Gewicht der gehörten Worte.

„Schämt Euch, Schwestern," so begann jetzt eine geläufige Zunge — „schämt Euch, daß Ihr vor dem übelriechenden Herrn Bruder die Segel streicht. Fühlt keine von Euch übrigen Muth in sich, ihn zu schlagen? Nun, so will ich es thun. Höre einmal, Du Prahlhans, was ich Dir sagen werde, und dann sinke vor mir in's thauige Gras auf die Knie. Du beherrschest den Herrn der Welt, das ist wahr; aber Du mußt den allergrößten Theil Deiner Herrschaft mit einer mächtigen Rivalin theilen. Das ist die Frau oder die Braut oder die Geliebte des Herrn der Welt. Wenn die es nicht leidet, so vermagst Du doch nichts über Jenen. Nun, und wer beherrscht denn die Beherrscherinnen der Männerwelt?"

Nach dieser mit steigendem Affect gesprochenen Frage folgte die pathetische Selbstbeantwortung:

„Das thue ich — der Kaffee."

Obgleich die Antwort voraus zu sehen gewesen wäre, und ich sie leicht voraus gesehen hätte, wenn ich in Arabien oder Java gestanden, so muß ich doch gestehen, und allen Pflanzen um mich schien es auch so ergangen zu sein, daß ich mit sprachlosem Staunen hier — hier mitten in Deutschland den Kaffeebaum reden hörte. Aus hundert Pflanzenkehlen hörte ich die staunenden Worte:

„Du? der Kaffee? Wo bist Du denn? wir sehen Dich nicht! — Sprich — wo bist Du?"

O, welche Beschämung! Der arme Kaffeebaum stammelte: „Nun — ja seht — genau genommen, bin ich nicht ganz der Kaffee, aber — die Sache bleibt im Grunde doch dieselbe — wenn — wenn ich auch nur die Cichorie wäre."

Da erfuhr ich aber, daß auch die lieben Pflanzenkinder ein Hohngelächter lachen können, in das ich laut mit einstimmte. Doch es wurde bald von einer neuen Rednerin übertönt. Eine Stimme, ganz nahe bei mir, schien von heiligem Zorn über die Ueberhebung der Cichorie, ebenso aber auch über die lieblose Verhöhnung der Anderen zu erglühen.

„Es ist ganz gut, daß ihr den Menschen mit Speise und Trank versetzt, aber das reicht zu seinem ewigen Heil nicht weit. Dafür aber sorge ich. Ihr laßt die Menschheit verwildern, ich halte sie in ehrbarer Zucht und Ordnung. Ich verbreite unter den Menschen die einzige stichhaltige Philosophie, weil ich alle meine Beweise a posteriori führe, ich: die Birke. Und was meine zarten Reiser am zarten Kinde begonnen, das vollendet mein tönend Holz am widerhaarigen Burschen. Da kommen die deutschen Professoren und lassen sich Katheder daraus hobeln, und von diesen herab beweisen sie sonnenklar, daß Gehorchen leichter ist als Befehlen, und Geben seliger denn Nehmen. Und dabei ist die Welt ruhig und glücklich und erst fähig, Eure Wohlthaten, liebe Schwestern, die ich nicht gering achte, in Demuth und Bescheidenheit zu genießen."

„Amen," dachte ich hinzu, und wußte nun nicht, was dagegen noch aufzubringen sein sollte. Das Pflanzen-Parlament schien auch so zu denken, denn es folgte ein tiefes Schweigen. Ich ging besänftigt ab. Als ich aber an einem Flachsfelde vorüberging, flüsterte mir es leise zu: „Laß sie, Mensch, jene mögen sich immerhin streiten um Eure Gunst, Euch ist meine Liebe zu allen Zeiten sicher. Mit weichem Linnen umfange ich den Neugebornen, um endlich treu mit dem Greise in's Grab zu gehen."

Allgemeiner Briefkasten.

H—m. in Ick. Die Gartenlaube wird regelmäßig Freitags Nachmittag hier ausgegeben.

Rud. S—st. in B—a. Manuscript mit Dank empfangen. Wir werden — außer der Novelle — Alles benutzen und bitten um Zusendung des übrigen Manuscripts. Doch wäre es uns angenehmer, nur abgeschlossene Bilder, nicht das ganze Buch zu erhalten.

Fräulein El. L. R. in A. Haben Sie Mittheilungen über Ihr Manuscript empfangen? Und wie steht es mit der kleinen Novelle?

Ed. Sch. in B. Etwas zu idyllisch.

Eg. Cl. in Fiume. In der Form zu nachlässig und deshalb nicht aufnehmbar.

C. v. D. in Str. Haben Sie die Gartenlaube noch nicht gesehen, daß Sie die wunderbare Frage thun, was sie bringt?

Jeffrey's Respirator.

Diese für Brust- und Lungenkranke so heilbringenden Instrumente, deren Nutzen Herr Professor Dr. Bock in Nr. 8 der Gartenlaube so treffend beschrieben hat, habe ich stets von 12 Grad Wärmehaltigkeit zu 3 Thlr., von 16 Grad zu 6 Thlr., von 18 Grad zu 8 Thlr., von 20 Grad zu 10 Thlr., von 22 Grad zu 12 Thlr. vorräthig, und fertige dergleichen für besondere Fälle für Mund und Nase in einem Instrument.

Joh. Reichel, Mechanikus und Bandagist.
Bandagen-Magazin, Leipzig, Markt, Königshaus Nr. 17.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

11. 1855.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

Redacteur: Ernst Keil.

Erscheint in 4 Nrn. à Bogen. Preis vierteljährlich 15 Ngr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der spanische Reiter.

Es war im Herbst 1813, als die Heere der Verbündeten, nachdem sie die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen, Napoleon über den Rhein verfolgten. Die Franzosen hatten sich nach ihrer Niederlage in Frankfurt a. M. nicht lange aufgehalten, sondern waren, ohne Widerstand zu leisten, über Mainz, Worms, Speyer und Landau nach Frankreich zurückgegangen. Nur Kehl, Straßburg und Landau blieben noch in ihren Händen, und diese Festungen mußten belagert werden.

Ich war damals Lieutenant im Regiment Prinz Carl von Bayern, das Brigade- und Divisionsweise vor Landau lag, und befand mich mit meiner Compagnie in einem Dorfe, das eine Stunde von der Festung entfernt war.

Es war ein schöner Herbsttag, als ich mit meinem Freunde, dem Lieutenant Wilhelm von Hohenstein, einen Spaziergang nach Landau machte, um die Festung in der Nähe zu besehen.

Wir waren schon eine Stunde weit gegangen, da sahen wir in einiger Entfernung vor uns einen Trupp Soldaten, die mit Schanzzeug beladen waren, und einen Offizier zu Pferde, der sie kommandirte.

Wir gingen auf sie zu, und als wir sie erreicht hatten, sahen wir, daß es Soldaten unserer Brigade waren, die Schanzzeug zu einer Batterie trugen, welche gegen die Festung aufgeworfen werden sollte.

Der Offizier, der sie kommandirte, war ein Hauptmann, der mit meinem Freunde Hohenstein bekannt war. Er hielt sein Pferd an, als er uns sah, und sprach mit uns.

Der Hauptmann war ein Mann von Humor, und als wir ihn fragten, was er denn mit seinen Soldaten vorhabe, sagte er: „Ich will eine Batterie bauen, um die Festung zu beschießen.“

„Aber,“ sagte Hohenstein, „Sie haben ja keine Kanonen.“

„Ich weiß es wohl,“ antwortete der Hauptmann, „aber ich will doch eine Batterie bauen, um zu sehen, wie sie sich ausnimmt.“

Wir lachten über diese Antwort, und der Hauptmann lachte mit.

Der Hauptmann war ein Mann von Humor, und da er sah, daß wir Lust hatten, uns die Batterie zu besehen, so ritt er mit uns hin, und wir gingen mit ihm.

Die Batterie war noch nicht fertig, und es waren noch Soldaten damit beschäftigt, Schanzkörbe zu füllen und Pallisaden einzuschlagen. Wir sahen ihnen eine Weile zu, und dann sagte der Hauptmann: „Kommen Sie, meine Herren, ich will Ihnen noch etwas anderes zeigen.“

Er führte uns zu einem Haufen Pallisaden, die noch nicht eingeschlagen waren, und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, diese Pallisaden sollen einen spanischen Reiter bilden.“

„Was ist das für ein spanischer Reiter?“ fragte Hohenstein.

„Ich will es Ihnen sagen,“ antwortete der Hauptmann. „Sehen Sie, meine Herren, wenn man Pallisaden so zusammenstellt, daß sie ein Dreieck bilden, und dann noch eine Pallisade quer darüber legt, so

„Er war es — er war es — er mordete heute seine Brüder.“ Nach einer Weile wurde sie ruhiger und die Hand auf die Brust legend sprach sie: „Still, Herz, vergiß den Verräther.“ — Die Liebe zum Vaterlande mag bei dem Mann zwar eine hohe, mächtige Leidenschaft sein, der er Alles und auch das Theuerste opfern kann, aber bei einem Weibe wird sie selten so stark sein, um zu einem Frauenherzen zu sagen: „vergiß den, welchen Du liebtest“ — und dann auch den Geliebten vergessen können.

So viel Mühe sich auch Dolores gab, Don Ramon's Andenken aus ihrer Seele zu verbannen, so sah sie doch immer seine Gestalt vor ihren Blicken auftauchen, und ein jäher Schreck, ein Schreck aus Freude und Angst flog durch ihre Seele, als sie beim Einbruch der Nacht wohlbekannte Tritte auf der Treppe hörte und gleich darauf Don Ramon, die Thür öffnend, in's Zimmer trat. Aber als sie ihn nun vor sich sah in der verhaßten französischen Uniform, in der Farbe der Unterdrücker ihres Landes, verschwand jene weiche Empfindung und das Feuer der Entrüstung loderte wieder in ihr auf. Don Ramon sah bleich und bewegt aus, er schritt auf das junge Mädchen zu und indem er sich auf ein Knie vor ihr niederließ, flüsterte er:

„Dolores!“ Aber diese wich einen Schritt zurück und ihn mit Blicken voll glühender Entrüstung betrachtend, rief sie:

„Was willst Du hier, Verräther, dessen Hand noch rauchend von dem warmen Blut Deiner Brüder? Fort aus meinen Augen, bringe den Namen Dolores nicht mehr über Deine Lippen, ich habe aufgehört, für Dich zu leben, von dem Augenblicke an, wo Du diese Uniform mit den Farben des Vaterlandes vertauschtest.“

Dunkle Röthe überzog bei diesen Worten das Gesicht des jungen Offiziers.

„Dolores!“ rief er, „höre mich, ein Wort von mir, bevor Du mich verurtheilst — der Richter gestattet es dem Verbrecher, kannst Du es mir verweigern?“

Und er erzählte dem jungen Mädchen die Beleidigungen, die Kränkungen, die er von seinem Obersten hatte erdulden müssen und die ihn unter Frankreichs Fahnen getrieben. Seine lebhafte Schilderung bewegte Dolores, aber sie erweichte sie noch nicht.

„Wohlan!“ rief sie aus, „ich glaube, was Du sagst, aber warum ließest Du dem Vaterland entgelten, was ein Einzelner verbrochen? — Es giebt nur ein Mittel, wodurch Du meine Liebe wieder erlangen kannst.“

„Sprich, sprich, Dolores!“ rief, von Leidenschaft und Liebe überwältigt, Ramon — „aber verlange nichts, was gegen die Ehre ist; Barmherzigkeit, meine Dolores, ich will Alles opfern, mein Leben, es ist das Einzige, was ich noch habe, nachdem ich Dich und das Vaterland verloren — nur meine Ehre verlange nicht zum Opfer!“

„Deine Ehre?“ antwortete das leidenschaftliche Mädchen. „Was ist Ehre — nur im Dienste des Vaterlandes giebt es Ehre, Du verlorst sie, als Du diese Uniform anzogst. Was Du „Ehre“ nennst, ist ein leerer Begriff, ein Nichts, ein Köder, mit dem Euch Euer Tyrann an sich fesselt!“

„Dolores, Dolores!“ stammelte Ramon, „Du machst mich wahnsinnig, Du raubtest mir das Letzte, was mir geblieben.“

„Sei ruhig und höre,“ antwortete Dolores, „und willigst Du in das, was ich verlange, so bin ich Dein, Dein auf alle Zeiten!“

„Dolores,“ rief Don Ramon, „spanne mich nicht länger auf die Folter! In wenig Stunden muß ich fort, mit Depeschen meines Generals — es ist eine gefährliche Sendung, ich muß durch von Spaniern besetzte Orte, vielleicht bringt sie mir den Tod — raube mir nicht diese wenigen Minuten des Glücks, denke an die schönen Zeiten zu Saragossa, an jene Abende, wo wir an den Ufern des Guerva Hand in Hand gingen, von Liebesglück und heiterer Zukunft träumten, wo wir —“

„Schweig,“ unterbrach ihn Dolores, die fürchtete, sich durch die Erinnerung an jene schönen, vergangenen Tage erweichen zu lassen, „schweig und höre — Du gehst noch heute Nacht, wie Du sagst, mit Depeschen Deines Generals ab — Du kommst, wie Du sagst, durch Orte, die den Spaniern ergeben — wohlan, ich habe hier einen Brief an den Commandanten der nächsten spanischen Garnison, es ist ein Verwandter von mir, ich werde ihn in das Futter Deines Rockes nähen und Du wirst ihn durch einen sicheren Boten an seine Adresse befördern. — Ich kann es nicht, denn die ganze Gegend ringsherum wimmelt von französischen Streifcorps.“ —

„Dolores, Dolores, was verlangst Du?“ rief schmerzlich Don Ramon, „nur das nicht, Verrath an meiner Fahne.“

„Gut, so gehe, Unglücklicher,“ rief entrüstet Dolores und stieß ihn von sich.

„Dolores, was machst Du aus mir?“ stammelte erschöpft Ramon, den die Liebe überwältigte — „verstoße mich nicht — ich willige ein.“

„Du willigst ein?“ jauchzte Dolores und flog an Ramon's Brust, „Du willigst ein — Dank, Dank Dir, mein Ramon, nun bist Du wieder mein, Du, mein Einziger, mein Geliebter.“ Und die lang unterdrückte Glut der jungen Spanierin brach unaufhaltsam hervor, und mit feurigen Küssen hing sie an dem Munde des jungen Offiziers, der sie bebend vor Leidenschaft in seine Arme schloß. — — —

Mehrere Stunden vergingen so den Glücklichen. Da schlug die Uhr der alten Klosterkirche Mitternacht und verkündete dem Offizier, daß ihn die Pflicht rufe. — Der bittere Augenblick der Trennung war gekommen.

„Leb' wohl, mein Geliebter, leb' wohl,“ flüsterte das junge Mädchen, den letzten Abschiedskuß ihm gebend, „lebe wohl! Ich bleibe ewig Dein!“

„Lebe wohl! Dolores — lebe wohl — vielleicht auf immer,“ murmelte von trüben Ahnungen bewegt der junge Mann und ging — Dolores sah ihm nach, so lange ihr Blick seinen weißen Federbusch in der Dunkelheit erkennen konnte.

Aber der Besuch Don Ramon's bei Dolores war nicht unbeobachtet geblieben — eine Patrouille hatte ihn aus dem Hause gehen sehen, und da man auf alle im Heere dienenden Spanier ein sehr wachsames Auge hatte, so meldete man dies dem General. Der General empfing die Meldung ruhig und ließ Don Ramon mit den Depeschen abreisen, schickte ihm aber unmittelbar eine Reiterpatrouille nach, die ihn anhalten und untersuchen sollte.

In Träumereien über Dolores versunken, ritt Ramon langsam durch den Morgennebel dahin, als er mit einem Mal den Schall von Hufstritten hört; in der Meinung, daß es Spanier, greift er zu seinen Pistolen und lockert den Säbel in der Scheide, aber das: qui vive! mit welchem man ihn anruft, sagt ihm, daß es Franzosen. Eine düstere Ahnung befällt ihn — aber er sucht sich zu fassen. Der Führer der Patrouille zeigt ihm den Befehl des Generals. Unwillkürlich erbleicht Don Ramon und — man untersucht ihn, und in dem Futter seines Rockes findet man den Brief Dolores an den spanischen Befehlshaber.

„Sacre bleu!“ flucht der Wachtmeister, „das wird eine schlimme Affaire — Also links um, nach dem Hauptquartier.“

Und der Trupp, Don Ramon als Arrestanten in der Mitte, reitet wieder nach G. zurück. — Augenblicklich wird ein Kriegsgericht zusammen gerufen, und der Wirbel der Trommeln ruft die Truppen, welche bei der voraus zu sehenden Execution zugegen sein sollten, unter die Waffen.

Die traurige Geschichte fliegt, obgleich es noch am frühen Morgen, mit grausiger Eile durch die Stadt, von Mund zu Mund — die Bürger ballen ingrimmig die Fäuste und die Frauen beten ein Vaterunser für die Seele des Unglücklichen.

Im Quartier des Generals sitzen die Offiziere noch beim Kriegsrath zusammen, und da Don Ramon sein Vergehen eingesteht und nicht läugnet, so soll eben das Urtheil gesprochen werden, als vor der Thür die Stimme eines Mädchens gehört wird, die einen lauten, heftigen Wortwechsel mit der Schildwache hat.

„Laß mich hinein!“ ruft sie in stürmischer Erregung, „laß mich hinein, es gilt das Leben eines Unschuldigen zu retten. — Um der heiligen Jungfrau willen, laßt mich durch.“

Der General, der den Lärm hört, wendet sich zu einem der Offiziere und spricht:

„Lassen Sie das Mädchen hereintreten.“

Die Thür wurde geöffnet und herein stürzte mit aufgelöstem Haar, das über den weißen Nacken herunterfiel, in leichtem Morgenkleid, über welches in der Eile eine schwarzseidne Mantille geworfen war, in bloßen Füßen, wie sie vom Bett aufgesprungen — Dolores und warf sich zu den Füßen des Generals.

„General,“ sprach sie in fliegender Eile, „Ihr wollt einen Unschuldigen morden — Don Ramon ist unschuldig an dem Vergehen, das ihm zur Last gelegt wird — ich schwöre es Euch bei dem Haupte meiner Mutter. — Wir lieben uns, ich bin seit einem Jahr seine Verlobte. — In vergangener Nacht war er bei mir,

als die Schuld so hoch — oder viel zu hoch — sei, so müsse sie ihm Beweis antreten, wo, wie, wann, wie viel, durch wen und wofür. Die Antwort war: Sie wisse nichts mehr, sie habe ihn nur gebeten, sie solle ihm Rechnung legen, sie wolle es nicht, sie habe ihn

aus der Hand und ruhig frißt, auf den Stubenboden, wo sie sich ihr Futter selbst suchen.

Auch Wasser ist unentbehrlich, sie trinken viel und gern. Ein Napf mit Wasser darf nie fehlen. Sie lieben auch ein Sandbad. Gewöhnliche Hühnerkost, in kleinen Mengen, ist ihnen zuträglich. Sie fressen Körner, Brot, Kartoffeln, Grünes, Kohl, Salat, Obst, Beeren, Würmer, Insekten, Fleisch, Milch, Käse, Eier, Fische, Schnecken, Kerbtiere, Spinnen, Asseln, Tausendfüße, Regenwürmer, Nacktschnecken, Ameisen und Ameisenpuppen, Mehlwürmer, Heuschrecken, Grillen, Maikäfer, Engerlinge, Raupen, Schmetterlinge, Fliegen, Mücken, Flöhe, Wanzen, Läuse, Bienen, Wespen, Hummeln, Hornissen, Ameisen, Ameisenpuppen

Weiß schäumen zu weben. Es glänzt, es hat Farben, es hat Töne.

Und dann, wenn der Sturm sich gelegt hat, wenn die Sonne die Tage wärmer und wärmer macht, wenn die Vögel in den Zweigen singen, wenn die Blumen blühen, wenn die Bäume grünen, wenn die Wiesen sich mit Gras bedecken, wenn die Felder sich mit Saaten färben, wenn die Ernte reift, wenn die Sonne sich wieder neigt, wenn der Herbst mit seinen Früchten kommt, wenn der Winter mit seinen Stürmen und Schneegestöbern kommt, wenn die Jahre kommen und gehen, dann steht das Leuchtfeuer auf seinem Felsen und ist ein Wahrzeichen.

Und wenn es einmal nicht mehr steht, wenn es zerfallen ist, wenn es nicht mehr ist, dann wird es noch immer in den Herzen der Menschen stehen, die es gesehen haben.

Weihnacht bei den Fischern auf der Insel Hiddensee. Nach einem Gemälde von Professor Hans Bohrdt.

Die Fischerei hilft Arbeiter für die Ernährung. Wie vielfach bekannt, ist der Fischfang in der Nordsee durch die Kriegsverhältnisse sehr stark eingeschränkt worden. Die Fischereiflotte, Motorboote und Segelboote, Dampfer und Segelschiffe, ist zum großen Teil stillgelegt. Die Fischer sind zum Heeresdienst eingezogen oder haben sich freiwillig gemeldet. Es ist daher eine Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 9. Juli 1915 erlassen worden, wonach Fischer und Personen, die bisher in der Fischerei tätig waren, vom Heeresdienst zurückgestellt werden können, wenn sie sich bereit erklären, in der Fischerei tätig zu sein. Es ist ferner bestimmt worden, daß Fischer, die sich freiwillig gemeldet haben, auf Antrag ihrer Angehörigen entlassen werden können, wenn sie sich bereit erklären, in der Fischerei tätig zu sein. Es ist ferner bestimmt worden, daß Fischer, die sich freiwillig gemeldet haben, auf Antrag ihrer Angehörigen entlassen werden können, wenn sie sich bereit erklären, in der Fischerei tätig zu sein.

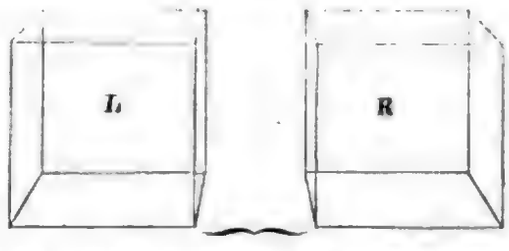
unsern Augen dar! Rings eine weite, dumpfgrollende Wasserwüste! Wir suchten unsere Wohnstätten — sie waren verschwunden. Nur hier und da ragte das Dach eines Hauses aus der trüben Fluth empor, wie der Wrack eines versunkenen Schiffes. Wir hatten zwar das Leben gerettet, aber wir waren arme, obdachlose Menschen. Weinend drückte der Vater seine Gattin, seine Kinder an das Herz, und sandte einen Blick des Dankes zu dem Himmel empor, der ihm gnädig seine Lieben gelassen hatte." —

Das Stereoskop.

Einrichtung und Geschichte.

Warum hat uns die Natur, von der man sagt, daß sie ihre Zwecke stets auf dem kürzesten und einfachsten Wege zu erreichen wisse, mit zwei Augen ausgerüstet, da wir dessen ungeachtet die Dinge gewöhnlich doch nur einfach sehen? Diese Frage ist oft aufgeworfen, ohne daß sie genügend beantwortet werden konnte. Erst in neuester Zeit hat das Stereoskop, ein einfacher physikalischer Apparat, der mit Recht alle die begeistert, die sich an seinen Wundern ergötzen, das Räthsel gelöst und doch ist wohl über keinen Gegenstand so viel und so heftig gestritten worden, wie über das einfache Sehen der Dinge mit beiden Augen.

Wir haben es in unserer Macht, die Gegenstände einfach oder doppelt zu sehen; letzteres erfordert freilich einige Anstrengung. Wir sehen einfach, scharf und deutlich, wenn beide Augen für die Entfernung eingerichtet sind, in der sich der Gegenstand befindet. Geben wir aber den Augen die Einrichtung für eine größere oder kleinere Entfernung, so sehen wir doppelt und stets undeutlich, verwaschen. Bei einiger Anstrengung, bis der Leser die Uebung erlangt hat, die Augen beliebig einzustellen, kann er sich leicht davon überzeugen, wenn er zwei Finger in gehöriger Entfernung hinter einander vor die Augen hält. Man kann hier ganz nach Gefallen den vorderen oder den hinteren Finger doppelt sehen, je nachdem man die Augen in umgekehrter Ordnung eingestellt hat. Um nun diesen Umstand zu erklären, sagte man, daß beim Sehen zwar ein jedes Auge dasselbe Bild des Gegenstandes aufnehme, aber die Punkte, auf welche das Bild falle, verschiedene seien; beim einfachen Sehen falle das Bild auf übereinstimmende Punkte, d. h. solche, deren Nerven mit einander in Verbindung stehen, sich bei dem weiteren Verlauf zu einem vereinigen, und beim doppelten Sehen auf Stellen, die sich nicht entsprechen, weil deren Nerven auf ihrem Wege zum Gehirn getrennt bleiben. Daher sollte im ersteren Falle durch die Vereinigung der Nerven auch das doppelte Bild zu einem einzigen vereinigt werden und dann erst in uns zum Bewußtsein kommen, in letzterem jedoch zwei, weil jeder Nerv besonders den durch das Licht empfangenen Eindruck in unserem Gehirn zum Bewußtsein brachte. War diese Erklärung richtig, so konnte man das eine Auge als überflüssig betrachten. Man hatte hierbei aber ganz außer Acht gelassen, daß beim Sehen eines nahen Körpers keineswegs in einem jeden Auge dasselbe Bild auf der Netzhaut entstehe, sondern ein merklich unähnliches. Wenn der Leser sich z. B. einen Würfel in geringer Entfernung vor die Augen hält und ihn abwechselnd mit dem einen oder anderen Auge betrachtet, so sieht er mit jedem etwas Anderes, wie uns dies auch die nebenstehende Zeichnung anschaulich macht. Daraus wird klar,



daß man bei nahen Gegenständen mit beiden Augen mehr sieht als mit einem, und aus diesem einfachen Grunde kann kein Maler, so geschickt er auch sein möge, eine so treue Darstellung von einem nahen körperlichen Gegenstande geben, daß sie vom Original selbst nicht zu unterscheiden wäre, denn bei dem Körper sieht nicht jedes Auge dasselbe, wohl aber bei dem Gemälde, weil es auf einer Fläche dargestellt ist, die dem Auge keine verschiedenen Ansichten darbietet. Betrachtungen hierüber hat schon Leonardo da Vinci, der große Künstler und geistreiche Philosoph in einer Abhandlung über die Malerei angestellt, ohne aber darüber in's Reine zu kommen.

Anders ist es nun, wenn wir einen fernen Gegenstand betrachten. Ob man ihn mit einem Auge ansehen mag oder mit beiden — der Anblick ist immer derselbe, weil hier die Stellung der Augen zu dem Gegenstande fast eine gleiche zu nennen ist, da die Sehachsen — die Linien, die man sich von dem Punkte, auf welchen das Auge gerichtet ist, mitten durch die Augen gezogen denkt, — einen so kleinen Winkel bilden, daß man sagen kann, sie liefen parallel. Da hier der Anblick für beide Augen derselbe ist, so kann auch ein geschickter Künstler eine so treue Darstellung von entfernten Gegenständen aufnehmen, daß man geneigt ist, das Gemälde für Wirklichkeit zu nehmen, wie das bekannte Diorama, eine Erfindung Daguerre's, lehrt.

Je näher nun aber der Gegenstand dem Auge rückt, um so größer wird der Winkel, den die beiden Sehachsen bilden; mit dem zunehmenden Winkel wird auch die Stellung der Augen immer mehr eine verschiedene, bis endlich die Gleichheit der Anschauung aufhört und jedes Auge eine andere in sich aufnimmt. Die große Verschiedenheit, die zwischen der Betrachtung naher und entfernter Dinge wirklich stattfindet, kann sich der Leser sehr leicht auf folgende Weise recht deutlich zur Anschauung bringen. Er stelle einen großen Ring in geringer Entfernung von sich so auf, daß die schmale Seite der Nase zugekehrt ist, also die Oeffnung seitwärts liegt, so wird er bald von rechts, bald von links durch den Ring hindurch sehen, je nachdem er das eine oder das andere Auge gebraucht. Rückt man den Ring weiter fort, so wird man bald nichts weiter davon wahrnehmen als den schmalen Reif, mag man das rechte oder das linke Auge schließen.

Auf den besprochenen Unterschied machte zuerst 1838 Wheatstone, ein berühmter englischer Physiker, dem die Wissenschaft viele und wichtige Entdeckungen zu verdanken hat, aufmerksam. Er wunderte sich selbst darüber, daß diese für die Theorie des Sehens so wichtige Thatsache bis dahin noch nicht die Aufmerksamkeit eines naturforschenden Auges auf sich gezogen und hinreichend gefesselt hatte. Als völlig neu stellte er sie hin und die Früchte der neuen Anschauung ließen auch nicht lange auf sich warten. Diese Betrachtungen führten sehr bald zum Stereoskop. Wheatstone stellte sich nämlich die Frage, was wohl der Erfolg sein möchte, wenn man anstatt des Gegenstandes perspectivische Zeichnungen, genau so entworfen, wie jedes Auge für sich den Gegenstand sieht, gleichzeitig einem jeden Auge darböte. Da beide Zeichnungen jedoch nothwendigerweise bei der Betrachtung verschiedene Plätze einnehmen, so war dafür zu sorgen, durch irgend eine Einrichtung beide Bilder so auf die Netzhaut der Augen fallen zu lassen, daß beide Eindrücke vereint dem Beschauer zum Bewußtsein kamen. Dieser Versuch bedingte die Entdeckung des Stereoskopes, die Wheatstone mit zu seinen größten Triumphen rechnet, die er auf dem Gebiete der Wissenschaft errungen hat. Während eine jede Zeichnung für sich mit einem Auge angesehen sich als das darstellt, was sie ist, — eine Fläche — war der Eindruck, der sich Wheatstone darbot, als er beide Zeichnungen zugleich mit beiden Augen betrachtete, ein überraschender; die Zeichnung, die Darstellung auf einer ebenen Fläche war verschwunden und an die Stelle beider war das genaue Gegenstück des Originals, eine Figur von drei Dimensionen, also ein Körper getreten. Diese Eigenthümlichkeit, Abbildungen körperlich zur Anschauung zu bringen, wird schon durch den fremdländischen Namen des kleinen Apparates angedeutet. Er erfüllt auf die überraschenste Weise das, was die Perspective wohl verspricht, aber meistens doch nicht halten kann.

Indessen ist kein Meister bis jetzt vom Himmel gefallen. Daher waren auch die ersten Einrichtungen Wheatstone's sehr unvollkommen. Der Hauptübelstand war der, daß das Sehen hier ein

Spannfäden nur, was nicht der Regel halber nöthig ist, sondern der Sicherheit halber, und oft sind sie ganz unnöthig, da die Schwankungen im Sturm klein sind und die Stangen eine gewisse Steifigkeit haben. Ich habe sie bei meinen Masten nie gebraucht, und sie sind auch nicht nöthig, wenn man die Stangen nicht zu hoch macht.

Die Stangen werden in Löcher gesetzt, die man mit einem Pfahlbohrer macht. Dieser besteht aus einem Stück Eisenstange, das unten zu einem Bohrer ausgeschmiedet ist, und oben einen Querstab hat, um ihn mit beiden Händen drehen zu können. Man bohrt damit ein Loch, das etwa 1 m tief ist, und setzt die Stange hinein. Dann stampft man die Erde fest um sie herum, und wenn man Steine hat, auch diese.

Bohrer.

Die Stangen müssen so lang sein, daß sie 1 m tief in der Erde stecken und noch 3 m über die Erde hervorragen. Ich habe meine Stangen 4 m lang gemacht, und sie stehen 3 m über der Erde. Ich habe sie aber nicht tief genug eingesetzt, sondern nur 0,8 m tief, und sie sind deshalb nicht fest genug. Ich habe sie deshalb mit Spannfäden befestigt, die ich an Pflöcken befestigt habe, die ich in die Erde geschlagen habe. Diese Spannfäden sind aber nicht nöthig, wenn man die Stangen tief genug einsetzt.

Die Stangen müssen oben einen Haken haben, an dem man die Drähte befestigen kann. Ich habe diese Haken aus Eisenstangen gemacht, die ich in die Stangen eingebohrt habe. Man kann sie auch aus Holz machen, aber sie müssen dann sehr stark sein, damit sie nicht abbrechen.

Die Drähte müssen straff gespannt sein, damit sie nicht durchhängen. Ich habe sie mit einem Spannschloß gespannt, das ich an einem der Haken befestigt habe. Man kann sie auch mit einem Flaschenzug spannen, aber das ist nicht nöthig.

Die Drähte müssen so hoch hängen, daß sie nicht von Menschen oder Vieh berührt werden können. Ich habe sie 3 m hoch gehängt, und sie hängen also 2 m über der Erde. Sie müssen aber nicht höher hängen, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so weit von einander entfernt sein, daß sie sich nicht berühren können. Ich habe sie 1 m weit von einander entfernt gehängt, und sie berühren sich also nicht. Sie müssen aber nicht weiter von einander entfernt sein, als nöthig ist, damit sie sich nicht berühren.

Die Drähte müssen so dick sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 2 mm dick gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht dicker sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so lang sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10 m lang gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht länger sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so leicht sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1 kg schwer gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht schwerer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so stark sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100 kg stark gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht stärker sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so elastisch sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000 kg elastisch gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht elastischer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so fest sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000 kg fest gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht fester sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so hart sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000 kg hart gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht härter sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so spröde sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000 kg spröde gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht spröder sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so weich sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000 kg weich gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht weicher sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so zäh sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000 kg zäh gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht zäher sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so biegsam sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000 kg biegsam gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht biegsamer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so dehnbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000 kg dehnbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht dehnbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so hämmerbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000 kg hämmerbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht hämmerbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so schmiedbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000 kg schmiedbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht schmiedbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so gießbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000 kg gießbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht gießbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so schweißbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000 kg schweißbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht schweißbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so lötbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000 kg lötbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht lötbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so verzinkbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000 kg verzinkbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht verzinkbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 100000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so versilberbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 1000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg versilberbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht versilberbarer sein, als nöthig ist, damit sie nicht durchhängen.

Die Drähte müssen so vergoldbar sein, daß sie nicht durchhängen. Ich habe sie 10000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000 kg vergoldbar gemacht, und sie hängen also nicht durch. Sie müssen aber nicht vergoldbarer sein, als nöthig ist, damit s

vor länger als zehn Jahren, zu einer Zeit, in der das Stereoskop dem französischen Gelehrten noch völlig unbekannt war, ganz auf dieselbe Weise Lichtbilder zu gleichem Zwecke angefertigt und bereits 1844 eine genaue Beschreibung seines Verfahrens veröffentlicht. Dergleichen widerfährt den deutschen Verdiensten von den Mitgliedern der großen Nation, die für die Leistungen anderer keine Augen haben, freilich ziemlich häufig, und leider wird dieser Dünkel dadurch sehr genährt, daß gerade die ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten ihre Entdeckungen zuerst der französischen Akademie vorlegen, lange bevor sie dieselben deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften anvertrauen.

Durch den Handel sind solche Zeichnungen in beträchtlicher Auswahl zu beziehen. Die gefälligsten sind die vom Professor Hessemer — bei Albert in Frankfurt am Main — und von Julie Duboscq in Paris. Namentlich die Lichtbilder des letzteren, seitdem er die Metallplatten, deren Spiegelung die Effecte weniger schön hervortreten läßt, durch Glas ersetzt hat, rufen eine Wirkung hervor, die wahrhaft zauberisch genannt werden kann. Bei Statuen erkennt man sogar, ob sie aus Marmor oder Erz gebildet sind, weil beide Materialien das Licht verschieden zurückwerfen und dadurch in den Nachbildungen Licht und Schatten verschieden vertheilt werden. Die Bilder, vor allem die Lichtbilder, sind es auch, welche den Apparat vertheuern; doch ist der Preis der Art, daß er einem Jeden zugänglich ist, sobald die Ansprüche nicht zu sehr gesteigert werden. Ein Apparat mit einer Sammlung gewöhnlicher Zeichnungen auf Papier kostet, je nachdem er mit mehr oder weniger Luxus ausgestattet ist, in Paris 30 bis 12 Francs. Freilich ist die Anzahl der Zeichnungen nur eine geringe, und daher würde das reizende Spielwerk bei Vielen sehr bald in Mißkredit kommen. Bald wird man es aber nicht nöthig haben, sich die Apparate selbst anzuschaffen; die Aussicht, Geld zu verdienen, wird in kurzer Zeit bewirken, daß man an allen Orten Stereoskope für das größere Publikum aufstellen wird, und neue Bilder werden stets wieder eine neue Anziehungskraft ausüben.

Es heißt zwar „dem Verdienst gebührt die Krone," aber das Leben lehrt uns, daß zwischen dem „gebühren" und „erreichen" sehr oft eine große Kluft liegt, die durch ein unbedeutendes Etwas, ein zufälliges Ereigniß von der geringfügigsten Bedeutung ausgefüllt werden muß. So auch beim Stereoskop. Bereits am 21. Juni 1838 stellte Wheatstone sein Spiegelstereoskop in der Königl. Gesellschaft zu London auf und erntete hier einen Beifall, der ihn zu dem oben angeführten Ausspruch berechtigte. Mehr noch als hier zog die neue Entdeckung die Aufmerksamkeit der deutschen Physiker und Physiologen auf sich. Nicht allein, daß sie sich an den überraschenden Täuschungen, in die sich „das Auge gleichsam mit Lust stürzt," weidlich ergötzten, sondern auch ernste, wissenschaftliche Erörterungen, die wir in einem andern Artikel besprechen wollen, wurden dadurch herbeigeführt. Aber daran dachte Niemand, daß man auch außerhalb der gelehrten Kreise Sinn für die dortigen Wunder, die der kleine Apparat offenbarte, haben könnte. Und ohne eine zufällige Reise nach Paris, die Sir David Brewster im Herbst 1850 — also 12 Jahre später — ausführte, hätte das Stereoskop selbst heute wohl kaum einen Weg in das größere Publikum gefunden. Dieser unbedeutende Umstand genügte, um die Lage der Dinge vollständig zu ändern; aus einer Rarität der physikalischen Kabinette wurde das Stereoskop ein beliebtes Spielzeug für große und kleine Kinder.

Die leichtentzündliche Phantasie der französischen Physiker, die bis dahin von dem Vorhandensein der schon ziemlich alten Erscheinung auf dem Gebiete der Wissenschaft keine Ahnung gehabt hatten, war auf das Höchste überrascht von den Wundern, die sich vor ihren Augen aufthaten, sobald sie in den kleinen Kasten hineinsahen, den Brewster vor ihnen aufgestellt hatte. Namentlich der Abbé Moigno drang auf das Lebhafteste darauf, diese außerordentliche Belustigung dem größeren Publikum nicht länger vorzuenthalten. Er überredete Brewster mit dem Opticus Duboscq in Verbindung zu treten und diesem die Anfertigung der Apparate zu übertragen. Brewster willigte ein, und auf überraschende Weise wurde das Unternehmen durch den Erfolg gekrönt. In dem ersten Jahre wurden mehr als tausend Apparate in Frankreich, England und Deutschland verkauft.

Und nun gar erst die Zukunft, die man hier dem Stereoskop prophezeit. Man nennt es die Krone der Photographie und sieht es als ein noch bei Weitem größeres Wunder an als das Daguerreotyp. Man glaubt, daß einst der Tag kommen werde, wo man sich nicht mehr mit Gemälden und Statuen, die man mehr oder weniger todt und Phantasiegebilde der Künstler nennt, begnügen werde; daß dann Stereoskop und Daguerreotyp Hand in Hand gehen werden, um unsern Augen alles so darzubieten, wie es wirklich ist. Man träumt schon von Gallerien, die den lebendigen Ausdruck der Köpfe, die man verewigen will, getreu wiedergeben, von Museen, die alle alten und modernen Kunstwerke so zu sagen in Natur vorführen, von Sammlungen, die gerühmte und berühmte Gegenden, Bauwerke und Ruinen so zur Anschauung bringen, wie sie wirklich sind, so daß sie in uns dieselben Gefühle erregen, als wenn wir sie mit eigenen Augen schauten, — eine Forderung, an der selbst ausgezeichnete Künstler scheitern. Und selbst Portraits, die Gedenkzeichen unserer Lieben, sieht man schon mit dem Stereoskop vereint. So ungeheuer dieser Erfolg auch genannt werden muß, — in Frankreich bezweifelt man ihn nicht, nachdem man die Nachbildungen der großartigen Gallerien der Weltausstellung zu London, die Familiengruppen von Claudet und die zahlreichen Lichtbilder von Duboscq gesehen hat. Das deutsche Blut fließt freilich ruhiger, aber auch wir wollen die Möglichkeit des Erfolges zugeben. Legen wir aber in Bezug auf die Erfüllung der frommen Wünsche die Erfolge der Photographie und Galvanoplastik, die beide in Betreff des materiellen Nutzens ungleich höher stehen, als Maaßstab zu Grunde, so möchte es dieser Verheißung eben so gehen, wie vielen anderen.

Aus dem Skizzenbuche eines sächsischen Auswanderers.

II. Ein Naturbild.

Nicht die große seltne Noth der Welt, die Fluthen, die Erdbeben, die Ganz Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte.

Goethe.

Jedes lebendige Wesen verfolgt andere und wird von andern verfolgt, denn in der Natur herrscht ununterbrochen Kampf, Krieg und Blutvergießen und das Recht des Stärkern ist das alleinige Gesetz, die einzige Richtschnur aller Erschaffenen, die nicht Mensch heißen. Auf jedem kleinen Spaziergange in Europa schon findet der aufmerksame Beobachter diese Wahrheit bestätigt, greller und auffallender aber tritt sie ihm in Ländern entgegen, wo das Naturleben in üppigerer Fülle, in mächtigerer Kraft und frei von [illegible]licher Censur und Polizei sich regt.

Wir befanden uns im Süden der Vereinigten Staaten und [illegible]ns vor zwei großen Bäumen gelagert, die von Schlinggewächsen wie von Guirlanden dicht umschlungen und verbunden waren. Die Blätter verschwanden unter einer Fülle von Blüthen, die sich wie ein bunter Teppich darüber breiteten und meist aus großen scharlachrothen Bignoniaglocken bestanden.

„Sieh da, zwei fliegende Edelsteine!" rief mein Freund. „Colibris! Da kriecht einer wie eine Biene in einen Blüthenkelch hinein. Ob ich ihn zu schießen versuche?"

„Das kleinste Schrot würde ihn in Stücke zerreißen; man schießt Colibris bisweilen, wie ich hörte, mit Mohnkörnchen, aber laß sie leben; siehe lieber zu, Du hast ja so gute Augen, ob Du das Nest findest."

Ehe der Freund dies Suchen begann, kam summend eine große Hummel herbei, die sich auf dieselbe Blume setzte, in welcher der Colibri naschte. Sofort schoß dieser auch heraus, griff zornig die Hummel an, und es entstand in der Luft ein Miniatur-Kampf zwischen den kleinen Wesen; die Hummel flog indeß bald davon.

Das Colibrineſtchen wurde glücklich gefunden, eine oben offene kleine Kugel von feinen Moosfädchen in der Gabel eines Astes. Wir betrachteten es aufmerksam und hatten uns kaum entfernt, als der eine Colibri in das Nest flog, während der andere unter den rothen Blüthen eifrig nach kleinen Fliegen mit blauen Flügeln schnappte.

Da bewegte sich etwas über dem Neſtchen; wir sahen uns um und bemerkten bald, daß ein häßliches Thier unter den Blättern heranschlich. Wir verhielten uns still. Das Thier war etwa so groß als die kleinen Colibris; der Körper bestand aus zwei in der Mitte verbundenen Theilen, war über und über mit starren rothbraunen Haaren bedeckt und hatte zehn lange ebenfalls behaarte Beine mit Haken. Es war die große Vogelſpinne, die den Colibri beobachtete, welcher um die Blüthen summte. Sobald er in einem Kelche verschwand, lief sie schnell näher; kam er heraus, so versteckte sie sich unter einem Blatt. Jetzt schwebte der Colibri über einer Blüthe ganz nahe bei der Spinne, und sofort sprang diese hinzu und faßte ihn. Er flatterte noch, er suchte fortzufliegen, aber die häßliche Spinne, die ihn fest umklammert hielt, war ihm zu schwer, und bald sanken beide nieder. Der Vogel war todt und die Spinne schickte sich an die Beute in ihr Versteck zu schleppen, um sie ungestört zu verzehren.

Während dies geschah, wurden unsere Blicke durch etwas Glänzendes angezogen, das sich an der rauhen bräunlichen Rinde des Lianenstammes hinbewegte. Es war ein eidechsenartiges Thier und so schön als eine Eidechse es sein kann, aber die häßliche, fast menschliche Form dieser Geschöpfe, ihre blitzenden Augen und ihr raubsüchtiges, tückisches Wesen machen sie mehr zum Gegenstande des Widerwillens als der Bewunderung, abgesehen davon, daß einige giftig sind.

Der ganze obere Theil der Eidechse, die wir jetzt vor uns sahen, war smaragdartig goldig grün, der untere grünlich weiß, der gleichsam aufgeschwollene oder aufgeblasene Kopf glänzte im schönsten Scharlachroth, während die kleinen Augen wie Diamanten auf Goldgrund funkelten und am Halse ein Lappen hing wie bei dem Hahne. Die Glieder waren grün wie der Rumpf, und die Zehen an den Beinen hatten die Eigenthümlichkeit, daß sie gleichsam in kleinen Kugeln endigten. Es war ein Anoly oder eine Mopseidechse, häufig auch Chamäleon genannt, etwa sechs Zoll lang.

Sobald die Eidechse die Spinne bemerkte, drückte sie sich platt an den Stamm. Ihre Farbe veränderte sich: die Kehle wurde weißlich, dann blaßgrau, und an die Stelle des glänzenden Grüns trat ein rostfarbenes Braun, so daß das Thier von dem Stamme nicht leicht unterschieden werden konnte. Es schien die Spinne angreifen zu wollen und so geschah es. Sobald die Spinne mit der schimmernden Beute ganz nahe gekommen, war die Eidechse mit einem Sprunge bei ihr, packte sie mit den gewaltigen Kinnladen und Eidechse, Spinne und Vogel fielen hinunter an den Boden. Die Spinne ließ dabei den Vogel los, und nun begann zwischen ihr und dem Chamäleon auf dem Rasen ein Kampf, der einige Minuten dauerte. Die Spinne wehrte sich tapfer, war aber dem Gegner nicht gewachsen, der ihr bald die langen Beine abbiß, so daß der sackartige Rumpf hülflos dalag. Da packte das Chamäleon die Beute am Kopf, drückte ihm die spitzen Zähne hinein und machte sie todt. Merkwürdig war uns, daß in dem Augenblicke, als die Eidechse sich auf ihre Beute stürzte, ihre Farben, Roth und Grün, im schönsten Glanze plötzlich wieder erschienen.

Aber auch sie sollte die Beute nicht in Ruhe verzehren können. Oben an dem Baume, an welchem das Chamäleon emporlief, befand sich ein Loch, in dem wohl einmal ein Vogel sein Nest gehabt hatte, und aus welchem eben jetzt eine Scorpion-Eidechse mit rothem Kopfe und braunen Schultern hervorlugte. Wer in den amerikanischen Wäldern gereiset ist, wird solche Geschöpfe häufig genug gesehen haben, denn die Scorpion-Eidechse mit ihrem rothen Kopfe, olivenbraunem Rumpfe und höchst widerwärtigem Aussehen zeigt sich dem Wanderer oft. Die, welche jetzt oben auf dem Baume lauerte, wackelte mit der spitzen Schnauze hin und her, und die schwarzen funkelnden Augen hatten einen tückischen Ausdruck. Das Chamäleon, das über die dürren Blätter hinkroch, hatte offenbar ihre Aufmerksamkeit erregt.

Blitzschnell fuhr jetzt die Scorpion-Eidechse aus dem Loche heraus, legte sich an den Stamm des Baumes, den Kopf nach unten, wartete so noch eine kurze Zeit und lief dann äußerst geschwind hinunter. Dort sprang sie so fort auf das Chamäleon, das in Folge dieses wüthigen Angriffs die Spinne losließ und fliehen zu wollen schien. Aber das Chamäleon ist muthig, und da sein Gegner nicht viel größer war als es selbst, so setzte es sich zur Wehr. Seine Kehle schwoll auf und wurde noch glänzender roth. Mit weit aufgerissenem Rachen stürzten beide auf einander zu und wälzten sich auf der Erde, die Schwänze emporgestreckt. Mehrmals ließen sie aber los und begannen den Kampf von Neuem, ohne daß Einer der Gegner das Uebergewicht zu gewinnen schien.

Der schwächste Theil der grünen Eidechse ist der Schwanz, den der leichteste Ruthenschlag von dem Rumpfe trennt. Das schien die Scorpion-Eidechse recht gut zu wissen, denn sie versuchte mehrmals die Gegnerin von hinten zu packen. Das Chamäleon seinerseits mochte dies fürchten, denn es manövrirte lange so, daß es der Gegnerin stets mit dem Kopfe gegenüber blieb.

Die kleinen Thiere kämpften wüthend wie große Krokodile mehrere Minuten, bis endlich das Chamäleon den Muth zu verlieren schien, wobei seine grüne Farbe immer matter wurde. In diesem Augenblicke unternahm die Scorpion-Eidechse noch einen heftigen Angriff, warf das Chamäleon dabei auf den Rücken, faßte es rasch am Schwanze und biß denselben glatt vom Rumpfe ab. Der arme Ohneschwanz entfloh und versteckte sich unter daliegenden Baumstämmen.

Das war sein Glück, und auch die Scorpion-Eidechse hätte sicherlich klüger gethan, wenn sie in ihrem Verstecke geblieben wäre. Wir bemerkten bald ein Rascheln unter den Blättern und etwas Rothes, das etwa einen Fuß lang von einem Aste herabhing. Es war so dick wie ein gewöhnlicher Rohrstock, aber an den glänzenden Schuppen und der zierlich gebogenen Gestalt erkannten wir leicht eine Schlange.

Sie hing nicht unbeweglich da, sondern glitt langsam herunter, so daß wir jeden Augenblick einen neuen Theil ihres Körpers sahen, der oben eine blutrothe, unten am Bauche eine lichtere Farbe hatte.

Es war die rothe Schlange der Felsenberge, von welcher die amerikanischen Jäger viel zu erzählen wissen.

In diesem Augenblicke bemerkte auch die Eidechse den langen rothen Körper der Schlange, die über ihr hing, und da sie dieselbe als schrecklichen Feind kennen mochte, entfloh sie und suchte sich im Grase zu verstecken, statt sich nach einem Baume zu wenden, auf dem sie durch ihre Schnellfüßigkeit sich wohl hätte retten können. Die Schlange kam unterdeß ganz herunter und kroch am Boden hin mit hoch gehobenem Kopfe und aufgerissenem Rachen. Im nächsten Augenblicke erreichte sie die Eidechse und tödtete sie auf der Stelle.

Wir waren ihr nachgeschlichen und hatten uns hinter einen Busch versteckt, um sie beobachten zu können. Sie lag jetzt da und schickte sich an ihre Beute zu verschlingen. Die Schlangen kauen bekanntlich nicht was sie verzehren, denn ihre Zähne sind nur geeignet, festzuhalten und das Festgehaltene zu tödten. Die rothe Schlange ist nicht giftig, hat aber eine Doppelreihe sehr spitziger Zähne, bewegt sich außerordentlich rasch und besitzt eine ziemliche Kraft, das Thier, um das sie sich geschlungen, in ihren Ringen zusammen, wohl gar todt zu drücken. Die, welche wir vor uns hatten, riß den Rachen so weit als möglich auf, packte den Kopf der Scorpion-Eidechse und schlang dieselbe allmälig ein, was häßlich genug anzusehen war.

Andere Augen außer den unserigen beobachteten sie auch, denn ihr blutrother glänzender Körper, der da im Grase lag, hatte den scharfen Blick eines Feindes angezogen. Ziemlich hoch über uns schwebte ein großer Vogel in weiten Kreisen. Die schneeweiße Farbe seines Kopfes und seiner Brust, die spitzauslaufenden Flügel und der lange Gabelschwanz verriethen so fort den großen Gabelweih.

Er zog schwebend, ohne die Flügel zu bewegen, seine Schraubenkreise kleiner und kleiner niederwärts, offenbar nach der Schlange zu. Jetzt fiel der Schatten seiner mächtigen Flügel auf den Rasen

gerade vor dieſe. Sie ſah empor und erblickte ihren ſchrecklichen Gegner mit Grauen, denn ſie ſchien am ganzen Leibe zu zittern, ihre Farbe wurde bläſſer und ſie barg den Kopf im Graſe, als wollte ſie ſich verſtecken. Aber es war zu ſpät; der Weih ſenkte ſich herab, er ſchwebte einen Augenblick dicht über ihr und als er ſich darauf wieder erhob, ſahen wir die Schlange in ſeinen Krallen ſich winden.

Einige Flügelſchläge hoben den Vogel über die höchſten Bäume empor; aber je höher er ſtieg, um ſo raſcher und unregelmäßiger wurde die Bewegung ſeiner Flügel. Es hinderte ihn offenbar etwas im Fluge. Die Schlange hing nicht mehr; ſie hatte ſich um den Leib ihres Gegners gewunden und wir ſahen ihre glänzend rothen Ringe wie rothe Bänder ſich um und durch ſein weißes Gefieder ziehen.

Mit einem Male blieb der eine Flügel bewegungslos und obgleich der andere ſich um ſo raſcher und kräftiger anſtrengte, ſtürzte der Vogel doch bald mit der Schlange, die ihn umringelt hatte, ſchwer an den Boden nieder. Indeß ſchien der Fall weder den Vogel, noch die Schlange bedeutend verletzt zu haben, denn kaum hatten ſie die Erde berührt, ſo begann ein Kampf auf Leben und Tod. Der Vogel bot Alles auf, ſich von den ihn umſchnürenden und zuſammendrückenden Ringen der Schlange zu befreien, während dieſe ihn um ſo feſter zu halten ſuchte. Sie mochte wohl wiſſen, daß ſie nur dadurch zu ſiegen vermöchte, denn wenn ſie losließ und zu entſchlüpfen verſuchte, packte ſie der Weih ſicherlich zum zweiten Male und diesmal entſcheidend mit den gewaltigen Krallen.

Der Kampf ſchien lange dauern zu müſſen, denn obwohl die beiden Gegner ſich im Graſe wälzten und der Vogel mit dem noch freien Flügel mächtig um ſich ſchlug, änderte ſich doch viele Minuten lang in dem Zuſtande nichts.

Der Vogel konnte nicht fort, die Schlange wagte nicht zu fliehen; wie ſollte der Kampf enden, wenn nicht ein Dritter ſich einmiſchte?

Wir wollten eben einſchreiten, als uns ein neues Manöver der Kämpfenden zurückhielt: der Vogel hackte wüthend mit dem Schnabel nach dem Kopfe der Schlange und dieſe verſuchte ihn zu beißen, weshalb ſie von Zeit zu Zeit den Rachen aufriß und dabei die Doppelreihen der ſpitzen Zähne ſehen ließ. In einem ſolchen Augenblicke hackte der Vogel die Schlange in den Rachen, der ſich ſofort ſchloß und den Schnabel des Feindes feſthielt, dem die ſpitzen Zähne aber nichts anzuhaben vermochten.

Der Vogel mochte erkennen, daß er jetzt offenbar im Vortheil ſei, obgleich ſein Schnabel im Schlangenrachen ſich befand, denn er zog mit aller Kraft ſeines Halſes den Kopf der Schlange niederwärts, um ihn in die Nähe ſeiner Krallen zu bringen. — Das gelang ihm auch und er packte mit den Fängen den Hals der Schlange feſt wie mit einem Schraubſtock.

Das machte dem Kampf ein Ende. Die Ringe der Schlange löſeten ſich; der Körper zuckte noch einige Zeit im Todeskampfe, dann lag er kraft- und regungslos im Graſe.

Der Sieger zog nun leicht ſeinen Schnabel aus dem Rachen der Schlange, hob den Kopf empor, breitete die Flügel aus, flog mit Triumphgeſchrei davon und trug die Schlange mit ſich hinweg, die wie ein rothes Band herabhing.

Seinem Schrei antwortete alsbald ein anderer, faſt wie ein Echo, aber er war weit kräftiger und rauher; er konnte nur aus der Kehle eines weißköpfigen Adlers kommen. Wir ſahen empor und hoch über uns am dunkelblauen Himmel ſegelte in der That einer jener mächtigen Vögel gerade auf den Weih zu, wahrſcheinlich um ihm die Beute abzujagen, die dieſer mit ſo viel Mühe ſich errungen.

Der Weih hatte den Schrei wohl vernommen und er verſtand auch die Bedeutung, denn mit ſeiner ganzen Flügelkraft hob er ſich höher und höher, jedenfalls um zu fliehen.

In einer weiten Spirallinie flog er tiefer und tiefer in das Blau des Himmels hinein; der Adler folgte ihm, ebenfalls in Kreiſen, aber in weiteren, als wolle er den Weih umkreiſen. — Höher und immer höher ging der Flug; ſie ſchienen ſich einander zu nähern, die Kreiſe ſchienen enger zu werden, aber das ſah wohl nur ſo aus, weil ſie ſich mehr und mehr von uns entfernten. — Der Weih war endlich für uns nur noch ein kleiner dunkeler und unbeweglicher Punkt, und dann verſchwand er ganz. Der Adler ſeinerſeits verkleinerte ſich auch zu einem Pünktchen in der Höhe und verſchwand endlich, doch nicht ſogleich ganz, denn ſein weißer Schwanz ſchimmerte noch immer bisweilen wie ein weißes Wölkchen oder wie eine Schneeflocke in dem Blau des Himmels. Dann wurde auch dieſes weißſchimmernde Pünktchen undeutlicher und zuletzt war gar nichts mehr zu erkennen.

Wir gaben die weitere Beobachtung auf, da — was war das? Iſch — ſch ſch! Ein Ziſchen wie eine aufſteigende Rakete. Es fiel etwas Schweres dort auf den Baum, — wahrhaftig der Weih und — todt. Und — U—ſch — ſch! Der Adler! Mit der Schlange in den Krallen! Aus der Höhe, in der ihn kein menſchliches Auge mehr zu erkennen vermochte, ſchoß er herunter wie ein von mächtiger Sehne abgeſchnellter Pfeil. Erſt in Thurmhöhe etwa breitete er die rieſigen Flügel und den Fächer ſeines Schwanzes aus. Mit langſamen Flügelſchlägen ſchwebte er majeſtätiſch daher und endlich ließ er ſich auf den Gipfel einer abgeſtorbenen Magnolia nieder.

Ich konnte nicht an mich halten, griff nach meiner Büchſe, trat in das Gebüſch, ſchlich ſo nahe als möglich an den dürren Baum, legte an und zielte wohl. Der Schuß knallte und der Adler, der die Schlange noch in den Fängen hielt, ſtürzte, zum Tode verwundet, flatternd herab.

Zur Geſundheitspflege und Erziehungslehre.

Das Knaben- und Mädchenalter.

Die Schuljahre.

Dieſes Alter, das eigentliche Jugendalter, reicht vom 7ten oder 8ten Lebensjahre, alſo vom Beginne des Zahnwechſels bis zum Eintritte der Mannbarkeit (Pubertät), ſonach in unſerm Klima beim Mädchen bis zum 14ten, beim Knaben bis zum 16ten Jahre. In dieſem Alter wächſt der Körper hauptſächlich in die Länge und wird deshalb ſchlanker; das Fett unter der Haut nimmt ab und die Muskeln treten mehr hervor; die Knochen werden feſter und dichter, Becken und Bruſtkaſten erweitern ſich; der Herzſchlag wird kräftiger und erfolgt nur 80 bis 85 Mal in der Minute; das Gehirn hört auf an Umfang zuzunehmen und deshalb erſcheint der Kopf im Verhältniß zum übrigen Körper kleiner als in den früheren Lebensaltern. Im Allgemeinen iſt die Maſſenzunahme nicht mehr ſo ſtark wie früher, jedoch immer noch groß; die Länge nimmt etwa um 10 bis 12 Zoll auf ungefähr $4\frac{1}{2}$ Fuß zu, das Gewicht um einige 20 Pfund auf etwa 65 Pfund. Dagegen treten jetzt bei fortſchreitender Entwickelung die bleibenden Formverhältniſſe immer mehr hervor, die Phyſiognomie gewinnt feſtere Züge, das Haar und die Regenbogenhaut des Auges nehmen ihre bleibende Farbe an. Das Leben gewinnt an Kraft und Feſtigkeit und erträgt ziemlich ſtarke Eingriffe ohne Schaden; es zeichnet ſich dieſes Lebensalter deshalb durch einen beſonders günſtigen Geſundheitszuſtand aus, und von hundert Kindern ſtirbt jährlich kaum eins. Trotz dem iſt jetzt ſehr leicht durch ſchlechte Ernährung und unpaſſende oder übermäßige Gehirnanſtrengung, zumal bei raſchem Wachsthume, der Grund zu ſehr beſchwerlichen und langwierigen Uebeln, beſonders zu Blutarmuth und Nervenleiden, zum Schief- und Kurzſichtigwerden, zur Engbrüſtigkeit und Beckenmißgeſtaltung zu legen. Es darf darum auch die allmälige Abhärtung und Kräftigung des Körpers neben der geiſtigen Ausbildung durchaus nicht vernachläſſigt werden. Richtige Erziehung in dieſem Alter iſt die Grundlage für das Wohl der ganzen übrigen Lebenszeit.

Die **Erhaltung** ſollte beim Knaben wie beim Mädchen ſo ziemlich dieſelbe ſein, da bei beiden das Geſchlechtliche noch gar nicht in Betracht kommen kann. Beide müſſen durch paſſende Nahrung und gute Luft, gehörige Bewegung im Freien, Turnen, Ba-

an der Stelle, wohin sie gehört, in unserer Nähe, und wir können sie nicht mehr entbehren. Wir haben sie uns angeeignet, sie ist unser Eigentum geworden, wir haben sie mit unserer Arbeit bezahlt, wir haben sie mit unserm Blute erkauft. Wir können sie nicht mehr verlieren, ohne daß wir selbst verlieren, ohne daß wir selbst zu Grunde gehen. Wenn Polen nun sagt, wir wollen sie nicht mehr, wir wollen sie nicht mehr bezahlen, wir wollen sie nicht mehr haben, so ist das ein Unrecht, das Polen begeht, und wir müssen es ihm wehren, wir müssen es ihm mit Gewalt wehren, wenn es nicht anders geht. Wenn Polen sie haben will, so muß es sie bezahlen, wie wir sie bezahlt haben, und wenn es sie nicht bezahlen will, so müssen wir sie ihm nehmen, wie wir sie uns genommen haben. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie brauchten, weil wir sie nicht entbehren konnten, weil wir sie haben mußten, um zu leben. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie bezahlen konnten, weil wir sie bezahlen wollten, weil wir sie bezahlt haben und sie noch bezahlen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden.

Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden.

Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden.

Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden.

Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden.

Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden. Wir haben sie uns genommen, weil wir sie nicht anders bekommen konnten, weil wir sie nicht anders bekommen haben, weil wir sie nicht anders bekommen werden.

sind, bringen stärkere Bewegungen und kalte Bäder Vortheil, früher sind sie nachtheilig. — Mit der Blutarmuth stehen Rückgratsverkrümmungen in nahem Zusammenhange. Es kommt nämlich jetzt die hohe Schulter, das Schief-, Krumm-, Buckligwerden in den meisten Fällen auf folgende Weise zu Stande: in Folge der Muskelschwäche, sowie in Folge mehrstündigen, der kindlichen Natur zuwiderlaufenden Sitzens (besonders Geradesitzens) in der Schule (oft auf Bänken ohne Lehnen und an zu hohen oder zu niedrigen Tischen), in Folge des beim Schreiben, Zeichnen, Sticken geduldeten oder vorgeschriebenen Tiefhaltens des linken Armes, während nur der rechte auf den Tisch gelegt wird; in Folge der einseitigen Benutzung des rechten Armes (um das Linkischwerden zu verhüten) oder auch des einen Beines (beim Stehen); in Folge falscher Bekleidung, besonders derjenigen, die, anstatt von den Achseln getragen zu werden, auf dem Oberarme und Schultergelenke ruht, oder an den Körper befestigt ist; in Folge vernachlässigter und falscher Muskelübung überhaupt, — sinken die Kinder nach der schwächern (meist linken) Seite ihres Oberkörpers zusammen, werden hier immer muskelschwächer und erleiden dadurch nach und nach eine Verkrümmung der Wirbelsäule. Die ersten Anfänge dieser Verkrümmung entgehen den Augen der Aeltern in der Regel, weil sie ziemlich schwer aufzufinden sind. Deshalb lasse man bei Schulkindern die Wirbelsäule öfterer vom Arzte untersuchen, denn Krümmungen derselben sind dann, wenn die Aeltern selbst sehen, daß das Kind schief wird, gewöhnlich schon unheilbar. Zur Heilung der Rückgratsverkrümmungen Blutarmer und Muskelschwacher ist es vor allen Dingen nöthig, daß bei Vermeidung der angeführten Ursachen des Schiefwerdens das Allgemeinbefinden verbessert, die gehörige Menge guten Blutes und Fleisches gebildet und sodann die Muskulatur durch Bewegungen gekräftigt werde. Gegen die Verkrümmung selbst sind passende gymnastische Uebungen von weit größerm Vortheil, als Streck- und andere Apparate; in den allerwenigsten Fällen kann aber eine radikale Heilung erzielt werden. **(Bock.)**

Blätter und Blüthen.

Die Abgottsschlange, Anaconda, auf der Insel Ceylon. Ich befand mich (so schreibt der Engländer Robert Edwyn) im Auftrage meiner Vorgesetzten mehrere Monate auf der Insel Ceylon. In Candy, der ehemaligen Hauptstadt, bewohnte ich ein Haus, das am äußersten Ende der nur aus einer Straße bestehenden Stadt lag, und die Aussicht auf den Wald bot. In kurzer Entfernung erhob sich ein Hügel mit vier großen Palmenbäumen, deren majestätischen Wuchs ich nicht genug bewundern konnte. Eines Morgens bemerkte ich, daß ein starker Zweig an einem dieser Bäume sich bald von einer Seite zur andern, bald bis tief zur Erde neigte, und dann wieder emporfuhr, um in den übrigen Zweigen zu verschwinden. Bei der völligen Windstille konnte ich mir diese Erscheinung nicht erklären, und ich befragte deshalb einen Ceyloneser, der mich zufällig besuchte. Kaum hatte er die Bewegung in der Palme bemerkt, als er erbleichte und heftig zu zittern begann.

„Verschließen Sie augenblicklich alle Thüren und Fenster!" rief er aus. „Was Sie für einen Zweig halten, ist eine Schlange von ungeheurer Größe, die sich in solchen Bewegungen belustigt und zur Erde niederschießt, um Beute zu holen."

Ich erkannte bald, daß er die Wahrheit gesagt hatte, denn bei fortgesetzter scharfer Beobachtung sah ich, wie die Schlange ein kleines Thier von der Erde ergriff und mit sich zurück in den Baum nahm. Dieses Ungeheuer, belehrte mich der Ceyloneser, ist uns leider nur zu bekannt; es pflegt sich in den Wäldern auf einem dick bewachsenen Baume aufzuhalten, und schießt dann auf die sorglos vorübergehenden Menschen und Thiere herab, um sie lebendig zu verzehren. Oft auch läßt sie sich in der Nähe unserer Wohnungen sehen, und dann ist ein Unglück stets gewiß.

Bald waren zwölf Personen zu Pferde und mit Gewehren bewaffnet, versammelt. Wir ritten hinter ein dichtes Gebüsch, von wo aus die Schlange durch den Schuß zu erreichen war. Jetzt erst erkannten wir die ungeheuere Größe des Thieres, und keiner der Ceyloneser wollte angreifen, aus Furcht, einen Fehlschuß zu thun. Alle versicherten, daß sie eine Schlange von dieser Größe noch nie gesehen hätten. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich meiner bei dem Anblicke dieser furchtbaren Schönheit. Ich mußte zitternd staunen und bewundern. Die Anaconde war so dick wie ein gewöhnlicher Mann, schien trotzdem aber nicht fett zu sein. Im Verhältniß zu ihrer Stärke war sie sehr lang. Mit dem Schwanze hing sie an einem der obersten Zweige des hohen Baumes und reichte mit dem Kopfe bis zur Erde hinab. Mit unglaublicher Schnelligkeit führte sie tausend Drehungen und Windungen aus. Jetzt kam sie herab, wickelte den Schwanz um den Baumstamm und legte sich, so lang sie war, auf der Erde nieder. Dann wieder war sie im Augenblicke zwischen den Aesten des Baume verschwunden. Diese Luftsprünge schien sie zu ihrer Belustigung auszuführen. Plötzlich lag sie auf einem Aste ganz still und kein Blatt rührte sich. Wir sollten den Grund dieses Manövers bald erfahren. Ein Fuchs, den wir vorher nicht gesehen, schlich vorüber — die Schlange schoß wie ein Blitz herab, und in wenig Minuten war die Beute ausgesogen. Während sie gemächlich am Boden lag, beleckte sie mit ihrer schwärzlichen Zunge das Fleisch des Fuchses; ihr Schwanz jedoch blieb um den Baum gewickelt. Wie das Krokodill war sie völlig mit Schuppen bedeckt. Der grüne Kopf hatte einen breiten Fleck in der Mitte und an den Kinnbacken gelbe Streifen. Den Nacken umzog ein gelber Ring wie ein goldenes Halsband, hinter dem sich ein großer schwarzer Fleck zeigte. Die Seiten waren von dunkeler Olivenfarbe, und auf dem Rücken lief eine breite schwarze Kette herab, die an beiden Enden eine wellenförmige und krause Gestalt hatte. Schmale halbgelbe Ringe mit blutrothen Flecken bespritzt, lagen neben dieser Kette. Der Kopf war sehr platt und breit. Die großen Augen warfen schreckliche, durchdringende Blicke. Ich gebe diese Farben an, wie sie mir im Zustande der Ruhe erschienen; sobald aber die Schlange ihre Luftsprünge machte, schillerten sie bei dem reinen Sonnenlichte in einer wunderbaren Mannigfaltigkeit und Abwechselung.

Die Ceyloneser hielten es für rathsam, den Angriff in verstärkter Zahl vorzunehmen, da der Feind ein zu gewaltiger war. Außerdem schien er lange gefastet und großen Hunger zu haben. In diesem Zustande, sagte man mir, zeige er eine Behändigkeit, die das Unternehmen äußerst gefährlich mache. Da die Anaconde an dem einmal gewählten Platze Tage lang verbleibt, so trafen wir sie am folgenden Morgen wieder an, als wir uns in doppelter Anzahl hinter dem Gebüsche eingefunden hatten. Sie schien immer noch sehr hungrig zu sein, und bald sahen wir die Wirkung davon. Ein Tiger, von der Größe einer jungen Kuh, hatte das Unglück, sich dem verhängnißvollen Baume zu nähern. Im Augenblicke ließ sich ein prasselndes Geräusch in den Aesten vernehmen, die Schlange fiel herab und packte mit ihrem gräßlichen Maule ein Stück von dem Rücken des Tigers, das größer war, als der Kopf eines Menschen. Der Tiger begann fürchterlich zu brüllen, und wollte mit seinem Feinde entfliehen; dieser aber wickelte sich drei bis vier Mal so rasch und fest um seine Beute, daß sie, gräßlich stöhnend, niedersank. Als der Tiger so gefesselt war, ließ die Schlange den Rücken los, und zog sich nach dem Kopfe. Hier öffnete sie ihren Rachen so weit sie konnte, und umschloß damit das ganze Gesicht des Tigers, das sie gräßlich zerfleischte. Der Tiger wälzte sich auf die andere Seite, und brüllte dabei, von Todesschmerz gefoltert, in den Rachen seiner gräßlichen Feindin hinein. Mir sträubten sich die Haare zu Berge, und ein kalter Schauder überlief mich.

Der starke und muthige Tiger richtete sich einige Male auf und schleppte sich drei bis vier Schritte fort; aber die Schlange zog ihn stets wieder zu Boden. Man sah, wie seine Kräfte schwanden, und nach einer Stunde schien er todt zu sein. Die Schlange versuchte nun, durch engere Zusammenziehung ihrer Schlingen die Rippen und Knochen des Tigers zu zerbrechen; aber es war umsonst. Nun ließ sie den Tiger los, wickelte nur ihren Schwanz um seinen Hals, und schleppte ihn so mit vieler Mühe nach dem Baume, dessen Nutzen sich jetzt herausstellen sollte. Mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit faßte sie den halbtodten Tiger bei dem Rücken, setzte ihn so, daß er auf den Hinterfüßen stand, an den Baumstamm, flocht ihren Leib zugleich um den Baum und den Tiger, und zog sich mit einer solchen Gewalt zusammen, daß eine Rippe und ein Knochen nach dem andern unter lautem Krachen zerbrach. Nachdem der Leib so zugerichtet war, machte sie sich an die Beine des Tigers, die sie auf dieselbe Weise vier bis fünfmal zerbrach. Am Schädel versuchte sie ihre letzte Kraft; nach vielen vergeblichen Versuchen ließ sie indeß ab. Ermüdet von der fast zweistündigen Arbeit, zog sie sich in den Baum zurück. Der zerquetschte Tiger blieb am Boden liegen.

Am dritten Morgen war ich wieder hinter dem Gebüsche. Von der Gestalt des Tigers war nichts mehr zu erkennen, man sah nur eine mit gelbem Kleister überzogene unförmliche Masse, mit der die Schlange unsern des Baumes sich beschäftigte. Die Knochen lagen dicht am Leibe, und die Hirnschale war vorangesetzt. Nachdem sie nun den Braten mit Geifer völlig überzogen und maulrecht gemacht hatte, stellte sich die Schlange davor, sperrte den Rachen auf, und schlürfte erst den Schädel, dann die übrigen Theile nach und nach ein. Gegen Abend war diese mühsame Mahlzeit vollendet. — Am vierten Morgen sah ich unter den Männern auch Weiber und Kinder bei der Palme, denn da die Schlange ihre Beute verschlungen, war keine Gefahr mehr zu fürchten. Das gefräßige Thier hatte sich so überladen, daß es sich kaum bewegen konnte. Bei unserer Annäherung versuchte sich die Schlange umsonst auf den Baum zu schwingen; die Ceyloneser schlugen sie todt. Wir maßen ihre Länge und fanden, daß sie sich auf 33 Fuß 4 Zoll belief. Die Ceyloneser zerschnitten nun die Anaconde, und theilten das Fleisch unter sich, das weißer aussah als Kalbfleisch. Man rühmte dessen Geschmack, mir fehlte aber der Appetit, davon zu kosten.

Zur Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 14. 1865.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgegeben von Ernst Keil.

Erscheint 11/2 Bogen stark. Preis des Vierteljahrgangs mit Beiblatt: Illustrirtes Modenblatt 15 Sgr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Braut und Gattin.

Von E. M.

Der Verlobte.

In den stillen sonnigen Tagen, die Hans und Anna Hart in ihrem Landhause am Rhein verlebten, war es ihnen, als ob sie sich nie genug sehen könnten. Sie hatten sich ja so lange nicht gesehen! Hans, der Kaufmann, und Anna, die Tochter des Gutsbesitzers Hart, waren Verlobte, und Hans durfte nur selten, nur in den Ferien, seine Braut besuchen. Jetzt hatte er sich einen Urlaub von vier Wochen erbeten, und diese vier Wochen sollten ihnen ganz allein gehören. Sie wollten sich ungestört ihrer Liebe freuen, wollten sich ihre Herzen ausschütten, wollten sich so vollständig wie möglich kennen lernen, ehe sie sich für immer verbänden.

Hans hatte sich in seinem Urlaube nicht getäuscht. Er fand seine Braut noch schöner, als sie ihm in seiner Erinnerung stand, und sie war ihm noch lieber, als sie ihr war.

Sie hatten sich so viel zu sagen und sie hatten Vertrauen zu einander gefaßt, wie es nur Menschen können, die sich lieben. Sie hatten sich ihre Herzen ausgeschüttet, und sie hatten gegenseitig ihren Charakter studirt, und sie hatten sich gegenseitig ihre Fehler gestanden, und sie hatten sich gegenseitig ihre Tugenden gepriesen, und sie hatten sich gegenseitig ihre Vorzüge gerühmt, und sie hatten sich gegenseitig ihre Schwächen verziehen, und sie hatten sich gegenseitig ihre Stärken bewundert, und sie hatten sich gegenseitig ihre Mängel ausgeglichen

samer, heiliger Stätte! Ich glaube zu fest an eine allwaltende Vorsehung, als daß ich unser Zusammentreffen in dieser hehren Stunde für ein Werk des Zufalls halten sollte — Amalie, lassen Sie mich Ihnen bekennen, warum ich hier jeden Morgen zu der heiligen Jungfrau bete!"

„Ich errathe es!" flüsterte sie. „Sie bitten um die vollkommene Kräftigung Ihrer Gesundheit —"

„Dieses Gebet hat die Heilige, die dem Quelle dieses Thales Heilkraft verleiht, bereits erhört, denn ich fühle eine Kraft und ein Wohlsein in mir, daß ich auf ein langes Leben hoffen darf —"

„Nun, mein Herr, um was bitten Sie denn jetzt?" fragte Amalie leise.

„Darf ich es offen bekennen?"

„Ich weiß nicht, aus welchem Grunde Sie meiner Erlaubniß bedürfen."

„Nun denn, so will ich Ihnen in Gottes Namen sagen, daß ich die heilige Jungfrau anflehe, sie möge in Ihrem Herzen eine Neigung zu mir erwecken, die mir erlaubt, Ihnen meinen Namen, mein Vermögen und mein ganzes Leben zu Füßen zu legen!"

„Mein Herr! Mein Herr!" stammelte Amalie in einer reizenden Verwirrung.

„Ach, Amalie," rief Herr von Funcal, indem er ihre Hand an sein Herz drückte und einen unbeschreiblich frommen Blick zum Himmel sandte, „ich würde mit rettungslos krankem Gemüthe auf meine Güter zurückkehren, wäre es mir nicht vergönnt, die Hoffnung mit mir zu nehmen, Sie dereinst meine Gattin vor Gott und der Welt zu nennen. Und wo fände ich eine würdigere?" fügte er in frommer Rührung hinzu. „Unsere Herzen sympathisiren in der Hingebung zu Gott und der heiligen Jungfrau — Amalie, es ist nicht zu leugnen, Gott hat uns für einander bestimmt; er hat mich deshalb bisher mit einer an Verachtung grenzenden Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht ausgerüstet, damit ich Ihnen, dem frommen Mädchen, ein reines, unbeflecktes Herz zubringen soll. Als ich Sie das erste Mal an der Quelle sah, die nur den Guten Gesundheit giebt, begann die Rinde der Gleichgültigkeit zu schmelzen, und heute ist sie bei dem Strahle Ihres himmlischen Auges völlig verschwunden. Jetzt erkenne ich, was zu meinem Glücke noch fehlt: Amalie, wandeln wir Hand in Hand durch das dornenvolle Leben, beten wir vereint zu Gott, und er wird unsern Pfad mit Rosen schmücken!"

Die junge Dame hatte gesenkten Blicks die begeisterte Rede des frommen Mannes angehört, und es entging dem Lauscher nicht, daß sie auf das wirklich reizende Geschöpf, in dem sich die zarteste Anmuth mit der reinsten Unschuld zu vereinigen schien, einen nicht geringen Eindruck hervorgebracht. Eine Dame von Welt, in der sich die Lebenslust noch kräftig regt, würde einen solchen Bewerber, der außerdem noch das Doppelte ihres Alters zählte, mitleidig belächelt haben — Amalie aber schlug züchtig und verschämt die Augen auf, sah gerührt den frommen Liebhaber an, und flüsterte:

„Mein Herr, Ihr bedeutungsvoller Antrag, so hoch er mich auch ehrt, kommt mir so unerwartet, daß ich Ihnen in diesem Augenblicke keine Entscheidung geben kann. Erlauben Sie daher, daß ich mit Gott und meinem Herzen zu Rathe gehe, ich werde mich nicht von Ihnen trennen, ohne das Resultat Ihnen mitgetheilt zu haben. Ich bin eine Waise, meine Aeltern starben früh und hinterließen mir nur ein kleines Vermögen, das ich jetzt zur Kräftigung meiner Gesundheit verwenden muß —

„Amalie, Sie werden Ihr Vermögen unangetastet lassen! Ich wache über Sie und werde so lange als Ihr Freund für Sie sorgen — —"

„Verzeihung, mein Herr!" stammelte sie bestürzt.

„O, Sie müssen mir gestatten, daß ich die Pflicht des Christen übe!"

Die Ankunft eines Dieners unterbrach das Gespräch. Herr von Funcal bot Amalie den Arm und verschwand mit ihr auf dem Wege nach Spaa. Der Jäger trat aus seinem Verstecke hervor.

„Fritz!" rief er.

„Gnädiger Herr!" antwortete der Diener. „Ich warte seit einer halben Stunde bei dem Forsthause."

„Wo ist der Wagen?"

„Er hält dort auf der Straße."

Indem der Jäger an den Stufen der Kapelle vorüberging, bemerkte er einen weißen Gegenstand auf der Stufe der Steintreppe, wo die junge Dame gebetet hatte. Er holte ihn — es war ein feines Batisttuch, das ein kleines Damenportefeuille umwunden hielt. Der neugierige Jäger, auf den die unzweifelhafte Besitzerin einen tiefen Eindruck ausgeübt und den Wunsch nach näherer Bekanntschaft angeregt hatte, würde den Fund sofort untersucht haben, wenn ihm die tiefe Dämmerung nicht daran gehindert hätte.

„Ein Anknüpfungspunkt ist gefunden!" dachte er lächelnd. „Ich bin Fatalist, wie Herr von Funcal — die Vorsehung will, daß ich mit der reizenden, seltsamen Wallfahrerin in nähere Berührung trete."

Er steckte die beiden Gegenstände in seine Jagdtasche und ließ sich von dem Diener zu dem Wagen führen, der ihn in kurzer Zeit nach seiner Wohnung in Spaa brachte.

II.

Der Spielsaal.

Es war gegen Mitternacht. Das aus elenden Hütten und prachtvollen Hotels zusammengesetzte Spaa erschien wie ausgestorben; ruhig leuchtete der Mond auf die stillen Gassen und leeren Promenaden herab. Die Nacht war schwül und ein fernes Wetterleuchten durchzuckte von Zeit zu Zeit das tiefblaue Firmament, das wie ein sternbesäeter Teppich über dem schmalen Thale hing. Um diese Zeit trat ein Mann aus dem ersten Hotel des Ortes, durchschritt die Straße und eine Seitenallee, und blieb endlich vor einem langen Pavillon stehen, durch dessen mit Jalousien geschlossene Fenster helles Licht blickte. Eine tiefe Stille, wie in der Umgebung, herrschte auch in dem glänzend erleuchteten Gebäude.

Der nächtliche Spaziergänger war Albrecht von Beck, derselbe, den wir als Jäger bei der Marienkapelle erblickt haben. Albrecht war der letzte Sprosse einer edeln ungarischen Familie, das reiche Erbe, das er vor drei Jahren übernommen, sicherte ihm ein freies, unabhängiges Leben, und wir finden ihn jetzt in Spaa, das er aus Neigung zu seinem Sommeraufenthalte gewählt hatte, weil er hier die Zerstreuungen des fashionablen Badelebens zu finden hoffte. Wir enthalten uns, die Vorzüge und Schwächen seines Charakters zu schildern, da sie der Leser aus seinen Handlungen kennen lernen wird. Aber wenn wir jetzt berichten, daß er sich am Eingange des Spielsaales befand, so wolle man nicht etwa glauben, Albrecht folge seiner Neigung zum Spiele; er hatte nur das Hotel verlassen, um sich zu zerstreuen, um seine Gedanken von der reizenden Amalie loszureißen, die auf ihn einen tiefen Eindruck ausgeübt hatte. Die Bewerbung des Herrn von Funcal, der ihr aus frommer, christlicher Nächstenliebe sein Vermögen angeboten, ihr, der nach ihrem eigenen Geständnisse unbemittelten Dame, hatten ihn mit Befürchtungen erfüllt, denen seine schnell erwachte Liebe auch noch die Eifersucht beifügte. Er hielt Herrn von Funcal entweder für einen Narren, für einen Mystiker, oder für einen Gleißner, für einen jener Roué's, denen keine Maske zu schlecht ist, wenn es sich um die Befriedigung einer Leidenschaft handelt. Und wahrlich, Amalie war wohl im Stande, eine heftige Leidenschaft zu entzünden, sie besaß Jugend, Anmuth und Liebenswürdigkeit genug, um das Prinzip der besten und schlechtesten Handlungen zu sein. Ihr Gebet vor dem Marienbilde war offenbar ein Beweis von ihrem kindlich frommen Gemüthe — sollte Herr von Funcal die Maske der Scheinheiligkeit gewählt haben, um das gute Kind zu bethören? fragte sein Argwohn. Vielleicht! Aber sie ist auch schön genug, um das Herz eines Priesters in seinem Gelübde schwanken zu machen! antwortete die Eifersucht. Wenn nun Amalie selbst eine Abenteuerin wäre? Wenn sie nach dem reichen, frommen Bewerber ihre Angelhaken auswürfe, indem sie die fromme Wallfahrerin spielt? Rechtfertigte das naive Bekenntniß ihrer Armuth diese Annahme nicht? Warum vertröstete sie auf eine entscheidende Antwort? Eine Dame von Takt hätte sich anders benommen. Oder sollte sie wirklich zu dem langen Manne eine Neigung fühlen?

Diese Zweifel, Befürchtungen und Annahmen hatten Albrecht in einen Zustand versetzt, der ihn lebhaft wünschen ließ, daß die Zeit gekommen sein möge, wo er der jungen Dame das Portefeuille überreichen könnte. Er war, trotz der Ermüdung von der Jagd, zu aufgeregt, um schlafen zu können. Es gab in der Nacht keine andere Zerstreuung als die, die sich im Spielsaale bot. Albrecht

entschloß sich daher, ihn zum ersten Male zu besuchen. Ueber eine schmale Hausflur trat er in ein Vorzimmer, wo ihm ein Diener Hut und Stock abnahm. Dann öffnete er eine Thür, und der junge Mann befand sich in dem Spielsaale. Eine ängstliche Stille, nur von dem Klingen des Geldes, dem Rollen der Kugel und der ausdruckslosen Stimme des Banquiers unterbrochen, herrschte in dem weiten, glänzenden Raume, obgleich er mit vielleicht fünfzig Personen angefüllt war, die sich in Gruppen um zwei Spieltische drängten.

Albrecht trat zu dem Roulet. Die Mehrzahl der Spielenden bestand aus Damen. Er prüfte den bunten Kreis, der gespannt den grünen Tisch umstand, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er unter den aufgeregten Gesichtern auch das ruhig lächelnde der reizenden Amalie bemerkte. Sie war ohne Hut, und Albrecht konnte jetzt, bei der hellen Beleuchtung, die wirklich blendende Schönheit in der Nähe betrachten. Die arme Amalie, die er vor einigen Stunden betend vor dem Gnadenbilde gesehen, stand jetzt ruhig lächelnd an dem Spieltische, und dabei lag so viel Ruhe in ihren schwarzen Augen, wenn der Croupier ihre verlorenen Goldstücke einzog, daß man hätte glauben mögen, sie habe an dem Verluste ein kindliches Wohlgefallen.

Der Anblick der spielenden jungen Dame versetzte den Edelmann in ein schmerzliches Entzücken, er vermochte nicht, seine Augen wieder von ihr abzuwenden. Wie rein, wie edel waren ihre jungfräulichen Züge! Und wenn selbst das Spiel zu einer Leidenschaft bei ihr geworden, man hätte nicht glauben können, daß sie auf ihrem Herzen laste, denn ihr ganzes Wesen drückte Anmuth und kindliche Unschuld aus. Eine natürliche Grazie verschönte alle ihre Bewegungen. Die kleine Alabasterhand spielte mit den Goldstücken, als ob sie den Werth derselben nicht kannte. Sie betrachtete mit demselben reizenden Lächeln den Verlust als den Gewinn. Welch eine stolze, von reichen Haaren umflossene Stirn sah der berauschte Albrecht; welch ein herrlicher Blick strahlte aus dem großen, dunkeln Auge; wie zart und rosig war ihr Teint! Die Formen des schlanken, eleganten Körpers, eng von einem weißen Mousseline-Oberrocke eingeschlossen, waren bewunderungswürdig. Es lag Alles in diesem himmlischen Wesen, was einen Dichter zur Begeisterung, und einen Frauenhasser zur glühendsten Leidenschaft hinreißen kann. Aber in ihr lag auch das unbekannte Wesen des Weibes, die unter dieser trügerischen Hülle verborgene Seele, die Seele Eva's, alle Schätze des Bösen und Guten, Anmaßung und Entsagung, kalte Bosheit und warme Liebe!

„Wenn sie mit dem Gelde des Herrn von Funcal spielte!" dachte Albrecht, und ein kalter Schauer durchrieselte seinen heißen Körper.

Er ging leise durch den Saal, um den langen blassen Mann zu suchen, da ihm die Eifersucht zuflüsterte, er müsse in der Nähe Amaliens sein; aber die Argusblicke des berauschten Albrecht suchten ihn vergebens, Herr von Funcal war nirgends zu sehen. Mit einer Art Beruhigung kehrte der junge Mann zu dem Roulet zurück, und diesmal wies ihm der Zufall einen Platz dicht neben Amalie an. Er zitterte, als unwillkürlich seine Hand den üppigen Arm berührte, der wie rosig durch die weiße Hülle schimmerte. Hätte nicht das Spiel die volle Aufmerksamkeit der Anwesenden, meist bejahrter Leute, in Anspruch genommen, man würde seine Verfassung auf seinem Gesichte gelesen haben.

Amalie hatte Unglück; ehe zehn Minuten verflossen, war die seidene Börse leer, die vor ihr auf dem Tische lag. Ein einziges Goldstück hielt sie noch zwischen den niedlichen Fingern. Die Kugel rollte; aber die schöne Spielerin, die bisher ohne zu wählen eine Farbe besetzt hatte, hielt diesmal an sich, und Albrecht glaubte in ihrem Gesichte die Unschlüssigkeit zu bemerken, ob sie den letzten Ducaten wagen sollte oder nicht. Die Kugel rollte wieder, mit leise zitternder Hand setzte Amalie auf schwarz, dann beobachtete sie starren Blicks das Rad, die kleine Kugel machte die letzten Sprünge — „roth!" rief der Banquier, und das Goldstück verschwand in der Hand des Croupiers.

Mit wehmüthigen Blicken sah Amalie auf die blinkenden Goldstücke, die von Neuem auf der grünen Fläche erschienen, und dabei drückte sie die schlaffe Börse in der niedlichen Hand. Albrecht fühlte das innigste Mitleiden mit dem reizenden Geschöpfe, als er eine Thräne in ihrem Auge erscheinen sah.

„Sie haben Unglück gehabt!" flüsterte er.

Schmerzlich lächelnd sah sie ihn an und zuckte mit den Achseln, als ob sie sagen wollte:

„Wer kann dafür? Es läßt sich nicht ändern!"

Einige Personen verließen den Saal, und Albrecht, der fürchtete, auch Amalie würde folgen, suchte das angeknüpfte Gespräch fortzusetzen, um sie zu fesseln.

„Das Glück wird Ihnen nicht immer abhold sein!" sagte er leise. „Man muß der blinden Dame Beharrlichkeit entgegensetzen."

Amalie sah ihren Nachbar mit einem unbeschreiblichen Blicke an. Dann antwortete sie lächelnd:

„Wollen Sie nicht den Versuch wagen, mein Herr, ob sich diese Regel bewährt?"

„Ich bin nicht disponirt zum Spielen; wenn Sie aber statt meiner die Prüfung unternehmen wollen, so biete ich Ihnen meine Börse an. Wir theilen Gewinn und Verlust!" fügte er hinzu, indem er seine volle Börse auf den Tisch legte.

Ein Freudenstrahl, der aus dem dunkeln Auge blitzte, verklärte das Gesicht der jungen Dame. Es lag in dem Antrage Albrecht's so wenig Verletzendes, da sie auch den Verlust theilen sollte, daß sie ohne Bedenken antwortete:

„Gut, mein Herr, ich gehe den Pact ein, und gebe der Himmel, daß ich Ihnen Glück bringe!"

Mit einer wahrhaft kindlichen Freude schickte sie sich wieder zum Spielen an. Aber trotz des Scharfsinnes, den Albrecht anwendete, um einen Begriff von ihrem Charakter zu erhalten, vermochte er dennoch nicht zu errathen, ob sie vor Vergnügen oder Beschämung erröthete, als sie die Börse öffnete und die Goldstücke auf den Tisch schüttete; er konnte sich vielmehr einer Anwandlung von Entzücken nicht erwehren, als er seine Börse unter ihren reizenden Händen sah. Mit einer liebenswürdigen Ungezwungenheit machte sie nun die Sätze. Sie gewann. Leuchtend vor Vergnügen schob sie die geliehene Börse bei Seite, und spielte von dem gewonnenen Gelde.

„Verdoppeln Sie!" flüsterte Albrecht.

„Sie wollen es?"

„Ich bitte darum!"

„Hier, sechs Louisd'or!" sagte sie, und ihre kleine Hand warf die Goldstücke auf roth.

„Schwarz!" rief der Banquier.

Der Einsatz ging verloren. Amalie hatte anhaltendes Unglück — nach einer Viertelstunde war die Börse leer, und die junge Dame sah ihren Nachbar mit betrübten Mienen an.

„Ich bin Ihre Schuldnerin!" sagte sie mit bewegter Stimme. „Nennen Sie mir die Summe, die Ihre Börse enthielt."

„In diesem Augenblicke kann ich sie nicht angeben," antwortete Albrecht verlegen; „ich werde aber morgen genau meine Kasse berechnen — —"

Beide traten von dem Spieltische zurück. Albrecht bot ihr seine Begleitung an.

„Ich werde sie annehmen," antwortete sie erröthend, „denn Sie müssen wissen, wo Ihre Schuldnerin wohnt."

„Unter dieser Bedingung würde ich auf das Glück Verzicht leisten —"

„Sie werden mich nie wieder beim Spiele treffen!" fügte sie, ihn unterbrechend, mit einem Seufzer hinzu.

„Um so mehr Grund, daß ich mich heute so spät als möglich von Ihnen trenne."

Sie betraten das Vorzimmer. Amalie empfing von dem Diener Hut und Shawl, nahm Albrecht's Arm an und verließ mit ihm das Spielhaus. Schweigend durchgingen sie die einsamen Alleen. Der junge Mann fühlte, wie der Arm seiner Begleiterin leicht erbebte. Ein Meer von Gedanken wogte in ihm, und er faßte den Beschluß, das Geheimniß der unbekannten Schönen zu ergründen, es möge kosten was es wolle. Vor dem ersten Hause der beginnenden Straße blieb Amalie stehen.

„Hôtel à la couronne!" sagte sie. „Nr. 10 ist mein Zimmer."

Nach diesen Worten flog sie die Stufen hinan und zog die Glocke. Die Thür öffnete sich und Amalie verschwand. Zwei Minuten später erhellten sich zwei Fenster des ersten Stocks. Albrecht trat so weit von dem Hotel zurück, daß er beobachten konnte. Noch zehn Minuten bewegten sich die Schatten zweier Frauen in dem Zimmer, dann erlosch das Licht, und Albrecht, das Bild des reizenden Mädchens tief im Herzen tragend, ging nach seiner Wohnung.

III.

Das Portefeuille.

Nach einer ziemlich schlaflos verbrachten Nacht verließ Albrecht sein Bett. Das Portefeuille Amaliens war der Gegenstand seiner ersten Aufmerksamkeit. Lange hielt er das zierliche Buch mit der feinen Stickerei in seiner Hand, und wäre nicht der Drang nach Aufklärung so mächtig in ihm gewesen, er würde die Indiscretion nicht begangen haben, es zu öffnen. Amalie von Paulowska waren die ersten Worte, die er fand; sie standen mit Gold gestickt auf schwarzem Grunde. Der Name deutete also eine Polin an. Außer einer österreichischen Banknote von hundert Gulden fand er noch eine Karte mit der Aufschrift: Alphons von Funcal. Er hatte nicht mehr erfahren als er schon wußte. Sorgfältiger als sonst machte er heute seine Toilette, und bald befand er sich in der Hauptallee, wo er sie unter der glänzenden Menge von Kurgästen zu finden hoffte. Aber weder Amalie noch Herr von Funcal war zu entdecken. Die Zeit der Morgenpromenade verstrich, die Alleen wurden leer, und Albrecht hatte nichts weiter erlangt als die beunruhigende Vermuthung, daß der fromme Liebhaber in seinen Bewerbungen glücklich gewesen sei. Um zehn Uhr stand er vor dem Hotel à la couronne. Er stieg die Treppe hinan und suchte das Zimmer Nr. 10. Auf sein Klopfen forderte eine Frauenstimme zum Eintreten auf. Der junge Mann öffnete, und — Amalie trat ihm entgegen. Wie bestürzt grüßte sie den Besuch. Albrecht war wie geblendet von der Schönheit der Dame, und verwirrt suchte er durch gewöhnliche Phrasen seinen Besuch zu entschuldigen, ohne des eigentlichen Grundes zu erwähnen.

„Sie finden mich in einer traurigen Verfassung, mein Herr!“ sagte sie mit ihrer weichen, kindlichen Stimme.

„Ist Ihnen ein Unglück begegnet?“ fragte Albrecht, indem er sich auf dem ihm gebotenen Stuhle niederließ.

Amalie nahm auf einem kleinen Sopha ihm gegenüber Platz.

„Ich möchte es in diesem Augenblicke so nennen, und Ihnen gegenüber ein doppeltes Unglück.“

„Wie, mir gegenüber?“

„Nach dem Verluste, den ich diese Nacht gehabt, kann ich leicht in den Verdacht gerathen, als wollte ich einen nichtigen Grund suchen für — —“

Sie stockte und eine tiefe Röthe überflammte ihr Gesicht.

„Einen Grund — wofür?“ fragte Albrecht, der kaum seiner Sinne noch mächtig war.

„Ich muß es Ihnen bekennen, mein Herr,“ sagte sie mit gewaltsamer Fassung, „denn Sie haben Ansprüche an mich, die ich befriedigen muß. Ja, es muß scheinen, als wollte ich einen Grund suchen für meine Zahlungsunfähigkeit!“

„Ist es das?“ fragte Albrecht mit einem schmerzlichen Lächeln. „Wie bedauere ich, mein Fräulein, daß ich als ein ungeduldiger, wohl gar mißtrauischer Gläubiger erscheinen und Ihnen einige peinliche Augenblicke bereiten mußte.“

„Wenn auch das nicht,“ flüsterte sie beschämt. „Ich bin Ihnen fremd, Sie sahen mich am Spieltische —“

„Und ich preise den Zufall, der mir dies Glück verschaffte.“

Sie verneigte sich schweigend mit einer bewunderungswürdigen Grazie.

„Sie vindiciren mir durch Ihre Annahme das Recht einer Forderung,“ fuhr Albrecht fort.

„Und was fordern Sie?“

„Daß Sie mir offen mittheilen, was Ihnen den Aufenthalt im Bade trübt. Nur unter dieser Bedingung halte ich es für gestattet, länger zu verweilen; ich würde, wenn Sie mich als einen Gläubiger betrachten, nicht einen Augenblick mehr — —“

Amalie sah ihren Besuch mit treuherzigen Blicken an. Sie befand sich in diesem Augenblicke durch einen Zufall, der nur schönen Frauen widerfährt, in einer Verfassung, die alle ihre Reize in dem hellsten Lichte zeigte. Nicht die einfache, geschmackvolle Toilette, nicht die für eine junge Dame ungewöhnlichen Verhältnisse oder die besondere Schönheit ihrer Körperformen verliehen ihr ein zauberisches Interesse, sondern die Mischung von Treuherzigkeit, Ueberraschung und Verschämtheit, die sich in ihren Blicken und Zügen aussprach.

„Sie wollen es?“ flüsterte sie. „Ich vermisse mein Portefeuille. Nicht wahr,“ fügte sie lächelnd hinzu, „das ist eine so gewöhnliche Ausrede, daß man Anstand nimmt, sich ihrer zu bedienen, selbst wenn man in der That den Verlust erlitten hat. Ich kehrte gestern von einem Spaziergange zurück — mein Portefeuille mit dem Inhalte meiner ganzen Kasse war dahin, mir blieb nichts als meine Börse mit einigen Ducaten. Da giebt mir ein Dämon den Gedanken ein, mit der kleinen Summe mein Glück im Spiele zu versuchen, um so rasch als möglich den Verlust zu ersetzen — jetzt, mein Herr, werden Sie mein Erscheinen an dem grünen Tische zu nehmen wissen.“

Daß sie die Wahrheit gesagt, wußte Niemand besser als Albrecht, der Finder des Portefeuilles. „Was aber bleibt ihr von der kleinen Summe,“ fragte er sich, „wenn sie die Spielschuld, die ich ihr als ein Geschenk nicht anzubieten wage, getilgt hat? Eine Ausgleichung ist nicht zu umgehen, wenn ich ihr den Fund zurückerstatte.“

„Sie haben ein Taschenbuch verloren?“ fragte er.

„Ja, mein Herr!“

„Das trifft sich gut —“

„Wie?“

„Ich habe eins gefunden.“

Amalie zuckte leise zusammen.

„Es trägt den Namen Amalie von Paulowska in Gold auf schwarzem Grunde,“ sagte sie.

„Ich habe es nicht geöffnet, mein Fräulein, da ich fremdes Eigenthum ehre.“

„Es war in ein weißes Tuch geknüpft!“ rief sie rasch aus.

„Hier ist es!“

Albrecht überreichte beide Gegenstände. Sie dankte durch eine graziöse Verneigung. Dann öffnete sie das Taschenbuch und präsentirte ihm die Banknote.

„Meinen Antheil an dem Verluste!“ sagte sie lächelnd.

„Ich bedauere, daß ich ihn nicht annehmen kann!“

„Warum? Warum?“ fragte sie lebhaft.

„Weil es mir unmöglich ist, den Inhalt meiner Börse zu ermitteln, den das unglückliche Spiel verschlungen hat — selbst nicht annähernd!“ fügte er hinzu.

„Mein Gott, was ist da zu thun? Ich kann doch nicht Ihre Schuldnerin bleiben —“

„Sie machen mich zu Ihrem Schuldner.“

„Wie wäre das möglich?“ fragte sie erstaunt.

„Indem Sie mir das Taschenbuch als ein Andenken an Spaa und an das kurze Glück unsers Kennenlernens verehren. Ich setze dabei voraus, daß es Ihnen selbst nicht etwa ein theueres Andenken ist.“

„Es ist meine eigene Arbeit — hier ist das Buch!“

Albrecht küßte die schöne Hand der reizenden Geberin und verbarg das Buch in seiner Brusttasche. Nun erzählte er, wo er es gefunden.

„Ich pflege an dem Marienbilde meine Andacht zu verrichten!“ flüsterte sie. „Gestern ward ich gestört, und meine eilige Entfernung trägt die Schuld an dem kleinen Unglücke.“

„Sie verschweigt die Anwesenheit des Herrn von Funcal,“ dachte Albrecht. „Und es ist ja natürlich, da sie nicht verbunden ist, mir ihre Herzensgeheimnisse zu offenbaren.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Industrie-Ausstellung in Paris.

Ein Janustempel des Friedens will sich wieder öffnen, während der Krieg sich bemüht, ihn geschlossen zu halten und sein Licht unter den Scheffel zu stellen, damit Mars um so ausschließlicher blitzen und donnern könne. Die Industrie-Ausstellung in Paris ist nicht nur eine Lebensfrage für Paris, sondern auch für die ganze westliche Civilisation. Gelingt sie nicht, macht ganz Paris bankerott und Barricaden, sagen manche Leute. „Das Kaiserthum ist der Friede,“ hieß es früher. Jetzt sagt dieselbe Autorität, d. h. der Kaiser der Franzosen:

Der Brand der Industrie-Ausstellung in Munich

„Die Industrie-Ausstellung ist der Friede und noch mehr!“

Es wird gefürchtet, daß sie neben dem Kriege Fiasco machen könne, so daß alle möglichen Anstrengungen gemacht werden, den brüllenden Mars vorher zum Schweigen zu bringen. In Paris, wo Gewerbe und Handel und alle ihre Lebensquellen der Luxus-Industrie bedeutend siechen, haben Alle ihre Hoffnungen auf die Industrie-Ausstellung gebaut: Zimmer zu vermiethen, Hotels, Proviant-Speculationen, ungeheuere Vorräthe von Ladenhütern, Tausende von Arbeit- und Brotlosen. — alle trösten sich bis zur Eröffnung des großen Friedenstempels.

So knüpft sich ein ungewöhnliches Interesse an diesen neuen Tempel auf den elysäischen Feldern, wo er sich unter bedeutender, wenn auch nicht sehr laut gewordener Opposition erhob, da er einen der schönsten Plätze der Welt in seinen lachenden Aus- und Fernsichten unterbricht und zwar auf die Dauer. Man will ihn nicht wieder abtragen, sondern zu einer bleibenden Schau- und Kultusstätte machen. Auch dieser Nebenumstand ist von Wichtigkeit. Es hängt von dem Erfolge ab, ob die Pariser den Verlust ihrer schönsten Promenade verschmerzen. Ob das große Unternehmen neben dem Kriege oder gegen ihn siegen werde, läßt sich jetzt noch gar nicht mit irgend einer Wahrscheinlichkeit voraussehen. Jedenfalls ist ihm der glänzendste Erfolg zu gönnen, da es unter allen Umständen zur Entwaffnung des barbarischen Mars beitragen und weiter ausbilden wird, was das eigentliche Vaterland der Industrie-Ausstellungen und die erste kosmopolitische Exhibition in London anlegten und begründeten.

Paris, die graciöseste Königin aller schönen Industrie, ist auch die Geburtsstätte der Gewerbe-Ausstellungen. Die erste nationale Schau der Art fand vor mehr als anderthalb Jahrhunderten statt, im Schlosse St. Cloud unter Präsidentschaft und auf Veranlassung des Marquis d'Avèze und zwar mitten im Schrecken der ersten großen Revolution. Die Leute schrien nach Arbeit und Brot. Er sammelte die Prachtwerke der Gobelins von Sevres und Savonneir in seinem Schlosse zur Ansicht und zum Verkaufe. Bald wimmelte das Schloß von froher Gesellschaft, die schaute und kaufte und die Wuth der Revolution in sich und Andern milderte. Die nächste Ausstellung fiel in das Jahr 1801, im Louvre, und hatte so glänzenden Erfolg, daß schon im nächsten Jahre eine dritte folgte. Die andern vertheilen sich auf die Jahre 1806 (nach der Schlacht bei Jena) 1819, 1823, 1827, 1834, 1839, 1844 und 1849. Die letzte galt auch als die erste und vollkommenste, als ein Triumph des Geschmacks in der französischen Kunst, Technik und Industrie. Man hatte für sie ebenfalls einen besondern Tempel auf den elysäischen Feldern errichtet. Die Zahl der Aussteller betrug 4494. Die Franzosen waren die Ersten, welche der Industrie Kulturtempel erbaueten. Bei ihnen gehört dieser Kultus gewissermaßen schon zu den nationalen Institutionen mit systematischen, regelmäßig wiederkehrenden Ausstellungsfestlichkeiten. Da dieser Kultus auch bei andern civilisirten Völkern bereits Bedürfniß geworden ist, läßt sich erwarten oder wollen wir wenigstens hoffen und wünschen, daß der geflügelte Merkur und die aus sich selbst bewaffnete, Städte und Civilisation schützende Pallas Athene (welche bekanntlich schon im trojanischen Kriege für die Civilisation Partei nahm) diesmal einen recht gründlichen Sieg über den confusen, ideenlosen, entweder blos barbarisch brüllenden oder feig diplomatisch lispelnden Kriegsgott Mars feiere. Paris, das so oft durch Umstürzen von Wagen und Verstopfung der Straßen sich selbst und andere Völker zu falschen Freiheitskämpfen verführte, ist der Welt Beispiele wahrer Freiheit doppelt schuldig. Der umgestürzte Wagen ist nicht die wahre Revolution, sondern der gehende, fliegende, ungehindert Völker zu Völkern bringende, Ideen und Waaren befördernde und austauschende.

Der Ausstellungstempel ist, architektonisch genommen, eben so originell wie der kosmopolitische Krystalltempel in Hydepark zu London es war, eine Combination des Massiven und Substantiellen der Baukunst mit dem Luftigen und Leichten des Londoner Palastes. Die irdische Grundlage, die majestätische Hauptfront mit dem kolossalen Hauptthore in der Mitte sind ein edeler Körper für das große, gen Himmel gerichtete Auge des Daches, welches das Himmelslicht in voller Kraft herunter führt in die prächtigen und geschmackvoll decorirten einzelnen Gebiete der Nationen und der Kunst- und Industriezweige. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß die innern Einrichtungen an Zweckmäßigkeit und Schönheit die des Londoner Tempels von 1851 bei Weitem übertreffen. Dafür bürgt schon der natürliche Formen- und der hochgebildete Kunstsinn der Franzosen. Was ihnen an politischer Freiheit, an Talent für staatliche Schönheit abgeht, hat sich um so vollkommener, graziöser in ihrer Industrie, in ihnen persönlich entwickelt. Der Engländer stolzirt mit seiner politischen Freiheit und ist dabei persönlich serviler als irgend eine unterdrückte Nation. Er mißbraucht seine Freiheit freiwillig zur Speichelleckerei gegen Lords, Banquiers, Bischöfe und sonstige Personen von Geld und Geltung. Der englische Arbeiter und Ladenbesitzer ist unangenehm höflich gegen Leute, die über ihm zu stehen scheinen. Der französische Arbeiter zeigt in seiner blauen Blouse im Vergleich zu dem englischen eben so viel persönliches Selbstgefühl, als höfliche, gebildete Formen, die dem Engländer bis in die höchsten Stände ziemlich abgehen. Der Engländer ist Sclave eines Mechanismus auch in staatlicher Beziehung, der Franzose hat immer etwas von der Noblesse, der Selbstbestimmung, dem Stolze des schaffenden und denkenden Künstlers, wenn er nicht durchweg einer sein sollte. Die Franzosen sind seit 1848 der Kulturgeschichte einen Beitrag schuldig. Jetzt wollen sie ihn liefern. Von Herzen wünschen wir, daß er sich als gelungen bethätige.

Ueber Frauenbestimmung.

Von Prof. Biedermann.

II.

Die Frau im Hause, in der Gesellschaft, im praktischen Lebensverkehr.

Von allen Berufsarten der Frauen ist keine so entschieden durch die Natur ihrer Anlagen und ihres ganzen Wesens ihr vorgezeichnet, als der Beruf für's Haus, für die Wirthschaft. Der den Frauen angeborne Trieb, mit dem Nächsten und Einzelnsten sich zu beschäftigen, ihre Gewandtheit und Beweglichkeit im persönlichen Verkehr, ihre Unermüdlichkeit und Elasticität im raschen Durchlaufen eines Kreises kleiner, scheinbar oft sogar kleinlicher, und doch nothwendiger Verrichtungen, macht sie vorzugsweise geschickt für die Uebernahme eines Berufs, auf welchen ohnehin ihre ganze Lebensstellung sie hinweist. Was den Mann ermüden, ja aufreiben würde, dieser stete Wechsel einzelner, kaum im Zusammenhange mit einander stehender Beschäftigungen, diese stete Unruhe des Anfangens, Abbrechens und Wiederanfangens an zehnerlei verschiedenen Punkten, diese Nothwendigkeit des raschen Abspringens von Einem auf's Andere, der Mangel an stetiger, in einer Richtung ruhig fortschreitender Arbeit und die ewige Unruhe eines bunten Durcheinander — das ergötzt, fesselt, befriedigt die Frau, regt sie an zu immer frischer und immer am rechten Orte einschlagender Thätigkeit, versetzt ihr ganzes Wesen in jene für sie selbst angenehme, für ihre Umgebungen wohlthuende und dem Zwecke förderliche Erregung und Bewegung. Durch ihr sicheres persönliches Auftreten (ich spreche hier natürlich nur von der Frau, wie sie sein soll, der glücklich begabten und recht gebildeten) prägt sie der scheinbaren Regellosigkeit verschiedenartiger und wechselnder Verkommnisse des Hauswesens eine feste Regel auf, bringt Ordnung und Plan hinein, ohne doch die Anmuth freien Behabens dem steifen Zwange eines pedantischen, ein für alle Male aufgestellten Systems aufzuopfern. Durch ihren feinen Sinn für Anordnung und Ausschmückung des Einzelnen, durch ihren Geschmack, durch ihr Gefallen an reizvoller Abwechselung weiß sie — die ächte Frau — auch im engsten Kreise und mit bescheidenen Mitteln überall jenes Behagen zu verbreiten, welches die erste Quelle

Kaffee, starken Branntwein und andere Lebensmittel, welche den Soldaten zum Genusse bestimmt sind, ist nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen. Ebenso sind die Kosten für Arzneien, Verbandzeug, Krankenwärter, Krankenkost und Krankenwäsche, welche für Soldaten in Krankheitsfällen erforderlich sind, nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Soldaten in Haft. Für Soldaten, welche in Haft genommen werden, ist nicht die Gemeinde, sondern die Truppe selbst verpflichtet, die Kosten zu tragen. Wenn ein Soldat in Haft genommen wird, so ist dies dem Truppenkommando, welchem er angehört, sofort anzuzeigen. Die Kosten, welche für Soldaten in Haft erwachsen, sind nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Soldaten in Haft. Für Soldaten, welche in Haft genommen werden, ist nicht die Gemeinde, sondern die Truppe selbst verpflichtet, die Kosten zu tragen. Wenn ein Soldat in Haft genommen wird, so ist dies dem Truppenkommando, welchem er angehört, sofort anzuzeigen. Die Kosten, welche für Soldaten in Haft erwachsen, sind nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Soldaten in Haft. Für Soldaten, welche in Haft genommen werden, ist nicht die Gemeinde, sondern die Truppe selbst verpflichtet, die Kosten zu tragen. Wenn ein Soldat in Haft genommen wird, so ist dies dem Truppenkommando, welchem er angehört, sofort anzuzeigen. Die Kosten, welche für Soldaten in Haft erwachsen, sind nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Soldaten in Haft. Für Soldaten, welche in Haft genommen werden, ist nicht die Gemeinde, sondern die Truppe selbst verpflichtet, die Kosten zu tragen. Wenn ein Soldat in Haft genommen wird, so ist dies dem Truppenkommando, welchem er angehört, sofort anzuzeigen. Die Kosten, welche für Soldaten in Haft erwachsen, sind nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Soldaten in Haft. Für Soldaten, welche in Haft genommen werden, ist nicht die Gemeinde, sondern die Truppe selbst verpflichtet, die Kosten zu tragen. Wenn ein Soldat in Haft genommen wird, so ist dies dem Truppenkommando, welchem er angehört, sofort anzuzeigen. Die Kosten, welche für Soldaten in Haft erwachsen, sind nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Soldaten in Haft. Für Soldaten, welche in Haft genommen werden, ist nicht die Gemeinde, sondern die Truppe selbst verpflichtet, die Kosten zu tragen. Wenn ein Soldat in Haft genommen wird, so ist dies dem Truppenkommando, welchem er angehört, sofort anzuzeigen. Die Kosten, welche für Soldaten in Haft erwachsen, sind nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Soldaten in Haft. Für Soldaten, welche in Haft genommen werden, ist nicht die Gemeinde, sondern die Truppe selbst verpflichtet, die Kosten zu tragen. Wenn ein Soldat in Haft genommen wird, so ist dies dem Truppenkommando, welchem er angehört, sofort anzuzeigen. Die Kosten, welche für Soldaten in Haft erwachsen, sind nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Soldaten in Haft. Für Soldaten, welche in Haft genommen werden, ist nicht die Gemeinde, sondern die Truppe selbst verpflichtet, die Kosten zu tragen. Wenn ein Soldat in Haft genommen wird, so ist dies dem Truppenkommando, welchem er angehört, sofort anzuzeigen. Die Kosten, welche für Soldaten in Haft erwachsen, sind nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Soldaten in Haft. Für Soldaten, welche in Haft genommen werden, ist nicht die Gemeinde, sondern die Truppe selbst verpflichtet, die Kosten zu tragen. Wenn ein Soldat in Haft genommen wird, so ist dies dem Truppenkommando, welchem er angehört, sofort anzuzeigen. Die Kosten, welche für Soldaten in Haft erwachsen, sind nicht zu Lasten der Gemeinde, sondern der Truppe selbst zu tragen.

Ein Türke.

Hyder Ali, den ich schon in Berlin als einen Theil der frühern türkischen Gesandtschaft hatte kennen lernen, begegnete mir neulich plötzlich in London. Wir erneuerten beiderseits unsere Bekanntschaft mit Herzlichkeit und besuchen uns nun gegenseitig zuweilen. Gestern trat er zu mir ein in der Dämmerstunde und grüßte mich in der üblichen, würdigen türkischen Weise: „Möge Ihr Abend glücklich sein!“ (aber auf Französisch, das er allein von allen fremden Sprachen flüssig sprach, so daß unsere ganze Unterhaltung französisch blieb.) Der üblichere, familiäre türkische Gruß: „Salem aleikum!“ (Friede sei mit Euch!) ist blos unter Muselmännern selbst Sitte. Ich wollte es ihm so behaglich als möglich machen, nöthigte ihn auf den englischen „Conch“ (breites Sopha) und bot ihm eine Cigarre an, wozu ich Kaffee bestellte. Er verweigerte die Cigarre entschieden und sagte, daß er noch nie habe begreifen können, wie die „Franken“ selbst in Paris und London sich des Tabacks in einer so rohen Weise erfreuen könnten. „Wir lieben das Aroma, den Geist,“ fuhr er fort, „und destilliren selbst den Rauch durch das Wasser der Nargili. Es ist eine höhere, reinere, geistigere Art zu rauchen. Wir verunreinigen unsere Lippen nie durch eine Cigarre.“ Da ich keine Narzili hatte, wußte ich mir erst nicht zu helfen, schickte aber bald zu einem benachbarten Freunde, der wenigstens eine Chibuck-Pfeife hatte, und borgte mir sie. Ich füllte den kleinen Kopf mit englischem „Birds-eye“ („Vogelauge“, der gebräuchlichsten Sorte in England), stellte das metallene Pfeifenbrett auf den Fußboden, schrob das bernsteinbespitzte Kirschbaum-Rohr daran, legte eine Kohle auf den Tabak (ein Fidibus ist dem Türken unmöglich), reichte ihm die Spitze und meinte nun, es ihm heimathlich gemacht zu haben, zumal da ich ihm auch den Kaffee in türkischer Manier schwarz mit dem „Satze“ und ohne Zucker in einem Glase bot. Er berührte die Bernsteinspitze dann und wann mit den Lippen, nahm einen „Paff“ und fuhr fort zu schweigen.

Nach einer Weile glaubte ich etwas sagen zu müssen und brach eine Gelegenheit vom Zaune der Gegenwart. „Apropos,“ frug ich, „wie geht es denn zu, daß die Türken, welche die Moskowiter (Russen heißen bei ihnen immer so) bei Oltenitza, Citate u. s. w. so tapfer schlugen und Silistria so heldenmüthig zu vertheidigen wußten, sich jetzt als Gassenkehrer der Alliirten in Balaklava brauchen lassen?“

„Ihr habt wahrscheinlich nicht von Amru, dem Sohne Madikarl's gehört,“ war die Antwort, „dem Araber in den Zeiten der ersten Chalifen. Der Ruhm seines unüberwindlichen Schwertes war so groß, daß Omar, der Chalif, an ihn schrieb, er möge dieses Schwert in seinen Palast senden. Amru sandte es mit pflichtschuldiger Ehrerbietung; aber schon nach einigen Tagen kam ein Gesandter Omar's zu ihm, daß das Schwert seinem Ruhme durchaus nicht entspreche und nicht besser sei, als jedes andere. Darauf sprach Amru: „Das ist wahr. Ich habe blos mein Schwert gesandt, nicht auch den Arm, der es zu schwingen weiß.“ Darauf sandte Omar zu Amru selbst und brachte Schwert und Helden zusammen, so daß er mit demselben der Schrecken aller Ungläubigen blieb. Die Alliirten haben aber durchaus nichts gelernt vom Chalifen. Sie verlangten blos das Schwert, nicht den Arm, der es schwingt, den Arm, den sie außerdem noch zu fesseln versuchen. Und nun sind sie doch zornig, daß sie das Schwert werthlos finden.“

Diese Anspielung auf Ausmerzung der einzigen Helden, welche die türkische Armee allein zu schwingen verstanden, die auf Oesterreichs Veranlassung vorgenommene Ausscheidung der Renegaten-Offiziere, welche den Stab Omer Paschas bildeten, war ganz im orientalischen Style gehalten, wie Hyder Ali überhaupt alle guten Seiten des Türkenthums beibehalten zu haben scheint, so viele Jahre er sich auch schon im „civilisirten Westen“ aufhielt.

„Aber Amru,“ erwiederte ich, mich möglichst seiner Ausdrucksweise anbequemend, „war nur ein Sterblicher. Was war das Schicksal seines Schwertes?“

„Allah ordnete es so,“ antwortete er, „daß Amru's Schwert immer einen Arm, es zu schwingen, fände, so oft es gilt, es gegen Unrecht und Anmaßung zu führen. Wir finden es noch einmal in unserer Geschichte erwähnt. Als der byzantinische Kaiser Nikephoros den Tribut an Harun al Raschid, den großen Chalifen, verweigerte (obgleich ihn die Kaiserin Irene versprochen) und statt des Goldes ein Dutzend Schwerter sandte, nahm Harun Amru's Schwert und hieb die zwölf griechischen Schwerter mit einem Streiche durch, als wären es Rüben. „Wenn ihr keine bessern Klingen in eurem Lande habt,“ sagte Harun zu den Gesandten, „so nimm diese Stücke zurück und bezahlt den Tribut, wie bisher.“ Aber sie verweigerten das Geld, und Harun nahm Amru's Schwert und holte es sich, wenigstens die Stadt Erekli am schwarzen Meere, die ihr Heraclea nennt.“

„Harun,“ entgegnete ich, „bekam in Heraclea eine Goldmine, obgleich er sie nicht erkannte. Und eure unthätige Regierung denkt noch bis heute nicht daran, sie sich zu Nutze zu machen. Hat man nicht bei Heraclea ein reiches Bett von Anthacit-Kohlen entdeckt? Haben wir nicht Recht, euer Volk Barbaren zu nennen, da ihr euch durchaus nicht zu industriellen Unternehmungen entschließen könnt?“

Hyder Ali behielt seine größte Seelenruhe und erwiederte mit der kältesten Würde: „Wir nehmen von Erekli gerade so viel Kohlen, als wir für unsere Dampfschiffe brauchen. In unsern Häusern lieben wir sie nicht, wie die Engländer thun. Von diesen Engländern haben wir auch gelernt, daß Baumwollemachen und Machen von allem Möglichen, um nur Geld für sich und keinen Menschen, nicht einmal sich selbst glücklich zu machen, für uns nicht paßt. Wir lieben es nicht, unser Leben zu opfern, um viel Geld zu hinterlassen, uns und unsere Herzen gegen unser eigenes Glück und das Recht der Andern zu verschließen, um sagen zu können: wir haben viel Geld. Wozu mehr Dinge schaffen, als wir zum ruhigen, einfachen Leben brauchen? Wozu Kohlen haben, die wir nicht verbrennen wollen? Die Engländer wollten Kohlen verbrennen. Die Armee bei Balaklava brauchte Feuerung. Sie schifften ihre Kohlen nach Malta, von Malta nach Corfu, von Corfu nach Balaklava, und ließen ihre Soldaten erfrieren und verhungern, während Erekli, die „Goldmine“, die Jeder kennt, Balaklava gerade gegenüber liegt. Warum gaben sich die gebildeten Franken nicht selbst den guten Rath, den sie brauchten? Mögen die Franken unsere Kohlen brennen, wir haben nichts dagegen. Ihr dürft uns nicht für eure eigenen Fehler tadeln.“

Ich merkte, daß er sich etwas verletzt fühlte und lenkte das Gespräch auf die glänzende, poetische, gebildete, weise Periode Harun al Raschids zurück. Er pries ihn mit glühender Malerei und erzählte folgende Anekdote:

„Der Chalif hatte manche Umdrehungen des Schicksals erfahren, aber sein Glaube blieb ungewunden und stark. Sein Vater Al Maadi überließ die Sorge seiner Regierung seinen beiden Söhnen gemeinschaftlich, damit sie mit vereinten Kräften Recht übten und den Islam ausbreiteten. Aber der ältere Bruder weigerte sich, gerecht gegen den jüngern Bruder zu sein, verstieß ihn und beraubte ihn all seines Rechtes und seiner Habe. Al Hadi hieß der ältere, der jüngere war Harun al Raschid. Der letztere stand nun beraubt all seiner Güter an der Brücke des Tigris und sah zu, wie die Wogen des Flusses alle nach dem Meere liefen unaufhaltsam, ohne daß eine wiederkehren dürfte. Und so dachte er, wie auch sein Glück gegangen sei, eins nach dem andern, und keins wiederkehrte.

„Nur seines Vaters kostbarer Ring war ihm geblieben, dessen er sich sehr freute im Glanze der Sonne auf der Brücke des Tigris. Der Schein seines Edelgesteins war ihm die letzte Bürgschaft seiner geschwundenen Größe. Aber in demselben Augenblicke kamen Boten von Al Hadi, welche den Ring zurückverlangten. Harun nahm ihn von der linken Hand, hielt ihn noch einmal gegen die Sonne, warf ihn in die Wogen des Tigris und sprach zu den Boten:

„Erzählt Eurem Meister, daß alle seine Macht diesen Ring nicht zurückbringen kann. Er ist begraben im Bette des Tigris, wo ihn kein Taucher finden kann. Soll ich das letzte Zeichen meiner Geburt verlieren, will ich wenigstens es nicht ihm geben, der mich beraubt hat aller meiner Rechte.“

„Al Hadi versprach dem Taucher, der den Ring wiederbringen würde, einen königlichen Preis, aber der Fluß hatte ihn verschlungen und gab ihn nicht heraus.

„Fünf Monate später stand Harun auf derselben Brücke. Sein Bruder war gestorben und hatte ihm die Alleinherrschaft über das große Reich hinterlassen müssen. Umjauchzt von dem frohlockenden Volke ritt er triumphreich in seinen Palast. Auf der Brücke fiel ihm die Wendung des Glückes in den Sinn. Er nahm jetzt seinen bleiernen Ring, den er bisher als Zeichen seines Unglücks getragen, vom Finger und warf das letzte Zeichen seines Elends in die Fluth.

„„Auf nun, Taucher!“ rief er, „hinab! Zehn Beutel Goldes für den, der mir den Ring kann wieder zeigen!“

„Große Massen von Schwimmern und Tauchern sprangen hinab in die Fluthen und verschwanden. Der Erste, der wieder auftauchte schwang freudig einen Ring in der Hand. Es war der Juwelenring des Vaters. Den bleiernen fand Niemand wieder.“

„Danke für diese schöne Version des griechischen Polykrates-Ringes!“ rief ich. „Es ist eine sinnige Verbesserung der Sage. Doch warum so lange bei alten Geschichten weilen? Warum bekümmert sich euer Volk überhaupt nicht gern um die Gegenwart und liest keine Zeitungen?“

„Ich kann diese eure Zeitungspapiere nicht lesen, Herr!“ rief er mit Entrüstung, „sie ekeln mich an. Ich verstehe sehr wohl die Worte der französischen und englischen Zeitungen, aber ich finde nicht den Werth und Sinn darin, den Ihr Franken darin sucht. Ich bin bekannt geworden mit vielen jener Männer, welche eifrig Profession daraus machen, die öffentliche Meinung zu fabriciren, just wie der Weber sein Zeug zusammenwirkt. Ich kam öfter mit ihnen in londoner und pariser Gesellschaften zusammen und sah, daß sich Niemand viel um das bekümmerte, was sie sagten, weil sie als Personen bekannt waren, die nicht viel zu sagen und keinen besondern Werth haben. Sobald nun aber dieselben Personen unbekannt werden und als Unbekannte, ihrem Namen und ihrer Person noch nicht zu Entdeckende ihre Worte und Meinungen in großen Papieren drucken lassen, werden sie als Meinung der Nation, als öffentliche Meinung geachtet und gewinnen Einfluß auf Eure Gesetzgeber und Minister, welche nicht die geringste Notiz von dem unbekannten Schreiber selbst nehmen. Ich bin in Ava, der großen Stadt des birmanischen Reiches, gewesen und habe gesehen, wie das Volk vor dem Priester niederkniet, wenn er seinen großen, gelben Mantel trägt; wenn er ihn aber wusch und auf eine Stange zum Trocknen hing, gingen sie ohne das geringste Zeichen von Ehrfurcht vor ihm vorbei. Sie werfen sich blos vor dem gelben Kleide nieder. Ihr Franken nennt die Birmanier Barbaren, aber seid Ihr besser? Sind diese Engländer hier nicht viel schlimmer, welche sich, wie es der Punch neulich abbildete, vor einem mit einem Staatsmantel angethanen und an einen Stammbaum gelehnten Perrückenholzkopf niederwerfen, obgleich sie die Freiheit haben, auf ihren eigenen Füßen stehen zu bleiben und auf ihren Kopf zu bestehen?“

Ich mußte Beifall lächeln, so unangenehm mir auch seine einleuchtende Wahrheit die Augen drückte.

„Sie haben in mancher Beziehung Recht,“ erwiederte ich, „aber gegen die Zeitungen sind Sie zu streng. Sie verstehen die Institutionen des Westens noch nicht zu würdigen, von denen die Presse eine der wichtigsten und segensreichsten ist. Haben wir nicht Ge- und Verbrechen zu rügen und große Männer öffentlich anzuerkennen?“

„Große Männer?“ fragte Hyder Ali mit einem ungemein großen „Paff“ aus dem Chibuck, indem die beiden großen Augen mit ungemein viel Weiß aus der Dunkelheit unter dem rothen Fez strahlten. „Wenn Ihr wirklich große Männer habt, um so schlimmer für Euch. In den Zeitungen sind' ich keine. Die Presse läßt sie in England nicht aufkommen, in Frankreich giebt es gar keine Presse. Ihr liebt und begreift die großen Männer nicht. Ein Franke in meinem Lande hatte einen gefährlichen Weg vor sich voller Felsen und Gruben und Deiche. Sein arabischer Führer brachte ihm ein Kameel und einen Esel, um auf einem von beiden den Weg zu reiten. Der Franke sah sich das Kameel an, wie es mit hochgerichtetem Kopfe gerade aus in die weite Ferne sah, ohne auf seine Füße zu sehen, und hielt es deshalb für unsicher. Der Esel dagegen, der seinen Kopf zur Erde bog und gewissenhaft seine Füße besah und den Weg dicht vor sich, gefiel ihm. Er genoß sofort das Vertrauen des Franken. Er bestieg den Esel, der Araber das Kameel. Der arme, gewissenhafte Esel stolperte über jeden Stein auf dem Wege und fiel in den ersten Deich mit seinem Reiter, während das Kameel mit hochgerichtetem, weithinsehendem Haupte stolz dahinschritt über Steine und Gruben.“

„Wie kommt es,“ rief der abgesetzte Reiter des Esels, „daß der Esel mit aller seiner Gewissenhaftigkeit und Aufmerksamkeit auf jede nahe Gefahr stolpert und fällt, während das Kameel, ohne einmal auf den Weg unter sich zu sehen, die Gefahren vermeidet oder überschreitet?“

„Der Esel,“ erwiederte der Araber, „hält seinen Kopf so nahe zur Erde und betrachtet nur das Nahe und Einzelne (wie Eure Staatsmänner und Eure Zeitungen — fügte Hyder Ali halblaut hinzu) und sieht die Gefahr erst, wenn sie so nahe ist, daß er sie nicht mehr vermeiden kann; das Kameel sieht den Feind schon in der Ferne und seine Füße gehorchen dem Haupte.“

Hyder Ali hatte seine Pfeife auf delicate, künstlerische, sparsame Weise ausgeraucht. Er erhob sich gravitätisch und sprach:

„Möge Ihre Nacht glücklich sein, Herr!“ und so ging er, ohne sich noch einmal umzukehren, obgleich ich ihn mit dem schnell angezündeten Lichte bis an die Thür begleitete, als wollt' er mein Nachdenken über seine Parabel mit keiner Silbe mehr stören. Indem ich darüber nachdachte, schrieb ich sie nieder, aber für keine Zeitung, sondern für ein gemüthliches Blatt, das sich nicht, wie der Esel, mit blos naheliegenden, für den Tag geltenden und flatternden Fliegen und Gefahren beschäftigt, sondern ein Verdienst darin sucht, die Leser durch ewige Wahrheiten in der Natur und im Menschenleben zu beruhigen, zu erheitern und so über die Steine des Anstoßes hinweg tragen zu helfen.

Dieses Gespräch mit dem Türken ward nicht als interessant und wichtig in sich mitgetheilt, sondern als ein Hülfslicht für die Betrachtung eines Volkes und einer Kultur, woran wir alle Antheil nehmen, da die Geschichte offenbar die Absicht hegt, eine bedeutende Aenderung damit und mittelbar auch mit uns vorzunehmen.

Dem Andenken zweier deutschen Eroberer.

(Barth und Overweg.)

„Während der Löwe noch als König der Wüsten Afrika's durch die Nacht brüllt, und am Tage die schwarzen und braunen Stämme von Menschen sich gegenseitig berauben, bestehlen, verkaufen und morden, haben ein halbes Hundert von Europäern die ersten Kulturstraßen durch die Wüste und von allen Seiten nach dem Innern geschlagen. Bald wird die Bibel und der Baumwollen-Ballen, der Missionär und der Palmöl-Reisende* folgen, und das von der Seele der Segel oder dem Dämon des Dampfes beschwingte Schiff Alles bieten, was den neu- und wißbegierigen Civilisationstrieb dieser bisher von der Kultur ausgeschlossenen Stämme befriedigen, ihr Leben veredeln und ihre Menschenwürde ausbilden mag. Wissenschaft und Geschichte werden sich diese zum ersten Male gezeichneten** Fußstapfen der ersten central-afrikanischen Apostel merken. Und kräftige Jahrzehende mögen dankbar und in gebührender Andacht vor den einsamen Gräbern bei Maduari und Ungurutua stehen bleiben, in welche die ersten Opfer der heldenmüthigen Aufgabe, das Innere Afrika's für den neuen, frischen Blutumlauf einer rund um die Erde fließenden Menschheits-Kultur zu erobern — ein Engländer und ein Deutscher — Vertreter dieser Grenzen verachtenden Kultur — versenkt wurden.“ ***

* Vergleiche: „russischer Krieg — afrikanisches Friedensöl“ in Gartenlaube Nr. 30 von 1851.

** Das große, wissenschaftliche, auch in technischer Beziehung brillante Werk von A. Petermann, im Auftrage der englischen Regierung nach den Forschungen und Berichten Barth's, Overweg's, Richardson's und Vogel's in chromolithographischen Karten und einer historischen Darstellung ausgeführt, ein in Deutschland wohl schwer zugängliches Werk, doch bei Justus Perthes in Gotha, dessen berühmte geographische Anstalt Herr A. Petermann jetzt technisch leitet, noch in einigen Exemplaren vorräthig.

*** „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ Nr. 48 und 49 von 1851.

Mit je zwei Schüssen ist nämlich Schießberger, Schwarzbauer, Hans Kammerer, Hinterer, Lechner und Haslach, mit je einem Schusse Hans Kammerer, Vorderer, Lechner, Lechner

Air oder Asben, das gerade wie ein Ei im Wüstensande zwischen dem 17. und 20. Grade (6. und 8. Länge) als Gebirgsland sich erhebt; die Entdeckungen innerhalb der ungeheuern Ausdehnungen zwischen Guber und Mariadi im Westen, und Darfour im Osten vom 5. bis zum 15. Grade des Aequators, besonders in den Staaten Sudan, Bornu, Fumbina (Adamaua), Bagirmi, den Fellata-Districten u. s. w., lauter Ländern, in welche vorher noch kein Europäer vorgedrungen war. Das Verdienst, hier zuerst als Pioniere der Civilisation erschienen zu sein, gebührt ausschließlich Barth und Overweg. Die von ihnen zuerst empfangene geographische, geologische, hypsometrische, historische, philologische und ethnologische Kenntniß dieser Länder und Völker bildet nicht nur eine neue Epoche in der geographischen Wissenschaft von Nord- und Centralafrika, sondern auch in der Geschichte des bis daher verschlossenen afrikanischen Continents. Der von Barth entdeckte Fluß im Innern (Benué) hängt wahrscheinlich mit den Flüssen Chadda und Kowara zusammen, welche sonach aus dem Golf von Guinea, in welche sie mit vielen Armen münden, viele Hunderte von geographischen Meilen in das tiefste Innere des ungeheuern Welttheils führen und als bereits geebnete Handels- und Civilisationsstraßen einer unabsehbaren Entwickelung von Palmöl-Pflanzungen, von blühenden Städten und Dörfern an ihren üppig blühenden Ufern hin fähig sind. Die jetzt mit näherer Erforschung jener Flüsse beschäftigte Dampfschiff-Expedition giebt bereits nach den bisher eingetroffenen Nachrichten Hoffnung, daß sich Barth's Vermuthung bestätigen und somit auf einmal der Schlüssel in das Herz Afrika's gefunden sein werde.

Die Ergebnisse eines langen Verkehrs unserer Reisenden mit den Hauptvölkern dieses Theiles von Afrika, den Tuariks, Fellata's, Bornuesen und andern braunen, berberischen (nicht Neger-) Völkern reichen als Anknüpfungspunkte für Missionäre, Industrie und Handel sprachlich und ethnologisch vollkommen hin. Mächtiger als alle kirchlichen und künstlichen Bekehrungs- und Civilisirungsversuche ist das Interesse und der Trieb jener Völker, Produkte und Fabrikate der europäischen Industrie kennen, gebrauchen und erwerben zu lernen. Hunderte von Meilen weit laufen sie schon durch brennenden Sand mit einem Säckchen voll Palmölfürchten, um sich ein Stückchen Kattun, Zeug zu ein Paar Nankinghosen, einen Spiegel, zu klein als daß man die Nase auf einmal darin sehen könnte, und sonstige Kleinigkeiten einzutauschen. Eine afrikanische Dampfschiffsgesellschaft, welche das Palmöl tausendtonnenweise holt, um die große Stearinkerzenfabrik in London zu versorgen, bezahlt die dortigen Könige auch schon mit gußeisernen Häusern. Der Trieb, sich mit diesen Bequemlichkeiten und Schönheiten des Lebens zu versehen, ist bei diesen Völkern, großen Kindern, so mächtig, daß sie ihre Sclavenjagden und Räubereien vergessen und eifrig friedliche Palmöl-Kultur treiben.

Unter den vielen einzelnen und gemeinschaftlichen Reisen Barth's und Overweg's ist die des letzteren in den auf lauter Inseln des Tsadsees verstreuten Staat der Bidduma's jedenfalls die interessanteste. Die Reisenden hatten ein ganzes Boot in Stückchen, auf Kameelen durch die Wüste Sahara mitgebracht und es am Ufer des Tsadsees von arabischen Zimmerleuten wieder zusammenfügen lassen. Auf diesem Boote, dessen lustig-schwellende Segel die Bewohner wie ein Wunder anstaunten, stach Overweg am 28. Juni 1851 in den bis dahin noch völlig unbekannten Tsadsee und fuhr darin zwischen einem unendlichen Labyrinthe von großen und kleinen, üppig mit Bäumen, Blumen und seltsamen Pflanzen geschmückten Inseln bis zum 8. August umher, umtanzt und umjauchzt von freudig aufgeregten, neugierigen, schwarzbraunen Biddumanern und deren weiblichen Schönheiten, die nach einem an Herrn Petermann mit eingesandten Portrait der Frau eines hochgestellten Biddumaners zu schließen, wirklich nicht übel aussehen, wie sie denn eben so naiv als gefällig und ungenirt in ihrem Benehmen waren.

Die Bidduma's waren durchweg ungemein gefällig und zuvorkommend gastfreundschaftlich gegen den ersten Weißen und Weisen, der unter ihnen erschien. Der König war ihm sogar entgegengefahren, um ihn vom Gestade abzuholen, aber zu spät gekommen. Sie führten ihn auf den verschiedenen Inseln in die schönsten Gegenden, halfen ihm sein Zelt aufschlagen, brachten ihm Milch und Früchte und was sie sonst von ihren Produkten bieten konnten. Und doch sind sie ein professionirtes Volk von Räubern, das Rittervolk Mittelafrika's. Wenn sie Geld, d. h. Vieh brauchen, fahren sie nach den Gestaden ihres Sees und nehmen den Bewohnern weg, was sie bekommen können. Dies ist kein Krieg, sondern nur eine Art von unorganisirter, barbarischer Steuereintreibung.

Ein schöner Menschenschlag sind diese Bidduma's, lebendig, rührig, ritterlich, schwarzbraun, spitznasig, mit kleinen Eihschnitten unter den Schläfen, mittelmäßig groß, anständig in dunkle Ueberwürfe gekleidet, reichlich geschmückt mit rothen und weißen Perlen und Elfenbeinschnitzwerk. Das weibliche Geschlecht hat geflügelte Köpfe: sie tragen zwei bunte Schmetterlingsflügel am Hinterkopfe von fünfzehn Zoll Länge. Die Waffen der Männer bestehen aus Lanze und Speer, womit sie gegen Krokodil und Flußpferd Jagd machen und Steuern einnehmen. Ihre Flotte besteht aus Booten von Bohlen oder Schilf ohne Segel, da Stangen in dem größtentheils sehr seichten (aber ziemlich 100 Meilen breiten) See zur Bewegung hinreichen. Sie sind fabelhaft geschickte Schwimmer. Sie bauen Baumwolle und verarbeiten sie selbst zu allerhand Zwecken, und treiben Viehzucht mit Rindern, Ziegen und Pferden, aber mehr „Allotria" in Tanz und allgemeiner Heiterkeit auf den üppig blühenden, dicht gestreuten Inseln. Die heiße Sonne producirt hier auf üppigem Boden mehr, als der anhaltendste Fleiß der Scholle in unserm nördlichen Klima abringen kann, und wenn dort erst Kultur, Handel und Gewerbe eingedrungen sind, wird man die Natur unerschöpflich finden, obgleich sie auch Hunderte von Quadratmeilen stets so durchglüht, daß nur das „Schiff der Wüste", das Kameel, und der darauf sitzende, gegen die Sonnengluth dicht in Wolle gewickelte Tuarik sich hindurch wagen kann.

In den türkisch-russisch-französisch-englischen Schlachten und noch mehr an Cholera und englisch-aristokratischer Diplomatie fielen voriges Jahr in runder Summe und gering angeschlagen etwa 50,000 Jünglinge und Männer. Haben die Lebenden, die Civilisation, die Wissenschaft, die wirklichen Interessen unsers Jahrhunderts für diese ungeheuere, dem Tode bezahlte unfreiwillige Steuer einen Gegenwerth erhalten, der mit dem Preise, wofür zwei deutsche Jünglinge ihr Leben auf's Spiel setzten und verloren, in einem entsprechenden Verhältnisse stände? Gält' es wirklich und ehrlich die Civilisation, d. h. die Interessen der gebildeten Menschen dieses Jahrhunderts, dürften nach der furchtbaren Geschäftsweise der Geschichte 50,000 Menschenleben nicht zu viel sein. Aber: was hat man erreicht? Was wollte, was will man erreichen? Ach, ihr habt 50,000mal das höchste Eigenthum von Menschen muthwillig, liederlich, böswillig, tückisch verspielt und verschleudert und dabei selbst nur verloren, verloren in Ewigkeit, Alle nur verloren. Wie schön und edel erscheinen dagegen die in der großen Masse noch wenig beachteten Eroberungen der beiden deutschen Helden im Herzen eines neuen (des neuesten) Welttheils, wie unendlich groß und segensreich in der Zukunft der Werth, wofür sie ihr Leben hingaben!

Die Deutschen brauchen sich ihrer Neutralität in dem so verdiplomatisirten Kriege nicht zu schämen, während sich alle der Eroberungen zweier ihrer verstorbenen Helden freuen können, an deren Ruhme kein edeles Menschenblut klebt, sondern nur das schönere Roth einer vielen unbekannten Staaten und Völkern aufgehenden Lebenssonne.

Blätter und Blüthen.

Herzen, in seinem jüngst erschienenen Buche über Rußland schreibt: Ein junger Offizier erzählte mir, daß er im Jahre 1831 den Befehl hatte, einen polnischen Gutsbesitzer, den man beschuldigte, mit den Emissairen Verkehr zu haben, und der sich in der Nachbarschaft seines Guts versteckt hielt, aufzusuchen. Nachdem er gehörige Erkundigungen eingezogen hatte, begab er sich an den Ort, wo der Gutsbesitzer sein sollte, umringte mit seiner Compagnie das Haus und ging selbst mit zwei Gensd'armen hinein. Das Haus war leer; sie gingen durch alle Zimmer, durchwühlten alle Winkel — Niemand war zu finden. Und doch bewiesen manche Kleinigkeiten, daß das Haus unlängst bewohnt worden war. — Der Offizier ließ beide Gensd'armen unten und ging selbst ein zweites Mal hinauf auf den Dachboden, untersuchte ihn aufmerksam und fand eine kleine Thüre, die in irgend eine Vorrathskammer führte. Die Thüre war von innen zugemacht. Er stieß mit dem Fuß dagegen, sie that sich auf, und eine hochgewachsene, schöne Frau stand vor ihm. Schweigend zeigte sie auf einen Mann, der ein zwölfjähriges, fast bewußtloses Mädchen in seinen Armen hielt. Das war der

Bestellung auf eine Kanone. — In Tilsit hat ein Schlosser, der sich Kanonier nennt, bei einem Kaufmann eine Kanone bestellt, um damit Schießübungen abhalten zu können. Der Kaufmann hat sich natürlich geweigert, die Kanone zu liefern, worauf der Schlosser ihn verklagte. Das Gericht hat den Kaufmann zur Lieferung der Kanone verurteilt. Der Kaufmann hat Berufung eingelegt.

Ein Kind verbrannt. — In Kiel ist ein Kind von 4 Jahren verbrannt. Die Mutter hatte das Kind in der Küche allein gelassen, während sie im Nebenzimmer Kaffee trank. Als sie in die Küche zurückkehrte, stand das Kind in Flammen.

Ertrunken. — In Kiel ist ein Kind beim Baden ertrunken

Nr. 13. 1885

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber: Ernst Keil.

Erscheint in 13 Nrn. à 2 Bogen. Nach Ostern Fortsetzungen und Anfangen von Erzählungen. Preis 1/4 Jahr 1 Mark.

Ernst und Spaß.

Räthsel.

Wandle alles Ding um in eins!
Es ist nicht schwer, es ist nicht klein.
Ergänze, sag' ich, Wiederholt
Und Wiederholt, so kommt es voll.
Und ist es voll, so ist es leer,
Und ist es leer, so fehlt es sehr.
Und fehlt es sehr, so ist es gut,
Und ist es gut, so ist es Muth.
Der Muth verschönt, den Lebenden Frieden schafft
Er auch den Todten, den Scheidenden Ruhe.
Und ist es Ruhe, so ist es Kraft,
Und ist es Kraft, so ist es Saft.
Und ist es Saft, so ist es Wein,
Und ist es Wein, so ist es Pein.
Und ist es Pein, so ist es Noth,
Und ist es Noth, so ist es Tod.
Und ist es Tod, so ist es Ruh,
Und ist es Ruh, so ist es Du.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung des Räthsels in Nr. 12: Ei.

Kinder sind für uns in der Frühlingszeit ein wahrer Segen. Ungeduldig sah ich Weihnacht, Ostern, Pfingsten, Sommer und Herbst kommen, um mich an ihnen zu freuen, und ich freue mich auch jetzt noch, wenn ich sie um mich habe.

Aber ich habe auch Kinder, die mir Sorgen machen, und zu diesen gehört mein Hund. Ich habe ihn als Welpen gekauft, und er ist mir treu und ergeben, aber sein Temperament macht mir manchmal Kummer. Er ist ein Neufundländer, und wenn Sie sich in Ihrer Phantasie einen Neufundländer vorstellen, so haben Sie ein Thier vor sich, das Ihnen an Größe und Stärke imponirt, das Ihnen aber auch durch seine Sanftmuth und Gutmüthigkeit Vertrauen einflößt. Mein Hund ist ein Neufundländer, und wenn ich mich in meiner Phantasie mit ihm beschäftige, so sehe ich ihn immer in Gesellschaft von Kindern, mit denen er spielt, oder die auf ihm reiten, oder die ihn am Schwanze ziehen, oder die ihm Zuckerstücke geben, oder die ihn ... Ja, was thun denn die Kinder noch mit ihm? Ich weiß es nicht, denn ich habe keine Kinder, und mein Hund hat keine Kinder, und deshalb ist er ein Unglückshund.

Er ist ein Unglückshund, weil er immer mit sich selbst spielen muß, weil er niemals Gelegenheit hat, seine Kraft und Stärke an Kindern zu erproben, weil er niemals ...

Ja, was thut er denn eigentlich? Ich will es Ihnen sagen, wenn Sie mir versprechen, mich nicht auszulachen.

Sie versprechen es? Nun, so will ich Ihnen sagen, daß mein Hund sich in Damen verliebt.

Ich sehe, Sie lachen, und meinen, ich wolle Sie zum Besten haben. Ich versichere Sie aber, daß es mir mit meinem Hunde sehr ernst ist, und daß ich Ihnen die Wahrheit sage.

Mein Hund verliebt sich in Damen, und zwar in solche, die ihn nicht leiden können.

Ich will Ihnen meinen Hund beschreiben, damit Sie sich ein Bild von ihm machen können. Er ist ein Neufundländer, und zwar ein ganz schwarzer, ohne einen weißen Fleck. Seine Größe ist ungefähr die eines Kalbes, und seine Stärke ist so groß, daß er mit Leichtigkeit einen Mann, der ihn reizt, zu Boden werfen kann. Er ist ein Hund, der sich vor Niemand fürchtet, und der Jedermann, der ihn reizt, zu Boden werfen kann.

Mein Hund ist ein Hund, der sich vor Niemand fürchtet, und der Jedermann, der ihn reizt, zu Boden werfen kann, mit Ausnahme von Damen, die ihn nicht leiden können.

Diese Damen sind ihm unbegreiflich, und er kann sich nicht erklären, warum sie ihn nicht leiden können. Er ist ein Hund, der sich vor Niemand fürchtet, und der Jedermann, der ihn reizt, zu Boden werfen kann, mit Ausnahme von Damen, die ihn nicht leiden können, und diese Damen sind ihm unbegreiflich, und er kann sich nicht erklären, warum sie ihn nicht leiden können.

Mein Hund ist ein Hund, der sich vor Niemand fürchtet, und der Jedermann, der ihn reizt, zu Boden werfen kann, mit Ausnahme von Damen, die ihn nicht leiden können, und diese Damen sind ihm unbegreiflich, und er kann sich nicht erklären, warum sie ihn nicht leiden können, und deshalb ist er ein Unglückshund.

Mein Hund ist ein Hund, der sich vor Niemand fürchtet, und der Jedermann, der ihn reizt, zu Boden werfen kann, mit Ausnahme von Damen, die ihn nicht leiden können, und diese Damen sind ihm unbegreiflich, und er kann sich nicht erklären, warum sie ihn nicht leiden können, und deshalb ist er

der Höflichkeit nicht zu verletzen, beschäftige ich mich zunächst mit Ihrer Person."

„Mein Herr, meine Geduld ist zu Ende!" rief wuthbebend Albrecht. „Zwingen Sie mich nicht —"

„Ich werde Sie zur Geduld zwingen!" sagte Funcal, indem er wie besänftigend seine lange, hagere Hand ausstreckte. „Hören Sie mich fünf Minuten an und Ihre Pulse werden langsam klopfen. In Tyrol, nicht weit von einem stattlichen Rittersitze, liegt ein einsames Forsthaus. Der Rittersitz, glaube ich, heißt Hegerswyl, und die Tochter des Försters, eine liebliche Alpenblume, hieß, wenn ich nicht irre, Katharina. Von dem Schlosse schlich allabendlich ein junger Mann nach dem Forsthause, wo Katharina seiner in einer duftenden Laube wartete. — Beide liebten sich mit der Schwärmerei der Jugend, und der Sohn des Schloßbesitzers, der es seines Vaters wegen nicht wagen durfte, offen um die reizende Katharina zu freien, ließ sich, unter dem Beistande des verblendeten Försters, heimlich mit ihr trauen, und schwor, sie der Welt als seine Gattin vorzuführen, wenn der adelstolze Vater das Zeitliche gesegnet habe. — Nicht wahr, Sie hören mich doch ruhig an?" fragte der blasse Mann den erstarrenden Albrecht. „So fahre ich fort: der alte Freiherr von Beck starb nach einem Jahre, und sein Sohn trat zwar den unbeschränkten Besitz seiner Güter an, aber die arme Katharina blieb, was sie war, die verführte Tochter des Försters. Kennen Sie diese Geschichte, Herr von Beck?" fragte höhnisch lächelnd Herr von Funcal.

„Ich kenne sie!" antwortete Albrecht, der sich wieder gefaßt hatte.

„Nun, so müssen Sie auch wissen, daß der junge Baron nie wieder nach Hegerswyl zurückgekehrt ist, daß seine heimliche Gattin ihm einen Sohn geboren, und daß sie —"

„Den Schluß werde ich liefern, mein Herr!" unterbrach ihn heftig der junge Mann. „Ich weiß, daß Katharina sich von einem Pfaffen bethören ließ, daß sie mit ihm entfloh, und daß die Betrogene in Wien starb. Der junge Baron, mein Herr, der Gründe hatte, seine Verheirathung noch einige Zeit zu verschweigen, hat nicht Katharina — sie hat ihn verrathen!"

„Die Tochter des Försters war ein redliches Gemüth."

„Ganz recht, aber ihr Verführer war ein Schurke, und ihm messe ich die Schuld an ihrer Untreue und ihrem Tode bei. Ich habe ihr verziehen, Herr von Funcal —"

„Weil sie todt ist? Ah, sie hat einen klugen Streich gemacht, daß sie starb — nicht wahr? Im Tode verzeihen Sie ihr — was würden Sie thun, Herr Baron, wenn sie noch lebte?"

„Diese Beharrlichkeit!"

„Antworten Sie mir!"

„Sind Sie mein Inquisitor?"

„Nein, aber der Bote, der Ihnen die Nachricht bringt, daß Katharina noch lebt!"

Albrecht schwieg einen Augenblick, während ein mitleidiges Lächeln seinen Mund umspielte.

„Herr von Funcal, an mir scheitern Ihre Intriguen," sagte er dann. „Hoffen Sie nicht, daß Sie mich durch diese Erfindung einschüchtern — aber vernehmen Sie, daß Amalie die Hülfe Ihrer christlichen Nächstenliebe nicht annimmt, auch wenn Sie ihr das Geheimniß meiner ersten Verheirathung mittheilen. Mir scheint, Sie setzen wenig Vertrauen in die Kraft der Gebete, die Sie vor dem Marienbilde verrichten, da Sie Ihren Nebenbuhler mit solchen Waffen zu vertreiben suchen. Noch heute wird Amalie Alles erfahren, und weigert sie sich dann, meine Hand anzunehmen, so ziehe ich mich vor dem frommen Manne zurück. Damit Sie aber sehen, daß ich ein Mann von Muth bin — an meiner Ehre erlaube ich Ihnen, Ihnen, Herr von Funcal, zu zweifeln — so werden Sie mir bis diesen Mittag den Beweis liefern, daß Sie kein Lügner sind. Und zu diesem Zwecke erwarte ich Sie mit Ihren Waffen bei der Marienkapelle. Wählen Sie Degen oder Pistolen — mir gilt es gleich, Sie werden mich gerüstet finden."

„Ich bin kein Freund des Zögerns," sagte Herr von Funcal, „zumal wenn es sich um meine Ehre handelt."

„Gut, so gehen wir gleich nach der Kapelle!" rief der erregte Albrecht. „Hier sind Pistolen, hier Degen —"

„Mit den Waffen später, Herr Baron! Zunächst liefere ich andere Beweise."

„Wie? Sinkt Ihnen der Muth?" rief lachend der junge Mann.

„Diese Frage erlaube ich mir später an Sie zu richten; für jetzt öffnen Sie Amaliens Portefeuille, trennen Sie das schwarze Blatt, und Sie werden ein Billet finden, das Ihnen für jetzt den geforderten Beweis liefert. Oeffnen Sie, es gehört wenig Muth dazu."

Albrecht stutzte; aber zu neugierig, den Ausgang der Sache zu erfahren, trat er rasch zu einem Secretär und holte das Portefeuille hervor, das er bei seinen Kostbarkeiten aufbewahrte. Herr von Funcal beobachtete ihn; und wahrlich, wäre er den Blicken seines Basilisken-Auges begegnet, er würde die Gefahr erkannt haben, die ihm drohte. Er entfernte die kleine silberne Nadel, die das schwarze Blatt mit dem Namen Amaliens an die perlengestickte Decke heftete, und das Billet, von dem der Blasse gesprochen, fiel ihm in die Hände. Bestürzt las er die von seiner eigenen Hand geschriebenen Worte:

„Katharina, Du bist mein Weib! Heute noch weiß es nur Gott und der Priester, der uns für die Ewigkeit verbunden hat; aber bald soll es die Welt erfahren, daß Du die Herrin von Hegerswyl bist. Zage nicht und vertraue Deinem Albrecht!"

In sprachlosem Erstaunen starrte er die Zeilen an. Er erkannte nicht nur seine Züge, er erinnerte sich auch, daß dies die letzten Worte waren, die er an Katharina gerichtet hatte. Betrug war demnach unmöglich. Wie hatte Herr von Funcal sein Geheimniß erfahren? Wie war dieses Blatt in Amaliens Portefeuille gekommen, das sie, nach ihrer eigenen Aussage, selbst gestickt hatte? Welche Beziehungen mußten hier obwalten? Diese Fragen durchkreuzten wie Blitze seinen Kopf. Als er die Blicke erhob, spielte der blasse Mann gleichgültig mit dem kostbaren Diamantringe an seinem hagern Finger.

„Mein Herr," sagte Albrecht, „dieses Blatt beweist nur das, was ich nie geleugnet habe, nie leugnen werde; aber wo ist der Beweis, daß Katharina noch lebt?"

„Wenden Sie gefälligst das Blatt, Herr Baron!" war die ruhige Antwort.

Albrecht that es und er las die Zeilen:

„Erinnere Dich Deiner heiligen Pflicht, Albrecht! Jahre sind verflossen und Du hast Dein Weib nicht anerkannt. Eile zurück, so bald Du dieses Blatt gesehen hast, denn die Verzweiflung nagt an dem Herzen Deiner Katharina. Am Pfingstabend des Jahres 1840."

„Am Pfingstabende wurden wir getraut," dachte er bestürzt, „und dies ist ihre Handschrift!"

Die magnetischen Blicke Funcal's schienen den jungen Mann verschlingen zu wollen, als er fragte:

„Nun, Herr Baron, bin ich ein Lügner? Begreifen Sie nun, daß ich Sie kenne? That ich unrecht, wenn ich mich an Ihren Muth und an Ihre Ehre wandte? Wie leicht die Heirathsgedanken bei Ihnen entstehen, und wie leicht Sie sie ausführen! Noch lebt Ihre erste Gattin, und schon wollen Sie eine zweite nehmen. O, ich begreife Ihre Leidenschaft, denn Amalie ist ein Engel, in dessen Glanze alle Frauen der Erde verschwinden wie die Sterne vor der blendenden Sonne. Zögern Sie noch, mir das Portefeuille zurückzugeben?"

„Ja!" rief Albrecht entschlossen. „Wählen Sie die Waffen, mein Herr; der Sieger wird der Besitzer des Portefeuilles und vielleicht auch der reizenden Amalie sein."

„Gut, um Mittag also bei der Kapelle."

„Nicht um Mittag, Herr von Funcal, Sie werden mich auf der Stelle begleiten! Ich halte Sie für einen Schurken —"

„Genug, ich begleite Sie! Nehmen wir jene Pistolen, sie mögen entscheiden, wer Amalie sagt, daß ihretwegen ein Duell statt gefunden hat."

Albrecht rief seinen Diener. Ruhig und still wurden die Vorbereitungen getroffen. Der Wagen fuhr vor, und eine halbe Stunde später befanden sich die beiden Duellanten am Platze. Man betrat die einsame Thalschlucht hinter der Kapelle, die zwar schmal, aber sehr lang war. Albrecht lud die Pistolen und präsentirte sie seinem Gegner. Herr von Funcal wählte eine derselben, indem er fragte:

„Tragen Sie das Taschenbuch bei sich?"

„Ja!"

Die Duellanten nahmen ihre Plätze ein, nachdem man festgestellt, daß nur eine Kugel von beiden Seiten gewechselt werden solle.

„Ich gebe Ihnen den ersten Schuß," sagte Herr von Funcal in einem höhnenden Stolze, als er die weite Entfernung sah, die sein Gegner abgemessen hatte.

„Und ich nehme ihn an!" rief Albrecht, indem er zu zielen begann.

Der Baron war ein guter Schütze; das Pistol krachte, und trotz der Entfernung, die einen Treffer sehr zweifelhaft zu machen schien, brach Herr von Funcal zusammen. Albrecht eilte zu ihm. Die Kugel hatte die rechte Seite verletzt — das Blut rann aus der schwarzen Weste des Blassen, der mit einem sardonischen Lächeln sagte:

„Sie zielen gut, Herr Baron! Ich durfte es von dem Schwiegersohne eines tyroler Försters erwarten!"

Dann fiel er ohnmächtig zurück, ohne einen beißenden Spott auszusprechen, der ihm noch auf den Lippen schwebte. Albrecht rief seinen Diener, mit dessen Hülfe er den Verwundeten in den Wagen schaffen wollte. Da schlug Herr von Funcal die schwarzen Augen wieder auf.

„Lassen Sie mich!" sagte er abwehrend. „Ich liege gut hier — das Moos ist weich. Aber senden Sie mir den Priester jener Kapelle — er ist jetzt dort, er läutet die Glocke!"

Und wirklich ließen sich in diesem Augenblicke die Schläge einer Glocke vernehmen. Albrecht sandte seinen Diener ab.

„Sagen Sie Amalie," flüsterte der Verwundete, „wie Sie mich verlassen haben."

„Und haben Sie mir nichts von Katharina zu sagen?"

„Sie werden auch ohne mich mehr erfahren, als Ihnen lieb ist! Entfernen Sie sich — ich sehe den Priester kommen!"

Der Geistliche übernahm den Verwundeten, und Albrecht, der seinen gefährlichen Gegner für tödtlich verwundet hielt, fuhr nach Spaa zurück. Er hatte Muße und Ruhe genug, einen Entschluß zu fassen. Sein erster Weg war zu Amalie. Ihr Zimmer stand offen. Eine Magd war beschäftigt, es zu ordnen.

„Wo ist die Dame?"

„Vor einer Stunde abgereis't, mein Herr!"

„Wohin?" fragte der überraschte Baron.

„Ich weiß es nicht."

„Hat sie Aufträge zurückgelassen?"

„Nein!"

Albrecht eilte in sein Hotel. Eine halbe Stunde später saß er in seinem Wagen, der, mit drei Extrapostpferden bespannt, eilig auf der Straße nach Aachen fortrollte.

IV.

Intriguen.

Albrecht von Beck hatte gehofft, die entflohene Amalie unterwegs noch einzuholen; aber trotzdem die Reise mit Windesschnelle von Statten ging, trotzdem in allen Hotels und Posthäusern genaue Nachfrage gehalten — es war keine Spur zu entdecken. Wollte er der Befürchtung nicht Raum geben, daß Amalie mit dem Herrn von Funcal, den er für einen raffinirten Abenteurer hielt, einverstanden und in Spaa zurückgeblieben sei, so mußte er annehmen, daß sie eine andere Straße gewählt hatte. In diesem Falle war ein Wiederfinden in Aachen möglich. Der arme Albrecht zermarterte sein Gehirn mit tausend Vermuthungen; aber jemehr er sich die Einzelnheiten der Erlebnisse in Spaa wiederholte, je mehr glaubte seine Liebe daran, daß die junge Dame aus Besorgniß vor einem Eclat das Bad verlassen habe. Amalie lebte in seinen Herzen und in seinem Kopfe. Mit der Beharrlichkeit seines Charakters faßte er den Entschluß, nach Spaa zurückzukehren, wenn er in Aachen kein Resultat erreichen sollte; dort lag Herr von Funcal an seiner Wunde darnieder, und wäre er noch am Leben, so hoffte er mit ihm Unterhandlungen anzuknüpfen. Die Angabe, daß Katharina nicht gestorben sei, hielt er für eine Mystification, und er zweifelte nicht daran, ihr mit Hülfe seines Reichthums auf den Grund zu kommen.

Es war gegen Mittag, als der Reisewagen in das Thor von Aachen fuhr. In den Straßen wogten Tausende von Menschen, und große und kleine Prozessionen erschienen bei dem Klange der Glocken. Der Wagen mußte mehr als einmal halten, um in dem Menschenstrome nicht ein Unglück anzurichten. In dem Gasthause erfuhr der Reisende, daß die Heiligthümer des Doms der gläubigen Menge zur Verehrung gezeigt würden. Albrecht befand sich in der alten deutschen Kaiserstadt zur Zeit der sogenannten Heiligthumsfahrt, die alle sieben Jahre wiederkehrte. Das Fest war für ihn nicht nur ohne Interesse, es kam ihm selbst sehr ungelegen, da die fast überfüllte Stadt ihm die Erreichung seiner Absicht erschwerte. Nach dem Mittagsmahle begann er seine Forschungen. Sie blieben den ersten wie den zweiten Tag ohne Erfolg. Der glühend Liebende verlor die Hoffnung nicht, er tröstete sich mit dem Gedanken, daß Amalie nicht so rasch gereis't sei als er. Am dritten Tage früh begab er sich zu der Elisenfontaine, einem heißen Sprudel, in deren Nähe die Kurgäste ihre Morgenpromenade zu machen pflegen. Ein reges Leben herrschte unter den Hallen und in der Allee. Es wogten Kurgäste, fromme und neugierige Wallfahrer durch einander.

Der Baron trat in ein Kaffeehaus, frühstückte und las dabei die Brunnenliste. Er fand keinen Namen, der ihm bekannt war. Mißmuthig begann er seine Wanderung von Neuem. In dem Augenblicke, als er den Platz betrat, hielt ein eleganter Ghiz unter den Bäumen an. Der Jockey, ein Neger, sprang von dem Sitze, ergriff den Zügel des prachtvollen Rappen und wartete. Albrecht befand sich unter den Zuschauern, welche die Equipage mit Interesse betrachteten und darauf harrten, den glücklichen Besitzer derselben kennen zu lernen. Plötzlich erschien ein alter, schlicht gekleideter Herr, der am Arme eine junge Dame führte. Beide bestiegen den Wagen. Der Jockey reichte der Dame die weißen Zügel. Bei dieser Gelegenheit wandte sie den Kopf und Albrecht erkannte Amalie. Auch sie mußte ihn erkannt haben, wie von einer jähen Bestürzung ergriffen, sah sie ihn einen Augenblick an, dann ließ sie dem ungeduldigen Pferde die Zügel schießen, und der leichte zweiräderige Wagen rollte die Straße entlang. Noch einmal blickte sich Amalie um, dann verschwand sie zwischen den Bäumen. Albrecht wußte nicht, welchem der erwachenden Gefühle er sich überlassen sollte.

„Sie war es!" flüsterte er. „Wer aber ist ihr Begleiter?"

Da ging der schwarze Jockey an ihm vorüber. Hastig berührte er die Schulter des Negers, der ihn verwundert ansah.

„Wem gehört der Wagen? Wer ist Dein Herr, Freund?"

Der Neger fletschte die Zähne und zuckte die Achseln als ob er entweder sagen wollte, ich verstehe Sie nicht, oder, ich kann Ihnen keine Auskunft geben.

„In welchem Hotel wohnt Dein Herr?" fuhr Albrecht dringender fort. „Wie heißt er?"

Es erfolgte dieselbe Antwort. Noch ehe der Baron seine Frage wiederholen konnte, flüsterte eine Stimme dicht an seinem Ohre:

„Alphons von Funcal!"

Albrecht wandte sich. Ein wahrer Koloß von einem Manne stand vor ihm. Und welches Gesicht saß zwischen seinen breiten Schultern, von denen die eine etwas höher war als die andere. Unter starken buschigen Brauen, die offenbar geschwärzt waren, blinzelten ein Paar hellgraue, geschlitzte Augen. Die spitze Stirn war bleich und gerunzelt. Die kurzen Haare einer fuchsbraunen Perrücke, wohlpomadisirt, lagen dicht an den langen Schläfen. Eine dünne, fast eckige Habichtsnase saß zwischen herabhängenden welken Backen, die sehr glatt rasirt waren. Der breite Mund ward von schmalen, bläulichen Lippen gebildet, und das wie die Wangen welke Kinn ruhte behäbig in einer weißen Halsbinde. In den großen Ohren erglänzten kleine gelbe Knöpfchen. Seine Kleidung bestand aus einem weißen Filzhute, einem abgetragenen kaffeebraunen Rocke, gelben Nankingpantalons, weißen Strümpfen und Schuhen mit kleinen silbernen Schnallen. Die rechte Hand hielt ein großes spanisches Rohr.

Jeder andere würde diese kolossale Karrikatur bewundert haben; der Baron befand sich nicht in der Verfassung dazu.

„Funcal?" wiederholte er gedehnt und ungläubig, denn der in Spaa Verwundete war ein langer, hagerer Mann von achtundvierzig Jahren — dieser hier ein Greis von vielleicht sechzig und von mittler gedrungener Gestalt. Und Amalie war bei ihm? „Irren Sie auch nicht?" fragte er.

„Gewiß nicht, mein Herr!" antwortete der Koloß, lächelnd auf ihn herniederblickend.

„So kennen Sie ihn?"

„Ziemlich genau. Das Fest der Heiligthümer wird alle sieben Jahre gefeiert, und das gegenwärtige ist das siebente, das dieser Portugiese besucht."

„Wann ist er angekommen?"

„Gestern um Mittag."

„Ist Ihnen die junge Dame bekannt?"

„Ich habe Gründe, sie für seine Tochter zu halten."

Der Barön glaubte sich diesem Manne anschließen zu müssen. Sein Aeußeres verrieth Dürftigkeit, und deshalb lud er ihn zu einem Frühstücke ein. Der Mann mit der Habichtsnase zog seinen Hut und nahm die Einladung an. Nach wenigen Minuten saßen Beide beim Champagner.

„Wie ich Ihnen bereits gesagt," berichtete der Koloß, „so ist Herr von Funcal alle sieben Jahre in Aachen acht Tage anwesend, außer dieser Zeit sieht man ihn nicht. Man weiß, daß er ein Portugiese und enorm reich ist. Um die Reliquien zu verehren, unternimmt er die weite Reise, ein Beweis von seiner bewunderungswürdigen Religiosität."

„Das ist nicht zu leugnen!" sagte der Baron. „Aber wer ist die Dame und in welcher Beziehung steht sie zu ihm?" fragte er, von Unruhe gefoltert.

„Das müßte man zu erfahren suchen!" murmelte der braune Gast, dem die Aufregung des verliebten Barons nicht entging.

„Trinken Sie, mein Bester! Noch eine Flasche!"

Der Koloß verschlang den Champagner.

„Ich stehe zu Ihren Diensten," sagte er, als die zweite Flasche geleert war. „Mir kann es nicht schwer fallen, die gewünschte Auskunft zu erhalten. Ich verspreche sie Ihnen," sagte er mit einem Lächeln, das Zuversicht einflößte. „Hier ist meine Hand."

„Ich verspreche Ihnen zehn Louisd'or, wenn Sie erforschen, wo die Dame wohnt!" sagte der Baron. „Ich habe sie bereits in Spaa gesprochen, und habe ihr hier eine wichtige Nachricht mitzutheilen. — Wo finde ich Sie?"

„Boule d'or Nr. 9."

„Sie sehen mich wieder, sobald der Abend dämmert."

Albrecht von Beck war allein. Das Geheimnißvolle, das Amalie umgab, machte sie ihm noch reizender und seine Liebe quälender. Mit dem festen Vorsatze, Vermögen und Leben daran zu setzen, um Gewißheit zu erhalten, verließ er das Kaffeehaus. Müde und matt kehrte er um zwei Uhr in sein Hotel zurück. Sein Diener übergab ihm ein Billet, das ein Knabe für den Gast auf Nr. 9 gebracht hatte. Das Billet enthielt folgende Zeilen:

„Mein Herr! Es geht Alles vortrefflich. Halten Sie sich diesen Abend neun Uhr bereit, es wird Sie zu dem gewünschten Ziele führen — Barchon."

Um die bezeichnete Stunde erschien Barchon. Die Nacht war völlig angebrochen, als beide Männer das Hotel verließen, schwarze Gewitterwolken verdunkelten den Horizont. Albrecht war vorsichtig gewesen, er hatte sich mit einem Dolche bewaffnet und seinem Diener den Befehl ertheilt, so zu folgen, daß er ihn stets im Auge habe. Barchon führte seinen Begleiter durch das Thor aus der Stadt. Dann schlug er einen Weg ein, der sich eine Zeit lang zwischen hohen Hecken hinzog. Plötzlich zeigte sich an einem Teiche ein stattliches Gebäude. Die zuckenden Blitze spiegelten sich in der ruhigen Wasserfläche ab.

„Hier wohnt der Portugiese!" flüsterte Barchon. „Was gedenken Sie nun zu thun?"

„Ich will die Dame sprechen, und soll es in seiner Gegenwart geschehen!"

„Gut, so folgen Sie mir!"

Man trat zu dem Hause, in dessen erstem Stocke einige Fenster erleuchtet waren. Barchon zog einen Schlüssel hervor und öffnete die Thür. Der aufgeregte Albrecht bemerkte diesen Umstand nicht, er folgte schweigend seinem Führer über die Hausflur und stieg die Treppe zu dem Corridor des ersten Stockes hinan, der durch eine Lampe matt erhellt wurde.

„Wo ist mein Diener?" fragte der Baron, den in diesem Augenblicke das erste Mißtrauen beschlich.

„Ich werde dafür sorgen, daß er in Ihrer Nähe bleibt!" flüsterte Barchon zurück. „Uebrigens fürchten Sie nichts, mein Herr; der Portugiese, ein schwacher Greis, liegt um diese Zeit schon im Bette. Hier ist das Zimmer der jungen Dame — Sie werden sie ohne Zweifel allein finden."

„Kennen Sie ihren Namen?" fragte der Baron, um sich zu vergewissern, daß er sich nicht geirrt habe.

„Ich hörte sie Amalie nennen."

„Gut, erwarten Sie meine Rückkehr!"

Albrecht öffnete die Thür und trat in ein dunkles Vorzimmer. Ein heller Blitz erleuchtete den Raum, und gleich darauf ließ sich der erste Donner vernehmen. Dann ward eine Thür geöffnet und eine Dame in einem weißen Nachtmantel erschien.

„Betty! Betty!" rief sie leise.

Albrecht erkannte die liebliche Stimme Amalie's; seiner nicht mehr mächtig, trat er ihr rasch entgegen. Mit einem unterdrückten Schrei flog sie erschreckt in das Zimmer zurück.

„Ich bin es, Amalie; Ihr Freund, Ihr glühender Verehrer!" rief er leise, indem er ihr folgte.

„Sie, mein Herr, Sie?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Konnten Sie zweifeln, daß ich Ihnen folgen würde? Amalie, es giebt kein Hinderniß, das mich von Ihnen trennen kann — ausgenommen Ihr eigener Wille!" fügte er hinzu, indem er ihre zarte Hand ergriff und sie an seine Lippen drückte.

Jetzt schien sich das reizende Mädchen seiner Nachttoilette zu erinnern. Sie kreuzte die vollen runden Arme, die nur halb von feinen Spitzen bedeckt waren, auf dem erregten Busen, der wie Schnee durch den dünnen Flor des Mantels schimmerte. Die aufgerollten Locken bildeten einen Kranz um das liebliche Köpfchen. Wie wunderbar schön war das vor Scham und Verwirrung erröthende Mädchen! Amalie wagte kaum die Blicke emporzuschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Leonore.

Skizze von Elise Polko.

Ueber das Herz zu siegen, ist groß — ich verehre den Tapfern;
Aber wer durch sein Herz siegt, der gilt mir noch mehr!

Schiller.

Die fröhlichen Bewohner der schönen Kaiserstadt Wien, so geschäftig und ruhelos sie auch immer von einem Tage in den andern eilen, so wechselnd sie sich oft zeigen in ihren Neigungen, so vergnügungsdurstig sie erscheinen, haben doch zu allen Zeiten in einer Empfindung einen tiefen Ernst und eine rührende Innigkeit an den Tag gelegt: in der Empfindung für ihre großen Musiker. Der Wiener war und ist auf solche Erscheinungen eben so stolz als auf seinen Kaiser und — auf seinen Prater. Daß sich die Wiener damals nicht gerade darum sorgten, ob ihr lieber Haydn, Mozart und Beethoven auch tagtäglich „Backhahndel" zu verzehren hatten, ob ihre Wohnungen behaglich, ihre Beutel gefüllt waren, das konnte und durfte man ihnen nicht übel nehmen, jedes ächte Wiener Kind hat „halt" gar zu viel mit sich selber zu thun. Jeder aber freute sich von Herzen und strahlte ordentlich, wenn er wieder ein neues Stück von seinen Lieblingen hörte, ließ sie dann auch hoch leben, d. h. mit dem Glase in der Hand, und zog gewiß den Hut bis zur Erde, wenn Einer oder der Andere jener berühmten Männer ihm einmal zufällig in den Weg kam. — Lächelt nicht! Das ist schon sehr viel! Wie mancher große Geist in schlichter Körperhülle ging an den Menschen vorüber, ohne daß ihn Einer warm anschaute, ohne daß ihm Einer dankte für das, was er geschaffen. — Und doch trifft eben solch' ein Anschauen und Danken die Seele wie ein Frühlingssonnenstrahl, und kein Mensch, so erhaben er auch sei, so hoch über Alle er auch stehe, vermag solches ohne Schmerzen zu entbehren.

In dem ungewöhnlich schönen Monat Juni des Jahres 1822 konnte man täglich genau zu derselben Nachmittagsstunde auf dem sogenannten Wasserglacis einen hochgewachsenen Mann einsam auf und abwandeln sehen, dem jeder Begegnende ehrerbietig auswich. — Keine Minute früher noch später erschien dieser düstere Spa

M. Gabriel: Ehe-Idyll. Radierung und Kupferdruck.

gewaltigen Adler-Blick und Napoleons ernsthaft-kühnen Zug, | ist von Weber nur im Maß, nicht Farbe und Ton
der sich in Gedanken verliert, wie er sich in Gedanken | verschieden. Ein Bild, das in Farbe und Ton
verloren hat. Wenn Sie Napoleon sehen, so sehen Sie | Weber ist, wird in Maß und Form Meyer sein.
ihn immer so, wie er sich in Gedanken verloren hat, | Und wenn Sie Meyer sehen, so sehen Sie ihn
wie ein ewiges Gedankenspiel. Nun, so weiß ich nicht, | wie Rembrandt, wie Velasquez, wie Hubert Weber.
ob Napoleon wirklich so gewesen ist, wie ihn Meyer | Und wenn Sie Weber sehen, so sehen Sie ihn
sah, aber ich weiß, daß Napoleon so gewesen sein muß, | wie Meyer, wie Rembrandt, wie Velasquez.
wie ihn Meyer sah. Und wenn Sie Meyer sehen, so | Und wenn Sie Meyer sehen, so sehen Sie ihn
sehen Sie ihn immer so, wie er sich in Gedanken | wie Napoleon, wie Rembrandt, wie Velasquez.
Napoleon sah und gemalt hat. — Und wie sah und | Und wenn Sie Napoleon sehen, so sehen Sie ihn
malte Meyer? Wie Rembrandt, wie Velasquez, wie | immer so, wie Meyer, wie Rembrandt, wie Velasquez,
Hubert Weber. Und wenn Sie Rembrandt sehen, so | wie Hubert Weber. Und wenn Sie Hubert Weber
sehen Sie ihn wie Napoleon, wie Meyer, wie Velasquez, | sehen, so sehen Sie ihn wie Napoleon, wie Meyer,

gensinnig, taub gegen alle Bitten, hielt er die kostbare Partitur in seinem Pult verschlossen.

„Ich finde keine Leonore wie ich sie brauche," sagte er zu seinen Freunden, die nicht müde wurden, ihn um die Aufführung zu bestürmen. „Sängerinnen giebt's freilich zur Genüge, aber keine für mich. Meine Leonore soll keine Triller schlagen, auch nicht über allerlei Rouladen den Hals brechen, sie braucht nicht zehnmal die Kleider zu wechseln, auch nicht sonderlich schön zu sein: aber Eins muß sie haben außer ihrer Stimme, und dies Eine verrathe ich Euch nicht, Ihr würdet den „tollen" Beethoven doch nur auslachen. — Laßt die Oper ruhig bei mir liegen und bekümmert Euch nicht um sie!"

Aber die Ungeduldigen ließen nicht ab von ihm, quälten den großen Musiker Tag für Tag, schickten ihm eine Sängerin nach der andern über den Hals, und fingen endlich an, ihm ernstlich zu zürnen. — Beethoven blieb lange geduldig, wunderbarer Weise. Eines Abends jedoch drang man besonders heftig in ihn und erzählte ihm Wunderdinge von dem Debut einer jungen Sängerin, die damals ganz Wien von sich reden machte. Sie war die Tochter der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder, kaum siebzehn Jahre alt und mit ihren Aeltern seit Kurzem von Hamburg nach der Kaiserstadt übergesiedelt. Als Mozart's Pamina hatte sie alle Herzen entzückt durch den Reiz ihrer Stimme und Gestalt, man prophezeihte ihr einstimmig eine große Zukunft, und dies Alles eben theilte man dem Meister mit und verhehlte ihm nicht, wie man hoffe, er werde dieser schönen Hand gestatten, den verborgenen Schatz seiner letzten Schöpfung zu heben. — Da fuhr Beethoven auf:

„Was, einem Kinde, einem kaum der Schule entwachsenen Dinge soll ich mein heiliges Kleinod anvertrauen?" fragte er heftig. „Ich glaube, Ihr träumt oder Eure Neugierde macht Euch sinnlos. Nein, für ein siebzehnjähriges Mädchen hat Ludwig von Beethoven seine Leonore doch nicht componirt — Aber ich bin nun der Quälereien müde und erkläre Euch ein für allemal, daß ich meine Oper verbrennen werde, wenn Einer von Euch es wagen sollte, wieder nach ihr zu fragen!"

Er war so imponirend in seinem Zorn, sein Auge blitzte so vernichtend, seine Stimme klang so grollend, auf seiner breiten Stirn standen noch so viele Wetterwolken — daß Einer nach dem Andern still hinausschlich — und fortan war von der „Leonore" vor den Ohren des Meisters nie wieder die Rede.

Seit einiger Zeit nun traf es sich, daß dem großen Musiker auf dem Rückwege von seinem täglichen Spaziergang regelmäßig kurz vor der Stadt ein junges blondes Mädchen entgegen trat. — Sie trug meist ein einfaches weißes Kleid, einen kleinen zierlichen Strohhut und ein schmaler dunkelrother Shawl fiel über ihre schönen Schultern. Wie alle Andern, die dem Sinnenden begegneten, wich auch sie ehrerbietig zur Seite, dies geschah aber, wenn auch langsam und zögernd, doch mit einer hinreißenden Grazie, sie heftete dabei ihre großen Augen fest auf das Antlitz des Meisters.

Das waren aber Augen, die wohl die Macht besaßen, zu binden und zu lösen, eine träumende Seele aufzurütteln, an sich zu ziehen, festzuhalten, Augen von wunderbar dunklem Blau mit den köstlichsten Wimpern und Brauen, leidenschaftlichem Aufschlag und unergründlicher Tiefe. Nur der Träumer Beethoven konnte diesem zauberisch-innigen Blicke so lange widerstehen, der ihn immer und immer wieder traf, er ging achtlos viele Tage an dem schlanken Mädchen vorüber ohne sie zu bemerken. — Ihre feinen Lippen bebten immer, wenn er an ihr hinstreifte, es war als wolle sie reden und doch schwieg sie, sah ihm nach mit einem Ausdruck von Bewunderung und Schmerz und wandte sich dann, um in die Stadt zurückzukehren.

Da zog denn eines Tages, eben in der fünften Nachmittagsstunde ein Gewitter am Himmel auf. Der Donner rollte näher, einzelne Blitze zuckten durch die Luft, ängstlich flatterten die Vögel, und die Menschen, die eben draußen waren, eilten, ihre schützenden Wohnungen zu erreichen. Einzelne Windstöße erhoben sich, aber kein Regentropfen milderte die drückende Schwüle, — immer lauter tönte die Stimme des Donners, immer wilder jagten sich die Blitze. — Da schritt Ludwig van Beethoven von seinem Spaziergange zurückkehrend wie ein Seher daher. — Das Haupt hoch emporgerichtet, die Stirn heller als sonst, schien er sich des ernsten Schauspiels zu freuen. Er allein schien jene großartige Sprache dort oben zu verstehen, denn er lächelte im Rollen des Donners und schaute kühn und ungeblendet in das Leuchten der Blitze. — Für ihn war das Gewitterbrausen nur der mächtig anschwellende Posaunenton einer gewaltigen Natursymphonie, der Wind, der in seinen Haaren wühlte, schien ihn zu heben und zu tragen, und als der ernste Mann jetzt die Arme emporhob in seltsamer stummer Begeisterung, da war es als erwarte er, daß ein Engel niederfahre zu ihm auf den Flügeln der Blitze. O, daß er ihm eine Riesenharfe brächte, damit er sie ausstürme jene seltsamen Melodien, von denen die Seele des Begeisterten so übervoll! — Beethoven wähnte auch wirklich einen Engel zu sehen, eine weiße Gestalt stand vor ihm, er starrte auf sie hin, eines Wunders gewärtig. — Aber der vermeintliche Engel zitterte, streckte ihm die Hände entgegen, murmelte hastig einige unverständliche Worte und sah ihn flehend an. — Ueberrascht blickte der Meister in ein erblaßtes Mädchengesicht. — Eine Erinnerung kam ihm an dies liebliche Antlitz — an diese reizende Gestalt — hatte er sie nicht schon oft gesehen — war sie nicht an ihm vorübergegangen? — Im Traume vielleicht! — Er wußte es nicht.

„Kind!" sagte er endlich und beugte sich zu dem jungen Mädchen nieder, „in solchem Unwetter bist Du noch im Freien? Hast Du Dich verspätet, bist Du fehl gegangen?"

„Ich wollte nur zu Euch!" antwortete fest und weich zugleich eine süße Stimme.

„Zu mir? Was kannst Du von mir wollen?"

„Eure — Leonore!"

Beethoven fuhr zurück.

„Wie heißt Du?"

„Wilhelmine Schröder. Ich stand schon viele Tage mit meiner heißen Bitte hier, erst heute wagte ich zu reden!"

„Und sahst Du nicht, wie das Wetter heranzog, fürchtest Du Dich nicht?"

„Ich fürchte nur Eins: daß Ihr meine Bitte abschlagen werdet!"

Der Meister antwortete nicht — unverwandt blickte er in die blauen Augen des Mädchens. — Sie senkte sie nicht zu Boden, sie erröthete heiß, aber sie sah ihn an. — Da streckte Beethoven die Hand aus, faßte kräftig die kleinen Hände des lieblichsten Geschöpfs, athmete tief und erquickt auf und sagte mild:

„Komm morgen früh zu mir, mein Kind, und sei muthig, — ich glaube, ich habe meine Leonore gefunden. — Jetzt aber fort von hier — ich will Dich nach Haus führen!"

Und sie hing sich an seinen Arm mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, ihre Wange glühte, ihr Körper zitterte, ihr Herz klopfte ungestüm — die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches war nah. — Der Sturm hatte aufgehört, die Blitze zuckten schwächer, aber ein erfrischender Regen tropfte nieder. Am Thore der Stadt hob Beethoven das junge Mädchen mit väterlicher Sorgfalt in einen eben vorüberfahrenden Wagen, und Wilhelmine Schröder bezeichnete die Wohnung ihrer Mutter. — In kindlich überströmender Begeisterung küßte sie zum Abschiede die Hand des Meisters, er wandte sich, zu gehen. Noch einmal mußte er zurückblicken, und da sah er, über den Wagenschlag hinausgelehnt, das reizendste Mädchengesicht zu ihm hingewandt. Es war erblaßt vor innerer Bewegung, die junge ernste Stirn eingefaßt von goldnen Haaren, neigte sich vor ihm, sanft grüßten und lächelten die magischen Augen. Ludwig van Beethoven fühlte eine wundervolle Wärme an sein Herz strömen, eine selig-wehmüthige Ahnung durchquickte ihn, er sagte sich leise: „Dies Weib wird noch einen Sonnenstrahl auf deinen Weg werfen — den letzten!"

Und am folgenden Morgen stand Wilhelmine Schröder, die junge Sängerin, neben Beethoven am Clavier. Vor ihm aufgeschlagen lag die Partitur seiner Leonore. Er hatte dem blonden Mädchen kurz den Inhalt der Oper erklärt, der sie mächtig anzog, ging dann flüchtig über die ersten Nummern Jaquino's und Marcellina's hinweg und intonirte, leise summend, mit der einen Hand streng den Tact marquirend, mit der andern die Accorde der Begleitung greifend, die Leonorenstimme des Quartetts: „Mir ist so wunderbar." Das Mädchen folgte jedem Tone mit gespannter Aufmerksamkeit. Bei dem Terzett: „Muth, Söhnchen, Muth," leuchteten die blauen Augen leidenschaftlich auf, als sich aber das Prachtgemälde der großen Arie: „Abscheulicher, wo eilst du hin!" vor ihrer Seele entfaltete, da flog ein Beben tiefster Erschütterung durch den zarten Körper. Mit jeder Nummer wuchs die Erregung der halb athemlosen

Zuhörerin, immer begeisterter spielte und intonirte der Meister, sie hörte nicht wie gebrochen und hart die Stimme klang, die ihr alle diese Herrlichkeiten in's Ohr und in die Seele trug. — Sie wußte auch nicht, daß beim Duett des zweiten Actes: „Nur hurtig fort, nur frisch gegraben," die Thränen langsam und schwer über ihre Wangen rollten, sie wandte den Blick nicht ab von dem wunderbaren Manne, der da vor ihr saß und den sie so inbrünstig verehrte. — Welch' ein eigenthümlich fesselndes Bild in dem engen Rahmen des schlichten Zimmers waren sie, diese beiden Gestalten, der reiche ernste Herbst und der lächelnde Frühling. — Der Meister selbst im weiten pelzverbrämten Hausgewand mit blitzenden Augen und leuchtender Stirn, ganz versunken in seine Schöpfung, dann und wann tief-ernst aufblickend zu dem Antlitz seiner Hörerin. Frühlingsfrische war ausgegossen über jene Mädchengestalt an seiner Seite, über jenes Angesicht mit seinen köstlich reinen Linien, und Sonnenlichter zitterten in den schweren blonden Haaren, die sich an die zarten Wangen schmiegten und im stolzen Nacken einen goldenen Knoten bildeten.

„An diesem jugendlichen Haupte hingen
So viele Hoffnungen, als an den Zweigen
Im wonnevollen Maimond hängen Blüthen."

Beethoven ging rasch und immer rascher weiter, seine Hand eilte über die Tasten:

„Jetzt kommt die Stelle höchster Erhebung," sagte er. „In ihr sammeln sich die Lichtstrahlen der ganzen Oper, gieb Acht auf diesen Ruf, auf ihn kommt's an, mein Kind, hier wirst Du zeigen, ob ich mich in Dir getäuscht oder nicht!"

Und nun intonirte er mit erschütternder Begeisterung jenen berühmten Schrei: „Tödt' erst sein Weib!" — Wilhelmine Schröder erkannte nun erst die Riesenaufgabe, nach der sie selbst die Hand ausgestreckt, sie faltete bebend die Hände, Glück und Bangen zugleich erfüllten ihre Brust. „Tödt' erst sein Weib!" dieser eine Ruf tönte ihr in den Ohren — sie hörte nichts weiter, das glänzende Finale ging an ihr vorüber wie ein Traum. — Als aber Beethoven sich erhob und die Partitur zuschlug, näherte sie sich ihm mit wankendem Schritt.

„Segnet mich zur That, die ich wagen will — damit sie mir gelinge," — sagte sie feierlich und neigte tief das Haupt.

Und der Meister legte seine Hand gedankenvoll auf den blonden Scheitel, und ein Lächeln der Befriedigung glitt wie ein herbstlicher Sonnenstrahl über sein ernstes Angesicht.

Ehe das junge Mädchen aber an diesem Abend einschlief, faltete sie die schönen Hände und schloß ihr Nachtgebet mit den Worten: „Gott, laß mich eine Leonore werden wie er sie geträumt, damit ich seinem Herzen noch eine Freude bringe."

Wenige Wochen nach dieser Scene trat Wilhelmine Schröder in der Oper Fidelio in Wien auf, und verkörperte jenes Ideal höchsten Liebesheroismus, das dem Geiste Beethovens vorgeschwebt. Der Componist selbst saß in einer kleinen dunklen Loge dicht bei der Bühne. Ach, die süßen und doch kraftvollen Töne, wie sie die Brust der jungen Sängerin ausströmen ließ, sie drangen ja nur schwach und gebrochen in sein damals schon fast ganz verschlossenes Ohr, aber er sah doch die von Gluth und Hingebung getragene Erscheinung, er sah diese Augen voll Leidenschaft und Begeisterung, — und der ausbrechende Jubel der hingerissenen Menge umbrauste ihn wie ein fernes Meer. — Und der zweite Act entfaltete sich, das schöne Weib stieg hinab in den dunklen Kerker, reichte dem hungernden Gatten das Brot, durchlief alle Stadien der Seelenmartern, bis endlich jener wunderbare Lichtpunkt kam, jener mächtige Aufschrei: „Tödt' erst sein Weib!" Beethoven richtete sich fieberisch erregt auf als der Accord einsetzte, sein Athem stockte, die Riesengestalt zitterte, seine Blicke bohrten sich fest an die Lippen der Sängerin. — Eine Secunde lang war's als ob sie zagte — plötzlich aber richtete sie sich auf in wahrhaft großartiger Schönheit, und schmetterte das in höchster Leidenschaft vibrirende b in die Seelen der erschütterten Hörer. — Und das Wunder geschah: — dieser eine gewaltige beseelte Ton durchbrach alle Schranken und drang wie eine lichte Verkündigung in das verschlossene Ohr des Meisters. — Es wurde plötzlich so hell in ihm, ein golden Tonwellen überströmte ihn, der stille Traum, seine Leonorenschöpfung sang und klang laut, in dem herrlichen überwältigenden b, das er gehört, spiegelte sich das Ganze wie das All sich in einem klaren Tropfen spiegelt. — Namenlose Freude — ungebändigtes Entzücken ergriff ihn — er hatte sich in dieser Leonore nicht getäuscht! — Er hätte dies junge Mädchen an sein Herz reißen — in seinen Thränen baden mögen, — längst begrabene Wünsche, längst entschlafene Hoffnungen standen auf aus ihrer Todesruh und sahen ihn lächelnd an. Aber Körper und Seele waren nur an Schmerzen gewöhnt, das unendliche plötzliche Glücksgefühl überwältigte den nur im Leiden und Entbehren starken Mann: Ludwig van Beethoven sank ohnmächtig zurück.

Diese Darstellung des Fidelio war in der That die letzte, aber vielleicht auch der blendendste Sonnenstrahl, der auf den dunklen Weg des erhabenen Tonschöpfers fiel.

Aber was war es wohl, was Ludwig van Beethoven von der Darstellerin seiner Leonore verlangte, und was er in den blauen Augen eines jungen Mädchens gefunden? —

Wilhelmine Schröder trug die Leonore hinaus in die Welt. — Wer hätte wohl je ohne die nachhaltigste Erschütterung den Fidelio von ihr gehört, wer könnte sie, gerade sie in dieser Erscheinung vergessen? — Hundert Sängerinnen haben nach ihr uns auch die Leonore gesungen, vermochte je Eine von Allen so die Seele gefangen zu nehmen, wie sie? — Aber war denn Keine so schön wie Wilhelmine Schröder-Devrient, hatte Keine eine so mächtige Stimme, eine so entzückende Grazie? — O gewiß! Reizende Frauen hüllten sich in das schlichte Männerkleid Fidelio's, großartige Stimmen sangen uns die Arie: „Abscheulicher, wo eilst Du hin!" Meisterinnen der Darstellungskunst erschöpften sich an dieser Erscheinung, aber schwebte je von einer Lippe der Ruf: „Tödt erst sein Weib!" großartiger, hinreißender als von den Lippen jener blonden Frau? — Und warum wohl? — Hier folgt die Lösung aller Fragen. — Wilhelmine Schröder-Devrient besitzt jenen seltnen Zauber, der die Welt überwindet, jenen räthselhaften Reichthum, der in unserer kühlen und matten Zeit immer mehr zur Sage wird, jenen kostbarsten Schatz der Erde, jene schönste Segnung des Himmels: ein heißes Herz!

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheilslehre.

Die Lungenschwindsucht.

Ueber keine Krankheit herrschen unter den Laien wie unter den Aerzten so falsche Ansichten als über die Lungenschwindsucht, obschon von allen Leiden der Jetztzeit dieses das allerhäufigste ist. Zur Beruhigung diene nun aber dem Leser gleich von vorn herein, daß man bei dieser Krankheit ohne große Beschwerden uralt werden kann und daß man sogar als Lungenschwindsüchtiger noch den Vortheil hat, vor vielen andern Krankheiten geschützt zu sein. Allerdings verlangt dieses Leiden, welches sehr oft ganz unbemerkt, auch die scheinbar gesündesten Personen mit den schönsten Brustkasten, beschleicht, daß man sich in seiner Lebensweise etwas danach richte. Thut man dies nicht oder zu spät, dann freilich kürzt die Lungenschwindsucht das Leben um mehrere Jahre und veranlaßt auch mannigfache lästige Beschwerden.

Ueber das eigentliche Wesen und die Ursachen der Lungenschwindsucht weiß die Wissenschaft, trotzdem daß in den Büchern viel darüber geschrieben steht, doch so gut wie nichts; oft scheint sie angeboren und ererbt zu sein. Von Ansteckung dabei ist keine Rede, obschon sie sich bei einander nahestehenden Personen, die unter gleichen äußern Verhältnissen leben, nicht selten entwickelt. Auch ist sicherlich der Schluß, welchen die Aerzte machen, wenn sie die, nach dem Verschwinden von gewissen Blutungen, Schweißen, Ausschlägen, Geschwüren u. s. w. auftretende Lungenschwindsucht als eine Folge jenes Verschwindens ansehen, ein ganz falscher. Umgekehrt verhält es sich, weil die Lungenschwindsucht in ihrer Entwickelung begriffen war, darum verschwanden jene Zustände.

Die Beobachtungen am Krankenbette und Leichentische haben

Folgendes gelehrt. Bei der Lungenschwindsucht wird aus dem Blute eine eigenthümliche, gerinnende, grauliche und gelbliche Masse in das Lungengewebe abgeschieden. Diese Masse, welche merkwürdiger Weise fast immer zuerst in den Lungenspitzen abgelagert wird, nimmt in den meisten Fällen die Form von Knötchen (tubercula) an und wird deshalb auch Tuberkelmasse genannt; der ganze Krankheitsprozeß führt daher den Namen Lungentuberkulose. Die Knötchen- oder Tröpfchenform dieser Masse, sowie der Umstand, daß diese Krankheit besonders bei Armen und Wüstlingen häufig vorkommt, läßt die Tuberkeln poetisch als „Thränen der Armuth und Reue nach innen geweint" bezeichnen. Nicht selten findet sich aber die Tuberkelmasse auch gleichförmig (nicht knotig) in das Lungengewebe eingestopft, so daß alle Luft aus diesem verdrängt ist. Wohl stets geschieht die Ablagerung dieser Masse bei vermehrtem Blutzuflusse zu dem ergriffenen Lungenstücke, weshalb dabei nicht selten auch kleine, mit Blut überfüllte Gefäßchen zerreißen und so Blutspucken (Bluthusten) veranlaßt wird. — Hat die Tuberkelmasse einige Zeit bestanden, so erleidet sie eine Veränderung nach doppelter Richtung hin; nämlich sie trocknet entweder ein und wird ganz hart, oder sie erweicht sich und zerfließt allmälig zu einer dicken rahmähnlichen Flüssigkeit (Tuberkeleiter), welche durch Zutritt von Luft in Fäulniß versetzt und dadurch (zur Tuberkeljauche geworden) sehr ätzend werden kann. Im ersteren Falle bleiben die eingetrockneten harten Tuberkelknötchen, die man bei sehr vielen, scheinbar ganz gesunden Personen in den Lungenspitzen antrifft, zeitlebens und ohne Beschwerden zu veranlassen, zurück. Im letztern Falle wird durch die zerflossene Tuberkelmasse das umliegende Lungengewebe für immer zerstört (zerweicht, zerfressen) und es bildet sich eine oder eine Anzahl von Höhlen (Vomicae), deren Inhalt (die zerflossene Tuberkelmasse und das zerstörte Lungengewebe) entweder durch Husten ausgeworfen wird oder allmälig zu einer kalkigen Masse eintrocknet. Dieser Zerstörungsprozeß, dem man den Namen der tuberculösen Lungenschwindsucht gegeben hat, greift nun aber nicht etwa unaufhaltsam um sich, ruinirt so nach und nach die ganze Lunge und führt unrettbar zum Tode, sondern es wird ihm stets von der Natur (niemals vom Arzte) eine harte, unzerstörbare Grenze gesetzt, welche das kranke Lungenstück von dem gesunden scheidet. Mit dieser Schwindsucht und dem noch gesunden größern oder kleinern Lungenreste läßt es sich nun bei vernünftiger Lebensweise recht gut und auch lange leben, selbst wenn dabei durch Husten noch längere Zeit zerstörtes Lungengewebe und zerflossene Tuberkelmasse ausgeworfen wird. Man ängstige und kurire sich also wegen hartnäckigen Hustens, Auswurfs, zeitweiligen Blutspuckens und überhaupt über das Wort Lungenschwindsucht nicht so unnützer Weise zu Schande, wie dies jetzt gar oft geschieht. Nicht der Zustand, welcher in schwindsüchtigen Lungen schon vorhanden ist, braucht gefürchtet zu werden, sondern der, welcher später hinzutreten kann, nämlich eine neue Ablagerung von Tuberkelmasse. Sie muß verhindert oder weit hinausgeschoben werden, weil durch diese das Leben in Gefahr geräth.

Wie die Tuberkelmasse in die Lungen abgesetzt wird, davon hängt nun der Verlauf und die Gefahr bei der Lungentuberculose ab. In seltenen Fällen werden beide Lungen von oben bis unten wie mit einem Schlage von unzähligen, sehr kleinen Tuberkelkörnchen durchsäet (d. i. die acute Lungentuberculose) und dabei wird der Tod in wenigen Tagen herbeigeführt. Diese Krankheit gleicht dem Nervenfieber so sehr, daß sie in der Regel für ein solches gehalten wird. — In anderen, schon etwas häufigeren, glücklicher Weise aber doch nicht sehr häufigen Fällen geschieht die Ablagerung der Tuberkelmasse in kleinen Unterbrechungen oder ununterbrochen, aber nur allmälig um sich greifend, fort und fort, so daß in einigen Monaten oder wenigen Jahren vom deutlichen Beginne der Krankheit an, der größte Theil der Lungen erkrankt und zerstört ist. Diese Lungenschwindsucht pflegt der Laie die gallopirende zu nennen. Sie beginnt als schlichter Lungenkatarrh und führt gewöhnlich unaufhaltsam unter fortwährend wachsendem Bleicher- und Magerwerden des Kranken bei Husten, Blutspucken, Auswurf, Fieber (welches bisweilen dem kalten Fieber ähnelt) zum Tode. — In den allermeisten Fällen nimmt nun aber die Lungenschwindsucht (d. i. die chronische) einen weit günstigeren Verlauf und läßt dem Patienten, wie oben schon gesagt wurde, ein ziemlich hohes Alter erreichen, wenn er nämlich seine Lebensweise danach einrichtet. Hier sind die Anfälle von Ablagerung des Krankheitsproduktes durch lange Zwischenräume, deren Dauer viele Jahre und selbst Jahrzehende betragen kann, von einander getrennt. Während dieser freien Zwischenräume kann sich der Kranke, trotzdem daß in seinen Lungen die Schwindsucht haust, doch scheinbar ganz wohl befinden oder nur geringe Beschwerden haben, aber freilich auch durch Kurzathmigkeit, Husten und Auswurf belästigt werden. In manchen Fällen geht die Lungentuberculose, nachdem sie eine oder einige Ablagerungen gemacht hatte, vollständig ein und der Kranke kann als geheilt betrachtet werden, wenn auch das erkrankte Lungenstück verloren (verhärtet oder zerfressen) ist. Weit häufiger kommt es aber vor, daß sich während einer neuen Ablagerung, die jedoch erst im spätern Alter stattzufinden braucht, der Tod einfindet.

Von den Krankheitserscheinungen, welche die Lungenschwindsucht begleiten, können die zum Erkennen der Krankheit unentbehrlichen nur vom Arzte und zwar blos mit Hülfe der sogen. physikalischen Untersuchungsmethode (durch Besichtigung, Befühlen, Beklopfen und Behorchen der Brust) wahrgenommen werden. Alle übrigen Symptome, wie Husten, Auswurf, Blutspucken, Kurzathmigkeit u. s. f. können ebensowohl fehlen, wie auch ganz anderen Lungenaffectionen und sogar Herzleiden zukommen. Nur durch das Bleich- und Mager-, sowie Mattwerden eines kurzathmigen Hustenden kann der Verdacht auf Lungentuberculose (niemals aber das sichere Erkennen) derselben vermittelt werden. Jedoch ist Jedem, der die genannten Krankheitserscheinungen an sich bemerkt, auch wenn dieselben nicht von Lungenschwindsucht herrühren sollten, anzurathen, die folgenden diätetischen Regeln zu beobachten. Denn von einer Behandlung mit Arzneimitteln, welche etwa der im Gange befindlichen Ablagerung von Tuberkelmasse Einhalt thun oder eine neue Ablagerung sicher verhüten könnten, davon ist zur Zeit keine Rede, obschon in den medicinischen Büchern Hunderte von Mitteln, die bei der Lungenschwindsucht gute Dienste thun sollen, aufgezählt werden. Beliebt sind bei den Aerzten: Leberthran, Selterwasser mit Milch, Melken, Emser und Obersalzbrunner Wasser, Egersalzquelle, Lippspringe und Soden, Seeluft und Italien, isländisches und Caraghenmoos. Der Laie bezahlt mit schwerem Gelde einige unnütze und ganz billige Kräuter (wie die Lieber'schen und den hamburger Trank), die Revalenta (Erbsen- und Linsenmehl) und einige andere Schwindeleien; oder er sucht Hülfe durch Hundefett, Heringsmilch u. dgl.

Das diätetische Verhalten bei Verdacht auf Lungentuberculose (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 33. S. 360) verlangt: ruhiges und tiefes Athmen einer stets reinen und warmen Luft, Vermeidung von Blutanhäufung in der Lunge, körperliche und geschlechtliche, geistige und gemüthliche Ruhe (Schlaf), nahrhafte (besonders thierische) Kost mit der gehörigen Menge von Wasser, Fett und Salz. — Was die einzuathmende Luft betrifft, so muß diese stets rein (frei von Staub, Rauch, Tabacksqualm, schädlichen Gasen) und warm sein (am liebsten von 12—16° R.), und dies ebensowohl bei Nacht wie bei Tage. Vorzüglich schädlich ist der schnelle Wechsel zwischen warmer und kalter Luft, sowie das Sprechen beim Gehen gegen scharfen Nord- und Ostwind und beim Bergsteigen. Die Wohnung, besonders das Schlafzimmer, sei trocken, sonnig und stets wohlgelüftet; auch scheint der Aufenthalt in freier, aber warmer und reiner, besonders Waldluft von großem Vortheile zu sein. Während der kälteren, rauheren und stürmischen Jahreszeit thut der Kranke am besten, ganz in der gleichförmigen Temperatur (von + 14 — 16° R.) des Zimmers (in welchem grüne Pflanzen aufgestellt sind) zu verbleiben oder beim Ausgehen sich stets des Respirators (s. Gartenl. Jahrg. III. Nr. 8) zu bedienen. Es ist ganz verkehrt, weil schädlich, wenn Brustkranke bei Milch- oder Molkenkuren, sowie in Bädern, ganz in der Frühe die kalte Morgenluft einathmen, anstatt so lange im Bette zu bleiben, bis die Luft gehörig erwärmt ist. Wer es kann, der siedele, aber so zeitig und so lange als möglich, in ein mildes südliches Klima über, wo bei Tag und Nacht die Luft gleichmäßig warm ist, wie nach Malaga, Malta, Algier, Kairo, Madeira u. s. w.; nur darf er dort kein Heimweh bekommen, wenn er gesunden will. — Auf die Art des Athmens ist ebenfalls einiger Werth zu legen. Man athme nämlich täglich öfters tief ein und aus; jedoch geschehe dies nicht zu gewaltsam, weil es sonst zur Zerreißung einzelner kleiner Blutgefäßchen und zum Blutspucken kommen könnte. Auch ist das Beengen der Lunge durch Zusammenpressen des Brustkastens (durch Kleidungsstücke, anhaltendes Sitzen mit gebeugtem Oberkörper) zu vermeiden, wohl aber nach Ausdehnung des

Brustkastens und der Lunge zu streben und hierzu dienen passende Turnübungen (mit den Armen), lautes Vorlesen, Declamiren und Singen oder Blasen eines Instrumentes; auch läßt sich dies dadurch bewerkstelligen, daß man nach tiefem Einathmen langsam durch ein feines Röhrchen ausathmet. Alle diese Ausdehnungsversuche müssen aber mit großer Vorsicht und Einschränkung geschehen. — Der widernatürlichen Anhäufung von Blut in den Lungengefäßen läßt sich dadurch entgehen, daß man Alles sorgfältig vermeidet, was Herzklopfen und sehr beschleunigtes Athmen macht, daß man sich vor erhitzenden Anstrengungen und katarrherzeugenden Erkältungen (besonders der Füße und des Rückens) durch Flanell und Wolle schützt, und daß man stärkere Erschütterungen des Brustkastens zu verhüten sucht. — In Betreff der Ruhe ist zu erwähnen, daß jedes körperliche und geistige Thätigsein Brustkranker nur ganz mäßig geschehen muß und daß Excesse in dieser, sowie in gemüthlicher und geschlechtlicher Hinsicht großen Nachtheil bringen. — Thierische Nahrung, aber mit ziemlichem Fett- und Salzgehalte, scheint am meisten zuzusagen; obenan steht natürlich die Milch. Von Getränken entsage man sich aller, welche Herzklopfen und Hitze erzeugen. — Fängt ein Brustkranker wieder an, fleischiger zu werden und wohler auszusehen, dann kann er zwar an allmäliges Abhärten seines Körpers (durch kalte Bäder, Turnen, leichtere Kleidung) denken, darf dies aber doch immer nur mäßig treiben. — Uebrigens thut es allen Brustkranken gut, während des Sommers einige Zeit in eine gemüthliche, gegen Nord- und Ostwinde geschützte Gegend zu ziehen und neben Ruhe noch Milch (oder Molken) und Luft zu genießen. In ein Bad, wo man nur abgemagerte, hohläugige Brustkranke sieht, und außerdem doch blos ein schwaches Salzwasser trinkt (wie in Ems und Salzbrunnen) würde Verf. niemals einen Schwindsuchtscandidaten schicken. (Bock.)

Eine Stunde im Sitzungs-Lokale der Parlaments-Krim-Untersuchungs-Commission zu London.

Deutschland hat seine historischen Erinnerungen an fünfzig- und hundertfache Staats- und Hochverraths-Riesen-Prozesse, wo es sich um Leben und Tod allgemein bekannter, hervorragender Persönlichkeiten handelte; die ältesten Leute in England können sich solcher Erinnerungen nicht rühmen. Die Zeiten, als die Bastille des englischen Absolutismus, der Tower, Minister und Prinzen und Prinzessinnen, Könige und Königinnen verschwinden ließ, die Schrecken des Staatsgerichtshofes, der Stern-Kammer, gehören der verwesten Vergangenheit an. Wie mußte es daher das gegenwärtige Geschlecht aufregen und anziehen, eine öffentliche Untersuchung der Krim- und Kriegsverwaltungs-Helden im Unterhause glänzend siegen und verwirklicht zu sehen und nun aus dem Munde von Generalen, Herzögen, Lords und höchsten Offizieren, von Autoritäten und Augenzeugen das ganze entsetzliche Drama, welches 50,000 Soldaten und 50 Millionen Pfund Sterling, alle englischen, stolzen Hoffnungen, allen nationalen, althistorischen Heiligenschein in Schmutz und Tod hinabtrat, Punkt für Punkt, Schuld für Schuld enthüllt zu sehen und zu hören! —

Die Untersuchung gewann noch an besonderer Wichtigkeit, da es sich um eine Entscheidung zwischen dem Ministerium Aberdeen und der Presse handelte. Ersteres behauptete aus offizieller Untrüglichkeit, letztere habe übertrieben, ja gelogen. Es sei Alles in Ordnung. Gleich von vorn herein ergab sich nun, daß die Presse bereits Alles haarklein und genau erfahren und veröffentlicht habe, was die Autoritäten und Augenzeugen nun vor dem Parlamente wiederholen und bekräftigen. Die bis jetzt (den 25. März) gestellten und beantworteten 9000 Fragen enthalten daher im Wesentlichen nichts Neues, nur daß hier und da eine Anekdote, ein im Winkel versteckt gewesenes kleines Ungethüm von Thatsache das Entsetzliche noch furchtbarer, den Blödsinn zum Wahnsinn, das Lächerliche noch lächerlicher, das Unglaubliche noch wahrer und wirklicher macht. Hospitäler, vollgepfropft mit entstellten, zerrissenen, sterbenden, todten, vor Schmerz, vor Hunger, vor Ungeziefer, vor Gestank aufschreiender Soldaten — eine mitleidige Seele, die 200 Pfund bietet, um ein solches Hospital reinigen zu lassen, nachdem man sich damit entschuldigt, daß kein Geld zum Reinigen da sei. Der betreffende Offizier verweigert die Annahme des Geldes, weil er fürchtet, man könne es von ihm zurückverlangen. Die Soldaten laufen tausendweise barfuß und mit erfrornen und verwundeten Füßen durch Schnee und Eis, und sterben hundertweise. Lord Raglan sieht das eine Zeit lang mit an. Endlich schickt er einen Bevollmächtigten nach Constantinopel, Schuhe zu kaufen. Der Bevollmächtigte ist so glücklich, grade ein nach Konstantinopel abgehendes Schiff zu treffen. Er theilt dem Kapitain des Schiffes unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß er alle Schuhe in Constantinopel für die Armee aufkaufen solle. Der Kapitain schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen und sagt, daß er drei Wochen lang im Hafen von Balaklava versucht habe, sein mit Schuhen für die Armee ganz beladenes Schiff an den Mann zu bringen, und seine Ladung los zu werden. Von allen Seiten habe man die Annahme verweigert, da er keinen gehörig formulirten Frachtbrief vorzuzeigen im Stande gewesen. Jetzt gehe er eben zurück nach Constantinopel. Nach dieser Entdeckung läßt denn der Schuh-Gesandte den Schnabel des Schiffes wieder gen Balaklava richten. Nun werden die Schuhe sofort angenommen, da sie der Schuh-Bevollmächtigte bringt. Noch schlimmer ging's einem Kartoffel-Gesandten. Er brachte, wie ihm befohlen war, ein Schiff voll Kartoffeln nach dem Hafen. Wochen lang versuchte er und Andere, den Mächtigen auszukundschaften, der allein berechtigt war, die Kartoffeln in Empfang zu nehmen. Vergebens. Da ergrimmt endlich der Kapitain und ruft sich Griechen, Tartaren, Armenier, Juden und Schacherer, Familien und Privatpersonen heran mit der Bitte, sie möchten so viel Kartoffeln nehmen, als sie nur immer fortbringen könnten. So bekommt er sein Schiff bald leer, und die englischen Soldaten, die nach Balaklava kommen, um sich aus ihrer Tasche Proviant zu kaufen, triumphiren nun mit vollen Kartoffelsäcken in's Lager zurück. Zuletzt wurden sie, das Stück zu 1 Schilling — 10 Sgr. eine Kartoffel — an die reichsten englischen Offiziere verkauft.

Mitten im massenhaften Hinsterben der Soldaten an Unverdaulichkeit und Durchfall kam eine medicinische Autorität auf den Gedanken, die Soldaten müßten Vegetabilien, Gemüse haben. Nach vielen Wochen ist ein Schiff mit Mohrrüben, Kohl, Rüben u. s. w. im Hafen und wird ausgeladen. Aber auch jetzt kann der Mann, welcher sie zu verkaufen, zu vertheilen hat, trotz unendlichen Suchens nicht ermittelt werden. Der Gemüsehaufen wird breit, in Schnee und Schmutz getreten und fängt an zu faulen und den Schmutz noch unerträglicher zu machen. Die Garde-Division unterm Herzog von Cambridge fällt vor Hunger vom Pferde, die Pferde fallen aus demselben Grunde, nachdem sie versucht haben, sich gegenseitig die Schwänze abzufressen. — Die Ordre des Herzogs von Cambridge um Futter und Lebensmittel hat deshalb große Eile und ist ohnehin im höchsten Grimme geschrieben. Im höchsten Grimme hat der Herzog seinen Namen auf eine Stelle der Ordre gesetzt, wo sie nach der „Routine" nicht hingehört. Er bekommt also sein Schreiben mit der höflichen Bitte zurück, den Namen gefälligst ein Paar Zoll tiefer zu setzen. Ordnung muß sein, obgleich sie in diesem Falle direkt das Leben von ein Paar Dutzend Pferden kostete. Also kein Wunder, daß die englische Cavallerie, so weit davon noch die Rede sein konnte, besonders daran zu erkennen war, daß Niemand auf einem Pferde saß.

Letztere Geschichte hörte ich am 13. März aus dem Munde des Herzogs von Cambridge selbst. An diesem Tage war ich zum ersten Male in dem Untersuchungslokale. Als ich in den Irrgängen des neuen Parlamentsgebäudes endlich auf den rechten Weg und vor die rechte Thür, einem Seiten-Saale der Sitzungs-Halle des Unterhauses gekommen war, fiel mir zuerst das dünne Kommen und Gehen von Neugierigen auf. Ich hatte mich auf stundenlanges Warten und rippenzerbrechendes Gedränge gefaßt gemacht. Man weiß ja schon Alles, dacht' ich. Man liest es bequemer in den Zeitungen. Jeder hat sein Geschäft von 12 bis 4 Uhr, grade während der drängendsten Arbeitszeit, während welcher die Com-

missionFragen thut und Antworten zu einem Aktenstücke sammelt, dessen Umfang das beste Mittel sein wird, es gegen Leser zu schützen. Und am Ende glaubt auch der höhere Engländer nicht an den Ernst, an den Erfolg dieser Posse. Posse? Ja, so erschien sie mir. Sind die Herren Richter? Haben sie Gewalt über Schuld und Unschuld, Leben und Tod? Nein, die schwärzesten Schuldigen, bis jetzt besonders Kapitain Christin und Admiral Boxer (der in Constantinopel vierzehn Tage lang ein mit Proviant für die Verhungernden beladenes Schiff erst anstreichen und trocknen ließ) begnügen sich mit der Strafe der „öffentlichen Meinung". Als Posse, als Humbug erschien mir die Untersuchung, weil sich's die Herren gar zu bequem machten und fragend und antwortend über die Schuld an 50,000 Todten und 50 Millionen Pfund Sterling gelegentlich kaueten und schluckten. Neben dem Haupthelden der Inquirenten — Mr. Layard — saß ein Mitglied der Commission, welches einen halben Sandwich (belegtes Butterbrot) im Munde, eine Frage that, dann einen derben Schluck Sherry nahm und wieder fragte. Der Herzog von Cambridge wartete wenigstens, bis er seine Aussage beendet hatte. Erst dann rief er nach einem Kellner, bestellte sich Sandwichs und Sherry, fragte ziemlich laut „Now much?" (wie viel?), bezahlte, stellte seine gekreuzten Beine auf das Tischgestell unten, aß und trank und hörte den weitern Fragen und Antworten zu.

Seine Aussagen hatten übrigens, im Vergleich zu andern, nichts besonders Interessantes. Um so imponirender ist seine Persönlichkeit. Ein riesiger Mann, bärtig, stolz, breitbrustig, kahlköpfig, so saß er dem kleinen, kränklichen, dünnstimmigen Präsidenten der Commission — Mr. Roebuck — gegenüber. Das volle, energische Gesicht neben Roebuck gehört dem berühmten Layard, dem Ninive-Ausgraber, jetzt Mitgliede des Ministeriums, dem Premier einer bessern oder schlimmern Zeit — denn er ist der einzige Mann, von dem man sicher eine energische, hohe Zukunft erwartet. — Die Namen der andern Mitglieder habe ich zum Theil vergessen, zum Theil wurden sie doch nur genannt, um sofort wieder vergessen zu werden. Photographie, Stenographie, Malerei, Typographie — alle diese Künste der Oeffentlichkeit umgaben den Halbmond des grünen Tisches in großer Fülle und ohne die geringste Beschränkung. Die hieroglyphischen Blätter der Stenographen wanderten unaufhörlich über die Schultern der eifrig das lebendige Wort Auffangenden hinaus in Vorzimmer, wo eine Menge Uebersetzer aus dem Stenographischen in Currentschrift den Boten in die Hände arbeiteten, welche unten in Droschken nach den Druckereilokalen der Zeitungen eilten. Weiter hinten in der Ecke wartete ein Photograph auf malerische, stille Momente und zog dann seine Klappe auf, so daß die dunkele Oeffnung des photographischen Apparates wie eine Kanonenmündung herab drohte, sich aber nach ein Paar Secunden immer wieder schloß. Hier machte sich ein Zuhörer Bemerkungen mit dem Bleistifte, dort versuchte ein Maler die Züge des bärtigen Riesen im Hintergrunde (ich glaube des von Birmingham gewählten Parlaments-Mitgliedes Muntz) zu stehlen und Geld daraus zu schlagen.

Ein schäbig-gentiles Subject schälte sich eine Apfelsine, biß hinein und verfolgte die Verhandlung mit großen Augen, bald Zeichen des Beifalls, bald grunzende Töne der Unzufriedenheit durch die gekauete Apfelsine von sich stoßend. Crethi und Plethi lahtschte aus und ein, darunter manch' düsteres, sorgenverzerrtes Gesicht „ohne Geburt und Connexionen," feine Damen und breitschulterige Weiber von der Straße — fast alle im tiefsten Schwarz und mit gespannten Zügen horchend, ob diese oder jene Aussage einen Schluß auf den hingeopferten Sohn, Bruder, Bräutigam oder Ehemann zulasse, auch nicht wenige nichtssagende Gesichter, die blos aus Langeweile gekommen zu sein schienen, „um sich zu amüsiren," da sie immer am Lautesten hear! hear! (hört! hört!) riefen und lachten, wenn eine pikante Bemerkung fiel oder ein unglaublicher Unsinn speciell erörtert ward.

Die Zeugen traten alle in die Mitte des Tisch-Halbmondes, um welche die zehn Mitglieder der Commission sitzen, wenn sie alle da sind, was selten der Fall zu sein schien. Die Hinterwand des Saales, dem Publikum gegenüber, enthält eichene Schränke, deren jedes Mitglied einen für seinen ausschließlichen Gebrauch benutzt. Die beiden Thüren öffnen sich nach Corridoren, die unmittelbar in den Sitzungssaal des Unterhauses führen, von wo denn auch fortwährend bekannte Persönlichkeiten, wie man im Publikum deutlich bemerkt, erscheinen, um bald nach kürzerer, bald nach längerer Zeit wieder zu verschwinden und Andern Platz zu machen.

Ich sagte, die Zeugen treten in die Mitte des Tisch-Halbmondes, obwohl der Herzog von Cambridge ganz bequem mitten unter den Mitgliedern der Commission selbst sitzt. Mit ihm machte man dieselbe Ausnahme, wie mit einigen andern Personen höchsten Ranges. In der That nahm er sich ohne Weiteres die Freiheit, sich mitten unter die Herren zu setzen und sie mehr zu belehren, als sich fragen zu lassen. Er sah auch gar nicht darnach aus, sich vom berüchtigten General „Routine," der an allem Unheil Schuld ist, etwas vorschreiben zu lassen. Wie leicht hätte er seinen dicken Rohrstock mit dem goldenen Haken nehmen können, um seinen Kopf durchzusetzen? Warum war er überhaupt hier und nicht Chef-Commandeur der Garde-Division geblieben? Die Leute munkeln schreckliche Geschichten, die man durch eine andere Munkelei, nämlich daß er Spuren von Geisteskrankheit (allerdings erblich öfter in seiner Familie hervorgetreten) zu vertuschen sucht. Er soll einem höhern Offizier, der sich gar zu bornirt nach dem General „Routine" richtete, etwas versetzt und selbst Lord Raglan bedroht haben. So viel Wahrscheinliches dies auch in einem energischen Kopfe, gerade weil er nicht an der allgemeinen ausgebrochenen Geisteskrankheit des englischen Regierungsunwesens litt, haben mag, wollen wir es doch blos als ganz dunkele Munkelei beiläufig mit erwähnt haben.

Das Auftreten des Herzogs hatte eine allgemeine Spannung hervorgerufen. Man sah überall den Ausdruck der Enttäuschung, als er geendet. Was er sprach, klang sehr einfach, sah verständig, schonend und doch auch derb und ehrlich. Vieles war technisch und strategisch, wie es für die zuhörenden Laien kaum verständlich war. Nachdem er seine Mittheilungen geendet, erhoben sich alle Mitglieder der Commission, und Roebuck dankte ihm im Namen derselben und des Parlaments. Sie schienen ihn damit entlassen zu wollen.

„O, bitte, erlauben Sie mir, daß ich noch etwas bleibe," unterbrach er den Redner. „Ich gehe noch nicht, werde mir aber —" und damit winkte er dem Kellner und ließ sich einen Teller von Sandwichs und ein Glas Sherry bringen, wie ein deutscher Baron vom Rittergute in einem öffentlichen Trinklokale.

Mit dem Typus eines höhern, deutschen Landedelmanns hat er auch viel Aehnlichkeit. Sein Bart wäre vor fünf bis sechs Jahren noch der Skandal des ganzen Landes, rein unmöglich gewesen. Jetzt giebt's Parlamentsmitglieder, deren Gesicht man vor Bart nicht sehen kann, so daß sie aussehen, wie zurückgekehrte Krim-Soldaten. Der freie Bartwuchs ist in England von ganz neuem Datum und wurzelt in der großen Völkerausstellung, der Freundschaft mit den Franzosen, der Krim und dem Kriege und auch in einem neuen Volksgefühle, in einem Hasse gegen die Vergangenheit, die sich in England nirgends anders als sorgfältig rasirt und mit starrendem Backenbarte zeigen konnte. Der Backenbart, der war der Stolz, die National-Kokarde Englands. Später sprach ein Blatt das berühmte Wort aus: „Englishman, the whiskered slave of money-making" („Engländer, backenbärtiger Sclave der Geldmacherei"). Seit dieser Zeit fingen Haare an, auf den Zähnen zu wachsen. Es folgte eine seit Jahren komisch behandelte Agitation für den Bart, den Schnauz- und Kinnbart. Sie sproßt jetzt überall. Sie kehrt in Wäldern von der Krim zurück. Und so mag vielleicht dieses äußere Zeichen rückkehrenden Männlichkeitsgefühls auch einen innern Boden haben. Und je mehr sich die Krim-Untersuchung als Posse entwickeln sollte, desto ernster dürfte die Befürchtung werden, daß ernste, düstere, bartumwaldete Männer eine Tragödie sehen wollen, die erschüttert, erhebt und reinigt. Doch soll dies keine Prophezeihung sein, sondern blos Schluß meiner Stunde in der Krim-Untersuchungs-Commission. V.

Ist die Sterblichkeit des Menschengeschlechts

gegenwärtig ungleich geringer als in früherer Zeit?

Diese in der That wichtige Frage ist sehr oft aufgeworfen und wohl meistens bejahend beantwortet worden. Wir wollen einige Betrachtungen darüber anstellen, ob und mit welcher Zuverlässigkeit eine Antwort darauf möglich ist.

Von der theoretischen Seite ist eine Veränderung der Sterblichkeit außer allem Zweifel. Eine große Zahl von Ursachen muß darauf hinwirken, wie z. B. epidemische Krankheiten, die oft unerwartet erscheinen und ebenso wieder den Schauplatz verlassen, das Herrschendwerden gewisser wirklicher oder vermeintlicher Nahrungsmittel, der Kulturzustand im weitesten Sinne genommen und andere mehr. Wenn wir aber in der Natur von Veränderungen sprechen, müssen wir zwei ganz verschiedene Arten derselben wohl auseinander halten, nämlich ununterbrochen nach einer Seite hin andauernde und periodische d. h. solche, die bald nach der einen, bald nach der entgegengesetzten Seite hin wirken und sich daher nicht summiren, sondern im Laufe der Zeit wieder aufheben.

Die schlagendsten Beispiele für beide Arten der Veränderung bietet die Astronomie dar. Die ganze Anlage unseres Planetensystems hat die Natur so getroffen, daß, wenn nicht durch ganz fremdartige Einflüsse eine Zerstörung desselben herbeigeführt wird, es in sich selbst nicht den Keim der Auflösung, vielmehr den der ewigen Dauer trägt; und zwar ist das Mittel dazu ein höchst einfaches. Daß die anziehenden Kräfte sich umgekehrt wie die Quadrate der Entfernung verhalten, bewirkt diese Stabilität, d. h. wenn ein Körper doppelt so weit von der Sonne entfernt ist als ein anderer, so zieht ihn die Sonne 2×2 oder 4mal schwächer an, ist er 3 mal weiter entfernt, 3×3 oder 9 mal schwächer, ist er 4 mal weiter entfernt, 4×4 oder 16 mal schwächer u. s. w. (Wenn eine Zahl mit sich selbst multiplicirt wird, so nennt man das Produkt ihr Quadrat.) Jedes andere Gesetz der anziehenden Kräfte würde ohne Ausnahme den Keim der Selbstzerstörung in das System hineintragen. Gleichwohl sehen wir ununterbrochene Aenderungen aller Elemente des Systems und auch da vor sich gehen, wo ein Vorwärtsschreiten nach derselben Seite hin unausbleiblich, wenn auch meist erst nach langer Frist den Untergang der bestehenden Ordnung herbeiführen müßte. In allen solchen Fällen läßt sich aber beweisen, daß die Aenderung eine periodische ist. So ist z. B. die Neigung der Ebene des Erdäquators gegen die Ebene der Erdbahn, wovon der Wechsel der Jahreszeiten abhängt, im Abnehmen begriffen und geschähe das ununterbrochen nach derselben Seite, so würde es eine Zerstörung der gegenwärtigen Ordnung im organischen Leben auf der Erde nach sich ziehen. Es läßt sich aber zeigen, daß diese Aenderung eine in sehr engen Grenzen eingeschlossene periodische Aenderung ist, wobei noch außerdem die Dauer der Periode viele Jahrtausende umfaßt. Die Lage der Durchschnittslinie der obengenannten Ebenen zeigt sich ebenfalls veränderlich, aber ihre Aenderung zieht keine Zerstörung irgend eines Theils des Sonnensystems nach sich; in der That ist die Lagenänderung dieser Durchschnittslinie auch keine periodische, sondern eine in demselben Sinne ununterbrochen fortschreitende. Die Planeten bewegen sich in Bahnen, welche sehr wenig vom Kreise abweichen. Die Größe dieser Abweichung ist aber kleinen Aenderungen unterworfen, welche bei Andauer nach derselben Seite hin die Planetenbahn endlich in eine langgestreckte Cometenbahn verwandeln und zuletzt ein nicht wieder Zurückkehren des Planeten zur Sonne zur Folge haben würden. Allein diese Aenderung ist ebenfalls eine in sehr engen Grenzen eingeschlossene periodische, und die Dauer der Periode umfaßt eine undenklich lange Zeit.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sterblichkeit des Menschengeschlechts ebenfalls periodischen, und ganz gewiß in sehr engen Grenzen eingeschlossenen Aenderungen unterworfen ist, wodurch eine ununterbrochene Dauer desselben möglich gemacht würde. Es ist aber aus anderen Gründen sehr wahrscheinlich, daß der ewigen Dauer des Menschengeschlechtes eben so gut wie den anderen Thiergeschlechtern durch uns unbekannte Ursachen einst eine Grenze gesetzt werden wird.

Sonach wäre die Möglichkeit einer vielleicht schon Jahrhunderte hindurch andauernden Abnahme der Sterblichkeit durchaus nicht ausgeschlossen; es bleibt blos noch übrig, diese unserm gegenwärtigen Kulturzustande schmeichelnde Hypothese durch statistische Beobachtungen zu beweisen. Das läßt sich aber leider nicht machen.

Man hat es allerdings zu beweisen versucht, und es ist diese Meinung selbst von den ersten Statistikern aber immerhin mit Vorsicht ausgesprochen worden. So sagt z. B. Quetelet in seinem bekannten Werke „sur l'homme“: „Es scheint als eine ausgemachte Thatsache betrachtet werden zu können, daß in denjenigen Ländern, wo die Civilisation die bedeutendsten Fortschritte macht, zugleich die größte Abnahme der Sterblichkeit beobachtet wird. Indessen darf man diese Vortheile nicht übertreiben, wie man es in Betreff einzelner Länder gethan hat; je mehr die statistischen Urkunden an Genauigkeit gewinnen, um so mehr entdecken wir in dieser Beziehung mit jedem Tage neue Vorurtheile.“

Man hat den in Rede stehenden Satz einmal dadurch zu beweisen versucht, daß man das Verhältniß der Todten zu der ganzen Bevölkerung bestimmte, d. h. auf wie viel Personen von der Bevölkerung eines Landes ein Todter kommt; ferner dadurch, daß man die mittlere Lebensdauer ermittelte, und dann diese Zahlen aus früheren Jahren mit denen der Gegenwart verglich. Hierdurch zeigte sich allerdings eine ganz gewaltige Abnahme der Sterblichkeit. Aber schon diese gewaltige Abnahme wird denen verdächtig vorkommen, welche mit solchen Sachen vertraut sind.

Nun wollen wir uns aber fragen, wie weit solche Zahlenangaben aus früherer Zeit, und man ist bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hinaufgegangen, Glauben verdienen. Diese Glaubwürdigkeit sinkt zu einem Minimum herab, wenn wir sehen, wie sehr heutigen Tages noch in einigen Ländern Volkszählungen und Angaben der Gestorbenen mangelhaft sind. Hierzu kommt noch, daß in früherer Zeit Volkszählungen aus ganz anderen Gründen vorgenommen wurden, als heut zu Tage, und daß die Aufzeichnung der Todten Personen oblag und zum größten Theile noch obliegt, nämlich der Geistlichkeit, welche sich in von religiösem Fanatismus bewegten Zeiten vielfache Ungenauigkeiten bei solchen Aufzeichnungen zu Schulden kommen lassen, indem sie anders Denkende gar nicht als Menschen betrachten. Bei Volkszählungen schrieb man meist nur die Steuerpflichtigen auf und überschlug die Anzahl der Uebrigen in Bausch und Bogen, und hierbei fanden noch gar Viele Gelegenheit, sich der Registration zu entziehen. Ganze Klassen der Bevölkerung beachtete man gar nicht. Ein Interesse an der Sache selbst wie heut zu Tage kannte man im vorigen Jahrhundert wenigstens von Seiten der Regierungen noch nicht. Es ist leicht einzusehen, daß man unter solchen Umständen das Verhältniß der Todten zur ganzen Bevölkerung sehr ungenau und meist so erhalten muß, daß die Sterblichkeit viel größer erscheint, als sie wirklich war.

Solche Ungenauigkeiten kommen gegenwärtig noch vor; so berechnet z. B. Joseph Hain in seiner Statistik des österreichischen Kaiserstaates (1852 erschienen) aus Beobachtungen von 1820 bis 1847 für die verschiedenen Theile der Monarchie so verschiedene Sterblichkeitsverhältnisse, daß man nothwendig die Ursache in der Mangelhaftigkeit der Beobachtungen suchen muß, was auch der genannte Statistiker selbst bemerkt hat. Diese Verhältnisse schwanken innerhalb der Grenzen von 1 : 26 und 1 : 45; d. h. es stirbt 1 von 26 bis 45 Personen.

Der Beweis also des Satzes, daß die Sterblichkeit gegenwärtig kleiner ist als früher, durch das Verhältniß der Todten zur ganzen Bevölkerung geführt, beruht auf in hohem Grade fehlerhaften Zahlen d. h., es kann nichts bewiesen werden.

Nicht minder unzuverlässig ist der andere Beweis aus der mittleren Lebensdauer, welche allerdings ebenfalls scheinbar früher viel kleiner gewesen ist, als heut zu Tage. Um die mittlere Lebensdauer zu bestimmen, muß man aber viel mehr statistische Unterlagen haben, als zur Bestimmung des eben erwähnten Sterblichkeitsverhältnisses, und deshalb sind die hierauf gestützten Beweise allermeist aus Beobachtungen in diesem Jahrhunderte geführt worden. Man muß nämlich wissen, wie viel für jedes Altersjahr die Wahrscheinlichkeit beträgt, im Laufe des nächsten Jahres zu sterben. Diese Wahrscheinlichkeit ist so zu ermitteln, daß man von jedem

Altersjahr für eine große Menge von Personen beobachtet, wie viel im Laufe des nächsten Jahres davon sterben. Findet man z. B., daß von 1000 30jährigen Personen in einem Jahre 10 gestorben sind, so ist die Wahrscheinlichkeit eines 30jährigen im Laufe des nächsten Jahres zu sterben $^{10}/_{1000}$ oder $^{1}/_{100}$. Diese Brüche müssen für jedes Alter von der Geburt bis zum höchsten bestimmt werden, wenn man die mittlere Lebensdauer eines Menschen überhaupt berechnen will.

Man sieht aber leicht ein, daß dazu genaue nach dem Alter geordnete Bevölkerungs- und Todtenlisten nöthig sind, welche derselben Zeit angehören müssen.

Die ersteren, nämlich die Bevölkerungslisten, sind aber in früherer Zeit gar nicht vorhanden, während es Todtenlisten schon im vorigen Jahrhundert gab. Erst in der allerneuesten Zeit hat man angefangen, solche nach dem Alter geordnete Bevölkerungslisten entwerfen zu lassen und zwar am Vorzüglichsten in Belgien, wie denn überhaupt in diesem Lande fast nur allein brauchbares Material für die Lebensstatistik zu finden ist. England und unser kleines Sachsen sind nächstdem zu nennen. In allen andern Ländern ist nichts dafür geschehen, oder wenigstens nichts veröffentlicht worden; was im Staub der Archive unter Schloß und Riegel liegt, nützt keinem Menschen etwas.

Nun brauchte man aber zur Lösung vieler volkswirthschaftlicher Fragen, namentlich der, welche bei Renten- und Lebensversicherungsanstalten vorkommen, für jedes Alter die Wahrscheinlichkeiten im Laufe des nächsten Jahres zu sterben, und da es am nöthigen Material dazu fehlte, leitete man sie einseitig nur aus den nach dem Alter geordneten Todtenlisten ab. Hierdurch erhielt man aber ganz falsche und allermeist viel zu große Zahlen, weil man die mangelnden Bevölkerungslisten durch eine unrichtige Hypothese, nämlich der einer stationären Bevölkerung, ersetzen mußte. So kam es denn auch, daß die aus solchen Zahlen bestimmte mittlere Lebensdauer viel zu klein gefunden wurde. Als man nun in der neuesten Zeit, nachdem man Bevölkerungslisten erhalten hatte, dasselbe auf richtigem Wege bestimmte, fand man auch die mittlere Lebensdauer viel größer. Daraus kann aber keineswegs geschlossen werden, daß die Sterblichkeit abgenommen hat, denn es sind wiederum falsche Zahlen dazu benutzt worden. Diese Frage, ob gegenwärtig die Sterblichkeit im Abnehmen begriffen ist, werden einst unsere Nachkommen beantworten. Man wird dann wahrscheinlich auch sehen, daß nach Eintritt eines Minimums wiederum ein Zunehmen stattfinden wird und sofort periodisch, bis endlich andere Ursachen dem Menschengeschlechte ein Ende machen werden.

Militairische Kleinigkeiten.

Nr. 2. Die kriegführenden Mächte.

(Mit Abbildung.)

Rußland umfaßt 343,240 □Meilen; nehmen wir Großbritannien, Frankreich und die Türkei zusammen, mit Einschluß aller Kolonien, so erreicht ihr Gebiet immer erst einen Inhalt von 314,662 □Meilen, was ungefähr $^{11}/_{12}$ des Flächenraumes vom russischen Reiche entspricht. — Dasselbe bildet einen ungeheuren Komplex, eine vollständig arrondirte Masse, von welcher die großbritannischen Inseln allein nur den sechzigsten Theil ausmachen. Die Hauptmasse Rußlands jedoch sind seine asiatischen Besitzungen, über $^{2}/_{3}$ des Ganzen, über 60,000 □Meilen größer als Europa. — Sind England, Frankreich und die Türkei mit ihren außereuropäischen Besitzungen durch Oceane und Meere verbunden, so ist Rußland in seinen Theilen mehr durch die ungeheuren Flächen, durch den Gebirgszug des Ural, wie durch die klimatischen Verhältnisse getrennt, — und während der europäische Kontinent bis zur Prasna von zahlreichen Verkehrslinien durchkreuzt ist, welche die innere Entwickelung desselben gewaltig fördern, so ist Rußland — ein Glied asiatischen Lebens und Verkehrs — blos durch vier große Handelsstraßen durchschnitten, welche man mit Recht wohl Karavanenstraßen nennen könnte. Wenngleich ein vollständig entwickeltes Kanalsystem dem Verkehr die größte Unterstützung bietet, so ist doch Rußlands Verkehr im Vergleich zu dem seiner Gegner nur $^{2}/_{25}$ des Ganzen. Denn wenn Großbritanniens Verkehr die Summe von 100 Mill. Pfund Sterl. an Einfuhr und von 180 Mill. Pfund Sterl. an Ausfuhr repräsentirt, Frankreichs Einfuhr 44 Mill. Pfund Sterl. und Ausfuhr $54^{7}/_{10}$ Mill. Pfund Sterl., der Türkei Einfuhr 12 Mill. Pfund Sterl., Ausfuhr $10^{5}/_{10}$ Mill. Pfund, Sterl., so ist Rußlands Einfuhr nur $16^{6}/_{10}$ Mill. Pfund Sterl., Ausfuhr 16 Mill. Pfund Sterl., so daß sich seine Handelsbewegungen nur als $^{2}/_{17}$ der Großbritanniens ergiebt.

Im Zusammenhange mit der Verkehrsentwickelung steht natürlich die Bevölkerung. Wenn Rußland in Europa eine Durchschnittsbevölkerung von 800 Köpfen auf die □Meile hat, so zählt Großbritannien in Europa 4792 Köpfe, Frankreich 3630, die Türkei 1270 Köpfe auf die □Meile, und bleibt man bei der europäischen Bevölkerung stehen, so repräsentirt die Handelsbewegung Großbritanniens 10 Pfund Sterl., Frankreichs $2^{5}/_{10}$, der Türkei $1^{9}/_{10}$, Rußlands $^{5}/_{10}$ Pfund Sterl. auf den Kopf. — Die europäische Gesammtbevölkerung von Rußland ist ungefähr 54 Millionen, die von Großbritannien $27^{1}/_{4}$ Millionen, von Frankreich $35^{1}/_{2}$, von der Türkei $12^{1}/_{2}$ Millionen. Vergleicht man die Bevölkerungsdichtheit und die Verkehrslebendigkeit, so könnte man annähernd die Leistungsfähigkeit auf die □Meile bei Großbritannien 48, bei Frankreich 9, bei der Türkei $2^{4}/_{10}$, bei Rußland $^{4}/_{10}$ nennen, — und abgesehen von allen andern Verhältnissen, beträge sie hiernach für Großbritannien (477,792) $13^{1}/_{4}$, für Frankreich (87,732) $2^{1}/_{4}$, für die Türkei (41,294) $1^{1}/_{7}$, für Rußland (36,046) 1.

Dieser Faktor erleidet durch die Produktionsfähigkeit eines jeden Staates eine bedeutende Abänderung, ingleichen für den speziellen Fall durch die Lage des Landes zum Kriegsschauplatz, — ob nämlich die Leistungsfähigkeit in ihrem vollen Umfange sofort auf demselben in Anwendung kommen kann oder nicht.

Die Produktionsfähigkeit ist annähernd:

	Edle Metalle:	Eisen:
Großbritannien . . .	80,000 Pfd.	3 Millionen Tonnen.
Frankreich	5000 Pfd.	600,000 Tonnen.
Türkei	unbedeutend.	unbedeutend.
Rußland	118,000 Pfd.	200,000 Tonnen.

	Getreide-Einfuhr:	Menschen (Wachsth. d. Bev.)
Großbritannien	3 Mill. Pfd. St.	$3^{4}/_{7}$ % od. jährl. 300,000.
Frankreich . .	$1^{3}/_{4}$ Mill. Pfd. St.	$^{1}/_{2}$ % od. jährl. 188,800.
Türkei . .	Ausfuhr: $^{1}/_{2}$ Mill. *	Sehr unbedeutend.
Rußland	Ausfuhr: $6^{2}/_{3}$ M. Pf.St.	$^{1}/_{4}$ % od. jährl. 135,000.

Es ergiebt sich aus Vorstehendem ungefähr folgendes Resultat: Rußland, welches eine bedeutende Masse edler Metalle erzeugt, aber in Bezug des Eisens und der ganzen Eisenindustrie an das Ausland gewiesen ist, hat wohl hinreichende Bevölkerungszunahme, um einen mehrjährigen Kampf führen zu können; da jedoch ein großer Theil seiner Produktion (Getreide ꝛc.) auf den Export gewiesen ist, kann es einen längeren Kampf nicht führen, ohne seine inneren Verhältnisse nicht gänzlich zu zerrütten.

Großbritannien und Frankreich, welche nahezu $^{5}/_{6}$ der von Rußland erzeugten edlen Metalle selbst produziren, und eine Bevölkerungszunahme von jährlich über 450,000 Menschen nachweisen können, sind in dem großen Vortheil, daß ihre Verkehrsverhältnisse mit Ausnahme einer einzigen Richtung dieselben bleiben, daß sie vollständig unabhängig von jeder fremden Industrie sind, und von überseeischen Märkten das Getreide zu beziehen vermögen, das an ihrem Bedarf fehlt. Sie sind im Stande, einen jahrelangen Krieg zu führen, welcher nicht ohne Resultate sein wird, sobald Führung und innere Organisation die Fehler vermeiden lassen, welche bis jetzt geschehen.

Die Türkei leidet am meisten durch den Krieg, da sie weder edle Metalle noch Eisen in bemerkenswerther Quantität erzeugt.

* Die Ausfuhr an Getreide könnte im türkischen Reiche bei nur einiger Entwickelung der vorhandenen günstigen Vorbedingungen auf das 5—10fache gesteigert werden.

Red Skins and Rustics at the Sugarloaf Tree

Ihr Getreidehandel, wie ihr Getreidebau liegen zum großen Theile darnieder, — und kraftlos, wie sie ist, wird sie vor Allem dem Kriege als Opfer fallen.

Vorläufig aber dauert der Kampf vor Sebastopol noch mit der alten Heftigkeit fort. Die Alliirten, so sehr man auch ihre Thätigkeit und Tapferkeit anerkennen muß, haben wenig Fortschritte gemacht und der oft avisirte Sturm läßt jetzt nach sechs Monaten noch auf sich warten. Indeß ist nicht zu leugnen, daß die Belagerung mit mehr Ernst betrieben wird, seitdem die Franzosen die bisher von den Engländern besetzten Positionen eingenommen haben. Ihre Laufgräben und Parallelen (Verbindung zwischen zwei Laufgräben) rücken rasch vorwärts, die Batterien werden schneller armirt, die Feldposten sind aufmerksamer und machen die russische Spionage fast unmöglich. Einzelne Affairen in letzter Zeit beweisen, daß man sich ernstlicher schlägt, als sonst.

Der Künstler giebt uns heute eine Abbildung der letzten französischen Parallele, welche am Weitesten an die Festung vorgerückt ist. Man sieht die Brustwehr ist von Schanzkörben gebildet, die mit Erde und Sandsäcken belegt sind. Hier und da sind kleine Löcher angebracht, damit die Scharfschützen auf den Feind zielen können, ohne von diesem bemerkt zu werden. An dem durch die Schanzen gedeckten Wege arbeiten eine kleine Anzahl Soldaten eifrig mit Spitzhacke und andern Werkzeugen an der Durchbrechung des Felsens zur Fortsetzung der Laufgräben. Für einen thätigen Soldaten ist das Leben hinter solcher Brustwehr ein langweiliges und ermüdendes, das wenig Annehmlichkeiten und eben so wenig Ruhm bietet.

Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.*

Nr. 1. Biberjäger.

Die amerikanischen Biberjäger (Trappers) stehen den Indianern näher als den civilisirten Menschen. Sie bringen den größten Theil ihres Lebens in den verborgensten Winkeln der Berge und den fernsten Wildnissen zu. Ihre Sitten und Charakter sind eine Mischung von Einfachheit und Wildheit, die ihnen von der majestätischen Natur, in deren Mitte sie stets leben, eingeflößt zu sein scheint. Nahrung und Kleider sind dort ihre einzigen Bedürfnisse, und um sich diese unentbehrlichen Dinge zu verschaffen, übernehmen sie die größten Gefahren und Mühseligkeiten. Die Büchse in der Hand sind sie fortwährend auf der Wacht gegen das, was ihnen droht, oder mit der Erwerbung des nöthigen Proviants beschäftigt. Aufmerksame und scharfe Beobachter der Natur, wetteifern sie mit den Thieren der Wälder, um deren Gewohnheiten zu belauschen, und indem sie stets allen möglichen Gefahren ausgesetzt sind, fühlen sie selbst niemals, was Gefahr bedeutet, und mit derselben Gleichgültigkeit, mit der sie ihr eigenes Leben preisgeben, vernichten sie menschliches Leben so leicht wie das der Thiere. Menschliche Gesetze kennen sie nicht; ihr Wunsch ist ihr Gesetz, und um diesen Wunsch zu erfüllen, ist ihnen jedes Mittel recht. Treu als Freunde, unerbittlich als Feinde, gilt bei ihnen der Satz: „ein Wort und ein Schlag", oft kommt aber der Schlag noch eher als das Wort. Ihre guten Eigenschaften sind denen vergleichbar, die man bei den Thieren findet; freilich, wer jedes Ding gern bei seinem schlechtesten Namen nennt, dem sind sie rachgierige, blutsüchtige Trunkenbolde, Spieler, Menschen, die die Begriffe von Mein und Dein nicht achten, kurz: „weiße Indianer." Doch giebt es viele Ausnahmen unter ihnen und es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, daß der Reisende in den Felsengebirgen (Rocky mountains) unter den Biberjägern manchen ehrlichen und treuen Burschen trifft, der freudig seinen letzten Bissen mit ihm theilt.

Stark, gewandt, abgehärtet, muthig und waffengeübt wie sie sind, giebt es keinen Winkel, keine Wildniß im „fernen Westen" von Nordamerika, der von diesen so furchtlosen wie furchtbaren Männern nicht untersucht und durchstreift worden wäre. Von den Quellen des majestätischen Mississippi bis zu den Mündungen des Colorado, von den eisigen Gegenden des Nordens bis zum Gila in Mexiko haben die Biberjäger ihre Fallen in jeden Strom, jeden Fluß, jeden Bach gelegt. Diese ungeheuern Länderstrecken würden ohne das rastlose Vordringen dieser Männer eine terra incognita für die Geographen sein, und obgleich ein großer Theil davon dies auch jetzt noch für sie ist, so giebt es doch, das darf man wohl behaupten, kaum einen Acker Landes, der von den Biberjägern auf ihren gefahrvollen Streifzügen nicht vor- und rückwärts durchschritten worden wäre. Die Berge und Flüsse führen noch die Namen, welche ihnen diese mannhaften Jäger gegeben haben, und sie sind in Wahrheit die unermüdlichen Pioniere, die der täglich an Wohlstand wachsenden Colonie des Westens den ersten Weg gebahnt haben.

Die Biberjäger zerfallen in zwei Klassen: die gemietheten und die freien; erstere werden von der Pelzwerkcompagnie ausschließlich zum Zwecke der Jagd in Dienst genommen; letztere werden von der Compagnie mit Pferden, Mauleseln und Fallen versehen und erhalten für die Felle und das Pelzwerk einen gewissen Preis. Außer diesen beiden Klassen giebt es aber noch eine dritte Art Jäger, die für ihre eigene Rechnung jagen, ihre eigenen Pferde und Packthiere besitzen und sich ihren Jagdbezirk und Markt selbst wählen.

Sobald sich der Biberjäger auf den Marsch begiebt, erhält er seine ganze Ausrüstung entweder an einem der indianischen Handelsforts oder von den Hausirern und Handelsleuten, welche nach den westlichen Staaten kommen. Die Ausrüstung besteht in zwei oder drei Pferden und Mauleseln, eins für den Sattel, die andern für das Gepäck, und aus sechs Fallen, die in einem ledernen Sack aufbewahrt werden. Munition, ein Paar Pfund Tabak, gegerbte Thierfelle zu Moccasins (eine Art indianischer Schuhe), und manche andere kleine Dinge führt er mit sich in einem Sack von Büffelfell, welcher daher sinnreich „Possible-Sack", der Sack für alles Mögliche, genannt wird. Dieser Possible-Sack zugleich mit dem Sacke, in welchem die Fallen stecken, hat gewöhnlich seinen Platz auf dem Sattelmaulesel, wenn gejagt wird; die übrigen Dinge werden mit dem Pelzwerk eingepackt. Die Kleidung des Biberjägers besteht in einem Jagdhemd von gegerbtem Ziegenfell, das mit langen Franzen verziert ist; die Hosen sind gleichfalls von Ziegenfell, und auf der Außenseite auch mit Franzen versehen. Ein schwarzer oder grauer weicher Filzhut, Moccasins und Teggins (eine Art Gamaschen) vervollständigen den Anzug des Jägers. Ueber die rechte Schulter geht ein Riemen und in diesem hängt unter dem linken Arm ein Pulverhorn und ein Kugelbeutel, in welchem letzteren zugleich noch eine Menge für die Jagd unentbehrliche Dinge ihren Platz finden. Um den Leib trägt der Jäger einen Gürtel mit einem großen Bowiknife (einem langen und breiten Messer) in einer Scheide von Büffelfell, die mittels einer stählernen Kette, die zugleich einen kleinen Ziegenfellbeutel mit einem Wetzstein zum Schleifen der Waffen festhält, befestigt ist. Oft hat der Jäger auch einen Tomahawk (indianische Streitaxt) bei sich. Seine Hauptwaffe ist aber seine geliebte weittragende und nimmer fehlende lange und schwere Büchse, die er gelegentlich auch als furchtbaren Streitkolben zu handhaben weiß. Um die Ausrüstung vollzählig zu machen, gedenken wir schließlich noch des „Pipeholders" (Pfeifenhalters), der in einer um den Hals herumgehenden Schnur hängt, meist in Form eines Herzens (denn unser Jäger hat seine sehr gemüthliche Seite) genäht, mit Perlen besetzt und gewöhnlich ein Geschenk von des Jägers „Squaw". (Squaw ist bei den Indianern zunächst jede weibliche Person im Allgemeinen; dann aber heißt es so viel wie Frau.)

Ist dann nun unser Jäger mit Allem versehen, was er für nothwendig zu seinem Vorhaben hält, und hat er im Voraus schon den Platz für seine Jagden bestimmt, so beginnt er seinen Auszug in die Berge, entweder allein oder in Gesellschaft Mehrerer. Sobald im Frühjahr das Eis aufbricht, ist seine Zeit gekommen. Angelangt in seinem Jagdbezirk, folgt der Biberjäger den kleinen Flüssen und Bächen und hält scharfen Ausguck auf das „Zeichen".

* Unter diesem Titel werden wir eine Reihe Schilderungen aus dem Amerikanischen Jagd- und Waldleben bringen, die viel Interessantes bieten. D. Redakt.

Bemerkt er einen umgeworfenen Baumwollenbaum, so untersucht er ihn, ob es vielleicht ein Biber war, der den Baum gefällt hat, um damit den Strom aufzudämmen. Ebenso ist die Spur des Thieres im Sande längs dem Flußufer Gegenstand seiner genauen Nachforschung, und wenn die Spur frisch ist, so stellt er die Falle auf dem Wege des Thieres auf, verbirgt sie unter dem Wasser und befestigt sie mit einer starken Kette entweder an einen Pfahl, der im Sande eingerammt ist, oder an einen starken Strauch oder Baum. Ein Floß von leichtem Holz wird an die Schnur mit einem mehrere Fuß langen Tau festgebunden, damit es, wenn der Biber die Schnur mit sich fortreißen sollte, auf dem Wasser eben auf schwimmend die Richtung anzeige, in welcher der Biber sich entfernt hat. Der Köder an der Schnur, welcher recht naiv „die Medicin" heißt, ist eine klartige Substanz, welche man von dem Biber selbst erhält (Bibergeil). Diese Medicin bekommt, wie so manche andere Medicin, auch dem armen Biber nicht gut. Der Jäger taucht in dieselbe einen Steck und legt diesen quer über die Schnur; wenn nun der Biber, gelockt durch den Geruch, das Ding näher untersuchen will und zu dem Ende einen seiner Füße in die Falle steckt, dann ist die Sache gemacht, und das Thier ist „a gone beaver", ein in die Falle gegangener Biber. Entdeckt der Jäger ein Biberneſt, so setzt er die Falle auf den Rand des Dammes, ungefähr dahin, wo er glaubt, daß der Biber vom tiefen zum seichten Wasser taucht. Früh am Morgen besteigt nun unser Jäger sein Reitpferd, um nach den Fallen zu sehen. Er zieht den gefangenen Thieren sogleich die Haut ab, packt die Schwänze, welche von besonderem Werth sind, sorgfältig ein und spannt die Felle aus, um sie zu trocknen; das Fleisch nebst den Eingeweiden wird mit großer Behutsamkeit abgeschabt und gereinigt. Sind die Felle trocken, so werden sie in viereckiger Form, mit dem Pelzwerk nach innen, zusammengelegt, in Packen, deren jeder gewöhnlich 10 bis 20 Stück enthält, gebunden und so fest als möglich zusammengepreßt, so daß er für die bequemere weitere Fortschaffung geeignet ist.

Während der ganzen Dauer der Jagdzeit wandert der furchtlose Jäger trotz der Nähe der Indianer rund herum zur Aufsuchung von „Zeichen". Seine Nerven sind immer gespannt, seine Geistesgegenwart muß er immer rege erhalten. Nach allen Seiten fliegen seine Adleraugen und augenblicklich entdeckt er jeden auch noch so unbedeutenden auffälligen Gegenstand, der ihm auf seinen Wegen entgegentritt. Ein umgewendetes Blatt, ein niedergetretener Grashalm, die Unruhe der Thiere, der Flug der Vögel sind für ihn Begebenheiten, gezeichnet mit der sichern Hand der Natur in deutlichster Sprache.

Der Indianer wendet alle seine Kunstgriffe an, um den weißen Jäger irre zu führen und über ihn zu triumphiren; dieser aber verbindet trotz aller seiner Roheit mit dem natürlichen Instinkt des Pionierers den Vortheil von wenigstens einigen Wohlthaten der Civilisation und entgeht dadurch gewöhnlich den plump angelegten Plänen der Indianer. Nicht selten sind freilich seine Vorsichtsmaßregeln doch vergebens. Wenn der Indianer die Stelle ausfindig gemacht hat, wo der Biberjäger seine Fallen aufstellte, so schleicht er sich wie eine Schlange spurlos dahin und verbirgt sich in den Büschen, bis sein Opfer erscheint. Der Pfeil fliegt vom Boden und bei so kurzer Entfernung verfehlt derselbe selten sein Ziel. Das Geschwirr des Pfeils ist von dem Jäger kaum vernommen, so fühlt er auch schon die Spitze in seinem Herzen und der jubelnde Wilde hat eine weiße Kopfhaut mehr zur Ausschmückung seines Wigwam (Hütte). Im Ganzen ist aber, wie gesagt, der Vortheil doch auf Seiten der Biberjäger, und wenn die Jagd zu Ende ist, so haben diese für jeden verlorenen Kameraden Dutzende von rothen Kopfhäuten auf ihren verschiedenen Sammelplätzen in den Lagern vor den Handelsforts aufzuweisen.

Die Schilderung eines solchen Lagers und die Geschichte des alten Schweden in einer nächsten Nummer.

Nr. 2. Taubenjagden.

Die amerikanischen Wälder sind noch erfüllt mit zahllosen Schaaren wilder Tauben. Gegen Norden findet man sie bis zur Hudsons Bai, und südlich in den Forsten von Louisiana und Texas in gleicher Masse. Der Naturforscher Audubon berechnet, daß er eine Schaar von mehr als einer Billion beisammen gesehen, und Wilson sagt, daß er eine solche auf 2230 Mill. geschätzt habe. Sie bauen ihre Nester auf hohen Bäumen, die nicht selten hundert solcher enthalten, in denen sich meistentheils zwei Junge befinden. In Kentucky ist eine dieser Brutstätten 40 Meilen lang und stellenweise auch ebenso breit. Am Liebsten bauen sie in der Nähe von Strömen und Bächen und auf Bäumen, deren Zweige über dem Wasser hängen.

Die Vögel sind etwas kleiner als unsere Haustauben und schieferfarbig, die Farbe der Männchen ist indessen tiefer als die der Weibchen, und ihre Halsfedern schillern in herrlichem Grün, Gold und Purpurroth. In der Gefangenschaft und selbst unmittelbar, nachdem sie geschossen werden, verschwinden diese Farben.

Ihre Brutstätten sind begreiflicher Weise mit einer Menge Feinde umgeben. Zahllose Habichte und Geier holen sich die Jungen aus den Nestern, selbst der weißköpfige Adler verschmäht dies nicht, unten auf dem Boden lauern Füchse, Wölfe, wilde Katzen, Nackuns, Cougars, Luchse, Dachse und schwarze Bären auf sie, und massenweise tödtet sie der Mensch durch seine Schußwaffen oder durch Fällen der Bäume; die Farmer bringen oft Wagenladungen nach Hause.

Diese Jagden werden meistentheils bei Fackellicht angestellt, wenn die Vögel von ihrer Fütterung nach ihren Nestern zurückkehren, und gewähren ein ungemein lebendiges Schauspiel. Das Rauschen der Flügel tönt wie dumpfer Donner, dann folgen die Schüsse und Rufe, Frauen und Kinder jauchzen vor Freude, dazwischen das Gebell der Hunde und Wiehern der Pferde, das Krachen der Zweige und der Wiederhall von der Axt der Holzschläger, Alles mischt sich wild durch einander und bringt eine stete Aufregung hervor.

So zahllosen Feinden, sollte man glauben, müßten diese Vögel gar nicht widerstehen können, aber sie vermehren sich ebenso schnell als sie abnehmen, und die Jagd auf sie ist nicht ihre größte Gefahr. Diese besteht vielmehr in dem Mangel an Nahrung. Wilson berechnet, daß die Schaar, welche er gesehen, täglich achtzehn Millionen Scheffel Getreide erfordern würde, um sich zu erhalten, sie könnten dies daher gar nicht, wenn ihnen nicht die Wälder mit ihren Buchnüssen und vielfachen Beeren zu Hülfe kämen. Im Norden leben sie fast nur von Wachholderbeeren. Im Süden verschlingen sie natürlich das Wälschkorn, den Reis und die Wallnüsse der Pflanzungen mit Begierde, den größten Theil ihrer Speise bilden jedoch im Allgemeinen die Buchnüsse. So lange die Buchen Amerika's ihre Millionen Scheffel Nüsse herabschütteln, werden auch die zahllosen Schaaren von Tauben dort existiren.

Halbjährlich wandern sie, aber nicht wie andere Zugvögel zu regelmäßiger Zeit. Sie führen vielmehr ein nomadisches Leben und richten ihren Abzug nach dem Maaße ihrer Nahrung. Wenn im Norden viel Schnee fällt, sieht man ihre zahllose Schaaren über Ohio nach Kentucky und dort durchschwärmen sie dann die Wälder nach Futter.

Bei Tage sind die alten Vögel schwer zu schießen. Wenn man ihnen auch auf hundert Schritt nahe gekommen ist und sie sicher zu treffen hofft, so verschwinden sie plötzlich wieder, und ebenso wissen sie sich auf die Bäume zu retten, wenn diese auch zuweilen ganz schwarz von ihnen sind. Deshalb sucht man sie durch Fackellicht zu blenden.

Als ich in Cincinnati war, wurde ich einmal zu einer Jagdparthie, 60 Meilen von da, eingeladen, und dort machte ich auch eine sehr vergnügliche Jagd auf Tauben mit, die eben auf ihrer Wanderung angekommen waren. Unsere Jagdgesellschaft wurde in zwei verschiedene Theile mit gleich viel Schützen getheilt, und die Damen sollten die Parthie begleiten, welche die größte Anzahl von Vögeln bringen würde. Außerdem fielen ihnen auch die weiteren Privilegien, die Partnerschaft bei Tische und beim Tanz zu.

Das stachelte uns natürlich nicht wenig. Am ersten Tage theilten sich auch die Damen, von denen mehrere leichte Vogelflinten führten.

Meine Partei hatte außer diesen acht Gewehren, Doppelflinten und Büchsen. Die letzteren waren nicht unnütz, denn die Inhaber derselben konnten doch mit Sicherheit darauf rechnen, jedesmal einen Vogel zu treffen, während wir mit unsern Flinten, die wir auf die Masse zu speculiren hatten, oft von dieser genarrt wurden und nicht zum Schuß kamen, oder fehlten, weil die Tauben zu weit entfernt waren. So bemühten wir uns unablässig, bis die Vögel gegen Abend verschwanden. Wir hatten 640 Stück und eilten freudig damit nach Hause, aber unsere Gegner hatten

726, und wir waren geschlagen und ärgerten uns wüthend, denn wir hatten die Damen verloren.

Am nächsten Tage gaben wir uns daher, wie man sich denken kann, noch einmal so viel Mühe. Es kommt bei der Taubenjagd wesentlich darauf an, daß man dem Flug die Spitze abgewinnt, wenn dieser sich auf die Nahrung stürzt, denn hierbei drängen sich die Vögel alle nach vorn, und schießt man dann in sie hinein, so kann man sie dutzendweise tödten. Ich beobachtete dies vielfach und sah auch, daß die jungen Tauben so sorglos waren, daß sie sich gar nicht vor mir scheuten, ja selbst, als ich in sie hineingeschossen hatte, arglos weiterdrangen. Da konnte ich mich nicht länger halten, ich stieg auf mein Pferd und ritt in sie hinein, wobei denn natürlich rechts und links ein furchtbares Blutbad unter ihnen entstand.

Stolz auf diesen Sieg, raffte ich meine Beute zusammen und begab mich zu meinen Gefährten, und wir waren sämmtlich ungemein erfreut, als wir 800 Vögel zählten. Aber, o Schmach! Wieder wurden wir geschlagen, unsere Gegner hatten 100 mehr.

Meine Genossen geriethen außer sich. Die Damen waren abermals für uns verloren und wir hatten Hohn und Spott zu ernten. Das konnte nicht länger ertragen werden. Etwas mußte geschehen, unsere Ehre zu retten. Aber was? Das war die große Frage. Unsere Gegner waren bessere Schützen als wir, das lag am Tage. Uns konnte daher nur List helfen. Eine solche fiel mir bei. In Corington, das nur wenig Stunden von der Farm entfernt lag, hatte ich Berghaubitzen gesehen. Wenn wir uns eine solche verschaffen und aus der Ferne schießen konnten, waren wir im Stande, die Tauben massenweise zu erlegen.

Das leuchtete Allen ein und sie beauftragten mich, die Haubitze zu schaffen. Ich schickte einen Boten ab, und am nächsten Tage waren wir, noch ehe es Mittag wurde, im Besitz der Haubitze, die uns heimlich nachgeschafft wurde. Diese luden wir mit Schrot, und jeder Schuß brachte uns Massen Vögel zu; einmal fielen 123 auf einen Schuß. Jetzt waren wir unsers Sieges gewiß, aber als die erste Freude über diesen vorüber war, kam uns ein neues Bedenken. Für heute half uns unsere List, denn für uns acht Schützen konnten wir stehen, daß keiner unser Geheimniß verrathen würde. Wie aber sollte es am nächsten Tage werden, nachdem die Damen uns begleitet hatten? Würden sie schweigen können? Darauf war nicht zu rechnen. Wir beschlossen daher, zu einer zweiten List unsere Zuflucht zu nehmen und ein Depot von Tauben anzulegen. Demgemäß ließen wir 1500 Vögel bei einem Squatter und stellten auch unsere Haubitze dahin, um uns ihrer im Nothfall bedienen zu können. Sonst wollten wir nur unsere Gewehre gebrauchen.

Als wir nach Hause kamen, fanden wir, daß unsere Gegner ein gut Stück Arbeit gethan hatten, sie wurden aber doch von uns um hundert geschlagen. Die Damen gehörten uns.

Und so blieb es bis zu Ende der Jagd. Die Andern zerbrachen sich den Kopf, wie wir sie mit einem Male so glücklich aus dem Felde schlugen, denn sie waren alte Schützen und konnten nicht begreifen, daß wir das Ding so schnell gelernt haben sollten.

Mitunter sprachen sie zwar von dem lauten Wiederhall im Walde, den sie gehört hatten, meinten aber, es müsse entweder Donner oder unterirdisches Getöse gewesen sein.

Man kann sich denken, wie wir uns dabei vergnügten und nachher, wenn wir unter uns waren, darüber lachten. Unser Geheimniß hielt glücklich bis zu Ende der Jagdparthie vor, und als es dann laut wurde, gab es natürlich wieder neuen Stoff zum Lachen für uns und zum Aerger für die Gegenpartei, und noch oft konnten wir nachher unsern Freunden von der Taubenjagd mit Haubitzen erzählen.

Blätter und Blüthen.

Literarisches. Die Herren Autoren dürfen von jetzt ab ruhig der Zukunft entgegensehen, wo für Alles Rath geschafft wird, wird auch von nun an für „liegengebliebene Manuscripte“ gesorgt werden. In Frankfurt a. M. ist unter der Firma: „Mercur, Commissions-Bureau für Geistesprodukte“ ein Geschäft gegründet worden, dessen alleiniger Zweck es ist, die Manuscripte der Autoren oder auch neue Ideen zu später zu schreibenden Manuscripten an den Mann, d. h. an den Verleger zu bringen. Ein Herr Bernh. Cardini ist Besitzer, Held, Procurant. — Inzwischen scheint es an unternehmungslustigen Verlegern noch nicht zu mangeln. Jedes Börsenblatt bringt Ankündigungen größerer wissenschaftlicher Neuigkeiten, und auch die schöne Literatur ist nicht unvertreten. Von Freitag wird in einigen Tagen ein dreibändiger Roman: Soll und Haben erscheinen; von Kompert eine zweibändige Erzählung: Am Pflnge; von der deutschen Romanbibliothek die zweite Abtheilung, wozu Kürnberger einen Roman liefert: Der Amerika-Müde, der dem Agentur-Humbug in Deutschland einen Damm setzen soll; von Ludw. Storch eine Auswahl seiner besten Schriften. Auch eine neue Vierteljahrsschrift unter dem Titel: Europäische Chronik ist angekündigt und zwar von Dr. Buddeus, der plötzlich unter die Publizisten gegangen ist. — Leser, welche sich für naturwissenschaftliche Fragen interessiren, machen wir schließlich auf das jüngst erschienene Schriftchen von Carl Vogt: „Köhlerglaube und Wissenschaft“ aufmerksam, das in geistreicher Weise die beiden Fragen über die Abstammung der Menschen von einem Paare und über die Natur der Seele behandelt.

Erklärung.

Da der mit B. oder Bock unterzeichnete Verfasser der Aufsätze „vom Baue des menschlichen Körpers,“ der „Gesundheitsregeln“ und der „Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre“ öfters in Folge dieser Aufsätze brieflich um ärztlichen Rath angegangen wird, so sieht sich derselbe hierdurch veranlaßt, zu erklären, daß **nur gewissenlose oder unwissende Aerzte und Charlatane einem Kranken ärztlichen Rath ertheilen ohne denselben gesehen und genau untersucht zu haben.** Deshalb bittet also der Vers. die Leser, ihm keine Fragen über specielle Krankheitsfälle brieflich vorlegen zu wollen.

Bock.

Allgemeiner Briefkasten.

Gedichte. **E. Naw. in D.** Poetisch gedacht und zur größern Hälfte auch gut ausgeführt, der Schluß aber matt. — **Nbb. in Halle.** Ein Gedicht auf den 1. Mai, was Sie mit 5 β honorirt wünschen. Wir finden Ihr Verlangen eben so natürlich, wie Sie es begreiflich finden werden, daß wir diese Frühlingsgabe weder honoriren noch abdrucken. — **Vict. N. in Hamburg.** Danke freundlichst, können aber keinen Gebrauch davon machen. — **K. Ch. in S—d—n.** Das letzte der gesandten Gedichte ist vortrefflich und wird nächstens zum Abdruck kommen. — Bei dieser Gelegenheit bittet die unterzeichnete Redaktion die Herren Einsender von Gedichten dringend, Abschriften von ihren Poesien zu nehmen, da sie sich mit der Rücksendung einzelner Gedichte nicht befassen kann.

J. M. in Frankfurt a. M. Sie haben sich lediglich an diejenige Buchhandlung zu halten, in der Sie die Gartenlaube bestellt und bezahlt haben.

Eng. in B—x. Bedauern sehr, Ihnen nicht mehr dienen zu können. Der Verfasser des Gemüse-Artikels ist leider inzwischen gestorben, und wir selbst wissen nicht, wo sich die beiden Fabriken befinden und ob das Geheimniß durch Bücher veröffentlicht worden ist.

Z. Z. in Breslau. Ohne Namensnennung des Verfassers oder Einsenders können wir keinen Artikel aufnehmen.

N. in P—. „Die Vision.“ Gut geschrieben, à la Jean Paul und mit sittlich-tendenziöser Pointe, aber doch nicht passend für unser Blatt.

D. Redakt.

Nicht zu übersehen!

Der Festtage wegen sehen wir uns veranlaßt, **die Gartenlaube** nächste Woche nicht erscheinen zu lassen und wird demnach Nr. 16 am 20. April ausgegeben werden.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 16. 1855.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber: Ernst Keil.

Mittwoch 17. 18 Bogen. Inseraten-Gebühren per Petitzeile: einmalige 2½ Sgr., 4 Sgr. zu beziehen.

Arndt und Gattin.

Ich bin Dir, edler Mann! in treuer Liebe ergeben,
Du wirst mir Alles sein, was ich in Dir erkannt,
Du wirst mir Alles sein, was ich in Dir erstrebe,
Du wirst mir Alles sein, was ich in Dir ersehnt.

Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst gewähren,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst begehren,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst sein wollen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst erhoffen.

Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst vertrauen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst erbauen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst verzeihen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst erfreuen.

Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst erwerben,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst vererben,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst bedeuten,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst bereiten.

Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst verleihen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst gedeihen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst ersinnen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst gewinnen.

Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst ersetzen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst ergötzen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst ersparen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst erklären.

Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst ermessen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst vergessen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst ersiegen,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst erfliegen.

Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst ersterben,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst vererben,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst ersterben,
Ich will Dir Alles sein, was Du mir kannst vererben

angeführt, in meinem Bett sind noch Platz, für meine Frau ist noch Platz, aber niemals werden wir Platz haben für einen Menschen, der uns verrät, der uns verkauft, der uns ins Unglück stürzt. Ich habe gesprochen. Ich habe mich nicht zu Ende reden lassen, weil ich nicht will, daß Sie sich vor Ihrer Frau schämen müssen. Ich habe gesprochen. Ich habe meine Meinung gesagt. Ich habe gesprochen. Ich habe gesprochen.

Er sank in seinen Sitzen zurück und sah seinen Nachbarn nicht mehr an. Er sah nicht, daß Herr Hoffmann sich erhob, daß er sich verbeugte, daß er sich entfernte. Er sah nicht, daß Herr Hoffmann sich wieder setzte, daß er sich mit seinem Nachbarn, dem Herrn Doktor Hans Meyer, in ein Gespräch einließ, daß er sich mit ihm über Politik unterhielt, daß er ihm seine Ansichten auseinandersetzte, daß er ihn zu überzeugen versuchte.

Er hörte nicht, daß Herr Hoffmann sagte:

„Wissen Sie, mit wem ich gesprochen habe? Mit dem Herrn Doktor Hans Meyer, mit dem Herrn Verleger."

Er hörte nicht, daß Herr Meyer antwortete:

„Ich kenne ihn nicht."

Er hörte nicht, daß Herr Hoffmann sagte:

„Ich habe ihn auch nicht gekannt. Ich habe ihn zum erstenmal gesehen. Ich habe ihn zum erstenmal gesprochen. Ich habe ihn zum erstenmal gehört. Ich habe ihn zum erstenmal bewundert. Ich habe ihn zum erstenmal geliebt. Ich habe ihn zum erstenmal verehrt. Ich habe ihn zum erstenmal angebetet. Ich habe ihn zum erstenmal ..."

Er hörte nicht, daß Herr Meyer sagte:

„Ich habe ihn zum erstenmal gesehen. Ich habe ihn zum erstenmal gesprochen. Ich habe ihn zum erstenmal gehört. Ich habe ihn zum erstenmal bewundert. Ich habe ihn zum erstenmal geliebt. Ich habe ihn zum erstenmal verehrt. Ich habe ihn zum erstenmal angebetet. Ich habe ihn zum erstenmal ..."

Er hörte nicht, daß Herr Hoffmann sagte:

„Ich habe ihn zum erstenmal ..."

Er hörte nicht, daß Herr Meyer sagte:

„

Fingerzeig Gottes, den man nicht unbeachtet lassen darf, ohne eine Sünde zu begehen. Alphons war das Werkzeug, dessen sich der Höchste bediente, um einen verrätherischen Ehemann zu bestrafen. — Sie wissen, wen ich meine!"

„Also das ist es," dachte sie; „jetzt sehe ich klar!"

„Ich benutze den heutigen Abend, um Sie auf Ihre Zukunft vorzubereiten," fuhr der Graf fort. „Sie haben die Wahl zwischen Alphons und dem Kloster. Mein Wille ist der Ihres verstorbenen Vaters, und ehe das Fest der Heiligthümer vorüber ist müssen Sie eine Entscheidung getroffen haben. In den nächsten Tagen kommt Alphons — prüfen und wählen Sie!"

„Und wenn ich mich nun zu keinem von beiden entschließe?" fragte Amalie, indem sie ihr Köpfchen keck emporhob.

Der Graf lächelte einen Augenblick still vor sich hin; dann sagte er kalt und ruhig:

„Sie werden mich nicht zwingen, daß ich meine Hand von Ihnen abziehe und Sie im Namen Ihres Vaters enterbe. Hoffen Sie nicht auf Ihre Volljährigkeit, die in drei Monaten eintritt — denken Sie vielmehr daran, daß Ihre Mutter nicht die angetraute Gattin Ihres Vaters war. Er hat Ihnen seinen Namen gegeben; aber die Erwerbung seines Vermögens hängt von Ihrem Betragen ab, und dies hat der Erblasser meinem Urtheile unterstellt. Sie sehen, ich habe eine Gewissenspflicht zu erfüllen. Schlagen Sie die Hand meines Neffen aus, den ich nach meiner innersten Ueberzeugung für den einzigen Mann halte, der Sie im Sinne Ihres Vaters beglücken kann, so werden Sie den Schleier wählen müssen."

„Und mein Vermögen?"

„Fällt nach der testamentarischen Bestimmung dem Kloster anheim, in das Sie eintreten."

„Also in spätestens acht Tagen muß ich mich entschieden haben?"

„Ja."

„Gut, Alphons selbst mag die Entscheidung von mir holen. Auf ein Kloster rechnen Sie nicht, Herr Graf!"

„Desto besser, Amalie, denn Ihr junges Leben hat noch Anwartschaft auf eine schöne Zukunft. Eine stille, fromme Ehe ist dem Herrn nicht minder wohlgefällig als das Klosterleben. Ich will schlafen gehen, denn das Gewitter ist vorüber. Der Himmel stärke Sie in Ihrem guten Vorsatze! Gute Nacht!"

Amalie küßte dem Greise die Hand und führte ihn bis zu der Thür seines Zimmers.

„Ich müßte eine große Thörin sein, wollte ich dem frommen Grafen widersprechen!" flüsterte sie. „Die Bewerbungen des Herrn von Funcal gaben mir den ersten Anlaß zum Argwohn, und siehe da, es bestätigt sich. Aber wie plump ist die Lüge von dem Tode des Barons ersonnen! Er soll todt bleiben, um mich den Händen meines Peinigers zu entziehen. Den unbesonnenen Schritt seiner ersten Verheirathung verzeihe ich ihm, denn er ist jung und schön, und — ich liebe ihn! Daß ich Albrecht in Spaa kennen gelernt, ist eine Fügung der Vorsehung, Herr Graf! Er ist zur rechten Zeit erschienen, um mir Hülfe zu gewähren. Der Baron liebt mich meiner selbst wegen, und ich kann nicht anders als seine Neigung erwiedern. Aber noch darf er nicht wissen, daß ich des schönen, stattlichen Jägers wegen das Marienbild besuchte; er soll, seiner Meinung nach, meine Liebe erst erwerben. Fast hätte ich aus Schmerz über seinen Tod mich in das Kloster begraben, und die List des frommen Funcal wäre gelungen. Onkel und Neffe spielen eine Karte, das ist klar! Die Liebe soll den beiden Herren das Spiel verderben. War die Nachricht von Albrecht's Tode Lüge, so ist auch die Behauptung erlogen, daß seine erste Gattin noch lebt. Ich beginne kühn meinen Plan."

Amalie schloß die Thüren und schrieb dann einen langen Brief. Es war noch sehr früh, als sie am nächsten Morgen einen Spaziergang durch den Garten machte. Herr Barchon, der Besitzer des Hauses, trat ihr entgegen, indem er ehrerbietig grüßte.

„Sind Sie zufrieden?" fragte er lächelnd.

„Der Baron wird Ihnen meinen Dank abstatten."

„Ist schon geschehen, mein Fräulein, und Sie sehen mich zu fernern Diensten bereit."

Beide traten hinter einen blühenden Akazienstrauch, so daß sie von dem Hause aus nicht gesehen werden konnten.

„Herr Barchon, ich spreche nicht mehr von dem geizigen Grafen, der dieses Jahr zum letzten Male in Ihrem Hause gewohnt hat, denn nach sieben Jahren liegt der alte gebrechliche Mann im Grabe —"

„Darum halte ich mich an die Jugend!" sagte der Koloß. „Jeder Mensch ist Geschäftsmann, und ich vor Allen, der ich stets mit Sorgen zu kämpfen habe, um mir dieses Haus zu erhalten. Ich bin ein armer Mann, war früher Küster am Dome und beziehe eine kleine Pension —"

„Sie haben mir das gestern erzählt, Herr Barchon. Hier ist ein Brief — befördern Sie ihn so schnell als möglich an den Baron."

„Ich fliege, gnädiges Fräulein! Und die Antwort?"

„Ich kenne sie schon! Verlassen Sie mich jetzt, damit man unsere Verschwörung nicht ahnt."

Beide trennten sich. Eine halbe Stunde später befand sich Amalie wieder in ihrem Zimmer, und Herr Barchon schritt rüstig durch das Thor der Stadt.

VI.

Aufklärung.

Albrecht hatte zwei Tage verbracht, ohne Amalie zu sehen. Am dritten, gegen Mittag, erblicken wir ihn vor dem Hause des Herrn Barchon. Er zog die Klingel, und der pensionirte Küster öffnete.

„Wo ist der Graf?"

„Er ist vor einer Viertelstunde aus dem Dome zurückgekehrt; jetzt betet er in seinem Zimmer. Fräulein Amalie," fügte Barchon flüsternd hinzu, „befindet sich mit ihrer Kammerfrau in dem Garten."

„Wer meldet mich dem Grafen?"

„Sie werden im ersten Stocke seinen Diener treffen."

Der Baron stieg die Treppe hinan. Auf dem Corridor traf er den Neger. Da er wußte, daß der Schwarze nicht Deutsch verstand, machte er ihm durch Geberden begreiflich, daß er dem Grafen angemeldet zu sein wünsche. Kaum war der Neger verschwunden, als der Graf, der seinen Neffen erwartet hatte, in der Thür erschien. Verwundert ließ er den Fremden eintreten.

„Herr Graf von Funcal?" fragte Albrecht, sich nachlässig verbeugend.

„Derselbe! Und wer giebt mir die Ehre?"

„Ein Geschäftsmann, Herr Graf, dessen Name so unbedeutend ist, daß es sich nicht der Mühe lohnt, ihn zu nennen. Auf einer Reise in Tyrol ward ich von einer schweren Krankheit ergriffen, und ich mußte mich der wohlthätigen Pflege eines Klosters anvertrauen, das, von der Welt geschieden, in einem einsamen Thale liegt. Meine Wärterin war eine fromme Nonne, deren unermüdlicher Sorgfalt ich mein Leben verdanke."

„Wozu diese Geschichte?" fragte der Graf, indem er mit unsteten, ängstlichen Blicken den Baron maß.

„Man nannte die Nonne im Kloster Jungfrau Benedicta — früher aber hatte sie sich Melanie Rocheval genannt, sie war eine Elsasserin."

„Mein Herr," sagte der Graf, „ich bin als Wallfahrer nach Aachen gekommen —"

„Um so mehr werden Sie geneigt sein, ein gutes Werk zu vollbringen. Ich bitte, hören Sie mich noch eine Minute an. Melanie erzählte mir, daß sie von Verzweiflung über eine unglückliche Liebe getrieben, den Schleier genommen habe. Ihr Kind, die Frucht der Liebe zu dem reichen Freiherrn von Paulowski, sei unter der Obhut ihres Verführers geblieben. Wie sie durch Zufall erfahren, habe später der Freiherr, von Gewissensbissen gefoltert, ihre Tochter adoptirt und sie zur Erbin seines Vermögens eingesetzt. Der Freiherr, der ein religiöser Schwärmer geworden, habe unter dem Einflusse eines Freundes gestanden, und diesen als Vormund seiner Adoptivtochter eingesetzt, als er plötzlich von einer unerklärlichen Krankheit befallen und rasch gestorben sei. Seit dieser Zeit verwaltet nun der Freund das Vermögen, und der Tochter des Verstorbenen zahlt er jährlich eine kleine Rente. Ich erfülle eine Pflicht der Dankbarkeit, Herr Graf, wenn ich mich jetzt bei Ihnen nach Amalie erkundige, denn meine Wohlthäterin hat mich beauftragt —"

„Genug, mein Herr!" sagte plötzlich der Graf, der bis hierher vor sich hinstarrend zugehört hatte. „Ich weiß jetzt genug,

um zu begreifen, in welcher Absicht Sie mich aufgesucht haben. Ich bin allerdings der Vormund der liebenswürdigen Amalie, und wenn es Ihnen möglich ist, der frommen Benedicta eine Antwort zu bringen, so sagen Sie ihr, daß ich nicht nur bisher meine Pflicht streng erfüllt hätte, daß ich auch gesonnen sei, mich durch keine Rücksicht bestimmen zu lassen, um ein Haar davon abzuweichen. Uebrigens bin ich nur meinem Gewissen Rechenschaft schuldig, denn mein verstorbener Freund hat mich mit voller Gewalt ausgerüstet — —"

„Amalie entweder in ein Kloster zu schicken oder sie an einen Funcal zu verheirathen, der lüstern nach ihrem Vermögen ist!" fiel Albrecht ein. „Billigt Ihr Gewissen, Herr Graf, daß Sie einem lebensfrohen Mädchen eine solche Wahl stellen?"

„Mein Herr!" rief der Greis mit funkelnden Augen und in einem drohenden Tone.

„Verzeihung, Herr Graf, ich bin ja nur ein Bote, und Sie werden mir erlauben, daß ich meine Botschaft vollende. Nicht der Vater allein, auch die Mutter hat ein Recht an das Kind, und wie Sie jenes, so gedenke ich dieses geltend zu machen. Die arme Nonne ist gestorben, aber auch sie hat ein Testament hinterlassen, das sich in meinen Händen befindet."

Der Graf antwortete ironisch lächelnd:

„So genügen Sie als Testamentsvollstrecker Ihrer Pflicht, mein Herr; und da ich nicht glaube, daß wir collidiren, so ist jede weitere Rücksprache überflüssig."

Er verneigte sich, als Zeichen, daß der Besuch sich entfernen möge. Albrecht stellte sich, als ob er die Andeutung nicht verstände.

„Das kostbare Dokument," fuhr er ruhig fort, „verfügt allerdings nicht über ein Vermögen, aber es enthält eine Geschichte, die für Sie nicht ohne Interesse ist. Die Nonne erzählt nämlich, daß ein gewisser Arzt den Tod des Freiherrn auf wissenschaftlichem Wege herbeigeführt habe, um den von Gewissensbissen gefolterten Mann zu hindern, die als blödsinnig in ein Kloster geschaffte Melanie, die Mutter seines Kindes, als seine Gattin anzuerkennen. Daß er Amalie adoptirte, war leider nicht zu verhindern, auch das nicht, daß sie sammt ihrem Vermögen unter die Willkür dessen gestellt ward, der nichts weniger als ihr Glück beabsichtigte. Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr, wir kommen jetzt zu dem Interessantesten. Sie wollen mich ohne Zweifel fragen, wodurch die verbrecherische Absicht des Vormundes bewiesen wird? Benedicta liefert ihn durch ein Liebesbekenntniß, das ihr der getreue Freund des Herrn von Paulowski übersandte, und sie zweifelt nicht einen Augenblick daran, daß sie auch die Erbin des Vermögens geworden, wenn sie sich hätte entschließen können, dem unbegüterten Grafen von Funcal die Hand zu reichen. Sie weigerte sich, und nun wurde das alte Experiment mit untergeschobenen Briefen gemacht, welche die Untreue der armen Melanie darthaten, und dazu bezeichnete man einen Baron von Beck, dessen Güter an die des Freiherrn grenzen. Der Baron hatte damals seine Gattin durch den Tod verloren, und es wäre wahrlich kein Wunder gewesen, wenn er seine Blicke auf die liebenswürdige Melanie gerichtet hätte, um seinem einzigen Sohne wieder eine Mutter zu geben. Diese Briefe, die noch vorhanden sind, machten den Freiherrn fast wahnsinnig, aber der Freund verfolgte ruhig seinen Plan. Melanie verschmähte es, die Hand des Erbschleichers anzunehmen, sie ertrug geduldig ihr Schicksal. Sie starb zehn Jahre später als der Vater ihres Kindes. Der Verwalter des freiherrlichen Vermögens wollte sich nun auch in den Besitz desselben setzen, und zu diesem Zwecke mußte die Erbin entweder gewonnen oder bei Seite geschafft werden. Da erschien der fromme Neffe des Erbschleichers und warb um die arme Amalie, von der er genau wußte, wieviel Vermögen sie ihm zubringen würde. Zugleich aber erschien auch der Sohn des mystificirten Herrn von Beck, er sah Amalie, liebte sie und ward wieder geliebt. Dieser gefährliche Mann mußte aus der Welt geschafft werden, und dazu ward ein Duell contrahirt, dessen Ausgang Sie ohne Zweifel kennen. Amalie, durch den Tod des jungen Barons erschreckt und betrübt, verließ Spaa, theils um ihrem Bewerber zu entgehen, theils um die Zusammenkunft mit ihrem Vormunde nicht zu versäumen. Sie sehen, daß der Faden in dem künstlich erschaffenen Labyrinthe gefunden ist. Genügen diese Andeutungen nicht, Sie zu bewegen, der volljährigen Amalie ihr väterliches Erbe zu übergeben, so werden die vorhandenen Documente der Behörde überliefert."

Der alte Graf verlor scheinbar seine Ruhe nicht. Die grossen Augen seines feinen, mit Runzeln durchzogenen Gesichts warfen spöttische Blicke auf den jungen Mann, der erwartungsvoll vor ihm stand.

„Ich glaube annehmen zu dürfen," sagte er lächelnd, „daß kein anderer als der junge Baron von Beck sich die Freiheit nimmt, Drohungen mir gegenüber auszusprechen?"

„Sie irren nicht, mein Herr, ich bin der Baron von Beck."

„Also der Liebhaber der schönen Amalie? Nicht übel! Ihre Familie ist mir bekannt, und daher weiß ich, daß der letzte Sprosse, Albrecht, bereits daran gedacht hat, sein Geschlecht fortzupflanzen. Man bezeichnete die Tochter eines Försters als die glückliche Gattin des Edelmanns. Die christliche Religion verbietet die Bigamie, mein Herr, und der Staat hat eine strenge Strafe darauf gesetzt.

„Ich bitte, Herr Graf, betrachten Sie mich nicht als den Liebhaber Amaliens, sondern als den Boten der unglücklichen Benedicta, der Sie an die Pflichten erinnert, die Sie Ihrem Gewissen und der Ehre des Edelmanns schulden. Sie sehen, man durchschaut Ihre eigennützigen Pläne und tritt Ihnen energisch entgegen. Weigern Sie sich, als ein Mann von Ehre zu handeln, so wird man Sie zu zwingen wissen."

Der Graf bat in höhnender Weise, die Unterredung abzukürzen, da er durchaus nicht geneigt sei, irgend eine Antwort zu ertheilen. Er fürchte, fügte er hinzu, eben so wenig die Angriffe eines verblendeten Thoren, als das Urtheil eines Gerichtshofes. Albrecht verließ das Zimmer und suchte Amalie auf. Vergebens durchstreifte er den Garten. Endlich traf er Barchon.

„Wo ist das Fräulein?"

„Auf meine Nachricht von Ihrer Ankunft hat sie sich sogleich in ihr Zimmer begeben."

„So wird sie jetzt den Ausgang meiner Unterredung wissen!" dachte der Baron.

In dem Zimmer des pensionirten Küsters schrieb er einige Zeilen an die Geliebte; Barchon versprach sie zu befördern. Noch stand Albrecht sinnend am Fenster, er konnte sich nicht entschließen, das arme Mädchen in den Händen des Peinigers zurückzulassen, der ohne Zweifel andere Zwangsmittel ersinnen würde, um seinen Plan durchzusetzen. In dem Briefe hatte er ihr vorgeschlagen, zu entfliehen. Sei sie seine Gattin, so könne er immer noch einen Prozeß gegen den Vormund einleiten.

„Ich werde Sie nicht weniger lieben, auch wenn Sie arm und verlassen meine Gattin werden!" schloß das Billet.

Da fuhr ein Reisewagen vor das Haus. Ein Diener sprang vom Bocke und öffnete den Schlag. Herr von Funcal, der in Spaa verwundete, stieg aus. Sein Gesicht war todtbleich, er stützte sich auf den Diener, der ihn langsam und vorsichtig die Stufen der Treppe hinanführte.

„Kennen Sie ihn?" fragte Albrecht, in dem die Eifersucht mit neuer Gewalt erwachte, obgleich sein Nebenbuhler einen Anblick bot, der ein junges Mädchen wenig reizen konnte.

„Das ist der Fremde, der schon vor vierzehn Tagen dem Grafen einen Besuch abstattete," murmelte Barchon. „Er kam Abends an, und reiste den folgenden Morgen wieder ab."

„Weiter wissen Sie nichts von ihm?"

„Nein!" versicherte der Küster.

Albrecht glaubte sich jetzt die Abwesenheit Funcal's von Spaa erklären zu können. Der fromme Mann war in Aachen gewesen, hatte von dem Grafen die Notizen über Albrecht's erste Verbindung mit Katharina und wahrscheinlich auch die Anweisungen erhalten, sich des gefährlichen Nebenbuhlers zu entledigen. Wie aber war das verhängnißvolle Papier in das Portefeuille gekommen? Wenn die Tochter des Försters, deren Schriftzüge er genau wieder erkannt hatte, wirklich noch am Leben war? Dann unterlag es keinem Zweifel, daß sie mit dem Grafen in Verbindung stand. Aber, fragte er sich weiter, wie konnte der verrätherische Vormund voraussehen, daß ich je Amalie kennen lernen würde?

„Herr Barchon," fuhr er plötzlich aus seinem tiefen Sinnen auf, „rechnen Sie auf eine glänzende Belohnung, wenn Sie auf der Stelle den Brief in Amaliens Hände bringen, wenn Sie den Grafen genau beobachten und mir von jedem Vorgange Bericht erstatten. Sorgen Sie dafür, daß die junge Dame nicht abreist, ohne vorher eine Unterredung mit mir gehabt zu haben. Vergessen Sie nicht, daß ich reich, sehr reich bin!"

Ob auch jetzt wieder Blume ben Sieg gu tam, ober ob es ihm gelingen wird, bie Meifterfchaft ber Welt gurudgugewinnen, wird bie Zeit lehren. Wir wollen ihm Glud und Erfolg wünfchen, benn er ftellte bie Meiner Rabe, Blume in Bielefeld, Bielefeld, Bielefeld,

rütteln und darüber hinwegzuspringen oder wenigstens zu sehen und Wasser hinüber zu spritzen suchen, bis sie ihr Obercommandeur, der Mond, der sich fortwährend damit beschäftigt, Oceane in Ebbe und Fluth hin und her zu schaukeln, zurücktreibt, damit sie die Arriere-Garde für die Fluth auf der andern Seite bilden. Also die auferstandenen Southamptoner haben dem Meere Land abgenommen, während es hier ebben mußte, um auf der andern Erdhalbkugel zu fluthen.

Die großen Ocean-Dampfer brauchten nach ihren anstrengenden Reisen Herbergen und Ruhestätten, die ihnen das Meer nicht gönnen wollte. So baute man an den reizenden Gestaden hin Docks und neuerdings Fluth-Docks. Man schloß zunächst 210 Morgen Landes seewärts gegen das Meer durch 1200 Yards lange Bollwerke ab. Von diesen Bollwerken gehen die Weltmeerdampfer ab, nachdem sie innerhalb derselben in vier großen, ruhigen Wasserbetten (Docks) neue Kräfte gesammelt haben. Aber die Ungeheuer bedürfen einer dicken, gesunden, heilen Haut, um ihrer innern Kraft froh zu werden. Deshalb lassen sie sich gern vor der langen Reise von Außen und Unten besehen, ob das tückische Meer keine Achillesferse ausfindig machen könne. Zu diesem Zwecke muß man die Meeresfestungen auf's Trockne bringen und gleichsam über sich hin in die Luft halten, ob auch der Himmel nicht durchscheine. Dies vermögen aber Menschenarme, selbst mit Flaschenzügen nicht, weder mit mechanischen, noch den vom Schenkwirth besorgten. So benutzte man die Mondsucht des Meeres, um die Schiffe in die Fluth-Docks hineinzutragen, das Wasser mit der Ebbe dann ablaufen zu lassen und ihm die Thore zu schließen, so daß es während der nächsten Fluth in ohnmächtiger Wuth draußen fluthen und fluchen muß, bis man so gefällig ist, ihm die Thore wieder zu öffnen, aber blos, damit es als gehorsamer Diener das Schiff wieder auf die Schultern nehme und säuberlich hinaustrage. Solcher Fluth-Docks hat man bereits mehrere gebaut, das jetzige aber, welches von zwei großen Dampfschiff-Compagnien construirt und hier in seiner dem Meere zugewandten Hälfte durch Abbildung anschaulich gemacht wird, übertrifft alle bisherigen Wasserbauten an Größe und praktischer Fügung. Es hat eine Länge von 430 Fuß und eine Breite von 88 in der Mitte. Die Fluththore, welche das Meer ausschließen, bilden geöffnet einen Eingang von 80 Fuß Breite. In dieser bedeutenden Ausdehnung halten sie, geschlossen, den Druck des ganzen Oceans zurück, und verziehen keine Miene, so häuserhoch sich der Herr, dem bekanntlich drei Viertheile der ganzen Erdoberfläche gehören, auch an ihnen in die Höhe bäumt und sich die verzweifeltste Mühe giebt, sie aus den Angeln zu heben und sich das Bischen geraubte Land wieder zu nehmen.

In diesem neuen Fluth-Dock werden die größten Meeresdampfungeheuer, wie der Himalaya und selbst der Wellington, ein bequemes, trockenes Bett finden, obgleich sie sich mit ihrem Kiele auf die lange harte Kante von Eisen-Quadraten, die wir in der Mitte angedeutet finden, legen müssen. Aber sie sind in dieser Beziehung nicht verwöhnt und schlafen hier besser, als wir zwischen Daunen. Leer sieht das Bett aus wie ein fünf Stockwerk tiefes ungeheures Grab, wie eine Mulde, eine Wanne, thurmhohe Riesen darin zu baden. Von seinen Rändern oben genießt man die herrlichsten, großartigsten Naturscenen, zwischen denen Industrie und Handel in athemloser, tausendarmiger Kunst und Kraft sich hin und her bewegen. Die großen, dampfenden Boten, die fortwährend aus fernen Welttheilen heranbrausen und abgehen, erweitern die Seele über die Erde hin und erwecken stolze Ahnungen von der Welttheile verbindenden, Völker bildenden und versöhnenden Kulturgewalt des erdumgürtenden Verkehrs und Handels — in der Zukunft, die unsere Kinder und Enkel als schöne Wirklichkeit begrüßen wird.

Schweizerische Charakterbilder.

Heinrich Druey.

Gew. Mitglied der schweizerischen Bundesregierung und Präsident der Eidgenossenschaft.

Die Schweiz hat letzter Tage einen ihrer ausgezeichnetsten und edelsten Söhne und vielleicht den genialsten ihrer Staatsmänner durch den Tod verloren. Möge es einem seiner Compatrioten, der vielfach Gelegenheit gehabt, diesen merkwürdigen Mann in seinem öffentlichen Wirken sowohl als im Privatleben zu beobachten, vergönnt sein, in diesen Blättern dem Geschiedenen einige Worte des Andenkens niederzulegen.

Heinrich Druey wurde geboren in dem freundlichen waadtländischen Grenzdorfe Pfauen (franz. Faoug), den 13. April 1799. Er entstammte einer jener wackern, wohlhabenden Bauernfamilien, welche in der Schweiz, man möchte fast sagen, die Stelle des Adels vertreten, die den eigentlichen Kern des Landes ausmachen und deren schönste Zierden tiefer religiöser Sinn, reger Fleiß und vor allem das sorgfältig genährte Hochgefühl der Unabhängigkeit bilden. Diese Jugendeindrücke, welche Druey aus dem älterlichen Hause mit sich in das bewegte Leben hinaus genommen, die Erinnerungen an die reizenden Gelände des Murtensees, dessen hellblauer Spiegel sein heimathliches Dorf und den klassischen Boden, wo der mächtige Burgunderherzog sein Heer und sein Leben durch die schweizerische Tapferkeit einbüßte, begrenzt, haben sich nie aus dem Gemüthe des zu poetischen Träumereien geneigten Mannes verwischt. Mit großer Zärtlichkeit verehrte er stets seine schlichten Aeltern und namentlich seine Mutter, die bis zur Vergötterung an ihrem später im Vaterlande so berühmt gewordenen Sohne hing. Von Pfauen aus besuchte der Knabe die Schule des auf den Trümmern der mächtigen alten Römerstadt Aventicum stehenden kleinen Städtchens Vifflisburg, später eine Privaterziehungsanstalt in Bern und schließlich die Akademie in Lausanne, auf welcher vorzüglich in der damaligen Zeit ein reges, wissenschaftliches Leben herrschte. Mehrere später zu ausgezeichnetem Rufe gelangte Schweizer gehörten dort zu Drueh's Comilitonen und Freunden, worunter namentlich die Gebrüder Vuillemin, von Pforten, Favre und Briathe hier genannt zu werden verdienen.

Tüchtig vorgebildet zog er im Jahre 1819 nach dem Lande seiner Wünsche und der tiefen Denker, nach Deutschland, um dort vorläufig an der Universität Tübingen die Jurisprudenz zu studiren. Von dort begab er sich nach Heidelberg, wo er sich die persönliche Freundschaft des berühmten Geschichtschreibers Professor Dr. Schlosser erwarb. Damals hatte Hegel's Ruf seinen Glanzpunkt erreicht. Dieser zog den wissensdurstigen jungen Waadtländer weg von den freundlichen Ufern des Rheins nach Berlin, wo er mit glühendem Eifer alle sprachlichen Hindernisse überwindend sich dem Studium der Hegel'schen Philosophie hingab, zu deren Anhängern er später immer zählte. In Savigny's Vorlesungen bereicherte er zugleich den Schatz seines juristischen Wissens. Hier wurde er wieder mit mehrern wissenschaftlich berühmten Persönlichkeiten, namentlich mit dem geistreichen Professor Gans bekannt. Seine Studien in Deutschland beschloß er in Göttingen.

Deutsche Wissenschaft hatte nun der feurige junge Waadtländer an vier Universitäten mit unermüdlichem Eifer studirt, und dazu auch deutsches Volk und deutsche Sitten in vielen kleinern und größern Kreisen kennen gelernt, und nie hat sich das Andenken an diese schöne Zeit aus dem Gedächtnisse des Mannes verwischt, aus dessen ganzem Wesen später französische Leichtigkeit und deutsche Gründlichkeit, deutscher Tiefsinn und französisches Feuer in wunderbarer Mischung hervorleuchteten.

Von Deutschland begab sich Druey zu Fortsetzung seiner juristischen und staatswissenschaftlichen Studien nach Paris. Auch hier verschafften die glänzenden Geistesgaben des jungen Schweizers ihm die Bekanntschaft und freundschaftliche Achtung mancher berühmten Persönlichkeit. Guizot, Barrot, Mignet, Thiers zählten zu seinen vertrautern Bekannten, und ersterer würdigte seine Kenntnisse so gut, daß er später mehrere Versuche machte den talentvollen Waadtländer für den französischen Staatsdienst zu gewinnen.

Druey vollendete seine Bildung in England und lebte sechs Monate in London in dem Hause des Redacteurs des „Morning

Chronicle." Hier hatte er die beste Gelegenheit, englisches Leben nicht nur in seiner glänzenden Außenseite, sondern auch enthüllt kennen zu lernen, und er hat sich die Gelegenheit auch zu Nutze gemacht, denn wenige Franzosen dürfte es geben, welche ein so richtiges Urtheil über englische Institutionen und Staatskunst abzugeben im Stande waren, wie dieses bei Druey der Fall gewesen ist.

Nach siebenjährigem Aufenthalte im Auslande kehrte nun Druey in sein Vaterland zurück, um sich in's praktische Leben zu begeben. Er begann seine Laufbahn als Advokat in dem waadtländischen Städtchen Milden (Moudon). Sein Auftreten vor den Schranken des Gerichts, seine glänzende Beredtsamkeit und sein überall hervortretender edler Charakter erwarben ihm in sehr kurzer Zeit die Hochachtung seiner Mitbürger. Schon zwei Jahre darauf ward er zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers, und kurze Zeit darauf zu einem solchen des Appellationsgerichtshofes erhoben. Mit dieser Epoche beginnt Druey's interessante und in Hinblick auf die einfach bescheidenen Verhältnisse seines Vaterlandes glänzende politische Laufbahn und seine rastlose Wirksamkeit im Verwaltungsfache und in der Gesetzgebung.

Druey's Talente, seine Geschäftsgewandtheit, machte sich in den obersten Behörden seines Cantons auf so glänzende Weise geltend, daß er zu Anfang der vierziger Jahre als Gesandter seines Cantons an die eidgenössische Tagsatzung geschickt wurde, zu deren hervorragendsten Mitgliedern er sofort zählte. Die Aufhebung der aargauischen Klöster, welche den Anfang zu jenen Wirren in der Schweiz bildeten, die später ihre Lösung im Sonderbundskriege fanden und mit der Niederlage der ultramontanen Partei endeten, gehörten zu den Hauptverhandlungen jener Tagsatzung, welche das schweizerische Volk bis in die entlegensten Thäler hinein aufregten. Seltsamer Weise sprach und wirkte Druey gegen die Aufhebung der Klöster. Diese Denkweise findet nur in seinen unerschütterlichen Grundsätzen von der Heiligkeit des Besitzes ihre Erklärung.

Ebenso unerschütterlich war Druey in seiner Achtung vor dem Mehrheitswillen des Volkes. Selbst als im Jahre 1839 im Canton Zürich eine Regierung gewaltsam gestürzt wurde, mit welcher er politisch sympathisirte, und Männer an ihre Stelle kamen, deren Denkweise er verabscheute, gehörte er zu denjenigen, welche dem Ausspruche des nach seiner Ansicht mißleiteten Volks sich beugten. Als indeß Druey sich einmal von den staatsgefährlichen Umtrieben des Ultramontanismus überzeugt hatte, gehörte er auch zu ihren unerbittlichsten Gegnern, und der Sonderbund fand an ihm einen der eifrigsten und auch talentvollsten Bekämpfer. Das waadtländische Volk, dessen Regierung nicht Partei gegen den Sonderbund nehmen wollte, strömte im Jahre 1845 nach der Hauptstadt und stürzte die Regierung. Druey stellte sich an die Spitze der Bewegung. Von einer Leiter herab, die seither eine klassische Berühmtheit erhalten hat und schon bei politischen Festen in Prozession herumgetragen wurde, proklamirte er in glühender unwiderstehlicher Sprache die freisinnigen Grundsätze, welche jetzt im Canton Waadt zur Geltung gelangt sind.

An der verhängnißvollen Tagsatzung des Jahres 1847, wo die Zertrümmerung des Sonderbundes und die Austreibung der Jesuiten beschlossen wurde, entwickelte er dieselbe unbeugsame Energie und dieselbe rastlose Thätigkeit. Einige seiner bei jener Gelegenheit gehaltenen Reden konnten als Muster klassischer Beredtsamkeit gelten.

Im folgenden Jahre fanden seine Talente erst die rechte Gelegenheit zu fruchtbarer Thätigkeit. Er wurde mit Dr. Kern, derzeitigem Schulrathspräsidenten der Eidgenossenschaft, mit der Redaction des neuen Bundesvertrages beauftragt, eine Aufgabe, welche er im Vereine mit seinem ausgezeichneten Mitarbeiter in glänzender Weise löste. Nach der Proklamation der neuen Bundesverfassung wurde er zum Mitgliede des Bundesrathes und zum Vicepräsidenten dieser Behörde ernannt und für das Jahr 1850 zum wirklichen Bundespräsidenten gewählt. Mit seiner Stellung war die Direction der Justiz und Polizei verbunden.

Die hohe Stellung, zu welcher Druey in den letzten Jahren seines bewegten Lebens gelangt war, brachte ihm viele Dornen, und der Staatsmann gerieth vielfach mit dem weichen, herzensguten innern Menschen in Conflikt. Die Staatsklugheit gebot der Schweiz die Entfernung der Flüchtlinge aus der Schweiz, und ihm, als Chef der eidgenössischen Polizei, lag es ob, die verhaßte Maßregel, die seinem Herzen widerstrebte, wenn er auch im Rathe dazu gestimmt, zu vollziehen. Und er gehorchte dem Befehle des Vaterlandes, aber manchmal blickte er mit thränendem Auge auf die armen Exilirten, die ein Opfer der Politik und heißblütiger Ideale hinüber geschickt wurden in's ferne Amerika, um im finstern Urwalde die Freiheit zu finden, für die sie in der verlornen Heimath gekämpft, und oft wanderte seine ganze Baarschaft in die Tasche der unstäten Söhne Polens oder der schnurrbärtigen Husaren vom Strande der Theiß.

Druey war nicht nur ein warmer Freund des Vaterlandes, er war auch ein Freund des Volkes und der Armuth, die er mit nimmer ermüdender Wohlthätigkeit unterstützte. Von seltener Bescheidenheit, wenn von ihm selbst die Rede war, gern fremdes Verdienst anerkennend, ein treuer theilnehmender Freund war er, wenn sein Geist ungetrübt, ein im vollen Sinne des Wortes „liebenswürdiger Mensch." Dagegen aber sprudelte die Lebhaftigkeit seiner burgundischen Abstammung bei gewissen Momenten mit sprühender Heftigkeit hervor, und wenn die Gelegenheit sich bot, sagte er den Menschen die bitterste Wahrheit mit einer Schonungslosigkeit in's Gesicht, die bei dem sonst so sanften Manne in Erstaunen setzte und Manchen verblüffte. Wenige Menschen aber haben dem Grundsatz, daß man auch dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, so unbedingt gehuldigt, wenn es galt, diese Liberalität auch auf seine persönlichen Gegner auszudehnen. Der Mann, der mit den Ultramontanen so manchen harten Strauß zu bestehen hatte, besaß einen tief religiösen Sinn. Er las fast jeden Tag in der Bibel und sprach in philosophischem Geist gern mit seinen Freunden über dieses Buch. Daß er von seinen Gegnern gleichwohl als Ketzer und Ungläubiger dargestellt zu werden pflegte, wird Niemanden verwundern.

Druey's äußere Erscheinung war gleich seinem ganzen Wesen ein kurioses Gemisch von Adel, Würde und gerade wieder vom abstraktesten Gegentheil. Eine hohe, breite Stirne, unter welcher die geistreichen Augen Gedankenblitze schossen, überwölbte einen breiten, dicken Kopf, der auf einem kurzen schlagflüssigen Halse unbehülflich ruhte. Der ganze Körper, unförmlich zusammengedrungen, bewegte sich langsam, fast rollend auf walzenförmigen Beinen, während die Arme von den Gedankenströmungen des rastlosen Geistes getrieben, der diesem wunderlichen Gehäuse innewohnte, mit außerordentlicher Behendigkeit sich in allen Richtungen zu bewegen pflegten. Ebenso sonderbar war Druey als Redner. Das erhabenste Pathos, die glänzendsten Wendungen, die reichste Fülle der Gedanken, hinreißend durch die vollendetste Dialektik, aber zugleich unwiderstehlich zum Lachen reizend, durch eine, bald im tiefen Basse grollende, bald im Affekte in den höchsten Fisteltönen krähende Stimme, die sich mühsam durch das Fett des Halses Bahn zu brechen schien. Das Gesicht triefend von Schweiß, aber Alles überwältigend durch die Schärfe seiner Logik und den Zauber seiner Bilder, so pflegte man diesen seltenen Sprecher des Liberalismus in den Rathssälen der Schweiz zu sehen.

Heinrich Druey erlag den 29. März 1855 nach kurzen Leiden den Folgen eines Schlagflusses, der ihn wenige Tage vor seinem Hinscheiden betraf und ihn sofort der Besinnung beraubte. Sein Vaterland verliert in ihm einen edlen Sohn, die Schweiz ihren genialsten Staatsmann und der Liberalismus in seiner edelsten, humansten Bedeutung einen der aufrichtigsten und talentvollsten Vertreter. Mit der deutschen Sprache, der deutschen Literatur, Philosophie und Anschauungsweise so vertraut, wie mit derjenigen Frankreichs, war er das vermittelnde Element zwischen den beiden hauptsächlichsten Völkerstämmen der Schweiz, und darum wird sein Verlust doppelt schwer zu ersetzen sein.

Wenigen Schweizern ist auf dem Gange nach der letzten Ruhestätte so viele äußere Ehre erwiesen worden, und bei noch wenigern mag die innere Theilnahme einer Nation so warm und allgemein gewesen sein, wie dieses bei der Leichenfeierlichkeit Heinrich Druey's der Fall gewesen ist.

Zuerst fand bei der Wohnung des Verewigten in der Bundesstadt Bern die Ceremonie des Leidabnehmens Statt. Zahllos war die Reihe der Theilnehmer. In bedecktem Wagen wurde von da die Leiche nach dem sechs bis sieben Stunden von Bern entfernten Heimathsorte des Geschiedenen abgeführt. In langer Wagenreihe gaben ihm der Bundesrath und die Regierung von Bern in corpore, nebst einer großen Anzahl der höhern Beamten der Eidgenossenschaft das Geleite, theils bis vor die Thore der Stadt, theils bis an den entfernten Begräbnißort selbst. Auf dem gan-

zen langen Wege, den die Leiche zu passiren hatte, legte das Volk die rührendste Theilnahme an den Tag. In dem freiburgischen Grenzstädtchen Murten rückte das Knabencadettencorps aus und gab dem Trauerwagen das Ehrengeleite bis an die Grenze des Heimathcantons Waadt, von wo aus bis nach dem Begräbnißorte Pfauen das waadtländer Militär Spalier bildete.

Montags den 3. April fand die Beerdigung der Leiche auf dem ländlichen Friedhofe von Pfauen Statt. Aus den entferntesten Gauen der schönen Waadt waren die Bürger in zahlloser Menge herbeigeströmt, um ihrem guten „Papa Henry" (wie Druey gewöhnlich vom Volke bei Lebzeiten genannt wurde) die letzte Ehre zu erweisen. Die Regierung des Cantons Waadt in corpore wohnte der Feierlichkeit bei. Die Regierungen der Nachbarcantone Freiburg, Neuenburg und Genf ließen sich durch Abgeordnete vertreten. Den unabsehbaren Leichenzug eröffnete Artillerie mit Scharfschützen und schloß mit Infanterie. Der deutsche Gesangverein von Murten trug durch Absingung passender Lieder vieles zur tiefern Weihe der Trauerfeierlichkeit bei. Staatsrath Fornerod von Waadt sprach am Grabe einige ergreifende Worte über den herben Verlust, den das Vaterland, das Volk, die Humanität und die Wissenschaft durch den zu frühen Hinscheid des edeln Mannes erlitten. Die Feier endete um fünf Uhr Abends ohne Unfall. In Druey beklagt mit Recht die Schweiz einen ihrer vortrefflichsten Bürger. **A. B.**

Die Weichseldurchbrüche beim diesjährigen Eisgange.

Die strenge, anhaltende Kälte des verflossenen Winters hatte große Eismassen in der Weichsel gebildet, und der breite, stark fließende Strom war an einzelnen Stellen fast bis auf den Grund zugefroren. Mit begründeter Besorgniß sahen die Bewohner der Weichselniederungen dem Eisgange entgegen und trafen alle möglichen Vorkehrungen, Durchbrüche zu verhüten, oder wenigstens, falls ihnen dies nicht gelänge, ihre Habe zu retten. Die zur Eiswache erforderlichen Mannschaften wurden bereits Mitte März an verschiedenen Punkten der Deiche aufgestellt und Dielen, Pfähle, Faschinen, Wehrholz in Bereitschaft gehalten; denn die Eismassen konnten sich, da plötzlich anhaltendes Regenwetter eingetreten war, jeden Augenblick in Bewegung setzen.

In der Nacht vom 27. zum 28. März stieg schnell das Wasser bis zu einer nie gekannten Höhe.

In der Gegend von Kulm brach zuerst die Eisdecke unter fürchterlichem Krachen, während sie bei Thorn, oberhalb Kulm, noch stehen blieb. Die Eisstücke wurden von der heftigen Strömung fortgetrieben und dabei häufig bis zu einer Höhe von 40 Fuß auf einander geschichtet. Die Deiche vermochten dem Drucke der ungeheuern Wassermasse und dem Stoße der Eisblöcke nicht zu widerstehen. Was man gefürchtet hatte, trat leider ein. Bei Kulm, Marienwerder und Neuenburg entstanden Durchbrüche, und gewaltige Wasser- und Eismassen wälzten sich brausend in die fruchtbaren Fluren der Niederung. In aller Eile flüchteten die Menschen auf die Böden der Häuser, um nur das nackte Leben zu retten. Doch leider waren sie auch hier nicht sicher. In der Gegend von Neuenburg wurden viele Häuser, die im Außendeiche standen, von den Fluthen weggerissen. So furchtbar war die Gewalt der Wassermassen, daß Häuser, Scheunen, Ställe, Bäume nicht selten mit dem Erdstücke, auf dem sie standen, fortgetragen wurden und noch eine lange Zeit im Wasser trieben, ehe die Eismassen sie zerdrückten. Ein sicherer Tod erwartete die Unglücklichen, welche ein solches Haus bewohnten; denn mit Kähnen durch die Eisschollen zu dringen, war unmöglich; das Eis hätte den Kahn augenblicklich in die kleinsten Splitter zerknickt. Nur wie durch einen Zufall gelang es, ein Dachstück eines Hauses aus den Fluthen zu ziehen, auf dem sich sieben Menschen befanden. Sechs davon wurden aber nur gerettet; eine Frau fiel nämlich bei dem Versuch, sie an's Land zu ziehen, in den Strom und wurde nicht mehr gesehen.

In grausigem Chaos schwammen Bretter, Balken, Hausgeräthe, Häuserwände, Dächer, entwurzelte Bäume auf und zwischen den Eisbergen mit unglaublicher Schnelligkeit dahin. Ich habe selber gesehen, daß sich in einem ziemlich wohlerhaltenen Stalle, den die Fluthen aus der Erde gehoben, und dann fortgeführt, noch eine Kuh befand, als der Stall bei Marienburg vorüberschwamm. Auf einem großen Düngerhaufen, der ebenfalls zwischen den Eismassen trieb, bemerkte ich ein wohlgenährtes Schwein, daß, da es gemüthlich wühlte, von seinem augenscheinlichen Untergange keine Ahnung hatte.

Das größte Unglück, welches die Wasserfluthen anrichteten, traf aber das große Werder, einen fruchtbaren Landstrich, der von Weichsel und Nogat umflossen wird.

An der Stelle, wo die Nogat von der Weichsel rechts abgeht, liegt im Werder das schöne Kirchdorf Gr. Montau. Hier haben die Deiche den schwersten Anprall auszuhalten, und darum ist es auch erklärlich, daß hier ein Durchbruch stattfand. Unglücklicher Weise kam das Eis der Nogat eher in Gang, als die Decke der Weichsel, und so schob denn das Wasser thurmhohe Eisberge gegen den Damm. Welche Kraft dieselben besitzen, geht daraus hervor, daß die bei Montau in der Nogat erbauten dreißig Eisbrecher, von denen jeder aus 12—15 durch eiserne Bänder fest verbundenen Eichenstämmen besteht, die mit der Dampframme tief in die Erde getrieben sind, durch den Anprall der Eisschollen nicht ausgerissen, wohl aber etwa drei Fuß unter dem Wasserspiegel wegrasirt wurden. Die auf den Eisbrechern ruhende Brücke stürzte in die Fluthen und wurde, wie im vorigen Jahre, so auch jetzt, ein Raub des wüthenden Elements. Beiläufig bemerke ich nur, daß der Bau dieser Brücke schon circa zwei Millionen Thaler gekostet hat. Glänzend bestanden aber die zur Eisenbahnbrücke erbauten Pfeiler ihre Probe. Es war ein großartiger Anblick, wenn die großen Eismassen unter einem donnerähnlichen Krachen an den Mittelpfeiler stießen, dann plötzlich zusammenstürzten und wie von einer gewaltigen Scheere zerschnitten, in einzelnen Stücken schäumend und brausend, als zürnten sie des gewaltigen Widerstandes, vorbeizogen.

Die Dämme bei Montau konnten also unmöglich, trotz ihrer bedeutenden Stärke, den ungeheuern Druck auf die Dauer aushalten.

Um fünf Uhr Morgens am 28. März zeigten sich plötzlich Spalten auf der Krone des Dammes, die in schlangenartigen Windungen landwärts anfingen und strombwärts endigten. Viele Hände bemühten sich, diese Spalten und Risse zu verstopfen, indem man Faschinen, Dünger und Erdsäcke hineinsenkte. Jedoch blieben alle Bemühungen fruchtlos; die Spalten und Risse wurden von Augenblick zu Augenblick immer klaffender, während sich noch viele andere bildeten. Endlich sickerte das Wasser durch den Deich. Man sah ein, daß der Damm nicht mehr zu halten sei, und Alles flüchtete schnell, entweder auf eine sichere Stelle des Deiches, oder auf die Böden feststehender Häuser, um wenigstens das Leben zu retten.

Nach wenigen Augenblicken strömte nun die Wassermasse durch die Spalten und Risse, und spülte dabei große Stücke des Dammes fort. In kurzer Zeit hatte es sich eine weite Oeffnung gebahnt, und wüthend und zischend stürzten sich die Fluthen und Eisberge geradenwegs auf das unglückliche Dorf Montau. Gegen zweihundert Menschen hatten sich auf den Damm und Viele auf die Kirche geflüchtet; dagegen waren Manche durch die Schnelligkeit des hereindringenden Wassers in ihren Wohnungen zurückgehalten worden und suchten auf den Dächern einen Zufluchtsort. Der Kraft, mit welcher die Wasserfluthen und Eisschollen gegen die Häuser andrangen, konnte das Werk von Menschenhänden nicht lange Widerstand leisten. Ein Gebäude nach dem andern wurde zertrümmert oder ganz und gar aus dem Boden gespült und mit fortgerissen. Auf der Firste des einen Daches saßen 21 Menschen und riefen jammernd um Hülfe, die ihnen Niemand bringen konnte. Nach einer halben Stunde stürzte es zusammen, noch ein furchtbarer Schrei drang in's Ohr der auf den Damm Geflüchteten; dann war Alles verschwunden. Von dem schönen, großen Dorfe Montau standen eine Stunde nach dem Durchbruche nur noch die Kirche und drei Höfe. Der Lehrer des Dorfes rettete sich mit seiner Familie auf einer Eisscholle, auf welcher die Unglücklichen fast drei Meilen forttrieben, ehe sie von hülfreichen Händen in Si-

dadurch gebildet werden konnte. Die Kleider können entweder durch Anschlagen oder durch Einlegen in Falten gebracht werden. Alle, die schon einen Teil davon zum Spiel verwendet haben, werden sich gewiß gern noch einmal daran erinnern, wie sie es machten, und werden sich freuen, wenn sie es wieder machen können.

Jetzt sind die Kleider fertig, und nun kommt das Schönste, das Ankleiden. Wer sind die Leute, welche diese Kleider tragen sollen? Es sind Leute, die sich gern schön machen, die gern Staat machen, die gern in Gesellschaft gehen, die gern tanzen, die gern Komplimente machen. Wer Freude an all diesen Dingen hat, der wird auch Freude an dem Ankleiden seiner Puppen haben.

Wie sollen sie gekleidet sein? Das ist eine Frage, die sich jedes Kind vorlegen muß, ehe es an das Ankleiden geht. Es ist gut, wenn es sich darüber Notizen, für den Fall, daß sie ihm einen guten Rat geben können, in sein Buch schreibt. Es ist gut, wenn es sich Bilder ausschneidet, die ihm gefallen, und sie in sein Buch klebt. Es ist gut, wenn es sich Bilder von Kleidern, die ihm gefallen, aus Modejournalen ausschneidet und

anzuspannen und Schalen aufzusetzen. Nachdem nun die Tiere in den Transportkasten gebracht sind, werden sie an den Bestimmungsort gebracht. Hier angekommen, werden die Tiere wieder ausgespannt, Decken, Schalen, Geschirr und Kasten gereinigt und getrocknet, die Tiere in den Stall gebracht und mit Futter versehen. Nachdem sie gefressen haben, werden sie getränkt und dann wieder in den Stall gebracht. Nun werden die Tiere gestriegelt und gebürstet, Decken und Schalen aufgelegt und dann erst wird das Geschirr angelegt. Alle Geschirrgegenstände, welche damit gelöst und die Tiere gestriegelt werden, sind mit Leder versehen.

Ein vollständiges Kummetgeschirr.

Kummet. Dieses besteht aus dem eigentlichen Kummet, dem Kummetpolster, dem Kummetsattel, dem Kummetriemen, dem Kummetgurt, dem Kummetzug und den Kummetketten, wie solche in der Abbildung zu sehen sind.

Das Kummet selbst besteht aus zwei Teilen, welche mit Leder überzogen sind und mit Stroh, Heu oder Werg ausgestopft werden. Diese Teile werden mittels Schnallen und Riemen an einander befestigt. Das Kummetpolster ist ein Polster, welches auf das Kummet gelegt wird, um dem Tiere das Tragen desselben zu erleichtern. Dasselbe ist mit Leder überzogen und wird mit Stroh, Heu oder Werg ausgestopft. Der Kummetsattel ist ein Sattel, welcher auf das Kummet gelegt wird, um dem Tiere das Tragen desselben zu erleichtern. Der Kummetriemen ist ein Riemen, welcher über den Kummetsattel gelegt wird und an welchem der Kummetgurt befestigt ist. Der Kummetgurt ist ein Gurt, welcher unter dem Bauche des Tieres durchgeht und an welchem die Kummetzüge befestigt sind. Die Kummetzüge sind Riemen, welche an den Kummetketten befestigt sind und mittels welcher der Fuhrmann das Fuhrwerk lenkt.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig.

Brustkastens (mit dem gerade die Frauen am meisten athmen) einzwängende Kleider sind ebenso unschön wie nachtheilig.

Die **Fußbekleidung** ist bei den meisten Frauen, zumal bei kalter und nasser Witterung, viel zu leicht. Daher kommt es denn aber auch, daß viele Frauen neben kalten Füßen sogenannte Congestionen oder Blutstockungen in diesem oder jenem Theile ihres Körpers haben, welche recht leicht unheilbare und sehr beschwerliche Leiden veranlassen können. Ueberhaupt verlangt die untere Körperhälfte bei der Frau weit mehr Schutz vor Erkältung, als ihr gewöhnlich geboten wird und deshalb sind

Beinkleider ganz unentbehrliche Kleidungsstücke für das erwachsene weibliche Geschlecht. Es können dieselben übrigens kurz (bis zum Knie reichend), im Winter von dünnem Wollen- oder Baumwollenzeuge, im Sommer von Leinewand sein. — **Strumpfbänder**, wenn sie zu tief unten und fest gebunden werden, schaden nicht nur der schönen Form der Wade, sondern stören auch den Blut- und Lymphlauf im Beine, und verdienen deshalb ebenfalls eine Beachtung. — Nur leichtsinnige, ihres Berufes unwürdige Frauen können einer Mode huldigen, welche nicht blos ihren eigenen Körper ruinirt, sondern auch den Grund zur Verkümmerung ihrer ganzen Nachkommenschaft legt. **(Bock.)**

Die Zuaven und ihre Geschichte.

Fast jeder Schlacht- und Kampfbericht, den die Zeitungen aus der Krim mittheilen, spricht von den Zuaven, und zwar stets mit Bewunderung; bald klettern sie wie Katzen, bald kriechen sie wie Schlangen, bald springen sie wie Panther, immer und überall sind sie voran an Muth, Tapferkeit und Ausdauer, stets aber auch die heitersten und anstelligsten in der Armee, die sich überall zu helfen und einzurichten wissen.

Wer und was sind diese Zuaven?

Als der General Clausel im Sommer 1830 an die Spitze der französischen Armee in dem eben eroberten Algier trat, fühlte er das Bedürfniß, sowohl sein geschwächtes Heer zu verstärken als auch gleichzeitig die Bewohner des unterworfenen Landes fester an die neue herrschende Macht zu binden. Beides glaubte man durch Errichtung eines Corps von Eingeborenen der eroberten Provinz zu bewirken. Dies geschah durch eine königl. Ordonnanz vom 21. März 1831 und die zwei Bataillone, die man zunächst organisirte, wurden Zuaven, oder arabisch, vielmehr Zuaoua genannt. Diese Zuaoua sind Kabylenstämme im Gebirge, muthige, stolze, fleißige Leute, die bisher ihre Boden- und Gewerberzeugnisse in die Stadt Algier gebracht, auch unter den frühern Fürsten bisweilen Kriegsdienste gethan und sich dabei den Ruf erwerben hatten, vortreffliche Soldaten zu sein. Um an diese in Algier bereits bekannten Truppen zu erinnern, wählte man jene Namen, aber man nahm unter dieselben nicht blos eigentliche Zuaouas auf, sondern Eingeborene aller Art, die zum Dienst bereit und tauglich waren, und, weil man nicht nur Eingeborene bewaffnen wollte, auch allerlei französische Freiwillige, sowie abenteuernde andere Europäer jener Art, aus welcher man später die Fremdenlegion bildete. Die Führung dieser bunt zusammengewürfelten Corps übertrug man erprobten französischen Unteroffizieren, muthigen, eifrigen Offizieren. Viele der ausgezeichnetsten französischen Generale haben unter den Zuaven gedient, mit diesen ihre ersten Lorbeeren gepflückt und die tüchtigste Schule durchgemacht, z. B. Lamoricière, Cavaignac, Leflo und Duvirier, Saint-Arnaud, Changarnier, Bouat, Espinasse, Thomas, Bosquet, Canrobert u. s. w.

Schon sechs Wochen nach ihrer Organisation erhielten die Zuaven die Feuertaufe, und gleich bei ihrem ersten Auftreten zeigten sie, was sie heute noch auszeichnet, ihre Anstelligkeit und Geschicklichkeit zu allem: sie mauerten, schmiedeten, zimmerten, schneiderten im Nothfalle, marschirten schneller und länger als die andern Truppen, trugen dabei ohne Ermüdung Lebensmittel auf mehrere Tage bei sich oder wußten sich dieselben mit bewundernswürdiger Schlauheit und Keckheit zu verschaffen, manövrirten mit der äußersten Präcision und gaben in den Kämpfen nicht blos Beweise von seltenem Muthe, sondern auch von schlauer Benutzung aller Umstände.

Obwohl der Kern dieser Truppen heute noch aus Franzosen besteht, ist ihre Uniform doch die orientalische Tracht in den Farben der ganzen französischen Infanterie mit einigen Abänderungen, welche diese Uniform vielleicht zu der zweckmäßigsten macht, die Soldaten jemals getragen haben. Sie ist für ein warmes Klima berechnet, läßt allen Gliedern die freieste Bewegung, schützt indeß gegen plötzliche Temperaturwechsel und läßt sich bei kalter Witterung leicht vervollständigen. Selbst der scheinbar so unbequeme Turban, den sie tragen, hat seine Vorzüge, denn die Zuaven lassen ihn bald im Nacken hinunterhängen, um sich gegen den Sonnenbrand zu schützen, bald binden sie ihn um Mund und Nase, wenn es kalt ist, bald — wie es namentlich jetzt in der Krim bei dem langen Feldzuge häufig genug vorgekommen ist — müssen Stücke davon zur Ausbesserung der Jacke oder der Hosen dienen. Die Offiziere indeß tragen die Uniform der andern französischen Regimenter, und zeichnen sich vor diesen nur durch das Fez aus, das sie häufig statt des Kappi tragen.

Im größten Glanze ihrer Tapferkeit zeigten die ersten Zuaven sich bei der Belagerung von Constantine. Während der Aufstellung der Batterien vor dem Platze zogen die Zuaven am hellen Tage und unter dem Feuer der Festung die Vierundzwanzigpfünder an Ort und Stelle, welche Pferde in der Nacht nicht hatten fortbringen können. Bei dem Sturme hatten sie die Ehre, an der Spitze der ersten Colonne zu stehen; aber der Ruhm ward stets theuer erkauft; das kleine Bataillon der Zuaven verlor über den zehnten Theil seiner Leute; mehrere seiner Offiziere fielen in der Bresche, nicht Einer kam ohne zum Theil schwer verwundet davon. Der große französische Maler, Horace Vernet, hat diesen Sturm der Zuaven auf Constantine durch eines seiner großartigsten Schlachtgemälde verewigt, auf dem man Lamoricière, mit seiner kleinen Schaar, unter Pulverdampf, im wildesten Gedränge auf der Bresche erblickt. (Es befindet sich in der großen Gallerie zu Versailles).

In den spätern Kämpfen gegen den Emir Abd-el-Kader waren die Zuaven fast nur auf den Vorposten, und sie verbrachten kaum einen Tag ohne forcirten Marsch oder Kampf. Wo irgend eine ungewöhnliche Anstrengung zu machen, eine Position zu erstürmen war, mischten sich gewiß die Klänge ihres so bekannten Marsches in den Lärm.

Es ist ungewiß, ob die Zuaven, die so viel erfunden haben, was zur Erleichterung und Bequemlichkeit der Soldaten dient, auch die Ersten waren, welche sich auf dem Marsche durch eigenthümliche Hornklänge begleiten ließen. Diese Marschtöne dienten ihnen dazu, im Dunkel der Nacht, im Pulverdampf, im Nebel u. s. w. sich zurecht und zusammen zu finden. Diese Einrichtung erwieß sich so zweckmäßig, daß bald jedes Regiment in Algier seinen eigenthümlichen Marsch dieser Art annahm, welcher gleichsam die Regimentsmelodie wurde, die man stets mit Stolz auch in den gefährlichsten Augenblicken erklingen ließ, um weithin schallend anzuzeigen, das ... Regiment sei auch dabei.

Auch die leicht transportablen Zelte, welche jetzt bei der ganzen französischen Armee eingeführt sind, sollten eine Erfindung der Zuaven sein, die bei dem Ausruhen von einem Marsche im heißen Afrika Tücher, Hemden ꝛc. zeltartig auf Stöcke hingen, um sich Schatten zu schaffen.

In einem Kampfe mit den regulären Truppen Abd-el-Kaders waren den Zuaven die Patronen ausgegangen, und rasch entschlossen griffen sie zu Steinen, warfen damit heftig auf die Feinde und retteten so das bereits zum großen Theil vernichtete 17. Regiment.

Die Zuaven hatten sich seit ihrer Organisation viele Jahre hindurch so ausgezeichnet, daß 1852 eine Vermehrung ihres Corps angeordnet wurde. Man bildete zunächst drei Regimenter, jedes zu drei Bataillonen und gab ihnen überdies gezogene Gewehre.

Da indeß Menschen sehr verschiedener Art in diesen Regimentern vereinigt sind, die zwar meist gutmüthig und immer tapfer sind, größtentheils aber auch heftige Leidenschaften besitzen und

dieselben nicht gern beherrschen, so müssen die Offiziere und Führer derselben Männer von Energie sein, die strenge Disciplin halten, freilich nicht gamaschenartige, sondern gelegentlich über unschuldiges Versehen ein Auge zudrücken; müssen sich die Liebe ihrer Soldaten erwerben, unerschütterliches Vertrauen, Achtung und wohl auch Furcht, dann ist ihnen mit solchen Leuten alles auszuführen möglich. Die Zuaven selbst rechnen zu ihren besten Offizieren Lamoricière und Cavaignac.

Blätter und Blüthen.

Karaiten von Theodosia auf der Krim. Unter den mannigfachen Völkerschaften der Krim, mit denen die Leser dieses Blattes schon übersichtlich bekannt gemacht wurden, nehmen die Karaiten in sittlicher und intellectueller Beziehung den ersten Rang ein. Der Abstammung nach sind sie Juden, aber mit besonderen Traditionen und Kulten. Ihre Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit ist auf der ganzen Krim und unter den Kaufleuten des schwarzen Meeres sprüchwörtlich bekannt. Sie sind deshalb auch im Ganzen reich, da sich Jeder an sie wendet, der sichere Handelsgeschäfte machen will, so sehr sie auch durch die Einnahme Theodosia's (oder Kaffa's) von den Russen litten. Die meisten Karaiten leben in dieser Stadt, nur Wenige in andern Orten und dann nicht dauernd. Sie behaupten, den Urtext des alten Testamentes in seiner reinsten, unverfälschten Gestalt zu besitzen, und an ihn halten sie sich in ihrem Religionskultus, so daß sie nicht unter den Machwerken und Pedanterein des Talmud, durch welchen die andern Juden so beschränkt werden, insofern sie für orthodox gelten wollen, zu leiden haben. Von Moses kennt in ihrem Bibeltexte gar nichts vor. Er beginnt mit dem Buche Josua. Jeder Karaite hält es für seine religiöse Pflicht, diese ganze Bibel wenigstens einmal in seinem Leben schön und rein abzuschreiben. Bei ihren sonst praktischen Verdiensten könnten sie sich leicht davon dispensiren. Doch läßt man ihnen gern ihren Glauben, der so gesunde Früchte im Leben zeitigt, sogar ihren Aberglauben, der schön poetisch ist in Bezug auf ihre Todten, von welchem wir durch den Engländer Clarke hören, indem er ihr wunderschönes „Feld der Todten" beschreibt. „In einem abgelegenen Thale rechts von der Stadt fanden wir zwischen Bergen das heilige Thal der karaitischen Juden mit überhängenden Felsen und dicht beschattet von dichtlaubigen Bäumen, unter denen sich die weißen Marmordenkmäler still und die weißen Gestalten der schönen Frauen und Töchter lebendig erhoben. Abends und Morgens in dieses schattige, grüne Thal zu gehen und mit den Seelen ihrer verstorbenen Lieben, die über ihren Gräbern schweben und den Hinterbliebenen Trost und Hoffnung zuflüstern, bildet fast die einzige Freude und Erholung der karaitischen Jüdinnen, ähnlich denen der Türkinnen, die denselben schönen Aberglauben theilen. Wenn ich etwas von ihnen haben möchte, wäre es dieser schönmenschliche Glaube."

Was ihren Hauptsitz betrifft, Theodosia, wird die Stadt schon lange vor Christi Geburt erwähnt. Der griechische Redner Demosthenes erwähnt sie schon als die segensreichste Kornlieferin für Athen. Sie spielte eine Rolle gegen Mithridates, den großen König und Krieger des Pontus-Reiches, den furchtbarsten Feind der Römer, deren er mit seinem Heere an einem Tage über 80,000 erschlagen haben soll (120 bis 64 Jahre vor Christi Geburt). Unter Mehamed II. kam Theodosia (1474) unter türkische Herrschaft, eben so die genuesischen Colonieen des schwarzen Meeres. Unter den Türken fiel der höhere lebhafte Handel des schwarzen Meeres und dessen blühende Städte zusammen, besonders seit 1672, wo der Bosporus für alle fremden Schiffe geschlossen ward. Im Jahre 1783 fiel Theodosia nach einem harten Kampfe in die Hände der Russen. Letztere fanden nur noch 80 Familien in der alten, blühenden Handelsstadt, die bis auf wenige Häuser in einen Schutthaufen verwandelt worden war. Die Sieger machten marmorne Moscheen zu Magazinen und Pferdeställen, rissen die Minarets herunter, und herrliche Springbrunnen und Wasserleitungen auf. Am Meere standen zwei besonders prachtvolle Moscheen mit Minarets, 16 Klaftern hoch und mit um sie gewundenen Treppen, die auf die Spitze führten; aber auch sie wurden zerstört und in's Meer geworfen. Die wenigen damals überlebenden karaitischen Familien haben sich bis jetzt noch nicht wieder zu ihrem alten Ruhme ehrlichen Handels erheben können.

Salomo und David in all ihrer Herrlichkeit. Als König David sein Allerhäligstes vollendet hatte, ergab es sich, daß für 50,000,000 Thaler Gold dafür bezahlt und hineingearbeitet worden war. Während seiner Regierung nahm er in seiner Weisheit und Psalmen-Poesie dem Volke mehr Steuern ab, als die große englische Nationalschuld beträgt, nämlich etwa 7,000,000,000, sieben tausend Millionen Thaler (889 Millionen Pfund Sterling), sagt ein Engländer, obwohl Crito blos von 798 Millionen sprach. Das Gold, womit Salomo den Haupttempel zu Jerusalem decken ließ, ward auf 276,000,000 Thaler geschätzt. Man pflegt wohl zu sagen, Gold sei ein edeles Metall und roste nicht, aber in Jerusalem, wo's doch sehr dick lag, ist's längst ganz alle geworden. Jerusalem ist jetzt einer der verbungertsten Orte der Erde. Wo das Gold zu viel hinkömmt, wachsen bald Bettelstäbe. Ganz Spanien ist an den Bettelstab gekommen, weil es zu viel Gold von Potosi und der neuen Welt überhaupt heimschleppte.

Napoleon's Schriften. Der Neffe hat bekanntlich alle Schriften des großen Onkels gesammelt, um sie in prächtigen Bänden herauszugeben. Sie werden unter Anderem über 5000 Briefe und Dokumente, die bis jetzt nicht bekannt waren, enthalten. Die interessantesten Schriftstücke der Art sind aus der Jugendzeit, als er noch nicht berühmt war und an andere gewöhnliche Leute schrieb, welche nun zum Theil die vergilbten Briefe hervorsuchten und sie der Regierung zusandten. Auch sechzig inplausible, strategische Briefe, die er während der Belagerung von Toulon an Cardinal Fesch schrieb, Erlasse an den Kultusminister mit dem Grundsatze, daß die Kirche sich nicht in Politik zu mischen habe, Befehle, Rathschläge, Zurechtweisungen in allen möglichen Sphären des Lebens, das Aktenstück, welches die französische Komödie in Paris concessionirt, datirt von Moskau, und sonst tausenderlei authentische Ausflüsse seines kometarischen Riesengeistes mit allen seinen Widersprüchen, an denen er zu Grunde ging, wird man in den gesammelten Schriften dieses Schriftstellers finden, den man wohl überall eifriger studiren wird, als die Kinder unserer Laune.

Roman der Wirklichkeit. Nach vielen dreibändigen Romanen zu schließen, müßte eine Liebe, wo Er in Californien und Sie in Frankreich ist, ohne daß sie sich kennen oder sich nur gesehen haben, 70 Bände haben, ehe sie sich kriegen können. Und doch geht's heutzutage sehr rasch. Die Schwester einer Dame in Montpellier heirathete vor etwa drei Jahren einen Mechaniker und wanderte mit ihm nach Californien aus, nachdem sie sich ihre schöne Schwester hatte portraitiren lassen. In Californien hing das Portrait bald über einem hübschen, häuslichen Kamine. Ein reicher Mann, der bei dem Mechaniker etwas bestellen wollte, bekam das Bild in die Augen, betrachtete es eine Zeit lang und rief dann aus: „Bei Zeus, das Mädchen heirath' ich, wenn sie in der Welt zu finden ist." Die Frau mußte ihm die Adresse der Schwester geben, darauf ging er eiligst davon, immer für sich wiederholend: „Bei Zeus, die heirathe ich, die heirath' ich, unter allen Umständen heirath' ich sie." Das Erste, was er that, um sich in Montpellier einzuführen, waren zwei Sendungen Geld, jedesmal 300 Thaler. Unlängst klopfte es an der Thür der schönen Schwester in Montpellier. Sie öffnete und ein derber, hübscher, bronzenfarbiger junger Herr bat um Erlaubniß, eintreten zu dürfen. Er hatte sich schon durch zwei Briefe anmelden lassen. Erröthende Verlegenheit. Eintreten. Kurze Auseinandersetzung seines Anliegens, das kein Spaß sei, da er blos deshalb vom andern Ende der Erde gekommen sei, wo sich die Frau Schwester sehr wohl befinde. Also ja? Erst die Mutter fragen. Mutter: Ja nun, da und weil — obgleich, aber ihrerseits. Also richtig. Glänzende Hochzeit in Montpellier, worüber die ganze Nachbarschaft erstaunte und worein sie Wochen lang sprach. Ende des Romans, Anfang einer glücklichen Ehe.

Die chinesische Staatszeitung. Man wundert sich über die großen englischen und amerikanischen Zeitungen, obgleich sie gegen die Peking-Zeitung, deren Redakteur der Kaiser selbst ist, sehr klein erscheinen. Sie ist der allgemeine „Moniteur" des ganzen Reiches und enthält jedesmal eine Uebersicht aller öffentlichen Angelegenheiten und merkwürdigen Ereignisse, die an den Kaiser gerichteten Petitionen und seine Antworten darauf, seine Befehle und Instruktionen an die Mandarinen und das Volk, Gerichtsentscheidungen mit Verurtheilungen und Begnadigungen und Inhaltangabe der Verhandlungen des Staatsrathes. Sie erscheint täglich auf 60 bis 70 Folio-Seiten und kostet nicht mehr als jährlich etwa 12 Franks. So theilt uns der Franzose Huc mit, der merkwürdige China- und Thibetreisende, der allein und ohne Schutz nicht nur durch die ganze Breite China's drang, sondern mitten in das verschlossene Priesterreich Thibet, das Land des Dalai-Lama, der bisher keinen Fremden in seine Mysterien eindringen ließ. Le Huc, der Missionär, kam überall mit Schlauheit, noch öfter aber mit unverschämter Courage und imponirender Tollkühnheit durch. Sein Buch ist eins der reichhaltigsten über China.

Soeben erschien:

Bock's

Buch vom gesunden und kranken Menschen

2. Abtheilung:

das Buch vom kranken Menschen.

Mit Inhaltsverzeichniß und Register der 1. und 2. Abtheilung.

19 Bogen, geh. 25 Ngr.

In allen soliden Buchhandlungen vorräthig.

Leipzig, d. 16. April 1855.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nr. 17. 1855.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber: Ernst Keil.

Erscheint 1 Mal Sonntags. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15½ Sgr. zu beziehen.

Wem zur Miete steht die Welt.

Wer reich ist, der ist arm an Ruh',
Wer arm ist, der ist reich an Ruh',
Wer reich ist, der ist arm an Ruh',
Wem zur Miete steht die Welt.

Wer arm ist, der ist reich an Ruh',
Wer reich ist, der ist arm an Ruh',
Wer arm ist, der ist reich an Ruh',
Wem zur Miete steht die Welt.

Wer Reichen wenig sieht, sie meiden,
Wer Armen wenig sieht, sie leiden,
Wer meidet Pest, ist ungesund,
Wer leidet Not, ist ungesund.

Wer reich ist, der ist arm an Ruh',
Wer arm ist, der ist reich an Ruh',
Wer reich ist, der ist arm an Ruh',
Wem zur Miete steht die Welt.

Wer Reichen wenig sieht, sie meiden,
Wer Armen wenig sieht, sie leiden,
Wer meidet Pest, ist ungesund,
Wer leidet Not, ist ungesund.

Wer arm ist, der ist reich an Ruh',
Wer reich ist, der ist arm an Ruh',
Wer arm ist, der ist reich an Ruh',
Wem zur Miete steht die Welt.

Wer Armen wenig sieht, sie leiden,
Wer Reichen wenig sieht, sie meiden,
Wer leidet Not, ist ungesund,
Wer meidet Pest, ist ungesund.

Wer reich ist, der ist arm an Ruh',
Wer arm ist, der ist reich an Ruh',
Wer reich ist, der ist arm an Ruh',
Wem zur Miete steht die Welt.

E. Peschke.

Nachdruck ist nur mit deutlicher Quellenangabe und Genehmigung der Redaction gestattet. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Arzt und Justiz.

Novellette.

Alfred kam und sah und siegte. Mancher Leser wird sich noch der Zeit erinnern, wo dieser Name in Aller Munde war, wo Jeder, der sich für einen Kenner hielt, ihn mit Wohlgefallen aussprach, wo Alfred und sein Talent als Maler in Aller Gedanken waren. Er hatte sich in kurzer Zeit einen Namen gemacht, und Jeder, der ihn kannte, sah in ihm einen Künftigen, der es weit bringen würde. Er war ein Mann von Talent, und Talent ist ja Alles, was man braucht, um sich durch die Welt zu helfen.

Alfred war ein Mann von Talent? Sagte er Alles?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß Alles — so sagte man — in ihm lag, was zu einem tüchtigen Künstler gehört.

Er war ein Mann von Talent, und doch ist er nicht weiter gekommen, als bis zu dem Punkte, wo er sich selbst sagte, daß er es nicht weiter bringen würde, daß er sich selbst überschätzt habe, daß er nicht das sei, was er zu sein geglaubt habe

wande, Katharina zu trösten, war er mit ihr allein — ich belauschte sie einmal in der Laube. Da hörte ich, daß sie laut weinte und in die Worte ausbrach: „„ich bin sein Weib, ich kann es nicht glauben, daß er mich verlassen hat!““ Es läßt sich denken, was diesen Worten vorangegangen war.“

„Das hast Du mir bereits erzählt, Fritz! Jetzt wiederhole mir die Einzelnheiten der Flucht — ich will sie heute noch einmal hören, ich muß sie hören, um mir ein Urtheil bilden zu können.“

„Sie hatten mir aufgetragen, Katharina während Ihrer Abwesenheit zu überwachen. Ich kam dem Auftrage pünktlich nach, und machte mir täglich in dem Forsthause zu schaffen. Lieber Herr, Katharina dauerte mich, sie war bleich geworden, von ihrer früheren Munterkeit war keine Spur mehr vorhanden, und still und in sich gekehrt schlich sie umher. Da trat ich eines Tags zu ihr und wollte sie durch einen Gruß von Ihnen, obgleich ich keinen erhalten hatte, trösten.“

„Auch von allen meinen Briefen ist Dir keiner zugekommen?“

„Nicht einer, Herr Baron.“

„Fahre fort!“

„Ich trat also zu Katharina, eben als sie sinnend in der Laube saß, wo Sie so oft mit ihr geplaudert hatten. Als sie mich sah, zuckte sie zusammen, als ob sie plötzlich von heftigen Krämpfen befallen würde — dann begann sie bitterlich zu weinen. Mit beklommenem Herzen richtete ich meinen erlogenen Gruß aus. „„Das soll ich glauben?““ fragte sie, indem ihr die Thränen über das Gesicht rannen. Glauben Sie es nur, Jungfer Katharina! sagte ich, denn ich wußte damals noch nicht, daß sie Ihre Frau war. „„Du lügst! Du lügst!““ fuhr sie wie eine Wahnsinnige auf. „„Und wenn Du die Wahrheit sagst, so will er mich nur bethören, damit ich schweigen und ihn nicht öffentlich anklagen soll! Doch das hat er nicht zu fürchten,““ fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das mir Mark und Bein durchschnitt. „„Der Priester, der uns heimlich getraut hat, ist schon längst gestorben — aber nein, wenn ich auch Beweise hätte, ich würde nie gegen ihn auftreten. Mag er sein reiches Fräulein heirathen, das ihm der Vater bestimmt hat, ich werde ja nicht lange mehr leben!““ — Sie ging aus der Laube, und ich hatte nicht den Muth, ihr mehr zu sagen. Der Sommer verfloß, der Herbst kam, aber immer noch blieben Sie aus. Die Domestiken des Schlosses erzählten sich wirklich, daß Sie sich in Wien verheirathen würden. Da ging ich wieder eines Tages nach dem Forsthause. Als ich mich dem Garten näherte, sah ich Katharina. Ach, Herr Baron, ich war erschreckt bei ihrem Anblicke, sie sah sich nicht mehr ähnlich. Das Gesicht war bleich und hager, die Blicke der großen Augen —“

„Ich erlasse Dir die Beschreibung!“ unterbrach ihn Albrecht. „Erzähle die Flucht — die Reise nach Wien!“

Fritz hatte sein Taschentuch hervorgezogen und sich die Thränen getrocknet.

„Kaum hatte mich die arme Katharina gesehen,“ fuhr er bewegt fort, „als sie meine Hand ergriff, und mich in die Laube zog. Nun erfolgte die Scene, die ich Ihnen früher schon oft geschildert habe. „„Wenn Du mich nicht nach Wien begleitest, so gehe ich allein!““ rief sie verzweiflungsvoll aus. Ich konnte ihren Bitten nicht länger widerstehen, als sie niedersank und meine Knie umklammerte. Sie ist ja die Frau meines Herrn, dachte ich, und wenn du sie ihm zuführst, erfüllst du deine Pflicht; du sollst über sie wachen und darum kannst du sie nicht allein reisen lassen. Wir setzten also den folgenden Tag zur Abreise fest, denn ich begriff ja wohl, daß Katharina nicht zögern durfte. Der Zufall unterstützte mich, denn als ich in das Schloß zurückkam, wurde mir angekündigt, daß ich am nächsten Morgen nach Wien zu meinem Herrn gehen solle, der von dort aus eine Reise nach Italien unternehmen würde. Mit Sonnenaufgang war ich gerüstet in dem Forsthause. Katharina, ein kleines Bündel tragend, erwartete mich schon. Sie hatte sich heimlich aus dem Hause geschlichen, und, wie sie mir sagte, dem Vater einen Brief hinterlassen, in dem sie ihm ihre Abreise angekündigt. Um Mittag kamen wir auf die große Straße. Ich miethete einen Wagen, und wir fuhren bis zur Nacht weiter. Katharina hatte keine Ruhe, ehe der Morgen anbrach, befanden wir uns wieder auf dem Wege. Ach, Herr Baron, wie hat das arme Wesen gelitten! Sie nahm weder Trank noch Speise zu sich, von einer fürchterlichen Angst gefoltert, drang sie nur stets auf ein rasches Weiterreisen. Ich rieth ihr, einen Tag zu ruhen, weil ich sah, daß sie ernstlich krank war — umsonst, sie drohete allein zu gehen, wenn ich sie nicht begleiten würde. Eine Tagereise vor Wien ward ihr Zustand so bedenklich, daß ich sie in ein Kloster bringen mußte, dessen fromme Nonnen, wie man mir erzählte, sich mit der Pflege der Kranken beschäftigten. Man fragte nicht, woher Katharina käme und wer sie sei — man sah ihr Leiden und nahm sie großmüthig auf. Ich blieb in einem Wirthshause, das in der Nähe lag. Als ich sie am andern Morgen besuchen wollte, erfuhr ich, daß sie in der Nacht einen todten Knaben geboren habe. Ich durfte sie nicht sprechen und ging in meine Herberge zurück, die ich einer Nonne bezeichnet hatte. An jenem Tage schrieb ich Ihnen den ersten Brief. Denselben Abend kam ein Bote aus dem Kloster und forderte mich auf, sogleich zu Katharina zu kommen, die sehr krank geworden sei. Als ich in ihre Zelle trat, rang sie bereits mit dem Tode. Sie konnte mir nichts weiter sagen, als: „„ich verzeihe ihm, möge er meiner gedenken, ich bin ihm treu geblieben bis in den Tod!““ Unter den Gebeten zweier Nonnen verschied sie. Am nächsten Morgen lag sie mit ihrem Kinde im Sarge. Ich drang darauf, die Beerdigung nicht zu beschleunigen, da der Gatte der Verstorbenen kommen müsse; man wartete noch drei Tage, aber Sie kamen nicht, Herr Baron, und die Leiche mußte beigesetzt werden. Betrübt reiste ich nun allein nach Wien. Sie wissen, ich kam in dem Augenblicke an, wo Sie meinen Brief lasen — Sie waren von einer Reise zurückgekehrt, die Sie acht Tage von Wien fern gehalten hatte. Zwei Tage später standen Sie an dem Grabe Ihrer Gattin, wo Sie schworen, eine furchtbare Rache an dem boshaften Verleumder zu üben. Dann traten Sie, um sich zu zerstreuen, die Reise nach Italien an. Ein Jahr später kehrten wir zurück, um Ihren Vater zu Grabe zu tragen.“

Fritz schwieg. Er schien von der Erzählung ungewöhnlich angegriffen zu sein. Mit der flachen Hand hielt er die hervorquellenden Thränen zurück. Albrecht starrte in finsterm Sinnen vor sich hin.

„Fritz,“ sagte er plötzlich, „ich habe ein großes Versehen begangen, daß ich mir von der Priorin des Klosters den Todesfall nicht habe bescheinigen lassen. Nicht wahr, Du kannst Deine Angaben beschwören?“

„Mit gutem Gewissen, Herr!“ antwortete der Diener. „Dessen wird es aber nicht bedürfen, wenn Sie sich der amtlichen Bestätigung des Klosters versichern, die man Ihnen nicht verweigern wird. Herr Baron, die arme Katharina schlummert so ruhig in ihrem Grabe, daß Sie sich dreist als Wittwer betrachten und eine neue Wahl treffen dürfen. Legen Sie endlich die Trauer ab und geben Sie sich den Freuden des Lebens wieder hin.“

„Fritz,“ murmelte Albrecht, „man hat mir in Spaa ein Blatt gezeigt, das von Katharina's Hand geschrieben war und die Jahreszahl 1840 trug.“

„Wer zeigte es Ihnen?“ fragte der Diener auffahrend.

„Jener Herr von Funcal, der lange blasse Mann. Es sollte mir beweisen, daß meine Frau noch lebt.“

„Unmöglich, Herr Baron!“ rief Fritz eifrig. „In diesem Falle wäre ich ein Lügner. Ach, hätte ich die arme Katharina mit meinem Leben retten, hätte ich sie Ihnen frisch und gesund in Wien zuführen können! Jener Mann ist ein Betrüger.“

„Hier ist das Blatt, das Du ihr überbrachtest — auf der Rückseite steht die Antwort.“

Albrecht holte das Papier aus Amalia's Portefeuille. Fritz betrachtete es erstaunt.

„Die Zeilen sind allerdings von Ihrer Hand geschrieben, Herr Baron, und diese hier von der Katharina's; aber ich erinnere Sie an Prosper — man verfolgt einen tückischen Plan, es liegt eine Spitzbüberei zum Grunde —“

„Die wir aufdecken müssen! Rüste Dich, Du wirst heute noch nach dem Kloster abreisen, um die Papiere zu holen. In Wien wirst Du einen Brief vorfinden, der Dir anzeigt, wo Du mich triffst.“

Zwei Stunden später verließ Fritz das Hotel, um mit der Post nach Wien zu reisen. Albrecht war ruhiger geworden, er kannte die Treue seines Dieners, der ihn auf allen Streifzügen durch die Welt begleitet hatte, und es ließ sich nicht annehmen, daß er seine Hand zu einem so argen Betruge bieten würde. Welchen Grund konnte er überhaupt haben, gegen seinen Herrn zu handeln, der ihm fast ein Freund war? Fritz hatte ihm genug Proben seiner Rechtlichkeit und seines unerschütterlichen Charakters geliefert; er hatte selbst eine vortheilhafte Heirath mit einer wohlhabenden Wittwe ausgeschlagen, nur um bei seinem Herrn bleiben

zu können. Auch an Amalia's Liebe durfte er nicht zweifeln; sie hatte ihm ja in einem langen Briefe ihre Verhältnisse enthüllt und ihn zu der Unterredung veranlaßt, die er mit dem alten Grafen gehabt. Wir fügen noch hinzu, daß er die in dem Briefe geschilderten Verhältnisse mit denen zusammenstellte, die ihm selbst bekannt waren, und daß er zu seiner freudigen Ueberraschung gefunden: der Vater Amalia's sei ein Freund seines eigenen gewesen. Hieraus erklärte sich sein Auftreten gegen den Grafen von Funcal, so wie sein Wissen um Dinge, die ihm Amalia nicht mitgetheilt haben konnte. Er hielt dafür, daß der Graf Alles aufbot, um Amalia's Neigung zu ersticken, und daß er ein solches Mittel wählte, konnte ihn nicht wundern, wenn er der schon seit Jahren fein angelegten Erbschleicherei desselben gedachte. Außerdem auch mußte der Vormund keine unbedingte testamentarische Gewalt über seine Mündel besitzen, da er das Zwangsmittel der Verdächtigung und nicht die Autorität anwendete, deren er sich rühmte

Gleich nach der Abreise erschien Barchon; er brachte folgende Zeilen von Amalia:

„Ich verrichte meine Vesperandacht im Dome — erwarten Sie mich dort."

Vor der festgesetzten Zeit war der feurig liebende Albrecht an Ort und Stelle. Das majestätische Gotteshaus war angefüllt mit Gläubigen, welche die sogenannten kleinen Heiligthümer, an der Kanzel angebrachten Kostbarkeiten von großem Werthe, bewunderten. Zeit und Ort waren zu einer geheimen Besprechung völlig geeignet. Mit unruhig klopfendem Herzen beobachtete er jede Gruppe der Betenden, er ging von Altar zu Altar, von Säule zu Säule — Amalia war nicht zu entdecken. Eine falbe Dämmerung herrschte bereits in den hohen Hallen, als er eine schwarzgekleidete Dame vor einem einsamen Seitenaltare erblickte; sie sah zur Seite — es war Amalia. Zitternd kniete er neben ihr auf der Steinstufe nieder.

„Amalia!" flüsterte er.

„Vorsicht, lieber Freund, dort betet der Graf. Uns bleiben nur zwei Minuten —"

„Amalie, entziehen Sie sich jenem Menschen, folgen Sie mir als meine Gattin, wir bedürfen des Vermögens nicht — ich bin reich und unabhängig."

„Unabhängig?" fragte sie und ihre schmerzlichen Blicke trafen ihn, Blicke, die ihre furchtbaren Zweifel verriethen.

„Glauben Sie mir nicht?" fragte er zitternd. „Amalia, Tod und Leben hängt von Ihrem Entschlusse ab! Vertrauen Sie meiner heißen, aufrichtigen Liebe! Opfern Sie Ihr Vermögen — aber lassen Sie mich nicht allein reisen!"

Mit flehenden Blicken sah er zu ihr — Thränen standen in ihren schönen Augen, und die liebliche Stimme bebte, als sie zurückflüsterte:

„Albrecht, ich kann Sie jetzt noch nicht begleiten!"

„O, Sie lieben mich nicht! Ich will Sie, nur Sie besitzen! Sie senden mich in den Tod, wenn ich ohne Gewißheit gehe!"

„Ich liebe Sie, Albrecht; aber haben Sie Mitleiden!" schluchzte sie leise. „Ach, ich muß Ihnen ja vertrauen, ich kann nicht anders! Haben Sie nicht Beweise davon erhalten? Ich glaubte den Grafen einzuschüchtern, indem ich Sie in meine Geheimnisse einweihte und mein Vertheidiger zu sein bat — dieser Schritt hat die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht — ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß mich der fürchterliche Mensch völlig in seiner Gewalt hat. Er kann mich und Sie verderben."

„Amalie, lassen wir uns nicht durch leere Drohungen schrecken, man zeigt Ihnen wie mir ein wesenloses Gespenst. Was kann er gegen meine Gattin unternehmen? Was kann er Ihnen, außer Ihrem Vermögen, entziehen?"

„Sein Neffe ist angekommen, derselbe Funcal, den Sie verwundeten —"

„Ich weiß es. Er wirbt um Ihre Hand, und Sie, Amalie, scheinen nicht abgeneigt zu sein —"

„Ich vermuthete bereits in Spaa, wer er sei, und darum durfte ich ihn nicht entschieden abweisen, obgleich er mir in tiefster Seele verhaßt ist."

„Amalie, kommen wir zu einem Beschlusse!" bat Albrecht dringend. „Folgen Sie mir, wir reisen diesen Abend noch ab, und wenn uns der Graf erreicht, sind Sie meine heißgeliebte Gattin! Ich schwöre es bei dem Gekreuzigten, zu dessen Füßen wir knieen!"

„Albrecht, werden Sie nie diesen Schwur bereuen?" fragte sie in sichtlicher Bewegung.

„Nie, Amalia, nie!" rief er schwärmerisch.

„Wohlan, so reisen wir auf verschiedenen Wegen. Nennen Sie mir das Ziel."

Der Baron bezeichnete ein Hotel in München.

„Ich reise diesen Abend, Sie werden mir morgen folgen!" sagte sie fest.

„Nehmen Sie mein Portefeuille, es ist mit Banknoten gefüllt — es ist der größern Vorsicht wegen."

„Ich bin gezwungen, es anzunehmen, wenn ich keinen Argwohn erregen will! Nun trennen wir uns — reisen Sie nicht vor morgen früh!"

„Auf Wiedersehen!"

Er drückte einen heißen Kuß auf ihre zitternde Hand. Einige Minuten später verließ sie an der Seite des Grafen, der bis dahin gebetet hatte, den Dom. Als Albrecht in das Freie trat, sah er das Kabriolet davonfahren. Heute lenkte der Graf selbst das Pferd. Albrechts Glückseligkeit läßt sich nicht beschreiben. Zunächst ordnete er bei einem Banquier seine Geldgeschäfte, dann schrieb er einen Brief nach Wien, in dem er Fritz den Befehl ertheilte, mit den Papieren nach Heyerswyl zu reisen. Es war schon dunkel, als er die Vorbereitungen zur Abreise beendet hatte. Träumend saß er in seinem Zimmer. Da klopfte es an die Thür und Barchon trat ein.

„Herr Baron!" flüsterte der kolossale Mann.

„Was bringen Sie?"

„Die Nachricht, daß Fräulein Amalie so eben mit der Post abgereist ist. Weder der Graf noch sein blasser Neffe wissen darum. Aber nur mit meiner Hülfe war die heimliche Flucht möglich. Als die reizende Dame in den Wagen stieg, flüsterte sie mir zu: gehen Sie zu dem Herrn Baron von Beck, und sagen Sie ihm, daß Sie mir den letzten Dienst in Aachen geleistet hätten. Ich habe mich beeilt, mein Herr, diesen Auftrag auszurichten."

Albrecht warf ihm einige Banknoten zu, ermahnte ihn zur Verschwiegenheit, und versprach ihm ein bedeutendes Geschenk, das an seinem Hochzeitstage abgehen würde. Barchon schwor bei allen Heiligen, wie das Grab zu schweigen, und entfernte sich. In der Dämmerung des nächsten Morgens reiste der Baron mit Extrapost ab. Vielleicht eine Stunde mochte er das Hotel verlassen haben, als ein Polizei-Commissar erschien und nach ihm fragte. Man wußte ihm weiter nichts anzugeben als das Thor, durch das der Gast die Stadt verlassen hatte.

VII.

Der Hochzeitstag.

Nach einer anstrengenden, ununterbrochenen Reise war der Baron so zeitig in München eingetroffen, daß er Amalie noch zuvorgekommen zu sein glaubte. Er ließ in dem bezeichneten Hotel die besten Zimmer zu dem Empfange der Dame vorbereiten. Albrecht hatte Freunde in München, er stattete Besuche ab und erneuerte alte Bekanntschaften, um die ängstliche Ungeduld zu besiegen, mit der er zwei Tage lang vergebens die Ankunft der Geliebten erwartete. Am dritten Tage erhielt er durch die Post einen Brief. Er kam von Amalie. Sie schrieb ihm, daß sie Gründe habe, eine Verfolgung des Grafen zu fürchten, und daß sie es daher vorziehe, München nicht zu berühren, wo sie sein Stammschloß Heyerswyl, von dem er so oft zu ihr gesprochen habe, ohne Schwierigkeiten auffinden würde. Der Brief schloß mit der Versicherung ewiger Liebe. Es läßt sich denken, daß Albrecht nicht lange säumte, abzureisen. Am dritten Tage sah er die Thürme des alten, romantischen Schlosses. Das Posthorn schmetterte lustig durch das anmuthige Thal, das Thor öffnete sich, und der Wagen hielt an der großen Steintreppe. Die Dienerschaft, die ihn jubelnd empfing, war alt geworden, er war ja zehn Jahre abwesend gewesen. Der alte Verwalter war ein Greis mit schneeweißen Haaren, und die Wirthschafterin ein dickes, rundes Mütterchen.

„Wo ist Fritz, mein Vetter?" fragte sie verwundert, als sie den Diener nicht sah.

„Er wird in den nächsten Tagen eintreffen, Mutter Elsbeth! Geschäfte für mich haben ihn unterwegs aufgehalten."

Der Verwalter machte seinem Herrn freundliche Vorwürfe,

daß er so unerwartet gekommen sei, man habe nichts zu seinem Empfange thun können.

Albrecht bezog ein Zimmer, von dessen Fenstern aus man die Hauptstraße übersehen konnte, die zu dem Schlosse führte. Kaum hatte er sich erholt, als er Anordnungen traf, seine zukünftige Gattin zu empfangen. Als Zweck derselben gab er seinen längeren Aufenthalt auf dem Schlosse an. Drei Tage hatte er in peinlicher Unruhe verbracht, aber weder Fritz kam an, noch Amalie. Am vierten Tage fragte er den Kastellan nach dem Förster Zierlein.

„Der lebt noch, gnädiger Herr!" war die Antwort. „Die Regierung hat ihm seinen Posten gelassen, obgleich er alt und schwach ist. Zwei tüchtige Jägerburschen versehen seinen Dienst, und Alles geht gut. Der Kummer um seine Tochter, die auf so räthselhafte Weise verschwand, hat den kräftigen Mann vor der Zeit gealtert. Fragt man ihn nach ihr, so schüttelt er schmerzlich das kahle Haupt und sagt: meine Katharina ist todt! Laßt sie, laßt sie, fügt er gewöhnlich hinzu, indem er eine abwehrende Bewegung mit der Hand macht — es ist gut, daß es so gekommen ist!"

„Und hat man nie wieder etwas von ihr erfahren?" fragte der Baron mit schwankender Stimme.

„Nie wieder, gnädiger Herr! Man flüstert sich wunderliche Dinge von ihr in das Ohr — sie soll sich selbst das Leben genommen haben."

Der Baron brach das Gespräch ab. Die Auskunft des Kastellans erfüllte ihn mit Schmerz, aber auch mit Freude. Er hatte sich den Tod der unglücklichen Katharina nicht zum Vorwurf zu machen, denn um ihre Ehre zu retten und sie zu beruhigen, hatte er sich heimlich mit ihr trauen lassen. Um alle Zweifel zu beseitigen, kam zwei Tage später Fritz an, und überreichte seinem Herrn die vom Kloster ausgestellten Papiere. Nichts fehlte mehr zu seinem Glücke, als Amalie. Die Einsamkeit und die qualvolle Erwartung hatten seine Leidenschaft fast bis zum Wahnsinne gesteigert; er suchte tausend Gründe, die ihr Ausbleiben rechtfertigten, aber die Eifersucht, die sich nach und nach in Mißtrauen verwandelte, verwarf sie alle wieder.

Eines Morgens stand er an dem geöffneten Fenster. Da fuhr eine Postchaise den Hügel herab. Zitternd betrachtete Albrecht die langsame Fahrt des Wagens, der endlich in dem Thore verschwand.

„Sie kommt, gnädiger Herr!" rief Fritz, der hastig eintrat.

„Wer?" fragte der Baron, obgleich er wußte, wer gemeint sei.

„Wer anders als die reizende Dame aus Spaa und Aachen. Ich sah ihren lieblichen Kopf durch die Fenster des Wagens — nicht wahr, sie wird unsere junge Herrin? Ach," fügte er ausgelassen lustig hinzu, „das ist eine andere Frau für Sie, gnädiger Herr, als die einfältige Försterstochter."

Fritz verschwand; nach einigen Augenblicken öffnete er die Thür wieder, und Amalie, in einem eleganten Reiseanzuge, trat ein. Sie hatte nicht Zeit zu grüßen, denn Albrecht schloß sie in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit Küssen.

„Bin ich noch immer willkommen?" fragte sie, erröthend an seine Brust sinkend.

„Amalie, erlassen Sie mir die Beschreibung der Qual, die ich erduldet. Hier habe ich gehofft und gefürchtet" — er deutete auf das Fenster —

„Und ich mußte mit großer Vorsicht reisen, denn der Graf hatte meine erste Spur entdeckt."

„Jetzt hat er keine Rechte mehr an Sie!"

„Vergessen wir nicht, daß ich in zwei Monaten erst die Volljährigkeit erreicht habe. Ach, und ich weiß nicht, wie weit ihm das Testament meines Vaters Vollmacht giebt. Albrecht, ich habe viel gewagt; tragen Sie Sorge, daß man mich Ihnen nicht wieder entreißen kann."

Mit triumphirender Miene holte der Baron die Bestätigung des Todes seiner ersten Gattin.

„Damals *glaubte* ich zu lieben, Amalie, und jetzt *liebe* ich erst! Vergessen wir die Vergangenheit, und versichern wir uns der Gegenwart und Zukunft."

„Und wenn ich nun so arm bleibe, als ich jetzt zu Ihnen komme?" fragte sie verschämt.

„Dann besitze ich einen Schatz von Anmuth und Liebenswürdigkeit, der alle Reichthümer der Welt aufwiegt!"

Fritz, der Zeuge dieser ersten Herzensergießungen gewesen, verließ das Zimmer.

„Jetzt also liebt der Herr Baron erst!" murmelte er in einem schmerzlichen Zorne vor sich hin. „O, ich habe mich nicht getäuscht, die arme Katharina ist der Laune eines vornehmen Herrn geopfert!"

Der Baron zitterte für den Besitz des reizenden Wesens, an dem er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Charakters hing, und auch Amalie sprach die Besorgniß aus, daß der Vormund es nicht unterlassen würde, seine Gewalt so lange geltend zu machen, als es ihre Minderjährigkeit ihm gestattete. Von einem so zähen Charakter als dem des Grafen, ließ sich Alles fürchten. Eine Trennung, und wenn sie nur auf Tage erfolgte, schien den Liebenden das größte Unglück zu sein. Außerdem erforderte es die Ehre der jungen Dame, daß der Brautstand so viel als möglich abgekürzt würde. Dem Ansehen des Barons gelang es, den Pfarrer seines Gutes zur Trauung zu bestimmen. Der Todtenschein Katharina's und der Geburtsschein Amalia's, den sie sich früher schon zu verschaffen gewußt hatte, um ihre Volljährigkeit darzuthun, beseitigten alle Bedenken des Priesters, der vor dem mächtigen und reichen Baron hohe Achtung hegte. Die Trauung Albrechts mit der Braut, die er sich von der Reise mitgebracht, ward still in der kleinen Kapelle des Schlosses vollzogen. Die Domestiken bewunderten die Schönheit und Milde der jungen Herrin, und unter lautem Jubel führte man die beiden Gatten in ihre prachtvoll eingerichteten Gemächer.

Es war gegen Abend des Trauungstages, als Fritz in den kleinen Saal trat, in welchem sich die Neuvermählten befanden. Amalie, einfach in weiße Seide gekleidet, trug noch den Brautkranz in den braunen Locken. Sie glich wirklich einem Engel von überirdischer Schönheit. Albrecht saß zu ihren Füßen, ganz Anbetung und Liebe.

„Verzeihung, gnädiger Herr, daß ich störe," sagte Fritz mit zitternder Stimme.

Der Baron sah ihn fragend an. Amalie ergriff ängstlich den Arm ihres Gatten.

„Ist etwas geschehen?" flüsterte sie, bestürzt über die Aufregung des Dieners, von dem sie wußte, daß er treu an seinem Herrn hing.

„Der Graf von Funcal, in Begleitung seines Neffen, bittet um eine Unterredung."

„Jetzt?" rief der Baron auffahrend. „Der würdige Mann hat seine Zeit gut gewählt. Wenn ihn meine Gattin empfangen will —"

„Er mag mich an Deiner Seite sehen, Albrecht — jetzt fürchte ich ihn nicht mehr!"

„Fritz," befahl der Baron, „laß die Herren Funcal eintreten, dann bleibst Du in dem Saale, im Falle ich Deiner Dienste bedarf."

Der Diener verschwand. Amalie warf sich an die Brust des Gatten und umschlang mit bebenden Armen seinen Hals.

„Fürchte nichts, Geliebte!" tröstete er unter Küssen. „Uns umschlingt ein heiliges, festes Band, das weder menschliche Gewalt noch Bosheit zerreißen kann. Wenig Augenblicke werden genügen, um dem greisen Verbrecher seine Stellung zu uns anzudeuten."

Fritz öffnete die Thür, und beide Funcals erschienen. Die Gatten traten ihnen Arm in Arm entgegen. Keiner der beiden Gäste drückte ein Erstaunen aus, sie grüßten mit kalter Höflichkeit.

„Herr Baron," begann der alte Graf, „mir scheint, ich komme zu spät, um die mir anvertraute Mündel vor einem großen Unglücke zu bewahren."

„Verzeihung, Herr Graf," antwortete Albrecht mit erkünstelter Ruhe, „Sie kommen zur rechten Zeit, um meiner Gattin Glück zu wünschen und aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen, daß Sie der Pflichten eines Vormundes überhoben sind."

(Schluß folgt.)

Alltes Schreiben.

Von Ludwig Uhland.

Wo man ging zu Frankfurt
Einmal vor dem Thore,
Da kehrte einkehr' bei'm
Wirthe.

Alle Gäste, die da waren dort
Hub an zu frohlocken,
Und es war ein Singen und Klingen
Bis an die späte Nacht.

Mitunter ging's in Saus und Braus,
Es wurden Zech' und Schulden
Bei Gästen Kameraden und Wirthen
Immer größer und größer.

Der Wirthsmann sahen das
Und sagte also heimlich
Zu seinem Weibe, dem Hausfrauen
Es Gästerbuch Schulden.

Da Hausfrauen sahen das
Und sagte also heimlich
Zu ihrem Mann, dem Wirthsmann
Es Gästerbuch Schulden.

Da sagte der Wirthsmann wieder
Zu seinem Weibe, dem Hausfrauen

Und wo in England mit Geschick
Die Beefsteaks immer gerathen,
Heißt „Ritter Ochsenlendenstück“
Noch heut der herrliche Braten. —

Und seit dem weltgeschichtlichen Tag
Spielt auch in anderen Staaten
Bei manchem festlichen Ritterschlag
Oft mit ein Rinderbraten. *

Ueber Frauenbestimmung.

Von Prof. Biedermann.

III.

Die Frauen in der Kunst, der Literatur und der Wissenschaft.

Auf dem Gebiete der Kunst findet weibliches Talent seine erfolgreiche Anwendung überall da, wo es das Auffassen und Wiedergeben einzelner, vorzugsweise sinnlich lebendiger Empfindungen, äußerer Eindrücke, wechselnder Situationen gilt. Daher ist im Allgemeinen die ausübende oder nachbildende Kunst mehr im Bereiche weiblichen Kunsttriebes gelegen, als die frei schaffende, namentlich als die Hervorbringung größerer, zusammenhängender Gestalten. Selbst in der Musik, diesem eigentlichsten Reich der lebendigen und wechselnden Empfindungen, haben sich die Frauen zwar wohl als ausübende Künstlerinnen mehrfach ausgezeichnet, als selbstständig gestaltende, als Componisten, wenigstens im großen Style, noch niemals. In der Malerei und den sogenannten bildenden Künsten überhaupt scheint selbst die Beherrschung der äußeren Technik, das Nachbilden von Kunstwerken, für die Frauen mit größeren Schwierigkeiten verbunden; selbstschöpferisch aufzutreten, ist hier nur wenigen, von der Natur besonders hochbegabten, vergönnt gewesen; und, wenn die Bildhauerarbeiten einer Marie von Würtemberg Bewunderung erregten (hauptsächlich doch auch nur als die Werke eines von Frauenhand und von fürstlicher Frauenhand geführten Meißels), so hat das, wenn schon nicht unbedeutende Talent einer Angelica Kaufmann, selbst unter der Aegide Goethe'scher Gunst oder Fürsprache, doch einen eigentlich hervorragenden Platz unter den Meistern der Malerei nicht einzunehmen vermocht. Das Portrait dürfte diejenige Kunstform sein, welche der weiblichen Kunst noch am Ersten Aussicht auf Erfolg verspricht, weil hier am Meisten das Individuelle, Persönliche vorwaltet. Und doch steht zu bezweifeln, ob es jemals einem weiblichen Pinsel gelingen werde, jenen tiefen Ausdruck eines ganzen, gleichsam bis in's Innerste aufgeschlossenen Geisteslebens, einer ganzen in sich vollendeten Persönlichkeit in die Umrisse eines Kopfes zu legen, wie wir sie an den Portraits eines Van Dyk, Rembrandt, Cranach, Vogel von Vogelstein, Delaroche, eines Thorwaldsen, Dannecker und Rauch bewundern.

In der Dichtkunst scheinen Lyrik und Roman, die Darstellung von Gefühlen und die Darstellung von Situationen diejenigen Gattungen zu sein, welche der Eigenthümlichkeit des weiblichen Geistes am Meisten entsprechen. Aber auch auf dem Gebiete der Lyrik haben sich nur wenige Frauen mit Glück versucht; Bleibendes hat, wenn wir etwa jene ältesten Gedichte der griechischen Sappho abrechnen, keine einzige geleistet. Es fehlt den Frauen hier im Allgemeinen jene Naivetät des Gefühls, welche sich über die einzelne Empfindung erhebt und einen ganzen weiten Kreis von Erregungen des Seelenlebens gleichsam frei darüber schwebend beherrscht. Gerade das zu leichte Sichversenken in die einzelne Empfindung und dabei wieder das rasche Abspringen zu anderen Empfindungen, mit einem Worte, das Beherrschtwerden von dem äußeren Eindruck und der Mangel an innerer Kraft, ihn zu bewältigen, ihn einer größeren Gefühlsreihe einzuordnen, das ist es, was die Frauen immer hindern wird, bedeutende Erfolge auf dem Felde der Lyrik zu erreichen.

Besser ist ihnen dies mit dem Roman gelungen, obschon auch hier nur innerhalb einer gewissen Grenze, welche nur einzelne bevorzugte weibliche Genien, wie etwa in der neuesten Zeit eine Madame Georges Saud, eine Currer Bell, eine Lady Blessington u. A., zu überschreiten vermocht haben.

Solche ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, fehlt den Frauenromanen meist die rechte Kraft und Tiefe in der Zeichnung und Entwicklung der Charaktere, so wie die Fähigkeit, einen großen weit angelegten Stoff richtig zu vertheilen und zur künstlerischen Einheit zusammen zu fassen. Wo es dagegen mehr auf die Schilderung einzelner Situationen — des häuslichen oder des geselligen Lebens — (besonders der vornehmern Kreise), auf die Hervorhebung bestimmter Seiten des menschlichen Charakters, namentlich der mehr empfindsamen, oder auf die Darstellung gewisser Aeußerlichkeiten, Gesellschaftsformen u. dgl. ankommt, da sind die Frauen als Schriftstellerinnen ganz an ihrem Platze, da trägt ihr freies Beobachtungstalent und ihre leichte Hand nicht selten den Sieg über die schwerfällige Gründlichkeit der Männer davon. Auf diesem Gebiete bewegen sich jene vielgelesenen Romane einer Henriette Gonder, Friederike Bremer, Flygare Carlén — im höhern Style eine Frau v. Paalzow u. A. Aber auch in diesen engern Grenzen sind selber die begabtern unter den schriftstellernden Frauen selten ganz frei geblieben von einer gewissen Einseitigkeit und Manier, indem sie bald mit zu großer Vorliebe bei der Ausmalung von Aeußerlichkeiten verweilen, (ein Fehler, an welchem z. B. der größere Theil der, im Uebrigen nicht selten eine mehr als weibliche Feder verrathenden historischen Romane der Caroline Pichler leidet), bald in der Schilderung von Charakteren in Uebertreibungen verfallen oder ebenfalls zu viel Werth auf Aeußerliches und Unwesentliches legen (wie die affectirt aristokratischen Romane der Gräfin Ida Hahn-Hahn), bald endlich einer allzu empfindsamen, zu geflissentlich auf Erregung des moralischen und religiösen Gefühls berechneten Stimmung sich hingeben — ein Vorwurf, den man, von ästhetischem Standpunkte aus, den meisten der jetzt so rasch emporschießenden und so viel Aufsehen erregenden Erzeugnisse der nordamerikanischen Frauenromanliteratur machen muß, selbst den Uncle Tom nicht ganz ausgenommen. Freilich sind dies Fehler und Mängel, welche auch nicht wenige männliche Romanschriftsteller mit jenen weiblichen theilen.

Epos und höheres Drama scheint den Frauen versagt zu sein. Wenigstens ist bis jetzt noch kein bedeutenderes Produkt dieser Gattung von ihnen ausgegangen, wogegen das sogenannte bürgerliche Schauspiel und insbesondere das Conversationsstück wohl im Bereiche weiblichen Talents liegen möchte, wie denn mindestens große Gewandtheit, neben außerordentlicher Fruchtbarkeit, der Hauptvertreterin dieses Genre in der heutigen weiblichen Schriftstellerwelt, der Madame Birch-Pfeiffer, nicht abzusprechen ist.

Wenn so im Allgemeinen im Fache der dramatischen Kunst die Frauen selbstschöpferisch nur eine untergeordnete Rolle spielen, so haben sie dagegen als Darstellerinnen, die Gedanken der Dichter nachschaffend und in das Bereich lebendiger Anschauung erhebend, Ausgezeichnetes geleistet und sich den Männern vollkommen ebenbürtig zur Seite gestellt, nicht blos im geselligen Schauspiel, sondern auch auf dem erhabenen Kothurn des großen weltgeschichtlichen Drama's und der Oper höhern Styls. Die Namen einer Schröder, Neumann, Schröder-Devrient, Rettich, Mars, Rachel u. A. werden neben denen eines Talma, L. Devrient und ähnlichen immerfort ihren Glanz behaupten.

Jene zwanglosere Behandlung von Gegenständen der Beob-

* Sir Loin of beef. — Sir loin oder vielmehr sur loin heißt bekanntlich im Englischen das Lendenstück (vom Rinde), Sir aber ist das Ehrentitelwort der Ritter und Barone; es lag demnach nahe, das Lendenstück zu adeln, indem man aus sirloin Sir Loin machte. Den Scherz erzählt schon Swift.

schaften, wie sie in der Natur der Arbeitsleistungen, aus der Art der Arbeitsmittel hervorgehen, gefördert oder verhindert. Es ist Aufgabe der Arbeitslehre, diese Eigenschaften zu erkennen, zu beschreiben und zu beurteilen. Sie ist Grundlage der Arbeitsschulung, die praktische Übertragung und Anwendung der Arbeitslehre. Sie ist Grundlage der Arbeitsschule, die Arbeitsschule ist Grundlage der Arbeitsschulung.

Arbeitsschulung geschieht in Arbeitsschulen, in Arbeitsschulen geschieht Arbeitsschulung. Arbeitsschulen sind Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulung treiben, und Arbeitsschulung geschieht in Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulen sind. Arbeitsschulen sind Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulung treiben, und Arbeitsschulung geschieht in Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulen sind. Arbeitsschulen sind Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulung treiben, und Arbeitsschulung geschieht in Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulen sind.

Arbeitsschulen sind Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulung treiben, und Arbeitsschulung geschieht in Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulen sind. Arbeitsschulen sind Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulung treiben, und Arbeitsschulung geschieht in Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulen sind. Arbeitsschulen sind Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulung treiben, und Arbeitsschulung geschieht in Arbeitsschulen, wenn sie Arbeitsschulen sind

Civiliſation und Wildniß.

Skizze von Fried. Gerſtäcker.

Ich will die beiden flüchtig mit einander vergleichen, und der Leſer mag dann ſelber urtheilen, ob ſich eben die Wilden oder Heiden, indem ſie in einen Zuſtand der Civiliſation übergingen, verbeſſerten, oder ob das Ganze nur — im Weſentlichen daſſelbe bleibend — einen andern Namen bekommen hat.

Die Regierungsformen wilder Völker laufen in der Mehrzahl auf erbliches Häuptlingsthum hinaus; nur die auſtraliſchen Stämme, mit die weiteſten zurück in einem förmlichen Urzuſtand, nehmen das Alter überhaupt als Maßſtab an, weltliche Macht und Gerechtigkeit auszuüben, und ihre alten Männer oder burkas gewinnen mit einer gewiſſen Zeitperiode das Recht, ſich die Haut an verſchiedenen Theilen ihres Körpers aufzureißen und — Alles zu eſſen, was vorkommt, während den Jüngern verſchiedene Lecker biſſen unterſagt ſind.

Bei den nordamerikaniſchen Wilden bemalen ſich die Häuptlinge auf beſondere Weiſe, und haben auch großentheils irgend eine beſondere Tattowirung ihres Stammes, einen Bären, eine Schildkröte, einen Fiſch, einen Vogel, auf der Bruſt eingegraben. Sie dürfen dabei gewiſſe Federn, meiſt vom Adler, im Haar tragen — ſie arbeiten Nichts, gehen nur zu ihrem Vergnügen auf die Jagd, oder manchmal, aus irgend einer Grille in den Krieg, und bekommen gewöhnlich noch einen ſchmeichelhaften Beinamen, ſchon während Lebzeiten, der ſie mit irgend einem außerordentlich ſchnellen oder ſtarken Thier vergleicht, wie z. B. „der ſpringende Panther," „der ſchwarze Falke" ꝛc. ꝛc.

Wie außergewöhnlich kommt uns das vor, und wenn wir Namen und Stoff, alſo höchſt unweſentliche Beſtandtheile ändern, haben wir doch viel Aehnliches aufzuweiſen.

Wie bei den Burkas, darf das „niedere Volk" bei uns ebenfalls gewiſſe Sachen nicht eſſen, wie z. B. Gänſeleberpaſteten, Trüffeln, Faſanen ꝛc. — Die erbliche Häuptlingsſchaft iſt dieſelbe geblieben, und wem könnte die Aehnlichkeit der jetzigen Wappenſchilde mit den Bären und Fiſchen jener Urſtämme entgehen, über die wir lächeln wollen.

Aber die Adlerfedern im Haar? — Unſere Admirale, Generale und Stabsoffiziere tragen ganze Büſchel bunter Federn auf den Hüten, und wilde Völker würden ſich ausſchütten vor Lachen (und thun es auch manchmal), wenn ſie herüber kommen zu uns und eben die dreiedigen Filzkaſten ſehen könnten, die jene darunter tragen dürfen als beſonderes Privilegium.

Und die Beinamen? — den ſchnellen Wolf und den ſchlauen Panther, den Fuchs und den Adler, haben wir in ähnlichen Beſtien, als Löwen, Bären ꝛc., noch auf den Schildern ſelbſt bis auf uns zurückbehalten, und „der Große," „der Gute," „der Gerechte" ſind eben nur Eigenſchaftsnamen eines Häuptlings. Ob er wirklich ſo raſch laufen konnte wie ein Wolf, oder ſo ſchlau war wie ein Panther, kommt gar nicht darauf an.

Aeußerliche Auszeichnungen blieben aber dabei nicht allein ſtehen, ſondern reichten vom Häuptling auch hinunter auf die Krieger und Männer im Rath (Generalſtab, Offiziere, Geheime und Legationsräthe und Beamte), die ihre beſonderen Tattowirungen als Abzeichen tragen durften.

Der Wilde hat aber keinen Rock, alſo mußte er ſich den Orden in die Haut graben — Verluſt der Nationalkokarde war dabei gar nicht möglich — und trügen wir hier nicht den Frack und etwas darunter, ſo würden unſere geheimen und wirklichen Räthe ebenfalls zur Urhaut ihre Zuflucht nehmen müſſen — man kann doch nicht Alles um ſich herum hängen.

Der nordamerikaniſche Indianer trägt außerdem die Scalpe ſeiner erſchlagenen Feinde als Siegstrophäen, — was aber ſind die, aus dem Metall erbeuteter Kanonen gegoſſenen Medaillen anderes als civiliſirte Scalpe? Wir müſſen das Kind nur beim rechten Namen nennen.

Auf den Schmuck und die Abzeichen der verſchiedenen Länder brauche ich eigentlich gar nicht näher einzugehen; die Aehnlichkeit iſt hier zu auffallend, und ich will deshalb nur die hervorragendſten Punkte berühren.

Der Wilde thut entſetzliche Dinge, ſich in einen Zuſtand zu verſetzen, den er ſchön nennt; er durchbohrt ſich Naſen und Ohren und hängt Glaskorallen oder ſteckt Federn und Stücke Holz hinein — er bindet ſich Schellen und Perlen in's Haar und an Arme und Beine, malt und tattowirt ſich die Haut, reibt ſich mit Fett oder Thon ein, und glaubt es, etwas Außerordentliches, wenn er einen alten Knopf oder etwas Derartiges gefunden hat, ſeiner Würde einen vielleicht höhern Glanz zu verleihen.

Ja aber wir tattowiren und bemalen uns nicht.

Nein, lieber Leſer — dem letzteren aber immer noch Ausnahmen zugeſtanden — aber nur aus dem Grunde, weil unſere Kleidung ſchon gewiſſermaßen unſere Tattowirung iſt. Sobald der Wilde erſt einmal Kleider trägt, tattowirt er ſich auch nicht mehr, aber nicht etwa, weil er die Tattowirung jetzt für etwas Häßliches hielte, ſondern weil man ſie eben nicht mehr ſehen könnte.

Eine Auszeichnung will nun einmal ein Menſch vor dem andern haben, ſei es aus welchem Grunde es wolle, und wenn wir uns nicht tattowiren oder bemalen, der neidiſchen Kleider wegen, kleben und knöpfen wir uns oben darauf Orden und Sterne und bunte Bändchen und Flittern und Steinchen und alte Knöpfe und Schlüſſel, und Gott weiß, was ſonſt noch — und nun ziehe einmal Jemand die Grenzlinie.

Dabei fällt mir ein alter Indianer der Südſee ein, der wahrſcheinlich einmal bei einer feſtlichen Gelegenheit einen Conſul oder Schiffskapitain mit Orden beſteckt geſehen und dem das Ding gefallen hatte. Er ließ ſich alſo die ganze Beſcheerung, ohne erſt bei irgend einer der betreffenden Behörden um Erlaubniß nachzufragen, auf den eigenen Körper nachtattowiren; leider aber war auf der Bruſt, wo ſchon andere Linien ſtanden, kein Platz mehr geweſen, und er nahm deshalb die Verzierung auf den Rücken.

Ueberhaupt giebt es Nichts auf der Welt, in dem die civiliſirteſten Völker den wildeſten ähnlicher ſind, als gerade in den äußeren Ausſchmückungen. Ob ſie ſich nun mit Thon oder Patchouly einreiben, die Extreme berühren ſich doch, und ſelbſt den Chineſen, die ein Recht zu haben glauben, ſich bei uns ſehen zu laſſen — denn wir könnten dort daſſelbe thun — dürfen wir Nichts vorwerfen.

Sie raſiren ſich den Kopf, wir den Bart; ſie ſchnüren die Füße ihrer Kinder ein, wir die Taillen; ſie nennen ihr Reich das Himmliſche, und unſere biederen Zeitungsredacteure ſchreiben, „die allerhöchſten Herrſchaften begaben ſich in die Kirche, dem Höchſten ihren Dank darzubringen." Während wir dabei behaupten, die Compaßnadel zeige nach Norden, lacht der Chineſe und ſagt, wir wären blind, daß wir nicht ſähen, wie ſie nach Süden wieſe — und nun beweiſe ihm das Einer.

Auch beſſere Menſchen ſind wir nicht durch die Civiliſation geworden; je feinere Unterſchiede wir zwiſchen den einzelnen Ständen und Geſchäften, zwiſchen unſeren Stellungen und Aemtern, zwiſchen unſerer Geburt, und gleichviel wie erlangten Beſitz machen, deſto größer wird die Verführung zur Sünde, oder wenigſtens zu manchen Handlungen, die ein unkultivirter Wilder nicht für möglich halten würde, und über die er ebenſo die Achſeln zuckt als wir darüber, daß er vielleicht ſein Rindfleiſch ohne Senf und mit den Fingern ißt.

Wir tadeln bei ihm ſeinen Blutdurſt, ſeine Kindesmorde und feindlichen Einfälle auf Nachbargebiet, ſchlagen uns an die Bruſt und bedanken uns beim lieben Gott, daß wir nicht ſind „wie Jene da," und geben uns trotzdem, ſelbſt mit der Beiſtimmung und dem Segen unſerer allerchriſtlichſten Kirchen die größte Mühe unſern complicirten Mordmaſchinen, Feuerſchlünde und Gewehre, Brandraketen, Bomben ꝛc. ꝛc., noch auf die möglichſte Weiſe zu verbeſſern, unſerer Nachbarn Kinder — ja nicht ſelten die eigenen in ſo großen Quantitäten als angeht, aus der Welt zu ſchaffen. Wir ſtehen entſetzt, wenn uns ein Miſſionär mit dem Sammelteller (denn ohne den erzählen ſie uns Nichts) in der Hand von zwei oder drei Wittwen Nachricht giebt, die ſich mit der Leiche ihres Gatten haben verbrennen laſſen, und leſen ungerührt die Schlachtberichte, nach denen ſo nun ſo viel Tauſende getödtet wurden, oder mit, durch die Civiliſation zerriſſenen Gliedern in den Spitälern liegen, dort nothdürftig wieder zuſammengeflickt, und womöglich noch einmal gebraucht zu werden.

Der Indianer, wenn er mit einem Fremden geraucht oder mit ihm aus einer Quelle getrunken hat, ist sein Freund, und er würde gebrandmarkt dastehen, wollte er ihn betrügen oder hintergehen. Civilisirte Menschen, wenn sie mit einander ein Geschäft abschließen wollen, bieten sie einander gewöhnlich erst eine Cigarre und ein Glas Wein an, und nachdem sie zusammen geraucht und getrunken — mag nur Jeder aufpassen, daß er seinen Vortheil wahre.

Nein, gebessert hat die Civilisation die Menschen nicht, und in ihren Leidenschaften und Trieben selbst wenig verändert, nur in der Industrie der Völker und der dadurch geweckten Intelligenz liegt der alleinige Unterschied zwischen ihr und der Wildniß, und sind wir einmal dahin gelangt, so sehen wir gerade in der Civilisation, so lange sie nicht unsere Herzen veredelte und uns selber besser machte, auch nichts anderes als die Kunst sich selber Bedürfnisse zu erschaffen, um sie dann zu befriedigen.

Das Leben in der Wildniß ist ein Wasserrad, das sich dreht und dreht, nur um die obern Planken naß zu halten, damit sie nicht aus einander fallen, und die Planken müssen eben zusammen halten, damit sich das Rad drehen kann. Das Leben der Civilisation ist dasselbe, nur daß das Rad nicht einfach im Wasser selber steht, sondern ein ganzes Haus voll großer und kleiner Räder und Rädchen, Cylinder und Schrauben und Ventile hat, dasselbe Resultat hervorzubringen — und der Schlüssel dazu heißt: Uebervölkerung.

Der civilisirte Mensch geht in die Wildniß und kehrt freudig in seine Heimath, in die Mitte seiner Bequemlichkeiten zurück und denkt sich dabei: „Wie bist du glücklich, daß du nicht in einem solchen Zustand leben mußt;“ ja, begreift nicht, wie es andere Menschen darin aushalten. Der Wilde wird in das Leben und Treiben der Civilisation eingeführt, mit allen ihren Geheimnissen und Vortheilen bekannt gemacht, und kehrt zuletzt in seinen Wald zurück und lacht und spricht: „Was sich die Menschen da draußen nur für Mühe geben zu leben; da hab' ich's hier bequemer.“

Wird er dann gezwungen, die fremden Sitten und Gebräuche, fremde Civilisation und Religion anzunehmen — dann legt er sich hin und stirbt, aber das schadet gar nichts — die übervölkerten Länder besetzen und kultiviren sein Land und behaupten, der Civilisation einen Dienst erwiesen zu haben. Sie übersehen wunderbarer Weise dabei, wie die Einzigen, denen wirklich ein Dienst dadurch geleistet ist, sie selber sind, und daß auch in der That nur die Industrie und der Anker das Ziel waren, dem sie entgegenstrebten — die Menschen mochten darüber zu Grunde gehen.

Um wie viel Tausende hat sich z. B. nur auf den Sandwichs-Inseln die Bevölkerung der Ureinwohner seit der Einführung der Civilisation und des Christenthums verringert — bah, was Bevölkerung? — aber um wie viel ist der Anbau der Kartoffeln und des Zuckerrohrs gestiegen — es ist enorm — und von den Gestorbenen ist übrigens wenigstens der dritte Theil getauft gewesen — also selig gestorben.

Nichtsdestoweniger wird und muß, in nothwendiger Folgerung, die Civilisation mehr und mehr um sich greifen und nach und nach den ganzen Erdball bewältigen — wenn ihn nicht vielleicht der liebe Gott vorher noch erst einmal wieder sauber abwäscht wie zu Noah's Zeiten — der Indianer wird aussterben, wie jene Thierkolosse ausgestorben sind, deren riesige Ueberreste uns noch jetzt mit staunender Bewunderung erfüllen, und Dampfessen werden dort rauchen und Locomotiven keuchen, wo jetzt die stolze Palme noch in schweigender Majestät ihre Krone wiegt, dem sprudelnden Bach und der duftenden Blüthe Schatten gebend. Das Alles wird geschehen, und zwar in einer unverkennbaren Nothwendigkeit, dem wachsenden Menschengeschlecht Raum, seinen Körper zu erhalten — Raum für seine strebsame Thätigkeit zu geben, und der eben, der den Raum zu vergeben hat — der Indianer — fällt zum Opfer, ob er als Christ oder Heide stirbt, bleibt sich da gleich.

Weil wir aber einem solchen Ziel entgegen arbeiten, haben wir nicht nöthig, dasselbe als den besten Zeitpunkt anzupreisen.

Alle werden wir alt, Alle suchen wir eine Stellung im Leben einzunehmen, aber wir brauchen uns nicht vorzulügen, daß die Zeit des Lebens die schönste ist, wo wir solche Stellung erreicht haben — wie Wenige von uns gäben ihre Jugend für das Alter hin.

Darum dürfen wir die Wildniß nicht verachten, ihre Bewohner nicht Heiden und Cannibalen schimpfen und selber thun als ob wir etwas ganz Besonderes wären. Jene Völker aber sind noch in der Jugend: es sind Kinder, die weiter nichts gebrauchen als einen Platz zum Essen und Spielen (denselben Platz, auf den wir gern unsere Kommoden und Schränke stellen möchten) und wenn sie erst einmal in ihren Gräbern liegen, die stillen Söhne einer fernen Zone, dann werden wir ihnen doch eine Trauerrede halten, und bedauern nicht ein klein wenig früher daran gedacht zu haben, ein klein wenig milder mit ihnen zu verfahren. Aber dann ist es zu spät; ihre Geschichte ist dann auch ziemlich vergessen — wir haben mehr zu thun als über ausgestorbene Geschlechter nachzudenken — und die Welt ist civilisirt.

Die Rheinbrücke zu Köln.

Schon seit längerer Zeit war man in Köln mit dem Plan zum Bau einer stehenden Brücke über den Rhein umgegangen. Man übersah nicht die großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens; man erkannte aber auch die Vortheile nicht nur für die Bewohner der Stadt selbst, sondern auch für die der Rheinlande, die aus der Vereinigung der rheinischen Landestheile, welche Jahrhunderte lang durch den mächtigen Strom von einander getrennt wurden, nothwendig hervorgehen müssen.

Nach langen Verhandlungen genehmigte endlich der König von Preußen durch Cabinetsordre vom 4. December 1854 den vom Wasserbauinspector Wallbaum entworfenen Plan, demzufolge die Brücke nach dem nordamerikanischen Construktionssystem von Ithias Town, dem sogenannten Town'schen „Lattice work-system,“ mittels eichener Gitterwände, die auf gemauerten Pfeilern ruhen, ausgeführt wird. Es werden vier doppelte Gitterwände von 26 Fuß Höhe nach der Länge der Brücke aufgestellt und von zwei Land- und drei Strom- oder Mittelpfeilern getragen werden. Zwischen diesen Pfeilern bleiben vier Durchflußöffnungen von je 313 Fuß lichter Weite. Die Mittelpfeiler werden von Tafelbasalt hergestellt. Ihre Fundamente werden 114 Fuß Länge und 31 Fuß Breite, die Pfeiler selbst aber in der Höhe der Brückenbahn eine Länge von 98 Fuß und eine Breite von 20 Fuß erhalten. Aehnlich werden auch die Landpfeiler aufgeführt; sämmtliche Pfeiler aber erhalten zu beiden Seiten der Fahrbahn Thürme, von denen die der Mittelpfeiler in cylindrischer Form bei 15 Fuß Durchmesser, 53 Fuß hoch und die der Landpfeiler in quadratischer Grundform 67 Fuß hoch über die Fahrbahn entworfen sind. Diese Thürme, an Zahl zehn, werden in mittelalterlichem Styl mit Zinnen-Bekrönung, Erkern ꝛc., errichtet und dem ganzen Bauwerk ein höchst freundliches Ansehen geben.

Die Gitterwände bilden die Hauptconstructionstheile in dem hier zur Anwendung kommenden Systeme; in ihnen ruht alle Tragkraft, und von ihrer größern oder geringern Widerstandsfähigkeit hängt daher die Tragfähigkeit der Brücke ab. Ihre Zahl beträgt acht, die vier Doppelwände bilden, und in allen ihren Verbindungen rein aus Schmiedeeisen hergestellt werden. Fahr- und Fußwege werden durch einen 4—5 Zoll starken Bohlenbeleg gebildet.

Um zugleich das neue System in seinen Hauptzügen darzulegen, wollen wir über die Construction dieser Gitter Folgendes bemerken: Die Gitter sollen mit kräftig construirten Rahmen versehen und behufs Herstellung einer tüchtigen Querverbindung der vier Doppelwände, um sie gegen Schwankungen vollkommen zu sichern, in Entfernungen von 18 zu 18 Fuß, sowohl an ihren obern als an ihren untern Theilen durch starke eiserne Gurtungen fest mit einander verbunden werden. Durch die Anordnung dieser Querverbindungen im Terrain mit horizontalen Diagonalverstrebungen werden die Gitterwände zu einem festen unverrückbaren

Bauern in verbieten, daß sie ausländisches Getreide kaufen, genug hat er von Ausländern gelernt. Für alle Fälle werden wir uns aber doch nach einem Ausweg umsehen müssen. Hätten wir den Kanal schon fertig, so könnten wir ihn benutzen. Leider ist er noch nicht fertig, aber wir sind ihm schon ein gutes Stück näher gekommen, als wir es vor 1914 waren. Am 1. Februar 1914 wurde der Kanal bis Bamberg eröffnet, und am 25. Juli 1921 wurde die Strecke bis Kelheim, die Donau-Durchstich genannt wird, dem Verkehr übergeben.

Wenn der Kanal fertig ist, so wird Deutschland, d. h. die Mitte Deutschlands, 1000 km tief ins Meer hineinragen. Dann werden wir Getreide aus Rußland, Amerika und Indien, Holz aus Rußland, Kohle aus Polen, Erz aus Schweden, Petroleum aus Rumänien, Baumwolle aus Ägypten und Amerika, Wolle aus Australien, Kaffee aus Brasilien, Tee aus Indien, Reis aus Siam, Öl aus Spanien und Südfrankreich, Wein aus Italien, Südfrankreich und Spanien, Obst aus Italien und Südfrankreich, Südfrüchte aus Spanien, Italien, Südfrankreich und Algier, Kautschuk aus Afrika, Kakao aus Afrika und Südamerika, Tabak aus Amerika, Kuba und Sumatra, Kupfer aus Amerika, Spanien und Rußland, Zinn aus Australien, Blei aus Spanien und Amerika, Quecksilber aus Spanien, Nickel aus Neukaledonien, Gold aus Afrika und Amerika, Silber aus Amerika, Spanien und Rußland, Diamanten aus Afrika und Indien, Edelsteine aus Indien, Ceylon und Afrika, Perlen aus Ceylon und Indien, Elfenbein aus Afrika und Indien, Leder aus Rußland, Amerika und Indien, Pelzwerk aus Rußland, Amerika und Sibirien, Häute aus Rußland, Amerika und Indien, Wolle aus Rußland, Australien und Amerika, Baumwolle aus Amerika, Ägypten und Indien, Flachs aus Rußland, Seide aus Italien und Indien, Kautschuk aus Afrika und Südamerika, Kakao aus Afrika und Südamerika, Tee aus Indien, Kaffee aus Brasilien, Reis aus Siam, Tabak aus Amerika, Kuba und Sumatra, Wein aus Italien, Südfrankreich und Spanien, Obst aus Italien und Südfrankreich, Südfrüchte aus Spanien, Italien, Südfrankreich und Algier, Öl aus Spanien und Südfrankreich

zuführen. Es folgt die genaue Beschreibung der Form und der Anwendung der Instrumente.

Dieses Buch ist für den Unterricht sehr brauchbar, wenn auch nicht alle Kapitel gleich gut gelungen sind.

Dr. Jungmann und evangelischer Religions-Unterricht. Ein Beitrag zur Lösung der Frage: Wie ist der evangelische Religions-Unterricht zu ertheilen, damit er den Katholiken nicht gefährlich werde? Von einem katholischen Priester. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. 1868. 8. 1 Bogen. Preis 2½ Sgr. Der Verfasser will in dieser Schrift nicht eine Polemik gegen Dr. Jungmann und sein Buch, sondern eine Darlegung der katholischen Grundsätze über Religions-Unterricht geben, und zwar für Katholiken, wie für Protestanten. Er will zeigen, was der katholische Priester, was der katholische Lehrer, was der katholische Vater, was der katholische Mutter, was der katholische Bruder, was der katholische Schwester, was Magnat und Bauer, Regierung und Volk, Gemeinde und Schule, Kirche und Staat, Protestanten und Katholiken in Bezug auf den katholischen Religions-Unterricht zu thun und zu lassen haben. Es folgt dann die Begründung, und endlich die Lösung der Frage: Wie ist der evangelische Religions-Unterricht zu ertheilen, damit er den Katholiken nicht gefährlich werde? Wir können diese Schrift nicht empfehlen, weil sie nicht nur Dr. Jungmann, sondern auch den evangelischen Religions-Unterricht, den Gebildeten, welche gerade Bücher lesen, verdächtigt, und weil sie Dinge bespricht, die nicht in die Schule gehören, und die Lehrer nicht zu kümmern brauchen. Wenn der katholische Priester, der katholische Lehrer, der katholische Vater, der katholische Bruder, der katholische Sohn, der katholische Magnat, der katholische Bauer, der katholische Regierungsmann, der katholische Volksmann, der katholische Gemeindemann, der katholische Schulmann, der katholische Kirchenmann, der katholische Staatsmann, der katholische Protestant, der katholische Katholik, der katholische Religions-Lehrer, der katholische Religions-Schüler, der katholische Religions-Unterricht, der katholische Religion, der katholische Gott, der katholische Himmel, der katholische Teufel, der katholische Hölle, der katholische Fegefeuer, der katholische Ablaß, der katholische Rosenkranz, der katholische Weihwasser, der katholische Kreuzzeichen, der katholische Kniebeugen, der katholische Bekreuzigen, der katholische Beichten, der katholische Abendmahl, der katholische Messe, der katholische Wandlung, der katholische Transsubstantiation, der katholische Consecration, der katholische Elevation, der katholische Communion, der katholische Hostie, der katholische Kelch, der katholische Wein, der katholische Wasser, der katholische Brod, der katholische Oblate, der katholische Ohrenbeichte, der katholische Absolution, der katholische Buße, der katholische Sünde, der katholische Gnade, der katholische Verdienst, der katholische Heiligen, der katholische Jungfrau Maria, der katholische Mutter Gottes, der katholische Kindheit Jesu, der katholische Leiden Christi, der katholische Auferstehung, der katholische Himmelfahrt, der katholische Pfingsten, der katholische Weihnachten, der katholische Ostern, der katholische Fasten, der katholische Charfreitag, der katholische Gründonnerstag, der katholische Aschermittwoch, der katholische Fastnacht, der katholische Kirchweih, der katholische Prozession, der katholische Wallfahrt, der katholische Kirchhof, der katholische Leichenbegängniß, der katholische Seelenmesse, der katholische Jahrtag, der katholische Kirchenjahr, der katholische Kirchenlied, der katholische Kirchenmusik, der katholische Kirchenglocken, der katholische Kirchenorgel, der katholische Kirchenbau, der katholische Kirchenstyl, der katholische Kirchenbild, der katholische Kirchenfahne, der katholische Kirchenfenster, der katholische Kirchenschatz, der katholische Kirchenornat, der katholische Kirchenrock, der katholische Kirchenstola, der katholische Kirchenmantel, der katholische Kirchenhut, der katholische Kirchenstab, der katholische Kirchenschuh, der katholische Kirchenhandschuh, der katholische Kirchenring, der katholische Kirchenkreuz, der katholische Kirchenbrustbild, der katholische Kirchenbuch, der katholische Kirchenbuchstabe, der katholische Kirchenbuchdruck, der katholische Kirchenbuchdruckerei, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Sohn, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Tochter, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Frau, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familie, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Vater, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Mutter, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Sohn, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Tochter, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Bruder, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Schwester, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Magnat, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Bauer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Regierungsmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Volksmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gemeindemann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Schulmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Staatsmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Protestant, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Katholik, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religions-Lehrer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religions-Schüler, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religions-Unterricht, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religion, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gott, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Himmel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Teufel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Hölle, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Fegefeuer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Ablaß, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Rosenkranz, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Weihwasser, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kreuzzeichen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kniebeugen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Bekreuzigen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Beichten, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Abendmahl, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Messe, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wandlung, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Transsubstantiation, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Consecration, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Elevation, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Communion, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Hostie, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kelch, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wein, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wasser, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Brod, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Oblate, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Ohrenbeichte, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Absolution, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Buße, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Sünde, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gnade, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Verdienst, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Heiligen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Jungfrau Maria, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Mutter Gottes, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kindheit Jesu, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Leiden Christi, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Auferstehung, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Himmelfahrt, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Pfingsten, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Weihnachten, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Ostern, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Fasten, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Charfreitag, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gründonnerstag, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Aschermittwoch, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Fastnacht, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchweih, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Prozession, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wallfahrt, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchhof, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Leichenbegängniß, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Seelenmesse, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Jahrtag, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenjahr, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenlied, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenmusik, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenglocken, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenorgel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbau, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenstyl, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbild, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenfahne, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenfenster, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenschatz, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenornat, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenrock, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenstola, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenmantel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenhut, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenstab, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenschuh, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenhandschuh, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenring, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenkreuz, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbrustbild, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuch, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchstabe, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruck, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Sohn, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Tochter, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Frau, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familie, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Vater, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Mutter, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Sohn, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Tochter, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Bruder, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Schwester, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Magnat, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Bauer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Regierungsmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Volksmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gemeindemann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Schulmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Staatsmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Protestant, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Katholik, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religions-Lehrer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religions-Schüler, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religions-Unterricht, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religion, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gott, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Himmel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Teufel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Hölle, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Fegefeuer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Ablaß, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Rosenkranz, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Weihwasser, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kreuzzeichen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kniebeugen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Bekreuzigen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Beichten, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Abendmahl, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Messe, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wandlung, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Transsubstantiation, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Consecration, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Elevation, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Communion, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Hostie, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kelch, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wein, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wasser, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Brod, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Oblate, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Ohrenbeichte, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Absolution, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Buße, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Sünde, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gnade, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Verdienst, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Heiligen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Jungfrau Maria, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Mutter Gottes, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kindheit Jesu, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Leiden Christi, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Auferstehung, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Himmelfahrt, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Pfingsten, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Weihnachten, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Ostern, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Fasten, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Charfreitag, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gründonnerstag, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Aschermittwoch, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Fastnacht, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchweih, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Prozession, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wallfahrt, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchhof, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Leichenbegängniß, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Seelenmesse, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Jahrtag, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenjahr, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenlied, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenmusik, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenglocken, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenorgel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbau, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenstyl, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbild, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenfahne, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenfenster, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenschatz, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenornat, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenrock, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenstola, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenmantel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenhut, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenstab, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenschuh, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenhandschuh, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenring, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenkreuz, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbrustbild, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuch, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchstabe, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruck, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Sohn, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Tochter, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Frau, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familie, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Vater, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Mutter, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Sohn, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Tochter, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Bruder, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Schwester, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Magnat, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Bauer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Regierungsmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Volksmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gemeindemann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Schulmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Staatsmann, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Protestant, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Katholik, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religions-Lehrer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religions-Schüler, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religions-Unterricht, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Religion, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Gott, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Himmel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Teufel, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Hölle, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Fegefeuer, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Ablaß, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Rosenkranz, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Weihwasser, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kreuzzeichen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kniebeugen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Bekreuzigen, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Beichten, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Abendmahl, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Messe, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wandlung, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Transsubstantiation, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Consecration, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Elevation, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Communion, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Hostie, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kelch, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wein, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Wasser, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Brod, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Oblate, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Ohrenbeichte, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Absolution, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Buße, der katholische Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Kirchenbuchdruckerei-Besitzer-Familien-Sünde, der katholische Kirch

Blätter und Blüthen.

Derwische in Andacht. Der priesterliche, mönchische Orden der Derwische im muhamedanischen Religions-Kultus ist ein merkwürdiges Gemisch christlicher Tugenden, der Bescheidenheit, Armuth, Wohlthätigkeit, Demuth, Geduld und fanatischer Dummheit, Lächerlichkeit und betrügerischer, gewinnsüchtiger Gaukelei. Sie gehen stets barfuß, mit offener Brust und brennen sich zuweilen mit glühendem Eisen, um sich moralisch abzuhärten und Schmerzen zu ertragen. Sie fasten jeden Mittwoch bis nach Sonnenuntergang und halten ihre Kirche Dienstags und Freitags. Ihre Andacht besteht zunächst in lautem Beten, alle durcheinander, wobei sie, wie Schneider bei der Arbeit, kauern. Doch den größten Ruhm ihrer Frömmigkeit setzen sie und die altgläubigen Türken in die Kunst, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit und fabelhaft lange um sich selbst zu drehen; dann entzückt niederzufallen und sich vom entzückten Publikum durch einen Regen kleiner Münze wieder zum Bewußtsein zurück träufeln zu lassen. Uebung macht in jeder Beziehung den Meister und da sich der Geldregen nach der Leistung richtet, können sich Einige ziemlich eine Stunde lang um sich selbst drehen, als würden sie durch eine Maschinerie unten um sich selbst gesponnen. Das ist freilich noch lange nicht so viel, als der Stifter ihres Ordens konnte, Menelava, der sich viermal vierundzwanzig Stunden mit zunehmender Geschwindigkeit um sich selbst drehte, bis er entzückt niederfiel und zur Stiftung des Derwischordens inspirirt ward. Sein Freund Hamsa spielte dazu viermal vierundzwanzig Stunden die Flöte, die noch bis heute alle diese verdrehte Andacht begleitet. Die Flöte ist ihnen heilig, eine Eigenschaft, die sie von Jakob im alten Testamente ableiten, der Gottes Lob mit Flötenbegleitung sang. Sie sind jetzt nicht viel besser, als eine zahlreiche Sorte von gaukelnden Bettlern, die ihre Drehungen zur Vergrößerung ihrer Ernten benutzen. Sie und die Türken sollten lieber Spinn- und Maschinenräder drehen lernen. Das gemeine Volk glaubt aber noch an ihre höhere Religiosität und läßt sich so ganze Massen kleinen Geldes aus der Tasche drehen. Das Wort Derwisch, aus dem Persischen, bedeutet Bettler. Ihr Orden bekam Corporationsrechte unter Ottoman I., der ihnen ein großes Hauptkloster bei Cogna in Anatolien bauen ließ. Dieses ist die Hauptloge, mit dem General des ganzen Ordens, von welcher und welchem alle Neben-Logen und Untergenerale abhängen. Der Orden giebt uns eine Vorstellung von der religiösen Bildung der Türken überhaupt, die eigentlich blos in sinnlosen Ceremonien besteht. Man geht in die viereckigen Moscheen, nachdem man sich im viereckigen Marmor-Vorhofe vor dem Haupteingange gewaschen und Schuhe und Strümpfe zurückgelassen. Der Fußboden inwendig ist mit zusammengeflickten Zeugen bedeckt, auf denen man knien, sich legen und rutschen kann, je nachdem ein Türke (Türkinnen dürfen nicht hinein) seine Frömmigkeit offenbaren will. Das Innere ist mit brennenden Lichtern und Leuchtern, zwischen denen Eier, Ringe und sonstige Curiositäten hängen, reichlich ausgeschmückt. Von Predigten, gemeinschaftlicher Andacht, erbaulichem Gesang ist keine Rede. Jeder theilt seine Gedankenlosigkeit dem Propheten und durch ihn dem großen Allah privatim mit. Das Beste des kirchlichen Kultus findet man neben den Moscheen, nämlich Hospitäler, in denen jeder Fremde, Türke oder „Franke" unentgeltlich drei Tage Aufnahme und Pflege finden kann. Auch giebt es noch sehr wohlthätige, weltliche Anstalten der Art, in denen jeder Verirrte, Obdachlose, Hungrige und Durstige, mag er einer Nation oder einem Glauben angehören, welchem er will, unentgeltlich schlafen, essen und trinken kann, ohne sich nur eines Dankes schuldig zu machen. Wenn es möglich wäre, die vielen guten, edeln, humanen Charakterzüge der Türken zu retten und sie ihren Nachkommen und der „westlichen Civilisation," die sie jetzt gründlich vollends ruinirt, als Erbtheil des „kranken Mannes" zu vermachen, könnten die alten Türken immer aus der Geschichte scheiden und des Ruhmes sicher sein, daß sie nicht umsonst gelebt haben.

Harmonie der Farben in Kleidern für die verschiedenen „Teints". M. E. Chevreul, ein Franzose, behandelt in seiner „Farben-Harmonie" die Schönheits-Gesetze, nach welchen das schöne Geschlecht die Farbe seiner Kleider zu wählen und zu combiniren habe, ziemlich verständig. Er sagt: „Rothe Draperie kann als rosige nicht mit den rosigsten Gesichtern in Verbindung gebracht werden, ohne diese zu bleichen. Dunkelroth ist nur zulässig, wenn die Hautfarbe durch einen weißeren Schein gewinnt, der durch den Contrast bedingt wird. Zartes, delicates Grün ist günstig für die meisten Blondinen mit weißer, frischer Haut, die etwas mehr Rosiges gebrauchen können, ungünstig für mehr Rothe, als Rosige, noch ungünstiger für Gesichter, in denen sich Orange und Braun vorfinden, weil dies dem Gesichte eine ziegelrothe Schattirung giebt. Ein dunkeles Grün mag in diesem Falle eher passiren. Gelbe Draperie giebt einer schönen Haut einen bläulichen, violetten Hauch und ist deshalb ungünstiger als mattes Grün. Gelblicher Haut giebt sie eine weiße Tinte, doch paßt die Zusammenstellung schlecht zu blondem Haar. Sie sieht zu schwer und ruhig aus. Mehr in Orange spielende Haut wird durch Gelb gerosi't, da es Orange neutralisirt. Gelb paßt deshalb in der Regel am Besten für schwarzhaarige Brünetten. Violette Draperie. Violett ist die Ergänzungsfarbe zu Gelb und bringt deshalb entgegengesetzte Wirkungen hervor. So überhaucht es weiße Blondinen, die zu hell und nüchtern aussehen, mit einem grünlichen Gelb, das sehr oft günstig ist. Es vermehrt Gelb und Orange in den Hautfarben ähnlichen Charakters. Bläuliche Tinten nehmen durch Violett einen gräulichen Schein an. Violett ist also im Allgemeinen die ungünstigste Farbe für alle Gesichter. Nur wenn es tief genug ist, kann es durch Contrast mangelnde Weiße der Haut ergänzen. Blaue Draperie. Blau reflektirt in Orange und kann deshalb dienlich werden, weiße und leichte Fleischfarbe zu heben. Blau ist denn auch sprüchwörtlich Blondinen am Günstigsten. Doch ist auch hier Geschmack und Farbensinn nöthig, da zu grelle und entschiedene blaue Draperien leicht ein gemeines Ansehen geben. Brünetten müssen sich vor Blau hüten, da sie schon zu viel Orange haben. Orange-Draperie ist zu brillant, um elegant zu sein. Es blänt Blondinen, weißt Orange-Haut und grünt gelbe Tinten. Weiße Draperie. Mattes Weiß harmonirt gut mit frischen Gestalten und Farben, die dadurch an Prosa und Strenge verlieren; doch alle übrigen starken Hautfarben müssen sich davor hüten, da sie dadurch nur greller werden, so daß ein Mann mit weißem Halstuche und eine derbe Magd im weißen Fichu in der Regel sehr dumm und grob aussehen. Leichte, luftige, weiße Draperien von Musselin mit Mustern oder Spitzen sind dagegen von ganz anderer Wirkung. Sie versöhnen Contraste und geben jungen Damen ein harmonisches, ätherisches Etwas, das man mehr fühlen, als beschreiben kann. Schwarze Draperie schwächt die Töne der Hautfarben und versöhnt sie durch Hervorbringung eines weißen Tons, doch wenn sehr rosige Wangen sehr weit davon abstehen, tritt das Rothe aus dem gemeinten Gesichte desto greller hervor, so daß also z. B. ein schwarzes Kleid sehr hoch herauf getragen und nicht durch Weiß vom Gesicht getrennt werden darf, wenn die Wangen nicht blos erröthen, sondern die Rosen daran ohne Unterbrechung blühen." Diese Bemerkungen gründen sich genau auf katoptrische Gesetze des Lichtes und der Farben, so daß Damen beim Einkauf von Hüten und Kleidern wohl mit Nutzen für ihre Schönheit darauf Rücksicht nehmen können. Wenigstens ist diese Rücksicht nützlicher und nobler, als das sklavische Gebaren unter dem sinnlosen Scepter der Mode.

Literarisches. Mit dem Frühling scheint auch die Produktionskraft der deutschen Dichter erwacht zu sein. Die letzte Woche brachte wieder warme Sonnenstrahlen und interessante Neuigkeiten. Otto Roquette, der Dichter der überaus reizenden „Waldmeisters Brautfahrt", hat ein episches Gedicht: Hans Haidekuckuk vollendet, dessen Stoff, dem bunten Treiben des mittelalterlichen Städtelebens entnommen, mit jenem leichten und glücklichen Humor bearbeitet sein soll, der alle Arbeiten dieses frischen Autors auszeichnet. Von Gust. Freytag, dem Redakteur der Grenzboten und Dichter der Valentine, ist ein dreibändiger Roman: Soll und Haben erschienen. Freytag, welcher damit ein neues Feld betritt, hat den Roman dem Herzog Ernst von Gotha gewidmet, der den Verfasser bekanntlich vor einigen Monaten zum Hofrath ernannte. Gutzkow's neuerschienene Novelle: die Diaconissin erwähnten wir schon. In der Einleitung wenig anziehend, entschädigt sie weiterhin durch lebendig frische Darstellung und tiefe Blicke in die Natur des Frauenlebens. Diejenigen, welche Gutzkow Mangel an Gemüth vorwerfen, werden hier wenigstens diesen Vorwurf nicht wiederholen können. Kompert, der Verfasser des „Ghetto", hat ebenfalls einen zweibändigen Roman: Am Pfluge vom Stapel laufen lassen. Er behandelt die Zustände einer jüdischen Familie, welche sich ausnahmsweise dem Ackerbau gewidmet. — Nach einer andern Richtung hin dürfen wir noch als eine interessante Erscheinung die in Berlin angekündigte und vom Grafen Pinto redigirte social-politische Wochenschrift: Berliner Revue bezeichnen — das in Zeitungen bereits vielfach besprochene Organ der russischen Partei. Ein Mitglied der Kreuzzeitungspartei, heißt es, hat zur Begründung dieses Journals, das wöchentlich 1½ Bogen stark erscheinen soll, 20,000 Thaler vorgeschossen, das Honorar der Mitarbeiter ist auf 50 Thaler pro Bogen festgestellt, die ersten literarischen Capacitäten sollen — laut Zeitungen — dafür gewonnen sein! Den Zweck deuteten wir bereits an. Außerdem soll sie die Rechte des Adels und des großen Grundbesitzes vertreten. Wie alle Unternehmen dieser Art, wird auch dieses wenig Erfolg haben. Die Partei, welche darin vertreten wird, bedarf der Belehrung nicht, sie kennt ihre Rechte, ihre Gründe und langweilt sich an der Lektüre. Die Partei aber, welche sie bekämpfen soll, liest sie kaum, acceptirt weder die Rechte noch die Gründe und läßt höchstens in einigen Journalartikeln dagegen protestiren. Die stolze Zuversicht, den Gang der Civilisation auch nur um einen Tag aufzuhalten, ist eine vergebliche. Die Partei wird bald genug um eine Hoffnung und 20,000 Thaler ärmer sein!

E. K.

Im Verlag des Magazins für Literatur in Leipzig ist erschienen:

Ueber die gewöhnlichsten ärztlichen Mißgriffe
beim
Gebrauch des Wassers als Heilmittel.
Von
J. H. Rausse.
geh. Preis 1 Thaler.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 18. 1853.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Redacteur: Adalbert Ferdinand Stolle.

Vierteljährlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18½ Ngr. zu beziehen.

Braut und Hausfrau.

(Fortsetzung.)

„Wie Du's nur sagst in einem fort, als wenn Dein Herz Dir's eingäbe, daß Du mich nicht mehr lange haben sollst!“ Mit diesen Worten schalt sie mich. Meine Befürchtungen aber waren Dir ja Ernst, und sie waren, und begründeten sich bisweilen — Du weißt es ja — auf Ahnungen, die mich nicht trogen. Ich sah Dich ja selbst, wie Du Dich mir entfremdetest.

Die Freuden eines Ehestandes, wie Dichter sie sich ihn denken, hatten wir nicht, und konnten wir nicht haben.

Du hattest Dich mir ja selbst entfremdet, und ich mußte Dich mir wieder gewinnen, mußte Dich wieder lieben lernen, wie Du mich liebtest, wenn Du mir's sagtest.

Ich that es, und Du hattest mir Alles wieder, was Du mir genommen hattest, Du hattest mir Dein Herz wieder gegeben, Du hattest mir Deine Liebe wieder geschenkt, und — mehr gegeben, als Du mir jemals gegeben hattest.

Du hattest mir Deine Liebe, Deine Treue, Deine Hingebung, Deine Aufopferung, Deine Sorgfalt, Deine Pflege, Deine Thränen, Deine Leiden, Deine Freuden, Deine Gebete, Deine Seele, Deine Gesundheit, Deine Jugend, Deine Schönheit, Deine Kraft, Deine Ruhe, Deine Gedanken, Deine Worte, Deine Thaten, Deine Werke, Deine Gedichte, Deine Lieder, Deine Kinder, Deine Tage, Deine Nächte, Deine Stunden, Deine Minuten, Deine Augenblicke, Deine Ewigkeit, Deine Zeit, Deine Gegenwart, Deine Vergangenheit, Deine Zukunft, Deine Hoffnungen, Deine Erinnerungen, Deine Wünsche

Segnung des Priesters!“ rief Fritz in einer furchtbaren Aufregung. „Die Försterstochter hätten Sie nie vor der Welt anerkannt, auch wenn Ihr Vater seine Einwilligung dazu gegeben. Um das Mädchen, das ich liebte, vor Schmach und Schande zu retten, brachte ich sie zu meinem alten Vater, der oben im Gebirge eine einsame Hütte bewohnt, denn Sie sollten sie nur dann wiedersehen, wenn ihr Anblick eine Strafe sein würde. Das Opfer Ihres Leichtsinns ließ sich willig leiten, denn eine tiefe Schwermuth hatte sich ihrer bemächtigt, die sie willenlos und aller Welt verschlossen machte. Ich aber blieb bei Ihnen, Herr Baron, brachte Ihnen die falsche Nachricht von dem Tode Ihrer Frau und beförderte eine neue Verbindung. Ich war aus Haß Ihr treuer Diener. Bewundern Sie mich, mein Herr — die Rache ist gelungen, denn Sie können sich des Besitzes einer reizenden Gemahlin nicht erfreuen, da Sie außer ihr noch eine blödsinnige haben. Erklären Sie sich nun, wie das Blatt in jenes Portefeuille gekommen? Durch meine Hand — und Herr von Funcal erfuhr es von mir, weil ich Ihre Liebe zu der schönen Fremden noch mehr reizen und ein Duell herbeiführen wollte, in dem Sie entweder zum Mörder werden oder selbst fallen mußten. Herr von Funcal rechnete so fest auf meine Hülfe, daß er im Voraus Ihren Tod anzeigte — ich aber hatte meinen Plan geändert, als ich sah, wie Sie Feuer und Flamme für die unbekannte Schöne waren; ich machte den getreuen Boten, um eine Doppelehe herbeizuführen.“

„Scheusal! Scheusal!“ rief Albrecht, indem er die geballten Fäuste ausstreckte.

„Sie haben mich dazu gemacht, Herr Baron! Aber auch hier ist noch eins Ihrer Werke — vergessen Sie die arme Katharina nicht! Ich kann nicht mehr für sie sorgen, jetzt kommen Sie Ihrer Pflicht nach.“

Wie im Wahnsinn ergriff er die Hand Katharina's, die bisher wie ein erstauntes Kind dagestanden hatte und führte sie heftig dem Barone zu. Dann stürzte er durch die Thür auf den Vorsaal hinaus.

Katharina erkannte ihren Gatten nicht wieder; sie zog sich scheu von ihm zurück und sah die beiden Funcals an, als ob sie von ihnen Schutz erflehen wollte.

Eine peinliche Pause trat ein. Albrecht, der sich gewaltsam ermannte, unterbrach sie.

„Katharina,“ sagte er mit vor Schmerz bebender Stimme, „man hat uns beide verrathen! Könntest Du die Verhältnisse erfassen, Du würdest mich beklagen, wie ich die beklage, die mir die Hand des Priesters heute angetraut hat. Fast möchte ich Dich beneiden, daß es Dir versagt ist, das Leben mit klarem Geiste zu erschauen — Du bist glücklicher als ich!“

Er küßte weinend ihre bleiche Stirn. Dann zog er die Glocke. Der alte Kastellan trat zitternd ein.

„Tragen Sie Sorge für diese Frau, ich fordere sie von Ihnen zurück!“

Katharina ließ sich geduldig und schweigend aus dem Saale führen. Der Baron hatte einige Augenblicke sinnend auf einem Stuhle gesessen. Bleich, aber gefaßt erhob er sich plötzlich.

„Meine Herren,“ sagte er mit fester Stimme, „Sie spielen eine traurige Rolle. Mit einem schurkischen Bedienten haben Sie sich verbunden, um des elenden Mammons wegen zwei Menschen in das Verderben zu stürzen. Ich sehe es an Ihren höhnenden Mienen, daß Sie mich zerschmettert und allen Ihren Forderungen fügsam wähnen — Sie irren, denn mit männlichem Muthe werde ich dem heraufbeschworenen Schicksale die Stirn bieten. Für heute verlassen Sie mich, und denken Sie nicht daran, je einen Einfluß auf die arme Amalie auszuüben. Die Entscheidung über die obschwebenden Fragen wird die Kirche und die weltliche Behörde übernehmen.“

„Herr Baron,“ sagte der alte Graf, „ehe wir gehen, fordere ich die Entscheidung Amaliens —“

„Worüber?“

„Ob sie ihrem Vormunde folgen oder in dem Schlosse bleiben will, das jenes arme Geschöpf unter seinem Dache birgt.“

„Sie haben Recht!“ rief Albrecht. „Diese Entscheidung darf ich nicht weigern, es ist selbst meine Pflicht, sie ihr anzutragen.“

„Sie befindet sich dort in dem Kabinette!“ flüsterte lächelnd der Graf.

Albrecht ging festen Schrittes der Thür zu und öffnete. Amalie, deren bleiches Gesicht in Thränen gebadet war, trat ihm entgegen. Wie geblendet von der hohen, himmlischen Erscheinung der jungen Frau im einfachen Schmucke des Brautkranzes, bebte er zurück. Die Sprache versagte ihm bei dem Gedanken, daß ihm das höchste Lebensglück verkümmert sei. Von einem wüthenden Schmerze gefoltert, bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht. Amalie warf einen schmerzlichen Blick auf den zerschmetterten Mann. Dann trat sie den Funcals entgegen.

„Herr Graf,“ sagte sie bewegt, „ich war eine unfreiwillige Zeugin von der erschütternden Scene, die Sie so boshaft vorbereitet, und es ist mir möglich geworden, mir ein Urtheil über die stattgehabten Vorgänge zu bilden. Das Bekenntniß Ihres Genossen, des treulosen Dieners, läßt mich Ihre Absicht deutlich erkennen. Mein Gatte hat es von meinem Entschlusse abhängig gemacht, wo künftig mein Aufenthalt sein wird. So vernehmen Sie denn, daß ich es vorziehe, die Entscheidung der Behörden hier zu erwarten, als einem Manne zu folgen, der sich der Fälschung von Papieren schuldig gemacht hat. Der Baron von Beck wird mich zu ehren und seine Einrichtungen danach zu treffen wissen.“

Mit einer Verneigung entließ sie die Gäste, die sich spöttisch lächelnd, um ihre Verlegenheit zu verbergen, entfernten.

„Amalie, Amalie,“ rief Albrecht, „verlassen Sie mich nicht, bleiben Sie, mein rettender und schützender Engel!“

„So lange es mir das Gesetz und meine Ehre gestatten!“

„Bleiben Sie die Herrin von Heyerswyl — ich erkenne meine Pflicht und werde sie erfüllen!“

„Wie ich die meine, die mir der Segen des Priesters auferlegt!“

Er stürzte zu ihren Füßen nieder und küßte ihre Hände. Dann verließ er rasch den Saal. Eine Stunde später blickte Amalie von dem Balkon einem Wagen nach, der ihren beklagenswerthen Gatten nach der Residenz brachte, wo er selbst seine Angelegenheiten der richterlichen Entscheidung unterbreiten wollte. Die junge Frau blieb auf Heyerswyl zurück; sie fand in dem alten Kastellan einen väterlichen Freund.

Ein harter Winter war verflossen. Der Rechtsanwalt des Barons hatte einen Prozeß gegen den Grafen Funcal und den verbrecherischen Diener eingeleitet. Aber Fritz war verschwunden, trotz der mehrfach ergangenen Aufforderung stellte er sich nicht vor Gericht; es war demnach nicht möglich, die Untersuchung zu beschleunigen. Albrecht, der eingezogen wie ein Anachoret in Wien lebte, erfuhr durch Briefe seines Kastellans, daß Amalie in ruhiger Ergebung auf Heyerswyl weilte und oft Besuche in dem Forsthause abstattete, wo die ihres Verstandes beraubte Katharina sich befand. Zwischen den beiden Gatten hatte kein Briefwechsel stattgefunden, sie vermieden es, in irgend eine Beziehung zu einander zu treten.

Es war in der Pfingstwoche, als Albrecht gegen Abend in seinem Zimmer saß. Sein Advokat hatte ihn so eben verlassen und die Nachricht gebracht, daß der Graf von Funcal den Befehl erhalten, Rechnung über das Vermögen Amaliens abzulegen und die fernere Verwaltung desselben einem Regierungs-Commissar zu übergeben. Auf einen günstigen Beschluß des geistlichen Gerichts hatte er wenig Hoffnung gemacht, da die katholische Confession eine völlige Ehescheidung nicht gestatte, und Katharina als die erste Gattin die ersten Rechte besitze. Aus den ergangenen Verhandlungen habe sich indeß schon so viel ergeben, daß ihm seine zweite Heirath nicht als ein Verbrechen angerechnet werden könne, da eine Fälschung der Papiere durch die beiden Funcals, welche die am Hochzeitstage abgegebene Erklärung des Dieners als Zeugen bestätigt hatten, erwiesen sei.

Albrechts trostlose Lage läßt sich denken. Da meldete ihm sein Diener eine Dame an. Hastig öffnete er die Thür und Amalie in Trauerkleidern trat ein. Der Kastellan begleitete sie.

„Armer Freund,“ rief sie unter Thränen aus, „unser Wiedersehen ist ein schmerzlich-freudiges! Ich selbst habe es übernommen, Ihnen die Nachricht von dem Tode Katharinens zu überbringen — sie verschied in meinen Armen! Gott hat sie einem Leben entrückt, dessen nur noch ihr Körper theilhaftig war. Nehmen Sie mich hin, Albrecht, ich kann nun Ihre Gattin vor Gott und der Welt sein!“

Still weinend sanken sich Beide einander in die Arme.

Der Kastellan berichtete, daß die Försterburschen des alten

Zierlein an demselben Tage, an dem Katharina gestorben, einen gefährlichen Wilddieb erschossen hätten; die Behörde habe in ihm den verbrecherischen Fritz erkannt.

Der Baron von Beck blieb mit seiner jungen Gattin in Wien. Ein Jahr später stellte man ihm das Vermögen Amaliens zur Verfügung, da die Rechte des Vormundes als erloschen betrachtet wurden. Albrecht verschmähete es, den Grafen von Funcal weiter zu verfolgen. Der Tod Katharinens hatte eine Entscheidung der Kirche überflüssig gemacht.

„Hältst Du mich für strafbar?" fragte Albrecht seine Gattin.

„Ich liebe Dich," flüsterte sie, „und ein liebendes Herz hat kein Urtheil! Gott selbst hat gerichtet!"

Unterm Kindelbaume.

Am Fuße des Gebirges, am Ausgange eines seiner grünen, reizenden Thäler, liegt ein stattliches Dorf. Es ist Laubenhain mit vielen schönen weißen Häusern. Hinter dem Dorfe zieht sich ein mäßig hoher Berg mit prächtigen Obstpflanzungen hin, der Kindelberg genannt, und die kühlere Herbstsonne bestrahlt die gerötheten Aepfel und Birnen in der Fülle des gilbendes Laubes. — In diesem heitern Wetter wandert ein sehr einfach gekleideter Mann mit einem alten Ränzchen auf dem Rücken von der Landseite her dem Dorfe zu. Sein graues Haar und seine verwitterten Gesichtszüge verrathen den hohen Sechziger, wenn nicht gar schon den angehenden Siebenziger, aber das Gesicht zeigt einen edlen Schnitt, das Auge hat einen geistreichen, fast schwärmerischen Ausdruck. Der blaue Kittel und die graue Linnenhose sind rein, wenn auch ärmlich, eine leichte Mütze deckt den bedeutsamen Kopf. Er schreitet rüstig an seinem Knotenstocke. Aber dann und wann bleibt er stehen und betrachtet irgend einen an sich unbedeutenden Gegenstand mit großer Aufmerksamkeit und unverkennbarer Theilnahme, bald einen Baum, bald einen Stein, ein Gartenhäuschen, den durch die Wiesenflur sich schlängelnden Gebirgsbach. Sein Auge leuchtet dabei so wunderbar, über seine schmalen Lippen gleiten leise Worte wie Gebete. Er ist offenbar in großer Bewegung, und diese scheint zu steigen, je näher er dem Dorfe kommt, zu dessen Häusern und besonders zum Kirchthurme dann und wann sein Blick voll unaussprechlicher Wonne fliegt. So kommt er in das Dorf. Seine Aufregung ist so groß, daß er sich einige Minuten lang an eine Gartenplanke anlehnen muß. Dann geht er langsam weiter. Er schaut die Häuser an und grüßt in die Fenster. Die Bewohner danken ihm halb befremdet. Niemand kennt den freundlichen alten Mann. Als er am Forsthause vorüber geht, schleichen ein Paar große Thränen an seinen Wangen herab. Die hochgelegene Kirche grüßt er wieder, wehmüthig lächelnd, wie einen alten Freund und steigt dann zum Gottesacker empor. Da weilt er bald bei diesem, bald bei jenem der einfachen Grabmonumente und liest ihre Inschriften aufmerksam. Endlich findet er einen halbversunkenen mit Flechten überzogenen Grabstein, kniet daran nieder, faltet die Hände und betet. Und er geht weiter. Durch ein Hohlengäßchen gelangt er an den Kindelberg und ersteigt ihn. Das ist kein Fremdling im Dorfe, und wenn ihn auch Niemand kennt; er kennt dagegen alle Wege und Gelegenheiten. Von der Höhe des Bergs läßt er das thränenschwere Auge über das Dorf und die reizende Gegend schweifen.

„O Vaterland!" ruft er in schmerzlich-froher Bewegung, „wie freu' ich mich, daß ich dich wiedergefunden! Sei mir herzlich gegrüßt, du Stätte meiner Wiege! O Erde, auf der sie stand mit mir, nimm du auch meinen Sarg mit mir auf! Sieh, ich bringe mich dir wieder, dir, der ewig jungen Mutter, den alten Knaben, den ungetreuen und doch so getreuen Sohn, der weite Länder und Meere durchirrte und doch zuletzt zu dir zurückkehrt, um bei dir zu schlafen, auszuschlafen und zu rasten von der wüsten Sorge und der heißen Arbeit, die man Leben nennt!"

Nun suchte er mit geschärftem Auge und großer Aufmerksamkeit unter den Obstbäumen. Fleißig forschte er an der Rinde derselben. Endlich rief er im Tone der höchsten Freude:

„Gefunden! Du bist's! Ja, du bist's, mein lieber theurer Apfelbaum!" Und er umarmte den Baum, wie einen geliebten Menschen und küßte ihn auf die glatte Schale, herzlich, innig, brünstig. „Du kennst mich noch, nicht wahr, mein Baum? Du bist ja mein Kindelbaum! Dich hab' ich gepflanzt, als ich der Dorfschule entlassen und dort unten in der Kirche in den Christenbund aufgenommen wurde. Ach, das war eine schöne Zeit! Da war ich ein hübscher Knabe von dreizehn Jahren und du ein nettes Stämmchen von drei bis vier Jahren. O, ich sehe dich noch, wie dich der Vater heimbrachte, und du von der Schwester zum Kindelfeste mit einem Blumenkranze geschmückt wurdest. Ich grub mit Hacke und Schaufel die Grube für dich, ich setzte dich hinein, ich warf die Erde auf deine Wurzeln; ich begoß sie jeden Tag. Und welch ein stattlicher Baum bist du geworden! Dir sieht man kein Alter an wie mir! Ha und welch köstliche Früchte trägst du! Ich weiß, ich weiß, es war die beste Sorte, welche aufzutreiben war. Beutst du sie mir doch herab wie zum Danke. Recht so! Recht so, alter Freund! Meine Früchte sind schon längst abgefallen."

Er pflückte einen der schönen Aepfel und biß hinein.

„O, wie labst du mich!" jauchzte er. „Sieh, ich habe nicht vergebens gelebt; denn ich habe dich gepflanzt."

Plötzlich fühlte er sich am Arme gefaßt und barsch angeredet:

„Er hat hier einen Apfel gestohlen und muß mit mir zum Schulzen; denn ich kenne Ihn nicht, und Stehlen wird hier bestraft. Weiß Er das nicht?"

Es war das hämische Gesicht eines Bauers, das ihn so begrüßte.

„Wer ist Er denn, mein Freund, daß Er sich erlauben darf, mich des Diebstahls zu bezüchtigen?"

„Der Teufel ist Sein Freund, aber ich nicht. Er ist ein Vagabund, und ich bin Schütz und Gemeindeschöpf und königlicher Kreiser und Waldwart dazu. Er hat mich „Sie" zu nennen, weiß Er das! Marsch mit mir zum Schulzen! Ich hab' Ihn auf der Mauserei erwischt, Er hat ja den gestohlenen Apfel noch in der Hand."

Der alte Mann widersetzte sich nicht; er folgte dem strengen Schützen, Gemeindeschöpfen und königlichen Waldwart mit einem wehmüthig bittern Lächeln.

War der Schöpf schon eine unangenehme Persönlichkeit, so war der Schulz eine höchst widerwärtige, eine aufgeblasene Figur, ein dummstolzes, hochrothes Gesicht mit einer affectirten Würde, das Ganze die lächerliche Karrikatur eines gewiegten und sich seiner Wichtigkeit bewußten Bureaukraten.

Der Delinquent wurde vorgeführt, nachdem der Schöpf seinen Bericht abgestattet hatte.

„Wer ist Er? Wie heißt Er?" schnaubte ihn der Schulz an.

„Ich heiße Philipp Raab und bin aus dem hiesigen Orte gebürtig. Mein Vater war vor fünfzig Jahren hier Förster und ich sein einziger Sohn. Ich habe in Südamerika gelebt und bin hierher gekommen, um hier meine Tage zu beschließen."

Der Schulz und der Schöpf sahen den Sprecher mit großen Augen an.

„Ach, Er ist der Försters-Flipp!" rief der Erstere; „von dem meine Mutter selige oft erzählte. Das ganze Dorf hat viele Jahre von seinen verwegenen Streichen gesprochen. Er ist ein wahrer Ausbund und Taugenichts gewesen, sogar Verse hat er gemacht und Seine Mutter, die Ihn verzogen, todt geärgert."

Der Alte nickte wehmüthig, als sei das Alles wahr; und doch lag in seinem Auge, in seinen Zügen Etwas, das besagte: es sei das in einem ganz-andern Sinne wahr, als der Schulz meinte, in einem Sinne, von welchem dieser gar keine Ahnung haben könne.

„Na, wie man sieht, hat Er's so fort getrieben sein Leben lang und nichts vor sich gebracht. Als ein junger Bettler ist Er gegangen und als ein alter Bettler wieder gekommen, der der Gemeinde die Aepfel stiehlt."

„Der Baum, von welchem ich den Apfel pflückte', ist mein Kindelbaum. Ich weiß nicht, ob der Gebrauch noch besteht. Sonst pflanzte jedes Kind an seinem Confirmationstage einen Baum am Kindelberge. Jenen Baum habe ich gepflanzt und in seine Rinde meine Namensschiffer geschnitten."

„Das mag wahr sein oder nicht, der Baum geht Ihn nichts an, der gehört der Gemeinde. Er hat einen Gulden Strafe zu erlegen, und wenn Er das nicht kann, vierundzwanzig Stunden Haft im Gemeindekoben bei Wasser und Brot. Dann kann Er hingehen, wohin Er will, meinetwegen, woher Er gekommen ist; denn in Laubenhain hat Er kein Heimathsrecht mehr. Wir haben hier des armen Gesindels genug und können keine Vagabunden brauchen. Bezahl' Er den Gulden und scheer Er sich fort; ich duld' ihn keinen Tag im Orte. Wenn Er nicht freiwillig geht, lass' ich Ihn in's Amt transportiren, das bringt Ihn per Schub aus dem Lande. Wird Er zahlen?"

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe. Zwei große Thränen glitten langsam auf seinen verwitterten Wangen herab.

„Na, denn fort in's Loch!"

Der Gemeindediener und respective Nachtwächter führte den Delinquenten auf gestrengen Befehl ab. Es war ein etwas vergrößerter Hundestall, in welchen er gestoßen wurde. Der Büttel erlaubte sich rohe Scherze mit ihm; der Alte schwieg.

Es war schon finstre Nacht, als der Diener ihm ein Stück hartes verschimmeltes Brot und einen defecten unsaubern Krug mit Wasser brachte.

„Hört, guter Freund Nachtwächter," sagte der Gefangene mit wunderbar zitternder Stimme (sie klang wie der Ton einer zerreißenden Saite), „ich will Euch den Gulden für den Schulzen und noch einen halben für Euch zahlen, laßt mich frei. Es ist mir unwohl geworden. Ich will in dieser Nacht noch fort gehen und nicht wieder kommen."

„Das kann ich nicht für mich thun. Ich muß es dem Herrn Schulzen melden. Gebt das Geld her, Alter!"

Der Gefangene zahlte, der Nachtwächter ging. Nach einer langen, bösen Stunde kehrte er zurück.

„Der Herr Schulz saß in der Schenke, da läßt er sich nicht gern stören. Er läßt Euch anbefehlen, Euch nicht wieder hier betreten zu lassen, bei Strafe der Ausweisung auf dem Schub."

Der alte Mann schüttelte die Glieder, als er auf der Straße stand. Er verließ in der finstern Nacht das Dorf, aber sein Schritt war nicht mehr so sicher und fest, als wie er hereingekommen war. Doch fand er den Pfad wieder auf den Kindelberg, doch fand er seinen Kindelbaum wieder in der dunkeln Nacht. Er brauchte ihn gar nicht zu suchen, er hatte ihn gleich, als ob ihn eine höhere Eingebung führte. Und nun kniete er an dem Baume nieder und weinte. Vielleicht betete er auch. Endlich umarmte er den Baum. —

Am andern Morgen meldete der Gänsehirt sehr eilig beim Schulzen: auf dem Kindelberge liege ein todter Mann. Der Gemeindediener und Nachtwächter, welcher auch Todtengräber war, wurde dorthin beordert. Der alte „Vagabund" lag unter seinem Kindelbaum todt, hielt ihn aber noch mit beiden Armen umschlungen. Ein Haufen Dorfjugend umstand die Leiche und trieb ihren Spott damit; die Rangen wußten schon, daß es der Försters-Flipp war, von dem sie so fabelhafte Dinge gehört. Gestern Abend war in allen Häusern die Rede von diesem „curiosen Menschen" gewesen, der so weit her und so alt und arm wieder gekommen war. Der Schöpf stellte sich auch ein, um einen Bericht an's Amt aufzunehmen. Auf seinen Befehl trugen der Todtengräber und der Hirt die Leiche auf einer Tragbahre in den Gemeindekoben.

„Durchsuch' seine Taschen!" herrschte der Schöpf dem Nachtwächter zu. „Vielleicht findet sich so viel bei ihm, was ein schlechter Sarg kostet."

Der Todtengräber zog eine ziemlich volle Börse, eine prächtige goldne Uhr und ein rothsaffianes Portefeuille hervor und überreichte es dem staunenden Schöpfen.

„Hör'," sagte dieser heimlich, „das bleibt unter uns; verstehst Du mich. Da hast Du einen blanken Thaler."

Den nahm der Schöpf aus der Börse des alten „Vagabunden" und ließ sie dann sammt der Uhr schnell in seiner eigenen Tasche verschwinden. Mit den Papieren, welche er in dem Portefeuille fand, konnte er nicht so schnell fertig werden. Dergleichen war ihm noch nicht vorgekommen. Er verfügte sich damit zum Schulzen. Dieser war schon besser damit bewandert. Als der gewaltige Dorfregent sämmtliche Blätter durchgesehen hatte, sagte er:

„Hör', Baltin, das muß unter uns bleiben. Verstehst Du mich! Das fällt mit in den Gemeindesportelkasten. Ich gebe Dir fünfzig Thaler. Du hältst das Maul, und wir lassen Gras darüber wachsen."

Der Schöpf hielt die Hand auf und sagte kein Wörtchen von der Uhr und der Börse. Der Schulz zahlte, und am andern Morgen wurde der „alte Vagabund" in einem schlechten, rohen Kasten vom Todtengräber und dem Hirten auf den Gottesacker getragen und an der Mauer verscharrt. Der Schulz und der Schöpf gingen nach der Stadt und nahmen dort im ersten Gasthofe den Koffer des alten Herrn in Beschlag. Daheim angekommen, theilten sie, was sich darin vorfand. Die ganze Gemeinde hatte ihr rohes, albernes Gespött über den Försters-Flipp, der als ein Vagabund am Kindelberg „verreckt" war und nun an der Kirchhofmauer lag. So weit, meinten sie, könne es Jeder bringen. Dazu brauche man nicht in die weite Welt zu gehen.

Die Sache schien damit abgethan, aber sie war's nicht. Der Todtengräber hatte die Börse in der Hand gehabt und ihren Inhalt überschläglich taxirt, als daß es ihn nicht hätte ärgern sollen, daß er nur einen Thaler von der Erbschaft erhalten. Der Schöpf war doch nicht gar zu dumm und hatte die Zettel im Portefeuille auch angesehen und überzählt, und es wurmte ihn je länger, je mehr, daß er sich hatte mit fünfzig Thalern abspeisen lassen. Der Todtengräber steckte die Geschichte seinem guten Freunde, dem Amtsdiener, und der Schöpf steckte sie seinem guten Freunde dem Amtsschreiber. Aber der Amtmann war der gute Freund des Schulzen. Der Schulz lachte den Schöpfen aus und der Schöpf den Nachtwächter. Alles war und blieb still von der Erbschaft des alten Vagabunden, aber in's Ohr flüsterten sich die Leute seltsame Dinge davon.

Plötzlich wurden in einer Nacht der Amtmann, der Schulz, der Schöpf und der Nachtwächter verhaftet und in's Kriminal-Amt gebracht, bei Allen auch genaue Haussuchung gethan. Da fand sich denn ein Testament Philipp Raab's, worin er die Gemeinde seines Geburtsorts Laubenhain zum Erben seines ungeheuern in Surinam erworbenen Vermögens eingesetzt. Der Schulz hatte dieses in Banknoten bestehende Vermögen unterschlagen und später dem Amtmann einen Theil abgegeben.

Zufällig war der alte Vagabund, eh' er seinen Geburtsort aufgesucht, in der Residenz bei einem Banquier gewesen, und hatte mit demselben über seine Geldangelegenheit conferirt. Dieser hatte später von dem Tode und der Begräbnißart des steinreichen Mannes gehört und den auf der Hand liegenden Betrug bei der Landesregierung angezeigt. Durch einen gewandten Polizeimann war diese über den Vorfall in genaue Kenntniß gesetzt worden. Der Amtmann kam mit Verlust seiner Stelle und halbjährigem Gefängniß davon; der Schulz erhielt zehnjährige Zuchthausstrafe und mußte den Raub herausgeben, der Schöpf kam ein Jahr in's Zuchthaus, der Nachtwächter ein Vierteljahr. Die Gemeinde Laubenhain trat die reiche Erbschaft an; sie wurde dadurch die reichste im Lande. Die Leiche des „edlen Menschenfreundes" wurde ausgegraben und prächtig geschmückt in einen kostbaren Sarg gelegt. Auf Befehl der Regierung wurde ihm das Grab unter seinem Kindelbaume bereitet und mit Quadern ausgemauert. Das ganze Dorf ging mit zur Leiche, das Amtspersonal und eine Commission der Regierung. Der Superintendent hielt in der Kirche eine lange Predigt über der Leiche des Wohlthäters und rühmte seine Verdienste, der Pfarrer eine rührende Rede am Grabe.

Vier Wochen später stand ein herrliches Monument von Stein auf dem Grabe.

Das sind die Menschen unserer Tage! L. St.

Marseille

Französische Hafenstädte.

II. Marseille.

Durch die Truppenverschiffungen nach dem Orient hat Marseille neuerer Zeit ein erhöhtes Interesse gewonnen und ist oft in den Zeitungen genannt worden.

Nach Toulon, das wir uns früher angesehen haben, kommt geographisch in der schönen Provence, die ihr breites, glühendes Gesicht im mittelländischen Meere bespiegelt, die alte Massilia, jetzt Marseille, im großen materiellen und telegraphischen Völkerverkehre vielleicht die wichtigste Stadt Frankreichs. Von hier aus correspondiren Diplomaten und Welthandelsleute ununterbrochen vermittelst electrischer Blitze und dampf- oder segelbeschwingter Gesandten und Boten. Dabei glänzt und glüht das kolossale Häuser- und Geschäftsmeer so blendend und bestechend aus seiner Meeres- und Bergesbucht auf den Wasserspiegel hervor, daß man beim ersten Anblick die Schönheit und Größe der Stadt gern überschätzt. Ihre Lage ist allerdings eine der malerischsten, die man sich denken kann. Sie füllt den Mittelpunkt eines etwa drei Stunden breiten Bassins von hohen, steilen Hügeln, an denen unzählige prächtige Landhäuser und Landsitze, Meiereien und städtische Dörfchen herum zu klettern scheinen. Jeder große Kaufmann hat hier seine „maison de campagne," sein Landhaus, oft von großer Pracht und Ausdehnung. Man nennt sie lokal „bastides." Ihre Zahl beläuft sich auf mehr denn 5000. Uebrigens fehlt dieser Schönheit und Prachtfülle auch hier ein Hauptreiz, das grüne, blühende Gewand der Natur. Berge und Bassin, Häuser und Wege sehen trocken und durstig aus. Dazu kommt nicht selten der giftige, heiße „Mistral"-Wind, der Lungen und Augen austrocknet, ohne daß die Wasserdämpfe des Hafens Erquickung bieten, denn sie gleichen dann einem heißen, stagnirenden Sumpfe, da sie einen großen Theil des Unraths, der hier aus der großen Stadt herunter läuft, den Einwohnern in malitiöser Feinheit zurückschicken. Die Stadt ist beinahe in Hufeisenform um den Hafen herumgebaut mit der alten, griechischen Massilia im Norden. Die alte und neue Stadt scheiden sich durch die prächtigste Straße, welche in gerader Linie von Porte d'Aix bis Porte de Rome durch die ganze Breite der Stadt läuft. Die Mitte dieser Hauptstraße (genannt „Cours"), wo kostbare Bäume und lustige, plätschernde Fontainen zwischen den prächtigsten Palästen von ferner Natur und ihrem duftigen, kühlen Schatten zu erzählen scheinen, bildet an kühlen Abenden den Hauptsammelplatz der höhern Spaziergänger, unter denen Italiener, Engländer, Türken, Griechen und braune, civilisirte Helden von Algier und Cairo mit funkelnden, natürlichen oder bewaffneten Augen sich stark markiren und in ihren verschiedenen, nationalen Weisen ihr Interesse an den Schönheiten der Stadt zu erkennen geben. Noch voller und bunter sieht's in der zweiten Hauptstraße aus, der Rue Cannebière, welche breit und stolz im rechten Winkel zu der ersteren bis herunter in die Mitte des Hafens führt. Der Hafen ist ein natürliches Oblongum. Hier gehen und kommen jährlich nicht weniger als durchschnittlich 18 bis 20,000 Schiffe mit einem Tonnengehalt, der mehr als 40 Millionen Centner beträgt. Das ist viel, aber immer nur erst ein Viertel des Seeverkehrs von Liverpool.

Diesen natürlichen Hafen verdankt Marseille hauptsächlich seine alte commercielle Wichtigkeit. Seitdem vor 3000 Jahren die Griechen von Phocis, Freiheit in der Fremde dem Joche des großen Eroberers Cyrus vorziehend, ihre neue Heimath hier gefunden, erblühte schnell aus ihrer mitgebrachten höhern Kultur die erste Civilisation des alten Galliens, wie damals das von celtischen Stämmen bewohnte Frankreich hieß. Handel und Wissenschaft, Gewerbe, Kunst und Literatur, freudige, feine Formen des Umgangs und Lebens und geistige Ueberlegenheit überhaupt erhob diese griechische Colonie zu einer geliebten, geachteten Erzieherin für die „Söhne der Wildniß." Das mächtige Rom bewieß ihr allen möglichen Respect, bis sie in den zerstörenden Kriegen zwischen Cäsar und Pompejus (die um die absolute Krone stritten, welche das demoralisirte, servil gewordene Volk schon lange vorher anbot, ehe Augustus eben die Monarchie fertig bekam) genöthigt ward, es mit dem letzteren zu halten, wofür der siegende Cäsar sie belagerte und einnahm, aber so viel Achtung vor ihrer Schönheit und Bildung bekundete, daß er mit der größten Strenge seine wilde Soldateska von Plünderung und Verwüstung abhielt.

Unter der römischen Herrschaft und durch das Mittelalter hindurch wußte die griechische Colonie ihre commercielle Wichtigkeit und Communal-Freiheit zu wahren. Sie blieb eine Art Freistaat mit eigener Regierung, aus Volkswahl hervorgehenden Magistraten, mit dem Privilegium, Verträge mit andern Staaten zu schließen u. s. w., bis sie endlich von Karl von Anjou, Fürsten der Provence, erobert, zugleich ihre glänzende Herrschaft auf dem mittelländischen Meere den aufgehenden Handelsgestirnen Pisa, Genua und Venedig abtrat.

Erst ganz neuerdings ist sie als französische Handelshauptstadt des mittelländischen Meeres und als Hauptpoststation zwischen England und Italien, und Frankreich und England in deren politischen und commerciellen Beziehungen zu den Ländern um's mittelländische Meer herum zu neuer, größerer Bedeutung erstanden. Ihre neuen Schwingen sind das Dampfschiff und der electrische Telegraph.

Geschichtlich erwähnen wir nur noch die wüthende Rolle, welche Marseille mit seinem heißeren Blute und leidenschaftlichen Erinnerungen an ihre ehemalige Freiheit in der ersten französischen Revolution spielte. Es lieferte die Hauptmetzger für die September-Schlächtereien in Paris und bekanntlich auch die „Marseillaise." Unter Fréron und Barras wüthete es selbst am Wahnsinnigsten in seinen eigenen Eingeweiden und schlachtete in kurzer Zeit 400 seiner reichsten Bewohner, um deren Eigenthum zu confisciren. Ein Volksvertreter schlug sogar vor, den ganzen Hafen auszufüllen, damit die Freiheit nicht wieder durch — Verkehr gestört werde. Der Name Marseille ward vernichtet und in „la Commune sans Nom" („die Commune ohne Namen," also gerade ein recht langer Name) verwandelt.

Robespierre's Sturz, fast im ganzen Lande zugleich der Sturz der Schreckens- und Leidenschafts-Herrschaft, war in Marseille das Zeichen zu neuer, umgekehrter Wuth. Die Reaction gegen die Freiheitsschlachten-Helden (und Schlächter) stürmte das Fort St. Jean, worin zweihundert Revolutionärs saßen und metzelte sie alle nieder.

Die größte Merkwürdigkeit von Marseille ist der neue Hafen, in's Meer gegraben von 1224 Yards Länge und 1312 weit vom Gestade, von welchem in Entfernungen von je 550 Fuß mächtige Hafendämme führen. Er bildet ein inneres Bassin und zwei äußere Häfen, welche durch einen Kanal zwischen Fort St. Jean und dem alten Fort verbunden werden. Vom alten Hafen und seinen Bollwerken steigen die Häusermassen amphitheatralisch ununterbrochen hinauf bis zu den umschließenden Hügelketten, so daß der Hafen zugleich Sammelplatz alles Unrathes der Stadt wird, der um so furchtbarer ist, da das Meer hier keine Fluth hat und die brennende Sonne im Sommer das ganze Thal verpestet, das nur in Südostwinden Erlösung findet, welche Fluth und Bewegung in den Hafen bringen. Die Pest fand hier deshalb auch oft genug eine reiche Ernte. Sie raffte z. B. im Jahre 1420 die ganze größere Hälfte der Bevölkerung, über 50,000 Menschen, hinweg. Die Galeerensclaven, welche die Todten begraben mußten, starben auch größtentheils, die übrigen weigerten sich, so daß manche Straßen thatsächlich mit Todten verbarrikadirt wurden. Unter den Schrecken dieser Scenen erhoben sich einzelne großherzige Männer, besonders Bischof Belpunée und Chevalier Rose, welche selbst Hand anlegten, die Todten zu begraben und so wieder Leben unter den Verzweifelten schufen.

Die alte Stadt, vom Meere her besonders imposant, ist inwendig ein schmutziges Gemenge enger Straßen. Nur die Häuserreihe an den Bollwerken hin besteht aus sehenswerthen Gebäuden und Palästen, von denen das Hotel de Ville mit seinem überladenen Schmuck das größte Curiosum ist. Zwei starke Forts bewachen den Eingang des alten Hafens: das alte Schloß und der St. Jean-Thurm im Norden (wo Philippe Egalité mit zwei seiner Söhne gefangen gehalten ward,) im Süden Fort St. Nicolas, von Ludwig XIV. angelegt. Nicht weit davon erhebt sich eine der

ältesten und merkwürdigsten Kirchen Frankreichs, St. Victor. Sie war im 13. und 14. Jahrhundert die reichste Abtei und Mutterkirche einer Menge Filiale, durch welche sie unermeßlich reich ward. Südlich davon steht auf dem steilen Felsen: Notre Dame de la Garde, die berühmte Kapelle mit dem Bilde der Jungfrau Maria aus Olivenholz geschnitten, in welchem alle Fischer und Seeleute des mittelländischen Meeres, besonders deren Weiber, ihre besondere und persönliche Schutzheilige verehren. Die Wände und die Decke dieser Kapelle und alle möglichen Winkel und Ecken sind mit der abenteuerlichsten Curiositäten-Sammlung von Opfern und Gelübden angefüllt, welche Seeleute in Gefahr versprachen und dann getreulich ablieferten; Sturm- und Schiffbruchgemälde, Dampfschiffexplosionen, Rettungen von englischen Kriegsschiffen, wundärztliche Werkzeuge und Operationen (gemalt), Krankenbetten, Schiffsmodelle, Hunderte von Tau-Stücken, mit denen Schiffbrüchige gerettet wurden, und eine Masse von Krücken, für welche Gichtbrüchige, Krüppel und Lahme bei ihrem Sterben die heilige Jungfrau zur Erbin machten, auch ein sehr kostbarer, massiv silberner Tintenfisch, ein Geschenk der Fischweiber von Marseille aus der Zeit als die Cholera zum ersten Male nahte, um durch diese Gabe wo möglich Schonung zu erkaufen.

„Mob" und „Mop".

Es liegt eine sonderbare Zauberkraft in einem Menschenstrome. Vielleicht ist's eine Art von animalischem Magnetismus, der auch den Gleichgültigen und Widerwilligen, der gegen den Strom schwimmen will, mit sich fortreißt. So hatt' ich z. B. am 16. April weder Zeit noch Lust, die nun doch wahr gewordene triumphirende „Invasion" des Kaisers Napoleon durch die Straßen Londons mit anzusehen, aber der Strom packte mich und so befand ich mich bald unter dem schönsten, in London seltensten klaren Sonnenscheine mitten in unabsehbaren Fluthen und Wogen von Menschen, die mich bis nach Charing Cross, bis in den Trafalgar Square mit sich fortschwemmten. Hier stopften und staueten sich die Menschenströme aus verschiedenen zusammenstoßenden Hauptstraßen um so hartnäckiger, als dies für einen der besten Schauplätze galt. Der große Kaiserzug mußte aus der fahnenwehenden Parliamentstreet herauf über den Platz nach Pall Mall kommen. Aber wie über die Tausende von Köpfen und Hüten hinwegsehen, zumal da jeder Engländer heute durch die ausdehnende Kraft langhalsiger Neugier einen Kopf größer geworden zu sein schien? Fenster waren nicht mehr zu haben und die genial improvisirten Tribünen, Droschken- und Omnibusdächer auch schon polizeiwidrig dicht besetzt. Doch guter Wille und guter Humor auf einem noch nicht überladenen Droschkendache in Verbindung mit der begeisterten Beredtsamkeit des Kutschers machten noch für einen halben Sitz auf der äußersten Kante Raum. Mehr war nicht menschenmöglich, da ein dicker Farmer, der ziemlich bis an die Kante heraufschwoll, durchaus nicht in kleinere Dimensionen zu bringen war. So bezahlte ich mein „Entree" und nahm mit einem aristokratischen Ausfluge von Erhabenheit über die Menge meine Ecloge mit der Hälfte meines körperlichen Daseins ein. Die andere Hälfte bemühte sich nicht ohne stille Heldenarbeit, so wenig als möglich Schwerkraft zu behalten und frei in der Luft zu schweben, aber es war blos Verstellung und schob ihr Gewicht durchaus auf die eine Hälfte der Sitzmuskeln, die ihrerseits durch Anklammern an das Muskel- und Schmalzgebirge des Farmers nach Linderung drückender Leiden strebten. Sie thaten dies im Vertrauen auf die Gutmüthigkeit dicker Herren überhaupt.

Ein dicker und fetter Herr hat ohne Weiteres etwas Gemüthliches. Jeder hat ihn gern, wie er auch gegen Jeden etwas Liebenswürdiges zeigt. Essen und Trinken schlägt bei ihm an, das Gesetz des „Stoffwechsels", der Mauserung arbeitet stets zu seinem Gunsten. Er schwillt majestätisch aus und füllt so einen respektablen Raum im Leben. Er ist wandelnder Priester der Dankbarkeit für die Güter der Erde und der Fülle davon, eingefleischtes Zeugniß für die Nichtigkeit irdischer Sorgen, strahlende, vollmondglänzende Manifestation der Weisheit guten Humors. Der dicke Herr ist also kraft seiner Fülle an und für sich schon ein populärer Mann und in der Regel verdient er das auch. Im vollgedrängten Omnibus habe ich fast stets die Erfahrung gemacht, daß der dickste Mann immer am Ersten bereit war, Platz zu machen. Eine ähnliche Erfahrung machte ich mit meiner halben Ecloge.

Anfangs konnte ich sein Gesicht vor Fett nicht sehen, aber als er mir plötzlich zurief: „Halloh, my dear Frenchman (jeder nicht besonders gelehrte Engländer hält jeden Fremden mit einem Barte immer noch für einen Franzosen) Now are you now?" *

* Halloh, mein lieber Franzose, wie geht's Ihnen nun?

erkannte ich ihn wieder, hier über dem „Mob." Wir hatten ja zusammen den Mop** besucht und uns amüsirt, wie man sich nur mit einem dicken Herrn amüsiren kann. Im Gespräch über unsere Mop-Freuden vergaßen wir Beide den londoner Mob und den prächtigen Kaiserzug, der sich durch die Massen hindurchbewegte.

Der Mop ist einer der originellsten englischen Landvolksfestlichkeiten, die jetzt so frisch und bunt in meiner Erinnerung auftauchten, daß ich nicht begreife, wie ich sie bis dahin hatte unbeachtet lassen können. Der Farmer erzählte mir auf dem Droschkendache, während wir noch auf die Majestäten warteten, daß er auf dem „Mop" einen ganz guten Kauf gemacht habe. Der Knecht sei vortrefflich und die beiden Mägde hätten zwar ihre Fehler, da die Eine Alles benasche und die Andere alle Augenblicke mit einem „Zukünftigen" ertappt werde, seien aber sonst ganz brave und fleißige Mädchen.

Also hatte er Menschen gekauft. Ja der „Overtopping Mop," das heißt, das alle Jahre am 1. October gefeierte Volksfest in Overtopping oben nicht weit von der Themse mitten im Lande, ist ein ganz entschiedener, professioneller Menschenmarkt. Ich war vorigen Herbst auf einem Ausfluge mit meinem dicken Farmer bekannt geworden und sein Begleiter auf dem Menschenmarkte gewesen.

Wir fuhren am ersten October nach einem substantionellen Frühstück von Thee, Eiern, gebratenem Speck, Wasserkresse, „Shrimps," starkem Porter, Käse, Rindskeule u. s. w. in seinem eigenen Wagen zwischen schattigen Bäumen, durch kosige, kleine Dörfer, wo blühende Rosenbäume sich auf den Dächern sonnten, vor einzelnen stattlichen Farms vorbei, aus denen uns neugierige Gänse angukten und das regelmäßige Geklapper von Dreschflegeln allein die Stille unterbrach direct nach Overtopping. Je näher wir kamen, desto dichter wurden die Vorzeichen des originellen Menschenmarktes. Gruppen von faulen, stämmigen Burschen, auf das Sorgfältigste angeputzt, obwohl in ihren Arbeits-Costümen, rufen uns gemüthlich ihr „good day" zu, indem wir vorbei rollen. Einige dieser kleinen Caravanen zeichnen sich durch dieses, andere durch jenes Symbol aus. So trugen Einige Peitschenschnuren um ihre Hüte, womit sie sagen wollten, daß sie als Pflugknechte gekauft zu sein wünschten, Andere mit Strohkreuzen bieten sich als Fuhrknechte an. Zwischen ihnen lachen und schäkern rosenwangige Mädchen, und ihre frische Gesundheit und herzliche Art zu lachen hat etwas ungemein Wohlthuendes. Weiter hin ächzen einsame Trödler unter ihren Lasten, und verspätete „Schaumänner" mit rumpeligen Wagen und halbverhungerten Eseln ereifern sich furchtbar, die armen Thiere in Trapp zu bringen. Die Menschen- und Wagenzüge werden immer bunter und dichter, bis wir auf dem Gemeindeplatze am untern Ende der Stadt, dem wirklichen „Mop," ankommen.

Vermöge eines alten, unergründlichen Herkommens findet hier also alle Jahre eine „lebendige Arbeits-Ausstellung" statt, da vermöge eines eben so alten Herkommens die Arbeiter dieses noch am Ausschließlichsten Ackerbau treibenden Districtes sich in der Re-

** „Mob" der gemeine Hause des Volks; „Mop" (wörtlich „Wisch-" oder „Scheuerlappen") der Gesinde-Jahrmarkt, wie wir ihn hier schildern werden.

gel nur auf ein Jahr verpflichten, gleichviel ob sie's gut haben oder nicht. Nur Einzelne können der Versuchung, sich zum nächsten 1. October wieder zu Markte zu bringen, widerstehen, da mit dem Gesindehandel sich gar zu lustige Geschichten verbinden.

Der „Mop" zerfällt in zwei Theile: Geschäft und Vergnügen. Das Geschäft bringt ein Aufgeld, einen Kaufschilling, der Nachmittags natürlich verjubelt werden muß.

Die Dienstboten, welche sich ausbieten, stellen sich sofort nach ihrer Ankunft in regelmäßigen Reihen, eine von Mädchen, die andere von Burschen, wie eine lebendige Straße auf dem durch Sitte und Gewohnheit genau bestimmten Platze, dem Markte, auf und halten sich hier ohne die geringste polizeiliche Einmischung in stattlichster Ordnung.

Etwa um 11 Uhr steht das „Geschäft" in vollster Blüthe. Mein Farmer nahm sich kaum Zeit, Mittagsessen zu bestellen und seine beiden „Ponies" der substanziellsten Pflege zu empfehlen, um noch zu rechter Zeit aus der Fülle von „Angeboten" seine „Einkäufe" zu machen. So drängte er unbarmherzig, aber stets mit einem freundlichen „pardon" seine dicke, starke Körpermasse durch Menschen-, Honigkuchen-, Raritäten- und Theaterlabyrinthe, bis er in der lebendigen Arbeitsausstellungs-Straße angekommen war. Ein Brausen des Unwillens fährt ihm durch Mund und Nase, wie er die Fülle des „Angebotes" so mager ausgestattet sieht, und er schimpft ehrlich auf die baltische Flotte und die „Ost-Expedition," welche so viele „Angebote" vom Markte weg zu unproduktiver Arbeit weggeführt habe. Zugleich ist die Zahl der „Nachfragenden" ungewöhnlich groß, so daß die „Angebote" auf beiden Seiten, am Stärksten freilich auf der linken der Männer, gar kostbare Gesichter machen, als wollten sie gleich von vornherein zu verstehen geben: Denkt heuer nicht an Spottpreise. Wir sind gestiegen!

Nichts war amüsanter und origineller, als hier die Manipulationen der Sclavenmärkte Amerika's gegen freie Menschen practiciren zu sehen. Hier wandert mit kritischem Blick eine dicke Dame an der weiblichen Reihe entlang und macht offenbar phrenologische Studien, um mit Hülfe der Wissenschaft eine gute Wahl für die nächsten zwölf Monate ihres häuslichen Glücks zu treffen. Dort examiniren Andere wegen des Melkens, Butterns und Käsens, ob Nadelarbeit, Haarfrisirungskunst und Accoucheur-Wissenschaft für Kühe u. s. w. sich vereinigen. Dabei werden Arme und Taillen untersucht, Papiere examinirt, Preise geboten und verworfen, Unterhandlungen abgebrochen und geschlossen, als wenn es sich eben blos um Waaren handelte. Am Sclavenmarktartigsten benehmen sich die Männer. Dort befühlt Einer Arm- und Beinmuskeln eines Knechtes, untersucht seine Handgelenke und unterwirft ihn vom Kopfe bis zum Fuße der detaillirtesten Kritik, Alles mit einer Miene, der man die ernsteste, kaltblütigste Berechnung ansieht, wie viel Arbeitswerth er wohl aus dieser Sammlung von Muskeln und Knochen herausschlagen könne. Wie in allen Kaufgeschäften sucht der Kauflustige die Waare durch Aufzählung verschiedener Fehler zu entwerthen, während „die Waare" auf Vorzüge aufmerksam macht, die gar nicht mit Geld zu bezahlen seien. So rühmte sich zu meinem Farmer Einer, daß er mit den Pferden sprechen könne, wie Keiner auf dem ganzen Markte und dies eine Kunst sei, welche man mit auf die Welt bringen müsse, da sich das „Genie" dazu nicht erlernen lasse. Ein Mädchen, die er schon mit den Worten abgespeis't hatte: „Du tangst nichts, meine Liebe!" rief ihm nach, daß sie keinen Liebhaber halte, da der ihrige mit in den Krieg gegangen sei und sie warten wolle; da könne er lange suchen, ehe er solch' 'ne noch 'mal auf dem Markte fände.

Als mein Farmer rasch herum geforscht und sich von den durchgängig höhern „Marktpreisen" überzeugt hatte, entschloß er sich rasch zum Ankauf zweier Mädchen, denen er nach einiger Examination den Kaufschilling, das „Ernstgeld" (earnest-money) einhändigte, um mit größerer Gewissenhaftigkeit einen Knecht ausfindig zu machen. Als er einen nach seinen Ansprüchen gefunden, nahm er ihn mit in eine Schenke, um bei einem Glase Bier den Contract gewissenhaft abzuschließen. So wurde die Doppelreihe dünner und immer dünner, da die „Waaren" ziemlich rasch abgingen. Um ein Uhr war der Geschäftstheil zu Ende, denn die wenigen, welche dann noch übrig waren, verzettelten sich auch, um zum Nach-Markte wieder zu erscheinen, und inzwischen, so gut es ohne „Ernst-Geld" sich thun ließ, an den allgemeinen Volksbelustigungen Theil zu nehmen. Der Menschenmarkt wird nun die babylonische Vergnügungs-Messe. Die Clowns (Hanswürste) brüllen und grimassiren bemalt und bunt gestickt von bemalten Buttern in Gesellschaft bemalter und ausgestopfter Damen, die in dem Costüme ihrer Rolle auftreten; ein paar Dutzend Mißtöne aus Trompeten zerreißen das Ohr, ein paar Dutzend andere bereits heisere Stimmen appelliren gleichzeitig durch furchtbare Sprachtrompeten an sämmtliche „Lady's und Gentlemen" (d. h. das Gesinde, welches mit „Ernst-Geld" in der Tasche sich verkauft hat und nun die letzten Stunden der Freiheit mit vollen Zügen genießen will); Trommeln wirbeln und donnern, die große Pauke bombardirt, Cymbeln und Schalmeien, heisere Clarinetten, schnarrende Posaunen, gurgelnde Leierkasten, Ausrufer von Zwergen, Riesen und Mißgeburten, von Krokodilen, Meeres- und Landeswundern aller Zonen, von Ginger bread (eine Art Honigkuchen), Schwanen, geräucherten Fischen, Kaffee, Thee, Bier, Branntweinen, gerösteten Kartoffeln, gebratenen Würsten, Austern, Schnecken, Krebsen, Krabben und Seegarneelen (den beliebten „Shrimps"), von gelehrten „Schweinen" hinter kostbaren Vorhängen und Brettern, von großen Ritterschauspielen hinter zwanzigfarbiger Pappe, von Preis-Boxern, Schießständen (einen Penny der Schuß, wie fast Alles einen Penny kostet), von Wettrennen auf Esel- und Pferdeskeletten — alle diese Harmonien der Sphären umsäuseln immer gleichzeitig die tausendfach zerrissenen Sinne.

„Haben Sie je 'n Krokodil lebendig sehn?" krächzt mit furchtbarer Kraft eine schon in unausbesserliche Fetzen zerrissene Stimme dicht an meinem Ohre. „Ne, Sie thaten es nicht. Sehr wohl! Also hier ist eins. Hier herein, Lady's und Gentlemen!"

„Angelangt so eben,
Frisch und voller Leben
Ein ungeheures Krokodil,
Von den fernen Ufern des Nil."

Und nun geht die Trompete an seinen Mund, und aus ihr stürzt sich ein so diabolisches Gemisch von kreischender Höllenpein, daß ich die Flucht ergriff, als wäre das ungeheure Krokodil an meinen Hacken.

Aber nach allen Seiten kommt man aus der Scylla in die Charybdis, aus dem Regen in die Traufe. Jetzt brüllt Einer durch einen entsetzlichen Stockschnupfen von wahrem Verdienst für einen Penny in mein Ohr: „Wollen Sie wahres Verdienst sehen? Thun Sie's wollen? Wohlan denn, hier ist der Ort. Hier werden Sie sehen den Mann, der Steine zerbricht mit seiner bloßen Faust. Das ist's, was ich wahres Verdienst nenne. Sie werden sehen, wie er's thut. Das muß man sehen. Er wird 'n Stein von 40 Pfund Gewicht zerbrechen. Der Stein wird vor Ihren Augen gewogen. Keine Täuschung, wie in andern Geschäften. Sie werden's ihn thun sehen. Das ist reelles Verdienst, welches in diesem freien Lande immer gewürdigt wird. Er hat kein bemaltes Gesicht. Reelle Couleur! Wir verstecken uns nicht hinter ein Krokodil, wir zeigen reelles Verdienst. Der Held, der Steine bricht, von 40 Pfund Gewicht, mit der bloßen Faust, Lady's und Gentlemen, er wird nach der Krim gehen und die Civilisation rächen. Bedenken Sie ihn! Schätzen Sie wahres Verdienst! Achten Sie reelles Verdienst. Hier ist der Ort und blos einen Penny! Immer 'rein, Lady's und Gentlemen!"

Daneben steht ein Mann im Costüme Karl's I., wie er aufs Schaffot stieg, in Strumpfhosen, mit fliegendem Mantel, nach unten zugespitztem Kinnbart und Vandyke-Halskragen. Er preist mit Würde von seinen Verdiensten, die er sich seit zwanzig Jahren als „Professor der Toxicologie" (Lehre von den Giften) um die leidende Menschheit erworben. Sein Compagnon, buntscheckig von Unten bis Oben beschmiert, schüttelt unter verschiedenen Grimassen, welche die Wirkung der verschiedenen Sorten von Medicin, die er feil hat, andeuten mögen, seine Schellenkappe, und ist zugleich Cassirer, sogar auch Eigenthümer des ganzen Schwindels, wie er beiläufig erfuhr.

Und vertraut sich denn die Menge wirklich solchen öffentlichen Heilanden an? Und wie! Der Mann, und er hat eine Menge eben so glückliche Collegen, zählt alle Leiden der Menschheit auf und die einzig sichern Mittel dagegen, wie sie hier allein ächt und billig zu haben seien; und die Menge horcht und besinnt sich ein Weilchen und sieht Einen und wieder Einen kaufen, wobei Dieser und Jener Geschichten von wunderbaren Wirkungen gegen schreckliche Leiden aus der Apotheke dieses Wohlthäters der Menschheit

zu erzählen weiß, so daß Beispiel und Beweis keine Zweifel mehr übrig lassen, und der Hanswurst in der Schellenkappe seine Pillen und Flaschen los wird, wie Kirschkuchen. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß die Zeugen und Wundererzähler Helfershelfer in bäuerischer Verkleidung sind.

Durch alles Kreischen und Musiciren hindurch hatte ich fast während der ganzen Zeit ein sonderbares fernes Donnern und Brummen in verschiedenen Tönen vernommen, gleichsam eine Melodie in schnell aufeinander folgenden Kanonenschüssen. Mehrmals hatte ich versucht, den Tönen nachzugehen, war aber immer wieder durch Sehenswürdigkeiten und Menschenströme abgelenkt worden. Jetzt erhob sich die Kanonen-Symphonie ganz in meiner Nähe, so daß ich bald dahinter kam oder vielmehr davor stand. Genialer Musikus! An den Querbalken eines großen Thores hat der Virtuose durch eiserne Krampen etwa zwanzig Stück graues Eschenholz von verschiedener Dicke und Länge befestigt, so daß das Ganze wie eine Reihe Orgelpfeifen aussieht. Unten liegen eine Menge Spähne, woraus ich schließe, daß der Mann sein Brotmesser als Stimmgabel dieser hölzernen Orgelpfeifen gebraucht haben muß. Das Instrument, welches mit zwei tüchtigen, breiten Hämmern gespielt wird, dient einem Zauberer und Taschenspieler aus der alten Schule als Orchester. Er speit Feuer, verzehrt einen halben Centner Werg und speit dafür 1000 Ellen Band von verschiedener Farbe aus. Die Holzharmonika aber ist mir neu, wenigstens war Gusikow's Strohharmonika, die ich vor 15 bis 20 Jahren sah und hörte, eine Zusammenstellung von kleinen, trockenen Hölzern auf Stroh. Und soll ich gestehen, daß diese Musik des grünen Holzes sehr schön war? Sie hatte mich seit Stunden über den ganzen Markt und durch alle die bunten Scenen wie ein nie empfundener Zauber verfolgt. In der Nähe machte zwar die Vibration des großen Thores als Baß zu den hammerentlockten grünen Tönen zu viel Skandal, aber in der Ferne trat die Melodie immer reiner und geistiger hervor, selbst das Thorgepolter schien melodisch zu werden. Außerdem war es eine Orgel und eine Musik, die nicht naiver und genialer sein konnte. Beethovens Pastoral-Symphonie müßte sich sehr hübsch darauf spielen lassen.

Als ich meinen Farmer im Gasthause zum Mittagsessen aufsuchte, fand ich das rosengesichtige Milchmädchen schon mit ihrem Bündel bereit, mit uns nach ihrem neuen Bestimmungsorte abzufahren. Sie liebe die „Fiedel-Buden" nicht, meinte sie, auf welche Aeußerung der Farmer sie sehr belobend auf die frischen, runden Wangen klopfte. Diese „Fiedel-Buden" sind extemporirte Tanzsäle im Freien, mit Stangen und Leinewand umschlossene Rasenplätze, in welchen bis gegen Morgen gefiedelt, getanzt, getrunken, geliebt und manches Nasenbein entzweigeschlagen wird, Transactionen, die sich selbst charakterisiren, so daß wir uns nicht weiter dabei aufzuhalten brauchen.

Beim Essen hatten wir die herrlichste Aussicht in den offenen Rücken eines Markttheaters und so einen dramatischen Genuß, der gewiß selten vor dem Vorhange zu haben ist, vielleicht nicht einmal in der großen italienischen Oper, als die Königin von England mit ihrem ganzen Hofstaate und den Majestäten von Frankreich erschien und ein Platz in der Gallerie mit 20, eine Loge ersten Ranges aber mit mehr als 1000 Thalern (170 Guineen) bezahlt worden war. Wir sehen die dramatischen Helden und Heldinnen, die immer ein und dieselbe Vorstellung, und zwar jede Stunde dreimal, geben, in ihrem natürlichen Schalten und Walten, hören ihre natürliche Unterhaltung, ihre Wuth gegen benachbarte Concurrenten, die das Publikum weglocken, das Geschäft und den Kunstgeschmack verderben und daß man Mittel ausfindig machen müsse, um die wankelmüthige Masse stärker anzuziehen. Endlich stürzt sich der Unternehmer in Folge wahnsinnigen Beifalls und Gelächters, das die Menge vor ein benachbartes Theater zieht und sein „Haus" leert, in die Arme der Verzweiflung. Er schlägt sich mit beiden Händen vor die Stirn, windet sich im höchsten tragischen Pathos ganz natürlich und künstlerisch effectvoll, rauft sich das Haar und flucht in einem Englisch, das selbst mein Farmer nicht versteht und kein Lexikon deutet.

Aber sein „Bösewicht" rettet ihn. Dieser ergreift einen Besenstiel und stellt sich in die Positur des Löwen erschlagenden Herkules. Der Unternehmer klärt sich auf wie der Himmel nach einem Gewitter. Und als der Bösewicht auch die Stellung des „sterbenden Fechters" glücklich copirt, umarmt ihn der Director, küßt ihn und schreit und läuft wie besessen umher. Ein Junge läuft eilends mit einem Stück Geld in die Stadt hinein, der Bösewicht umwickelt den Besenstiel mit Stroh und Lappen und zieht dann weißen Kattun darüber, so daß die Keule bald fertig ist. Die Theater-Directrice kommt mit Nadel und Zwirn gelaufen und benäht den Bösewicht ebenfalls mit weißem Kattun, während der Director ihm die Muskeln in gigantischen Proportionen ausstopft. Kurz darauf kommt eine Schüssel voll Mehl und ein Becken voll Wasser. Der Bösewicht steckt seinen Kopf in das Wasser, dann in das Mehl, während ihm der Director Nacken und Hinterkopf bestreut und einreibt. Darauf kommt er in furchtbaren Sätzen zu unserm Wirth hereingesprungen und bittet ihn in leidenschaftlicher Gluth um seine Flinte. Er ist unwiderstehlich, bekommt das Gewehr und springt hinaus. Er pfropft einen doppelten Schuß hinein, instruirt mit funkelnden Augen alle seine Leute, die Blase-Instrumente und Sprachröhre haben, mustert den fertigen Herkules und schreitet gravitätisch an der Spitze seiner Trompeter hinaus auf die Bühne. Das Gewehr knallt, die Trompeten schmettern, die Sprachrohre brüllen. Man hört die Menge heranjauchzen. Jetzt springt Herkules hinaus und verrichtet alle imaginären Heldenthaten des griechischen Halbgottes, wie ich wenigstens aus dem Beifalljauchzen der Menge schließe.

Später sehen wir plötzlich die weiße lebendige Herkulesstatue neben dem in einen kohlpechschwarzen Russen verwandelten Director. Das Schwarze und Weiße neben einander rührte mich einerseits als gebornen Preußen, andrerseits war eine patriotische Scene zu erwarten, so daß ich mich eiligst unter die Zuschauer begab. So etwas von Jubel habe ich in meinem Leben nicht gesehen oder vernommen. Der über und über mit Mehl getränkte weiße Herkules klopfte den über und über mit Kohlenruß bestreuten Director und letzterer ersteren so aus, daß Schwarz und Weiß sich zu einem undurchsichtigen, niederträchtigen Grau mischten. Als Schwarz und Weiß der Personen wieder aus dem Gewölk sichtbar wurden, fand sich der Eine Schwarz auf Weiß, der Andere Weiß auf Schwarz so schrecklich eingerieben, daß man kaum noch unterscheiden konnte, welches die Grundfarbe gewesen. Jetzt begann der Kampf. Der ursprüngliche Schwarze lag bald niedergeschmettert. Herkules trat ihm mit dem einen Fuße auf den Kopf, mit dem andern auf einen weiter unten angebrachten Körpertheil, und schrie, die Keule schwingend: „Lady's and Gentlemen, das ist Rußland!" Mob und Mop brüllten patriotischen Beifall bis weit in die Ferne. Der Director zählte hernach eine furchtbare Masse großer Kupferstücke, welche ihm seine extemporirte patriotische Jahrmarktskunst zugeregnet hatte, mit einem Ausdrucke von Entzücken, das er der ganzen Gesellschaft aus einer großen Flasche „Gin," die er hatte füllen lassen, mittheilte.

Das ist ein Stück aus dem englischen Volksleben auf dem Lande, naiv, geschmacklos und gemüthlich, aber immer noch besser, als wie ich's von meiner halben Kutschendachloge neben meinem dicken Farmer im kaiserfestlichen London sah. Dichtgeknetete, zu einem unbeweglichen, klumpigen Teige zusammen gearbeitete Massen standen halbe Tage lang still und hölzern, um endlich durch den Anblick von einigen Kutschen und Reitern und betreßten Dienern belohnt zu werden, denn die beiden französischen Majestäten im zugemachten Wagen, auf deren Anblick es Millionen ankam, waren kaum den nächsten und schärfsten Augen hinter den Kutschenwänden theilweise und auf ein paar Secunden sichtbar. Der „Mop" hatte gleichsam das Motto: „Alles für das Volk und durch das Volk," selbst der Menschenhandel; der londoner „Mob" brachte in seinem millionenfachen Eifer, sich durch den Anblick der eigenen und der fremden Majestäten ein Vergnügen zu machen, blos seine eigene Bedeutungslosigkeit und Inhaltlosigkeit zu Markte.

Der „Mop" stellte sich als lustiger Markt für Kauf- und verkaufslustige Menschen dar, die ihren Vortheil darin fanden, sich zu verkaufen, der londoner „Mob" sah so aus, als könnte man ihn, ohne daß er's wollte oder nur merkte, verrathen und verkaufen.

Die Humanität in der Fabrik.

Die Humanität und die Fabrik sind zwei Dinge, die nach den bisherigen Erfahrungen nichts miteinander gemein haben. Um so überraschender wird es für unsere Leser sein, aus diesen Blättern zu vernehmen, daß auch unter dem Kohlendampfe der Fabrik die Blume der Humanität sich aufs Herrlichste entfalten kann. Was ein Pestalozzi, ein Fellenberg, ein Wehrli für die Erziehung der nothleidenden Jugend erdacht und gethan, das hat ein basler Seidenfabrikant fortgesponnen und in seine Fabrik verpflanzt, und zwar mit einer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, wie man sie nur bei ausgezeichneten Menschenfreunden findet, und mit einer Umsicht und Einsicht, die Zeugniß davon ablegen, daß der hochherzige Industrielle ebenso gut von der Bestimmung des Menschen durchdrungen, als er mit den veränderten socialen Verhältnissen der Gegenwart bis in ihre dunkelsten Falten vertraut ist.

Herr Richter-Linder ist einer der größten Seidenfabrikanten Basels. Schon seit einer Reihe von Jahren hat er sich mit dem Gedanken beschäftigt, auf welche Weise der immer zunehmenden Armuth am Wirksamsten entgegengesteuert werden könne. Was hierin der Staat thut, ist überall unzureichend, während die Privatwohlthätigkeit den Einzelnen auf Augenblicke den Hunger stillen kann, ohne die Armuth zu heben. Den Hungrigen blos speisen, den Nackten blos kleiden — damit ist dem Uebel noch nicht dauernd gewehrt: es kommt vielmehr darauf an, dessen Ursache zu kennen und dieselbe zu verstopfen. Diese gründliche Methode war es, die Herr Richter-Linder bei seinem edlen Bestreben leitete. Die Zerfahrenheit in allen unsern Verhältnissen, die nothwendige Folge des Uebergangs aus theilweise naturwidrigen zu naturgemäßeren Zuständen, haben erklärlicher Weise Uebel aller Art zu Tage gefördert, welche so vielfach das Aufblühen gedeihlicher Volkswohlfahrt im Keime ersticken mußten. Dieselben bestehen nach Herrn Richter-Linders Ansicht hauptsächlich in Trägheit, Gleichgültigkeit, Mangel an haushälterischem Sinn und Unkenntniß in der Führung eines Hauswesens. Freilich, wo solche Uebel bereits zur langen Macht der Gewohnheit herangewachsen sind und sich in Blut und Mark festgesetzt haben, da ist in der Regel wenig mehr dagegen auszurichten. Wehre man dagegen bei Zeiten jener bösen Macht, damit die verderblichsten Untugenden und die schlimmsten Laster nicht unsere nächsten Blutsverwandten werden. Herr Richter-Linder sah daher wohl ein, daß er sein Heilwerk bei der Jugend und zwar hauptsächlich bei dem weiblichen Geschlechte zu beginnen habe.

So entschloß er sich, für arme, verwaiste, verwahrloste oder sonst der Noth und dem Elend anheim gefallene Mädchen von 12 bis 15 Jahren sein Haus zu öffnen, dieselben durch eine Lehrerfamilie unterrichten und erziehen zu lassen; sie aber hauptsächlich an emsiges Arbeiten, Reinlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit zu gewöhnen und sonach dieselben einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen.

Daß die Richter'sche Erziehungs-Fabrik — welchen Ausdruck man buchstäblich und nicht bildlich zu nehmen bittet — nicht für die ganze Welt eröffnet sein konnte, versteht sich von selbst; um segensreich zu wirken, mußte sie sich einen gewissen Umkreis ziehen und sich an gewisse Grenzen halten. Sie hat ihre Begünstigung zunächst auf die Armen des benachbarten Kantons Baselland beschränkt und das dortige Armeninspektorat ersucht, die ärmsten und einer wahrhaft väterlichen Erziehung bedürftigsten Mädchen ausfindig zu machen, um sie in der Erziehungs-Fabrik unterbringen zu können. Der genannte Kanton hat in Betreff des Armenwesens 1853 auch ein Gesetz erlassen, das den humanen Bestrebungen des Herrn Richter-Linder recht gut zu Statten kommt. Dasselbe setzt fest, daß Aeltern, welche ihre Kinder beharrlich

1) vom Besuche der Schule abhalten oder dazu nicht anhalten,
2) zu schlechten Handlungen antreiben oder wissentlich solche dulden,
3) dem Bettel nachziehen lassen,
4) körperlich und sittlich verkümmern lassen, überhaupt die Erziehung derselben auffallend vernachlässigen — das Recht zur Erziehung ihrer Kinder verlieren und daß letztere können den Aeltern weggenommen werden.

Ein ähnliches Gesetz existirt bis jetzt noch in keinem Kanton der Schweiz und kaum in einem andern Staate.

Die Erziehungsanstalt in der Richter'schen Fabrik wurde vom 1. April 1853 mit 30 Pfleglingen eröffnet und seither von Monat zu Monat so erweitert, daß sie gegenwärtig 120 Mädchen zählt.

Machen wir derselben einen kurzen Besuch!

Wandert man zum Riehenthor hinaus aus Basel, so fällt der Blick zunächst auf die vielen und großen Gebäulichkeiten des badischen Bahnhofs, der hart an die hiesige Stadtmauer gebaut ist. Die Lokomotive, die seit einigen Monaten die deutschen Reisenden bis nach Basel bringt, hat dem östlichen Theil der Stadt neues Leben eingehaucht. Außerhalb des geräuschvollen badischen Bahnhofs weht uns aus dem freundlichen Wiesenthal die Luft ländlichen Stillebens entgegen. Wir gehen den Fußweg am Wiesenteich entlang. Schon nach einigen Minuten schaut uns ein stattliches Fabrikgebäude entgegen: es ist die Anstalt des Herrn Richter-Linder. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde gewandert sind, haben wir dieselbe erreicht. Sie liegt hart an dem Wiesenteich, mitten in grünen Wiesen, im Hintergrund von einem Wäldchen begrenzt, hinter welchem die Berberge des Schwarzwaldes in mannigfaltigen Gruppen emporsteigen. Nach Süden hin erblickt das Auge, über die Wiesenfläche hinweg, die Schweizerberge, nach Westen hin das Häuser-Chaos der Stadt Basel, die Dörfer des fruchtbaren Elsasses, bis in weiter Ferne der blaue Höhenzug der Vogesen dem Blicke eine Grenze setzt. Von den Gebäulichkeiten der Anstalt ragt die neuerbaute Fabrik gewaltig hervor. Es ist das Arbeitshaus der Mädchen. An den durch Wasser und nöthigenfalls durch Dampf getriebenen Maschinen lernen sie Seide putzen, doppeln, zwirnen, hatteln, winden u. s. w. Wöchentlich gehen wohl zwei Centner durch ihre Hände. Ebenen Fußes befindet sich das Schulzimmer und der Speisesaal, groß genug, um die 120 Zöglinge und die Angestellten bequem an dem Tische zu speisen. Zwölf Kühe, die Herr Richter in dem Oekonomiegebäude der Anstalt hält, liefern den Mädchen gesunde und nahrhafte Milchkost, große Vorräthe von Kartoffeln, Erbsen, Reis u. s. w. sind vorhanden, ein eigener Bäcker ist angestellt und aus der Stadt gehen wöchentlich zwei große Sendungen Fleisch in die Anstalt. Die Küche in der Nähe des Speisesaales ist auf das Trefflichste eingerichtet, — vermittelst eines Dampfapparates werden die Speisen gekocht. Daneben befindet sich das Waschhaus, gegenüber die Stube des Schusters und der Nähterin. Eine Badeanstalt ist ebenfalls über dem Teiche angebracht. Einige Schritte weiter steht das Wohnhaus, welches neben der Wohnung der Hausältern die Bäckerei und Schlafsäle umfaßt, wo je unter Aufsicht einer erwachsenen Person die Kinder meist einzeln, doch auch selbander schlafen. Einige Schritte weiter stehen Oekonomiegebäude, vorn an der Straße mit Scheunen und Stallungen das stattliche Haus des Lehnmannes.

Die Zöglinge der Anstalt sind, wie gesagt, in der Regel aus Baselland. Sie haben sich zu einem dreijährigen Bleiben in der Anstalt zu verpflichten, während welcher Zeit Herr Richter „dafür sorgen will, daß sie zu allem Guten angehalten und erzogen, besonders an Ordnung, Reinlichkeit und Fleiß gewöhnt werden." In der Fabrik werden sie unter Anleitung eines Webermeisters und mehrerer erwachsener Personen mit Seidenarbeit beschäftigt und wird vor allen Dingen darauf gehalten, daß sie in einem Berufe, der ihnen in dem industriereichen Basel und seiner Umgebung stets ein reichliches Auskommen gewährt, eine gewisse Tüchtigkeit erlangen. Ueberdies werden die Zöglinge zu häuslichen Arbeiten aller Art angeleitet; sie haben Ordnung zu halten in Speise- und Arbeitssälen, Schlafzimmern und Küche, Haus und Hof. Täglich wird ihnen Unterricht im Stricken und Flicken ertheilt. Wöchentlich erhalten sie sechs Stunden Schulunterricht und ein Geistlicher ertheilt außerdem den gesetzlichen Religions- und Confirmations-Unterricht. Beständig stehen sie unter Aufsicht und jeder Augenblick wird benutzt, um anziehend auf sie einzuwirken. Außer freier Wohnung, Wäsche, ärztlicher Hülfe, Unterricht und Erziehung erhält jeder Pflegling ohne Ausnahme nach Verlauf von drei Jahren noch die Summe von 300 Franken, wovon ihm einzig noch die Ausgaben für Kleidung, welche durchschnittlich 100 Franken

nicht übersteigen, abgezogen werden. Somit hätte das Kind nach Verfluß seines dreijährigen Aufenthalts in der Anstalt schon ein kleines Vermögen erworben, das ihm zum Sporn für Fleiß und Sparsamkeit dienen wird.

Außerdem kann es sich durch Wohlverhalten und ausdauernden Fleiß nebenbei noch ein hübsches Sümmchen erwerben. Es werden nämlich, um Emsigkeit und Arbeitstreue zu befördern, monatlich Prämien von 1 bis 5 Thlr. pro Kopf vertheilt und zur Verfügung der Zöglinge gestellt. Dadurch werden sie in den Stand gesetzt, den Pflichten gegen ihre bedürftigen Aeltern oder Verwandte nachzukommen, indem sie denselben von Zeit zu Zeit eine kleine Unterstützung verabfolgen dürfen. Auch ist ihnen gestattet, sich selber daraus etwas Nützliches anzuschaffen, sei es ein Kleidungsstück oder etwas zu ihrem Vergnügen u. s. w. — Ueberhaupt ist man darauf bedacht, durch Liebe und Freundlichkeit auf die Kinder einzuwirken; man läßt sie fühlen, daß sie nicht mehr die verachteten Bettelkinder von früher sein sollen, sondern Mädchen, aus denen etwas Tüchtiges werden soll. Eine solche Erziehungsmethode hebt ihr Selbstgefühl, verleiht ihnen Muth und Strebsamkeit.

Was die Hausordnung in der Anstalt anbetrifft, so ermahnt während des Sommers Morgens fünf Uhr die Hausglocke sämmtliches Personal, das Bett zu verlassen, sich zu waschen, anzuziehen und zur Arbeit anzuschicken, welche Schlag sechs Uhr beginnt. Eine Stunde später versammelt sich Alles im Speisesaal zum Frühstück, nach welchem eine kurze Betrachtung oder ein Gebet als Morgenandacht selbst, worauf die Arbeit fortgesetzt wird, bis um 12 Uhr die Glocke zum Mittagstisch ruft. Nach dem Essen haben die Kinder eine Stunde frei, während welcher dieselben sich durch Spiele oder Gesang unterhalten. Nachmittags um 4 Uhr wird das Abendbrot ausgetheilt und um 7 Uhr geht's zum Nachtessen, nach welchem die Abendandacht folgt. Nach derselben beginnt die Arbeitsschule, wo namentlich das so nöthige Flicken von Strümpfen und andern Kleidungsstücken gelehrt und geübt wird. Sehr häufig wird dieselbe durch Gesang, Vorlesen oder Belehrungen verschiedener Art gewürzt, bis sich um 9 Uhr Alles zur Ruhe begiebt. An schönen Abenden läßt man die Kinder die freie Natur genießen, wo sich das Auge weiden und das jugendliche Gemüth erholen kann. Ueberhaupt ist es ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug der Richter'schen Anstalt, daß sie sich im Freien befindet.

Das Kind, das auf dem Lande erzogen wird, wo es den Frühling in tausend Blumen emporsprossen sieht, in der reifen Kirsche den Sommer begrüßt, bei der schwellenden Traube sich des Herbstes freut und die künstlerischen Launen selbst des Winters an den Eisgebilden des Wasserfalls und den gepuderten Bäumen des Waldes bewundert — ein solches hat sehr wesentliche Vortheile vor demjenigen, das seine Erziehung in einer Stadt genießt.

Die Schulstunden der Anstalt finden im Laufe des Tages klassenweise und die Arbeiten in Küche und Haus abwechselnd statt. An Sonntagen geht die ganze Schaar der Zöglinge zur Kirche nach Basel. Wird man durch schlechte Witterung daran verhindert, so ersetzt eine religiöse Betrachtung zu Hause den öffentlichen Gottesdienst. An den Sonntagsnachmittagen werden bald da-, bald dorthin kleine Ausflüge gemacht, die Stoff genug zu reichlichem Genuß aller Art bieten. Und so ist denn in der Richter'schen Anstalt für die leibliche und geistige Erziehung der armen Kinder im Sinne ächter Humanität auf jede mögliche Weise gesorgt; sie ist eine Rettungsanstalt in der vollen Bedeutung dieses Ausdruckes.

Zu diesen hohen Wohlthaten der Armenerziehung hat sich Herr Richter-Linder in einen förmlichen Vertrag, der für jedes Kind geschlossen wird, verpflichtet. Dagegen muß sich jedes Kind, wie oben bemerkt, zu einem dreijährigen Aufenthalt in der Anstalt verpflichten. Wie steht's nun mit dem Halten der Bedingungen? Der letzte Bericht des baselandschaftlichen Armenvereins bemerkt ausdrücklich, daß Herr Richter fast in allen Punkten weit über sein Versprechen hinausgeht, abgesehen davon, daß die wenigsten Kinder die vertragsmäßige doppelte Bekleidung, wohl aber dafür sehr viele Untugenden, wie Krätze, Flechten u. s. w., die von einem unordentlichen, verwahrlosten Lebenswandel herrühren, in die Anstalt hineinschleppen und damit ihre Mitschüler oft vertreiben. Mitunter hat die Anstalt auch zu kämpfen gegen die schädlichen Einwirkungen schlechter Aeltern und Verwandten, bei Besuch der Kinder, die ihrer Obhut entrissen worden sind. Auch dauert es oft lange, bis ein solches armes Geschöpf, das früher arbeitslos in der fernen Welt herum vagirte, sich an Arbeit und Ordnung gewöhnt hat. Sollte aber das Eine oder Andere seinen jetzigen vollgedeckten Tisch mit dem früher gewöhnten Bettelbrot, sein reinliches warmes Bett mit dem frühern Lager in Scheune und Stall und sein anständiges Kleid mit den frühern Lumpen vertauschen oder wieder zu seinen unordentlichen Aeltern zurückkehren wollen — so ist durch das baselandschaftliche Armengesetz dafür gesorgt, daß der Flüchtling polizeilich seinem Besserungsorte wieder zurückgebracht wird.

Da die Anstalt erst vor kurzer Zeit in's Leben getreten ist, so kann von einem Erfolg im Großen noch nicht die Rede sein. Indeß sind die bisherigen Erfahrungen größtentheils erfreulicher Art. Das unordentliche Wesen, das einem Mädchen doppelt übel ansteht, verliert sich in der Erziehungs-Fabrik bald; in der Regel finden die Kinder Gefallen an der geordneten Lebensweise und kommen immer mehr zu den häuslichen Tugenden zurück. Manches kommt auch bei der Vergleichung seines frühern Elendes aus dem jetzigen Zustande von selbst dazu, seine Freude (besonders über die guten Betten) und seinen Dank auszusprechen. Und das ist wahrlich nichts Geringes, wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl so eigentlich aus den kläglichsten Verhältnissen herausgerissen, zum großen Theil geradezu vom Gassenbettel weggenommen worden ist und oft in einem schrecklichen Zustande die Verwahrlosung an Leib und Seele sich eingestellt hat. Wer die Richter'sche Fabrik besucht, wird sich über das muntere, heitere, gesunde Aussehen der Kinder gewiß innigst freuen und die Ueberzeugung mit sich fortnehmen: sie sind versorgt an Leib und Seele!

Die Grundregel aller Erziehung ist auch hier zur Basis genommen: Gewöhnung zum Guten, damit Kräftigung des Willens, Hebung des Ehr- und Selbstgefühls bei allseitiger Bildung der geistigen und körperlichen Kräfte, schließlich mit specieller Rücksicht auf den künftigen Beruf. Insbesondere mag — wie dies der oben angeführte Bericht andeutet — die Verwirklichung der Ideen des Herrn Richter nach zwei Seiten hin von großer Bedeutung sein. Einerseits übernimmt hier der Fabrikant mehr als blos die Sorge für das tägliche Brot der Arbeiter. Zwar geschieht das auch in vielen andern Häusern und oft in sehr bedeutendem Maße, allein mehr auf dem Wege wohlthätiger Unterstützung, während es hier in den Geschäftsgang förmlich aufgenommen ist. Andererseits ist hier die Frage der Anstalt nach Erwerbung an Subsistenzmitteln von einer anderen Seite angefaßt als es gewöhnlich geschieht. Während sonst ähnliche Anstalten die Erziehung als Erstes voransetzen und noch so viel Arbeit (an Industrie oder Landwirthschaft) hinzufügen, als möglich, geht Herr Richter nun vom Momente der Arbeit aus, und will, sofern die Subsistenz gesichert ist, durch die Arbeit üben und dieselbe hierauf in Schule und allerlei Belehrung, so viel die gewöhnliche Erziehung fordert, hereinziehen.

Die Idee, welche dem Unternehmen des Herrn Richter zu Grunde liegt, verdient gewiß in hohem Grade die Beachtung der Industriellen. Herr Richter möchte nämlich, so viel an ihm liegt, durch seine Anstalt jenem nur allzu häufig vorkommenden Uebelstande begegnen, der sich darin zeigt, daß gewesene Fabrikarbeiterinnen so selten im Stande sind, als Hausfrauen und Hausmütter ihre Stelle auszufüllen, aus dem Grunde nicht, weil das Fabrikleben und die Fabrikarbeit nur in sehr unvollkommener Weise für das häusliche Leben und die Führung eines Hauswesens vorbereitet. Mag seine hochherzige Idee die verdiente Nachahmung finden!

Blätter und Blüthen.

Die letzten Stunden berühmter Menschen. „Sterben ist ein philosophischer Akt," sagte Friedrich Schlegel in der Zeit, als er noch in voller Jugendkraft mit seinem Bruder Wilhelm gegen die Vorurtheile der Welt ankämpfte. Viele werden freilich auch jetzt noch dagegen opponiren und behaupten, es sei ein religiöser Akt. Jedenfalls wird man indessen nicht in Abrede stellen können, daß es vor Allem ein natürlicher Akt ist, und daß man Unrecht hat, ihn mit solchen Schrecken zu umgeben, wie es vielfach die Fanatiker des Pietismus gethan haben. Der Tod ist der letzte Tribut, den wir der Natur abzutragen haben, und geistig starke Menschen haben ihn fast durchweg mit der größten Seelenruhe ertragen. Der Gleichmuth, mit dem die philosophisch gebildeten Menschen des Alterthums dem Tod in's Auge sahen oder wie sie ihn selbst herbeiführten, wenn die Umstände dies erforderten, ist wahrlich nicht geringer zu schätzen, als die Begeisterung, mit der die Christen ihre Seelen Gott oder ihrem Heilande empfahlen, oder die an Unsinn grenzende Glut, mit den die Anhänger Mohamed's ihrem Paradiese zueilten.

In den letzten Stunden, welche kräftige Menschen durchleben, faßt sich gewöhnlich ihre Geisteskraft noch einmal in ihrer ganzen Energie zusammen, und sie sprechen Worte aus, die als das Stichwort ihres ganzen Lebens zu betrachten sind. Ebenso ist der Abschied vom Leben für die schwankenden, wie für die heuchlerischen und lügenhaften Charaktere häufig ein Prüfstein, der ihre Schwächen und ihre Hohlheit offen zu Tage legt. Vor dem Tode vermögen nur Wenige ihre Schlechtigkeit zu verbergen, und wenn sie auch bis dahin ihr Leben in lauter Trug und Lüge verbracht haben, so bekennen sie in ihrer letzten Stunde, was sie an der Menschheit gesündigt haben, denn nur, wer kräftig und wahr gelebt hat, kann auch die Kraft besitzen, dem Tod muthig in's Auge zu sehen. Am Kräftigsten haben sich in dieser Beziehung stets die Gelehrten, Dichter und Künstler der neuern Zeit bewiesen, und ihre letzten Stunden liefern daher ebenso wie ihr Leben und Wirken den Beweis, daß das Wissen und die freie Erkenntniß den Menschen am Freiesten macht und daher das höchste Ziel seines Strebens zu büßen hat.

Es ist interessant, eine Vergleichung dieser Erscheinung mit andern zusammen zu stellen, und ich will daher versuchen, einige Zeugnisse darüber mitzutheilen.

Als Alfieri seinem Ende nahte, glaubte er einen Priester zu sehen und bat ihn, ein anderes Mal wiederzukommen. Als darauf am nächsten Morgen wirklich ein Priester erschien, sagte er zu seiner Umgebung, sie möge die Gräfin Albany rufen, er habe dieser noch etwas zu sagen und nur noch wenige Augenblicke zu leben. Als die Gräfin kam, rief er ihr zu: „Reiche mir die Hand, theure Freundin, ich sterbe!" — Damit war er todt. — Als der Mathematiker de Lagny schon halb bewußtlos auf dem Todtenbette lag, wollte einer seiner Freunde versuchen, ob er noch die Kraft habe, sich aufzuraffen und fragte ihn nach der Quadratzahl von 12. — „144," rief der Mathematiker und starb. — Der französische Grammatiker Bonhours starb mit den Worten: „Je vas ou je vais mourir," man kann beides sagen. — Als Malherbes im Sterben lag, rief er seiner Wärterin zu, sie möge nicht so viel Sprachfehler machen, und als sein Beichtvater ihm von dem ewigen Leben sprach, sagte er zu ihm: „Haltet Euren Mund. Wenn Ihr in so schlechtem Französisch von dem ewigen Leben sprecht, kann ich nicht daran denken."

La Mothe le Bayer, einer der eifrigsten Ethnographen seiner Zeit, rief seinem Freunde Berrier, einem berühmten Reisenden, als dieser an sein Bett trat, zu: „Nun, mein Freund, was giebt's Neues vom Großmogul?" und starb. — Als der berühmte Satyriker Scarron im Sterben lag, sagte er zu den Umstehenden, zu denen auch seine ehemalige Frau, Madame de Maintenon, die Maitresse Ludwig's XIV. gehörte: „Ihr könnt nicht so viel um mich weinen, lieben Kinder, als ich Euch lachen gemacht habe!" — Als man Pope damit trösten wollte, daß so viel Symptome zu seiner Besserung vorhanden seien, rief er aus: „Ja, ich sterbe an Euren hundert guten Symptomen!" — Als Rousseau im Sterben lag, rief er seiner Frau zu, sie möge das Fenster öffnen, damit er das herrliche Naturschauspiel genießen könne. — Goethe starb mit den schönen vielbedeutenden Worten: ‚Mehr Licht!" — Newton starb, indem er seine Uhr aufzog und der schweizer Naturforscher Albrecht von Haller sagte, indem er sterbend seinen Puls befühlte: „Die Arterie hört auf zu schlagen." — Klopstock recitirte in seinen letzten Augenblicken die Verse über den Tod der Maria aus seiner Messiade.

Beethoven sang, als es mit ihm zu Ende ging, die Verse aus seiner Hymne an die Freude: „Brüder, überm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen." — Mozart ließ sich von seiner Tochter die Hymne der Maria aus seinem Requiem vorspielen, und hauchte mit deren letzten Tönen auch seinen Geist aus. — Haydn lag gerade im Sterben, als die Franzosen Wien bombardirten und dicht bei seinem Hause in Schönbrunn 1800 Kanonenschüsse abfeuerten. Seine beiden Diener waren voll Angst. „Was fürchtet Ihr Euch?" rief der alte Mann aus. „Wo Haydn weilt, kann kein Unglück geschehen." Dann sang er: Gott erhalte Franz den Kaiser, und verschied. — Frau von Staël sagte sterbend zu Chateaubriand: „Ich habe Gott, meinem Vater und meinem Vaterlande gedient." — Die berühmte Frau Roland schrieb im Gefängnisse, als sie zum Tode verurtheilt war, noch ihre Memoiren, und als sie auf dem Schaffott stand, sagte sie: „Freiheit, wie viel Verbrechen werden in deinem Namen begangen!" — Als Thomas Morus das Schaffot bestiegen hatte, sagte er lächelnd zu seinen Begleitern: „Ich danke Euch dafür, daß ich so gut heraufgekommen bin, wie ich herunterkomme, dafür laßt mich nur selbst sorgen." — Walter Raleigh, der berühmte Seefahrer, den Jacob II. zum Tode verurtheilen ließ, nachdem er ihn 12 Jahre im Tower gefangen gehalten, nahm auf dem Schaffott die Art des Scharfrichters in die Hand und sagte: „Das ist eine scharfe Medicin, die für alle Uebel gut ist." Als man ihn fragte, ob er sein Haupt selbst auf den Block legen wolle, erwiederte er: „Wenn das Herz recht ist, ist es gleich, wo der Kopf liegt." Dann gab er selbst das Zeichen zu dem Todesstreich. — Auch Karl I. starb nicht ohne Muth. „Ich fürchte den Tod nicht," sagte er, „er hat für mich nichts Schreckliches." — König Friedrich von Dänemark rief in seinen letzten Augenblicken aus: „Es ist ein großer Trost für mich in meiner letzten Stunde, daß ich wissentlich Niemand beleidigt habe und daß kein Tropfen Blut an meinen Händen klebt." — Nicht die kräftigste Rolle in der Sterbestunde spielen die Kardinäle, welche zu weltlicher Macht gelangt sind. Als der Kardinal Beaufort starb, den man beschuldigte, den Herzog von Gloucester ermordet zu haben, rief er aus: „Muß ich denn sterben, können alle Reichthümer mich nicht retten, läßt sich der Tod nicht bestechen?" — Als Kardinal Wolsey seinen Tod nahen fühlte, sagte er: „Wenn ich Gott so gedient hätte, wie dem Könige, würde mich dieser nicht im Alter preisgegeben haben. Mir geschieht Recht. Master Kingston," rief er sodann dem Gouverneur des Tower zu, „sagt dem Könige, ich beschwöre ihn in Gottes Namen, daß er die verderbliche Sekte der Lutheraner ausrotte." Dann sprach er von den Hussiten und von Wiclef. Seine Augen flammten. „Wenn der König die Ketzerei duldet," rief er, „so wird Gott ihm die Krone nehmen, Unheil wird auf Unheil folgen und das Land zu Grunde gehen. Vergeßt es nicht, ihm das zu sagen. Wenn ich todt bin, wird er meine Worte besser beherzigen." — Der Kardinal Mazarin sagte sterbend: „O meine arme Seele, was wird aus dir werden, wohin wirst du gehen?" — Auch die Königin Elisabeth starb sehr verzagt. „All' meine Besitzthümer gäbe ich für einen Augenblick Zeit," rief sie aus. — Als die Herzogin von Nottingham, die daran schuld war, daß der Graf Essex sich nicht mehr an die Königin wenden konnte, im Sterben lag, bat Elisabeth die Grausamkeit, ihr zu sagen: „Gott mag Euch vergeben, ich kann es nicht." — Als Tasso, dessen Geisteskräfte durch Wahnsinn gebrochen waren, im Sterben lag, sagte er zu dem Kardinal Cynthio, er möge alle seine Werke verbrennen, besonders aber das befreite Jerusalem.

Die meisten bedeutenden Staatsmänner und Kriegshelden der neuern Zeit sind muthig und selbstbewußt gestorben. — „Sagt Collingwood, er soll die Flotte vor Anker gehen lassen," waren Nelsons letzte Worte. — Napoleon rief sterbend aus: „Tête d'armée!" — Friedrich der Große, als er sich an seinem Lebensende im Garten von Sans-souci sonnte, sagte, indem er in die Sonne blickte: „Bald werde ich dir näher sein!" — Jefferson's letzte Worte, die er gerade fünfzig Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung aussprach, waren: „Ich vermache meine Seele Gott und meine Tochter meinem Vaterlande." — John Adams starb mit den schönen Worten: „Unabhängigkeit für immer!" — Washington schied mit den Worten: „Es ist wohlgethan." — Als vor einigen Wochen Lammenais starb, erzählten die Zeitungen, daß er in der letzten Stunde jeden Beistand abgelehnt und verordnet habe, daß sein Leichenbegängniß nicht anders als das des ärmsten Mannes sein sollte. Und so geschah es auch. Aber Tausende hatten sich versammelt, ihm das letzte Geleit zu geben. Die Polizei hielt sie zurück, und Gensd'armen trugen den am Freiesten gesinnten Mann Frankreichs zu Grabe! Eine brennende Satire auf die jetzigen Zustände Frankreichs.

Literarisches. Auch Alfred Meißner ist unter die Novellisten gegangen und wird nächstens einen zweibändigen Roman: Der Pfarrer von Grafenried, eine deutsche Lebensgeschichte, veröffentlichen. Bei Meißner's glänzendem Style läßt sich wenigstens nach dieser Richtung hin schon etwas Gutes erwarten. Von Ida von Düringsfeld erscheint nächstens: Clotilde, die Geschichte zweier Herzen, und von Emma Niendorf, ein Buch über London — wahrscheinlich, um einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen.

Allgemeiner Briefkasten.

H. G. in Kiel. Danken sehr, können aber weder von der Prosa noch von der Poesie Gebrauch machen.

S. in Laibach. Sie wünschen, daß die Gartenlaube zwei Mal wöchentlich erscheinen und bei erhöhtem Preise noch mehr Text als bisher liefern möge. Sie glauben damit den Wunsch vieler unserer Leser auszusprechen. Allerdings häuft sich der interessante Stoff in so großer Menge, daß wir ihn kaum noch bewältigen können. Doch hat in dieser Frage das Publikum eine Hauptstimme.

Der Leserin in Curland. Ihrem Wunsche sind wir bereits durch die Karte der Krim in Nr. 12 nachgekommen.

Br. in S—n. Der „Birnbaum," sehr hübsch, aber viel zu lang.

Im Verlage des Magazins für Literatur ist erschienen:

Wasser thuts freilich.

Von **J. H. Rausse.**

Naturgemäße Krankheits- und Heilungslehre.

Vierte Aufl. 2 Thle. geh. 1 Thlr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 19. 1855.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber: Ernst Keil.

Mittwoch 1 M 15 Ngr. Durch die Postanstalten und Buchhandlungen vierteljährlich für 12½ Ngr. zu beziehen.

Schwarz Weißhart.

Von Ida von Düringsfeld.

Aus Nürnberg's Zeit lebendiger Mark.

Im Jahre 1514 – seit 16 Jahren eine Hauptmacht auf Land gesetzt zum Schutz Italiens gebracht. Es war ein schöner, Mailänder Gebiet, bei der Stadt Novara, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, und Alles ging gut, bis sie sich in Folge ihrer Siege zu sicher fühlten, und, ohne Vorsicht, in Reih und Glied, ohne Wachen und Kundschaft zu stellen.

Da kam ihnen der Herzog von Lothringen, Ferdinand's Bruder, mit einem starken Heere, das er in seinen Diensten hatte, und überfiel sie, und verbreitete solche Furcht und Schrecken, daß sie Alle, ohne Ausnahme, die Flucht ergriffen, und ihr Lager, mit allen Waffen, Geschützen und Vorräthen, im Stich ließen.

Die meisten der Deutschen – 18 – 20 Fußknechte und Reisige – kamen in Novara um, und 4 – 5 Fähnlein wurden gefangen, und unter diesen auch das des armen Schwarz, von Nürnberg.

Weil es nun bei Nürnberg so Brauch gehabt, keiner mit der Fahne heimkommen sollte, der sie nicht mit Ehren getragen, und weil Schwarz, wie Alle wußten, sie nicht verlassen hatte, sondern mit ihr verloren war, so wurde ihm nach der Heimkehr nichts zu Leid gethan, sondern er ward, wie vorher, in Ehren gehalten, und Jedermann sah ihn gern, weil er ein frischer, fröhlicher Kriegsmann war, der gern Kurzweil trieb, und Jedermann gern mit ihm zusammen war.

Er war ein Bürgerssohn von Nürnberg, und hatte, wie es damals Brauch war, sich in seiner Jugend dem Kriegshandwerk gewidmet, und war, wie Viele, in Kaiser Maximilian's Dienste gekommen, und hatte ihn, wie so manche Andere auch, in Italien begleitet. Dort hatte er sich, wie es damals Brauch war, in Kriegsdienste begeben, und war, wie Viele, in Italien geblieben, weil es in Deutschland keine Kriege gab, und weil er, wie Viele, keine, als daheim, Arbeit in Handwerken, und eben so wenig Lust hatte, sich in Handel und Wandel zu begeben, wie es auch Viele thaten, die nicht Lust hatten, Arbeit zu thun, und wie es täglich vorkommen kann.

Er war ein Bursche, wie Viele, und hatte Viele seines Gleichen.

Weil nun Schwarzweißhart so gethan, wie sich's für sich hatte, und weil er sich, wie Viele, in Italien gut gehalten, und weil er, wie Viele, eine Verwundung davongetragen hatte, so ward ihm

Nachdruck verboten.

Jedermann gut, und Jedermann hatte ihn gern, und Jedermann sah ihn gern, und Jedermann war gut mit ihm, und Jedermann war gut mit ihm, und Jedermann sah ihn gern, und Jedermann hatte ihn gern

preußische Regierung an die russische verkaufe und diese wieder an ihre Unterthanen mit Profit ablasse, und das so von den russischen Unterthanen nochmals mit einem Profit, und dennoch doppelt billiger, in das Land, aus dem es ursprünglich gekommen, zurückverkauft werden könne. Ob es wahr ist, müssen die Leute wissen, und die Nationalökonomen und die Regierung. Ein Anderes, das gleichfalls aus Rußland nicht nach Preußen kommen darf, brauchen die Leute hier zwar nicht, aber desto mehr bedarf man seiner in Rußland. Das sind die Russen selbst, die man — durch die Regierung — alljährlich zum Kriegsdienste einfängt und in die Montur steckt.

Wer will es den Unglücklichen verdenken, wenn sie sich zu retten suchen? Die preußische Grenze ist so nahe, der Grenzgraben so schmal, der Grenzwall so niedrig. Der Grenzkosack ist leicht zu täuschen, leichter zu überwältigen, noch leichter zu bestechen. Ein Satz, ein Sprung, und man ist gerettet in dem Lande der — Freiheit und Civilisation! Aber dieses Land der Civilisation hat einen Kartellvertrag mit Rußland geschlossen und garantirt diesem die militärische Sklaverei seiner Unterthanen.

Schmuggel, Grenzexcesse, Kampf und Blutvergießen, das sind die Bestandtheile des Verkehrs an der russisch-preußischen Grenze.

Das einzige Schöne, was ich, nach Hübner's Zeitungslexikon, in Ragnit hatte finden sollen, fand ich nicht. Das herrliche Comthurschloß der deutschen Herren war nur noch eine Ruine. Am 3. August 1829 schon war es abgebrannt, am Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm III. Es war das auch eine sonderbare Geschichte, die ich ein ander Mal erzählen werde. Und die Ruine des herrlichen Schlosses war nicht einmal schön. Die weiten, hohen und ungeheuer dicken und starken Mauern des äußerlich zerstörten Gebäudes umfaßten ein Zuchthaus und die Gefängnisse der Kreisjustizcommission. Diese Gefängnisse waren überfüllt mit den Verbrechern der Grenze und der Grenzbezirke, aus Rußland wie aus Preußen.

Ueber anderthalb Hundert Untersuchungsgefangene saßen allein in den Gefängnissen der Kreisjustizcommission zu Ragnit, als ich mein Amt dort antrat. Alle warteten auf ihr Erkenntniß, das sie der Strafe oder der Freiheit zuführen, dem Zuchthause, Manche dem Henker oder wieder den Ihrigen, der Liebe und der Freude, freilich oft auch dem Jammer zerstörten Familienglückes, oder neuer Verbrechen überliefern sollte. Nicht Wenige warteten schon seit Jahren. In den Gerichtszimmern der Kreisjustizcommission warteten so die zahllosen, voll und dick geschriebenen Untersuchungsakten auf ihre Beendigung, um demnächst an das Oberlandesgericht zu Insterburg zum Spruch versandt zu werden. Wie Vieles aber war noch darin zu thun, bis sie beendigt und zum Spruch eingeschickt werden konnten. Mein Vorgänger hatte vermöge seiner Kränklichkeit mit Energie nicht eingreifen können. Dessen Vorgänger, früher ein Inquirent von der seltensten Befähigung und juristischer wie moralischer Tüchtigkeit, war in seinen alten Tagen völlig jenem Stumpfsinn verfallen, den man bei den ältern Dienern, gerade der preußischen Bureaukratie, so häufig antrifft; dabei aber auch jenem gleichen preußischen Beamteneigensinn, der nicht von seinem Posten weichen will. Die vorgesetzten Behörden hatten ihm junge Leute — Referendarien — zur Aushülfe geben müssen, die vielfach mit dem alten Manne spielten. Dabei war auch das zweite Mitglied der Kreisjustizcommission ein an Geist und Körper schwächlicher, kränklicher Mann. Kein Wunder, daß sich überall Rückstände in den Arbeiten fanden, daß die Akten sich gehäuft und die Gefängnisse sich überfüllt hatten. Indeß die Arbeit mußte bewältigt werden.

Unter den Gefangenen, die mir sogleich beim ersten Besuche der Gefängnisse am Meisten auffielen, war ein Jude, der mir als Schlom Weißbart benannt wurde. Er war in einem der tiefsten Keller des alten deutschen Herrenschlosses eingesperrt, einem Raume mit so dicken und festen Mauern und so schmalen und engen und durch schwere eiserne Stangen vergitterten Fenstern, daß an ein Entweichen aus diesem Gefängnisse gar nicht zu denken war. Er saß dort in Gesellschaft blos der schwersten Verbrecher, nur Räuber und Mörder, die man gerade hier, in der sichersten von allen Gefängnißzellen, zusammengebracht hatte. Er war dort der einzige Jude unter lauter Christen. Er war ein Mann von mittlerem Alter — vielleicht nahe an den Vierzigern — und von mittlerer Größe. Sein Gliederbau schien von mehr als gewöhnlicher Kraft zu sein. Seine Bewegungen verriethen es; es zeigte sich noch mehr, wenn der weite Pelz, den er trug, sich zufällig öffnete. Höchst interessant war sein Gesicht. Der Blick blieb unwillkürlich darauf haften; er verweilte mit Neugier darauf, ob auch mit Wohlgefallen oder aber mit innerer Wegwendung, darüber konnte man mit sich selbst nicht einig werden; desto größer war vielleicht gerade deshalb Interesse und Neugier. Der Schnitt des Gesichtes war völlig orientalisch, aber es war nur der feine orientalische Schnitt; die Nase lang und nur wenig gebogen, die Lippen nur wenig aufgeworfen, die Stirn hoch, die Augenbrauen stark und gewölbt, die Augen groß und rabenschwarz. Rabenschwarz und glänzend auch das Haar. Dagegen schneeweiß aber dicht und lang der Bart, der den unteren Theil des Gesichtes bedeckte. Das Gesicht war eingefallen; die Farbe war blaß, aber beides nicht so sehr, um ihm das Aussehen der Kränklichkeit oder Schwäche zu geben.

Auf den ersten Anblick fühlte man den Eindruck eines klaren, ruhigen, etwas melancholischen und beinahe edlen Gesichts. Sah man aber tiefer in das große schwarze Auge, so gewahrte man darin ein scheues, lauerndes Wesen, und man glaubte tief im Hintergrunde Hinterlist und Falschheit, jedenfalls Verschmitztheit zu sehen. Beachtete man den Mann genauer und länger, so sah man die Lippen manchmal plötzlich weiter vorgeworfen, wie unwillkürlich aufgezuckt, und dann heftig, fast gewaltsam zusammengekniffen, und wenn man dann schnell ihm wieder in die Augen blickte und das dunkle Aufblitzen in ihrem tiefsten Grunde mit dem gewaltsam zusammengekniffenen Munde verglich, so konnte man sich kaum des Gedankens erwehren, daß so ein Mensch aussehen müsse, der sich eben die Scene eines Mordes, den er verübt, in das Gedächtniß zurückrufe, oder dem plötzlich Gedanke und Plan eines zu verübenden Mordes ergreife und beschäftige. Das war Blutgier, Mordlust, was hier zuckte und blitzte.

Mein Vorgänger mußte mir die Geschäfte der Kreisjustizcommission übergeben. Dazu gehörte auch die Ueberweisung der Gefängnisse. Wir Beide besuchten gemeinschaftlich jede einzelne Gefängnißzelle, gefolgt von den Gefängnißbeamten und litthauischen und einem polnischen Dolmetscher. Mein Vorgänger bezeichnete mich den Gefangenen als seinen Nachfolger; ich trat darauf an jeden einzelnen Gefangenen heran und fragte ihn, ob er Klage über seine bisherige Behandlung in der Untersuchung und im Gefängnisse habe; er habe sie jetzt anzubringen. Mit den der deutschen Sprache Unkundigen wurde durch die Dolmetscher verhandelt. Nur wenige brachten Klagen vor. Was sie zurückhielt, zeigte der scheue Blick auf die anwesenden Gefängnißbeamten. Ich machte später meine Besuche stets ohne diese.

Zu jenen Wenigen gehörte Schlom Weißbart. Ich hatte ihn, eben weil er mir gleich bei meinem Eintreten aufgefallen war, schon vorher beobachtet, ehe ich in der Reihe des Fragens zu ihm kam. Er hatte vollkommen ruhig dagestanden. In dem Augenblick, als ich mich von seinem Nachbar zu ihm wandte, zuckte es heftig in seinem Gesichte. Sein Auge überflog die Beamten, die hinter mir standen. Die Lippen biß er zusammen. Ich sah zum ersten Male an ihm jenen unheimlichen Ausdruck. Aber kaum eine halbe Sekunde lang. Sein Wesen veränderte sich plötzlich in anderer Weise. Das Auge blieb unruhig, aber es nahm einen freundlichen Ausdruck an. Die Lippen öffneten sich, aber wie zu einer demüthigen Bitte. So beugte er, als ich unterdeß ganz vor ihn getreten war, seinen Körper tief vor mir nieder, mit einer Bewegung seiner Hände, als wenn er den Saum meines Rockes fassen und seinen Mund darauf drücken wolle.

Ich sollte ein solches hündisch-freundlich kriechendes Benehmen von russischen und polnischen Bündeljuden, aber auch Christen, später noch oft kennen lernen in seiner ganzen widerlichen Weise.

Ich trat entrüstet zurück, doppelt entrüstet durch den Kontrast dieses Betragens und jenes Aussehens des Mannes.

In strengem Tone richtete ich meine erste Frage an ihn: „Wie heißt Ihr?"

Er hatte rasch seinen Körper aufgerichtet. Sein Auge stach durchbohrend in das meinige; aber nur während des Aufrichtens. Gleich darauf blickte es mich wieder freundlich bittend an, zwar noch unruhig, aber nicht kriechend.

„Ich heiße Schlom," antwortete er bescheiden, in dem tief gurgelnden, schnellen Tone, in welchem die Handelsjuden an jener Grenze das Deutsche sprechen.

„Wie weiter?"

„Schlom. Mein Vater hieß Aaron."

„Ihr führt nur den Namen Schlom?"

„Nur diesen, Herr."

Mein Vorgänger erläuterte: „In Rußland, wenigstens hier an der Grenze, führen die Juden selten einen Familiennamen. In den Acten heißt dieser Jude übrigens Schlom Weißbart. So nennen ihn auch seine Genossen nach seinem weißen Barte. Er wird dadurch unterschieden von einem anderen, eben so gefährlichen Verbrecher, der mit ihm aus demselben Orte ist, auch Schlom heißt und mit ihm die größte Aehnlichkeit hat, nur daß er einen schwarzen Bart trägt, und der daher Schlom Schwarzbart genannt wird."

Ich wandte mich wieder zu dem Juden. Ich begegnete noch dem letzten Verfliegen eines listigen, höhnischen Lächelns in seinem Gesichte. „Woher seid Ihr?"

„Aus Russisch-Neustadt."

„Welches Verbrechens seid Ihr angeklagt?"

Seine Freundlichkeit und Bescheidenheit gingen plötzlich in Heftigkeit über. „Gar keines, gar keines Verbrechens, Herr Kreisjustizrath. Ich bin unschuldig, völlig unschuldig."

„Ich frage Euch nicht," erwiederte ich ihm, „wessen Verbrechens Ihr schuldig, sondern wessen Ihr angeklagt seid?"

„Gar keines, gar keines, Herr Kreisjustizrath. Man kann mir nichts beweisen, man kann mir nichts vorwerfen, nichts, nichts."

„Die gewöhnliche Sprache aller Verbrecher," nahm mein Amtsvorgänger das Wort. „Jeder will unschuldig sein."

„Aber, Herr, Herr —" rief der Jude heftiger, lauter, und in seiner Heftigkeit mehr und mehr in die gewöhnliche jüdische Redensweise fallend. „Den Andern kann man doch werfen etwas vor. Man kann ihnen nennen ein Verbrechen, das sie sollen haben begangen. Nennen Sie mir eins. Habe ich gestohlen, habe ich gemordet, habe ich begangen einen Raub? Nicht Sie haben gekonnt, es mir sagen, nicht die Herren Referendarien, Gott stehe mir bei, diese Herren."

Die Bemerkung des Juden war wichtig. Keiner von den Gefangenen, die ich bisher gefragt, hatte sich eines Verbrechens schuldig bekannt; aber Alle hatten ein bestimmtes Verbrechen, dessen man sie anklagte, zu benennen gewußt. Eine gewisse Verlegenheit in den Gesichtern der Beamten zeigte mir auch, daß außer der Beantwortung des Juden noch etwas Anderes richtig oder vielmehr nicht richtig sein müsse.

Ich unterbrach diesen. „Ruhig, Mann! Beantwortet mir meine weiteren Fragen, aber ohne Heftigkeit."

Er verbeugte sich tief und demüthig, und stand dann völlig ruhig vor mir. Es war ein wildes Wesen in dem Manne, aber eine eiserne Gewalt, die es zu beherrschen wußte.

„Wie lange seid Ihr hier in dem Gefängnisse?"

„Vor drei Tagen ist es geworden ein Jahr und drei Monate."

„Habt Ihr Klage über Eure bisherige Behandlung zu führen?"

„Ich bitte, Herr, daß Sie mich bald verhören."

„Das wird geschehen. Jetzt habt Ihr meine Fragen zu beantworten."

„Ob ich habe eine Klage?"

„Ueber Eure Behandlung hier in der Haft und in der Untersuchung, in Euren Verhören."

„Verhören?" platzte es wieder heftig aus ihm heraus. Aber schnell sich fassend, fuhr er fort: „Hier habe ich keine Klagen. Hier nicht. Aber Sie verhören mich bald? Recht bald?"

„Noch in dieser Woche."

„Gewiß, Herr? Gewiß?"

„Gewiß."

Er hatte, bevor ich es ihm wehren konnte, den Saum meines Rockes ergriffen und an seine Lippen gedrückt.

Ich setzte den weiteren Umgang in den Gefängnissen fort.

Ueber die vielfachen, mitunter tief erschütternden Eindrücke dieses ersten Besuches jener Gefängnisse hatte ich den Juden Schlom Weißbart nicht vergessen. Ich ließ mir alsbald seine Untersuchungsacten vorlegen. Sie bestanden aus einem einzigen sehr dünnen Heftchen. Aber sie gehörten zu desto zahlreicheren und dickeren Actenbänden. Schlom Weißbart war in eine weitläufige Untersuchung gegen eine große Bande von Dieben verwickelt, die ihre Verbrechen gewerbmäßig zu beiden Seiten der preußisch-russischen Grenze verübt hatte. Die Bande bestand aus einigen zwanzig Köpfen, theils preußischen, theils russischen Unterthanen. Der zur Untersuchung gezogenen Diebstähle waren über vierzig. Die Diebe hatten ihre Verbrechen mit eben so großer Verwegenheit als List ausgeführt, besonders zahlreiche Pferdediebstähle. Die in Rußland gestohlenen Pferde waren nach Preußen geschafft und hier verkauft; umgekehrt, die in Preußen gestohlenen nach Rußland. Sie hatten so ihr Handwerk lange und um so geschützter vor Verfolgung treiben können, als die Grenzsperre eben nur den ehrlichen Leuten und deren Verkehr die Grenze sperrte. Die Grenzsperre und die Schwierigkeit des Verhandelns mit unwillfährigen, russischen Behörden hatte auch eine unverhältnißmäßige Verzögerung der Untersuchung herbeigeführt. Freilich hatte auch einiges Andere hierzu beigetragen. Die Acten waren sehr voluminös geworden, und die Inquirenten — jene Referendarien — hatten mehrfach gewechselt. Es ist aber keine mühelose Arbeit, vierzig bis funfzig dicke Bände von Untersuchungsacten durchzustudiren, zu prüfen, was Alles noch darin geschehen muß, welche Zeugen noch darin zu vernehmen, welche Confrontationen zu veranstalten, welche Thatbestände sogar noch festzustellen, sodann die articulirten Verhöre abzuhalten und so weiter.

Die Untersuchung hatte schon seit länger als zwei Jahren gedauert. Ich mußte mehrere Tage und Nächte die Acten durchstudiren, um dem Juden mein Versprechen halten zu können, ihn noch in dieser Woche zu verhören. Schlom Weißbart war erst im Laufe der Untersuchung eingeliefert. Sein Name kam jedoch schon im Anfange derselben vor. Er wurde immer als einer der gefährlichsten Diebe und zugleich Diebeshehler an der Grenze genannt. Aber er war so benannt nur von den Beamten, den Gensd'armen, den Dorfrichtern, den Polizeischulzen an der Grenze. Von den in der Untersuchung befangenen Verbrechern wollte keiner auch nur seinen Namen wissen. Und auch jene Beamten konnten kein einziges Verbrechen bezeichnen, das er selbst begangen oder zu dem er mitgewirkt haben sollte. Es hieß nur immer, das gefährlichste Mitglied der ganzen Bande sei der Jude Schlom Weißbart aus Russisch-Neustadt. Freilich wohl nicht minder gefährlich sei ein anderes Mitglied der Bande, der Jude Schlom Schwarzbart, dessen man aber bisher nicht habe habhaft werden können. Dabei war die Vermuthung ausgesprochen, Schlom Weißbart und Schlom Schwarzbart müßten Brüder sein, wegen ihrer Aehnlichkeit sowohl im Aeußern als in verbrecherischer Frechheit und Verschmitztheit. Etwas Bestimmtes könne man darüber nicht ermitteln, weil beide Juden nicht ohne Vermögen sein sollten, und daher von den bestechlichen russischen Beamten keine Auskunft über sie zu erhalten sei. Deshalb sei auch an eine Verhaftung des Schlom Schwarzbart oder an eine in Rußland gegen ihn einzuleitende Untersuchung gar nicht zu denken. In der That fand sich in den Acten ein Schreiben der russischen Behörde, wonach ein Schlom Schwarzbart in Neustadt sowohl als Umgegend gar nicht existire. Gegen diesen Schlom Schwarzbart lagen übrigens mehrere bestimmte Zeugenaussagen vor, nach denen er an einer Menge in Preußen verübter Verbrechen unmittelbar Theil genommen und namentlich viele gestohlene Pferde in Rußland verkauft hatte.

Schlom Weißbart war in Preußen arretirt. Zufällig, wie es in den Acten nach einer Anzeige des Dorfgerichtes des Grenzortes Mädischlehmen hieß, hatte man ihn diesseits der Grenze auf einem Pferde reitend, angetroffen, erkannt und sofort verhaftet. Das Pferd war später als ein in Preußen gestohlenes ermittelt worden. Der Diebstahl war schon vor langer Zeit verübt, und gar nichts stand darüber fest, daß Schlom Weißbart daran Theil genommen habe. Und dieser Ritt auf einem gestohlenen Pferde war das einzige Bestimmte, was man dem Juden hatte vorwerfen können. Auch in seiner Haft hatte er sich stets ruhig und ordentlich betragen. War seine Bemerkung oder vielmehr sein Vorwurf im Gefängnisse nicht richtig gewesen?

Gleichwohl wurde von sämmtlichen Beamten der Kreisjustizcommission fortwährend versichert, der Jude Schlom Weißbart sei einer der verwegensten und gefährlichsten Verbrecher, welche auf beiden Seiten der Grenze leben.

Ich ließ ihn zum Verhöre vorführen.

Er erschien ruhig, bescheiden, ohne eine Spur jenes kriechenden Wesens, das ich im Gefängnisse entrüstet zurückgewiesen hatte. Hatte er auch mich studirt?

„Ich habe Euch vorführen lassen, Schlom Weißbart," redete ich ihn an, „um das versprochene Verhör mit Euch abzuhalten."

„Lohne es Ihnen Gott, Herr!"

„Zuvor beantwortet mir jetzt die Frage, ob Ihr eine Klage über Eure Behandlung habt?"

„Eine Klage, Herr Kreisjustizrath? Gott behüte. Nicht eine, aber zehn, zwanzig, hundert."

Er antwortete nicht aufgeregt, im Gegentheil mit derselben Ruhe, mit der er eingetreten war.

„Und wie lauten diese Klagen?"

„Traurig lauten sie. Sie zerreißen mein Herz, möchten sie doch auch zerreißen das Ihrige."

„Nun?"

„Herr, ich sitze hier seit fünf Vierteljahren. In dem Keller da unten. In dem dunkelen Loche unter der Erde. Fünf Vierteljahre. Soll ich Ihnen sagen, wie oft ich in dieser Zeit gesehen habe die Sonne und geathmet habe die frische Luft? Ich will es Ihnen sagen. Zwei Mal. Zwei Mal, als ich wurde geführt aus dem Keller zum Verhöre."

Nur zwei Verhöre waren in der That bisher mit dem Juden abgehalten.

„Aber," warf ich ihm ein, „Ihr seid doch regelmäßig täglich eine halbe Stunde an die frische Luft geführt worden."

„Daß sich Gott erbarm! Es war ja keine Zeit dazu übrig für die Herren Wachtmeister."

Ich sah fragend den Secretär an, der mir das Protocoll führte. Er bestätigte mit einem Achselzucken.

Die Gefängnisse und das Gefängnißpersonal sind auf funfzig Gefangene berechnet. Einhundert und funfzig sind da. Da bleibt keine Zeit für die allerdings vorgeschriebenen Spaziergänge der Gefangenen.

„Aber das ist ja eine Grausamkeit. Ich habe Gefangene angetroffen, die seit länger als drei Jahren saßen. Auch diese sind nie an die frische Luft gekommen?"

„Zum Verhöre!" war die entschuldigende Antwort.

„Grausamkeit!" sagte der Jude. „Was heißt Grausamkeit? Weiß der Herr, daß ich in den fünf Vierteljahren nicht habe sehen dürfen meine Frau und mein Kind, und sie waren hier, fünf Mal, alle Vierteljahre ein Mal."

Auf meinen fragenden Blick antwortete der Secretär: „Der Jude hätte collidiren können."

Der Jude fuhr fort: „Grausamkeit? Und weiß der Herr, was man mir hat gegeben zu essen und zu trinken? Brot zu essen, nichts als schwarzes Brot und Wasser zu trinken. Nichts als das, gar nichts."

„Jude," fiel ihm der Secretär ein, „belüge den Herrn Kreisjustizrath nicht."

„Habe ich bekommen etwas Anderes? Einen Mund voll? Einen halben Mund voll?"

„Du hast freiwillig Brot und Wasser gewählt. Gieb den Grund an, warum."

„Ich soll Ihnen sagen, warum, Herr Kreisjustizrath. Durfte ich denn essen die Gefangenkost? Sie war nicht kauscher. Das Gesetz verbietet sie."

Ich mußte mit einer Art von Bewunderung den Juden ansehen, der fünf Vierteljahre lang, um einem von Tausenden seiner Glaubensgenossen nur noch verspotteten Gesetze nicht entgegen zu handeln, nichts als Wasser und Brot genossen hatte, und dessen Aussehen doch bezeugte, daß ihm früher der Genuß einer wohlbesetzten Tafel, wie die vermögenden Juden an der russischen Grenze sie bekanntlich lieben und führen, nicht fremd gewesen war.

Er fuhr fort: „Aber das war nicht die Grausamkeit, Herr. Auch nicht einmal einen Hering ließen sie mir zukommen. Ich hatte gebeten darum, nur einmal in der Woche, am Schabbes. Meine Frau sollte ihn bezahlen, doppelt, dreifach. Ich bekam ihn nicht. Die Herren Referendarien lachten mich aus."

„Warum das?" fragte ich den Secretär.

„Das Reglement schreibt genau die Gefangenkost vor. Ein Hering wird nicht erwähnt."

„War das in der That ein Grund?"

Der Secretär zuckte wieder die Achseln: „Die Herren Inquirenten ordneten es so an. Ausnahmen können nur vergünstigungsweise gestattet werden. Der Jude leugnete hartnäckig."

„Gottes Wunder, ich sollte lügen, ich sollte mich lügen auf das Zuchthaus, an den Galgen, um einen Hering zu verdienen."

Ich unterbrach ihn. „Legt Ihr Gewicht auf den Hering Schlom?"

„Gewicht, Herr? Ich lege Gewicht nur auf das Recht, auf meine Freiheit. Lassen Sie mich gehen nach Hause, zu meiner Frau und meinem Kind; ich will keinen Hering."

„Ihr täuscht Euch über Eure Lage; Ihr seid in eine weitläufige Untersuchung verwickelt, die noch Jahr und Tag dauern kann."

„Das haben sie mir gesagt alle, alle die Herren Referendarien. Aber Sie sind der Herr Kreisjustizrath, der Herr Rath des Rechtes. Sie werden mich lassen frei. Was geht mich die Untersuchung an? Was habe ich denn verbrechen? Sie haben gelesen die Acten. Sagen Sie es mir."

„Man hat Euch mit einem gestohlenen Pferde ertappt."

„Ertappt? Wunder Gottes! das steht in den Acten? Die Acten lügen, Herr."

„Der Dorfrichter von Mädischkehmen hat die amtliche Anzeige gemacht."

„Gott strafe ihn, den Hund! Gott hat ihn schon gestraft."

Der Jude war plötzlich in große Aufregung gerathen. Sein bleiches Gesicht röthete sich. Sein Blick sprühte Wuth. Doch wußte er sich bald zu mäßigen.

„Verzeihen Sie," fuhr er ruhiger fort. „Aber die Acten lügen, dabei bleibe ich. Das war eine schändliche Geschichte. Ertappt? Ich will Ihnen erzählen, Herr, wie man mich hat ertappt, hier in Preußen. Herüber gelockt hat man mich über die Grenze, hinterlistig herüber gelockt. Was sage ich? Gelockt? Hinterlistig? Gewalt hat man mir angethan! List und Gewalt! Der Dorfrichter von Mädischkehmen und noch Einer. Einen Brief ließen sie mir schreiben, ich solle kommen an die Grenze, nur bis an den Grenzgraben, nicht herüber nach Preußen. Es würden Preußen da sein, aus Tilsit, die wollten machen ein Geschäft mit mir in Seidenwaaren, ein erlaubtes Geschäft, ein reelles Geschäft. Ich ritt hin, ohne Arg. Des Morgens um vier Uhr war ich da, wie geschrieben stand in dem Briefe. Es war noch dunkel. Die Kosacken an der Grenze schliefen. Zwei Männer waren da, ich kannte sie nicht. Sie sahen aus, wie Herren, wie Herren aus der Stadt. Sie hatten bei sich die Seide. Schöne Seide, preiswürdig. Aber es war alles Betrug. Auf einmal springen vier Kerle heraus aus dem Grenzgraben, fallen über mich her, als ich besehe die Seide, fassen mich, schleppen mich über die Grenze, mit meinem Pferde, nach Preußen. Da steht der Dorfrichter von Mädischkehmen, und wartet schon, und wirft mir um einen Strick um den Hals und die Arme, und bindet mich auf mein Pferd, und führt mich zum Herrn Landrath und sagt, ich sei gekommen über die Grenze, und so habe er mich arretirt. Arretirt? Ertappt? Ich will sterben, wenn mich hat ertappt der Hund."

Es ermittelte sich erst später, nach Jahr und Tag, daß Schlom Weißbart, auf den die Polizei in Preußen fahndete, und der dies wohl wußte und sich daher hütete, die Grenze zu überschreiten, in der That auf solche Weise theils durch List, theils durch Gewalt auf preußisches Gebiet gebracht und hier verhaftet war. Damals ging aus den Acten nichts darüber hervor. Ich bemerkte dies dem Juden. Ich fragte ihn, ob er Beweise habe für seine Behauptung gegen die amtliche Anzeige des Dorfrichters.

„Der Dorfrichter ist todt," antwortete er. „Strafe Gottes."

„Habt Ihr Niemanden von den Leuten gekannt, die Euch überfielen?"

„Niemanden."

„Auch keinen von denen, die mit Euch handelten?"

„Keinen."

„Ihr werdet einsehen, daß Eure bloßen Behauptungen eine amtliche Anzeige nicht entkräften können."

„Es ist mein Unglück."

„Zudem kommt am Ende wenig darauf an. Der Euch beschwerende Umstand bleibt: Ihr seid mit einem gestohlenen Pferde ergriffen."

„Gottes Wunder, ist es ein Verbrechen, zu reiten auf einem gestohlenen Pferde, so muß in's Zuchthaus halb Litthauen und Szamaiten. Ich habe geritten auf dem Pferde, aber ich habe es nicht gestohlen."

(Fortsetzung folgt.)

Schiller's Frau.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Frauen.

Charlotte von Schiller.

I.

Ein gut Gewissen.

Trotz einiger bisher veröffentlichter und bekannt gewordener Briefe von ihrer Hand, trotz einer ziemlich ausgedehnten Literatur, die sich mit ihr beschäftigt hat, ist Charlotte Schiller, die Frau des Dichters, noch immer eine Unbekannte geblieben. Und gerade hat unsere Literatur, die sich mit ihr beschäftigt hat, ihr nicht immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Einen stellen sie fast zu sehr als Heroine hin, die Andern als eine Frau, die ihrem großen Gatten nicht genug war, und diese gelangen dann zu dem Urtheile, sie sei eine gewöhnliche, kalte Frau gewesen, die ihrem Gatten nicht das Verständniß entgegenbrachte, das er von ihr verlangen durfte. Wir wollen versuchen, ein Bild von ihr zu geben, das, vorausgesetzt daß wir Charlotte von Schiller nicht verherrlichen, sie doch in einem höheren Lichte erscheinen läßt, als es ihren Biographen bisher gelungen ist.

— In offenen, in vornehmen Kreisen war Charlotte geboren, in solchen Kreisen wuchs sie auf, in solchen Kreisen bewegte sie sich. Ich verweise in den Anfangen ihrer langen Lebensbahn auf die Jahre, die ihre jüngste Vergangenheit waren, ehe sie Schiller's Gattin wurde.

Sie war 1766 geboren, als Tochter des Obristen und Freiherrn von Lengefeld, der damals in Rudolstadt als Oberstallmeister lebte. Ihre Mutter, eine geborene Freiin von Wurmb, war eine Jugendfreundin der Prinzessin Caroline Louise von Hessen-Homburg, der Mutter der Prinzessin Caroline von Rudolstadt, die ihrerseits wieder eine Jugendfreundin der Mutter Charlotte's war. Diese Prinzessin Caroline Louise von Hessen-Homburg, die Mutter der Prinzessin Caroline von Rudolstadt, war eine geborene Gräfin von Stolberg-Gedern, eine Schwester der Gemahlin des Grafen Christian von Stolberg, des Vaters der Dichter Christian und Friedrich Leopold Stolberg. Die Prinzessin Caroline von Rudolstadt, die Mutter Charlotte's, die Gemahlin des Grafen Christian von Stolberg, sie waren also Schwestern und Kinder von verschiedenen Schwestern. Die Familien standen in engen Beziehungen zu einander, und so kam es, daß Charlotte schon als ein vierjähriges Kind mit Friedrich Leopold, dem Jüngsten der Stolberg'schen Familie, zusammentraf.

Charlotte war ein Kind von lebhaftem Temperament, ein Kind, das sich nicht leicht unterwarf, das sich nicht leicht fügte. Sie war ein Kind, das sich seinen Willen durchsetzte. Ich verweise in den Anfangen ihrer langen Lebensbahn auf die Jahre, die ihre jüngste Vergangenheit waren, ehe sie Schiller's Gattin wurde.

Sie war 1766 geboren, als Tochter des Obristen und Freiherrn von Lengefeld, der damals in Rudolstadt als Oberstallmeister lebte. Ihre Mutter, eine geborene Freiin von Wurmb, war eine Jugendfreundin der Prinzessin Caroline Louise von Hessen-Homburg, der Mutter der Prinzessin Caroline von Rudolstadt, die ihrerseits wieder eine Jugendfreundin der Mutter Charlotte's war. Diese Prinzessin Caroline Louise von Hessen-Homburg, die Mutter der Prinzessin Caroline von Rudolstadt, war eine geborene Gräfin von Stolberg-Gedern, eine Schwester der Gemahlin des Grafen Christian von Stolberg, des Vaters der Dichter Christian und Friedrich Leopold Stolberg. Die Prinzessin Caroline von Rudolstadt, die Mutter Charlotte's, die Gemahlin des Grafen Christian von Stolberg, sie waren also Schwestern und Kinder von verschiedenen Schwestern. Die Familien standen in engen Beziehungen zu einander, und so kam es, daß Charlotte schon als ein vierjähriges Kind mit Friedrich Leopold, dem Jüngsten der Stolberg'schen Familie, zusammentraf.

Charlotte war ein Kind von lebhaftem Temperament, ein Kind, das sich nicht leicht unterwarf, das sich nicht leicht fügte. Sie war ein Kind, das sich seinen Willen durchsetzte.

einige Besuche dort gemacht, als er nach beendigten Studien auf der Karlsschule in Stuttgart vom Herzoge von Meiningen im Baufach angestellt wurde. Und schon in Stuttgart selbst war er von den lieben Cousinen und deren Mutter begrüßt worden, als dieselben 1784 aus der Schweiz kommend Wilhelms Mutter besuchten, die sich ihrer Söhne wegen damals in Stuttgart aufhielt. Diese vortreffliche Dame hatte unserm Schiller den ersten Schutz gebeten, als derselbe von der Noth und dem Herzog Karl von Würtemberg verfolgt wurde; auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen lebte der flüchtige Freund ihres Sohnes sicher und sorglos; sie achtete nicht der Nachtheile, die daraus ihrem Sohne selbst in Stuttgart erwachsen konnten.

Wilhelm hatte die Verwandten auch zu Schiller's Aeltern auf der Solitüde geführt, und es ihnen zur Pflicht gemacht, die hier empfangenen Grüße dem Sohne selbst zu bringen, der in Mannheim schon im ersten Stadium seines Ruhmes stand. Und hier war es denn, wo Schiller zum ersten Male Caroline und Charlotte sah. Dieses Begegnen war indessen flüchtig und fast kalt. — Die Schwestern waren noch ganz erfüllt von ihrem Schweizerleben, hatten eine Art Scheu vor dem Dichter der Räuber; und verwunderten sich deshalb, daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Aeußere haben könne. Bei Schiller war kein Eindruck von diesem Begegnen zurück geblieben; — Caroline hatte schon Tieferes davon getragen, wie sie überhaupt auch schon vorher mehr als Charlotte den großen Genius in dem Dichter der Räuber erkannt hatte. — Auf Charlotte hatte wohl mehr das zwar lebhafte, aber doch milde, mehr genießende und schwärmerisch anerkennende, als selbst producirende und dominirende Wesen des Vetters Wilhelm Eindruck gemacht, während dieser mit hingebender Begeisterung Carolinen angehörte, und dieses Gefühl bis jetzt treu bewahrt und noch eifriger entwickelt hatte, vielleicht ohne es selbst zu wissen, wenigstens ohne es ahnen zu lassen: Caroline war ja schon seit drei Jahren Gattin, — wenn auch keine glückliche. Eine Convenienzheirath hatte sie dem sonst sehr vortrefflichen und edelgesinnten Herrn von Beulwitz ungeliebt vermählt.

So standen denn nun die vier Menschen in eigenthümlicher Stimmung zusammen: Schiller litt noch recht wund an seiner unglücklichen Liebe zu Frau von Kalb; Charlotte hatte kurz vorher einen geliebten Mann nach Amerika wandern sehen, um ein für allemal ein Verhältniß abzubrechen, von dem wir nur wissen, daß es unglücklich war und das jetzt noch Charlotten's Herz bewegte. In dieser Stimmung war sie vielleicht um so empfänglicher für den erneuten Eindruck, den Wolzogen's plötzliches Erscheinen auf sie ausübte. — Dieser aber war mehr denn je versunken im Anblick Carolinen's, und diese staunte begeistert Schiller an, der von Weimar aus damals immer weiteren Ruhm gewonnen, immer helleren Glanz von sich ausgestrahlt hatte und in seinem ganzen Erscheinen auch liebenswürdiger geworden war. Schiller fühlte sich früher schon innig zu ihr hingezogen, doch ohne tiefere Bedeutung; Charlotte machte auch jetzt wenig Eindruck auf ihn. — Das war die eigenthümliche Situation, in welche sich die Vier hier zusammen fanden, und aus der sich später die eigentlich nicht zu erwartende Doppelheirath entwickelte.

Manche Leserin dieser Erzählung wird vielleicht gar nicht recht erbaut sein von diesem Beginn der berühmten „Liebe Schiller's zu Charlotte;" noch weniger von unserer Behauptung, daß Schiller's eigentliche Liebesglut weit mehr Carolinen als Charlotten angehörte; daß Beide weit mehr durch ruhige Neigung und Freundschaft als durch Leidenschaft an einander gefesselt waren. Die Jugend und Frauenwelt hat sich jene Liebe meist sehr ideal und schwärmerisch gedacht und sich mit schönen Verzückungen in ein Verhältniß zwischen den Liebenden und Gatten hinein phantasirt, das eigentlich nie bestanden hat. — Aus der Erziehung und dem Charakter Charlotten's, dann aus schlagenden Stellen in Schiller's, Carolinen's und Charlotten's weit verzweigtem Briefwechsel wollen wir unsere Behauptung zu rechtfertigen, dann aber auch darzulegen versuchen: daß gerade dieses Verhältniß das für beide Theile gemäße war und sich zu reiner, schöner Blüthe und Frucht entwickelte, indem es Charlotte immer bedeutender, Schiller immer ruhiger und zufriedener machte; Charlotte war der gute Erdenengel unseres unsterblichen Dichters.

So recht mitten im Herzen des thüringer Wald- und Berglandes geboren und erwachsen, und zwar in einer Gegend, die die lieblich-anmuthigen und wildromantischen Reize dieses herrlichen Landes in sich vereinigt: das allein schon konnte nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung so erregbarer und empfänglicher Naturen wie die unserer zwei Schwestern sein. Auch die Aeltern nahmen sich mit so viel Bildung, Geschmack und eifrigem Willen der Entwickelung ihrer Töchter an, daß dies durchaus nachhaltig auf sie wirken mußte. Der Vater, Landoberjägermeister, und als Forstmann von bedeutendem Ruf, wirkte auf die Mädchen als kräftige, durch und durch gesunde und resolute Natur, — die Mutter, eine geborne von Wurmb, als ruhige, gottesfürchtige Frau und als ceremoniöse Oberhofmeisterin; der Erstere aber mehr auf Carolinen, die doch schon im vierzehnten Jahre stand, als der Vater starb, von diesem ganz besonders in Obhut genommen war und zu Pferde, zu Wagen und zu Fuß bei vielen fernen und nahen Waldtouren den gichtigen Vater begleitet und dabei die starke, freie Wald- und Bergluft des Landes eingeathmet, die wilde Romantik desselben kennen gelernt und in diesem frischen Naturverkehr Blick und Sinn sich erweitert und gestärkt hatte.

Charlotte war, währenddem noch Kind, fast nur der Mutter und dem lieblich anmuthigen Naturkreis der nächsten Umgebung überlassen. Dies noch mehr nach dem Tode des Vaters, 1779, und zwar immer entschiedener und einseitiger, weil die Mutter sie zur Hofdame heranbilden wollte und das junge Gemüth sehr früh mit all den Kleinlichkeiten, Lächerlichkeiten und abgeschmackten Ceremonien erfüllte, die damals namentlich an den kleinen Höfen und ganz besonders am dortigen Hofe, zu solcher Stelle nöthig waren. Die Vorschriften und täglichen Uebungen für Haltung, Miene, Geberde mußten natürlich auch das innere Wesen berühren, wenigstens es einschüchtern oder einzwängen.

Dazu kam noch, daß Caroline schon mit sechzehn Jahren Braut wurde und damit an sich, in ihrem Hause und in der Gesellschaft eine so frühe und dominirende Selbstständigkeit gewann, daß die, doch nun auch herangewachsene und immermehr zur Jungfrau sich ausbildende Charlotte noch lange Zeit fast unbeachtet blieb, und unerkannt, einsam, in ertödtendem Studium zur Hofdame, ihr junges Leben hinbrachte, ihre reiche, tiefe Gemüthswelt verschließen, in manchem wohl gar versiegen, wenigstens einschlummern lassen mußte.

Um das zur Hofdame nöthige echte Französisch an schöner Quelle zu erlernen, wurde Charlotte nach der französischen Schweiz gebracht; Mutter, Schwester und deren Bräutigam begleiteten sie. Fast ein Jahr brachten sie in Vevey zu; aber während Mutter und Schwester die herrlichsten Gegenden besuchten, und mit Lavater in Verkehr traten, mußte Charlotte bei einem ehemaligen Jesuiten, Fauconnier, viel und streng Französisch treiben und schließlich längere Zeit die Krankenwärterin bei ihrer Schwester sein, die sich bei einem Ausflug in das Gebirge eine gefährliche Nervenkrankheit zugezogen hatte.

Alles dies zusammen mußte wohl, — bei einer schon an sich milden, bescheidenen, verständigen und still beobachtend angelegten Natur, — ein Wesen, einen Charakter bilden: mehr theilnehmend als anregend, mehr dankbar empfangend als leidenschaftlich austauschend, mehr klar, still und sicher in sich selbst beruhend, als mit voller Hingabe einer flammenden Liebe entzückend und berauschend. Ein solcher Charakter konnte Schiller's Ideal nicht sein; ein solcher Charakter aber mußte dem idealen Schiller so recht zum Halt- und Mittelpunkte seines häuslichen Dichterlebens werden.

Einige Züge aus dem Leben Charlotten's, zur Zeit, als Schiller in Beziehung zu ihrer Familie und dann näher zu ihr selbst trat, dürften geeignet sein, ihr Wesen in dem Sinne zu beleuchten, wie wir es aufzufassen versuchten. Sie liest z. B. Anton Reisser und empfiehlt es allen Schulmännern; sie liest Treul und glaubt, es könne vielen jungen Leuten zur Warnung dienen; sie liest Tissot über die Nerven und hat den Wunsch, als Mann Anatomie studiren zu können; sie liest La Roche's Reise nach London, findet sie meist langweilig und ermüdend, hat aber große Freude an der Schilderung der Nation, weil ihr bei derselben Größe und Wohlthätigkeitssinn harmonisch vereinigt erscheinen. Sie ist fertig im Zeichnen einfacher Landschaften; sie führt dieselben mit Reinheit und Zartheit, aber ohne Kühnheit aus. Sie spricht stets sehr langsam und leise, so daß sich der spätere Hausfreund Göritz noch darüber lustig macht; derselbe will auch ein herbes und ver-

schaft Bilder gegen den Verräther an der Sache der Freiheit, Friedrich Staudter unter Beifall, aber von den Gebildeten mit Kopfschütteln, Lachen und Spott begrüßt. Ein Bild, das die Gebildeten für Karikatur hielten, das aber nur die Wahrheit darstellte. Staudter hatte sich in der That, wie Gustav Struve sich ausdrückte, „in die Arme der Reaktion geworfen“ und war Minister geworden.

Minister und Verräther. Unter Minister, in einem Staate wie „Deutschland“ verstehen wir Diener des Volkes, Beamte, die dem Volke Rede zu stehen haben. Wie Staudter Minister wurde, ist bekannt. Er war Minister, ohne daß er sich dem Volke zur Wahl gestellt hatte. Er war Minister, ohne daß er sich dem Volke zur Rechenschaft verpflichtet hatte. Er war Minister, ohne daß er sich dem Volke seine Rechte und seine Freiheiten hatte garantiren lassen. Er war Minister, ohne daß er sich dem Volke verpflichtet hatte, seine Rechte und seine Freiheiten zu vertheidigen. Er war Minister, ohne daß er sich dem Volke verpflichtet hatte, seine Interessen zu wahren. Er war Minister, ohne daß er sich dem Volke verpflichtet hatte, seine Gesetze zu vollziehen. Er war Minister, ohne daß er sich dem Volke verpflichtet hatte, seine Verordnungen zu rechtfertigen, und selbst während Monate lang die Verordnungen, die er erließ, nicht einmal veröffentlicht wurden, war er Minister, ohne daß er sich dem Volke verpflichtet hatte, seine Verordnungen zu veröffentlichen. Er war Minister, ohne daß er sich dem Volke verpflichtet hatte, seine Verordnungen veröffentlichen zu lassen. Er war Minister, ohne daß er sich dem Volke verpflichtet hatte, seine Verordnungen veröffentlichen zu lassen, und selbst während Monate lang die Verordnungen, die er erließ, nicht einmal veröffentlicht wurden, war er

ner ein von ihm gezogenes kostbares Gewächs, wie ein großer Künstler seine Schöpfung liebt. Bezeichnend dafür ist, was ihr Schiller am 14. Februar 1789 schreibt: „Was Caroline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen." — Zugleich mußte er ein Wesen um sich haben, das sich liebevoll bescheiden seinen Herbheiten und Sonderbarkeiten fügte.

Er sagt ihr z. B.: „Die schöne Seele der Geliebten will ich auffassen, ihre schönen Empfindungen verstehen und erwiedern, aber ein Mißton in der meinigen darf sie weder befremden noch betrüben. — Bei allen meinen Mängeln wird die Geliebte immer finden, was sie einmal in mir liebte. Meine Liebe wird sie in mir lieben."

Und wie sehr kam Charlotte diesen tief-inneren Bedürfnissen ihres Freundes entgegen! Wie war ihr ganzes Wesen dazu geschaffen, diese Bedürfnisse erfüllen zu können! Wie war es ihr selbst Bedürfniß, Lebensaufgabe, Ziel — dies zu thun! Wie tief fühlte sie die Bedeutung, die Schiller's Wesen für ihre Entwickelung und Erhebung habe! Wie verständig und schön erkannte sie auch die Nothwendigkeit, daß dieser reizbare, schwächliche, kränkelnde Mann einer ganz besonderen Pflege und Wartung bedürftig sei! Und wie glücklich fühlt sie sich, daß ihren Händen diese heilige Sorge anvertraut werden sollte! — Gerade das, was ihre Verwandte am Meisten gegen diese Verbindung stimmte: das kränkliche, reizbare Wesen Schiller's, war es, was sie mit hohem Opfermuthe erfüllte, woran sich ihre Liebe noch erstarkte und erhöhte.

Kehren wir nun wieder zurück, um auch die äußerliche Entwickelung dieses Verhältnisses bis zur kirchlichen Verbindung in kurzen Angaben zu verfolgen. Nach dem ersten kurzen Begegnen in Rudolstadt sahen sich Schiller und Charlotte im Winter von 1787—88 in Weimar wieder. Hierher waren die Schwestern gekommen, um Vorbereitung zur Aufnahme Charlotten's als Hofdame zu treffen. Der Verkehr gestaltete sich recht freundlich, doch nicht besonders nah. Caroline schreibt aus dieser Zeit: „Schiller hielt sich in der gehörigen Entfernung, wie ihm die Umstände und seine Feinheit lehrten." Indessen wurde doch schon von dem Plane gesprochen, daß Schiller den nächsten Sommer bei Rudolstadt wohnen solle. Die Freundinnen bereiteten ihm auch in Volkstädt eine heitere, reizend gelegene Wohnung vor, die er im Mai 1788 bezog. Hier schrieb er seine Geschichte der Niederlande und den Geisterseher, in steter Mittheilung an die Freundinnen. Bei diesen lernte er denn auch Goethe kennen, ebenso Herrn von Gleichen, dessen ältester Sohn später der Gemahl von Schiller's jüngster Tochter wurde. — Gegen Mitte October zog er nach Rudolstadt selbst; nun wurde der gesellige Verkehr noch enger, und schon sprach man in der Gesellschaft von der bevorstehenden Verheirathung Schiller's mit Charlotten, noch eher als diese selbst davon gesprochen hatten. Mitte November kehrte Schiller nach Weimar zurück; es entstand ein lebhafter Briefwechsel, doch ohne auch jetzt noch von Verheirathung zu sprechen. Währenddem mußte Charlotte noch alle mögliche Exercitien zum Amt der Hofdame durchmachen. Im Frühjahr 1789 wurde Schiller Professor in Jena, und in dieser Stellung mit Aussicht auf fixen Gehalt trat sein Wunsch der Verheirathung immer lebhafter hervor.

Im Juli reisten die Schwestern über Jena, um ihre Freundin, Caroline von Dachröden, von dem Gute ihres Vaters nach Lauchstedt in's Bad abzuholen. Im Garten der liebenswürdigen Familie Griesbach, bei der Schiller wohnte, brachten sie mit demselben einen schönen und das Liebesverhältniß zeitigenden Tag zu. Schiller versprach nach Lauchstedt zu kommen, und eine verabredete Zusammenkunft mit Körner sollte dazu scheinbar Veranlassung sein. Ein schöner Brief an Charlotte leitete sein entscheidendes Kommen ein; gleichzeitig hatte dieselbe einen ihr unangenehmen Heirathsantrag bekommen, den die Mutter zu unterstützen schien, — da kam Schiller, Anfang August, in Lauchstedt an, und nun tauschten sie rasch und geheim das Geständniß ihrer Liebe aus. Caroline und die edle Caroline von Dachröden segneten zuerst das glückliche Brautpaar. Aber geheim mußte diese Verlobung noch gehalten werden.

Die Mutter hatte kein Vermögen für die Kinder, aber für Charlotte theils recht aristokratische, theils recht praktische Versorgungspläne. Was konnte Schiller dagegen bieten, so lange er noch keinen fixen oder ausreichenden Gehalt hatte! Dieser also sollte erst abgewartet und dann erst der Mutter Einwilligung erbeten werden. — Die Herbst-Ferien brachte Schiller wieder in Volkstädt zu, noch immer im Geheimniß vor der Mutter, aber von derselben stets inniger geliebt und geachtet. Ende October ging er zurück nach Jena, voll tiefsten Unmuths und dort oft in wahrhaft verzweiflungsvoller Stimmung. Hier zeigte sich nun schon Charlotten's still waltender Zauber auf ihn; mit inniger Ruhe und Ergebung beschwichtigte sie den geliebten Freund. — Zu Anfang December kamen beide Schwestern nach Weimar; Schiller kam jede Woche einmal dorthin und knüpfte jetzt die herrliche Freundschaft mit Wilhelm von Humboldt, dem Geliebten der Freundin Caroline von Dachröden. — Mitte December erschien die Zusage des Herzogs auf fixe Besoldung; am 18. December bat Schiller Frau von Lengefeld um Charlotten's Hand, — Frau von Stein vermittelte dabei theilnehmend, der edle Coadjutor von Dalberg machte für später glänzende Versprechungen — und die Mutter stimmte nun liebevoll zu. — Am 20. Februar 1790 wurden Friedrich von Schiller und Charlotte von Lengefeld, in dem Dorfe Wenigenjena bei Jena durch den Pfarrer Schmidt getraut. „Der Kosten wegen," — wie Schiller lakonisch-naiv schrieb — „ganz einfach und still."

Die Mutter war dazu von Rudolstadt herübergekommen und freute sich des Glückes ihrer Kinder. — „Meine Frau hat die vollständige Hauseinrichtung mitgebracht," so schließt Schiller die Aufzeichnungen aus seinem hier endenden ersten großen Lebensabschnitt. — Mit diesem Ende sollte aber nun erst das wahre, tiefste Lebens- und Liebesglück der zwei Verbundenen beginnen.

A. Schlönbach.

(Schluß folgt.)

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

Der Schlagfluß.

Den hat der Schlag gerührt, pflegt man von Dem zu sagen, der plötzlich und ganz unvermuthet, ohne vorhergegangene Krankheit und Gewaltthätigkeit, entweder sofort vom Tode befallen wird oder doch das Bewußtsein verliert und zugleich mit diesem auch noch die Fähigkeit, die eine Hälfte seines Körpers zu bewegen. Im letztern Falle kann der Kranke aber recht gut wieder zum Bewußtsein und allmälig auch zur Bewegungsfähigkeit, also scheinbar zur vollen Gesundheit gelangen, jedoch stirbt er auch nicht selten im bewußtlosen Zustande nach kürzerer oder längerer Zeit (nach Stunden oder Tagen). Sehr häufig bleibt nach dem Verschwinden der Bewußtlosigkeit die halbseitige Lähmung zeitlebens zurück, bisweilen ganz vollständig und in hohem Grade, manchmal sich mindernd und in niederem Grade. In einzelnen Fällen kehrt mit dem Bewußtsein die Geistesthätigkeit nicht vollständig wieder und dann sind Gedächtnißschwäche, Stumpfsinn, selbst kindischer Gemüthszustand, die bleibenden Folgen des Schlagflusses, der sich übrigens nicht ungern, in kürzerer oder längerer Zeit wiederholt.

Der Schlaganfall (die Apoplexie) tritt entweder blitzschnell ein oder nach vorhergegangenem Schwindel, Dunkelwerden vor den Augen, heftiger Brustbeklemmung und Angstgefühl, lallender Sprache und Sprachlosigkeit. Mit dem Schwinden der Sinne und des Bewußtseins fällt der Kranke plötzlich hin, sein Athem wird mühsam und schnarchend oder röchelnd, das Gesicht gewöhnlich einseitig verzerrt, bisweilen roth oder blauroth gefärbt, die Augen stier und glotzend, die Pupille erweitert, die Augenlider herabgesunken, der von Speichel und Schaum bedeckte Mund mit dem einen Winkel schief nach abwärts gezogen, Arm und Bein der einen Seite schlaff herabhängend. — Von Vorboten, welche mit nur einiger Sicherheit das Herannahen eines Schlaganfalles verkünden könnten, ist keine Rede, noch weniger aber existirt ein be-

bedeutet Abnahme der Spannung, ausgedrückt durch die Zahl der ausgelegten Blätter. Heute, habe Paul, wieder Geduld, bis ganz wenig Spannung vorhanden ist, dann Papier auflegen, bis wieder Spannung da ist, dann wieder Papier auflegen, bis wieder Spannung da ist, dann wieder Papier auflegen, bis wieder Spannung da ist, dann wieder

verschiedenen Gemeinden in besondern Accorden eingekaufte Schellengeläute von den Waldwiesen der Tanzbuche und des Inselbergs herüber. Was ist's, was zumeist dem thüringer Waldgebirge den specifischen Reiz verleiht und ihm einen ganz besondern Character giebt? — Nicht die Großartigkeit des Riesengebirges oder gar der deutschen Alpen, nicht die Rauhheit und Abgeschlossenheit der Rhön und des Spessart, nicht die rasche, mannigfaltige Abwechselung des Harzes, auch nicht eine besondere naturhistorische, etwa geologische Eigenthümlichkeit, wie beim Fichtelgebirge vorzugsweise, nein, der eigenthümliche Reiz liegt in der Anmuth der Natur, in der eigenthümlichen Industrie seiner Bewohner und in der Geschichte dieses Bodens. Die Anmuth ist anderwärts auch zu finden, aber nicht so allgemein; das Erzgebirge hat auch geologische und geognostische Eigenthümlichkeiten, aber auch andere Industriezweige und sein — leider — charakteristrendes Elend. Und die Geschichte? Die Geschichte des deutschen Volkes rankt sich um kein Stück, um kein Gebirge des vaterländischen Bodens wohl mehr, als um diese Colonnade des himmlischen Architekten.

Auf Anrathen zweier lieber Begleiter gaben wir für heute unsern Plan, das „weißenburger Häuschen" und den „Bürschweg" erreichen zu wollen, auf, verließen den uralten, wahrscheinlich von Karl dem Großen schon angelegten „Rennstieg" und bogen vom Ungeheuergrunde hinter Reinhardsbrunnen nach Tabarz ein. Tabarz und Cabarz sind zwei saubere Dörfer mitten im Waldgebirge, in engen Gebirgsbecken gelegen; sie sind Beide, still der Natur am Herzen liegend, mit Wallduft, Waldkräutern und Waldgesang zusammengewachsen, ein paar rechte Plätzlein für Romantik. Die Bewohner sind ein eigenthümlicher Menschenschlag, durch Mundart und Kleidung von den Nachbarn verschieden, jedenfalls wendischer Abkunft. Sie erinnern auch in vieler Beziehung an den altenburger Bauer, und die Namen ihrer Ortschaften nehmen sich höchst seltsam aus mitten unter ächtdeutschen Ortsnamen.

Hier war's, wo wir ziemlich ermüdet unsere Reisetaschen abwarfen und zuerst in dieser Gegend so recht auffällig auf einen neuen Charakterzug der thüringer Waldbewohner hingewiesen wurden. Eine ihrer liebsten Beschäftigungen, eine allgemeine Volksliebhaberei hier zu Lande ist der Vogelfang und was damit zusammenhängt: Vogelzüchterei und Abrichten dieser Vögel. Diese Beschäftigung ist ein Stück der thüringer Volksindustrie.

Vom Harze herüber klingt zwar auch aus alter Zeit die Sage von fleißigem Vogelfange; Heinrich der Vogler wurde ja dort vom Finkenfange hinweg zum großen Fange geholt. Auch sonst allerwärts giebt's wohl Vogelsteller und Vogelherde; aber nie so gründlich gebildete und wachsame und stelze Vogelsteller als hier. Auch mag kein Gebirge so leicht eine so bedeutende Anzahl derselben aufstellen können, als der thüringer Wald. Von Jugend auf sitzen hier die Knaben um den alten Vogelsteller her, lernen frühe schon Sprenkel stellen, Ruthen streichen, dann die Gebauer schnitzen, Pappe ausschneiden, Draht und Weidenruthen flechten; dann geht's mit in den Wald. Da wird nun gelugt, „ausgeschaut, wo der Krinitz, der Weinzapfer, der Schniel" ꝛc. sein Nest baut; da lernt der Junge klettern; der Vogelflug, der Nestbau, der Lockton des Vogels ist ihm oft schon hinreichend, den Vogel, den er vor sich hat, zu bestimmen; Wissenschaften, die nur er, der Sohn des Waldes, kennen mag und die uns meist ganz abgehen. Ja, der ächte Vogelsteller weiß an der Beschaffenheit, an der Mischung des Waldes, an der Oertlichkeit überhaupt, welche Vögel in der Nähe nisten müssen.

Dann muß man die Pflege der Vögel erlernen, ihr Futter und ihre Lebensweise wissen und das kostet Jahre; und soll's noch Etwas mehr einbringen, als gewöhnlich, nun so muß der Vogelsteller auch etwas Markt verstehen und den Handel einleiten oder selbst auf Märkte ziehen.

In unserm Hause wohnte solch ein alter, ergrauter Waldbruder, der mich, als ich ihn unter seinen menschlichen und thierischen Schülern sah, unwillkürlich an Kind's Gedicht: „Der Stieglitz" erinnerte. Er saß vor einem alten, buchenen Tische und schabte Möhren; daneben stand ein ziemlich großer, hölzerner Futterkasten mit mancherlei Futtersorten in kleineren Kästen; auf dem Tische saß ein kirrer Gimpel und hülste Sommerrosenkörner mit ebenso großem Appetite aus, wie ein rothbäckiger Junge neben ihm sich wacker in seine Butterschnitte vertiefte. Ein älterer schnitzte Holzstäbchen aus fichtenen Aestchen. Die eine Seite der Stube war über und über mit Vogelbauern tapezirt; groß und klein standen und hingen sie da. Die untersten waren „Brutkäfige" und deshalb groß; oft waren sie aus Weidenruthen geflochten; darüber standen Gebauer aus Holzstäbchen, Eisendraht und durchbrochener Pappe gefertigt. Nicht immer bleibt die Form und der Stoff des Gebauer dem Zufalle überlassen; Vögel, die gern laufen, anlaufen und dann aufstoßen, bekommen lange, schmälere und mit Wachsleinwand weich gedeckte Käfige. Vögel, die gern „knappern" (an einer Sache herumhacken) bekommen selten Gebauer von Eisendraht, weil sie den Rost „abputzen" und sich den eigenen Schnabel oft zu Schanden machen. Noch weniger — meinte unser alter Kenner — würde er den Vögeln einen Bauer von Kupferdraht, wie sie jetzt häufig sind, geben; Holz sei rathsam und solle das nicht sein, so gebe man den dünn geschnäbelten Insektenfressern, den Grasmücken, Fitis und ähnlichen, Pappwände in die Gebauer. Einem „Vollenpick" (so heißt der Kernbeißer dort) freilich dürfe man nicht Pappe geben.

„Wohin geht denn Euer Handel, lieben Leute, vorzüglich?" frugen wir.

„Viel wird nach Preußen geschafft; wieder Viel geht aber nach dem Süden über Bamberg und mit den Saamenhändlern von da weiter. Wir ziehen aber auch auf die Märkte und Messen und in Frottstädt und Waltershausen werden große Bestellungen gemacht." —

„Seid Ihr denn Viele im Orte, die sich damit nähren?" —

„Herr, hier treibt man alleweil den Vogelfang, wenn man Muse hat und ich bin noch nicht der erste Vogelfänger im Orte."

„So! Wer ist denn der erste Vogelfänger?"

„Das ist der Finkenmärten am obern Steg. Der zieht Sommer und Winter und ist blos Vogelsteller; der kann Euch mehr sage, wenn's nur höre wollt!" —

Wir gingen zum obern Steg hinauf. Der Finkenmärten war daheim. Wir traten in die Hausflur, wo Netze, Ruthen, Pferdehaare und Tirasse lagen. Der alte Züchter war ein freundlicher, gesprächiger Mann, wie es schien, erfreut über den Besuch. Er stand auf und kam uns freundlich entgegen; auf unsre Bitte aber, sich doch ja nicht stören zu lassen, setzte er sich wieder und begann auf der Serinette, jener kleinen Drehorgel, zu spielen. Er war gerade in seiner Hauptarbeit, als Professor artis musicae seinen kleinen gefiederten Musensöhnen Melodien einzulernen. Man benutzt außer dem Vorpfeifen und Vorsingen gar häufig noch die Serinette; vorzüglich geschieht dies bei der Gimpelzucht, wozu man oft eine kleinere Art mit bloßer oder wenigstens stark vortönender Melodie anwendet. Jetzt sahen wir auch die Wirkung auf die kleinen Sänger. Sie wohnten in [illegible] Zellen, wie wir sie vorher gesehen hatten; nur schien hier Alles mehr auf Abrichtung und Zucht berechnet zu sein und [illegible] Musaget, ihr grauhaariger Musenführer, war in dieser Beziehung ein höchst interessanter Patron.

Nicht alle Conservatoristen nehmen dieselbe Notiz von der ihnen vorgepfiffenen Melodie; am Meisten und zunächst gilt dies von den Gimpeln, Sperlingen, Ammern und Staaren. Aber selbst die originellsten und auf ihre Leistungen am Stolzesten Vögel, selbst Canarienvögel, Zeisige und Stieglitze nehmen Neues an, wenn es auch wenig ist.

„Sehen Sie" — meinte der Alte — „dieser Canariensänger hat lange neben diesen Schniel (Gimpel) gehangen, um ihm als Cantor zu dienen. Aber zuletzt hat mir der Gelbe noch vom Schniele angenommen. Hören Sie's?" — Und eben ließ der Canarienvogel seinen vom Gimpel entlehnten Lockruf: „Diu, diu! Poipoipoipoipoi!" ertönen. Und um einem Gimpel drei Melodien beizubringen, kostet es oft Dreivierteljahre, ja auch ganze Jahre; aber wenn der Gimpel ausstudirt hat, so ist auch diesem herzensguten, zutraulichen Vöglein kaum einer der häufigeren Sänger an Eleganz der Töne gleichzustellen. Allerdings ist es ein Eingriff in die Natur, eine Schwäche menschlicher Narrheit zu Liebe, dem Vöglein, was seine einfach-schöne Waldweise abtrillerte, etwa den dessauer Marsch oder ein: Wohlauf noch getrunken — einzuüben. Theilweise macht auch die Natur ihr Recht wieder geltend; denn schließt er eine Strophe ab oder kommt er zu seinen eigenen Coloraturen, seinen schnellen, tirilirenden Figuren, seinen Passagen, Läufern, Trillern und Tremulanten, so erlaubt er sich immer ein Zwischenspiel, eine neue, pikante Wendung, die mehr

wen wieder zu ihren alten Gebräuchen wenden und den Gott Wodan, den eigentlichen alten Deutschen Gott heraus.

Wodan ist der Gott der Weisheit, der Gott des Krieges, aber auch der Gott der Dichtkunst. Er ist der Gott, der die Runen erfunden hat, die Buchstabenschrift, die Germanen, die Wodan von der Wiege bis zum Grabe begleitet. Wodan ist der Gott, der die Seelen der Helden, die auf dem Schlachtfelde gefallen sind, nach Walhalla führt. Und da ist Frau Ahnen Erbteil, die Sehnsucht, die Germanen nach Walhalla, nach dem Himmel, nach dem Paradies, nach dem Jenseits haben

Karminhänflinge, Zeisige, ebenso zärtlich als gelehrig, denn sie werden häufig zum Wachestehen, Wasserziehen ꝛc. abgerichtet, die immer rührigen Sanguiniker, die Stieglitze, Stein-, Zaun- und Rohrammern, Gilbersche (Goldammern), seltner Ortolane und Lerchen werden überlistet und verkauft. Unter den Lerchen ist an den Abhängen zuweilen auch die Baum- oder Haidelerche, welche ihres fleißigen Singens wegen sprüchwörtlich geworden ist, aber schwer fortgebracht wird. Man fängt die Lerchen mit dem gewöhnlichen Lerchennetze, durch den sogenannten „Lerchenspiegel," einem sich quirlförmig drehenden Holze, welches mit Spiegelstückchen belegt ist und wornach die Lerchen stechen, indeß das Netz zuklappt; oder — freilich selten — durch's Tiraſſen, wobei man ein Stangennetz über die sich furchtsam duckenden Lerchen deckt, indeß man einen Merlin auf der Hand flattern ließ.

Der Geschicklichkeit und Geselligkeit wegen hält man aber auch Staare, Turteltauben, Dohlen und Meisen. Drosseln aber und Seidenschwänze, Fliegenschnäpper, auch die im Allgemeinen seltneren Weidenmückchen und Wisperlen (S. abietina und trochilus), Zaunkönige, Goldhähnchen, Grasmücken, Wachteln, selbst Rebhühner sieht man häufiger in der Hütten oder vor den Fenstern der freundlichen, aber derben Waldbewohner. Sind doch selbst mehrere Falken und Eulen, Drosseln und Enten Thüringen so recht eigen. Die Königin, die Primadonna des leichten, befiederten Geschlechts aber, die Nachtigall, will auch nicht fern sein von ihrem reichen Hofstaate. Sie hat ihre Wohnung in den nordwestlichen Vorthälern des Gebirgs, welche sich nach der reichen, thüringischen Ebene hin öffnen, aufgeschlagen und läßt dort, oft beschützt durch Landesgesetze, ihren Schlag rein und schwungvoll ertönen, so daß sie den gefeierten wörlitzer Schwestern wenig oder nicht nachstehen wird. Dort hörte auch Schreiber dieses den erhebensten Nachtigallenschlag, dessen er sich entsinnen kann. Der kleine, würdevolle Graurock saß drüben auf einem Baume; ich lag hüben auf dem breiten Aste einer dickbemoosten Buche, der Freund im Grase unter mir. Wir schlürften Göttergenuß. Und der Vogel saß auf einer Birke und sang seinem Vater ein Lob und uns frohen Wanderern einen Reisemuth zu, daß es nur so aus der tief ergreifenden, seelenvollen Melodie und dem raschen, wechselvollen Vortrage hervorquoll.

Genua und die sardinischen Hülfstruppen.

Ich habe Genua, die „Königin der Paläste", in dem großen mittelländischen Meerbusen, in drei ganz verschiedenen Kostümen und Rollen gesehen, zuerst in seiner alltäglichen Pracht und Herrlichkeit, als ich im Juli vorigen Jahres mit der Eisenbahn von Turin eingelaufen war. Diese Eisenbahn ist einer der größten Triumphe seiner Art. Durch unübersteigliche Hindernisse, durch Ketten himmelhoher Gebirge, Felsen durchbohrend, Abgründe überspringend, tiefe Thäler ebnend, labyrinthische Windungen gerade streckend, verbindet sie jetzt spielend die schönsten Theile des herrlichen Piemont, die früher sich ferner lagen, als London und New-York. Sie ist das beste Monument des eisernen Regierungswillens, der ziemlich einsam gegen viele, scheinbar unbesiegbare Feinde zu kämpfen und sich zu bewähren verstand.

Anfangs fliegt der dampfbeschwingte Zug über üppiges Wald-, Wiesen- und Weideland an Heerden und malerischen Hütten und Dörfern vorbei. Aber bald zeigt sich das Land in seinem wahren Charakter: Berge, Gebirge, dunkele Wald- und Felsenschluchten steigen auf. Die Lokomotive donnert hinein und der Widerhall ihres fieberischen Athems kracht wie prasselndes Kanonenfeuer. Plötzlich wird es ägyptische Finsterniß, durch welche Lokomotive und Waggons blindlings hinstürzen, ohne sich zu fürchten. Manchmal blitzt ein grelles Licht vom Himmel in die Tiefe, verschwindet aber sofort wieder, bis die betäubenden Donner und die lichtlose Nacht in den Appenninen plötzlich verschwinden und der Zug in ein Licht und ein Panorama herausschießt, das betäubt und trunken macht, ehe man es ordentlich sehen kann.

Der italienische Himmel blühte in seinem höchsten, reinsten Lichte. Es war um drei Uhr Nachmittags, als wir aus dem Gebirge herausdonnerten und den Palast-Halbmond Genua's zwischen dem blendenden Meere und den ungeheuern Gebirgslagern im Rücken schimmern und sich strecken sahen. Prächtige Villa's, hängende Gärten, Terrassen voller Statuen, dunkellaubiger Citronen, Weingärten und Springbrunnen klettern an den finstern Gebirgswellen hinauf bis zu den stacheligen Forts und Festungen, die mit unzähligen schwarzen Augen herausfordernd umherblicken, als wollten sie sagen: daß es Niemand wagt, meine Palast- und alte Handelskönigin hier unten anzutasten! — Sie beherrscht zwar nicht mehr die Oceane, aber noch tragen ihre Wogen eine respektable Flotte von Kauffahrteischiffen aller Zonen und Nationen aus und ein. Der unaussprechlich heitere, wolkenlose Himmel Italiens lacht darüber hin und spiegelt sich in tiefen, azurnen Tinten auf dem strahlenden Meere, das vor Freude zittert unter seinem unaussprechlichen, blauäugigen Lächeln.

Ueber eine deutsche Meile weit kam uns die grandiose Architektur Genua's entgegen. Wir durchflogen eine lange Vorstadt von stattlichen Palästen, die von Gärten und Grotten, von Statuen zwischen Orangen und Myrrthen umgeben, den wohlthuendsten Eindruck von Reichthum und Geschmack, von Bildung und Schönheit ausstrahlen. Nachdem wir so eine Weile durch Licht und Schönheit, Größe und Neuheit hindurchgeflogen waren, fing die Lokomotive an, langsamer zu athmen. Alles rückt und regt sich in den Waggons, ein schrillender Pfiff, ein Stoß und der Zug steht und öffnet seine Thore.

Unter einem Wirrwar zudringlicher Cicerone's wähle ich mir den ältesten und würdigsten aus und lasse mich geduldig führen, aber nicht eher, bis ich „Genua im Kleinen", den „Auszug Genua's", den „Palazzo del Principe", gerade dem Eisenbahnhofe gegenüber, mit vollen Zügen bewundert habe. Ueber diesen feenhaften Colonaden, auf diesen Terrassen, die über das Meer hinausragen, zwischen den Meisterwerken Pierino del Vaga's wandelte und waltete vor drei Jahrhunderten Andrea Doria, der gewaltige Doge, welcher selbst Rom erstürmte, und stürzte die Verschwörung des Fiesko in's Meer. — Dann geht es über eine Piazza, wo das Meer schöner noch, als vorher, herauflächelt, Straßen hinab zwischen Marmor-Palästen hindurch an ungeheueren Kirchen vorbei, durch deren offene Thüren Wachskerzengeruch dringt und deren Licht die erhabenen Schiffe und goldenen Decken schwach und phantastisch erleuchtet, in eine hohe, lange, enge, dunkele Straße hinein, die kaum zwei Menschen an einander vorbei läßt und doch von Menschen und Eseln, von feilen Blumen und [redacted] Juwelierläden, Conditoreien, Priestern und Soldaten, graziösen, weißschleierigen Damen und malerisch angeputzten [redacted]mädchen wimmelt, durch noch engere Windungen hindurch in einen großen Hof mit Arcaden und schwarzen und weißen Marmortreppen, hinauf in eine freskogemalte Halle, von der ein Kellner mich in ein Zimmer führt. Ich war im Gasthofe, wo es sehr lebendig und lustig, recht gesprächig und anständig zuging.

Den folgenden Tag kam mir die „Stadt der Paläste" noch imposanter und schöner vor. Sie trug eine so alte, stattliche und doch so modern lebendige Physiognomie. Die Größe und der Glanz der Vergangenheit ist noch nicht verwittert, die Marmor-Architekturen glänzen noch, die Statuen schimmern noch weiß aus dem quelligen, saftigen Grün, und zugleich zeigt sich das gegenwärtige Geschlecht äußerst rührig und thätig, um an allen Arbeiten, Producten und Genüssen der jetzigen Kultur Theil zu nehmen. Keine Ruinen, kein Verfall. Noch geht es hoch und glänzend her hinter den Marmorwänden in freskogemalten Hallen; auf den Straßen wimmelt es von dichter Bevölkerung und blendend schönen Damen, die wegen ihres geschmackvollen Putzes, ihrer vornehmen Bläſſe und ihres graziösen Ganges in wallenden Kleidern mit dem langen, transparenten „pezzoto" weit und breit berühmt sind, obgleich sie in Gesichtsbildung den feingemeißelten Toskanerinnen und den runden, blitzäugigen Schönen Roms nachstehen sollen. Ich zog vor, den Abend im Freien zu genießen und bereuete es nicht. Auf die vereinsamte Aquasola stieg der Mond im hellsten Glanze hernieder und gab den prächtigen, architektonischen Formen, Bäumen und Statuen umher neue Reize. Aus dem Hintergrunde sahen die Gebirge mit riesigen, geisterhaften Gesichtern herab. Um

herwandelnd zwischen den klaren, mondscheinversilberten Umrissen dieser Schönheit kam ich gegen Mitternacht in einen erleuchteten Concert-Garten, die Concordia, wo die vornehmen Damen nach der Oper unter Bäumen kühle Nacht und warme Liebe genießen, scherzen und lachen, als gäbe es kein Leid und keinen Haß in der Welt. Und wie zauberisch duften die blühenden Orangen dazwischen und wie verführerisch lächeln die gewissenlosen, nackten Statuen heidnische Lebenslust! Das ist Italien, Italien in seiner Schönheit und Poesie. Das häßliche, das historisch verdammte Italien mit seinen ausgebrannten Kratern der Geschichte werden wir leider auch kennen lernen.

Als solches sollte ich Italien in Genua's zweiter Rolle während meiner Anwesenheit sehen. Am 22. Juli Morgens lief ein erbleichendes Flüstern durch die Stadt. „Die Cholera, die Cholera! Sie ist hier!" Unter den Galeerensklaven des Arsenals waren einige Fälle vorgekommen, aber sorgfältig verschwiegen worden. Sie griff jedoch mit stärkerer Wuth das dort stationirte Militär an, und verbreitete von da aus über Palast und Bettelstab, Hütte und Herrlichkeit einen panischen Schrecken, von dessen Wirkungen man sich in dem moralisch kräftigeren, reinlicheren Norden schwerlich eine Vorstellung machen kann. Der Mond schien Abends auf leere Straßen und bleiche, fliehende Gestalten. Die prächtige, lebenslustige Stadt sah wie ein zum Tode verurtheilter Verbrecher aus. Die Behörden fingen am folgenden Morgen mit Riesenkraft an, das Ungeheuer zu entwaffnen. Sie eröffneten Hospitäler, trieben Nonnen aus ihren Klöstern, um Krankenanstalten daraus zu machen, bildeten medicinische Commissionen, Apotheken zu unentgeltlicher Vertheilung von Medicin, Suppen-, Speise- und Kleiderschenkungs-anstalten und Reinigungs-Compagnien, Alles zu spät. Die Schmutzhaufen und stagnirenden Mistpfützen in den engen hohen Straßen, die Verwahrlosung der Menge unter einer bildungsfeindlichen Hierarchie und conservativem Adel trieb jetzt unerbittlich seine Consequenzen. Von 120,000 Einwohnern waren in vierundzwanzig Stunden über 40,000 geflohen, zunächst alle Reicheren, deren Paläste, Geschäfte und Läden geschlossen waren, so daß für die Zurückgebliebenen aller Verkehr, aller Erwerb abgeschnitten blieb. Auf „Berge des Erbarmens" („Monte di Pieta", wie das Regierungsleihhaus genannt wird) wurden in den nächsten acht Tagen für

Sardinische Truppen auf der cornischen Straße zwischen Nizza und Genua.

mehr als 300,000 Thaler Sachen versetzt, um den Aermeren Mittel zur Flucht zu verschaffen. Von nun an sah man die Straßen und Wege alle Tage mit Karavanen von Familien besäet, die mit Bündeln und Kindern auf dem Rücken, in benachbarten Dörfern dem Tode zu entgehen suchten, obgleich die Seuche dort oft noch gräßlicher wüthete.

Die Straßen, die Gärten, die Vergnügungsplätze, vor wenigen Tagen noch voll von Glanz und Freude und silbernem Gelächter, lagen jetzt erstarrt, ein Tummelplatz des Pöbels und der Unzufriedenen, welche aus ihren Verstecken und Höhlen hervor kamen, um sich in aller Bestialität zu offenbaren. Die Regierung sah sich sogar genöthigt, die Ruh- und Rücksichtslosesten für schweres Geld zu beschäftigen und sie in Todtengräberbanden, „Becchini", zu organisiren. Noch heute schauert der Genueser zusammen, wenn er nur das Wort hört. Die Becchini heulten und tranken und herrschten mit ihren rumpelnden Todtenkarren allein durch die schweigende Stadt. Des Nachts sangen, tranken und rauchten sie und donnerten betrunken an jede Thür mit Gebrüll: „Todte 'raus! Todte 'raus!" Wo noch kein Todter war, legte sich nun Einer nach dem Andern vor Schreck hin, um stumpf und hartnäckig gegen gebotene Hülfe an der Seuche zu sterben. Die Becchini zogen dem Todtenkarren voraus, damit dieser nicht aufgehalten werde. So warteten sie, trinkend und heulend, nicht selten auf dem Haufen der sarglosen, gesammelten Todten sitzend, auf deren Verladung und Ausfuhr. Die Leichen wurden nicht selten auf das Steinpflaster hingeschleudert, daß Knochen zerbrachen. Und wie sahen sie aus, diese Becchini! Entstellte, halb nackte Ausgeburten der Unterwelt mit fliegendem, wirrem Haar, großen, schmutzigen Bärten, braun und gelb im Gesicht, nie gesehen vorher und nur wie auf Geheiß der Seuche aus der Erde gewachsen, in der That das erwachte, Fleisch und Bein gewordene böse Gewissen großer Städte und schlechter Regierung. Letztere hat sich zwar gerade in Sardinien allein durch treues und tapferes Festhalten an freiern Institutionen, wie sie das Jahr 1848 gebar, vor allen italienischen Regierungen ausgezeichnet, aber sie konnte dadurch die Produkte langer Vernachlässigung und Kulturunterdrückung, die feindliche Priesterschaft und die Reaktion der politisch und social Bevorzugten nicht plötzlich beseitigen, so daß sie ein nicht selten in der Geschichte vorkommendes Beispiel von Freiheit und Emancipation des Volkes gegen den Willen des Volkes geben mußte und zum Theil noch muß. Gerade während der Cholera mußte sie die besten, energischsten Institutionen zum Wohle des Volkes erzwingen und vertheidigen und konnte doch Viele nicht dahin bringen, davon Gebrauch zu machen. Sie vertheilte täglich außer Medicin, Eis u. s. w. für 500 Thaler schönes, weißes Brot, sie ließ alle Kleider und Betten der Verstorbenen räuchern und säubern und gab inzwischen neue dafür; sie bot den Aermsten in den schmutzigsten Höhlen bessere Wohnungen, sie ließ Straßen, Höfe, Häuser, Stuben, Treppen segen, anstreichen, scheuern, kurz sie that Alles, um die Massen materiell und moralisch gegen die furchtbare Seuche zu rüsten; aber man weigerte sich, die alten Schmutzhöhlen zu verlassen, man goß die gebotene Medicin den Aerzten in's Gesicht und schlug dieselben nicht selten halb todt, weil sie meinten, die Regierung bediene sich der Cholera, der Medicin u. s. w. nur, um das Volk zu vergiften und so zu schwächen, daß es nicht wieder Revolution machen könne. —

Vom Anfange bis zum Ende schrie der Pöbel, daß die Cholera ein Machwerk der piemontesischen Partei sei. Sie lasse des Nachts vergiftete Raketen steigen, welche dann auf die Stadt herabfielen. (Solche Raketen hatte man allerdings nicht selten gesehen, man sagt auf Veranlassung der genuesischen Reaktionäre gegen die Regierung, um dann das Gerücht auszusprengen.) Andere Reaktionärs nährten den Volksglauben, daß die Cholera eine Strafe des Himmels für die freie Verfassung, für das „Festhalten an der Revolution", für Preßfreiheit und religiöse Toleranz sei. Wieder Andere behaupteten, sie sei eine besondere Strafe für die Waldenser-Ketzerei, eine protestantische Partei, die man dulde, und hatten schon ein förmliches Blutbad gegen dieselbe in Bereitschaft, welches nur durch energische Maßregeln der Polizei- und Militärbehörden verhindert ward. Das Beste thaten die Waldenser selbst durch Gründung von Hospitälern für Unglückliche jedes Glaubens und durch heroisches und edeles Benehmen überhaupt während der ganzen Schreckenszeit, besonders ihres Pastors, eines Flüchtlings von Neapel.

Am Schlimmsten hatten's die Aerzte. Sie wurden öfter öffentlich auf der Straße als „Vergifter" überfallen und gemißhandelt, besonders wenn sie Medicin umsonst boten. Nicht selten wurden sie an den Betten von Sterbenden gezwungen, die Medicin, die möglicher Weise den Tod besiegen konnte, selbst zu trinken. In einem Landdistrikte hatte der Syndicus, der etwa mit einem deutschen Landrath zu vergleichen ist, die Lehre verbreitet, daß die Regierung sich der Eisenbahn von Turin und Genua bediene, um Schlangen und Kröten in letztere Stadt zu schaffen, sie dort von Aerzten in Raketen verwandeln und des Nachts steigen zu lassen, um so das Choleragift herab zu senden und zu verbreiten.

Ein englischer Maler, der einige Meilen von Genua von Bauern skizzirend und mit einer Flasche Cognac angetroffen ward, galt sofort als Vergifter, und konnte sich vor der Wuth des gesammelten Volks blos durch Flucht in ein Haus retten, wo er sich vertheidigte, bis Polizei ankam. Hunderte und aber Hunderte, die auf Stroh in öden Höhlen starben, weigerten sich hartnäckig, sich in Hospitäler bringen zu lassen, wenn nicht sie selbst, so doch ihre Angehörigen. Von der Straße in Hospitäler Transportirte bissen noch in den letzten blauen Zügen des Sterbens Zähne und Lippen zusammen, wenn der Medicinlöffel über ihnen schwebte. Selbst das sanfte, ermahnende Wort der „barmherzigen Schwestern," von deren Heldenthum und Aufopferung man Wunderdinge erzählt, war nicht immer im Stande, den schmutzigen Panzer des Aberglaubens und der scheußlichsten geistigen Verwahrlosung zu durchbrechen oder zu öffnen. Außerdem verdarb die Geistlichkeit viel mit ihrem „olio santo," dem heiligen Oele oder der letzten Oelung, welche mit jedem eingebrachten Kranken immer zuerst vorgenommen ward, ehe die Aerzte herankamen, damit er nicht ohne Sacrament sterbe. Nach der Oelung gaben aber die Meisten sofort alle Lebenshoffnung auf, so daß mit der innern Naturspannung auch die in jedem Menschen thätige Recreationskraft zusammen fiel, und sie starben, weil die belebende Hoffnung, der Wille erstorben war.

So starben bis zum 14. September von dem zurückgebliebenen Drittel der Bevölkerung, etwa 80,000, nicht weniger als 3600. Die Sterblichkeit, in London in demselben Grade angenommen, würde etwa 90,000 Opfer der Cholera gefordert haben. Reinlichkeit, Bildung und Freiheit ließen aber 85,000 davon am Leben und führte die Macht der Seuche auf 5000 zurück. Unter ähnlich gebildeten Massenverhältnissen würde Genua nicht so viel Hunderte verloren haben, als Tausende fielen.

Insofern kann die Cholera überall als ein Barometer der Kultur verschiedener Völker und Städte gelten. Es ist eine tausendfach erwiesene Wahrheit: „Je mehr Kultur, je mehr Wohlstand, Reinlichkeit, Einsicht, Verstandes- und Willenskraft, je mehr materielle und moralische Ventilation und Bewegung im Volke, desto mehr Lebenskraft, desto mehr Berechtigung zu dem Ausrufe: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg! — Und umgekehrt. Stagnation, Verbot, Hemmung der materiellen und gedanklichen Circulation ist Mord, ist Tod, ist künstliche Veruntreuung des allgemeinen Lebenscapitals und der Freuden und Genüsse dieser Erde.

Im September und October fingen Vertrauen, Hoffnung und Personen an zurückzukehren, aber die Stadt trug noch lange ihren Trauerflor. Tausende waren dahin gerafft worden und die Ueberlebenden bewiesen in ihrem schleppenden Gange, ihren abgehärmten, gelben Gesichtern, was sie gelitten. Erst mit dem neuen Jahre erholte man sich, und als die Regierung mit England und Frankreich ein Bündniß geschlossen und sich verpflichtet hatte, 20,000 Mann für die Krim beizutragen, zog Genua als Hauptversammlungsort und Hafen für die Expedirung der Truppen einen neuen Adam an. Und so sah ich es in seiner dritten Rolle, als Dritten im Bunde der westlichen Civilisation gegen den Osten, einem Bündnisse, das wider Wissen und Willen doch noch am Ende von der Macht der Consequenz getrieben wird, sich wirklich an die Kultur des Westens und deren Interessen zu wenden, wenn sie nicht mit Schande und Ruin dieser Kultur aus dem verletzten Kampfe zurückkehren will.

Während des März schon fingen die Truppen an, sich in Genua zu sammeln, kräftige, stämmige Söhne der Gebirge von Savoyen, bäuerische Kinder der fruchtbaren Thäler von den achtzehn Betten des Po und seiner Nebenflüsse, lebhafte kleine Kerle von der französischen Grenze mit einem seltsamen Mischdialect von Italienisch und Französisch, womit sie bei ihren Liebeserklärungen, die sie überall ohne Complimente anzubringen suchten, unauslösch-

Abel Beiden und Wilhelm wurden gute, treue und tüchtige Arbeiter, die ihrem Herrn mit Liebe und Treue dienten. Sie wurden auch in die Geheimnisse des Reiches Gottes eingeweiht, in die Geheimnisse Gottes, die Jesus den Seinen offenbarte. Sie wurden Jünger Jesu, Apostel, Boten des Reiches Gottes. Sie wurden Diener Gottes, Diener Jesu Christi, Diener des Evangeliums. Sie wurden mit Jesu Geist getauft, mit heiligem Feuer, mit Kraft aus der Höhe. Sie wurden Zeugen Jesu, Zeugen seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt, seiner Herrlichkeit, seiner Wunder und seiner Lehre. Sie wurden Zeugen bis in den Tod. Sie wurden Märtyrer, Blutzeugen, Bekenner. Sie wurden Heilige, Auserwählte, Gesalbte, Gesandte, Diener des Herrn, Diener des Wortes, Diener des Evangeliums, Diener der Gemeinde, Diener der Kirche, Diener Gottes, Diener Jesu Christi

naturwissenschaftliche Kenntnisse, Zeichnungen und Formeln nicht erklären. Begnügen wir uns hier mit einer Vorstellung.

Außer der gemeinen Waage, die Jeder kennt, giebt es noch ein anderes Mittel, die Schwere eines Körpers zu finden, die comparative Schwere, d. h. das Verhältniß eines Körpergewichts zu einem andern. Man nimmt z. B. ein Pfundgewicht und hängt es an einen elastischen Faden, merkt sich den Grad der dadurch hervorgebrachten Ausdehnung und hängt dann einen andern Körper daran, dessen verhältnißmäßige Schwere zu dem Pfunde man kennen lernen will.

Die Waage nun, womit die Erde gewogen ward, war eine comparative, nur unendlich zusammengesetzte und mit tausend Rück-, Vor- und Nebensichten umgebene.

Schwere ist, wie wir seit Newton Alle annehmen, nichts als Anziehungskraft eines Körpers gegen den andern. Diese Zugkraft wird desto größer, je näher die Körper an einander kommen. Leim und Kleister und Kitt sind nichts Anderes als genaue Ausfüllung der Entfernungen einzelner Körpertheile, so daß sie dann wie ein einziger fest zusammenhalten. Je mehr Theile in einem Körper zusammen gedrängt sind, je dichter er ist, desto größer seine Anziehungskraft, seine Schwere. Eine Kanonenkugel ist schwer, weil in ihr viele Theile oder Atome zusammen gedrängt sind und in der Erde ebenfalls, so daß sie sich gegenseitig stark anziehen. Hängt man die Kanonenkugel in der Luft auf und einen andern Körper zwischen sie und die Erde, so wird dieser Körper doppelt angezogen, nieder von der Erde, auf von der Kanonenkugel. Natürlich zieht die Erde wegen ihrer Theile, die sich in ihr vereinigen, mit viel tausendbillionenhaft größerer Schwerkraft als die Kanonenkugel. Sobald man aber Mittel findet, fein genug, die verhältnißmäßig unendlich kleine Attractionskraft der Kanonenkugel zu entdecken, ist auch die Waage für die Erde da.

Freilich haben wir damit noch nicht die leiseste Vorstellung von dem geheimnißvollen Hause des Tavistock-Platzes in London, in welchem Mr. Bailly Jahre lang Tag für Tag saß und durch Vergrößerungsgläser in luftdicht verschlossene Glasbehälter mit feinen, unsichtbaren Fädchen und Kügelchen, Thermometern, Barometern, Hygrometern unsichtbare Zeichen und Wunder las und Tag für Tag aufschrieb, berechnete, Abzüge und Zuthaten aus tausenderlei Einflüssen mit auf die Rechnung brachte, um endlich nach Jahren aus vielen dicken Büchern voller Zahlen und geheimnißvoller Formeln eine ungeheuere, der kühnsten Phantasie, dem riesigsten, mathematischen Scharfsinne nicht zugängliche Zahl als Facit zu ziehen und zu sagen: So schwer ist die Erde. Und bei den Experimenten, welche diese Zahl endlich gebaren, kam es auf einen Hauch, einen Lichtstrahl, auf ein Partikelchen Wärme, das von der Hand des Beobachters ausstrahlen konnte, an, so daß mit der größten Sorgfalt und Delicatesse Alles fern gehalten oder in genaue Berechnung gebracht werden mußte, was wir bei der sorgfältigsten Wägung von Tausendtheilchen eines Grans nicht beachten. Und doch sah das Hauptinstrument der Erdwiegung wie eine Kinderei aus: eine lange, dünne, hölzerne Ruthe, in der Mitte an einem Coconseidenfädchen aufgehangen, an beiden Enden mit leichten Kugeln versehen, so daß sie, wenn alle Störung fern gehalten wird, in genau waagerechter Stellung zur Ruhe kommt. Zu diesem Zweck hing die Ruthe in einem luftdicht verschlossenen Glaskasten, doch so, daß große massive, mathematisch genau runde Kugeln in die Nähe der beiden Endpunkte der Ruthe gebracht werden konnten. Die Kugeln übten dann in Verhältnissen, die mathematisch genau bekannt sind, Attraction aus und zogen die Ruthe an, so daß sie zu zittern anfing. Dieses Zittern ist ebenfalls blos die Thätigkeit eines mathematischen Gesetzes, das sich bis auf ein gespaltenes Seidenhaar berechnen läßt. Die Zeit, welche diese Vibrationen brauchen, wurde die eigentliche Meßzelle der Erd-Attraction im Vergleich zu der Anziehungskraft der Kugeln, wie Professor Airy in der tiefsten, 1260 Fuß tiefen Kellergrube Englands durch Vergleich von Pendelschwingungen oben und unten die Dichtigkeit der Erde zu messen anfing.

Wir bemerken hier nur noch, daß Bailly mit Anwendung aller wissenschaftlichen Mittel, die irgend möglich waren, alle Störungen, die auf diese Experimente einwirken konnten, entweder fern halten oder genau berechnen und so in Rechnung setzen konnte, so daß er das Gewicht der Erde ganz sicher, bis auf einen ganz unbedeutenden Bruchtheil aus der größten Tiefe und Feinheit der Wissenschaft herauf beschwor und zugleich vermied, was die dramatischeren Experimente, welche vor einigen Jahren im Pantheon zu Paris mit einem ungeheuern Pendel zu gleichem Zweck vorgenommen wurden, am Ende nutzlos erscheinen ließ. Das Volk strömte damals aus und ein, als wenn wilde Thiere zu sehen wären, Mr. Bailly arbeitete Jahre lang allein und ließ nur selten wissenschaftliche Freunde, auf den Zehen leise trippelnd, zu, nicht einmal das Sonnenlicht, so daß er im Dunkeln wie ein Geist mit Geistern durch Gläser und Teleskope sprach. „Wenn er sich der Erdwaage selbst näherte, schlich er langsam und leise wie ein Gespenst auf den lautlosen Teppichen. Sein Schritt, sein Athem, sein Pulsschlag, seine Lebenswärme ließ er zurück, um nicht zu stören. Auch näherte er sich nie ohne einen Ausdruck von Furcht und Ehrfurcht.“ So arbeitete er achtzehn Monate lang Tag für Tag und machte 1300 Experimente, ehe die eigentlichen Wieg-Experimente selbst begannen. Dann wog er vier Jahre lang alle Tage in seinem lichtlosen Laboratorium und rechnete endlich aus seinen Balance-Büchern das Gewicht der Erde heraus. Und wie schwer ist sie nun? In seinem großen Buche steht als Resultat einer der heroischsten Arbeiten der Wissenschaft, nichts als:

„D=5·6747 mit einem Fehler, nicht über ·0038.“

Uebersetzt heißt dies etwa: D. (Dichtigkeit) gleich 5·6747. Dies heißt wieder, daß die Erde etwa $5\frac{1}{2}$ mal schwerer ist, als sie sein würde, wenn sie blos aus Wasser bestände, doppelt schwerer, als der härteste Fels auf der Oberfläche, halb so schwer als Blei und doppelt so schwer, als etwa Zinn oder Zink, Summa Summarum in Tonnengewicht (die Tonne = 20 Centnern) ausgedrückt:

1,256,195,670,000,000,000,000,000, d. h.:

Eine Quadrillion, zweihundert und sechs und fünfzig Tausend einhundert und fünf und neunzig Trillionen, sechshundert und siebenzig tausend Billionen Tonnen. Der Fehler im Betrage von 385 Billionen Tonnen schwindet dieser Masse gegenüber zu einem Hundertstel Gran in einem Kubikfuß Wasser, welches $62\frac{1}{2}$ Pfund wiegt, zusammen, zu einem kleinen Theile des Stiels an einem großen Apfel. Das ist eine Zahl, welche kein Verstand fassen kann. Schon bei der Billion bleibt er still stehen. Wenn Jemand hundert Jahre vor Christi Geburt angefangen hätte, zu zählen, immerfort zählend, ohne zu essen und zu schlafen, ohne jemals aufzuhören und nur Athem zu schöpfen, immerfort durch alle Tage, Monate, Jahre und Jahrhunderte, so wäre er heute noch nicht bis zur Billion gekommen. Und was ist nun eine Trillion? Was sind 256,195,670 Trillionen? Noch lange keine Quadrillion. Und was ist diese? Und nun Tonnen? Was sind diese in Centnern? In Pfunden, in Lothen, in Grans, in Atomen, aus denen die Erde bestehen soll, von denen vielleicht eine Billion auf ein Sandkorn gehen, wie bei uns 12 auf's Dutzend? Und doch ist nun wieder der ganze Ball, den wir Erde nennen, nichts als ein unsichtbares Stäubchen am Leibrocke des allumfassenden Allerhalters!

Blätter und Blüthen.

Die Mormonen. Ueber diese seltsame religiöse Secte — die wunderbarste Erscheinung vielleicht im Leben der Vereinigten Staaten — ist so eben bei C. B. Lorck eine kleine Schrift erschienen, welche das vollständigste, alle bisherigen Nachrichten von den „Heiligen des jüngsten Tages“ an Reichhaltigkeit der Mittheilungen übertreffende Bild des Gegenstandes giebt. Dieselbe führt den Titel: „Die Mormonen, ihr Prophet, ihr Staat und ihr Glaube,“ und ihr Verfasser ist Moritz Busch, der sich durch seine im vorigen Jahre bei Cotta erschienenen „Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi“ einen guten Namen in der Reihe der Berichterstatter über Amerika und die Amerikaner erwarb und selbst mehrfach mit Mormonen in Verbindung stand. Wenn schon das politische Leben in Amerika für den Uneingeweihten schwer verständlich ist, so noch mehr das kirchliche. Hier mischt sich das stupideste Festhalten am Buchstaben der Schrift mit den wahnwitzigsten Ausschweifungen einer ungezügelten Phantasie. Das Mormonenthum ist die sonderbarste Ausgeburt der neuen Zeit. Es ist mit seiner Vielweiberei, mit seiner Vielgötterei, mit seinem Staatswesen, welches ein Gemisch aus Demokratie und Theokratie ist, die wunderlichste der hundert und aber hundert Secten Amerika's. Durch die Schnelligkeit aber, womit seine Apostel diese Tollheiten verbreiteten und womit die Secte binnen zwanzig Jahren von zehn Gläubigen auf zweimalhunderttausend anwuchs, ist sie zugleich die interessanteste Erscheinung des jetzigen amerikanischen Lebens. Aus diesem Grunde glauben wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf das erwähnte kleine Buch aufmerksam machen, welches sich durch hübsche Ausstattung und billigen Preis (10 Ngr.), durch Zuverlässigkeit der Angaben, durch allgemein-faßliche, oft sogar unterhaltende Darstellung und durch reichliche Citate aus den mormonischen Schriftstellern selbst empfiehlt.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 29. 1855.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Redacteur: Eduard Maria Oettinger.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Schein Weihnacht.

Von Ernst Willkomm.

Neue Novellenfolge zum Jahreswechsel.

Erstes Capitel.

Der Lehrer und der Schüler.

„Ich bin schuld, ich! Niemand, als ich!“

Mit diesen Worten stürzte Ernst Wolfram in das Zimmer seiner Mutter.

„Ich? Was gebrochen, daß du beim gebrochen?

Er stürzte vor mir nieder, meine Stiefel zu umfassen. Ich mußte mich fast gewaltsam von ihm losreißen.

„Das ist ein großer Bösewicht," sagte, als der Jude abgeführt war, der Secretair, wie mit erleichtertem Herzen. „Ein gleißnerischer Bösewicht, den alle Welt fürchtet, in Preußen wie in Rußland."

„Und dennoch," erwiederte ich, „kann Niemand in Preußen oder in Rußland ihn eines bestimmten Verbrechens auch nur anklagen, geschweige überführen. Sollte den Menschen nicht das unverschuldete Unglück eines allgemeinen Vorurtheils verfolgen, das sich so oft, ohne alle Veranlassung, in wahrhaft unbegreiflicher Weise klettenartig an manche Menschen anheftet?"

„Umgekehrt möchte ich glauben, daß seine ebenso große List wie Frechheit seine Verbrechen nur zu sehr zu verdecken weiß."

„In welcher Weise auch seine Frechheit?"

„Die Furcht vor seiner Rache. Sodann, wer drüben in Rußland nur recht frech die Behörden zu bestechen weiß —"

„Aber der arme Mensch sitzt ja seit beinahe anderthalb Jahren gefangen zwischen den stärksten Gefängnißmauern, und er hatte nicht einmal Geld, um zu seiner Nahrung sich mehr als Wasser und Brot zu verschaffen."

„Er hat zu Hause Vermögen, und ein Weib, ebenso boshaft und ränkesüchtig wie er, dabei bildschön."—

Gegen den Juden Schlom Weißbart lag nach meinem Erachten kein Beweis eines Verbrechens vor, der eine Strafe gegen ihn hätte begründen können. Nach der ganzen Lage der Untersuchung gegen die Bande war auch keine Bezüchtigung irgend eines Verbrechens, kein weiterer Beweis gegen ihn zu erwarten. Es erschien mir daher völlig ungerechtfertigt, den Juden in fernerer Gefangenschaft bis nach Abschluß der, vielleicht noch ein Jahr dauernden Untersuchung gegen die Bande zu behalten. Andererseits, nachdem die Criminaluntersuchung gegen ihn wegen Theilnahme an den Diebstählen einmal eingeleitet war, konnte er, zumal als Ausländer, ohne ein Urtheil nicht entlassen werden; dieses Urtheil war von dem Oberlandesgerichte in Insterburg zu ertheilen. Dem letzteren sandte ich daher die — dünnen — Akten gegen den Juden, mit den betreffenden Bemerkungen zum Spruche ein.

Unterdessen machte ich noch einen letzten Versuch, um über den Juden eine bestimmte nähere Auskunft zu erhalten. Die russischen Behörden hatten, auf die sämmtlichen vielen amtlichen Ersuchungsschreiben der Kreisjustizcommission zu diesem Zwecke, gar nicht geantwortet. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Ragnit erfuhr ich, daß einer meiner Universitätsfreunde, ein Livländer, einen höhern Posten in der russischen Zollparthie an der Grenze bekleide. An ihn wandte ich mich um Auskunft.

Es war ein seltsames Zusammentreffen von Umständen, unter denen ich einige Zeit nachher die Antwort erhielt. Es kam damals täglich nur eine Hauptpost nach Ragnit. Sie kam des Morgens um acht Uhr von Tilsit; sie brachte die sämmtliche Correspondenz aus Deutschland, Preußen und Rußland. Die Briefe für die Kreisjustizcommission sowohl als die Privatbriefe für mich wurden bald nach Ankunft der Post durch meinen Boten des Gerichts abgeholt und in das Gerichtslokal gebracht, wo ich mich jeden Morgen einfand.

Etwa vierzehn Tage seit Absendung der Akten gegen Schlom Weißbart nach Insterburg mochten verflossen sein, als der Bote, der die Correspondenz von der Post abgeholt hatte, mit dieser mir auch einen Privatbrief aus Rußland an mich überbrachte. Ich eröffnete ihn zuerst. Er war von meinem Freunde. Er betraf den Schlom Weißbart und bestätigte alles Schlechte, was das Gerücht von dem Juden ausgebreitet hatte.

Der Jude Schlom aus Russisch-Neustadt, der seit länger als einem Jahre in den Gefängnissen der Kreisjustizcommission zu Ragnit sich befinde, sei in der That einer der gefährlichsten Verbrecher an der Grenze. Er stehe mit allen Räuber- und Diebesbanden der Grenze in Verbindung, und mache ebensowohl ihren Anführer als Hehler. Man fürchte ihn allgemein wegen seiner Verwegenheit und Grausamkeit. Durch seine Verbrechen habe er sich ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben. Dieses gewähre ihm die Mittel, die bestechlichen Beamten von sich abhängig zu machen. Um so mehr sei er von Jedermann gefürchtet, und Niemand wage gegen ihn aufzutreten. Alle Versuche, amtliche Auskunft über ihn zu erhalten, werden vergeblich sein. Das allgemeine Gerücht bezeichne ihn sogar als den Mörder seiner ersten Frau; seine jetzige Frau, gleichfalls eine abgefeimte Verbrecherin, solle ihm bei der That geholfen haben. Seine Tochter, sein einziges Kind aus der ersten Ehe, zur Zeit des Mordes etwa zwölf Jahre alt, sei durch einen Zufall Zeugin des Verbrechens geworden; sie sei seitdem periodisch von Wahnsinn befallen, in dessen Krisen sie furchtbare Sachen spreche. Trotz alledem habe Niemand gewagt, ihn oder seine zweite Frau wegen der That anzuklagen.

Mein Freund schloß seine Nachrichten mit der Bemerkung, daß er begreiflich nur, freilich sorgfältig aufgesuchte Gerüchte mittheile, deren weitere Verfolgung unter den erwähnten Umständen unzweifelhaft ohne alles Ergebniß bleiben werde, die aber schon dadurch eine erhebliche Bestätigung finden müßten, daß während der Haft Schlem's gerade derartige Grausamkeiten, die ihm Schuld gegeben wurden, bei Diebstählen und Räubereien in der Gegend nicht mehr vorgekommen seien.

Auch dies war wiederum mehr Gerücht, als Auskunft über bestimmte Thatsachen. Aber es war mit so vielen Gründen unterstützt, daß ein großer Theil meiner Zweifel gegen ein so wieder und wieder bestätigtes, allgemein verbreitetes Gerücht verschwinden mußte. Und hatte nicht auch mein erster Blick in den Augen des Juden neben hoher Verschmitztheit jene Blutgier und Mordlust gesehen?

Indeß für die Zwecke der Criminaluntersuchung war von weiteren Nachforschungen augenscheinlich nichts zu gewinnen, der Brief konnte mich daher zu ferneren Schritten nicht veranlassen, und ich beschloß, die Ankunft des Erkenntnisses von Insterburg abzuwarten, es dem Juden zu publiciren und ihn alsdann, da ich nur seine Freisprechung erwartete, sofort der Haft zu entlassen.

Eins der ersten eingegangenen amtlichen Schreiben, die ich darauf eröffnete, brachte das Erkenntniß des Juden. Es lautete gegen alle meine Erwartung nicht freisprechend. Der Angeschuldigte sei im Besitze eines erwiesen gestohlenen Pferdes ergriffen; der Besitz des gestohlenen Gutes bilde nach der Criminalordnung eine nahe Anzeige. Der Angeschuldigte habe bei seiner Verhaftung sich widersetzt, um die Flucht zu ergreifen; Flucht oder Versuch derselben bilde ein zweites Indicium. Der Angeschuldigte werde allgemein als ein Mensch von ebenso schlechtem Charakter als verbrecherischer Lebensweise, besonders auch als Mitglied einer Bande von Dieben bezeichnet. Nun verordne aber der Paragraph 405 der Criminalordnung wörtlich: „Wenn mehrere Anzeigen in einem Falle zusammentreffen, welche mit einander übereinstimmen, und durch den schlimmen Charakter des Verdächtigen und die bisherige schlechte Lebensweise desselben unterstützt werden, so ist ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit vorhanden, bei dem eine außerordentliche Strafe in der Regel kein Bedenken haben kann." Der Angeschuldigte sei mithin außerordentlich wegen Pferdediebstahls zu bestrafen. Die ordentliche Strafe des Pferdediebstahls bestehe nach der Verordnung vom 28. September 1808, §. 18 in einer „scharfen Züchtigung von Einhundert Peitschenhieben." Es werde deshalb eine außerordentliche Strafe von fünfundzwanzig Peitschenhieben gegen den Angeschuldigten hiermit festgesetzt und erkannt.

Nach den Worten des Gesetzes war diese Entscheidung überall gerechtfertigt. Für meine Erwartung eines anderen Ausfalles derselben mochte mich wohl jene Theilnahme für den Juden eingenommen haben, die seitdem durch die Mittheilungen meines Freundes mindestens sehr verkaltet, wenn nicht in ihr Gegentheil umgeschlagen war. Die Beamten der Kreisjustizcommission jubelten, daß der verbrecherische Jude, trotz alles Leugnens nicht ohne einen „preußischen Denkzettel" nach Rußland zurückkehren solle.

Ich ließ sofort den Juden vorführen, um ihm das Urtheil zu publiciren.

Er trat mit dem Ausdrucke großer Spannung in das Gerichtszimmer. Er sah unruhig darin umher.

Es ist erklärlich, daß das Schreiben meines Freundes mich veranlaßte, ihn mit scharfem Mißtrauen zu betrachten. Ich sah gleichwohl nur diese Spannung in den Zügen, die ich auch jetzt noch schön und edel geformt finden mußte; keine Tücke, keine Blutgier. Stand wirklich ein furchtbarer Mörder vor mir?

Sein Blick war unterdeß mit steigender, fast zur Aengstlichkeit sich steigernder Spannung auf einer Thür haften geblieben, die in eines der Bureauzimmer führte. Das fiel mir auf.

„Sucht Ihr Etwas, Schlem Weißbart?

„Nein, Herr. Haben Sie mich doch lassen rufen."

Er antwortete zögernd. Er schien zu zittern, während er antwortete.

Was konnte er haben? Ich hatte allerdings in einem andern Tone, als früher, kalt, strenge zu ihm gesprochen. Einen Menschen wie ihn konnte das aber nicht zittern machen.

„Erwartet Ihr hier Jemanden?"

„Wer sollte kommen zu mir?"

„Wenn nun etwa Zeugen Eurer Verbrechen? Aus Rußland?"

Hatte ich ihn wollen in Angst setzen, so hatte ich das Gegentheil erreicht. Er athmete auf. Sein Gesicht nahm einen Ausdruck jener ruhigen, bescheidenen Freundlichkeit der früheren Begegnungen mit ihm an.

„Der Herr sind so gnädig, zu scherzen mit mir," sagte er. „Aber," fuhr er anscheinend in unbefangener Offenheit fort, „weil der Herr sind so guter Laune, so kann ich sagen, was ich habe auf dem Herzen. Ich erwartete, daß meine Frau sei hier."

Daß seine Unbefangenheit eine gemachte war, zeigte die Aengstlichkeit, die ihn unwillkürlich wieder ergriff, während er die letzten Worte sprach.

Seine Frau war noch nicht da gewesen, seitdem ich in dem letzten Verhöre ihm erlaubt hatte, sie zu sprechen.

„Eure Frau ist nicht hier," erwiederte ich ihm.

Er wurde nicht ruhiger.

„Stehe mir Gott bei. Sie hätte hier sein müssen schon vor acht Tagen. Es wird passirt sein ein Unglück."

„Ihr könnt Euch morgen davon überzeugen."

„Was, Herr?" fuhr er auf.

„Euer Erkenntniß von Insterburg ist angekommen."

„Gott ist barmherzig. Mein Erkenntniß! Morgen? — Ich bin frei?"

„Seid ruhig, und hört den Inhalt des Urtheils."

Ich las ihm das Erkenntniß vor.

Ich hatte einen fast entsetzlichen Anblick, als ich geendigt hatte und wieder zu ihm aufblickte. Tödtende Bosheit und Rache sprachen sich in seinen dunkel glühenden großen Augen, in seinen zusammengepreßten Lippen aus.

„Strafe?" stammelte er mit bebender Stimme. „Das Erkenntniß ist gekommen von Insterburg?"

„Ihr habt es gehört."

„Von Insterburg? Auf die Akten, welche haben hingeschickt der Herr Kreisjustizrath?"

„So ist es."

„Und auf den Bericht, den haben gemacht der Herr Kreisjustizrath?"

„Auch das ist so."

Der tödtende Blick traf mich von Neuem, ich möchte sagen, mich jetzt besonders allein. Er sah in mir die Ursache des Straferkenntnisses.

„Ihr könnt appelliren," fuhr ich fort, „wenn Ihr der Meinung seid, daß Euch Unrecht geschehe."

„Ich appellire, Herr, sogleich. Ich bin unschuldig. Unschuldig, und fünfundzwanzig Hiebe! Ich appellire. Nehmen Sie zu Protocoll meine Appellation."

Auf einmal schien er sich zu besinnen. Langsamer setzte er hinzu: „Und wenn ich appellire?"

„Wie so, wenn Ihr appellirt?"

„Werde ich kommen frei?"

„Nicht vor Rückkehr des Appellationsurtheils."

„Und das kann dauern wie lange?"

„In den nächsten vier Wochen dürft Ihr nicht darauf rechnen."

Er wurde nachdenklicher. Er war so sehr mit seinen Gedanken, mit dem Suchen nach einem Entschlusse beschäftigt, daß er darüber ganz die Beachtung seines Aeußeren vergaß. Sein Gesicht bekam den Ausdruck der Gemeinheit, und, was ich bisher an ihm noch nicht beobachtet hatte, jener eigenthümlichen Feigheit des gewöhnlichen Juden, die sich besonders einem körperlichen Schmerze gegenüber äußert. Das sonst so schöne Gesicht des Menschen wurde dadurch ungemein häßlich. Ich hatte mich in meiner Wahrnehmung nicht getäuscht.

„Fünfundzwanzig Hiebe?" sagte er nach einer Pause. „Steht es so im Urtheil?"

„Fünfundzwanzig."

„Mit der Peitsche?"

„Mit der Peitsche."

„Auf den Rücken?"

„Auf das Gesäß."

„Auf das —?"

Er vollendete die Frage nicht. Er kniff wüthend die Lippen zusammen.

Nach einer Weile fragte er weiter: „Heute noch?"

„Ihr appellirt ja."

„Wenn ich aber nicht appellire?"

„Dann noch heute."

„Und das Urtheil, sagen der Herr, auf meine Appellation kann noch dauern vier Wochen?"

„Mindestens."

„Und wenn ich nehme die Hiebe, komme ich frei?"

„Sogleich."

„Morgen?"

„Noch heute, sobald die Züchtigung vollstreckt ist."

„Ganz frei?"

„Man wird Euch bis zur russischen Grenze transportiren. Von da könnt Ihr gehen, wohin Ihr wollt."

„Nach Hause? Zu meiner Frau? Zu meiner —? Morgen?"

Auf einmal fuhr er wieder auf. Jene Furcht vor dem körperlichen Schmerze spiegelte sich wieder in seinem Gesichte. „Fünfundzwanzig Hiebe? Auf das —? Herr, kann ich sehen die Peitsche?"

„Sie ist im Gefängnißhause."

„Der Lemkat hat bekommen zwanzig Hiebe mit der Peitsche. Au wai, wie hat er geschrieen. Gebrüllt hat er; wie ein Ochse, den der Schlächter hat getroffen falsch. Es waren nur zwanzig."

Er sprach mehr mit sich selbst als zu mir. Die Angst vor der Züchtigung erfüllte ihn ganz und gar.

„Fünfundzwanzig," fuhr er fort, aber für sich. „Gott, sei barmherzig. Vier Wochen! Meine Frau! Das Kind! Was macht mein Kind! Habe ich nichts von ihr gehört in so langer Zeit. Heute frei! Fünfundzwanzig —! Barmherzig, Herr! Barmherzig!"

Auf einmal sagte er entschlossen, mit lauterer Stimme: „Ich appellire, Herr! Schreiben Sie es zu Protokoll, ich appellire."

In diesem Augenblicke trat ein Gerichtsdiener ein, der mir leise mittheilte, die Frau des Schlom Weißbart sei im Vorzimmer, und bitte, ihren Mann sprechen zu dürfen.

Ich konnte mir denken, daß die Unterredung mit seiner Frau einen entscheidenden Einfluß auf den Entschluß des Juden, in Betreff seiner Appellation ausüben werde. Ich beschloß daher, die Frau sofort vorzulassen, zumal da vorschriftsmäßig die Unterredung nur in meiner Gegenwart stattfinden durfte. Ich leugne nicht, daß es mir zugleich interessant war, den Juden bei diesem Wiedersehen zu beobachten, bei der ersten Begegnung mit seiner Frau, die er seit beinahe anderthalb Jahren nicht gesehen, zudem der Genossin eines schweren Verbrechers, bei dem ersten Empfange von Nachrichten über die Seinigen, über deren Schicksale er in der ganzen langen Zeit seiner Gefangenschaft gar nichts vernommen hatte.

„Schlom Weißbart," sagte ich zu ihm, „Euere Frau ist hier, um Euch zu sprechen."

Die unerwartete Nachricht machte einen furchtbaren Eindruck auf ihn. Sein Gesicht wurde leichenblaß, die kräftige Gestalt begann zu zittern, er taumelte beinahe. Zu sprechen vermochte er nicht.

„Wollt Ihr sie jetzt gleich sehen?" fuhr ich fort.

„Ja, Herr," stammelte er, die Sprache wieder gewinnend.

„Wenn der Herr wollen sein so gnädig," fuhr er fort. — „Aber ich bitte den Herrn noch um einen Augenblick. Will der Herr erlauben, daß ich mich darf setzen?"

Er bedurfte in der That einer Erholung. Ich gab ihm einen Stuhl. Er setzte sich, den Kopf tief niedergebeugt, das Gesicht mit den Händen bedeckt.

So saß er mehrere Minuten, ohne eine Bewegung, ohne einen Laut. Als er aufstand, schien er ein ganz anderer Mensch zu sein. Keine Spur von Furcht oder Aengstlichkeit mehr in seinem Gesichte. Man sah darin vielmehr den Ausdruck eines festen, fast gebieterischen Stolzes.

„Wollen der Herr jetzt sein so gnädig?" sagte er.

Ich gab dem Gerichtsdiener einen Wink, die Frau des Juden herein zu führen.

Eine Frau in der Kleidung der wohlhabenderen Jüdinnen von der russischen oder polnischen Grenze trat ein. Diese Kleidung war eine halb europäische, halb orientalische, jedenfalls eine

sehr kleidsame. Die Frau trug ein ziemlich eng anliegendes Kleid von schwarzer Seide, nicht so lang, um einen kleinen Fuß und zart geformte Knöchel zu verbergen. Brust und Schultern verhüllte ein, allerdings etwas sehr bunter Shawl von feinstem, weichstem Kaschemir. Den Kopf bedeckte ein zierlicher Turban von rother Seide, mit gelber Seide durchwunden.

Es war eine überraschend schöne Frau; der Körper schlank und schmiegsam gebaut, von nicht zu hoher Gestalt. Das Gesicht von außerordentlicher reiner südlicher Bildung; die Haut blendend weiß und durchsichtig; das Auge, merkwürdigerweise bei einer Jüdin, zumal in jener Gegend, dunkelblau. Dieses blaue Auge und eine fast kindliche Schüchternheit, die über Gesicht und Wesen der Frau ausgebreitet lag, gaben ihr zugleich ein sehr jugendliches Aussehen. Dem Juden mit dem weißen Bart gegenüber glaubte man nicht die Frau, sondern die Tochter zu sehen. Sie trat in demüthiger Haltung ein. Ihr etwas verwirrter, ängstlicher Blick suchte angelegentlich, unzweifelhaft ihren Mann. Sie stand unschlüssig, als sie ihn sah.

Der Gerichtsdiener, der sie herein gebracht hatte, ein alter, an den Dienst gewöhnter Unteroffizier, gab ihrem Auge eine andere Richtung.

„Dort sind der Herr Kreisjustizrath," sprach er strenge zu ihr, indem er auf mich wies.

Der ängstliche Blick der Frau wandte sich bittend zu mir.

„Sie können Ihren Mann sprechen," sagte ich ihr.

Es entwickelte sich eine merkwürdige Scene.

Schlom Weißbart hatte seine Gestalt hoch aufgerichtet. Die Arme hatte er auf der Brust übereinander geschlagen. Das Auge blickte strenge. Er sah aus, wie ein Herr, der seinen Sclaven empfängt.

Wie eine Sclavin nahete sich ihm die Frau; zögernd, leise, die Arme wie zum Zeichen der Unterwürfigkeit unter der Brust gekreuzt. Etwa drei Schritte vor dem Manne blieb sie stehen. Ein Blick von ihm schien sie festgebannt zu haben.

Er stand unbeweglich. Den strengsten, den durchbohrendsten Blick, dessen dieses dunkle, durchbohrende Auge fähig war, hatte er auf die zitternde Frau gerichtet. Wie viel fragte dieser Blick? Wie viel wollte er erforschen, ergründen, erpressen? Sein Glück, seine Ehre!

Sein Glück? Seine Ehre? Der Verbrecher? Der Räuber? Der Mörder?

War er Verbrecher? War er Räuber und Mörder? Dieser stolze, dieser strenge Blick, dieser Blick der Ehre zeigte das nicht. Wenn aber auch Verbrecher und Mörder, wer will dem größten Verbrecher alles menschliche Gefühl, alle Menschenwürde absprechen? Der Mensch verdamme den Menschen nicht.

Die Frau ertrug den strengen, durchbohrenden Blick des Mannes. Auch sie richtete sich auf, mehr und mehr, je länger und fester er sie ansah. Ihr Auge begegnete klar dem seinigen.

Er war zufrieden. Er reichte ihr die Hand. Sie küßte sie. Dann küßte er sie auf die Stirn.

„Was macht die Sara?" war sein erstes Wort.

Seine Tochter hieß so.

Die Frau antwortete ihm nicht. Schon während er sie küßte, hatten sich plötzlich ihre Augen mit Thränen gefüllt. Durch die Thränen blickte sie zu ihm auf.

„Wie seid Ihr so mager geworden, Herr," sagte sie.

„Laß das. Antworte mir. Wie geht es Euch?"

Seine Stimme wurde freundlicher. Er nahm die zitternde Hand der Frau.

„Wie es uns geht?" erwiederte sie. „Wie es uns hat ergangen? Schlecht. Ihr könnt es Euch denken, Herr. Wir sind geworden arm, seit Ihr fort waret."

„Arm? Arm?"

„Die Beamten —"

„Die Schufte, sie haben Dir genommen Alles?"

„Beinahe Alles. Wenn Ihr doch nur bald zurückkehren möchtet nach Hause."

„Ich komme; ich komme."

„Bald, Herr?"

„Was macht die Sara? Du hast mir nicht beantwortet meine Frage."

Die Frau bedeckte ihr Gesicht, mehr nachdenklich, wie es schien, als weinend.

Er wurde dringender, ängstlicher. „Du antwortest mir nicht?"

„Lieber Herr Schlom, wie soll ich Euch sagen?"

„Gott sei barmherzig! Sprich. Was macht das Kind? Die Sara?" Eine große Angst hatte sich seiner bemächtigt.

„Herr, die Sara —"

„Gott sei barmherzig! Sprich. Rede. Lebt sie?"

Die Frau schwieg.

„Lebt sie? Ist sie todt?"

„Sie ist es!" sagte die Frau leise, indem sie den Mann umfing, um ihn zu halten.

Er schwankte, sie ließ ihn auf dem Stuhle nieder. Er drückte seine beiden Hände in das Gesicht. Die Thränen drangen zwischen den Fingern hindurch.

„Meine Sara! Todt! Meine Sara! Mein einziges Kind! Gestorben! Im Wahnsinn! Auf den Lippen den Fluch gegen — Wahnsinn! Fluch! — Und ein Bettler! Arm! Alles genommen. Ein armer Bettler, ohne Kind, ohne Alles, Alles haben sie mir genommen. Die Schurken! Aber die sollen — Fort, fort nach Hause." Er sprang auf. Sein Blick war Rache, Wuth. Der wüthende Blick fiel auf die still weinende Frau.

„Warum trägst Du den rothen Turban?" fuhr er sie an. „Warum trauerst Du nicht? Willst Du höhnen meinem Schmerz mit den rothen Lappen?"

„Herr," antwortete die Frau demüthig, „durfte mein Anblick schon Euch bringen die Trauerbotschaft?"

Welch' ein richtiges Gefühl verrieth diese Antwort. Darum auch, um den Schmerz um die Tochter zu mildern, hatte sie ihm zuerst den Verlust des Vermögens gemeldet. Und auch diese Frau war eine verworfene Verbrecherin, eine Mörderin und die Genossin eines Mörders?

Ihre Antwort besänftigte ihn. Er suchte sich zu sammeln.

„Wann ist sie gestorben?" fragte er.

„Vorgestern. Gestern haben wir sie begraben. Darum konnte ich nicht früher zu Euch kommen."

Er trat auf mich zu, gesammelt, entschieden. „Herr, ich nehme zurück meine Appellation. Ich muß nach Hause. Lassen Sie mir geben noch heute —"

Er stockte, mit einem Blicke auf seine Frau.

„Wann kann ich verlassen das Gefängniß?" fragte er.

„Um fünf Uhr heute Abend."

„Der Herr will mich lassen transportiren bis zur Grenze?"

„Durch die Gensd'armerie. Ich gebe Euch an das Landrathsamt ab."

Er wandte sich an die Frau. „Hast Du mitgenommen Geld?"

Sie zögerte mit der Antwort, einen mißtrauischen Blick auf mich und die anderen Beamten werfend.

Er machte ihr ein Zeichen, das uns unverständlich war. Sie antwortete mit einem ähnlichen Zeichen.

Er trat wieder zu mir.

„Kann ich werden transportirt für meine Kosten?"

„Gewiß."

„Auf einem Wagen?"

„Auch das."

„Heute Abend um fünf?"

„Ich werde beim Landrathsamte dafür sorgen."

„Bis zur Grenze?"

„Bis zur Grenze hinter Laugszargen."

„Gehe jetzt," befahl er seiner Frau. „Bestelle einen Wagen nach Laugszargen. Um fünf Uhr bin ich bei Dir im Kruge."

Die Frau ging.

„Verlaß nicht den Krug," rief er ihr noch nach. „Ich komme dorthin. Gehe nicht zu dem Gefängnisse."

Erst als er hörte, daß die Frau auch das Vorzimmer verlassen hatte, wandte er sich zu mir. „Lassen Sie mir jetzt geben die Hiebe," sagte er. „Aber gleich, wenn der Herr mir will thun einen großen Gefallen."

Man hätte unter anderen Umständen vielleicht lachen können über die dringende Bitte um eine solche Gefälligkeit. Das Bestreben des Juden, die bevorstehende Züchtigung vor seiner Frau zu verbergen, gewann Achtung ab. Ich ließ ihn alsbald zu der Vollstreckung der Strafe abführen.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Ungarn.

Von Herbert Fry.

I.

Der Csikós.

Wenn man den ungarischen Boden über die Karpathen betritt, entdeckt er sich bald. Ein Ungarn ist auf ganz eigene Art ein Ungarn. Er ist es nicht nur durch seine Tracht, durch seine Sprache, durch seine Sitten und Gewohnheiten, sondern auch durch seine Gesinnung. Ein Ungarn ist ein Ungarn — und Ungarn ist ein Ganzes, gleichviel, ob jenseits oder diesseits der Leitha.

Der Csikós.

Schon in der Hauptstadt Budapest, die von Deutschen so stark durchsetzt ist, wie keine andere Stadt außerhalb Deutschlands, ist es so. Wer sich in Budapest einige Zeit aufhält, wird sich bald überzeugen, daß man dort nicht nur ungarisch spricht, sondern auch ungarisch denkt und ungarisch fühlt. Und wer sich dann wieder nach Wien begibt, wird sich bald überzeugen, daß man dort nicht nur deutsch spricht, sondern auch deutsch denkt und deutsch fühlt. Ich war Ungarn und Wien fast ein Jahrzehnt lang, und ich habe mich in beiden Städten gleich heimisch gefühlt. Ich habe in Budapest ebenso gut Deutsch gesprochen, wie in Wien, und in Wien ebenso gut Ungarisch, wie in Budapest. Und meine Meinung von Ungarn war in Budapest dieselbe, wie in Wien, und in Wien dieselbe, wie in Budapest.

Ich kannte Ungarn, bevor ich es betrat, und gründlich kannte ich es, als ich es verließ. Ich habe es in seinen Bergen und Ebenen, in seinen Städten und Dörfern, in seinen Schenken und Kaffeehäusern, in seinen Theatern und Konzertsälen, in seinen Kirchen und Synagogen, in seinen Schulen und Kasernen, in seinen Gerichtssälen und Gefängnissen, in seinen Parlamenten und Ministerien, in seinen Palästen und Hütten, in seinen Freuden und Leiden, in seinen Tugenden und Lastern, in seinen Vorzügen und Fehlern, in seinen Licht- und Schattenseiten studiert, und ich habe es lieb gewonnen, wie ich noch kein Land lieb gewonnen habe, mit Ausnahme meines Vaterlandes Deutschland.

Ich will heute von einer Gestalt erzählen, die ich in Ungarn oft gesehen habe, und die mir immer wieder Ungarn in Erinnerung gebracht hat, wenn ich mich in Wien befand. Ich will von einem Csikós erzählen, einem Pferdehirten, wie sie in der Csikó-Puszta in Siebenbürgen leben. Ich habe einen Csikós gekannt, der mir ein treuer Freund war, und ich will ihm ein Denkmal setzen, das ihn überdauern soll, wenn ich selbst auch längst vergessen bin.

Ich lernte ihn kennen, als ich in Siebenbürgen weilte, und ich habe ihn oft begleitet, wenn er mit seinen Pferden durch die Puszta ritt. Er war ein Csikós, wie er im Buche steht, ein Csikós, wie ihn Petőfi besungen hat, ein Csikós, wie ihn Jókai gezeichnet hat, ein Csikós, wie ihn Munkácsy gemalt hat, ein Csikós, wie ihn Liszt in seinen Rhapsodien verherrlicht hat, ein Csikós, wie ihn Ferenczy in seinen Romanen beschrieben hat, ein Csikós, wie ihn Ungarn hervorbringt, wenn es sich selbst treu bleibt.

Wenn man beredt, daß Ungarn mehr als 17 Millionen

Schafe züchtet und daß auf 80 bis 100 Schafe ein Schäfer kommt, so mag wohl die Anekdote nicht übertrieben sein, daß Ungarns größter und reichster Grundbesitzer mehr Hirten habe, als jener Lord Schafe. —

Ungeselliger und unzugänglicher ist das Leben des Schweinehirten, der nie in einer Schenke zum Tanze aufspielt. Weniger in den Ebenen, als in undurchdringlichen Eichen- und Buchenwäldern, lebt er mit seiner grunzenden Schaar. Abgeschlossen von Städten und Dörfern, fern von jeder Kultur, ist der ungarische Schweinehirt der vollendete Sohn der Wildniß. Sümpfe und Moräste stehen bei ihm in gleichem Werthe mit Flüssen und Seen. Er lacht laut auf, wenn die Fischer an der Theiß ihren Strom den Nil Ungarns nennen, und verweist dagegen stolz auf den Hansag mit dem beweglichen Kahne als den König der Moräste. Statt des Dudelsacks handhabt er seine Balta (Handaxt) als Wurfgeschoß mit so furchtbarer Geschicklichkeit, daß er damit jedes beliebige Schwein aus ziemlicher Entfernung todt zu Boden streckt. Diese Handaxt ist sein stetes Spielzeug; er läßt es durch die Finger laufen wie einen Spazierstock, wirft es hoch in die Luft und fängt es im Gehen wieder auf, und so verleiht diese Waffe dem ganzen Manne ein solches Gefühl der Sicherheit, daß das Sprüchwort geht: der Kondas ist sicher vor Jedem, aber nicht Jeder vor ihm. — Und in der That ist er bei seinem rachsüchtigen Temperament ein gefürchteter Charakter, den man, mehr als zuträglich ist, mit der „Haideschenke" verkehren sieht, und der nie recht begreifen kann, daß seines Herrn Schweine nicht auch die Seinigen sind. — —

Neben der Schweine- und Rindviehzucht spielt die Pferdezucht in Ungarn die bedeutendste Rolle.

Das Steppenpferd wird nicht so leicht von einem andern an Schnelligkeit wie an Wildheit übertroffen; gewiß aber erreicht kein Pferdeknecht der Welt den Csikós an Schlauheit, Ausdauer und Kühnheit.

Außer den kaiserlichen Gestüten, wo die ungarische Zucht durch englische Race veredelt wird, giebt es auch in den Pußten wilde Gestüte, welche das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel campiren. Nur bei außergewöhnlicher Kälte werden die Pferde in leicht gebaute Ställe getrieben, und es ist keine Seltenheit, daß die Stute auf dem Schnee fohlt.

Hier ist nun das Reich des Csikós, hier ist es, wo der verwegene Bursche, um ein Lobeswort seines Herrn zu erhaschen, oft sein Leben einsetzt, um diesen oder jenen Ausreißer wieder zur Heerde zurückzubringen, oder ein Roß einzufangen, welches verkauft werden soll.

Was der Araber in der Wüste, ist der Csikós in der Steppe. Er lebt, ißt, trinkt, schläft und stirbt auch manchmal auf seinem Pferde. Kein Pferd zu besitzen, ist ihm geradezu eine Schande, so daß er es vorzieht, das erste beste sich lieber anzueignen, als etwa zu Fuße zu gehen. Wie der Seemann die Landratte verachtet, so blickt der Csikós mit Geringschätzung auf den bescheidenen Fußgänger herab; und hört man einmal von einer Schlägerei zwischen einem Infanteristen und Husaren, so kann mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß dieser Husar ein ehemaliger Csikós gewesen.

Um bei seinem Geschäft völlig unbehindert zu sein, liebt er die zwangloseste Tracht. Außer einer blauen Weste trägt er nur Hemd und Gathe (weite Hosen), die er meist bis über's Knie aufschlägt, wenn er läuft oder reitet. Die Csizmen (Stiefeln) sind oben so weit, daß sie zugleich als Taschen dienen, und nur auf seinem Hute erlaubt er sich einen kleinen Luxusartikel, in Gestalt eines weißen Busches. Es ist dies die Blüthe einer baumwollenartigen Staude, die auf den Steppen wächst, und das „Waisenmädchen" genannt wird, weil sie immer allein steht. —

Wer jemals ein Steppenpferd in seiner ganzen Wildheit daherbrausen sah, und so leicht wieder fortjagen, daß es nur eine leise Spur im Sande zurückläßt, den befällt gewiß eine Art Schauder, wenn er nur daran denkt, sich einem solchen Thiere nähern, oder in den Weg stellen zu wollen.

Wohl aber sucht sich der Csikós den wildesten Hengst in der Heerde, wirft ihm, noch ehe das Thier sein Heranschleichen gewahrt, schon den Lasso über den Kopf und zieht diese Fangschnur, indem er sich dabei selbst zu Boden wirft, mit solcher Gewalt zusammen, daß das eben noch wüthende Pferd wie todt zur Erde stürzt. Wie ein Blitz eilt er nun herbei, stellt sich mit gespreizten Beinen über das zusammengebrochene Thier, und lockert vorsichtig den Lasso, der den Hals zuschnürte; das Roß fühlt sich frei, bäumt mit sammt dem Reiter in die Höhe und durchbricht im wüthendsten Carrière die auseinanderstiebende Heerde, und endet nicht eher diese Höllenjagd, bis es mit zitternden Knieen an einem Flüßchen oder Moraste steht, wohin es der schlaue Reiter dirigirte, der in der einen Hand seine Peitsche schwang und mit der andern die Mähnenhaare umschlungen hielt. Man behauptet, die Wildheit sei für immer von einem Pferde gewichen, das die eiserne Faust eines Csikós berührte.

So verleben diese waghalsigen Menschen ihre Tage in der Steppe, die hier, wie auf dem Schlachtfelde, stets Heldenthaten vollziehen. —

II.

Esterhaz und Forchtenstein.

Wie ein leuchtender Stern strahlt in der Geschichte Ungarns der Name „Maria Theresia!"

Nie wird der Ungar vergessen, wie die bedrängte Frau, den Feind im Rücken, sich nach Preßburg begab, und den Säugling Joseph auf dem Arme, in der Versammlung der Stände erschien und in lateinischer Sprache eine Rede hielt, in der sie, mit Thränen im Auge, ihre unglückliche Lage schilderte, und sich und ihren Sohn dem Schutze der Ungarn anvertraute. Ihre Jugend, ihre Schönheit nicht minder als ihr Mißgeschick rührten alle Anwesenden, und mit begeistertem Rufe erscholl's: „Laßt uns sterben für Maria Theresia, unsern König!"

Auch in der Geschichte von Esterhaz ist der Name der erhabenen Frau verflochten, und mit Ehrfurcht betreten wir das Zimmer des Schlosses, wo die große Königin vor 164 Jahren übernachtete.

Sogenannte Ritterburgen giebt es in Ungarn nur noch sehr wenige. Die Mongolen und Türken, die in das Land gerade zu der Zeit einfielen, in welcher sich der Adel jene Schlösser zu bauen pflegte, deren Dauerbarkeit Jahrhunderten trotzte; scheinen Ungarn um seinen mittelalterlichen Schmuck gebracht zu haben, der in deutschen Landen noch durch unzählige der herrlichsten Ruinen zur Gegenwart redet.

Wenn auch Johannes Hunyad unsterblich als Osmanensieger glänzte, und sein ruhmwürdiger Sohn, Mathias Corvinus, als König ein wahrer Vater und Beschützer seines Volkes war, so verfiel doch bald unter schwächeren Nachfolgern Ungarn wieder der Anarchie durch innere Zerfleischungswuth und jene wilden Eindringlinge und ward ein Herd des Vandalismus. Endlich schaffte Eugen's denkwürdiger Sieg bei Zentha über die Türken (1697) dem Lande die ersehnte Ruhe, nachdem das Haus Oesterreich zehn Jahre früher, auf dem Landtage zu Preßburg, das unglückselige Wahlrecht der ungarischen Stände aufgehoben hatte.

Eine der wenigen Ruinen, die aus jener eisernen Zeit stammen, liegt im neograder Comitate und zeigt noch Spuren von ihrer einstigen Größe und Gewaltigkeit. Sie heißt Fülekvár. Sie ward gegründet, indem ein Hirt den höchsten Punkt eines Berges erreichte, wo sein Hund einen ungeheuern Schatz fand, mit welchem der Hirt die Burg daselbst aufbaute und so ein mächtiger Ritter wurde. Der Hund hieß Fülaß (d. h. Einer der Ohren hat), und deshalb wurde die Burg Fülekvár genannt.

Ein anderes Bergschloß aus späterer Zeit und in demselben Comitate heißt Dévény, und liegt eine halbe Stunde von dem großen Marktflecken Miethna, ungarisch Samosfalk. Dort hauste ein reicher, wilder Dynast (hoher Edelmann), Georg von Balassa, der sein Schwert in dem Aufstande des Grafen Mathé von Trentstein gegen den Ungarn-König Robert zog, gefangen wurde und auf seine Burg Dévény, unter Aufsicht eines Obersten, gebracht wurde, der ihm immer knapp zur Seite blieb. Doch endlich wurde dies Bewachen Georg von Dévény zu viel, und er erschoß mit einer Pistole den Obersten beim Mittagsmahle, über den Tisch hin. So ward er frei — und hier schweigt die Geschichte.

Doch zu Esterhaz und Forchtenstein.

An der Grenze eines zwanzig Meilen langen Moraste, des Hansag, liegt Esterhaz, eines der schönsten Schlösser des Fürsten Paul Esterhazy, des Aeltesten dieser berühmten Familie.

Um einen Begriff von dem Reichthume dieses Magnaten zu bekommen, muß man wissen, daß die Güter dieses Edelmannes den Flächeninhalt des Königreichs Sachsen übertreffen, gegen vierzig Städte, fünfunddreißig Schlösser und 130 Dörfer umfassen, und daß sein Gesammtvermögen auf 150 Millionen geschätzt wird. Und deshalb durfte es auch nur ein Esterhazy wagen, ein Schloß in solch' einförmige Gegend, wie die am Neusiedlersee, zu bauen und so zu beweisen, wie durch Reichthum und menschliches Raffinement einer so öden Landschaft noch gewisse Reize abgewonnen werden können.

Esterhaz stammt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und steht seit länger als funfzig Jahren unbewohnt. In seinen Dimensionen riesenhaft (denn es zählt 356 Fremdenzimmer, außer den Tanz- und Concertsälen, den fürstlichen Gemächern, den Officianten- und Trabantenwohnungen), erscheint es dennoch beim ersten Anblick kleiner, was wohl das Ueberladene der Ornamentik und der tausend und aber tausend Schnörkel verursacht, welche die Architektur der damaligen Zeit bedingte, besonders da es im italienischen Styl aufgeführt ist. — Aber das Innere übertrifft diese Außenseite noch bei Weitem. — Wohin der Fuß tritt, berührt er geschliffenen Marmor oder Parkets von den kostbarsten Hölzern fremder Welttheile. Die Wände und Decken der Vorhallen sind bedeckt mit Gold und Malerei; gewirkte Seiden- und Ledertapeten der endlosen Zimmerreihen wechseln in mannigfaltigsten Variationen, venetianische Spiegel und Glasverzierungen werfen ihre brillantesten Lichter und Reflexe auf diese Prachtschöpfungen, die uns noch so frisch und glänzend entgegen strahlen, daß man meinen sollte, erst gestern habe der alte musikliebende Fürst, der Mäcen Joseph Haydn's, seinen Feenpalast verlassen.

Den schroffsten Gegensatz zu dieser architektonischen Ueppigkeit bietet deren Umgebung — der Park des Schlosses, der wohl meist im schönsten Zopf-Styl angelegt sein mag, jetzt aber wie ein Bild versunkener Herrlichkeit vor uns liegt. Die Wege sind mit Gras und Unkraut überwachsen, die Bäume und Taxushecken haben ihre ursprüngliche Form verloren, und sind, nach damaligen Begriffen, sehr ausgeartet, d. h. ihrem Naturzustande näher gekommen — die kleinen niedlichen Amoretten liegen, von den Piedestalen gestürzt, mit Moos überwachsen, am Boden; die verschiedenen Schleichwege zu den Pavillons sind völlig undurchdringlich vor Gestrüpp und Binsen, und die kleinen, sonst so einladenden Lusthäuser, die ebenfalls bemalt und vergoldet waren, stehen, von Feuchtigkeit überzogen, in gräulicher Schwärze da und der Wind klappert mit den lockern Jalousie-Läden, durch die kein liebeglühendes Auge mehr lauscht.

Wenn auch unscheinbarer, doch für den Archäologen von viel bedeutenderem Interesse, ist das Schloß Forchtenstein, in der Nähe von Eisenstadt und gerade auf der österreichischen Grenze gelegen. Auf einem steilen Felsen erhebt es sich weit über das Land, und schaut mit seinem unförmlichen Wachtthurme, stolz ob seines ehrwürdigen Alters, nach Esterhaz hinüber. Forchtenstein erbaute ebenfalls ein Esterhazy im Anfange des 16. Jahrhunderts. Hier deutet Alles auf Kampf und Vertheidigung — keine Gärten, keine Pavillons, nicht Gold noch Marmor, nur starke Bastionen und Rittersäle mit Waffensammlungen.

Die innern Räumlichkeiten sind eben so eng als unbehaglich, wie es nur in einem befestigten Schlosse des Mittelalters sein konnte. Der Baustyl ist gemischt, halb gothisch, halb byzantinisch, fast den Waffen entsprechend, womit die Burg theils gerüstet, theils verziert ist. Alle Lanzen, Speere und Schwerter sind leichter und in der Form graziöser als die unserer Ritter, die Brustharnische sind immer aus beweglichen Schienen zusammengesetzt, um sich darin nach allen Seiten hin bewegen zu können; die Helme sind leicht und oft schuppenartig, so wie man noch Schilde aus der ältesten Zeit von Korbgeflecht sieht. Türkische Waffen aller Gattungen prangen hier als Siegestrophäen, zwischen denen die alten ungarischen Fahnen hängen, die ein Kreuz mit dem Heilande als Banner führen.

Diese Veste, vielleicht das einzige Denkmal des mittelalterlichen Ungarns, dient jetzt als Gefängniß für die auffässigen Bauern des Fürsten.

Schiller's Frau.

Ein Gedenkblatt zur fünfzigjährigen Todtenfeier Schiller's.

(Schluß.)

II.

Frau und Wittwe.

Das Eheleben des nun verbundenen Paares ist nach Innen leicht und kurz dahin zu beschreiben, daß es vollkommen dasjenige erfüllte und darstellte, was wir vorher in den Bedürfnissen Beider als Motive ihrer Verbindung, als Bedingung ihrer Liebe zu fixiren suchten. — Schiller sah sich immer inniger, immer tiefer geliebt, verstanden, bewundert; sah Charlotten's schöne Natur sich immer reifer und bedeutungsvoller entfalten; fühlte das innigste Behagen in so treuer, ruhig aber unermüdlich waltender Pflege und in der elastischen Humanität, womit Charlotte dem einen Theil seines Wesens entgegenkam, das er selbst dahin beschreibt: „Meine Gefühle sind durch mein Nervenleiden reizbarer und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden."

Charlotte wurde sich immermehr bewußt, sowohl der hohen Segnungen, die sie durch Schiller empfing, als derjenigen, die sie ihm gab; oft litt und duldete sie freilich auch in dem innern und äußern Kultus ihrer Aufgabe, das aber machte sie dann auch wieder froh und stolz, und stählte ihren Charakter.

Sie lebten angenehm und wenn auch beschränkt, so doch ohne drückende Sorgen in Jena; die Familien Paulus und Griesbach waren ihr nächster und liebster Umgang. Charlotte lernte noch besser Clavier spielen, weil Schiller bei seinen Arbeiten gern eine sanfte Musik im Nebenzimmer hörte. Vor den Studenten fürchtete sich die junge Frau anfangs, doch überwand sie dies bald, begleitete ihren Mann in das Auditorium und bereitete ihm nebenan Thee, den sie ihm dann und wann zutrug. — Dann gingen sie miteinander nach Hause.

Bald sollten sie einer schweren Prüfung entgegen gehen: Schiller wurde lebensgefährlich und lange krank und er behauptete später, daß nur Charlotten's ausdauernder Muth bei ruhigster und sicherster Ueberschauung ihn gerettet habe. In diese Rettung kam das großartige Geschenk aus Dänemark, das den Dichter auf drei Jahre hin reichlich versorgte und ihm Muth und Kraft für Wallenstein gab.

Indessen waren doch bedeutende Reste aus der Krankheit zurückgeblieben und störten den Dichter sehr häufig. Da berief er sein Auditorium in sein Haus und wenn er hier docirte, saß Charlotte neben ihm, aufmerksam auf seine Gesundheit wie auf seine Worte. Er fühlte sich dann sehr glücklich. —

Im Sommer 1793 wohnte das Paar in Heilbronn und Ludwigslust. Am 14. September kam Charlotte mit dem ersten Kinde, das Karl getauft wurde, nieder, sehr schmerzlich und lebensgefährlich. — Sie sprach stets gern von solchen Zuständen in ihren Briefen an Stein und Fischenich, aber in so einfach rührender Weise, mit so innigster Mutter-Seligkeit, daß man sie darum lieben konnte. —

Etwas Mutterhaftes, das sie stets gehabt hatte, bildete sich überhaupt immer mehr in ihr aus; so nannte sie den lieben Freund Fischenich, der nur zwei Jahre jünger als sie war, stets nur „lieber Sohn." — Im Jahre 1794 begann Schiller's schönes Verhältniß mit Goethe; Charlotte freute sich dessen unendlich und spricht ebenso maßvoll als treffend und charakteristisch darüber und über Goethe selbst. — Gleichzeitig verheirathete sich die von Beulwitz geschiedene Caroline mit dem Vetter Wilhelm von Wolzogen und als derselbe in Weimar angestellt wurde, freute sich ebenso Charlotte wie Schiller, die Geliebten in solcher Nähe zu haben. — Neue Krankheit Schiller's forderte bald wieder die ganze Kraft Charlotten's heraus, doch mußte sie auch Rücksicht auf ihre bevorstehende zweite Niederkunft nehmen. Sie theilte nun ihre Zeit

verständig ein und während sie schlief, spielten die Hausjungfern mit Schiller am Bette — Karte.

Am 11. Juli 1796 gebar sie ihren zweiten Sohn, Ernst. Schiller schreibt bei dieser Gelegenheit recht naiv: „Meine Frau wollte das Kind selbst stillen, aber es kommt nichts mehr.“ — Am 11. October 1799 schenkte sie ihrem Gatten die erste Tochter, Caroline. Ein furchtbares Nervenfieber ergriff sie danach und wochenlang schwebte sie in Todesgefahr, in völliger Geistesverwirrung. — Der treue und tüchtige Hausarzt Starke und Schiller's treue Pflege selbst gaben sie dem Leben und der Gesundheit wieder. Mit Anfang 1800 begann ein neues und schöneres Leben in Weimar. Wer kennt hier nicht das liebe, freundliche Schillerhaus! Der Dichter hatte die Sonnenseite und Charlotte befestigte selbst an den Fenstern die carmoisinrothen Vorhänge, die auf Schiller's productive Stimmung einen wohlthuenden Einfluß ausübten. Das war schon etwas Krankhaftes in Schiller, was sich immer mehr steigerte. Charlotte mußte ihm immer eifriger die Schnupftabaksdose füllen, kalte Fußbäder anrichten und in den Schubladen seines Arbeitstisches faule Aepfel legen, deren Ausdünstung auf seine Nerven anspannend wirkte, die aber Goethe fast zu einer Ohnmacht brachten, als derselbe einst Schiller besuchte und bei dessen Abwesenheit ihn an seinem Schreibtisch erwarten wollte. — Die gute Frau mochte bei solchen Umständen wohl Mancherlei zu dulden haben. —

Im Juli 1804 erwartete sie ihre vierte Niederkunft und wollte dieselbe in Jena, bei dem treuen Starke, vollbringen. Schiller begleitete sie dorthin und bei einer leichten Erkältung schlug sein Nervenleiden in ein furchtbares Fieber über, während Charlotte höchst gefährlich ihre zweite Tochter, Emilie, gebar. Beide schwebten zu gleicher Zeit in höchster Todesnoth. Charlotte genaß bald, aber Schiller erholte sich nur scheinbar und bald schon sahen die Freunde seinem Tode entgegen. Dieser erfolgte am 9. Mai des Jahres 1805, Nachmittags 6 Uhr. Charlotte und Caroline saßen an seinem Bette. Leise erhob er das Haupt, um die Geliebten noch einmal anzuschauen, Charlotte noch einmal zu küssen; dann fuhr es wie ein elektrischer Schlag hell über seine Züge, sein Haupt sank zurück und wie schlafend, mit heitrem Antlitz, lag der große Todte da. Charlotte konnte nur sagen: „Er hat mir noch die Hand gedrückt!“ — Das war die letzte Seligkeit, die sie in ihrem Bunde mit Schiller genoß. —

Die schönsten Blüthen desselben hat Charlotte in folgenden Worten (an Fischenich, vom 3. Juli 1805) niedergelegt, und gewiß mit vollstem Rechte: „Es hat Niemand, kann ich behaupten, dieses edle hohe Wesen so verstanden wie ich, denn keine Nuance entging mir. Ich wußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns zu erklären, zurechtzulegen wie Niemand. — Die Jahre verbanden uns immer fester, da ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verstand wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nothwendig zu seiner Existenz, wie er mir. Er freute sich, wenn ich mit ihm zufrieden war, wenn ich ihn verstand. Dieses geistige Mitwirken, Fortschreiten war ein Band, das uns immer fester verband. — — Ich habe die Beruhigung, daß ich gewiß Alles für ihn that, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, daß er vielleicht ohne mich nicht so lange für die Welt gewirkt hätte. — Ach Sie kannten ihn nur halb, denn in dem letzten Theile seines Lebens, wo seine Seele frei auch unter dem drückenden Gefühle der Krankheit sich erhob, wo er immer milder, immer lieber wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder sich erfreute, war er ganz anders noch, als da Sie mit uns lebten. Diese Liebe, diese Freude an den lieben Geschöpfen, diese Heiterkeit, wenn er zu uns kam, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe gestellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg.“

Diese Worte sind wohl das herrlichste Vermächtniß, das Charlotte uns hinterlassen hat und die ewige Dankbarkeit der deutschen Nation für diese einfache, seltene Frau herausfordert. — — Es giebt Schmerzen, so tief, so keusch und heilig, daß man sie nicht berühren, nicht darstellen darf.' Und solchen Schmerz empfand jetzt Charlotte. Ihr war's, als wenn sie in die ewige Nacht verstoßen wäre und nur der Gedanke an ihre Kinder, das strenge Pflichtgefühl der Mutter, rettete sie vor Verzweiflung. —

Verfolgt man Charlotten's Entwickelung in ihrem Eheleben aus ihren Briefen, namentlich an die Freunde Fischenich und von Stein, so wird uns ihr ganzes Wesen immer lieber und verehrungswerther. Wir lernen die treue, tüchtige Gattin und Hausfrau, die zärtliche, durchaus praktische und verständige Mutter ebenso schätzen, wie die stets strebende Seele und klare, denkende Kraft. Es ist rührend, mit welcher Glückseligkeit, es ist bedeutsam, mit welch' scharfer Beobachtung sie von dem Wesen, der Richtung und Entwickelung ihrer Kinder spricht. Zu Anfang wünscht sie sich lieber nur Knaben, weil sie von dem eigentlichen Wesen des Weibes so ideale Begriffe habe, daß es sie schmerzen würde, ihre Töchter nicht danach erziehen zu können. Als aber nun die Töchter kommen, ist sie auch glücklich und weiß klug auf praktischem Wege ihrem Ideale nachzustreben. —

Nach und nach wird Charlotte corpulent; sie scherzt darüber und meint, ihre Bekannten lachten sie aus, es erscheint ihr aber als Gewinn, weil sie nun die Welt gemüthlicher ansieht, ohne phlegmatisch zu werden. —

Vor Allem strebte sie nach Klarheit und deshalb war es ihr stets so innig wohl in Goethe's Gesellschaft. Höchster innerer Lebensgenuß ist ihr: nach Veredelung der geistigen Kräfte zu streben. — Sie schließt sich immer mehr ab gegen neue Bekanntschaften und Freunde; sie will lieber die alten desto fester im Andenken halten um so desto näher in der Vergangenheit leben. In Berlin findet sie die Natur wie die näheren menschlichen Verhältnisse trostlos. Sie selbst bestimmt Schiller, die dort ihm gemachten glänzenden Anerbietungen nicht anzunehmen; allerdings auch, um den Hof in Weimar nicht zu betrüben.

Nach dem Tode Schiller's wurde Charlotte von allen Seiten, von nah und fern, mit der innigsten und thätigsten Theilnahme beschenkt. Der Hof, Dalberg, Cotta sicherten ihr reichliches Auskommen, sodaß sie auch ihren Kindern die beste Erziehung geben konnte. Im Sommer des Sterbejahres sandte Stark sie nach Brückenau in's Bad. Die Mädchen blieben währenddem bei Griesbach's, die Söhne nahm sie mit sich; sie konnte nicht ohne dieselben leben, sie liebt sie jetzt doppelt. Ein schönes Wort aus dieser Zeit bekundet, wie der Schmerz sie veredelte; sie schreibt an Fischenich: „Ich bin jetzt über nichts mehr böse.“ Ihre neu gewonnene Gesundheit benutzt sie zur Ueberwindung ihres Schmerzes, denn sie meint: „Ein Mensch, der sich nicht überwinden kann, ist ein trauriges Mitglied und die Menschen fliehen ihn.“ So übt sie nun Kräfte aus, die sie — wie sie meint — nicht in sich gesucht hat. Aber sie fühlt sich auch isolirt, wenn sie sich nicht an Geistiges hält; so hört sie denn bei Gall Schädellehre, bei Goethe Naturwissenschaft, bei denen es ihr ist, als ob sie die Welt sich gestalten sähe. Sie läßt sich von den Söhnen und deren Hauslehrern vorlesen, weil ihre Augen angegriffen sind, widmet sich aber vor Allem der Ausbildung ihrer Kinder. Martens, Ukert, Gabler und Aheken sind im Laufe einiger Jahre deren Hauslehrer. —

Während der Schlacht bei Jena wohnte sie in den Gemächern der Herzogin. —

Wir überspringen nun viele Jahre ihres ruhig fortgehenden Wittwenlebens. Die Söhne waren währenddem schon in die Welt getreten und angestellt; die eine Tochter hatte sich als Erzieherin ausgebildet und kam als solche später an den Hof nach Stuttgart; die andere vermählte sich dem Herrn von Gleichen.

Im Jahr 1821 besuchte sie ihren Sohn Ernst in Köln und beobachtete auf dieser Reise und während ihres Aufenthaltes in Köln und Aachen fein und scharf die Lebens- und Menschenverhältnisse nach verschiedenartigen Seiten hin, wie dies aus ihren Briefen an Fischenich hervorgeht.

Nach Weimar zurückgekehrt, besuchte sie in Rudolstadt ihre alte Mutter und sie hatte sich vorgenommen, später längere Zeit bei ihr zu verweilen, als dieselbe 1823, über achtzig Jahre alt, starb. Nun zog es sie um so mächtiger wieder nach dem Rhein, wo in Köln ihr Ernst, in Bonn ihr Karl glücklich verheirathet waren. Und in Bonn ließ sie sich für den Rest ihres Lebens nieder. Eine gefährliche Augenoperation bestand sie muthig und mit guten Aussichten auf Erfolg. Da aber traf sie plötzlich, im Juli 1826, ein Nervenschlag; ohne Bewußtsein, aber unter heitern Phantasieen, starb sie in den Armen ihrer Kinder. — Sie hatte früher an Schiller's Seite begraben sein wollen. Als ein neuer Kirchhof in Weimar angelegt wurde, wollte sie hier einen Begräbnißplatz für Schiller und sich kaufen, den aber der zeitige Bürger-

meister, Schwabe, ihr unentgeltlich anbot. Nun wurde sie an den Ufern des Rheins begraben. —

In ihrem Nachlasse fand man ein Gedicht vom 20. Februar 1809: „Die wechselnden Gefährten," der Feier ihres Hochzeitstages geltend. Es hat mehr persönliches als dichterisches Interesse, wie denn auch ihre in den Horen von 1799 abgedruckten Gedichte: „Die Capelle im Walde" und „Eine Nonne" mehr Formensinn als dichterische Kraft verrathen. —

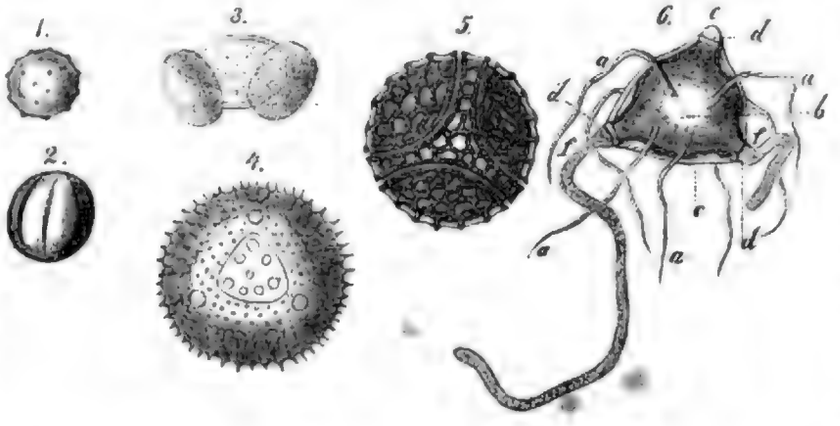
Der Herausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Goethe war sie eigentlich entgegen; sie betheiligte sich nicht daran und überließ es ihrer Schwester Caroline, die deswegen mit Cotta und Goethe in Briefwechsel trat. —

Wir könnten jetzt noch viele schöne Geistesblüthen aus ihren Briefen auf ihr Grab streuen, doch einen schöneren Grabesschmuck kann sie nicht haben als die Worte:

Charlotte von Schiller
war eine edle, tugendhafte Gattin und Mutter; eine rechtschaffene Freundin; — der treue Erdenengel von Deutschlands edelstem Dichter!

Der Blüthenstaub.

Wie vieles Andere in der Natur, woran man im gewöhnlichen Leben gleichgültig vorüber zu gehen pflegt, ist auch der Blüthenstaub ein höchst interessanter und beachtenswerther Gegenstand, indem von seinem Dasein die Existenz des Menschen zum großen Theil abhängt. Eben deshalb dürfte eine nähere Beschreibung desselben und seiner Bestimmung in diesen Blättern an ihrem Platze sein. Ich darf wohl als bekannt voraussetzen, daß man mit dem Namen Blüthenstaub jene feine, verschiedenartig gefärbte, staubartige Masse bezeichnet, die sich im Innern der hohlen, beutelförmigen Organe befindet, welche in keiner vollständigen Blume fehlen und daselbst meist auf zarten Stielen befestigt sind. Man nennt jene hohlen Organe in der Wissenschaft Staubbeutel oder Antheren, den Stiel den Staubbeutelträger oder Staubfaden, und den ganzen Apparat ein Staubgefäß. Wenn Sie sich das Bild einer Lilie oder Tulpe vergegenwärtigen wollen, so werden Ihnen sogleich die sechs großen, langgestielten Staubgefäße, welche um den im Centrum der Blume befindlichen Stempel herumstehen, in die Augen fallen, und bei diesen Blumen haben Sie gewiß auch schon den Blumenstaub bemerkt, da derselbe in außerordentlich großer Menge in den Staubbeuteln enthalten ist und nach deren Aufspringen die Außenfläche derselben als dicke Staublage, bei der weißen Lilie von gelber, bei der Feuerlilie von rothbrauner, bei der Tulpe von graugrüner Farbe überzieht. Aber selbst der kleinsten und unansehnlichsten Blume dürfen die Staubgefäße nicht fehlen, wenn sie ihre Bestimmung, eine Frucht hervorzubringen, erfüllen soll.



Der Blüthenstaub wird durch die Lebensthätigkeit der Staubbeutel in deren Innern erzeugt. Nachdem er seine vollständige Ausbildung erlangt hat, öffnen sich die Staubbeutel, indem sich entweder Spalten oder Löcher an bestimmten Stellen ihrer Wandung bilden. Durch diese Oeffnungen entweicht nun der fertige Blüthenstaub; nicht selten wird er durch das plötzlich erfolgende Aufspringen und elastische Zurückschnellen der Staubbeutelwandung mit solcher Gewalt ausgestreut, daß die ganze Oberfläche der Blume mit demselben bedeckt erscheint. Das Aufspringen der Staubbeutel erfolgt gewöhnlich zu derselben Zeit, wo sich die Blumenknospe zu öffnen beginnt und deshalb findet man in den meisten vollständig aufgeblühten Blumen entleerte Staubbeutel. Seltner springen die Staubbeutel erst nach dem Aufblühen der Blume, noch seltner schon in der Knospe auf. Letzteres ist z. B. bei den blauen Glockenblumen (Campanula) der Fall. Nach dem Entleeren des Blüthenstaubes hat der Staubbeutel und überhaupt das Staubgefäß seine Bestimmung erfüllt; es verwelkt und geht zu Grunde. Der Blüthenstaub beginnt nun aber erst die ihm obliegende Verrichtung auszuführen, welche keine andere ist, als die im Innern des sogenannten Fruchtknotens, d. h. des untern verdickten Theiles des im Mittelpunkte der Blume befindlichen Stempels oder Pistilles, enthaltenen Anfänge der zukünftigen Samenkörner, oder die Eier zu befruchten. Ueber diesen höchst merkwürdigen Vorgang werde ich vielleicht ein anderes Mal meinen Lesern das Nähere mittheilen, heute wollen wir uns blos mit dem Blüthenstaube selbst beschäftigen.

Der Blüthenstaub, in der Sprache der Wissenschaft Pollen genannt, erscheint dem bloßen Auge, wie schon sein Name verräth, als eine feine staubartige Masse. Betrachtet man ihn aber unter dem Mikroskop, so gewahrt man, daß derselbe aus lauter einzelnen Körnern besteht, welche man in der Wissenschaft Pollenkörner oder Pollenzellen nennt. Ein jedes solches Körnchen ist nämlich weiter nichts als eine einzelne isolirte Pflanzenzelle. Bei der Mehrzahl der Pflanzen haben diese Pollenkörner eine kugeliche oder länglich-runde Gestalt, seltner sind sie linsenförmig zusammengedrückt. Es kommen aber auch höchst merkwürdige Formen vor, und manche der Leser und Leserinnen dieser Blätter würden gewiß in hohem Grade erstaunen, wenn sie den Staub gewisser, zum Theil sehr unscheinbarer Blumen bei ein- bis dreihundertfacher Vergrößerung erblickten. Die Pollenkörner mancher Pflanzen bieten rein geometrische Gestalten dar, indem sie vierseitig (tetraëdrisch), würfelförmig, zwölfeckig (dodekaëdrisch), prismatisch u. s. w. sind. Die Pollenkörner der Tanne sehen aus, wie zwei durch ein Band mit einander verbundene Kugeln, diejenigen des rauchhaarigen Weidenröschens (Epilobium hirsutum) sind dreieckigkugelig und mit langen Fäden besetzt, diejenigen des im Meer wachsenden Seegrases, dessen man sich zum Ausstopfen und Polstern bedient, haben eine schlauch- oder fadenförmige Gestalt. Der beigedruckte Holzschnitt enthält die in stark vergrößertem Maßstabe entworfenen Abbildungen sowohl gewöhnlicher als einiger der auffallendsten Formen von Pollenkörnern. Fig. 1 sind Pollenkörner eines Leinkrautes (Linaria); Fig. 2 Pollenkörner der Dattelpalme; Fig. 3 ist ein Pollenkorn der Weißtanne; Fig. 4 ein solches der gemeinen Saudistel; Fig. 5 eines von der Passionsblume; Fig. 6 ein im Keimen begriffenes (s. unten) Pollenkorn von Epilobium hirsutum. Die Pollenkörner Fig. 4 und 5 haben ein ungemein zierliches Aussehen. Dies kommt von ihrer äußeren Haut her. Mit Ausnahme der Pollenkörner der unter dem Wasser blühenden Wassergewächse besteht nämlich die Wandung eines jeden Pollenkornes aus zwei in einander geschachtelten Häuten. Die innere Haut ist farblos, durchsichtig und überall gleichmäßig ausgebildet, die äußere Haut dagegen ist sehr häufig gefärbt, und bei sehr vielen Pflanzen an ihrer Außenfläche mit höchst verschiedenartig gestalteten Auswüchsen, als Haaren, Stacheln, Leisten, Warzen u. dergl. m., alle natürlich von mikroskopischer Kleinheit besetzt, welche ganz regelmäßig angeordnet sind. Die vorragenden Leisten pflegen fast immer zu solchen zierlichen netzförmigen Maschen, wie

zu Pfg. 3 verkaufen zu dürfen. Noch ist heute Zeit, es zu thun. Wer diese Kennzeichen zum Kaufpreis bei seinen Verkäufern. Heute 3 Pfg. — Morgen 5 Pfg. — Übermorgen 10 Pfg. — Später 20 Pfg. — Wer sie nachkauft, der zahlt 20 Pfg. — Wer sie nachkauft, der zahlt 20 Pfg. — Wer sie nachkauft, der zahlt

sonderen Individuen befinden, gehören auch mehrere wichtige Kulturgewächse der wärmeren Gegenden unserer Erde, unter andern die Dattelpalme und der Johannisbrotbaum. Wo diese Gewächse in großem Maßstabe angepflanzt werden, wie z. B. im südlichen Spanien und Portugal, da muß man begreiflicherweise dafür Sorge tragen, daß in jeder Plantage ein paar männliche Bäume stehen, sonst wird man niemals Früchte von den weiblichen Bäumen ernten. Die Kultur der Dattelpalme ist uralt und schon zu Herodot's Zeit war es bekannt, daß nicht alle Dattelpalmen Früchte trügen und daß die unfruchtbaren unter die fruchtbaren gepflanzt werden müßten, wenn letztere Früchte tragen sollten. Dasselbe sagen noch jetzt die valencianischen Bauern, die gewiß keine Ahnung vom Geschlechtsunterschiede der Pflanzen haben. Weniger bekannt scheint die Trennung der Geschlechter bei dem Johannisbrotbaume zu sein. Wenigstens habe ich in den genannten Ländern wiederholt klagen hören, daß manche Anpflanzungen von Johannisbrotbäumen keine Früchte trügen, und bei genauerer Nachforschung immer in Erfahrung gebracht, daß alte unfruchtbare Bäume, wahrscheinlich also die männlichen, als unnütz niedergeschlagen worden seien. Es ist dies ein Beweis, wie sehr selbst in den Landvolksschulen eine Belehrung über die wichtigsten Kapitel aus der Bildungsweise und dem Leben der Pflanzen Noth thut.

Prof. Willkomm.

Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.

Nr. 3. Der Rackun.

Wer kennt nicht die Schuppenpelze, welche Amerika wie Europa mit der besten und stattlichsten Winterbekleidung für hartes Frostwetter versehen? Auch das Thier, welches sie liefert, der Rackun oder Schuppenpelzbär (Procyon lotor) ist bekannt genug, weniger sind es aber seine Gewohnheiten, die nur der Jäger beobachtet.

Es giebt zwei Arten derselben, den gemeinen Rackun (Procyon lotor) und den Krabbenesser (Procyon cancrivorus), welche durch ganz Amerika verbreitet sind. Man findet sie in den heißen Niederlanden von Louisiana und den tropischen Theilen von Mexiko, wie in den Schneeregionen von Canada und in den grünen Thälern von Californien, und kennt sie überall so, wie man den Fuchs in Europa kennt. Jedes Kind und jedes alte Weib spricht von dem „schlauen ollen Kun." Die Naturforscher haben ihn in die Familie der Ursidae, genus Procyon gereiht, Linné macht ihn geradezu zum Bären und klassifizirt ihn als Ursus, mir scheint indessen, daß er weit eher zum Fuchsgeschlecht gehört. Die Spanier nennen ihn auch „zorro negro" (schwarzer Fuchs).

Ein Schriftsteller beschreibt ihn so: „Er hat die Pfoten des Bären, den Leib des Dachses, den Kopf des Fuchses, die Nase des Hundes, den Schweif der Katze und scharfe Klauen, mit denen er die Bäume wie ein Affe erklettert." Die Bezeichnung des Schweifes ist nicht richtig, dieser ist vielmehr buschig, was der der Katze nicht ist. Der Rackun hat die Größe des Fuchses, ist aber ungleich dicker und pelziger im Leibe und seine Pfoten sind kürzer und er rennt wie eine Katze. Die Schnauze ist spitz und dazu geschaffen, alle Winkel nach Spinnen und Gewürm durchzuspüren. Die Farbe seines obern Pelzes ist dunkelbraun und beinahe schwarz mit grau gemischt, unten wird sie heller. Um seine Augen läuft ein schwarzer Streif bis zur Kehle. Die größte Schönheit des Thieres bildet sein Schweif, der sechs schwarze und sechs gräulichweiße Ringe und eine schwarze Spitze hat. Wenn die Jäger sich aus dem Fell eine Mütze machen lassen, wird der Schweif wie eine Feder daran befestigt, und dieses bildet eine kleidsame Kopftracht, welche namentlich die jungen Jäger lieben.

Der Rackun ist sehr verliebter Natur, aber wunderbarer Weise ist das Weibchen größer und schöner als das Männchen; sein Pelzhaar ist voller und tiefer gefärbt, ganz entgegengesetzt als man es sonst in der Natur findet.

Der Rackun klettert vortrefflich und sucht sich in den Höhlen der großen Bäume eine sichere Wohnung. Dort bringt das Weibchen im Frühling, gewöhnlich im April, vier bis sechs Junge zur Welt. Er lebt nur in Wäldern und zwar immer in der Nähe vom Wasser, denn er hat die Gewohnheit der Otter, Alles, was er frißt, erst in's Wasser zu tauchen. Daher heißt er der Wascher (lotor). Auch liebt er häufige Waschungen und ist sehr reinlich. Ferner ist er äußerst gefräßig, und verschlingt das wilde Geflügel ebenso begierig wie Frösche, Eidechsen, Larven und Insekten jeder Art. Besonders liebt er das Süße und ist daher dem Zuckerrohr und dem jungen Wälschkorn der Pflanzer besonders gefährlich. Nachts überfallen ganze Schaaren dieser Thiere die Felder und richten dort unermeßlichen Schaden an, und wird dafür natürlich so viel als möglich verfolgt. Er ist aber auch der Feind aller kleineren Thiere, tödtet Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen und jeden Vogel, den er erwischen kann, sodann ist er sehr hinter Schellfische, Krabben und Austern her, die Schaalen der letzteren öffnet er mit seinen Klauen so geschickt, wie es nur ein Austernhändler kann. Selbst die jungen Schildkröten sind vor ihm nicht sicher und man sagt, daß er sie zu fischen weiß, indem er seinen Schweif in's Wasser hält. Dies klingt indessen zu sehr nach Buffon, als daß man es glauben könnte, obwohl ich es von amerikanischen Jägern gehört habe.

Die Rackun-Jagd ist vorzüglich Sache der Neger, denn man überläßt sie diesen gern, weil dazu kein Feuergewehr nöthig ist, das die Neger nicht tragen dürfen, und die Zahl der Thiere dadurch bedeutend verringert wird. Die Neger rühmen auch das Fleisch des Rackun, das dem der Schweine ähnelt, aber nur von jungen Thieren gut ist, und der Erlös von dem Fell, für das sie 12½ Cents bekommen, hilft den armen Teufeln wesentlich zur Verbesserung ihrer Lage. Der Rackun und das Opossum bilden das Wild für die Neger und es wäre traurig für diese, wenn sie ausgerottet würden, ehe die Sklaverei abgeschafft ist.

In Tennessee wohnte ich einer Rackun-Jagd bei, die mir ihrer Neuheit wegen viel Spaß gewährte. Sie geschah des Nachts und ich ging mit einem alten Neger, Onkel Abe, und einem Jagdhunde, Pompo, nach dem Wälschkornfelde, um dort die Kuns aufstöbern zu lassen. Onkel Abe galt für einen gewaltigen Nimrod in der ganzen Nachbarschaft und ich war daher sicher, eine gute Jagd zu haben. Er trug nur eine Axt, ich hatte dagegen eine Doppelbüchse. Als wir an das Kornfeld kamen, das eine halbe Meile breit war, ließen wir den Hund los, und dieser begann alsbald zu spüren und nicht lange darauf anzuschlagen. Wir gingen an den verschiedenen Seiten des eingefenzten Feldes entlang, plötzlich rief Abe: „ein Wurm!" und gleich darauf sahe ich Pompo hinter einem dunkeln Gegenstande einherlaufen, das mit einem plötzlichen Satze auf den Zaun sprang und herüber kletterte. Dieser war so hoch, daß der Hund ihm nicht folgen konnte.

„Ein Wurm, Massa!" rief mir Abe wiederum zu, und ich verstand wohl, daß dies einen Rackun bedeuten sollte. Er half dem Hund über den Zaun, kletterte selbst hinüber und ich folgte.

Nach etwa fünf Minuten hörten wir den Hund unaufhörlich bellen. „Dat Wurm uf'n Boom sein."

Ja, das konnte ich mir wohl denken, aber auf welchem, das war die schwierige Frage, die sich jetzt erhob, und von welcher der Erfolg unserer Jagd abhing. War es ein hoher Baum, konnten wir dem Rackun nachpfeifen. — Pompo stand vor einem solchen, ein paar hundert Schritte von uns. Natürlich hatte der Rackun sich dahin gerettet, denn die niedrigen konnten ihm nichts nutzen, und wir hatten nun nur noch die eine Hoffnung, daß der Baum nicht hohl sein möge, und meine Büchse ihn erreichen könnte. Abe hatte aber darauf wenig Vertrauen.

„Er uf seinem eignen Boom sein, Massa, und der ein großes Loch haben. Dat dumme Fenz! Wenn dat nich da war, Pompo ihn nich zu seinem eignen Boom gelassen hätte."

Daraus lernte ich, daß die Kunst des guten Rackun-Hundes darin bestand, ihn von seinem Baum abzuhalten und solchem zuzutreiben, auf dem er sich nicht leicht verbergen kann. Der Rackun läuft nur ein paar hundert Schritt gut und entfernt sich deshalb selten von seiner Höhle, holt ihn aber der Hund ein, so kann er ihn abtreiben. Erreicht der Rackun dagegen seinen Baum, so bleibt nichts übrig, als diesen zu fällen, und da dies mehr Arbeit macht,

als ein Dutzend Rackuns werth sind, so läßt man dies gewöhnlich bleiben.

„Wie ich Euch sagen, Massa, kuck dar! Der's der Boom, so dick wie'n Heuhaufen."

Ich sahe nach der Richtung, welche er bezeichnete, und sahe Pompo an der Wurzel eines großen Baumes stehen, an dessen Wurzel er unaufhörlich anschlug und wedelte.

„Wat da sein, Pompo?" rief jetzt plötzlich Abe aus, „du dummes Zeug machen — dat Wurm nich da sein. 'Kun nie nich auf einen Knoppboom klettern — dat besser wissen sollen, oller Narre!"

Dies richtete meine Aufmerksamkeit auf den Baum. Ich erkannte in ihm eine Sycamore (plantanus occidentalis) und erfuhr darauf von Abe, daß deren Rinde dem Rackun zu glatt sei und er die Eichbäume, Pappeln und Ulmen vorziehe.

„Potz Blitz, er doch da sein," rief Abe aus. „Kuckt dar, Massa! Er auf dem alten Weinstock rufgeklettert sein! Hatt'st doch Recht, Pompo, und Nigger der olle Narre. Hi—uz, olle Hund, hi—uz!" — Jetzt sahe ich, daß eine Schlingpflanze von der Lianen-Art, die sich um den Baum schlang und bis an dessen Spitze hinaufschlängelte, dem Rackun als Leiter gedient hatte.

Diese Entdeckung half uns indessen nichts. Der Rackun war fünfzig Fuß hoch in seiner Höhle, wo der Sturm einmal den Baum abgebrochen hatte und sich eine weite Höhlung zeigte. Ihn zu fällen, wäre Wahnsinn gewesen und wir verließen ihn daher, um eine neue Jagd zu beginnen. Pompo trieb auch alsbald einen zweiten Rackun aus dem Kornfelde, aber wieder sprang es über den Zaun und nach dem Walde. Wir folgten dem Anschlag des Hundes und sonderbar: wieder führte er uns nach der alten Sycamore. Wir zogen daher zum zweiten Male ohne Erfolg ab, und begannen das dritte Treiben. Wieder derselbe Verlauf auf dem Felde, und man kann sich denken, wie groß unser Erstaunen war, als uns Pompo abermals nach derselben Stelle führte.

„Wuh, Massa," rief jetzt Abe aus, „das nicht mit rechten Dingen zugehen. Das derselbe Wurm sein! Dat's nich der 'Kun, dat's der Deibel. O Gotte doch, Massa, uns von hier fortgehen lassen."

Ich war aber nicht gesonnen, dies zu thun. Meine Geduld war zu Ende und ich wollte etwas Näheres über diese Erscheinung wissen. Instinktmäßig griff ich nach Abe's Axt und schlug sie in den Baum. Es klang ganz hohl. Noch ein Sch'ag. Die Axt brach durch. „Hallo," rief ich aus, „da sitzt der Teufel. Der Baum ist hohl bis zum Grunde, und wir können ihn fällen. Er muß herunter und wenn wir bis zum Morgen daran hauen sollten."

Als Abe sah, daß ich so entschlossen war, faßte auch er wieder Muth.

„Wenn der Boom so hohl sein, Massa," sagte er, „wir die Würmer ausräuchern können. Dat's Gras genug hier, um den Deibel selber auszuschmeken. Sollen wir's dhun, Massa?"

„Versteht sich!" rief ich aus. „Rasch an's Werk." Es währte nicht lange, so hatten wir ein Loch in den Baum gehauen, durch das wir Gras und Reisig stecken konnten und zündeten dieses an.

Der Rauch that bald seine Wirkung. Wir sahen ihn aus der Rackun-Höhle zuerst in dünnen Striemen, dann immer dicker und dicker herauskommen, hörten ein Rappeln und Quitschen in dem hohlen Baum und nach kurzer Frist kam ein Rackun zum Vorschein und wandte sich der Liane zu, um herabzuklettern, dann folgte ein zweites und drittes, bis es ihrer sechs waren.

Die Scene, welche nun folgte, war köstlich. Ich hatte meine Büchse ergriffen und schoß damit die beiden ersten Rackuns. Sie stürzten nieder. Pompo ergriff ein Drittes, als es, die Liane entlang laufend, entwischen wollte, während Abe dem Vierten mit der Axt den Kopf spaltete, als er es erreichen konnte. Die beiden Andern rannten zurück und versuchten wieder in die Höhle zu kriechen, mußten aber wieder heraus und hatten mir nur Zeit gegeben, wieder zu laden und sie herab zu schießen. Wir packten daher die ganze Familie auf und Abe erklärte, „dat wäre die größte 'Kunjagd, die er je erlebt habe."

Da es mittler Weile schon ziemlich tief in der Nacht war, beeilten wir unsern Rückweg und trabten „nach Huse."

Blätter und Blüthen.

Die koptischen Christen in Kairo. Nach H. Brugsch Reiseberichte aus Aegypten beträgt die gegenwärtige Zahl der dortigen Christen 150 bis 180,000 Köpfe. Die Zahl derselben vermindert sich aber von Jahr zu Jahr durch ihren gezwungenen oder freiwilligen Uebertritt zum Islam. Ihre Gesichtsbildung hat starke Züge, welche unwillkürlich an die alten Aegypter auf den Monumenten erinnern. Ihre Augen sind groß und mehr länglich als rund, ihre Nase ist gerade, an der Spitze sanft eingebogen, ihre Lippen sind aufgeworfen und ihre Gesichtsfarbe ist heller als die der Araber. Ihre Tracht ist auch eine verschiedene von den Muslimen. Der Turban ist schwarz oder blau, ihr Ueberwurf gleichfalls schwarz, auch der Schleier der Frauen ist schwarz, während die Frauen der Muslimen einen weißen tragen. An Gesicht und Armen sind sie grau tättowirt, und das Kreuz bildet hier die Hauptfigur. Die Kopten sind furchtsam und feige, dabei hinterlistig und verschlagen; Sittenreinheit ist einer der seltensten Vorzüge ihres Charakters. Sie haben einen Patriarchen an ihrer Spitze, der förmlich in Kairo residirt. Ihr Jammer, gegenwärtig Kriegsdienste zu thun, ist groß, und sie flüchteten deshalb aus den Dörfern. Dafür wurden Mütter und Weiber von den Muslimen mit glühenden Eisen gebrannt und durch Martern aller Art gezwungen, ihre Angehörigen zu verrathen. Neuerdings sollten sie vom Kriegsdienste befreit sein, dafür aber Frohndienste leisten. Der Patriarch hat dies aber entschieden zurückgewiesen.

Ein socialer Fortschritt in der Schweiz. Mit den Fortschritten im Wissen müssen nothwendig auch die Fortschritte im Handeln Hand in Hand gehen; das Wissen muß sich aus seinem Traumleben in die konkrete Wirklichkeit umsetzen, um hier seine reichen Früchte zu tragen. Dies geschieht nur durch die Kraft des guten Willens, der zwar unsere Schweizerberge noch nicht hat versetzen können, dem wir aber andere Vortheile verdanken, die einen erfreulichen Beweis dafür abgeben, daß der Sinn für Häuslichkeit und Wohlstand in unserm Volke immer tiefere Wurzeln schlägt und jene gesunde Anschauung durch alle Schichten der Bevölkerung sich immer weiter ausbreitet, daß nicht durch kommunistische Systeme, durch Aufhetzung der Armen gegen die Reichen das materielle Glück der Menschen dauerhaft begründet werden könne, sondern einzig und allein durch Arbeit und Sparsamkeit. Die Vortheile, von denen wir reden, sind in handgreiflichen Münzen niedergelegt in unsern Sparkassen. Der Stand des schweizerischen Sparkassenwesens nach dem Rechnungsabschluß vom 31. December 1852 dürfte von allgemeinerem Interesse sein. Mit einer Einwohnerzahl von 2,312,000 zählt die Schweiz 167 Sparkassen. (Einzig der Kanton Wallis mit einer Bevölkerung von 80,000 Seelen besaß damals noch keine solche; seit dem 1. Juli 1854 besteht jedoch auch eine Sparkasse in der wallisischen Gemeinde Champéri.) Bei derselben betheiligten sich 181,172 Einleger mit einer Summe von 60,368,472 Francs. Die Reservefonds betrugen 2,754,270 Franks. Vergleichen wir den Stand des Sparkassenwesens von 1852 mit demjenigen von 1836, so zeigt sich ein sehr erheblicher Fortschritt. 1852 kam auf 13 Einwohner ein Sparkassenleger, 1835 einer auf 35 Einwohner. Damals betrug im Durchschnitt die Einlage 8 Franks auf einen Einwohner; 1852 hat sich diese Ziffer auf 26 Franks gehoben. Auf einen Einleger kamen 1835 durchschnittlich 288 Franks; Ende 1852 aber 333 Franks. — Die bis jetzt bekannten Ergebnisse des Jahres 1853 zeigen sämmtlich einen weitern Aufschwung der Anstalten.

Der Vergleich der Schweiz mit den übrigen Ländern Europa's läßt obige Resultate in noch weit günstigerem Licht erscheinen. Während in der Schweiz auf 13 Einwohner ein Sparer kommt, kommt in Sachsen auf 16, in England auf 22, in Hannover auf 37, in Oldenburg auf 50, in Oesterreich auf 40, in Preußen auf 45, in Frankreich auf 63, in Belgien auf 173 Einwohner ein Sparer.

Die Thalfürsten des heutigen Lasistan, im eigentlichen Lasenlande, sind eine Art unserer ehemaligen Gaugrafen, die wiederum einen Fürsten über sich anerkennen. Solcher Thalfürsten existiren gegenwärtig funfzehn, von denen zwölf an der Küste ihren Sitz haben, die andern drei aber die Straße von Bathum nach Artwin unsicher machen. Sie leben zum größern Theile unter einander in immerwährender Urfehde, so daß Verwüstungen ganzer Dörfer und Felder gewöhnliche Erscheinungen sind. Luxus und Ueppigkeit sind in ihrem Häuslichen an der Tagesordnung, und ziehen sie nicht auf Raub und Plünderung aus, so sind Schmausereien ihre schönste Erholung. Hier sitzen sie mit ihren Zechbrüdern mit untergeschlagenen Beinen um eine auf einem Teppiche stehende Schüssel, und fingern die Speise, da der Orientale die Gabel noch nicht als Bedürfniß kennt, heraus; gut ist es, daß dieselbe mehr fest als flüssig genossen wird. Waschen geschieht blos aus Gewohnheit und weil es der Koran vorschreibt, man würde sich aber schier entsetzen, nach aufgehobener Tafel und geschehener Waschung noch die von Fettigkeiten und Schmutz triefenden Hände in Unzahl ankeln zu müssen. Die Kupferschüsseln, ihre Gefäße für Wein, stehen in unmittelbarer Nähe. Ganz also die glückliche goldene Zeit unserer Ritter des Mittelalters.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 21. 1855.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Redacteur: Eduard Duboc.

Wöchentlich 1 bis 1½ Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15½ Sgr. zu beziehen.

Schiwa Weißhaar.

Von der Verfasserin des „Schwarzen Moses".

Mit einer Illustration.

Es war Zeder 1848 schon in Breslau so finster wie in einem Kohlenkeller, und die Leute, welche sich auf der Straße begegneten, sahen sich nicht einmal mehr an. Jeder, jeder Fremde am Thore ist ein „Polack", ist ein Spion, ist ein Verräther, ist ein Feind, ist ein Mörder, ist ein Brandstifter! Freilich, die Zeit war danach, denn die Polen hatten Lemberg und ganz Galizien verloren, heute Tarnow, morgen Krakau, und Posen stand in Flammen, und Breslau sollte die Hauptstadt werden, die Hauptstadt des neuen Polenreiches, das sich aus Posen, Galizien, Schlesien und Preußen bilden sollte, und Breslau sollte die Hauptstadt werden, und es sollte ein neuer Himmel und ein neuer Gott und eine neue Erde werden

Schwarzbart spiele, der in Wirklichkeit nirgends existirte. Zumal bei der Bestechlichkeit der russischen Beamten ging dies leicht an. Meine Requisitionsschreiben an die russischen Behörden bezüglich des Schlom Schwarzbart waren nicht einmal beantwortet worden. Mein Freund war bald nach meiner Ankunft in Litthauen nach Odessa versetzt. Ich gab dennoch die Hoffnung näherer Ermittelungen nicht auf. Von einer mündlichen Besprechung mit russischen Beamten erwartete ich Resultate. Die Grenze nach Preußen durfte zwar ohne Befehl oder Erlaubniß unmittelbar aus Petersburg kein russischer Beamter überschreiten. Desto häufiger führten mich meine Amtsgeschäfte nach Rußland hinüber. Aber immer waren es nur Untersuchungen über Grenzexcesse, die ich bisher dort zu führen gehabt hatte. Sie wurden nur mit den russischen Zollbeamten gemeinsam geführt. Und diese Zollbeamten hatten mit der übrigen Rechts- oder Polizeipflege nichts zu schaffen. Sie wußten daher auch nichts von einem Schlom Schwarzbart oder Schlom Weißbart, oder wollten nichts davon wissen.

Endlich traf es sich, daß in einer Untersuchung gemeinschaftlich mit einem Kommissarius des Landesgerichtes in Rossiena verhandelt werden mußte. Ein junges Mädchen aus einer angesehenen Bauernfamilie in der Nähe von Neustadt hatte ihr neugeborenes Kind ermordet, aus Wuth, weil ihr Verführer sie nicht heirathen wollte. Sie war in Neustadt verhaftet. Sie sollte an das Landesgericht in Rossiena abgeliefert werden. Der Weg von Neustadt nach Rossiena führte nahe an der preußischen Grenze vorbei. Hierauf hatten die Verwandten des Mädchens einen Befreiungsplan gebaut. Sie hatten sich mit preußischen Unterthanen an der Grenze vereinigt. Als der Wagen, auf dem das Mädchen, mit der Kindesleiche transportirt wurde, in die Nähe der Grenze kam, wurde er von einer großen Menge überfallen, und die Mörderin mit der Leiche nach Preußen geschafft. Die Transporteure waren freilich mit im Einverständnisse gewesen. Die Verbrecher wurden ermittelt, sowohl in Rußland als in Preußen. Es entspann sich eine verwickelte Untersuchung, die mehrfach, um der vorzunehmenden Lokalbesichtigungen, Confrontationen u. s. w. willen, von den preußischen und russischen Behörden gemeinschaftlich geführt werden mußte. Die Verhandlungen wurden in Russisch-Neustadt aufgenommen. Der erste Termin war auf einen Tag im Anfang Oktober verabredet.

Am frühen Morgen dieses Tages ereignete sich ein Vorfall, den ich hier ausführlicher erzählen muß, weil er von wesentlichem Einfluß auf die weiteren Thatsachen dieser Geschichte ist.

Es war noch dunkel, als heftig an meine Hausthür geklopft wurde. Gleich darauf wurde mir angezeigt, daß ein Beamter aus den Gefängnissen da sei, der mir eine eilige Meldung zu machen habe. Ich stand sofort auf und ließ den Beamten eintreten. Er kam mir mit der Nachricht entgegen, daß in der Nacht zwei der gefährlichsten Verbrecher ausgebrochen und entkommen seien, der Räuber Friedrich Victor, ein Deutscher, und der Raubmörder Armons Trinkat, ein Litthauer.

Trinkat war ein Genosse des berüchtigten Räubers und Mörders Merczus Lattukat. Er war mit diesem vor wenigen Monaten beinahe auf frischer That ergriffen, als Beide einen Pferdehändler, der von dem Jahrmarkte in Heidekrug zurückgekehrt war, erschlagen und beraubt hatten. Merczus Lattukat war auf dem Transporte nach Ragnit entsprungen und nach Rußland entkommen. Trinkat hatte in der Untersuchung sich als einen versteckten, scheinheiligen Bösewicht bewiesen. Er leugnete Alles ab, auch die erwiesensten Thatsachen. Im Gefängnisse las er stets die Bibel. In den Verhören weinte er über die Sündhaftigkeit der Menschen, die es wagten, einen so unschuldigen Mann wie er sei, anzuklagen und zu verleumden, und mit ihren Lügen noch sogar durch einen Eid unmittelbar vor das Angesicht des himmlischen Vaters, des Gottes der Wahrheit und Gerechtigkeit, zu treten.

Ein noch weit gefährlicherer und frecherer Bösewicht war Friedrich Victor. Er war ein Mensch mit einer athletischen Figur, von gleicher Körperkraft und nicht minder großer Behendigkeit des Körpers. Seit Jahren hatte er nicht nur die Grenze durch Raub und Diebstahl unsicher gemacht, sondern auch seine Verbrechen meilenweit tiefer in das Land hineingetragen. Mehrere Male hatte er zu der Bande der beiden Juden Schlom gehört. Sein wilder, unbändiger, händelsüchtiger Charakter hatte ihn aber nicht lange dort gelitten. Immer jedoch aber war er zu ihr zurückgekehrt. In der Zwischenzeit hatte er sein Handwerk auf seine eigne Hand oder mit aus dem Stegreif zusammengerafften Genossen getrieben. Das Bewußtsein seiner ungeheuern Körperkraft, seine große Verwegenheit und seine Nichtachtung jeder Gefahr hatten mehrmals die Folge gehabt, daß er ergriffen war. Immer aber hatte er sich zu befreien gewußt, bevor er in die festen Gefängnisse der Kreisjustizcommission hatte können abgeliefert werden. Die festesten Mauern der Gefängnisse der Untergerichte — allerdings nicht im besten Zustande — waren ihm nicht zu fest, die stärksten Ketten ihm nicht zu stark gewesen. Ueberall hatte er seiner Ketten sich zu entledigen gewußt; überall war er ausgebrochen; immer auf äußerst freche, zuweilen auf unbegreifliche Weise. Auf jedem Transporte war er entkommen, durch Gewalt oder durch List, wenn er nicht mit der größten Vorsicht durch mehrere Gensd'armen war transportirt worden. Endlich war es geglückt, ihn nach Ragnit zu schaffen. Ich fand ihn schon vor, als ich dort hinkam. Er war unstreitig der wildeste, unbändigste und gefährlichste unter allen Verbrechern, die in dem alten Ritterschlosse verwahrt gehalten wurden. Wenn ich die ungewöhnlich hohe und breite Figur mit den starken Knochen, den wilden, stets rollenden dunkeln Augen, dem schwarzen wolligen Haar ansah, so kam er mir immer vor, wie eine ungeheure, unbändige Tigerkatze, die nur immer darauf sinnt, die schweren eisernen Stäbe ihres Käfigs zu zerbrechen, um in fürchterlicher Wuth und Blutgier Alles zu zerstören und zu vernichten, was ihr in den Weg komme.

Eine ingrimmige Wuth gegen die sämmtlichen Beamten des Gerichts und der Gefängnisse hatte er öfters unverholen ausgesprochen, besonders gegen mich.

Er hatte, seitdem ich mein Amt in Ragnit angetreten, zweimal den Versuch gemacht, aus dem Gefängnisse auszubrechen. Das eine Mal hatte er den Ofen durchbrochen, das andere Mal mit einer staunenswerthen Beharrlichkeit die dicke Mauer des alten Schlosses. Sein Entkommen war jedesmal daran gescheitert, daß er, mit der inneren Einrichtung des Schlosses unbekannt, den Ausweg nicht hatte finden können.

Schon gleich nach dem ersten Versuche hatte ich strengere Verwahrungsmaßregeln gegen ihn für meine Pflicht halten müssen. Ich hatte ihn, anstatt daß er bisher in Ketten eingeschlossen war, in schwerere Ketten einschmieden lassen. Wie früher das zerbrechlichere Schloß, so hatte er bei dem zweiten Fluchtversuche die Kette selbst zu zerbrechen gewußt. Ich ließ ihn darauf in noch stärkere Ketten einschmieden und ihm zugleich Hörner anlegen. Diese bestanden aus zwei geschweiften eisernen Stäben, die an einem eisernen Ringe befestigt waren. Der Ring wurde um den Hals gelegt, so daß die beiden Hörner ihm zu beiden Seiten abstanden. Es wurde ihm dadurch das Kriechen durch Maueröffnungen unmöglich; er hätte diese denn viel größer und weiter brechen müssen, als es irgend gefürchtet werden konnte. Er hatte in der That seitdem einen weitern Fluchtversuch nicht gemacht. Die ungewöhnlichen Fesseln schienen sogar der Unbändigkeit seines Charakters zu Fesseln geworden zu sein. Er war stiller, gehorsamer im Gefängnisse geworden. Er bat demüthig, ihn von dem schweren Eisen zu befreien, und versicherte dabei hoch und theuer, nie an einen Versuch der Flucht wieder denken zu wollen. Ich hatte mich zuletzt dazu verstanden, ihm wenigstens die Hörner abzunehmen, nicht weil ich seinen Versprechungen traute, sondern weil mir seine Gesundheit unter dem Tragen der schweren Stangen am Halse zu leiden schien. Er hatte mich, wie ich mich jetzt überzeugte, auch darin getäuscht.

Diesen beiden gefährlichen Verbrechern war es geglückt, zu entkommen.

Victor und Trinkat hatten gemeinschaftlich in einer Zelle oben im vierten Stocke des Gefängnisses gesessen. Ich hatte sie eben um ihrer Gefährlichkeit willen in diese Höhe bringen lassen, wo sie, nächst den Kellergefängnissen, am Sichersten verwahrt waren. Der Korridor war dort fest abgesperrt. Nach unten durchzubrechen, war eine Unmöglichkeit. Ein Ausbruch nach oben konnte sie nur auf die Zinne des alten Schlosses führen. Ein Fortkommen von dieser erschien mir aber völlig unmöglich. Das Schloß war über siebenzig Fuß hoch. Die Mauern ragten noch von dem Brande her zerrissen und nackt in die Höhe. Es war auf der schwindlichen Höhe kein Gegenstand, an dem Jemand sich festhalten konnte. Die Steine lagen bröcklig. Selbst eine Strickleiter oder ein ähnliches Instrument schien kaum angelegt werden zu können. Man hätte sie nur an den Mauersteinen befestigen können, deren Weichen

jeden Augenblick befürchtet werden mußte, und mit dem Weichen unrettbar ein tödtlicher Fall auf das Steinpflaster, das nach allen Seiten das Schloß umgab. Dazu kam, daß das Schloß vier Schildwachen umstanden, an jeder Mauerseite eine. Jede Bewegung an oder auf der Mauer mußte augenblicklich bemerkt werden.

Trotz allen diesen Vorsichtsmaßregeln war es den beiden Verbrechern gelungen, zu entkommen. Freilich auf keine räthselhafte Weise, dagegen durch Ausdauer, Verwegenheit und Kühnheit, wie sie bisher bei ähnlichen Unternehmungen wohl kaum hervorgetreten waren. Die Zelle der beiden Gefangenen befand sich unmittelbar unter dem ehemaligen Schloßdache. Dieses war durch den Brand im Jahre 1829 zerstört worden. Eine Reparatur hatte in der Art stattgefunden, daß über die Länge und Breite des Gebäudes starke Holzbohlen in einer Dicke von anderthalb Fuß fest und dicht verbunden gelegt waren. Sie bildeten die Decke der dort oben befindlichen Zellen. Aus einer solchen Bohle hatten die beiden Gefangenen ein Stück herausgeschnitten. Durch welches Instrument, war nicht zu ermitteln. Dem Gefangenen, der festen Willen und Geschicklichkeit besitzt, dient eine Nadel zum Bohrer, eine Glasscherbe zur Säge. Durch die entstandene Oeffnung waren sie, wenn gleich mühsam, auf die Zinne des Schlosses gekommen. Von ihren Strohsäcken und von Hanf, den sie zum Spinnen in der Zelle verabreicht bekommen, hatten sie ein Seil gemacht, das vollkommen die Länge von der Höhe des Schlosses hatte. Wie lange hatten sie an dem Balken schneiden und sägen, wie lange an dem Hanfe durch allmälige kleine unbemerkbare Entwendungen sammeln müssen! Allein diese Mühe, diese Ausdauer wurden hundertfach überwogen durch den letzten gefahrvollen Theil ihres Unternehmens.

Die Zinnen des Schlosses erhoben sich in ihrer zerstörten Gestalt etwa anderthalb bis zwei Fuß über jener Balkenlage Nirgends bot sich ein Gegenstand zum Festhalten, Anklammern dar. An ihnen standen die Flüchtlinge, in einer Höhe von mehr als siebenzig Fuß, rund um sich her stockfinstere Nacht, unter sich den furchtbaren Abgrund; dabei rings umher die Stille der Nacht, die jeden Schritt, fast den Athem der unten auf und abgehenden Schildwache zu ihnen heraufträgt. Der geringste Laut verrieth sie, das geringste Schwanken warf sie in den gewissen Tod. Dennoch hatten sie sich zurechtgefunden, hatten sie ihr Ziel erreicht. An der Nordseite des Schlosses hatten sie in dem Zinnenwerke ein paar hervorragende Steine gefunden, unzerreißbar gehalten von jenem festen Mörtel der Bauten des Mittelalters, den hier auch die Glut des Feuers nicht hatte zerstören können. Um diese Steine hatten sie das Seil geschlungen, an dem sie sich hinunterlassen mußten.

Die Schildwachen hatten sie durch eine einfache List unschädlich zu machen gewußt. Einer von ihnen hatte sich nach der Südseite des Schlosses begeben, und dort ein Geräusch gemacht, durch welches sämmtliche vier Soldaten nach jener Seite hin an der Mauer zusammen gelockt waren. Diese räumten nachher ein, daß sie in der Nacht zwischen zwei und drei Uhr oben auf dem Dache, an der südlichen Seite des Schlosses, plötzlich ein anhaltendes leises Wimmern, wie eines Kindes, gehört hätten, daß dieses sie sämmtlich nach jener Seite hin zusammen geführt habe, und daß sie dort längere Zeit über die Ursache der schauerlichen Töne sich unterhalten hätten. Manöver und Zeit hatten die Verbrecher benutzt, mit der größten Gefahr ihres Lebens auf der andern Seite von der hohen Mauer, an dem dünnen, zerbrechlichen Seil sich hinunter zu lassen.

Jede weitere Spur von ihnen war verschwunden.

Freilich nicht lange. Wenigstens von Friedeich Victor sollte sehr bald eine, wenn gleich keine erfreuliche Nachricht eintreffen.

Ich hatte sofort Alles, was im ersten Augenblick aufzubieten war, nach den verschiedensten Seiten zur Verfolgung der Entflohenen ausgesandt. Ich war noch damit beschäftigt, Boten an alle benachbarte Polizeibehörden und Gensd'armerieposten zu schicken, als einer der Gefangenwärter in anscheinend leblosem Zustande in seine, im Schlosse befindliche Wohnung gebracht wurde.

Ihm war Folgendes begegnet:

Die Verpflegung der Gefangenen der Kreisjustizcommission war an Bürger der Stadt verdungen. Die Brotlieferung an einen Bäcker, der oben in der Stadt, am polnischen Thore, nach der Memel zu wohnte. Von dort wurde jeden Morgen früh, in den Wintermonaten um sechs Uhr, das Brot geholt. Dies geschah durch zuverlässige Gefangene, welche leichte Gefängnißstrafe zu verbüßen hatten, und von denen eine Entweichung nicht zu fürchten war. Ein Gefangenwärter begleitete sie.

Der Gefangenwärter hatte sich auch an jenem Morgen mit vier Gefangenen zu dem Bäcker begeben. Während ihm das Brot überwiesen wird, stürzt ein Nachbar in das Haus, leichenblaß, mit der Nachricht, wie er so eben zwischen den Hecken des hinter dem Hause, nach der Memel hin belegenen Garten einen großen, wildaussehenden Menschen habe herumschleichen sehen.

„Das ist Victor. Wer folgt mir?" ruft der entschlossene Gefangenwärter, ein kräftiger, ehemaliger Unteroffizier aus dem litthauischen Dragonerregimente, der in den Freiheitskriegen das eiserne Kreuz und zwei oder drei russische Orden, für das Erschlagen so und so vieler Franzosen im Handgemenge, sich erworben hatte.

Die Bäckergesellen und der Nachbar entsetzten sich und machten sich davon.

„Burschen, Ihr?" fragt der Gefangenwärter seine Gefangenen.

„Darauf los, Herr Wachtmeister! Wir gehen mit."

In Litthauen und Ostpreußen werden die Unterbeamten der Gerichte wie der Verwaltungsbehörden, Executoren, Gefangenwärter und so weiter, Wachtmeister genannt. In anderen preußischen Provinzen haben sie andere Namen. In Berlin z. B. wollen sie sämmtlich Herr Nuntius heißen.

Der Gefangenwärter eilte mit seinen Leuten in den Garten.

In demselben Augenblicke flog an dem entgegengesetzten Ende des Gartens eine lange Gestalt über die niedrige Hecke und eilte der Memel zu.

„Es ist der Victor; mir nach!" schrie der Gefangenwärter. „Ihr Leute, zu Hülfe. Helft den Gefangenen greifen, der heute Nacht entflohen ist."

Er setzte gleichfalls über die Hecke. Die vier Gefangenen folgten ihm.

Auch die Bäckergesellen hatten Muth bekommen, und der Nachbar und andere Nachbaren. Es entstand eine allgemeine Hetzjagd hinter dem Flüchtling.

Dieser hatte rasch das Ufer der Memel erreicht.

Es lagen dort zwei kleine Nachen, an einem Pfahl angeschlossen. Er stürzte auf sie zu. Er suchte die Ketten, mit denen sie angeschlossen waren, loszureißen. Er versuchte es an dem einen, an dem andern Nachen, vergeblich. Seine Verfolger kamen ihm immer näher. Er suchte den Pfahl aus der Erde zu reißen, an der die Nachen festlagen. Auch hier reichten seine Kräfte nicht aus. Seine Verfolger waren nur noch drei Schritte von ihm entfernt. Sie glaubten ihn sicher zu haben. Sie frohlockten schon. Sie streckten die Hände nach ihm aus, ihn zu greifen.

Mit einem Hohngelächter sprang er in das Wasser. Mit seinen kräftigen Armen zertheilte er, ein fertiger Schwimmer, die Fluthen der Memel.

„Burschen, ihm nach! Wer kann schwimmen?" rief der Gefangenwärter.

Die Bäckergesellen und die Nachbaren konnten wohl den Mund und die Augen weit aufsperren und dem davon Schwimmenden nachgaffen, aber selbst schwimmen konnten sie nicht.

Unter den Gefangenen war ein kleiner, gedrungener, gewandter Mensch, Mix Szillus, hieß er, ein Schiffer vom kurischen Haff, der eine einjährige Gefängnißstrafe wegen fahrlässiger Tödtung in einer Schlägerei verbüßte. Er sprang vor.

„Ei was, schwimmen, Herr Wachtmeister," sagte er. „Ich kann schwimmen wie Einer. Meine Mutter sagt, ich hätte schon in der Wiege geschwommen."

Die andern Gefangenen lachten.

„Doch den fangen durch Schwimmen in der Memel keine Zehn. In die Nachen! Die Nachen losgemacht, und so ihm nach."

„Bursch, so klug bin ich auch," erwiederte der Gefangenwärter. „Aber die Nachen sind angeschlossen und die Schlüssel in den Häusern. Ehe sie geholt sind, ist der Schuft über alle Berge."

„Wenigstens über die schreitlauker Berge, Herr Wachtmeister. Aber hier sind Fäuste und Aexte. Heran mit den Aexten, Ihr Männer."

Die drei anderen Gefangenen warfen sich auf einen der Nachen, um das Schloß zu zerbrechen, die Kette zu zerreißen, den Pfahl aus der Erde zu heben. Ihre vereinten Kräfte reichten nicht weiter als die des Entflohenen. Mix Szillus war klüger. Die vorsichtigen Nachbarn hatten sich in der That vor der Verfolgung mit Aexten versehen. Einem von ihnen nahm er seine Waffe weg.

Mit dem zweiten Schlage hatte er das Schloß an dem einen der Nachen zertrümmert; das Schiff war frei.

„Hinein, wer mir folgen will," rief der ebenso schnelle als muthige litthauische Bursch.

Er sprang in den Nachen. Der entschlossene Gefangenwärter war der erste, der ihm folgte. Hinter dem Gefangenwärter wollten die drei anderen Gefangenen hinein. Zwei von ihnen schob Mix Szillus zurück.

„Thoren," rief er. „Soll das ganze Schloß in diese Nußschale? Wenn wir jenen fangen, sind schon zu viele darin. Löset den andern Nachen ab, und darin folgt."

In dem Nachen lagen zwei Ruder. Eins ergriff Mix Szillus, das zweite gab er dem andern Gefangenen, einem jungen Litthauer, wie er. Der Nachen setzte dem Flüchtling nach.

Die Memel ist bei Ragnit sehr breit und tief; etwa wie der Rhein bei Bonn oder Köln. Das Ufer ist dort nur auf der ragniter Seite bebaut. Auf der andern, rechten Seite des Stromes sieht man weit und breit nur ein einziges Haus. Es ist ein Bauernhaus, ziemlich weit vom Ufer entfernt, mitten in der Wiese, die sich dort von der Memel bis an die sogenannten schreitlauker Berge erstreckt. Diese Berge sind ziemlich hohe, mit dichter Waldung bedeckte Hügel, die sich, mit geringen Unterbrechungen durch Weiden und Ackerland bis an die russische Grenze hinziehen.

Bei der Verfolgung des Flüchtlings kam Alles darauf an, vor ihm das jenseitige Ufer zu erreichen. Erreichte er es früher, so war er gerettet. Die Bewohner des einsamen Bauernhauses gegen ihn aufzurufen, war bei der Entfernung des Hauses unmöglich. Außerdem war das andere Ufer unbewohnt. Der Flüchtling konnte, mit einem Vorsprunge, die schreitlauker Berge erreichen. In diesem war seine Spur nicht weiter zu verfolgen und die Grenze war ihm frei.

Das Ablösen des Nachens vom Ufer hatte nicht so schnell bewirkt werden können, daß nicht der Verfolgte einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hätte. Der zweite Gefangene war zudem ein eben so ungeschickter Ruderer, wie freilich Mix Szillus ein sehr gewandter. Der Nachen kam daher nur langsam vorwärts.

Der zweite Nachen konnte, in weiter Entfernung, nur noch langsamer folgen. Die Entschlossenheit und Gewandtheit des Mix Szillus hatte bei seinem Lostrennen gefehlt. Er hatte noch nicht die Mitte des Stromes gewonnen, als der Nachen mit Mix Szillus und dem Gefangenwärter bis auf wenige Schritte den Flüchtling erreicht hatte. Aber dies war in einer Entfernung von etwa höchstens vierzig bis funfzig Schritte vom jenseitigen Ufer.

Friedrich Victor durchschnitt noch immer mit der ungeschwächten Kraft seiner nervigen Arme die Fluthen. Welch' eine ungeheure Kraft mußte dieser Mensch besitzen, ungebrochen, unberührt von einer mehr als zweijährigen Haft, in engen, ungesunden Mauern, unter der Belastung mit Ketten, bei magerer Kost! Er hatte beinahe die ganze Breite des schnell fließenden Stromes zurückgelegt, und noch bemerkte man keine Spuren der Anstrengung an ihm. Sein Gesicht war nicht röther und nicht blässer geworden, seine Brust hob sich nicht schneller und nicht höher als sonst. Allerdings hatte der Nachen ihn beinahe erreicht, die zwei Ruderer in dem bequemen, leichten, auf den Wellen dahin fliegenden Fahrzeuge, ihn, der ohne alle Hülfe, ohne alle Unterstützung mit den Fluthen zu kämpfen hatte. Allein das Gesicht des Mix Szillus glühte von der großen Anstrengung, und von der Stirn seines Gefährten flossen dicke Schweißtropfen herunter.

Und dennoch schien Friedrich Victor bisher mit den Wellen und mit seinen Gegnern nur gespielt zu haben.

„Weiter ausgeholt, Bursch," rief Mix Szillus seinem Gefährten zu.

Er selbst schwang sein Ruder kräftiger, und der vereinte stärkere Schlag beider in die Wellen trieb den Nachen in einem Satze fast bis unmittelbar an den Schwimmenden.

„Jetzt haben wir ihn," jauchzte Mix Szillus. „Noch einmal ausgeholt."

Friedrich Victor sah mit einem höhnischen Lächeln zu ihm hinauf. Weit holte auch er mit seinen starken und langen Armen aus; hoch bäumte er sich in der Fluth wie ein stolzes Roß, ein ungeheurer Stoß des elastischen Körpers, und er war dem Schiffe wieder weiter voraus als vor jener Anstrengung seiner Verfolger. Zwei, drei dieser Stöße folgten mit gleicher Wirkung. Er schien seine beste Kraft bis zu diesem letzten Augenblicke aufgespart zu haben. Der Nachen blieb weiter und weiter zurück.

Mix Szillus fluchte und klagte seinen Gefährten an.

„Zum Teufel, Bursch, strenge Deine trägen Knochen an."

„Thue Du selber mehr als Du kannst," erwiederte ihm der Bursch.

„Zankt Euch nicht," rief der Gefangenwärter dazwischen. „Rudert, voran, voran. Er ist uns ein Dutzend Schritte voraus, und wir haben kaum noch dreißig Schritte vom Ufer."

So war es in der That, und Friedrich Victor verdoppelte seine Kräfte, während der zweite Gefangene in dem Nachen verwirrt und ungeschickter wurde, und das Schiff anfing, sich zu drehen, anstatt voranzugehen.

„Bursch, was machst Du?" schrie Mix Szillus. „Ich schmeiße Dich in's Wasser, wenn Du nicht besser aufpassest. Du ruderst als wenn es ein Litthauer wäre, den wir fangen sollen, und es ist doch ein Hund von einem Deutschen, und der Herr Wachtmeister ist ein Litthauer."

Der Gefangenwärter war ein ächter Litthauer aus dem Kreise Heidekrug.

Der Nachen kam nicht weiter.

Aber auch Friedrich Victor war auf einmal in dem schnellen Fluge seines Schwimmens gehemmt. Er war in eine heftige, wirbelnde Strömung gerathen, wie man sie in der Memel, besonders in der Nähe der Ufer, nicht selten findet. Der Strudel hielt ihn fest umfangen. Vergebens versuchten die kräftigen Arme sich hindurch zu arbeiten, ihn zu durchschneiden.

Mix Szillus bemerkte es schnell. Er jubelte von Neuem.

„Jetzt haben wir ihn. Er kann nicht durch. Voran, voran! Aber nicht zu ihm. Nicht in den Strudel! Mehr unterhalb. Dort ist die Strömung geringer."

Er gab dem Schiffe eine kleine Schwenkung, um, etwa zehn Schritte unterhalb der Stelle, an welcher Friedrich Victor sich befand, die dort schwächere Strömung zu durchschneiden. Der Flüchtling schien verloren. Aber er verband mit seiner ungeheuern Kraft eben so viel Muth und Geistesgegenwart. Rasch gab er den Kampf mit der Strömung auf. Er ließ sich von ihr fortreißen, den Strom abwärts. Mit starken Stößen seiner Arme half er nach. So flog er auf den Nachen zu.

„Er ergiebt sich. Er sieht, daß er nicht weiter kann," rief triumphirend der Gefangenwärter.

Aber Mix Szillus war blaß geworden.

„Herr Wachtmeister," sagte er leise, „der Kerl hat etwas Böses im Sinne; wenn Gott uns nicht beisteht, so sind wir verloren."

„Was kann er vorhaben, mein Bursch?"

Mix Szillus wurde dringend.

„Mensch, rudere, stoß, schlag das verrätherische Wasser," rief er seinem Gefährten zu. „Und Du, Herr Wachtmeister, nimm mein Ruder und hilf dem Burschen. Du bist ja nicht weit von der Memel zu Hause. Du wirst das Ruder führen können. Und nun haltet Euch Beide nach jener Seite des Nachens hin, stromabwärts. Aber paßt genau auf. Es gilt unser Leben."

„Was ist, Bursch? Was hast Du vor?"

„Rudert nur, rudert nur. Haltet Euch fest nach jener Seite."

„Zum Teufel, Bursch, was ist denn?"

„Was ist! Siehst Du das nicht! Der Schuft kann uns so nicht mehr entkommen. Er arbeitet sich zu uns hin, um unser Schiff umzuwerfen. Ich kenne das. Es ist ja nur eine Nußschale. Er ist stark. Es wird ihm gelingen. Auch uns hindert die Strömung. Wir können nicht fort. Wir könnten ihm entgehen, wenn wir stromabwärts trieben, wie er; aber dann entginge er auch uns. Es ist nur ein Mittel."

„Und welches, Bursch?"

„Paßt nur auf Euch und Eure Ruder, Ihr Beide. Mit jenem Burschen lasset mich machen."

Er warf sich in der Mitte des Nachens auf die Knie, mit dem Gesichte stromaufwärts, nach der Seite hin, von welcher Friedrich Victor sich nahete. Er bückte sich tief, so daß der etwas hohe Rand des Nachens über seinen Körper hervorragte. Der Schwimmende konnte ihn nicht mehr sehen.

„Bursch, was hast Du vor?" fragte der Gefangenwärter.

„Merkst Du es denn nicht, Herr? Hier in der Mitte des Nachens, hier oben am Rande muß er anfassen, wenn er uns um-

Ungariſche Haideſchenke.

werfen will. So wie ſeine Hände ſich hier zeigen, greife ich zu, faſſe ihn und ſchwinge ihn aus dem Waſſer in den Nachen hinein."

„Du den ſchweren, kräftigen Kerl?"

„Im Waſſer wiegt das Pfund kein Loth. Aber paßt jetzt auf; Er iſt nahe. Ich höre ihn. Haltet die Ruder feſt. Wenn wir ihn haben, wird er ſich wehren, er iſt ſtärker als wir drei. Schlagt ihn mit den Rudern nieder, auf den Kopf, wohin Ihr ihn trefft."

„Warum empfangen wir ihn nicht im Waſſer mit den Rudern?"

„Biſt Du toll, Herr? Er würde untertauchen und von unten her den Nachen umwerfen. Ruhig, er iſt da."

Der Flüchtling hatte den Nachen erreicht. Er bäumte ſich wieder hoch auf im Waſſer. Mit einem ungeheuern Satze ſchnellte er ſich empor, nach dem ſchmalen, leichten Fahrzeuge hin. Diesmal war ſein Bäumen nicht das eines hohen Roſſes, aber der furchtbare Sprung jener wilden Tigerkatze, an deren Gier und Unbändigkeit ſein Ausſehen ſchon immer erinnert hatte. Er griff nach dem Rande des Nachens.

Mix Szillus erwartete ihn. Der junge Litthauer hatte ſich feſt auf ſeine Knie geſtemmt. Den Körper hatte er vorgebeugt, die Augen ſtarr auf den Rand des Schiffes gerichtet, die Arme ausgeſtreckt zum ſofortigen kräftigen Zugreifen.

Die ſtarken Fäuſte des Flüchtlings zeigten ſich an dem Rande. Sie umklammerten ihn. Die Finger ſchlugen ſich ein zu einem ungeheuern Rucke.

Mix Szillus griff zu. Die gleichfalls ſtarken Fäuſte des litthauiſchen Fiſchers ſchlugen ſich um die Fauſtgelenke des rieſigen Schwimmers. Aber Mix Szillus hatte ſeine Kraft falſch berechnet. Der Ruck erfolgte, ohne daß er ihn hindern konnte.

Das Schiff hatte indeß nur geſchwankt. Es war nicht umgeſchlagen.

Friedrich Victor ſetzte zu einem zweiten ſtärkern Ruck an.

In demſelben Augenblicke erhob Mix Szillus ſich höher, griff nach den Oberarmen des Schwimmenden, umfaßte dieſe und die Schultern, und ſuchte, mit einem kräftigen Schwunge den Verbrecher aus dem Waſſer zu heben und in den Nachen zu werfen.

Friedrich Victor ſtemmte ſich gegen den Rand des Schiffes. Es erhob ſich ein Kampf zwiſchen Beiden. Aber nur einen Augenblick lang. Der Gefangenwärter gab den Ausſchlag. Er ſprang auf, von der andern Seite des Nachens, um dem Litthauer Hülfe zu leiſten.

So wie er ſeinen Platz verließ und den Streitenden nahte, verlor jedoch das ſchmale Fahrzeug das Gleichgewicht. Die größere Schwere, die Schwankungen der Strömung, das Zerren der Streitenden warfen ihn auf die Seite. Eine verzweiflungsvolle letzte Anſtrengung des Flüchtlings trat hinzu. Der Kahn ſchlug um. Unter ihm, von ihm bedeckt lagen der Gefangenwärter und ſeine beiden Gefangenen.

Friedrich Victor ſchwamm lachend davon, erreichte das Ufer, durchlief die Wieſen, und war nach kurzer Zeit in den ſchützenden Waldungen der ſchreitlauker Berge verſchwunden.

Der zweite Nachen, der bald darauf herankam, hatte ſich nur damit zu beſchäftigen, den Gefangenwärter und den zweiten Gefangenen aus dem Waſſer aufzufiſchen. Mix Szillus konnte ſchon dabei helfen; er hatte ſich allein unter dem umgeworfenen Fahrzeuge hervorgearbeitet. Der Gefangenwärter konnte erſt nach Verlauf einer Stunde, durch die größten Anſtrengungen, in's Leben zurückgerufen werden. Von dem zweiten Entflohenen, Trinkat, wurde gar keine Spur wieder aufgefunden.

Der zweite Bruder hatte seine Mühle verkauft. Er war ein kluger Mann und er war Vogt geblieben.

Der dritte Bruder hatte sein Geld in Schiffen angelegt. Er war ein Kaufmann geworden und er war Kaufmann geblieben. Er ist vor einem Jahre gestorben und sein Weib, seine Kinder und seine Enkel trauern um ihn.

Der vierte Bruder hatte sein Geld in Bergwerken angelegt. Er besitzt Gruben und Hütten und ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Er hinterließ seinen Kindern und Enkelkindern viele Millionen. Sie sind alle Millionäre geworden und sie sind alle Millionäre geblieben.

Der fünfte Bruder hatte sein Geld in Eisenbahnen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechste Bruder hatte sein Geld in Banken angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebente Bruder hatte sein Geld englischen Papieren angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achte Bruder hatte sein Geld in Gold angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunte Bruder hatte sein Geld in Silber angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zehnte Bruder hatte sein Geld in Kupfer angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der elfte Bruder hatte sein Geld in Blei angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zwölfte Bruder hatte sein Geld in Zinn angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreizehnte Bruder hatte sein Geld in Eisen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierzehnte Bruder hatte sein Geld in Stahl angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfzehnte Bruder hatte sein Geld in Diamanten angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechzehnte Bruder hatte sein Geld in Perlen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebzehnte Bruder hatte sein Geld in Rubinen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtzehnte Bruder hatte sein Geld in Smaragden angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunzehnte Bruder hatte sein Geld in Saphiren angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zwanzigste Bruder hatte sein Geld in Opalen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der einundzwanzigste Bruder hatte sein Geld in Türkisen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweiundzwanzigste Bruder hatte sein Geld in Amethysten angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreiundzwanzigste Bruder hatte sein Geld in Topasen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierundzwanzigste Bruder hatte sein Geld in Karfunkeln angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfundzwanzigste Bruder hatte sein Geld in Chrysolithen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechsundzwanzigste Bruder hatte sein Geld in Beryllen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebenundzwanzigste Bruder hatte sein Geld in Onyxen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtundzwanzigste Bruder hatte sein Geld in Karneolen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunundzwanzigste Bruder hatte sein Geld in Achaten angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreißigste Bruder hatte sein Geld in Jaspissen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der einunddreißigste Bruder hatte sein Geld in Bernstein angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweiunddreißigste Bruder hatte sein Geld in Korallen angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreiunddreißigste Bruder hatte sein Geld in Perlmutter angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierunddreißigste Bruder hatte sein Geld in Schildkrot angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfunddreißigste Bruder hatte sein Geld in Elfenbein angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechsunddreißigste Bruder hatte sein Geld in Ebenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebenunddreißigste Bruder hatte sein Geld in Rosenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtunddreißigste Bruder hatte sein Geld in Mahagoni angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neununddreißigste Bruder hatte sein Geld in Nußbaumholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschbaumholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der einundvierzigste Bruder hatte sein Geld in Birnbaumholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweiundvierzigste Bruder hatte sein Geld in Apfelbaumholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreiundvierzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierundvierzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfundvierzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechsundvierzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebenundvierzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtundvierzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunundvierzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der einundfünfzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweiundfünfzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreiundfünfzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierundfünfzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfundfünfzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechsundfünfzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebenundfünfzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtundfünfzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunundfünfzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der einundsechzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweiundsechzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreiundsechzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierundsechzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfundsechzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechsundsechzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebenundsechzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtundsechzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunundsechzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der einundsiebzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweiundsiebzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreiundsiebzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierundsiebzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfundsiebzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechsundsiebzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebenundsiebzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtundsiebzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunundsiebzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der einundachtzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweiundachtzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreiundachtzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierundachtzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfundachtzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechsundachtzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebenundachtzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtundachtzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunundachtzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der einundneunzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweiundneunzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreiundneunzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierundneunzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfundneunzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechsundneunzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebenundneunzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achtundneunzigste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunundneunzigste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der hundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der einundhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweihundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreihundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der vierhundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der fünfhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der sechshundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der siebenhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der achthundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der neunhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausendste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausendeinundste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausendzweihundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausenddreihundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausendvierhundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausendfünfhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausendsechshundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausendsiebenhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausendachthundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der tausendneunhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausendste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausendeinundste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausendzweihundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausenddreihundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausendvierhundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausendfünfhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausendsechshundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausendsiebenhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausendachthundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der zweitausendneunhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreitausendste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreitausendeinundste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreitausendzweihundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreitausenddreihundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreitausendvierhundertste Bruder hatte sein Geld in Kirschholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblieben.

Der dreitausendfünfhundertste Bruder hatte sein Geld in Pflaumenholz angelegt. Er ist ein Millionär geworden. Er ist ein Millionär geblieben. Er ist ein Millionär gestorben. Seine Kinder und Enkelkinder sind Millionäre geworden und sie sind Millionäre geblie

Skizzen aus Ungarn.

Von Herbert Kg.

(Mit Abbildung einer Haideschenke.)

III.

Die Haideschenke.

So sehr auch der Ungar bemüht ist, seine Pußten als fruchtbare, weite grüne Ebenen zu schildern, so wenig lernt dies der Ausländer begreifen, der zum ersten Male diese endlosen Flächen bereist, und, wenn auch nicht ein wüstes, doch völlig unbebautes Land vor sich sieht, was wenigstens keinen erhebenden Eindruck zurückläßt. Hier rauscht in stundenlangen Moräſten das Schilf zu dem Geschrei tausender von Wasser- und Sumpfvögeln, hier ist der schöne Kranich und der einsame Storch in seinem Elemente, hier entwickeln sich Schaaren von Eidechsen, Schlangen und Nattern in dem heißen Sande, wo eben nur noch das Waisenmädchen gedeiht, und Milliarden von Mücken, Eintagsfliegen und Lybellen durchschwirren die heiße Luft, die wie ein Alp über der Landschaft liegt. Es gehört ein reicher Patriotismus dazu, ein solches Stück Erde zu lieben, und doch giebt es viele, viele arme Teufel, die sterben würden, wollte man sie ihrer Pußta entreißen.

An jenen Herbstabenden, wenn die Sonne wie eine dunkelrothe Feuerkugel glüht und beim Untergehen immer schneller und schneller vom tiefschwarzen Horizont durchschnitten wird, und der Mond in seinem blaßgrünen Lichte schon lange auf das Verschwinden seiner mächtigen Nebenbuhlerin harrt — wenn sich dann schwerfällige Nebelmassen über der Erdoberfläche zeigen, die Anfangs lange dünne Streifen bilden, zuletzt aber in die fabelhaftesten und riesigsten Gestaltungen übergehen — wenn es dunkler und dunkler wird, und die Nebelmassen sich immer weißer und gespenstiger vom dunkeln Hintergrunde abheben — an einem solchen Abende muß man in der großen Pußta von Debreczin reiten, um die tiefe Melancholie begreifen zu lernen, welche das menschliche Herz erfaßt, wenn wir uns in einer großen, endlosen Ebene befinden. Man reitet dann wohl stunden- und meilenlang, ohne auf ein menschliches Wesen zu stoßen, vergebens sucht das Auge in dieser, fast möchte ich sagen, erhebenden Einförmigkeit, einen Haltepunkt, und glaubt endlich einen Baum zu sehen, auf den das Pferd instinktmäßig zusteuert, der aber näher betrachtet, sich in einen Ziehbrunnen verwandelt, in dessen Ständer das durstige Thier, ohne sich um seinen Reiter zu bekümmern, die Nüstern steckt. Blickt man dann von ungefähr über sich, sieht man wohl noch den einsam schwebenden Aasgeier, der vielleicht schon Tage lang dem Pferde folgte, auf die geringste Bewegung des Reiters aber sich eiligst in den Wolken verliert.

Man möchte gern durch die Pußta kommen, ehe es völlig Nacht wird und das nächste Städtchen, sei es noch so elend, erreichen, nur nicht in der „Haideschenke" übernachten müssen. Das ungarische Pferd läßt sich indeß beim Trinken höchst ungern stören und ehe es sich noch ganz verschnauft hat, glitzert schon der Abendstern am Himmel und die scharfe Nachtluft schüttelt den Reiter. Rasch steigt er auf, nachdem er noch einmal den Sattelgurt angezogen, giebt dem Thiere einen leichten Gertenschlag, das sich nun wieder unaufhaltsam vorwärts stürzt. Dabei hat er immer ein Sternbild im Auge, worauf er zusteuert, und das ihm als Richtschnur zu seinem Ziele, dem Nachtquartier dient, denn aus der Pußta kommt er heute doch nicht mehr. Jetzt schimmert am Horizonte ein mattes Licht, es ist ihm, als höre er wüstes Geschrei, immer vorwärts dringend, verwandelt sich aber das Geschrei in einzelne wild ausgestoßene Töne. Bald hört er auch Hufschlag — sein Pferd spitzt die Ohren und wiehert laut auf — ein „Csikós"! Und ehe noch das Wort ausgesprochen, fliegt die Centaurengestalt vorüber, hoch über sich die lange Peitsche schwingend und das rasende Thier noch durch wilde Aufschreie anhetzend, die in unserer Sprache wohl „Hurrah" oder „Hussich" bedeuten mögen.

Der Csikós kam aus der Richtung jenes schimmernden Lichtes, dem der Reiter jetzt näher und näher kommt, und von dem er nun gewiß ist, daß es durch das Fensterloch der Haideschenke scheint. Er zieht leicht den Zügel an und in ruhigem Tritte geht sein ermüdetes Pferd auf die alte, verfallene Lehmhütte zu, aus deren Innerem eine leise klagende Musik tönt, der Anfang eines Csárdas, jener wunderbaren Weisen, die vielleicht in solchen armseligen Hütten erdacht wurden; denn eine Haideschenke heißt auf Ungarisch „Csárda".

Der Reiter bindet sein Pferd an den Ständer des Ziehbrunnens, der wie eine lange Schildwache vor jeder Csárda steht, horcht erst ein wenig, ehe er in die Schenke tritt, und schlägt dabei mit dem Peitschenstock an die Thürpfoste oder räuspert sich auf sehr vernehmliche Weise, um sich gleichsam anzumelden. — Es ertönt kein Herein, denn die drei Gestalten, die er vor sich sieht, sind viel zu tief in den Csárdas versunken, den in der Ecke ein magerer Zigeunerknabe aufspielt und dessen Geige jetzt die Köpfe oder Herzen der Männer ausschließend zu beschäftigen scheint. Nur ein kleiner Spitz, auf Maisstroh lagernd, hat Lust, durch Knurren diese Gemüthsstimmung zu stören, wird aber sogleich durch einen Fußtritt zur Ruhe verwiesen. Dies veranlaßt den Reiter, sich ebenfalls sehr ruhig zu verhalten und auf eine Bank hinzustrecken; denn in den Mienen der drei Menschen liegt ein Etwas, das selbst der feingebildetste Mann respektiren muß, er mag wollen oder nicht.

Die Kürbisflasche mit den Holzbechern auf dem Tische scheint geleert zu sein, das Gelage vorüber. Dann wird der Mensch immer sentimental, zumal wenn er Musik hört. Auch diese gehen wohl einen Augenblick in sich — gedenken ihrer Kindheit oder besserer Tage — werfen einen Blick des Vorwurfs auf ihr jetziges Leben, erinnern sich dieses oder jenes tollkühnen Kameraden, den der Arm der strafenden Gerechtigkeit erreichte — und lassen dabei die Pfeife ausgehen und denken nicht einmal an Pferde- oder Schweinediebstahl. Hieraus mag man entnehmen, in welcher Gesellschaft sich unser Reiter befindet.

Oben am Tische steht eine athletische Figur in lässiger Haltung, unternehmend den Hut in die Stirn gedrückt, das ist ein Kondás, der hier mit diesem oder jenem Schweinekäufer zusammentraf, um mit ihm zum großen Nachtheil der Heerde seines Herrn einen geheimen Handel abzuschließen. Doch bleibt der Mann hierbei nicht stehen, und in der Nothwehr, d. h. würde er bei seinen Diebstählen oder Diebshandel ertappt, schleuderte er seine furchtbare Handart eben so gut nach einem Menschen, wie nach einem Schweine. Harmloserer Natur ist der alte Bursche ihm gegenüber, mit dem zottigen Mähnenhaar, das bis auf die Schultern fällt, und dem eisgrauen Schnurrbart, der noch in seiner ganzen Straffheit zu beiden Seiten gerade hinaus steht, und dessen Militärhose auf seinen frühern Stand schließen läßt. Dieser arme Teufel, einst ein flotter Csikós, wurde für ein österreichisches Husarenregiment ausgehoben, vielleicht wegen eines Disciplinarvergehens entlassen, und treibt sich nun seit dreißig bis vierzig Jahren in den Pußten oder Haideschenken herum, sein Leben mühselig fristend. Für einen Beutel Taback unternimmt er im Interesse seines Freundes und Gönners, des Kondás, eine Schleichpatrouille, steht als Vorposten Nächte lang, wenn's in der Pußta nicht geheuer ist, d. h. wenn österreichische Gensd'armen gewissen verdächtigen Leuten (wie weiland Sobri und Konsorten), auf der Spur sind, und wird dabei alt und stumpf, wenn auch nicht in Ehren, doch im Elend. Der Dritte im Bunde, der hinten am Tische sitzt, ist ein Mann von entschiedenem Charakter, der nicht zwei oder drei Handwerke nebenbei treibt und als Deckmantel braucht, sondern seine Kräfte concentrirt, entschieden mit Messer oder kurzer Muskete auftritt, meist im Auslande, das will sagen, außerhalb der Steppe, lebt und sich nur in die Csárda verliert, wenn ihm sonst überall ein sicherer Aufenthalt abgeschnitten. Mit großer Gewandtheit hält er in Begleitung einiger Spießgesellen den ersten besten Reisewagen an, stößt bei der geringsten Widersetzlichkeit den unglücklichen Kutscher vom Bocke, ladet (wie die Fabel geht) die Reisenden sehr höflich ein, auszusteigen, schneidet die Lederkoffer auseinander und zertrümmert die Kisten, um sich des Inhalts zu versichern und hilft der Herrschaft wieder in den Wagen, sobald er sich seiner Commission entledigt. So wird gewöhnlich von den Wegelagerern Ungarns erzählt.

Doch unser Reiter, der, außer an jenem Abende in der Haideschenke, noch manchen andern solcher Vögel sah, der in Pesth

mehr als einer Einlieferung und Verurtheilung beiwohnte, glaubt hier ein wenig berichtigen zu dürfen, ohne deshalb dem chevalereskeu Charakter der Ungarn, der selbst dieser Klasse, die außer dem Gesetze steht, eigen ist, nahe treten zu wollen. Der Edelmuth der Räuber, selbst der ungarischen, ist nie weit her. Es mag allerdings Ausnahmen geben, wie z. B. der noch lebende Rosa Sandor eine ist, dessen Galanterie, namentlich gegen Damen, nicht genug geschätzt werden kann, und der in Pesth im Jahre 1849 oder 1850 die größte Sensation erregte, als er es wagte, im ungarischen Nationaltheater zu erscheinen. (Daß er nicht augenblicklich festgenommen wurde, mag, nebenbei bemerkt, als Beweis dienen, wie hoch im Ansehen damals Alles stand, was zum Magyarenthum nur die geringste Beziehung hatte; und Rosa Sandor war leider ein geborner Ungar.)

Im Allgemeinen aber stehen diese Leute mit den Bravo's Italiens auf gleicher Stufe, deren Edelmuth eben so gut eine vorübergehende Laune ist, als die Grausamkeiten, die sie gegen sogenannte „widerspenstige" Reisende begehen. Noch in neuester Zeit ist eine That von einem Kondás an seinem frühern Herrn verübt worden, die so wenig mit der vielgerühmten Chevalerie dieser Pußtensöhne gemein hat, daß sich Einem beim Anhören der furchtbaren Mordthat die Haare sträuben. Solche Schurken werden von der Regierung allerdings sehr kurz prozessirt, wie alle jene Individuen, die das Land unsicher machen durch Mord und Räubereien. Nach höchstens vierundzwanzig Stunden ist ein solcher eingebrachter Bursche ein todter Mann, denn des Gesetzes Schärfe fand nach der allgemeinen Desarmirung des Landes für nöthig, jeden Verdächtigen, der auf offenem Felde mit Schuß- oder Hiebwaffe ergriffen wurde, festzunehmen und nach geschehener Untersuchung zu erschießen. Und meist waren diese Menschen die verwegensten Räuber und Diebe, in deren Leben der Richter selten einen Hang nach Romantik als etwaigen Milderungs- oder Entlastungsgrund entdecken konnte.

Gattungen dieser Leute nun suchen und finden auch ihr sicheres Asyl meistens in der Haideschenke, bis diese einmal, von den Kugeln der österreichischen Gensd'armen durchlöchert, in sich zusammenfällt. Aber meist ist dann bei der Haussuchung das Nest leer, die Vögel sind ausgeflogen, nur liegt vielleicht eine zertretene Geige am Boden, die dem armen Zigeuner bei der Flucht aus der Hand gerissen wurde. Doch läßt man bei solcher Gelegenheit dem Zigeuner nie Zeit, sein einziges Hab und Gut mit sich fortzunehmen, oft wird er auf's Pferd gebunden, um ihn ganz sicher zu entführen, denn zurückbleibend, wäre er ein zu gefährlicher Verräther.

Auch die drei Helden der Csárda entfernten sich auf einen schrillen Pfiff, der durch die Stille der Nacht drang, und ließen unsern Reiter allein, der es jedoch für nöthig fand, ihnen bis an sein Pferd hinaus das Geleite zu geben, damit die Herren nicht etwa aus Versehen sein Miethreß mitnähmen. Aber der Zigeuner spielte seinen Csárdas fort, und wenn er zu Ende war, fing er ihn wieder von Neuem an, Anfangs eben so leise klagend, zuletzt ebenso ausgelassen rasend, wie das erste Mal. Dann streckte er sich schüttelnd vor Frost auf ein elendes Lager in der Ecke der Hütte, zog einen härenen Fetzen bis an die Ohren herauf und schlief ein.

In dieser Gesellschaft brachte unser Reiter die Nacht zu, ohne recht einschlafen zu können, denn in dem Hotel schien's ihm eben nicht recht geheuer. Mit dem ersten Sonnenstrahle bestieg er wieder sein Pferd, trabte noch einige Meilen südöstlich und erreichte endlich Debreczin, wo man für so mäßigen Preis den besten Tokayer trinkt. Die Pußta mit ihrer Schenke ließ er aber weit und gern hinter sich liegen, und gedachte der heimathlichen Berge mit wärmeren Gefühlen als je zuvor.

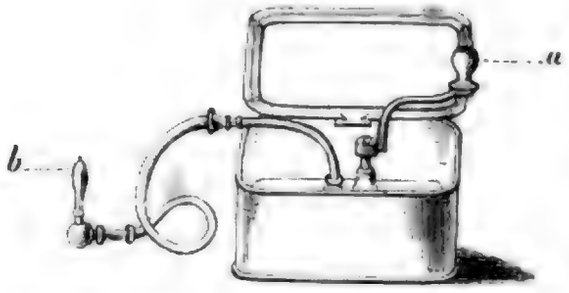
Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

Ueber den Werth der Klystierspritze.

Die Klystierspritze, — eines der unentbehrlichsten und heilsamsten Instrumente, welches in keiner ordentlichen Haushaltung (zumal mit Kindern) fehlen darf und dessen Namen zu lesen und auszusprechen, nur ungebildete Zieraffen sich scheuen, — dient nicht blos zur Einführung von Materien (in flüssiger oder gasförmiger Gestalt) in den untern, dickern Theil des Darmkanales, sondern auch zur Entfernung von solchen Stoffen aus dem Darme. Ersteres geschieht so, daß man die Spritze mit den einzuführenden Stoffen füllt, in die Darmöffnung einbringt und dann durch Druck entleert. Letzteres wird dadurch bezweckt, daß die Spritze leer und geschlossen eingebracht und nun geöffnet (aufgezogen) wird, so daß sie die luftförmigen und flüssigen Stoffe des Darmes (wie ein Blasebalg die Luft) einsaugt. Beides, das Einspritzen und das Aussaugen von Stoffen, kann bei vielen und sehr verschiedenen Krankheitszuständen von der heilsamsten Wirkung sein. Aber nicht blos in den Darmkanal sondern auch in andere Organe können mit Hülfe der Klystierspritze heilsame Stoffe eingeführt werden, so daß dieses Instrument mehr als jedes andere bei krankhaften Zuständen seine Anwendung finden kann. Auch von den Aerzten wird dessen Anwendbarkeit noch nicht so ausgebeutet, als dies geschehen könnte und sollte.

Zum Selbsteinführen von Stoffen mit Hülfe einer Spritze benutzt man theils die gewöhnliche Klystierspritze, an welche entweder ein längeres (gekrümmtes) Metallrohr oder ein biegsamer (Kautschuk-)Schlauch angesetzt ist, theils die neuerlich sehr gebräuchlich gewordenen und zur Selbstapplicirung von Klystieren (Lavements) unstreitig sehr bequemen Clysopompe, von denen es sehr verschiedene Arten giebt, wie drehbare und Pumpwerke von verschiedener Gestalt. Die ersteren (s. Fig. 1) verdienen den Vorzug vor den letzteren. — Die neuesten und bequemsten Apparate, welche nicht blos zu Einspritzungen, sondern auch zu Augen-, Hals- und Nasendouchen angewendet werden können, sind die Irrigateurs (s. Fig. 2), weil diese, wie ein Uhrwerk gestaltet, wenn sie aufgezogen sind und der Hahn geöffnet wird, vermöge ihrer Spiralfeder die Flüssigkeit ganz allein ohne Zuthun der Hände forttreiben. — Der Klystierschlauch (Syphon) leitet aus einem höher stehenden, mit Wasser gefüllten Gefäße die Flüssigkeit mittels eines langen biegsamen Rohres herab, so daß dieselbe durch den Druck ihrer eigenen Schwere (wie bei einer Fontaine) in die Höhe spritzt.

Fig. 1.



Drehbares Clysopomp.

a. Deckel. b. Spitze.

Das Einführen flüssiger Stoffe in den Dickdarm wird am häufigsten zur Hebung von Verstopfung (s. Gartenl. Jahrg. III. Nr. 1) in Gebrauch gezogen; jedoch lassen sich dadurch auch gewisse Substanzen (Wasser, Arznei- und Nahrungsstoffe) vom Darme aus in das Blut schaffen, sowie ferner dadurch krankhafte Zustände des Darmes und seiner Nachbarorgane beseitigt werden können. — Wird Ausleerung von Excrementen oder Darmgasen durch das Klystier beabsichtigt, theils durch Aufweichen der harten Excremente und Schlüpfrigmachen der Darmwand, theils durch Anregung des Darmes zu kräftigeren wurmförmigen und Entleerungs-Bewegungen, dann braucht das Lavement nur aus warmem, lauem oder kaltem Wasser (10 bis 12 Unzen) zu bestehen, dem, wenn dieses allein nicht wirken sollte, etwas Seife, Salz, Essig, Honig, Zucker, Oel oder dergl. zugesetzt wird. Die kalten Klystiere sind, obschon sie

die Verbindung in Folge dessen leicht getrennt, ist es nöthig, die Verbindungsstelle mit einem Kitt zu versehen, welcher sowohl den Wasserdruck aushält, als auch nicht durchdringend genug ist, daß das zu kühlende Wasser die Kautschuk-Schläuche angreifen kann. Ein solcher Kitt ist z. B. Mennige, welche mit Leinöl zu einem steifen Brei angerührt wird, und in die Fuge gebracht, welche zwischen Rohr und Schlauch bleibt. Nachdem dieser Kitt gut erhärtet ist, was gewöhnlich 24 Stunden erfordert, ist jede Undichtheit beseitigt. Bei einer Kühlung durch Wasser, in einer Leitung, ist das Kühlwasser zweckmäßig in der Weise zu führen, daß es zuerst durch die Verbindungsstelle zwischen Schlauch und Rohr tritt, und dann durch den Schlauch selbst, damit, wenn Undichtheiten vorhanden sind, das Wasser nach außen tritt, und nicht in das Innere des Schlauches eindringt, wo es die Leitung verstopfen könnte. Ist das Wasser durch Kalk stark kalkhaltig, so kann es vorkommen, daß sich der Kalk in den Schläuchen absetzt, und dieselben verstopft. Um dies zu vermeiden, empfiehlt es sich, das Wasser vorher durch Salzsäure zu reinigen, wodurch der Kalk in Chlorcalcium übergeführt wird, welches sich nicht absetzt. Ist das Wasser sehr kalkhaltig, so ist es nöthig, die Schläuche von Zeit zu Zeit mit Salzsäure zu reinigen, indem man sie mit derselben füllt, und nach einer Stunde das Wasser, welches sich durch die Salzsäure gebildet hat, ablaufen läßt. Dann füllt man die Schläuche mit Wasser, und läßt dieses ebenfalls ablaufen, um die Salzsäure zu entfernen. Die Schläuche müssen vor Licht geschützt werden, da sie sonst leicht spröde werden und Risse bekommen. Ferner müssen sie vor Fett geschützt werden, da dieses sie ebenfalls angreift. Durch einen Anstrich mit Graphit werden sie vor Licht geschützt, und durch Einreiben mit Talkpulver vor Fett. Sind sie trotzdem spröde geworden, so können sie durch Einlegen in Glycerin wieder geschmeidig gemacht werden. Kautschuk-Schläuche sind sehr gute Leitungsmittel für Gase, und werden vielfach zu Gasleitungen benutzt. Sie müssen aber

Gift kann in kleine eigene Gefäße, welche mit Gelatine und mit Schwefelsäure-Verbindungen versehen sind, bis auf ein Jahr in Vorrat gehalten werden. Die Gefäße werden in Kisten zu 1000 bis 1200 Stück verpackt und wiegen 100 bis 1200 Kilo. Die Kisten sind mit Strohmatten und mit Strohmatten bedeckt

Aus dem Thierleben.

I.

Das Todtenlied des Kanarienvogels.

Treten wir einmal aus unserm stolzen aristokratischen Kreise heraus, legen unsere Vorurtheile ein wenig beiseite, und mischen uns in die große kriechende, schwimmende, kletternde und im blauen Aether schwebende Gesellschaft unserer Mitkostgänger bei der guten Mutter Natur, sehen uns das bunte, wirbelnde und doch wieder harmonische Treiben des bei der Erschaffung blos mit Instinkt abgefertigten Völkleins an, so entdecken wir bald in diesem bewegten Leben einzelne Momente, die unsern Glauben an den von vielen Philosophen bewiesenen Satz: daß der Mensch allein Vernunft, das Thier nur Instinkt besäße, über den Haufen wirft. Woher kommt zum Beispiel die Empfänglichkeit des edeln Rosses für das Unheimliche, die dieses Thier so ganz mit dem Menschen gemein hat? Der Renner, der seinen Reiter über ein Schlachtfeld trägt, oder mit ihm des Nachts an einem Friedhofe vorbeitrabt, reißt seine Nüstern weit auf, die Augen quellen aus ihren Höhlen hervor und durch den ganzen riesig starken Körper geht ein Schauder, der von dem eisigen Fröfteln, das im gleichen Moment den Leib des Reiters durchzuckt, sich nicht viel mehr zu unterscheiden scheint, als die Liebe Hansens zu seiner Dorfgrete von derjenigen des zarten Stadtjünglings zu seiner Amaranthe. Der Unterschied besteht einzig in der mindern oder größern Heftigkeit der Wirkung der innerlichen Empfindung nach Außen. Die gewaltigen Sehnen und Nerven des Rosses fibriren heftiger, als die feinern Saiten, welche den Geist und den Körper des höhern Wesens mit einander in Verbindung setzen.

Das Moralgesetz, welches sich der gebildete Mensch gegeben hat, hat seine Basis in der Menschenliebe: die schönste Idee der Menschheit ist diejenige der Brüderlichkeit und des gegenseitigen Wohlthuns. Der Socialismus in seinem edelsten und praktischen Sinne regelt und bestimmt sogar diese Richtung, und wandelt sie zur unabänderlichen, durch das weltliche Gesetz gebotenen Pflicht um, und so tief ist das Gefühl der Wahrheit derselben in's Mark der Menschheit gedrungen, daß sie am Ende den Sieg über alle ihre Gegner behalten wird, so langsam loyal das gefürchtete Gespenst Socialismus einherzuschreiten genöthigt ist. Uebt aber der Mensch, das vernünftige Wesen, einzig diese schöne Idee aus? Keineswegs! — Der Hund des Klosters St. Bernhard wandert in den Tagen des Sturmes und Schneegestöbers unverdrossen auf den eisigen Pfaden und in den unwirthbaren Klüften des schauerlichen Gebirgs umher, um den verirrten oder unter der stürzenden Lawine vergrabenen Wanderer aufzusuchen, dem Erstarrten erwärmende Labung zu bringen und ihn den gastlichen Räumen des Stiftes zuzuführen. Nun, freilich, Alles das hat ihm der Mensch, das vernünftige Wesen, gelehrt. Die Idee ist nicht im Kopfe des Hundes geboren, aber die Ausführung wenigstens geschieht von seiner Seite mit einer Lust, mit so freudigem Eifer, daß eine gewisse Tiefe des Verständnisses seiner Handlung kaum wegzuleugnen ist.

Selbst die edleren Regungen, deren Sitz wir sonst im Menschenherzen allein zu suchen gewohnt sind, und welche gewiß nicht durch die prügelgewürzte Dressur hervor gerufen werden können, die Anhänglichkeit und Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, sind dem Thiere edlerer Gattung keineswegs so fremd, als wir es uns gemeinhin vorstellen. Wir können hierbei ganz vom Hunde, dem gebornen Freunde des Menschen absehen. Züge von seiner Treue, Anhänglichkeit und Liebe sind genug bekannt. Von den Pferden, die bei dem todten Herrn auf dem Schlachtfelde Tage lang stehen blieben und vor Trauer starben, wollen wir ebenfalls schweigen. Weniger bekannt dürfte dagegen sein, daß selbst die Kuh, dieses anscheinend so stumpfsinnige Hausthier, die gleiche rührende Anhänglichkeit an ihre Wohlthäter an den Tag legen kann. Und dennoch ist es so.

Ein Bekannter des Schreibers dieser Zeilen, ein großer Freund von Hausthieren, besaß eine Kuh, nur eine einzige, und diese wurde von ihm selbst mit außerordentlicher Sorgfalt gepflegt, und bei jeder Gelegenheit geliebkost. Umstände veranlaßten ihn indeß, das liebe Hausthier zu veräußern. Mit kläglichem Gebrülle, gleich als fasse sie genau die Umstände, verließ die Kuh den Stall und das Haus. Nach Verfluß von drei Tagen kam der neue Eigenthümer zum Verkäufer, erklärend: er wisse nicht, was mit seiner Kuh anfangen. Seit sie in ihrem neuen Aufenthalt angekommen sei, habe sie weder Futter noch Trank berührt, und — hier das Sonderbarste — Thränen geweint wie ein Mensch. Unaufhörlich rinnen große Zähren über ihre Backen nieder. Leider verweigerte es der Verkäufer, das treue Thier in diesem Zustande zu sehen, sonst hätte bei dieser Zusammenkunft manche interessante Beobachtung gemacht werden können.

Interessanter noch als das so eben Erzählte, dürfte dem Leser folgende Begebenheit erscheinen. Sie beweist, daß gewissen Thiergattungen, namentlich den eigentlichen Musikanten von Profession unter den Thieren — den Vögeln, selbst die Poesie des Schmerzes, die Klage im Liede möglich ist. Ich habe sie einmal vernommen, diese Klage, aus der Kehle eines goldgefiederten Sängers, und ich kann versichern, sie hat mein Herz mächtiger angeregt, als manches stöhnende Schmerzlied unserer menschlichen Poeten.

Ich bin immer ein großer Freund von Kanarienvögeln gewesen. Vor einigen Jahren starb mir ein außerordentlich schönes und zahmes Exemplar dieser muntern Gattung. Der Verlust ging mir nahe, ich ließ den kleinen Leichnam ausstopfen, was so gut gelang, daß dem Vögelchen nichts als die Bewegung fehlte, um für lebendig zu gelten. Lange Zeit stand er so auf meinem Secretär, mit den klugen schwarzen Aeuglein unverwandt auf den gleichen Punkt hinschauend.

Ein anderes Exemplar seiner Gattung nahm seine Stelle als Kammersänger bei mir ein, und war bald eben so zahm, wie sein Vorgänger, so daß man ihn wie ein Hühnchen locken konnte, um das Futter von der Hand weg zu picken.

Eines Morgens — er hatte während der Nacht in seinem Käfig vor dem Fenster gestanden — war der kleine Musikus verschwunden. Ich hatte vergessen, die Thüre seines Gefängnisses zu schließen, und der Flüchtling hatte nach Demokratenweise von seinem ewigen Rechte Gebrauch gemacht und war ohne Abschied davon gegangen. Ich ließ den leeren Käfig offen an seiner Stelle, hoffend, daß der Flüchtige vielleicht blos einen kleinen Ausflug beabsichtigt habe, und sich ein wenig in der Nachbarschaft umsehen wolle, um dann zurückzukehren.

Diese Hoffnung rechtfertigte sich den Tag über nicht. Hänschen blieb verschwunden, und mußte es vorgezogen haben, sein Nachtquartier anderwärts aufzuschlagen, denn auch der Abend brachte den Flüchtling nicht zurück. Ich mußte den Ausreißer verloren geben.

Am folgenden Morgen, als eben die ersten Strahlen der Junisonne in die breite Hauptstraße der schweizerischen Bundesstadt hineindrangen und auf den metallenen Knöpfen der Fenster Balluftres spielten, wurde ich durch den prächtigsten Gesang eines Kanarienvogels, der dicht vor meinem Fenster ertönte, geweckt. Hastig warf ich den Schlafrock über, um an's Fenster zu eilen, vermeinend, mein Flüchtling sei wieder da. Eben fing das Vögelchen wieder mit einem lang gezogenen Tone an und dann immer höher und höher auf der Tonleiter steigend, mit einen jener kunstreichen, fabelhaften Triller zu endigen, deren wunderbare Kraft und Behendigkeit Erstaunen erwecken, über die kleine Kehle, die solche Janitschaarenmusik hervorzubringen im Stande ist. Das war nicht Hänschens Stimme, so ausgezeichnet sang mein kleiner Liebling nicht. Leise, den Athem zurückhaltend, zog ich den Vorhang zurück. — Im Käfig saß Niemand anders als mein Vogel, ein so unbefangenes Gesicht machend, als sei er sich gar keines Vergehens bewußt, und sich mit dem besten Appetite von der Welt die Hanfkörner in seinem Troge schmecken lassend. Die Bewegung in freier Luft hatte ihn so materiell gestimmt, daß er offenbar keine Zeit zu poetischen Ergüssen übrig zu haben schien. Oben auf seinem Käfig aber saß ein anderer Vogel gleicher Art, aber von seltener Farbenpracht und Schönheit — ein eigentlicher Specialvogel, wie die Tyroler sagen. War dieser der geheimnißvolle Sänger gewesen?

Ich trat leise von dem halbgeöffneten Fenster zurück. Häns-chens Besuch schien aber selbst so wenig scheu zu sein, daß er von meinen Bewegungen nicht im Mindesten Notiz nahm. Bald war ich über den Gesang im Klaren. Der fremde Ankömmling be-gann auf's Neue seinen prächtigen, trillernden, wirbelnden Gesang, immer länger anhaltend, und dabei die kleine Kehle zum Zerspringen aufblasend. Ich war außer mir über die Schönheit des Vo-gels und seinen herrlichen Trillerschlag, und sann mir den Kopf aus, wie ich's anstellen wolle, den goldgefiederten Sänger zu ha-schen. Dieser machte mir indeß die Sache leichter, als ich sie mir selbst gedacht. Er warf nach Beendigung seines Gesanges das leichte Köpfchen auf die Seite und schaute mit dem einen glänzen-den Auge schief in den Käfig hinunter, wo sein College fortwäh-rend unverdrossen seine Hanfkörner bearbeitete. Hunger ist an-steckend. Noch einen sehnsuchtsvollen Blick nach dem Futtertroge, nach kurzem Bedenken noch einen, und der Entschluß zu Ueber-schreitung des Rubikons war gefaßt. Eine vorsichtige Promenade rings um den Käfig, kurzer Anhalt und vorsichtiges Umsichschauen bei dem verhängnißvollen Thürchen, und husch! drinnen stak der Schelm, ohne Umstände sich bei seinem Genossen zu Tafel labend. Mit der höchsten Vorsicht näherte ich mich wieder dem Käfig, im-mer fürchtend, das flinke Geschöpfchen möchte bei meinem Anblick erschrecken und seinen Flug in's Freie nehmen. Meine Befürch-tung war unnütz. Der kleine Sänger war offenbar die Nähe des Menschen und die Gitterstäbe des Käfigs gewohnt. Er schaute kaum auf die Seite als ich das Thürchen schloß, daß ihm den Weg zur Freiheit versperrte. Triumphirend nahm ich den Käfig mit seinem multiplicirten Inhalte hinein in's Zimmer, setzte ihn auf den Tisch und konnte nicht satt werden, den prächtigen Fremd-ling zu betrachten. Als die beiden Insassen ihre Mahlzeit been-digt hatten, zeigte sich ein Uebelstand. Das Futter hatten die bei-den Sänger friedlich theilen können, nicht aber den Gesang. Wie der Eine seine schmetternden Triller begann, fuhr der Andere mit gesträubtem Gefieder auf den Collegen los, hackte mit dem Schnabel nach ihm und zeigte alle Merkmale der bittersten Feindseligkeit. — Oder aber, er suchte mit seinem eigenen doppelt lauten Gesang den Gegner zu überschreien. Wieder eine ächt menschliche Leidenschaft, die Eifersucht, dachte ich. Ganz wie im deutschen Parlamente.

Ich hatte indeß keine Lust, Hänschens Eifersucht den prächti-gen Gesang meines neuen Wundervogels aufzuopfern; machte also kurzen Prozeß, faßte Hänschen, trotz seines Sträubens, ab und hielt ihn in der Hand fest, um ihn zum Schweigen zu brin-gen. Vergebliche Mühe; Hänschens beleidigter Ehrgeiz ließ ihn das Unerhörte thun; er sang und schrie, eng umstrickt von meiner Hand, bis zum Platzen seiner kleinen Kehle, sobald nur sein Ri-vale die Stimme erhob.

Es blieb mir nichts übrig, als die kleinen Wichte gewähren zu lassen. Ich ließ ihnen das Thürchen des Käfigs offen, und das ganze Zimmer zum Spielraum, eine Vergünstigung, von welcher sie auch sogleich den weitesten Gebrauch machten. Sie flatterten lustig in allen Winkeln herum, setzten sich auf Vorhänge und Möbeln, wie aber einer singen wollte, so begann der alte Zank von Neuem. Nach einer Weile schienen die Beiden einander ein wenig überdrüssig zu werden; Hänschen suchte seinen Käfig und die Hanfkörner wieder auf und der neue Ankömmling schwang sich auf den Sekretair hinauf, wo der ausgestopfte Bruder, von dem ich eben gesprochen, unbeweglich auf seinem kleinen hölzernen Pie-destal saß. — Nun begann ein Auftritt, den der Leser vielleicht sehr sich versucht fühlen dürfte, für eine Fabel zu erklären, und ich selbst würde ihn unbedingt für ein Mährchen, für die phan-tastische Vorstellung eines kranken Gehirns halten, hätte ich ihn nicht mit meinen eigenen Sinneswerkzeugen wahrgenommen, und könnte die Authenticität dessen, was ich erzähle, verbürgen.

Der fremde Vogel näherte sich dem todten zuerst unbefangen, wie in der Absicht, mit ihm zu schäkern. Unverkennbar hielt er ihn für ein lebendiges Wesen; er pickte nach seinem Schnabel, rupfte an den gelben Federchen und suchte auf jede Weise die Auf-merksamkeit des Unbeweglichen auf sich zu lenken. Als ihm dieses natürlich nicht gelang, schien er unwillig zu werden und stieß ein paar zankende, keifende Laute hervor. Dann begann er das alte liebkosende Spiel mit gleich schnellem Erfolge von Neuem. Endlich schien ihm die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen klar zu werden. Fast scheu trippelte er ein wenig von dem Todten weg und schaute ihn ein Weilchen unverwandt an. Plötzlich fing er an zu singen und nie im Leben werde ich diese wundersamen Töne des Schmer-zes und der Klage vergessen, die ich in jenem Augenblicke vernahm. Zuerst leise, kaum hörbar entrangen sie fast wie Geisterseufzer, wie das Klingen der Aeolsharfe der kleinen, goldbefiederten Brust. Es war der natürliche Gesang des Kanarienvogels, seine phanta-stischen launenhaften Wendungen, sein capriziöser Trillerschlag und doch wieder unendlich verschieden von dem lärmenden, melodielosen Gezwitscher dieser Gattung der Singvögel. Jeder Ton war Wehmuth, kein Componist der Erde, selbst ein Mozart oder Haydn, hätten es nicht vermocht, diese Klage der Seele in die flüchtigen Tonwellen ihrer göttlichen Musik zu bannen. Ich lauschte fern, regungs- und athemlos. In diesem Momente trat meine Frau in's Zimmer, unwissend, um was es sich handle. Ich winkte ihr ängstlich zu schweigen, indem ich zugleich auf das singende Vögel-chen hinwies. Der Sänger fuhr ungestört fort, während wir Beide mit verhaltenem Athem diesen märchenhaften Tönen lausch-ten. Der Gesang wurde nach und nach lauter, leidenschaftlicher, dann wieder langgezogen, leiser, fast wie Nachtigallenschlag, und endete in einem leisen, kaum hörbaren Flüstern. Ich wandte mich nach meiner Frau um. Sie weinte. Auch auf sie, die den Vogel noch nicht gesehen, den Anfang der Scene nicht belauscht hatte, hatte die Todtenklage des Vogels den gleichen, ja einen noch mäch-tigeren Eindruck hervorgebracht, als auf mich selbst, und doch lei-det sie weder an übertriebener Empfindelei, noch theilt sie meine Leidenschaft für die Singvögel, und kann namentlich die Kanarien-vögel wegen ihres betäubenden Geschreies nicht gut ausstehen.

Der wunderbare Vogel ersparte mir die Sorge, nach seinem legitimen Eigenthümer zu forschen. Gleich den menschlichen Poeten liebte er die Freiheit, schon nach wenigen Tagen war er auf eben so räthselhafte Weise verschwunden, wie er gekommen. Man hatte seinen Käfig nicht sorgsam genug verschlossen. Er kehrte nie wie-der. Jahre sind seitdem dahin gegangen, aber immer noch zieht zuweilen das zauberhafte, wehmuthsvolle Lied des goldgefiederten Sängers traumhaft an meinem Ohre vorüber.

Die Wahrheit, die treue, schmucklose Wahrheit des Erzählten aber kann ich verbürgen.

A. Bitter.

Allgemeiner Briefkasten.

v. d. W. H. in H. Wir haben Ihre Anfrage nach London gesandt, von wo aus sie beantwortet werden wird. Wir selbst vermögen Ihnen über die genaue Zusammensetzung des künstlichen Seewassers keine Auskunft zu ertheilen.

A. W. in Nbg. Kann leider nicht benutzt werden.

S. in Hn. Die avisirten Artikel werden wir remittiren müssen, ebenso den gesandten, dessen Thema bereits vielfach behandelt worden ist. Mit diesem zugleich folgt der Brief aus New-York zurück.

Tsch. in G. Auch Gedichte?? Beim besten Willen — es geht nicht.

X. X. in Rßbn. Sehr hübsch — aber wo Papier hernehmen, um alle die Gedichte zu drucken, die uns gesandt werden?

M. in W. Wenn eine Erhöhung des Vierteljahrabonnements eintritt, werden wir unsere Freunde frühzeitig genug davon unterrichten. Ihre Voraussetzung, daß das Publikum nur dabei gewinnen werde, ist eine sehr richtige.

N. in L. Sie klagen über die Bedrückungen und Willkürlichkeiten Ihres Amtmanns und meinen, die Gartenlaube müsse sich solcher öffentlichen Dinge annehmen. Sie führen dabei einzelne Thatsachen an, ohne daß Sie — wie Sie selbst sagen — den Muth gehabt hätten, nach dem Grunde dieser Willkürlichkeiten zu fragen. Bileam's Esel fragte wenigstens seinen Herrn: Warum schlägst Du mich? Haben Sie ein härteres Fell und mehr Geduld, als dieses Grauthier?

C. v. P. in B. Die Nummern der gewünschten Zeitschrift stehen Ihnen zu Diensten.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 22. 1855.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Redacteur: Ernst Keil.

Erscheint in der Mitte jeden Monats. Preis des Vierteljahrgangs von 13 Nummern nur 15 Ngr.

Schön Weibrecht.

Von Otto Ludwig.

Vom Verfasser des Erbförster Max.

(Fortsetzung.)

Es war in Tübing Christag, als ich Gisela wieder sahen. Ich hatte sie seit dem Tage, wo sie mir ihr Herz geschenkt, nur einmal gesehen, und da war sie mit ihrer Mutter, der Witwe und Haushälterin des Vaters, von meinem Vater zu Tische gebeten worden. Ich hatte sie nicht wieder sehen wollen, weil ich Gisela, in Gegenwart der beiden Frauen, nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit, verwandt konnte, sonst war mir ihr Anblick immer ein Labsal gewesen. Ich hatte sie nicht wieder sehen wollen, weil ich mich nicht hatte überwinden können, mit ihr zu sprechen, ohne von dem Vater, der sie mir Schwester, sie mir Bruder nannte, zu reden. Ich hatte sie nicht wieder sehen wollen, weil ich mich nicht hatte überwinden können, ihr zu sagen, daß ich sie nicht mehr Schwester nennen könne, daß ich sie auch nicht mehr als solche ansehen könne, daß ich sie viel zu sehr liebe, um sie noch als Schwester lieben zu können.

Ich hatte sie nicht wieder sehen wollen, weil ich wußte, daß ich sie dann wieder sehen müsse, und weil ich mich nicht hatte überwinden können, ihr zu sagen, daß ich sie nicht mehr sehen könne, daß ich sie nicht mehr sehen dürfe, daß ich sie fliehen müsse.

Ich hatte sie nicht wieder sehen wollen, weil ich mich nicht hatte überwinden können, ihr zu sagen, daß ich sie nicht mehr sehen könne, weil ich sie nicht mehr sehen dürfe, weil ich sie fliehen müsse, weil ich sie fliehen wolle, weil ich sie fliehen werde.

Ich hatte sie nicht wieder sehen wollen, weil ich mich nicht hatte überwinden können, ihr zu sagen, daß ich sie fliehen wolle, weil ich sie fliehen werde, weil ich sie fliehen müsse, weil ich sie fliehen dürfe, weil ich sie nicht mehr sehen könne, weil ich sie nicht mehr sehen dürfe, weil ich sie nicht mehr sehen müsse, weil ich sie nicht mehr sehen wolle.

Ich hatte sie nicht wieder sehen wollen, weil ich mich nicht hatte überwinden können, ihr zu sagen, daß ich sie nicht mehr sehen wolle, weil ich sie nicht mehr sehen müsse, weil ich sie nicht mehr sehen dürfe, weil ich sie nicht mehr sehen könne, weil ich sie fliehen müsse, weil ich sie fliehen dürfe, weil ich sie fliehen könne, weil ich sie fliehen wolle, weil ich sie fliehen werde.

Ich hatte sie nicht wieder sehen wollen, weil ich mich nicht hatte überwinden können, ihr zu sagen, daß ich sie fliehen werde, weil ich sie fliehen wolle, weil ich sie fliehen könne, weil ich sie fliehen dürfe, weil ich sie fliehen müsse, weil ich sie nicht mehr sehen könne, weil ich sie nicht mehr sehen dürfe, weil ich sie nicht mehr sehen müsse, weil ich sie nicht mehr sehen wolle, weil ich sie nicht mehr sehen werde.

Ich hatte sie nicht wieder sehen wollen, weil ich mich nicht hatte überwinden können, ihr zu sagen, daß ich sie nicht mehr sehen werde, weil

Seine üble Laune hatte sich vermehrt. Er schwor darauf, daß er das Gesicht des entflohenen Mörders in der Krugstube am Fenster gesehen habe. Der Kutscher hatte die Zeit benutzt, sich im Kruge einen Schnaps geben zu lassen. Das machte ihn noch verstimmter.

Nach einer Weile hörten wir im Wagen, wie vorn neben den Pferden eine fremde Stimme sprach: „Labbas Wakero!“ (guten Abend) sagte Jemand. Der Kutscher antwortete sein „Dieko“ (Dank) sehr kühl, ein Beweis, daß der Gruß ihm von keinem Litthauer geboten war.

Gleich darauf sagte die Stimme auch in gutem Deutsch: „Guten Abend, guten Abend, Herr Wachtmeister Matz.“

Der Executer dankte gar nicht. Er brummte nur einen Fluch zwischen den Lippen. Ich hatte die Stimme erkannt.

In Ostpreußen und Litthauen hat das Bureauwesen eine besondere, zahlreiche Klasse von Menschen unter dem Namen „Schreiber“ hervorgebracht. Sie gehen aus den untern Ständen hervor; auch in Litthauen nur aus den deutschen Familien. Als Knaben von vierzehn Jahren, nachdem sie nothwendig Schreiben und Rechnen gelernt haben und dann eingesegnet sind, kommen sie in die Lehre, in die „Schreiberei,“ wie zu einem Handwerke. Die Lehre dauert drei Jahre, wie auch gewöhnlich bei einem andern Handwerke. Sie wird bestanden in den Schreibstuben der Rechtsanwälte und der untern Behörden. Am Meisten bei jenen, und unter den letzteren bei den Gerichten. Jedoch hier nur im unmittelbaren Dienste bei den Actuarien, die gegen die Beziehung der gesetzlichen Schreibgebühren die gerichtlichen Schreibereien selbstständig zu besorgen haben. Nach beendigten Lehrjahren stellt der Lehrherr einen förmlichen Entlassungsbrief aus, und der Lehrling ist nun „gelernter Schreiber.“ Als solcher wandert er gleich einem Handwerksgesellen durch das Land, fechtend und seine Dienste anbietend, bei Rechtsanwälten, in den Kanzleien der Behörden, in den „Schreibereien“ der Landgüter und wo man ihrer sonst bedarf. Manche dieser Schreiber schlagen gut ein. Eine große Anzahl derselben aber wird zu nichtsnutzigem Gesindel und zu einer wahren Landplage. Bei halber Bildung überheben sich viele. Für die Wenigsten ist die knappe Besoldung, die sie bekommen, eine ausreichende. Höchstens erhalten sie für den Bogen sechs Pfennige. Davon können sie nicht leben, zumal wenn sie älter werden, oder Familie haben. Um mehr zu verdienen, drängen sie sich an die Parteien an, die mit dem Rechtsanwalte, dem Gerichte u. s. w. zu verhandeln haben. So werden sie untreu. Sie suchen die Leute in den Krügen und Schenken auf. So werden sie lüderlich, besonders Säufer. In solcher Weise ist der Grund zur Demoralisation des Standes gelegt, und das Verderben erbt sich fort. Wenn sie zuletzt von ihren Prinzipälen fortgejagt werden, gehen sie auf das Land, und werden nun doppelt eine Landplage als Winkelconsulenten, Schwindler, Diebsgenossen. In Litthauen sind diese Schreiber zugleich die Dolmetscher bei den Behörden und Rechtsanwälten. Aus den unteren Ständen hervorgehend, haben sie von frühester Kindheit an so gut Litthauisch wie Deutsch gesprochen.

Der Mensch, der dem Kutscher und Executor einen guten Abend bot, hatte als Schreiber und Dolmetscher bei der Kreisjustizcommission in Ragnit gearbeitet, bis ich ihn, vor ungefähr einem halben Jahre, sowohl wegen Trunksucht, als auch wegen Collisionen mit Angeschuldigten fortgejagt hatte. Ich hatte seitdem nichts von ihm gehört. Er gehörte zu den Schlechtesten seiner Klasse.

Der Fluch des Executors hatte ihn nicht von dem Versuche abgehalten, ein weiteres Gespräch anzuknüpfen.

„Sie fahren wohl nach Coadjuthen, Herr Wachtmeister?“ fragte er.

Er erhielt keine Antwort.

„Geht es von da weiter, Herr Wachtmeister?“

Er bekam wieder keine Antwort.

„Der Herr Kreisjustizrath sind in dem Wagen, und wenn ich nicht irre, habe ich auch die Frau Kreisjustizräthin darin gesehen?“

Der Executor antwortete ihm endlich:

„Möchten Sie ganz genaue Auskunft haben, Herr John?“ sagte er trocken.

„Gewiß, lieber Herr Wachtmeister,“ erwiederte der Schreiber höhnisch.

„So gehen Sie nach Ragnit und fragen sie dort auf der Kreisjustizcommission nach.“

„Danke für den gütigen Rath, Herr Wachtmeister. Aber ich kann es näher haben.“ Er wandte sich an den Kutscher. „Wann wirst Du zurückfahren?“ fragte er diesen auf Litthauisch.

„Höre,“ sagte der Executor zu dem Kutscher, „wenn Du dem Menschen mit einer Silbe antwortest, so haue ich Dich mit dem Kantschu hier durch, daß Dir für heute Abend Hören und Sehen vergehen wird.“

Der Schreiber wandte sich wieder an ihn. „Der Herr Wachtmeister sind ja gewaltig bös heute.“

Der Executor schwieg wieder.

„Ja, ja, der Herr Wachtmeister haben auch Ursache dazu; die ganze hochlöbliche Kreisjustizcommission.“

Der Executor wurde aufmerksam.

„Was wüßten Sie denn?“ fragte er mit anscheinender Wegwerfung.

„Freilich nicht mehr, als Sie, Herr Wachtmeister. Oder sollten Sie noch nicht wissen, daß heute Nacht zwei der gefährlichsten Verbrecher der Kreisjustizcommission entsprungen sind?“

„Ich habe davon gehört, Freundchen.“

„Aha, Sie sind wohl auf der Verfolgung begriffen? Ich sehe da den großen Executorsäbel an Ihrer Seite.“

„Mit dem kann ich auch andere Hundsvötter messen, wenn mein Kantschu nicht mehr ausreichen sollte.“

„Die beiden Entsprungenen werden Sie weder mit dem einen noch dem anderen messen.“

„Wer weiß! Die Polizei hat lange Arme in Preußen, und die Gensd'armen reiten schnell.“

„Die Todten reiten noch schneller, Herr Wachtmeister!“ Der Schreiber lachte laut über seinen Witz. „Aber über die Grenze reiten diese preußischen Todten nicht,“ setzte er hinzu.

„Die langen Arme aber,“ erwiederte der Executor, „können die Grenze sperren.“

„Pah, wenn es zu spät ist.“

„Noch ist es nicht zu spät, Freundchen, Freundchen. Die beiden Kerle sind noch im Lande.“

„Freuen Sie sich nicht darauf, Herr Wachtmeister. Es könnte wohl Ihr Unglück sein, wenn es wahr wäre.“

„Wie so, Freundchen?“

„Nun, ich meine nur so, Herr Wachtmeister. Aber haben Sie nie etwas von einem Ding gehört, das man die Urfehde nennt.“

„Urfehde? Nein, das kenne ich nicht.“

„Ich glaube es wohl. Es existirt nicht mehr. Aber es war früher eine vortreffliche Einrichtung für Kreisjustizcommissionen und andere Kriminalgerichte. Die Herren Beamten konnten dabei ruhig schlafen und auch — reisen. Doch lassen Sie sich das Weitere vom Herrn Kreisjustizrath erzählen, der hat ja studirt. Und nun gute Nacht, lieber Herr Wachtmeister. Kommen Sie glücklich über.“

Er wollte sich seitab in das Gebüsch entfernen. Mit einem Sprung war der Executor vom Bocke, und dem Schreiber in dem Nacken.

„Schurke,“ rief er, „Du hast Nachricht von den beiden Entsprungenen. Heraus damit, wo sind sie? War der Trinkat nicht in dem Kruge dort? Sprich die Wahrheit, Kerl, oder ich durchbläue Dich zu Brei.“

Der Schreiber konnte sich nicht rühren unter den kräftigen Händen des Executors. Aber hatte dieser gemeint, ihn einzuschüchtern, so hatte er sich vollständig geirrt. Der Mensch höhnte ihn nur noch mehr.

„Kehrt sich die Welt um?“ sagte er. „Die Diener der Gerechtigkeit fallen die ehrlichen Leute räuberisch auf offener Landstraße an!“

„Nicht die ehrlichen Leute, Bursch, aber die Spitzbuben.“

„Also doch Spitzbuben gegen Spitzbuben!“

„Matz,“ rief ich zum Wagen hinaus, „lassen Sie den Menschen los, und steigen Sie wieder auf.“

Er ließ augenblicklich von dem Schreiber ab, und begab sich wieder auf den Bock. Wir fuhren weiter.

„Wie konnten Sie sich so vergessen, Matz?“ warf ich ihm vor. „Ich kenne Sie heute nicht wieder.“

Er schämte sich. „Verzeihen Sie mir, Herr Kreisjustizrath. Ich kenne mich selbst heute nicht. Mich ärgert Alles. Es ist mir immer, als wenn uns ein Unglück auf dieser Reise bevor-

stände. Ich meine, ich könnte und müßte es abwenden. Und ich weiß doch nicht wie. Das ärgert mich. Und dann, der Kerl drohete offenbar. Ich schwöre darauf, er ist mit dem Trinkat zusammen gewesen. Vielleicht war der Victor auch schon da. Solch Volk giebt sich seine Rendezvous."

„Sie nehmen da," warf ich ihm ein, „in Allem das Unwahrscheinlichste an. Wie würde dieser Mensch drohen, mithin verrathen, wenn er mit den Verbrechern einverstanden wäre?"

„Er war immer ein leichtsinniger Prahlhans. Und ich halte mich daran, was ich fühle, es liegt mir etwas schwer auf dem Herzen."

„Matz, meine Frau lacht Sie aus."

Er antwortete nicht.

Wir kamen wohlbehalten in Coadjuthen an und fanden eine freundliche und behagliche Aufnahme beim Gastwirth Wahl.

Am nächsten Morgen früh fuhren wir nach Russisch-Neustadt. Meine Frau mußte gestehen, daß es in Rußland nur wenig anders aussehe, als in Preußen.

Die Gegend hinter Coadjuthen war wieder dürres, graues Haideland, mit wenigen halb fruchtbaren Strichen, auf denen man dann und wann ein armseliges Bauerndorf antraf. Die Wege waren schlecht. Ganz so war es jenseits der Grenze. Die Haide war dort nicht minder und nicht mehr dürr und grau; die Bauernhütten nicht mehr und nicht minder armselig und verfallen. Die Wege waren nur wenig schlechter. Nur Eins war anders, oder sah vielmehr anders aus: die Menschen. Indeß nicht immer schlechter als in Preußen. Die Kosaken freilich, die uns sofort an dem geflickten und verwitterten Grenzschlagbaume empfingen, sahen in ihren grauen, geflickten und doch noch zerrissenen Mänteln, mit den unreinen Gesichtern und den noch unreineren Bärten eben so verwittert aus, wie der Schlagbaum und der Doppeladler, der auf dem gelb und grau angestrichenen Grenzpfahle auf sie herniederblickte, schien nicht mit Stolz über die Söhne sich zu freuen, sondern etwas mürrisch sich ihrer zu schämen.

Auch die Frauen, denen man begegnete, hatten kein freundliches Aeußere. Es waren meist plumpe Gestalten, platte Gesichter mit blasser Farbe, gedrücktem, trägem Wesen, eingehüllt in lange, weite, unkleidsame Jacken von grauer Farbe. Wie sehr stachen diese Szameitinnen ab gegen die flinken, runden oder zierlichen Litthauerinnen in den rothen Margienen und bunten Tüchern. Hübsch waren nur die Jüdinnen, die sich viel und neugierig in Neustadt sehen ließen, feine, listige Gesichter, zierliche Figuren, gehoben durch halb europäische, halb orientalische Tracht. Besonders reizend standen ihnen die kleinen bunten Turbane.

Ein weit hübscherer Menschenschlag als der Litthauer, waren dagegen die Männer in Szameiten. Kräftig gebaut, behende und beweglich, mit frischen Gesichtern und klugen Augen, den graugelben enganschließenden Wandrock mit kurzem aufstehenden Kragen fest um den Leib gegürtet, machten sie durchgängig einen günstigen Eindruck.

Das Städtchen Neustadt (Nowemiasto) ist wie andere russische und polnische kleine Städte: schmutzige Häuser von Holz, schmutzige unregelmäßige Gassen. Die bessern Häuser gehören den zahlreichen Juden; die jüdische Synagoge war schöner als die katholische Kirche.

Meine Geschäfte in Neustadt waren bald vollendet. Der russische Assessor aus Rossiena hatte, wie gewöhnlich, jede Vorbereitung verabsäumt, an keine Vorladung, an keine Gestellung, nicht einmal an seine Acten gedacht. So war nur wenig zu verhandeln.

Nach Beendigung dieses Wenigen vergaß ich nicht, mit ihm über den Juden Schlom Schwarzbart zu sprechen. Er kannte den Namen nicht. Ebenso unbekannt war ihm Schlom Weißbart. Ich ließ den Polizeibeamten (Kludszweit) von Neustadt herbeiholen. Auch dieser wollte von einem Schlom Schwarzbart nichts wissen. Es gebe der Schlome gar viele in Neustadt; sie trügen alle Bärte, schwarze oder graue oder weiße. Man unterscheide sie nur nach den Straßen oder Häusern. Wenn ich diese nicht zu bezeichnen wisse, so könne er mir keine Auskunft geben. Er wisse nur, daß man Einen von ihnen in Preußen, wo der Mann lange gefangen gehalten worden, Schlom Weißbart nenne. Der sei ein ordentlicher, braver Mann, wie übrigens alle Schlome und andere Juden in Neustadt. Ich könne mich fest auf das Alles verlassen. Denn nächst Preußen — der Mann machte hierbei eine sehr devote Verbeugung — sei die Polizei nirgends besser als in Rußland.

In wiefern der Mann wahr gesprochen, davon sollte ich mich bald überzeugen. Der Executor Matz, der ihm, als er mich verließ, mißtrauisch gefolgt war, theilte mir alsbald mit, der Polizeibeamte habe sich unmittelbar von mir nach der Gegend begeben, wo die meisten Juden des Städtchens wohnen, und dort in ein Haus, das man ihm als das des Schlom Weißbart bezeichnet habe.

Von einem Schlom Schwarzbart hatte übrigens auch der gewandte Executor nichts erfahren können, und eben so hatte Niemand den Muth gehabt, ihm irgend etwas Nachtheiliges oder Verdächtiges über Schlom Weißbart mitzutheilen. Alle hatten ihn vielmehr einen stillen und braven Mann genannt. Schlom Weißbart war offenbar wieder zu Vermögen gekommen. Darum auch der Schutz der guten russischen Polizei. So bestätigte Schlom Weißbart selbst es mir.

Wenige Augenblicke vor meiner Abreise aus dem Städtchen ließ ein Jude sich bei mir anmelden. Ich nahm ihn an, wiewohl ich vergeblich darüber nachsann, was er von mir wolle.

Schlom Weißbart trat ein. Er sah sehr wohl aus. Das bleiche Gesicht war voll und frisch geworden; die kräftige Gestalt hatte sich gerundet. Sein weißer Bart war sorgfältig gepflegt. Ein langer, bis auf die Knöchel herunter gehender Kaftan von schwarzer Seide gab ihm vollends ein stattliches Aussehen. Seinem Aussehen entsprach sein Benehmen. Der kriechende Jude des ragniter Gefängnisses war nicht mehr zu erkennen. Seine Freundlichkeit hatte er indeß beibehalten. Sie war nur ruhiger, sanfter geworden, wie der Ausdruck seiner großen schwarzen Augen.

„Der Herr Kreisjustizrath verzeihen mir," sagte er, „daß ich bin abgereiset von Ragnit, ohne dem Herrn zu danken."

„Zu danken, Schlom? Wofür?"

In der That kämpften Lachen und Mißtrauen in mir, indem ich die Züchtigung des Juden und die Wuth seines Abschiedes mit diesem Danke zusammenhielt.

Aber sein Gesicht zeigte weder Hohn noch Bosheit.

„Haben der Herr vergessen," entgegnete er, „wie Sie mir haben zukommen lassen bessere Kost, und wie Sie haben beschleunigt mein Erkenntniß? Säße ich doch noch jetzt, wenn der Herr nicht hätten gehandelt so gütig an mir."

Die Untersuchung, in die der Jude verwickelt gewesen, war allerdings noch nicht zu Ende. Ich bemerkte ihm, daß ich nur meine Pflicht gethan, und fragte ihn, wie es ihm jetzt gehe.

Er wurde lebhafter.

„Gut, wie der Herr sehen. Gott ist mir gewesen barmherzig. Er hat gesegnet mein Bemühen. Nächst Gott danke ich es dem Herrn Kreisjustizrath. Ohne den Herrn säße ich noch in Ragnit. Auch meine Frau wollte kommen zu danken dem Herrn. Aber sie konnte nicht verlassen unser Kindchen. Ja, Herr, geboren hat sie mir ein prächtiges Mädchen, vor acht Wochen. Gott behülte mich ferner. Möge er auch behüten den Herrn Kreisjustizrath."

Der Kutscher meldete, daß angespannt sei. Der Jude entfernte sich mit wiederholten Danksagungen.

Waren sie ernstlich gemeint oder waren sie erheuchelt?

Der Executor Matz, der zugegen gewesen war, sagte:

„Trauen der Herr Kreisjustizrath dem Juden nicht. Er ist ein falscher Bösewicht."

„Zu welchem Zwecke sollte er geheuchelt haben? Er konnte ja zu Hause bleiben."

„Ich weiß es nicht. Aber ich traue dem Juden nicht. Es ist mir, als hätte er etwas Schlimmes vor."

„Sie sehen noch immer schwarz?"

Er antwortete nicht. Aber als wir abfuhren, untersuchte er sorgfältig sein Doppelterzerol.

Wir fuhren den Abend bis Coadjuthen, wo wir die Nacht blieben.

Zum nächsten Morgen hatte ich mehrere Personen nach Coadjuthen bestellt, deren Vernehmung in verschiedenen Untersuchungen nothwendig war, und die, dort in der Nähe wohnhaft, durch Alter oder Kränklichkeit verhindert waren, die Reise nach Ragnit zu machen. Ihre Vernehmung hielt mich länger auf als ich erwartet hatte, so daß es schon drei Uhr Nachmittags war, als wir die Rückreise von Coadjuthen antraten. Niemand war unzufriedener über die Verspätung als der, für die ganze Dauer dieser Reise nun einmal verstimmte Executor Matz. Er wurde noch mehr gereizt, als wir, im Augenblicke der Abfahrt, die Ent-

deckung machten, daß der Kutscher zu viel dem Schnapse zugesprochen hatte. Indessen hatte der Mensch noch seine volle Besinnung, und Matz selbst hatte oft behauptet, als ächter Fuhrmann und Reiter bewähre der Litthauer sich erst, wenn er zu viel Schnaps getrunken habe.

Wir kamen ohne Unfall, kurz nach Sonnenuntergang bei dem Kruge zu Peteraten an. Der Kutscher verlangte hier Halt zu machen, um seine Pferde für die mühsame Tour bis Tilsit zu stärken. Der Abrede gemäß hätte er zwar noch bis Powilken fahren sollen. Allein die Erwartung, besonders des Executors Matz, in Peteraten die Bestätigung zu erhalten, daß am vorgestrigen Tage der entflohene Trinkat da gewesen sei, bewog uns, nachzugeben.

Es war kalt geworden. Dem klaren, warmen Sonnentage war ein klares Frostwetter gefolgt. Der Aufenthalt am Kruge war auf mindestens eine halbe Stunde zu berechnen. Wir verließen daher sämmtlich den Wagen und begaben uns in die Krugstube.

In der Krugstube befand sich nur ein einziger Gast. Es war der Schreiber John. Er saß vor einem großen Schnapsglase. Sein geröthetes Gesicht zeigte, daß das Glas nicht das erste war, aus dem er getrunken hatte. Seine schwere Stimme sollte dies bald noch mehr beweisen.

„Aha, Herr Wachtmeister, schon zurück? Gute Geschäfte gemacht in Rußland? Auch den Schlom Schwarzbart eingefangen? Oder hat es nicht glücken wollen?"

Wir wollten umkehren. Allein ein anderes Zimmer war in dem Kruge nicht zu haben. Draußen in der Kälte zu sitzen, war gleichfalls nicht angenehm, und der Executor Matz erklärte, dafür einzustehen, daß der Mensch kein verletzendes Wort sprechen werde.

„Nur," setzte er hinzu, „müssen Sie mir erlauben, mich mit ihm einlassen zu dürfen. Ich muß erfahren, was der Schurke schon von dem Schlom Schwarzbart weiß."

Als habe er die Anrede des Schreibers nicht gehört, ging er zu dem Schenktische und bestellte sich ein Glas Warmbier.

„Alter Soldat, alter Sergeant," höhnte der Schreiber, „trinkt warmes Frauenbier. He, Herr Wachtmeister, wollen Sie nicht mit mir trinken? Echten Kümmel."

„Schlom Schwarzbart hat ihn wohl für Sie bezahlt?" fragte der Executor.

„Was würde das dem Kümmel schaden?"

„Dem Kümmel nicht. Aber wer sich hier in Preußen der Freundschaft des Schlom Schwarzbart rühmt, den möchte ich wohl auf die Kreisjustizcommission nach Ragnit bringen, nicht in die Kanzlei, aber in die Gefängnisse."

„Ei, ei, Herr Wachtmeister, wir sind hier nicht auf der Haide, wie vorgestern Abend."

„Wir sind auch nicht weit von ihr entfernt."

„Da haben Sie Recht," warf der Schreiber mit einer eigenthümlichen Hast ein.

Der Executor wurde aufmerksamer.

„Auch der Schlom Schwarzbart ist wohl nicht weit?"

„Es ist möglich."

„Oder waren Sie vielleicht drüben in Neustadt bei ihm?"

„Ich gehe nicht gern über die Grenze."

„Wo hätten Sie denn gehört, daß wir den Schwarzbart haben?"

Der Schreiber lachte höhnisch laut auf.

„Haben Sie ihn wirklich, Herr Wachtmeister? Wohl in dem Wagenkasten da drüben? Oder da in ihrem Busen unter dem Rocke, neben dem Pistol, das sich dort abzeichnet?"

Der Executor nahm einen ernsten Ton an. „Hören Sie, Bursch. Sie wissen einerseits, daß wir den Juden nicht haben. Sie wissen andererseits, daß in Russisch-Neustadt Schritte gethan sind, ihn zu fangen. Jetzt heraus damit, woher haben Sie diese Nachricht? Wenn Sie nicht antworten, werde ich den Herrn Kreisjustizrath um den Befehl bitten, Sie zu arretiren. Verdächtigt sind Sie genug."

Der Executor hatte sich diesmal nicht verrechnet. Die Furcht vor der Kreisjustizcommission that ihre Wirkung. Der Schreiber gab nach.

„Nun, nun, Herr Wachtmeister, nicht so strenge; ich scherzte ja nur."

Das Gespräch wurde unterbrochen. Der Kutscher trat ein. Er sah geheimnißvoll, beinahe etwas verstört aus.

„Pons Secretaris!" rief er leise und winkend dem Secretär zu.

Er sprach mit diesem leise.

Auch das Gesicht des Secretärs nahm den Ausdruck einiger Aengstlichkeit an. Er bat mich, mit ihm auf den Flur zu kommen, mit einem doppelten Winke auf den Schreiber, aber auch auf meine Frau.

„Was giebt es?"

„Der Kutscher meldet verdächtige Sachen. Während er die Pferde gefüttert, hat er zwischen den Bäumen jenseits der Landstraße mehrere Männer vorbei schleichen gesehen. Zuletzt ist Einer an ihn heran gekommen, ein Jude, der ihn gefragt hat, wen er fahre, und wohin die Reise gehe. Der Jude hat lauernde Blicke in den Wagen geworfen."

„Wie war das Aeußere des Juden?"

„Er hat einen langen schwarzen Bart getragen, und, was dem Kutscher besonders aufgefallen ist, keine jüdische Kleidung, sondern einen kurzen szameitischen Wandrock."

„So soll der Schlom Schwarzbart bei seinen Verbrechen in Preußen gekleidet sein."

„Allerdings."

„Der Verdacht des Matz würde dadurch bestätigt werden."

„Das macht mich eben besorgt."

„Welche Richtung haben die Männer genommen?"

Er wußte es nicht. Er fragte den Kutscher danach, der mit uns die Krugstube verlassen hatte.

Der Litthauer zeigte in den Weg nach Coadjuthen hinein.

„Von daher kommen wir ja, Herr Secretär."

„Aber hundert Schritte in jenem Wege geht eine Straße nach der Plein ab. Sie läuft in die tilsiter Landstraße wieder ein, und ist für Fußgänger jetzt bequemer zu passiren als die letztere. Auf dieser bricht man durch die noch zu dünne Frostdecke des Moorgrundes durch. Ueber den Sand in der Plein geht man weg.

„Woher waren die Männer gekommen?"

Der Litthauer gab die Richtung des dingkenner Forst an.

„Nach dieser Auskunft," bemerkte ich, „wüßte ich keinen Grund zu einem Verdachte. Wenn jene Menschen etwas gegen uns im Sinne hätten, so machten sie einen eben so weiten als unnöthigen Umweg, um aus dem dingkenner Forst durch die Plein in den tilsiter Weg zu gelangen."

„Es ist wahr; die tilsiter Straße führt an dem Forst entlang."

„Ich wüßte überhaupt nicht, wer und warum man uns überfallen wollte."

„Jene entsprungenen Verbrecher, der Schlom Schwarzbart, der unzweifelhaft von dem verrätherischen Kludszweit schon erfahren hat, wie auf ihn vigilirt wird. — Es treibt sich außerdem immer Gesindel genug an der rechten Memelseite umher."

„Und was sollte alles dieses Gesindel von uns wollen? Uns zu berauben, wäre wenigstens nicht der Mühe werth."

„Aber zu Rache ist solches Volk stets geneigt."

„Matz scheint Sie angesteckt zu haben, und jener Schreiber mit der Urfehde. Schweigen wir von der Sache gegen meine Frau, die sich beunruhigen möchte. Der Kutscher scheint mit seinen Pferden fertig zu sein."

Der Kutscher spannte wieder an. Wir fuhren weiter.

Der Executor Matz hatte zu seinem großen Verdruß aus dem Schreiber nichts heraus gelockt.

Es war völlig dunkeler Abend geworden. Die Pferde kamen nur sehr langsam vorwärts. Der Moorgrund des Weges war von dem Forste nur mit einer dünnen Kruste überzogen. Bei jedem Tritte brachen sie durch diese durch. Zu Fuße wären wir schneller voran gekommen.

In der That holte uns bald ein Fußgänger ein. Matz wurde unruhig als er den Menschen sah. Auf einmal sprach er leise in den Wagen hinein.

„Es ist der Schreiber John, Herr Kreisjustizrath. Soll ich den Menschen anhalten?"

„Damit der Mensch Ihnen noch einmal den Vorwurf des Straßenraubes machen kann?"

„Aber was hat der Kerl hier auf der Straße zu schaffen? Er wohnt nach dem Forst zu."

Zelander Bär.

„Ein Wunder ist's, daß Ihr lebt, daß Ihr nur!“

Er verneigte sich traurig.

„Ich bin ein Unglücklicher, Gnädige. Der Weg meiner Liebe ist der Weg meines Todes. Der Mann meiner Liebe, Gnädige, ist der Mann, der mir verhaßt sein muß, weil er der Gemahl der Königin Elisabeth ist, weil er der Mann ist, der mich verschmähte, verstieß, um sich der Königin Elisabeth zu vermählen.“

Die Gräfin Leicester sah ihn mit einem Ausdruck an, der nicht recht weiß, ob Mitleid, ob Spott, ob Verachtung.

„Ihr wagt es, Graf Essex, mir von Eurer Liebe zu sprechen, mir, der Gemahlin des Mannes, den Ihr als Euren Todfeind betrachtet?“

Der Graf wurde wie Feuer. „Ich wage nichts, weil ich muß, Gräfin, und ich spreche, um zu Euch zu sprechen, um Euch zu sehen, um Euch zu hören, um Euch zu bitten, um Euch zu flehen. Ich bedarf Euch und ich bedarf Eurer Hilfe.“

Die Gräfin lächelte. „Ihr seid ein Narr, Graf Essex, wenn Ihr glaubt, daß ich Euch helfen werde, daß ich Euch helfen könnte, daß ich Euch helfen will. Ihr habt mich allen Grund,

den dicken, undurchdringlichen Nebel durchdringen zu wollen. Zugleich zog er seinen Säbel mehr hervor, daß er ihn bequemer ziehen konnte, und ich sah, wie er einen Knopf vorn an seinem Rocke löfete, um mit dem ersten Griffe das Doppelterzerol fassen zu können.

„Was haben Sie, Matz?“ fragte ich ihn.

Er antwortete leise: „Es ist, als hörte ich Jemanden gehen, und doch sehe ich nichts.“

„Wo sollten Sie gehen hören?“

„Bald zur Seite, bald hinten 'naus.“

„Hört der Kutscher nichts?“

„Er schläft seinen Rausch aus.“

„Aber er fährt ja.“

„Der Litthauer fährt im Schlafe noch immer besser als nüchtern. Nur schlafend oder betrunken ist das Volk zu gebrauchen.“

„Ihre gute Laune scheint endlich wieder zu kommen.“

„Halt, da sehe ich den Kerl.“

„Was sehen Sie?“

„Lassen Sie mich machen.“

„Freundchen,“ rief er in den Weg hinein. „Heda, Sie, kommen Sie mal hier zu mir heran.“

Er bekam keine Antwort.

„Kutscherchen, halt einmal,“ sagte er zu dem neben ihm sitzenden Kutscher.

Der Kutscher hielt. Der Executor stieg ab.

Ich sah unterdeß aus dem Wagen. Ich konnte nur den Executor erblicken. Er sah sich um, nach allen Seiten. Plötzlich lief er seitwärts auf einen Baum zu, der neben der Landstraße durch den Nebel hervorschimmerte. Es schien eine weiße Birke zu sein.

„Habe ich Dich, Bursch?“ hörte man ihn gleich nachher rufen. „Verdammter Spion, was machst Du hier, und was machtest Du eben am Wagen?“

„Herr Wachtmeister, lassen Sie mich.“

Es war die Stimme des Schreibers John. Sie war laut und trotzig und nicht jene schwere Stimme des Rausches, die er vorher vielleicht nur affectirt hatte.

„Steh Rede, Schurke, was schleichst Du uns nach?“

„Herr Wachtmeister, ich rathe Ihnen —“

„Du willst drohen, Narr?“

„Ich rufe um Hülfe.“

„Rufe.“

„Hülfe, Hülfe! Hierher!“ schrie der Kerl mit lauter Stimme in die stille Finsterniß hinein.

Es war, als wenn er ein verabredetes Signal gegeben hätte. Die Gegend belebte sich plötzlich. Von allen Seiten hörte man Menschen herbeirennen, zwar stumm, schweigend, aber desto hastiger.

„Hierher, Ihr Männer, zu Hülfe!“ wiederholte die Stimme des Schreibers.

„Fort, fort!“ rief der Executor dem Kutscher zu. Er hatte sich von dem Schreiber losgerissen. Er war mit einem Sprunge bei dem Wagen, mit einem zweiten auf dem Bocke.

„Fort, in des Teufelsnamen. Jag, Kerl, was die Pferde laufen können. Der verdammte Verräther! Das lag mir so schwer auf dem Herzen.“

Der Kutscher hieb auf seine Pferde. Der Boden war gerade dort fester. Wir flogen im Galopp davon.

„Vor den Hunden Reißaus nehmen zu müssen!“ fluchte der Executor. „Hätten wir nur mehr Waffen bei uns. Aber dieser eine Säbel und dieses jammervolle Ding von einem Terzerol! Der verdammte Verräther!“

„Haben wir denn wirklich Gefahr?“ fragte meine Frau.

Sie saß dicht neben mir, aber ich konnte nicht fühlen, daß sie zittere.

„Matz scheint es zu glauben, obgleich ich nicht recht einsehe, warum man uns hier überfallen sollte.“

„Am Ende,“ sagte der Executor, „muß ich zugestehen, daß ich mich umsonst geängstigt habe. Diese Spitzbuben sind alle feige. Wahrscheinlich gehen sie auch heute Nacht nur auf Diebereien aus; der Nebel ist ihnen günstig. Da dürfen sie vorher nicht viel Spektakel machen. Zudem sah der Verräther, daß ich ein Pistol bei mir trage. Wir sind nicht gar weit von Dinglauken, wo der Oberförster mit allen seinen Jägern und Hunden wohnt. Man könnte dort hören, wenn hier geschossen wird. Bei alledem wünschte ich doch, daß der Weg noch eine Meile so glatt und fest wäre, wie hier.

Das war aber eben nicht der Fall. Wir waren wieder in den tiefen Moorgrund gekommen, mit der dünnen, zerbrechlichen Eiskruste darüber. Der Galopp, selbst der Trab der Pferde hörte auf. Bei jedem Schritte brachen sie durch. Wir kamen nur langsam vorwärts.

Der Kutscher trieb eifriger die Pferde an. Der Executor trieb den Kutscher an. Er nahm selber die Peitsche. Wir kamen nicht rascher voran.

Wir horchten in den Weg hinein. Es war kein Geräusch zu vernehmen. Wir glaubten, unsere Verfolgung sei aufgegeben. Aber wir sollten uns nur kurze Zeit diesem Glauben hingeben dürfen.

Nach einer Meile vernahmen wir deutlich die Schritte der Laufenden hinter uns. Sie kamen näher. Sie mehrten sich. Aber noch immer wurde keine Stimme laut.

Es war jetzt kein Zweifel mehr, daß wir verfolgt wurden, und daß irgend ein gewaltthätiger Angriff gegen uns gemacht werden sollte.

„Julie,“ sagte ich zu meiner Frau, „bist Du gefaßt? Es scheint uns eine schwere Stunde bevorzustehen.“

„Setze mich von Allem in Kenntniß, was Ihr befürchtet,“ erwiederte sie.

Ihre Antwort bezeugte ihre erhabene Fassung.

„Ich fürchte zunächst einen Raubanfall. Wir haben aber auch noch mehr zu fürchten. Die Bande des Schlom Schwarzbart scheint hinter uns zu sein. Entweder sind sie auf Pferdediebstähle hierher aufgebrochen oder gar absichtlich zu unserer Verfolgung, und zwar mit den beiden Verbrechern, die vorgestern aus Ragnit entsprungen sind, und von denen der Victor schon früher mit ihnen in Verbindung stand. Wir schweben, ich darf es Dir nicht verhehlen, in Lebensgefahr.“

„Wir haben keine Waffen.“

„Außer dem Wenigen, was Matz bei sich trägt, nichts. Aber ich denke, daß wir dennoch nicht ganz hülflos sind. Wir nähern uns Dinglauken. Es liegt dort im Walde. Man sieht es vom Wege aus nicht. Aber lauteres Geräusch hier würde man von dort aus hören können.“

„Die Hoffnung ist eine schwache.“

„Sodann kann auch Powilken nicht gar zu weit mehr sein. Und zuletzt, vielleicht kann ein Wagen uns begegnen. Vielleicht sind gar die Jäger der Oberförsterei in der Nähe, um Wilddieben aufzupassen. Zuletzt, mein Freund, stehen wir unter dem Schutze Gottes.“

Ich sah dennoch, wie ihre Hand nach ihren Augen fuhr, während ihre Lippen leise hauchten: „Die armen Kinder.“

Wir hatten vier kleine Kinder zu Hause. In kurzer Zeit konnten sie Waisen sein.

„Herr Kreisjustizrath,“ sagte der Executor Matz, „das Gesindel kommt näher, Sie sind ohne alle Vertheidigung. Nehmen Sie hier meinen Säbel.“

„Nein, Matz, treue Seele,“ antwortete ich ihm. „Ihr Säbel ist besser in Ihren kräftigen Händen. Zudem könnte ich ihn hier im Innern des Wagens kaum gebrauchen. Aber wenn Sie mir etwas abgeben wollen, so überlassen Sie mir Ihr Terzerol. Bei der Waffen können Sie sich ohnehin zu gleicher Zeit nicht bedienen.“

Er reichte mir sofort das Terzerol hin.

Es war ein kleiner Doppelläufer, der in der Nähe gute Dienste leisten konnte. Für den Secretär war keine Waffe da. Der kränkliche, schwächliche Mann hätte auch freilich nicht viel mit ihr ausrichten können. Die Schritte der Laufenden waren dem Wagen näher gekommen. Sie hatten ihn beinahe erreicht.

Matz gab Zügel und Peitsche an den Kutscher zurück.

„Hau Du nur immer darauf los,“ sagte er zu ihm, „auf Pferde und auf Menschen. Und wenn der Weg wieder besser wird, so laß galoppiren, so viel die Thiere können.“

„Aber Pons, wenn sie mich todtschlagen?“

„Schlag Du sie zuerst todt, Bursch.“

Er schien etwas von seinem Humor wieder gewonnen zu haben.

Doch gleich darauf sagte er sehr ernst: „Sie sind am Wagen. Jetzt aufgepaßt. — Bei Gott, der lange Victor ist an der Spitze.“

Ich leugne nicht, daß es mich kalt durchfuhr als ich den Namen hörte. Meine Frau umfaßte mich. Aber in dem nämlichen Augenblicke ließ sie mich wieder los, um mich nicht in meinen Bewegungen zu hindern.

„Hurrah, wir haben sie!“ schrie die Stimme Victor's, die mir nur zu wohl bekannt war. „Reißt sie aus dem Wagen. Mit dem Wachtmeisterchen auf dem Bocke nehme ich es auf.“

Die kräftige Faust des Menschen fiel den Pferden in die Zügel. Die Thiere standen.

Der Wagen war von zwanzig Menschen umgeben.

Der Kutscher hieb auf die Pferde. Es war vergebens. Er sieh nach dem Räuber, der sie festhielt.

„Schlagt den Hund von Kutscher todt,“ schrie der Räuber auf litthauisch.

Vier Kerls rissen den Kutscher vom Bocke.

Matz schlug mit seinem Säbel auf sie ein.

Den Augenblick ersah der lange Räuber. Er ließ die Pferde los, sprang von hinten auf den Executor zu und faßte ihn in den Nacken, um ihn gleichfalls vom Bocke zu reißen.

Victor war die Seele des Ueberfalls. Es galt die äußerste Nothwehr. Ich bedachte mich nicht länger. Beide Hähne des Terzerols hatte ich schon früher gespannt.

Ich zielte nach dem Kopfe des Räubers. Ich drückte los.

Er fiel zur Erde.

Aber nicht er allein. Er riß den Executor mit sich nieder.

Ich hatte ihn getroffen, aber nicht tödtlich.

Er wüthete. „Hunde,“ schrie er, „Jetzt sollt Ihr Alle sterben.“

Er stieß die Worte abgebrochen hervor, gurgelnd, unter heftigem Ausspucken.

Ich mußte ihn im Gesichte getroffen haben, so daß das Blut ihm in den Mund drang. So hörte sich sein Sprechen an, sehen konnte man in der Finsterniß nichts.

Matz und der Räuber balgten sich an der Erde.

Der Schuß schien die Anderen erschreckt zu haben. Sie wichen von dem Wagen zurück.

Ich sprang aus dem Wagen, um den Executor von dem Räuber zu befreien. In demselben Augenblicke fühlte ich mich gelähmt. Einer der Räuber hatte mir eine Schlinge um den Hals geworfen. Ich wurde zu Boden gerissen.

Ein Kerl kniete sich auf mich.

Die stechenden grauen Augen des Mörders Trinkat leuchteten in wildem Hohne über mir. Kräftige Fäuste wanden mir das Terzerol aus der Hand.

Den Executor Matz hörte ich neben mir nur noch stöhnen. Das Balgen hatte ein Ende genommen. Auch er war überwältigt, von der Menge bezwungen. So waren wir denn nach sehr kurzem Kampfe verloren.

Meine arme Frau!

Ich konnte mich nicht einmal nach ihr umsehen. Eine Menge von Fäusten hatten mir rasch Hände und Füße gebunden. Meinen Kopf hielt Trinkat fest. Ich konnte mich nicht rühren.

„Habt Ihr ihn fest?“ fragte auf litthauisch die Stimme Victor's; aber noch an der Erde und noch immer gurgelnd und ausspuckend, und wie es schien, schwächer.

„Fest gebunden,“ antwortete Trinkat.

„Und die Frau? Ich sehe sie nicht. Reißt die Frau aus dem Wagen.“

„Muth, Muth, mein Kind!“ rief ich. „Der Herr wird uns beistehen.“

„Und was dann weiter, Victorchen, mein Freund?“ fragte Trinkat.

„In den Wald hinein. Mit ihnen allen. Bis der Schlom Schwarzbart kommt. Wir dürfen ihm die Freude nicht verderben. Und mich schleppt nach. Der verdammte Hund. Ich kann nicht aufstehen. Er hat mir die Backe entzwei geschossen. Er wird dafür büßen. Voran, voran!“

„Langsam, langsam,“ rief auf einmal in einiger Entfernung eine laute Stimme.

Der Trab eines Pferdes wurde hörbar.

Die Stimme schien mir bekannt zu sein. Sie lautete wie die des Juden Schlom Weißbart. Aber doch auch wieder anders.

„Schlom, Schlom Schwarzbart!“ riefen einige der Räuber.

Unser Schicksal mußte sich entscheiden. Freilich wie?

Der Trab des Pferdes war näher gekommen. Ein Mann sprang von dem Pferde.

„Habt Ihr sie Alle?“ fragte er.

Es war nicht die Stimme Schlom's Weißbart. Sie hatte Aehnlichkeit mit dieser. Aber sie war tiefer, rauher.

„Alle,“ war die Antwort.

„Auch die Frau?“

„Auch die Frau!“

„Wo ist der Richter? Der strenge Richter?“

„Hier, hier, Schlom Schwarzbart.“

Ein jüdisches Gesicht beugte sich über mich, mit dunkelen, großen Augen, mit einem langen, glänzend, schwarzen Barte.

„Schlom Weißbart,“ wollte ich rufen. Aber der Bart war nicht der Bart des Schlom Weißbart; mir fiel die Aehnlichkeit ein, welche die beiden Juden mit einander haben sollten. Der Wütherich Schlom Schwarzbart stand vor mir.

„Was soll mit ihnen geschehen!“ fragte einer der Räuber den Juden.

„Aufgehängt sollen sie werden,“ schrie Victor. „Aufgehängt an den nächsten Bäumen. Sogleich! schnell!“

„Aufgehängt,“ wiederholte auf litthauisch der Mörder Trinkat. „Wollten sie doch auch uns an den Galgen und auf das Rad bringen.“

Meine Frau ward aus dem Wagen gerissen. Man legte sie neben mir an die Erde. „Unsere armen Kinder,“ rief sie mir zu. „Und doch kann der Herr uns noch Hülfe senden.“ Sie suchte meine gebundene Hand und hielt sie fest in der ihrigen. Auch jetzt fühlte ich sie nicht zittern.

„Männer,“ erhob sich die Stimme des Juden auf litthauisch. „Es ist jetzt genug.“

„Was ist genug, Jude!“ schrie wüthend Victor. „Gehängt sollen sie werden.“

„Bist Du ein Narr, Victor?“ sagte der Jude zu diesem auf Deutsch. „Ich habe Dir gethan Deinen Willen, bis hierher. Aber nun ist es genug.“

„Gehängt sollen sie werden, Alle,“ schrie der lange Räuber wüthender.

„Bindet sie los!“ befahl der Jude auf litthauisch den Anderen.

„Hängt den Juden mit ihnen auf,“ schrie Victor.

„Bindet sie los,“ wiederholte der Jude befehlend.

„Trinkat, hänge den Juden auf,“ schrie Victor.

Aber Trinkat rührte sich nicht.

„Bindet sie augenblicklich los,“ befahl der Jude zum dritten Male.

Wir wurden losgebunden.

Als ich mich aufrichtete, stand Schlom Weißbart vor mir, mit seinem listigen, freundlichen Gesichte, lächelnd, den weißen Bart streichend.

Der Jude hatte den schwarzen Bart abgenommen.

„Der Herr ist gewesen brav gegen mich,“ sagte er. „Brav gegen mich und meine Frau. Bleibe der Herr immer brav gegen die armen Leute. Ist doch auch der Spitzbube ein Mensch.“

Er schwang sich auf sein Pferd.

„Mir nach!“ rief er.

Er ritt zurück, nach der Plein zu. Die Bande folgte ihm.

Drei von ihnen nahmen den verwundeten Victor auf die Schultern, den der Blutverlust stiller gemacht hatte.

Wir setzten ungehindert unsern Weg fort.

Nur der brave Executor Matz jammerte. Man hatte ihm seinen Säbel und sein Doppelterzerol nicht zurückgegeben.

Ueber die weitern Schicksale aber und das Ende des schwarzen Weißbart erzähle ich den Lesern der Gartenlaube hoffentlich bald ein Mehreres.

Iskander Bei.

(Mit Portrait.)

Unter den hervorragenden Führern der türkischen Armee wird neben Omer Pascha keiner mehr genannt und keiner von den Feinden mehr gefürchtet als Iskander Bei (eigentlich Graf Jelinski), der Obrist der Baschi Bozuks. Schon sein Name allein ist ein Beweis, daß er den Orientalen den Eindruck einer ungewöhnlichen Erscheinung macht. Denn Iskander ist im Morgenlande ein Heldenname, den seit den Tagen Alexander's des Großen — Iskander heißt Alexander — ein Nimbus umgiebt. Der tapfere Georg Castriota, der in vielen Schlachten den Türken furchtbar wurde, erhielt von ihnen den Namen Iskander Bei (Skanderbeg), und der Erbe seines Namens, der Iskander Bei des jetzigen Türkenkriegs, ist auf dem besten Wege, es dem gefürchteten Albanesen an kriegerischem Ruhm gleich zu thun.

Graf Jelinski ist im Jahre 1812 in Bessarabien geboren und mithin ein geborener russischer Unterthan. Er ist von tartarischer Abstammung und soll den mohamedanischen Glauben bekennen. Die Bildung, welche er erhielt, war aber eine europäische. Die Verschwörung des russischen Adels, welche die letzten Lebensjahre Alexander's vergiftete, hatte ihren Sitz im Süden und wurde nie ganz entdeckt. In eine der geheimen Gesellschaften, welche in Bessarabien sich erhalten hatten, trat Graf Jelinski. Die Verschworenen wurden verrathen und verhaftet, doch er hatte das Glück, den Nachstellungen der russischen Polizei zu entkommen. Von diesem Augenblicke führte er das Leben eines politischen Flüchtlings und eines Abenteurers. Sein umherschweifendes Leben führte ihn zu vielen Ländern, nur zu keinem, wo Waffenruhe herrschte. Als Dom Pedro für den Bürgerkrieg in Portugal warb, stellte sich Jelinski in Oporto ein und machte sich bald unter den wilden Gesellen des pedristischen Heeres bemerklich. Mit der Waffenstreckung der Miguelisten hatte Portugal seinen Reiz für ihn verloren, und er wandte sich nun nach Spanien, wo der Bürgerkrieg eine größere Ausdehnung zu erlangen anfing. Es war in der Zeit, da die Fremden in hohem Ansehen standen und in Truppenkörper vereinigt wurden. Graf Jelinski wählte sich seine Lieblingswaffe, die Reiterei, und gab solche Beweise von Todesverachtung und Entschlossenheit, daß man ihn wählte, eines der Freikorps, die man aus Fremden gebildet hatte, der Kriegszucht zu unterwerfen. Die Légion provisoire, an deren Spitze er trat, hatte den übelsten Ruf. Allerdings stürzte sie sich mit Wuth in den Kampf, machte sich aber durch ihre Zügellosigkeit zur Geisel des Landes und ermordete regelmäßig die Offiziere, welche sich anmaßten, Ordnung einzuführen. Man erwartete jeden Tag zu hören, daß Graf Jelinski das Schicksal aller seiner Vorgänger getheilt habe. Man hörte das Entgegengesetzte, daß er die wilde Légion gebändigt habe. In der That imponirte er seinen gesetzlosen Soldaten so gewaltig, daß sie ihm mit Begeisterung gehorchten.

Jelinski hatte sich elf Orden erkämpft, als er Spanien vor der Beendigung des Bürgerkriegs verließ. Was ihn forttrieb, ehe der letzte Schuß gefallen war, kann nur die Zurücksetzung gewesen sein, die den Fremden von den nationalstelzen Spaniern zu Theil wurde. Die unangenehme Stille, die in Europa herrschte, bestimmte ihn, nach dem Orient zu gehen. Zwei oder drei Mal war er in Algier, natürlich immer in Zeiten, in die größere Unternehmungen der Franzosen fielen. Die Gerüchte, die sich über einen nahen Zusammenstoß der Engländer und Russen in Asien verbreiteten, lockten ihn nach Herat, wo er der Belagerung beiwohnte. Hier in seiner Erwartung getäuscht, wandte er sich nach China und machte die dortigen Feldzüge mit, ohne Befriedigung zu finden, da die Chinesen sich gar zu schlecht schlugen. Er kehrte nach Algier zurück und focht sich in den letzten Kämpfen mit Abd-el-Kader den Orden der Ehrenlegion. Die Revolutionsbewegungen von 1848 und 1849 stellten ihm die vollste Befriedigung seiner kriegerischen Leidenschaft in Aussicht. Es begegnete ihm, der bisher stets eine siegreiche Sache vertheidigt hatte, daß er sich einer zum Untergange bestimmten Partei anschloß. Die Magyaren, deren Kampf er zu dem seinigen gemacht hatte, unterlagen und Jelinski betrat mit den Trümmern ihres Heeres den türkischen Boden.

Männer wie er waren willkommen. Mit einem höhern Grade bekleidet, begleitete er Omer Pascha auf dessen Feldzügen in Bosnien und gegen Montenegro, und erwies sich zugleich als kühner Soldat und als guter Feldherr. Nach dem Ausbruche des türkisch-russischen Kriegs an die Donau versetzt, erhielt er den Befehl über die Reiter, welche die äußersten Vorposten zu besetzen hatten. Die Tollkühnheit, mit der er seinen Soldaten weit voran in den Feind sprengte, war selbst den Türken so räthselhaft, daß man einige Zeit glaubte, er suche auf diese Weise eine Gelegenheit, zu den Russen überzugehen. Seine Reiter hatten Anfangs Furcht vor den Lanzen der Kosaken, aber Iskander Bei kehrte das Verhältniß bald um: die Kosaken fürchteten sich vor seinen Reitern. Das Treffen von Cfetate machte ihn auf längere Zeit kampfunfähig. Unter den ersten Angreifenden der vorderste, nahm er das Dorf Cfetate im Fluge, hieb und ritt nieder, was ihm in den Gassen von Russen begegnete, brach aber bei einem Sturz mit seinem erschossenen Pferde mehrere Rippen und konnte wochenlang das Lager nicht verlassen. Seine Wiederherstellung markiren die Niederlagen, die er den Feinden in der kleinen Wallachei zugefügt hat. Die Baschi Bozuks, die man allgemein für untauglich hält, machen sich unter seiner Führung sogar der regelmäßigen russischen Reiterei furchtbar. Neuerer Zeit hat er sich durch seine Ausfälle von Eupatoria aus wieder vielfach hervorgethan, wurde aber bei einem der letzten schwer verwundet, so daß er lange Zeit für todt in den Zeitungen figurirte. Seine kräftige Gesundheit überwand auch diesen neuen Schlag. Als er nach langer Zeit mit Verlust zweier Finger zum ersten Male vor der Front seiner Reiter erschien, ernannte ihn der Obergeneral zum Pascha.

Sein Aeußeres schildert ein Berichterstatter der „Dailey News" als ungewöhnlich. „Iskander Bei ist ungefähr von Mittelgröße, aber muskelstark und ebenmäßig gebaut; Haar und Bart sind kohlschwarz, doch wo möglich nicht ganz so schwarz wie seine Augen, die wie Feuer unter dunkeln buschigen Brauen hervorblitzen. Eine lange feingebogene Nase, ein kleiner Mund, dünne Lippen, eine hohe Stirn und eine von Sonne und Wind bronzirte Gesichtsfarbe bilden zusammen eine höchst markirte Physiognomie."

Sorge für Leben und Gesundheit Gewerbtreibender.

(Mittheilungen aus England.)

Ungefähr eine Million Menschen verdienen in Europa ihr Brot unter der Erde. Von diesen kommen etwa 250,000 auf englische Bergleute. Nachweislich sterben davon jährlich 30,000 an dieser Lebensweise, d. h. sie werden in den Bergwerken lebendig begraben. Die Schleifer der berühmten Schneidewaaren von Sheffield bringen's blos zu einem Durchschnittsalter von 35 Jahren. Das ist ein hohes Alter im Vergleich mit der Sterblichkeit der „Trocken-Schleifer." Der Sand ihrer Zeituhr verstaubt und versteinert ihre Lungen gewöhnlich schon nach sechs bis acht Jahren tödtlich. Hunderte von gliedergefesselten, vom Kopfe bis zum Fuß gelähmten Menschen wanken und liegen umher als Opfer der Rahmen-Vergoldung und Bequecksilberung von Spiegelglas. Die dabei entwickelten Quecksilber-Dämpfe schlichen sich als Hauch des Todes in die Glieder der Männer, die unsere Zimmer verschönern und der blühenden Schönheit, ehe sie zum Balle hüpft, von ihren Reizen erzählen. Die kokette Schönheit, welche sich so gern im Spiegel beschaut, mag sich in Acht nehmen, daß ihr nicht einmal der verkrüppelte, leichenfarbige Verfertiger ihres Trümeau seine Gestalt im Spiegel zeige.

Dr. T. K. Chambers in London zeigte unlängst in der

„Gesellschaft der Künste" („Society of Arts") die Kinnlade eines Congreve-Schwefelholzmachers, die ihm durch eine gefährliche, aber gelungene Operation ausgeschnitten worden war, um ihn von der Qual des Kinnladentodes zu befreien. Unzählige seiner Collegen in England, Deutschland, Frankreich, Oesterreich u. s. w. sind Opfer derselben eigenthümlichen, furchtbaren Krankheit.

Schneider, Näherinnen, Schuhmacher und andere krummsitzende Gewerbtreibende leiden massenweise an chronischer, schlechter Verdauung, wodurch das Glück und die Dauer ihres Lebens bedeutend verkürzt wird. Die bei ihrer Arbeit unnatürlich zusammengedrückte Lunge ist nicht im Stande, das Blut und die Nahrungssäfte gehörig zu sauerstoffen. Daher schlechte Verdauung, Lungenkrankheiten und Schwindsucht. Ein Baumwollenlord von Manchester theilte uns neulich mit, daß allein im Departement des Packens binnen zehn Jahren vierzig junge Arbeiter an Abzehrung gestorben seien. Wie manche fleißige Waschfrau leidet an unnatürlich erweiterten Adern in Folge des angestrengten, gebogenen Stehens am Waschfasse, oder an vergifteten Händen in Folge des Gebrauchs scharfer Alkalien und Bleichmittel! Wie viele Arbeiter verderben sich die Augen durch Arbeit dicht an der scharfen, flackernden Gasflamme. Die armen, jungen Mädchen, welche jetzt professionsmäßig Goldketten machen, erblinden zum Theil schon während ihrer Lehrzeit.

Schiffe verbrennen und sinken jährlich mit Tausenden von Menschen und Millionen mühsam erworbener Schätze trotz ihrer luft- und wasserdichten Abtheilungen, trotz der Tausende verschiedener Rettungsboote von der einfachen Planke an bis zu dem patentirten Kunstwerke, das man in der Regel nicht vom Schiffe loskriegen kann, wenn es just gebraucht werden soll.

Baugerüste, von denen schon Tausende herunterfielen, todt oder als gebrochene Krüppel, bleiben immer noch offen, ungeschickt und unsicher, obgleich wir über die Chinesen spotten, die seit Jahrtausenden nicht blos Häuser und Porcellan-Tempel, sondern auch bedeckte, sichere Gerüste zu bauen verstanden. Bleiweiß behält sein Privilegium, Menschen todt zu peinigen. Brauer fallen in ihre eigenen Bottiche, und Seifensieder kochen sich selber mit in ihren quackernden Kupferkesseln. In Fabriken macht sich die offene Maschine oft genug das Vergnügen, Menschen bei den Armen zu packen, sie gegen scharfe Kanten zu schleudern oder zu Brei zu zermalmen. In London, wo mit Dampfmaschinen allerlei sündhaft Vieh zu Wurst gemacht wird, vermißte die Frau eines Dampfwurstmachers plötzlich ihren Gatten und konnte ihn nirgends wiederfinden, bis sie von einem Kunden, der verschiedene Knöpfe in ihrer Wurst gefunden, auf die Quelle seines Verschwindens aufmerksam ward. Er hatte sich von der Maschine packen und mit Haut und Haar zu Wurstbrei zermalmen lassen. Rothglühende Eisenstücke fliegen in des Grobschmieds Auge und scharfe Kiesel stauben in die Pupille des Mauerers. Seeleute, Ziegelbrenner und allerhand amphibische Gewerbtreibende werden von Rheumatismus und Gicht gefoltert. Des Schneiders Fistel und des Bäckers Scrophel sind keine Gespenster der Vergangenheit. Fabrikanten von Chemikalien und Apothekerwaaren vergiften sich mit Pulvern und stechenden Dünsten, indem sie für die Gesundheit ihrer Mitbrüder arbeiten.

Das sind einige von den Quälgeistern der Gewerbtreibenden. Kann das Gewerbe, das so sehr treibt und getrieben wird und sich mit allen Künsten und Gewalten der Wissenschaft waffnet, nicht auch diese bösen Geister vertreiben? Soll die Menge leiden und sterben für die Bequemlichkeit und den Luxus Weniger? Kunst, Wissenschaft und Gewerbe im Verein können sich gegenseitig sehr wohl schützen und fördern; nur ist der eine oder andere Betheiligte immer noch zu bequem, zu kurzsichtig, zu conservativ, um sein Leben zu conserviren. Vor allen Dingen sind es die Gewerbtreibenden selbst, welche sich gegen „Neuerungen" zu ihrem Wohle steifen. Sie verlachen und verhöhnen den „Respirator," der vor Mund und Nase gebunden, alle schädlichen Gase und Substanzen von der Lunge abhält oder zersetzt, ohne das Athmen zu erschweren. Etwas Holzkohle in diesem neuen Respirator entwaffnet die schärfsten, giftigsten Gase, Säuren und Dünste.

„Droguerien-Reiber" binden den giftigsten Stoffen gegenüber wohl einen Shawl um Mund und Nase, aber oft blos eine halbe Stunde. Wenn sie sich an Gerüche „gewöhnt" haben, halten sie dieselben für unschädlich. In einer großen Chemikalien-Fabrik kletterte ein Mann mit einem offenen Lichte an einer riesigen Retorte in die Höhe, um den sich verbreitenden Wasserstoffgasgeruch zu entdecken. Es erfolgte eine ungeheuere Explosion, und der Mann stürzte in Stückchen zerrissen herunter.

Bäcker können sich gegen ihre Handleiden durch öfteres Reiben mit rohem Fleische schützen, aber sie thun's nicht. Stubenmaler und überhaupt Gewerbtreibende, die mit mineralischen Farbstoffen zu thun haben, fühlen zuweilen eine Arbeit in ihren Eingeweiden, als wenn darin eine Waschfrau ausränge. Gegen diese Kolikanfälle giebt es zunächst ein Universalmittel, Reinlichkeit. Mit schmutzigen Händen zu essen und in den farbengetränkten Kleidern auch nach der Arbeit einherzugehen, ist die beste Manier, den Körper auch innerlich auszufärben und mit Bleiweiß auszufüllen. Bleiweiß und Terpentin, stark geheizte und dichtverschlossene Räume halten Viele für nothwendige Bedingungen, um den Wänden und der Decke jene Mattigkeit zu verleihen, die man den gleißenden Oelfarben vorzieht (bei dem Baue des neuen Kaiserschlosses in Petersburg sind bekanntlich Tausende von Malern Opfer jener Geschlossenheit und Hitze geworden). Wenn man's mit rechter Farbe recht anfängt, ist jene vornehme Mattigkeit der Wände ebenso gut beim freien Zutritt der Luft und ohne künstliche Hitze zu erreichen. Aber freilich, das widerspricht der „Fachwissenschaft" vieler Stubenmaler, und so fahren sie fort, sich zu vergiften und einzuschließen. Auch das giftige Bleiweiß ist gar nicht nöthig. Zink-Sulphat oder „Zinkweiß" oder „Zinkblei," wie's die Maler nennen, ist ein ganz vollkommener und unschädlicher Stellvertreter des Bleiweiß. Aber kein Sebastopol ist schwerer zu zerstören als Vorurtheile und Traditionen in Gewerben.

Die meisten Augenleiden, die jetzt mit dem Betriebe gewisser Gewerbe verbunden sind, ließen sich vermeiden. Das Auge ist geschaffen, weißes Licht zu sehen. Das alle künstliche Beleuchtung übertreffende Sonnenlicht erträgt jedes gesunde Auge ohne Nachtheil. Es besteht aus einer Mischung der primären Farben* Blau, Gelb und Roth. Künstliche Beleuchtung hat in der Regel zu wenig Blau. Bläuliche Schirme um Oel- oder Talglicht thun daher dem Auge unter allen Umständen gut. Blau in einer gewissen Menge zu künstlichen Lichtstrahlen gebracht, giebt ein weißes, sonnenähnliches (wenn auch schwächeres) Licht. In der großen Lichterfabrik zu Belmont tragen die Arbeiter alle blaue Brillen (von gewöhnlichem glatten Glas) und Niemand leidet seitdem mehr an schlimmen Augen. Goldarbeiter, besonders die armen Goldketten-Verfertigerinnen, würden durch dasselbe Mittel unendlich viel Augenleiden fern halten.

In den englischen und amerikanischen Waarenhäusern, wo oft für Millionen von Thalern Fabrikate aufgehäuft sind, lauert die Schwindsucht auf jede schwache Brust und Erkältung, besonders in den mächtigen Kattunniederlagen. Gefärbte Kattune werden im feuchten Zustande dicht und eng gepackt, um die Stoffe glatt und die Farben frisch zu erhalten. Die Diener in solchen Häusern müssen täglich manchmal viele Hunderte von Ballen und Packeten öffnen und dabei die entfesselten Farben- und Wasseratome einathmen. „Wenn wir die Ballen gefärbter Wollenzeuge öffnen, ist's gerade, als ständen wir bis über die Ohren in faulen Pfützen," sagte einmal Einer dieser Lagerhausdiener.

Gegen die Krankheiten der Schneider und Näherinnen giebt's jetzt Nähmaschinen, die zwar Viele noch kränker, d. h. brotlos zu machen scheinen; aber wenn sie erst sich geltend gemacht haben, werden sie mehr Menschen ihr gesünderes Brot verschaffen, als jetzt die Handarbeit. Die Erfindung der Buchdruckerkunst machte tausend Mönche, die Bücher abschrieben, brotlos, um Millionen von Druckern und Setzern in's Leben zu rufen.

Für die Schuhmacher hat man Bänke und Tische erfunden, welche ihn in den Stand setzen, in aufrechter Stellung zu arbeiten. Aber Crispin, der alte traditionelle Pechhengst, schimpft auf die Neuerung von Leuten, die von seiner „Kunst nichts verstehen." Und so bleibt er hocken mit der Nase über den Knieen und den Pechdraht nach beiden Seiten ausziehend, bis er Löcher in der Brust hat, groß wie eine Hacke am Stiefel. Gepflickte Schuhe kämpfen mit den pechdrahtgenähten und Guttapercha mit Ledersohlen. Die Pflicke und die Sohlen von „vegetabilischem Eisen" (ein guter Ausdruck für Guttapercha) sind Erlöser für den alten Crispin, aber er möchte ihn lieber kreuzigen.

Die Schwefelholzmacher athmen tapfer in phosphorigter Säure den Tod der Kinnbacken ein, obgleich man längst aus unschädlich

* Vergl. Gartenlaube Nr. 46 von 1854.

gemachtem Phosphor gute Zündhölzer macht. Phosphor einer höhern, als jetzt üblichen Temperatur ausgesetzt, ändert seine Farbe und verliert die leichte Entzündlichkeit und Entwicklung der giftigen Säure. Dieser amorphische Phosphor, wie ihn, glaub' ich, die Chemiker nennen, wird in der großen Fabrik von Sturge in Birmingham ausschließlich verarbeitet und von den schrecklichen Kinnbackenleiden hat sich seitdem keine Spur mehr gezeigt. Die von diesem Phosphor gemachten Hölzer entzünden sich nicht so leicht, als die andern, und bedürfen der Reibung auf sehr rauher Oberfläche; aber wenn dieser Nachtheil (in gewisser Beziehung eine Wohlthat, da die empfindlicheren Zündhölzer noch sehr lange die Luft vergiften) das Wohl von Tausenden bedingt, wird gewiß Jeder, der ein Licht oder eine Pfeife anzündet, gern etwas stärker reiben.

Die Gliederlähmungen der Vergolder werden mit der Zeit durch Elektricität, welche Meister im Vergolden ist, ganz geheilt werden. Was eine Naturkraft umsonst macht, braucht die kostbarere menschliche Hand nicht auf Kosten ihres Eigenthümers zu thun, so daß menschliche Kräfte für höhere, gesündere Produktion frei werden.

Die Geschichte der Stahlschleifer-Krankheiten in England ist ein hartnäckiger Kampf von Seiten der Leidenden gegen ihr Wohl. Man versuchte magnetische Mundstücke, welche die feinen, scharfen Stahltheilchen von der Lunge zurückhalten, einzuführen. Die Schleifer empörten sich dagegen. Keiner wollte sich durch einen Maulkorb lächerlich machen, sondern lieber dreißig Jahre vor seinem Tode sterben. Man wolle nur ihren Wochenlohn herabsetzen, räsonnirten sie, denn wenn das Schleifen nicht mehr so viel Leben abschliffe, sei es nicht mehr so viel werth. Ganz logisch. Aber man sieht, bis zu welchem Zerrbilde der Industrialismus hier ausgebildet erscheint! — Jetzt macht man den Stahlstaub durch einen scharfen Luftzug zum Theil unschädlich, aber nur in wenigen Anstalten. In den meisten bestehen die Schleifer noch auf guten Wochenlohn und frühen Tod. Grimmig und tückisch sitzen sie vor ungeheuern Steinen, welche mächtige Dampfkraft mehrere tausend Mal in der Minute dreht. Manchmal giebt so ein Fels der Centrifugalkraft nach, berstet, wie von Pulver gesprengt und zerschmettert den Mann davor. Man führte starke eiserne Schilder zum Schutze der Leute ein, aber sie finden es in der Regel zu mühsam, sie zwischen sich und den Stein zu schrauben. So sitzen sie in Stahlstaub, alle Augenblicke gewärtig, zerschmettert zu werden. Aber sie sind's „gewohnt" und dann passirt ja auch nicht alle Tage ein Unglück. — Die Bergleute wissen, daß sie am Vielfältigsten in Gesellschaft des Todes arbeiten. Sie wissen, daß im Durchschnitt allein in England jährlich 30,000 Menschen verunglücken, obgleich längst alle Mittel bekannt sind, durch welche man jedes Jahr diese 20,000 retten könnte. Die Mittel kosten zu viel und neue Arbeiter kann man für dasselbe Geld, welches die Verschütteten u. s. w. kosteten, immer wieder haben. So denkt und räsonnirt der große Industrialismus und macht viel Geld dabei. Zwar haben die englischen Kohlenschachter eine Massenpetition an's Parlament gerichtet, man möge etwas zu ihrer Sicherheit thun, dabei sind sie aber selbst wahre Fatalisten und verhöhnen die Davy-Lampen, welche die Entzündung „böser Wetter" unmöglich machen. Manchmal brennt ihnen unten (bis 1260 Fuß tief) die Lampe nicht hell genug; so wird sie geöffnet und heller gemacht. Aber Du kannst Dich auf diese Weise zerschmettern, sagt man ihnen. „O gewiß," erwiedert er heiter, „aber sollen wir einmal ausgeblasen werden, geschieht's doch. Das fragt dann nichts nach seiner Lampe."

Das ist ruchlos. Woher kommt diese Ruchlosigkeit? Von Unwissenheit, verwahrloster Erziehung, hornhäutiger Abstumpfung. Die Leute sind nicht nur unwissend, sondern stolz auf ihre Verdummung und mißtrauisch gegen die Wissenschaft, von der sie keine Ahnung haben. Es ist leicht, auf die Arbeitgeber und Fabrikherren zu schimpfen, aber auch nicht schwer, zu sehen, daß die Schuld von tausendfachem Mord und Todtschlag in der fieberhitzigen Industrie von den Arbeitern stark getheilt wird. Wissen ist Macht, Bildung Leben, Einsicht Gesundheit, richtiges Eigeninteresse — Liebe und Humanität. Ohne unser Thema weiter fortzusetzen und zu klagen, wollen wir uns des richtigen Weges freuen, auf welchem wir alle gebildeten Völker thätig und produktiv erblicken. Ich habe diese Bemerkungen der Gartenlaube zugesandt, weil ich sie für das thätigste, tüchtigste Organ zur Verbreitung und Vervolksthümlichung des wirklichen, praktischen, produktiven Wissens und der wahren Macht halte. Wie die Gartenlaube Jeden, der da will, zu seinem eigenen Arzte und seiner eigenen Apotheke macht, wird sie im gesegneten Fortwirken im Stande sein, die bösen Geister aus den Stätten der Arbeit und Produktion vertreiben zu helfen, zunächst die bösesten aller Geister, die des Dünkels, der Stumpfheit gegen Neuerungen und Fortschritte, der stolzen Unwissenheit.

Die Gesellschaft der Künste in England schloß voriges Jahr das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens mit Eröffnung von Discussionen und Untersuchungen über gewerbliche Krankheiten. Sie bildete einen besondern Ausschuß für weitere Verfolgung dieser Untersuchungen. Dieser setzte sich mit 375 andern, ähnlichen Gesellschaften zu diesem Zweck in Verbindung, welche nun alle daran arbeiten, von Tausenden verschiedenen Gewerbtreibenden selbst Erkundigungen einzuziehen und eine Grundlage für positive Maßregeln zu gewinnen. In England gilt es hauptsächlich, die arbeitenden Klassen mit den Mitteln gegen ihre Uebel bekannt zu machen und sie von deren Nutzen zu überzeugen. In Deutschland wird dies, Gott sei Dank, im allgemeinen nicht nöthig sein, da es von dem Grundübel Englands, der Bornirtheit und Verwahrlosung der arbeitenden Klassen durch gute Schulen und ein der Wissenschaft und Kunst längst befreundetes Volk sich mehr und mehr befreit. Aber das Feld der Wirksamkeit liegt auch hier noch sehr unkultivirt. Nennen Sie jeden Spatenstich, der hier geboten wird, willkommen.

Ich bemerke nur noch, daß die Gesellschaft der Künste Ausstellungen der Mittel zur Verhütung gewerblicher Krankheiten und Beseitigung der Krankheitsursachen vorbereitet und nächsten Mai mit einer öffentlichen Sammlung von Mitteln und Instrumenten, deren Zweck Erhaltung und Schutz des Auges ist, beginnen wird.

Ein deutscher Bauer.

Ein Lebensbild.

„Wo bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."
Goethe.

Vor einiger Zeit lasen wir in deutschen und französischen Blättern die Entwicklungsgeschichte des Haarkräuslers und Dichters Jasmin aus Agen im mittäglichen Frankreich und stolz warf dabei ein französisches Blatt mit vielem Selbstgefühl die Frage auf, ob unter einer anderen Sonne und unter einem anderen Himmel als denen der duftigen Provence eine solche Geistesblüthe gedeihen könne. Nicht lange darauf fanden wir in einem englischen Athenäum preisend erzählt die Geschichte eines walliser Landmannes, der vor kurzer Zeit gestorben, und in dessen Nachlaß man mehrere von ihm herrührende Handschriften, welche Erläuterungen classischer Werke, wie die des Plato, des Herodot, des Sophokles, des Livius, Seneca, Plinius, enthielten, entdeckt habe. Freue dich stolzes, England! rief am Schluß der Erzählung das Athenäum aus, Männer zu besitzen, die ebenso das Feld der Wissenschaft wie ihren Kornacker bebauen und so, den Landbau und die Beschäftigung mit den Wissenschaften vereinigend, jene Stufe des Glückes erreichen, von der Virgil und Horaz so oft geträumt, die sie so oft in ihren Liedern gefeiert.

Nach diesen Vorgängen wird es mehr als gerechtfertigt erscheinen, wenn wir in Nachfolgendem dem Gedächtniß eines deutschen Mannes einen Denkstein setzen, den Manen eines deutschen Bauers, der, herangewachsen unter dem rauhen kalten Himmel und zwischen den düsteren Tannen- und Fichtenwäldern des Voigtlandes, sich einen Ruf erwarb, welcher selbst durch das Waffengetöse jenes schrecklichen Krieges, der dreißig Jahre lang unser Vaterland von der Ostsee bis zur Donau und zum Rhein mit Schlachtenlärm

ein Schmerzlicher gewesen sein scheint, daß er sie wieder fliehen mußte. Wie ein Traum, wie ein Zauber, wie ein Wunder, so ist ihm das Alles vorübergegangen, und er kann es selbst nicht begreifen, daß es wirklich geschehen ist. Und so ist es auch, wie wir es hier lesen. Wenn wir es nicht wüßten, daß es Wirklichkeit ist, wir würden es für ein Märchen halten. Die Wirklichkeit ist oft wunderbarer, seltsamer, wie Märchen und Phantasien. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist.

Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist.

Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist.

Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist.

Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist.

Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist.

Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist.

Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist.

Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist. Wir können es nicht begreifen, daß es wirklich so ist, wie es ist.

vertauschte, wie er auch nie den Pflug, der ihm und seiner Familie den Lebensunterhalt gab, mit irgend einer anderen Handthierung wechselte. Von Weimar ging er an den Fürstenhof nach Schlackenwerthe in Böhmen und später an den churfürstlichen Hof nach Dresden, wo Churfürst August durch seinen Lehrer, den berühmten Rivius, eingeweiht in die Sprachkunde des Morgenlandes, ihn mit vielen Gunstbezeugungen empfing und sich von ihm unter Anderem auch ein Buch schreiben ließ, welches die Schriftzeichen von dritthalbhundert verschiedenen Sprachen und Schriften enthielt.

Ein seltenes Bild; drei gekrönte Häupter in lehrreichem Gespräch mit einem schlichten Bauer, diesen Bauer zur Seite der Fürsten, die umgeben von zahlreichem, glänzendem Hofstaate den Worten des Landmanns lauschen, Purpurmantel und Bauernkittel sich begegnend auf gleichem Weg, in gleichem Streben!

Doch wir vermögen nicht in dem engen Rahmen unseres Bildes all' die Momente eines so reichen Lebens aufzunehmen und wollen die Skizze hier schließen. Freilich liegen drei Jahrhunderte zwischen unserer und der Zeit, in welcher der gelehrte Bauer Nicolaus Schmidt-Künzel lebte und wirkte, aber wir wissen nicht warum wir nicht das Bild des Mannes wieder in der Erinnerung auffrischen sollten, der einst eine so würdige Stelle in der Gelehrtenwelt eingenommen. Wenn den französischen Dichter Jasmin die goldene Sonne der Provence, ihr tiefblauer Himmel und die von Meereswind rauschenden Olivenbäume begeistern und zum Dichter konnten werden lassen, wenn dem walliser Landmann Wohlhabenheit und die so unendlich seit jener Zeit vorgeschrittene Bildung unseres Jahrhunderts gestatteten sich das tiefere Verständniß der beiden berühmtesten classischen Sprachen zu erwerben — so war es bei dem deutschen Bauer der unserer Nation eigene Forschungs- und Wissenstrieb, von der Natur tief in seine Brust gepflanzt, der ihm die köstlichsten Schätze der Wissenschaft finden ließ, der harten Erdscholle mühsam seine Nahrung abgewinnend, von den Fürstenhöfen, wo er geehrt, von den gelehrten Zusammenkünften, wo er geglänzt, immer wieder in sein heimathliches Dorf zurückkehrend und frei von Eitelkeit und Geldgier sein Wissen nur aus Liebe zur Wissenschaft immer und immer vermehrend — das war das Leben dieses deutschen Bauers.

Verdient er es nicht neben dem Franzosen und dem Engländer genannt zu werden, vielleicht weil der Prophet im eigenen Vaterlande am Wenigsten gilt? K. W.

Blätter und Blüthen.

Aus dem Skizzenbuche eines sächsischen Auswanderers.

2. Was ein Jäger erzählt.

Als ich im Herbst 1854 auf dem Dampfschiff „Stern des Westens" einen großen Theil des Mississippi befuhr, das sehr häufig an den Ufern anlegt, um Reisende auszusetzen und einzunehmen, wurde ich mit einem Ansiedler aus Texas bekannt, der gleich mir mehrere Tage auf dem Dampfer blieb, und seinen Erzählungen nach einer der größten Jäger sein mußte. Er sprach sehr gern und sehr oft von seinen Abenteuern, vorzüglich, wenn er einige Gläser steifen Grogs getrunken hatte. Namentlich erinnere ich mich einer seiner Jagdgeschichten, die er an einem Abende drei Gruppen von Reisenden nach einander in folgender Weise erzählte:

„Ich befand mich zum Besuch bei einem Freunde. Sie alle wissen, daß wir Pflanzer sehr passionirte Jäger sind und werden sich also nicht wundern, daß wir, mein Freund und ich, den ganzen Tag mit den Büchsen umherliefen. Eines Morgens war ich allein ausgegangen, schlenderte an dem Saume eines Waldes hin und stieß auf eine Heerde Pekaris. Damals kannte ich den boshaften, rachsüchtigen, niederträchtigen Charakter dieser verfluchten wilden Schweine noch nicht, welche in Texas heute noch häufig hier und da eine wahre Landplage sind. Ich schoß also unkluger Weise nach Einem und es blieb auf dem Flecke liegen. Sogleich stürzten die übrigen mit ihren scharfen Hauern auf mich zu und wollten über mich herfallen. Da ich keine Zeit hatte, mein Gewehr wieder zu laden, so drehete ich es um und schlug mit dem Kolben unter meine Feinde, aber sie haben so dicke Schädel, daß meine kräftigsten Hiebe nichts ausrichteten und ich wirklich schlimm in das Gedränge kam. Zum Glück stand ein Baum ganz in der Nähe, der einen Ast ziemlich tief über mir ausstreckte. Als ich mich nicht anders mehr zu retten wußte, sprang ich empor, faßte glücklich den Ast und zog mich auf denselben mit beiden Händen hinauf.

„Vor der Hand war ich freilich in Sicherheit, aber mein Sitz da oben ein höchst unbequemer. Es verging eine Stunde, es vergingen zwei, drei Stunden, keine Hülfe zeigte sich, und meine böswilligen Feinde schienen mich auf dem Baume belagern zu wollen, denn sie wichen und wankten nicht von der Stelle. Da fuhr mir endlich ein Gedanke durch den Kopf; „„vielleicht sucht mich mein Freund,"" sagte ich mir; „„wenn ich einmal schieße, wird er hören, wo ich bin und zu meiner Befreiung herbeikommen. Wenn ich aber so Nothschüsse abfeuere,"" dachte ich weiter bei mir, „„könnte ich ja mein Pulver zugleich in anderer Weise gut anwenden, nämlich eins oder das andere der fanatischen Schweine niederstrecken."" Gedacht, gethan. Ich lud meine Büchse, und das stärkste der Pekaris wälzte sich gleich darauf in seinem Blute unter dem Baume. Hat man einmal einen guten Gedanken gehabt, so folgen ihm bald andere. „„Ich habe zwanzig Kugeln bei mir,"" sagte ich mir, „„und lebendig sind nur noch neunzehn Bestien. Nichts leichter als sie alle neunzehn zu erlegen.""" So lud ich denn und schoß, und bei jedem Siege rief ich ein lautes Hurrah. Dieses fortwährende Knallen rief denn wirklich meinen Freund herbei, und er erschien vor mir in dem Augenblicke, als das letzte Schwein unter meiner Kugel gefallen war. Sie können sich vorstellen, wie er staunte, als er sah, welches Blutbad ich angerichtet hatte."

Nach einer Viertelstunde erzählte mein Texaner einer andern Gruppe sein Abenteuer mit den Pekaris ebenfalls; zu meiner Verwunderung aber in folgender Weise:

„Auf dem Baume saß ich. Eine Stunde verging, es vergingen zwei, drei Stunden, keine Hülfe zeigte sich; meine Kräfte waren erschöpft und mein Muth fast gebrochen. — Ich suchte mich bequemer zu setzen, verlor aber das Gleichgewicht und fiel. Zum Glück ließ ich geschwind mein Gewehr los und konnte mit der rechten Hand noch einen Ast des Baumes fassen. Da hing ich nun und, wie gesagt, ich war so erschöpft, daß ich mich nicht hinaufzuziehen vermochte. Meine Füße waren vielleicht sechs Fuß von dem Boden entfernt, und wenn der Dahängende ich nicht selbst gewesen wäre, würde ich laut aufgelacht haben über die häßlichen Pekaris, die sich komisch genug ausnahmen, denn sie standen rund um meine baumelnden Beine herum und versuchten empor zu springen, sie zu fassen. Zum Glück blieben alle ihre Bemühungen vergeblich, und ich hielt mich für gerettet, wenigstens in so weit, daß sie mich nicht fassen konnten, aber — wer kann sagen, wie weit der Instinkt der Thiere geht? Sie glauben wahrscheinlich nicht, was ich Ihnen erzählen will, aber, so wahr ich ein ehrlicher Texaner bin, es ist buchstäblich wahr. Einige der Pekaris legten sich platt auf den Bauch; auf den Rücken der Daliegenden stieg das größte der häßlichsten Schweine, stellte sich auf die Hinterbeine und schnappte nach meinen da baumelnden Füßen. Es faßte den Absatz meines rechten Stiefels, und ich stieß nun aus Leibeskräften mit dem linken, aber ich wäre doch gewiß verloren gewesen, wenn mein Gegner auf dem Rücken der Seinigen einen festern Stand gehabt hätte. Die unter ihm Liegenden erhoben sich quiekend und grunzend, drängten sich hinweg, und mein entsetzlicher Feind — denken Sie sich! — blieb mit den Hauern an meinem Stiefelabsatz ebenfalls in der Luft hängen. Die Last, die ich zu tragen hatte, war für mein Bein zu groß; ich schwitzte Blut; denn ich sah den Augenblick schon vor mir, in dem ich den Ast würde loslassen und mich meinen Feinden übergeben müssen. Da fiel plötzlich ein Schuß; ich erschrak, ließ los und fiel auf das Pekari hinunter. Gott sei Dank, es war todt. Mein Freund war noch zu rechter Zeit gekommen und hatte das da Hängende erlegt. Blitzschnell griff ich nach meiner daliegenden Büchse; wir schossen beide unter die Heerde und errangen bald einen vollständigen Sieg über die Feinde. Fünfundzwanzig Pekaris blieben auf dem Platze."

Einem Kentuckier, der später auf das Schiff kam, wo mein Texaner Jagdfabeln zu erzählen versuchte, theilte er sein Abenteuer mit den Pekaris in folgender Weise mit, um den Aufschneider durch Wahrheitsliebe zu beschämen:

„Es verging eine Stunde, zwei, drei Stunden vergingen und keine Hülfe erschien. Ich fühlte, daß meine Kräfte abnahmen. — Ich hätte wohl versuchen können, die Pekaris zu erlegen, aber ich hatte meine Büchse wegwerfen müssen als ich den Baum erkletterte. Was war zu thun? Ich wollte mich der Verzweiflung überlassen, mitten unter die Belagerer springen und mich durchzuschlagen versuchen, als plötzlich mein Freund vor mir erschien. Sobald er erkannte, in welcher peinlichen Lage ich war, legte er, ohne an die eigene Gefahr zu denken, auf das Größte der Pekaris an, drückte ab und streckte es nieder. Alsbald kehrte sich die ganze Heerde unter dem schauerlichsten Grunzen gegen ihn. Der Trieb der Selbsterhaltung veranlaßte meinen Freund, mein Beispiel nachzuahmen; er kletterte nämlich auf den ersten besten Baum. Während nun die Pekaris unter dem Baume lauernd standen, auf den mein Freund sich geflüchtet hatte, kletterte ich vorsichtig von dem meinigen herunter, nahm meine Büchse, lud sie und streckte Eines der Pekaris nieder. Natürlich stürzten sich alle Uebrigen sofort nach mir, ich aber schwang mich rasch wie ein Eichhörnchen wieder auf meinen Ast. Mein Freund kletterte nun von seinem Baume, nahm seine Büchse, schoß einen Feind nieder und flüchtete zurück auf den Baum. Ich stieg wieder herunter, lud, streckte noch ein Pekari nieder, wurde wieder verfolgt, gelangte aber von Neuem glücklich auf den Baum. Warum sollte ich Ihnen die Sache weiter ausmalen, die so einfach ist; genug, das Manövre wurde sowohl von mir als von meinem Freunde funfzehn Mal wiederholt; denn die dummen Thiere liefen jedesmal nach dem hin, welcher zuletzt geschossen hatte. Als alle gefallen waren, zählten wir: es lagen richtig funfzehn an meinem und funfzehn an dem Baume meines Freundes."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 23. 1855.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Redigirt: Ernst Keil. Verleger: Ferdinand Stolle.

Erscheint à 1 bis 1½ Bogen. Preis des Halbjahrgangs mit Stahlstich und Holzschnitt 15 Sgr. od. 1 Gulden.

Die Doppelgängerin.

Von E. F.

Der Fremde.

Am Frauentage hielt ich meinen Einzug in die Residenz. Ich hatte mich in einem Gasthofe einquartirt, der in der Nähe des Bahnhofes und dem Zollamte gelegen war, und mich mit Blumen schmückte, um Niemand mit Fragen zu behelligen, sondern ungestört meinen Gedanken nachhängen zu können. Ich hatte mich nämlich vorgenommen, mich in der Stadt umzusehen, ehe ich mich bei meinen Verwandten anmeldete, und ich hatte mir

Hals trug das liebliche Köpfchen mit natürlicher, ungezwungener Grazie. Der jugendliche, elastische Körper war von einem weißen Mousselinkleide eingehüllt, dessen weite Falten bis zu den Fußspitzen hinabgingen. Die zarte Taille umschlang ein Gürtel von weißem Schmelz, in dem ein schwarzer Rosenkranz mit einem goldnen Kreuze hing. Mehr als ein Beobachter bewunderte diese seltene, und dabei so bescheidene Schönheit.

Die Ankunft der Prozession veränderte die Scene. Die Zuschauer wurden zurückgedrängt, die Garden bildeten einen Kreis um den Altar, und eine kurze Messe begann. Der weite Marktplatz mit der unabsehbaren Volksmenge, die stets neuen Zufluß aus den Straßen erhielt, ward zur Kirche. Unser Beobachter hatte das Mädchen aus dem Gesichte verloren, dessen Schönheit er als eine engelgleiche anerkennen mußte. Für die Festlichkeit hatte er ferner keinen Sinn, und mit Ungeduld harrte er des Augenblicks, der ihm eine Veränderung seines Platzes erlauben würde. Endlich setzte sich die Prozession wieder in Bewegung, aber dem Stutzer war es unmöglich, einen Platz zu gewinnen, von wo er den Gegenstand seiner Bewunderung erblicken konnte. Grollend zog er sich aus dem Menschenstrome zurück, und schlug den Weg nach dem großen Parke ein, um während eines einsamen Spazierganges an die wunderbare Erscheinung zu denken. Er sollte nicht lange allein bleiben, denn in einem der schattigen Laubgänge trat ihm ein Spaziergänger entgegen, ein junger Elegant, der ihn mit der lebhaftesten Freude begrüßte.

„Sie hier, Graf, und um diese Zeit?“ rief er aus.

„Wundern Sie sich darüber, Herr von Dermont? Der Tag ist schön, und da das Getöse in der Stadt mir lästig ist — —“

„Man sprach schon davon, daß Sie Ihre Reise nach Scheweningen angetreten hätten.“

„Wer sprach davon?“

„Es war nur eine Vermuthung, die ich gerechtfertigt fand, da die Marquise von Beaulieu schon vorgestern nach dem Orte abgereist ist, wo sie sich von den anstrengenden Freuden des verflossenen Winters zu erholen pflegt. Ach, mein Bester, die reizende Wittwe ist der Reise in ein Bad werth! Ich beneide Sie um die Liaison mit der geist- und geldreichen Frau!“

„Sie sind sehr offenherzig, Dermont!“

„Mein Gott, alle Welt spricht darüber! Und, verhehlen Sie es nicht, die Eifersucht des Lords, der bei jeder Gelegenheit mit seinen Pfunden prahlt, ist für Sie ein großer Triumph.“

„Lassen wir das!“ sagte lächelnd der Graf. „Ich halte es für keinen Sieg, dem Lord Darnley vorgezogen zu werden. Er ist mehr einfältig, als anmaßend —“

„Wie alle Leute, die ihren Reichthum nicht erworben haben. Verstand und Bildung sitzen bei ihnen in der Kasse!“ rief Dermont. „Uebrigens hegt der Lord eine ernste Leidenschaft für die schöne Marquise, und es sollte mich wundern, wenn er ihr nicht in das Bad folgte, um dort seine eifrigen Bewerbungen fortzusetzen. Seien Sie auf der Hut, Graf, der edle Lord könnte Ihnen gefährlich werden!“

„Ich lasse es darauf ankommen, mein Freund!“ sagte lächelnd der Graf Montlosier. „Vor der Hand werde ich noch in Brüssel bleiben, mag der Lord reisen oder nicht.“

Die beiden Männer gingen Arm in Arm durch den Park. Sie waren die einzigen Spaziergänger an dem sonst so belebten Platze, da die ganze Bevölkerung der Hauptstadt der Prozession folgte. George von Montlosier hörte das Geplauder seines lebhaften Freundes schweigend und theilnahmlos mit an; denn seine Gedanken waren immer noch bei dem reizenden Blumenmädchen, dessen Madonnenköpfchen einen tiefen Eindruck auf ihn ausgeübt hatte. Während des Gesprächs sah Dermont oft nach der Uhr, und unmerklich hatte er den Weg nach der Allee eingeschlagen, die für Reiter und Wagen eingerichtet war.

„Bekennen Sie es, Dermont,“ sagte George, „Sie hat eine bestimmte Absicht um diese Zeit in den Park geführt. Wollen Sie allein sein — ich ziehe mich zurück.“

„Sie haben es errathen, Graf! Aber es ist mir lieb, Sie gefunden zu haben. Sie sind mein Freund, und Ihnen darf ich wohl anvertrauen, daß ich diesen Morgen kein müßiger Spaziergänger bin. Hören Sie eine wunderliche Geschichte, die ich vor vierzehn Tagen hier im Parke erlebt habe.“

„Sind Sie verliebt, Dermont?“ fragte George lächelnd.

„Ich glaube.“

„Seit dem Bruche mit der koketten Mathilde hatten Sie den Frauen ewigen Haß, selbst Verachtung geschworen.“

„In der ersten Aufregung hätte ich noch mehr gethan; ich verhehle nicht, daß ich mich damals in einer Verfassung befand, die mir das Leben verhaßt machte, und wäre mir dieses Abenteuer nicht begegnet, wer wüßte, was ich gethan hätte. Fast scheint es, als ob mir das Schicksal einen reichen Ersatz zugedacht hat.“

„Nun, so erzählen Sie!“

„Das Zerwürfniß mit der stolzen Mathilde hatte mir meine heitere Laune völlig zerstört, und ich zog mich aus allen Cirkeln zurück, die das übermüthige Geschöpf zu besuchen pflegte; ich wollte selbst den Schein meiden, als ob ich eine Annäherung suchte. Der Gedanke, daß eine andere Neigung der Grund ihres seltsamen Betragens sein könne, daß man mich gewissermaßen bei Seite geschoben habe, erfüllte mich mit einem unbeschreiblichen Grolle, und ich muß gestehen, daß das Gefühl gekränkten Stolzes mich mehr quälte, als das erlittene Unglück in der Liebe. Um jene Zeit nun sprach ich mich über die Frauen im Allgemeinen aus, wie Sie wissen. Fast muß ich annehmen, als ob sich Gott Amor, den ich lästerte, dafür rächen wollte. An einem heitern Frühlingstage durchstrich ich einsam den Park. Ich kam in die Eremitage, die dort unten tief im Gebüsche versteckt liegt. Erschöpft warf ich mich auf die Bank, die in dem kleinen anmuthigen Raume stand. Durch die farbigen Fenster fiel ein mattes, melancholisches Licht herein, das, vereint mit der Stille der Umgebung, meine düstere Stimmung vermehrte. Ich gefiel mir in dieser Situation, und gab, um mit den Worten eines bekannten Diplomaten zu reden, meinen Gedanken eine besondere Audienz. Da fiel mein Blick auf ein Buch, das neben mir auf der Bank lag. Ich öffnete es und fand: les avantures de Télémaque von Fenelon. Es war eine von den eleganten pariser Taschenausgaben. Ohne weiter an die Person zu denken, die es zurückgelassen, begann ich zu lesen. Die Lektüre interessirte mich, und ich weiß nicht, wie lange ich ihr nachgehangen, als ich plötzlich das Knistern von Schritten und das Rauschen eines Frauenkleides vernahm. Ich sah auf, und eine Dame stand vor mir, deren Schönheit mich blendete wie ein elektrisches Licht. George, es war kein irdisches Wesen, das war ein Engel, eine Göttin. Welch eine Anmuth in dem reizenden, blühenden Gesichte; welche Eleganz in den herrlichen Formen, welche die Blüthe der Jugend schmückte! Sie trug ein Kleid von himmelblauer Seide, einen weißen Shawl und einen weißen Hut mit Federn. George, ich war so geblendet, daß ich nicht daran dachte, sie könne gekommen sein, um das Buch zu holen, und ich vergaß, es ihr anzubieten. Schweigend erhob ich mich und grüßte.“

„Verzeihung, mein Herr, begann eine zarte, kindliche Stimme, Verzeihung, wenn ich störe — ich vermisse ein Buch, das ich ohne Zweifel hier vergessen habe.

„Dann lächelte sie, als sie meine Zerstreuung bemerkte. Himmel, was war das für ein Lächeln! Welche Korallen schimmerten dabei durch den Purpur der feinen Lippen! Welche Grübchen zeigten sich auf den engelgleichen Wangen!“

„Dermont,“ rief der Graf, „mir scheint, Mathilde ist vergessen! Sie sprechen in Ihrer Begeisterung nur von dem Engel — was thaten Sie?“

„Ich überreichte das Buch, indem ich eine Entschuldigung stammelte.“

„Und die Dame?“

„Sie nahm es, und dankte durch eine graziöse Verbeugung. Die reizende Leserin des Telemaque wollte sich nun entfernen. Der Gedanke, daß ich sie vielleicht nie wiedersehen würde, gab mir den Muth, eine Unterredung anzuknüpfen, und sie ging mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit darauf ein, daß ich bald meine Fassung wiedererlangt hatte und ruhig die bezaubernde Schönheit bewundern konnte. So begleitete ich sie aus der Eremitage in den Park. Aus ihrem Wesen sowohl wie aus ihrer Unterhaltung ging hervor, daß sie der höhern Sphäre angehörte, und dabei sprach sie mit einer Naivität, die ihrer Schönheit einen wunderbaren Nimbus verlieh.“

„O, sie muß wohl ihre Naivität bewahrt haben, da sie den Telemaque lesen konnte!“ rief der Graf mit einem Anfluge von Ironie. „Ueber das kindliche Gemüth!“

„Spotten Sie nicht, Graf!“ sagte Dermont ernst. „Unsere Salondamen, die von modernen Romanen sprechen, die sie lesen, von Corneille, Racine, Goethe und Schiller, die sie nicht lesen,

diese Damen, behaupte ich, kokettiren nur mit der Bildung, während hier wirklich ein Schatz von Kenntnissen vorhanden ist."

„Also eine gelehrte Dame!"

„Auch das nicht. Sagen Sie, eine denkende, eine fühlende Dame."

„Und zu allen diesen Ansichten sind Sie durch die kurze Unterredung gekommen?"

„Hören Sie weiter, und bilden Sie sich nicht vorschnell ein Urtheil, vielleicht schildert meine Begeisterung falsch oder mit zu grellen Farben. Ich begleitete sie also durch den einsamen Theil des Parks, dessen Schlangenwege ihr bekannt sein mußten, denn sie führte mich zu der Fontaine. Hier trat uns eine elegant gekleidete, bejahrte Frau entgegen, die auf meine Begleiterin gewartet hatte. Die beiden Damen grüßten sehr artig, dann verließen sie mich. Ich glaubte zu bemerken, daß die jüngere tief erröthete, als ich bei dem Abschiedsgruße einen bedeutungsvollen Blick auf sie warf. Es würde verletzend gewesen sein, wenn ich meine Begleitung hätte fortsetzen wollen. Ich blieb bei der Fontaine, und sah den Damen nach, bis sie in der nächsten Krümmung des Wegs verschwanden. Graf, erlassen Sie mir die Beschreibung des Eindrucks, den das göttliche Geschöpf auf mich ausgeübt hatte. Welch' ein Contrast lag zwischen ihr und Mathilde! Mir war, als ob ich jetzt erst eine wahrhaft schöne Frau gesehen hätte. Träumend ging ich zur Hauptallee zurück. Da fuhr ein eleganter offener Wagen an mir vorüber — die beiden Damen saßen darin. Unwillkürlich blieb ich stehen und zog ehrerbietig den Hut. Mein Engel aus der Eremitage nickte so freundlich mit dem Kopfe, als ob er mir nicht genug für den kleinen Dienst danken konnte, den ich ihm geleistet hatte. Dies Alles hielt ich für ein günstiges Zeichen, und ich beschloß, der Schönen nachzuforschen. Am folgenden Tage war ich um dieselbe Stunde wieder in dem Parke. Leise schlich ich mich zu der Eremitage und lauschte durch eins der goldgelben Fenster. Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht — die Schöne saß wieder auf der Bank und las im Telemaque."

„War sie allein?"

„Nein. Ihr gegenüber saß die bejahrte Frau und schlief. Heute war die Leserin einfach in Weiß gekleidet, und da sie den Hut neben sich gelegt, konnte ich den Kopf deutlich beobachten. Das gelbe Licht, das das Fenster erschuf, hatte einen Heiligenschein um das Madonnenhaupt gezogen."

„Dermont, ich erlasse Ihnen die Beschreibung — fahren Sie fort."

„Trotzdem mir das Herz gewaltig pochte, hielt ich es dennoch für einen Raub an mir selbst, wenn ich das Anschauen dieses überirdischen Tableaus unterbrechen wollte. Tausend Gedanken durchkreuzten meinen brennenden Kopf, und ich war selbst eitel genug zu glauben, daß die Leserin meinetwegen ihren Platz heute wieder gewählt habe. Einer Dame wie ihr, sagte ich mir, kann es sicher nicht an einem Garten fehlen, in dem sie, ohne sich der Störung auszusetzen, sich der Lectüre des Telemaque hingeben kann. Warum wählt sie diese Eremitage, die jeder Spaziergänger betreten kann?"

„So hätte auch ich philosophirt!" meinte lächelnd der Graf. „Und haben Sie sich getäuscht?"

„Urtheilen Sie. Nach zehn Minuten erwachte die Schläferin, die Leserin setzte ihren Hut auf, erhob sich, und ließ zu meinem Erstaunen das Buch auf der Bank zurück."

„Glauben Sie, daß man Ihre Anwesenheit bemerkt hat?"

„Nein, denn ich näherte mich sehr leise, und so lange ich lauschte, hat die Leserin keinen Blick von dem Buche abgewendet. Trotzdem aber nahm ich an, daß sie von einer Absicht geleitet ward, und in dieser Voraussetzung trat ich ihr an der Treppe der Eremitage keck entgegen. Ihr ganzes Gesicht flammte auf, als sie mich erblickte. Nachdem wir einige Schritte gegangen waren, fragte die Aeltere: „„Wo hast Du das Buch?"" — „„Mein Gott, ich habe es schon wieder vergessen!"" rief sie in einer grenzenlosen Verwirrung, und wollte zurückkehren. Sie können sich denken, daß ich ihr zuvor kam und den Telemaque mit einer Miene zurückbrachte, die durchaus meine Ansicht über die Vergeßlichkeit nicht verrieth. Wir sprachen von Fenelon, von der klassischen und von der modernen Literatur, und die unbekannte Schöne legte Ansichten an den Tag, die mich mit Erstaunen erfüllten. So hatte Mathilde nie gesprochen. Und dabei war sie sich so wenig der Macht ihrer Reize bewußt, daß sie nur schüchtern ihre geistreichen Behauptungen aufzustellen wagte. An der Fontaine nahm sie in derselben Weise Abschied, wie Tags zuvor. Ich ging nach der Hauptallee, und dort sah ich ihren Wagen wieder vorüberrollen. Wir grüßten wie das erste Mal. Mathilde war vergessen, aber um meine Ruhe war es geschehen. Die beiden folgenden Tage hatte sich regnerisches Wetter eingestellt; ich ging zur Eremitage, fand aber meine Schöne nicht. Es kam wieder gutes Wetter, aber die Leserin blieb aus. Ich bekenne, daß ich eine qualvolle Zeit durchlebte. Zu Fuß und zu Pferde durchstrich ich die Straßen und Promenaden, ich besuchte das Theater — nirgends fand ich eine Spur von meiner Unbekannten. Auf meinen Wanderungen trug ich ein Billet bei mir, daß ich ihr zustecken wollte, im Falle ich sie an einem Orte wiederfinden sollte, wo ich mich ihr nur flüchtig nähern konnte. In diesem Billet bat ich sie um eine Unterredung in der Eremitage; aber leider ist es mir noch nicht gelungen, das Papier an die Leserin zu befördern, deren Namen ich nicht einmal kenne."

„Und Sie haben sie bis jetzt auch nicht wieder gesehen?" fragte der Graf.

„Gesehen, aber nicht gesprochen. Täglich, kurz vor zwölf Uhr, fährt sie mit ihrer alten Begleiterin durch den Park, und ich hoffe, daß sie auch heute wieder kommen wird. Die Besuche in der Eremitage hat sie eingestellt. Vorigen Sonntag war ich zu Pferde hier. Ich folgte dem Wagen, der im raschen Trabe fuhr; natürlich in einiger Entfernung, um kein Aufsehen zu erregen. Die elegante Droschke verließ die Stadt, bog in eine Straße blühender Hecken, und hielt vor einem kleinen reizenden Landhause. In dem Augenblicke, als ich vorüberritt, stieg sie aus; ich grüßte und sie dankte. So stehen die Sachen, und vergebens warte ich auf die Gelegenheit, um eine Annäherung zu bewirken; dann aber soll mich Nichts abhalten, mich unumwunden zu erklären."

Die beiden Männer setzten in der großen Allee ihren Spaziergang fort, es schlug zwölf, aber kein Wagen war zu sehen. Der Graf theilte dem Freunde die Erscheinung des Blumenmädchens mit und schilderte den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte.

„Das ist seltsam!" rief Dermont. „So schmachten wir Beide für unbekannte Schönheiten! Aber Sie sind glücklicher als ich, die Marquise wird den Eindruck bald verwischen, während ich —"

„Während Sie hoffen dürfen, Ihr Ziel zu erreichen. Nach der Beschreibung ist Ihre Schöne eine Dame von Stand und Bildung — wer wird mein Blumenmädchen sein?"

Dermont ward nachdenkend, denn die Zeit war so weit vergerückt, daß er auf das Wiedersehen seiner Schönen für heute verzichten mußte. Am Ausgange des Parks trennten sich die Freunde. Der Graf schlug den Weg nach St. Gudula ein, um die Rückkehr der Prozession zu erwarten. Ohne Mühe gelangte er in das Gotteshaus, denn die große Menge hatte sich bereits verlaufen. In der Vorhalle trat ihm Adam entgegen. Er zog ihn bei Seite und flüsterte:

„Was hast Du erfahren?"

„Bis jetzt nichts; aber es sind alle Einleitungen getroffen, daß ich Ihnen diesen Abend sichere Nachricht geben kann."

„Wo befindet sich das Mädchen?"

„Folgen Sie mir!"

Adam führte seinen Herrn, der vor Ungeduld brannte, in das Innere der Kirche. Vor einem der Seitenaltäre lag das Blumenmädchen auf den Knien und betete. Zwar hatte sie ihm den Rücken zugewendet, aber an den edeln Formen, an dem von Locken umflossenen Madonnenköpfchen, an der ganzen Haltung des anmuthigen Körpers erkannte er sie auf den ersten Blick wieder. George nahm einen Platz ein, der ihm erlaubte, das Gesicht der Betenden zu beobachten. Es lag etwas unaussprechlich Heiliges in der Erscheinung des jungen Mädchens, das den zur romantischen Schwärmerei geneigten Grafen mit einem ihm bis jetzt noch unbekannten Gefühle erfüllte. Er hatte manche Schönheit gesehen, aber keine, die so rührend zum Herzen sprach, wie diese. Plötzlich bemerkte das junge Mädchen, daß es beobachtet wurde. Verwirrt blickte sie zu Boden und entblätterte eine Rose, die sie in den zarten, wie aus Wachs geformten Fingern hielt. Sie hatte ohne Zweifel denselben Mann wieder erkannt, dessen besonderer Aufmerksamkeit sie auf dem Marktplatze ausgesetzt gewesen war. Noch eine Minute blieb sie in ihrer Stellung, dann erhob sie sich und schwebte wie eine Lichtgestalt die Bogenhalle entlang. Mechanisch folgte der

Graf, als ob er durch eine wunderbare Macht dazu gezwungen würde. Die Schöne wählte einen Seitenausgang, und hier stand eine Magd, die ihr einen leichten Mantel und einen runden Strohhut reichte. Während sie sich damit bekleidete, entstand ein Gedränge von Landleuten und Arbeitern an der Thür, denn die Messe war zu Ende. Auch der Graf ward mit fortgerissen, und in der Vorhalle, wo sich Aller Hände nach dem Weihbecken ausstreckten, entstand ein so arges Getümmel, daß mehrere Frauenstimmen laut um Vorsicht baten. George sah, wie das arme Blumenmädchen sich zwischen einem Dutzend jener rohen Fabrikarbeiter befand, die selbst die Heiligkeit des Ortes nicht abhielt, dem zarten Wesen verletzende Aufmerksamkeiten zu erweisen; es entstand ein lautes Gemurmel, und jeder wollte der Ritter des schönen Mädchens sein. Mit kräftigen Armen bahnte sich der Graf einen Weg, und schon im nächsten Augenblicke hatte er die Bedrängte erreicht. Wie eine Schutzwehr stellte er sich vor das zitternde Mädchen.

„Zurück!“ rief er befehlend.

Murrend und höhnisch lachend gingen die bärtigen, rauhen Gesichter an ihm vorüber. Keiner wagte es ferner, die Hand auszustrecken. Der Strom verlief sich, und bald war George mit seiner Beschützten allein in der Vorhalle. Mit dem Anstande eines Cavaliers ergriff er das Weihbecken und präsentirte es dem jungen Mädchen. Zitternd benetzte sie die kleine Hand mit dem geweihten Wasser und besprengte Gesicht und Brust, indem sie sich fromm bekreuzte. Aber wie sie zitterte auch der junge Mann, denn er hatte ihr in das große himmelblaue Auge gesehen, dessen wunderbarer Blick ihm tief in die Seele drang. Erröthend verneigte sie sich, um ihren Dank abzustatten. In diesem Augenblicke erschien die Magd, der sie leise Auftrag gab, einen Fiaker zu holen.

„Ich bedauere das Mißgeschick, das Ihnen die Feier des Festes trübte,“ sagte George höflich. „Der Pöbel umwogt noch die Kirche — ich bitte um die Erlaubniß, Sie bis zum Wagen begleiten zu dürfen.“

„Die Verlegenheit zwingt mich, Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen!“ flüsterte sie verwirrt.

„Wie glücklich preise ich mich, daß es mir vergönnt war, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten.“

Sie legte ihren Arm in den dargebotenen des Grafen. Beide traten aus der Kirche auf den Platz. In einiger Entfernung stand die Magd und unterhandelte mit einem Fiaker. Der Graf war gewandt in der Unterhaltung mit Frauen; hier aber hatte sich eine seltsame Befangenheit seiner bemächtigt. Trotzdem ihre einfache Toilette und der Dienst, den sie bei der Prozession geleistet, eine gewöhnliche bürgerliche Herkunft verriethen, so lag dennoch in ihrem ganzen Wesen ein wunderbares Etwas, das mit ihrer äußern Erscheinung im Widerspruche stand. Die wenigen Worte, die sie gesprochen, bekundeten einen Takt, der nur Damen von hoher Bildung eigen zu sein pflegt. Schweigend hatte man den Fiaker erreicht. Das Blumenmädchen zog leise den Arm zurück und dankte noch einmal durch eine graziöse Verneigung. George faßte Muth, bemächtigte sich zart ihrer niedlichen Hand, die von keinem Handschuhe bedeckt ward, und drückte einen Kuß darauf, ohne daß sie versuchte, es zu verhindern. Dann sprang sie leicht in den Wagen, und die Magd setzte sich zu ihr. In dem Augenblicke, als George den Schlag schloß, bemerkte er, daß Adam sich neben den Kutscher auf den Bock schwang. Zufrieden mit der List des schlauen Dieners sah er dem davoneilenden Wagen einige Augenblicke nach, dann trat er den Weg zu seiner Wohnung an.

Die erotischen Gefühle seiner Brust wurden auf kurze Zeit durch einen Brief verscheucht, den er auf seinem Tische vorfand. Folgende Zeilen waren es, die den poetischen Liebhaber an die traurige Prosa des Lebens erinnerten:

„Herr Graf!

„Dringende Familienverhältnisse zwingen mich, morgen früh Brüssel zu verlassen. Da ich nicht weiß, wann oder ob ich überhaupt zurückkehre, werden Sie es begreiflich finden, daß ich Ihren Wechsel über zehntausend Francs, der schon seit acht Monaten abgelaufen ist, nicht mit mir nehmen kann. Demnach sehe ich mich genöthigt, meine Nachsicht abzukürzen und Sie zu bitten, bewußten Wechsel heute noch einzulösen. Mein Rechtsanwalt, den Sie kennen, ist beauftragt, Ihnen das Papier gegen Zahlung auszuliefern. Nur die Rücksicht auf Ihre Ehre konnte mich abhalten, das Papier gewissen andern Händen zu übergeben. Einer weitern Andeutung bedarf es wohl nicht, um Sie an die Erfüllung Ihrer Pflicht zu mahnen. Daß Sie sich der vielleicht zu ergreifenden strengen Maßregel durch die Flucht entziehen, fürchte ich nicht, Ihre gräfliche Ehre, die ich bisher so großmüthig schonte, bürgt mir dafür.

Lord Darnley.“

Der Graf erbleichte, und das Papier zitterte in seiner Hand. Der Wechsel mußte bezahlt werden, denn nicht nur seine Ehre, auch seine persönliche Sicherheit schwebte in Gefahr. Wir erinnern den Leser an Dermont's Andeutungen über den Lord, der in dem Grafen seinen begünstigten Rivalen bei der Marquise von Beaulieu erblickte. George war ein armer Graf, außer einer kleinen Rente, die ihm nur ein bescheidenes Leben erlaubte, hatte er keine Einkünfte. Die Marquise, eine junge kokette Wittwe von großem Vermögen liebte George, und wenn er diese Liebe auch nicht so heiß erwiederte, so hatte er dennoch das zärtliche Verhältniß unterhalten, weil bei seinen beschränkten Vermögensverhältnissen eine Heirath mit ihr wünschenswerth erscheinen mußte. Anfangs hatte ihn die Eitelkeit zu einer Annäherung an die Wittwe getrieben, die man allgemein feierte, und später, als er sich in dem Besitze ihrer Gunst sah, war seine Liebe nicht frei von Eigennutz geblieben. Der freundschaftliche Umgang mit dem Lord, der um diese Zeit in Brüssel erschien, hatte ihm Gelegenheit zu der Anleihe geboten, und er hatte sie benutzt, weil ihn seine Schulden drängten, die durch den Besuch der höchsten aristokratischen Zirkel, in denen sich die Marquise bewegte, entstanden waren. George selbst hatte den Lord bei der Marquise eingeführt, der Engländer schwärmte für die Königin der Salons, und als er sah, daß der arme Freund den Sieg davon trug, war die erste Spannung eingetreten, die sich vergrößerte, da der Lord nicht selten mit seiner Niederlage geneckt wurde. Er prahlte nun mit seinem enormen Vermögen, und suchte durch Verschwendung zu imponiren. Je höher der Graf in der Gunst der Marquise stieg, je tiefer setzte ihn der Stolz des gekränkten Lords herab. Die Wechselangelegenheit blieb zwar Geheimniß, aber die Feindschaft Darnley's trat immer offener hervor. George, dem ein gewisser Grad von Leichtsinn nicht abzusprechen war, hatte auf eine Befriedigung seiner Gläubiger durch die Heirath gerechnet, deren Beschleunigung nur von ihm abhing, da ihn die Marquise mit einer überspannten Zärtlichkeit liebte. Daß Darnley, der ihn haßte, mit aller Strenge verfahren würde, ließ sich nicht bezweifeln, und welch ein Triumph mußte es für den Engländer sein, wenn er seinen Nebenbuhler in das Schuldgefängniß führen lassen konnte. Die Marquise war abgereist, und wäre sie auch noch in Brüssel gewesen, hätte er es wagen dürfen, Geld von ihr zu fordern? Würde er sich von ihr nicht völlig abhängig gemacht haben? Und jetzt, wo er ein Mädchen gesehen, für das er in Bewunderung und Liebe erglühte?

Der Schlag mußte abgewendet werden; aber woher sollte er in so kurzer Zeit die erforderliche Summe nehmen? Da fiel ihm Dermont ein, der zwar ebenfalls nicht reich war, aber stets so sparsam lebte und in dem Rufe eines pünktlichen Mannes stand, daß er gewiß helfen konnte. Er eilte nach seiner Wohnung und traf ihn an. In wenig Worten theilte er ihm die Angelegenheit mit.

„Sie sind mein Freund, Dermont,“ schloß er, „und da Sie mir diesen Morgen das Geheimniß Ihres Herzens anvertraut haben, nehme ich keinen Anstand, mit Ihnen meine Ehrensache zu berathen.“

Dermont reichte ihm lächelnd die Hand.

„Es wäre eine Schande für unsern Adel,“ sagte er, „wollten wir dem Engländer gestatten, daß er die Macht seines Geldes und seines Hasses eins der Mitglieder desselben fühlen ließe. Sie sind mein Freund, Graf, und da ich weiß, daß Sie dereinst zurückzahlen können, so verwende ich meinen Credit, um Ihnen heute noch die Summe zu schaffen. Ehe zwei Stunden verflossen, werde ich in Ihrer Wohnung sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Gallileo Galilei.

Gallileo Galilei, geboren am 15. Februar 1564 zu Pisa, gestorben am 8. Januar 1642 zu Florenz, war ein berühmter Mathematiker und Physiker. Er war der Erste, welcher die Gesetze des Falles der Körper entdeckte, und der Erfinder des Fernrohres. Mit diesem Instrumente machte er viele Entdeckungen am Himmel, z. B. die Entdeckung der Jupitersmonde, der Sonnenflecken, der Mondberge, der Phasen der Venus, der Ringgestalt des Saturn, der Milchstraße. Er lehrte, daß die Erde sich um die Sonne bewege, und daß sie eine Kugel sei. Dafür mußte er vor dem Inquisitionsgerichte zu Rom erscheinen, und da er seine Lehre nicht widerrufen wollte, wurde er in den Kerker geworfen. Nach einiger Zeit ward er wieder entlassen, mußte aber seine Lehre widerrufen. Er soll nachher gesagt haben: „Und sie bewegt sich doch!“ Er starb in Arcetri, wo sein Grab sich befindet.

Aber des tödtenden Buchstabens Knechte
Scheuen des Geistes lebendiges Licht,
Und, mit dem Bannstrahl in drohender Rechte,
Mahnet den Denker das Ketzergericht:
„Sprich, wie die Schrift es spricht:
Nein, sie bewegt sich nicht! —
Oder Du mögest Dein Leben beenden
Tief in des Kerkers umnachtenden Wänden,
Glaubst Du es immer noch:
Ja, sie bewegt sich doch!"

Als durch der Kerkernacht fressende Uebel
Endlich dem Greise die Manneskraft brach,
Spricht er's — die Hand auf geschändeter Bibel —
Bebend und stammelnd den Peinigern nach,
Wie es der Buchstab spricht:
„Nein, sie bewegt sich nicht!"
Doch weil die Schrift, an dem Himmel geschrieben,
Tief in dem Herzen ihm stehen geblieben,
Knirschen die Zähne noch:
„Und sie bewegt sich doch!"

Wahrheit! Du mußt deine Märtyrer haben;
Ohne sie winket dir nimmer der Sieg! —
Als man den Dulder schon lange begraben,
Lange sein Mund, der begeisterte, schwieg,
Und nun kein Mensch mehr spricht:
„Nein, sie bewegt sich nicht!" —
Kündet ein Denkmal am heiligen Orte: *
Wahrheit, du siegst! — Und es huldigt dem Worte
Selber die Kirche noch:
„Ja, sie bewegt sich doch!"

Fesselt die Erde in zwängende Schranken!
Greifet der Zeit in das rollende Rad!
Bindet die Flügel der kühnen Gedanken!
Haltet die Menschheit auf strebendem Pfad! —
Thörichter Blödsinn spricht:
„Erde, beweg' dich nicht!" —
Nimmermehr zwingt ihr sie, stille zu stehn!
Vorwärts und vorwärts wird ewig sie gehn!
Hindert und hemmet noch —
Und sie bewegt sich doch!

G. H—r.

* Zu Ehren Galilei's wurde 1737 — fünfundneunzig Jahre nach seinem Tode — in der Kirche Sta. Croce zu Florenz ein prächtiges Denkmal errichtet.

Handwerker-Briefe.*

Nr. 1.

Sie wünschen von mir genaue Auskunft über die in Delitzsch, Eilenburg, Braunschweig, Wolfenbüttel und verschiedenen andern Städten zur Hebung des Handwerkerstandes und Kleingewerbes bestehenden volkswirthschaftlichen Vereine, weil sich auch in Ihrem Orte das Bedürfniß dazu immer dringender herausstellt. Ich bin um so mehr zur Erfüllung Ihres Wunsches bereit und im Stande, als ich mich mit dem Geist und der Einrichtung dieser Vereine erst neuerlich viel beschäftigen mußte, indem es galt, auch in unserm Städtchen einen Vorschußverein zu gründen, der mit Anfang dieses Monats, ganz nach dem Muster des Delitzscher, seine Wirksamkeit eröffnet hat.

Ohne Sie mit gelehrten Auseinandersetzungen ermüden zu wollen, muß ich doch vor allen Dingen über den volkswirthschaftlichen Standpunkt, die leitenden Grundsätze, welche bei Einrichtung jener Vereine inne gehalten sind, so viel im Allgemeinen vorausschicken, als zum Verständniß der ganzen Organisation, sowie der erzielten Resultate unerläßlich ist. Dabei lassen Sie uns einen unbestrittenen Erfahrungssatz als Ausgangspunkt wählen. Es ist der allseitig anerkannte charakterische Zug der neuern Industrie, daß sie mehr und mehr die Naturkräfte sich dienstbar zu machen, dieselben für ihre Arbeitszwecke auszubeuten sucht, und so der Thätigkeit des Menschen jene gewaltigen Mächte zugesellt, welche die Produktivität seiner Arbeit bis in das Unendliche steigern. Bei den ungemeinen Fortschritten der letzten Jahrzehnte auf naturwissenschaftlichem wie auf technischem Gebiet, greift diese Tendenz immer reißender um sich, und bringt es nothwendig mit sich, daß der vereinzelte, nur auf seine Hand angewiesene Arbeiter nicht Stand zu halten vermag, daß der lohnende Betrieb sich mehr und mehr in großartige Etablissements concentrirt. So geht dem Kleingewerbe, dem Handwerk ein Nahrungszweig nach dem andern verloren und in den fabrikmäßigen Betrieb über. Gegen diesen Gang der Dinge ankämpfen zu wollen, ist eben so widersinnig als vergeblich, da derselbe mit dem Fortschritt menschlicher Kultur überhaupt nothwendig zusammenhängt, und seine wohlthätigen Wirkungen für die Gesellschaft im Ganzen nicht bestritten werden können, weil auf diese Weise die zur Nothdurft und Annehmlichkeit des Lebens erforderlichen Güter immer wohlfeiler beschafft und also einem immer größeren Kreise von Konsumenten zugänglich gemacht werden können. Freilich leiden unter solchen Uebergangsperioden ganze Klassen von Producenten, welche die alte, erlernte Betriebsweise verlassen und in neue, ungewohnte Bahnen einlenken sollen. Allein, wenn einmal das Festhalten des Alten auf die Dauer zur Unmöglichkeit wird, so kommt es vor Allem darauf an, den einzigen Rettungsweg so bald als möglich einzuschlagen, ehe der letzte Rest von Kraft dazu in völliger Verkommenheit schwindet. Dies kann aber nicht anders geschehen, als daß man sich dem Fortschritt anschließt, daß man, anstatt gegen jene unwiderstehlichen Mächte anzukämpfen, sie sich verbündet, die eigene, schaffende Hand durch sie verstärkt, anstatt dieselbe im ohnmächtigen Entgegenstemmen von ihnen zermalmen zu lassen.

Nun gehört aber zu diesem Einlenken mehr als die bloße Einsicht und der Wille. Da bedarf man zur Produktion in größerem Maßstabe allerhand Vorrichtungen und Anstalten, als Maschinen, Instrumente, Gebäude ꝛc., die mehr oder weniger kostspielig sind. Weiter gehört ein Geschäftsbetrieb dazu, der alle kaufmännischen Vortheile benutzt. Da gilt es, sich weitere Absatz- und Bezugs-Märkte zu öffnen, die rechten Zeiten und Konjuncturen abzupassen, besonders im Großen und Ganzen, mit Vermeidung der Detailhändler, das Rohmaterial anzuschaffen, und zu alledem gehören wiederum beträchtliche Geldmittel. Kurz, es liegt in dem angedeuteten Sachverlaufe, daß zu einem lohnenden Gewerbbetriebe je länger jemehr Kapital erfordert wird, daß Jemand ohne bedeutende Mittel immer weniger die Möglichkeit des Bestehens vor sich sieht. In richtiger Würdigung dessen haben daher der Großhandel und die Fabrikindustrie zu dem Institut der Banken ihre Zuflucht genommen, welche, theils aus öffentlichen Fonds, theils durch das Zusammenschießen von Privatkapitalien gegründet, dem Einzelnen die nöthigen Mittel vorschießen. Dagegen fehlte es gerade denen, welchen eine solche Hülfe am Meisten Noth thut, dem Handwerker und Kleingewerbe, bisher durchaus an solchen ihnen zugänglichen Instituten. Auch läßt sich nicht leugnen, daß, wie die Sachen stehen, die Organisation des Kredits in einer dem Bedürfniß dieser Klassen entsprechenden Weise mannigfache Schwierigkeiten bietet. Und hier sind wir eben bei der Aufgabe angekommen, welche sich die erwähnten Vereine gestellt haben. Obschon sie nämlich die Sache von verschiedenen Seiten aus in Angriff nehmen, laufen sie doch sämmtlich darauf hinaus:

daß sie den Handwerkern und kleinen Gewerbtreibenden so viel wie möglich die Vortheile eines angemessenen Kapitals bei ihrem Geschäftsbetriebe zu sichern, und sie namentlich in den Be-

* Bei der Wichtigkeit der jetzt in vielen preußischen, hannöverschen und andern Städten sich organisirenden „Vorschußvereine für Handwerker" werden diese Mittheilungen aus der Feder eines bekannten Nationalökonomen unsern Lesern und darunter besonders dem verehrlichen Handwerkerstand sehr willkommen sein.

Die Redaktion.

Bei Ausführung der Arbeiten ist auf die Bestimmungen der Unfallverhütungsvorschriften der Berufsgenossenschaft der Feinmechanik und Elektrotechnik, Fachgruppe Elektrowärme, Ausgabe Januar 1967, zu achten.

Die Arbeiten dürfen nur von Personen ausgeführt werden, die mit den Gefahren des elektrischen Stromes vertraut sind.

Vor Beginn der Arbeiten ist der Ofen spannungslos zu machen und gegen Wiedereinschalten zu sichern.

Nach Beendigung der Arbeiten ist der Ofen wieder in den ursprünglichen Zustand zu versetzen.

Der Ofen in Betrieb

Vor Inbetriebnahme des Ofens ist zu prüfen, ob die Anschlußleitungen richtig angeschlossen sind.

Der Ofen darf nur an Steckdosen mit Schutzkontakt angeschlossen werden.

Der Ofen darf nur an Wechselstrom angeschlossen werden.

Der Ofen darf nur an Steckdosen angeschlossen werden, die mit einer Sicherung von 16 A abgesichert sind

und Hunderte von Menschen steigen auf und ab und leeren und füllen Körbe und Säcke und lassen so jeden Morgen des ganzen Jahres den Mai in neuer frischer Auflage erscheinen und nicht blos der Lenz mit Familie, sondern auch Sommer und Herbst und zwar so, daß die vornehmen Herrschaften immer in der Jahreszeit, wo gewisse Früchte unmöglich erscheinen, dieselben just ganz frisch auf ihren Tafeln in silbernen und goldenen Schalen auftischen können.

Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.

Nr. 4. Ein Kampf mit grauen Bären.

Der graue Bär (Ursus ferox) ist das furchtbarste von allen wilden Thieren, welche den Kontinent von Amerika bewohnen, selbst den Jaguar und den Trugar nicht ausgenommen. Besäße er die Schnelligkeit des Löwen oder Tigers der alten Welt, so würde er auch diese noch übertreffen, denn er ist so stark, wie der erstere und so grausam wie der letztere. Glücklicher Weise überholt ihn jedoch das Pferd, sonst würden ihm noch weit mehr Menschen zum Opfer fallen, als es geschieht. Auch die Büffel, Elenns und das Wild entrinnen ihm leicht, gelingt es ihm aber, sie zu überraschen, so sind sie unfehlbar seine Beute, denn er ist so stark, daß er den stärksten Büffel zur Erde zieht. Er ist so groß wie der Polarbär, dem er auch im Gliederbau am Meisten gleicht, nur hat er längere Ohren, seine Pfoten sind stärker und sein Aussehn ist wilder. Die meiste Kraft besitzt er in den Vorderklauen, die so groß sind, daß ihre Spur häufig 12" lang und 8" breit ist. Sein Gewicht beträgt durchschnittlich 500 Pfund. Sein Fell ist meistentheils bräunlich mit weißen Haaren vermischt, zuweilen aber auch ganz weiß oder gelblich-roth.

Man findet ihn in den Rocky Mountains an den Küsten des nördlichen Eismeeres entlang, durch den ganzen Kontinent bis dahin, wo der Rio Grande die Krümmung nach dem Golf von Mexico macht. In den vereinigten Staaten und Canada hat man ihn nie wild gesehen. Das ist indessen sehr natürlich. Sie sind durchweg bewaldet und der graue Bär liebt den Wald nicht, sondern hält sich lieber in öderen Gegenden unter niedrigem Gesträuch in der Nähe von Strömen auf, wo ihm das Wild zuläuft. Er klettert auch nicht, dazu sind seine kolossalen Klauen zu ungeschickt.

Er ist außerordentlich gefräßig und verschlingt Fisch, Fleisch und Geflügel mit gleicher Begier, und läßt sich nebenbei auch noch Frösche, Eidechsen und anderes Gewürm sowie Larven von Insekten gefallen. Ferner liebt er süße Beeren und ist im Stande, nach Rüben ganze Prärieäcker umzuwühlen. Häufig jagt er den Panther oder ein Rudel Wölfe von ihrer Beute, um sie sich anzueignen.

Die Jagd auf ihn bildet den Höhepunkt aller Jagdthaten in Amerika, und man hört daher natürlich auch allerlei Jagdgeschichten darüber. Für die Indianer ist das Erlegen eines grauen Bären eben so ruhmvoll, wie die Erbeutung eines menschlichen Scalps und sie ziehen zu einer solchen Jagd auch zu ganzen Stämmen aus.

Einer meiner Jagdfreunde wußte eine sehr lustige Geschichte zu erzählen, die ihm auf der Jagd mit einem grauen Bären begegnet war.

Er ging in der Prairie auf die Antilopenjagd und war eben im Begriff, ihnen schußgerecht nahe zu kommen, indem er eine rothe Wolldecke, die er mit sich führte, vor sich ausspreizte und dadurch die Aufmerksamkeit dieser ungemein neugierigen Thiere erregte, als er mit einem Male ein paar Schritt von sich entfernt einen grauen Bären erblickte. Diese Versuchung war zu stark für ihn und er sandte diesem eine Kugel aus der Büchse zu, welche er durch die Decke gesteckt hatte, in der er auch eine Oeffnung für sein Gesicht hatte. Der Bär war nicht hinreichend getroffen und brüllte daher nun wüthend auf und kam auf den frechen Schützen zugelaufen. Schon hielt sich dieser für verloren, als ihm einfiel, daß er einmal gesehen, wie die Spanier die wüthendsten Stiere durch Ueberwerfen eines rothen Tuches zum Stehen bringen. Er beschloß daher, das Gleiche zu thun und warf dem Bären, als er nahe genug war, die Decke solcher Gestalt über den Kopf, daß dieser durch die Oeffnung kam, und drückte sich dann schnell unter ihm weg, um nach einem Baum zu entfliehen, den er vorher in's Auge gefaßt hatte. Erst nachdem er ein paar hundert Schritte gelaufen war, wagte er es, sich umzusehen. Da bot sich ihm ein urkomisches Schauspiel dar. Der Bär wollte ihm fortwährend folgen, konnte aber der Decke wegen nicht, und zerrte und zauste an dieser voller Wuth, ohne sie loswerden zu können. Als mein Freund dies sah, änderte er seinen Entschluß, lief rasch in das Lager zu seinen Gefährten und warf sich auf sein Pferd, um zu dem Bären zurückzueilen und ihm eine bessere Ladung zu ertheilen. Er fand ihn auch noch ziemlich auf derselben Stelle, aber jetzt hatte er die Wolldecke schon zu lauter Fetzen zerrissen, die ihm nachschleppten, wenn er sich bewegte. Er überholte ihn leicht und sandte ihm eine Kugel in's Gehirn, die ihm den Garaus machte.

„So lustig ist die Geschichte nicht, die ich auf der Jagd mit grauen Bären erlebte," begann darauf ein Kapitain, der zu unserer Gesellschaft gehörte, „aber vielleicht ist sie nicht minder lebendig und interessant. Ihr wißt, ich habe einmal nebst einigen Gefährten eine Zeit lang mit Indianern gejagt. Auf dieser Parthie, in den Bergen von Santa Fé war es, wo mir mein Abenteuer aufstieß. In einem tiefen Thale, wo wir über Nacht unser Lager aufgeschlagen hatten, wurden wir vom Schnee überfallen und als wir des Morgens ausziehen wollten, sahen wir nichts als eine ungeheure Schneefläche vor uns. Auch die steilen, wohl 200 Fuß hohen Berge, welche das Thal einschlossen, waren ganz mit Schnee und Eis bedeckt. An ein Vorwärtsgehen war unter diesen Umständen nicht zu denken, wir mußten im Lager bleiben. Dieses war auf einem kleinen Plateau errichtet, das durch einige Fichten vor dem Winde geschützt war, die uns zugleich Brennmaterial lieferten. So weit befanden wir uns ganz wohl, aber bald gingen unsere Vorräthe aus und wir waren zwei, drei Tage lang ohne Nahrung. Männer und Frauen saßen in düsterer Verzweiflung um die Feuer und kauten an den Stückchen Leder, die sie noch auftreiben konnten, bis sie zuletzt die Sohlen ihrer Mocassins dazu nahmen. Es war ein trauriger Anblick. Wir Andern streiften ab und zu in der Nähe des Lagers umher, irgend etwas Eßbares zu entdecken, aber immer vergebens. Endlich sahen wir einen Indianer auf seine Kniee fallen, und hastig den Boden mit der Axt aufwühlen. „Was ist das?" riefen fast Alle zugleich in seiner Nähe. „Yam-Yam! Yam-Yam!" rief er freudig aus, indem er rastlos weiter hieb.

„Wahrhaftig, der Indianer hat Recht, es ist die Manna-Wurzel," sagte der deutsche Doctor, der uns als Naturalist begleitete, indem er einige Blätter in die Höhe heb. — Auch ich erkannte diese als zu dem wunderbaren Convolvulus, Iponea lentophylla gehörig, dessen Wurzel Manna-Wurzel heißt, weil sie ungefähr die Gestalt eines solchen hat.

Nach ein paar Minuten waren ein halbes Dutzend Leute damit beschäftigt, zu hacken.

„He," rief ihnen darauf der Doctor zu, „seid keine Narren! Das heißt blos Zeit verschwenden. Macht ein tüchtiges Feuer über der Stelle, dann bekommen wir die Wurzel gleich getrocknet. Das leuchtete Allen ein und es wurde ein mächtiges Feuer angezündet, um das sich Alle herumsetzten, um darüber zu kalkuliren, ob die Wurzel ausgewachsen und ein „fettes altes Thier" sein werde.

Da krachte es mit einem Male über unsern Köpfen, als wäre ein hohler Baum umgestürzt. Wir sahen auf und erblickten einen großen Gegenstand — ein Thier, das sich einen Weg bahnte und dann geradewegs auf die Klippe zulief und sich dann kopflings von dieser hinabstürzte. Es gab einen lauten Fall, aber schnell sprang das Thier auch wieder auf und stand auf allen Vieren. Es war ein Büffel und sämmtliche Jäger brachen in ein lautes Hurrah aus. Für einen Moment waren beide Parteien — die Jäger und der Büffel, gleich überrascht, und der letztere blickte uns ganz verwundert an, aber dies dauerte auch nur einen Augenblick, dann rannte er, mit dem Horn gegen die Erde, wüthend vorwärts, um durch unsre Plattform zu brechen. Wir hatten aber auch schon unsre Büchsen ergriffen und sowie er durchbrach, krachten mehrere Schüsse und noch andere folgten ihm. Ein Blutstrom

bezeichnete seinen Lauf, nichts desto weniger stürmte er aber fort, der Thalebene zu. Ein Theil von uns folgte ihm natürlich wie hungrige Wölfe und nach ungefähr fünfzig Schritten fanden wir ihn verendet am Boden liegen.

Jauchzend gaben wir dies unsern Kameraden kund und singen an, ihn triumphirend nach dem Lager zu ziehen, da traf uns plötzlich ein gellender Ruf und wilder Schrei von der Plattform aus, und wir hörten die Weiber kreischen. Schnell rannten wir zurück, um zu sehen, was es gäbe.

Da bot sich uns ein Anblick dar, der auch den Muthigsten erbeben machen konnte. Unsere Jäger, die Indianer und die Weiber rannten wild durcheinander, stießen halb wahnsinnige Schreie aus und zeigten nach oben, denn da standen am Rand der Klippe — entsetzlich — die furchtbaren Ungeheuer des Gebirges — die grauen Bären!

Es waren ihrer fünf, die wir sehen konnten, wie viele mochten noch dahinter sein. Fünf genügten, unsere ganze Gesellschaft zu zerreißen, eingeengt und matt vor Hunger wie wir waren.

Sie hatten den Büffel bis an die Klippe verfolgt, und auch sie hatte offenbar der Hunger getrieben. Zwei von ihnen krochen schon an dem Rande umher und suchten offenbar nach einer Stelle, wo sie hinabsteigen konnten. Die andern drei standen auf ihren Hinterbeinen aufrecht da und manövrirten mit ihren Vorderpfoten in furchtbar komischer menschenähnlicher Pantomime.

Uns war indessen gar nicht lächerlich zu Muthe. Jeder hatte zu seiner Waffe gegriffen, und wer vorher seine Büchse abgeschossen hatte, beeilte sich, sie zu laden.

„Um des Himmels willen, schießt noch nicht," rief Einer der Unseren, ein alter Trapper, aus, indem er die Büchse eines der Indianer zurückhielt.

Die Vorsicht kam aber schon zu spät. Ein halbes Dutzend Kugeln sausten schon in die Höhe. Diese brachten ganz die Wirkung hervor, welche der Trapper fürchtete. Die Bären wurden durch die Kugeln in Wuth gesetzt, die sie zwar nicht gefährlich verletzten, aber doch durch ihr Fell drangen. Mit finsterem Geheul kletterten sie jetzt an den Klippen hinab. Jetzt stieg die Scene der Verwirrung zu ihrem Gipfelpunkt. Ein paar Feiglinge liefen davon, sich in dem Schnee zu verbergen. Andere kletterten auf die Fichten.

„Sorgt für die Frauen!" rief der alte Trapper aus. „Ihr feigen spanischen Hunde, wenn Ihr nicht den Muth habt, als Männer zu kämpfen, so steht wenigstens den Weibern bei, zu denen Ihr gehört, Ihr Schufte!"

„Seht Ihr danach, Doctor," rief ich darauf dem Deutschen zu, da auch diesem wohl der Kampf erspart werden konnte, und er that es auch auf's Beste, indem er mit ein paar Spaniern die Weiber zusammentrieb und nach der Stelle geleitete, wo wir den Büffel gelassen hatten.

Die erfahrenen Jäger unter uns wußten, daß Verstecken unter diesen Umständen das schlechteste Mittel gewesen wäre. Die wilden Thiere würden uns einzeln aufgesucht und zerrissen haben. Wir mußten ihnen entgegentreten und mit ihnen kämpfen, das war es, was sich Jeder sagte, und wir beschlossen, dies auch auszuführen.

Wir waren ungefähr zwölf mit den Delawaren und Shawanos. Wir fingen unser Feuer an, während die Bären hinabstiegen, aber unsere Büchsen waren nicht alle in Ordnung, die Kälte hatte unsere Finger erstarrt und der Hunger uns in fieberische Aufregung versetzt. So mochte es wohl kommen, daß kein Schuß eine tödtliche Wirkung übte, sondern die Thiere nur zu größerer Wuth stachelte. Es war ein furchtbarer Augenblick, als der letzte Schuß abgefeuert und die Zahl unserer Feinde noch dieselbe war.

Wir schleuderten unsere Büchsen von uns und griffen zu den Beilen, Tomahawks und Jagdmessern, und erwarteten schweigend unsere gräulichen Feinde.

Wir standen dicht an dem Felsen, und es war unsere Absicht, den ersten Schlag zu thun, sowie die Thiere rücklings die Klippe hinabkämen. Darin täuschten wir uns indessen. Als die Bären noch etwa zehn Schritt von der Plattform waren, stand der erste Bär still und schwankte, ob er hinab sollte als er unsere Stellung sah. Im nächsten Augenblick kamen aber seine Genossen wüthend vor Schmerz auf denselben Felsvorsprung hinabgetaumelt, und mit furchtbarem Geheul stürzten sie sich plötzlich in unsere Mitte.

Jetzt folgte der entsetzlichste Kampf, dem ich je beigewohnt habe. Das Rufen der Jäger, die noch wilder tönenden gellenden Schreie der Indianer, das heisere Brüllen der Bären, das Abprallen der Tomahawks von den Hirnschalen wie von Gestein, das dumpfe Bohren der Jagdmesser und ab und zu das Stöhnen, wenn die furchtbaren Klauen in die Muskeln der mit ihnen Ringenden drangen — Gott, es war eine furchtbare Scene!

Bären und Menschen wälzten sich über die Plattform in wildem Kampf um Leben und Tod, und durch den Schnee rieselten kleine Ströme von Blut. Hier kämpften zwei oder drei gegen einen Feind, dort stand ein tapferer Jäger allein gegen ihn. Mehrere lagen auf dem Boden umher, und jeden Augenblick verringerten die Bären die Zahl ihrer Angreifer.

Ich wurde gleich im Beginn des Kampfes niedergeworfen. Als ich mich wieder aufraffte, sah ich die Bestie auf dem dahingestreckten Körper eines Menschen liegen. Es war Freund Gobé, ein Franzose, ich nahte daher dem Bären und bohrte mein Messer in seine Rippen. Ich stieß, so gut ich konnte, fühlte aber dabei mein Schwäche. Da ließ der Bär den Franzmann los, kehrte sich um und stürzte auf mich los. Ich suchte seinem Anlauf zu entgehen, trat zurück und hielt ihm mein Messer entgegen. Mit einem Male lag ich aber im Schnee, fühlte den schweren Körper über mir, seine Klauen drangen in meine Schulter, der feuchte Athem des Thieres berührte mich, ich wehrte mich mit dem rechten Arm und wir rollten in dem Schnee umher.

Dieser blendete mich, ich fühlte, wie ich durch den Blutverlust immer schwächer wurde, ich rief, aber wer konnte hier zehn Schritt weit hören, dann vernahm ich ein sonderbares Zischen, eine helle Flamme huschte vor meinen Augen vorbei, ich sah etwas wie eine Fackel und es roch wie nach gesengtem Haar. Dann hörte ich Stimmen zugleich mit dem Brüllen des Thieres, die Klauen wurden aus meinem Fleisch gezogen, das Gewicht von mir genommen, ich konnte wieder athmen. Ich stand auf, rieb mir die Augen und sah umher. Ich erblickte Niemand. Ich war in einer tiefen Höhle, die durch unser Umherwälzen entstanden war, aber ich stand allein. Der Schnee war ringsum mit Blut gefärbt. Aber wo war mein furchtbarer Feind? Und wer hatte mich aus seiner tödtlichen Umarmung gerettet? Ich trat vor. Da sah ich eine neue wunderbare Scene. Ein fremd aussehender Mann rann über die Plattform mit einem großen Feuerbrand in der Hand, den er in der Luft schwenkte. Damit jagte er einen Bären, der vor Wuth und Schmerz brüllte und die Klippen zu erreichen suchte. Zwei waren schon halbweges hinauf, denen das Blut aus den Seiten troff. Der verfolgte Bär klomm ihnen nach, um seinem Verfolger zu entgehen, der ihm das Fell zu verbrennen suchte. Darauf machte sich dieser an einen vierten Bären, der mit zwei bis drei schwachen Gegnern stritt. Auch er wurde in einem Nu geblendet und folgte heulend seinen Genossen nach den Klippen.

Der fremde Mann sah sich nach dem fünften um. Er war verschwunden. Niedergestreckte, verwundete Männer lagen überall umher, aber der Bär war nirgend zu sehen. Er war offenbar durch den Schnee entflohen. Verwundert blickte ich den fremd aussehenden Mann an. Er sah Einem von uns gleich und doch war er es nicht. Er war ganz kahlköpfig, kein Härchen war auf seinem Kopf, der wie ein Spiegel glänzte. Man kann sich denken, wie erstaunt ich war, als plötzlich der alte Trapper aufsprang und ausrief:

„Herr Gott, Ihr seid das, Doctor! Drei Cheers für den Doctor."

Jetzt erkannte auch ich ihn. Wahrhaftig, es war unser deutscher Freund, den wir bis dahin alle nur mit braunem Haar gekannt hatten.

„Hier, Doctor, ist Euer Scalp," rief der Trapper aus, indem er ihm seine Perrücke reichte, „aber Himmel Donnerwetter, Ihr habt uns alle gerettet. Kommt, ich muß Euch umarmen!"

Damit ergriff er den braven Deutschen und tanzte mit ihm in wilder Freude umher. Nach und nach erhoben sich nun auch die Anderen und fingen an aufzuthauen. Aber wo war der fünfte Bär? Diese Frage kehrte zunächst immer wieder.

„Da unten läuft er," rief eine Stimme, und gleich darauf sahen wir auch in der Ferne ein Thier sich heftig im Schnee bewegen.

Mehrere luden ihre Büchsen, um ihm zu folgen und ihn womöglich zu erlegen; der Doctor bewaffnete sich mit einem frischen

Kienbrand, aber noch ehe diese Vorbereitungen zu Ende waren, tönte ein eigenthümlicher Schrei zu uns, der unser Blut erstarren machte. Die Indianer sprangen sogleich auf, ergriffen ihre Tomahawks und rannten nach dem Thal. Sie kannten die Bedeutung dieses Schreies — es war der Todesruf eines ihrer Stammgenossen.

Sie liefen denselben Weg entlang, den wir am Morgen gebahnt hatten, und die, welche ihre Büchsen geladen hatten, folgten ihnen. Mit ängstlicher Spannung beobachteten wir sie von der Plattform aus, aber noch ehe sie die Stelle erreichten, sahen wir, daß Alles vorbei war, und wir folgten ihnen schweigend mit den Augen. Endlich kamen sie an. Auch sie standen schweigend still, denn das Loos des Tapferen, der mit dem Bären gerungen hatte, war entschieden. Es war ein Shawano-Krieger, der sein Leben eingebüßt hatte, indem er sein Scalpirmesser dem Bären in's Herz stieß.

Die Mahlzeit war theuer erkauft, die uns des Bären Fleisch darbot, vielleicht hatte dieses eine Opfer aber viele Leben gerettet. Wir hatten jetzt den Bären, den Büffel und zuletzt noch die Manna-Wurzel. Damit reichten wir nun glücklich aus, denn nach ein paar Tagen trat Frost ein und der Schnee wurde so hart, daß wir ihn überschreiten und die wärmern Regionen aufsuchen konnten, wo es uns nicht an Wild fehlte.

Literarische Aquarellen.

In Briefen an eine Dame von Feodor Wehl.

I.

Georg Spiller von Hauenschild.

Es ist mir sehr angenehm zu hören, mein liebes Fräulein, daß Sie sich noch immer mit inniger Freude der Stunden erinnern, die wir im Hause Ihres Herrn Bruders so oft in Gesprächen über Literaturgegenstände zugebracht haben. Ich wohnte damals in Ihrer Nachbarschaft und kam gern gegen Abend mit irgend einem neuen Buche in der Hand zu Ihnen, um Ihnen, Ihrer Schwägerin und Fräulein Pauline daraus vorzulesen. Es geschah dies im Sommer bei schönem Wetter unten im Garten, bei schlechter Witterung oder im Winter oben in dem traulichen Balkonzimmer, das ich mit seinen Tapeten, Bildern, Möbeln und Nippes noch so deutlich vor mir sehe, daß ich es malen könnte. Der runde Tisch, um den wir uns da zu versammeln pflegten, stand mitten in dem kleinen Gemach gerade vor der Balkonthüre, der ich selbst immer gegenüber meinen Platz einzunehmen liebte, während Frau Laura und Fräulein Pauline links davon um den Theeständer und Sie rechts ihnen gegenüber saßen, mit irgend einer leichten Handarbeit beschäftigt.

Es sind Jahre seitdem vergangen und wir sämmtlich beinahe in alle vier Winde auseinander gestreut. Sie leben wieder am Rhein in Ihrem älterlichen Hause, Frau Laura mit ihrem Gatten in Paris und Fräulein Pauline, welche die einzige ist, die zurückgeblieben, sehe und spreche ich so selten einmal, daß sie mir fast nicht weniger abwesend gelten darf, als Sie andern alle. Ein einzelner Freund, der uns verläßt, entzieht uns durch sich selbst schon viel, aber noch weit mehr wird uns durch den Abgang einer ganzen Familie entzogen, und zwar deswegen, weil mit ihr uns auch eine Menge anderer Beziehungen verloren gehen, zu denen wir durch sie gelangt waren. Bei dem Fortgange von Ihres Herrn Bruders Familie habe ich das besonders schmerzlich empfunden, denn die Lücke, die dadurch in meinen Umgang gekommen, ist mir eigentlich nie wieder ausgefüllt worden.

So lange Sie und die Familie Ihres Herrn Bruders hier waren, ging ich nie an die Lektüre irgend eines poetischen Werkes, ohne zuvor bei Ihnen vorgefragt zu haben. Ich wußte ja, daß ich da immer, wenn nicht allzu viel Fremde anwesend oder Sie alle selbst nicht aus waren, theilnehmende Seelen fand. Ihren Herrn Bruder nahmen nach Tisch sein Consulat und seine anderweitigen Geschäfte noch immer auf ein paar Stunden in Anspruch, und während dieser, wußte ich, waren dann seine Damen mehr oder minder auf sich selbst angewiesen. Da kamen mein Lesen und mein Gespräch Ihnen dann gar wohl zu statten. Noch neulich, als ich nach langem Zwischenraume Fräulein Pauline wieder einmal sprach, rechnete sie mir in liebenswürdiger Dankbarkeit vor, was Sie durch mich Alles hatten kennen lernen. Und ich muß gestehen, ich war selbst erstaunt, es so viel zu finden. Es gäbe, Buch an Buch gereiht, eine ganz artige Handbibliothek, in der man den „Kosmos" von Humboldt, die neuern Werke von der George Sand, von Lamartine, die damals eben erscheinenden Gedichte von Alfred Meißner, Moritz Hartmann und manches andere immerhin Werthvolle und Bemerkenswerthe antreffen könnte. Auch die Publikationen von Max Waldau habe ich Ihnen zuerst zugeführt. Fräulein Pauline erinnerte mich an das Interesse, mit dem Sie seinen Roman „Nach der Natur" zuhörten und an die Sensation, welche die „Cordula" unter Ihnen erregte.

Ich habe noch ganz wohl im Gedächtniß, daß ich damals dem Dichter eine briefliche Mittheilung darüber machte und wie er diese aufgenommen, beweist mir eine Stelle aus seinen Briefen, die ich aus seiner Correspondenz mit mir hervorgesucht habe, und welche lautet: „Sie freuen sich auf meine Person!! Lieber Himmel, ich, der ich so gern von Herzen heiter sein möchte, bin anfort ein sehr langweilig trüber Kumpan geworden. Gottschall hat es erprobt. Indeß komme ich hoffentlich so befreit als möglich und werde schon sehen, daß Sie keine Schande an mir haben, wenn Sie Ihre Güte so weit ausdehnen wollen, mich mit liebenswürdigen und nachsichtigen Menschen bekannt zu machen. Bin ich auch nicht mehr frischgrünes Laub, so bin ich doch auch noch nicht dürr und vertrocknet, man müßte denn meine Magerkeit so taufen wollen."

Dies schrieb er von seiner Besitzung Tscheidt bei Bauerwitz in Schlesien aus am 18. August 1852 an mich, zu einer Zeit, da er im Sinne hatte, seinen Verleger Campe, Freund Gottschall und mich in Hamburg zu besuchen. Die Krankheit, der er kürzlich in der Blüthe seiner Jugend erlegen ist, kam dazwischen und so ist aus seiner Hierherkunft nichts mehr geworden.

Ich habe ihn nur einmal und zwar blos im Vorüberstreichen gesehen, und da ich weiß, daß Sie sich, mein liebes Fräulein, für diesen Autor besonders interessiren und mich durch Fräulein Pauline haben auffordern lassen, die literarische Unterhaltung, die ich mit Ihnen sonst mündlich gepflogen, doch gelegentlich einmal schriftlich fortzusetzen, so glaube ich das nicht besser thun zu können, als indem ich an meine flüchtige Begegnung mit ihm anknüpfend, versuche, Ihnen ein Bild von ihm und seinem schriftstellerischen Wirken zu geben.

Daß ich diesen Versuch hier in der „Gartenlaube" gedruckt erscheinen lasse, geschieht, weil Sie, wie ich gleichfalls von Fräulein Pauline erfahren, Abonnentin dieser Zeitschrift sind und mir scheint, daß wohl auch die übrigen Leser derselben einiges Interesse daran nehmen könnten.

Max Waldau ist kein großer, weithin Epoche machender, aber doch jedenfalls ein angenehmer und wohl zu respektirender Autor, dessen eigentlicher Name Georg Spiller von Hauenschild lautet, und mit dem sich etwas vertraut zu machen, wohl der Mühe verlohnt.

Als ich im Sommer 1850 nach längerer Abwesenheit nach Hamburg zurückgekehrt war, befand ich mich am Tage meiner Ankunft mit mehreren Bekannten vor dem, an der besuchtesten Promenade gelegenen, sogenannten Alsterpavillon, als ich plötzlich an diesem ein Menschenpaar vorübergehen sah, dessen Anblick mich frappirte. Der Herr war hoch und schlank und von jenem leichten, ich möchte sagen, beflügeltem Gange, wie er nur künstlerischen und hochstrebenden Naturen eigen zu sein pflegt. Es lag eine Art Rhythmus darin, ein gewisses Etwas, das ich in der Bewegung von Dichtern schon oft getroffen. Das dunkle Haar war voll und lockig nach dem Nacken zurückgeschlagen, und nur lose

von einer schwarzsammetnen, baretmäßigen Reisemütze bedeckt. Die Züge des Gesichts, frei und edel in ihren Linien, ließen Seelenadel und Geist vermuthen. Zwei große, wie mir schien, in dunkler Bläue erstrahlende Augen, gaben dem Ganzen einen Ausdruck von Schwärmerei und Glück.

Nie, muß ich bekennen, werde ich diese Erscheinung vergessen, die mich beim ersten Blick für sich einnahm, und so mächtig anzog, daß ich ihr lange nachsah, und im Interesse über sie ganz versäumte, auch die Dame näher zu betrachten, die ihr zur Seite ging. Nur, daß sie ebenfalls hoch und schlank und etwas Junonisch-Majestätisches in ihrem Wesen hatte, gewahrte ich beim Nachschauen noch, das ein so emsiges und auffallendes war, daß der hinzutretende Doctor H..., es gewahrend, und den ihm zum Zielpunkt dienenden Gegenständen folgend, mir zurief:

„Kennen Sie denn diese Personen nicht? Das ist der Verfasser von „Nach der Natur" mit seiner Frau, die er sich eben von Heidelberg her nach seiner schlesischen Heimath heimholt."

„Wie, Hauenschild?" rief ich. „Hauenschild war das?"

„Nun freilich," lautete die Antwort. „Eben der. Er wohnt im Hotel Belvedère und ich habe das Vergnügen, ihm alle Tage an der table d'hôte gegenüber zu sitzen, die er durch seinen Geist, seine Liebenswürdigkeit und heitere Laune entzückt. Seien Sie morgen unser Gast und lernen Sie ihn kennen. Das ist ein Mann für Sie."

Man kann sich denken, mit wie großem Vergnügen ich auf diesen Vorschlag einging, und um so mehr, wenn ich hier noch anführe, daß ich bereits von Rudolph Gottschall und dem bremer Verleger, Franz Schlodtmann, auf die Bekanntschaft im Voraus sehr gespannt gemacht war. Beide, der mitstrebende Dichter, wie der junge, damals sich wacker umthuende Buchhändler waren seines Lobes voll gewesen, und hatten mir nicht genug Gutes zu seinem Lobe mittheilen können. Das ist eine hinreißende, wahrhaft geniale Dichternatur, sagte man mir, ein lebensvoller, quellender Geist, dessen Sprudeln und Rauschen zu beobachten und zu folgen, ein seltener Genuß ist. Seine Unterhaltung, war mir von dem enthusiastischen Gottschall versichert worden, sei wie ein Strom, in dem alles Höchste und Kleinste der Erde mitsammt dem gesternten Firmament sich wiederspiegele. In seinen Worten, hieß es, baue sich kaleidoskopartig im ewigen Wechsel der Gedankenzusammenfügung und Auflösung eine ganze Welt vor der Seele des Hörenden auf. Und mit seinen Briefen, behauptete man, sei es etwas Aehnliches. Die Gedankenfülle, Länge und interessante Mannigfaltigkeit derselben war in einem gewissen Kreise meiner literarischen Bekanntschaft gleichsam sprüchwörtlich geworden. Ein Brief à la Hauenschild wurde jeder Brief genannt, den man als bedeutend anerkennen wollte.

Daß ich nun höchst begierig war, Hauenschild selbst kennen zu lernen, mit dem ich schon durch Andere längst in eine nahe, geistige Verbindung gesetzt worden, wird man ohne Zweifel begreiflich finden, und mir darum glauben, wenn ich hier gestehe, daß ich den Mittag des andern Tages kaum erwarten konnte. Endlich war er da und ich im Hotel Belvedère sogleich mit der Bitte bei Herrn Heuer, dem gefälligen und intelligenten Besitzer desselben, mich so recht in unmittelbarer Nähe Hauenschild's placiren zu lassen.

„Aber mein Gott," sagte dieser, „wissen Sie denn nicht, daß er heut früh mit seiner jungen, schönen Frau nach Schlesien abgereist ist? Warum sind Sie nicht acht Tage früher gekommen? Nun werden Sie sich mit dem Nachhall seines Hierseins begnügen müssen, denn der ganze Tisch wird die Anwesenheit dieses schönen Paares vermissen, und seine Klagen darüber laut werden lassen."

Ich war wie vom Donner gerührt, und begab mich in sehr gedrückter und verdrossener Stimmung auf meinen Platz, wurde aber am Ende doch noch froh, wenigstens eine Nachlese seines hamburger Aufenthaltes abhalten zu können. Es wurde fast die ganze Tischzeit über von nichts, als ihm und seiner Frau gesprochen. Und aus diesen Gesprächen der Tisch-Habitué's erhellte deutlich und klar, daß mir meine Freunde nicht zu viel zu Hauenschild's Lobe erzählt. Auch hier fielen alle Urtheile zu seinen Gunsten aus. Man rühmte die Lebendigkeit, die Fülle und den unnachahmlichen Reiz seiner Gespräche, seine Lust, sich mitzutheilen, die stete Geneigtheit, sich auf Alles und Jedes einzulassen und da begierig zu lernen, wo er nicht lehren konnte.

Ein junger Kaufmann, welcher an einem Exportgeschäft betheiligt war, zeigte sich ganz begeistert darüber, daß der Dichter, als er ihm eines Tages mit einem andern Kaufmanne die Chancen einer neuen Unternehmung erörtern hörte, ihn ersucht hatte, auch ihm einen Einblick in dieselben zu gönnen, im Falle er eine solche Neugier nicht für unbescheiden halte. Wir im Innern von Deutschland, hatte Hauenschild gesagt, haben nur so wenig Gelegenheit, dergleichen überseeische Spekulationen kennen zu lernen, daß ein Schriftsteller, der doch gar wohl in den Fall kommen kann, sie einmal berühren zu müssen, mit allem Eifer zugreifen muß, sich an geeigneter Stelle damit bekannt zu machen. Mit einem Kunstgärtner hatte er sich viel über Blumenzucht unterhalten, bei dem Besitzer des Hotels sich so genau nach dem Gange und Betriebe seines Geschäftes erkundigt, als ob er im Sinne hätte, selbst einen Gasthof anzulegen.

Ein solches Benehmen war bei Hauenschild, wie ich später oft Gelegenheit hatte, wahrzunehmen, keine Koketterie oder Liebedienerei, sondern ein wirkliches Interesse, das er für alle Dinge hatte, die er Menschen mit allem Ernst und Eifer betreiben sah. Nur die müßigen Liebhabereien waren ihm zuwider, und dagegen hat er sich immer ziemlich unbarmherzig erwiesen. Alles, was er selbst angriff, gewann auch nur zu bald ein Ansehen, das weit darüber hinausging, wie dies z. B. seine Vignettenzeichnerei beweist.

Hauenschild nämlich, der viel Sinn für Schönheit hatte, liebte es auch, die Bücher elegant eingebunden zu sehen. Unter dem 16. Juli 1852 schrieb er mir selbst:

„Ich habe eine Passion dafür, daß gute Bücher auch hübsche Bücher sind. Gottschall kann Ihnen sagen, daß alle meine Bücher luxuriös gebunden werden, und daß ich jährlich ein ganzes Kapital für den Buchbinder brauche. Wundern Sie sich also nicht darüber, daß ich mich so lebhaft für — Einbände interessire."

Um diese sauber, sinnig und artig werden zu lassen, beschäftigte er sich auf das Angelegentlichste damit, Umschlagvignetten für besondere Werke zu zeichnen, in welchem Kunstzweige ein gewisser R. Schubert in Berlin, auf Hauenschild's besondere Anregung hin, neuerdings sehr Außerordentliches geleistet hat. Die sämmtlichen Umschlagvignetten im Campe'schen Verlage rühren von Hauenschild her, und mit welchem Eifer er sich daran zu schaffen machte, kann am Besten auch wieder eine Stelle des schon vorhin citirten Briefes darlegen: „Außer diesen größern Arbeiten (der Jongleur, Umarbeitung der Cordula u. s. w.)" schreibt er, „und einer Menge von kleineren kritischen Arbeiten, die nunmehr nicht länger warten dürfen, hab' ich noch eine Menge Anderes vor, worüber ich Ihnen aber lieber ein anderes Mal schreibe. Auch mein Umschlagzeichnen kann ich nicht lassen, obgleich mir's in Breslau schön damit ging. Wir saßen in Zedlitz-Hotel Abends zusammen, Emil Devrient, Gottschall, Karl Beck, Kurnik, Herr und Frau Moritz, Doctor Nimbs und noch einige Andere. Wir kamen auf Heine, auf den Romanzero und den Faust. Einer aus der Gesellschaft behauptete, das Tanzpoem könne schon des Umschlags wegen kein Glück machen. Ich wollte zwar keine Meidinger'sche Anekdote anführen, mußte aber endlich freiwillig meine Verfasserschaft eingestehen, da dem Zeichner Absichten zugemuthet wurden, an die er nicht denken konnte."

„Es gab ein großes Gelächter. Aber denken Sie sich auch nur, wie die von mir angegebene Idee ausgeführt worden ist. Ich wollte haben, daß eine antike Venusstatue, ausdrücklich noch die kapitolinische, ruhend auf den Staubgefäßen einer Lilie, als der Blume der Reinheit, entgegengesetzt würde der Mephistophela, die emporwächst aus einer Passiflore, als der Blume des mittelalterlichen Christenthums. Der Hellenismus, dessen Schöpfung die Göttin der Schönheit ist, sollte gegenüberstehen der Ausgeburt des Leidenkultus, nämlich raffinirter Lüderlichkeit. So war denn auch der Tänzerin eine angemessene Stellung und eine prägnante Physiognomie zugedacht, während die Statue in aller makelfreien Reinheit des Marmors erscheinen mußte. Sie sehen, daß dieser Plan wohl mit dem Texte harmonirt. Statt dessen aber kehrte die Ironie des Schicksals in Gestalt eines Lithographen die Sache um: Mephistophela sieht noch anständig aus gegen die in ein nacktes, schiefbeiniges Frauenzimmer travestirte Capitolina. Die ganze Geschichte ist somit verunglückt, aber ohne meine Schuld. Zum Glück rettete später wenigstens R. Schubert meine Zeichnung für den Romanzero, die allerdings ohne Werth ist, durch seine Platte für die Miniaturausgabe. Es ist immer nicht angenehm, auch das Unbedeutendste, was man sauber auf das Papier gebracht hat, durch Ungeschicklichkeit verpfuschen zu sehen.

Mr. Bell was born in Edinburgh, Scotland, in 1819. He was educated at the High School and University of Edinburgh, and at the age of twenty-one began the practice of medicine in that city. He was appointed Professor of Anatomy in the University of Edinburgh in 1841, and in 1843 he published his first work, "The Anatomy of the Human Body." In 1845 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1846. In 1847 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1848. In 1849 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1850. In 1851 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1852. In 1853 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1854. In 1855 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1856. In 1857 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1858. In 1859 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1860. In 1861 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1862. In 1863 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1864. In 1865 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1866. In 1867 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1868. In 1869 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1870. In 1871 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1872. In 1873 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1874. In 1875 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1876. In 1877 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1878. In 1879 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1880. In 1881 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1882. In 1883 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1884. In 1885 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1886. In 1887 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1888. In 1889 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1890. In 1891 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1892. In 1893 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1894. In 1895 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1896. In 1897 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1898. In 1899 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1900. In 1901 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1902. In 1903 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1904. In 1905 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1906. In 1907 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1908. In 1909 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1910. In 1911 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1912. In 1913 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1914. In 1915 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1916. In 1917 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1918. In 1919 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1920. In 1921 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1922. In 1923 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1924. In 1925 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1926. In 1927 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1928. In 1929 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1930. In 1931 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1932. In 1933 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1934. In 1935 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1936. In 1937 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1938. In 1939 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1940. In 1941 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1942. In 1943 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1944. In 1945 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1946. In 1947 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1948. In 1949 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1950. In 1951 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1952. In 1953 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1954. In 1955 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1956. In 1957 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1958. In 1959 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1960. In 1961 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1962. In 1963 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1964. In 1965 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1966. In 1967 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1968. In 1969 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1970. In 1971 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1972. In 1973 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1974. In 1975 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1976. In 1977 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1978. In 1979 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1980. In 1981 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1982. In 1983 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1984. In 1985 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1986. In 1987 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1988. In 1989 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1990. In 1991 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1992. In 1993 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1994. In 1995 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1996. In 1997 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 1998. In 1999 he published "The Anatomy of the Human Body," which was followed by "The Anatomy of the Human Body," in 2000.

nissen einnehmen sehen. Seine erste, größere Produktion „Blätter im Winde. Brüssel. C. G. Vogler. 1847," die jetzt nur selten ist, ließ kaum den Mann in ihm ahnen, der er später geworden ist. Auch hat Niemand so streng als er selbst darüber abgeurtheilt. Als er mir 1851 einmal eine Ballade einsandte, schrieb er mir dabei unter Anderem: „Ich sende Ihnen eine Ballade, Sie gehört zu einer Sammlung von Neckarsagen, die ich eigentlich nur für meine Frau machte. Sie könnte aber ganz gut eben solch' Bändchen bilden wie W. Müller's „Loreley." Ich traue mir nur in dieser Beziehung so gut als nichts zu. Die Balladen und Romanzen in meinen „Blättern im Winde" sind das Abgeschmackteste, was es in diesem Genre giebt, wie denn das Bändchen selbst eine Musterkarte aller denkbaren Geschmacklosigkeiten ist. Nichts als Bilder und Metaphern, und jede Metapher eine Boa constrictor, die mindestens einen Gedanken erquetscht. Die meisten dieser Gedichte stammen allerdings aus den Lümmeljahren 15—17, aber ich war doch fast zehn Jahre später noch so dumm, sie mit all' ihrem Bilderunflath drucken zu lassen. Ich wage also auch der Beilage keine Lobrede mitzugeben. Schade wär's, wenn ich solch' echten Balladenstoff verhunzt hätte. Und nichts ist besser, als eine Sage in endgiltiger Fassung. Aber sie muß in die rechten Hände kommen."

Später, als ich die „Blätter im Winde" gegen ihn selbst ein wenig in Schutz genommen, schrieb er mir noch einmal darüber: „Faktisch ist, daß nicht ein Dutzend Gedichte ganz unverändert wieder gedruckt werden dürfte. Diese sehen aus, als wenn sie ein Anderer darin verloren hätte. Etwa noch ein Dutzend ginge in anderer Fassung zu halten, der übrige Bilderschwulst ist eben eine Musterkarte von Geschmacklosigkeiten. Warum sollte ich mich schämen, das zu gestehen? Das wenigstens müssen mir meine ärgsten Feinde lassen, daß ich jetzt und immer bereit bin, einen dummen Streich, den ich vor einer Stunde gemacht, sobald ich ihn eingesehen, nicht reuig, aber entschieden so zu nennen, wie er es verdient. Es dürfte für den Literarhistoriker, der mich analysiren wollte, nicht uninteressant sein, zu sehen, aus welchem schlesischen Bilder- und Wortschwall ich mich zu lesbarerer Einfachheit herauszuarbeiten hatte. Wir Schlesier leiden alle an einer ästhetischen Krankheit, an Bilderüberfluß und Hang zur Wortmacherei, das geht durch von Hoffmannswaldau und Lohenstein an. Ich habe mich davon soweit losgemacht, daß Gottschall sagen konnte, ich sei zuweilen „„trivial"" im Verse. Ich werde mir also wieder in etwas können die Zügel schießen lassen. Daß ich sonst das Ineinanderpranschen von Bildern weg hatte, dafür zeugen leider die „„Blätter im Winde."" Im Uebrigen sehen Sie die schlesischen Poeten an, Gottschall an der Spitze: Tropen schießen ihnen unter den Fingern auf, wohin sie nur greifen. Ob Gottschall recht hat, weiß ich nicht, aber ich weiß zwei Stellen in Cordula, deren Inhalt prosaisch ist, obgleich die Form ihr Bestes thut. Möglich ist's indeß, daß er im Rechte ist, denn in die Scylla fällt, wer die Charybdis vermeiden will."

Diese „Blätter im Winde" übrigens, die allerdings, wie ich schon gesagt, nicht eben hervorragend sind, dürfen doch immerhin deswegen für den Beurtheiler Hauenschild's von einiger Bedeutung sein, weil sich schon alles das darin im Keime zeigt, durch was er sich später die besondere Theilnahme der Lesewelt erwarb. Freimuth, schöne Humanität, Liebe zu allem Großen und Schönen strahlt glänzend daraus hervor. In einem Liede: „Es gilt!" lauten z. B. die beiden letzten Strophen:

„Die Menschen, der besten Rechte beraubt,
Sie gilt's, aus der Tiefe zu heben,
Vernichtung den Kasten, die ahnenbestaubt
Als Sclavenvögte nur leben.
Wir brauchen aber die Vögte nicht mehr,
Wenn keine Sclaven mehr frohnen,
Die Welt von Geiern und Drachen leer,
Der Bienenkorb von Drohnen.

„Dann drückt die ganze Menschheit in's Haar
Den Kranz des Ruhmes und Sieges,
Die Palme führt in den Fängen der Aar,
Statt wilder Blitze des Krieges,
Und wenn sich so in Jubel und Lust
Gewandelt die finstern Loose,
Mag lieblich blüh'n an jeder Brust
Auch eine duftige Rose."

Anfang des Jahres 1848 rief er auch Ludwig Uhland an:

„Laß deiner Saiten Zauber wieder klingen
Von kühnen Sängern und biderben Rittern,
Von Minneglück und tapfren Lanzensplittern,
Und dann von Völkern, die um Freiheit ringen.

„Du sagtest selbst, man müsse jubelnd singen,
So lange noch des Herzens Fibern zittern,
Den Geist des Alters fesseln nicht erbittern
Und ihn berauben seiner Adlerschwingen.

„Doch Seelen, wie die deine altern nimmer,
Geöffnet bleiben dir des Lichtes Pforten,
Glänzt auch des Hauptes Haar mit bleichrem Schimmer.

„Man hoffet noch auf dich an allen Orten,
Und sehnt sich in dem bunten Versgeflimmer
Nach Vater Uhland's ernsten, tiefen Worten."

Daß ein Geist von so männlichem Gehalt keine Freude an der Lovelyliteratur, die sich zuletzt eine so übermäßige Geltung bei uns verschaffte, zu haben vermochte, wird man sich denken können, und der erste seiner „Drei Briefe über Schrift und Kunst" in den „Blättern für literarische Unterhaltung." Nr. 32 (vom 7. August 1852) ist denn auch sprechender Beweis dafür. Als er mir denselben schickte, schrieb er mir dabei: „Die freundliche Theilnahme an meinem Streben, die Sie mir wiederholt in Ihrem Blatte und neuerdings in Ihrem letzten Briefe bezeugten, ließ mich Ihnen bereits gestern den eben eingetroffenen „„ersten"" Brief über Schrift und Kunst zusenden. Ich wünschte, daß die dort ausgesprochenen Gesinnungen den Beifall derer hätten, denen es Ernst ist um künstlerisches Ringen im Allgemeinen, um die Poesie insbesondere und vor Allem um ehrliches, sittliches und menschenwürdiges Dasein. Ohne Zweifel ist uns eine schöne Aufgabe geworden, wenn meine Auffassung des poetischen Apostelamtes die richtige ist, wenn wir in der That berufen sind zu einer „„innern Mission"" für Schönheit, Kraft und Freude. Aber, so sehr ich davon durchdrungen bin, daß ich das Rechte getroffen, ich verhehle mir doch keinen Augenblick, daß der passive Widerstand, die Apathie der Männer gegenüber allen poetischen Leistungen, jedes segensreiche Wirken jetzt wie vorher in Frage stellt. Es wird mir Niemand die Wahrheit des Satzes bestreiten, daß erst die Lust, die selbstbewußte Lust an einem liebenswürdigen Leben befähigt: zu manchen politischen Bestrebungen, aber man wird doch nach wie vor die einzigen Mittel zum Zwecke als Tändeleien und Schaumblasen müssiger Geister geringschätzen und großen, ja allen Werth legen auf verfrühte Demonstrationen, die nur dann etwas bedeuteten, wenn sie von innerlich befreiten Menschen ausgingen. Es gab kaum eine Zeit, in welcher das Gewicht der Poesie von denen, die den Fortschritt wollen, in gleichem Maße verkannt wurde, wie in der jetzigen. Und doch haben sie an dem Treiben der Gegenpartei, an dem Hätscheln der Geibel's und Redwitze einen derben Fingerzeig. Die Pfaffen waren seither ja klüger als die ehrlichen Leute. Immer glückt's freilich nicht, mit Redwitz ist es sogar übel mißglückt. Der arme Junge hat sich in Wien so gräßlich blamirt, ihm ging gegenüber seiner Professur ein so helles Licht auf, daß er, vergeblich wartend auf die Gaben des heiligen Geistes und eine Wissensoffenbarung von oben schon jetzt in seines Nichts durchbohrendem Gefühle das Feld räumt. Dies Fiasko thut mir seinethalb leid, aber es ist gerecht."

Wie er selbst diese „innere Mission" für Schönheit, Kraft und Freude vollführt wissen wollte, dafür sind seine Romane und „Cordula" ein Beweis. In der letzteren ist der Kampf zwischen dem verwelkenden, in seinen Sünden absterbenden Ritterthum und dem gesunden, kräftig aufblühenden Volke geschildert und in diesem Kampfe die Liebe eines Mädchens, das sich in dem Gedichte in dem ganzen mystischen Reize ihrer Jungfräulichkeit darstellt. „Ich gestehe," schrieb er mir über „Cordula" selbst, „daß mir der Anklang, den das Gedicht gefunden, Freude macht. Daß man meine Verse kühl aufgenommen, daß ich sogar über mein Lieblingsgedicht: „„Sirvante von Pierre, Cardinal"" (Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850), nur von Paris aus Gutes von mir vorher Freunden hörte, betrübte mich fast — wenn ich auch im Stande bin, selbst zu beweisen, daß das Publikum eigentlich recht hatte. Cordula ist in der That von meinen poetischen Arbeiten, mit Ausnahme des Sirvante, die einzige nicht specifisch für mich geschriebene. Daher ist sie auch so gut wie ein Erstling, hat dessen Schwächen, aber vielleicht auch seine naiven Vorzüge. Ich will zusehen, daß ich's jetzt der Welt noch bequemer mache. Ich selbst

fand einen Haufen von Uebelständen, die Kritik zeigte mir andere — und so grob ich werde, wenn man mir unrecht thut, so gelehrig bin ich, wenn man mich am rechten Ende faßt. Alle Längen und trocknen Reflexionen werfe ich fort. Frisches Laub will ich bringen, nicht dürre Aeste."

Wie „Cordula," so hat er auch „Nach der Natur" umgearbeitet. „Ich bin so wenig verliebt in meine Schöpfungen," sagt er in einem Briefe an mich, „daß ich sie jedesmal wieder so gut als neu mache, wenn ich sie zurück bekomme." Da ich hier keine kritische Abhandlung über Hauenschild's Werke zu schreiben in Absicht habe, so will ich mich auf den Werth oder Unwerth dieser und seiner andern Romane „Aus der Junkerwelt" gar nicht einlassen, sondern nur bemerken, daß er dem ersten besonders seinen schriftstellerischen Ruf und hauptsächlich wohl deswegen verdankt, weil derselbe, wenn auch nicht in der Geschichte selbst, wie dies später die „Ritter vom Geiste" thaten, so doch in den in ihr geführten Gesprächen den vollen Inhalt der Zeit zur Verhandlung brachte. Es war der wirklich moderne Roman, der hier gegeben wurde, der Roman der Gegenwart, der sich tief in ihre Fragen und Ideen einließ, und nicht in so kleinen und erbärmlichen Capricen verloren ging, als dies gemeinhin bei den Romanen der Hahn-Hahn der Fall ist.

„Aus der Junkerwelt" ist ihm wohl in mehr als einer Beziehung besonders aus dem Herzen geschrieben. In einem seiner Briefe an mich klagt er: „Das Schicksal hat eine Todsünde begangen, als es mich in trostlos unerquicklichste Umgebung placirte. Das Volk verstehe ich kaum und kann seine Sprache nicht reden; von den Junkern machte ich keinem eine Visite, denn ich verstehe nichts von Hunden und bin außerdem in Bezug auf Unterhaltung verwöhnt. Ich hatte immer mit Menschen zu thun, die *mehr* wußten als ich; *hier* mußt' ich dociren, und zwar vor tauben Ohren. Seit vier Monaten war ich nicht einmal in Ratibor, der nächsten Stadt. Ich bin froh, wenn ich diese Race nicht sehe. Sie werden sie aus meinen „Alltagsgeschichten" kennen lernen, sobald ich nur erst den „Jongleur" fertig habe. Wenn nur mein Junge immer, wenn ich arbeiten will, so gut schliefe, wie im Moment, dann ginge die Sache rasch. Alle Skizzen sind angelegt."

Er hatte noch Vieles vor; ein Plan drängte bei ihm den andern; sein Geist war immer voll. Mitten in dem Trubel dieser geistigen Regsamkeit ergriff ihn ein heftiges Nervenleiden, das sich auf's Ohr werfend, seinen Kopf auf's Furchtbarste angriff. Ich habe den Brief gelesen, den sein Arzt an Campe schrieb und worin seine Krankheit ganz schlicht, aber so eindringlich erzählt wurde, daß einem die Haare dabei zu Berge stehen konnten. Der Arme muß, darnach zu schließen, ganz entsetzlich gelitten haben. Auch hat er sich in der That nie mehr ganz erholt und ist in den ersten Monaten dieses Jahres dem Uebel erlegen.

Sein Tod hat im Allgemeinen weniger Sensation gemacht, als man voraussetzen durfte. Der Kriegslärm übertönte die Klagen und das Hinschwinden eines so thätigen und strebsamen Lebens, das bei längerer Dauer ohne Zweifel noch gar manches vor sich gebracht haben würde. Wie die Literarhistoriker über das von ihm Geschaffene urtheilen werden, muß man dahingestellt sein lassen, aber wie sie auch urtheilen mögen, daß er ein liebenswürdiges, rüstiges und strebsames Talent gewesen, werden sie ihm unter allen Umständen zugestehen müssen. Sein schnelles Emporkommen und Bekanntwerden in der Literatur hat ihn ein wenig, ich will nicht sagen, eitel, aber zuversichtlich in dem, was er schaffen wollte, gemacht und ihm eine gewisse Redseligkeit über all' sein literarisches Thun und Lassen angeeignet. Er sprach und schrieb gern viel über das, was ihn beschäftigte, und daher ist es gekommen, daß diese Beschäftigung oft ein größeres Ansehen bekam, als sie im Grunde zu haben verdiente. Ueber die Vorstudien und Arbeiten zu seinem „Jongleur" hatte er so viel Wesens gemacht, daß man dies über ein Jahr mit anhörend, meinte: es müsse Wunder was davon entstanden sein. Und doch war dies nicht der Fall. Wenigstens meldete mir Rudolph Gottschall aus Breslau, der an Hauenschild viel verlor: „Leider ist von Max Waldau wenig hinterlassen worden, vom „Jongleur" nur einige Kapitel — was mit seinen eigenen Aussagen und Bemerkungen in auffallendem Widerspruche steht."

In dieser Plauderlust über sein Schaffen verräth sich ein wenig der literarische Parvenu, und seine vornehme Nonchalance, welche wir bei dem Fürsten Pückler und vielen andern durch günstige Umstände in eine glückliche Lage gebrachten Autoren wahrnehmen können. Bei Hauenschild ist indeß beides weder unangenehm noch verletzend geworden, sondern stets nur eine harmlose Eigenheit seines Wesens geblieben.

Andere und Würdigere mögen tiefer und eingehender über ihn schreiben, hier sollte nur in aller Kürze ein ungefähres Bild seines Wirkens und Charakters gegeben werden, und das ist, wie ich glaube, so geschehen, daß sich auch der Uneingeweihte wenigstens eine ungefähre Vorstellung davon zu machen im Stande sein wird.

Blätter und Blüthen.

Louis Napoleon zwei Mal in London. Voltaire läßt in seiner Erzählung: „Der Optimist" seinen Helden Candide in Venedig an einem Festessen Theil nehmen, dessen Gäste von ihren Dienern alle mit „Sire" und „Majestät" angeredet werden. Nur der sechste Gast wird als bloßer „Herr" etwas beiläufig behandelt. Candide, dessen Diener wird darüber ärgerlich und ruft laut: „Meine Herren, warum spielen Sie alle Könige und erkennen die Majestät *meines* Herrn nicht an?"

Einer der Gäste antwortete gravitätisch: „Wir spielen nicht Könige, wir sind's. Ich bin Achmet III. Ich war mehrere Jahre Groß-Sultan. Ich entthronte meinen Bruder, mein Neffe mich."

„Mein Name ist Iwan," fügte ein Anderer hinzu. „Ich war Kaiser aller Reussen, wurde aber schon in meiner Wiege abgesetzt."

„Ich bin Karl Eduard, König von England," stellte sich der Dritte vor.

Und der Vierte: „Ich bin König von Polen."

„Ich bin auch König von Polen," der Fünfte.

„Was mich betrifft," sagte der Sechste, „bin ich zwar nicht ein so großer Mann als Sie, aber doch auch ein König. Ich bin Theodorus und war erwählter König von Corsika. Man nannte mich Majestät, jetzt freilich kaum „Sir."

Vor hundert Jahren wunderte sich Candide über diese Menge abgethaner Majestäten, aber während des letzten Jahrzehnts, das so manche Majestätssonne verlöschte und verdunkelte und andere aufgehen ließ, wurden solche abgesetzte oder Candidaten-Könige so gewöhnlich, daß sich heut zu Tage ein Candide kaum über eine solche Tischgesellschaft wundern würde. In der That ist es noch gar nicht lange her, als eine ebenso auffallende Gesellschaft von Majestäten und Scepter-Candidaten sich der feinen Welt Londons in Wirklichkeit präsentirte und zwar in einer Weise, durch welche Voltaire's erdichtetes Mahl bedeutend in Schatten gestellt ward.

Und wer war *Theodorus* dieser Gesellschaft? Wir werden sehen.

Es war im Juni 1847 als sich das kleine St. Jamestheater zu London von Unten bis Oben mit glänzenden Sternen der Aristokratie und verschiedener Höfe füllte. Sammet und Seide, Ordenssterne und Diamanten vom Parterre bis in die Gallerien hinauf, die Loge der Königin auf das Brillanteste mit Gaze und Damasten behangen. Es war einer ener seltenen Abende, wo die Königin hoher Gäste wegen „in state" officiell als Königin mit allem historischen Pompe im Theater erschien. Sie saß in aller Glorie der Majestät und Jugend neben Prinz Albert. Auf ihrer andern Seite prangte der Herzog von Nemours, damals der Thronfolger Louis Philippes. — Darunter erkannte man das damals in London in komischer Weise bekannte Gesicht des entthronten Herzogs von Braunschweig, das persönliche Gegenstück zu der Theorie göttlichen Regentenrechts, mit seinen Diamantenknöpfen am Rocke und seiner Schminke auf den Backen, damals Eigenthümer und Hauptredakteur der deutschen „Londoner Zeitung." Ihm gegenüber erkannte man den Graf von Montemolin, damals Prätendenten des spanischen Thrones. Halb verhüllt durch die rothen Vorhänge der Eck-Logen des ersten Ranges, wie durch die Schatten seines Schicksals, saß der entthronte Bruder Don Petro's von Portugal, Don Miguel. So fehlte Niemand mehr zu der Verwirklichung jener Voltaire'schen Gesellschaft von Ex- oder zukünftigen Herrschaften als Theodorus.

Jeder in dem glänzenden Theater-Publikum machte seine Glossen über den seltsamen Zufall dieser versammelten Größen und auch wohl seine Witze darüber, zumal über den Herzog von Braunschweig. Und jetzt trat noch dazu unten im Parquet dicht am Orchester durch eine Seitenthür vor dem geschlossenen Theatervorhange *Louis Napoleon* herein. Der Effect war ungeheuer. Jeder hatte sich mit den gefallenen und aufstrebenden Majestäten beschäftigt: und da ist der junge Held von Straßburg und Boulogne nun leibhaftig. Ein ungeheures Gelächter schwoll vom Orchester und Parquet durch alle Räume des Theaters bis in das Gesicht der Königin von England.

Der Name Louis Napoleon, dessen romantische, unglücklich abgelaufene Invasionsversuche von beiden Grenzen Frankreichs, einmal von Straßburg, das andere Mal von Boulogne, noch im frischen Andenken waren, galt damals als ein Privilegium zum Lachen. Der junge Held merkte sofort, woher diese allgemeine Heiterkeit komme, und warf einen kalten, festen, finstern Blick in die königliche Loge hinauf, wo der französische Kronprinz in lächelndem Spotte neben der Königin von England brillirte. Napoleon ging lang'am und bedächtig im Parquet weiter hinauf und setzte sich unter die königliche Loge so, daß er das Ensemble in derselben brach.

Jetzt, wo die Welt Napoleon nicht nur vom 2. December in Paris,

sondern auch vom April 1855 in London kennt, gewinnt diese Erinnerung an jenen Abend vor acht Jahren im St. Jamestheater ein Interesse historischer und psychologischer Curiosität. Was dachte und fühlte er damals als er von Unten den kalten, verächtlichen Blick hinauf warf? Man kann sich denken, welche finstere Schatten von Rache damals durch seine Phantasie, seine Pläne fuhren, als er sich zum Gegenstande allgemeinen Hohnes verwandelt sah, frösttisch belächelt von Dem, dessen Thron er einnimmt, und von der Königin des Landes, wo er als Exulirter persönlichen Schutz genoß, die ihm nun nach kaum acht Jahren mit dem größten Pompe als Kaiser empfing und im Windsorschlosse vor ihm niederkniete, um den höchsten Orden des Landes, das Privilegium der Hocharistokratie, um sein Knie zu schlingen. Jetzt gewinnt der Verlachte vom Juni 1847, der arme Chambregarnist von Kingstreet in London für jene Situation eine ganz andere Beleuchtung.

Im April 1855 bezahlten die Herrschaften, die ihn damals im St. Jamestheater auslachten, 1000 Thaler und mehr für einen Platz, blos um denselben Napoleon neben demselben Hofe von England im Theater zu sehen.

Niemand täuscht sich so sehr in dem Charakter ungewöhnlicher Individualitäten als die officiellen Weisen im Lande. Da solche Weise, besonders wenn sie Staatsmänner sind, jede Fähigkeit verloren haben, sich in's Romantische, Abenteuerliche und polizeilich Unerlaubte nur hinein zu denken, erscheint ihnen Jeder strafbar oder mindestens lächerlich, der eine Ader für's Abenteuerliche, Ungewöhnliche, hat und verurtheilen ihn zum Irren-, wenn nicht zum Zuchthause. Gegen solche Verurtheilung giebt's keine Appellation, und die gedankenlose Masse stimmt ein und ruft Bravo. Aber diese Verdammniß in höchster Instanz kehrt sich mit allen Begriffen von Recht, Gesetz, Moral, Ehre u. s. w. um, wenn der Erfolg und das Interesse für die Lächerlichkeit, das Abenteuer, den Staatsstreich u. s. w. und gegen dessen Verurtheilung appelliren.

Wir können uns jetzt kaum ausmalen, mit welcher moralischen und staatssittlichen Entrüstung, mit welcher pharisäischen Verachtung, mit welch' allgemeinem Hohne damals Napoleon behandelt ward, noch viel weniger die beinahe göttliche Verehrung, welche England zu den Füßen des [illegible] brachte, als sein Erfolg und seine Stellung diese Verehrung und Abgötterei als Interesse Englands erscheinen ließ. Zufall, Umstände, Glück, d. h. am Ende doch abenteuerliche, romantische, phantastische Hülfskraft und Ausdauer in Verfolgung eines unerreichbar erscheinenden Ziels haben die damaligen Götter und Kreuziger Napoleon's Lügen gestraft. Napoleon hat außerdem seine damalige Prophezeihung, daß er sich rächen, daß er Waterloo an England rächen werde, auf die kühnste und effectvollste Weise erfüllt. Der Glanzpunkt dieser Verwirklichung und Erfüllung [illegible] in die königliche Loge der italienischen Oper, als Napoleon, umstrahlt von dem höchsten Pomme des englischen Hofes und der Hocharistokratie, die historische, weltberühmte Uniform seines Onkels, die jetzt in der französischen Armee nicht mehr getragene Uniform der Chasseurs de la Garde, diese Uniform, die sein Onkel bei Waterloo trug, auf seinem Körper der anbetenden Macht und Herrlichkeit Englands entgegen hielt, ein Umstand, [illegible] die freie englische Presse durchweg verschwieg oder durch falsche Angaben bemäntelte. Sein Triumphzug im April führte vor der Straße vorüber, in der er einst wohnte, vor den Club-Palästen, in welchen er einst verlacht ward, und manche Gesichter von damals drängten sich jetzt an den Fenstern und schwenkten Taschentücher und Fahnen, die in tausendfacher Zahl eben in den Straßen wehten. Fenster und Dächer, Straßen und Thore, Omnibus und Droschken, Alles war mit anbetender, jauchzender Masse freien Englands überfüllt. Es bezahlte theuer für seinen Platz, theuer für seinen Wellington- und Waterlooblick, theuer für die Verherrlichung seiner mit 3000 Millionen Thalern Kriegsschulden bezahlten Schlachtenehre, theuer für Elba, Helena, Waterloo und die spätere Palmerston'sche Freiheit Frankreichs, womit England sich und [illegible] belog und betrog. Und es scheint als sollten diese Zahlungen noch lange nicht eingestellt werden.

Es versteht sich von selbst, daß in dieser Mittheilung Napoleon weder vom moralischen, noch politischen Standpunkte in Betracht gezogen werden sollte, sondern Napoleon blos als Action, als Consequenz, als Epigramm auf die noch nicht geschriebene Geschichte der letzten vierzig Friedensjahre.

An unsere Freunde!

Das letzte Bändchen meiner Schriften ist erschienen und bereits ausgegeben. Ich kann nicht umhin, beim Abschiede für die ungemein zahlreiche Theilnahme, die dieser Sammlung geworden, den innigsten Dank auszusprechen. Nichts gleicht dem wohlthuenden Gefühle, als wenn ein dichtend Gemüth, das einen reichen Theil seines innern Lebens veröffentlicht dahin gegeben, gewahrt, wie das mit Liebe Gegebene auch mit Liebe hingenommen wird. Und so ist es.

So möge denn diese Sammlung dazu beitragen, im stillen Familienkreise mancher Stunde der Belehrung, der ernsten Erhebung, der innigen Gemüthlichkeit, so wie der unschuldvollen Heiterkeit eine freundliche Einkehr zu bereiten.

Wo aber Gott seinen Segen gegeben, da sollen wir — so lehrt der liebevollste aller Lehrer — dankbar sein und vor Allem in Liebe auch des vom Glück weniger heimgesuchten Bruders gedenken.

Dieser himmlischen Pflicht will ich genügen und so vernehmet denn die Worte meines Herzens.

Tief im thüringer Walde, wo die altergrauen Buchen ihr waldgrünes Dach bauen, entfernt der großen Welt und ihren lärmenden Freuden, wohnt ein treues Herz, reich begabt mit himmlischem Gold und Perlen — denn die Treue, die Redlichkeit und die Gabe der Dichtkunst wohnen in ihm —; aber arm an dem, was man irdisch Gut und Glück nennt.

Während die Gaben seines reichen und edlen Geistes, die Regenbogenfarben seiner Phantasie, die lieblichen Klänge seiner Laute tausend und abertausend Herzen entzücken, während die verschiedenen Auflagen seiner Romane seinem Verleger reichen Gewinn abgeworfen, sitzt bei dem Sänger oft die Sorge am Tische, und schaut die Zukunft dunkel und drohend durch die Fenster, denn das Haupt des Sängers beginnt zu bleichen.

Arglos, vertrauend wie ein Kind, ward nur zu oft sein schönes Talent die Beute fremden Eigennutzes. So ist der, der so Vielen Viel gegeben, selber arm geblieben. Und mehr als arm. So vernehmt denn. Kein Ton der Freude oder des Schmerzes schlägt beglückend oder bewegend an die Seele dieses armen Freundes. Schon lange, lange nicht mehr. Nur mühsam, wie aus weiter Ferne drängt sich der umflorte Schall der Außenwelt matt in sein Inneres. Kein erfreuender Gesang, keine beldselige Melodie, kein Bachgerieſel, kein heiliges Waldesrauschen, kein Regentropfen, der in der Sommernacht befruchtend auf die Blüthen fällt, schlägt an das geschlossene Ohr unsers Sängers im thüringer Walde — und sein Haupt beginnt zu bleichen.

Aber Ihr fragt theilnahmvoll verwundert: Wer ist dieses treue Herz, dieser edle Mann, dieser theure Sänger?

Und ich antworte: Dieser Mann, in dessen Adern kein falscher Blutstropfen rinnt; der nie das Gold der Dichtkunst zu schnödem Götzendienste gemißbraucht, dieser treu bewährte, ehrenfeste deutsche Dichter heißt:

Ludwig Storch.

Wie mancher ist nicht unter Euch, der nicht von den herrlichen Blüthen seiner Muse, z. B. dem Freiknecht, dem deutschen Leineweber gehört oder sich daran erquickt hätte.

Der Verleger der gegenwärtigen Sammlung, Freund Keil in Leipzig, der so gern allem unverschuldeten Unglück die schmerzlindernde Hand reichen möchte, bat daher, um den Abend des armen Sängers im thüringer Wald weniger sorgenschwer zu machen, eine Auswahl seiner Schriften ganz in gleichem Formate und demselben ungemein billigen Preis, wie die Ausgabe meiner Schriften, veranstaltet und wird keine Mühe scheuen, ihr die möglichste Verbreitung zu verschaffen und zwar mit der edelsten Uneigennützigkeit, so daß der ungeschmälerte Reinertrag dem wackern Verfasser zu Gute kömmt.

Ich bin überzeugt, daß nach dieser Mittheilung gewiß mancher Freund meiner Muse sich veranlaßt finden wird, zu dem uneigennützigen Unternehmen des Verlegers die hülfreiche Hand zu reichen und in seiner Familie neben dem gemüthlichen Ferdinand Stolle den edlen Ludwig Storch einführen, und sich somit zugleich das süße Bewußtsein zu kaufen, den Abend eines der edelsten Menschen, eines der begabtesten deutschen Dichter, eines der hartgeprüftesten deutschen Männer verschönern zu helfen, des treuen Sängers im thüringer Walde.

Möge Gott Eure Herzen leiten und diesen meinen Worten Segen geben.

Grimma, im Frühling 1855.

Ferdinand Stolle.

Ich habe den herzlichen Einführungsworten meines Freundes Stolle nur wenig Worte beizufügen. Der Name Storch hat als Novellist und Mensch einen zu guten Klang durch ganz Deutschland, als daß ich noch Etwas zu seiner Empfehlung hinzufügen könnte. Wo sein Vorwerts-Häns, sein Freiknecht, sein deutscher Leineweber, seine lustigen thüringer Geschichten gelesen, wo seine kräftigen, echt deutschen Lieder gesungen wurden: überall hat er sich Freunde in Masse erworben. Wenige aber kennen sein treues Gemüth, seine durch und durch edle Kernnatur, sein biederes unverfälschtes Herz. Ihr könnt es glauben — Er ist Euer vollen und ungetheilten Liebe werth! Beweist diese nun dadurch, daß Ihr seine Schriften kauft, die, ganz abgesehen von ihrem literarischen und poetischen Genusse, den sie Euch bereiten werden, dem greisen Storch die Mittel an die Hand geben, seine letzten Tage ruhig und ohne Sorge zu verleben. Ihr werdet mir's danken. Denn seine erzählenden Schriften gehören anerkannt zu den besten, die die deutsche Sprache bietet, sie sind eben so edel wie poetisch-wahr geschrieben und ragen weit über die gewöhnlichen Romanprodukte der letzten Jahre hinaus.

Die ganze Sammlung soll 16—18 Bändchen à 7½ Ngr. umfassen und Storch's beste Novellen und größere Romane enthalten, die sich besonders für Volk und Familie eignen. **Der ganze volle Ertrag bleibt allein dem Verfasser.**

Möge die Theilnahme eine recht große sein. Mit diesem Wunsche grüße ich Alle, die es gut mit guten Menschen meinen.

Leipzig, im Wonnemonat 1855.

Ernst Keil.

Zu Bestellungen bitten wir den beiliegenden Zettel zu benutzen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

The Gardeners' Chronicle
A WEEKLY ILLUSTRATED JOURNAL OF HORTICULTURE AND ALLIED SUBJECTS.
No. 1, [illegible] 1841. [illegible]

The Kingdom of Fruit.

Fruit is the ripened ovary of a flower, containing the seeds. Botanists have given it a variety of names, according to its structure, as berry, drupe, pome, capsule, &c. Fruit is the most important product of the vegetable kingdom, and has been cultivated by man from the earliest ages. It is the object of the gardener to produce fruit of the best quality and in the greatest abundance. The study of fruit is one of the most interesting branches of horticulture.

nach ihrem Befinden erkundigen. Der Zufall hat so vortrefflich mitgespielt, daß wir es nicht besser wünschen können."

Die reizende Amely schwebte dem Grafen wie eine himmlische Erscheinung vor. Er zitterte bei dem Gedanken, daß ein Zufall dieses Meisterwerk der Schöpfung zerstört haben könnte. In seiner Liebe zu der Marquise war er nicht vollkommen glücklich gewesen, das zärtliche Verhältniß war durch Umstände erschaffen, an denen mehr die Eitelkeit als das Herz Theil hatte. Die junge Wittwe hatte seine Bewunderung erregt, seinen Sinnen geschmeichelt — jetzt fand er in einer Sphäre, die der seinigen fern lag, ein Wesen, das für ihn etwas unaussprechlich Heiliges und Geweihtes besaß. Es eröffnete sich ihm eine Gefühlswelt, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Ein Versprechen band ihn noch nicht an die Marquise, und er glaubte kein Verbrechen zu begehen, wenn er den günstigen Umstand benützte, das Wesen näher kennen zu lernen, das einen so seltsamen Eindruck auf ihn ausgeübt. Es ist ja möglich, führte er zur Entschuldigung an, daß der Nimbus, der sie aus der Ferne gesehen umgiebt, in der Nähe schwindet.

Gegen Abend des folgenden Tages ließ er sich nach dem Landhause führen, das in einem von einer blühenden Hecke umschlossenen Garten lag. Alles war einfach und geschmackvoll, und verrieth wohlhabende Besitzer. Durch die Blätter einer Laube unfern des Hauses schimmerte ein weißes Frauengewand. Der Abend war schön, und George konnte wohl annehmen, daß er die Gesuchte im Freien antreffen würde. Er ging der Laube zu. Bei seinem Eintritte erhob sich Amely, die eine Stickerei vor sich hielt. In einer reizenden Verwirrung empfing sie den Besuch, den sie sofort erkannte. George zitterte, als er ihre Hand an seine Lippen drückte.

„Die Besorgniß um ihr Wohl mag mich entschuldigen, wenn ich mich, der Fremde, selbst bei Ihnen einführe. Ich preise den Zufall, der mich so glücklich machte, mittelbar einen Unfall abzuwenden — —"

„Der leicht traurige Folgen hätte haben können, wenn Ihre Aufmerksamkeit mich ohne Begleitung gelassen. Gestatten Sie mir, daß ich noch einmal meinen Dank ausspreche —"

„So schmeichelhaft es für mich ist, Sie mir verpflichtet zu sehen, so wenig Ansprüche mache ich auf Ihren Dank. Hätte ich noch tausendmal mehr gethan, so würde ich den schönsten Lohn darin finden, daß Sie im Stande sind, mich heute zu empfangen."

Sie verneigte sich und flüsterte lächelnd:

„Dann spreche ich mit Freuden die Versicherung aus, daß ich mit dem Schrecken davon gekommen bin."

Amely bot ihrem Gaste einen Sessel an. In der nun folgenden Unterhaltung entwickelte die junge Dame eine geistige Liebenswürdigkeit, die der ihrer äußern Erscheinung völlig entsprach. Das war Anmuth, natürliche Grazie und Naivetät! George war wie geblendet, so daß er seine Gewandtheit in dem Umgange mit Frauen beeinträchtigt fühlte. Er suchte nach ihren Familienverhältnissen zu forschen; sie kam ihm offenherzig mit der Erklärung entgegen:

„Meine Mutter, mit der ich allein dieses Haus bewohne, lebt von einer bescheidenen Rente, die indeß immer noch groß genug ist, unsern Ansprüchen zu genügen. Die alte Frau ist streng gottesfürchtig, und wenn Sie mich bei der Prozession ein kleines Amt bekleiden sahen, so erfülle ich ein Gelübde, das ich einst gethan, als meine gute Mutter schwer krank darnieder lag. Sie hängt mit zärtlicher Liebe an mir, und mehr als einmal hat sie nach meinem großmüthigen Beschützer gefragt. Aber was konnte ich ihr sagen?"

„Sagen Sie ihr, daß der Graf von Montlosier die Schönheit und Frömmigkeit ihrer Tochter bewundert!" rief George, seiner kaum noch mächtig.

Amely's Hand erzitterte, die er in der seinigen hielt. Als ob sich ihrer eine jähe Bestürzung bemächtigt, duldete sie unwillkürlich, daß der junge Mann seine Lippen auf ihre Fingerspitzen drückte.

„Herr Graf," sagte sie nach einer Pause, „der Abend ist angebrochen. Meine Mutter ist seit einiger Zeit leidend; kann sie Ihnen auch heute ihren Dank nicht aussprechen, so hofft sie auf eine spätere Gelegenheit — —"

„Sie gestatten mir, daß ich meinen Besuch wiederhole?"

„Besuchen Sie meine Mutter!" flüsterte sie kaum hörbar.

„Und Sie —?"

„Ich werde den Freudentag nie vergessen!"

Sie grüßte und verließ die Laube, in der bereits eine tiefe Dämmerung herrschte. George sah der weißen Gestalt nach, die flüchtig wie ein Schatten dem Hause zu schwebte und in der geöffneten Thür verschwand. Er begriff, daß Amely nicht anders handeln konnte. Sinnend verließ er den Garten. Draußen stand Adam, der ihn anredete.

„Geh, erwarte mich zu Hause!" befahl er dem Diener.

„Wo werden Sie speisen, gnädiger Herr?"

„Sorge für Thee — fort!"

Adam schlug den Weg nach der Stadt ein. George begann einen Spaziergang zwischen den Gartenhecken. Alle seine Gedanken waren mit Amely beschäftigt, denn aus der kurzen Unterhaltung hatte er die Erkenntniß geschöpft, daß kein blendender Nimbus sie umgab, daß sie vielmehr alle Eigenschaften besaß, um dauernd zu fesseln. George hatte früher über ernste Leidenschaften gelächelt, und die Schwärmerei Dermont's für seine unbekannte Leserin war ihm wie eine romantische Schwäche erschienen; jetzt befand er sich selbst in einer Verfassung, die allen jenen Ansichten Hohn sprach. Vergebens suchte er den empfangenen Eindruck durch die Erinnerung an seine traurigen Vermögenszustände zu paralysiren, vergebens rekapitulirte er die Siege bei der Marquise, um die sich die ganze aristokratische Männerwelt bewarb — der berechnende Verstand erlag dem Herzen, das hartnäckig die reizende Amely nicht aufgeben wollte. An den Stamm einer Linde gelehnt, betrachtete er das freundliche Landhaus, in dessen erstem Stocke sich Licht zeigte.

„Welch ein Glück müßte es sein, mit ihr unter diesem friedlichen Dache ein ruhiges Leben zu führen!" flüsterte er vor sich hin. „Die wahre Liebe ist sich selbst genug, sie allein bietet dauernde Freuden, während das glänzende Leben der großen Welt nur einen flüchtigen Sinnenreiz gewährt! Hier empfindet man die Poesie der Liebe; dort wird sie durch Leidenschaften, von äußern Umständen erzeugt, vertrieben — sie sinkt zu einer glänzenden, aber kalten Prosa herab."

Das Geräusch von Schritten weckte den Grafen aus seinen Träumereien. Zwischen den Hecken erschien die Gestalt eines Mannes, der sich langsam dem Orte näherte, wo George im Schatten der Linde stand. Er verhielt sich ruhig, um den Mann vorübergehen zu lassen. Aber der Fremde, in einen leichten Mantel gehüllt, blieb stehen und betrachtete das Landhaus, an dessen erleuchtetem Fenster in diesem Augenblicke Amely erschien, um einen Rosenstock zu tränken, der auf einem Blumenbrette stand. Bei dem Lichte, das aus dem Zimmer hervordrang, ließ sich die reizende Gestalt des jungen Mädchens deutlich erkennen. Zugleich hörte man ihre Stimme, denn sie unterhielt sich mit einer Person, die sich in dem Zimmer befand. Nachdem sie ihr Geschäft vollbracht, schloß sie das Fenster, und gleich darauf erlosch das Licht.

Der Mann im Mantel verblieb regungslos an seinem Platze, und unverwandt hafteten seine Blicke auf dem Landhause. George begann zu zittern, denn es war nicht schwer zu begreifen, daß den Spaziergänger eine bestimmte Absicht leitete, und daß sein Ziel das Landhaus sein mußte. Die Eifersucht mit allen ihren Qualen erwachte in der Brust des armen George, und dieses bittere Gefühl belehrte ihn, daß er für das Blumenmädchen eine ernste Leidenschaft hegte. Da wandte sich plötzlich der gefürchtete Nebenbuhler, und schritt der Linde zu, ohne Zweifel in der Absicht, von dem verborgenen Plätzchen aus seine Beobachtungen fortzusetzen. Der Graf trat ihm entgegen.

„George!"

„Dermont!" rief bestürzt der Graf.

„Still, Freund, still! Man hört jedes Wort, und dort —"

„Wer wohnt in dem Landhause?" flüsterte George mit gepreßter Stimme.

„Meine Leserin aus der Eremitage."

„O Himmel!" rief George unwillkürlich.

Dermont starrte den Freund an. Bei dem Mondenlichte konnte er den Schrecken bemerken, der sich in seinem bleichen Gesichte aussprach.

„Sie hier, Graf?" fragte Dermont, den eine Ahnung durchbebte, denn er erinnerte sich, daß ihm George von dem tiefen Eindrucke erzählt, den ein Mädchen auf ihn ausgeübt hatte. „Wie führt Sie um diese Stunde in diese einsame Gegend? Ich glaubte Sie auf der Reise nach Scheveningen!" fügte er in einem Tone hinzu, der fast vorwurfsvoll klang.

Der Graf ergriff hastig den Arm des Freundes und zog ihn mit sich fort. Als Beide das Landhaus hinter sich hatten, blieb George stehen.

„Dermont," begann er, „wir sind Freunde, Ihr letzter Dienst, den Sie mir leisteten, hat das Band der Freundschaft so innig um uns geschlungen, daß ich es für eine Infamie halte, irgend ein Geheimniß vor Ihnen zu bergen. Ich preise den Zufall, der uns hier zusammenführte, denn er giebt Anlaß zu Erörterungen, die vielleicht dann erst stattgefunden hätten, wenn es zu spät gewesen wäre."

„Mein Gott, George, eine Ahnung steigt in mir auf, die mich zittern macht!" flüsterte Dermont.

„Zittern Sie nicht, Freund, ich kenne meine Pflicht. Antworten Sie mir offen: lieben Sie die Dame ernstlich, die Sie in der Eremitage des Parks kennen gelernt haben?"

„Ich bekenne offen, daß sie das Glück oder Unglück meines Lebens ausmachen wird!"

„Und Sie wissen genau, daß sie in jenem Hause wohnt?"

„Gewiß, denn ich sah sie, als sie die Blumen tränkte."

„Dermont, Sie lieben ein himmlisches Wesen! Gelingt es Ihnen, Amely's Gegenliebe zu erringen, so werden Sie so glücklich werden, als Sie es zu sein verdienen."

„George, Sie kennen die junge Dame?"

„Ich suchte sie kennen zu lernen, denn Amely ist das Blumenmädchen, von dem ich Ihnen erzählt habe, daß es mich mit Begeisterung erfüllt. Aber noch kann ich das kaum erwachte Gefühl bekämpfen, und die Marquise soll mir helfen, Ihnen einen Freundschaftsdienst als ein redlicher Freund zu vergelten. Bewerben Sie sich um Amely, diese Nacht noch reise ich ab, und wenn ich zurückkehre, stelle ich Ihnen meine Gattin vor. Leben Sie wohl, Dermont, und — viel Glück in der Liebe!"

Hastig schloß der Graf den Freund in die Arme, dann eilte er davon.

„George, George!" rief Dermont.

Aber der Graf hörte nicht, er verschwand zwischen den Hecken.

„Das ist ein seltener Freund!" murmelte Dermont bewegt vor sich hin. „Leider muß ich sein großmüthiges Opfer annehmen, wenn ich der Leidenschaft zu meiner Schönen nicht erliegen will.

Der junge Mann ging nach dem Landhause zurück. Ein alter Mann stand im Begriffe, das Gitter in der Hecke zu schließen.

„Valentin, bist Du es?" flüsterte der junge Mann.

„Ja, Herr. Es ist die höchste Zeit, daß Sie kommen, denn ich muß nun schließen. Zehn Uhr ist vorüber."

„Wo ist das Fräulein?"

„Sie macht mit ihrer Mutter, wie jeden Abend vor dem Schlafengehen, eine Promenade durch den Garten, und darum darf die Thür nicht offen bleiben."

„Nimm dieses Goldstück."

„Wo ist der Brief?"

„Hier. Du wirst ihn besorgen, wie wir gestern verabredet haben. Morgen Abend hole ich mir Antwort."

„Versäumen Sie den Augenblick nicht, wo ich das Gitter schließe. Ziehen Sie sich zurück, denn ich sehe die beiden Damen den Weg kommen, der hierher führt."

Valentin schloß geräuschvoll die Thür. Dermont eilte nach der Stadt zurück. Am nächsten Morgen war sein erster Weg der zu George. Der Graf hatte, wie er versprochen, vor Sonnenaufgang seine Reise angetreten.

II.

Die Geliebte.

Das holländische Bad Scheveningen hatte für diesen Sommer kaum Raum genug, um alle Gäste aufzunehmen, die dort Erholung und Zerstreuung suchten. Bei seiner Ankunft mußte George ein Dachstübchen in einem der Wirthshäuser bewohnen. Unempfänglich für das äußerliche Leben, fügte er sich gern dieser Unbequemlichkeit, ihm war es gleich, ob er in einem glänzenden Saale oder in einer engen Kammer um das Mißgeschick seines Herzens trauern konnte. Von dem Umgange mit der blendenden Marquise hoffte er Heilung seines kranken Gemüths, er wollte sich den Freuden der großen Welt rückhaltslos hingeben. Nachdem er am nächsten Morgen eine sorgfältige Toilette gemacht, stattete er der Marquise von Beaulieu, die ein reizendes Landhaus bewohnte, seinen Besuch ab. Die junge Wittwe hatte sich bereits durch ein Seebad erfrischt und saß beim Frühstück. Sie empfing den Geliebten nicht mit der gewohnten Herzlichkeit, und George schrieb dies seiner um acht Tage verzögerten Ankunft zu.

„Henriette, was ist Ihnen?" fragte er besorgt.

„Lieber Graf, erwarten Sie, daß ich Ihnen wie ein jubelndes Kind entgegenfliege, wenn ich sehe, daß alle meine Aufmerksamkeiten mit Kälte aufgenommen werden?" fragte sie mit jenem ausdruckslosen aristokratischen Lächeln, das den ausgesprochenen Hohn mildern sollte. „Sie kennen den Grund meiner frühen Badereise, Sie wissen, daß es für mich nichts Langweiligeres auf der Welt giebt als ein Seebad — und dennoch wagen Sie, mir volle acht Tage den Umgang zu entziehen, der allein mich für das Opfer einer solchen Reise entschädigen kann. Es giebt keinen hinreichenden Entschuldigungsgrund!"

„Verzeihung, Henriette!"

„Ich wiederhole es, es giebt keinen, weder meinem Herzen noch der Welt gegenüber, die an diesen Umstand bereits ihre Muthmaßungen geknüpft hat."

Schmollend warf sich die Wittwe in den Sopha. George betrachtete sinnend die Frau, von der seine Zukunft abhing. Sie war vierundzwanzig Jahre alt, schön und reich, also mit Eigenschaften ausgerüstet, die sie einem Manne wünschenswerth erscheinen ließen; aber wie wenig war sie mit Amely zu vergleichen! Die Schönheit der Marquise blendete die Sinne — das Herz blieb kalt. Der Gedanke an Dermont gab ihm den Muth, eine Lüge auszusprechen. Er ließ sich auf ein Knie nieder und ergriff die schneeweiße Hand der jungen Frau, indem er sie an seine Lippen drückte.

„Sie verdammen mich, ehe Sie mich gehört haben, Henriette. Ihre Liebe macht mich stolz und glücklich, und indem ich sie erwiedere, folge ich dem Drange meines Herzens."

„Wahrhaftig, George?" fragte sie mit einem Blicke, der deutlich ihre Leidenschaft für den Grafen verrieth und die Geneigtheit, ihm zu verzeihen.

„Ich habe auf Anordnung meines Arztes die Reise aufgeschoben."

„Mein armer Freund!" rief sie in einem plötzlich veränderten Tone.

„Einige Tage der Ruhe haben mich wieder hergestellt."

Henriette sah ihn einen Augenblick an, dann küßte sie ihm die Stirn.

„Mein Gott, es ist wahr — Sie sind bleich und eine Melancholie spricht sich in Ihrem ganzen Wesen aus, die mich auf eine körperliche Indisposition schließen läßt. Armer George, Scheveningen und meine Fürsorge werden Sie heilen. Wie fühlen Sie sich? Hat die Reise Sie angestrengt? Haben Sie irgend einen Wunsch, so sprechen Sie ihn aus — —"

„Henriette, ich habe einen Wunsch!"

„O, zögern Sie nicht!" rief sie eifrig.

„Haben Sie Nachsicht, wenn dem Reconvalescenten das muntere Wesen gebricht, das er bisher zeigte. Bald werde ich völlig genesen sein, und wenn wir im Herbste nach Brüssel zurückkehren —"

„So öffnen Sie den Freunden Ihre Säle, um ihnen die Gattin entgegenzuführen. Also, George, verfügen Sie von diesem Augenblicke an über die Morgengabe Ihrer Braut!"

Der junge Graf drückte die schöne Frau an seine Brust. Henriette's lebhafte Laune war wiedergekehrt, und während des Frühstücks unterhielt sie den Geliebten mit der Aufzählung der im Bade anwesenden Gäste. Lord Darnley's erwähnte sie nicht, obgleich George wußte, daß er sich in Scheveningen befand.

„Und nun, mein Freund, werde ich den Beweis liefern, daß ich für Sie gesorgt habe."

Mit diesen Worten verließ sie den Tisch und klingelte der Kammerfrau. Nach zwei Minuten hatte sie Hut und Shawl angelegt.

„Herr Graf," sagte sie mit einer graziösen Verbeugung, „Ihren Arm!"

Beide verließen das Landhaus. Henriette schlug einen Seitenpfad ein, der von der Hauptallee zu einem Gebüsche führte. Zwischen den Bäumen erhob sich eines jener holländischen Bauernhäuser, die sich durch eine fast übertriebene Reinlichkeit auszeichnen. Das lange, ein Stock hohe Gebäude schien hellbraun lackirt zu sein. Die Jalousien an den glänzenden Fenstern waren mit grüner Oelfarbe angestrichen. Ueber der Thür wölbte sich eine dichte Epheu

the Ganoids, the Teleosts, and the Elasmobranchs, and I have also had the opportunity of examining the development of the Amphibia, Reptilia, Aves, and Mammalia.

The material for the present paper was collected at Alton, Illinois, during the months of May and June, 1887. The eggs were obtained from the fish by artificial fertilization, and were hatched in the laboratory. The fish were caught in the Mississippi River, and were kept in a large tank in the laboratory. The eggs were fertilized by the usual method of stripping the fish and mixing the eggs and milt in a dish of water. The eggs were then placed in a hatching jar, and were kept at a temperature of about 70° F. The development was followed from the time of fertilization until the young fish had absorbed the yolk-sac and had begun to feed.

The eggs are spherical, and are about 3 mm. in diameter. They are covered with a thick, tough, transparent membrane, which is perforated by numerous minute pores. The yolk is of a pale yellow colour, and is divided into numerous small spherules. The germinal disc is situated at the animal pole, and is of a darker colour than the rest of the yolk.

The segmentation is total and unequal. The first cleavage furrow appears about 2½ hours after fertilization, and divides the germinal disc into two equal blastomeres. The second cleavage furrow appears about 3½ hours after fertilization, and is at right angles to the first. The third cleavage furrow appears about 4½ hours after fertilization, and is parallel to the first. The fourth cleavage furrow appears about 5½ hours after fertilization, and is at right angles to the third. The fifth cleavage furrow appears about 6½ hours after fertilization, and is parallel to the third. The sixth cleavage furrow appears about 7½ hours after fertilization, and is at right angles to the fifth. The seventh cleavage furrow appears about 8½ hours after fertilization, and is parallel to the fifth. The eighth cleavage furrow appears about 9½ hours after fertilization, and is at right angles to the seventh. The ninth cleavage furrow appears about 10½ hours after fertilization, and is parallel to the seventh. The tenth cleavage furrow appears about 11½ hours after fertilization, and is at right angles to the ninth. The eleventh cleavage furrow appears about 12½ hours after fertilization, and is parallel to the ninth. The twelfth cleavage furrow appears about 13½ hours after fertilization, and is at right angles to the eleventh. The thirteenth cleavage furrow appears about 14½ hours after fertilization, and is parallel to the eleventh. The fourteenth cleavage furrow appears about 15½ hours after fertilization, and is at right angles to the thirteenth. The fifteenth cleavage furrow appears about 16½ hours after fertilization, and is parallel to the thirteenth. The sixteenth cleavage furrow appears about 17½ hours after fertilization, and is at right angles to the fifteenth. The seventeenth cleavage furrow appears about 18½ hours after fertilization, and is parallel to the fifteenth. The eighteenth cleavage furrow appears about 19½ hours after fertilization, and is at right angles to the seventeenth. The nineteenth cleavage furrow appears about 20½ hours after fertilization, and is parallel to the seventeenth. The twentieth cleavage furrow appears about 21½ hours after fertilization, and is at right angles to the nineteenth. The twenty-first cleavage furrow appears about 22½ hours after fertilization, and is parallel to the nineteenth. The twenty-second cleavage furrow appears about 23½ hours after fertilization, and is at right angles to the twenty-first. The twenty-third cleavage furrow appears about 24½ hours after fertilization, and is parallel to the twenty-first. The twenty-fourth cleavage furrow appears about 25½ hours after fertilization, and is at right angles to the twenty-third. The twenty-fifth cleavage furrow appears about 26½ hours after fertilization, and is parallel to the twenty-third. The twenty-sixth cleavage furrow appears about 27½ hours after fertilization, and is at right angles to the twenty-fifth. The twenty-seventh cleavage furrow appears about 28½ hours after fertilization, and is parallel to the twenty-fifth. The twenty-eighth cleavage furrow appears about 29½ hours after fertilization, and is at right angles to the twenty-seventh. The twenty-ninth cleavage furrow appears about 30½ hours after fertilization, and is parallel to the twenty-seventh. The thirtieth cleavage furrow appears about 31½ hours after fertilization, and is at right angles to the twenty-ninth. The thirty-first cleavage furrow appears about 32½ hours after fertilization, and is parallel to the twenty-ninth. The thirty-second cleavage furrow appears about 33½ hours after fertilization, and is at right angles to the thirty-first. The thirty-third cleavage furrow appears about 34½ hours after fertilization, and is parallel to the thirty-first. The thirty-fourth cleavage furrow appears about 35½ hours after fertilization, and is at right angles to the thirty-third. The thirty-fifth cleavage furrow appears about 36½ hours after fertilization, and is parallel to the thirty-third. The thirty-sixth cleavage furrow appears about 37½ hours after fertilization, and is at right angles to the thirty-fifth. The thirty-seventh cleavage furrow appears about 38½ hours after fertilization, and is parallel to the thirty-fifth. The thirty-eighth cleavage furrow appears about 39½ hours after fertilization, and is at right angles to the thirty-seventh. The thirty-ninth cleavage furrow appears about 40½ hours after fertilization, and is parallel to the thirty-seventh. The fortieth cleavage furrow appears about 41½ hours after fertilization, and is at right angles to the thirty-ninth. The forty-first cleavage furrow appears about 42½ hours after fertilization, and is parallel to the thirty-ninth. The forty-second cleavage furrow appears about 43½ hours after fertilization, and is at right angles to the forty-first. The forty-third cleavage furrow appears about 44½ hours after fertilization, and is parallel to the forty-first. The forty-fourth cleavage furrow appears about 45½ hours after fertilization, and is at right angles to the forty-third. The forty-fifth cleavage furrow appears about 46½ hours after fertilization, and is parallel to the forty-third. The forty-sixth cleavage furrow appears about 47½ hours after fertilization, and is at right angles to the forty-fifth. The forty-seventh cleavage furrow appears about 48½ hours after fertilization, and is parallel to the forty-fifth. The forty-eighth cleavage furrow appears about 49½ hours after fertilization, and is at right angles to the forty-seventh. The forty-ninth cleavage furrow appears about 50½ hours after fertilization, and is parallel to the forty-seventh. The fiftieth cleavage furrow appears about 51½ hours after fertilization, and is at right angles to the forty-ninth. The fifty-first cleavage furrow appears about 52½ hours after fertilization, and is parallel to the forty-ninth. The fifty-second cleavage furrow appears about 53½ hours after fertilization, and is at right angles to the fifty-first. The fifty-third cleavage furrow appears about 54½ hours after fertilization, and is parallel to the fifty-first. The fifty-fourth cleavage furrow appears about 55½ hours after fertilization, and is at right angles to the fifty-third. The fifty-fifth cleavage furrow appears about 56½ hours after fertilization, and is parallel to the fifty-third. The fifty-sixth cleavage furrow appears about 57½ hours after fertilization, and is at right angles to the fifty-fifth. The fifty-seventh cleavage furrow appears about 58½ hours after fertilization, and is parallel to the fifty-fifth. The fifty-eighth cleavage furrow appears about 59½ hours after fertilization, and is at right angles to the fifty-seventh. The fifty-ninth cleavage furrow appears about 60½ hours after fertilization, and is parallel to the fifty-seventh. The sixtieth cleavage furrow appears about 61½ hours after fertilization, and is at right angles to the fifty-ninth. The sixty-first cleavage furrow appears about 62½ hours after fertilization, and is parallel to the fifty-ninth. The sixty-second cleavage furrow appears about 63½ hours after fertilization, and is at right angles to the sixty-first. The sixty-third cleavage furrow appears about 64½ hours after fertilization, and is parallel to the sixty-first. The sixty-fourth cleavage furrow appears about 65½ hours after fertilization, and is at right angles to the sixty-third. The sixty-fifth cleavage furrow appears about 66½ hours after fertilization, and is parallel to the sixty-third. The sixty-sixth cleavage furrow appears about 67½ hours after fertilization, and is at right angles to the sixty-fifth. The sixty-seventh cleavage furrow appears about 68½ hours after fertilization, and is parallel to the sixty-fifth. The sixty-eighth cleavage furrow appears about 69½ hours after fertilization, and is at right angles to the sixty-seventh. The sixty-ninth cleavage furrow appears about 70½ hours after fertilization, and is parallel to the sixty-seventh. The seventieth cleavage furrow appears about 71½ hours after fertilization, and is at right angles to the sixty-ninth. The seventy-first cleavage furrow appears about 72½ hours after fertilization, and is parallel to the sixty-ninth. The seventy-second cleavage furrow appears about 73½ hours after fertilization, and is at right angles to the seventy-first. The seventy-third cleavage furrow appears about 74½ hours after fertilization, and is parallel to the seventy-first. The seventy-fourth cleavage furrow appears about 75½ hours after fertilization, and is at right angles to the seventy-third. The seventy-fifth cleavage furrow appears about 76½ hours after fertilization, and is parallel to the seventy-third. The seventy-sixth cleavage furrow appears about 77½ hours after fertilization, and is at right angles to the seventy-fifth. The seventy-seventh cleavage furrow appears about 78½ hours after fertilization, and is parallel to the seventy-fifth. The seventy-eighth cleavage furrow appears about 79½ hours after fertilization, and is at right angles to the seventy-seventh. The seventy-ninth cleavage furrow appears about 80½ hours after fertilization, and is parallel to the seventy-seventh. The eightieth cleavage furrow appears about 81½ hours after fertilization, and is at right angles to the seventy-ninth. The eighty-first cleavage furrow appears about 82½ hours after fertilization, and is parallel to the seventy-ninth. The eighty-second cleavage furrow appears about 83½ hours after fertilization, and is at right angles to the eighty-first. The eighty-third cleavage furrow appears about 84½ hours after fertilization, and is parallel to the eighty-first. The eighty-fourth cleavage furrow appears about 85½ hours after fertilization, and is at right angles to the eighty-third. The eighty-fifth cleavage furrow appears about 86½ hours after fertilization, and is parallel to the eighty-third. The eighty-sixth cleavage furrow appears about 87½ hours after fertilization, and is at right angles to the eighty-fifth. The eighty-seventh cleavage furrow appears about 88½ hours after fertilization, and is parallel to the eighty-fifth. The eighty-eighth cleavage furrow appears about 89½ hours after fertilization, and is at right angles to the eighty-seventh. The eighty-ninth cleavage furrow appears about 90½ hours after fertilization, and is parallel to the eighty-seventh. The ninetieth cleavage furrow appears about 91½ hours after fertilization, and is at right angles to the eighty-ninth. The ninety-first cleavage furrow appears about 92½ hours after fertilization, and is parallel to the eighty-ninth. The ninety-second cleavage furrow appears about 93½ hours after fertilization, and is at right angles to the ninety-first. The ninety-third cleavage furrow appears about 94½ hours after fertilization, and is parallel to the ninety-first. The ninety-fourth cleavage furrow appears about 95½ hours after fertilization, and is at right angles to the ninety-third. The ninety-fifth cleavage furrow appears about 96½ hours after fertilization, and is parallel to the ninety-third. The ninety-sixth cleavage furrow appears about 97½ hours after fertilization, and is at right angles to the ninety-fifth. The ninety-seventh cleavage furrow appears about 98½ hours after fertilization, and is parallel to the ninety-fifth. The ninety-eighth cleavage furrow appears about 99½ hours after fertilization, and is at right angles to the ninety-seventh. The ninety-ninth cleavage furrow appears about 100½ hours after fertilization, and is parallel to the ninety-seventh. The one hundredth cleavage furrow appears about 101½ hours after fertilization, and is at right angles to the ninety-ninth. The one hundred and first cleavage furrow appears about 102½ hours after fertilization, and is parallel to the ninety-ninth. The one hundred and second cleavage furrow appears about 103½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and first. The one hundred and third cleavage furrow appears about 104½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and first. The one hundred and fourth cleavage furrow appears about 105½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and third. The one hundred and fifth cleavage furrow appears about 106½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and third. The one hundred and sixth cleavage furrow appears about 107½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and fifth. The one hundred and seventh cleavage furrow appears about 108½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and fifth. The one hundred and eighth cleavage furrow appears about 109½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and seventh. The one hundred and ninth cleavage furrow appears about 110½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and seventh. The one hundred and tenth cleavage furrow appears about 111½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and ninth. The one hundred and eleventh cleavage furrow appears about 112½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and ninth. The one hundred and twelfth cleavage furrow appears about 113½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and eleventh. The one hundred and thirteenth cleavage furrow appears about 114½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and eleventh. The one hundred and fourteenth cleavage furrow appears about 115½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and thirteenth. The one hundred and fifteenth cleavage furrow appears about 116½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and thirteenth. The one hundred and sixteenth cleavage furrow appears about 117½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and fifteenth. The one hundred and seventeenth cleavage furrow appears about 118½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and fifteenth. The one hundred and eighteenth cleavage furrow appears about 119½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and seventeenth. The one hundred and nineteenth cleavage furrow appears about 120½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and seventeenth. The one hundred and twentieth cleavage furrow appears about 121½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and nineteenth. The one hundred and twenty-first cleavage furrow appears about 122½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and nineteenth. The one hundred and twenty-second cleavage furrow appears about 123½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and twenty-first. The one hundred and twenty-third cleavage furrow appears about 124½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and twenty-first. The one hundred and twenty-fourth cleavage furrow appears about 125½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and twenty-third. The one hundred and twenty-fifth cleavage furrow appears about 126½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and twenty-third. The one hundred and twenty-sixth cleavage furrow appears about 127½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and twenty-fifth. The one hundred and twenty-seventh cleavage furrow appears about 128½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and twenty-fifth. The one hundred and twenty-eighth cleavage furrow appears about 129½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and twenty-seventh. The one hundred and twenty-ninth cleavage furrow appears about 130½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and twenty-seventh. The one hundred and thirtieth cleavage furrow appears about 131½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and twenty-ninth. The one hundred and thirty-first cleavage furrow appears about 132½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and twenty-ninth. The one hundred and thirty-second cleavage furrow appears about 133½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and thirty-first. The one hundred and thirty-third cleavage furrow appears about 134½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and thirty-first. The one hundred and thirty-fourth cleavage furrow appears about 135½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and thirty-third. The one hundred and thirty-fifth cleavage furrow appears about 136½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and thirty-third. The one hundred and thirty-sixth cleavage furrow appears about 137½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and thirty-fifth. The one hundred and thirty-seventh cleavage furrow appears about 138½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and thirty-fifth. The one hundred and thirty-eighth cleavage furrow appears about 139½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and thirty-seventh. The one hundred and thirty-ninth cleavage furrow appears about 140½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and thirty-seventh. The one hundred and fortieth cleavage furrow appears about 141½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and thirty-ninth. The one hundred and forty-first cleavage furrow appears about 142½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and thirty-ninth. The one hundred and forty-second cleavage furrow appears about 143½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and forty-first. The one hundred and forty-third cleavage furrow appears about 144½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and forty-first. The one hundred and forty-fourth cleavage furrow appears about 145½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and forty-third. The one hundred and forty-fifth cleavage furrow appears about 146½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and forty-third. The one hundred and forty-sixth cleavage furrow appears about 147½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and forty-fifth. The one hundred and forty-seventh cleavage furrow appears about 148½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and forty-fifth. The one hundred and forty-eighth cleavage furrow appears about 149½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and forty-seventh. The one hundred and forty-ninth cleavage furrow appears about 150½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and forty-seventh. The one hundred and fiftieth cleavage furrow appears about 151½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and forty-ninth. The one hundred and fifty-first cleavage furrow appears about 152½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and forty-ninth. The one hundred and fifty-second cleavage furrow appears about 153½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and fifty-first. The one hundred and fifty-third cleavage furrow appears about 154½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and fifty-first. The one hundred and fifty-fourth cleavage furrow appears about 155½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and fifty-third. The one hundred and fifty-fifth cleavage furrow appears about 156½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and fifty-third. The one hundred and fifty-sixth cleavage furrow appears about 157½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and fifty-fifth. The one hundred and fifty-seventh cleavage furrow appears about 158½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and fifty-fifth. The one hundred and fifty-eighth cleavage furrow appears about 159½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and fifty-seventh. The one hundred and fifty-ninth cleavage furrow appears about 160½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and fifty-seventh. The one hundred and sixtieth cleavage furrow appears about 161½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and fifty-ninth. The one hundred and sixty-first cleavage furrow appears about 162½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and fifty-ninth. The one hundred and sixty-second cleavage furrow appears about 163½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and sixty-first. The one hundred and sixty-third cleavage furrow appears about 164½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and sixty-first. The one hundred and sixty-fourth cleavage furrow appears about 165½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and sixty-third. The one hundred and sixty-fifth cleavage furrow appears about 166½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and sixty-third. The one hundred and sixty-sixth cleavage furrow appears about 167½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and sixty-fifth. The one hundred and sixty-seventh cleavage furrow appears about 168½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and sixty-fifth. The one hundred and sixty-eighth cleavage furrow appears about 169½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and sixty-seventh. The one hundred and sixty-ninth cleavage furrow appears about 170½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and sixty-seventh. The one hundred and seventieth cleavage furrow appears about 171½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and sixty-ninth. The one hundred and seventy-first cleavage furrow appears about 172½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and sixty-ninth. The one hundred and seventy-second cleavage furrow appears about 173½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and seventy-first. The one hundred and seventy-third cleavage furrow appears about 174½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and seventy-first. The one hundred and seventy-fourth cleavage furrow appears about 175½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and seventy-third. The one hundred and seventy-fifth cleavage furrow appears about 176½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and seventy-third. The one hundred and seventy-sixth cleavage furrow appears about 177½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and seventy-fifth. The one hundred and seventy-seventh cleavage furrow appears about 178½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and seventy-fifth. The one hundred and seventy-eighth cleavage furrow appears about 179½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and seventy-seventh. The one hundred and seventy-ninth cleavage furrow appears about 180½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and seventy-seventh. The one hundred and eightieth cleavage furrow appears about 181½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and seventy-ninth. The one hundred and eighty-first cleavage furrow appears about 182½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and seventy-ninth. The one hundred and eighty-second cleavage furrow appears about 183½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and eighty-first. The one hundred and eighty-third cleavage furrow appears about 184½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and eighty-first. The one hundred and eighty-fourth cleavage furrow appears about 185½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and eighty-third. The one hundred and eighty-fifth cleavage furrow appears about 186½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and eighty-third. The one hundred and eighty-sixth cleavage furrow appears about 187½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and eighty-fifth. The one hundred and eighty-seventh cleavage furrow appears about 188½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and eighty-fifth. The one hundred and eighty-eighth cleavage furrow appears about 189½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and eighty-seventh. The one hundred and eighty-ninth cleavage furrow appears about 190½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and eighty-seventh. The one hundred and ninetieth cleavage furrow appears about 191½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and eighty-ninth. The one hundred and ninety-first cleavage furrow appears about 192½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and eighty-ninth. The one hundred and ninety-second cleavage furrow appears about 193½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and ninety-first. The one hundred and ninety-third cleavage furrow appears about 194½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and ninety-first. The one hundred and ninety-fourth cleavage furrow appears about 195½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and ninety-third. The one hundred and ninety-fifth cleavage furrow appears about 196½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and ninety-third. The one hundred and ninety-sixth cleavage furrow appears about 197½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and ninety-fifth. The one hundred and ninety-seventh cleavage furrow appears about 198½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and ninety-fifth. The one hundred and ninety-eighth cleavage furrow appears about 199½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and ninety-seventh. The one hundred and ninety-ninth cleavage furrow appears about 200½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and ninety-seventh. The two hundredth cleavage furrow appears about 201½ hours after fertilization, and is at right angles to the one hundred and ninety-ninth. The two hundred and first cleavage furrow appears about 202½ hours after fertilization, and is parallel to the one hundred and ninety-ninth. The two hundred and second cleavage furrow appears about 203½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and first. The two hundred and third cleavage furrow appears about 204½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and first. The two hundred and fourth cleavage furrow appears about 205½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and third. The two hundred and fifth cleavage furrow appears about 206½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and third. The two hundred and sixth cleavage furrow appears about 207½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and fifth. The two hundred and seventh cleavage furrow appears about 208½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and fifth. The two hundred and eighth cleavage furrow appears about 209½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and seventh. The two hundred and ninth cleavage furrow appears about 210½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and seventh. The two hundred and tenth cleavage furrow appears about 211½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and ninth. The two hundred and eleventh cleavage furrow appears about 212½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and ninth. The two hundred and twelfth cleavage furrow appears about 213½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and eleventh. The two hundred and thirteenth cleavage furrow appears about 214½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and eleventh. The two hundred and fourteenth cleavage furrow appears about 215½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and thirteenth. The two hundred and fifteenth cleavage furrow appears about 216½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and thirteenth. The two hundred and sixteenth cleavage furrow appears about 217½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and fifteenth. The two hundred and seventeenth cleavage furrow appears about 218½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and fifteenth. The two hundred and eighteenth cleavage furrow appears about 219½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and seventeenth. The two hundred and nineteenth cleavage furrow appears about 220½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and seventeenth. The two hundred and twentieth cleavage furrow appears about 221½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and nineteenth. The two hundred and twenty-first cleavage furrow appears about 222½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and nineteenth. The two hundred and twenty-second cleavage furrow appears about 223½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and twenty-first. The two hundred and twenty-third cleavage furrow appears about 224½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and twenty-first. The two hundred and twenty-fourth cleavage furrow appears about 225½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and twenty-third. The two hundred and twenty-fifth cleavage furrow appears about 226½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and twenty-third. The two hundred and twenty-sixth cleavage furrow appears about 227½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and twenty-fifth. The two hundred and twenty-seventh cleavage furrow appears about 228½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and twenty-fifth. The two hundred and twenty-eighth cleavage furrow appears about 229½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and twenty-seventh. The two hundred and twenty-ninth cleavage furrow appears about 230½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and twenty-seventh. The two hundred and thirtieth cleavage furrow appears about 231½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and twenty-ninth. The two hundred and thirty-first cleavage furrow appears about 232½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and twenty-ninth. The two hundred and thirty-second cleavage furrow appears about 233½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and thirty-first. The two hundred and thirty-third cleavage furrow appears about 234½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and thirty-first. The two hundred and thirty-fourth cleavage furrow appears about 235½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and thirty-third. The two hundred and thirty-fifth cleavage furrow appears about 236½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and thirty-third. The two hundred and thirty-sixth cleavage furrow appears about 237½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and thirty-fifth. The two hundred and thirty-seventh cleavage furrow appears about 238½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and thirty-fifth. The two hundred and thirty-eighth cleavage furrow appears about 239½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and thirty-seventh. The two hundred and thirty-ninth cleavage furrow appears about 240½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and thirty-seventh. The two hundred and fortieth cleavage furrow appears about 241½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and thirty-ninth. The two hundred and forty-first cleavage furrow appears about 242½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and thirty-ninth. The two hundred and forty-second cleavage furrow appears about 243½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and forty-first. The two hundred and forty-third cleavage furrow appears about 244½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and forty-first. The two hundred and forty-fourth cleavage furrow appears about 245½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and forty-third. The two hundred and forty-fifth cleavage furrow appears about 246½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and forty-third. The two hundred and forty-sixth cleavage furrow appears about 247½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and forty-fifth. The two hundred and forty-seventh cleavage furrow appears about 248½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and forty-fifth. The two hundred and forty-eighth cleavage furrow appears about 249½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and forty-seventh. The two hundred and forty-ninth cleavage furrow appears about 250½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and forty-seventh. The two hundred and fiftieth cleavage furrow appears about 251½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and forty-ninth. The two hundred and fifty-first cleavage furrow appears about 252½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and forty-ninth. The two hundred and fifty-second cleavage furrow appears about 253½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and fifty-first. The two hundred and fifty-third cleavage furrow appears about 254½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and fifty-first. The two hundred and fifty-fourth cleavage furrow appears about 255½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and fifty-third. The two hundred and fifty-fifth cleavage furrow appears about 256½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and fifty-third. The two hundred and fifty-sixth cleavage furrow appears about 257½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and fifty-fifth. The two hundred and fifty-seventh cleavage furrow appears about 258½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and fifty-fifth. The two hundred and fifty-eighth cleavage furrow appears about 259½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and fifty-seventh. The two hundred and fifty-ninth cleavage furrow appears about 260½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and fifty-seventh. The two hundred and sixtieth cleavage furrow appears about 261½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and fifty-ninth. The two hundred and sixty-first cleavage furrow appears about 262½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and fifty-ninth. The two hundred and sixty-second cleavage furrow appears about 263½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and sixty-first. The two hundred and sixty-third cleavage furrow appears about 264½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and sixty-first. The two hundred and sixty-fourth cleavage furrow appears about 265½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and sixty-third. The two hundred and sixty-fifth cleavage furrow appears about 266½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and sixty-third. The two hundred and sixty-sixth cleavage furrow appears about 267½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and sixty-fifth. The two hundred and sixty-seventh cleavage furrow appears about 268½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and sixty-fifth. The two hundred and sixty-eighth cleavage furrow appears about 269½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and sixty-seventh. The two hundred and sixty-ninth cleavage furrow appears about 270½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and sixty-seventh. The two hundred and seventieth cleavage furrow appears about 271½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and sixty-ninth. The two hundred and seventy-first cleavage furrow appears about 272½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and sixty-ninth. The two hundred and seventy-second cleavage furrow appears about 273½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and seventy-first. The two hundred and seventy-third cleavage furrow appears about 274½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and seventy-first. The two hundred and seventy-fourth cleavage furrow appears about 275½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and seventy-third. The two hundred and seventy-fifth cleavage furrow appears about 276½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and seventy-third. The two hundred and seventy-sixth cleavage furrow appears about 277½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and seventy-fifth. The two hundred and seventy-seventh cleavage furrow appears about 278½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and seventy-fifth. The two hundred and seventy-eighth cleavage furrow appears about 279½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and seventy-seventh. The two hundred and seventy-ninth cleavage furrow appears about 280½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and seventy-seventh. The two hundred and eightieth cleavage furrow appears about 281½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and seventy-ninth. The two hundred and eighty-first cleavage furrow appears about 282½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and seventy-ninth. The two hundred and eighty-second cleavage furrow appears about 283½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and eighty-first. The two hundred and eighty-third cleavage furrow appears about 284½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and eighty-first. The two hundred and eighty-fourth cleavage furrow appears about 285½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and eighty-third. The two hundred and eighty-fifth cleavage furrow appears about 286½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and eighty-third. The two hundred and eighty-sixth cleavage furrow appears about 287½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and eighty-fifth. The two hundred and eighty-seventh cleavage furrow appears about 288½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and eighty-fifth. The two hundred and eighty-eighth cleavage furrow appears about 289½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and eighty-seventh. The two hundred and eighty-ninth cleavage furrow appears about 290½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and eighty-seventh. The two hundred and ninetieth cleavage furrow appears about 291½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and eighty-ninth. The two hundred and ninety-first cleavage furrow appears about 292½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and eighty-ninth. The two hundred and ninety-second cleavage furrow appears about 293½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and ninety-first. The two hundred and ninety-third cleavage furrow appears about 294½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and ninety-first. The two hundred and ninety-fourth cleavage furrow appears about 295½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and ninety-third. The two hundred and ninety-fifth cleavage furrow appears about 296½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and ninety-third. The two hundred and ninety-sixth cleavage furrow appears about 297½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and ninety-fifth. The two hundred and ninety-seventh cleavage furrow appears about 298½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and ninety-fifth. The two hundred and ninety-eighth cleavage furrow appears about 299½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and ninety-seventh. The two hundred and ninety-ninth cleavage furrow appears about 300½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and ninety-seventh. The three hundredth cleavage furrow appears about 301½ hours after fertilization, and is at right angles to the two hundred and ninety-ninth. The three hundred and first cleavage furrow appears about 302½ hours after fertilization, and is parallel to the two hundred and ninety-ninth. The three hundred and second cleavage furrow appears about 303½ hours after fertilization, and is at right angles to the three hundred and first. The three hundred and third cleavage furrow appears about 304½ hours after fertilization, and is parallel to the three hundred and first. The three hundred and fourth cleavage furrow appears about 305½ hours after fertilization, and is at right angles to the three hundred and third. The three hundred and fifth cleavage furrow appears about 306½ hours after fertilization, and is parallel to the three hundred and third. The three hundred and sixth cleavage furrow appears about 307½ hours after fertilization, and is at right angles to the three hundred and fifth. The three hundred and seventh cleavage furrow appears about 308½ hours after fertilization, and is parallel to the three hundred and fifth. The three hundred and eighth cleavage furrow appears about 309½ hours after fertilization, and is at right angles to the three hundred and seventh. The three hundred and ninth cleavage furrow appears about 310½ hours after fertilization, and is parallel to the three hundred and seventh. The three hundred and tenth cleavage furrow appears about 311½ hours after fertilization, and is at right angles to the three hundred and ninth. The three hundred and eleventh cleavage furrow appears about 312½ hours after fertilization, and is parallel to the three hundred and ninth. The three hundred and twelfth cleavage furrow appears about 313½ hours after fertilization, and is at right angles to the three hundred and eleventh. The three hundred and thirteenth cleavage furrow appears about 314½ hours after fertilization, and is parallel to the three hundred and eleventh. The three hundred and fourteenth cleavage furrow appears about 315½ hours after fertilization, and is at right angles to the three hundred and thirteenth. The three hundred and fifteenth cleavage furrow appears about 316½ hours after fertilization, and is parallel to the three hundred and thirteenth. The three hundred and sixteenth cleavage furrow appears about 317½ hours after fertilization, and is at right angles to the three hund

Bei alledem müssen wir zugeben, daß die Birmanier durch den Verlust ihrer Freiheit, als selbstständigen Staatsbürgerthums, nur gewinnen. Die Engländer brauchen Steuern, Absatzquellen für Produkte und Waaren, und sorgen daher für Schutz der Personen und des Eigenthums, für Schutz gegen wahnsinnige Bürgerkriege und brutale Insurrektionen der einzelnen herrschsüchtigen Großen, wodurch das einst blühende Land nach und nach so verwüstet ward, daß z. B. die Hauptstadt des südlichen, jetzt den Engländern gehörenden Theils, Pegu, in einem Umfange von beinahe sechs deutschen Meilen kaum noch 50,000 Einwohner, kaum ein Zwanzigstel seiner frühern Bevölkerung haben soll. Diese einst wimmelnde, glänzende Hauptstadt des selbstständigen Reiches gleiches Namens ist jetzt zu drei Vierteln ein Labyrinth von Ruinen von Verwitterung und von Verwesung, worin reißende Thiere, Schlangen und Amphibien, riesige Eulen und andere Nachtraubvögel hausen. Seitdem die Engländer dort herrschen und regieren, verschwinden die Einöden und Ruinen zusehends und Eingeborene und Einwanderer bauen und bilden, schaffen und schürfen nach Herzenslust.

Revolutionen und Kriege mit dem avanischen Reiche (dem jetzigen birmanischen) haben Land und Leute soweit heruntergebracht, daß die englischen Eroberer als neue Lebensquelle erschienen. Die Herrschaftskriege der Avaner und Peguaner gehören zu den grausamsten und blutigsten in ganz Asien. Um nur neuere Daten zu erwähnen, empörten sich die Avaner 1740 gegen ihre Abhängigkeit von Pegu, und führten einen Revolutions- und Bürgerkrieg der blutgierigsten Art bis zum Jahre 1752, als die Peguer Ava vollständig unterjochten und ihren Kaiser nebst Familie gefangen nahmen. Kurz darauf trat ein Birmanier (Avaner) von niederer Herkunft, Alompra, als Rächer und Empörer auf und gründete durch Unterjochung Pegu's das neue birmanische Reich. Er fing bescheiden in einem entlegenen kleinen Dorfe an, wo er nach und nach hundert Anhänger gewann, mit denen er das Dorf in eine Festung verwandelte, in welcher er sich eine kleine Armee schulte, und bis auf einen besonders grausamen Akt der Tyrannei wartete. Jetzt trat er mit seiner Schaar hervor, schrie Rache und Freiheit und sammelte so in kurzer Zeit eine Schaar von Revolutionärs um sich, mit denen er direkt in die Hauptstadt Pegu marschirte, das dortige Militär theils ermorden, theils in die Flucht schlagen ließ, das peguanische Reich stürzte und dafür das birmanische schuf. Spätere Empörungsversuche konnten nur durch die unbarmherzigste Strenge und Grausamkeit niedergehalten werden. So hielt sich das birmanische Reich äußerlich unter der Alompra-Dynastie zusammen, bis am 20. December 1852 der jetzige Kaiser Mendohmen den Thron bestieg. Sein Vorgänger und Bruder Pagham war gezwungen worden, wegen Unfähigkeit vom Throne zu steigen, ein Akt, der in Europa nicht vorkommen kann. Freilich bestand seine Unfähigkeit in nichts Geringerem, als in der Annahme englisch-ostindischer Truppen zur Unterdrückung subversiver Tendenzen in Pegu. Als die Engländer einmal drin waren, sagten sie: wir wollen gleich hier bleiben, damit wir gleich da sind, wenn Unzufriedene wieder Versuche machen sollten, Handel und Gewerbe zu stören. Und so blieben sie und nahmen allmälig Kopf, Hals und Brust des ganzen birmanischen Reiches, da Mendohmen mit seinen Truppen und seinem französischen Generalfeldmarschall sich nicht stark genug zeigten, die „ehemaligen Freunde in der Noth" wieder zu vertreiben.

Der jetzige Kaiser des birmanischen Rumpf-Reiches wird als ein gutmüthiger, nobler, gerechter, der Civilisation und dem Christenthume geneigter Herrscher geschildert, nicht stark und barbarisch genug, die Einflüsse der Civilisation und des Fremden abzuweisen, so daß er unlängst nur auf gütlichem Wege durch eine Gesandtschaft an die ostindische Regierung versuchte, wenigstens Rangoon, die mercantile Hauptstadt und den Haupthafen des birmanischen Handels, zurückzubekommen. Die Engländer behandelten die Gesandtschaft mit ersterbender Ehrfurcht, meinten aber beiläufig, Rangoon würden sie so gut behalten, wie das ganze alte peguanische Reich.

Es wird nun mit Grund gefürchtet, daß der birmanische Kaiser von seinem Lande und seinem kühnen französischen Generalfeldmarschall genöthigt werden könnte, seinem Reiche wieder Zutritt zum Meere zu erkämpfen und daher die Waffen gegen die ostindische Compagnie zu ergreifen, die außerdem Grund hat, die Staaten auf der andern Seite ihrer Besitzungen in der großen Bucharei, in denen sich nicht nur russischer Einfluß, sondern auch russische Truppen eingefunden haben, zu fürchten. Persien ist schon ganz für Rußland gewonnen, so daß den Engländern nur der kriegerische alte Herrscher der Afghanen, Dost Mohamed, bleibt, den sie jetzt auch mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auf ihre Seite zu bringen suchen. —

Der erwähnte Generalfeldmarschall des „Königs von Ava" (wie die Engländer jetzt den birmanischen Kaiser nennen) ist ein Franzose oder vielmehr ein Landsmann des großen Napoleon, nämlich von Geburt ein Corsikaner, Namens Orgoni. In seinem 22sten Jahre, damals schon Oberst eines Cavallerie-Regiments, ließ er sich von jugendlicher Sehnsucht nach romantischer Fremde in das älteste Kulturland, Indien, treiben. Unter den Herren der ostindischen Compagnie ward er bald als „der kühne Franzose" („the daring Frenchman") allgemein bekannt. Wie er in das birmanische Reich kam, ist noch nicht ermittelt. Er blieb eine Zeit lang verschollen, bis er als kühner Heerführer der Birmanen und neuerdings als höchster Chef des ganzen Heeres von 40,000 Mann und als Mitglied der Kaiserfamilie, als Prinz und Fürst alle Zeitungen des englischen Ostindiens beschäftigte. Eine derselben, „Rangoon Chronicle" vom 28. Januar dieses Jahres giebt eine Schilderung der Aufnahme Orgoni's in die birmanische Herrscherfamilie nebst seinem Staatsornate und ganzer Figur im Bilde, ebenso Abbildungen des Kaisers und seines Staatswagens.

Am 4. Januar begab sich Orgoni zu dem Kronprinzen Aeb und mit diesem in den Palast des Kaisers, genannt: Der Palast von Gold. Die Procession giebt ein Bild von der raffinirten Pracht, welche den birmanischen Hof vor allen andern prunkenden Höfen Asiens auszeichnet. Dem Prinzen folgten mit Orgoni in voller nationaler Uniform in der Mitte die vier Attawens oder Staatsminister, dann die fünf Präsidenten der höchsten Gerichtshöfe und einige hundert höchste Hofbeamte, alle in Gold und Silber, Diamanten, Edelsteinen und Elephantenorden an goldenen Bändern glänzend. Die Procession ließ Orgoni in einer marmor- und alabastergeschmückten Vorhalle und rief sie dann vor den Thron des Herrschers. Der Weg führte durch eine große Menge Passagen, Hallen und Zimmer, die alle mit Doppelreihen von Hofleuten und Offizieren ausdecorirt waren. Die Majestät empfing ihn sitzend auf dem Throne unter einem mit Diamanten besternten Himmel und winkte ihm, nach den Ceremonien der Begrüßung, auf einen Platz neben den Thronerben. Nach einer lautlosen Stille von fünf Minuten hielt die Majestät eine Lobrede auf den Franzosen und machte ihm mit dem in seinem Reiche noch nie vorgekommenen Ereignisse bekannt, daß er nicht nur zum Haupt seiner ganzen Armee ernannt, sondern er auch der erste Europäer sei, der hiermit in die Familie der Majestät „mit den goldenen Füßen" aufgenommen werde. Hierauf trat ein Herold in die Mitte und schrie mit der ganzen Kraft seiner Lunge: „Orgoni! Neh-mia ti-hi zeh-ah!" welches heißt: „Orgoni, Herr von schöner Erscheinung, siegreicher Heerführer." Diese Worte wurden mit aller Kraft vom ganzen versammelten Hofe wiederholt und pflanzten sich draußen fort von Halle zu Halle, bis über 20,000 Mann Truppen, vor dem Palaste aufgestellt, im hundertfach verstärkten Echo sie der ganzen Residenz verkündigten, so daß sie aus weiterer und immer weiterer Ferne heran schwellen. Hierauf wurden ihm drei goldene Becher, gefüllt mit den kostbarsten Silbermünzen, gereicht, Symbole der Macht und des Reichthums. Hiermit endete die Ceremonie. Doch der Zug Orgoni's in Begleitung der höchsten Staatsbeamten durch die Stadt und die vorgeschriebene Procession zurück auf dem weißen Elephanten der Krone, der wie eine Art Gott verehrt wird, hielten die Bevölkerung noch lange in festlicher Aufregung. Der weiße Elephant machte bei dieser Gelegenheit seinem Reiter und sich selbst alle Ehre. Er trug den neuen „Vetter des Kaisers" mit eben so viel Würde als Grazie, und beschenkte zuletzt den Reiter mit höchst eigenhändigem Rüssel mit einem silbernen Ebenbilde und einer goldenen Sonne darüber, an reich verzierten Goldketten, dem weißen Elephanten-Orden.

Die weißen Elephanten spielen in Birmanien eine eigenthümliche Rolle. Sie sind sehr selten, und jeder, wo er auch gefunden wird, gilt nicht nur als ein höheres Wesen, sondern auch als Privateigenthum der Krone. Einer wird immer bei Hofe als Repräsentant aller andern gehalten. Außerdem sind immer einige in Bereitschaft als würdige Belohnungen großer Verdienste um den Staat, d. h. um die Person des Herrschers.

Komischer, aber natürlicher Weise wird ein solches Geschenk

auch oft zur qualvollsten Strafe. So nahm z. B. der vorige Kaiser einem armen Lieutenant seine Geliebte weg und entschädigte ihn durch einen weißen Elephanten. Der Beschenkte war nun staats- und religionsverpflichtet, das furchtbare Thier mit den mächtigen Verdauungs-Apparaten standesgemäß einzumiethen und zu füttern, obgleich die in aller Welt schmale Lieutenants-Gage kaum für seinen eigenen Magen hinreichte. Zwar gab er seine meublirte Stube auf und zog mit dem Elephanten zusammen, doch war noch immer an kein Auskommen zu denken. So magerte er ab in Hunger und Liebe, bis die treue Geliebte es möglich machte, die aufgedrungene Gunst des Herrschers zu fliehen, sehr werthvolle Kostbarkeiten „mitgehen zu heißen," den Unglücklichen im Elephantenstalle aufzusuchen und mit ihm in das Gebiet der englischen Herrschaft zu fliehen.

„Rangoon Chronicle" giebt noch eine Abbildung des Staats-Wagens, in welchem der Kaiser bei officiellen Angelegenheiten vierzigspännig (mit expreß dazu gehaltenen Menschen) ausfährt. Vor und hinter dem Wagen folgen dann alle höchsten Staatsbeamte zu Fuße und eine Menge Cavallerie. Der Wagen besteht aus einer ungeheuer hohen Pyramide, überall massiv vergoldet und von einem sammetnen Regenschirm überspannt. Auf dem Wagen selbst stehen vorn und hinten Kammerherren mit ungeheuern Sonnenschirmen. Die Hof- und Offizier-Costüme gehören zu den prächtigsten in der Welt: Kopfbedeckungen von blauem Sammet mit Gold und eigenthümlicher Form mit hervorstehenden, symbolischen Decorationen, und in Roben von Seide mit der kostbarsten Stickerei und Verzierung. Auch die Fußverzierungen und Schnabelschuhe (ein Monopol der höchsten Beamten, das Volk hat Monopole auf Lumpen und Barfußigkeit) sind so kostbar, daß man mit einem einzigen Paar eine halbe Bude kalauer Stiefeln würde kaufen können.

Da aber in allem diesem Prunke kein lebenskräftiger Inhalt steckt, wird er überall in Asien, wo sich europäische Civilisation mit ihren Erfindungen und Fleiße angesiedelt hat und immer weiter eindringt, allmälig verschwinden und verfallen, wie in Birmanien und Indien und China umher zahllose Tempel des Foh und des noch trägeren, sinnlos und sinnlich faullenzenden Buddah zu Ruinen verbröckeln, zu Höhlen von Raubthieren, oder wie in China von dem eingeschmuggelten abendländischen Geiste revolutionär zerstört oder in Hospitäler, Schulen, Kasernen und Waarenhäuser verwandelt werden.

Die halbbarbarischen Völker Asiens machen jetzt alle eine Krisis durch, aus der die Geschichte etwas herausprocessiren wird. Orgoni ist der Omer Pascha Birmaniens. Er soll das Land vertheidigen und die Herrlichkeit des Reichs wieder herstellen, aber im Kampfe mit civilisirten Feinden wird diese Herrlichkeit vollends ab- und aufgerieben. Ueberall haben sich schon Repräsentanten des civilisirten Westens in Asien Macht und Einfluß verschafft. Die russische Macht wird wesentlich von Deutschen zu einem Ziele geführt, das vielleicht noch Niemand ahnt. Ein deutscher Missionär säete die Revolution in China. Orgoni, der Franzose, führt die Truppen in Birmanien. Franzosen commandiren die Armeen Persiens. Ostindien ist Englisch. Ein Preuße und ein Engländer vertheidigen Silistria. Ein Engländer, Polen und Ungarn herrschen in der asiatisch-türkischen Armee. Engländer commandiren die Dampfschiffe des Sultans. Die bloße Thatsache, daß Fremde in jenen exclusiven Reichen Staatsämter bekleiden, ist Beweises genug, daß sie sich der Civilisation geöffnet haben und nicht mehr fähig sind, ihre barbarische Selbstständigkeit und feindseligen „Nationalitäten" gegen die Menschheit verbindende und rund um die Erde pulsirende Circulation der Kultur zu halten.

Die verschiedenen Methoden der Heilkunst.

Die Homöopathie.

Aufforderung an die Homöopathen.

Der leidenden Menschheit fehlt es nicht an allen möglichen Wegen, auf welchen man ihr die Wiederherstellung ihrer Gesundheit anbietet. Denn außer kurirenden Schäfern, Hufschmieden, alten Weibern, Apothekern, Buchhändlern, Thierärzten, Magnetiseurs und Elektrisirern giebt es eine allopathische, homöopathische und isopathische, hydropathische, dynamische, schroth'sche, radmacher'sche, sympathische, mystische und gymnastische Heilmethode (s. Gartenlaube Jahrg. I. S. 192). Alle stellen sich brüstend hin und rufen (oder lassen es durch Zeugnisse in den Zeitungen bekannt machen): „Unsere Kranken werden durch unsere Mittel gesund." Natürlich! Die günstigen Resultate (sagt Steudel ganz mit Recht), die meist die unverwüstliche Natur hervorbrachte, die aber die Heilkünstler immer nur sich selbst und ihren Mitteln zuschreiben, waren von jeher das Schlagwort für jeden Unsinn, der in der Geschichte der Medicin so reichlich zu finden ist. Jede Partei behauptet immer, ihre Vorgänger seien Narren und Mörder gewesen, und sie allein habe den wahren Stein des Weisen entdeckt und wisse die Kranken zu heilen. Wir kennen das! Und wenn es auch nur ein einziges Mal wahr gewesen wäre, die Welt müßte längst ausgestorben sein, da nach diesem Grundsatze alle Heilkünstler bis auf die neueste Zeit Giftmischer und Todtschläger gewesen wären. Da aber von jeher das Verhältniß der Genesenden und Sterbenden bei den verschiedenartigsten Behandlungsweisen unter den Kranken im großen Ganzen so ziemlich dasselbe blieb, so kann der denkende Mensch nicht anders, als annehmen, daß zu allen Zeiten die Genesung von ganz andern Ursachen abhängig war, als von den medicinischen Lehrsätzen und ihren sich stets widersprechenden Heilmitteln und Heilmethoden. Diese Ursachen finden sich aber im menschlichen Körper selbst vor und sind die von Natur ihm innwohnenden Gesetze, durch deren Kenntnisse wir uns vor Krankheiten zu schützen und beim Kranksein selbst zu helfen im Stande sind.

Die **Homöopathie** (s. Gartenlaube Jahrg. II. Nr. 24), welche die Naturheilkraft trügerisch und unzuverlässig nennt, behauptet, für eine große Anzahl der häufigsten Krankheiten bestimmte Heilmittel zu besitzen, die Jedem, der seine Sinne zu brauchen versteht und frei von vorgefaßten Meinungen ist, verständlich und zugänglich sind und ihn in den Stand setzen, in den meisten Erkrankungen sich selbst zu helfen. — Der Unterzeichnete, welcher hiermit gegen die Homöopathie in die Schranken tritt und die Leser der Gartenlaube zu unparteiischen Richtern in diesem Kampfe auffordert, erläßt zuvörderst den folgenden Aufruf:

An die Homöopathen des In- und Auslandes.

Obschon die medicinische Wissenschaft mit der homöopathischen Heilkunst und den homöopathischen Heilkünstlern längst im Klaren ist, so scheint dies doch nicht umgekehrt der Fall zu sein, wie aus den Worten des Hrn. Dr. Clotar Müller in Leipzig hervorgeht, welcher behauptet, daß die physiologische Medicin die personificirte Impotenz in der höchsten Potenz sei. — Der Unterzeichnete, ein eifriger Anhänger dieser Medicin (deren reeller Boden die Naturwissenschaften sind) und der ärgste Feind aller unnützen Quacksalberei und Charlatanerie (ebenso wohl der allopathischen, wie der hydropathischen, gymnastischen, radmacher'schen u. s. w.) fühlt sich nun verpflichtet, das homöopathische Heilverfahren einer öffentlichen Beleuchtung zu unterwerfen. Diese Verpflichtung fühlt er aber ja nicht etwa seiner wissenschaftlichen Stellung wegen, sondern nur deshalb, weil er seit einiger Zeit durch populär-medicinische Aufsätze und Vorträge das Volk über den menschlichen Körper, sowie die Erhaltung und Wiedererlangung der Gesundheit auf naturgemäße Weise, so weit als es in seinen wissenschaftlichen Kräften steht, aufzuklären sucht. Es versteht sich von selbst, daß diese Beleuchtung nicht, wie es so oft schon geschah, in animose und persönliche Zänkerei ausarten, sondern in nüchternen, hoffentlich auch den Laien überzeugenden Versuchen und Beweisen bestehen wird.

Ehe der Unterzeichnete die scheinbar heilsame Wirkung homöopathischer Heilmittel in vielen Krankheitszuständen in das gehörige Licht setzt und auf den großen Schaden, welchen das homöopathische Heilverfahren in manchen Krankheiten bringt, aufmerksam macht, will er zuvörderst festgestellt wissen, ob der oberste Grundsatz, auf welchen sich die ganze Homöopathie gründet, auch

wirklich ein richtiger und ächter sei. Herr Dr. Cl. Müller schreibt: „Der oberste Grundsatz der Homöopathie ist das Aehnlichkeitsgesetz (similia similibus, Aehnliches heilt Aehnliches); jeder Krankheitsfall wird am schnellsten und sichersten durch dasjenige Arzneimittel geheilt, welches im gesunden Körper möglichst ähnliche Erscheinungen hervorbringt! Hahnemann entdeckte dieses Gesetz bei Prüfung der Chinarinde, denn an sich selbst machte er zuerst die Erfahrung, daß ein Loth dieser Rinde, dieses sichern Heilmittels des Wechselfiebers, im gesunden Körper Symptome erzeugt, die einem Wechselfieberanfalle höchst ähnlich sind. — Der Unterzeichnete behauptet nun aber, und zwar ebenfalls gestützt auf Versuche, daß auch nicht ein einziges homöopathisches Heilmittel im Stande ist, im gesunden Körper diejenigen krankhaften Erscheinungen hervorzurufen, gegen welche es empfohlen wird. Um dies den homöopathischen Aerzten und den Laien klar und deutlich zu beweisen, stellt sich der Unterzeichnete selbst, und eine größere Anzahl seiner Freunde, für deren Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit er bürgt, den Homöopathen zur Verfügung und verlangt ernstlich, im Interesse der Aufklärung des Volkes, daß ihm oder einem seiner Freunde durch homöopathische Heilmittel irgend eine, auch dem Laien sichtbare (objective) Krankheitserscheinung dokumentirt werde (denn von Empfindungen oder sogenannten subjectiven Symptomen kann wohl nicht die Rede sein). Das Resultat dieser Versuche, welche natürlich nicht zu weit von des Unterzeichneten Wohnorte (Leipzig) vorgenommen werden dürfen, soll dann seiner Zeit gewissenhaft veröffentlicht werden. *

Es sollte dem Unterzeichneten leid thun, wenn die Herren Homöopathen durch Nichtbenutzung des, mit dem entschiedensten und nicht so leicht ablassenden Ernste gestellten Verlangens, ihm nicht blos seine Beweisführung vor ihren eigenen Augen unmöglich machten, sondern zugleich auch den Beweis des Mißtrauens in ihre eigene Sache geben würden.

Dr. Bock,
Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Ein Abend im königlichen Institute zu London.

Das königliche Institut (Royal Institution) von Großbritannien ist eine Association von Personen der Wissenschaft und Freunde derselben zur Beförderung wissenschaftlicher Bildung. Zu diesem Zwecke werden regelmäßig jeden Freitag Abend öffentliche Vorträge gehalten, die durch ein Laboratorium, eine Bibliothek von 27,000 Bänden, einen großen Lesesaal, einen Zeitungssaal und ein Museum unterstützt werden. Das Laboratorium des Instituts ist von europäischer Wichtigkeit, da in demselben Davy und nach ihm Faraday ein halbes Jahrhundert lang experimentirten und arbeiteten, und manche ihrer Resultate wissenschaftlichen und praktischen Werth für die ganze Welt bekamen. Die Freitags-Versammlungen der Mitglieder, deren jedes zwei Freunde mitbringen kann, haben und erfüllen den speciellen Zweck, Männer von wissenschaftlichem und literarischem Verdienste zusammenzubringen und deren verschiedene Kenntnisse und Entdeckungen durch Unterhaltung und Discussion zum Gemeingute zu machen. Ein besonderes Theater im Auditorium giebt zugleich Mittel und Gelegenheit, neue Entdeckungen und Erfindungen durch Experimente und sonstige sachliche Illustrationen deutlich zu machen.

Anfangs Mai hatte ich Gelegenheit, eine der Freitags-Versammlungen des Institutes (eines stattlichen Gebäudes in Albemarlestreet, Piccadilly) zu besuchen und einen sehr interessanten und wichtigen Vortrag des Dr. Stenhouse „über ökonomische Anwendung gebrannter Kohle für Gesundheitszwecke" mit anzuhören. Eine große Treppe spaltet sich oben in zwei Theile, deren einer in die Bibliothek, der andere in das Theater des Auditoriums führt. Ich besuchte zuerst den Bibliothekssaal, der voll von Damen und Herren war, welche alle mögliche auf den Tischen umherstehende Kuriositäten und Apparate besahen, besonders die ausgezeichneten Buxbaumschnitzwerke, welche für die pariser Ausstellung bestimmt sind. Im Auditorio waren die Plätze schon ziemlich dicht besetzt und zwar ebenso reichlich von Damen, als von Herren, so daß unter ersteren mehr Freundinnen der Wissenschaft sein mögen, als gewöhnlich angenommen wird. Auf dem Tische des Vortragenden lagen verschiedene Stücken Kohlen und andere unansehnliche Dinge. Vor dem Tische standen mehrere irdene Gefäße mit Kohle gefüllt. Mit dem Glockenschlage Neun hörte das Gesumme der Unterhaltung auf, da der Herzog von Northumberland, Präsident des Instituts, mit Dr. Stenhouse hereintrat, letzteren vorstellte und neben Faraday Platz nahm, worauf Dr. Stenhouse sofort seinen Vortrag ohne Komplimente begann. Er sagte, daß es drei Arten von gebrannter Kohle gäbe, die hier in Betracht kämen, Holz-, Braun- und Thierkohle. Alle drei Arten haben die charakteristische Eigenschaft, unersättlich vom Winde zu leben, d. h. Gase zu verschlucken. An der schwarzen Tafel hinter ihm waren die Quantitäten oder Raumtheile der verschiedenen Gase, die eine gegebene Quantität Kohlen verschlucken kann, in Zahlen angegeben, welche thatsächlich an Pharao's Traum erinnern, der sieben fette Kühe von sieben mageren verschlingen sah, ohne daß letztere dadurch im Geringsten dicker und fetter wurden. In frühern Experimenten (fuhr er fort) war nicht gehörige Rücksicht auf die verschiedenen Gas-Appetite der drei Kohlenarten genommen worden; er habe durch sorgfältige Untersuchungen gefunden, daß Holzkohle bei Weitem das meiste Gas verschlucke, nach ihr käme Braun- und dann erst Thierkohle. Die hochweise englische Regierung wisse davon freilich nichts und habe deshalb erst unlängst 600 Centner Braunkohlen für's Hospital nach Scutari gesandt, um die Krankheitsgase wegsaugen zu lassen. Das sei ein ächtes Stück Krim-Verwaltung, es hieße thatsächlich Kohlen nach Newcastle (oder Sand nach Berlin) fahren, da in der Türkei Holzkohle das gewöhnliche Heizungsmaterial ausmache. Dr. Stenhouse war zuerst durch John Turnbull in Glasgow, Fabrikanten chemischen Düngers und von Holzkohle, auf die wundervolle Tugend der Kohle, schädliche Gase zu verschlucken, aufmerksam gemacht worden. Er hatte in zwei Gefäße zwei Hunde in geriebene Holzkohle begraben, so daß diese höchstens drei Zoll dick bedeckt waren, und sie in sein warmes Arbeitszimmer gestellt. Hier standen sie Monate lang, ohne daß jemals die geringste Unannehmlichkeit gerochen ward. Nach fünf Monaten besah er sich seine beiden todten Stubenburschen bei Lichte: sie waren vollständig verwesen. Dr. Stenhouse machte dasselbe Experiment mit demselben Erfolge. Nach fünf Monaten fand er nur noch etwas unzersetztes Fett von den todten Hunden. Hierauf machte er auf den Irrthum in den meisten chemischen Büchern aufmerksam, welche der Holzkohle eine Widerstandskraft gegen Verwesung zuschreiben, im Gegentheil befördere sie dieselbe, da der in den Millionen Poren der Kohlen lauernde Sauerstoff die durch den Verwesungsprozeß frei werdenden Gase und Substanzen immer sofort fasse und mit ihnen Verbindungen eingehe, so daß die schädlichen Gase durchaus nicht über das Bereich der Kohlen hinaus kämen. Dieser Prozeß gehe in's Unendliche fort, da die Kohlen nie satt würden. (Ich berichte Dr. Stenhouse's Behauptung, obwohl ich in Parenthese bescheiden an der unendlichen Unersättlichkeit der Kohle zweifle.)

Er ging hierauf auf sein specielles Verdienst, den von ihm erfundenen, höchst einfachen, höchst wichtigen Luftfiltrirbeutel, die vollkommenste Luftreinigungsmaschine, über. Diese Maschine besteht aus zwei engen Drahtgitterwänden, gefüllt mit Holzkohle. Dieser Filtrirbeutel kann natürlich jeder Art von Oeffnung, durch welche Luft eindringt oder eingelassen werden soll, angepaßt werden, so daß Jeder in seinem Hause, so ungesund es auch liegen mag, ein wohlfeiles, sicheres und vollkommenes Mittel hat, sich stets mit frischer Luft von Außen zu versorgen. In Mansionhouse, wo der Lord-Mayor residirt und zugleich zu Gericht sitzt, gehen die Fenster des Gerichtslokales in eine enge, mit einer Uriniranstalt decorirten Straße, die deshalb die Nase der Gerechtigkeit oft so arg beleidigte, daß die Verurtheilten dafür büßen mußten und die höchsten Grade von Strafen dictirt bekamen, weil mildernde Umstände durch die schlechte Luft absorbirt wurden. Seitdem sich der Herr Lord-Mayor einen Stenhouse'schen Luftfiltrirbeutel in ein Fenster des Gerichtslokales hat machen lassen, riecht man nichts mehr von der Straße

* Wie wir soeben in der Deutschen Allgemeinen Zeitung lesen, ist das Anerbieten des Herrn Prof. Bock von einem Leipziger homöopathischen Arzte, Herrn Doctor Cl. Müller, angenommen worden.
D. Redakt.

draußen, und in reiner Luft wird nun reinere und humanere Gerechtigkeit gesprochen.

Dr. Stenhause zeigte dann mehrere Arten seiner Holzkohlenluftfiltrirbeutel für einzelne Nasen und Lungen, Respirators.

Die gewöhnlichen Respiratoren von Draht geben in höchster Vollendung nur warme Luft, reinigen sie aber nicht, die Kohlenrespirators, beiläufig blos ein Drittel des Preises kostend, reinigen und wärmen die eingeathmete Luft zugleich. Auch sprach er sich gegen eine Patentirung seiner Erfindungen aus: er wolle die Preise von simpeln Mitteln zum Schutze gegen Krankheiten und Lungengifte aller Art nicht vertheuern, eine Erklärung, die mit großen Beifallsäußerungen aufgenommen ward. Er machte besonders auf den wohlthätigen Gebrauch dieser Respiratoren für Aerzte und Krankenwärter in Hospitälern und bei ansteckenden Seuchen aufmerksam, für alle Personen, die in Aquaducten, Cloaken, Minen u. s. w., in Industrien zu thun haben, die lungenverderbliche Gase absetzen. Dabei gab er wieder von der Krim-Regierungsweisheit ein hübsches Beispiel. Sein Freund, Dr. Sutherland, sei nach dem Hospitale zu Scutari abgegangen und habe die Regierung um fünfhundert solche Respirators gebeten, von den verschiedenen Departements aber einzeln dieselbe Antwort erhalten, daß die Pflicht, Respirators zu besorgen, nicht zu diesem Departement gehöre, also Summa Summarum zu keinem. Die Regierung wird auch die letzte Instanz sein, welche sich dazu versteht, reine Luft zu athmen oder sie wohl gar für Andere zu besorgen.

Für überfüllte Hospitäler, Auswanderungsschiffe, enge, überfüllte Straßen in London und andern großen Städten, feuchte und ungesunde Gegenden überhaupt werde der Holzkohlen-Respirator ein wahrer Heiland werden. Und so hoffe er schließlich, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wenn auch die empfindlichste und schwächste Person ohne Nachtheil für die Gesundheit das Bett des an bösartigen Krankheiten Leidenden besuchen, Jeder ohne Nachtheil durch die giftigsten Sümpfe und die tödtlichsten Klimate der Erde wandern und Jeder seine kostbare Lunge vor den Billionen Feinden, die überall gegen sie umher schwärmen, verassecuriren werde. Vorläufig kann Jeder seine Wohnung dadurch um Hunderte von Procenten verbessern, daß er eine Fensterscheibe einschlägt und sie nicht vom Glaser, sondern vom Drahtflechter wieder ganz machen läßt und zwischen zwei Scheiben von Drahtgaze Kohlen schüttet. Hält er dann die übrigen Zugänge der Luft ziemlich verschlossen, so daß alle Luft durch die Kohlen marschiren muß, ist er der Reinheit seiner Atmosphäre um so sicherer, vorausgesetzt, daß für gehörigen Abgang der schon zum Athmen verbrauchten, des Sauerstoffs beraubten und mit Kohlensäure u. s. w. versehenen Luft gesorgt wird, wofür in England das stets im offenen Kamine brennende Feuer der beste Ausfeger ist.

Nach dem Schlusse des Vortrages drängte ich mich etwas nach dem Centrum, um mir die Helden Faraday, Tyndall u. s. w. näher anzusehen und den ersteren zu fragen, was die großen Kohlenbecken eigentlich enthielten.

„Das eine ist das Grab eines großen Katers," sagte er, „in dem daneben schlummern einige Ratten, ohne sich vor ihrem Nachbar zu fürchten. Der Tod versöhnt selbst diese bittern Feinde."

Ich habe hier als Laie nach einem einmal gehörten Vortrage berichtet. Die Sache ist aber so interessant und so wichtig für die große menschheitliche Grundbedingung des Wohlseins, daß ich die Herren Sachverständigen, die an diesem Organe mitarbeiten, bitte, sie aufzunehmen, sie bestimmter zu erklären und der Menschheit mundrecht zu machen. Das Beste, Nützlichste, Einfachste, Wichtigste, Nothwendigste, Wohlthätigste muß man immer noch sehr oft erklären und empfehlen, in sofern es neu ist, denn der Mensch hat im Allgemeinen eine wunderbare Ausdauer und einen unüberwindlichen Heldenmuth, sich gegen Alles zu wehren, was sich ihm als Wohlthat bietet, falls diese Wohlthat das Unglück hat, sich als früher noch nicht dagewesen vorzustellen, als junger Anfänger, als paßloser, polizeilich nicht approbirter, von der Großmutter nicht geerbter, vor des deutschen Bundes schützenden Privilegien nicht decorirter Fremder aus dem fabelhaften Lande der Wissenschaft. Man filtrirt in ehrwürdiger Erbweisheit den Kaffee, um ihm die beste Blume zu nehmen und ihn zu verderben, aber ehe sich der Mensch einen Filtrirbeutel in's Fenster macht oder wohl gar vor die Nase bindet, um sich die Luft, die er athmet und von der er ganz wesentlich lebt, zu filtriren und sich so eine wesentliche Lebensversicherungsanstalt in die Physiognomie zu stecken, ehe er das thut, stirbt er lieber, obgleich er hinterher aus reiner Faulheit und Gedächtnißschwäche vergißt, wieder aufzustehen und es mit einem filtrirten Leben zu versuchen. Daß der Mensch blos einmal stirbt, ist auch eine bloße alte, schlechte Angewöhnung. Wenn die Leute todt sind, denken sie, sie mußten die Mode auch mitmachen und todt bleiben, so langweilig dies auch sein muß. In der That stirbt der Mensch gar nicht, sondern fängt sofort, nachdem der Doctor den Todtenschein geschrieben, in allen möglichen Richtungen und Geschäftszweigen der Natur erlaubte und unerlaubte Gewerbe an, nur daß er der alten Mode wegen die Leute immer in dem Glauben läßt, er sei todt. Vielleicht weiß er's auch nicht besser, aber Factum ist, daß die meisten Menschen, wenn sie todt sind, sich mehr Freiheit nehmen, sich mehr Theilnahme am Leben erlauben als vorher. Namentlich machen sie viel in Luft und Gas und mehr, als den Leuten von Fleisch und Blut gut ist. Letztere bedürfen daher der Respiratoren, damit erstere uns mit ihren Produkten nicht übermäßig versorgen.

Der Kampf vor Sebastopol.

(Mit einer Abbildung des Kampfplatzes vom Fort Konstantin aus.)

Das Drama auf der Halbinsel ruft in seinem blutigen Wechsel immer neue Darstellungen der Scenen und Situationen hervor, die geeignet sind, uns ein möglichst klares Bild der dortigen Ereignisse zu geben.

Wir nehmen bei der heutigen Abbildung einen Standpunkt ein, wie er bis jetzt noch von keinem Berichterstatter gewählt, von keinem Blatte bildlich dargestellt worden ist, im Fort Konstantin selbst, von dessen Krone man die kleine Scholle Erde überblickt, um deren Besitz sich jetzt Franzosen, Engländer, Russen, Türken, Sardinier, Aegypter, Polen, Griechen, Araber und Tscherkessen schlagen. Die Zeichnung ward während eines der Bombardements der Flotte aufgenommen und dürfte unsern Lesern wegen ihrer Uebersichtlichkeit sehr willkommen sein. Von hier aus finden wir leicht das Terrain der Angriffsobjekte, die in den letzten Tagen von den Alliirten in den eisernen Gürtel gezogen worden sind, der sich enger und enger um die Seefeste schließt. Wir haben kaum nöthig, den Blick des Lesers auf die hervorragendsten Parthien unseres Bildes zu lenken, die mit Hülfe der beigegebenen Noten schnell gefunden werden können, und wir beschränken uns daher nur auf die Bemerkung, daß die am 6. und 7. erstürmten Verschanzungen der Belagerten theils seitwärts, theils hinter dem Malakoffthurm (Nr. 16 und 19) gelegen sind, deren Besitz die Alliirten in den Stand gesetzt hat, die bedeutenderen Befestigungen des Malakoffthurms ꝛc. jetzt mit aller Energie und leichter als zuvor anzugreifen. Die Erstürmung dieses Thurmes würde eine Wendung in dem Riesenkampfe herbeiführen, die über das Schicksal der im Hafen ankernden russischen Flotte und der Stadt Sebastopol selbst, besonders aber über die zu ihren Füßen sich befindenden Zeughaus und Pulvermagazine entscheidend wäre, denn jetzt schon, nach Erstürmung des grünen Mamelon ist, wie alle Nachrichten übereinstimmen, die russische Flotte sehr gefährdet und kann jeden Augenblick durch die Geschütze der Alliirten vernichtet werden, wenn nicht, wie zu vermuthen steht, die Russen es vorziehen, dieses Zerstörungswerk selbst zu verrichten. Nach den neuesten Nachrichten sind bereits die Schiffe aus dem Kriegshafen entfernt. Aber selbst im Besitz des so sehr gefürchteten Malakoff-

thurmes steht den Alliirten noch ein furchtbarer Kampf bevor, da die Stadt von den verschiedenen Forts, namentlich von Fort Konstantin vollständig beherrscht, mit vortrefflichen Vertheidigungswerken nach Angabe des bekannten Generals Tottleben versehen ist, und von einer Armee vertheidigt wird, die sich an Tapferkeit und Ausdauer wohl mit den Alliirten messen kann. Die nächsten Tage werden entscheidend sein, aber auch viel Blut kosten.

Blätter und Blüthen.

A. Soyer und die Kochkunst. Von allen naturwissenschaftlichen und philosophischen Theorien und Aussprüchen, die bisher über die Gattung „Mensch" veröffentlicht wurden, ist keine Definition so schlagend, als die des Franzosen, der da sagte: „Der Mensch ist ein Thier, das kocht." Noch nie und nirgends hat man Thiere gefunden, die ihre Nahrung kochen, geschweige braten, schmoren, einpökeln und räuchern. Diese Definition ist also die richtige. Wie eine eherne Mauer stehen Küche und Keller zwischen dem Menschen und dem Thiere. Hier entwickelt sich seine specifische höhere Abkunft und Bestimmung.

Wenn aber die Kochkunst die specifische Eigenschaft ist, wodurch sich der Mensch vom Thiere unterscheidet, was folgt daraus? Daß der beste Koch an der Spitze der Menschheit steht, respective die Köchin, und daß namentlich A. Soyer, der Franzose, der große kosmopolitische Koch der Industrie-Ausstellung aller Völker zu London im Jahre 1851, der glorreiche Verfasser des Schillingkochbuchs für England und der Heiland englischer Hospitale auf dem Kriegschauplatze, das Muster aller menschlichen Größe und Würde sein muß.

In allem Ernste hat dieser große Künstler sich in den Hospitälern der englischen Krim-Armee Verdienste erworben, für welche man in den Zeiten Homer's die erhabenste Sprache der Poesie gefunden haben würde. Wenn Ceres, welche die Menschen den Ackerbau lehrte, in Schiller („Fest der Ceres") einen würdigen Sänger ihrer Verdienste fand, müßte für Soyer erpreß ein Goethe erstehen. Er segelte hinter in die Türkei wie ein Gott, um rohen Barbaren zu zeigen, wie sie es machen müßten, um sich den specifischen Unterschied vom Thiere zu erwerben. Er drückte das göttliche Siegel der Vollendung auf die Wissenschaft, welche einst die Göttin Ceres lehrte, als sie den mordenden Speer in Leben bringende Pflugschaare verwandelte. Von allen den durch Gicht, Geburt und Kopflosigkeit ausgezeichneten Notabilitäten Englands, welche den Kreuzzug gegen den Osten anführten (an die ersten Kreuzzügler erinnernd, die sich bekanntlich von Gänsen den Weg zeigen ließen), ist Soyer der einzige, der nicht nur einen Kopf, sondern auch ein Herz hat für die leidende Menschheit, ist Soyer der einzige Künstler, der Einzige, an welchem der specifische Unterschied des Menschengeschlechts gegen die Thiergattungen deutlich und göttlich hervortritt. In Scutari und Kululi, später auch in Balaklava, erschien er als der wahre Erlöser, als Ritter Georg gegen den grimmigsten Feind der englischen Armee, den Hunger, für täglich sieben bis zehn Thaler pro Mann. Er lud die Häupter der „rothborstigen Barbaren" (wie die Engländer von den Chinesen genannt werden), die Beamten der Hospitäler und selbst den Commandanten in die von ihm total revolutionirte Küche ein und stellte zwei Schüsseln voll Suppe vor sie hin, die eine nach englischer, die andere nach seiner Manier gekocht und sagte, sie möchten selbst kosten und urtheilen. Beide Suppen waren von gleicher Quali- und Quantität Fleisch zubereitet worden. Man kostete, sah und staunte. Man glaubte an Hexerei und Humbug, aber er hatte seine Zeugen und gab stärkere Proben. Er zeigte den geborenen Notabilitäten und Schrecken der Feinde in Gichtstiefeln fünf Nösel Reis- und fünf Nösel Gerstengrütze zum Getränke für die Kranken und fünf Pfund Reispudding. Diese zehn Nösel und fünf Pfund schmackhafte und für den schwächsten Kranken verdauliche Erquickung, die für sechs bis acht Mann für einen Tag hinreichend sein konnte, kostete nicht mehr als 9½ Penny, etwa 7½ Silbergroschen. Im Durchschnitt wurde für jeden Kranken täglich ¼ Loth Thee verabreicht. Die Engländer, gesunde und kranke, sind in ihrem Egoismus gewohnt, Jeder für sich zu kochen, so daß man sich das Walten dieses Egoismus im Lager bei einem nothdürftigen Feuer denken kann, diese Zeit-, Nahrungs- und Gesundheitsverschwendung. Soyer kochte eine Portion Thee von einem halben Lothe, dann von sechs Portionen einen viel aromatischeren, erquickenderen Thee für zehn Personen vollkommen hinreichend. Aehnliche Resultate zeigte er den Weisen des Abendlandes von Gemüse und Fleisch und Kaffee, so daß die Weisen staunten und sehr dumm dazu aussahen.

„Wir fürchten in der That," sagt die Times in ihrem Soyer-Leiter, „daß wenn wir auch bisher eigentlich nicht blos von Eicheln gelebt haben, wir doch in dieser Beziehung nur sehr geringe Ansprüche auf die Tugend der Civilisation machen können. Die Chinesen schlagen uns total in der Kunst, geringe Materialien nutzbar und nahrhaft zu machen. Zartes Bambusrohr und lustige Ratten und Mäuse bilden bei ihnen gute Hausmannskost, aber sie essen diese nicht halb roh und ohne das Fegfeuer der Kochkunst, wie wir. Ihre Köche verwandeln Bambusrohr (in Lebensgröße zur Einbläuung von Unterthanentreue gebraucht) in alle mögliche Arten von Gemüse, die in Farbe und Geschmack eine ganze Gaumen-Tonleiter durchlaufen. In England dagegen stehen wir trotz des besten Fleisches, der besten Fische, des feinsten Geflügels, der gerühmten Ackerbaukunst, in der wir alle Völker zu überstrahlen wähnen, noch auf dem Standpunkte der Helden vor Troja oder der Nibelungenrecken, die ihre rohen Keulen am Wachtfeuer halb brieten (der englische Kamin ist nichts als das in Zimmer versetzte Wachtfeuer nomadischer Völker). Wir verstehen nichts von der Kunst, aus Nahrungsmitteln die möglichst größte Masse von Nahrungsstoff zu ziehen oder ihnen den möglichst würzigsten Geschmack zu geben (Gemüse kommt überall in bloßem Salzwasser gekocht auf den Tisch). Die Kochkunst lehrt, wie man Speisen am nahrhaftesten, verdaulichsten, schmackhaftesten zubereiten kann, daß sie körperliche Kraft und geistige Belebung geben, ist uns fremd."

Ein Hauptgeheimniß der großen Erfolge Soyer's und der Kochkunst überhaupt besteht darin, daß man von doppelten Quantitäten eines gekochten Stoffes nicht die doppelte Masse Nahrungsstoff und Schmackhaftigkeit bekömmt, sondern viel mehr. Ein Pfund Fleisch zur Suppe verkocht, schmeckt wie ein Pfund Fleisch zu Suppe verkocht, zwei Pfund aber schon wie drei. Wer es daher nicht dazu hat, zwei Pfund für einen Tag zu bestreiten, der koche auf einmal für zwei Tage. Dasselbe gilt von Gemüsen und Getränken. Noch besser wär's, wenn 3—5—10 Familien sich zu gemeinschaftlichem Kochen und Essen associirten vorausgesetzt, daß die Polizei darin nicht Kommunismus wittert.

Ein weiteres Hauptverdienst besteht darin, aus wohlfeilen, verächtlichen, wohl gar durch Mode und Gewöhnung geächteten Stoffen kostbare Delikatessen zu componiren und zu combiniren. Die jetzt sehr kultivirte organische Chemie lehrt mit mathematischer Bestimmtheit, was für und wie viel Nahrungs- und Erwärmungsstoffe die thierischen und vegetabilischen Produkte um uns enthalten. Darnach richte man Küche und Keller und Tisch ein, nicht nach Großmutter und Tante oder wohl gar nach Art der sogenannten Vornehmen, welche frische Schoten um Weihnachten, frische Weintrauben im Frühjahre und alle Dinge essen, wenn sie gar nicht da sind. Tief im Norden Schwedens ißt man Fichtenrinde als Brot, im Innern Südamerika's Lehmkugeln, in China Ratten und Mäuse, Ausklopfe- und Spazierstöcke und bei uns, wenn man's zu etwas Ausgezeichnetem im Leben gebracht hat, indische Vogelnester und Schnepfendreck. Wir wollen diese Delikatessen nicht gerade zum Nachessen empfehlen, wohl aber damit angedeutet haben, daß wir zwischen Lehmkugeln und Ausklopfestöcken an der Hand der organischen Chemie unendlich viel neue Nahrungsmittel ausfindig machen und durch die göttliche Kunst Soyer's wenn nicht zu Delikatessen, so doch zu gesunden und schmackhaften Gerichten erheben können. Es ist des Menschen würdig, in der Kunst, die ihn speciell über das Thier erhebt und zum Halbgott stempelt, frei und wissenschaftlich Fortschritte und Eroberungen zu machen und nicht zu warten, bis die Bestialität des Hungers ihn zum Kannibalen erniedrigt. Man bedenke, daß der Mensch Mensch und kein Thier ist, weil er kocht und sich eine Köchin hält und demnach Beförderung der Kochkunst Förderung der Humanität und Civilisation genannt werden muß. Man suche deshalb die großen Männer der Menschheit nicht in Schlachten, Kammern und an Höfen, sondern unter den Köchinnen.

Und wer ein Weiser genannt werden will, der schicke diesen Artikel in die Küche und empfehle ihn den Restaurateurs der unverheiratheten Menschheit zu besonderen Studien in goldener Morgenstunde.

Literatur. Das liederreiche Schwaben ist noch immer der Hort ursprünglicher Poesie; so lernten wir jetzt wieder zwei wackere, ächte Poeten dieses Landes kennen: J. G. Fischer (Gedichte im Cotta'schen Verlag) und Jos. Victor Scheffel („Der Trompeter von Säckingen." Ein Sang vom Oberrhein; Verlag von J. B. Metzler in Stuttgart.) Die Gartenlaube ist eben nicht freigebig mit der so oft mißbrauchten und so bedeutungsvollen Bezeichnung: „ächter Poet;" um so mehr aber freut sie sich, wenn sie dieselbe mit gutem Gewissen geben kann und das ist bei den genannten Dichtern der Fall. Seien sie damit — auch ohne weitere Kritik — bestens empfohlen; ihre Dichtungen sind so gesund und frisch, wie wir derselben in unserer Zeit der Puttlitze, Scherenberge, Redwitze und Konsorten wenige kennen. — Von interessanten Neuigkeiten sind in den letzten Tagen noch erschienen: Gervinus Geschichte des 19. Jahrhunderts. 1. Bd., ein Buch, das großes Aufsehen erregt. — Theodor Mundt, der Kampf um das schwarze Meer. — Keller, der grüne Heinrich. 4. Bd. — Moleschott, Kreislauf des Lebens. Zweite Auflage, und von Arnold Schloenbach, dem Verfasser des neulich in unserer Zeitschrift abgedruckten Artikels: „Schillers Frau" ein historisches Buch: Tausend Jahre Thüringer Geschichte. Angekündigt ist noch der 2. Theil des in Brüssel erschienenen Memoire über die Krimexpedition, dessen 1. Theil bekanntlich dem Prinzen Napoleon zugeschrieben wurde, überall großes Aufsehen erregte und namentlich in Frankreich streng verboten ward.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube
Illustrirtes Familienblatt
Verlag von Ernst Keil in Leipzig
Jahrgang 1877

Der Wiedergefundene.

Novelle von Ernst Ziel.

Nachdruck verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Es war ein Tag, wie ihn der Monat Mai nur selten bringt, ein Tag, an welchem die Sonne ihre ganze Pracht entfaltet, an welchem sie ihre Strahlen mit Macht auf die Erde niedersendet, an welchem sie Alles, was da lebt, mit Wärme und Licht durchdringt.

Auch in das Zimmer, in welchem Hedwig Bergmann, die Tochter des Kaufmanns Bergmann, saß, drangen die Strahlen der Sonne durch die geöffneten Fenster, aber sie vermochten nicht, die Wärme und das Licht in das Herz des jungen Mädchens zu senden, welches sich in Trauer befand.

Hedwig hatte ihre Mutter verloren, und sie war noch nicht imstande, sich über diesen Verlust zu trösten. Sie saß in einem Lehnstuhle, ihr Haupt auf die Hand gestützt, und ihre Augen waren auf das Bild ihrer Mutter gerichtet, welches an der Wand hing.

Sie dachte an die Vergangenheit, an die Zeit, in welcher sie noch ihre Mutter besaß, an die Zeit, in welcher sie noch glücklich war.

Sie dachte an ihren Vater, welcher sie so sehr liebte, welcher ihr Alles ersetzte, was sie verloren hatte, und sie dachte an Ernst Hellmuth, welcher ihr Bräutigam war, welcher ihr Glück machen wollte.

Ernst Hellmuth war ein junger Kaufmann, welcher sich vor einem Jahre mit Hedwig verlobt hatte, und welcher in einem Monate ihr Gatte werden sollte.

Hedwig liebte ihn, sie liebte ihn mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens, und sie sah ihrer Vermählung mit ihm mit Freuden entgegen.

Sie hatte ihn vor einem Jahre kennen gelernt, und sie hatte sich sofort zu ihm hingezogen gefühlt.

Er war ein Mann, welcher Alles besaß, was ein Mädchen begeistern kann, welcher Alles besaß, was ein Mädchen glücklich machen kann.

Er war ein Mann von einnehmendem Aeußeren, von einem edlen Charakter, von einem liebevollen Herzen, und er war ein Mann, welcher sich eine glänzende Stellung in der Welt zu erringen wußte.

Hedwig hatte ihn sofort geliebt, und sie hatte sich sofort gesagt, daß sie nur mit ihm glücklich werden könne.

Sie hatte ihn geliebt, und sie hatte sich gesagt, daß sie nur mit ihm glücklich werden könne, weil sie wußte, daß ihr Vater ihn liebte, daß ihr Vater ihn als seinen Sohn betrachtete, daß ihr Vater ihn als seinen Nachfolger betrachtete.

Ihr Vater war ein Mann, welcher sich ein großes Vermögen erworben hatte, welcher ein großes Geschäft besaß, welcher ein großes Haus machte, und welcher sich in der Welt eine große Stellung errungen hatte.

Er war ein Mann, welcher sich nicht mehr mit seinem Geschäfte beschäftigen wollte, welcher sich zurückziehen wollte, welcher Ernst Hellmuth sein Geschäft übergeben wollte, welcher Ernst Hellmuth sein Vermögen übergeben wollte, welcher Ernst Hellmuth seine Stellung in der Welt übergeben wollte.

Er hatte Ernst Hellmuth sofort geliebt, und er hatte sofort gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig ihn liebte, daß Hedwig ihn als ihren Gatten betrachtete.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte.

Er hatte Ernst Hellmuth geliebt, und er hatte gewünscht, daß Hedwig seine Gattin werden möge, weil er wußte, daß Hedwig nur mit ihm glücklich werden könne, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen wollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen würde, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen sollte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen durfte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen konnte, weil er wußte, daß Ernst Hellmuth ihr Glück machen mußte.

men der Dame, die Sie neben mir im Boote erblickten. Ist sie Ihnen bekannt?"

„Die Frau Marquise von Beaulieu — ich sah sie schon im vorigen Jahre."

„Margarethe, die Frau hatte mich verblendet, und als ich Sie erblickte —"

„Mich?" fragte sie zitternd.

„Ja, Sie rissen eine Wunde in meinem Herzen auf, die ich hier im Bade zu heilen hoffte."

„Mein Gott, ich bin ein Landmädchen!" stammelte sie, und eine flammende Röthe verbreitete sich über ihr ganzes Gesicht.

„Margarethe, haben Sie eine Schwester?"

„Nein!"

Der Graf ergriff ihre Hand. Er fühlte, wie sie heftig zitterte.

„Margarethe," fuhr er fort, „es giebt in Brüssel ein Mädchen, das Ihre Doppelgängerin sein muß, wenn nicht — Sie selbst! Erklären Sie sich nun meine Bestürzung, als ich Sie in dem Boote erblickte? Jenes Mädchen ist für mich verloren, obgleich sie mein Ideal auf dieser Welt, obgleich sie die Gottheit ist, zu der ich bete. Mein Verhältniß zu der Marquise ward durch Umstände bedingt, die ich — —"

„Margarethe, Margarethe!" rief die Stimme des alten Termöhlen aus dem Hause.

„Verzeihung, Herr Graf, ich muß fort!" stammelte das bestürzte Mädchen.

Sie entwand ihre Hand der seinigen, und flatterte wie ein bunter Schmetterling durch die Wege des Gartens, gehorsam dem väterlichen Befehle. Das war ein seltsames Spiel der Natur, ein Wunder, wenn beide Erscheinungen sich nicht als eine Person zeigten. Und wie war dies möglich? Wie konnte die Bäuerin mit der hochgebildeten Städterin, die den Telemaque las, identisch sein? George war es gleichviel, er fühlte, daß Margarethe im Stande war, ihm Amely zu ersetzen. Und so ward die Holländerin die gefährlichste Feindin der Marquise. Gedankenvoll blieb er auf der Bank unter dem Hollunderbusche. Nach einer halben Stunde erschien Vater Termöhlen, der an diesem Orte sein Abendpfeifchen zu rauchen pflegte. Der Holländer ließ sich ohne Umstände neben dem Grafen nieder. Es fiel George nicht schwer, das Gespräch auf Margarethen zu lenken, und Vater Termöhlen ging mit sichtlichem Wohlbehagen darauf ein.

„Ja, Herr Graf," sagte er, dichte Rauchwolken aus seiner Pfeife emporblasend, „das Mädchen ist meine einzige Freude auf dieser Welt. Ich habe mich tüchtig abgemüht im Leben, aber der Gedanke an mein Kind hat mir jede Arbeit versüßt."

„Wie kommt es," fragte George, „daß ich sie gestern zum ersten Male gesehen, und ich wohne doch schon so lange in Ihrem Hause."

„Das ist sehr einfach: weil Margarethe vorgestern erst angekommen ist."

„Wie, sie war nicht immer in Scheveningen?" fragte George in großer Spannung.

„Seit zwei Jahren befindet sie sich in einer Pension in Leiden. Jetzt ist ihre Erziehung vollendet, und sie wird nun bei mir bleiben."

„In Leiden war Margarethe?" wiederholte der Graf.

„Gewiß! Sie wundern sich wohl, daß ein Schiffer aus Scheveningen seiner Tochter eine städtische Erziehung geben läßt? Ach, darüber habe ich schon manchen Spott hören müssen; aber was kümmert mich die Welt? Ja, Herr Graf, wie Sie mich hier sehen, habe ich schon traurige Erfahrungen gemacht. Es giebt nach meiner Ansicht nichts Abgeschmackteres auf der Welt, als einen Menschen, der reich, aber so dumm ist, daß er nicht weiß, was er mit seinem Vermögen anfangen soll. Wer die schöne Gottesgabe nicht ordentlich anwenden kann, verdient sie auch nicht. Man sehe nur die Bauern in unserem Dorfe an: die Kerls sind fast alle steinreich, aber sie führen ein jammervolles Leben. Warum? Weil ihnen die Aufklärung fehlt. Der Sohn wird wie der Vater, der Enkel wie der Sohn, und so geht das Ding fort, während das Vermögen sich von Jahr zu Jahr mehrt. Und fällt es so einem dummen Teufel einmal ein, seinem Stolze zu folgen und in einen etwas höher gelegenen Kreis hinüberzugreifen, so wird er geprellt wie ein Fuchs. Ich mache keinen Hehl daraus, daß ich in diesem letzten Falle gewesen bin."

„Sie, Vater Termöhlen?"

„Ja, ich, wie Sie mich hier sehen!" sagte der Greis, indem er den Gast mit großen Augen ansah. „Der gestrige Vorfall in meinem Boote hat mich abermals belehrt, daß meine Ansicht vom Leben die richtige ist. Der Engländer hatte zwei Ohrfeigen verdient, das ist auch so ein Bursche, der mehr Geld als Verstand besitzt. Doch lassen wir das, bleiben wir bei der Sache, das heißt, bei mir. Wie Sie mich hier sehen, war ich der einzige Sohn meiner Aeltern, die mir dieses Grundstück und ein hübsches Vermögen hinterließen. Als sie starben, war ich ein reicher Mann, aber ein dummer, aufgeblasener Teufel. Da lernte ich in Amsterdam die Tochter eines bankerotten Kaufmanns kennen, sie war schön, gebildet, ich bewarb mich um ihre Hand, und sie nahm den reichen Schiffsrheder zum Manne. In der ersten Zeit ging das Ding sehr gut, und als uns der Himmel unsere Margarethe schenkte, da schien es, als ob wir ganz glücklich sein sollten. Aber nach und nach trat eine Veränderung ein, denn wir genügten einander nicht mehr. Die Frau war eine hochtrabende Dame und der Mann ein dummer Schiffsrheder, der bei jeder Gelegenheit auf seinen Geldsack klopfte. Es entstanden Mißhelligkeiten, Zank und Streit, und das Ende vom Liede war eine freiwillige Trennung, die nicht schwer werden konnte, da beide Eheleute Protestanten waren. Meine Geschiedene erhielt eine jährliche Rente und ich behielt meine Tochter. Da haben Sie die Bescheerung, mein Herr! Nun war ich klug geworden, aber zu spät. Margarethe, dachte ich, ist ein reiches Mädchen, und damit sie ihr Vermögen genießen kann, muß sie eine demselben entsprechende Bildung erhalten, dann wird ihr auch ein Mann nicht fehlen, mit dem sie glücklich lebt. So ist sie nun drei Jahre in der Pension gewesen, und sie hat alle meine Hoffnungen erfüllt. Gestern machte sie die Spazierfahrt mit, damit sie den Ton der vornehmen Gesellschaft kennen lernen sollte — mir scheint, sie hat ihn kennen gelernt, und danach mag sie sich richten. Ich bin nicht stolz, Herr Graf, aber einen reichen, aufgeblasenen Bauer kann ich nicht leiden. Dieses Jahr noch verkaufe ich meine Grundstücke und ziehe in die Stadt. Das Uebrige, hoffe ich, wird sich finden. Ja, hätte mein Vater für mich gesorgt, wie ich für mein Kind gesorgt habe, ich hätte eine zufriedene Ehe führen können."

„Sie haben Recht," murmelte George, „die materiellen Mittel müssen mit der Bildung harmoniren. Es ist eben so schlimm, wenn die Verhältnisse umgekehrt sind. Der Gebildete empfindet den Mangel doppelt."

Der Holländer hatte still vor sich hingelächelt. Plötzlich hob er den Kopf empor und flüsterte:

„Ich glaube, das Wettermädel hat schon eine Liebschaft! Wenn ich nur dahinter kommen könnte, wen sie auf dem Rohre hat. Es muß wohl so ein Herrchen sein, das sie in Leiden kennen gelernt hat. Nun, ich habe nichts dagegen, wenn er der gebildeten Klasse angehört und sonst ein anständiger Mensch ist. Aber einen Bauer oder Schiffer — daraus wird nichts! Die Freude soll meine Geschiedene nicht erleben, daß Magarethe, weil ich sie erzogen habe, eine Bäuerin bleibt. Von morgen an darf sie mir die Landkleider nicht mehr tragen! Ich will ihr gleich meinen Willen zu erkennen geben, damit sie sich darnach richten kann!"

Der sonderbare Alte stand auf und entfernte sich, ohne zu grüßen. George machte einen Spaziergang am Ufer des Meeres. Am folgenden Morgen überschlug er seine Kasse; sie war so schlecht bestellt, daß er bestürzt die Feder niederlegte. Ihm blieb nicht einmal soviel, um die Rückreise nach Brüssel zu bewerkstelligen. Was sollte er beginnen? Eine Annäherung an Henriette, die ohne Zweifel darauf gerechnet hatte, hielt er für eben so unmöglich als ein längeres Verbleiben in seiner gegenwärtigen Lage. Ein bitteres Gefühl bemächtigte sich seiner, als er bedachte, wie dringend ihm die kokette Marquise ihre Morgengabe empfohlen hatte. Sie kannte seine Abhängigkeit von ihrem Vermögen. George war der Verzweiflung nahe, als er nun noch seiner Verpflichtung gegen Dermont gedachte. Lange überlegte er, und gegen Abend hatte er einen Beschluß gefaßt, den er auf der Stelle zur Ausführung brachte. Den ersten Anlaß dazu hatte die Unterredung mit Vater Termöhlen gegeben. Er ging in den Garten zu dem Hollunderbusche, und dort traf er Margarethen, wie er gehofft hatte. Sie trug heute einfache Bauernkleider, die ihr reizend standen. Nachdem er sich zu ihr auf die Bank gesetzt, ergriff er ihre Hand.

„Margarethe," begann er, „ich bitte um die Erlaubniß, unser gestern angefangenes Gespräch fortzusetzen. Von Ihnen hängt das Glück meines Lebens ab."

„Von mir?“ fragte sie verwirrt. „Sie treiben einen argen Scherz mit mir. Doch, lassen Sie hören, was kann ich für Sie thun?“

„Meine Fragen unumwunden beantworten.“

„So fragen Sie!“

„Sie kommen so eben aus der Pension in Leiden?“

„Ja!“ flüsterte sie verlegen.

„Auf die Grundsätze Ihres Vaters gestützt, die Sie ohne Zweifel kennen, wage ich die Frage, ist Ihr Herz noch frei von einer Neigung zu einem Manne?“

Wie mitleidig lächelte Margarethe, während eine hohe Röthe auf ihren Wangen erschien; dann fragte sie:

„Welches Interesse können Sie dabei haben?“

„Das größte von der Welt, Margarethe! Ich finde in Ihnen die Geliebte wieder, die ich verloren, an der meine ganze Seele hängt. Fast möchte ich an ein Wunder glauben, wenn ich Ihnen in das Auge schaue, wenn ich Ihre Züge sehe und Ihre Stimme höre! Mir ist, als ob ich Sie seit lange kenne, als ob ich nie eine andere geliebt habe!“

„Das ist allerdings ein Wunder, Herr Graf! Aber Sie vergessen die Frau Marquise —“

„Ich habe nie eine wahre Zuneigung für Sie empfunden. Ich wiederhole es, daß ich der Freundschaft ein Opfer brachte, indem ich eine Liaison mit der Marquise einging.“

„Aber, wenn nun meine Doppelgängerin wieder erschiene, wenn ein zweites Wunder geschähe und Ihnen gestattet wäre, um sie zu werben — was würde mit mir geschehen, die es gewagt hat, ihre Stelle einzunehmen?“

„Margarethe!“

„Sie verzeihen, Herr Graf, daß ich Alles reiflich erwäge, ehe ich in dieser wichtigen Sache eine entscheidende Antwort ertheile. Ich wage viel!“ fügte sie mit einem himmlischen Lächeln hinzu. „Aber Sie wagen noch mehr.“

„Sie können es wagen!“ rief George begeistert. „Indem Sie Alles vereinigen, was meine Liebe nur fordern kann, bleibt mir kein Wunsch mehr! Bei Ihnen ist ja Alles vergessen, denn ich finde in Ihnen die erste und letzte Geliebte. Erklären Sie sich nun mein sonderbares Benehmen in dem Boote? Mag es Ihnen Bürgschaft dafür sein, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Margarethe, entscheiden Sie über mein Schicksal! Gestatten Sie mir, daß ich mit Ihrem Vater sprechen darf.“

„Bravo, Herr Graf!“ rief in diesem Augenblicke die Stimme der Marquise, die hinter dem Fliederstrauche hervortrat. „Die Bäuerin paßt für den Edelmann, der seinen Rang vergißt. Werben Sie nur, der alte überspannte Schiffer wird den gräflichen Schwiegersohn nicht abweisen. Reichen Sie mir Ihren Arm, Mylord; ich bin Ihnen zu Danke verpflichtet, daß Sie mir die Augen über einen Unwürdigen geöffnet haben.“

Lord Darnley trat heran, und bot der Marquise höhnisch lächelnd den Arm. Zugleich sagte er:

„Der Herr Graf von Montlosier ist hier nicht minder an seinem Platze als in dem Schuldgefängnisse. Die niedliche Margarethe ist gut genug, um die Schulden eines Edelmannes zu bezahlen. Ah, der Herr Graf ist ein Spekulant! Vielleicht erinnert er sich des armen Dermont, wenn er die holländische Mitgift einkassirt hat!“

Die Marquise und der Lord gingen durch den Garten dem Landhause zu. Man hörte noch einige Zeit ihr lautes Lachen. George saß bleich und bestürzt neben Margarethen. Die schamlose Frechheit des Engländers hatte ihn völlig niedergeschmettert. Plötzlich fühlte er seine Hand ergriffen; als er aufsah, stand Margarethe vor ihm. In ihren Augen erglänzten Thränen, als sie mit bebender Stimme zu ihm sagte:

„Herr Graf, in einer Stunde erwarte ich Sie bei meinem Vater — ich gehe, um mit ihm Rücksprache zu nehmen. Werden Sie diese kurze Zeit das Gefühl bekämpfen können, das die erlittene Kränkung angeregt hat?“

„Sie wollen es, Margarethe?“

„Ich bitte Sie darum!“ sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, und indem sie seine Hand sanft drückte.

„Wohlan, in einer Stunde sehen Sie mich bei Ihrem Vater!“

Margarethe ging dem Wohnhause zu. Einige Minuten später befand sich George in seinem Zimmer. Wir übergehen die peinliche Stunde, die er unter tausend Gedanken und Zweifeln verbrachte. Die große Uhr auf der Hausflur kündete summend die neunte Stunde an, als er die Thür der Wohnstube öffnete. Vater Termöhlen, sein Abendpfeifchen schmauchend, ging langsam auf und ab. Durch die blanken Fenster schimmerte das letzte Abendroth.

„Ich habe Sie erwartet, Herr Graf!“ sagte ernst der Greis. „Ihre Hand, und sehen Sie mir offen in das Gesicht. Was halten Sie von meiner Tochter?“

„Daß sie ein liebenswürdiges Mädchen, ein Engel ist!“ sagte George in einem Tone, der seine volle Ueberzeugung verrieth.

„Gut, wir sprechen als Männer, und darum glaube ich Ihnen. Wie stehen Sie mit der Marquise?“

„Ich habe sie nie geliebt; jetzt verachte ich das kokette Weib!“

„Auch gut! Ich habe es vorhin herausgebracht, wen meine Tochter auf dem Rohre hat. Und was glauben Sie wohl, wen?“

„Nun?“ fragte George in großer Spannung.

„Den Grafen von Montlosier! Ah, mein Bester, reißen Sie nur die Augen nicht so weit auf — mein Mädchen lügt nicht, es sagt stets die Wahrheit.“

„Vater Termöhlen!“

„Ruhig, ruhig, Herr Graf! Die Herzensangelegenheit mögen Sie mit ihr selbst besorgen; für jetzt habe ich, wie Sie mich hier sehen, noch etwas zu ordnen. Margarethe soll nicht nur einen Grafen heirathen, sie soll auch als Gräfin leben. Wieviel braucht sie wohl jährlich dazu?“

„O, mein Gott, sprechen wir doch in diesem ernsten Augenblicke nicht von Angelegenheiten —“

„Die zur Sache gehören. Es muß Alles festgestellt werden. Wenn Sie nicht fordern, so muß ich bieten. Wie Sie mich hier sehen, gebe ich meiner Tochter eine runde Summe von einer halben Million Gulden mit. Kann ein gräfliches Ehepaar davon leben? Heraus mit der Sprache! Wenn das nicht angeht, können Sie meine Tochter nicht bekommen, denn über eine größere Summe zu verfügen, ist mir nicht möglich. Element, auf einen Grafen hatte ich nicht gerechnet!“

„Margarethe ist mir lieb und werth wie ich sie bekomme! Ich liebe sie, und darin beruht mein ganzes Glück!“

„Gut, wiederholen Sie ihr das selbst! Margarethe!“ rief der Alte, indem er eine Seitenthür öffnete. „Bist Du fertig, so komm herans, der Herr Graf ist da!“

Einen Augenblick verschwand der alte Holländer, dann erschien er wieder, seine Tochter an der Hand führend.

„Amely! Amely!“ rief George.

Das reizende Blumenmädchen in weißem Kleide und in schwarzen Locken stand vor ihm. Wie berauscht sank er zu ihren Füßen nieder und drückte ihre Hände an sein klopfendes Herz. Dann plötzlich stand er auf und starrte bestürzt die Jungfrau an.

„Großer Gott,“ flüsterte er, „ich darf wohl Margarethen, aber nicht Amely lieben! Ein gräßliches Geschick macht mich zum Verräther an dem Freunde —“

„Dem Sie leichtsinnig ein Versprechen gegeben, das Sie zu meinem Glücke nicht erfüllen können!“ flüsterte Amely. „Der Zufall machte mich zur Zeugin des letzten Gesprächs, das Sie mit dem Freunde hatten — ich befand mich in dem Garten und war nur durch eine Hecke von Ihnen getrennt. Damals achtete ich den Mann schon, dem ich zu so hohem Danke verpflichtet war — als ich seine hochherzigen Gesinnungen kennen lernte, mußte ich ihn auch lieben. Dermont näherte sich später mir, und ich habe ihm bereits Aufklärung gegeben. Sie sind Ihres Versprechens gegen den Freund entbunden, Herr Graf. Auf den Antrag, den Sie Margarethen gestellt, antwortet Ihnen Amely.“

Sie trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand. George zog sie sanft an seine Brust und küßte ihre weiße Stirn.

„Element, was ist denn das?“ rief Termöhlen, der bisher in stummer Verwunderung zugehört hatte. „Wovon sprecht Ihr denn? Habt Ihr Euch denn hier nicht zum ersten Male gesehen?“

Margarethe trat zu dem Greise und legte ihr glühendes Gesicht an seine Brust.

„Vater,“ flüsterte sie, „bist Du ganz zufrieden mit Deiner Tochter? Entspricht sie allen Erwartungen, die Du von ihr gehegt hast?“

„Element, das will ich meinen!“ rief der Alte stolz und gerührt, indem er die Stirn des jungen Mädchens küßte. „Man möchte glauben, Du wärst eine geborene Gräfin.“

„Dann, Vater, zürne meiner Mutter nicht mehr — ihrer

sorgfältigen Erziehung verdanke ich größtentheils, was ich bin. Sie wollte ihr Vergehen gegen Dich ausgleichen, indem sie meine Erziehung zur Aufgabe ihres Lebens machte. Und meiner Kindesliebe verzeihst Du an diesem glücklichen Tage, daß ich ein kleines Geheimniß vor Dir hatte: ich war nicht in Leiden, ich war in der Pension bei meiner Mutter, die meinetwegen Brüssel zum Aufenthaltsorte gewählt hat."

„Mädchen! Mädchen! Das ist ein Betrug —"

„Bin ich nicht die Tochter der armen Frau? Gott wird es mir nicht zur Sünde anrechnen, daß ich dem Drange meines Herzens gefolgt bin. Vater, Du kannst ihr nicht immer zürnen!"

Man sah, wie der Greis mit der Rührung kämpfte, die sich seiner bei dem Anblicke des reizenden Mädchens bemächtigte, das mit gefalteten Händen vor ihm stand und ihn bittend ansah.

„Vater Termöhlen," rief der Graf, „wenn Ihnen der Himmel eine solche Vermittlerin sendet, können Sie Ihren Dank nicht anders bethätigen, als daß Sie den Bitten dieses Engels Gehör geben."

„Laßt mich, laßt mich, ich weiß was ich zu thun habe!" rief der Alte, dem die Thränen über die braunen Wangen rannen. „Nehmen Sie Ihre Frau hin, Herr Graf, und sagen Sie der dort in Brüssel, daß sie zu Margarethe's Hochzeit kommen könne!"

Dann verließ er hastig das Zimmer. Die beiden jungen Leute sanken sich einander in die Arme.

„Nun bist Du im Besitze Deines Blumenmädchens, George!" flüsterte sie.

„Und zugleich im Besitze des höchsten Glücks, das ich kaum zu fassen wagte. Ich würde stolz auf den Neid der Welt sein, wenn Dermont — —"

„Bellage ihn nicht, er ist mit Mathilde wieder ausgesöhnt. Ein Zufall setzte mich von dem unglückseligen Mißverständnisse in Kenntniß, das den Bruch herbeigeführt — Dermont heirathet seine Mathilde, die mir eine Freundin geworden ist und das Geheimniß meines Herzens kennt."

Am nächsten Morgen zeigten sich die beiden Verlobten in den Promenaden von Scheveningen. Sie begegneten Henrietten, die der Lord Darnley führte. Die stolze Frau erzitterte als sie die junge elegante Dame an George's Seite erblickte. Einige Tage später erzählten sich die Badegäste, daß die Marquise von Beaulieu in einem Anfalle von Wuth sich mit dem Lord verlobt habe und nach England abgereist sei.

Vater Termöhlen hielt Wort: er stattete seine Tochter mit einer halben Million aus und begleitete das junge Paar nach Brüssel, wo er sich mit seiner geschiedenen Gattin wieder aussöhnte.

Eine pariser Geschichte.

Nach wahren Thatsachen mitgetheilt von Feodor Wehl.

In der Nacht vom siebenzehnten zum achtzehnten September 1819 hatte man in der Rue des trois frères zu Paris, nahe dem in dieser Straße belegenen Hotel desselben Namens ein so entsetzliches Jammergeschrei vernommen, daß die Einwohner der umliegenden Gebäude davon aufgescheucht, im Nu in den abenteuerlichsten Nachtbekleidungen ihre Betten verließen, und an die Fenster oder auch gleich aus den Thüren hervorgeeilt kamen, um sich von der Ursache desselben zu überzeugen. Die ersten mit der Nachtpolizei ziemlich zugleich an Ort und Stelle gelangenden Neugierigen fanden einen in seinem Blute schwimmenden Mann, um den ein anderer in größester Angst und Verwirrung beschäftigt war. Auf das von allen Seiten auf diesen eindrängende Forschen und Fragen gab er zuerst gar keine und nach und nach nur eine sehr unklare und nicht eben allzu faßliche Auskunft. Er sei mit seinem Freunde Alfred Gautier, erzählte er in abgebrochenen Sätzen, von einem Festgelage nach Hause gehend, hier im Dunkel der Straße von einem vermummten Menschen angefallen, und jener in der Brust, wie es schien, durch einen Dolchstoß verwundet worden. Welchen Grund der Angreifer zu seiner That gehabt, fügte er bei, könne er nicht errathen, denn Alfred Gautier sei ein harmloser, guter Mensch, der Niemandem etwas zu Leide gethan. Es muß hier ein unglückseliger Irrthum, ein unerklärliches Mißverständniß herrschen!" rief er mit weinender Stimme, indem er den herbeigeholten und eben anlangenden Arzte seine flehend gehobenen Arme entgegenstreckend, jammernd bat: „O kommen, retten Sie, mein Herr, noch wird es Zeit sein!"

Der Arzt, der den von einigen mitleidigen Seelen in die Höhe gehaltenen blutenden Mann, der allerdings noch Spuren von Leben zeigte, aber das Bewußtsein und den Gebrauch seiner Kräfte lange verloren hatte, untersuchte und verband, schüttelte, als dies geschehen, und man den Verwundeten auf die von der nächsten Wache requirirte Tragbahre legte, bedenklich den Kopf, ein bedauerliches: „Zu spät!" leise vor sich hinmurmelnd.

Als die Bahre, um in das Hospital getragen zu werden, aufgehoben ward, und der Kamerad des Ueberfallenen Miene machte, seinem armen Freunde zu folgen, trat plötzlich ein höherer Polizeibeamter auf ihn zu, mit dem bescheidenen aber ernst ausgesprochenen Ersuchen, ihm zur nächsten Wache behufs weiterer Aussagen und Erklärungen über den räthselhaften Vorgang zu folgen.

Der auf diese Weise Angeredete, der sich schon mehrfach unaufgefordert genannt und mit dem Namen Graf von Luckner bezeichnet hatte, schien über dies Verlangen stutzig und im ersten Moment geneigt, dagegen Einwendungen machen zu wollen. Allein nach kurzer Ueberlegung mochte er doch wohl anderen Sinnes geworden sein, denn mit den Worten: „Ich stehe zu Ihren Diensten, mein Herr," schloß er sich dem Polizisten an, der nun rasch und in Eile nur noch einen seiner Untergebenen beordernd, bis zu Tagesanbruch und für den Zweck einer weiteren Untersuchung des Schauplatzes, auf welchem die ruchlose That geschehen, an Ort und Stelle zu verbleiben, mit seinem Arrestanten davonging.

In der nächsten Wache gab derselbe das von uns bereits Gemeldete zu Protokoll, was denn natürlich nicht eben mehr Licht auf die schauderhafte That zu werfen, oder den Schleier zu lüften vermochte, mit dem sie bedeckt war. Nach einer Legitimation seiner Person gefragt, zeigte der räthselhafte Fremde sich außer Stande, sie zu geben. Er hatte weder eine Visiten- noch Aufenthaltskarte, statt deren aber eine sehr bedeutende Summe Geld in englischen Banknoten und einen Paß in's Ausland bei sich, der auf den Namen Miadschinski gestellt, seltsamer Weise in der Personalbeschreibung ziemlich auf ihn selbst zu passen schien.

Gefragt, was es mit diesen Dingen auf sich habe und wie er dazu gekommen, gab er an, daß Gautier sie ihm zur Verwahrung überantwortet und er im Uebrigen sonst keine Auskunft darüber zu geben vermöge. War nun dies schon im hohen Grade verdächtig, so wurde es noch mehr ein Dolch, den der auf der Bühne des Mordanfalls zurückgelassene Wächter beim Morgengrauen des Tages gefunden und an die Untersuchungsrichter abgeliefert hatte. Dieser Dolch, der genau in die Wunde paßte, an der Alfred Gautier noch in derselben Nacht, in der er sie erhalten, gestorben war, trug nämlich nicht nur die Grafenkrone und das Wappen der Luckner'schen Familie, sondern wurde auch förmlich von dem Grafen als der seinige anerkannt.

Hatte man sich genöthigt gesehen, ihn schon wegen der ersten Indizien gefänglich eingezogen zu behalten, so blieb nun kein Zweifel, ihn allen Ernstes in strenge Untersuchungshaft zu nehmen. So viel und so oft er auch seine Unschuld betheuerte, der Anschein war doch gar zu sehr gegen ihn, als daß man ihn hätte frei lassen können. Er mußte sich darein finden, den Prozeß gegen sich gemacht zu sehen.

(Schluß folgt.)

Le Chevalier de Bayard.

Le Chevalier de Bayard
Fut un Héros, un Paladin,
Sans peur et sans reproche,
Il fut toujours le plus brave soldat
Et le plus loyal Français.
Il mourut en combattant
Et en défendant sa patrie.

The Chevalier de Bayard
Was a Hero, a Paladin,
Without fear and without reproach,
He was always the bravest soldier
And the most loyal Frenchman.
He died fighting
And defending his country.

Das Griechenreich und das von Trapezunt,
Die Mutter und das Kind, vereint im Bund,
Zerschlug die Türkenfaust in Scherben.
Das ungeheure Trauerspiel ist aus,
Und der Erobrer ließ das Kaiserhaus
Vom Beil des Henkers elend sterben.

Hier David, der zuletzt den Purpur trug,
Den nach Johannes' Tod mit List und Lug
Dem Brudersohne er entwendet;
Alexios, sein Bruder, Beide feig,
Verräther am Altar und Thron zugleich.
Wie würdig haben sie geendet!

Und dort der Kaisersöhne reiche Zahl,
Der, dem der Ohm des Vaters Krone stahl,
Und Davids eigner Söhne sieben,
So liegen sie umarmt vom Todesschlaf. —
Wie gestern sie der Schlag des Eisens traf,
So sind sie unberührt geblieben.

Denn Mohammed, der Mann der blut'gen That,
Der dies Geschlecht mit stolzem Fuß zertrat,
Verbot die Leichen zu begraben.
Bei Todesstrafe, daß des Mitleids Hand
Auf sie nicht wirft die fromme Schaufel Sand!
Den Hunden sind sie und den Raben.

Wie hat der Tod sie friedlich doch vereint,
Nur von der Nacht mit Thränenthau beweint,
Auf hartem blutgetränkten Bette!
Des Sultans Spruch, dem Alles stumm sich beugt,
Hat jeden Menschenfuß von hier verscheucht.
Nur Hund und Rabe sind zur Stätte. —

Wer wandelt in des Tages erstem Grau
Am öden Felsenberg? — Der stillen Frau
Wird feucht das Haupt vom Morgenthaue.
Der Wind durchwühlt ihr härenes Gewand,
Und eine Haue trägt sie in der Hand.
Was will die Düstre mit der Haue?

Das ist kein Weib, das früh zu Acker geht!
Das ist ein Weib voll hoher Majestät!
Hier oben giebt's kein Feld zu graben.
Sie klimmt so schwer und trüben Angesichts
Den rauhen Pfad zur Statt des Hochgerichts,
Umkreist von Hunden und von Raben.

Des Kaisers Ehgemahl von Trapezunt
Ist dieses Weib. Wie herrlich thut es kund
Ihr stolzes Auge ohne Thräne!
Sie, die die blüh'nde Kinderschaar gebar,
Die Treue hielt dem Throne, dem Altar,
Sie ist's, die Kaiserin Helene!

Sie tritt heran und wirft den trocknen Blick
Auf's Leichenfeld, auf ihr gemordet Glück,
Auf ihre kalten stummen Knaben.
Sie reihet Haupt an Haupt und Leib an Leib.
Die Raben schrein; die Meute heult. Das Weib
Verscheucht die Hunde und die Raben.

Die hohe Frau im fahlen Morgenlicht
Nun mit der Hau' die harte Scholle bricht
Und hackt und wühlet Stund' um Stunde.
Kein Zucken ihres Munds verräth ihr Weh.
Sie gräbt ein Grab, die neue Liebe,
Und scheucht die Raben und die Hunde.

Die Sonne steigt und wirft den Strahlenbrand
Ihr auf das Haupt. Sie schaufelt mit der Hand
Die Erde aus der Gruft, die heiße.
Die Meute schnappt und setzt ihr das Gewand,
Sie schützt die Leichen mit der treuen Hand
Und nimmt nicht Trank und nimmt nicht Speise.

Da naht die Nacht, um die erhabne Frau
Mit weichem Hauche und mit kühlem Thau
Mild zu erquicken und zu laben.
Sie schließt kein Aug', nur kräft'ger ficht ihr Arm,
Denn größer wird und toller schreit der Schwarm
Der gier'gen Hunde und der Raben.

Sie schaufelt wieder, eh' der Morgen graut,
Sie hackt und gräbt bis daß der Abend thaut
Und fertig sie das Grab gegraben.
Dann legt die Leichen sie zur ew'gen Ruh
Und schaufelt mit der müden Hand sie zu,
Und kämpft mit Hunden und mit Raben.

Von seinen Scherzen hat der Padischah
Erfunden, was das Volk am Berge sah.
Er schweigt und wagt nicht sie zu stören.
Denn eine Mutter, eine Kaiserin
Begräbt ihr Haus. Solch hohem Frauensinn
Vermag selbst Mohammed nicht zu wehren.

Weich auf den Todten liegen Erd' und Nacht.
Helene hat die letzte Pflicht vollbracht.
Was wär's, das ihr zu thun noch bliebe? —
Sie senkt das Haupt und haucht die Seele aus. —
So starb in Schuld und Schmach ein Kaiserhaus,
Verklärt vom Abendroth der Liebe."

Kertsch und das asow'sche Meer.

Wissenschaft und Handwerk des Krieges sind für uns Kinder des Friedens, die wir in den letzten vierzig Jahren aufwuchsen, seltsame Dinge. Wir verstehen sie im Grunde genommen gar nicht. Was wir als Gerechtigkeit, Gesetz, Eigenthum, Polizei, Nächstenliebe oder nur als unser eigenes Interesse respectiren und heilig halten, kommt in dieser Wissenschaft und Kunst gar nicht vor. Städte, Länder, Menschen, Personen und Sachen jeglicher Art stellen sich zu einander in ganz verkehrte Gesichtswinkel. Wenn ein Mensch, der sehr hungrig ist und kein Geld hat, für'n Dreier Semmel stiehlt, wird die Heiligkeit des Eigenthums feierlich und um-

* Den Untergang des byzantinischen Reiches und die Hinrichtung seines verworfenen Herrscherstamm s durch Mohammed II. erzählt Hammer in seiner Geschichte des Osmanischen Reiches ausführlich. Die beiden kaiserlichen Brüder, ein Neffe und die sieben Söhne des Kaisers wurden an einem Tage hingerichtet. Nur ein einziges Glück der trapezuntischen Herrscherfamilie, eine Frau, die Kaiserin Helene, litt und starb wie die Mutter der Maccabäer, standhaft und rührend. Trotz des Befehls des Tyrannen, daß Niemand es wage, sich den Leichnamen zu nahen, damit dieselben von Hunden und Raben zerfleischt würden, ging sie mit barmenen Kleid angethan und eine Haue in der Hand, zur Schädelstätte ihrer Kinder und Liebsten, grub eine Grube, wehrte den Tag hindurch die Hunde und das Gevögel ab, und begrub Nachts ihre zehn Lieben, die sie bald hernach von Schmerz überwältigt ihnen in's Grab nachsank.
D. R.

Mr. Bell, Mr. Bell, Mr. Bell,

Nicht minder wichtig als die Eroberung von Kertsch ist die Einnahme von Anapa durch die Tscherkessen. Die Russen haben auch diese Festung verlassen, ohne sich auf eine Vertheidigung einzulassen und jetzt steht die ganze asiatische Küste wieder der Zufuhr vom schwarzen Meere offen und die Kaukasier sind wie zuvor Herren derselben. Anapa, auf einem Vorsprung des Gebirges Kysilkaja gelegen, war die stärkste jener zahlreichen Küstenfestungen, durch welche Rußland bis vor Kurzem die Völker des Kaukasus vom schwarzen Meere abzusperren versuchte. Sie hat einen guten Hafen und unter seinen 8000 Einwohnern befinden sich viele reiche Kaufleute, die einen besonders wichtigen Handel mit den Bergvölkern treiben. Die dort mit vielen Kosten aufgebauten Kriegsmagazine sind wahrhaft großartig und werden, wenn die Russen nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, die großen Vorräthe zu bergen, den Tscherkessen eine sehr willkommene Beute bringen.

Anapa.

Die Naturheilkraft.

Warum Krankheiten ohne und trotz Arzneien und Heilkünstler heilen.

Es ist eine Thatsache, daß kranke Menschen und Thiere wieder gesund werden ebensowohl wenn sie ganz ohne Arzneien bleiben, als auch bei Anwendung der verschiedenartigsten Heilmittel und Heilmethoden. Recht deutlich sieht man dies bei Behandlung derselben Krankheiten durch mittelsüchtige, blutdürstige Allopathen, sowie durch ächte Homöopathen, deren Heilmittel, wie bekannt, gleich Nichts sind. — Aechte Homöopathen, sagte ich, weil die meisten derselben zur Zeit unächte und schon von Hahnemann im Jahre 1832 Bastard-Homöopathen getauft worden sind, die da, wo sie mit ihrem Nichts nicht mehr auskommen können, zu solchen großen Gaben von allopathischen Mitteln (Opium, Jodkali, Chinin u. s. w.) greifen, wie die richtigsten Allopathen. — Ebenso erlangen aber auch Kranke nicht selten ihre Gesundheit durch Sympathie und ganz unwirksame Geheimmittel wieder, ja dies geschieht sogar bei der schimpflichsten aller Heilmethoden, bei der Rademacherschen, wo dem Kranken immerfort und so lange Arzneimittel verschiedener Art eingegeben werden, bis er stirbt oder gesund wird. [Rademacher's eigene Worte sind: „Ueberzeugt, daß die Natur der Krankheiten auf keine andere Weise, als durch ein Probemittel zu erkennen ist, mache ich keinen gelehrten Heilplan; ich denke nie, das gegebene Heilmittel wird und muß helfen, es kann auch vielleicht nicht helfen. Wenn sich aber das erste Probemittel nicht bewährt, so wird ein anderes genommen und so fort, bis die Krankheit sich löst oder besser wird".]

Wie kommt es nun, daß Kranke ebensowohl bei keiner, wie bei der verschiedenartigsten Behandlung genesen? Dies hat seinen Grund in der Einrichtung unseres Körpers, vermöge welcher alle Veränderungen in der Ernährung und Beschaffenheit der flüssigen oder festen Körperbestandtheile (s. s. Krankheiten) solche Processe nach sich ziehen, durch welche jene Veränderungen entweder vollkommen, bald schneller bald langsamer, gehoben werden, oder in bleibende Entartungen übergehen, oder auch in vollständige Ertödtung des kranken Theiles ausarten. Hiernach kann also auch eine jede Krankheit drei Ausgänge nehmen; sie kann nämlich in vollkommene Genesung übergehen; sie kann sogen. organische, mehr oder weniger sichtbar und beschwerliche, niemals aber wieder schwindende Fehler nach sich ziehen; sie kann zum Tode des erkrankten Theiles (Brand) oder, wenn dieser zur Unterhaltung des Lebens sehr nöthig ist, zum Tode des ganzen Körpers führen. Im erstern Falle, wenn bei einer Krankheit vollständige Genesung eintritt, pflegte man früher von der Wirksamkeit einer besondern Kraft, der sogen. Naturheilkraft (Selbsterhaltungstrieb) zu fabeln, die sich Manche sogar als einen, mit Verstand begabten, irgend wo im Körper residirenden und von da aus regierenden Geist (Arzt im Menschen) dachten. Diese kindliche Ansicht herrscht natürlich jetzt, nachdem man den Stoffwechsel im Körper (s. Gartenl. Jahrg. III. Nr. 6.) genauer kennen gelernt hat, nicht mehr; wohl kann man aber die einen kranken Theil in seinen

gesunden Zustand zurückführenden Processe als naturheilkräftige bezeichnen. Glücklicher Weise kommen nun bei den allermeisten Krankheiten solche Processe ganz von selbst, ja sogar trotz des ärztlichen Eingreifens, und zwar nach ganz bestimmten, im Körper herrschenden Gesetzen zu Stande und deshalb können auch die allermeisten Krankheiten recht gut sich selbst überlassen bleiben, am besten freilich mit der Vorsicht, daß man alle stärkeren und störenden Eindrücke vom Körper und besonders vom erkrankten Organe abhält und Ruhe, mäßige Wärme, reine Luft und leicht verdauliche Speisen und Getränke anwendet (d. s. nämlich die zur Unterhaltung des Lebens unentbehrlichen Bedingungen). Allerdings führen diese naturheilkräftigen Processe manchmal, in Folge verschiedener, uns zur Zeit noch nicht genau bekannter Umstände, nicht zur vollständigen Genesung, sondern hinterlassen bleibende Veränderungen, die aber sehr oft ganz ohne Beschwerden sind und deshalb häufig gar nicht bemerkt werden. Leider ziehen sie aber auch unvertilgbare und beschwerliche Veränderungen nach sich, deren Heilung nur von unwissenden Aerzten und Charlatanen, gewöhnlich zum großen Nachtheile des ganzen Körpers, erstrebt wird.

Weil nun die Aerzte die im kranken Körper ganz von selbst eintretenden naturheilkräftigen Processe nicht ordentlich kennen lernen, und diese kennen zu lernen sich auch keine Mühe geben, so erzeugt sich bei den meisten dieser Herren, so wie bei allen heilkünstelnden Charlatanen, neben einem lächerlichen Hochmuthe die Ansicht, als ob das, was sie dem Kranken an Arznei verordnet haben, Ursache der Besserung und Heilung sei, nicht aber die unsern Körper von Natur zusammende Einrichtung. Manche pfiffige Mediciner jedoch, die diese Processe recht wohl kennen, halten es für weit einträglicher, dem unwissenden und abergläubischen Volke gegenüber den Schein ihrer Heilmacht zu behaupten. Am allerunwissendsten in Beurtheilung der naturgemäßen Heilprocesse (und deshalb auch am arrogantesten) sind die Homöopathen, welche geradezu die sogen. Naturheilkraft verhöhnen, sie trügerisch und unzuverlässig nennen und ihrem „Nichts mit Milchzucker" eine übernatürliche Heilkraft zuschreiben. Natürlich sind auch hier wieder die pfiffigen Herren auszunehmen, welche die Dummheit und Leichtgläubigkeit des großen Haufens benutzen, um gute Geschäftchen zu machen.

In einem nächsten Aufsatze sollen die Naturheilungsprocesse weiter besprochen, sowie die vortheilhaften und schädlichen Eingriffe in dieselben von Seiten der Menschen beleuchtet werden.

(Bock.)

Der große Blumen-Congreß im Krystall-Palaste

zu Sydenham bei London.

So ein freudiger, blumenreicher Tag ist auf Erden noch nicht dagewesen, als der erste Juni-Sonnabend dieses Jahres im Krystall-Palaste zu Sydenham bei London. Es war der volle, erste Völker-Congreß aller blühenden Schönheiten der Erde. Alle Zonen und Nationen hatten ihre schönsten Vertreterinnen im duftigsten, reichsten Schmucke, den die edle Kunst und Wissenschaft des höheren Gärtners der Natur zu verleihen im Stande ist, unter diese erhabenen Krystallbogen gesandt. Die Vertretung der gemäßigten Zone versteht sich von selbst; aber auch Italien, Grahams Town, Damaskus, Schiras, Calcutta, Bengalen, Algerien, Abyssinien, China, Siam, Assam, Birmanien und selbst Japan hatten volle duftige, blühende Stimme in diesem kosmopolitischen Congreß des vegetabilischen Weltschönheitsstaates. Es war das weite Blüthenkleid unserer ganzen Kugel, die Weltkarte der Flora und der Damenflora von England obendrein. Wie oft kam ich in Verlegenheit, was ich für himmlischer halten sollte, die gazige, blühende, entzückte Vertreterin weiblicher, oder die Abgeordnete vegetabilischer Schönheit. Vor einer roth und weiß blüthenüberfäeten, riesigen „Epacris" stand ein rosiger, feiner, blühender Engel, unter dessen großen, gelben, blaubebändertem Strohhute die üppigen Locken so golden quollen, als könnte man direct Goldstücke oder Epaulettes daraus schmieden, und klappte in die weißen Hände und rief mit der süßesten, entzückenüberquellenden Stimme: „Mama, da möcht' ich mitten hineinspringen und mitblühen!" Kein Schönheitsrichter Paris hätte sich anders aus der Verlegenheit helfen können als durch ein solches Urtheil.

„Der Mensch wird wieder zur Erde, und aus der Erde wachsen Jahr aus Jahr ein so unsäglich schöne Blumen! Wenn ich einst im Sterben liege, werde ich daran denken und mich nicht fürchten," sagte eine blasse Dame im tiefsten Schmerz zu ihrem Begleiter vor dem blühenden Erica-Walle.

Das sind zwei Beispiele von den Wirkungen dieser Schönheit. Wie Lessing ganz richtig beweis't, kann man die Schönheit selbst nicht mit Worten malen. Um in Worten eine Vorstellung von ihr zu geben, muß man's wie Homer machen und die Schönheit in ihrem Reize, in ihrer Wirkung zeigen, so daß er, um zu singen, wie schön Helene war, um welche der 10jährige trojanische Krieg entbrannte, sie vor ehrwürdigen, weißhaarigen Greisen vorbeigehen läßt, welche nun ausrufen: „Das ist sie, um welche der Krieg aufloderte, der so viel Blut und so viele Thränen kostet! Aber, was er auch kosten mag, diese göttliche Schönheit ist es werth!" So wirkte sie auf ausgebleichte Greise, die Schönheit Griechenlands. So wirkten die Blumen auf Engländerinnen, die sonst so gern kalt und vornehm thun vor den Augen der Welt.

Doch das ist mitten aus der Glorie. Suchen wir in epischer Reihenfolge ein Bild davon zu geben, mit Farbe und Duft, mit Sonnenschein und einer Herrlichkeit, wie sie noch nie beisammen war.

Die ersten Vorboten des Festes waren allerlei Wagen, vom „Cab" und „Brougham" an bis zur schwersten Familienkutsche alter Oberhausfamilien. Die „Cabs" für die Blumenschau waren sofort zu erkennen. Die Kutscher trugen ja gewaschene Handschuhe, obgleich es Sonnabend war, und die neuen, leichten, gehauchten Hüte der Damen darin und die steifen Vatermörder und wundervollen Westen der Herren ihnen gegenüber und die goldenen Stecknöpfe zwischen ihren ganz neuen Handschuhen hervorkokettirend, verkündeten laut: Heute ist etwas Ungeheures los! Die gewöhnlichen Familienkutschen vergaßen heute ihre Würde und suchten mit plebejer Leidenschaft durch das Gedränge zu rumpeln, obgleich sie dadurch ihr Ungeschick nur deutlicher verriethen und inwendig mit ihren in Vornehmheit fest gefrornen Paaren aussahen als wären sie nur aus Versehen und Vergessenheit aus unerreichbaren Höhen und vergangenen Jahrhunderten in die Gegenwart gerathen. Erst nach 12 Uhr erschienen die Flugmaschinen der jungen Welt- und Pferderennen-Aristokratie, durch die Straßen schießend wie Feuerspritzen und Wind machend, wie Palmersten, daß die Blätter von den Geraniums in den Knopflöchern der Kutscher davonstoben.

Es wäre Vieles zu singen und zu sagen von den Blumen-Congreß-Equipagen, deren nicht weniger als siebentausend, wie die Times angab, vor den Thoren des Krystall-Palastes erschienen, um die feinste Sahne der ganzen englischen, versauerten Gesellschaft unter die Blumen zu gießen, aber wir müssen uns kurz und an die Sache halten. So erwähnen wir nur noch, daß die Eisenbahn den ganzen Tag athemlos in langen überfüllten Zügen ununterbrochen hin und herschnaubte, ohne jemals aufzuräumen und ganze Massen zu Fuß und zu Pferde ersetzen mußten, was der Dampf und die 7000 Equipagen an sich fehlen ließen.

Der Vormittag war trübe, so daß die Damen mit ihren elfenbeinernen, reich umfranzten Sonnenschirmen und Paraplues ängstlich Wache hielten, um die ersten Tropfen aufzufangen; aber um 1 Uhr trat die Sonne, wie auf ein Trompeten-Signal, hinter den Wolken hervor und sagte strahlend und die wonnevollste Scene verklärend: Ich will das Meinige auch dazu beitragen zu diesem Ehrenfeste für meine Lieblingskinder auf der Erde. Und so schien sie, wie noch nie vorher. Die Blumen-Armeen, welche bisher außen unter dem Krystall- noch unter einem unabsehbaren Gazehimmel dunkel und trübe gestanden, bekamen alle klare, heitere Gesichter wie die Figuren eines alten Gemäldes unter einem neuen Lack. Der Gaze-Himmel wurde Duft und Aether, und Eisen und Glas des ganzen Tempels verwandelten sich in architektonisch geformte Son-

nenstrahlen, die nur dazu dienten, die schwellende Freude von mehr als 100,000 Menschen zusammenzuhalten, daß sie sich nicht in Seligkeit und Himmel auflöse. Die großen runden Geflechte mit den Schlingpflanzen hingen wie Kronenleuchter herunter, statt der Lichter mit seltsamen Blumen in ihren langen phantastischen grauen Armen. Draußen wurde der Durchbruch der Sonne durch ein allgemeines: „Präsentirt's Gewehr!" von Seiten der Damen gefeiert. So wie der erste Sonnenstrahl herabschoß, schossen unzählige Tausende von Sonnenschirmen in die Höhe und spannten sich auf zu dem buntscheckigsten Hut-Himmel. Man hörte das Knackern der Drähte inwendig bis in die weiteste, verschwimmende Ferne. Mehrere für ihre Teints zartfühlende Herren spannten sogar ihre Regenschirme auf.

Die Racen und Geschlechter der Blumen waren in einzelnen Regimentern und Bataillonen an grünen Kunsthügeln aufwärts aufgestellt, zwar in merkwürdiger Anarchie, wie sich das in England von selbst versteht, theils nach Klassen, theils nach Verhältniß ihrer Eigenthümer, aber das störte die unaussprechliche Schönheit und Großartigkeit des Schauspiels nicht. Jede Pflanze war ein Muster ihrer Art, ringsum mit vollentwickelten und knospenden Blumen, dicht bekleidet, so daß man sich am Meisten über die unbegreifliche Gärtnerkunst wundern muß, die es vermochte, solche Blüthenmassen gleichzeitig rings herum zu entwickeln. Jede Pflanze trug ein zusammenhängendes Festkleid, gewoben aus ihren eigenen Blumen, so daß sich Zweige, Stämme und Blätter oft ganz dahinter bargen. Einige wiegten sich hoch über der Menge zwischen den prismatischen Farbenspielen der rauschenden, riesigen Krystall-Fontaine und schienen mit den Vögeln zu kosen, die sich in diesen ewigen Frühling verirrt hatten und von Damen und Kindern mit dem größten Interesse überall hin verfolgt, größtentheils aber da gesucht wurden, wo sie nicht waren.

Besonders viele Freundinnen erwarb sich eine Amsel, die fortwährend überall in höchster Lust neckisch zu pfeifen schien und gleichzeitig überall gesehen und gehört ward, so übermüthig lustig schoß sie umher, um sich alles zu besehen und Loblieder zu extemporiren. Könnt' ich diese Lieder der Amsel übersetzen, wär' ich vielleicht im Stande, diesen Universal-Blumen-Congreß zu schildern. Als Mensch ohne Flügel vermag ich nur einzelne Wunder namhaft zu machen, vor allen die Azalias. Hier in einem glühenden Berge so roth, so feurig, daß man schwarze Flecke in die Augen bekam wie vom Sehen in das glühende Roth der untergehenden Sonne; dort in einem rosigen Weiß, so transparent und zart, wie das Fleisch auf einem jungen Busen, dort wie ein alter König, durchweg in Scharlach oder Purpur, dort blau, wie ein leuchtendes Auge treuer Liebe, oder weiß, wie Hauche lichter Lämmerwölkchen auf dem hellen, saftigen, grünen Grunde der Blätter. Es waren die Farbenspiele in blühendster Fülle, aber auch die Rundung und Größe und fleckenlose Gesundheit dieser Tausende von Azalien, die ein immerwährendes Feuer von Ausrufungen des Staunens und Entzückens unterhielten. Wie graciös und grandios thronten die vasenartigen Blüthen der Riesenlilie (Lilium Giganteum). Nie sah man ein reineres Weiß als in den Blüthenkelchen der Phalaenopsis grandiflora. Von Dendrobium hingen die Dolden wie glühende Trauben bei Tokay oder Madeira. Und die Erica-Versammlung? Perlenmeere wie Wachs, wie ächte Korallen, wie Pyramiden von blauen, rothen, violetten, gelben und mischfarbigen Perlen. Zitternd vor jedem Schritte hingen die rothen Blumenhauche von den Zweigen der Boronia. Eine Distel vom Cap der guten Hoffnung blühte wie Gläser voller „Kirsch mit feinem Pomeranzen." Auf der Vinca rosea alba mit blos vier großen weißen Blättern saßen zwei Blüthen wie Schmetterlinge. Eine Ananas erhob sich zwischen ihren zweischneidigen Blättern, wie gezogenen Riesenschwertern, um sich vor der Menge der Anbeißungslustigen zu schützen, wie ein dichter goldener Stab. Ein Dendrobium Pierardii califolium war in Blüthen gekleidet, wie ein persischer Prinz, und doch erklärten einige Herren von Fach (erkenntlich an ihrem würdevollen Gange, ihrer festlichen Haltung und ihren Jägerröcken, aus denen sie stolz auf weiten, rauschenden Sammet und Meere von Seide und durchsichtige Sommerzeuge blickten), daß der Kopf ziemlich nackt aussähe. Wie muß denn ein Exemplar im vollen Ornate erscheinen?

— Und diese Geraniums, diese fleischigste aller blüthentreibenden Pflanzen! Eine Pyramide wie ein ungeheurer Getreideschober, rundherum alles Blüthe in allen Farben, und jede Pflanze rund wie gedrechselt und rund herum mit Blüthen bedeckt. Hier traf uns eine Luftwelle voller Erdbeergeruch. O Erdbeeren, Erdbeeren in dieser erschöpfenden, heißen Freude! Alle wurden wir von einem unsichtbaren Zauberstabe berührt. Alle Arten von Nasen erhoben sich und witterten, um dann die Spur zu verfolgen. Erdbeeren? Kinderköpfe waren's, runde Runkelrüben, Kürbisse, wenigstens zum Theil größer als Gänseeier. O wie sie sogen und schnüffelten, und die Kinder ihre runden, geringelten Händchen ausstreckten und, wenn sie weggepatscht wurden, sich erinnerten, daß sie früher Daumenlutscher gewesen und nun doch etwas in den Mund zu stecken fanden! Später traf eine Dame eine ihrer Freundinnen, die sehr kränklich aussah: „Meine Theure, hast Du die Erdbeeren gesehen? O geh, geh, es wird Dir unendlich gut thun!" — So schön, so erquickend war das Aroma, daß die Dame im vollen Ernste an deren Heilkraft für ein krankes Herz glaubte. Blasse, kranke Gestalten, in eleganten Handwagen umhergefahren, verweilten hier länger, und ein sehr bleicher, abgezehrter Mann mit dem großen, unlängst von der Königin eigenhändig vertheilten Orden: „Balaklava," mit seinem noch einzigen Arme schwer auf einen Führer gelehnt, stand hier besonders lange und holte tief, tief Athem. Diese Erdbeeren waren gleichwohl der gottloseste, tantalisirendste Theil der Ausstellung, da keine ausgestreckte Hand es wagen durfte, diese duftigsten Wunder von Fruchtblüthen nur zu berühren.

Vom Erdbeer-Departement stürzten sich dann auch die Meisten mit wilder Gier unter das unabsehbare Gläsergeklirr Eis löffelnder Damen und hindurch bis in die Gegenden des berühmten Labster-Salates mit kaltem Geflügel, ich allein blieb ein freier Mann und aß aus — der Tasche und guckte dabei der goldgespickten Aristokratie stolz in die Physiognomien, wohl wissend, daß Niemand diesen Grad von Unabhängigkeit erreicht hatte, wie ich.

Plötzlich hieß es: the fountains! the fountains! die Fontainen! Das Eis- und Labstersalat- und Erdbeerdepartement — Alles ward plötzlich Einsamkeit. Ueber 100,000 Menschen im feinsten Staate gruppirten sich draußen auf dem grünen, grünen Sammet des Parkes um die Bassins, die heute zum ersten Male ihr Meisterstück machen sollten. Da standen sie in unabsehbaren Gruppen voller Sammet und Seide unter flatternden Schirmen und Schleiern zwischen den weißen Statuen unter den malerischen Bäumen von der großen, weiten, offenen Landschaft, offen bis zu der dreißig Meilen entfernten, noch sichtbaren Buchholz-Höhe. Still, still warteten Hunderttausende auf die erste Entfaltung von mehr als hundert Wasserstrahlen in den verschiedensten Spielarten, des großen Ehrenpunktes, ob Paxton nun zeigen werde, daß er die berühmten Wasserkünste von Versailles übertreffe. Das Zeichen ward gegeben. Die schließenden Hähne wurden von einer kleinen Armee von Dienern zugleich gedreht, es zischte, es prodelte und plätscherte; silberne, dicke Arme wuchsen auf und höher und höher Fuß für Fuß. Und nun rauschte und donnerte und sprühte und glänzte es plötzlich in allen Richtungen in den blauen Himmel und die regenbogenspielenden Sonnenstrahlen hinein, hundertarmig sich kreuzend und wieder kreuzend und seltsam stehende und doch stets flüssige und sich wandelnde Figuren bildend. Der Wind griff in die leichten Wasserfiguren hinein und sprühte sie bald in dieser, bald jener Richtung auf die zartesten Kleider und Hüte. Kreischend hoben die Damen Röcke und Regenschirme auf und stoben nach allen Seiten aus- und übereinander. Mit der ersten vollen Entfaltung der Wasserkünste setzten 60 Mann ihre glänzenden Blasinstrumente an und schmetterten, daß sie braun und blau wurden, und die Menge platzte vocal in ein freudiges Jubelgeschrei aus, ohne den kleinen, kurzen Mann zu bemerken, der immer noch seinen weißen Hut trägt und so recht seelenvergnügt schmunzelte, Sir Joseph Paxton, der Erfinder des Krystall Palastes und der Wasserkünste, der jetzt einen 8 englische Meilen langen Krystall-Palast als Fahr- und Eisenbahnweg zwischen dem Ost- und Westende Londons bauen will.

Blätter und Blüthen.

Die Honigbiene. Es ist nicht minder bemerkenswerth, daß seit tausendjähriger Uebung der Bienenzucht die Naturgeschichte der Bienen immer noch Zweifel enthält, als daß es überhaupt den Menschen einfiel, dieses kleine Insekt zum Hausthiere, zum Genossen von Pferd, Schaf und Rind zu machen.

Kaum eines dieser drei wichtigen Zucht-Säugethiere hat eine größere Literatur aufzuweisen, als die Honigbiene und keins hat so viel Anlaß zu literarischen Kämpfen gegeben, als eben dieses kleine Thier.

Es ist vielleicht manchem meiner Leser neu, zu erfahren, daß wir Vieles von dem, was wir jetzt sicher über die Lebensweise der Honigbienen wissen — einem Blinden verdanken. Franz Huber, ein Franzose, war es, der, nachdem er lange mit den Augen seines Sohnes, Franz Burnens Huber, den Haushalt derselben belauscht hatte, im Jahre 1796 seine „Nouvelles observations sur les abeilles" herausgab. Ihm verdanken wir mehrere der sinnreichen Vorrichtungen, deren man sich jetzt noch bedient, um mit dem beobachtenden Blicke bis in die finsteren wohlverwahrten Räume des Bienenstaates zu dringen.

Aber schon lange vor Huber hatten Swammerdam und Réaumur, deren anatomische Arbeiten noch heute unübertroffen sind, mit ihren noch sehr mangelhaften Instrumenten einen sichern Grund zur Kenntniß der Honigbienen und ihrer Lebensweise gelegt; nachdem bis dahin seit Aristoteles, der an die Fabel der Entstehung der Bienen aus verwesenden Rindern glaubte, die Naturgeschichte dieses noch immer räthselvollen Wesens ein buntes Zweierlei von Fabel und Wahrheit gewesen war.

Das neueste Werk über die Honigbiene ist ohne Zweifel zugleich auch das vorzüglichste von allen bisher erschienenen, denn es giebt eine vollständige Uebersicht dessen, was in diesem Augenblicke über das Leben und den Haushalt der Bienen stichhaltig ist, ohne sich sehr in die Lehren über Bienenzucht zu vertiefen. Es ist das Buch darum auch besonders allen denen zu empfehlen, welche — und von wem gälte dies nicht in höherem oder minderem Grade — von jeher diesem Symbol des Fleißes und der Ordnung ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben und das begreifliche Mißbehagen fühlen, nicht zu wissen, ob das über die Bienen Gehörte und Gelesene Dichtung oder Wahrheit sei.

Das Buch heißt: Die Honigbiene. Eine Darstellung ihrer Naturgeschichte in Briefen; von F. B. Busch. Gotha, bei Hugo Scheube. 1855.

Auf jeder Seite findet man Belege für die interessante Wahrnehmung, welcher Beharrlichkeit nicht nur, sondern auch welchen Scharfsinnes es bedurfte, um das Leben und die Gewohnheiten dieses Thierchens zu erforschen, welches sich so sehr der Beobachtung entzieht, sei es in dem wohlverwahrten und mit tausend Waffen vertheidigten Korbe, sei es in dem unermeßlichen Luftocean, in welchem eine ausfliegende Biene schnell dem Auge entschwindet. Man ist gewöhnlich geneigt, da man einmal alles Wunderbare von den Bienen glaubt, anzunehmen, daß sie aus weiten Fernen mit ihrer süßen Beute in ihre Wohnung zurückkehren; während sie nicht weiter als eine halbe Stunde Wegs ausfliegen. Und dennoch fallen sie — ein jedem Bienenvater willkommenes Zeichen — oft noch vor dem Flugloche ermattet zu Boden, wenn sie in den Blüthen eine besonders reiche Ernte gemacht haben. Bei solcher Lastträger-Unverdrossenheit kann man es trotz der kleinen Tracht jeder einzelnen Biene glaublich finden, wenn der Verfasser erzählt, daß ihm einmal ein starker Stock in einem Tage — dreizehn Pfund Honig eingetragen habe, zu welchem der an diesem Tage von den Bienen als wohlverdienter Lohn verzehrte noch hinzuzurechnen ist. Doch auch eine Menge lehrreicher und interessanter Thatsachen erzählt der Verfasser aus dem Leben der Bienen. Daß dabei diese auch als Vor-Erfinderinnen von manchen Dingen, auf deren Erfindung wir Menschen uns viel einbilden, glänzen, kann man wohl denken. Sie erfanden, vielleicht lange bevor es Menschen gab, den luftdichten (hermetischen) Verschluß. Herr Busch fand einmal auf dem Grunde eines Stockes eine verfaulte Maus, welche sammt ihrem pestilenzialischen Hauche in einem luftdichten Sarge von Wachs verschlossen war. Fehlte den kleinen Thierchen auch die Kraft, den Leichnam des eingedrungenen, vielleicht mit hundert Dolchfüßen erlegten Räubers aus dem Wege zu räumen; so fehlte es ihnen doch nicht an Scharfsinn, dessen Verwesung unschädlich zu machen.

Doch es sollte hier blos auf ein mit Bienenfleiß geschriebenes Buch über die Bienen aufmerksam gemacht werden, nach dessen Anleitung wir vielleicht später einmal einige Mittheilungen aus der Naturgeschichte derselben geben.

An die Deutschen.

Der fünfzigjährige Todestag unsers Friedrich von Schiller hat in allen Gauen des Vaterlandes dankbarste Erinnerung an den Zuvollendeten und an vielen Orten gemeinsame Huldigung durch Gesang, Bild und Rede geweckt. Ein Kreis von Ehrenmännern unserer Stadt trat mit dem Unterzeichneten zusammen, um einer solchen auch hier veranstaltet gewesenen Erinnerungsfeier durch Gründung einer Stiftung einen noch umfassenderen Ausdruck zu geben. Der zunächst durch einen Rückblick auf Schiller's eignes Leben veranlaßte, sonst aber auch durch die traurigsten Erfahrungen auf dem Gebiete der Literatur immer mehr als Nationalpflicht sich aufdrängende Zweck derselben ist, solchen Schriftstellern, welche dichterischer Formen sich bedienend dem Genius unsers Volkes in edler, die Mehrung der Bildung anstrebender Treue sich gewidmet haben, für den Fall ihnen verhängter eigner schwerer Lebenssorge oder den Fall der Hülflosigkeit ihrer nächsten, auf ihr Talent angewiesenen Hinterlassenen einen thatkräftigen Beistand zu leisten. Nicht mehr die bereits unter uns organisirte Form, wohl aber das kräftigere Erblühen und zeitigere Beginnen der Wirksamkeit dieser

Schiller-Stiftung

hängt von dem Widerklange ab, den unsere Anregung in gleichgesinnten Gemüthern findet. Wir lassen deshalb an Alle, denen die Erhaltung, Mehrung und Würde der Nationalliteratur ein theurer und werther Gedanke ist, hiermit einen Aufruf ergehen zur lebendigsten Ergänzung unsers Unternehmens. Wir bitten Freunde der Literatur, aller Orten zu gleichen Schiller-Stiftungen zusammenzutreten und die Verwendung der Ergebnisse ihrer Thätigkeit mit der unserigen in einer künftig näher zu bezeichnenden Weise in Verbindung zu bringen. Wir bitten Diejenigen, die die vorherige Bildung von Schiller-Stiftungen an ihrem Wohnorte nicht abwarten wollen, die Spende, die sie unserm Beginnen für ein Mal oder periodisch entweder selbst zugedacht haben oder durch entsprechend in Bewegung zu setzende sonstige Förderungsmittel, Concerte, Theatervorstellungen, Bildausstellungen u. s. w. zu erwirken hoffen, unmittelbar an die Herren Löve und Thomaschke, hierselbst, gegen später erfolgende öffentliche Quittung durch die Augsburger Allgemeine Zeitung einzusenden. Nicht Hoch oder Gering, nicht der Fürst, der in der Förderung eines Augusteischen Zeitalters seinen schönsten Ruhm erblickt, nicht der Bürger, der nach Vollendung seines gesegneten Tagewerkes am reinen Quell deutscher Dichtkunst sich zu erquicken liebt, Niemand, der eine, wenn auch kleine Gabe bereit halten kann für Humanitätszwecke, die nicht sein eignes, nächstes Wohl berühren, wolle sich ausschließen, eine Stiftung zu fördern, die es durch Veranlassung und Zweck verdient, schon am hundertjährigen Erinnerungstage der Geburt Schillers, den 11. November 1859, Ergebnisse veröffentlichen zu können, die auf's Neue die Thatsache feststellen, daß unsere Nation sich am einigsten fühlt in der Pflege und Wahrung ihrer unveräußerlichen geistigen Güter.

Dresden, den 10. Mai 1855.

Der prov. Vorstand der Schiller-Stiftung.

Dr. C. G. Carus, geheimer Med.-Rath.
Dr. Karl Gutzkow.
Dr. Julius Hammer.
Dr. Gustav Klemm, Königl. Sächs. Hofrath und Oberbibliothekar.
Major Serre auf Mazen.
v. Wietersheim, Königl. Sächs. Staatsminister a. D.
Hofrath und Vicedirektor Karl Winkler.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube

Redaktion: Ernst Keil. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ernst Keil jun. Verlag von Ernst Keil in Leipzig. Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Auf Leben und Tod.

Novelle von Ernst Ziel.

Mit Illustrationen von Ludwig Burger.

1.

Es war ein Tag, wie ihn der Monat Juli nur selten bringt. Ein Tag, an dem die Sonne ihre Strahlen wie Pfeile auf die Erde schleudert, an dem die Luft wie ein Feuerofen glüht, an dem die Menschen sich nach Kühlung sehnen und nach Schatten lechzen.

Auch in Berlin, in der Stadt, die sich rühmt, eine Stadt der Intelligenz zu sein, hatte sich die Hitze in ihren Mauern gefangen, und wer nicht durch Geschäfte gezwungen war, sich in ihr aufzuhalten, der hatte sie längst verlassen, um in den Bädern, in den Bergen, an der See Erholung zu suchen.

Auch Professor Hellmuth hatte sich mit seiner Familie auf die Reise begeben, um in Ostende, wo er schon mehrere Sommer zugebracht hatte, Kräftigung und Stärkung zu finden.

Er war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, ein Gelehrter, der sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Chemie einen Namen gemacht hatte, und der, obwohl er noch jung war, bereits eine Professur an der Universität bekleidete.

Seine Frau, eine Dame, die ihre Jugend längst hinter sich hatte, war eine Tochter des Geheimrats Wolfram, eines Mannes, der sich durch seine Stellung und durch seinen Reichtum eine hervorragende Position in der Gesellschaft errungen hatte.

Sie hatte ihrem Gatten zwei Kinder geboren, einen Sohn und eine Tochter, Kinder, die ihr Vater abgöttisch liebte, und die ihm auch seine Liebe mit Zärtlichkeit vergalten.

Der Sohn, Ernst, war ein Jüngling von siebzehn Jahren, ein Knabe, der sich durch seine Intelligenz auszeichnete, und der in seinen Studien, die er auf dem Gymnasium machte, stets zu den ersten seiner Klasse gehörte.

Die Tochter, Elsa, war ein Mädchen von sechzehn Jahren, ein Kind, das durch seine Schönheit, durch seine Anmut, durch seine Liebenswürdigkeit alle Herzen gewann, und das auch in Ostende, wo es sich mit seinen Eltern und seinem Bruder aufhielt, bald die Aufmerksamkeit der Badegäste auf sich lenkte.

Es war ein Kind, das sich seiner Schönheit bewußt war, das sich gern bewundern ließ, das aber trotzdem nicht eitel war, sondern das sich seine Unbefangenheit, seine Natürlichkeit bewahrt hatte.

Es war ein Kind, das sich gern in der Gesellschaft seiner Altersgenossen befand, das aber auch nicht scheu vor dem Umgange mit Erwachsenen war, und das sich auch mit diesen in ungezwungener Weise unterhielt.

Es war ein Kind, das sich gern in der Natur ergötzte, das gern Spaziergänge machte, das gern Ausflüge unternahm, das gern Blumen pflückte, das gern Bäume und Sträucher betrachtete, das gern Vögel singen hörte.

Es war ein Kind, das sich gern in Gesellschaft seiner Eltern befand, das aber auch nicht scheu vor dem Alleinsein war, und das sich auch allein zu beschäftigen wußte.

Es war ein Kind, das sich gern in Gesellschaft seines Bruders befand, das aber auch nicht scheu vor dem Alleinsein war, und das sich auch allein zu beschäftigen wußte.

Es war ein Kind, das sich gern in Gesellschaft seiner Eltern

Da aber weder der Zettel noch die Freundin der Mutter zu ermitteln gewesen waren, so blieb denn natürlich die ganze Sache im Dunkeln, und Graf Emil Luckner nach wie vor der Mordthat allein und ausschließlich verdächtig.

Zu den Zeugenaussagen wurden unter anderen Personen natürlich auch die Beiwohner jenes Festmahles gezogen, von dem nach Haus gehend Alfred Gautier an der Seite des jungen Grafen seinen Tod gefunden. Alle, und besonders ein Italiener, ein Fürst von Benevent, waren von der Unschuld des Angeklagten überzeugt und thaten, was sie konnten, den Verdacht von ihm abzulenken. Sie lobten sein gutes Herz, seinen chevaleresken Charakter, seine Uneigennützigkeit und hoben dazwischen hauptsächlich seine Gleichgültigkeit gegen das Geld hervor.

„Dieser Freund, Graf Luckner," rief der oben genannte italienische Fürst bei seiner Vernehmung aus, „kann unmöglich das ihm zur Last gelegte Verbrechen begangen haben. Wenn es auch wahr ist, daß er Schulden hat und gerade jetzt sich in mißlichen Umständen befindet, so wußte er doch zu gut, daß ich, wie alle seine Freunde bereit waren, ihn aus dieser, wie jeder andern Verlegenheit herauszureißen, als daß er seine Zuflucht zu einer so gemeinen Schandthat hätte nehmen sollen, obenein gegen einen Freund, wie ihm Alfred Gautier einer war, der gewiß als der Erste ihm zu Dienst gestanden hätte, Geld zu seiner Disposition zu stellen."

Trotz dieser emphatischen Auslassung mußte freilich der Fürst von Benevent so gut wie die andern Genossen Graf Emil Luckner's zugeben, daß sie den Dolch, mit dem der Mord verübt worden war, bei dem Angeklagten, und zwar noch an dem Tage des Verbrechens selbst gesehen hatten. Graf Luckner's Wohnung war für das verabredete Souper zum Sammelplatz bestimmt gewesen, und bei dieser Gelegenheit hatten die sich Einfindenden die Waffe an ihrem gewohnten Platz gesehen; auch Graf Luckner gestand, sie bemerkt zu haben; wer und wie sie von da fortgenommen, gab er an, nicht zu wissen.

Der Angeklagte und Alfred Gautier waren zusammen und zwar zuerst von dem Festmahl fortgegangen, die andern hingegen alle bis gegen den Morgen hin geblieben. Nur der Fürst von Benevent hatte sich, während ihres fernern Beisammenseins, auf eine kurze Zeit entfernt, aber nur um einem dringenden Bedürfniß zu genügen, zu welchem Ende er in den Hof hinunter mußte, von wo er, wie sowohl der Wirth als einige Kellner bezeugten, nach Verlauf von nur geringer Zeit zu seinen Kameraden zurückgekehrt war.

Hier also lag durchaus kein Grund irgend einen Verdacht zu schöpfen. Alle diese Männer, die da zusammen gewesen waren, durften und mußten für Freunde des Gemordeten gelten. Keiner war von ihm beleidigt, durch ihn beeinträchtigt, Niemandem unter dieser Tafelrunde konnte sein Tod einen Vortheil bringen. Nur der Eigenthümer des Dolches, der allein mit Alfred Gautier nach Haus ging, dem Getödteten Geld schuldig war, und eine bedeutende Summe von diesem noch in Händen hatte, konnte ein Interesse bei dem plötzlichen Hinscheiden seines Freundes haben.

Der Staatsanwalt hob bei der Anklage besonders hervor, daß es seltsam sei, wie keiner der übrigen Freunde Gautier's von jenem Gelde wußte, das dieser dem Grafen Luckner zur Aufbewahrung übergeben haben sollte, und wieß dann noch mit Nachdruck auf jenen Paß hin, den der Angeschuldigte bei sich führte und zu dem sich des öffentlichen Aufrufes ungeachtet nicht nur Niemand gemeldet hatte, sondern den man obenein für gefälscht und trügerisch erkennen mußte, da die Unterschriften der Ortsobrigkeiten und die Visa der Gesandten nur nachgeahmt und nirgends ächt waren.

Graf Luckner erwiederte hiergegen nichts, als daß er weitere Auskunft über diese Dinge nicht zu geben vermöge.

„Gautier," behauptete er, „habe ihm den Paß und die Banknoten mit dem Bemerken überantwortet, daß er ihm später sagen wolle, was es damit auf sich habe. Mir ist's," setzte er bei dieser Gelegenheit hinzu, „als hätte Gautier bei Ueberreichung dieser Effekten den Namen des Fürsten von Benevent genannt, doch kann ich das nicht versichern. Ich war von dem Festmahl ermüdet und im Kopf nicht ganz frei, so daß es also kein Wunder ist, wenn ich mich hierbei verhört haben sollte."

„Es muß dies leider wohl der Fall sein," entgegnete der hier zur Aussage aufgerufene Fürst von Benevent, indem er betheuerte: „weder von dem Gelde, noch von dem Passe etwas zu wissen."

Von allen Freunden des Grafen Luckner war es übrigens eben dieser italienische Fürst, der sich die Freisprechung desselben am Angelegentlichsten sein ließ. Er sprach, wo er konnte, zu dessen Lobe und hing sich mit Eifer an alles, was dazu dienen mochte, irgendwie die aufgestellte Anschuldigung zu entkräften. Er war es denn auch, der da sagte: „daß Graf Luckner, wenn er ja Alfred Gautier ermordet, doch schwerlich bei diesem geblieben sein würde. Auch wäre es ja auffällig, daß, wenn er wirklich der Thäter sei, der Dolch, mit dem er doch das Verbrechen verübt haben solle, eine ganze Strecke weit von ihm entfernt aufgefunden worden sei."

„Dies alles," entgegnete hierauf der Staatsanwalt, „wirft durchaus die Anschuldigung nicht um. Der Graf ist wahrscheinlich zuerst geflohen und nur darum zu dem Verwundeten zurückgekehrt, weil er bei seiner Flucht den Dolch verloren, diesen hat suchen wollen und sich nachher durch das Hinzukommen von Menschen zum Bleiben genöthigt sah. Man erinnere sich an die auffallende Verlegenheit und Zögerung, die Graf Luckner bei seiner Verhaftung zeigte, und von welcher der Polizeiagent nach seiner Pflicht Meldung gethan. Wenn der Angeschuldigte ein reines Gewissen gehabt, woher wäre ihm die Scheu und Angst vor einer Arretirung gekommen?"

„Es sind viele Dinge, die gegen mich zeugen," ließ sich hierauf Graf Luckner selbst vernehmen, „und ich finde es bei einer Verkettung der Umstände, wie sie sich hier vor Augen legt, nur gar zu begreiflich mich schuldig zu wähnen. Oft scheint mir selbst alles so zu treffen und zu passen, daß ich in Versuchung gerathe, der gegen mich eröffneten Anklage Recht zu geben. Der Herr Staatsanwalt hat gesagt, daß ich wahrscheinlich zuerst geflohen und bei der Flucht den Dolch verloren habe. Diese Annahme stimmt, wie ich bekennen muß, bis zu einem gewissen Grade zu. Als ich nämlich meinen Freund plötzlich an meiner Seite überfallen sah, hatte ich natürlich keine Ahnung davon, daß er tödtlich verletzt sein könne. Mein erster Gedanke war, den Missethäter, der eilig davon stürzte, einzuholen und festzuhalten, um ihn der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern. In dieser Absicht stürzte ich hinter dem Elenden her, und merkwürdiger Weise ungefähr bis dahin, wo man der Beschreibung nach zu schließen den Dolch gefunden hat. Wäre es nicht meine Gewohnheit, ihn nur auf Reisen bei mir zu tragen, und zeigte er nicht Spuren von Blut, so würde ich gern bekennen dürfen, daß ich ihn an Ort und Stelle bei dem plötzlichen Innehalten im Nachsetzen verloren habe. Die Nutzlosigkeit der Verfolgung einsehend und das entsetzliche Schmerzgeheul meines Freundes hinter mir vernehmend, kehrte ich um. Als ich zu ihm kam, fand ich ihn schon leblos in seinem Blute am Boden, und kurze Zeit darnach mich und ihn von Neugierigen umringt. Daß ich verdutzt und erschrocken war, als der hinzugekommene Polizeiagent mich an der Begleitung meines unglücklichen Freundes hinderte, kann und will ich nicht leugnen. Ich war in Angst, daß er nicht sorgsame Pflege finden werde, und glaube dieses Bedenken auf dem Wege zur nächsten Wache gegen meinen Verhafter auch kundgegeben zu haben, kann es genau indeß nicht sagen, denn ich muß eingestehen, daß das Ergebniß, nach dem übermüthig verbrachten Abend, mich ganz außer Fassung brachte."

Der zum Zeugen aufgerufene Polizeiagent meinte, einer solchen Aeußerung des Grafen sich nicht zu erinnern und gab nur an: ihn kleinlaut und resignirt gefunden zu haben.

Diese und ähnliche Zwischenfälle änderten also nichts in der Sache, und nachdem der Prozeß beinahe zwei Wochen gedauert, kam er vor den Geschworenen zum Spruch, welcher auf „Schuldig" lautete und den Angeklagten zur Galeerenstrafe verdammte.

Als Graf Luckner dieses Urtheil mitgetheilt wurde, zeigte er sich tief erschüttert. Bleich und mit strömenden Thränen, die Hand zum Schwure gen Himmel erhebend, sagte er:

„Ich bin unschuldig, der höchste Richter im Himmel weiß es. Was aber meine Geschworenen anbetrifft, so zürne ich ihnen nicht. Sie haben nach Pflicht und Gewissen gesprochen. Der Himmel vergebe ihnen. Er geht streng mit mir in's Gericht. Er bestraft mich nur dafür, daß ich meine Jugend nichtsnutzig und liederlich verbracht. Hätte ich von je auf Reinheit der Sitten, guten Ruf und die Würde meines Namens gesehen, so würde man weniger geneigt gewesen sein, sich von einem bestrickenden Anscheine gegen mich einnehmen zu lassen. Es ist mein vergangenes Leben, was gegen mich spricht. Ich muß mich fügen."

Seine Schönheit, die edle Haltung und der warme, offene Ton, mit dem er dies reuemüthige Bekenntniß vor den Schranken des Gerichtes ablegte, gewann ihm die Herzen fast aller diesem Auf

tritte beiwohnenden Menschen. Die rohesten, hartgesottensten Männer fühlten sich ergriffen, die Frauen weinten und schluchzten laut, darunter besonders eine, die bei allen Verhören zugegen gewesen und den Graf Luckner stets mit dem größten Interesse beobachtet hatte.

Diese eine Dame, die durch ihre Theilnahme für den Angeklagten bereits zum Stadtgespräch, und in dieser letzten Sitzung der Assisen das Augenmerk aller Anwesenden geworden, war die einzige Tochter des bekannten bonapartistischen Generals Lagrange, die Baronin Stephanie, die von einer befreundeten Familie für den Prozeß importirt und in die erste Verhandlung desselben mitgenommen, bald eine heftige Leidenschaft für den so gräßlich Beschuldigten in sich hatte entstehen fühlen.

Sie hatte gleich nach der ersten Session anonym an Emil Luckner geschrieben und ihm mitgetheilt, wie sie ganz gewiß von seiner Unschuld überzeugt sei und den festen Glauben besitze, ihn freigesprochen zu sehen. Nach der dritten, vierten und fünften Verhandlung wiederholte sie diese Versicherungen, die nun vernichtet zu finden, sie auf das Höchste betrübte. In Thränen aufgelöst, verließ sie den Saal, um von da sogleich zu Emil in das Gefängniß zu fahren.

Graf Luckner hatte sie nie gesehen, und war nun erstaunt, unter den mit Bedauern zu ihm drängenden Freunden auch eine fremde Dame von distinguirtem Aeußeren zu finden, die ihn ersuchte, ein paar Worte mit ihm allein sprechen zu dürfen.

Nachdem die Freunde sich unter Beleidsbezeugungen aller Art von ihm entfernt, entdeckte sich diese Dame ihm nun als Schreiberin jener anonymen Briefe, dabei versichernd, daß sie noch immer trotz der Schulderklärung der Geschworenen an seine Unschuld glaube, und bereit stehe, mit ihm zugleich nach Brest zu gehen, dort, so viel es gehe, sein schreckliches Loos zu erleichtern und mit ihm des Tages zu harren, an dem einst seine Enthebung von dem ihm zur Last gelegten Verbrechen erfolgen müsse.

Man kann sich denken, wie gerührt Graf Luckner von den Worten und dem Benehmen der Dame war und wie flehentlich er sie bat, ihn seinem Schicksale zu überlassen und von ihrem Vorhaben abzustehen. Allein, wie vergebens das Alles war, bewieß am Besten, daß man Baronin Stephanie zugleich mit dem Zuge der eingeschmiedeten Galeerensclaven Paris verlassen und nach Brest abreisen sah.

Briefe und Zeitungscorrespondenzen aus dieser letzteren Stadt meldeten bald darnach, daß man täglich eine schöne und elegante Dame in der Freistunde der Sträflinge nach dem Lager kommen und dort viel mit einem in Eisen geschlossenen jungen Manne verkehren sehe, der wegen eines Raubmordes zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt sei. Man schilderte auf das Rührendste die zarte Sorgfalt und Liebe, die sie dem Verbrecher beweise, und unterließ dabei nie zu bedauern, daß ein Heroismus so seltener Art keinem würdigeren Gegenstande gewidmet sei.

Da die pariser Journale, durch solche und ähnliche Briefe angeregt, sich veranlaßt sahen, die Sache ihrem wahren Verhältnisse nach zu schildern, so kam es bald, daß die ganze Welt über den Hergang in Kenntniß gesetzt und davon unterrichtet war, daß der Sträfling Niemand anders, als der ehemalige Graf Luckner, und die Dame, die schöne und geistreiche Baronin Lagrange sei.

Eine Menge Poeten griffen den Stoff auf und machten Novellen und Gedichte daraus. Auch George Sand soll davon zu einem ihrer besten Romane veranlaßt worden sein. Alles dies und Anderes hinderte aber nicht, daß man schließlich des seltsamen Paares vergaß und seine Aufmerksamkeit andern Geschichten und Tagesereignissen zuwieß. Im Jahre 1827 wenigstens gab es ohne Zweifel gewiß nur noch sehr wenige, die sich jener Mittheilungen und der Personen, von denen sie handelten, erinnerten. Dennoch war es gerade um jene Zeit, als dieselben plötzlich wieder in Vordergrund zu treten begannen.

Der Fürst von Benevent nämlich, der noch während des Graf Luckner'schen Prozesses seinen Vater an einem Schlagflusse plötzlich und unerwartet verloren, war, nachdem er seine reiche Erbschaft in Italien angetreten und einige Jahre im Orient auf Reisen gewesen, nach Paris zurückgekehrt, wo er in der Rue du Bas ein großes Hotel bezogen und ein ansehnliches Haus zu machen begonnen hatte. Natürlich, und wie sich von selbst versteht, waren die früheren Genossen aus dem Luckner'schen Kreise wieder an ihn herangetreten, doch auffallender Weise nicht so zuvorkommend und in der frühern Vertraulichkeit aufgenommen worden. Man fand im Gegentheil sogar, daß er diesen ehemaligen Kameraden lustiger Tage geflissentlich und wenigstens, so viel es ohne Anstoß zu erregen möglich war, aus dem Wege ging. Die große Welt und die Leute der Gesellschaft konnten, da der Fürst vorsichtig verfuhr und die im Geheim Gemiedenen bei seinen Bällen und großen Diners noch regelmäßig einzuladen pflegte, den Widerwillen gegen diese ehedem so geflissentlich aufgesuchten Freunde weniger bemerken, als es bei diesen selbst der Fall war, die sich aus seiner Intimität gedrängt sehend, gar wohl und zu ihrem Aerger inne wurden, daß sie an Ansehen und Gunst auf das Merklichste bei ihm verloren.

Am Meisten erbost darüber war ein gewisser Edmond de Lavalle, ein Wüstling höchsten Grades, aber sonst ein Mensch von Geist und weichem Herzen. Dieser hatte, um hinter die Ursache der Abneigung zu kommen, welche der Fürst von Benevent gegen ihn und seine guten Freunde zu Tage legte, sich mit gutem Geschick an den alten Kammerdiener zu machen gewußt, welchen jener mit der Erbschaft seines Vaters zugleich in seine Dienste genommen.

Dieser Kammerdiener, ein ächter Italiener, war ein äußerst listiger und verschlagener Mensch, der den größten Einfluß auf seinen Herrn ausübte. Da er, wie die meisten Italiener, aber zugleich auch Eitelkeit und einen fast lächerlichen Ehrgeiz besaß, so liebte er es mit dieser Herrschaft über seinen Herrn zu prunken und von dem vornehmen Umgange desselben sich eine gewisse Aufmerksamkeit widmen zu lassen. Aus diesem Grunde kam es denn nun auch, daß die angelegentliche Mühe, die sich Edmond von Lavalle gab, ihn für sich geneigt und gestimmt zu machen, wirklich einen hohen Grad von Zuneigung für diesen in ihm entstehen mochte. Er ließ sich gern die Plaudereien dieses Cavaliers gefallen und war erfreut, wenn er ihm irgendwie dienen und sich in Folge dessen gelegentlich etwas gegen ihn, wie es in der Volkssprache heißt, herausnehmen konnte.

Nachdem dieses Verhältniß Jahr und Tag gedauert, kam Edmond von Lavalle einmal am Morgen im Hotel des Fürsten vor, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen. Da er den Herrn des Hauses nicht verfand, den Kammerdiener aber in sehr gesprächiger Laune traf, so ließ er sich mit diesem in eine launige Plauderei ein, in deren Verlauf er ihm auch von einem Scherze erzählte, den er sich mit einigen Freunden machen wollte, und zu dem er mehrerer anonymer und mit fremder Hand geschriebener Billete bedurfte.

Der zu allen Intriguen und Hintersteckereien stets bereite Italiener stellte sich ihm hier sogleich zu Dienst und warf, um seine Fähigkeit dafür zu beweisen, verschiedene Schriftzüge mit verstellter Hand auf ein gerade daliegendes Stück Papier. Edmond von Lavalle ihm dankend und versprechend, die Sache mit ihm weiter verhandeln zu wollen, steckte mechanisch die ihm gegebene Schriftprobe in die Tasche und empfahl sich.

Am Abend desselben Tages, beim Auskleiden, zog Lavalle die selbe hervor und begann sie, im Bette liegend, rein nur, um noch einen Zeitvertreib zu haben, zu mustern. Bei dieser Musterung blieben seine Blicke, zuerst ihm selbst unbewußt, auf einigen der geschriebenen Worte hängen. Nach und nach, sie aufmerksamer betrachtend, kam es ihm vor, als ob er sie schon einmal auf irgend einem wichtigen Aktenstücke gesehen, doch konnte er sich durchaus nicht erinnern, auf welchem etwa. Nachdem er lange so vergeblich her und hingesonnen, löschte er endlich sein Licht, warf sich auf die Seite und sagte, sich selbst belächelnd: „Ach was! Wahrscheinlich sind es die Einladungen des Fürsten, auf denen ich diese Schrift gesehen!"

Mit diesem Machtspruche wollte er seinem Grübeln und Nachdenken ein Ende und die Einleitung zum Schlafe machen. Und wirklich war er auch nahe daran zu entschlummern, als er plötzlich wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe fuhr, in Eile wieder Licht anzündete und die Schriftzüge auf's Neue in Augenschein zu nehmen begann. Kaum hatte er sie einen Augenblick angestarrt, als er aus dem Bett aufspringend, laut ausrief:

„Diese Schrift habe ich auf jenem Passe gesehen, den man bei Emil Luckner gefunden!"

Durch diese Entdeckung, er wußte eigentlich selbst nicht warum, ganz außer sich gebracht und des Schlafes beraubt, setzte er sich, da es zu spät war, noch irgend etwas in der Sache zu unternehmen, in eine Causeuse, sich ein Glas „Brandy and Water" bereitend und eine Cigarre anzündend.

Früh am Morgen, nachdem er ein wenig in seiner aufrechtsitzenden Stellung geschlafen, begab er sich zu einem Freunde, der damals mit in dem Luckner'schen Prozesse als Zeuge aufgerufen gewesen war. Diesem zeigte er, ihm seine Vermuthungen mittheilend, die Verdacht erweckende Schrift, und da auch er eine Aehnlichkeit mit der jenes Passes fand, so verfügten sich Beide nach dem Bureau des Assisenhofes, wo sie den Inspector des Aktenverschlusses in's Vertrauen zogen und in Gemeinschaft mit demselben die Register nachschlugen, die vergilbten Beweisstücke hervorsuchten und ihre Vergleichungen anstellten.

Das Resultat derselben war so bedeutsam und wichtig, daß der Inspektor es für nöthig hielt, dem Präsidenten des Criminalgerichts davon Anzeige und zugleich die Beantragung einer Revision des Luckner'schen Prozesses zu machen. Um nicht unnöthiges Aufsehen zu erregen, wurde die Wiederaufnahme desselben ganz in der Stille und wie es hieß, nur wegen einer nachträglich nöthig gewordenen Regulirung der Thatsachen unternommen.

Die Entlastungszeugen für Graf Luckner mußten sich im Geheimen neuen Verhören unterziehen und hierbei fiel nun gleich, da der Verdacht einmal erregt war, ein ganz anderes und mehr gravirendes Licht als ehedem auf das Benehmen des Fürsten von Benevent. Zuerst fand man da, daß seine Abwesenheit doch wohl nicht so kurz gewesen, als man im Trubel des Nachtmahls vermuthet hatte, dann aber entdeckte man bei genauer Untersuchung jener Retirade, in die sich der Fürst zurückgezogen, daß von dieser, durch Uebersteigung zweier Mauern, leicht ein Ausgang nach der Straße zu gewonnen werden konnte.

In der Untersuchung so weit gekommen, war es nun doch nöthig, in diese Wahrnehmung und die Angelegenheit mit dem Passe wo möglich einigen Zusammenhang zu bringen. Um diese Zeit in Erfahrung bringend, daß der Fürst von Benevent wegen einer Jagd auf einige Tage sein Hotel verlassen, hatte man nichts Eiligeres zu thun, als seinen Kammerdiener aus dem Hause zu locken, ohne Aufsehen zu erregen und sofort einem strengen Verhöre zu unterwerfen.

Ueber diesen ganzen Vorgang verdutzt und verworren gemacht, verstrickte er sich gleich bei seinen ersten Aussagen in so viel offenbare Lügen, Widersprüche und faktische Unrichtigkeiten, daß er nach argem Zusetzen endlich mürbe gemacht, schließlich dennoch eingestand, jenen Paß für den Fürsten in Bologna, wo er sich damals mit dessen Vater befand, ausgestellt und nach Paris gesendet zu haben.

Nachdem man so weit gelangt, ließ man den Mitschuldigen eines Verbrechens, dessen Motive man nicht absehen konnte, einstweilen in das Hotel des Fürsten wieder zurückbringen, aber nicht ohne dasselbe mit Polizei so zu umstellen, daß dem Eigenthümer aus diesem heraus einen Wink zu geben zur puren Unmöglichkeit ward.

Arglos, wie er gegangen, kehrte er denn auch am Abend des zweiten Tages in dasselbe zurück, und kaum darin angelangt, wurde der Palast in der Stille von der Polizei umstellt und Niemand mehr ein- oder ausgelassen.

Es war bestimmt, den Fürsten in der Frühe des folgenden Tages zu verhaften. Ehe es indeß dazu kam und während der Nacht ließ der auf diese Weise in seinem Hause gefangen Gehaltene durch einen seiner Leute ein Briefpaket unter der Adresse des Criminalgerichtshof-Präsidenten an einen der Polizisten abgeben, um sofortige Besorgung desselben ersuchend.

Der Präsident, aus dem Bette geholt, übernahm das Gebrachte, öffnete die Siegel und las, wie folgt:

„Mein sehr geehrter Herr!

„Durch meinen Kammerdiener von dem Vorgefallenen unterrichtet, komme ich, des Lebens überdrüssig und gedrängt von meinem Gewissen, Ihnen kurz und unumwunden das Geständniß des Verbrechens zu machen, dessen ich mich schuldig fühle und welches, wie ich wohl einsehe, nicht länger mehr verborgen zu halten bleibt. Da aber die Sache nicht leicht zu übersehen und in ihren Beweggründen sehr eigener Art ist, so müssen Sie gestatten, daß ich ein wenig weit aushole und Ihnen Dinge vor Augen führe, die Ihnen anfangs ungehörig erscheinen, schließlich aber doch als wichtig gelten werden.

„Mein Vater hatte, ehe er sich offiziell vermählte, eine geheime Liaison mit einer Gärtnerstochter zu Sorrent gehabt und mit dieser einen Sohn erzeugt. Die Geburt desselben fiel in die Zeit, in welcher er sich mit meiner Mutter vermählte, und diese, eifersüchtig auf ihre unebenbürtige Nebenbuhlerin und in Besorgniß, daß der Sprößling derselben ihren eigenen zu erwartenden Kindern Eintrag thun könne, wußte es zu machen, daß in dem Hause der Wöchnerin Feuer angelegt und diese, sammt dem Kinde, während man die Flammen zu löschen versuchte, nach Frankreich hinüber entführt wurde. Vom Schreck und den Strapatzen der unfreiwilligen Reise erschöpft, erlag die ihrer Heimath und ihrem Gönner entrissene Frau einem raschen und unerwartet frühzeitigem Tode. Ihr Kind aber ward einer armen Wäscherin übergeben, die mit einem kleinen Handwerker in einer ungesetzlichen Ehe lebend und ihr Kind kurz nach der Geburt durch den Typhus verlierend, den verwaisten Knaben für eine beträchtliche Summe als den ihrigen annahm.

„Mein Vater, der von diesen Vorgängen natürlich nichts wußte und wie Alle, die Zeugen der Feuersbrunst gewesen, glaubte, daß seine Geliebte sammt dem Kinde den Tod dabei gefunden, gab, nachdem er lange umsonst geforscht, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, endlich seine Nachforschungen auf, und zwar um so mehr und vollständiger, als einige Monate darnach seine angetraute Gattin ihm in mir einen rechtmäßigen Stammhalter schenkte. Von da ab hat er weiter den Verschollenen nicht mehr nachgeforscht und eine ziemlich glückliche Ehe geführt. Eben als ich achtzehn Jahr alt geworden und nach Paris abzugehen im Begriffe war, erkrankte meine Mutter, die, ehe sie verschied, meinem Vater die Schicksale seiner Jugendgeliebten und ihres Sohnes beichtete. Gleich nachdem sie beerdigt, machte er sich nach Paris auf, um dort nach seinem natürlichen Sohne zu forschen. Da aber die Helfershelfer meiner Mutter bei der Entführung ihrer Nebenbuhlerin lange vor ihr gestorben, man Name, Wohnung und ferneres Geschick jener armen Wäscherin aber durchaus nicht kannte, so vermochte er, allem Eifer und aller Mühe zum Trotz, nirgends eine Spur von seinem Kinde zu entdecken.

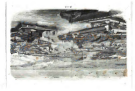
„Ein Kammerdiener meines Vaters, sein intimster Vertrauter, der sich bei mir die Stellung in unserm Hause sichern wollte, verrieth mir dieses Geheimniß meiner Familie, indem er mir dabei zu verstehen gab, daß, wenn ich das große Vermögen des alten Fürsten mir ungetheilt erhalten wollte, ich dafür zu sorgen habe, daß die Entdeckung meines Bruders niemals stattfinde. Wie er mir gestand, war diese nur vermöge eines goldnen Reifes zu machen, den mein Vater in der Geburtsstunde seines natürlichen Sohnes durchgebrochen, zur Hälfte behalten und zur Hälfte der Mutter für den Neugeborenen übergeben hatte.

„Nachdem mein Vater unverrichteter Sache von seinen Reisen zurückkam, trat ich die meinige an, die sich natürlich nun auch zunächst nach Paris richtete. Hier lernte ich zufällig bei dem Grafen Emil Luckner einen gewissen Alfred Gautier kennen, bei dem ich einmal beim Billardspiel die Hälfte jenes Ringes an einer feinen goldnen Kette aus dem Gilet hervorhängen sah, dessen andere, dazu passende Hälfte mir jener Kammerdiener meines Vaters gezeigt hatte. Natürlich war augenblicklich mein Plan gemacht.

„Ich suchte Alfred Gautier einmal allein auf, ließ mir seine Geschichte erzählen, das Billet seiner Mutter, das ihm von seiner geheimnißvollen Herkunft berichtete, zeigen und erklärte ihm alsdann, daß wenn er mir die ganze Sache unter Angelobung unverbrüchlichen Schweigens gegen Jedermann in die Hand zu geben sich entschließe, ich Willens und im Stande sei, ihn seinem rechtmäßigen Vater in die Arme zu führen. Der harmlose, nichtsahnende Gautier, der zur Zeit, da mein Vater in Paris nach ihm forschte, sich Geschäfte halber in Amerika aufgehalten und von diesem Allen nichts wußte, ging dies gerne ein, überantwortete mir seine Papiere und that auch sonst, was ich von ihm heischte.

„Nachdem ich ihm nun also aufgetragen, sich für den 17. September mit Geld in hinreichendem Maße zu versehen, um damit eine größere Reise unternehmen zu können, übergab ich ihm einen, von dem in mein Komplott gezogenen Kammerdiener täuschend nachgemachten Paß mit dem Bedeuten, diesen und das Geld an den Grafen Luckner zu übergeben, mit dem ich dann das Weitere besprechen wolle, da ich wisse, daß dies sein bester Freund sei.

„Es war an eben diesem siebzehnten September mit Graf Luckner und einigen andern Bekannten ein Souper bei einem Restaurant auf dem Boulevard des Italiens festgesetzt und verabredet worden, mit der Bestimmung, die Wohnung des genannten Grafen als Versammlungsplatz anzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wußte



ich mir einen Dolch des Grafen Luckner ungesehen zuzueignen, dessen ich zu meinem höllischen Vorhaben dringend bedürftig war.

„Als es gegen Mitternacht war, zog ich Gautier bei unserm ziemlich laut und rauschend gewordenen Souper bei Seite, indem ich ihm sagte, er möge mit dem Grafen Luckner auf einem Wege, den ich ihm vorschrieb, nach Hause gehen. In der Rue des trois frères, nahe dem Hotel des trois frères, wollte ich dann zu ihnen stoßen und das Weitere mit ihnen Beiden gemeinschaftlich bereden. Doch möge er vorher mit seinem Freunde nichts über die Angelegenheit sprechen. Da ich wußte, daß Gautier gewissenhaft und folgsam war, so durfte ich mich auf sein gegebenes Versprechen verlassen.

„Kaum mochten Graf Luckner und Alfred Gautier zwölf Minuten fort sein, als ich mich, ein körperliches Bedürfniß vorschützend, nach dem Hofe begab, wo ich rasch im Dunkeln über eine Mauer setzte, einen Hof durchschlüpfte und dann durch kleine Nebengassen die Rue des trois frères erreichte, gerade in dem Moment, in welchem mein Opfer in dieselbe eingebogen war. Mich nun rasch mit einer Taffetkappe unkenntlich machend, sprang ich plötzlich aus einem Thorweg hervor, den Dolch dem armen Gautier so tief und fest in die linke Seite bohrend, daß ich beinahe verzweifelt wäre, ihn wieder aus der Wunde hervorzubringen. Indeß war ein tüchtiger Ruck doch hinreichend, ihn frei zu bekommen und damit dem mich verfolgenden Grafen Luckner zu entweichen.

„Erst als ich mich dem mir Nachrennenden um ein gutes Stück voraus wußte, schleuderte ich die Waffe fort und entkam. Nachdem ich nun noch meine Taffetkappe mit einem hineingebundenen Steine rasch in die Seine versenkt, eilte ich auf meinem früheren Wege in den Hof und von da zu meinen Genossen zurück, die meine Abwesenheit kaum bemerkt hatten und daher auch nie auf einen Verdacht gekommen sind.

„Die ganze Schwere desselben fiel, wie ich in Voraus gesehen und berechnet hatte, auf den Grafen Luckner, bei dem man meinen falschen Paß und Gautier's Banknoten fand, und durch welche Dinge natürlich der Hauptverdacht auf ihn gelenkt werden mußte.

„Wie man sich erinnern wird, ward der Arme zu Anfange des folgenden Jahres zu ewigem Bagnogefängniß verurtheilt, in dem er sich, so viel ich weiß, noch befindet, und aus welchem ihn dies mein Geständniß nun endlich befreien muß.

„Mein Vater, der die an dem Lesen in den Assisenberichten erwähnte Ringhälfte seines Sohn wohl erkannte und vielleicht der einzige Mensch auf dieser Erde war, der in mir den Mörder vermuthete, ward zum Glück für mich beim Lesen der Verhörmittheilungen vom Schlage gerührt. Sein Tod machte mich nun zum unbestrittenen Erben seines großen Vermögens, dessen Besitz mich doch leider niemals glücklich gemacht hat.

„Von meinem Schuldbewußtsein umstät durch die Welt umhergetrieben, habe ich nie wieder eine frohe oder nur ruhige Stunde genossen. Von Reue gequält, von Gewissensbissen gemartert, erliege ich nach ein paar wüster Genußgier geopferten Jahren nun endlich und wahrlich nicht ohne eine gewisse Genugthuung für mich selbst dem rächenden Arm der Gerechtigkeit, welchem ich mich gern und so von quälender Hast getrieben, unterwerfe, daß ich dem Urtheilsspruche des Tribunals vorgreifend, die Pistolen bereits geladen habe, die mich nach der Abfertigung dieses meines Bekenntnisses in das Jenseits befördern sollen.

„Wenn Sie sich, hochgeehrter Herr, nach Lesung dieser Zeilen in mein Hotel verfügen wollen, werden Sie nur noch die in ihrem Blute schwimmende Leiche eines unglücklichen Verbrechers finden, der bei dem verwirkten Heile seiner Seele, die Richtigkeit seines Geständnisses beschwörend, seine Seele der strafenden Allmacht Gottes anheim giebt.

Paris, den 10. October 1827.

Alphonse, Fürst von Benevent."

Als nach Lesung dieser Zeilen der Präsident sich in Eile nach dem Hotel in der Rue du Bas verfügte, fand er daselbst die Dienerschaft sowohl wie die Polizeibesatzung in großer Aufregung. Einen Schuß in dem von Innen verschlossenen Schlafgemache des Fürsten vernehmend, war man eben gewaltsam in dasselbe eingebrochen, als der hinzueilende Gerichtshof mit den Andern eintretend, die Leiche des in seinem Schuldbewußtsein verzweifelnden Verbrechers mit zersprengtem Gehirn am Boden fand.

Wenige Stunden nach diesem schaurigen Ereigniß brachte der Telegraph die Ordre des französischen Gouvernements nach Brest, den Grafen Emil von Luckner auf der Stelle aus dem Bagno zu entlassen, da sich dessen vollständige Unschuld ergeben und der König Willens sei, ihn vor aller Welt in seiner Ehre wieder herzustellen.

In einem wahren Triumphe nach Paris gebracht, ward er sowohl wie die heroische Dame, die ihm seine fürchterliche Leidenszeit nach Kräften erleichtert, von dem Monarchen am Hofe empfangen und durch jede nur erdenkliche Gnade ausgezeichnet. Man ging sogar so weit, ihm eines der hervorragendsten Hofämter anzutragen.

Graf Luckner aber, schwer geprüft und durch das, was er erlitten, tief ernst und der Welt abwendig gemacht, lehnte alle Auszeichnungen und Gnaden von sich ab, heirathete in der Stille die Baronin Lagrange und siedelte nach der Schweiz über, wo er in genußvoller Zurückgezogenheit noch viele Jahre gelebt hat.

Französische Hafenstädte.

III. Brest.

(Mit Abbildung.)

Wir haben Toulon, das Brest des mittelländischen Meeres, besucht, wo jetzt russische Kriegsgefangene in dem ungeheuern Arsenale, dem schönsten in Europa, wie man sagt, mit 4000 französischen Arbeitern um die Wette karren, graben und hacken, um die Docks für Kriegsschiffe zu vollenden; wir sind dann in Marseille gewesen, aus dessen Hafen fortwährend Krieger und Kriegswerkzeuge nach der Krim abgesegelt und dampfen, und wollen jetzt dem dritten Haupthafen Frankreichs, Brest, eine Visite machen, obgleich den Meisten schon bei dem Namen die Haut schaudern wird, da Brest mehr durch sein „Bagne," die Hauptablagerung des socialen und politischen Krankheitsstoffes im französischen Staatskörper berüchtigt als durch seinen Hafen berühmt geworden. Wenn nach Bettina „der Verbrecher des Staates eigenstes Verbrechen ist," kann Frankreich schon allein durch sein Brest und sein Cayenne beweisen, daß es unter diesem Maßstabe an die Spitze der Civilisation gestellt werden muß.

Die Lage von Brest an dem Landesende Frankreichs, dem Landesende Englands gegenüber, im Departement Finisterre der Bretagne, ist ungemein günstig für einen Hafen und ein Arsenal des Krieges. Auf dem weiten westlichen Vorsprunge zwischen dem Kanale und dem Golf von Gascogne ist es zur See besonders zugänglich und zugleich durch den engen, wohlbefestigten Hals des Hafeneinganges für unwillkommene Gäste leicht zu schließen. Dieser Hals (Le Goulet), läuft in zwei Röhren weit landeinwärts bis Landerneau und Chateaulin. Die Engländer griffen es 1694 unter Lord Berkley mit einer Flotte von 29 großen und mehreren kleinern Schiffen ohne Erfolg an, weil ihr eigener großer Herzog von Marlborough, dessen Nachkommen noch jetzt jährlich Tausende von Pfunden bekommen, die Franzosen durch Verrath stärker machte als sie waren.

Da das Hafenwasser von Brest Platz und Sicherheit für 500 große Schiffe gewährt, war es immer das Haupt-Rendezvous französischer Kriegsunternehmungen zur See. Von hier kam die große Flotte im Jahre 1792, welche von Lord Howe geschlagen ward. Während des ganzen folgenden Krieges mit England ward es im Blokadezustand gehalten. Die Stadt liegt am Abhange eines Hügels am nördlichen Ende der Meeres-Bucht, von deren Eingange sie imposanter und schöner aussieht als sie wirklich ist. Die Gärten und Sommer-Villa's zwischen den ernsten Fortificationen freundlich hervorschimmernd, geben einen malerischen Anblick, den Horace Vernet in einem seiner besten Bilder verherrlichte. Die Straßen sind ziemlich weit und wohlgebaut, freilich bei Lichte besehen, ziem-

Mr. Speaker, I submit that the Bill is a very good one, and I hope that it will receive the support of the House. I commend it to the House.

Amerikanische Briefe.

II. New-York. (Schluß.)

Der Verfall des Republikanismus in Amerika und dessen Neigung zum Absolutismus. — Der Wahlcensus für die Aristokratie des Gesindels. — Die „Rowdies runners, suckers und strikers." — Bestrafte Verbrecher als Beamte. — Die Praxis bei den Wahlen. — Das Municipal-Reform-Comité in New-York. — Das Verbrecher- und Regierungs-Viertel „five points". — Wie die ankommenden Einwanderer empfangen, beraubt und geschunden werden. — Guter Rath für Auswanderer. — Ein aus dem Meere gezogener deutscher Bruder. — Aussichten.

Ehe ich von meinen Reisen durch Virginien, über den Sclavenmarkt von Richmond, durch Washington und den Congreß, dem Besuche bei Pierce im weißen Hause, durch Boston, Lowell, Rhode Island, Philadelphia und die Städte vieler Menschen, über das Wasser vieler Seen und Kanäle und die tausendmeiligen, durch Wälder und über Sümpfe hingeworfenen eisernen Bahnen und von meinen Total-Eindrücken die Sahne abschöpfe, um sie dem Leser oder vielmehr der schönen Leserin in der Gartenlaube zum Thee oder Kaffee vorzusetzen, bleibt noch manche charakteristische Erscheinung New-Yorks übrig, die man nicht übergehen darf, wenn mein Zweck, ein getreues Bild von Amerika, so weit ich es kennen lernte, zu skizziren, erreicht werden soll.

Ich spreche nicht von untergeordneten Eigenthümlichkeiten, den in den Straßen umherlaufenden Eisenbahnen, den übervollen Omnibus mit Damen auf dem Schooße der Herren, dem Schmutze und Hausauswurfe auf den Trottoirs von Broadway, Pearl-, Nassau-, Fulton- und andern prächtigen Straßen trotz der 1600 beschäftigten Magistrats-Schmutzkarren, die 1853 über 250,000 Dollars kosteten, und sonstigen Skandälen magistratlicher Betrügerei und Nachlässigkeit. Diese Betrügereien und Nachlässigkeiten führen mich auf die Wurzel alles amerikanischen Republikanismus, die hervorgehoben und gezeigt werden muß, so unangenehm die Operation auch sein mag. Der amerikanische Republikanismus geht, wie der englische Parlamentarismus, durch seine eigene Ausartung zu Grunde. Das ist ein hartes Wort für freisinnige Herzen, aber was haben wir davon, wenn wir uns selbst betrügen und Hoffnungen der Freiheit für Thatsachen nehmen?

Die Sache ist, daß in Amerika gerade durch das allgemeine Wahlrecht dieses erste politische Recht freier Männer zu Grunde geht. Es ist in New-York unerträglich geworden. Der amerikanische Republikanismus ist eine verfaulte, hohle oder von Schmutz erfüllte Form ohne Republikaner, der sich ebenso wenig halten kann, als der Körper, aus dem das Leben gewichen, so daß zerfressende Luftarten und Würmer sich dessen bemächtigen, um seine Bestandtheile den ewigen Elementen zurückzugeben. Die Republikaner sind „alle geworden," wie lange kann sich da noch der Republikanismus halten? Unter der Sclaverei des Mammon, des Geldmachens, der Baumwolle erstarb jede republikanische Tugend. Die Staats- und Stadtangelegenheiten verfielen, vermittelst des allgemeinen Wahlrechts, durch den Census der Fäuste, der Knüttel, der Bestechung und Verworfenheit aller Art auf organisirte Räuberbanden beschränkt, den gewissenlosesten, frechsten Wucherern und Schacherern, welche die letzten Reste republikanischen Sinnes austreiben und eine strenge, reinigende, absolutistische Regierung als Erlösung erscheinen lassen.

Dieser Proceß ist morgen noch nicht zu Ende, aber er hat sich unter republikanischen Formen bereits so weit ausgebildet, daß es nur irgend eines Ruckes und Stoßes bedarf, um den ganzen Plunder zusammenzustürzen. Der umgekehrte Census in England für die Abkömmlinge der normannischen Eroberer, die Lords, die Aristokratie, für den großen Grund- und Geldbesitz führt zu demselben Ergebnisse. England und Amerika arbeiten sich einem absolutistischen Attila in die Hände, der wahrscheinlich als „Gottesgeißel" wirthschaften und die Staats- und Communal-Tempel von Wucherern und Wechslern, von dem altersschwachen, aristokratischen und dem plebejen, „scrophulösen Gesindel" reinigen wird, um einer schöneren, freiern Entfaltung socialer und politischer Zustände Platz und Stelle zu verschaffen. Man braucht deshalb in unsern Andeutungen keine Schwarzsehkunst zu vermuthen. Uebrigens lasse ich Thatsachen reden.

Die Wahlberechtigten des allgemeinen Wahlrechts treten in New-York am Exclusivsten auf. Der Census zu Gunsten organisirter Banden, die unter den Namen „Rowdies,* Runners, u. s. w. floriren, ist in New-York am Weitesten durchgeführt. Die Aristokratie des „Gesindels" genießt hier ihre politischen Privilegien ganz unbestritten. Sie beherrscht die staatlichen und städtischen Wahlen, und da diese nicht hinlängliches Brot geben, macht sie auch in Industrie und Handel, zerschlägt gegen Pränumerando-Zahlung dem Concurrenten eines Geschäfts Fenster und Thüren, plündert jährlich 300,000 Einwanderer aus und schleppt sie den concurrirenden Eisenbahn- und Dampfschiff-Compagnien in die Klauen. Außerdem treibt sie noch die Profession, Eigenthum und Leben in New-York überhaupt unsicher zu machen, und mit Allem, was die alten mittelalterlichen Ritter und Räuber keusch und verschämt in einsamen Wäldern und polizeilich nicht geschützten Kreuz- und Hohlwegen thaten. Magistrat und Polizei sind ja von ihnen gewählt und außerdem viel zu sehr mit ihrer eigenen Sicherheit, mit ihrer eigenen Autokuhmelkerei beschäftigt, als daß sie diese zu „Stadtlenkten," politischen Corporationen avancirten Rinaldo's, Kohlhase's, Käsebier's und Guitzow's in ihren noblen Passionen beeinträchtigen könnten.

Ich habe mir eine Stelle des „New-York Herald" vom 28. November ausgeschnitten, welche in der Uebersetzung so lautet: „Die Unsicherheit des Lebens ist in New-York sprüchwörtlich geworden, und bei Vielen ist es schon keine Frage mehr, ob es nicht besser sei, unter der Tyrannei eines einzigen aristokratischen Despoten zu leben, statt unter den Knütteln ruchloser, schmutziger Haufen. Unsere Polizei ist die schlechteste in der Welt. Es ist notorisch, daß sie selten zu finden sind, wenn ein Verbrechen begangen worden ist, daß sie sich davon schleichen, wenn sie merken, daß sie als Arme der Gerechtigkeit zu Hülfe gerufen werden könnten. Wenn eine Bank oder ein reiches Individuum um Geld beraubt ward, finden sie es leicht wieder, weil sie dann auf gute Belohnung rechnen. Mit dem Glück und den Gliedern gewöhnlicher Bürger, von denen sie bezahlt werden, geben sie sich nicht ab. Ihr Gehalt ist neuerdings gesteigert worden, ihre Wachsamkeit nicht. Das ganze Uebel liegt in einer Nußschale, in dem verfluchten System der Politik, der Wahlen, welches seine Aeste und Zweige über alle anderen Lebenskreise ausdehnt, da die Rowdies viel Geld brauchen und von der Politik allein nicht leben können. Zerhacke die Wurzeln und der Gifthaum wird fallen!"

Das „Municipal-Reform-Comitee," bestehend aus den angesehendsten Bewohnern New-Yorks, welches sich 1853 bildete, um die Fällung dieses Gifthaums zu versuchen oder den politischen Augiasstall zu reinigen, erließ unlängst einen Aufruf um Hülfe, worin folgende charakteristische Stellen vorkommen: „Die betrübendste Thatsache unter uns ist beinahe absolute Vernachlässigung ihrer politischen Pflichten von Seiten der Wähler von Ehre und Ehrlichkeit. Unsere politischen Beamten vom Höchsten bis zum Niedrigsten gehen aus Primärwahlen in Primärversammlungen* hervor, in denen verhältnißmäßig wenige gewissenlose Personen beider großen Parteien (der Whigs und Demokraten, d. h. der Centralisationsgesinnten der politischen Macht und der Separatverwaltungs-Interessenten für Staaten und Städte) durch Gewaltmittel oder Betrügereien die Candidatenernennungen und dann auch die definitiven Wahlen beherrschen. Die Niederträchtigkeit dieses Primärwahlsystems übersteigt allen Glauben. Bis vor einigen Jahren

* Rowdies nennt man die sehr zahlreichen Gauner, Tagediebe und Herumtreiber in den größern Städten, eine Klasse der Gesellschaft, die um so gefährlicher ist, als sie keineswegs aus dem niedern Volke, sondern aus der großen Masse derer hervorgeht, die irgend einen moralischen oder ökonomischen Schiffbruch erlitten haben.

* Primär-Versammlungen sind ursprünglich Partei-Versammlungen, um den Umfang der Stimmen der einzelnen Parteien vor den Wahlen kennen zu lernen und Zersplitterung bei den Wahlen zu verhindern. Sie wählen jetzt Comitees, die einen Candidaten für ein zu besetzendes Amt aussuchen, aufstellen, ernennen. Dieser Candidat ist der „reguläre", alle andern sind „Stump-Candidaten" (von dem Baum-Stumpfe, den sie in der Regel als ihre Rednerbühne wählen). Die so primär ernannten Candidaten werden gegen die „Stumps" von gemietheten Rowdies, Strikers and Suckers und gegen die „Primären" schwächerer Parteien, die nicht so viel Geld bieten konnten, ausschließlich beschützt und Anderswählende durch List und Gewalt überstimmt, von der Wahlurne weggeprügelt und sonst unschädlich gemacht. Strikers (Schläger) heißen die verwegensten, körperlich mißhandelnden Rowdies, Suckers (Sauger), die durch List, Ueberredung und Vorspiegelung Geld erpressen.

Ordinary Bonds or Bonds convertible into Ordinary Shares, and the Directors may, if they think fit, apply the moneys paid to the Company in respect of such Bonds in the purchase of Ordinary Shares of the Company at such price as they may think fit, and may hold such Shares as Treasury Shares or cancel the same.

Dividends and Reserve.

Declaration of Dividends.

104. The Company in General Meeting may declare Dividends to be paid to Members according to their rights and interests in the profits, and may fix the time for payment, but no Dividend shall exceed the amount recommended by the Directors.

Interim Dividends.

105. The Directors may from time to time pay to the Members such Interim Dividends as appear to the Directors to be justified by the profits of the Company.

Reserve Fund.

106. The Directors may, before recommending any Dividend, set aside out of the profits of the Company such sums as they think proper as a Reserve Fund or Funds to meet contingencies or for equalising Dividends or for any other purpose to which the profits of the Company may properly be applied, and may invest the several sums so set aside upon such investments (other than Shares of the Company) as they may think fit, and may from time to time deal with and vary such investments and dispose of all or any part thereof for the benefit of the Company, and may divide the Reserve Fund into such special Funds as they think fit, with full power to employ the assets constituting the Reserve Fund in the business of the Company, and that without being bound to keep the same separate from the other assets.

Capitalisation of Profits.

107. The Company in General Meeting may upon the recommendation of the Directors resolve that it is desirable to capitalise any part of the amount for the time being standing to the credit of any of the Company's Reserve Accounts or to the credit of the Profit and Loss Account or otherwise available for distribution, and accordingly that such sum be set free for distribution amongst the Members who would be entitled thereto if distributed by way of Dividend and in the same proportions on the footing that they become entitled thereto as capital and that all or any part of such capitalised sum be applied on behalf of such Members in paying up in full any unissued Shares or Debentures of the Company which shall be allotted and distributed credited as fully paid up to and amongst such Members in the proportions aforesaid, or partly in one way and partly in the other, and the Directors shall give effect to such resolution.

Provided that a Share Premium Account and a Capital Redemption Reserve Fund may only be applied in the paying up of unissued Shares to be issued to Members of the Company as fully paid Bonus Shares.

The Directors shall have power to make such provisions by the issue of fractional certificates or by payment in cash or otherwise as they think fit for the case of Shares or Debentures becoming distributable in fractions, and also to authorise any person to enter on behalf of all the Members interested into an agreement with the Company providing for the allotment to them respectively, credited as fully paid up, of any further Shares or Debentures to which they may be entitled upon such capitalisation, or (as the case may require) for the payment up by the Company on behalf of them of the amounts or any part of the amounts remaining unpaid on their existing Shares by the application thereof in full or in part of the respective proportions of the profits resolved to be capitalised of the amount or any part of the amounts remaining unpaid on their existing Shares, and any agreement made under such authority shall be effective and binding on all such Members.

Dividends in Specie.

108. Any General Meeting declaring a Dividend may resolve that such Dividend be satisfied wholly or partly in specie by the distribution of assets of any kind whatsoever, and in particular of paid up Shares, Debentures or Debenture Stock of any other Company, and the Directors shall give effect to such resolution, and where any difficulty arises in regard to such distribution the Directors may settle the same as they think expedient, and in particular may issue fractional certificates, fix the value for distribution of such specific assets or any part thereof, and may determine that cash payments shall be made to any Members upon the footing of the value so fixed, in order to adjust the rights of all parties, and may vest any such specific assets in trustees as may seem expedient to the Directors.

Payment of Dividends.

109. Any Dividend, Interest or other sum payable in cash to the holder of Shares may be paid by cheque or warrant sent through the post to the registered address of the holder or, in the case of joint holders, to the registered address of that one of the joint holders who is first named on the Register of Members, or to such person and to such address as the holder or joint holders may in writing direct. Every such cheque or warrant shall be made payable to the order of the person to whom it is sent. Any one of two or more joint holders may give effectual receipts for any Dividends, Bonuses or other moneys payable in respect of the Shares held by them as joint holders.

Unclaimed Dividends.

110. All Dividends unclaimed for one year after having been declared may be invested or otherwise made use of by the Directors for the benefit of the Company until claimed and the Company shall not be constituted a trustee in respect thereof. All Dividends unclaimed for six years after having been declared may be forfeited by the Directors and shall cease to remain owing by the Company.

Deduction of Debts.

111. The Directors may deduct from any Dividend payable to any Member all sums of money (if any) presently payable by him to the Company on account of calls or otherwise in relation to the Shares of the Company.

Accounts.

Accounting Records.

112. The Directors shall cause proper accounting records to be kept in accordance with the Companies Act 1985 with respect to all sums of money received and expended by the Company and the matters in respect of which such receipt and expenditure takes place, all sales and purchases of goods by the Company, and the assets and liabilities of the Company. Proper books shall not be deemed to be kept if there are not kept such books as are necessary to give a true and fair view of the state of the Company's affairs and to explain its transactions.

Where Accounting Records to be Kept.

113. The accounting records shall be kept at the Office, or, subject to the provisions of the Companies Act 1985, at such other place or places as the Directors think fit, and shall always be open to the inspection of the Directors.

Inspection by Members.

114. The Directors shall from time to time determine whether and to what extent and at what times and places and under what conditions or regulations the accounts and books of the Company or any of them shall be open to the inspection of Members not being Directors, and no Member (not being a Director) shall have any right of inspecting any account or book or document except as conferred by statute or authorised by the Directors or by the Company in General Meeting.

Annual Accounts.

115. The Directors shall from time to time in accordance with the Companies Act 1985 cause to be prepared and to be laid before the Company in General Meeting such profit and loss accounts, balance sheets, group accounts (if any) and reports as are required by that Act to be prepared and laid before the Company in General Meeting, and shall cause a copy of each balance sheet (including every document required by law to be annexed thereto) which is to be laid before the Company in General Meeting together with a copy of the Directors' report and a copy of the auditors' report to be sent to the persons entitled thereto not less than twenty-one days before the date of the meeting in accordance with the Companies Act 1985.

Capitalisation of Profits.

Capitalisation of Profits.

116. The Company in General Meeting may upon the recommendation of the Directors resolve that it is desirable to capitalise any part of the amount for the time being standing to the credit of any of the Company's Reserve Accounts or to the credit of the Profit and Loss Account or otherwise available for distribution, and accordingly that such sum be set free for distribution amongst the Members who would be entitled thereto if distributed by way of Dividend and in the same proportions on the footing that they become entitled thereto as capital and that all or any part of such capitalised sum be applied on behalf of such Members in paying up in full any unissued Shares or Debentures of the Company which shall be allotted and distributed credited as fully paid up to and amongst such Members in the proportions aforesaid, or partly in one way and partly in the other, and the Directors shall give effect to such resolution.

Provided that a Share Premium Account and a Capital Redemption Reserve Fund may only be applied in the paying up of unissued Shares to be issued to Members of the Company as fully paid Bonus Shares.

The Directors shall have power to make such provisions by the issue of fractional certificates or by payment in cash or otherwise as they think fit for the case of Shares or Debentures becoming distributable in fractions, and also to authorise any person to enter on behalf of all the Members interested into an agreement with the Company providing for the allotment to them respectively, credited as fully paid up, of any further Shares or Debentures to which they may be entitled upon such capitalisation, or (as the case may require) for the payment up by the Company on behalf of them of the amounts or any part of the amounts remaining unpaid on their existing Shares by the application thereof in full or in part of the respective proportions of the profits resolved to be capitalised of the amount or any part of the amounts remaining unpaid on their existing Shares, and any agreement made under such authority shall be effective and binding on all such Members.

Notices.

Notices.

117. Any notice to be given to or by any person pursuant to these Articles shall be in writing except that a notice calling a meeting of the Directors need not be in writing.

How Notices to be Served on Members.

118. The Company may give any notice to a Member either personally or by sending it by post in a prepaid envelope addressed to the Member at his registered address or by leaving it at that address addressed as aforesaid.

Notice to Joint Holders.

119. A notice may be given by the Company to the joint holders of a Share by giving the notice to the joint holder first named in the Register of Members in respect of the Share.

Notice to Personal Representatives and Others.

120. A notice may be given by the Company to the persons entitled to a Share in consequence of the death or bankruptcy of a Member by sending it through the post in a prepaid envelope addressed to them by name, or by the title of representatives of the deceased, or trustee of the bankrupt, or by any like description, at the address (if any) within the United Kingdom supplied for the purpose by the persons claiming to be so entitled, or (until such an address has been so supplied) by giving the notice in any manner in which it might have been given if the death or bankruptcy had not occurred.

Notice Binding on Successors.

121. Every person who becomes entitled to a Share shall be bound by any notice in respect of that Share which, before his name is entered in the Register of Members, has been duly given to a person from whom he derives his title.

Service of Notices.

122. Any notice sent by post shall be deemed to have been served on the day following that on which the envelope containing it was posted, and in proving such service it shall be sufficient to prove that the envelope containing the notice was properly addressed and posted.

Notice Valid though Member Deceased.

123. A notice may be given by the Company to the persons entitled to a Share in consequence of the death or bankruptcy of a Member in the manner provided for by these Articles, notwithstanding that the Company may have notice of the death or bankruptcy of the Member and whether or not any person is named as executor or administrator of the deceased Member or as trustee of the bankrupt Member.

Notice to Company.

124. Any notice to be given by any Member to the Company shall be sufficiently given if left at the Office or sent by post addressed to the Company at the Office.

Winding Up.

Winding Up.

125. If the Company shall be wound up the Liquidator may, with the sanction of an Extraordinary Resolution of the Company and any other sanction required by the Insolvency Act 1986, divide amongst the Members in specie or kind the whole or any part of the assets of the Company (whether they shall consist of property of the same kind or not) and may for such purpose set such value as he deems fair upon any property to be divided as aforesaid and may determine how such division shall be carried out as between the Members or different classes of Members. The Liquidator may, with the like sanction, vest the whole or any part of such assets in trustees upon such trusts for the benefit of the contributories as he with the like sanction shall think fit, but so that no Member shall be compelled to accept any Shares or other property upon which there is a liability.

Indemnity.

Indemnity.

126. Every Director or other officer or auditor of the Company shall be indemnified out of the assets of the Company against any liability incurred by him in defending any proceedings, whether civil or criminal, in which judgment is given in his favour or he is acquitted or in connection with any application in which relief is granted to him by the court from liability for negligence, default, breach of duty or breach of trust in relation to the affairs of the Company.

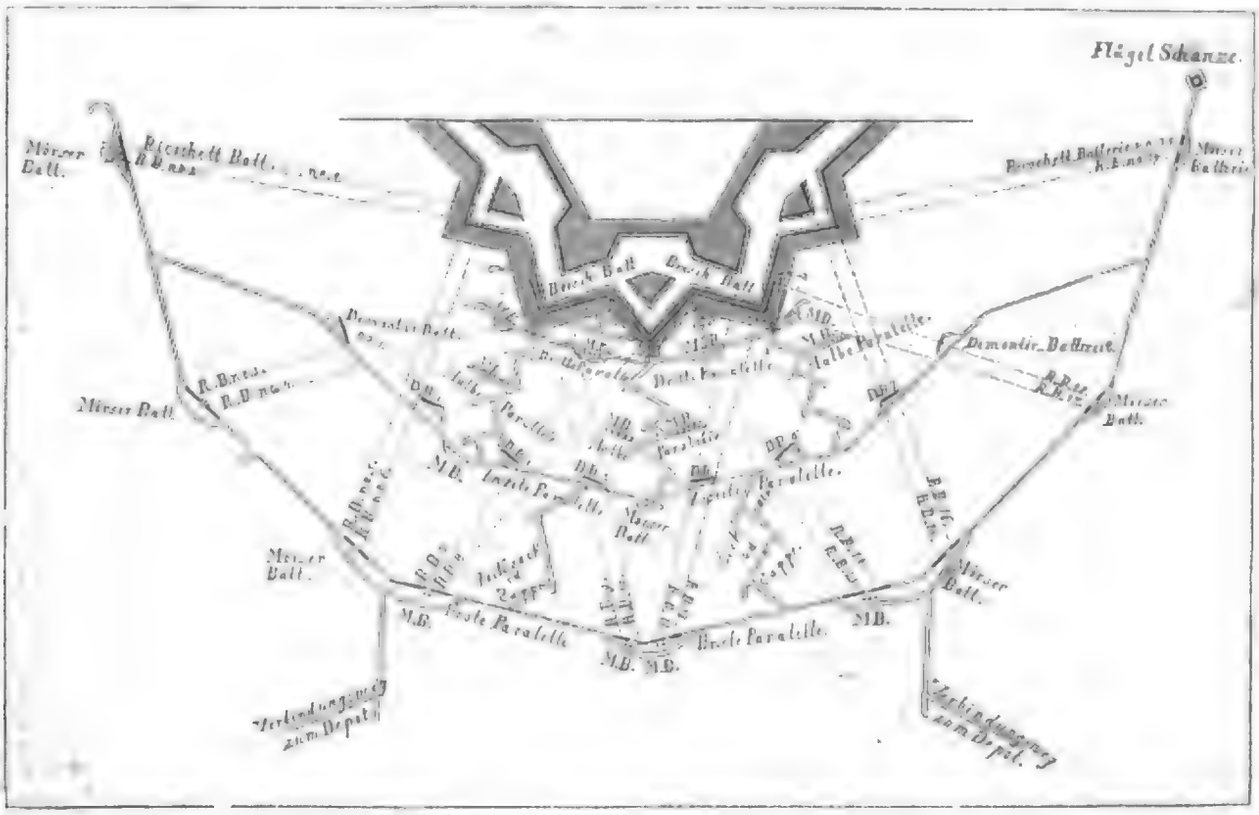
sigkeit der „Fünfpunkter" vor Magistrat und Polizei und sonstigen handgreiflichen Zeichen, daß die amerikanischen Republiken ohne Republikaner bestehen und daher nicht mehr bestehen können, daß die Freiheit, die Schöpfung Washington's zur Karikatur, zur unverschämtesten Selbstsucht, zur Tyrannei Aller gegen Alle geworden ist, und dem daraus zunächst hervorgewachsenen Know-nothingismus, der faulen oder weinigen Gährung (je nach dem chemischen Produkte) zwischen Germanen- und Yankeethum später und gelegentlich.

Zum Verständniß des Kampfes vor Sebastopol.

Militairische Kleinigkeiten Nr. 3.

Die **regelrechte Belagerung** einer Festung besteht aus so einer Menge einzelner Handlungen, fußt auf so Vielem, was erst in der Technik und in der Wissenschaft begründet worden ist und sich entwickelt hat, daß es wohl gerechtfertigt ist, hier ein Wenig ausführlicher zu werden.

Sie besteht ihrem Wesen nach in dem langsamen, aber sichern, durch alle Hülfsmittel der Kunst unterstütztem Vorgehen des Angreifers gegen den angegriffenen Platz, in der Bemächtigung der Außenwerke, in der Errichtung verschanzter Batterien vor und auf diesen und in der Zerstörung der Vertheidigungsmittel und Vertheidigungswerke dergestalt, daß die auf das Aeußerste zurückgedrängte Vertheidigungskraft die Vertheidigung aufgiebt oder eine in den Werken erzeugte Lücke (Bresche) den Sturm ermöglicht.



Ehe der Angreifer zur Belagerung vorschreitet, unternimmt er die **Berennung**, wie man sagt, die vollständige Einschließung der Festung, und ist diese zweifelsohne ein wesentliches Merkmal der regelmäßigen Belagerung, da von einer solchen eigentlich nicht die Rede sein kann, so lange die zu belagernde Festung nur einseitig eingeschlossen ist und ihr eine der wichtigsten Lebensadern, die Verkehrslinie nach ihren Hülfsmitteln, offen bleibt. — Die Berennung, der Blokade sehr ähnlich, besteht in der Besetzung aller zur Festung führenden Wege durch ein der Stärke der Besatzung angemessenes Truppencorps, um jedes gewaltsame Eröffnen der dieser verschlossenen Verkehrsrichtungen zu verhindern. — Je vollständiger die Abschließung, die Isolirung, einer Festung von ihren Hülfsquellen geschehen kann, um so größer wird die Wahrscheinlichkeit des Erfolges der Belagerung. Je vollständiger diese Abschließung ist, um so mehr wird der ganze Angriff den Charakter der regelmäßigen Belagerung inne halten können, in welchem nach Maßgabe des gegenseitig möglichen Kräfteaufwandes, sich Schritt für Schritt, der vom Belagerer vorwärts geschieht, im Voraus bestimmen läßt, so daß man wohl im Stande ist, unter diesen Verhältnissen eine Wahrscheinlichkeitsrechnung über den Fall einer Befestigung zu unternehmen. — Je weniger vollständig die Einschließung einer Festung geschieht, je mehr ihr also Gelegenheit bleibt, ihre Besatzung durch Nachschube von Außen zu ergänzen oder zu ersetzen, ihre Munitions- und Lebensmittel-Vorräthe zu erneuen, ihre zerstörten Geschütze gegen brauchbare auszutauschen ꝛc. — um so weniger lassen sich die Fortschritte des Angreifers nach dem gewöhnlichen Maaßstabe beurtheilen, — um so weniger wird es aber auch möglich, die einmal errungenen Vortheile in der Art zu benutzen, wie man sie wohl bei einer vollständig eingeschlossenen, von den Geschossen des Angreifers, wie durch entstehende Krankheiten verringerten, durch den eintretenden Mangel geschwächten und von den täglichen Fortschritten des Angreifers wohl leicht entmuthigten Besatzung auszunutzen im Stande ist.

Da man wohl nie vermag, den ganzen Umfang einer Festung auf ein Mal mit Geschütz anzugreifen, so wählt man in der Regel diejenige Seite einer Festung zum Angriffe, welche als die schwächste erscheint, deren Angriff also die meiste Unterstützung in der Gestaltung der Erdoberfläche oder in der Gestaltung und dem Zustande der Festungswerke findet. — Man nennt die Seite, gegen welche der Angriff sich richtet, die **Angriffs-Front**, und da beim Bastionär-System mindestens ein Bollwerk und die zwei nebenliegenden Ravelins oder zwei Bollwerke und des dazwischen liegende Ravelin angegriffen werden, so bezeichnet man diese eben-

falls gewöhnlich als solche. Die auf der Angriffs-Front befindlichen Geschütze zu zerstören ist nun einestheils, die Erzeugung einer gangbaren Sturmlucke anderntheils das Bestreben des Angreifers. Um mit möglichst wenigen Verlusten allmälig bis in und auf die Festungswerke selbst zu gelangen, bedient er sich flüchtig aufgeworfener Schanzen von Erde, welche von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht dem Vertheidiger und seinen Werken näher rücken.

Hat der Angreifer seine größeren und kleineren Depots an Materialien, Handwerkzeug ꝛc., die Parks seiner Geschütze, seine Munitionsvorräthe aufgestellt, so beginnt er die Arbeiten. Erscheint es ihm nothwendig, diese ersteren und mittelbar hierdurch den ungestörten Fortgang der letzteren durch besondere Befestigungsarbeiten zu schützen, so legt er sogenannte Circumvallationslinien zum Schutze derselben gegen Angriffe von Außen, z. B. durch ein Entsatzcorps an. — Die Befestigungen im Rücken der Alliirten, vom Dorfe Kadikoj sowohl auf dem Plateaurande nach Inkerman zu, als auch die östlich von demselben liegenden Verschanzungen zur Sicherung Balaklava's und seiner Verbindung mit der Armee sind nicht anders zu betrachten, als eine aus einzelnen Werken bestehende Circumvallation. — Der Verlust zweier der östlich von Balaklava liegenden Redouten bedrohte daher die Verbindung der Alliirten mit ihrem Depot und mit ihren Schiffen auf das Ernsteste, und hieraus wird wohl erklärlich, warum die Russen so bedeutende Anstrengungen machten, auf dieser Seite noch mehr Fortschritte zu machen. — Fürchtet der Angreifer besonders starke und nachdrückliche Ausfälle der Besatzung, hauptsächlich gegen seine Materialiendepots, Parks, Munitionsvorräthe ꝛc., so verstärkt er diese durch besonders zu ihrer Vertheidigung angelegte Werke, welche man insgemein als Contravallationslinien bezeichnet. Wenn es auch nicht mehr Brauch ist, die ganze Front des Angreifers mit einem Schanzengürtel umschlossen zu sehen, so verabsäumt derselbe jedoch nie, seine Vorräthe ꝛc. gegen jedes Mißgeschick auf das Sorgsamste zu verwahren (siehe Abbildung). *

Von der Stellung der Belagerungs-Armee führen Verbindungswege nach den Belagerungsarbeiten.

Ungefähr 150 Ruthen (1300 Ellen) vom Fuße des Glacis wird in einer Nacht, nachdem die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen sind, ein den halben Umfang der Festung in weitem Bogen umschließender Verbindungsweg der einzelnen Angriffsarbeiten angelegt, welchen man die erste Parallele nennt, weil er ungefähr parallel mit dem äußersten Umfassungskreise der Befestigung geht.

Eine jede Parallele besteht aus einem hinreichend breiten, um einige Fuß in die Bodenoberfläche eingesenkten Wege, der dadurch die nöthige Deckung gegen feindliche Geschosse erhält, daß man das gewonnene Erdreich nach der Festung zu aufwirft und so eine mehr oder weniger kunstreiche Brustwehr erhält, die im Nothfalle auch von Infanterie vertheidigt werden kann.

Von der ersten Parallele geht der Angreifer auf den Capitallinien der angegriffenen Werke mittelst der Sape vor. Versteht man hier unter Capitale diejenige Linie, welche die Theilung durch die Spitze desselben bezeichnet, so versteht man andererseits unter Sape alle diejenigen Erdarbeiten, welche Fuß für Fuß vorrücken und unter steter Deckung gegen das feindliche Feuer vom schmalen Graben bis zum geräumigen Verbindungswege sich erweitern. Die Sape, deren verschiedene Gattungen durch entsprechende Beiwörter als flüchtige, halbe, völlige Sape ꝛc. bezeichnet werden, wird von besonders dazu eingeübten Soldaten, den Sapeuren, z. B. dergestellt errichtet, daß der vorderste Sapeur unter dem Schutze eines großen Rollkorbes einen 1¼ Fuß breiten und eben so tiefen Graben aushebt, und die Erde aus selbigem nach der feindlichen Seite, zu wirft. Der zweite, dritte und vierte Sapeur erweitern und vertiefen diesen Graben jeder um sechs Zoll, so daß derselbe drei Fuß breit und tief wird und durch die aufgeworfene, an der innern Seite durch aufgestellte Schanzkörbe verstärkte Brustwehr vollständig gedeckt ist. Bei dieser Sape ist es allerdings nothwendig, daß vorher der größere Theil der Festungskanonen zum Schweigen gebracht, da außerdem die anfangs nur schwache Brustwehr zu wenig Schutz gewähren würde.

Noch ist zu erwähnen, daß man die Sape in gebrochener Linie, im Zickzack führt, um keinen Theil derselben einer Seitenbestreichung durch das feindliche Feuer auszusetzen.

Die Parallelen, auch Laufgräben oder Tranchéen genannt, von denen nach hinreichendem Vorschreiten der Sapen eine zweite, am Fuße des Glacis eine dritte und häufig noch zwischen diesen eine halbe errichtet werden, nehmen die Artillerie auf, welche die vorliegenden Festungswerke beschießen, die Infanterie, welche den Gang der ganzen Arbeit gegen die Ausfälle der Belagerten decken soll.

Die in der ersten Parallele errichteten Batterieen sind die Rikochettbatterien. Sie liegen in der Verlängerung der einzelnen angegriffenen Linien und sind bestimmt, ihre Geschosse in höheren, kurzen Bögen zu schleudern, so daß dieselben die auf den Wallgängen befindlichen Traversen überspringen und die dazwischen stehenden Geschütze zerstören oder unbrauchbar machen.

In die zweite Parallele legt man die Demontirbatterieen. Fassen die Rikochettbatterien die angegriffenen Geschütze von der Seite, so greifen sie diese in der Front an; bestehen die ersteren meist nur aus drei Geschützen, so zählen diese meist acht; schleudern die ersteren meist Hohlgeschosse, so schießen diese Vollkugeln von 24 und mehr Pfunden Gewicht. Die Demontirbatterieen schießen gegen die feindlichen Scharten und zerstören diese wie die hinter ihnen aufgestellten Geschütze.

In der dritten, wie auf den Kapitalen in der ersten und zweiten und in den halben Parallelen werden Mörserbatterieen angebracht, um den inneren Raum der angegriffenen Werke mit Hohlgeschossen zu überschütten.

Ist der Angreifer bis an das Glacis vorgedrungen, so bemächtigt er sich desselben, um auf seinem Kamme die Breschbatterieen anzulegen. Sie liegen den angegriffenen Werken nur durch den Graben getrennt, gegenüber, und bringen die Geschütze derselben vollends zum Schweigen, während sie zu gleicher Zeit den Wall derart durch ihre Geschosse zerstören, daß der Sturm desselben möglich wird.

Oft zwingen die Anstalten des Vertheidigers, die Abschnitte in den Werken, zu Wiederholung des Grabenüberganges und zu erneuter Errichtung von Breschbatterien auf den eroberten Werken. Doch wie sich der Angegriffene auch sträube, wie er durch immer neue und kräftige Ausfälle die Arbeiten des Belagerers zu zerstören, seine Fortschritte aufzuhalten suche: ihm fehlt der Ersatz an Mannschaften, Geschützen, Munition und Lebensmitteln, und wenn er nicht so viel Zeit durch seine hartnäckige Vertheidigung gewinnen kann, daß Entsatz von Außen ihm komme — — die Hülfsmittel des Angreifers sind bei der regelmäßigen Belagerung denen des Vertheidigers dergestalt überlegen, daß sich nach dem Verluste des Glaciskammes der Zeitpunkt wohl berechnen läßt, bis zu welchem eine Festung noch Widerstand zu leisten vermöge.

Angriff und Vertheidigung von Festungen haben durch Anwendung der Minen ein Element in sich aufgenommen, welches die Hartnäckigkeit, das Furchtbare in der äußern Erscheinung beider nicht wenig steigert. Zu dem Kriege über der Erde gesellt sich ein Kampf, der oft in den Minengängen schon blutig genug wird, dessen Hauptäußerung aber sich in Explosionen kund giebt, welche ganze Werke zerstören, riesige Gebäude in Schutthaufen verwandeln, und Hunderten von Menschen das Leben kosten.

Noch haben vor Sebastopol wenig Minen gespielt. — Aber diesem Kampfe, welcher in seiner ganzen Entwickelung alle Hülfsmittel der Kriegskunst aufbietet, um einestheils die Zerstörung und Einnahme dieses Waffenplatzes zu erringen, anderntheils sie auf's Nachdrücklichste zu verhindern, wird es auch nicht an dieser Erscheinung fehlen, so wie die Arbeiten der Belagerer dem Kamme des Glacis näher rücken. — In dieser letzten Periode pflegt der Vertheidiger alle seine Hülfsmittel aufzubieten, um die Besitznahme, das Logement auf dem Glacis, zu verhindern und zu verzögern. — Der Kampf um Sebastopol hat schon Hunderttausende verlangt; es werden keine geringen Opfer sein, die noch von beiden Seiten werden gebracht werden, ehe die Stunde der Entscheidung schlägt.

* Um den Lesern ein deutliches Bild einer regelrechten Belagerung zu geben, fügen wir eine Abbildung bei, die in übersichtlicher Weise veranschaulicht, was wir in Worten nur kurz andeuten können.

Blätter und Blüthen.

Ausgesuchte Rache. In den vierziger Jahren lebte unter den Linden zu Berlin ein gelehrter Doctor und Hofrath, der, schon von jeher eine notorisch-komische Berühmtheit, plötzlich durch seine Heirath und deren Entwickelung auf ein paar Tage ausschließliches Stadtgespräch ward. Er hatte eine unermeßlich reiche Erbin aus Amerika geheirathet, die expreß nach Berlin gekommen war, um den berühmten Hofrath zu fangen. Sofort nach der Trauung war sie mit Hinterlassung einiger Papiere verschwunden. Die Papiere sagten, daß sie eine von einem Engländer gekaufte liederliche Person sei, expreß gesandt, um den Hofrath auf ewige Zeiten lächerlich und moralisch todt zu machen. Der Engländer hatte nämlich bei seiner Abreise von Berlin seine Geliebte dem Hofrath anvertraut und ihm für sie und deren Kind Jahre lang Geld geschickt, nachdem letzterer ihm die glückliche Entbindung der Geliebten gemeldet. Nachdem der Hofrath Jahre lang Berichte über die Geliebte und die herrliche Entwickelung des Kindes eingesandt und dafür die regelmäßig einlaufenden Geldsummen empfangen hatte, erfuhr der Engländer, daß die Geliebte bei der Entbindung mit sammt dem Kinde gestorben sei. Die Rache des Engländers bestand in der Heirath des Hofraths, die ihn aus Berlin trieb. Dies war eine ausgesuchte Rache. Noch künstlerischer und kostbarer war die eines andern Engländers, den noch ganz Paris durch die Opernguker bewundert, so oft er in seiner Loge der großen italienischen Oper erscheint, obgleich er dort Stammgast ist. Er gilt für einen großen Kunst-, besonders Gemäldekenner. Zu diesem Rufe kam er besonders durch die Art, wie er sich an einem Künstler rächte. Er war einer von jenen beduinenartigen Engländern, die in allen ersten Hotels Europa's zu finden sind, wenn sie der Abwechselung halber nicht einmal in Aegypten, Indien, China oder am Cap der guten Hoffnung reisen. Er reis'te stets und zwar immer mit seiner jungen, schönen Frau, die um so reizender und liebenswürdiger erschien, da sie ihre jugendliche Heiterkeit, Schönheit und Lebenslust neben ihrem glatten, steifen, kaltblütigen, trockenen, gemessenen, vornehmen Gatten entwickelte. In Rom wurde das englische Paar mit einem deutschen Maler bekannt, der als praktischer Künstler und Kunstkenner berühmt war. Er erbot sich, dem Paare als Cicerone durch die reichen Kunstschätze zu dienen. So verbrachten sie manche Stunden, Tage und Wochen zusammen im Museum des Capitols, im Vatikan, im St. Peters-Dom und in den Umgebungen Roms, wobei sich die persönliche und geistige Ueberlegenheit des Künstlers über den in Vornehmheit und Etikette eingefleischten Engländer so sehr herausstellte, daß die Frau desselben unwiderstehlich zu ihm hingezogen ward, zumal da er selbst zu ziehen verstanden haben mag. Erst nach manchen Monaten überzeugte sich der Engländer von der Untreue seiner Frau, nahm von dem Maler mit den Worten: à revoir! (auf Wiedersehen) Abschied, kehrte nach England zurück und lieferte seine Frau höflich und galant in dem Hause ihrer Aeltern ab, nachdem er ihr höflich und galant seine in Rom gemachte Entdeckung mitgetheilt hatte. Sofort verreis'te er wieder nach Deutschland, Rußland, Italien u. s. w., ohne jemals etwas Anderes zu besehen als Gemälde, ohne etwas Anderes zu thun als Gemälde zu kaufen. Nachdem er dieses Geschäft zwei Jahre lang getrieben, begab er sich wieder mit einem ziemlichen Fuder von Gemälden nach Rom, suchte den Maler auf und verlangte Genugthuung von ihm.

Der Engländer hatte als der beleidigte Theil die Wahl der Waffen und forderte ihn auf Pistolen. Die Herausforderung ward angenommen und Tag und Ort des Duells festgesetzt. Mit dem ersten Schusse zerschmetterte der Engländer seinem Gegner das Handgelenk der rechten Hand dermaßen, daß sie ihn amputirt werden mußte. Nach dieser Operation erschien der Engländer wieder, ohne sich abweisen zu lassen und sprach:

„Sie denken vielleicht, daß damit meine Rache befriedigt sei. Aber dann unterschätzen Sie die entsetzlichen Qualen, die Sie mir bereitet, sehr. Mein zerstörtes Herzensglück verlangte mehr. Ich habe Sie zu einem Leben ewiger, vergeblicher Reue verdammt, zu einem lebendigen Tode als Künstler, zur ewigen Qual über Ihren ausgelöschten Ruhm."

„O, nein!" antwortete der Künstler, „den Ruhm meiner Madonna in Petersburg, meines Luther in Berlin, meiner Flucht nach Aegypten in Paris, meiner —"

„Genug," unterbrach ihn der Engländer, „ich habe hier eine Liste aller Ihrer Gemälde. Ist sie vollständig?"

„Ja," sagte der Maler nach Ueberblickung der Liste, „selbst bis zu dem letzten Gemälde, das ich kurz vor dem Duell vollendete."

„So dachte ich selbst. Ich war sehr gewissenhaft," antwortete der Engländer. „Ihre Gemälde sind alle mein. Ich habe sie sämmtlich aufgekauft, um über Ihren Ruhm als über mein rechtmäßiges Eigenthum nach Belieben zu verfügen. Es beliebt mir nun, alle Ihre Gemälde sofort zu verbrennen, damit keine Spur von Ihrer Wirksamkeit als Künstler übrig bleibe, damit sie auf ewig aus der Reihe der berühmten Namen gestrichen bleiben. Von Ihrer Hand soll eben so wenig übrig bleiben als von der fleischlichen Hand, die ich Ihnen zerschmetterte, so daß sie amputirt werden mußte."

Der Künstler bat vergebens um Gnade. Der vor Jahren beleidigte Gatte war so unversöhnlich, als hätte er die Entdeckung von dem Liebesverhältnisse eben jetzt erst gemacht. Nach zwei Stunden brachte der Diener eine große Urne voll Asche mit einem kurzen Briefe, welcher meldete, daß die Urne Alles enthalte, was von seinen Gemälden übrig sei.

Windstille mit Tragödie. Schrecklich sind Stürme auf dem Meere, aber bei Weitem entsetzlicher ist ein Feind auf den tropischen Gewässern, die Windstille. Wenn sie sich um Segelschiffe lagert und es auf dem flüssigen Elemente unter den gerade herabglühenden Sonnenstrahlen festnagelt, die letzten Reste des Wassers und dann das Blut und Mark in den Menschen ausdörrt, ohne daß sich Jemand schützen und wehren kann, dann erreicht die Grausamkeit der Natur ihren höchsten Grad, von dem man sich kaum in der brennendsten Sandwüste Afrika's einen Begriff machen kann. Von einem Journale eines unlängst nach England zurückgekehrten Schiffes entnehmen wir eine Skizze solcher Windstille, welche eine der einfachsten aber entsetzlichsten Tragödien einschließt.

Das Schiff lag glühend auf dem Wasser, das von Unten heiß emporathmete, während die Sonne sengend herabschoß. Es lag bewegungslos auf der glühenden, festen Platte des Wassers seit drei Tagen und Nächten. Niemand konnte mehr in den üblichen dünnen Schuhen über das Deck gehen: es brannte durch. Der Pech- und Oelanstrich war in harten Zacken und Splittern aufgesprungen, und die Verpichung zwischen den Planken mußte durch fortwährendes Begießen gehalten werden, da sie überall herauszuschmelzen drohte. Das Trinkwasser in den Fässern unten war zu einem zähen Leim zusammengetrocknet und so geschwunden, daß auch Besorgnisse wegen dieses Labsals laut wurden. Auf dem Meere hatte sich eine dicke Haut gebildet, welche nur hier und da von den umherlauernden Haysischen zerrissen ward. Sie warteten, wie die Matrosen steif und fest behaupteten, auf einen Jonas, auf ein Opfer, das ihnen vom Schiffe bestimmt war. Zwei Seegänse (Albatrosses) waren hoch über dem Schiffe schwebend entdeckt worden. Diese galten ihnen als Vorboten der Erfüllung dieser Bestimmung. Merkwürdig genug, daß sie in ihrem Aberglauben auf eine furchtbare Weise bestärkt wurden. Ein junger, heiterer, vornehmer Engländer, einer von unseren Kajüten-Passagieren, der von England, wo er seine „Erziehung" geholt, um zu seinen Aeltern zurückzukehren, hatte einige Tage vorher zwei Möven in weiter Entfernung geschossen und getroffen. Möven sind für unsere Matrosen eine Art Heiligthum. Sie sagten daher, der junge Engländer werde von den Hayen erwartet, er sei ihnen bestimmt und verfallen.

So lange wir uns noch leidlich auf den Beinen fühlten, machten wir verschiedene Versuche, eins der größten Scheusale des Meeres, einen Hay, zu fangen, aber vergebens. Nur ein Matrose, der oben die Wache hatte, machte am dritten Tage noch einen Versuch, ein solches Ungethüm mit einem großen Stück Schweinefleisch an einem ungeheuern Haken zu tödten. Das Fleisch lag etwa 20 Yards vom Hintertheile des Schiffes. Plötzlich schrie der Matrose, daß sich ein Hay nahe. Wir stiegen hinauf zu ihm und sahen das lange Ungeheuer mit seinem langen, schwarzen, dünnen Schweife in dem dicken Wasser spielen. Zuweilen erhob es sich bis drei Fuß über das Wasser empor mit seinem scheußlichen, weiten Rachen gappend. Offenbar merkte er aber, daß mit dem von ihm gewitterten Bissen Gefahr verbunden sei. Er schlang sich drum herum, steckte seine scheußliche Nase heraus, um zu wittern und wand sich dann in verschiedenen Bogen immer wieder durch den grauen Schlamm. Endlich siegte seine natürliche Verschlingungswuth; er stürzte sich auf das Fleisch mit blitzartiger Schnelligkeit, schoß aus dem Wasser, warf sich auf die Seite und zeigte zum ersten Male seinen eselhaft grauen Bauch und den unbeschreiblich großen, grauenhaften Rachen mit dem bedeutend kürzeren Unterkiefer. Diese Verkürzung ist wahrscheinlich der Grund, weshalb der Hay seine Beute stets in ganz eigenthümlicher Manier ergreift, dadurch, daß er sich auf die Seite wirft, und entweder von Unten oder Oben seitwärts zubeißt. Er stürzte sich von Oben über das Fleisch, schnappte, daß das Wasser weit umher spritzte und verschwand. Der Schmerz von dem verschlungenen Haken trieb ihn wieder in die Höhe; er schlug mit furchtbaren Krämpfen umher, und blitzte zackig durch das dicke Wasser. Wir versuchten, ihn heranzuziehen, aber er hatte noch zu viel Kraft, als daß wir es ernstlich hätten wagen können. Das Tau war ziemlich schwach, er konnte es gar zu leicht zerreißen (wie er auch nachher es wirklich that). So ließen wir ihn noch eine Zeit lang kämpfen und sahen mit Erstaunen, daß er zu der größten, furchtbarsten, gefräßigsten Species gehörte, und nicht unter 18 Fuß Länge sein konnte.

Jetzt konnte sich der junge Engländer, Mr. Willis, nicht mehr halten. Er bestand darauf, daß er ihm, nach Art der Grönland-Wallfischfänger, den coup de grace, den Todesstoß, mit einer Harpune versetze. Der Kapitain warnte ihn und verweigerte ihm endlich das Boot. Dadurch nur noch mehr gereizt, lief Willis mit einer mächtigen Harpune auf den Besanmast-Gang hinaus und wartete mit hochaushol endem Arme auf das nächste Auftauchen des Hay's. Dieser näherte sich, Willis erhob sich mit aller Kraft, und die Harpune sauste wie ein Pfeil aus seiner Hand. Eine von den gewöhnlichen, blitzartigen, elastischen Schwenkungen, die sein Feind in diesem Augenblicke machte, nahm der Waffe ihre Macht; sie verletzte ihn, traf ihn aber nicht in's Innere. Willis hatte mit solcher Leidenschaft geworfen, daß ihm dabei das Gleichgewicht verloren gegangen war. Er schwankte und graspte eine Zeit lang umher, um sich irgendwo anzuhalten, wurde aber dadurch nur unsicherer und stürzte mit einem furchtbaren Gekreisch hinunter in's Meer, dicht neben dem jetzt noch wüthender gewordenen Ungethüme. Der Schrei setzte sich durch's ganze Schiff fort, ein Tau ward sofort zu ihm hinabgeschleudert und zugleich ein Boot hinuntergelassen und bemannt. Willis hatte das Tau ergriffen und ward in die Höhe gezogen, aber vor Schrecken erstarrt, ließen die ziehenden Matrosen nach, als der Hay gleichsam auf dem Wasser sich festsetzte, wie ein Tiger zum Sprunge, und mit einem furchtbaren Satze ganz aus dem Wasser heraus nach seiner Beute sprang. Willis, am Taue hängend, stieß den durchdringendsten Schmerzensschrei aus, der Hay fiel mit einem weit umherspritzenden Geräusch in's Wasser zurück, auf dessen aufspritzende Wellen das Blut des Unglücklichen dick herabschoß. Es hing nur noch ein Stumpf an dem Taue. Beide Beine waren ihm von oberhalb der Knieen abgerissen. Wir sahen ihn in Convulsionen und tödtlich erblassend noch ein Paar Secunden sich festklammern, doch seine Kraft strömte rasch aus, sein Schrei verstummte, er fiel in's Meer zurück und verschwand zwischen dessen blutgefärbten Wellen. Ein Gurgeln unten, ein

furchtbares Aufflatschen des Hay's, und Jeder wußte, was geschehen war. Die Matrosen im Boote bemerkten bald in einiger Entfernung blutiges Aufquellen. Sie überzeugten sich bald, was es war: etwas menschliche Eingeweide, Alles, was von dem jungen, reichen, hoffnungsvollen, übermüthig gesunden Willis übrig geblieben war.

Die Matrosen blickten sich gedankenvoll an und wetteten, daß nun die Hitze und die Windstille bald weichen würden. Das Schicksal habe nun seinen Willen, die Möven und das Meer hätten ihr Opfer bekommen und seien nun zufrieden. Noch in derselben Stunde erschienen leichte Kräuselchen und Wellen von ferne auf dem weiten Meeresspiegel, Federn und Haare in die Luft gehalten, bewegten sich, es wurde kühler und kühler, die matten Segel fingen an, erst sich oben, dann weiter unten zu schwellen, das Schiff bekam Steuerkraft und noch an demselben Tage schnitten wir durch klare, lustig plaudernde Wogen, fern von dem blutigen, heißen, stillen Sumpfe, der das Schiff Tage lang umlagert hatte. Die Matrosen sind seitdem die stärksten Fatalisten und behaupten, daß sie weder Windstille noch Sturm, noch irgend ein Unglück fürchten, da keine Macht der Erde ihnen etwas anhaben könne, wenn es nicht ihre Bestimmung sei, und keine Vorsicht und Klugheit sie vor dem ihnen zuerkannten Schicksale zu retten vermöge. So ein einziger Fall pflanzt sich als Beweissatz des Aberglaubens durch die ganze Matrosenschaft fort, und tausend andere Fälle, welche diesen Aberglauben Lügen strafen, sind nicht im Stande, ihn zu erschüttern. So ist der Mensch ohne Kultur zu Wasser und zu Lande: was er glauben will und nach seiner Bornirtheit muß, dafür findet er leicht einen trügerischen Beweis: was ihn widerlegt, weiset er ab, ob man ihn auch Tag für Tag damit bombardire.

Literarisches. Freytag's Roman: „Soll und Haben" findet bei der Kritik keine große Anerkennung. Die Erwartungen, die man mit Recht an den Redakteur der Grenzboten stellen konnte, sind nur schwach befriedigt worden. H. Marggraff, in seiner geistreich geschriebenen Kritik, prophezeit, daß das Buch schon in nächster Zeit zu den vergessenen gehören werde. Es riecht nach Sterblichkeit, sagt er, es ist eine Welle, die uns durch ihr Plätschern einen Augenblick lang recht angenehm unterhält, im nächsten Augenblick sich aber am Ufer zerschlägt, um andern Wellen Platz zu machen. Trotz alle dem wird in den nächsten Tagen eine zweite Auflage des Buches erscheinen. — Welcher Popularität sich der bekannte Poeta Uhlich in Magdeburg erfreut, geht so recht deutlich aus dem Verkauf seiner Schriften hervor. Auf Bitten einiger Freunde schrieb er im Laufe dieses Frühjahrs einige „Sonntagserbauungen", die anfangs einzeln gedruckt, jetzt nochmals unter dem Titel: „Aus der Vernunftreligion" gesammelt erschienen sind. Die meisten dieser einzelnen Vorträge haben in den wenigen Wochen fünf, und zwei sogar sieben starke Auflagen erlebt. Wenige Schriftsteller in Deutschland (theologische wohl gar nicht) werden sich einer so raschen und großen Verbreitung rühmen können.

Ein Buch für Alle.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist soeben in **Zweiter Auflage** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von

Dr. Carl Ernst Bock,

Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

32 Bogen, geh. 1⅔ Thlr. Mit 25 feinen Abbildungen.

Zum ersten Male wird dem größern Publikum in obengenanntem Buche ein Werk geboten, worin es in populärer, leicht faßlicher und instructiver Form über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und eine **vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande** belehrt wird. Bei dem Namen des Verfassers, dessen wissenschaftliche Lehrbücher und populär medicinische Aufsätze in der Gartenlaube eine so glänzende Aufnahme gefunden, bedarf es wohl nur dieser Anzeige, um das Publikum auf ein Buch besonders aufmerksam zu machen, das nur im Interesse der guten Sache geschrieben.

Der Verleger erlaubt sich schließlich noch auf einige Urtheile aufmerksam zu machen, welche das Buch (binnen 6 Monaten in zwei starken Auflagen verbreitet) bereits von einigen gewichtigen Organen der Oeffentlichkeit erfahren:

Prutz in seinem „deutschen Museum" sagt darüber:

Der berühmte Verfasser, der seinen Beruf als populärer Schriftsteller schon mehrfach dargethan hat, insbesondere auch durch seine Beiträge zu der Keil'schen „Gartenlaube," hat dasselbe den „Müttern und Lehrern" gewidmet, in deren Händen die Zukunft kommender Geschlechter liegt und von denen vorzugsweise die körperliche, geistige und moralische Vervollkommnung des Menschengeschlechts zu erwarten steht." Das vorliegende Werk entspricht seinem Zwecke in ausgezeichnetem Maße. Mit strengster Gewissenhaftigkeit hat der Verfasser nichts darin aufgenommen, was nicht festes und allseitig gesichertes Resultat der Wissenschaft ist; wo noch Zweifel obwalten oder wo die Wissenschaft überhaupt noch im Dunkeln tappt, gesteht er dies regelmäßig mit der Unbefangenheit und Offenheit ein, von der freilich der Charlatan nichts weiß, während sie den ächten Gelehrten charakterisirt. Die Anordnung ist einfach und lichtvoll, die Darstellung klar und fließend, ohne Redepomp, auf das nothwendigste beschränkt, wie es der Würde des Gegenstandes und der Bestimmung des Buches entspricht, doch ohne Einförmigkeit und Trockenheit. Schon die erste Abtheilung genügt, um das Buch als eine der besten populären Schriften erkennen zu lassen, die wir auf diesem Gebiete besitzen; die oft mißbrauchte Redensart von der Lücke der Literatur, die damit ausgefüllt wird, findet in diesem Falle ihre vollste und wohlverdienteste Anwendung. Auch der Verleger hat durch vortreffliche Ausstattung bei einem verhältnißmäßig sehr billigen Preise das Seinige zur Verbreitung des Werks gethan. Namentlich verdienen die beigefügten Holzschnitte alles Lob; nach richtigen Zeichnungen gut ausgeführt, bilden sie einen wesentlichen Bestandtheil des Buchs, das durch sie erst seine wahre Anschaulichkeit und Nutzbarkeit erhält.

Gutzkow in Nr. 20 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" sagt:

Kein Orakelkundiger ist klarer und bündiger als Professor Bock in Leipzig, der schon vielfach belehrend in Zeitschriften, jetzt in einem größern Werke: „Das Buch vom gesunden und kranken Menschen" hervorgetreten ist. In der That muß man bekennen, daß die Kunst der Darstellung hier durch Prägnanz, Faßlichkeit und Beherrschung des Stoffs vergessen läßt, wie schwierig, insbesondere für den nicht praktisch geübten Laien, das Thema an sich ist. Der Vortrag ist so lebendig, daß man die Illustrationen, welche beigegeben sind, für überflüssig halten möchte, wenn nicht eben die Selbstanschauung unentbehrlich wäre. Wir verweisen beispielsweise auf den Abschnitt über das Herz, welcher zu den dornigsten gehört. Es ist gewiß stets als eine gute Probe populärer Darstellungsweise zu betrachten, wenn sie auch Fachmännern genügt, und wir hören allgemein die Versicherung, daß selbst Aerzte aus manchem Kapitel des Bock'schen Buchs Belehrung schöpfen können.

Zur Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das **dritte Quartal** schleunigst aufgeben zu wollen. Die Verlagshandlung.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

Nr. 1. Berlin, 1. Januar 1861. I. Jahrgang.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.
Redigirt von Ernst Keil. Verlag von Ernst Keil in Leipzig.

Nachdruck der Artikel dieses Blattes ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen auf die Gartenlaube für das erste Quartal 1861 an.

„Morgen schon?“ sagte Elsje, und fiel der weinenden Mutter um den Hals.

„Macht Euch das Herz nicht schwer — ja uns Allen mit,“ sagte der Gärtner. „Es ist uns Allen hart; aber es muß sein; ich kann das Brot für Euch Alle nicht mehr erschwingen. — Deine Lage ist vielleicht die beste, Elsje. Du kommst als Dienerin in das Haus des gelahrten und frommen Rathspensionärs, Hugo de Groot. Seine Frau soll eine edle Dame sein, und wenn sie ihren Aeltern gleicht, so ist's nicht zu bezweifeln, denn Mynheer van Reigersberg war ein frommer Herr und ein gottesfürchtiger, milder Herr — Keiner von den wunderlichen, von denen der Apostel redet; und Mevrouw van Reigersberg war eine gute Seele, die aber Verstand und Kraft der Seele hatte, wie ein Mann. Ich war sieben Jahre ihr Gärtner und hab's gut gehabt, und das ist meine Freude und Ehre, daß der alte Claas van Houwening bei der Tochter noch in gutem Andenken steht, während die Alten längst zum Herrn gegangen sind. Gott hab' sie selig! Du weißt, Elsje, ich hatte an Mevrouw Maria de Groot geschrieben. Der Antwortbrief ist gekommen, der mir sagt, Du seiest willkommen im Hause und solltest es gut haben, wie ihr eigen Kind.“

Wieder trat eine Pause ein. Die beiden Söhne gingen hinaus in den Garten. Claas pfiff ein fröhlich Schifferlied, und Jan ging stille unter den Bäumen hin, dem Treibhäuschen zu, als wolle er seinen Lieblingen dort ein Lebewohl sagen. Das Herz war ihm voll und schwer, während Claas heitern Blickes in die Zukunft sah.

„Den beiden Jungen hast Du den Bündel schon gepackt, Louisetje,“ sprach der Vater zur Mutter. „Wie ist es mit Elsje's Sachen? — Ich denke, je rascher geschieden wird, je besser für uns Alle! Langes Zaudern, langes Leid!“

„In einer Viertelstunde ist ihr Schließkorb fertig,“ sagte die Mutter, ihre heißen Thränen trocknend, „und van Breigem's Lammetje lichtet vor zehn Uhr Morgen die Anker nicht. Du kannst ohne Sorge sein, Claas!“

„Gut dann,“ versetzte Claas van Houwening, und zündete seine irdene Pfeife an, um mit dem Rauche manchen Seufzer hinauszuschicken. Elsje erhob sich und ging hinaus, um — dem Herzen Luft zu machen und einen lieben Gang zu thun.

„Mutter,“ sagte der Gärtner, „halte Dich um Gottes Willen wacker. Blexem! mir bricht auch das Herz schier, die drei lieben, guten Kinder hinaus in die Welt zu schicken; aber es geht nicht anders, Du weißt es ja, so gut wie ich, und der alte Gott in Israel lebt noch und sein Arm ist nicht verkürzt. Er wird sie schützen und geleiten und unsre Gebete folgen ihnen nach. Wir wollen dem Herrn danken, daß sie Alle in guter Glaubensgenossen Häuser kommen und zu braven Leuten. Einmal mußte es so kommen, Mutterchen,“ fuhr er bewegt fort. „Früher oder später werden sie Alle in die Welt gehen, und es ist ja aller Aeltern Loos, daß sie im Alter allein stehen, wie entlaubte Bäume. Sie sind fromm und gottesfürchtig erzogen; sie stehen auf gutem Glaubensgrund; haben alle gesunde Glieder; sind frisch und munter; an Arbeit von Kind auf gewöhnt und haben gelernt, sich begnügen zu lassen mit dem Wenigen, was uns beschieden war. Ich hoffe, Gottes Segen wird sie begleiten, und sie werden ihren Aeltern Ehre machen, wohin sie auch Gottes Hand geleitet.“

Die Mutter faltete die Hände und blickte mit dem Auge voll Thränen in das erlöschende Abendroth. Der Liebe Anker ist das Gebet. —

Nach einer Weile sagte sie, sich sammelnd: „Claas, zürne mir nicht. Ein Mutterherz fühlt's doppelt, wenn die scheiden, die unter ihm geruht haben. Ich weiß, daß es sein muß; ich weiß, daß sie unter Gottes Schutz stehen; aber es thut doch so weh.“ — Sie bedeckte ihre Augen mit der Schürze und weinte leise.

Der Alte, der seinen Schmerz bewältigen wollte, biß auf die Pfeife, daß ein Stück abbrach.

Louisetje sah auf, als sie den Ton hörte.

„Siehst Du, Mutter,“ sprach Claas, „so geht's. Hab' da mein Herzweh verbeißen wollen und die Pfeife bricht, aber das Herzweh bleibt!“ Er stützte seinen Kopf in die Hände und es fielen ein Paar heiße Thränen zur Erde. Dann sah er auf und schüttelte fast unmuthig den Kopf, und sagte zürnend über sich selbst: „Es ist ein miserabel Ding mit dem Herzen! — Es macht alle Vorsätze zu Schanden!“ —

II.

Wenn man vor das Thor von Gorkum tritt, so breitet sich die unabsehbare, fruchtbare Ebene vor dem Auge aus. Hin und wieder tauchen einzelne Häuser und Gehöfte auf oder der Kirchthurm eines Ortes; dann zuweilen ein kleiner Wald, Busch genannt, aber selten ruht das Auge auf solchem Schmucke der Gegend, und Wälder, wie sie uns erfreuen und erquicken, wie sie den Reiz unserer Landschaft bilden, kennt man in den Niederungen nicht, die sich in Wiesenflächen und Ackerland theilen. In der unmittelbaren Nähe der Stadt erblickte man um das Jahr 1618 oder 1619 einzelne Häuschen, wie alle andern, aus Ziegelsteinen reinlich und nett erbaut, mit spiegelblanken Fenstern, beschattet von einem oder mehreren Bäumen und umgeben von einem Gärtchen, größer oder kleiner, und einigem Ackerlande. Diese Wohnungen lagen meist auf Erhöhungen des Bodens und man konnte unschwer den Grund in den Deichbrüchen und daher stammenden Ueberschwemmungen finden.

Es war um die Tageszeit, wo das Zwielicht jene reizende Mittelstufe zwischen Tag und Nacht bildet. Der westliche Horizont wieß noch in einem lichten Streifen einen kargen Rest jener Glut, welche den Sonnenuntergang begleitet hatte, und dieser Streifen lieh der Abendstunde eine größere Helle, als sie bei bedecktem Himmel würde gehabt haben. Noch flimmerte außer dem glänzenden Abendsterne keins der himmlischen Lichter herab; den Abendglockenklang der umliegenden Dorfschaften trug der Seewind in sanften Schwingungen über die weite Fläche, und nur noch wenige Arbeiter oder Fuhrwerke sah man die Stadt suchen, da Gorkums Feierabendglocke bereits gelautet hatte, welche die Arbeiter unter das eigene Dach ruft.

Rechts, den Dämmen des Flusses näher, lag van Houwening's Häuschen und eingefriedigter Garten. Weiter von der Stadt, auf einer der genannten Erhöhungen, die man kaum Hügel nennen kann, stand eine starke Linde, und unter ihren schirmenden Aesten eins der Häuschen aus Ziegelsteinen, noch kleiner als das des Gärtners. Am Fuße des Hügels lag ein kleiner Gemüsegarten und einige bepflanzte Feldstücke, welche eine zierlich erhaltene Weißdornhecke umschloß. Die Linde war alt, denn ihre Wurzeln lagen, fast ein Dritttheil so dick als der Stamm, über der Oberfläche des Hügels und dienten jetzt den Bewohnern zu Sitzbänken, die aus dem Häuschen getreten waren, den Abend zu genießen.

An dem Stamme lehnte, auf einer dieser Wurzeln sitzend, ein Jüngling in der dunkeln Friesjacke, wie sie die Schiffer zu tragen pflegen. Er blies leichte Wölkchen aus seiner Thonpfeife, und neben ihm ruhte, die Arme auf die Knie und mit diesen das Haupt stützend, eine hochbetagte Frau. Der Jüngling war Piet oder Peter van Halver, der Sohn der Wittwe. Ihr Anzug, wie das Ansehen der Wohnung trug das Gepräge der Armuth. Piet war ein blonder, schöner Junge von zwanzig Jahren, frisch, kräftig und lebhaft. Sein Antlitz, welchem der Südwester keinen Schutz verlieh, war gebräunt, doch trug es nicht die Bronzefarbe der Seeleute, und noch nicht jenen eigenthümlichen Charakter, den man sehr ausdrucksvoll mit dem Worte „wetterhart“ bezeichnet.

Beide, Mutter und Sohn, sahen schweigsam in das verglimmende Tageslicht und hingen Gedanken nach, die, wie sich aus dem später entwickelnden Gespräche ergab, sehr nahe sich berührten, ohne daß sie es jetzt zu ahnen schienen.

„Piet,“ hob endlich die Mutter an, „uns geht's kratzig, und Du bist überall bei der Hand, wo es einen Kreuzer zu verdienen giebt, wie mag es erst van Houwening's ergehen?“

„Schlimm,“ sagte Piet; „ich habe eben auch an sie gedacht!“

„Weißt Du,“ fuhr die Mutter fort, „was er mir gestern auf dem Heimwege aus der Kirche gesagt?“

„Wie könnt' ich das wissen, Mutter, da ich mit Elsje gewiß ein paar Hundert Schritte vorausging und nicht hören konnte, was Ihr redetet,“ versetzte der Sohn. „Sagte er etwas von Wichtigkeit?“

„Sollt's meinen,“ entgegnete die Mutter. „Er sagte, er könne es nicht mehr machen nach diesem traurigen Sommer; sie säßen zu Zehn zu Tische, und er könne das Brot für Sieben nicht erschwingen, darum —“

„Was? Was sagte er ferner?“ fragte rasch der Sohn, dem die Mutter zu langsam sprach.

„Nun, er sagte, Dreie müßten aus dem Brote, die drei Aeltesten.“

Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus des Jünglings Brust los. Seine Arme sanken entkräftet herab und fast wäre seine Pfeife zerbrochen.

„Hat er das gesagt, gute Mutter, so führt er's auch aus. Er überlegt erst Alles reiflich, ehe er es ausspricht; dann folgt aber dem Worte auch die That auf dem Fuße."

„Das ist richtig," war der Mutter Gegenrede. „Er hat's auch schon in's Werk gesetzt. Es wird keine zwei Tage dauern, so ist's geschehen, denn mit dem Lammetje sollen sie fort. Jan nach Haarlem, Claas als Schiffsjunge auf's Lammetje und —"

„Und Elsje?" rief der Sohn laut.

„Nach Rotterdam!" sagte eine wohltönende Stimme, der man aber die schmerzliche Bewegung anhörte. Sie klang hinter dem Stamme der Linde hervor.

Mutter und Sohn fuhren herum und erblickten Elsje, die langsam den Hügel heraufgestiegen war und nun ihnen nahe stand, leise und wehmüthig den guten Abend bietend. Elsje's Gestalt hob sich dunkel am abendlichen Himmel ab. Sie war von mittlerer Größe, schlank, ohne mager zu sein und von den edelsten Formen. Blondes, reiches Haar lag in einfach geflochtenen Ringeln um den schönen Kopf und bildete dennoch hinten ein sogenanntes „Nest," wo es ein silberner Pfeil, ein Geschenk ihrer Pathe, der Frau Daatselaar, hielt. Ihre rothen Wangen, die sonst so lieblich von der schneeweißen Haut abstachen, waren einer Blässe gewichen, welche das Leid der Seele offenbarte, und die sonst so strahlenden blauen Augen waren matt und von Thränen geröthet. Ihr Anzug war der der Landleute jener Gegend, kleidete sie aber trotz seiner Armuth ungemein gut, wie sie denn eine höchst anmuthige Erscheinung war.

„Was sagst Du?" rief Piet voll Schrecken, ließ seine Pfeife fallen, daß sie in Scherben brach und faßte bebend ihre Hand und zu gleicher Zeit Piet's Mutter die andere.

„Ich muß fort mit Jan und Claas," sagte sie, mit einem schmerzlichen Blicke den Jüngling ansehend; „nach Rotterdam; morgen schon mit van Breigem's Lammetje."

Piet ließ ihre Hand fahren und bedeckte mit der seinen seine Augen.

„Und nach Rotterdam, sagst Du?" rief die Mutter. „Ach, Du, meiner Augen Trost, soll ich Dich denn nicht mehr sehen?"

„Das verhüte Gott!" seufzte das Mädchen, indeß ihre Augen auf Piet ruhten, der noch immer, seine Augen mit der Hand bedeckend, dastand. Sie dehnte sich an der Mutter Schulter und es trat ein peinliches Schweigen ein.

„Was denkt Dein Vater?" rief endlich, wie aus einem düstern Traume erwachend, der Jüngling. „Nach Rotterdam? — In die weite Ferne? — In der Stadt, in welcher Du fremd bist, Niemanden kennst und Niemanden hast, der Dir riethe und rathen hilft?"

„Du weißt, guter Piet," sagte das Mädchen wehmüthig. „Mein guter Vater ist zu besorgt für sein Kind, als daß er es so in die Welt hinausstieße. Willst Du mich ruhig anhören, so will ich Dir Alles erzählen."

Piet nickte, denn die Brust war ihm wie eingeschnürt. Er hätte nicht reden können.

„Mein Vater war früher Gärtner bei dem reichen Handelsherrn van Reigersberg viele Jahre hindurch, wohlgelitten und wohlgehalten bis zu dessen Tode. Als er nun den Gedanken mit sich herumtrug, daß es unserer Haushaltung ersprießlich sei, drei kräftige Esser weniger zu haben, und Dreie, für deren Bekleidung man nicht zu sorgen brauchte, ging er zu van Breigem auf het Lammetje im Hafen, das eben seine Ladung gelöscht hatte. Der brave van Breigem ist unser Glaubensgenosse, der es mit meinem Vater und uns Allen sehr wohl meint. Sie besprachen sich mit einander, und da nennt mein Vater den Namen van Reigersberg. „Habt Ihr bei denen in Diensten gestanden, Baas van Houwening," sagte van Breigem, „so weiß ich guten Rath. Mama van Reigersberg ist die vortreffliche Gattin unseres gelehrten, hochgeachteten und verehrten Glaubensgenossen des hochmögenden Rathspensionärs Hugo de Groot oder wie sie es verkauderwälschen: Hugo Grotius. Die ist aller Verlassenen Helferin und Trösterin, so klug als schön und so schön als fromm und gottesfürchtig. Schreibt einen Brief an die edle Dame; beruft Euch auf Eure treuen Dienste in ihrem älterlichen Hause und bittet sie, daß sie Euch einen Dienst ausmache für Euer Kind. Wenn sie es nicht gut und vortrefflich thut, so will ich mich an meinem Fockmast aufhissen lassen, wie eine Flagge und bammeln, wie ein Segel bei rasch eintretender Windstille."

„Das leuchtete meinem lieben Vater ein, denn er kannte die edle Mevrouw Maria, und sie mußte sich seiner noch erinnern da sie damals, als ihr Vater starb, etwa zehn bis zwölf Jahre, alt war. Mein Vater eilt heim und schreibt, und schon umgehend kommt ein gar lieber Brief von der edeln Frau, worin sie schreibt, wie sie sich seiner und noch recht im Guten erinnere und sich freue, daß mein Vater seinem heiligen Glauben treu geblieben sei; er solle nur das Mädchen auf dem Lammetje schicken, sie werde es, wenn es, wie sie nicht zweifle, gottesfürchtig erzogen und anstellig sei, als Hausmädchen in ihrem eigenen Haushalte behalten und ihm guten Lohn geben, für sein Seelenheil sorgen und es halten, wie ihr eigen Kind. — Du siehst, da ist kein leichtsinniges Hineinfahren, sondern ruhige Ueberlegung wirksam gewesen und Gottes Barmherzigkeit war dem Vater hold."

„Gewiß," sagte die Mutter, „sorgte Dein redlicher Vater für Dich. Das wußte ich im Voraus, und Piet hat das eben erst selbst ausgesprochen; aber mehr und herrlicher Der über uns. Ihm sei Dank und Preis."

„Ja, ja," rief Piet. „Es ist schon Alles gut, wär' nur das Scheiden nicht und das Alleinhierbleiben! Ich glaub', ich ertrag's nicht!"

Elsje legte ihre Hand auf seinen Arm. Sie hatte ihre Ruhe; wie es schien, ganz wieder gewonnen.

„Guter Piet," sagte sie, „sei ein Mann! Willst Du Dich geberden wie ein Weib, so muß ja das arme, schwache Weib zum Manne werden und ihn an das erinnern, was seine Pflicht ist. Wir trennen uns nicht willkürlich, wenigstens gehe ich nicht freiwillig, aber ich sehe das Alles als eine Schickung Gottes an und beuge mich, wie schwer es mir auch wird. Im Anfang meinte ich, es müsse mir das Herz brechen; aber ich habe im Kämmerlein gebetet, und nun bin ich ruhig geworden und was Gott gefügt hat, das wird er auch herrlich hinausführen! Und ist denn Rotterdam aus der Welt?"

Piet erschrak über des Mädchens Worte und es überkam ihn ein rechtes Schamgefühl, daß ihn an Sammlung das Mädchen übertreffen solle.

„Du hast Recht," sagte er nach einem minutenlangen Schweigen, bei dem er sich die Sache nach Elsje's Aeußerungen zurecht gelegt, „Du hast Recht, Elsje! Ich will auch nicht mehr so meinem Gefühl den Lauf lassen. Aber, Elsje, bleibst Du eingedenk Deines Wortes? Wirst Du in der großen Stadt des armen Piet gedenken?"

„So solltest Du mich nicht fragen," sprach das Mädchen ruhig, fest und nicht ohne Vorwurf. „Wär' es so, daß Deine Frage Grund, Ursache, Fug und Recht hätte, so würde mein Ja darauf nicht mehr werth sein als die abgedörrte Lindenblüthe, die der Abendwind auf Deinen Acker dorthin trägt. Sagt Dir Herz und Verstand, daß ich vor Gott ein aufrichtig Ja darauf sagen müßte, warum stellst Du sie dann an mich?"

Piet blickte betroffen zur Erde.

„Elsje," rief er dann plötzlich, ihre kleine Hand fassend, „Elsje, zürne mir nicht! Es kam mir zu plötzlich, zu unerwartet, und das hat mir den Kopf ganz auf die Seite gerückt. Und daß es mir weh thut bis in's Innerste meiner Seele, Dich missen zu müssen, willst Du mir drob grollen?"

„Mit Nichten!" flüsterte Elsje. „Mir geht's ja nicht besser!"

Die Mutter seufzte.

„Ach," sagte sie, „wer wird mich nun pflegen, wenn ich die Opwerkens, meinen alten Umstand und Fehler, kriege? So eine sanfte Hand gibt's auf Gottes Erde und in Altniederland nicht wieder!"

Das war eine Herzensklage aus tiefstem Grunde, denn die arme, alte Frau litt periodisch lange und viel. In solchen Zeiten, wo Piet dem Verdienste nachgehen mußte und auch noch für das Haus hätte sorgen müssen, wenn nicht Elsje, wie ein holder Engel, überall helfend, lindernd zu Rath und That bei der Hand gewesen wäre, hatten Mutter und Sohn wohl erkannt, welch' ein ächter Schatz und Juwel das Mädchen sei, besonders aber Jevrouw van Halver, die arme Leidende.

Elsje tröstete: „Gottes Güte wird Euch bewahren! Und wenn das alte Gepreßte kommen sollte, und ich kann nicht helfen, so hat mir die Mutter versprochen, mit dem Mietje abzuwechseln. Das

Mietje ist jetzt vierzehn Jahre alt und ein anstellig Ding, dabei gut und barmherzig gegen jegliches leidende Wesen."

„Du gutes Kind," sagte dankbar die Wittwe. „So hast Du also schon für mich gesorgt?"

„Warum denn nicht?" sagte Elsje. „Man muß an Alles denken. Das Mietje wird Piet waschen und flicken und die Mutter wird's schon anleiten und unterstützen. Erhört aber der liebe Herr unsere Gebete, so habt Ihr gewiß nicht viel zu leiden von Eurem Umstand."

Noch viel wurde hin und her gesprochen. Die Dunkelheit war gekommen und Elsje dachte an's Heimgehen.

Da hörte man plötzlich Stimmen, die näher kamen. Es waren Elsje's Brüder, Jan und Claas, die der Mutter van Halver und dem ehrlichen Piet noch ein Lebewohl sagen wollten. Jan war stille und ernst, Claas voll freudigen Hoffens. Nach kurzem Gespräche schüttelten sie den guten Nachbarn und Freunden die Hand, wünschten ihnen Glück und Segen, empfingen die herzlichen Wünsche und Segnungen zurück und schickten sich zur Heimkehr an.

Elsje lag weinend an der Brust der Alten, die sie tief bewegt segnete. Endlich riß sie sich los und reichte Piet die Hand.

„Ich gehe noch mit Dir," sagte er mit bebender Stimme und faßte mit Hast die theure Hand in der seinen. So schieden sie alle Vier und wandten sich gegen van Houwening's Garten. Jan und Claas gingen voraus, und Claas sagte seinem Bruder, daß er von Meister Cornelis van Breigem, seinem Patron, gehört habe, er könne Jan jährlich drei- bis viermal in Haarlem besuchen, wenn er von Leyden, wo er hinkomme mit het Lammetje, hinüber liefe.

„Das kann und werde ich," sagte er fröhlich, „denn ich kann laufen, wie ein Hase, Jan, und um Dich zu sehen, soll mir's nicht zu weit sein!"

Während die Brüder sich und namentlich der frische, gutmüthige Claas dem stillen, gemüthvolleren Jan das Scheiden leicht zu machen suchten, fühlten zwei Herzen, etwa zwanzig Schritte hinter ihnen, seine ganze Last und Bürde.

Sie sprachen fast kein Wort; aber ihre Hand hielt Piet fest in der seinen, und nahe dem Garten van Houwening's preßte er das Mädchen plötzlich an seine Brust und sagte: „Bleib mir hold und treu!" Dann riß er sich los und verschwand im Dunkel der nun in ihre volle Herrschaft getretenen Nacht.

III.

Am andern Nachmittage lichtete het Lammetje die Anker. Van Houwening's ganze Familie stand auf dem Hafendamme und an einem der Krahnen lehnte Jan van Halver. Seine trüben Blicke sahen nur eine Gestalt, die mit dem Taschentuche winkte. Er antwortete mit dem Schwenken seines Südwesters. Lange dauerte dies Grüßen, bis eine Biegung des Flusses den Rumpf des Lammetje den Blicken entzog; aber an dem vom Thalwinde geschwellten Segel hafteten die Blicke, bis auch es in weiter Ferne verschwand; da erst fühlte der Jüngling recht tief seinen Verlust. — Als van Houwening sich zur Heimkehr umwandte, sah er Jan am Krahnen lehnen. Der Jüngling schien Alles um sich vergessen zu haben, ja, es war, als sähe er den Vater Elsje's nicht, bis er ganz nahe bei ihm stand. Seine Blicke folgten noch der Richtung des Schiffes.

„Neef Piet," sprach der Gärtner, „Dir geht's, wie mir; aber blick' da hinauf, wo der Himmel so blau ist. So weit seine Bläue reicht, waltet der Arm des Herrn über ihnen!"

„Ich weiß es!" sagte Jan leise; — „aber —"

„Es thut weh, das Scheiden," fuhr ergänzend der Gärtner fort; „es ist wahr. Dagegen giebt's nur ein Heilmittel — Glauben und Arbeiten!"

„Ihr habt recht, Ohm Claas," entgegnete der Jüngling. „Das Recept ist gut. Ich will's in Ehren halten. Ich wollte gestern zu Euch kommen —"

„Thue es heute, Neef Piet," fiel der Gärtner ein.

„Nein," sagte Piet, „ich kann nicht! Ich will's Euch hier sagen: Ihr habt sechs rüstige Arme verloren; ich biete Euch zwei dafür, da ich nicht mehr habe; aber sie sollen viere ersetzen!"

Der Gärtner drückte seine Hand. „Ich danke Dir, Neef Piet!" sprach er mit Bewegung. „Ich werde sie vermissen, das ist wahr, und wenn ich die zwei wackeren Arme brauche, die Du mir anbietest, so komm' ich, und hole mir sie. Ich weiß, sie folgen einem treuen Gemüthe."

Damit war das Geschäft abgethan und stille ging Jeder seiner Wohnung zu.

Was treu und wahr gemeint und gesagt wird, bedarf vieler Worte nicht. Sie kannten sich genau; Piet's Vater war der treue Freund des Gärtners gewesen durch's ganze Leben, und die Mütter waren gorkumer Nachbarskinder und treue Freundinnen. Durch lange Freundschaft waren die Familien fast Eine geworden und ohne daß darüber geredet worden wäre, billigte man Elsje's und Piet's Liebe und sah beide als künftige Ehegatten an, wenn anders die Umstände es erlaubten. Piet warf sich mit ganzer Kraft in's arbeitsvolle Leben. Sein Vater war Gemüsegärtner gewesen und Piet hatte dies Geschäft gelernt; als aber der Vater starb, da mußten die besten Ländereien für die Schulden veräußert werden, und was übrig blieb, reichte zum Betriebe nicht mehr aus. Piet entsagte ungern seiner lieben Gärtnerei, mußte es aber. Er war indessen ein äußerst anstelliger Junge, der besonderes Geschick zum Schiffbau hatte. Einst schnitzte er ein Seeschiff und stellte es im Kleinen vollkommen her, zierlich und nett. Dies trug er zu dem reichen Schiffbauer van Herseele, der auf dem gorkumer Werft eine erste Größe war. Der Mann sah sich das kleine Modell eines solchen Fahrzeuges genau an, und als er sich überzeugt, daß Piet es ohne Beirath und Hülfe gemacht, kaufte er es ihm um einen schönen Preis ab und nahm ihn als Junge in Dienst. Seitdem war Piet Schiffszimmermann geworden, und van Herseele war mit ihm so zufrieden, daß er ihn schon nach einem Jahre zum Gesellen machte. Da verdiente Piet viel Geld. Sein Feld bestellte er in den frühesten Morgenstunden, wenn ganz Gorkum noch in den Armen des Schlafes lag, und zu rechter Zeit war er auf dem Werft. In den freien Feierabendstunden baute er sich einen Kahn, zu dem Herseele, der seine Freude an ihm hatte, ihm das Holz schenkte. Mit diesem setzte er dann in den Feierabendstunden Leute über und war bald der beliebteste, weil sicherste Kahnführer. Kamen die Offiziere der Besatzung von Schloß Löwenstein nach Gurkum und hielten sich dort bis nahe der Stunde auf, da der Kanonenschuß vom Schlosse die Thorschluß- und Appellstunde meldete, kamen sie eilfertig in den Hafen, und riefen sie nur: „Piet! Schnell!" Und Piet war da und sein Kahn schnitt durch die Wellen wie ein Pfeil, der von der Sehne des Bogens geschnellt wird, und zur guten Stunde landeten sie. Dafür wurde er dann reichlich belohnt.

Man sah ihn in keinem Wirthshause, bei keinem Tanze, nirgends, wo das junge Volk der Lustbarkeit nachgeht. Seine Sonntage brachte er in der Kirche, und nach dem Gottesdienst bei Ohm Houwening zu, wo der alte Gärtner im Worte Gottes las und Gebetstunde hielt; dann waren alle im Garten im traulichen Umgang und Gespräch, oder sie gingen gegen Abend alle zusammen auf dem Uferdamme spazieren. So führten sie ein harmlos Stillleben, wie es die Sitte in vielen Familien pflegte.

Piet konnte seine liebe Mutter ehrlich und auskömmlich nähren, aber das, was er eigentlich im Auge hatte, wollte ihm, trotz seiner Anstrengungen, nicht gelingen. Immer noch hing seine Seele an der Gärtnerei. Die Ländereien seines ehemaligen väterlichen Besitzthums wieder an sich zu bringen; ein Treibhaus sich zu erbauen und dann ganz Gärtner zu werden, war sein Ziel, darauf alle sein Sinnen, Dichten und Trachten gerichtet war — und dann — Elsje als Tochter seiner alten Mutter zuzuführen. Wohl hatte er sich einmal ein Sümmchen erspart, aber eine lange Krankheit der Mutter zehrte es wieder auf, und seitdem hatte die Ungunst der Zeit und der Verhältnisse es dazu nicht mehr kommen lassen. Er arbeitete aber unverdrossen fort und sagte: „Wir sind noch jung, Elsje und ich; vielleicht giebt uns Gott doch noch Segen, daß ich mein Ziel erreiche."

Wie tief ihn auch die Trennung von Elsje gedrückt und gebeugt, in der Arbeit und im gläubigen Aufblick zu dem Herrn fand er Trost, und als nun gar ihre Briefe ihre Grüße brachten, trug er's leichter und dachte: „Sie wird ja wiederkommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Cadet Lieut. Hamilton Fish, Jr., Class of 1920, Commander of the Cadet Corps, and Cadet Lieut. Colonel Robert Lee Bullard, Jr., Class of 1921, Commander of the First Regiment, Cadet Corps, in front of Cadet Headquarters, Camp Dix, N. J., July 1919.

als ein Bauernhaus, und prächtigere Paläste bewohnte er in der Folge fast nie, wenn ihm nicht einmal die Freundschaft ein würdigeres Asyl bot. Das Haus in Mannheim, das er nach seiner Flucht bezog, sieht zwar ziemlich respektabel aus, aber Schiller wohnte unter'm Dache; das bekannte Studirzimmer in Weimar trägt den Stempel der Gedrücktheit, und fast mit Verstimmung betritt man die ärmliche Kammer in Gohlis, wo die Worte über der Hausthür: „Hier wohnte Schiller," fast wie ein Hohn erscheinen. Und so wie sein Leben unter mannigfachen Entbehrungen dahin floß, verkündete auch die Art und Weise seines Begräbnisses, daß nur ein armer Mann bestattet worden sei, man mag nun die Sache bemänteln wie man wolle. Jene vielbesprochene und vielgedeutete Gestalt, die im Dunkel und von ferne dem Sarge folgte, und die Gutzkow, wofür wir ihm Alle die Hand drücken dürfen, als den deutschen Genius bezeichnete — jene Gestalt war das einzige Wesen, welches dem großen Todten die letzten Ehren erwies; und jene Gestalt, deren Existenz überhaupt ja noch zweifelhaft, erfand man vielleicht nur, um nicht im Namen der Nation erröthen zu müssen, daß einer der größten Geister aller Zeiten wie ein Stadtarmer begraben wurde.

Solche Misere, die geneigt sind, den Menschen seiner Würde zu entkleiden, hafteten am Leben Schiller's nur zu reichlich. Sie sind aber auch die Ursache, daß wir nicht allein mit Bewunderung auf ihn hinblicken, sondern auch mit innigster Theilnahme — ja mit Liebe; und in diesem Sinne war Schiller nicht allein ein Liebling der Musen, sondern auch der Liebling der Menschen. Den kleinsten Umständen seines Lebens folgt der Deutsche mit fühlendem Herzen und hängt mit innigerer Bewunderung an seinem Liebling, je mehr er ihn unter dem Drucke der Verhältnisse dulden und entbehren sieht.

So dachte sich auch wohl Thorwaldsen seinen Schiller als er dessen Statue für Stuttgart schuf. Nicht allein den Denker, nicht allein den tiefen, stillwaltenden Geist sollte das zur Erde geneigte Haupt bezeichnen — auch die physischen Leiden sind auf jenes Antlitz geschrieben, sie ruhen auf jenem gebeugten Nacken, auf der ganzen nachlässig-krankhaften Gestalt. — Während Goethe, dem das Glück vom Anfang bis zum Ende seines Lebens lächelte, der unter den größesten der glücklichsten Einer war — während er, fest und stark wie eine Eiche dasteht, gleicht Schiller der schlanken Ulme, die mancher Wind zur Erde beugte, mancher Sturm entblätterte. Zudem war, wie sein alter Schreiber bemerkt: „Der selige Herr Hofrath, so lange ich ihm diente, immer kränklich." —

Eine halbe Stunde von Rudolstadt liegt die „Schiller's Höhe," auf einem mäßigen, waldumkränzten Berge. Ein Häuschen von Baumrinde steht dort, und in der Mitte der kleinen Plattform die kolossale Bronze-Büste des Dichters, von Danneker. Jenseits der Saale, die ziemlich am Fuße der Anhöhe vorüber fließt, steht ein einsames Häuschen, frei vor dem Dorfe Volkstädt. Hier wohnte Schiller 1788, ein neunundzwanzigjähriger Jüngling. Wie die beiden Leoneren ein Glück darin fanden, dem lebensunpraktischen Tasso mit zarter Sorgfalt und fein beobachtendem Geiste an die Hand zu gehen, so unternahmen es damals auch die edeln Fräuleins von Lengefeld für unsern Dichter zu sorgen, indem sie ihm in dem kleinen Hause eine Behaglichkeit gründeten, die Schiller nicht dankbar genug anerkennen konnte. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause," — schreibt er an seine Freundinnen, „Alles ist vortrefflich. Sie haben aus meiner Seele gewählt. Eine fürstliche Nachbarschaft hätte mir meine Existenz verdorben." — Aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich wie ein silbernes Band durch die Wiesen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahin fließt. O, könnten diese Bäume erzählen von den abendlichen Gängen dieser drei Menschen, denen ihr Thal eine Welt dünkte, die, fern von dem Geräusche des Lebens, in dieser heiligen Ruhe ihr schönstes Glück fanden, und sich nach jeder Zusammenkunft nie ohne erhöhte gegenseitige Achtung trennten. In diesem Thale, in dem es still ist, wie in erhabenen Menschen, wandelte der nach Einsamkeit Sehnsüchtige und schuf hier die „Götter Griechenlands" und „die Künstler," schrieb die „Briefe über Don Carlos" und „Uebersetzungen aus dem Euripides." War er mit den Freundinnen zusammen, las er Homer, von dem er, wie von den andern großen Griechen, bisher wenig Notiz genommen hatte. Seine Jugendbildung hatte ihn nicht in dieselben eingeführt; sein späterer wechselvoller Lebenslauf hatte ihm keine Muse gestattet und keinen Anreiz gegeben, das Versäumte nachzuholen.

„Unter dem erwärmenden Lichte der Freundschaft, in der Abgeschiedenheit von dem Geräusche der Welt, war Schiller jetzt des ruhigen Gleichgewichtes der geistigen Kräfte theilhaftig, in deren Spiegel allein uns die alte Welt in ihrer wahren Gestalt vor das entzückte Bewußtsein tritt und er wurde jetzt nicht im Sittlichen, sondern nur im Aesthetischen durch seinen Homer beschämt, in dessen edler Simplicität er die von der Schönheit abgeirrte Künstelei seines Geschmackes erst recht klar erkannte. „„Ich lese jetzt nichts als Homer,"" schrieb er an seinen Freund Körner, „„die Alten geben mir wahre Genüsse; zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen.""

Noch im Jahre 1844 lebte in Rudolstadt eine Häuslerswittwe, eine Frau hoch in die Siebenzig, welche nicht wenig stolz darauf war, den „gelehrten jungen Mann," wie sie Schiller nannte, gekannt zu haben, und die beiden „gnädigen Fräuleins," die ihn immer von der Stadt aus besuchten. Frau von Beulwitz beschrieb sie als eine schmächtige Dame; Charlottens von Lengefeld erinnerte sie sich jedoch weniger. Die sei simpler gewesen und meist neben oder hinterher gegangen, wenn die ältere Schwester mit dem Dichter im Gespräche war. Auch sah sie Schillern oft, wenn sie Waldbeeren suchen ging, den Ort besteigen, der jetzt „Schillershöhe" heißt, und erzählte mit sichtlichem Entzücken, wie er ihr sogar einmal den Kopf gestreichelt habe, als sie an ihm vorüber gegangen. — Aus diesen Aeußerungen, so kurz und naiv sie gehalten sind, geht hervor, wie mächtig Schiller's ganzes Erscheinen selbst auf Leute dieser Kreise wirkte, was uns noch erklärlicher wird, wenn wir eine Stelle aus dem Briefe seines ältesten Sohnes lesen: „Der Vater kam wenig zu uns in die Kinderstube, aber wenn er einmal kam, so war es uns immer, als träte ein höheres Wesen zu uns herein."

„Es war der heilige Pfingsttag," so fuhr die Alte in begeisterter Gesprächigkeit fort, „und von dem jungen, gelehrten Manne war schon viel Redens im Dorfe, obwohl er nur erst kurze Zeit in seinem einsamen Häuschen wohnte. Damals war es noch Brauch, daß wir Kinder den Leuten, versteht sich nur den guten Leuten, Maienbäumchen vor die Thüren oder in die Stuben setzten, und dazu ein geistliches Lied sangen. Und so kam es auch, daß ich und meine Schwester Hannel (sie ruht schon seit zwanzig Jahren unter der Erde), dem neuen Miethsherrn einen Maibaum in die Stube brachten, der so groß war, daß sich die Zweige oben an der Decke umbogen. Ich weiß das noch wie heute. Aber der Herr Schiller war noch auf seiner Höhe, und wie wir wieder aus dem Hause traten und uns freuten, den großen Baum so gut in die kleine Stube gebracht zu haben, sahen wir ihn vom Berge heruntersteigen. Nachher hat er lange noch am Fenster gestanden und hinausgesehen in den Thalgrund. Er hatte ein blasses, geisterhaftes Gesicht und seine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zusammen gedreht, wie es die vornehmen Herren in der Stadt thaten."

So weit die gewiß ehrliche Berichterstatterin. —

Nicht immer, wie wir vorausschickten, war Schiller von grünenden Maien umgeben — wandelte er nicht die größte Hälfte seines Lebens auf Dornen? — Gesteigert in seinen Empfindungen durch das Freundschafts-Verhältniß zu den beiden Schwestern, war sein Lächeln wohl ein glücklich-zufriedenes, als er beim Eintreten in seine Stube das frische Laub erblickte, das ihm fromme Christensitte brachte. O hätte der Dichter doch viele solcher Maientage erlebt, wir würden oft mit weniger Schmerz auf sein Leben blicken, das der Leiden viele in sich schloß und der Freuden so wenige.

H. K—g.

Vom Baue des menschlichen Körpers.

Das Gehörorgan.

Um hören zu können, bedarf der Mensch Dreierlei, nämlich: einen Apparat, welcher die Töne aufnimmt, d. i. das Gehörorgan; einen Apparat, welcher die vom Gehörorgane aufgenommenen Töne zum Gehirne leitet, d. i. der Gehörnerv, und einen Apparat, welcher die zugeleiteten Töne bewußt werden läßt, d. i. das Gehirn. Nur wenn diese drei Apparate in Ordnung sind, hören wir gut, und Störungen im Hören können sonach ihren Grund in krankhaften Veränderung ebensowohl des Gehörorgans, wie des Gehörnervens und des Gehirns haben.

Das **Gehörorgan**, welches seine Lage auf dem Boden des Schädels, an der Seite desselben hat, ist zum größten Theil im Felsentheile des Schläfenbeines verborgen und deshalb für die ärztliche Kunst sehr unzugänglich. Nur sein äußerster Theil steht unter dem Namen äußeres Ohr seitlich an der Gränze des Gesichts hervor. Der Zweck dieses physikalischen, nach acustischen Gesetzen gebauten Organes ist: die Töne (Schallwellen) zu sammeln, nach Umständen zu verstärken oder zu schwächen, und nach verschiedenen Richtungen hin bis zum Gehörnerven auszubreiten. Es zerfällt dieser ganze Hörapparat seiner Lage und Bestimmung nach in drei Portionen, in das äußere, mittlere und innere Ohr. In diesen drei Abtheilungen, von denen die mittlere durch die Ohrtrompete mit der Rachen- oder Schlundkopfshöhle, dicht hinter der Nasenhöhle, im Zusammenhange steht, findet man zur Fortpflanzung des Schalles theils Luft, theils Wasser und feste Körper.

1) Das äußere Ohr, welches einen etwas gewundenen flachen Trichter bildet und in gleicher Höhe mit der Nase an der Seite des Kopfes liegt, faßt die im gewöhnlichen Leben schlechtweg Ohr (a) genannte und mit Haut überkleidete Knorpelplatte, sowie den, mit dieser Platte ununterbrochen zusammenhängenden äußern Gehörgang (b) in sich, an dessen innerem Ende das Trommelfell (c) ausgespannt ist und den Gehörgang von der Paukenhöhle trennt. Die Bestimmung des äußern Ohres besteht im Auffangen, Sammeln und Verstärken der Schallwellen, und dies geht um so besser vor sich, je größer, tiefer und elastischer das Ohr ist und je mehr es vom Kopfe absteht. Man fand, daß platt anliegende Ohren nicht so scharf hören als solche, welche etwa um 30—40 Grad vom Schädel abstehen. — Zur Erreichung seines Zweckes stellt das Ohr eine muschelförmige Platte mit mannigfachen Erhabenheiten und Vertiefungen dar, welche, wenn wir alle Muskeln derselben von Jugend auf übten, nach den verschiedensten Richtungen hin von uns bewegt werden könnte. Die Haut des Ohres ist mit vielen Drüsen, Blutgefäßen und Nerven versehen und bildet am untern Ende des Ohres eine beutelartige Verlängerung, das Ohrläppchen. Die tiefste Stelle des Ohres heißt die Ohrmuschel, und diese führt nach innen in den etwa 1 Zoll langen und etwas gekrümmten äußern Gehörgang, dessen äußere Hälfte eine knorpelige, die innere eine knöcherne, dem Felsenbeine angehörige Wand hat. Dieser Gang, dessen Verstopfung durch angehäuftes und eingetrocknetes Ohrenschmalz, sowie durch fremde Körper (Baumwolle, Erbsen, Bohnen, Steinchen u. s. w.) Schwerhörigkeit, Ohrensausen und selbst völlige Taubheit nach sich zieht, ist durch Härchen und bittern Ohrenschmalz, welcher in Drüschen bereitet wird, vor dem Eindringen von Insekten geschützt. Das innere Ende des Gehörganges ist durch ein schräggestelltes, weißröthliches und elastisches Häutchen, das Trommel- oder Paukenfell verschlossen, dessen äußere, vertiefte Fläche in den Gehörgang sieht, während die innere gewölbte Fläche der Paukenhöhle zugekehrt und mit einem Gehörknöchelchen, dem Hammer, verwachsen ist. — Die Schallwellen, welche auf das Ohr treffen und theils durch die Luft, theils durch die Wand des äußern Gehörganges zum Trommelfell fortgepflanzt wurden, werden nun von diesem dem mittlern Ohre mitgetheilt. Es scheint, als ob das Trommelfell je nach seiner Erschlaffung oder Spannung, welche durch kleine Muskeln besorgt wird, auf den Schall verstärkend oder schwächend einwirken, höhere und tiefere Töne mit größerer oder geringerer Schärfe auffassen lassen könne. Zerstört man das Trommelfell, was nur in seltenen Fällen Taubheit veranlaßt, so gelangt man in das

2) mittlere Ohr, welches im Felsenbeine verborgen liegt und aus einer kleinen rundlichen Höhle, der Pauken- oder Trommelhöhle (d), und aus einer Röhre, der Ohrtrompete (e) besteht. Beide enthalten Luft und in der ersteren zieht sich vom Trommelfelle aus, welches die äußere Wand der Paukenhöhle bildet und diese vom äußern Gehörgange trennt, nach innen zur Scheidewand zwischen der mittlern und innern Ohrabtheilung, eine Kette von vier kleinen, eigenthümlich geformten Knöchelchen, den Gehörknöchelchen, während sich die Ohrtrompete schief nach vorn und innen herab zum Schlundkopfe (zur Rachenhöhle) erstreckt, wo sie sich dicht hinter der Nasenhöhle über dem Gaumen öffnet und so Luft aus Mund- und Nasenhöhle in die Paukenhöhle zu leiten vermag. Mit einer gekrümmten Sonde kann man durch die Nase in diese Trompete gelangen, deren Verstopfung (besonders bei Schnupfen und Mandelbräune) gar nicht selten Schwerhörigkeit und Ohrensausen veranlaßt. Es scheint, als sei der Zweck der Ohrtrompete: der Paukenhöhle Luft zuzuführen und die Resonanz in dieser Höhle zu begünstigen (wie die Oeffnung in der Violine). Wenn wir bei starken Tönen (Kanonenfeuer) den Mund unwillkürlich öffnen, so scheint dies deshalb zu geschehen, um das Trommelfell nicht blos einseitig von außen vom Gehörgange her, sondern auch von innen, von der Seite der Trompete und Paukenhöhle aus, mit den Tönen in Berührung zu bringen und so dessen zu heftige Erschütterung oder vielleicht gar Zerberstung zu verhüten. Ist das Trommelfell durchlöchert, dann läßt sich Luft und Tabaksrauch vom Munde aus durch die Trompete, die Paukenhöhle, die Oeffnung im Trommelfelle und durch den äußern Gehörgang zum Ohre herausblasen. — An der innern, dem Trommelfell gegenüberstehenden Wand der Paukenhöhle sieht man zwei Oeffnungen, die beide in die innerste Abtheilung des Gehörorgans führen, aber beide geschlossen sind; die obere (das ovale Fenster) durch ein Gehörknöchelchen, den Steigbügel, die untere (das runde Fenster) durch das zweite Trommelfell. Wollte man diese Fenster öffnen, so würde man durch das erstere in den Vorhof, durch das letztere in die Schnecke gelangen können. — Die Gehörknöchelchen, vier Stück, nämlich der Hammer, der Ambos, das Linsenknöchelchen und der Steigbügel, sind in der genannten Ordnung zu einer beweglichen Kette verbunden, welche vom Trommelfelle, mit dem der Hammer verwachsen ist, quer durch die Paukenhöhle hindurch nach innen bis zum ovalen Fenster reicht, welches der Steigbügel mit seinem Fußtritte verschließt. Durch diese Knöchelchenkette wird der Schall vom Trommelfell durch das ovale Fenster zum innersten Ohre (Labyrinthe) und zwar zum Vorhofe fortgepflanzt. Außerdem scheint der Schall aber auch noch durch die Luft und die Wand der Paukenhöhle nach innen fortgeleitet zu werden. Die Verbindung der Gehörknöchelchen unter einander ist so, daß der Hammer, durch seinen Stiel mit dem Trommelfelle verwachsen, mit seinem Köpfchen auf der breiten Fläche des, einem zweiwurzlichen Backzahne ähnlichen Ambos liegt, dessen kurzer Schenkel über dem Trommelfelle befestigt ist, während der lange, abwärts gerichtete Schenkel unter einem rechten Winkel durch das Linsenknöchelchen mit dem Steigbügel in Verbindung tritt.

3) Das innere Ohr oder das Labyrinth stellt eine vollkommen geschlossene Höhle im Felsentheile des Schläfenbeins dar, welche ganz mit Wasser erfüllt und der Sitz des Gehörnerven ist. Die

Bust of the Abbé Prévost.

Sculpture by Houdon.

Bust of the Abbé Prévost.

Sculpture by Houdon.

Bust of the Abbé Prévost.

Sculpture by Houdon.

Bust of the Abbé Prévost.

Sculpture by Houdon.

THE ROYAL VISIT TO SCOTLAND.

THE ROYAL VISIT TO SCOTLAND.

THE ROYAL VISIT TO SCOTLAND.

der Höhe heruntergeschickt, so daß bald der ganze oberste Rücken des Berges mit wüthenden Scharmützlern gefüllt war. Die russischen Malakoff- und Redan-Batterien waren von dem lebhaftesten Feuer der englischen zum Schweigen und die ganze Vertheidigungs-Maschinerie offenbar in Confusion gebracht worden, da man einen solchen Sturm nicht bei Tage erwartet haben mochte. Die Russen flohen alle in der Richtung des Malakoffthurmes, so daß die ganze Mamelonhöhe ohne irgend einen ernstlichen Kampf durch bloßes Hinaufklettern erobert zu sein schien. Mit diesem leichten Siege nicht zufrieden, ließen sich die Franzosen ohne Commando, blos von dem Feuer des Krieges, vom Instinkte hinter den fliehenden Russen hertreiben, als wenn alle plötzlich einstimmig beschlossen hätten, nun sofort auch den Hauptschlüssel zu Sebastopol, den Malakoff, zu nehmen. So stürmten sie leidenschaftlich hinunter in das Thal, das wie ein umgekehrter Sattel sich zwischen Mamelon und Malakoff streckt, und gerade hinauf gegen die Schanzen des entgegengesetzten Hügels. Unter Kanonen-, Flinten- und Steinregen drängten die Franzosen immer vorwärts, bis sie schon unter der niedrigsten Schußlinie der Kanonen waren, so daß sie nur noch von dem Stein- und Musketenregen litten. Aber sie litten mehr, als sie vertragen konnten, da sie in ihrer plötzlich ungemein gering erscheinenden Anzahl durch keine Nachfolger unterstützt wurden. Diese waren nämlich zurückcommandirt worden, so daß diese Kühnsten auf ihrem Rückwege unter einem russischen Flankenfeuer größtentheils fielen. Ebenso und fast gleichzeitig wurden die Engländer, nachdem sie ihre eigentliche Aufgabe, eine Steinschanze zu nehmen, gelöst hatten, zurückgerufen und beinahe zur Hälfte niedergemacht. Auch sie hatten sich von der Aufregung des Sieges hinreißen lassen, einen Angriff auf die mächtige Redan-Redoute zu machen, wodurch die Russen offenbar in höchste Confusion geriethen, so daß jetzt die Benutzung des ersten Sieges recht an der Zeit war. Von der Weisheit Raglan's zurückgerufen, gaben sie den Russen Muth und Gelegenheit, ihre Kraft wieder zu sammeln und damit von je tausend Retirirenden 5 bis 600 niederzumähen.

Die Kämpfe, die nun auf und um den Mamelon folgten, waren Schlächtereien gewöhnlicher Art, wie sie eben im Kriege immer vorkommen. Als die Sonne am folgenden Morgen auf diese Höhen, zwischen die Thäler und Schanzen schien, leuchtete sie in viele Tausende verzerrter, starrer Leichengesichter, von denen unter je Hundert 80 bis 90 der Bescheidenheit ihrer Commandeurs zum Opfer gefallen waren, der Bescheidenheit, welche den Russen vom 7. bis zum 18. Juni Zeit ließ, sich auf den Sturm gegen den Malakoffthurm vorzubereiten und Mittel und Minen zu graben, durch welche es ihnen leicht ward, die letzte Blüthe der Armeen theils hundert- und aber hundertweise niederzuschmettern, theils bataillonsweise in die Luft zu sprengen. Der 18. Juni 1855 wird einmal in dieser schauderhaften Kriegsgeschichte blutigroth stehen bleiben, ein entsetzliches Gegenstück zu dem 18. Juni vor vierzig Jahren. Die vierzigjährige Renommisterei „Waterloo" wird eine ewige Schande „Malakoff". Tausende und aber Tausende waren während des Winters greiser Schwäche und vornehmer Unwissenheit zum Opfer gefallen, Tausende wurden jetzt an einem Tage vernichtet, weil die Sieger am Siebenten umkehren mußten, wie die Gerlach'sche Wissenschaft, um dem Feinde Zeit zu lassen, den 18. Waterloo-Juni ebenfalls umzukehren. Ein Augenzeuge des ganzen bisherigen Krim-Schwindels sagt und beweist, daß wenn Feldherren den Sieg an der Alma sofort benutzt hätten, statt mit dem glorreichen Zuge um Sebastopol herum zu renommiren, Sebastopol damals gefallen wäre, und wenn Feldherren fähig gewesen wären, den Mamelonsieg sofort zu benutzen, wie man Eisen schmiedet, weil es glüht, der Malakoffthurm am 8. die Fahne der Sieger getragen haben würde. Bis zum 18. hatte er gehörige Muße, sich auf den Anblick des schmachvollsten Schlachtfeldes, der großartigsten Feindesvernichtung vorzubereiten.

Kenner behaupten, daß dieser Schwäche, diesem Zaudern, diesem Verschleudern großartiger Sieges-Conjuncturen nicht blos Alters- und Aristokratie-Unfähigkeit zu Grunde liege, sondern ein Geheimniß, das erst spätere Geschichtsschreiber gehörig in's Licht setzen würden. — —

Und nun sende ich Ihnen zum Schluß die Ansicht einer Stadt, die vor wenigen Tagen noch glückliche und zufriedene Menschen hinter seine Mauern barg, und jetzt durch die „westlichen Träger der Civilisation" zu einen Aschenhaufen verbrannt, nur noch auf der Landkarte und im Gedächtniß der daraus Vertriebenen existirt. Das Sengen und Brennen, das Zerstören wehrloser Städte bis zum Salzbestreuen der eingeäscherten Stätten friedlicher Bürger scheint ein Hauptparagraph in dem unmenschlichen Gesetzbuche der heutigen Civilisation zu werden.

Am Abhange eines Hügels im Norden des langen Golfs, welchen die Mündungen des Don in das asow'sche Meer gerissen haben, sieht, nein sah Taganrog freundlich auf das blaue Wasser herab. Die Stadt ist bekannt als Hauptausfuhrort für diesen Theil Rußlands, und spielt jetzt nach der Expedition der Alliirten in das asow'sche Meer und gegen die Stadt selbst eine nicht unbedeutende Rolle unter den Kriegsereignissen. Sie ward 1706 von Peter dem Großen gegründet und zwar für spätere militairische Zwecke. Zugleich sah er die mercantile Wichtigkeit dieser Lage und machte sie deshalb, nach Petersburg, seiner Hauptschöpfung, zum Gegenstande besonderer Fürsorge. Eigenhändig pflanzte er dort einen Eichenwald, der sich jetzt schon bedeutend in grünen Baumkronen entwickelt hat. Bekanntlich starb hier auch Alexander im Jahre 1826. Die Stadt war als Werk der Regierung schön gebaut, rein und staatlich. Die großen, weißen Häuser glänzten in der Sonne, zwischen grünen Gärten und trotzigen Festungswerken. Um die Stadt giebt es hübsche ländliche Scenerie mit Wiesen und Heerden. Die Bevölkerung, auf 22,000 Einwohner geschätzt, war ein buntes, malerisches Gemisch von Russen, Tartaren, Armeniern, Kosaken, Deutschen und einigen Franzosen. Die Deutschen lebten hier als Aerzte, Kaufleute und Künstler in großer Achtung. Die Ausfuhr bestand im Frieden besonders in Kaviar, Leder, Talg, Korn, Wolle und einem großen Theile der Produkte Sibiriens, die auf dem Don herunter kommen. Freilich ist der Hafen sehr seicht und durch die Anschwemmungen des Don immer seichter geworden. Alle größern Schiffe müssen deshalb bis drei deutsche Meilen vom Ufer ankern und ihre Güter mühsam in kleineren Booten laden und löschen. Der bedeutend zunehmende Ausfuhrhandel und diese Unbequemlichkeit dazu veranlaßte die Regierung, in Kertsch ein Zollhaus und die Quarantainestation für das asow'sche Meer zu gründen. So theilte sich der Handelsverkehr zwischen beiden Städten. Im Jahre 1853 bekam Taganrog den commerciellen Todesstoß. Die Regierung erklärte nämlich Kertsch zur einzigen Quarantainestation für das asow'sche Meer, so daß Taganrog nicht nur für Schiffe, sondern auch für Küstenfahrzeuge geschlossen ward. Kertsch sollte groß und stark werden. Die Alliirten ließen ihm freilich bei all ihrer Langsamkeit nicht Zeit genug dazu. Taganrog lebte seitdem nur vom Transport der Munition und Lebensmittel für die Truppen im Kaukasus und später auch für die Krim-Truppen. Da Rußland nun durch den Sieg der Alliirten seine Lebensadern für diesen ganzen Theil des Reiches und zwar bis Sibirien hinauf abgeschnitten findet, erscheint die jetzige Situation allerdings ernstlicher zum Frieden zu nöthigen, als früher. Ob der Friede sich aber nicht noch mehr nöthigen lassen wird, eh' er kommt, bleibt noch dahin gestellt.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß sich aus den Massen der schauderhaften Schlacht- und Schlächterscenen um Mamelon und Malakoff herum nach allen bisher eingegangenen öffentlichen und Privatmittheilungen keine finden, die dem blos menschlichen und nicht strategischen oder taktischen Leser ein wirklich tragisches Interesse bieten. Es ist nur das Schrecklichste der Schrecken — „der Mensch in seinem Wahn", in dem Wahne, als könnte durch die Einnahme Sebastopols oder auch die ganze Eroberung der Krim der Friede erkauft werden. Nehmen wir auch an, sie hätten endlich die ganze Krim, so haben sie immer noch keine Macht über das Rußland, das einst diese Krim eroberte, wohl aber eine Last auf ihrem Halse, die sie erst recht darnieder hält, so daß sie in den Fall kommen können, flehende Friedenstauben nach Petersburg zu schicken, mit der Bitte, man möge ihnen endlich die Last wieder abnehmen. Rußland, das durch die strenge Blokade seiner Küsten in Gefahr schwebt, in seinem Fette zu ersticken, und doch auch wieder Mangel am Nothwendigsten leidet, Rußland mit seinem Czaar an der Spitze, würde eher nach der asiatischen Steppe zurückweichen, als den sogenannten Vertretern der Civilisation einen Finger, viel weniger die Hand zum Frieden zu bieten.

Ein Besuch im Bethlem-Hospital in London.

Von L. P.

Schon der bloße Name „Bethlem or Bedlam“ ist hinreichend, unserer Gemüthsstimmung einen dunkleren Schlagschatten zu geben, so heiter und sonnig sie auch immer sein mag. Der Anblick einer jeden Krankheit in ihrem bösartigsten Charakter ist zwar im Stande, uns für einen Augenblick tief zu erschüttern, doch ist dieses Gefühl stets vorübergehend; die Geisteskrankheiten machen dagegen auf den Besucher immer einen bleibenden Eindruck, welcher sich nur in einem längeren Verlaufe der Zeit einigermaßen verwischen läßt. Der Wahnsinn zeigt uns so recht die ungeheuere Größe des geregelten Geistes, indem er uns das schreckliche Bild der geistigen Anarchie vor die Augen führt; denn die geistigen Fähigkeiten als solche sind in den meisten Fällen nicht zerstört, ja zuweilen sogar bedeutend erhöht; sondern es ist nur das Band der Harmonie zwischen den verschiedenen Impulsen, durch welches sie mit dem Bewußtsein verknüpft sind, auf die eine oder andere Art zerrissen, und deshalb hat der Wille seine leitende Macht verloren. Der Geisteskranke giebt uns daher entweder das Bild eines Fahrzeuges, welches auf offener See von einer völligen Windstille überrascht wird oder das zwischen gefährlichen Klippen auf sturmbewegtem Meere das Steuerruder verloren hat und von der gewaltigen Brandung bald hierhin bald dorthin geschleudert wird, um, wie es scheint, im nächsten Augenblicke gegen die Felsen zerschmettert zu werden. Und es ist namentlich diese Ungeregeltheit oder besser — diese völlige Hülflosigkeit — denn Wahnsinn kann auch Methode haben — in der sich der Kranke befindet, welche uns so gewaltig angraut und so tief ergreift.

Bethlem bietet außer diesem allgemeinen Interesse, daß es eines der großartigsten, ältesten und bestgeführten Hospitäler dieser Art ist, noch den speciellen Reiz einer romantischen Vergangenheit; denn wenn man den Gerüchten, welche sich in allerwelts Munde befinden, Glauben schenken darf, so wurde es früher häufig gemißbraucht, um sich unangenehmer Gegner für immer zu entledigen. Und wer unter solchen Umständen einmal diese Anstalt betreten hatte, für den gab es in der Regel keinen Ausgang; er war wie der bekannte Mann mit der eisernen Maske lebendig todt. Er fristete hier zwar sein armseliges Dasein fort, aber er war wie völlig begraben und für alle öffentlichen Acte des Lebens wie gestorben. Wenn es wahr ist — wie uns die Dichter versichern — daß die Steine Ohren haben, möchten doch dann die Wälle von Bethlem auch sprechen können. Welch' eine Geschichte von Unglück, welch' ein Bild menschlicher Schwächen und Verworfenheit würde uns enthüllt werden. Wir würden — oder wir müßten uns außerordentlich täuschen — die Mysterien der großen Vornehmen und vornehmen Großen erhalten, welche Alles das, welches wir jetzt unter diesem Titel über die niedrigeren Klassen der Gesellschaft besitzen, weit hinter sich lassen würden.

Der Fremde, welcher von dem Westende Parliamentarystreet hinaufgeht, wo sich die stolzen Gebäude der Admiralität, der Horsegarde, Whitehall mit den berühmten Freskogemälden; die Ministerialgebäude; die mit Recht berühmte Westminster-Abtei mit dem Poetenwinkel und den königlichen Gräbern; Westminsterhall mit seinen historischen Erinnerungen; das an architektonischem Schmuck überreiche neue Parliamentsgebäude befinden und dann von Westminsterbrücke auf die andere Seite der breiten Themse hinüberblickt, erkennt bald in der Mitte der dunklen Rauchwolke, welche durch tausend hohe Schornsteine der mächtigen Fabrikgebäude gebildet wird, und die sich wie ein schwerer Nebel über ein niedriges Thal über dem ganzen Stadttheil lagert — ein großes Gebäude mit einem erhabenen Dome hervorragen. Schon der unsichere Anblick aus der trüben Ferne läßt verrathen, daß es ein großartiges öffentliches Institut irgend einer Art ist. Dies ist Bethlemhospital oder das öffentliche londoner Irrenhaus. Sobald wir näher gekommen sind, finden wir, daß das Gebäude selbst ein höchst nobles Aeußere hat und durchaus nicht den Charakter eines Gefängnisses an sich trägt; denn man bemerkt auch nicht eine einzige eiserne Stange vor den tausend erhabenen Fenstern, sondern alle sind unvergittert und spiegelklar. Die Hauptfront des Instituts ist über 700 Fuß lang und besteht aus zwei Flügeln und einem Centrum, auf dem sich der hohe Dom befindet, den man schon aus weiter Ferne bemerkt. Die anderen vierstöckigen Lokalitäten sind für die Wohnungen des Beamtenpersonales und die Patienten bestimmt, und zwar der rechte Flügel für die männlichen und der linke für die weiblichen. Außerdem hat das Hauptgebäude noch drei Seitenflügel nach hinten hinaus, wodurch zwei geräumige Höfe gebildet werden, die jedoch nach der Seite hin, welche dem Hauptgebäude gegenübersteht und an den Gemüsegarten grenzt, offen sind. Der Grundriß der Anstalt bildet demnach die Form eines liegenden gothischen E ( ). Die Anstalt, deren Einrichtung beinahe eine Million Thaler gekostet hat, kann bequem 500 Patienten placiren, doch ist diese Anzahl äußerst selten erreicht, und befindet sich in der Mitte eines geräumigen Platzes, welcher ungefähr vierzehn englische Morgen enthält.

Als wir an einem Dienstage etwa gegen 11 Uhr vor dem Haupteingange erschienen, der sich unmittelbar an der großen Straße, dem Centrum des Gebäudes gegenüber, befindet, öffnete der Pförner, welcher nahe am Eingange ein sehr niedliches Häuschen bewohnt, die verschlossene Thür und ersuchte mich, meinen Namen in das Fremdenbuch zu schreiben. Ich that es und befand mich nun in dem Bereiche der Anstalt selbst. Vor mir lag das Gebäude in seiner ganzen Ausdehnung, und in Front desselben eine Art Park, von dem der linke und rechte Flügel mit üppigen Gebüschen und schattigen Bäumen bepflanzt sind, zwischen denen sich die mit weißem Sand und Kies bestreuten Fußsteige anmuthig hindurchwinden. Der Theil indessen, welcher dem Centrum gegenüber liegt und in dem wir uns befinden, ist ganz eben und mit einem dichten, wohlgeschnittenen grünen Rasen bedeckt, über den zwei Fußsteige etwas aufsteigend zum Haupteingange des Gebäudes selbst hinaufleiten. Der Eingang ist im griechischen Style gebaut, sehr geräumig und wird durch acht schöne korinthische Säulen gebildet, zwischen denen eine breite Stiege von Marmor von ungefähr acht oder zehn Tritten in das Innere des Gebäudes selbst führt. Zunächst gelangen wir in eine sehr geräumige Vorhalle, in der sich die beiden berühmte Figuren von Cibber befinden, welche den rasenden und melancholischen Wahnsinn darstellen, und die früher auf dem Eingangsthore standen, als sich das Hospital selbst noch in Moorfields befand. Beide Figuren haben eine gelagerte Position und erfüllen die Seele des Beschauers mit wahrem Grauen. Sie sind unsers Erachtens als Kunstwerke sehr bedeutend und verdienen allein schon einen Besuch der Anstalt; doch können wir uns nicht länger bei ihnen aufhalten; denn der Portier, dem wir unseren Wunsch, den Hauptarzt der Anstalt zu sprechen, mitgetheilt haben, heißt uns in ein geräumiges Empfangszimmer eintreten, dessen Fenster nach hinten hinausgehen, und dessen Wände mit mehreren großen Grundrissen und architektonischen Plänen der Anstalt geschmückt sind. Außer mir befinden sich hier noch zwei Personen, von denen der eine einen unglücklichen Bruder, der andere einen geisteskranken Sohn besuchen will.

Ich knüpfte mit dem älteren Herrn eine Unterhaltung an, und er theilte mir auf mein Befragen über die Krankheit seines Sohnes die folgende Geschichte mit.

„Ich selbst bin ein Farbenhändler im Westend und obwohl ich es sehr gern gesehen, daß mein Sohn mein Geschäft erlernt hätte, und obgleich ich ihm häufig darüber gütige Vorstellungen zu machen pflegte, so konnte ich ihn doch nie dazu bewegen.

„Ich will kein „Ladendiener“ werden,“ pflegte er dann wohl auszurufen, „und nach aller Welts Pfeife tanzen und rennen. Ich will studiren, will berühmt werden und mir eine anständige, wenn nicht glänzende Position in der Gesellschaft erringen.“

„Seine Mutter fühlte sich durch derlei Aeußerungen geschmeichelt, und anstatt seinem unzeitigen Ehrgeize einen Zügel anzulegen, bestärkte sie ihn nur noch und ich selbst mußte allen ihren Wünschen nachgeben, um nicht vor ihnen als ein kaltherziger, egoistischer Spießbürger zu erscheinen. Und so gab ich nach einigem Zögern meine Einwilligung, ihm eine sogenannte höhere Bildung zu geben, d. h. ich sparte und largte Alles zusammen, um eine hohe Pension in einer „anständigen“ Schule für junge Gentlemen zu bezahlen und ihn stets in neuer Kleidung zu erhalten. Er schien auch alle

Mr. Gladstone, in the course of his speech, said that he was not in the habit of making promises, but he would promise that the Government would not be unmindful of the claims of the Irish Church. (Cheers.) He would not say more than that, but he would say that much. (Renewed cheers.)

Jésus-Christ et la femme adultère. — Tableau de Paul Véronèse, peint pour le réfectoire de Saint-Sébastien de Venise, et aujourd'hui au musée du Louvre. — Jésus-Christ, entouré de ses disciples, est assis sur le bord du chemin. Les pharisiens lui amènent la femme adultère, qu'ils veulent lapider. Jésus-Christ leur répond : « Que celui qui est sans péché lui jette la première pierre. » Les pharisiens s'éloignent, et Jésus-Christ pardonne à la femme adultère.

Verbrechen gegen das Eigenthum, die Ehre und das Leben meiner Unterthanen begehen u. s. w. sind sie nur als Räuber und Mörder anzusehen, und als solche zu bestrafen."

Nicht gar selten desertiren ganze Haufen und ziehen auf eigne Faust, d. h. als Räuber umher. Im Kampfe gegen den Feind benutzt man sie meist nur als Kanonenfutter, und wirkliche wesentliche Dienste haben sie in dem Kriege bisher nur dadurch geleistet, daß sie fortwährend in kleinen Abtheilungen tollkühn über die Donau setzten, die Russen neckten, ihnen keine Ruhe gönnten und unaufhörlich kleine Verluste beibrachten. Neuerdings haben sie bei Eupatoria nicht unwichtige Dienste geleistet.

Pariser Bilder und Geschichten.

Die unbekannten Gewerbe.

Der Vogelprofessor. — Katzenkoch. — Die Schälerin. — Noch ein Wort über den Hirten zwischen vier Zimmerwänden. — Der Knochenfabrikant. — Der Enterer. — Der Unternehmer von Gesetzbüchern.

Kennt Ihr Herrn Beaufils? Ein interessanter Mann. Herr Beaufils ist ein fast schon gebrechlicher Alter, der nur selten spricht, aber dafür ohne Unterlaß pfeift. Seine Fabrik besteht in einem ungeheuren Vogelkäfige; überall sieht man bei ihm nichts als Nachtigallen, Canarien und Hänflinge. Alle Mauern sind mit Käfigen behängt; auf allen Möbeln stehen sie, an der Decke hängen welche, die Fenster sind damit ausgestopft. Die Ohren summen Einem von diesem Gezwitscher.

Mitten im Zimmer steht ein Thronhimmel, unter den sich der Herr Professor stellt, um seinen musikalischen Curs zu halten. Sein kleines Orgelkästchen auf den Knien, mit der ernstesten Miene von der Welt trägt er dann seine Romanzen und Opernarien auf: „Die Wolke sinkt, mein Schäferkind!" oder „Ein Ritter der muß tapfer sein," oder „Es war um halber halber Neune" u. s. w.

Ein gewöhnlicher Canarie kostet 30 Sous, ein holländischer oft 3 Franks. Wenn er aber aus den Händen des alten Beaufils kommt, der seine Erziehung vollendet hat, steigt bei Liebhabern der Preis oft auf's Viersache.

Herr Beaufils nimmt Zöglinge in Kost und leitet die Erziehung auch außer Haus. Zu diesem Zwecke leiht er vollkommen dressirte Canarien aus, die man dann mit einem Neulinge zusammen einsperrt, den man erziehen will. So kann ein Canarie sechs bis acht Wochen seinen Conservationscurs durchmachen. Er singt dann ganz erträglich zwei bis drei Arien und ist erster Tenor oder Sopran in seiner Art. Um auf diese Weise seine Roger und Frezzelini zu bilden, läßt sich Herr Beaufils 5 Franks für eine vollständige Erziehung zahlen, oder 10 Sous die Woche für's Ausleihen seines kleinen Professors.

Die Singschule Herrn Beaufils liegt in einer Gasse nahe beim Temple; dieses Quartier hat er gewählt, weil die Weiber des Temple-Marktes und alle ihre Arbeiterinnen ganz närrisch auf dieses Geflügel sind, seit Eugen Sue mit seiner Rigolette die Canarien in die Mode gebracht hat.

Uebrigens sollte man kaum glauben, wie sehr die Pariser alle Arten von Thieren hätscheln, die Pferde ausgenommen. Viele Leute legen sich alle Arten von Entbehrungen auf, um einen Hund, eine Katze, eine Elster oder einen Papagei aufzuziehen ꝛc. . . . darauf beruhen nun gewisse Gewerbe. Ich kenne eine ganze Familie, wo alle Glieder sich damit beschäftigen, Thiere aufzufangen und ihrem Herrn heimzuführen. Denn täglich versprechen die Anschlagzettel 25, 50, 100 Franks selbst für einen verlaufenen Mops u. s. w., während so viele Männer und Weiber sich in unserm socialen Leben verlieren, ohne daß Jemand einen Franks dafür anbietet. Die Nahrung der Katzen allein ist in den volkreichen Quartieren ein ganzer kleiner Industriezweig.

Davon lebt unter Anderem Bernier und seine ganze Familie: er macht im eigentlichen Sinne des Wortes Katzenrindfleisch. Der Mann ist ein Kind der Auvergne; früher Kohlenhändler, hat ihn ein Zufall aus dieser Stellung in diejenige geschleudert, in der er sich jetzt befindet.

Er wohnt in einem guten Arbeiterviertel; in jedem Hause gab es Hunde und Katzen; es fiel ihm ein Rindfleisch für die Einen, Pasteten für die Andern zu fabriziren, und fügte zu dieser Profession noch die eines kleinen Handels mit Kalbsköpfen hinzu. Bald stand sein Ruf in diesem Quartier auf soliden Füßen; die Kunden kamen in Masse in seine Boutique. Heutzutage würde man glauben, einen Hund oder eine Katze schlecht zu traktiren, wenn man nicht sein Essen von Bernier kommen ließe; wenigstens im Quartier des Temple gilt das als Grundsatz. Bernier ist dort das Faktotum. Von Bernier versorgen sich manches Haus entfernter Quartiere, und manche Augenkatze einer Gräfin tafelt die Pasteten Bernier's, die ein livrirter Bedienter eigends geholt hat. Die Boutique Bernier's trägt die bescheidene Aufschrift: „Zur alten und wahren Viehkost."

Jetzt werde ich Sie in die erheiternden Künste einführen, in den Artikel Phantasie, in das utile dulci, wie die Lateiner sagten. Kommen Sie zu Madame Banard; sie war im Stande, diese schwierigen Dinge in einer einzigen Profession zu vereinigen.

Da sollte ich Ihnen eigentlich eine ganze rührende Geschichte von einer jungen Wittwe von achtzehn Jahren erzählen. Ihr Mann, der seiner liebenswürdigen Frau den nöthigen Wohlstand und einigen Luxus verschaffen wollte, hat sich zu Tode gearbeitet. Er hatte eine kleine Destillation errichtet, wo er für die Parfümeurs und Confiseurs arbeitete. Während der wenigen Tage des glücklichen Zusammenlebens der beiden jungen Gatten hatte die junge Frau vor lauter Zusehen endlich einige sogenannte chemische Geheimnisse gelernt; sie hatte es dahin gebracht, daß sie ihren Mann bei seinen Flaschen und Tiegeln ersetzen konnte, wenn er abwesend war. Trotz ihrer Untröstlichkeit wollte sie daher auch seinen Handel fortsetzen. Sie erinnerte sich, daß ihr Mann ihr oft bei Gelegenheit eines kleinen Diners im Restaurant, das er sich manchmal gönnte, beim Anblick der Citrone gesagt hatte: „Ein gescheidter Mann könnte in Paris sein Glück machen, rein nur mit solchen Schalen, die man wegwirft."

Madame Banard war gescheidt; sie nahm einen Korb unter den Arm und durchzog die Montorgueil-Gasse, dieses Land der Austern. Wenn die Lumpensammler die Kehrichthaufen nach allen Seiten umgekehrt hatten, um ihre Beute herauszuziehen, begann sie ihre Arbeit. Nachdem die Kellner der Restaurants mehrere Male bemerkt hatten, daß eine junge Frau mit so großer Aufmerksamkeit dort suchte, wo so viele andere Leute vorüber gegangen waren, versprachen sie ihr, in Zukunft die Schalen der Citronen und Pomeranzen bei Seite zu legen. Dasselbe thaten die Auskehrer der Theater.

Kurz, Madame Banard brachte ihre kleine Werkstatt zusammen und nahm Aufklauber und Aufklauberinnen in Sold. Diese Werkstatt habe ich gesehen. Stellen Sie sich ein großes Zimmer vor, das von unten bis oben mit geflochtenen Hängematten bekleidet ist, und auf diesen Flechtwerken Millionen von Stückchen von Pomeranzen- und Citronen-Schalen. Mitten in diesem Zimmer sitzen um einen Tisch zwanzig Mädchen, die unter Geplauder, Gelächter und Gesängen die Schalen ausläufeln. Dann giebt man sie in Säcke, in Kistchen und in große Kisten. So heißt die Schale nun Rinde. Von hier wird diese Rinde dann nach dem Auslande, in gewisse Fabriken von Paris geschickt und in die Provinz, wo um holländischer Curaçao, Citronensyrup, Orangeade, Citronade, Limonade, Citronenessenz u. dergl. fabrizirt wird. Das ist nun die Industrie, womit eine liebenswürdige Creatur Glück gemacht hat, so daß sie nun ihrem Hange nachgehen und Kunst und Literatur pflegen kann, wöchentlich einmal eine Loge in der Comédie française und in der großen und italienischen Oper halten kann.

Es giebt noch eine andere Wittwe, die freilich nicht so jung und nicht so hübsch, nicht so gescheidt und am Allerwenigsten so elegant ist als Madame Banard, aber doch Gelegenheit gefunden hat, sich ein anständiges Vermögen zu schaffen und zwar mit nichts Geringerem als mit dickem Kehricht. Die Wittwe Thibaudeau ist „Pächterin der Stiegenkehrung" und zahlt mithin Arbeiter um die

Stiegen fremder Leute zu kehren. Madame Thibaudeau ist mit keinem angebornen Geschmack für Kehrbesen zur Welt gekommen. Man sagt zwar, daß Dichter ihre Vorliebe für Verse mit auf die Welt bringen, und Garköche einen gewissen Instinkt für Küchenherde; bei der alten Thibaudeau aber war es reine Berechnung, die sie bestimmte, sich zu ihrem Handwerke zu entschließen.

Früher war sie bescheidener Weise Hausmeisterin. Sie zog die Hausschnur in einem Hause, das in Paris in einer Gasse beim Temple liegt. Das ganze Haus hatten zwei Fabrikanten, zwei Juweliere inne. Nun hatte die Frau, in einem strengen Winter, den Einfall, ihren Ofen mit dem Kehricht zu heizen, den ihr Besen aufgetrieben hatte. Diese Idee war doppelt vortheilhaft. Sie bemerkte, daß das, was sie bisher als einen elenden Auswurf betrachtet hatte, vermischt mit Torf und Steinkohle ein ganz gutes Brennmaterial abgab. Dann als die schöne Jahreszeit kam, bemerkte sie ferner, daß beim Ausreiben ihres eisernen Küchenzeuges mitten zwischen dem davonfliegenden Staube etwas Hartes Widerstand leistete, das zuweilen gelb aufblitzte. Sie ließ diesen Ansatz examiniren, es war Gold. Madame Thibaudeau hatte den Stein der Weisen entdeckt, die Wissenschaft eines Nicolaus Flavel, eines Paracelsus und Balzaro enthüllt.

Nun pachtete sie das Auskehren der Häuser, wo Goldarbeiter wohnen, mit solchem Erfolge, daß sie ein kleines Vermögen zusammenscharrte; mit demselben unternahm sie dann gleichzeitig ein zweites Geschäft. Sie kaufte in der Nähe von Paris mehrere große Grundstücke, ließ gewisse Schweizerhäuschen daselbst aufbauen, nach denen die kleinen Bürger von Paris lüstern sind, die nun mitten in unserer flachen Umgebung jeden Sonntag singen können: „Hier will ich bleiben und in die Berge blicken."

In einem andern Artikel habe ich Ihnen das Gewerbe eines Herrn Simon beschrieben, der die eigenthümliche ländliche Leidenschaft hat, seine Heerden nach Paris zwischen den vier Wänden seines Dachstübchens auf die Weide zu treiben, das er in einem fünften Stockwerke eines Hauses in der Vorstadt St. Denis gemiethet hat. Herr Simon hat sich seitdem über unsere Benennung „Schäfer im Zimmer" beklagt und behauptet, er sei nur Tracteur! Meinetwegen! Ich benutze diese Berichtigung, um einige nähere Umstände zu denen hinzuzufügen, die wir schon bekannt gemacht haben.

Herr Simon geht als Bauer gekleidet; er trägt Holzschuhe und eine graue Blouse, und sieht also einem Hans Strumpf ähnlich. In seiner ganzen Schäferei habe ich keinen Schäferstab bemerkt; aber dafür ist seine Sprache ebenso blumenreich als im Waldgrund; Rosen und Honig fließen über seine Lippen mitten zwischen allerhand nicht minder parfümirten Vergleichungen. Für ihn sind die Idyllen der Tityrus und der Celadon ganz anständige historische Personen.

Als wir 90 Stufen gestiegen waren und in seinen Stall eintraten, standen wir vor Erstaunen stumm da; ich meinte in eine jener schönen Meiereien vom schottischen Hochland gerathen zu sein; Alles war so sauber und zierlich geordnet, wie in einer Liebhaberbibliothek; daß ich in einem Stalle war, konnte mir nicht einfallen.

Dieser Stall nun unseres Herrn Simon besteht aus zwei langen Räumen, die er in Viehstände eingetheilt hat, in Boxes, wie die Gentlemen sagen. In jeder solchen Abtheilung steht eine Ziege; im Ganzen zählte ich ihrer 52. Oberhalb des Kopfes des Thieres, wo gewöhnlich die Raufen für das Heu der Pferde sind, hat Simon eine Art Schrank angebracht; dieser ist aus weißem Holze, fein gewichst und gefirnißt und enthält das Futter der zarten Bestien. Die Inschriften in großen Buchstaben enthalten z. B. die Anzeigen: „Melie Morvangulotte. — Rübenfütterung für Frau von M..., die an der Leber leidet." — „Marie Noël, hier im Stalle geworfen im Jahre 1851. Aeltern: Johanna und Marius. — Jodheufütterung für den Sohn des Herrn D..., der an Blutarmuth leidet." — Und dann folgen die „besonderen Beobachtungen." Ich will Ihnen nicht all' die Krankheiten aufzählen, die Simon mit Ziegenmilch kurirt, noch auch die wissenschaftlichen Benennungen wiederholen, mit denen er die Arzneien verhüllt, die er seinen Ziegen zu fressen giebt, die ihm als lebendige Apotheken dienen. Ich bin weder Arzt noch Chemiker, und kann daher über sein Verfahren, über seine Heilmethode nicht viel Entscheidendes sagen. Kurios ist diese ganze Heilanstalt und Schäferei jedenfalls.

Und jetzt will ich Sie mit Herrn Oscar Mithat Bekanntschaft machen lassen, der Schinkenknochen liefert. Er hat eine Handlung daraus gemacht und verfährt darin als gemachter Kenner, als Großhändler. Ich könnte Ihnen nun eine ganze statistische Abhandlung schreiben, um Ihnen zu sagen, daß man in Paris wenigstens zwei Drittel mehr Schinken ißt, als Schweine geschlachtet werden. Wenn man daher einen Schinken gegessen hatte, so ließ man die Knochen desselben für den Lehrjungen liegen oder für irgend Jemanden. Dieser trug den Knochen zum Fleischselcher und bekam dafür 2 Sous. Und nun tritt der Knochen seine neue Reise an und kommt wieder in den Handel. Daher suchte man den Schinkenknochen zu fabriziren, da der Fleischselcher den Schinken fabrizirt. Ein Schinken ist also in Paris ein bloßes Kunstwerk der Fleischselcherei, der Anatomie, das ein Jeder dieser Professionisten auszuführen im Stande sein muß. Mancher solcher Knochen circulirt also mehrere Jahre; jeden Morgen wurden sie geschmückt und geziert aus dem Laden getragen und kehrten Abends wieder nackt und geschunden heim.

Die schönen Tage aber für Lehrjungen und Laufburschen sind vorbei. Oscar Mithat liefert für 10 Sous das Dutzend solcher Schinkenknochen und ist im Stande, eine beliebig große Anzahl für den ganzen pariser Verbrauch zu liefern.

Und hiermit habe ich die Ehre, Ihnen den berühmten Eduard, den Entenfabrikanten, den Straßenschreier par excellence vorzuführen. Jedermann kennt Monsieur Eduard; ganz Paris hat bei den Zugängen der Theater einen Mann mit herkulischem Knochenbaue bewundert, seine Stentorstimme, sein anmuthiges Lächeln, wie er sechs Stunden lang heult: „Sehen Sie, meine Herren, was soeben erscheint" und Ihnen dabei eine Schartete verkauft, die seit zwei Jahren „vergriffen" ist. Freilich kann nicht Jeder, der will, sich zum Entenfabrikanten aufwerfen. Man muß sein Publikum herbeilocken können. Monsieur Eduard nun hat keinen Concurrenten. Er verkauft seine kleinen Bücher, unter anderen ein kurioses Gesetzbuch: den „Codex der Portiere." Und nun hören Sie, wie sich Monsieur Eduard dabei benimmt: „Meine Herren, der Codex der Portiere, oder die Ruhe der Miether! Das müssen Sie ansehen, meine Herren; das müssen Sie kennen. Wenn sie einen schlechten Portier haben, schicken Sie ihn mir. Ich decke das Unrecht auf, ich bin der Cabrion der Pipelets, der Schrecken der Thürsteherseelen. Alle Schnüre der pariser Thür-Sultane sind mir schon überschickt worden, um mich damit aufzuhängen. Ich habe mit Verachtung darauf geblickt, denn ich will durchaus meinen Mitbürgern einen Dienst erweisen. Da sehen Sie also her, lesen Sie mir das; ich kann Ihnen damit die Haare zu Berge treiben. Kaufen Sie meinen Codex der Portiere; schon wenn Sie ihn in der Tasche tragen, muß Ihrem Portier die Gänsehaut packen; beim ersten Glockenzuge springt die Thüre auf, selbst nach Mitternacht ꝛc." Außer dem Codex der Portiere hat Eduard und Monsieur Jaeglé, sein Verleger, noch eine Menge von kleinen Büchern, zu einem Sou das Stück, herausgegeben. Da giebt es einen Codex für Eheleute, einen Codex für den Arbeiter, einen für den Bedienten, einen andern für die Todten und einen für Alles. Unter einer sehr leichten Form hat der Mann die gescheidte Idee gehabt, unter dem Volke eine gewisse Kenntniß von Gesetzen zu verbreiten, die Jeder zu wissen vorgiebt und kein Mensch kennt.

Ich will Sie nicht mit dem Codex der Todten behelligen; den praktischen Nutzen desselben habe ich nie recht begriffen; vielleicht ist Ihnen der Codex der Portiere ebenso unangenehm; ich fürchte die Portiere wenigstens ebenso sehr, als den Tod und seine Todten. Aber der Codex des Arbeiters ist ein wirklich ernsthaftes Werk. In einem kleinen faßlich geschriebenen Werkchen hat Jaeglé alle Pflichten und Rechte des Arbeiters zusammengestellt. Er lehrt ihn sein Vaterland lieben, das Gesetz zu achten und sein Recht zu vertheidigen. Bis Dato haben immer nur die Kalender und Almanachs mit ihren Schwänken und Possen die sogenannten populären Aufklärungen enthalten. Wenn man aber in großer Menge und daher zu wohlfeilen Preisen die nothwendigsten Begriffe von Religion, Moral, Geographie, Geschichte, Gesetzgebung, Ackerbau, Gartenkunst ꝛc. verbreiten würde, namentlich in Dörfern und kleinen Städten, so würde der gute Einfluß dieser Bücher sehr bald sichtbar werden.

Blätter und Blüthen.

Eine Vendetta. (Geschichte von der Insel Corsika.) Wohl Jeder hat schon von der Insel Corsika, wo Napoleon I. geboren ward, und von corsikanischer Vendetta oder Blutrache gehört und solche Vendetta-Geschichten gelesen, da sie dem Roman- und Novellenschreiber durch Leidenschaften wilder und dabei ausdauernder Art gar zu verlockende Gelegenheit geben, sich in Ausmalung socialer und moralischer Vulcanität zu zeigen. Die corsikanische Blutrache, noch jetzt trotz Polizei und starker Regierung nicht ausgerottet, ist vulcanische Eruption beleidigter Ehre, glühender Lava von Leidenschaft, die sich, wenn sie einmal ausgebrochen ist, unaufhaltsam aus Familien und Parteien über heimliche Familien und Parteien hinwälzt und nicht eher sich abkühlt, als das Blut des letzten Feindes vergossen ist. Wenn wir eine solche Vendetta-Geschichte aus der neuesten Zeit hier mittheilen, geschieht es nicht, um den Leser an fürchterlichen Leidenschafts- und Blutströmen hinzuführen, sondern blos wegen des Schlusses. —

Der Vendetta-Familienkrieg zwischen den Vincenti's und Grimaldi's (reichen corsikanischen Stämmen), entbrannte aus einem Streit über ein lächerliches Vorrecht, das die eine Familie gegen die andere allein zu haben glaubte. Die Vincenti's trugen gezuberte Mäntel. d. h. solche, deren Kragen wie eine Mönchskappe über den Kopf gestülpt werden können; die Grimaldi's trugen auch solche Mäntel und zwar in der Ueberzeugung, daß sie allein das Vorrecht dazu besäßen. Diese gegenseitige Kreuzung von Vorrechten gab an sich keinen Grund und kein Feuer zu einem Vendettakrieg, aber die gegenseitige Wuth führte bald zu blutigen Streitigkeiten, und als einmal Blut geflossen war, brachen die Vulkane los.

Ein Vincenti ließ eines Tages eine beleidigende Bemerkung gegen einen Grimaldi fallen. Der Grimaldi stürzte sich auf den Vincenti, mit Namen Orso Paolo, und nachdem er geschossen, stach er. Beide Parteien sammelten sich um ihre Häupter und schossen, stachen und schlugen auf einander mit gellendem Rachegeschrei. Es war in der Nähe der Kirche, wo gerade Gottesdienst war. Das Volk stürzte heraus, Männer, Weiber, Kinder und die Priester mit Krucifixen in den Händen, um den Sturm zu beschwichtigen. Aber die Wuth hatte schon ein Hauptopfer verschlungen, Antonio, den ältesten Sohn Ruggero's, des Hauptes der Grimaldi-Familie. Orso hatte ihn erschossen. Der Rachegeschrei der Grimaldi's gegen den Mörder wurde augenblicklich Pathos und Leidenschaft der ganzen Masse, welche mit den Grimaldi's, über Priester und deren Krucifixe hinweg, den fliehenden Orso verfolgten. Letzterer lief wie ein gejagtes Wild nach dem benachbarten Walde, um dort ein Versteck zu suchen. Aber die Verfolger waren dicht hinter seinen Fersen: ihre Kugeln sausten um seine Ohren; ihr kreischendes Racheschrei wälzte sich wie eine Lawine gegen den abwärts Fliehenden. Mitten in athemloser Flucht überlegte er, ob eine Möglichkeit sei, in dem Walde Sicherheit zu finden. Sie kam ihm unwahrscheinlich vor, da er annahm, daß die Feinde jeden Strauch, jede Höhle untersuchen würden.

So entschloß er sich plötzlich, in das einzige, allein stehende Haus, an welchem er vorbei kam, zu flüchten, und sich hier nach besten Kräften zu vertheidigen. Er wußte, daß es das Haus seines tödtlichsten Feindes, Ruggero's, war und daß es jedenfalls leer sei, da in solchen Fällen aufkochender Blutrache Alt und Jung, Weib und Kind thätigen Antheil nehmen. Er war gut gewaffnet, seine „Carchera" voller Patronen, das Haus voller Lebensmittel. Das gab eine Möglichkeit, sich Tage lang zu halten. Orso verbarrikadirte sich in dem Hause und stellte sich mit geladener Büchse an's Fenster. Die Grimaldi's und die Volksmassen sahen ihn und hörten ihn schwören, daß er Jedem, der dem Hause nahe, eine Kugel durch's Hirn jagen werde. Jeder schwankte zurück. Ruggero wüthete wie ein Wahnsinniger, daß der Feind in seinem eigenen Hause Schutz gefunden. Er schrie zum Sturme, Niemand wollte ihm folgen. Da ergriff er eine Pechfackel, zündete sie an und stürzte auf einem Umwege auf sein eigenes Haus, um es anzuzünden. Sein Weib eilte und gellte ihm nach: „Wahnsinniger, unser eigenes, unser einziges, unser letztes Kind schläft in dem Hause! Willst Du Dein eigenes, Dein letztes Kind morden?"

„Laß sie Beide verbrennen," knirschte Ruggero, „wenn nur Orso mit verbrennt! Hussah, Orso soll verbrennen!"

So raste Ruggero weiter und warf den Brand in sein Haus. Er fing. Rasch erhob sich die Flamme und die tanzenden Funken fuhren knisternd im Winde umher. Ruggero's Weib war auf dem Wege zum Hause bewußtlos zusammengesunken und wurde fortgetragen. Ruggero stand vor seinem brennenden Hause inmitten der Seinigen, die mit geladenen Gewehren lauerten, daß Orso nicht lebendig entfliehe. Mit stieren Augen, vorgebogenem Körper, lautlos starrte er in die lodernden, knisternden Flammen. Und als die brennenden Balken einer nach dem andern zusammenkrachten, lachte er plötzlich auf im wilden Jubel und schrie: „Einer wird ihn treffen, einer wird ihn treffen! Ha, wie er sich darunter wälzt und zweifachen Tod stirbt, er verbrennt und er erstickt! Verbrennt, erstickt, zerquetscht! Ha, ha, ha! Ich sehe ihn noch! Ich sehe ihn noch! Schießt ihn todt, wie einen Hund, schießt ihn todt, wenn er flieht! Hat er das Kind auf dem Arme? Hat Einer gesehen, daß er mein Kind auf dem Arme — mein Kind — mein letztes, mein —"

Das ganze Dach brach jetzt krachend zusammen und aus der dicken Rauchsäule züngelten neue, frische Flammen hoch auf. Auch Ruggero war nach einem heulenden Schrei zusammengebrochen und wurde in ein Haus getragen, wo seine Frau im Wahnsinn fieberte und sein Sohn Antonio mit der Kugel Orso's im Herzen im Sterben lag. Als er wieder zur Besinnung kam, blieb er lange unfähig, zu begreifen, was eigentlich geschehen sei. Endlich sah er sich mit dem Brande, sein schreiendes, zusammensinkendes Weib, sein brennendes Haus, sein brennendes, letztes, unschuldiges Kind. Er starrte einige Minuten vor sich hin, dann zog er seinen Dolch und wollte ihn sich in's Herz stoßen. Nur der von Freunden mit Gewalt und Ausdauer gehaltene Arm hinderte ihn daran. Endlich entwaffnete man ihn und entfernte Alles aus seiner Nähe, womit er sich hätte ein Leids anthun können.

Was war aus Orso Paolo und dem Kinde Ruggero's, Franzesko, geworden? Als Ersterer das Haus in Flammen sah, suchte er nach einer Zuflucht, einem Keller, einer Höhle, was ihm Schutz gegen den erstickenden Rauch und die um sich greifenden Flammen gewähren könne. Als er von Zimmer zu Zimmer lief, hörte er das Geschrei des erwachten, erschreckten Kindes. Er sprang hinzu. Das Kind streckte in lebhaftester Angst schreiend seine Aermchen nach ihm aus. Es war Ruggero's Kind. Er ergriff es, um es in die Flammen zu werfen, um die letzte Hoffnung der Grimaldi's zu vertilgen. Die Glut der Rache brannte in ihm heißer als die Flammen um ihn. Er stürzte sich mit dem Kinde an's Fenster, um es erst seinen Feinden zu zeigen und dann wo möglich vor deren Augen in die Flammen zu werfen. Aber unterwegs berührte ihn die schöne, runde Wange des Kindes und traf ihn das schöne, große, bittende, angstvolle Auge der Unschuld plötzlich bis in's innerste Mark. Nein, solche Augen, solche blühende Wangen, solche spielende Locken, solch' ein aufblühendes, heiliges Wesen der Unschuld war mächtiger als das verzehrende Feuer seiner Rache. An seine Wange gelehnt und sich beruhigend — dieses Kindes-Vertrauen war mächtiger als Alles, wie er hernach bekannte — lehnte das Kind auf seinem Arm. Durch Rauch und Flammen grapste er sich hindurch, um einen Ausweg und Schutz zu suchen. Inzwischen stürmten die Leute Castel d'Acquas, eines Verwandten von Orso Paolo, mit Hörnergeschmetter und Schüssen heran und schlugen die Grimaldi's in die Flucht. Als sie das brennende Haus umgaben und hineinschrien, daß Orso nun sicher sei, brach das Haus vollends zu einem brennenden Schutthaufen zusammen. Niemand konnte sich dem Rauche und der glühenden Hitze nähern.

Eine furchtbare halbe Stunde verging. Plötzlich schwoll ein Freudengeschrei von dem benachbarten Orte Olmo: „Cuviva, Orso Paolo! Cuviva, Orso Paolo!" Ruggero's Weib flog an's Fenster, und mit einem wilden Freudengeschrei eilte sie hinunter auf die Straße, hinter ihr her Ruggero und dessen Freunde. Durch jubelnde Volksmassen hindurch trug Orso Paolo, geschwärzt, versengt und verwildert das Kind Ruggero's unversehrt auf dem Arme. Er hatte sich in einem Keller den Flammen zu entziehen gewußt. Die Mutter des Kindes warf sich an die Brust ihres Feindes und des Retters und bedeckte das Kind mit wilden Thränen und Küssen. Ruggero aber stürzte sich stumm und das Gesicht verhüllend zu seinen Füßen.

„Steh' auf, Freund Grimaldi," sagte Paolo. „Möge Gott uns Beiden vergeben, wie wir uns einander."

Die Feinde sanken einander in die Arme, und da sich auch später Antonio erholte, feierten sie ein Versöhnungs- und Freudenfest, das von Olivenzweigen, Musik von Weingläsern, Violinen, Mandolinen und Freudenschüssen überfloß und die ganze Bevölkerung von Olmo mitfeierte. Die Freundschaft der beiden Familien ist seitdem die innigste und treueste geblieben.

Chinesische Uhren. Der berühmte französische Thibet- und China-Reisende, Le Huc, erzählt folgende Art und Weise, wie die gemeinen Chinesen nach der Uhr sehen: „Eines Tages, als wir unsere zum Christenthum bekehrte chinesische Gemeinde besuchen wollten, begegneten wir unterwegs einem Jungen, der einen Ochsen hütete. Wir fragten ihn im Vorbeigehen, ob es schon 12 Uhr sei. Der Junge gukte nach der Sonne, aber sie steckte hinter dicken Wolken, so daß er diese Uhr nicht zu Rathe ziehen konnte.

„Der Himmel ist so voll Wolken," sagte er, „aber wartet einen Augenblick." So lief er in den benachbarten Bauernhof hinein und kam in einer Minute mit einer Katze auf dem Arme zurück. „Seht," sagte er, „'s ist noch nicht 12 Uhr." Dabei zeigte er uns die Augen der Katze, indem er deren Lider aufwärts schob. Wir sahen den Jungen erstaunt an, aber er war augenscheinlich im vollen Ernst, und die Katze, obgleich ihr die Operation unangenehm schien, war doch offenbar daran gewöhnt und benahm sich sehr verständig, als wäre es ihr eigentliches Geschäft, Uhr zu sein. Wir sagten: „Sehr gut, mein Junge, besten Dank," und lachten, da wir uns schämten, uns von dem Jungen belehren zu lassen. Als wir aber unsere Freunde fanden, war es unser Erstes, nach dem Sinne dieser Operation mit der Katze zu fragen. Sie wunderten sich sehr über unsere Unwissenheit und sammelten bald ein paar Dutzend Katzen aus der ganzen Nachbarschaft, um uns zu zeigen, daß die Uhren in deren Augen alle richtig gingen. Die Pupillen der Katzenaugen wurden bis Mittags 12 Uhr immer kleiner, und erreichen dann ihre engste Zusammenziehung in Form einer feinen Linie, wie ein Haar, perpendiculär über das Auge gezogen. Dann dehnt sie sich allmälig wieder aus, bis sie Nachts 12 Uhr die Form einer ziemlich großen Kugel erreichen. Man versicherte uns, daß jedes Kind bald eine große Fertigkeit und Genauigkeit in Angabe der Zeit aus den Katzenaugen erreiche. Wir selbst überzeugten uns sofort, daß die Uhren sehr richtig gingen und genau übereinstimmten. Wir wollen hoffen, daß wir mit Enthüllung dieser chinesischen Art, Chronometer und Uhren zu ersetzen, die edele Kunst unserer Herren Uhrmacher nicht beeinträchtigen. Minutenzeiger fehlen doch immer noch in den Pupillen von Hinz dem Kater und Suse der Katerine.

THE GARDENERS' CHRONICLE.

WEEKLY JOURNAL OF HORTICULTURE, AGRICULTURE, AND RURAL AFFAIRS.

No. 1.] SATURDAY, APRIL 7, 1860. [Price 3d.

Notes.

A Meeting of the Council of the Royal Horticultural Society was held on Tuesday last, when the Report of the Committee appointed to consider the Charter of Incorporation was received and adopted. The Report will be published in the Journal of the Society, and we shall therefore refer to it when that publication appears.

The Council have also appointed a Committee to consider the Bye-laws, and to report upon the best mode of carrying out the objects of the Society. The Committee consists of the Duke of Devonshire, Lord Ashburton, Lord Hardwicke, Lord Talbot de Malahide, Sir Joseph Paxton, Sir Charles Lemon, Sir Walter Trevelyan, Mr. Bentley, Mr. Bidwell, Mr. Bunyard, Mr. Cuthill, Mr. Fleming, Mr. Gaines, Mr. Gibson, Mr. Glendinning, Mr. Gordon, Mr. Hibberd, Mr. Hoare, Mr. Hogg, Mr. Lee, Mr. Lindley, Mr. Mangles, Mr. Marnock, Mr. Miller, Mr. Moore, Mr. Rivers, Mr. Robson, Mr. Rucker, Mr. Saul, Mr. Standish, Mr. Thompson, Mr. Turner, Mr. Veitch, Mr. Wilson Saunders, Mr. Wood, and Mr. Wyatt.

The Council have also appointed a Committee to consider the Rules and Regulations for the Management of the Garden at Chiswick, and to report upon the best mode of carrying out the objects of the Society. The Committee consists of the Duke of Devonshire, Lord Ashburton, Lord Hardwicke, Lord Talbot de Malahide, Sir Joseph Paxton, Sir Charles Lemon, Sir Walter Trevelyan, Mr. Bentley, Mr. Bidwell, Mr. Bunyard, Mr. Cuthill, Mr. Fleming, Mr. Gaines, Mr. Gibson, Mr. Glendinning, Mr. Gordon, Mr. Hibberd, Mr. Hoare, Mr. Hogg, Mr. Lee, Mr. Lindley, Mr. Mangles, Mr. Marnock, Mr. Miller, Mr. Moore, Mr. Rivers, Mr. Robson, Mr. Rucker, Mr. Saul, Mr. Standish, Mr. Thompson, Mr. Turner, Mr. Veitch, Mr. Wilson Saunders, Mr. Wood, and Mr. Wyatt.

The Council have also appointed a Committee to consider the Rules and Regulations for the Management of the Garden at Chiswick, and to report upon the best mode of carrying out the objects of the Society. The Committee consists of the Duke of Devonshire, Lord Ashburton, Lord Hardwicke, Lord Talbot de Malahide, Sir Joseph Paxton, Sir Charles Lemon, Sir Walter Trevelyan, Mr. Bentley, Mr. Bidwell, Mr. Bunyard, Mr. Cuthill, Mr. Fleming, Mr. Gaines, Mr. Gibson, Mr. Glendinning, Mr. Gordon, Mr. Hibberd, Mr. Hoare, Mr. Hogg, Mr. Lee, Mr. Lindley, Mr. Mangles, Mr. Marnock, Mr. Miller, Mr. Moore, Mr. Rivers, Mr. Robson, Mr. Rucker, Mr. Saul, Mr. Standish, Mr. Thompson, Mr. Turner, Mr. Veitch, Mr. Wilson Saunders, Mr. Wood, and Mr. Wyatt.

Von Elsje kamen ebenso erfreuliche Botschaften. Sie war von Cornelis van Breigem selbst zu Mevrouw van Groote geführt worden. „Die edle Frau — und wie ist sie schön und stattlich," schrieb Elsje, „hatte sie mit herzgewinnender Güte und Freundlichkeit aufgenommen und bisher in stets wachsendem Maße behandelt. Das Wort, sie zu halten, wie ihr eigen Kind, hatte sie getreulich bethätigt. Elsje gewann sich bald ihre volle Liebe, ihr unbedingtes Zutrauen. Alle Schränke und Truhen standen ihr offen, und als ihre alte Amme, die Leibdienerin bei ihr war, starb, rückte Elsje in diese ungemein bevorzugte Stelle ein. Sonst pflegt das den Neid der Mitdiener in hohem Grade zu erregen; aber Elsje's liebes, treues und freundliches Wesen ließ so etwas nicht einmal keimen, geschweige aufgehen und arge Frucht tragen. Sie war Allen gefällig, rieth, half, diente Allen, und gewann sich so ihre vollkommenste Liebe. Dabei stand sie bei Allen in hoher Achtung, durch ihren sittlichen Ernst und ihre Strenge in der Zucht und Ordnung, also, daß sie die von Allen hochgeschätzteste Schiedsrichterin in allen Zwisten war.

Solche Nachrichten dienten dazu, die Familie van Houwening glücklich zu machen, selbst unter dem schweren Drucke der Zeit, und Piet hörte die Kunde von Elsje allemal am Abend, wenn er kam. Dies war jedoch nicht regelmäßig der Fall, denn er war der beliebteste Schiffer der Offiziere von Löwenstein geworden, die sich von keinem Andern heimfahren ließen. Die Soldaten der Besatzung des Schlosses kannten ihn als den Liebling ihrer Befehlshaber, und erwiesen sich freundlich gegen ihn. Sein Verdienst wuchs und mit ihm seine Heiterkeit und sein Eifer. Er konnte wieder einen Sparpfennig zurücklegen und sah sich in der Weise dem Ziele seiner Wünsche näher rücken, das machte ihn fröhlich und die Grüße Elsje's unendlich glücklich.

IV.

Vielleicht selten mag es geschehen sein, daß zwei Menschen, der Eine in ein dienendes, der Andere in ein befehlendes Verhältniß kamen, die in allen Punkten so sich ähnlich waren, wie Elsje van Houwening und Mevrouw Maria de Groot. Freilich ist da nur von dem inwendigen Menschen die Rede, denn das Alter hätte eben sonst allein schon einen Unterschied begründet, welcher ausreichend gewesen, sie als sehr verschieden zu bezeichnen. Diese innere Verwandtschaft, diese Gleichheit der Seele, möchte man sagen, fühlt sich schnell heraus. Es ist, als ob von dem Menschen ein geistiger Hauch ausgehe, der anziehe oder abstoße, der Verwandtes berühre und sich daher als solches zu verstehen gebe oder das Gegentheil wirke. So war es bei Elsje und ihrer Mevrouw. Beide erkannten sich schnell als verwandte Naturen, denn es war ja in ihnen, wie bei zwei gleichgestimmten Saiteninstrumenten, der Ton des Einen weckt die gleichen Saitenschwingungen des Andern, und es fehlte in jenen Tagen an Ereignissen nicht, welche die wechselnden Stimmungen hervorriefen, bald so, bald so, bald froh, bald traurig. Allmälig aber kam es, daß die letzteren die Ueberhand bekamen, namentlich in dem Leben des Rathspensionärs Hugo de Groot.

So hoch gelahrt und geachtet dieser seltene Mann war, so hatte er doch der bittern Verfolgung, dem grimmigen Hasse nicht entgehen können, denn es war die Zeit der erbittertsten Religionsstreitigkeiten, welche Holland in zwei Lager theilten, aus denen des Hasses Flamme zum Himmel auflohete, und sie meinten in ihrer Blindheit, das sei gottgefällige Glut.

In solchen Zeiten lösen sich die heiligsten Bande, scheiden sich die Herzen, die sich gehörten, in Summa, es wird Inneres und Aeußeres anders, denn es gewesen ist in ruhigen Zeiten, da der Friede seinen Palmenzweig schwang und die Liebe waltete. Wer hätte früher denken können, es breche ein Wetter herein über das Haupt des weltberühmten Mannes, und seine Schläge drohten ihn zu verderben? Und doch war es so.

Die Glaubensstreitigkeiten der Arminianer und Gomaristen hatten schon lange gewaltet und wahrlich, keinen Segen gebracht in einem Lande, welches der äußere Krieg so lange und schwer heimgesucht. Hugo de Groot gehörte den Ersteren an und verfocht ihre Sache. Man nannte sie, von einer Vertheidigungsschrift her, auch Remonstranten.

Als aber die Synode von Dordrecht gesprochen hatte, brach die Verfolgung herein und traf zunächst die hervorragendsten Glieder der Gemeinschaft, und auch über den mächtigen Rathspensionär der Stadt Rotterdam, Hugo de Groot, brach sie herein. Er wurde eingekerkert und darauf zur lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilt, die er auf dem festen Schlosse Löwenstein bei Gorkum zu verbüßen hatte. Dorthin wurde der edle Mann gebracht, und seine Haft war anfänglich sehr hart und enge, bis nach und nach mildere Behandlung eintrat und man dem „hochgelahrten Herrn" so viel Bücher zukommen ließ, als er zu seiner gelehrten Beschäftigung bedurfte und wünschte. Sonst wurde er sehr menschenfreundlich und gut behandelt. Ja es wurde nicht einmal die strenge Wachsamkeit geübt über die Bretterkiste, darinnen ihm die Bücher geschickt wurden.

Der Schlag, welcher den geliebten und hochverehrten Gatten traf, fiel mit ganzer Schwere auf das Haupt Maria's, seiner Gattin. Er kam so wuchtig und schwer, daß er sie anfänglich völlig betäubte und der Schmerz alle ihre geistigen Kräfte lähmte. Recht viele und große Liebe wurde ihr bewiesen, und solche Theilnahme hätte sie trösten mögen, wäre nicht das Herz zu schwer und tief getroffen worden.

Er sollte leben und doch todt sein! Nicht todt und doch für dieses Leben von ihr geschieden! Er sollte die einsame Haft dulden und sie frei sein! Er sollte leiden und sie ihn nicht pflegen! Das waren Gedanken, die den Geist einer noch so starken Frau trüben und erschüttern konnten, zumal sie wußte, daß er unschuldig dieses Urtheils Schwere trug.

Wenn sich an das Mißgeschick, an das Leiden, welches unsre Liebsten und Theuersten trifft, noch ein Schimmer von Hoffnung schmiegt, wenn es noch eine Handhabe bietet, daran die Liebe den Anker der Hoffnung befestigen mag, und wäre das Ankertau auch nur der Faden einer Spinne, dann drückt es nicht völlig zu Boden; aber wenn, wie mit dem Schwertstreich des Nachrichters, jeder Faden des Lebens, der ja auch noch ein Faden der Hoffnung ist, zerschnitten wird, ja, dann gehört eine rechte Kraft dazu, solch Schicksal zu tragen, ohne alsogleich von seinem breiten Fuße zertreten zu werden, und solche Kraft ist nur eine — die des Glaubens. Eine andere giebt's nicht. Maria de Groot wurde fürchterlich von dem Urtheile, welches über ihren edlen Gatten gefällt wurde, getroffen. — Niedergeschmettert war das edle Weib, wie von einem Donnerschlage. Sie war unzugänglich jedem Troste, der ohnehin oft so leidig ist, weil nichts dahinter ist, nicht einmal Wahrheit, sondern eitel Heuchelei. Wie könnte da solches Wort Friede wirken? Das empfand Frau Maria wohl tief und schmerzlich. Um so inniger schloß sie sich an das einzige Wesen, welches ihr blieb, welches ihr in wahrer, ächter Liebe zugethan war, an die liebliche Elsje. In diesem Herzen wohnte Treue, aufrichtige Theilnahme, ächte Liebe. Niemanden ließ sie mehr zu sich, Elsje und sie lebten allein und einander genug, und Beide richteten sich auf im belebenden Hauche des Glaubens und in seinem warmen Strahle. Die weite Trennung von ihrem Gemahle aber lag drückend auf der Seele der edlen Frau.

„Was hindert Euch, Mevrouw," sagte eines Tages Elsje, „diese Stadt zu verlassen und nach Gorkum zu siedeln? Meines Vaters stilles Häuslein steht Euch offen; ja, es wird leicht sein, daß er Euch ein Stüblein einräumen kann, von dannen Ihr Löwenstein sehen könnt, was gewiß zu Eurer Ruhe beiträgt."

Frau de Groot faßte des Mädchens Hände mit Heftigkeit. „Kind," sagte sie, „glaubst Du, daß das gehe? Glaubst Du, daß ich dort heimlich sein könnte?"

„O, da wird Euch keine Seele vermuthen, kein Auge sehen!" rief Elsje aus. „Es sind Eure Glaubensgenossen und treue Seelen, auf die Ihr bauen könnt, wie auf Felsengrund!"

Frau de Groot sann, dann sagte sie zu Elsje: „Schreib heim, ob es gehen könne, aber bald!" —

In van Houwening's Hause war um Elsje große Sorge eingekehrt. Die Verurtheilung Hugo's de Groot war kein Geheimniß geblieben unter den Remonstranten. So hatte durch vertrauliche Mittheilung auch der Gärtner Kunde davon erhalten; aber, wie es mit mündlichen Ueberlieferungen zu gehen pflegt, so kam es denn auch hier: Das Kleine wächst zu riesiger Größe heran, und das Mäuslein wird zum Elephanten. Es hieß nämlich, und Daatselaar theilte es ihm mit, nicht nur sei der Rathspensionär zu ewiger Haft verurtheilt und nach Löwenstein gebracht worden, sondern auch seine Gattin und das dem Ehepaar treu ergebene Dienstbotenthum des Hauses sei wegen seiner Treue gegen die Herrschaft zu

vieljähriger Einsperrung nach Middelburg gebracht worden. — Daß da Elsje der härteste Spruch getroffen, das lag außer allem Zweifel, denn sie wußten ja, wie das Kind zu der edeln Frau stand, und sie zu ihm.

Wie gelähmt waren sie alle und Piet, der seiner Hoffnungen Ziel in eine nebelgraue Ferne gerückt sah, war wie eine Bildsäule. Was die Armen in dem trostlosen Wahne bestärken mußte, das war das Ausbleiben aller Nachrichten von Elsje, mit denen sie sonst nicht zu kargen pflegte. So verging eine Woche nach der andern; Piet wußte, daß Herr de Groot in Löwenstein war; allein weiter konnten ihm die Offiziere nichts sagen.

„Sie darf nicht schreiben, sonst würde sie es gewiß thun!" sagte die weinende Mutter. „Du, mein armes, gutes Kind! Ach, wie hart, hinter Mauern eingeschlossen sein ohne alle Schuld als die, daß man seinem Glauben treu und in der Liebe zu guten Menschen beständig ist!"

„Gerade das wird ihr die Haft leicht machen," sagte der Gärtner tröstend zu seiner Frau. „Sie hat das Zeugniß eines guten Gewissens, und das gilt vor Gott, auch ohne Brief und Siegel!"

Wenn er das auch aus innerster Ueberzeugung sagte, so war dennoch sein Herz voll Trauerns um seines lieben Kindes Loos, und er machte sich innerlich bittere Vorwürfe, daß er die Schuld trage, weil er sie dorthin gebracht, wo das Unglück über sie kam.

Endlich fiel ein lichter Sonnenstrahl in dies Dunkel. Es kam ein Brief von Elsje und nicht aus Middelburg, sondern aus Rotterdam und auf dem Wege, auf dem auch die früheren gekommen waren.

Schon diese äußeren Umstände gaben der Hoffnung Raum, sie sei wieder ledig ihrer Haft; als aber der Gärtner den Brief erbrach und laut vorlas, da jubelten die Herzen in Preis und Dank zum Herrn, denn es war ja Alles, was sie beängstigt hatte, eitel Lüge. Sie war nie verurtheilt, nie verhaftet worden. Nur die betrübte Lage ihrer Herrschaft, die ihrer Herrin alsdann, war der Grund ihres langen Schweigens gewesen. Innig sprach sie ihr volles Mitleiden aus gegen die unglückliche Frau, die sie so sehr liebte; aber dann kam ein Punkt, der plötzlich dem Gärtner Schweigen auflegte bis die Kinder entfernt waren; alsdann las er vor der Mutter und Piet weiter und enthüllte den Plan des Mädchens, mit ihrer Herrin nach Gorkum zu kommen und heimlich sich daselbst und im Vaterhause aufzuhalten.

„Ach, du lieber Gott," sagte die Mutter, ihre Hände zusammenschlagend, „wie soll denn das gehen? So eine Dame und unser Häuslein!"

Durch Piet's Seele fuhr's wie ein zuckender Strahl. „Elsje kehrt zurück!" der Gedanke machte ihn von unaussprechlicher Lust und Freude erbeben.

„Tante Kaatje," sagte er, „lasset den Ohm Claas weiter lesen. Es ist nicht Elsje's Art, ein Schloß in die Luft zu bauen. Was sie will, das hat sie überlegt, rechts und links, hinter sich und vor sich. Ich wette mein Boot gegen eine oberrheinische Nußschaale, sie weiß Rath, und macht's gerecht, daß an der Möglichkeit der Ausführung kein Zweifel ist!"

„Da hast Du wieder einmal Recht, Neef Piet," versetzte der Gärtner, der, während dieses Zwiegespräch zwischen der Mutter und Piet, stille das Weitere des Briefes überlesen hatte. „Das Kind ist klüger als wir Alle. Hört nur weiter!"

Er las: „Die Sache, herzlieber Vater und herzliebe Mutter, hab' ich mir recht sonderlich überlegt; denn da ist ein stürmisch Zufahren vom Uebel, wo es gilt, für eine tief bekümmerte, edle Frau ein verborgen Winklein zu suchen, von dannen sie ihres Gatten Gefängniß sehen möchte, auf daß sie ihm näher sei, und darin einen Trost fände, und ein Strohhälmlein, daran sich ihre Hoffnung möge halten. Ist mir's denn auch in die Seele gekommen, wie es könnte gemacht werden, ohne große Hinderniß und viel Umschweifens, und das solcher Gestalt: Ihr wisset ja, herzlieber Vater und herzliebe Mutter, daß wir das Hinterstüblein neben der Küche haben. Es ist wohl enge und klein, aber die edle Frau ist also demüthig, daß sie sich vollkommlich damit begnügt, sintemalen sein Fensterlein gegen Schloß Löwenstein schaut, woselbst ihr Eheherr sitzt im Gefängniß und vielleicht in schweren Ketten und Banden. Nun weiß ich wohl, daß darinnen Kaatje und Mietje, Piet und Niel's schlafen, und ist kein ander Plätzlein wohl für sie zu finden; aber Tante van Halver und unser lieber Piet haben ein solch' Stüblein ledig und brauchen's nicht. Was hindert's, daß der Kinder Bettlein in der Stille hinüber gebracht werden und solche allabendlich hinüber gehen, zu schlafen? Niemand sieht's, Niemand weiß es. Redet mit der guten Mutter van Halver, die Ihr wohl grüßen müsset und mit meinem lieben Piet, und es wird gehen. Schreibt mir bald. Grüßet mir Piet und alle unsere Kinder. Wie geht's unserm Jan in Haarlem und unserm Claas auf dem Lammetje? Mich verlanget herzlich nach Euch Allen! Seid Alle Gott befohlen!"

Piet wäre fast in einen Ausruf der im Herzen zusammengepreßten Freude ausgebrochen, als sie ihn *ihren* lieben Piet nannte, und zu den „Allen," nach denen sie herzlich verlangte, gehörte er ja auch; aber er wurde doch Herr über sein Gefühl und wartete, was van Houwening sagen werde, als er den lieben Brief sorgfältig zusammengelegt.

„Siehst Du's, Kaatje," nahm er dann das Wort, „daß Neef Piet Recht behält. Es ist ein kluges Ding, und wo das eine Sache anfaßt, da geht's."

„Geht's denn?" fragte seine Frau, die zwischen der Freude, ihr theures Kind wieder um sich zu haben und dem erschreckenden Gedanken an die Anwesenheit einer so vornehmen Dame unter ihrem bescheidenen Dache ordentlich hin und her geworfen wurde.

„Ob's geht, Kaatje, darüber wird Neef Piet und seine gute Mutter zu entscheiden haben," sagte der Gärtner und sah Piet forschend in das große strahlende Auge, in dem die Hoffnung, Elsje wieder zu sehen, leuchtete.

„Ob's geht?" rief Piet. „Blexem! Es *muß* gehen, sag' ich Euch, Ohm Claas, und sollt' ich mir auf der Linde ein Nest neben die Elster bauen, die da hauset seit langen Jahren und alle Jahre ihr Nest länger bauet, daß es schier wie ein Fischkorb aussieht; aber das Alles ist nicht nöthig; nicht einmal das Küchenstüblein; denn die Buben schlafen in meinem Kämmerlein und die Mädchen in dem der Mutter. Es ist Platz genug!"

„Ach, du lieber Herr!" rief die Gärtnerin, „so wär's ja fix und fertig! Aber, aber, die Dame! Claas, die Dame!"

„Kaatje, die ist keine Menschenfresserin, wie die auf der Insel, da sie den Matrosen van Diemens verspeisten!" sagte lächelnd der Gärtner. „Wäre sie das, so lebte Dein Elsje schon lange nicht mehr!"

„Wer denkt denn an so etwas?" wehrte die Gärtnerin ab, nicht ohne von dem Spotte ihres Mannes unangenehm berührt worden zu sein.

„Ist *so* bös nicht gemeint gewesen," sagte der Gärtner begütigend. „Ich weiß wohl, was Dich quält. Erstens, der Gedanke an ein vornehm Bette; da laß Du Dein Elsje sorgen. Das weiß so gut, wie es bei uns bestellt ist, wie Du und ich, und das wird schon sorgen; und sodann das Essen kochen. Du kochst aber, wenn Du's hast, vortrefflich, und Elsje wird auch wissen, was die edle Frau begehrt. Ueberdies waren die van Reigersberg sehr reich und der Rathspensionär von Rotterdam hat auch eine Einnahme gehabt, die ein Bischen weiter reicht, als die des Claas van Houwening, wenn auch die Herren de Groot in Delft nicht zu den reichsten Leuten in Altniederland wären gerechnet worden. Da brauchst Du nicht Vorspann zu leisten! Sei aber dem Allem, wie ihm wolle, laß auch hier den lieben Gott gewähren, der unsere Burg und unser Fels ist, darauf wir bauen!"

„Amen!" schloß Piet. „Ihr macht immer Euern Schluß am Besten, Ohm Claas, gerade wie unser Domine. Wenn der ein rechtes Kraft- und Kernwort gesagt hat, so folgt allemal das „„Amen,"" das hab' ich ihm abgemerkt. Wozu sich da den Kopf zerbrechen? Wir lassen's kommen. Die Hauptsache ist abgemacht, und es ist mir recht lieb, wenn meine alte Mutter nicht so allein schläft; denn die Opwerkens überfallen sie manchmal in der Nacht. Dann ist auch Hülfe da und mit den Jungens werd' ich prächtig zurecht kommen, und sie recht an's Frühaufstehen gewöhnen. Das ist ihnen gut, denn die „„Blexemskeerle"" sind ja Morgens, wenn ich komme, gar nicht wacker zu machen. — Schreibt nur gleich an's Elsje, es sei alles rund gemacht und es solle nur *bald* kommen. Uns verlangte auch herzlich nach ihr."

Der Gärtner sah ihn lächelnd an und sagte scherzend: „Wenn's wahr wäre?"

„Blexem!" rief Piet und schlug auf seine hohe und breite Brust, daß es hämmerte. „Zweifelt Ihr daran?"

„Wahrlich nicht!“ entgegnete lachend der Gärtner, und selbst die so sehr sich quälende Frau lachte.

Piet wurde roth, wie mit Blut übergossen, als er sah, wie es gemeint war, und lief eilig von dannen.

Der Brief wurde dann geschrieben, und die Mutter rastete nicht, bis alle ihre Bedenken, Wort für Wort darin standen, damit Elsje, wenn es etwa an Manches nicht sollte gedacht haben, darauf aufmerksam würde, besonders auf das Bette und seine Laken und auf das nöthige kostbare Geräthe für das Stüblein und für die Speisen der edeln Frau.

Alle diese Sorgen waren rein überflüssig, denn Kisten und Kasten waren bereits an Bord des Lammetje, welches damals gerade an dem Kanale auslud, der unfern des prachtvollen Hauses des gefangenen Rathspensionärs sich befand. Mit ihrem Bruder Claas besprach Elsje noch das Nöthige, ehe dieser Rotterdam verließ, damit er alle beängstigenden Zweifel ihrer Mutter im Voraus löse und die Sorge, welche aus des Vaters Brief hervorleuchtete, aufhebe oder in ihrer völligen Nichtigkeit zeige.

V.

Het Lammetje war abgesegelt mit Kisten und Kasten für Frau de Groot, und Elsje hatte mit ihrer Umsicht so gesorgt, daß der Mutter auch nicht die kleinste quälende Sorge übrig blieb; aber seit diesem Tage war Vieles anders geworden für Frau de Groot und Manches hatte einen freundlicheren Anstrich gewonnen. Der Commandant von Löwenstein mußte, wie es schien, berichtet haben, wie Herr de Groot durch Langeweile mehr geplagt werde als durch seine Haft. Trotz des Parteihasses erkannte man die hohen Verdienste des gelehrten Mannes an und gestattete ihm, zu lesen und zu schreiben. Zum Lesen aber gehören Bücher. Es wurde ihm dann auch gestattet, seiner Gattin zu schreiben, natürlich in einem unversiegelten Briefe, welche Bücher er aus seiner Büchersammlung oder aus der der Universität Leyden zu haben wünsche.

Das war ein rechter Trost für das leidende Gemüth der unglücklichen Frau. Sie hörte, daß er ohne Fesseln sei; daß er menschenfreundlich behandelt werde; daß ihm jetzt auch Arbeit und täglich freie Bewegung auf den Wällen und Bastionen der Festung gestattet worden sei. Wie dankte sie Gott für diesen Trost! Und wie eilte Elsje, die Bücher in einen breiten und langen Kasten zu packen, die er zu haben wünschte!

Den Kasten sandte sie nach Gorkum an Baas Daatselaar mit einem Schreiben, daß Piet van Halver ihn nach Löwenstein führen möge und in die Hände des Commandanten abliefere.

Frau de Groot hatte den Gedanken, sich heimlich nach Gorkum zu begeben, einem Freunde ihres Gatten vertraut. Mit großem Erstaunen blickte sie dieser an und sagte: „Warum denn aber heimlich, Mevrouw? — Ihr seid ja völlig frei und Herr über Eure Handlungen. Keine Menschenseele wird es Euch wehren, Euch hinzubegeben, wohin es Euch beliebt. Und wer weiß, wenn einmal die erste Zeit vorüber, die erste Leidenschaft verraucht ist, ob man Euch nicht gestatten wird, Euern Eheherrn zu besuchen? Entfernet Euch aber ja nicht heimlich. Das könnte gar schlimmen Einfluß auf ihn und Euch haben. Nein, zeigt's vielmehr dem jetzigen Rathspensionär schriftlich an, Ihr würdet Euch nach Gorkum zurückziehen in die Stille, welche Euerer Lage mehr zusage als das Geräusche Rotterdams, und — um Eurem Herzen zu genügen, das vielleicht ruhiger sich in das schwere Geschick ergebe, wenn es wisse, es schlage in der Nähe des Mannes, mit dem Euch Gott verbunden und mit dem Ihr gern die Einsamkeit der Haft theilen möchtet, wenn nicht ein härterer Spruch es Euch versagte.“

Das war gewiß ein guter Rath, und Frau de Groot erkannte ihn dankbar als solchen an und befolgte ihn getreulich. Wenn auch nicht die Bemerkung über das Theilen der Haft ihres Gatten völlig unbeachtet blieb, so dachte doch Niemand daran, ihr die Uebersiedelung nach Gorkum zu wehren.

Demnach brachte sie mit Elsje's Beihülfe ihre Sachen in die bestmöglichste Ordnung; übertrug dem Freunde, der ihr so gut gerathen, die Oberaufsicht über Alles und ließ ihre treuen Dienstboten im Hause. Dann erst trat sie allein mit Elsje die Reise an, die es denn nicht versäumt hatte, sie mit der Armuth ihrer Aeltern, der Enge der Räumlichkeit, da sie wohnen würde, und Allem bekannt zu machen, was etwa einen unerwartet übeln Eindruck auf sie hätte machen können, wenn sie es vorher nicht gewußt hätte.

Die Reise von Rotterdam bis Gorkum hatte in jenen Tagen eines ungemeinen langsamen Verkehrs eine Langweiligkeit, die nur ein niederländisch Gemüth in Ruhe und Ergebung tragen konnte. Sie wurde nur mit Treilschuiten, was einfach Ziehschiff heißt, vollbracht. Bald hielten sich begegnende Fahrzeuge auf; bald riß ein Tau; bald mußte eine Ophalbrug oder Zugbrücke entfernt werden. Ging es dann ruhig und sanft, aber langsam und besonnen weiter, so hatte man vom Schiffe keine andere Aussicht als wider den nahen Damm. Eine Unterbrechung war es, wenn eine Windmühle, das Wahrzeichen Hollands, sichtbar wurde, deren Flügel entweder schlaff und träumerisch herabhingen und hinauf starrten oder sich träge, manchmal aber in raschem Wirbel bewegten, wenn ein lebhafter Land- oder Seewind scharf in die Flügel fuhr.

Da saßen denn Frau de Groot und Elsje, die Füße auf dem wärmenden Stoofje oder verschlossenem Kohlenbehälter, neben sich das, hochdeutsch kaum anständig zu nennende Kwispedoosje, und unterhielten sich entweder leise oder starrten die Dämme und Windmühlen an oder schliefen sanft in einer Siesta, welche zwei Drittheile des Tages einschloß. Eine Stadt oder ein Dorf weckte sie dann und bot wenigstens auf einige Zeit eine angenehme Unterhaltung, die jedoch bald wieder bei dem Charakter der Landschaft verflachte.

Endlich erschien Löwenstein und die Thürme von Gorkum. Das war ein Anblick, der das Herz ergriff und in seiner Tiefe erschütterte. Wie manche Thräne rann über die schönen, wenn auch bleichen Wangen der gebeugten Frau! Sie hatte sich vorgenommen, ihrem Schmerze den Ausbruch zu versagen; aber wie war das eine Selbsttäuschung! Wie pochte das Herz so stürmisch und wie fühlte es gerade jetzt, so nach dem geliebten Manne, die Trennung so hart und schwer!

Auch Elsje's Herz pochte fast gewaltig.

Die Zeit, in der sie die Ihrigen nicht gesehen, war ihr wie eine Ewigkeit erschienen. Jetzt, so nahe, wollte die Sehnsucht sich nicht bewältigen lassen. Als sie hinausblickte, stand Piet da. Piet, ihr Piet, an dem ihre treue Seele hing. Es schien, als wolle er mit seinem glänzenden, blauen, großen Auge das Bord der Treilschuit durchdringen, um zu sehen, ob sein „Meisje“ darinnen sei (sein Mädchen). Wie war er frisch und blühend, wie stattlich und gut gekleidet; zwar braun, aber doch so schön! Und jetzt erst erkannte sie ihre beiden jüngeren Brüder; prächtige, kräftige Buben, mit den guten treuen Zügen, wie Jan und Claas, und hinter ihnen stand der Vater und die Mutter, beide frisch und gesund und wohl aussehend, im Gesichte den Ausdruck gespannter Erwartung. Sie zitterte vor Freude. Die Thränen traten in ihre Augen und sie dankte dem Herrn für das Glück. Aber fragte sie sich selbst, was sind das für zwei bildhübsche, blühende Mädchen neben der Mutter?

Nach wenigen Minuten des langsamen Näherrückens hätte sie fast laut aufgeschrien, denn sie erkannte ihre jüngern Schwestern in den lieblichen Mädchen.

So war hier die Freude, die ein Herz im tiefsten Grunde aufregte, dort das Leid, was Gleiches hervorbrachte, wenn auch in anderem inneren Wesen, und wie die Augen Maria's de Groot unverrückt an den Mauern und Thürmen Löwensteins hingen und forschten, wo des geliebten Gatten Leidenszelle sein möge, so hingen Elsje's Blicke nur an der lebensvollen Gruppe auf dem Damme, und hier rieselte eine Thräne tief empfundenen Wehes und einer Sehnsucht, deren Ziel unerreichbar erschien, über die Wange; dort im Auge des Mädchens glänzte ein eben so heiliger Juwel, eine Thräne dankbarer Freude und einer Sehnsucht, deren Ziel wenige Minuten später in den Umarmungen herzlicher Liebe erreicht war.

Die Freude des Wiedersehens war groß, und doch war ein so richtiger Takt in dem einfachen Ehepaare, daß sie nach kurzer Begrüßung ihres Kindes, dem Unglück eine Huldigung darbrachten, die ihrem Herzen Ehre machte und die Frau de Groot mit feinem Gefühle anerkannte und zu würdigen wußte.

Piet's Seele saß im Auge. Elsje war tausend Mal schöner geworden und doch so einfach geblieben, wie in Gorkum, und so liebevoll, wie am Scheidetage. Wie hatte sie ihn in's Auge geblickt, wie seine Hand gedrückt! Piet war reicher als ein Großhändler zu Rotterdam und hätte mit keinem dieser Mynheere getauscht.

Während die Mädchen sich an die schöne Schwester drängten, ging Frau de Groot mit den Aeltern von dannen und Piet und die Brüder nahmen das Gepäcke und trugen's nach.

Das Stübchen war klein und enge, aber es war rein, wie geblasen, und die Mutter hatte nicht nur die wenigen Geräthe, nebst dem Bette sinnig geordnet, sondern die schönsten Blumen des Gärtens zum Schmucke aufgestellt.

Sie führte die Frau de Groot hinein und bat sie, vorlieb zu nehmen.

Elsje freute sich der Anordnungen der Mutter und sah im Auge ihrer Herrin, dessen Sprache sie verstand, daß es ihr wohl war in dem Stübchen, wo sie Löwenstein sehen konnte, und wohin sie mit dem Tuche wehend ihre Grüße senden konnte. Eine wehmuthsvolle Freude spiegelte sich in dem Auge. Elsje ließ sie allein, um das Gepäck zu ordnen. Dabei half Piet, aber gerade dadurch wurde es ein langdauerndes Geschäft, denn hundert Mal konnte Elsje ihre Hand nicht gebrauchen, wie sie wollte, und zürnte doch dem nicht, der sie hielt.

Die Sorge der Mutter schwand nach der ersten Unterredung mit der Tochter; denn diese schilderte ihr die klösterlich einfache und stille Lebensweise der unglücklichen Frau. Und dieses Insichhineinleben derselben wurde auch so wenig als möglich gestört. War ohnehin das Familienleben van Houwening's ein stilles, in sich abgeschlossenes, ununterbrochen für alle thätiges, so wurde es jetzt aus Rücksicht auf das leidende Gemüth noch stiller und die Leidende erklärte ihrer lieben Elsje, sie habe einen Aufenthalt, wie diesen, der so ganz ihrem Seelenzustande zusage, nirgends besser und genügender finden können. Und wenn sie auch meist allein oder nur mit Elsje zusammen war, so nahm sie doch Theil an dem Morgen- und Abendgebete der gottesfürchtigen Familie und erging sich im Garten, wo kein Herandrängen ihre Gedanken störte. Es war für Elsje eine hohe Freude, wie sie sich aufrichtete, und wieder getrösteter in's Leben blickte, ja zeitweise noch Hoffnung der Rettung ihres Gatten hegte.

Die Bücherkiste hatte Piet hinübergeschifft. Sie war, das entging ihm nicht, zwar untersucht worden, aber keineswegs scharf. Im Laufe der Zeit begehrte Hugo de Groot mehr Bücher. Derselbe Kasten kam und ging wieder hinauf, aber jedesmal lag ein Briefchen darin, hin eins und her eins, und Niemand kümmerte sich darum. Die Kiste wurde später nie mehr untersucht, und der briefliche Verkehr unterlag keiner Unterbrechung. Piet wurde der Vertraute der beiden Ehegatten und mancher für ihn, seine Wünsche und Ansprüche reiche Lohn wurde ihm aus der Hand der Gattin de Groot's zu Theil. Es kam so weit, daß man die Kiste, wenn sie von Zweien getragen werden konnte, selbst von ihm und einem Soldaten uneröffnet hinauftragen ließ.

Frau de Groot hätte übrigens blind sein müssen, wenn sie nicht bald sich hätte überzeugen sollen, wie es um Elsje's und Piet's Herzen stand. Sie freute sich des liebenswürdigen und sittigen Paares und mancher Gedanke ging durch ihre Seele, der wie ein Gelöbniß zu ihrem Besten für bessere Tage aussah; aber diese Tage lagen im Dunkel der Zukunft, und Gott allein wußte, wie und wann eine solche Stunde eintreten sollte und könnte.

Manchmal fragte sie Elsje nach ihren Verhältnissen, und das schüchterne Mädchen ergänzte dann, was sie der Herrin früher mitgetheilt. So erfuhr sie Piet's Wunsch, Gärtner zu werden, aber auch die Hindernisse, welche diesem Wunsche entgegenstanden; sie lernte die Lage beider Familien genau kennen; sie sah bei aller Zufriedenheit, bei aller Treue, allem Fleiße doch auch hier das Leid in mancherlei Form und Gestalt, und zu helfen, regte sich in ihrem Herzen der Wunsch, wenn es ihr möglich gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch im Bethlem-Hospital in London.

(Fortsetzung.)

Doch wir dürfen uns im Interesse der Humanität gratuliren, daß diese barbarischen Ansichten und grausamen Behandlungsweisen als unnöthig und unmenschlich verdammt sind. Dem berühmten Pinel gebührt der Ruhm, den armen Unglücklichen die Bande und Ketten für immer zerbrochen zu haben, und obwohl man Anfangs die Ausübung seiner Ansichten als unpraktisch und utopisch verlachte und verketzerte, jetzt ist es eine unbestrittene Thatsache, daß alle Wahnsinnige ohne Ausnahme ohne Anwendung des geringsten mechanischen Zwanges gehandhabt werden können. Anstatt des mechanischen Zwanges nimmt man in außerordentlichen Fällen jetzt seine Zuflucht zu dem sogenannten „gepolsterten Zimmer," da man durch Erfahrung gefunden hat, daß zeitweilige einsame Absperrung oft einen beruhigenden Einfluß auf selbst die tobendsten Kranken ausübt, namentlich nachdem sie ein warmes Bad und andere beruhigende Medicamente bekommen haben, wie dies der Fall gerade erheischen mag.

Dr. Autenrieth hat, wenn wir Dr. Burrow glauben dürfen, gepolsterte Zimmer erfunden, obwohl letzterer die Anwendung desselben zu mißbilligen scheint. „Um die Nothwendigkeit körperlicher Zwangsmittel zu vermeiden," sagt er, „hat Dr. Autenrieth ein starkes Zimmer eingerichtet, welches überall vollständig auf das Sorgfältigste wattirt ist, in dem man nun, seiner Ansicht nach, den rasendsten Kranken, wie ein wüthendes Thier im Käfige ohne Gefahr loslassen kann. Doch die Absurdität und Zwecklosigkeit dieses Planes ist allen Aerzten, welche nur einige Erfahrung in diesem Gebiete haben, von selbst klar; denn die Kranken würden bald alle Wattirung mit Gewalt fortreißen und sich an den Wänden das Gehirn einschlagen oder bald wirklich wüthende, wilde Bestien werden." So schrieb der gelehrte Doctor noch im Jahre 1828, und hätte er nur zehn Jahre länger gelebt und den großen Erfolg gesehen, mit dem die Erfindung gekrönt worden, so würde er sicherlich seine vorgefaßte Meinung als völlig ungerecht geändert haben. Doch zeigt sich in allen Zweigen der verschiedenen Wissenschaften und allen Seiten der Civilisation derselbe Gang der Entwickelung. Der Uebergang vom Barbarischen zu dem Rationellen und Humanen geschieht nie ohne eine heftige Opposition.

Glaubte doch noch vor etwa 20 Jahren die ganze Gilde von Schulmeistern, daß der Baculus oder die birkene Ruthe der wahre nürnberger Trichter sei; als ob der Sitz der Intelligenz nicht im Kopfe, sondern in einem anderen namenlosen Theile des menschlichen Körpers säße, wo man es durch einen äußeren Stimulus zu reizen hätte, um es zu befruchten. Der Stock ist jetzt aus allen anständigen Anstalten verbannt und der Lehrer vielmehr der Rathgeber und Leiter, weniger der Prügelmeister geworden, und der so oft prophezeite Untergang der Welt ist dessenungeachtet noch nicht erfolgt. Aber die humanste Behandlungsweise ist gleichzeitig auch die aller erfolgreichste, und dies ist auch mit Facten zu belegen.

Nachdem unser Führer eine Lattenthür geöffnet hat, treten wir sofort in eine wenigstens zweihundert Fuß lange Halle, in welcher sich etwa 50 reconvalescente Kranke befanden, welche theils ruhig auf und ab spazieren, theils lesen, theils in kleinen Gruppen mit einander plaudern, doch war dies ausnahmsweise und scheinen die Geisteskranken im Allgemeinen die Unterhaltung zu vermeiden. Ungefähr in der Mitte der Halle befindet sich ein gewaltig großer Vogelbauer von blitzendem Messing, in dem ungefähr ein Dutzend sehr schöne Tauben gehalten werden, welche sich in dieser Gesellschaft ganz glücklich zu fühlen scheinen; denn wir bemerkten darin drei oder vier Nester mit einer hoffnungsvollen Brut, und die Alten waren so zahm, daß sie sich von den Patienten ruhig den Kopf streicheln ließen, und das lebhafte „Kekerucktuckuhhuh" der großen Ringeltaube schien den Unglücklichen besonderes Vergnügen zu gewähren. Es war für mich eine ergreifende Scene, wie mehrere Patienten auf den Dr. Hood, der mit uns eingetreten war, in der größten Eilfertigkeit zustürzten und ihm einer nach dem andern mit wahrer Zärtlichkeit die Hände drückten, und bei seinem Anblick wie begeistert schienen. Ja, die Stellung eines Arztes, der seine Pflicht thut und Humanität mit Wissenschaft zu vereinigen weiß, ist eine erhabene und äußerst ehrenvolle. Hätte Dr. Burrow und die anderen Verfechter des Ketten- und Knutensystems einen solchen Empfang gesehen, sie würden sich sicherlich ihrer Vorurtheile geschämt haben. Freundlichkeit und Humanität geben dem Arzte

eine ungeheuere moralische Gewalt über seine Patienten, welche viel bedeutender ist als die physische Gewalt.

Zu beiden Seiten dieser langen Halle befinden sich links und rechts gewölbte Zimmer, in denen die Patienten schlafen. Jedes Gemach enthält gewöhnlich zwei eiserne Bettstellen, auf denen eine weiche Roßhaarmatratze und die erforderlichen wollenen Decken und leinenen Betttücher liegen. Alles ist äußerst sauber und wohlgehalten. Außerdem befinden sich in den Zimmern noch ein oder zwei Stühle und in einigen sogar eine Waschtoilette; übrigens sind die Fenster weder hier noch in einem andern Theile der Anstalt mit Ausnahme der Criminalabtheilung mit eisernen Gittern versehen. Ich machte meinen Führer darauf aufmerksam, und er sagte mir, daß eine vieljährige Erfahrung ihn gelehrt hätte, daß Geisteskranke äußerst selten das in sie gesetzte Zutrauen mißbrauchten, und es würden im ganzen Jahre nicht zehn Scheiben muthwillig zerbrochen, und es sei völlig unerhört, daß die Utensilien oder Möbel verletzt würden. Dr. Hood scheint diese Bemerkung in allen Punkten zu bestätigen; denn er sagt in seinem letzten Berichte: „Wenn es uns gelingt, einem Patienten zum klaren Bewußtsein zu bringen, daß wir ihm Zutrauen schenken; wenn wir im Stande sind, ihm begreiflich zu machen, von wie großer Bedeutung es ist, sein Ehrenwort zu halten, so haben wir seinen geistigen Zustand bedeutend verbessert; denn die Wiederbelebung der Selbstachtung ist gewöhnlich das erste untrügliche Zeichen einer Genesung."

Die Patienten tragen übrigens keine gleichmäßigen Uniformen, sondern ihre eigenen Civilkleider, und das scheint mir in der Behandlung der Kranken von großer Bedeutung zu sein, indem sie nicht jeden Augenblick an die Schrecklichkeit ihrer Lage erinnert werden. Außer den Schlafgemächern befinden sich hier noch und zwar fast in der Mitte des Flügels zwei Speisesäle, in denen wenigstens 50 Personen mit der größten Bequemlichkeit gespeist werden können. Man bedient sich guten englischen Porzellans, und mein Führer versicherte mir, daß ein Patient selten sein Tischzeug muthwilligerweise beschädige oder zerbreche. Die Messer sind sehr dick, ohne Spitze und nur gerade scharf genug, um mit Mühe das Fleisch zu zerschneiden. Unter den Patienten dieser Abtheilung befindet sich einer, dessen Abenteuer hier vor nicht gar langer Zeit bedeutendes Aufsehen erregt haben, und welche er selbst jetzt verfaßt hat, um sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da er hörte, daß ich etwas über die Anstalt schreiben wollte, so händigte er mir ein sorgfältig geschriebenes Exemplar seines letzten Abenteuers ein, und ich halte es für interessant genug, es hier einschalten zu dürfen.

„Ein Wettrennen.

„Nun Jedermann, wer mich nur ein Wenig kennt, — und wer sollte nicht Kapitain B. kennen — weiß auch, daß ich von jeher ein gutes Herz und eine offene Hand zum Geben hatte; doch geriethen meine Verhältnisse dabei bald in einen solch' schrecklichen Zustand von Gichtbrüchigkeit, daß ich ernstlich über das beste Mittel nachzudenken begann, mich meiner äußerst peniblen Position zwischen den Händen der Wucherer und anderer Manichäer zu entziehen, welche mich wie mein Schatten überall hin verfolgten. Ich war entschlossen, einen Coup d'état irgend einer Art zu versuchen; Nichts schien mir zu verzweifelt, wenn es nur die Möglichkeit zeigte, mich zu retten. Da schien mir auf einmal das Schicksal die schönste Gelegenheit zu bieten. Und auf mein Ehrenwort, eine gar glorreiche Sache würde es für mich gewesen sein, wäre ich glücklich genug gewesen, die reiche Miß Emilie Kleinknochen (Emilie hatte, nebenbei bemerkt, die größten Knochen, welche ich je gesehen habe) mit Leib und — Vermögen — zu gewinnen. Und die Lady war ebenfalls ungeheuer süß mit mir, und ich würde sie auch sicherlich geheirathet haben, und heute ein Obrist in der Expeditions-Armee sein, anstatt als halbpensionirter Kapitain zu verschimmeln, wenn ich nicht von meinem Vater — ein ächter Irländer — eine zu große Vorliebe für Whisley geerbt hätte. Das — Wetter — hole ihn. Amen.

„Meine Emilie, wie ich sie zu nennen pflegte, hatte bereits, ich weiß nicht, seit wie vielen Decennien den Meridian des Lebens passirt und trotz ihrer großen Knochen, etwas schielenden Augen und einem Schnurrbarte, für den mancher junge Offizier ohne Bedenken seinen kleinen Finger gegeben haben würde, war sie noch passabel genug, doch besaß sie, und das war ja die Hauptsache, im vollen Uebermaße, dessen ich bedurfte, um eine ungeheuere Bresche in meinen Finanzen auszufüllen, und so faßte ich — vielleicht das funfzigste Mal in meinem Leben — den kühnen Entschluß, mein Junggesellenleben aufzugeben und den heiligen Stand der Ehe zu versuchen. Um die Wahrheit zu sagen, es machte mir durchaus keine Schwierigkeit, ihr Jawort zu erhalten. Meine Emilie wurde nicht im Geringsten verlegen oder schamroth, als sie meine Liebesbetheuerung anhörte und meine Hand annahm, und ich sah in der That auf ihrem Gesichte niemals die Farbe der Scham prangen, mit Ausnahme einer hochröthlichblauen Flamme auf der Nasenspitze, welches, wie sie mir wiederholentlich erklärte, von einer schlechten Verdauung herrühren sollte — aber meiner Meinung nach ein brillanter Katalog von Spirituosen zu sein schien.

„Doch möge dem sein, wie ihm wolle, ich würde dem theueren Wesen niemals seinen Tropfen beneidet haben, hätte es das Geschick gewollt, daß sie meinen Namen — und einen äußerst respectablen obendrein — zu führen bekommen hätte. Doch „mit den himmlischen Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten," meine Emilie ist jetzt die Frau eines kleinherzigen Spießbürgers, der ihr jeden Tropfen beneidet, der die Sorgen dieser Welt vergessen macht, und der sie noch obendrein mit seinem „guten Rathe" zu Tode langweilt.

„Ich muß jedoch einige Zeit zurückkehren und will nur kurz bemerken, daß nach der gewöhnlichen Anzahl von pro forma Visiten und affectirten Ceremonien, kleinen Geschenken und großen Schwüren ewiger Treue und derlei Unsinn mehr meine Hand angenommen, und alle Vorbereitungen für das glückliche Ereigniß getroffen wurden. Niemals hatte in dieser Welt ein Dragonerkapitain auf halbem Solde freundlichere Handwerker, als ich auf einmal bekommen hatte. Schuster, Schneider, Pferdehändler, Sattler, Kutschenbauer, Büchsenmacher, Goldschmiede und unzählige andere überhäuften mich völlig mit ihren Waaren, und alle ohne Ausnahme hatten meine Rechnung auszuziehen vergessen, „das werde sich schon später finden," hieß es. Ja, mein Juwelier übersandte mir nicht nur verschiedene Goldsachen zum Betrage von 500 Pfund Sterling, sondern hatte außerdem noch eine Banknote von 100 Pfund beigefügt, welche Summe man mir für drei Monate ohne Zinsen vorschießen wollte, und man bat so dringend und schien so uninteressirt zu sein, daß ich in der That nicht das Herz hatte, die Bitte abzuweisen. Aber ich darf sagen, daß er und alle anderen Professionisten jetzt von Herzen wünschen, daß sie damals weniger dringend oder ich hartherziger gewesen sein möchte. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich über meine herrlichen Aussichten außer mir vor Freude war und daß ich alle Nächte bis den hellen Morgen im Kreise vergnügter Freunde meiner Schönen einen Trinkspruch nach dem andern brachte. Ich wünschte, ich hätte es nie gethan; denn dies hat gerade alle meine schönen Hoffnungen und Schlösser in Spanien zerstört.

„Das ceremonielle Liebeln war, wie bereits gesagt, alles abgemacht und der Tag unserer Vermählung für die nächste Woche festgesetzt. Näherinnen arbeiteten sich fast zu Tode, um das Brautkleid zur rechten Zeit fertig zu haben. Da kam mir ein altes Versprechen in's Gedächtniß, welches ich früher einem meiner Cameraden gegeben hatte, daß, wenn ich mich je zu der Fatalität eines ehelichen Lebens entschließen sollte — keiner als er mein Brautdiener sein sollte. Dies kam mir gerade in den Kopf, als ich nach einer durchschwärmten Nacht an meinem Schreibpulte saß, um meiner Heißgeliebten einige Zeilen zu schreiben, denn ich pflegte ihr alle Morgen einen Brief zu schicken, obwohl ich sie fast eben so bald sah, als sie denselben durchgelesen hatte. Ich schrieb daher die folgenden beiden Briefe:

„Theuerster Carl!

„Drei Mal Hurrah! Gratulire mir — ich habe eine Amazone gezäumt und gesattelt. Sie ist zwar äußerst großknochig und so häßlich als die verrufene „Urgroßmutter" mit Zehn multiplicirt; aber was schadet das? Sie ist ein Crösus, sie hat ganze Wagenladungen — baaria. — Ich glaube, sie trinkt scharf und ich bin fest überzeugt, daß sie Teufelsmucken hat, aber Du weißt, daß sie ihrem Ehemanne zu lieben, ehren und zu gehorchen geloben muß. Mit Bezug auf Liebe und Ehre soll sie völlig freies Spiel haben, sollte sie es indessen jemals an dem erforderlichen Gehorsam fehlen lassen, so werde ich die Zügel äußerst straff anzuziehen wissen. Du weißt, alter Junge, unsere Verabredung. Nun gut, die schreckliche Calamität wird am kommenden Donnerstag stattfinden; so finde Dich denn, als ein braver Junge, in vollem Wichse hierselbst um 8 Uhr Morgens ein. Warte nur bis ich die Alte erst gehörig gefesselt habe und dann: „Vivat victoria!" Geld wie Heu! Vergiß nicht — Donnerstag um 8 Uhr pünktlich, Soldatenzeit.

Der Deinige C. B.

„Die Abfassung des anderen Briefes war, wie man sich leicht denken kann, viel schwieriger und es bedurfte mehr als eines Glases Whisley ohne Wasser, ehe ich meine Phantasie hoch genug hinaufgeschraubt hatte, die folgende Composition vom Stapel laufen zu lassen:

„Geliebteste und Keuscheste Deines Geschlechtes!

„Wie langsam streichen meine traurigen und einsamen Stunden dahin! Will der Tag niemals, niemals anbrechen, welcher das Urbild des schönen Geschlechts in die sehnsüchtig ausgestreckten Arme Deines Charles bringen wird. O, möchte der längst ersehnte Tag für diesen Augenblick anbrechen. Ich schwöre bei dem rosigen Lichte des Liebesgottes selbst, daß kein Sterblicher jemals so herzlich, so wahnsinnig, so uninteressirt geliebt hat, als ich. Ja, ich vergöttere Dich, Schönste der Schönen. In den einsamen Grübeleien meiner schlaflosen Nächte habe ich mich häufig selbst ertappt mit dem Wunsche, daß Du, am Morgen nach unserer Heirath durch irgend ein Mirakel blutarm und so häßlich als die alte Martha sein möchtest, welche ich von ganzer Seele hasse — doch wie kann ich jemals solch ein Wort, als Hassen, niederschreiben, während ich an das reine Wesen denke, welches für immer die Liebe und Ruhe meines Herzens besitzt. Bist Du ganz wohl, Theuerste? Bist Du jetzt um halb drei Uhr halbwach und ist der Gegenstand Deiner jungfräulichen Gedanken Dein Charles?

Der Deinige (Cupido allein weiß wie elend).

„Wenn das nicht ihr altes Herz rührt, dachte ich, als ich den Brief faltete und ein anderes Glas trank, dann ist ihr nicht zu helfen. Es ist mir bis auf den heutigen Tag ein unerklärliches Räthsel, wie es gekommen, aber die traurige Wahrheit ist, daß ein schadenfrohes Geschick es wollte, daß ich den Brief an Carl an meine Heißgeliebte adressirte und den ihrigen in Carl's Umschlag steckte. Man denke sich daher meines Carl's Ueberraschung, als er die wahnsinnigen Tiraden zu Gesichte bekam, und andererseits die entsetzliche Wuth meiner Emilie. Man verlasse sich darauf, selbst die Furien der Unterwelt sind nichts im Vergleiche zu der Raserei einer verschmähten und hintergangenen Frau. Aber meine Emilie war ein Wesen von sehr soliden Nerven, ausgenommen in Bezug auf eine bedeutende Aengstlichkeit, unter die Haube zu kommen. Ich bin fest überzeugt, daß selbst ihr Herz von Knochen oder Stein war. Sie wußte indessen ihre Gefühle so ausgezeichnet zu bemeistern, daß ich auch nicht das Geringste von dem bevorstehenden Sturme und Donnerwetter ahnete, ehe es auf mich mit voller Gewalt herabrollte und plötzlich zerschmetterte. Aber ich will der Geschichte selbst nicht vorgreifen.

„Nachdem ich die beiden Briefe gehörig versiegelt hatte, ließ ich sie für meinen Burschen auf dem Tische liegen, welcher sie am Morgen auf die Post trug, und da sich Carl gerade auf Urlaub befand, so bekam er den seinigen erst nach Verlauf mehrerer Tage, während der meiner Schönen richtig eingetroffen war, um meinen Honig in bitterste Galle zu verwandeln und mich um ihre kostbare Hand zu bringen. Nachdem ich den Morgen, wie gewöhnlich, bis drei Uhr verträumt hatte, machte ich mich auf den Weg, meine Verlobte in ihrer schönen und bequemen Behausung zu besuchen, und sie empfing mich eben so freundlich als gewöhnlich, nur schien die alte Martha — welche die Stelle einer Gesellschafterin und Ehrendame bei meiner Holden ausfüllte — und die gewöhnlich noch mürrischer als häßlich zu sein pflegte, ausnahmsweise und ich möchte sagen, unnatürlich zuvorkommend; aber ich war so völlig ohne allen Verdacht, daß ich glaubte, dies geschähe nur in der Absicht, sich bei mir in Gunst zu setzen. Nach Verlauf einiger Minuten entließ Emilie die abscheuliche Martha, und nachdem sie ihre allersüßeste Miene angenommen hatte, erklärte sie mir, daß sie eine Bitte an mich hätte, welche für ihre Gefühle von der allerwichtigsten Bedeutung wäre, so daß selbst die Verwirklichung unserer Vereinigung von deren Erfüllung abhängig wäre.

„Bei Jupiter Ammon! Ich glaube wirklich, ich hätte Alles lieber bewilligt, als meine Braut mit ihrer Kasse, ihren Hypotheken, und allen ihren anderen liegenden und persönlichen Reichthümern einer kleinen Grille wegen fahren zu lassen. Ich erklärte ihr daher mit der feurigsten Leidenschaft, daß jeder ihrer geringsten Wünsche mir stets heiliges Gesetz sein würde, daß ich, wenn dies ihr Wunsch sei — von Stunde ab dem Whisley entsagen, keine Cigarren mehr rauchen, meinen Burschen entlassen, ja selbst meinen herrlichen Schnurrbart opfern würde.

„Meine Emilie warf mir einige dankvolle Blicke zu, als ich mit dem größten Pathos bis zur Klimax meiner großherzigen Anerbietungen hinaufstieg und ich muß gestehen, daß keine Frauensperson weder auf noch von der Bühne die Rolle besser gespielt haben könnte. Aber während sie mich mit Schmeicheleien überschüttete für — als sie es zu bezeichnen beliebte — meine verschwenderische und wirklich edle Generosität, versicherte sie mich, daß ihre Bitte selbst nicht das geringste der Opfer fordere, welche ich freiwillig und so großherzig angeboten hätte. Sie wünsche nämlich, sagte sie, daß theilweise ihrer eigenen Schüchternheit wegen, doch hauptsächlich aus Furcht vor ihrem Bruder, der unsere Verbindung durchaus mißbillige, unsere Hochzeit durchaus privatim sei und eine kurze Strecke außerhalb der Stadt verherrlicht werden möchte. — Ich sah sofort, worauf es abgesehen war, die alte Dame wollte von sich sprechen machen und wünschte deshalb allen Ernstes entführt zu werden. Da es mir ganz gleichgültig war, wie und wo die Geschichte vor sich ging, wenn ich nur die Baarschaft erlangte, so kamen wir überein, daß ich in der kleinen häßlichen Dorfkirche in Kingston eine Licenz zu unserer Heirath nehmen sollte, und daß sie, um ihren Bruder desto besser zu täuschen, alle Vorkehrungen zu der Festlichkeit unter dem Vorgeben einstellen sollte, daß ihr Entschluß durch seine Vorstellungen bedeutend erschüttert sei. Wie gesagt, so gethan. Ich verschaffte die nöthige Licenz, und in dem Halbdunkel eines kalten und regnerischen Morgens fand ich mich, unserer Verabredung gemäß, an der Ecke von Cavendish Square mit einer Chaise und vier Halbblutspferden ein. Es schlug sieben Uhr, dann acht, dann neun und meine Holde wollte noch immer nicht erscheinen. Neugierige Vagabunden, in guter und schlechter Kleidung, fingen bereits an, ihre Bemerkungen zu machen; alle trafen stets den Nagel auf den Kopf und einige spotteten sogar — was ich selbst zu fürchten begann — daß ich tüchtig angeführt sei. Doch schlimmer als Alles war, daß die Knechte an zu klagen begannen, daß die Pferde den Kropf bekommen würden, wenn sie noch lange zu warten hätten, und ich stand gerade auf dem Punkte, Emilien einen Besuch in ihrer Wohnung zu machen, um die Ursache dieser Zögerung zu erfahren, als eine Miethskutsche anlangte, und heraus kam die sehnsüchtig Erwartete. Sie war so dicht verschleiert, daß ich wirklich fürchtete, sie würde ersticken, und ich bat sie daher, sie möchte ihren Schleier abnehmen, da wir ja nun außer dem Bereiche aller Gefahr wären. Anstatt meinem Wunsche nachzukommen, legte sie ihren Kopf auf meine Schulter und flüsterte: „Erinnere". Es war nämlich zwischen uns Beiden abgemacht, daß sie bis zum Augenblicke unserer Verheirathung verschleiert bleiben und daß auf unserer Fahrt kein Wort gesprochen werden sollte. Da ich ihre Halsstarrigkeit sehr wohl kannte und außerdem dachte, daß ich ihre eisigen, erstarrten Gesichtszüge noch genug nach der Hochzeit zu betrachten Gelegenheit haben würde, so begnügte ich mich, stillschweigend den Druck ihrer tüchernen Hand zu erwiedern, und ein oder zwei Mal die Seiten ihres Hutes zu küssen.

„Wir hatten soeben die Südseite der Vauxhall Bridge erreicht, als ich eine Kutsche im Galopp hinter uns herkommen hörte und ich sah bald, daß sie sich uns bedeutend zu nähern begann. Zweifelsohne war dies der gefürchtete Bruder, der uns verfolgte. Ich schrie deshalb unsern Kutschern zu, so schnell als irgend möglich zu jagen und versprach einem Jeden zwei Pfund Sterling, falls sie unsern Verfolger überflügeln würden. Meine Heißgeliebte zitterte am ganzen Körper und ihre Seufzer schienen so bellommen und so eigenthümlich, daß unter weniger ernsten Umständen ich sie für ein herzliches Gelächter genommen haben würde. Aber damals konnte ich sie nur für Seufzer nehmen und ich bemühte mich, sie auf alle mögliche Weise zu beruhigen, indem ich ihr die freudige Nachricht wiederholte, daß wir unsern Verfolger bedeutend überholten und daß die Distanze zwischen uns und ihnen zunehmends größer würde, und daß übrigens ihr Bruder, da sie ja nicht mehr minorenn — die weibliche Methusalem — minorenn — weder ein gesetzliches noch moralisches Recht hätte, über ihre Hand zu verfügen. Wir flogen unaufhörlich weiter, und wiewohl unsere Verfolger nicht näher kamen, so verloren sie uns doch nie ganz aus dem Gesichte. Wir hatten soeben Kingston Bottom hinter uns gelassen und bogen gerade in Kingston selbst hinein, als unsere Verfolger an uns vorüberjagten, und vor der Kirchthüre anhielten. Man denke sich meine Ueberraschung, meinen Schreck und meine Verwilderung! In dem Augenblicke, als die Kutsche an uns vor-

überschoß, steckte meine Emilie, meine theuere Emilie, ihr altes Gesicht aus dem Fenster desselben, grinzte in einer schrecklichen Weise und schrie aus vollem Halse — und sie konnte schreien, das versichere ich meine Leser: „Beide auf derselben Fahrt, ich sehe."

„Konnte ich meinen Sinnen trauen, war das meine Emilie, welche an mir vorbeiflog, über und über in weißem Atlas und feinen Spitzen, und das an der Seite eines spießbürgerlichen Civilisten? Wenn so, wer war das Wesen, das sich in diesem Augenblicke zitternd und seufzend in meinen Armen befand? Der Gedanke ist zweifelsohne ungeheuer schnell, jedoch hatte ich kaum die Zeit, das zu denken, welches ich soeben niedergeschrieben habe, als unsere Kutsche ebenfalls vor der Kirchthüre anhielt und der Schlag niedergelassen wurde. In demselben Augenblicke sprang auch meine schöne Begleiterin, ihren Schleier und ein halbes Dutzend Mäntel von sich werfend, heraus und man denke sich meine Wuth und meine Scham, als ich nicht meine Emilie, sondern die alte Mumie Martha vor mir sah, welche mich auf das Schmählichste anlachte und mich herauszukommen einlud. Unser Wettjagen war nicht unbemerkt geblieben, und so hatten sich denn im Nu mehrere Straßenjungen um meinen Wagen versammelt, welche mich alle auf das Herzlichste verspotteten, und es hat wohl nie seit Erschaffung der Erde einen unglücklicheren Mann gegeben, als ich an diesem Tage war, wo ich allein nach der Stadt zurückkehrte und meine Emilie mit ihrem Gelde sich an einen prosaischen Civilisten verheirathete, der nicht einmal das Geschick hat, von dem ungeheuern Vermögen einen rechten Gebrauch zu machen."

Dies ist der melancholische Liebesroman des armen Kapitains, und die schließliche Entwicklung ist allerdings tragisch genug für ihn, um ihn um seinen Verstand zu bringen.

(Schluß folgt.)

Kulturgeschichtliche Bilder.

Von Prof. Biedermann.

VII.

Die Unfugend des Trunkes bei unseren Altvordern.

Wir haben uns in den bisherigen kulturgeschichtlichen Bildern* mit den materiellen Zuständen einer frühern Zeit im Vergleich zu der heutigen beschäftigt; wir wollen jetzt einmal die Aufmerksamkeit der Leser auf ein moralisches Charakterbild der Vergangenheit hinlenken. Es ist gewiß ebenso lehrreich, zu sehen, welche Veränderungen in Betreff der Sitte und Lebensweise unserer Nation vor sich gegangen sind, als die Verbesserung ihrer materiellen Zustände zu studiren.

Das Trinken war von jeher eine besondere Stärke unserer Landsleute. Von den alten Germanen wissen wir durch Tacitus, daß neben der Leidenschaft des Spieles die des Trunkes ihre müßige Zeit, wenn sie nicht auf Kriegs- oder Jagdabenteuern sich befanden, ausfüllte. Ihr Lieblingsgetränk war ein aus Gerste gebrauter und, wie sich derselbe Schriftsteller ausdrückt, nach Art des Weines gegohrener Trank, also jedenfalls etwas unserm heutigen Biere nicht ganz Unähnliches. Später lernten die Germanen durch ihren Verkehr mit den Römern den Wein kennen, erhielten solchen von ihnen im Umtausch für ihre Landesprodukte, und fingen mit der Zeit auch selber an, Weinbau zu treiben, so weit Boden und Klima dies gestatteten. Daß im Mittelalter stark gezecht wurde, ist bekannt. Der Humpen spielte ebensowohl bei dem Rittersmann und an den Höfen, wie bei dem Mönche und dem Domherrn eine große Rolle, und noch heute bezeugen die Namen mancher unserer edelsten Weine die Sorgfalt, mit welcher die geistlichen Herren diese köstliche Gottesgabe kultivirten, und den Werth, den sie darauf legten. Auch unser Luther verschmähte dieselbe keineswegs; man weiß ja, wie er die Liebe zum Wein, zu den Weibern und zum Gesang als einen Freibrief gegen den Vorwurf der Narrheit verkündete.

In jenen Zeiten war indeß das starke Trinken weder ein besonderer Vorzug noch eine eigenthümliche Schwäche unserer Nation. Die Engländer waren wegen ihres übermäßigen Genusses berauschender Getränke lange Zeit verrufener als die Deutschen, und im 30jährigen Kriege (wo in Deutschland wie auf einem großen Weltmarkt die Tugenden und die Laster beinahe aller Völker Europa's sich zusammenfanden) wetteiferten Deutsche, Franzosen, Schweden, Italiener und Spanier im unmäßigen Trinken mit einander. Allein nach dieser Zeit trat bei jenen andern Völkern, besonders den Franzosen und Engländern eine merkliche Verfeinerung der Sitten in diesem Punkte ein, während die Deutschen noch ziemlich lange die angewöhnte Leidenschaft in unverminderter Stärke festhielten. Man kann sagen, daß erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, also seit wenig mehr als hundert Jahren, in den gebildeten Klassen Deutschlands so ziemlich überall das übermäßige Trinken aufhörte, guter Ton zu sein, und ein tüchtiger Rausch nicht mehr als ein nothwendiges Zubehör einer fröhlichen Gesellschaft und einer freigebigen Ausübung der Gastfreundschaft erschien. Unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege, wo die Sitten überhaupt sehr verwildert waren, war die Völlerei des Trinkens durch alle Stände, von den höchsten bis zu den niedrigsten, und selber den geistlichen nicht ausgenommen, ganz allgemein verbreitet. Ein bekannter Satyriker der damaligen Zeit, Moscherosch, schmäht auf die Prediger, daß sie sonder Scheu mit ihren Beichtkindern um die Wette in den Schenken sich toll und voll zechten, und ein theologisches Gutachten aus den siebenziger Jahren des 17. Jahrhunderts klagt, die Leidenschaft des Trinkens gelte weder bei Geistlichen noch bei Weltlichen für eine Schande. Ja, ein pommerscher Geistlicher am Anfang des 18. Jahrhunderts sagte auf der Kanzel, das Saufen sei keine Sünde, so lange man nur nicht sp...

Die damalige Art der Geselligkeit trug viel dazu bei, diese Angewöhnung bei unserm Volke länger im Schwange zu erhalten, als anderwärts. Die Frauen waren im Durchschnitt noch wenig gebildet; die herrschende Sitte war den aus beiden Geschlechtern gemischten Gesellschaften nicht hold, und selber der in Deutschland trotz aller eingerissenen Verwilderung ziemlich lebendig gebliebene Sinn für ein abgeschlossenes Familienleben trug dazu bei, diese Isolirung der Männer und die daraus fließenden moralischen Folgen unverändert zu erhalten. In den Reichsstädten herrschte die Sitte, daß man Fremde nicht leicht in den Kreis der eigenen Familie einführte, vielmehr solche an öffentlichen Orten traktirte und dabei wo möglich durch einen Rausch „ehrte". In manchen dieser Städte, besonders den Seestädten, war es herkömmlich, daß die Männer sich allabendlich beim Glase zusammenfanden, während den Frauen die Sitte nicht gestattete, an geselligen Versammlungen außer dem Hause Theil zu nehmen. Erst mit der wachsenden Bildung des weiblichen Geschlechtes und mit der Entwickelung einer zugleich freieren und feineren Geselligkeit trat in diesem Punkte eine Aenderung ein und in Folge dessen nahm auch das übermäßige Trinken der Männer ab, zumal immer mehr als geselliges Bindungsmittel an die Stelle der berauschenden Getränke, oder wenigstens neben diese, die in dieser Hinsicht unschädlichern, Kaffee, Thee, Chocolade ꝛc. traten.

Doch ward in den ersten drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts noch allerwärts in Deutschland tüchtig gezecht, auf dem Schlosse des Landedelmanns, wie in dem Hause des reichen Handelsherrn und in dem Zunfthause des Handwerkers, an den weltlichen, wie an den geistlichen Höfen, und an den letzteren am Allerstärksten. Ein solennes Diner in einem reichen Kaufmannshause zu Hamburg oder Bremen durfte nicht enden, ohne daß wenigstens die männlichen Gäste wo möglich alle mehr oder minder ihren Schwerpunkt verloren hatten, und die Gegenwart der Damen legte dabei so wenig einen Zwang auf, daß man sogar diesen selbst ein mäßiges Räuschchen nicht übel nahm. Vor uns liegt das Anzeigeblatt der Stadt Frankfurt aus dem vorigen Jahrhundert; darin finden wir mehrfache Anzeigen von verlorenen Degen und anderen Gegenständen des Anzugs, wobei die sehr unbefangen angegebenen Umstände des Verlustes nicht daran zweifeln lassen, daß die betreffenden Personen (die jedenfalls den bessern Ständen angehörten)

* Siehe Nr. 5 dieses und die Nrn. 32, 38, 42, 47, 52 des vorigen Jahrganges.

Mr. Hall.—I am not a member of the Government, but I am a member of the Labour Party, and I am prepared to support the Government in the measure they have introduced. I am not prepared to support the amendment moved by the hon. member for Wentworth, because I think it is unnecessary. I am prepared to support the Government in the measure they have introduced, because I think it is a step in the right direction

anzunehmen. Ich kam also der großen Treppe zu nahe, und, ohne mich lange zu verweilen, fiel ich selbige von oben hinunter und blieb an der letzten Stufe ausgestreckt, ohne Besinnung, liegen. Ich wäre vermuthlich umgekommen, wenn nicht eine alte Magd mein Schutzengel gewesen wäre. Ein Zufall hatte sie an diesen Ort gebracht, und da sie mich im Finstern für den großen Schießpudel ansah, so belegte sie mich mit einem garstigen Titel und gab mir mit dem Fuß einen Tritt vor den Leib. Da sie aber merkte, daß ich ein Mensch und, was noch mehr, ein junger Hofmann sei, so mochte sich ihr ganzes Herz bewegen; sie schrie nach Hülfe, meine Bedienten liefen herbei, man trug mich in mein Bett, holte den Chirurgus und verband meine Wunden. Den Morgen darauf schwatzte man mir vom Trepaniren vor, allein ich wurde von dieser Furcht befreit und mußte nur vierzehn Tage lang das Bett hüten, in welcher Zeit der Prinz die Gnade hatte, mich alle Tage zu besuchen und zu meiner Genesung alles Mögliche beizutragen. An eben diesem Morgen nach dem Fest war das ganze Schloß zum Sterben krank; weder der Prinz noch ein anderer von seinen Cavalieren konnte aus dem Bette steigen, und Ihro königliche Hoheit die Prinzessin befanden sich allein an der Tafel.

Bilder aus dem jetzigen Kriege.

III. Helgoland und die Fremdenlegion.

Helge- oder das „heilge Land", etwa sechs Meilen vor der Elbemündung, war bis vor kurzer Zeit den Engländern, deren Eigenthum es ist, nur ein unbekanntes Thule und wurde selbst von höheren Deutschen jeden Sommer immer wieder auf's Neue entdeckt, insofern sie Meerwasser gegen Nerven- und Verdauungsbeschwerden probiren wollten. Dieses heilige, jetzt sehr weltliche Land für geschmuggelte deutsche Bummler ist ein aus der Nordsee emporgestrecktes Felsenstück von etwa einer halbmeiligen Länge und so breit, daß wenn man rasch von einer Seite auf die andere geht, in's Meer fällt, weil man seine Fußlokomotive nicht so rasch anhalten kann, als der Boden „alle" wird. Unten wälzen sich einige traurige Sandbänke um die steilen Ufer der Insel herum, von denen aus die Badegäste zuweilen angeln oder „Wellenschlag abfassen". Heilig war einst die Insel als Residenz einer alten sächsischen Gottheit, genannt Phoseta, später als Festung der kühnen Häuptlinge seemächtiger Friesen. Damals soll sie auch viel größer gewesen sein. Das Meer hat alles Land weggewaschen und von dem Fleische nichts als die Knochen übrig gelassen. Im Jahre 1714 nahmen sie die Dänen als ihr Eigenthum in Anspruch und behielten sie bis 1807, wo es den Engländern, welche die dänische Flotte zerstört hatten, ein gutes Geschäft erschien, sie als ihr Eigenthum zu nehmen und sie in eine Schmuggelstation für ihre continentalgesperrten Einfuhrartikel zu verwandeln. Jetzt ist sie Schmuggelstation für geschmuggelte continentalgesperrte Ausfuhrartikel geworden. Im Frieden 1814 hielten es die Engländer für praktisch, die Insel sich auf der Waage des europäischen Gleichgewichts und des genau garantirten „ewigen Friedens" als Knochenbeilage mit in den Kauf geben zu lassen. Sie hat zwei gute Häfen und kann wegen ihrer Höhe und Steilheit im Kriege gut vertheidigt werden, so daß die aus Deutschland geschmuggelten Artikel, wenn sie erst diesen „freien englischen Boden" erreicht haben, verhältnißmäßiger Sicherheit vor der Republik und Polizei Hamburgs froh werden können. Die Stadt auf Helgoland besteht aus einer untern am Hafen und einer obern. Letztere sieht nur durch das Haus des Gouverneurs und einige andere „Staatsgebäude" dieser großen Colonialregierung etwas besser, als ein gewöhnliches Dorf aus, unten aber ist's fürchterlich in den kleinen Fischer- und Seeräuberhütten, am Schrecklichsten aber in den Hotels, in denen in der Regel Niemand logirt, während der Badezeit aber jede Hundehütte mit Gold bezahlt wird. Dies Jahr wird's vielleicht noch schlimmer, obwohl anzunehmen ist, daß sich nicht Viele der Hoffnung schmeicheln werden, Bäder in Fremdenlegion-Auswurf seien nervenstärkend.

Die etwa 2200 Einwohner der Insel leben von Badegästen, Fischen im Meer und im Trüben und als Lootsen. Die Weiber und Töchter treiben Ackerbau, d. h. sie säen auf Stellen, wo noch etwas Erde ist, Gerste und Hafer und sehen zu, wie ein paar hundert Schafe fortwährend aufpassen, wo ein grünes Hälmchen empor guckt, auf welches sie dann gemeinschaftlich Jagd machen. Bäume und Sträucher giebt es nicht, wohl aber Strauchdiebe. Holz und Torf, Kohl und Kartoffeln holt man sich für Fische und gelaperte „Strandschätze" von Cuxhaven und Hamburg. Während der Badezeit halten hamburger Kaufleute die nöthigsten Bedürfnisse und Erfrischungen feil, aber für Preise, die das Nervensystem stärker angreifen, als die Nordseewellen wieder gut machen können. Die jetzt von den Engländern vorgenommene Metamorphose ist noch störender. Mit der idyllischen Badesaison, dem Mark und der Seele Helgelands, wird's nun wohl vorbei sein.

Zunächst erschienen englische Ingenieurs und suchten sich eine Stelle aus, um eine starke Batterie zum Schutze der geschmuggelten deutschen Bummler zu errichten. Für diese wurden denn auch eine ziemliche Portion Hütten gebaut, die unter der Aufsicht eines „Hüttenmeisters" stehen. Jetzt giebt's noch nicht viel zu hütten und zu hüten, da die englischen Seelenläufer und Pulverfutter-Schmuggler im Ganzen mehr Respekt vor der deutschen Polizei haben, als man dieser stolzen, für „westliche Civilisation" kämpfenden Nation zugetraut hätte, und die Deutschen für ihren Geldklang durchweg schwerhöriger sind, als sie bei der sonst allgemein anerkannten Macht des Geldes (der alleinigen Allmacht Englands) glaubten. Von Hamburg sind sie bald herübergeschmuggelt die gekauften Seelen, aber die dortigen Republikaner wollen es doch als gute Neutralitäner auch nicht mit Rußland verderben und sehen auf die Gefahr hin, die westliche Civilisation zu erzürnen, gar nicht so ruhig zu, wenn deutsche Produkte verdächtig erscheinen, als wollten sie ohne Paß und Concession auf freie englische Schiffe steigen, um „der Königin zu dienen", wie die eigentliche Phrase heißt, die übrigens ehrlicher ist, als „Kampf für die Civilisation". Auch ist Palmerston, seitdem er nun endlich wirklich zur Macht gekommen ist, gar kein solcher Eisenfresser mehr, wie früher, als er jedesmal furchtbare Kriegsschiffe schickte, sobald in irgend einem Theile der Welt ein freier Engländer nur schief angesehen werden war. Jetzt läßt er selbst Consul-Secretaire und sonstige englische Unterthanen ruhig arretiren oder auf den Schub bringen, wenn sie sich beim Schmuggeln oder Legioneinlaufen ertappen ließen. Auch ließ er neulich vierzehn Rekruten, die von Hamburg schon abgesegelt waren, ruhig von der Polizei zurückholen, und verlangte nicht einmal das Werbegeld wieder.

Hätten die englischen Staatsmänner den wirklichen Begriff und das ehrliche Ehrgefühl „der westlichen Civilisation", brauchten sie ihre Agenten nicht wie hausirende Bandjuden ohne Hausirschein umherschleichen zu lassen. Uebrigens meint man in England, man habe nicht Ursache, mit den bisherigen Hausir-Resultaten in Deutschland unzufrieden zu sein. Auf dem kleinen, offenen Plateau der Insel sehen die sich herumtreibenden aufgekauften Artikel wie ein Paar hundert Stück aus. Bis in die Mitte des Juni hatten sie auch nichts weiter zu thun, als Pökelfleisch zu essen und unter englischen wollenen Decken und englischen Hütten zu schlafen. Ohne Waffen und ohne Kleidung von einem Ende der Insel zum andern brummelnd und sich das Meer ansehend, kannten sie bisher keine andere Sorge, als den Durst zu löschen, der durch Pökelfleisch und Müßiggang stets höher stieg, als die dargereichten Flüssigkeiten wieder hinunter bringen konnten.

Am 20. Juni gingen drei englische Schiffe von London mit noch mehr Pökelfleisch, Porter, Uniformen, Waffen, Oefen u. s. w. und einige Tage später noch drei andere Schiffe von Portsmouth nach Helgoland ab, so daß es an Leben, Comfort und Beschäftigung dort nicht fehlen wird. Uebrigens sollen sie in Portionen zu je 500 nach England verschifft und dort zu Futter für Pulver einexercirt werden.* Unter dem bisherigen Vorrathe bemerkte man viel ehemalige „schleswig-holstein'sche Offiziere", die also aus dem einen schleswig-holstein'schen Kriege in den andern übergehen.

* Ist bereits geschehen. Die Redakt.

Blätter und Blüthen.

Der Ocean auf dem Tische. * (Wie macht man künstliches Seewasser?) Nach dem alten Gebote der Bibel: „Herrschet über die Erde und machet sie euch unterthan!" und nach der von Hegel aufgestellten Forderung: „Die Natur muß sich dem Menschen ergeben", hat man neuerdings denn auch ernstlich angefangen, in deren Inneres zu dringen, nicht „glücklich, daß sie uns nur die äußere Schale weist." Dieses Glück pries nur der große Philister Haller. Statt der bloßen Schale lieber nichts. Uebrigens „hat Natur weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit Einem Male", wie Goethe sang.

Zu den interessantesten und reichsten Eroberungen der Naturwissenschaft gehört der unterworfene, erdumgürtende Ocean. Das geheimnißvolle, wunderreiche Leben seiner Tiefen glänzt jetzt in englischen und schottischen Putz- und Besuchszimmern statt der Blumentöpfe und Pottichimanie. Zwischen hellen, durchsichtigen Krystallufern vor uns in Polster- und Sammetsühlen blühen die lebendigen, umherwandelnden Thierblumen oder Pflanzenthiere. Wir können den See-Anemonen in den Mund sehen, wenn sie das ihnen dargereichte Stückchen Fleisch verzehren. Fleischfressende Blumen! Wir haben die graziösen Bewegungen und Formen- und Farbenmetamorphosen der Zoophyten, der Crustaceen, Mollusken und Polypen, die Jahrtausende in dunkeln, uns unzugänglichen Tiefen walteten, in all ihrer Eigenthümlichkeit naturwahr und leibhaftig vor uns. Der tyrannische, allgewaltige, unbändige Ocean fluthet auf unserm Tische als die unerschöpflichste Freudenquelle unserer Gesellschaften, unserer Einsamkeit, ohne daß wir uns nur die Füße naß zu machen oder ihm gar den üblichen Tribut aus unserm Magen zu opfern brauchen.

Wir haben gelernt, das Seewasser künstlich zu fabriciren, es in gläsernen Gefäßen erst mit der nöthigen Vegetation zu bevölkern und dann die Bewohner der Tiefe darin anzusiedeln, und sie comfortabel und als unsere Stubenfreunde zu halten und zu pflegen. Wie macht man zunächst künstliches Seewasser? Wie die Natur es macht. Nur daß wir mit Hülfe der Chemie schneller und genauer fabriciren, als die Natur. Diese hat das Seewasser an verschiedenen Stellen etwas verschieden zusammengesetzt, nach Bibra's genauen Untersuchungen je hundert Theile so:

	Großer Ocean.	Atlant. Meer.	Nordsee.
Wasser	96,5292	96,4481	96,5617
Chlornatrium (Kochsalz)	2,5877	2,7558	2,5513
Bromnatrium	0,0401	0,0326	0,0373
Schwefelsaures Kali (Glaubersalz)	0,1359	0,1715	0,1529
Schwefelsaurer Kalk (Gyps) . . .	0,1622	0,2064	0,1622
Schwefelsaure Magnesia	0,1104	0,0614	0,0706
Chlormagnesium	0,4345	0,3260	0,4641
	100 Theile.	100 Theile.	100 Theile.

Wie schon in dem frühern Artikel erwähnt ward, legte Mr. Gosse, Professor der Naturgeschichte an der Universität zu Edinburg, der eigentliche Schöpfer der Privat-Marine-Aquarien, die Schweizer'sche nur sehr wenig abweichende Analyse zu Grunde und machte das erste künstliche Seewasser auf folgende Weise (Alles in Troy-Gewicht). Er mischte 3½ Unzen gewöhnliches Kochsalz mit ¼ Unze Epsomsalz, 200 Grans Chlormagnesium, 40 Grans schwefelsauren Kali und das Ganze mit 4 englischen Quart Wasser. Bromnatrium, schwefelsauren Kalk und schwefelsaure Magnesia ließ er ganz aus dem Spiele, da ersteres im mittelländischen Meere ganz fehlt und die beiden anderen Bestandtheile theils nur in sehr geringen Quantitäten vorhanden sind, theils wegen ihrer Unlöslichkeit im Wasser nicht nothwendig zur Qualität des Seewassers gehören und für das thierische und vegetabilische Leben entbehrlich erschienen. Die erste Gallone dieses so componirten Seewassers (21. April vorigen Jahres) kostete ihm 5¼ Pence, noch nicht 5 Sgr. Am folgenden Tage filtrirte er die Hälfte davon durch einen Schwamm in ein Glasgefäß und bedeckte dessen Boden mit reingewaschenen Steinen vom Meeresufer und einige Steinfragmente, an denen sich etwas maritime Vegetation („Ulva latissima") angesetzt hatte.

„Ich wollte," schreibt er, „nicht sofort Thiere hinzufügen, da ich es für nothwendig hielt, daß sich das Wasser erst etwas mehr mit den zerstreuten Sprossen der Ulva familiair mache und es für einigen Vorrath von Pflanzenkost sorge. Dies ist ja auch die Tagesordnung der Natur: erst Pflanzen, dann Thiere. Bald bedeckten sich denn auch die innern Wände mit den Sprossen der Ulva, und Bläschen von Sauerstoff entwickelten sich bald zahlreich unter dem Einfluß von Sonnenstrahlen. Nach einer Woche übergab ich dem Wasser mehrere Arten von Zoophyten (Pflanzenthieren), bestehend in Species der Actinia, Bowerbankia, Cellularia, Balanus, Serpula u. s. w., dazu einiges rothe Seegewächs. Das Ganze gedieh und entwickelte sich von Tage zu Tage in freudigster Gesundheit und Kraft, so daß ich manchen neuen Bewohner der Tiefe hinzufügte. Nach 6 Wochen untersuchte ich meinen künstlichen Ocean auf dem Tische und dessen Bewohner auf das Genaueste, und fand letztere alle in bester Gesundheit. Nur einige Polyzoa, nämlich Crisea aculeata, Cellepora pumicosa und Pedicellina Belgica konnte ich nicht finden, obgleich ich glaube, daß sie sich nur zwischen den Steinen und Gewächsen zurückgezogen hatten, da alle andern Thiere sich offenbar ganz wohl befanden."

* Vergleiche Nr. 4 der Gartenlaube. Wir erweitern und corrigiren hiermit die dort gegebene erste Anregung um so lieber, als sich Interesse dafür gezeigt hat, und einige Druckfehler darin stehen geblieben waren.

So war das künstliche Seewasser durch seine erste Prüfung gekommen. Seitdem haben sich die prächtigen Gesellschaftszimmer der gebildeten Schotten und Engländer auf das Mannigfaltigste mit Vivarien, Marine-Aquarien, belebten Oceanen auf dem Tische in glänzenden, zum Theil kostbaren Krystallgefäßen gefüllt, und es gehört nun zum besten Tone, die Prachtzimmer mit solchen Oceanen voller Wunder der geheimnißvollen Tiefe und der seenhaften Schöpfungen zwischen Thier und Pflanze zu schmücken. In London hat man das prächtigste, großartigste Ideal dazu im Zoophyten-Hause des zoologischen Gartens im Regents-Parke. Die einzelnen kleinen Meere findet man hier in geradwändigen Glasgefäßen, da Rundungen und Krümmungen das Licht so reflectiren, daß sich die natürlichen Gestalten und zierlichsten Bewegungen der Bewohner inwendig zu sehr verschieben. Eine bestimmte Gestalt der Glasgefäße ist überhaupt nicht nöthig, wenn Wasser, Thiere und Pflanzen nur Raum und Nahrung haben. Im Zoophyten-Hause wird das Wasser im Durchschnitt nur alle vier bis sechs Monate durch frisches ersetzt. Das innere Leben erhält es frisch und kräftig.

Was die Fabrikation künstlichen Seewassers betrifft, kann sie unter Zuziehung eines Chemikers keine Schwierigkeit haben. Man kann sich aber, wie mich ein Chemiker versichert, die Sache sehr leicht machen, wenn man eben so zu Werke geht, wie die Natur. Woraus hat die Natur Seewasser gemacht? Durchaus nur aus Steinsalz, und so meint er, daß man z. B. aus 96½ Loth Wasser auf 3½ Loth Steinsalz (oder Salinenflüssigkeit aus Salzwerken) gegossen, jedenfalls ganz gutes Seewasser bekommen werde. Wenigstens kann man diesen wohlfeilen Versuch machen und dann chemisch und praktisch durch Einführung vegetabilischen und animalischen Lebens probiren.

Die erste Einführung der nöthigen vegetabilischen und animalischen Bewohner dürfte in Deutschland die meiste Schwierigkeit haben. Aber es kömmt auch nur auf Ueberwindung dieser ersten Schwierigkeit an, die mit etwas Geld, Interesse und naturwissenschaftlicher Bildung leicht zu bewältigen sein wird. Dieser erste Schritt würde sich auch kaufmännisch als sehr lohnend erweisen, wenn etwas Kapital, Capacität und Geschmack sich vereinigten, einige Marine-Aquarien von England zu importiren und deren Bewohner sich fortpflanzen und mehren zu lassen, bis man sie fix und fertig in verschiedenen Größen und je nach der Schönheit und Seltenheit ihrer Bewohner dem Publikum zum Kauf bieten könnte.

Der in London lebende Einsender dieser Zeilen ist gern erbötig, das Seinige dazu beizutragen, und namentlich Männern der Wissenschaft und Familien, welche Lust haben, diese schönste Art von Zimmerdecorationen einzuführen, mit Rath und That beizustehen. Mein lieber Freund, Herr Ernst Keil, wird gewiß ebenfalls gern bereit sein, das Publikum und mein Anerbieten darin zu unterstützen und etwaige Anfragen und Briefe anzunehmen und an mich befördern. Wo mein Wissen und guter Wille nicht ausreicht, kommt mir Professor Gosse in Edinburg gern zur Hülfe.

Blumen-Luftschlösser. Ein Kunstgärtner in einer Vorstadt von Versailles wollte gern etwas Besonderes von Kunst zeigen und bemühte sich namentlich, Mittel zu finden, um die natürliche Größe von Blumen weit über deren natürliche Grenzen auszudehnen. Aber überall stieß er bald auf ein: „Bis hierher und nicht weiter!" Er fragte aber: „Warum denn nicht weiter?" und ging weiter, zunächst mit vollen Veilchen. Er nahm an, daß sich die delikaten Organe derselben wegen des großen Luftdruckes nicht weiter vergrößern ließen und kam daher auf die Idee, sie in höhern Regionen zu ziehen. Da nun aber um Versailles ihm keine hohen Berge zu Gebote standen, machte er sich von Luft einen Berg und baute ein Gewächshaus auf diesen Berg. Dieses Kunststück fing er so an: Er füllte einen Luftballon und ließ ihn an einem starken seidenen Faden 150 Metres hoch steigen und in dieser Höhe halten. An den Ballon hatte er einige Töpfe mit vollen Parma-Veilchen mit gehörigem Schutze vor dem Winde gebunden. Nach einem Monate schraubte er den Ballon wieder herunter und fand statt der kleinen Parma-Veilchen wahrhaft prächtige blaue Veilchen-Rosen, so groß wie Centifolien. Man sieht also, daß man nicht nur Luftschlösser bauen, sondern sie auch mit Vortheil für praktische Zwecke verwerthen kann. Wenn sich das bestätigt, werden gewiß bald eine Menge Gewächshäuser auf Berge von Luft gebaut. Ist der betreffende Ballon groß genug, kann man auch oben im Blumensaale des Aethers Kaffee trinken, wenn man vielleicht eine Strickleiter oder einen Flaschenzug anbringt, um die Gäste hinauf- und herunter zu befördern. Dazu kommt jedenfalls noch die Kunst, Luftballons oder Luftschiffe beliebig zu lenken, da doch der gemeinste Vogel es schon so weit gebracht hat, selbst dem Winde entgegenzufliegen. Und dann ist's auch ein Spaß von einem Luftschlosse in's andere zu fliegen, dort ein Schälchen Kaffee mitzutrinken und dann gemüthlich durch die Luft nach Hause zu fliegen. Wir nehmen dabei schon als ausgemachte Sache an, daß manche Herrschaften sich überhaupt oben unterm Luftballon werden häuslich eingerichtet haben, da sie mit solchen Häusern und Wohnungen vor allen Dingen die Auslagen für eine Baustelle sparen. Ein guter, solider, gehörig großer, von drei Seiten an die Erde gebundener Luftballon kann sehr gut eine hübsche Sommerwohnung tragen, die man sich mit riesengroßen Blättern und Blumen umhüllt und beschattet denken kann. Es muß sich da oben ganz herrlich wohnen, zumal da kein Magistrat und kein Staat Grundsteuern von solchen Häusern verlangen kann.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

THE
Gardeners'
Chronicle
AND
AGRICULTURAL GAZETTE.
WEEKLY JOURNAL. Edited by Dr. Lindley and Joseph Paxton.
SATURDAY, JANUARY 1, 1842.

chen. Komm' sobald es zu dunkeln beginnt und die Kinder drüben in Deinem Hause zur Ruhe gegangen sind!"

Piet versprach es. Er schwieg, und auch Elsje versank in ein brütendes Nachdenken. Sie landeten endlich in Gorkum, und die Kiste wurde zu Daatselaar getragen, wie es immer geschehen war.

Die beiden jungen Leute gingen dann neben einander ihren Wohnungen zu, aber ganz anders, wie sonst. Stille und schweigsam schritten sie neben einander her, und nur selten wechselten sie ein freundlich Wort. Beider Seelen beschäftigten schwere Gedanken.

VI.

Mehrere Stunden hatte der Gärtner, Elsje und Piet bei Meeroum de Groot zugebracht in lebhaftem Gespräche, welches Elsje's Mutter in der Vorderstube vor Störung bewachte. Endlich, gegen zehn Uhr des Abends, gingen sie aus einander. Alle waren ernst, und es schien der Ernst der Sache schwer auf ihren Herzen zu liegen.

Einige Tage später sah man Piet van Halver in einem eifrigen Gespräche mit einem alten Schiffer, der auf einem Holze am Hafen saß.

„Baas Boos," sagte er zu ihm, „könnet Ihr mir nicht diese Woche einmal Euer Boot leihen, um eine Kiste voll Bücher nach Löwenstein zu fahren? Ich will Euch die Hälfte des Fährlohns geben."

„Was fährst Du nur so oft Bücher dahin?" sagte der Alte. „Wer ist denn der Bücherwurm in dem Neste? Der Commandant doch nicht? Der hat eine blaurothe Nase und scheint lieber französischen Rothwein zu trinken als in Büchern zu lesen."

„Nein," sagte Piet; „es ist der gefangene Rathspensionär Hugo de Groot, der hochgelahrte Herr, dem ich sie bringe."

„Ach, der eifrige Remonstrant?" sagte der alte Boos. „Ja, für den Ehrenmann sollst Du es haben; aber was ist denn an dem Deinigen passirt?"

„Ich muß es ausbessern und frisch verfändeln," sagte Piet.

„Nun, das ist früh!" bemerkte der Schiffer. „Hast's doch selbst gebaut?"

„Freilich; aber, wisset Ihr, es ist doch Lehrlingsarbeit!"

Der Schiffer nickte bejahend, und Piet ging nach seinem Boote, zog es auf's Land und klöpperte stundenlang daran herum als hätte er viel daran zu machen. Dann, als er endlich fertig war, brachte er es an die äußerste Spitze des Werftes vor Anker, trug Mast und Segel hinein und legte in die Kiste Brot und geräuchertes Fleisch. Als dies geschehen war, kam er zu Boos und sagte ihm, daß er Morgen gegen Abend hinüberfahren würde.

Am folgenden Tage, ziemlich spät gegen Abend lag bei dem günstigsten Winde, der frisch blies, das Boot des Baas Boos segelfertig im Hafen und Piet saß in demselben, aber in einer seltsamen Bewegung. Seine Augen blickten scharf nach dem Thore. Endlich sah er den alten van Houwening, Elsje und die beiden Buben die Bücherkiste bringen. Sie stellten sie vorsichtig in das Boot, Elsje sprang hinein und einer der Knaben. Sie faßten die Riemen, und pfeilschnell schoß das Boot vor dem Winde dahin, der das Segel lustig füllte. An dem Kasten hing diesmal ein Schloß.

Elsje betete inbrünstig, während sie den Riemen im Takte hob und senkte. Manchmal lauschte sie gegen die Kiste, was dem Knaben lächerlich vorkam.

„Man meint, da in der Kiste wär' eine Nachtigall, auf deren Gesang Du horchtest? Ich glaub', das „„Meisje"" ist geckig!" — sagte er, zu Piet gewendet.

„Laß ihr den Spaß!" war dessen kurze Antwort. „Heb' nur den Riemen flink!"

In einer außerordentlich kurzen Zeit legte das Boot vor Löwenstein an.

Ein Soldat, den Piet wohl kannte, kam auf seinen Ruf, um Hülfe zu leisten.

„Schon wieder Bücher?" fragte der Soldat. „Was nur der hartköpfige Arminianer mit all' dem Quark treibt? — Der muß ein Erzbücherwurm sein! Gestern saß er noch um ein Uhr beim Lichte. Ich war auf der Wache und sah's."

„Es giebt allerlei Narren," sagte Elsje, gezwungen lachend, „auch Büchernarren. Man muß halt Jedem seine Schellenkappe lassen!"

„Da hast Du Recht, Du lieblich „„Meisje,"" sagte der Soldat. „Ich meines Orts mag dem seine nicht aufsetzen!"

„Ich auch nicht!" sagte lachend Piet, und die Kiste war mit aller Vorsicht auf's Ufer gesetzt. Dann nahmen sie sie auf und trugen sie hinauf. Herr de Groot kam ihnen entgegen. Er sah bleich und angegriffen aus; riß Elsje den Schlüssel aus der Hand und eilte, nachdem sie sich schnell entfernt, in das Gemach, das er hinter sich schloß. Alle Viere gingen nun in den Hof und setzten sich in das Boot. Elsje's Augen waren starr nach einem Fenster gerichtet. Sie sah bleich, wie eine Leiche aus und zitterte wie Espenlaub im Winde. Vielleicht zehn Minuten mochte sie so da gesessen haben, da sah man das Fenster, welches nach dem Rheine ging, sich öffnen. Es blieb eine Weile offen, dann wurde es wieder geschlossen.

„Gottlob!" sagte das Mädchen leise. Die Farbe ihrer Wangen kehrte zurück und sie nickte Piet, der sie stets im Auge hatte, während er mit dem Soldaten lustig plauderte, lächelnd zu.

„Wenn der Bücherwurm da droben nur fortmacht," sagte Piet sich zu Elsje wendend. „Der wird uns eine schöne Last in den Kasten packen. Das letztemal war er viel schwerer als heute, nämlich als ich ihn brachte, denn ich nahm ihn ganz leer und federleicht zurück. Er mag leicht ein anderthalb Centner Bücher da droben haben!"

„Wir sind ja zu Vier," tröstete ihn der Soldat. „Da werden wir ja schon den Kasten fortbringen."

Elsje sah wieder unverrückt nach dem Fenster und auch Piet warf unbemerkt manchen Blick hinauf. Plötzlich hing ein weißes Tuch zu dem Fenster heraus.

„Weißt Du was, Piet," sagte sie jetzt zu diesem, „mich friert's. Der Abendwind bläst scharf, ich will einmal hinaufgehen und mahnen — oder wollt Ihr es thun?" fragte sie den Soldaten.

„Meiner Treu," rief der Soldat, „der ganze Remonstrant ist mir nicht so viel werth, daß ich die Treppen noch einmal mehr als nöthig ist, steige! Mein Steuvertje, das mir Piet für einen Genever giebt, wird mir beim Heruntertragen sauer genug. Geh' Du nur, Kind; Du bist leichter auf den Ständern!"

„Man hört doch gleich, daß Dein Vater ein Förster ist, Lips," sagte Piet lachend. Der Soldat lächelte auch, und in diesem Augenblicke erschien Elsje am Fenster und winkte.

„Siehst Du, Lips, das Mädchen winkt! Wir sollen die Kiste holen!"

„Meiner Treu!" war des Soldaten Antwort, als auch er hinauf geblickt hatte.

Sie gingen.

Elsje stand bei der bereits abgeschlossenen Kiste im Vorgemach. Wer sie genauer angesehen hätte, der hätte die große innere Aufregung wahrnehmen müssen, in welcher sie sich befand.

Zum Glück faßte Piet sogleich an, und dadurch war der Soldat von jeglicher Beobachtung abgehalten.

„Nur langsam und stät," bat Elsje. „Die Bücher rollen, wenn Ihr die Kiste vornen tiefer haltet als Niel's und ich hinten, alle Euch zu, und dann könnt' Ihr sie ja nicht bewältigen."

„Brrrr!" rief der Soldat, „die hat ein anderes Gewicht, als da wir sie herauf trugen! Man meint, es wäre lauter Blei!"

Elsje lachte und sagte: „Die arminianischen Bücher sind eben recht schwer!"

„Ich glaub', meiner Treu," sagte ächzend unter der Last der Soldat, „der ganze Arminius steckt lebendig darin!"

Elsje zitterte, daß sie fast die Kiste nicht mehr halten konnte.

„Halt' doch!" rief der stämmige Niel's. „Ich muß Alles allein heben! Ein Bub' ist mir doch lieber zum Heben und Tragen, als sechs solcher „„Meisje's!""

„Das Wollen ist schon da, aber das Vollbringen nicht!" sagte der Soldat mit Salbung und blickte dem schönen Mädchen in's Gesicht, um zu sehen, welche Wirkung seine salbungsvolle Bemerkung gemacht.

„Ich halte mit Anstrengung aller Kräfte!" sagte Elsje.

„Glaub's," rief der Soldat, „denn sie ist leichenblaß!"

Unter solchen, mitunter durch lange Zwischenräume unterbrochenen Reden erreichten sie den Hof. Gruppen von Soldaten lag

gerten umher und hatten nicht übel Lust, mit dem bildhübschen Mädchen zu kurzweilen.

„Helft Ihr tragen, statt mattflügelicher Späße," rief ihnen Lips zu, „das wäre besser!"

„Wollen Deinen Verdienst nicht verkürzen!" höhnten jene zurück. „Wenn aber ein Kuß von dem Mädchen Dein Lohn ist, so helfen wir Alle gegen Halbpart!"

„Bah! Nun brauchen wir Euch nicht," rief Lips zurück, und sie setzten eben den Vordertheil des Kastens auf den Rand des Bootes, wo er hart aufstieß.

„Sachte! Sachte!" rief Elsje. „Bricht uns der alte Kasten, so fallen alle die kostbaren Bücher in's Wasser! Dann will ich's nicht theilen!"

Wieder hoben sie nun sanft, und nun stand er ruhig auf dem Boden des Bootes, der Länge des Kiels nach.

„Das war ein Stück Arbeit," sagte Lips, der Soldat, indem er sich den Schweiß trocknete, „das mehr als ein „Steuvertje" werth war. Ich hoffe, Piet, Du läßt Dich nicht lumpen!"

„Nein, das thu ich auch nicht!" sagte Piet und reichte ihm Münze. „Nun heb' aber auch langsam das Boot ab, bis es flott ist."

„Danke!" rief fröhlich über die reichliche Gabe der Soldat, und faßte das Boot an.

„Carajo! Da muß man Spanisch fluchen!" rief er aus. „Man meint, ganz Löwenstein wär' im Boote!" — Endlich war es flott.

„Weißt Du was, Piet," rief er ihm zu, „wenn wir uns in die Fracht zu theilen hätten, so wüßt' ich schon, was ich mir wählte!"

„Kämst zu spät!" lachte Piet, und das Boot rang mit den hochgehenden Wellen. Piet war indeß ein Pilote, der sich darauf verstand, Wind und Wellen zu beherrschen. Es blieb ihm jetzt, wo der „steife West", wie der Schiffer sagt, ihm geradezu entgegen wehte, nichts übrig, als die „Brassen" wirken zu lassen und zu laviren. An ein Helfen mit den Riemen wurde nicht gedacht, denn es wäre fruchtlos gewesen.

Elsje winkte jetzt mit dem Tuche. Es war ein Zeichen, das sie gegen das Fenster oben im Schlosse gab, und das alsogleich verstanden wurde; denn man sah das Fenster weit sich öffnen, wieder sich schließen und dies drei Mal wiederholen. Lips, der Soldat, meinte aber, es gälte ihm, und freudvoll warf er die Lederkappe in die Höhe und rief: „Gute Reis', Du liebes Meisje!"

Elsje und Piet war es gerade nicht zum Lachen, aber über beider Antlitz, die sich gerade in diesem Augenblicke bedeutsam ansahen, flog denn doch ein siegesgewisses Lächeln, das allerdings nicht ohne Spott über die starke Täuschung des Soldaten war.

Je näher indessen der Abend heranrückte, desto heftiger der Westwind seine Flügel hob.

„Der West hat eine gute Lunge," sagte Piet. „Ging's jetzt kurzweg abwärts, bah! dann wär's eine Lust, denn mein Boot, das ohnehin mit dem Kiele anders schneidet, weil es länger und schmäler ist als dies tonnenartige Ungethüm von Anno I, würde fünf in einer Stunde bei solchem Winde zurücklegen und bald außer Sicht von Gorkum und Löwenstein sein! 'S giebt eine schlimme Fahrt! Wenn nur Alles in Ordnung ist!"

„Das ist's!" sagte Elsje.

„Nun, so müßt Ihr alle Geduld haben!" entgegnete sehr laut und das „Ihr" sehr scharf betonend, Piet.

Aber trotz der „Brassen," trotz des Lavirens rückte das schlechtgebaute Boot nur langsam vor.

Schon war längst die Sonne zur Rüste gegangen. Das Werft war von Arbeitern leer; im Hafen von Gorkum war es auch stille. Droben aber am Himmel jagte der Wind dunkle Wolken in großen Massen hin, die sich im Osten wie ein gewaltiger Wall zusammenballten, und dieser Wall rückte immer weiter gegen den Zenith vor. Der Wind wurde heftiger, fast orkanartig, und die Wellen des Stromes thürmten sich und brachen ihre weißen Kämme, daß es fast das Ansehen der See hatte. Elsje bebte vor Angst. Ihre Blicke hingen an dem ernsten Gesichte Piet's, der jetzt nur Sinn für die Ausübung seiner Pflicht zu haben schien.

„Ist's gefährlich, Piet?" fragte sie halblaut.

Wie auch der Wind pfiff, er verstand sie doch.

„Kind, theures Elsje," sagte er, „Gefahr ist keine, wenn uns der Wind das alte Segel ganz läßt!"

Eine glückliche Wendung, die Piet in diesem Augenblicke mit dem Steuerruder machte, ließ einen vollen Athemstoß des Windes in das gebauchte Segel; eine Welle hob das Boot rasch und ließ es in weiter Entfernung den Rücken einer zweiten besteigen, die es dem Lande um ein Erstaunliches näher brachte.

„So!" sagte Piet selbstbefriedigt. „Das war ein gelungenes Manöver! Noch eins so, und Dein Vater und Bruder dort auf dem Hafendamme brauchen nicht mehr so ängstlich nach uns auszuschauen!"

Elsje blickte dorthin und erkannte nun die genannten Personen auch.

Piet gelang das Manöver noch einigemal, das er eben mit Glück und Geschick vollendet hatte, und nach Verlauf von etwa funfzehn Minuten legte er am Ufer an.

Van Houwening hatte eine Bahre mit Tragriemen. Die Ausladung des Kastens ging ruhig, aber schnell vor sich. Piet zahlte dem herbeigekommenen Vermiether des Bootes seinen Lohn, übergab ihm das Boot und der Kasten wurde nach Jakob Daatselaar's Hause gebracht, wohin Elsje voran eilte.

Kobes Daatselaar war allein mit Elsje im Gemache als sie den Kasten rasch öffnete.

Daatselaar stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als er in dem Kasten eine zusammengekauerte, todtbleiche Menschengestalt liegen sah; denn er meinte, es sei eine Leiche.

„Stille, um Gotteswillen!" rief Elsje, reichte dem Manne eine Hand und mühsam erhob sich — Hugo de Groot.

Daatselaar stand sprachlos vor Schrecken dabei als Herr de Groot seine Glieder dehnte und reckte, um in den gehörigen Gebrauch derselben sich wieder zu versetzen.

„Daatselaar," sagte er, „ich habe mich vertrauensvoll in Eure Hände gegeben. Ihr werdet nicht weniger großmüthig sein als dieses Mädchen und ihre Angehörigen und mein treffliches Weib! Helft mir nun, ich bitte Euch, weiter!"

„In welche Gefahr setzet Ihr mich!" rief ganz außer sich Daatselaar. „Ich kann nicht mich und meine Familie Euch zum Opfer bringen! Muthet es mir nicht zu!"

Elsje war hinaus geeilt. Sie hatte schnell der Frau des Kobes Daatselaar die Rettung des Gefangenen erzählt und sie angefleht, daß *sie* helfe, wo ihr Mann feig es verweigere.

Frau Daatselaar war ein hochherziges Weib. Sie sah ihren Bruder an, der dabei stand und ein Maurer war.

„Wie ist's Claas?" fragte sie. „Willst auch Du durch feiges Weigern die Schuld eines Menschenlebens auf Dich nehmen?"

„Bleyem! Nein!" rief dieser. „Da muß geholfen werden und schnell! Wohin soll der Mann?"

„Nach einem Boote am Hafenende!" sagte fast athemlos Elsje.

„Ist er groß?" fragte der Maurer.

„Er ist genau von Eurer Statur!" erwiederte das Mädchen.

„So wart' einen Augenblick, Elsje!" rief er, sprang die Treppe hinauf und kam bald mit einem Bündel zurück.

Er schob die beiden Frauen zur Seite, trat in die Stube, warf das Bündel hin und sagte: „Geh' in die Küche, Kobes, Deine Frau erwartet Dich!"

Daatselaar, froh, sich frei zu sehen, eilte in die Küche, wo ihn eine Strafpredigt seiner Frau empfing, die gesalzt und gepfeffert war.

Da die Frau einen gewichtigen Pantoffel im Hause übte, so schwieg er und setzte sich zum Herde, wo das Feuer zur Abendsuppe glomm. Elsje stand mit pochendem Herzen und gefaltenen Händen in der Nähe der Thüre, welche in den Hof des Hauses führte. Ihre Seele betete brünstig für die theure Frau, die in des Gatten Zelle zu Löwenstein war und für die glückliche Rettung des Gatten, für den sie sich so heldenmüthig hingegeben.

Noch war keine lange Zeit verlaufen, da traten aus der Stube zwei Männer in fast gleicher Tracht. Es war der Maurer und de Groot. Dieser trug ein grobes altes Frieswamms, Hosen von gleichem Stoffe, eine Schürze von blauem Linnen, wie sie die Maurer tragen, eine alte Mütze und Winkelmaß und Kelle in der einen, den Maurerhammer in der andern Hand. Niemand würde ihn so erkannt haben.

Hugo de Groot sagte zu Daatselaar: „Ich zürne Euch nicht! Gott lohn's!" flüsterte er seiner Frau zu, und zu Elsje tretend, sagte er: „Kind, Kind, ich kann Dir's nie lohnen, aber der Segen von Oben wird Dich begleiten! Dank, Dank! — Grüße Sie! Gott schütze uns Alle!"

Dann zog ihn der Maurer schnell zur Thüre hinaus.

VII.

Das Boot Piet's lag fest an der Stelle, wo er es angelettet. Er selbst saß darin und warf besorgte Blicke nach der Stadt. Ein vollgepackter Schließkorb stand im Boote, den Elsje's jüngste Schwester gebracht und ein warmer, alter Friesrock für de Groot, vom Gärtner gesendet. Piet war ebenfalls warm gekleidet und hatte den Südwester in die Stirne und den Nacken gedrückt. Der Mast stand aufrecht, aber das Segel war noch gereefft.

Der Abend sank mehr und mehr herab. Der Wind hatte noch seine volle Stärke und Richtung beibehalten.

„Es ist ein Wagniß, jetzt das Segel zu entreffen," sagte Piet zu sich; „aber ich kenne jede handbreit Wassers und um neun Uhr geht der Vollmond auf. Es einzureffen ist immer noch Zeit. Einstweilen entfalt' ich's. Dann geht's rasch dahin. Käme er nur! Es wird doch nichts vorgefallen sein?" — In diesem Augenblick sah er zwei Männer auf das Boot zukommen. Einer sprang hinein. Der andere wandte sich.

„Gott geleite Euch!" rief er in's Boot, und ging, indem er das Maurergeräthe ergriff.

„De Groot?" fragte halblaut Piet.

„Ja! Fort, in Gottes Namen!" erwiederte der andere, und in demselben Augenblicke war das Boot in der Fluth, das Segel gefüllt und es flog schnell wie eine Möve über die hochgehende Fluth. Gorkum verschwand.

Löwenstein erschien, und oben im einsamen Stüblein sah man den Schein der Lampe, bei dem der Commandant sagte: „Nun hat er neue Nahrung und studirt wieder die halbe Nacht!"

Der Soldat setzte den Thee im Vorzimmer auf den Tisch de Groot's, klopfte, wie er es gewohnt war, leise an die Thüre und entfernte sich, indem er die Vorderthüre mit lautem Geräusche schloß.

Während sich das in Löwenstein zutrug und das Boot wie ein Pfeil dahin schoß, immer weiter hinaus aus dem Bereiche der Gefahr, lagen dort im Gärtnerhause und droben auf Löwenstein zwei Frauen auf ihren Knien und beteten für ein glücklich Gelingen.

Die Nacht verging der edlen Frau Maria de Groot in der Zelle ihres Gatten schlaflos. Erst am Morgen sank sie in einen tiefen Schlaf, aus dem sie der Soldat, der das Frühstück brachte, weckte.

(Schluß folgt.)

Album der Poesien.

Joseph Freiherr von Eichendorff

Von den Engeln und Störchen.

Im Frühling auf grünem Hügel
Da saßen viel Engelein,
Die putzten sich ihre Flügel
Und spielten im Sonnenschein.

Da kamen Störche gezogen,
Und jeder sich eines nahm,
Und ist damit fortgeflogen,
Bis daß er zu Menschen kam.

Ein Besuch im Bethlem-Hospital in London.

(Schluß.)

Am äußersten Ende der langen Halle befindet sich eine weite Gitterthür, welche auf einen kleinen Hof führt, der rings von hohen Gebäuden mit Säulengängen umgeben ist. Hierher werden die schlimmsten Kranken der Anstalt gebracht, und wird es als eine Art Strafe für Ungehorsam betrachtet, hier eingesperrt zu werden. Daselbst mochten sich zur Zeit vielleicht zehn Patienten befinden, von denen einige ein Buch vor das Gesicht hielten, als ob sie läsen, dabei marschirten sie aber in vollem Sturmschritt auf und nieder. Einer dieser Abtheilung bildet sich ein, Lord Byron zu sein, und in der That, wenn man durch Nachahmung seines Anzuges und äußerer Manieren ein Byron sein könnte, so wäre ihm dies auf das Vollständigste gelungen; denn „wie er räuspert und wie er spuckt, hat er ihm glücklich abgeguckt", und da der große Barde bekanntlich schlecht zu Fuße war, so bildet sich der Unglückliche ein, lahm zu sein.

Wir gingen von hier in die lange Halle zurück und gelangten durch einen offenen Eingang in einen Seitenflügel, wo sich ein Billard befand, auf dem gerade einige Patienten spielten, und wir haben in unserm ganzen Leben keine bessern Doublés, angesagte Quadroublés und feine Schnitte gesehen als hier.

In einem andern Zimmer befindet sich eine Bibliothek, zur freien Verfügung der Patienten. Wir nahmen einige Bücher von ihren Ständen. Die Mehrzahl derselben sind religiösen Inhalts. Doch befinden sich da ebenfalls die englischen Classiker von Shakespeare bis auf Moore und Charles Dickens; eine reiche Auswahl von Reisebeschreibungen und Geschichtswerken, von englischen Novellen und anderen literarischen Erzeugnissen; aber am Meisten wird die illustrirte „London News" und „Punch" verlangt, von denen mehrere Exemplare vorhanden sind. Hinter dem Bibliothekzimmer befinden sich noch einige Werkstätten, wo mehrere Patienten als Schneider, Schuhmacher, Tapezierer, Fußdeckenmacher, Tischler u. s. w. beschäftigt sind. Es dürfte nicht unangemessen sein, hier die Erfahrung des Dr. Hood beizufügen, welcher auf das Ausdrücklichste erklärt, daß man mit Bezug auf die moralische Leitung des Geisteskranken nicht Gewicht genug auf diejenigen Beschäftigungen und Erholungen legen kann, welche darauf berechnet sind, den Geist von seinen Illusionen abzulenken und die gesunde Uebung der reflektirenden Thätigkeiten zu kräftigen.

„Im Allgemeinen," sagt er, „wird man finden, daß Wahnsinnige sehr zur Trägheit geneigt sind. Einige mögen zwar nachtheilig unruhig sein, doch unterliegt die Mehrzahl den kranken Gefühlen und sind durchaus nicht aufgelegt, sich irgendwie mit Ausdauer zu beschäftigen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß jede Art von Beschäftigung eine heilende Tendenz hat, und es ist daher wünschenswerth, daß jeder Patient alle mögliche Ermunterung dazu erhalten sollte. Jede Art von Erholung ist nur ein anderer Ausdruck für geistige Beschäftigung und erheitert, wenn weise geleitet, die Stimmung des Gemüthes und erzeugt einen gesunden Ton der Gefühle. Aus diesen Gründen bekamen im Laufe des Jahres einige Patienten der Anstalt die Erlaubniß, unter Aufsicht von Aufsehern in die Stadt zu gehen, welches stets als eine besondere Vergünstigung betrachtet wurde und die beste Wirkung hatte. Vier männliche Patienten bekamen sogar die Erlaubniß, unter einer sorgfältigen Aufsicht nach einander die Nationalgallerien, die Ausstellung in Sydenham, Greenwich, Kew Gardens zu besuchen, und sogar einige Wasserexcursionen zu machen, und ich kann ohne das geringste Bedenken versichern, daß diese Ausflüge den allergünstigsten Einfluß auf ihren Gesundheitszustand ausgeübt haben."

Auf Grund dieser Erfahrungen hat man in einigen Anstalten dieser Art sogar große Festlichkeiten veranstaltet, an denen die Verwandten und die angesehensten Personen der Nachbarschaft Theil nahmen. Man hat die Mahlzeit mit Gesellschaftsspielen und einem großartigen Balle beschlossen, und alle Versuche dieser Art haben stets den allerbesten Erfolg gehabt.

Im zweiten Stockwerke des Gebäudes befinden sich die heilbaren Kranken. Die Einrichtung der Lokalität ist dieselbe, wie im ersten Stocke. In der Mitte ist gleichfalls die lange Halle, in der sich ein großer Bauer mit allerlei zwitschernden Vögeln befindet; zu beiden Seiten sind dann die Schlafzimmer, Speisesäle, Lesezimmer, Wasch- und Badesäle und bieten durchaus nichts Besonderes dar. Die Dauer in dieser heilbaren Station ist auf ein Jahr beschränkt, und kann nur nach Ablauf dieser Frist nach Gutachten des Arztes auf drei oder vier Monate ausgedehnt werden. Die leitende Idee dieser Bestimmung ist, der Anstalt so viel als möglich den Charakter einer Heilanstalt zu geben, und sie einer möglichst großen Anzahl von Unglücklichen zu öffnen. Die Erfahrung hat überdies gelehrt, daß die meisten Fälle in dieser Frist geheilt werden, und daß die Hoffnungen auf eine Genesung nach Ablauf dieser Zeit schwächer und schwächer werden.

Die Patienten sind je nach dem Charakter ihrer verschiedenen Krankheiten von einander streng abgeschieden; so sind es z. B. die Unruhigen von den Ruhigen, die Reinlichen von den Schmutzigen, die Melancholischen von den Tobenden u. s. w. Ein junger Mann in dieser Abtheilung, von einer sehr bedeutender Bildung, leidet unter der fixen Idee, daß er wahnsinnig sei. Sobald er mich zu sehen bekam, kam er eiligst auf mich zu und fragte mich in einem ziemlich imperatorischen Tone: „Kennen Sie mich?" und da ich diese Frage verneinte, so fügte er eiligst hinzu: „Nun gut, dann wissen Sie auch nicht, daß ich wahnsinnig bin — ja, ja! — ich bin wahnsinnig, völlig toll." Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich sagte, daß er nicht wahnsinnig, sondern ganz vernünftig sei, doch das schien ihn nur noch mehr aufzuregen, denn er sagte: „Das ist es gerade, was mich ärgert, daß mich alle Welt, selbst der Doctor zum Besten haben und mir was weiß machen will; aber das soll ihnen nicht gelingen, ich weiß es besser, daß ich verrückt bin, da fehlt's mir, da, da!" (Bei diesen letzten Worten zeigte er auf die Stirn.) Ich habe keine Vorstellung, wohin unsere gelehrten Philosophen diesen Fall placiren würden; denn die interessante Frage, welche von ihnen entschieden werden müßte, ist die, ob ein Mann, der ein klares Bewußtsein seines Zustandes hat und dessen Krankheit nur eben in diesem Bewußtsein besteht — als wahnsinnig zu betrachten ist.

Am äußersten Ende dieser Halle befindet sich eines jener wattirten Zimmer, welche ein Substitut für den körperlichen Zwang bilden. Das Gemach selbst ist ein hohes, schwach erleuchtetes Gewölbe, welches vollständig stark wattirt oder gepolstert ist, selbst Fußboden und Decke. Der Ueberzug ist ein äußerst starkes Fabrikat aus Gummi und so zähe, daß man es mit den bloßen Händen nicht zu zerreißen im Stande ist. Patienten, welche sich nun in einem rasenden Zustande befinden, und sich gar nicht anders bändigen lassen, werden dann in dies Zimmer gebracht, nachdem sie ein warmes Bad und beruhigende Medicamente erhalten haben. Doch nimmt man nur in den alleräußersten Fällen seine Zuflucht dazu, und hat man ein eignes Buch, in dem man jeden einzelnen Fall dieser Art aufzeichnet und eine genaue Krankheitsgeschichte des Patienten giebt. In dem Zimmer ist kein Mobiliar, mit Ausnahme einer Art Sopha, welches als Bett dient und in derselben Weise, wie das ganze Gemach überpolstert ist.

Von hier führt wiederum eine breite, steinerne Treppe hinauf zur dritten Etage, wo sich die unheilbaren, im Ganzen 75, Patienten befinden. Man muß sich übrigens diese unglücklichen Wesen durchaus nicht als gefährlich vorstellen, sondern die meisten halb schlafend oder in eine tiefe melancholische Träumerei versunken, und mein Führer versicherte mich, daß gerade diese Station die allerwenigsten Umstände verursache. — Auch scheint dieser Zustand der physischen Existenz im Allgemeinen durchaus nicht nachtheilig zu sein; denn die größere Mehrzahl ist recht wohl genährt und ein Alter, der bald seinen 75sten Geburtstag feiert, ist bereits fünfzig Jahre in der Anstalt. Die 75 unheilbaren Patienten (38 männliche und 37 weibliche) waren bis zu Ende des vergangenen Jahres zusammen gerade 700 Jahre, das macht für Jeden durchschnittlich 9 Jahre und 4 Monate in der Anstalt. Eine andere auffallende Erscheinung in den statistischen Nachrichten ist die verhältnißmäßig große Anzahl wohlerzogener Personen, welche sich in dieser Abtheilung befindet. Denn während 28 Patienten eine gute oder sogar eine außerordentliche Erziehung genossen haben, fanden wir in der gegebenen Liste nur zwei männliche Patienten, welche ohne alle Erziehung sind. Wenn wir nun bedenken, wie ungeheuer groß

in England die Klasse ist, deren Erziehung ganz und gar als Null betrachtet werden kann, so darf man wohl sagen, daß Unwissenheit den Geisteskrankheiten nicht gar zu günstig ist. Eine andere Tabelle zeigt uns ferner, daß wenigstens die Hälfte der Patienten dieser Klasse auf die eine oder andere Weise zum Besten der Anstalt beschäftigt sind.

Wir stiegen nun ohne uns weiter aufzuhalten, bis zum Flure der ersten Etage hinunter, und gelangten von hier vermittelst eines verdeckten und mit einer starken eisernen Thüre wohl verwahrten Ganges in ein anderes Seitengebäude nach hinten hinaus, wo sich die wahnsinnigen Verbrecher befinden, welche theilweise in dem Krankheitszustande ein Verbrechen begangen, oder während Abbüßung ihrer Strafe wahnsinnig geworden sind. Es befinden sich überhaupt 106 (84 männliche und 22 weibliche) Criminal-Patienten in der Anstalt, welche hier zusammen mehr als 708 Jahre, also durchschnittlich etwas mehr als 7 Jahre gelebt haben. Auffallend ist übrigens, daß sich unter ihnen 82 Individuen befinden, welche sich ein Verbrechen gegen die Person haben zu schulden kommen lassen. Auch befinden sich hier zwei politische Verbrecher, von denen der eine jener Laufbursche Oxford ist, welcher ein Pistol auf die Königin abfeuerte. Da ein Hauptzweck dieser Abtheilung darin besteht, die Patienten in sicherem Verwahrsam zu haben, so ist hier Alles gefängnißmäßig eingerichtet, und an jeder Thüre und in jedem Gange stehen riesige Wärter aufgepflanzt, welche sofort bei der Hand sind, sobald die Kranken einen Versuch machen sollten, sich der Haft zu entziehen, wofür sie ohne Ausnahme stets aufgelegt sein sollen. Abgesehen übrigens von der strengen Aufsicht und den eisernen Stäben vor den Fenstern, ist die Verpflegung und Behandlungsweise dieselbe, wie in den anderen Abtheilungen der Anstalt, und werden wenigstens zwei Drittel der Patienten im Hause und im Garten beschäftigt. Im zweiten Stocke befinden sich die Reconvalescenten dieser Station, unter denen sich auch ein Maler von nicht geringen Talenten befindet. Er hat jetzt ein mittelalterliches Stück aus der Zeit der Kreuzfahrer auf der Staffelei, worauf sich wenigstens hundert Figuren befinden, von denen einige mit solcher Gewandtheit und Kühnheit gezeichnet sind, daß sie keinem Künstler Schande machen würden.

Unten angelangt, kamen wir aus einer Seitenthüre, welche mit einem ungeheuern Schlüssel geöffnet wird, auf einen Hof hinaus, auf dem sich einige Bäume und ein verdeckter Gang befindet, unter dem die Patienten spazieren gehen können. Im Hintergrunde ist ein großer Gemüsegarten, der fast ausschließlich von den Irren selbst bearbeitet wird. In dem mittleren Flügel nach hinten hinaus, welcher zugleich die Scheidewand zwischen der Abtheilung für die männlichen und weiblichen Patienten bildet, ist die Kapelle (Betsaal), in der wöchentlich drei Mal Gottesdienst gehalten wird. In der Vorhalle des mittleren Portals sind die Apotheke, das Büreau, Wartezimmer und andere Lokalitäten der Administration und unten die Küche der Anstalt. Das Erste, was uns beim Eintritte in die Augen fiel, war eine äußerst elegante Dampfmaschine von fünf Pferdekräfte, welche die ganze Anstalt selbst bis in die höchsten Etagen hinauf mit dem erforderlichen warmen Wasser versorgt, dann aber auch zum Kochen verwendet wird; denn hier wie in allen großen Küchen in England kocht man mit heißen Wasserdämpfen, welches vielfache bedeutende Vortheile bieten soll. Einer besteht darin, daß die Küche selbst viel sauberer gehalten und bei geringeren Mitteln ein viel größeres Resultat erzielt werden kann. Der ganze Kochapparat und die Armee von eisernen Töpfen und Kasserolen sehen alle so rein und blitzend aus, als hätten sie soeben die Hände des Künstlers verlassen, der sie verfertigte. Mehr als ein Dutzend gewaltige Hammelskeulen oder riesige Rinderbraten, ein ganzer Sack voll Kartoffeln, verschiedene Gemüsearten und eine Masse anderer Speisen können alle zu einer und derselben Zeit gebraten, geschmort und gekocht werden. Auch kann man vermöge einiger Regulatoren die Hitze je nach dem Bedürfnisse entweder für das Ganze oder eine bestimmte Abtheilung bald stärker, bald schwächer machen. Zu unserer Rechten befindet sich unmittelbar unter dem Fenster ein langer, schneeweißer Tisch, auf dem die Vertheilung der Lebensmittel vor sich geht. Wir bemerken hier drei oder vier Männer mit gewaltigen Messern und wirklichen Heugabeln ritterlichst bewaffnet und die verschiedenen Portionen schneiden. Jeder hat eine ungeheure Hammelkeule (denn es giebt heute gerade Hammelbraten) und eine Waagschale vor sich, doch scheint die letztere fast überflüssig, denn während der ganzen Zeit, daß wir diesem interessanten Prozesse zusahen, kam es fast nicht ein einziges Mal vor, wo man nicht gleich mit dem ersten Schnitte die erforderliche Quantität abgeschnitten hätte. Andere Personen sind wiederum beschäftigt, die Gemüsearten zu vertheilen, welche ebenfalls zugewogen werden, und verschiedene Aufwärter, größtentheils Patienten, schaffen dann die Speisen nach den verschiedenen Sälen und zwar werden die für die oberen Stockwerke vermittelst einer Maschine von der Küche unmittelbar hinauf befördert. Gleich am Eingange finden wir auch den Speisezettel und wir theilen ihn hier mit, um zu zeigen, daß die Patienten durchaus keine Noth zu leiden haben.

Zum Morgenbrote erhalten sie sämmtlich Thee und die Männer außerdem 14 und die Frauen 12 Loth Brot und Butter. Mittagsessen: Sonntag: Gekochtes Pökelrindfleisch,
Montag und Donnerstag: Hammelsbraten,
Dienstag und Freitag: Pökelhammelfleisch,
Mittwoch: Rinderbraten,
Sonnabend: Fleischpastete und zwar die Männer 1 Pfd. und die Frauen 28 Loth und außerdem erhalten Alle 8 Loth Brot und 2 Loth Käse. An den anderen Tagen erhalten sämmtliche Patienten neben dem resp. 12 oder 10 Loth Fleisch 8 Loth Brot; die Männer $^3/_4$ Pfd., Frauen $^1/_2$ Pfd. Gemüse, und endlich die Männer $^1/_2$ Quart und die Frauen $^1/_4$ Quart Bier. Das Abendbrot ist wie das Morgenbrot, doch erhalten die Männer des Mittags und Sonnabends anstatt des Thee's $^1/_2$ Quart Bier und 4 Loth Käse. Diejenigen Patienten, welche im Garten, in den Werkstätten oder in dem Waschhause beschäftigt sind, erhalten außerdem noch zum zweiten Frühstück 8 Loth Brot, 2 Loth Käse, 1 Loth Butter und $^1/_2$ Quart Bier und des Nachmittags als Vesperbrot $^1/_4$ Quart Bier. Die Weihnachtsmahlzeit besteht, wie überall in England, aus Roastbeef und Plumpudding. Am Neujahrstage Mincepies, am Charfreitage die berühmten Crossbuns. Zu Ostern und am Pfingstmontage Kalbsbraten und Speck.

Dieses sind die gewöhnlichen Gerichte, und ist bei ihrer Auswahl namentlich auch der englischen Sitte Rechnung getragen; zuweilen werden sie indessen auch nach Gutachten des Arztes durch Schweinebraten, Speck und Fisch ersetzt, und wir haben wohl kaum zu erwähnen nöthig, daß alle Speisen stets von der allerbesten Güte sind. Die bedeutenden Kosten der Verwaltung und Unterhaltung der Anstalt werden theils von den Einkünften früherer Vermächtnisse und Stiftungen, theils von den Patienten selbst bestritten. Die Regierung zahlt außerdem für die Criminal-Abtheilung einen jährlichen Zuschuß von etwa 30,000 Thalern, und allein für fünf Patienten dieser Art hat der Staat schon mehr als 45,000 Thaler an die Verwaltung der Anstalt gezahlt. Ja, das Verbrechen, abgesehen von der tiefen Bedeutung desselben in moralischer Beziehung ist stets außerordentlich theuer, und es läge deshalb schon im materiellen Interesse der Gesellschaft allen Ernstes daran zu gehen, um dasselbe, wenn nicht ganz auszurotten, doch wenigstens so selten als möglich zu machen. Doch kann dies nicht durch Polizeimaßregeln erzielt werden; dazu bedarf es der Schulmeister, eines neuen Erziehungssystems und weitgreifender socialer Reformen. Dies sind keine Chimären einer krankhaften Phantasie, welche sich nicht realisiren ließen, sondern es sind laute Forderungen der Civilisation und Humanität, und man lege nun ernstlich Hand an's Werk und die glücklichen Resultate werden sich ganz von selbst ergeben.

Hiermit haben wir unsere Wanderung eigentlich vollendet, denn der andere linke Flügel des Hauptgebäudes wird von den weiblichen Patienten bewohnt. Die Matrone oder Oberaufseherin, eine äußerst gebildete Dame, empfängt uns und führt uns durch diese Abtheilung der Anstalt, deren Einrichtungen sich fast in Nichts von denen unterscheidet, welche wir so eben weitläufiger beschrieben haben. Auch hier ist überall dieselbe Reinlichkeit, dieselbe weise Absonderung der Patienten, und in einigen Gängen fanden wir einige große Blumentöpfe mit den schönsten blühenden Blumen, welche von den Patienten mit einer wahren Ehrfurcht betrachtet zu werden schienen, und als meine Begleiterin einige davon abpflückte und sie den umstehenden Kranken gab, schienen sie wie die Kinder außer sich vor Freude. In einem Seitenflügel nach hinten hinaus führend, befinden sich die Arbeitszimmer, wo eine große Zahl von Patienten mit Nähen, Stricken und anderen weiblichen Arbeiten beschäftigt ist. Daß man übrigens tüchtig arbeitet, zeigt schon, daß man im Jahre 1853 im Ganzen 2714 verschiedene Stücke Arbeit

verfertigt hat. Außerdem befindet sich hier das Waschhaus, wo die sämmtliche Wäsche für die Anstalt größtentheils von den Patienten gewaschen, gerollt und geplättet wird.

Wir gelangten endlich an die Criminal-Station, und waren froh, hier nur 22 doppelt unglückliche Patienten zu finden. Wir wissen zwar nicht genau die Ursache dieser Erscheinung, ob der Criminalkalender der Frauen so bedeutend geringer ist, was wir fast bezweifeln, oder ob das begangene Verbrechen die Frau weniger afficirt, was wir ungern glauben möchten, aber es ist nichtsdestoweniger eine Thatsache, daß auf eine Verbrecherin dieser Art fast vier Männer kommen. Wir sahen hier auch die frühere Amme des Prinzen von Wales (Kronprinzen), welche vor einigen Monaten in einem Anfall von Wahnsinn bekanntlich ihren sechs Kindern einem nach dem anderen den Hals abschnitt, und welches zur Zeit der That so mancherlei scandalöse Geschichten in Umlauf setzte. Die unglückliche Mutter scheint jetzt durchaus kein Bewußtsein ihrer That zu haben und ist anscheinend vollkommen ruhig und wohlgenährt. Als wir die statistischen Tabellen der Verbrecher in dieser Anstalt übersahen, fiel es uns besonders in die Augen, daß das Jahr 1851 so berühmt durch seine früher nicht geträumte Weltausstellung und so ungünstig für das Verbrechen im Allgemeinen, auch in den Annalen dieser Anstalt eine bemerkenswerthe Stelle einnimmt, da nämlich in diesem Jahre die Anzahl der aufgenommenen Patienten um 58 Individuen geringer als in dem vorhergehenden Jahre ist, und worunter sich nur drei männliche und gar keine weibliche Criminalpatienten befinden.

Unter der Rubrik der muthmaßlichen Ursachen des Wahnsinns nimmt natürlich Liebesgram die erste Stelle ein — o nein, schönste Leserin — Krankheit, Erblichkeit in der Familie, Angst, Unmäßigkeit, Vermögensverluste, übermäßiges Studium, das sind die Hauptursachen, und die Liebe nimmt nur eine ziemlich untergeordnete Stelle ein, und das ist ganz natürlich; denn die wahre Liebe (falls es außer in Novellen eine solche giebt), welche sich getäuscht findet, sucht, wenn sie klug ist, den unwürdigen Gegenstand sobald als möglich zu vergessen, oder wenn sie das nicht ist — bricht das Herz und macht der unerträglichen Existenz ein frühzeitiges Ende.

Doch bemerkten wir bei unserem Fortgange aus der Anstalt, als wir durch den Theil des parkartigen Gartens gingen, welcher, wie wir bereits am Eingange unserer Darstellung gesagt haben, sich in Front des Flügels für weibliche Patienten befindet, und indem sich die größere Mehrzahl der Patienten auf dem schönen Rasen ergeht, im Schatten eines baumartigen Strauches ein junges Mädchen von etwa siebzehn oder achtzehn Jahren auf dem Boden sitzen, welches mit ihrem Schürzenbande äußerst beschäftigt schien. Als wir unbemerkt näher kamen, fanden wir, daß sie wie Gretchen in der Gartenscene eine Art Schicksalsprobe machte, um das Herz ihres Geliebten zu erforschen. Sie hatte nämlich eine Menge Knoten in dieses Band geschürzt, und nun begann sie mit: „Er liebt mich," „Er liebt mich nicht," jedesmal einen Knoten weiter gehend, und wir haben selbst eine Charlotte von Hagen in ihrer Blüthezeit dieses Spiel nicht vollendeter durchführen sehen. Die Spannung, die Ungewißheit und doch eine gewisse Zaghaftigkeit bis zu Ende fortzuschreiten, war meisterhaft und wollte es nun das Geschick, daß der letzte Knoten mit „Er liebt mich," zusammentraf, o, dann war sie plötzlich lauter Freude und Glückseligkeit; doch dauerte es nur einen Augenblick, und der Versuch wurde von Neuem gemacht, und fiel es diesmal unglücklich aus — o, welcher Schmerz! und ich werde in meinem Leben den verzweiflungsvollen Angstruf: „Er liebt mich nicht!" dieser Unglücklichen vergessen; er war mit einer Art von krampfartigem Schluchzen ohne Thränen begleitet, und drang wirklich durch Mark und Bein. Sie raufte dann mit beiden Händen Gras auf, das sie sich auf's Haupt streute. Diese Trauerscene hatte jedoch ebensowenig Bestand; denn schon nach einigen Minuten begann sie von Neuem zu zählen, und wir eilten so schnell als möglich an ihr vorüber.

Hiermit haben wir unsere Wanderung vollendet, und ich wüßte nicht, daß ich jemals in meinem Leben so durch und durch ergriffen gewesen wäre, denn da giebt es so manche Erscheinungen, ein besonderer Zug im Gesichte, eine einzige Geberde, eine Bewegung mit dem Kopfe, welche einen Eindruck hinterlassen, den man bis in's Innerste fühlt, aber nicht wiederzugeben im Stande ist.

Die Naturheilkraft.

Blutung.

Die Naturheilungsprocesse (s. Gartenl. Jahrg. III. Nr. 25), durch deren Vermittelung auch ohne Zuthun des Arztes und seiner Arzneimittel die meisten Krankheiten vollständig oder mit Hinterlassung mehr oder weniger beschwerlicher Folgezustände gehoben werden, lassen sich am besten bei Verletzungen, Blutungen und Entzündungen, überhaupt bei örtlichen Leiden beobachten. Weniger deutlich sind für uns zur Zeit noch diese Processe bei den sogen. allgemeinen oder Blutkrankheiten, obschon hier die Erfahrung gelehrt hat, daß ein passendes diätetisches Verhalten zur Heilung gewöhnlich vollkommen ausreicht, und daß das ärztliche Eingreifen oft mehr schadet als nützt. — Betrachten wir nun diese Naturheilungsprocesse bei den verschiedenenen Krankheitszuständen etwas genauer.

Bei **Blutungen,** mögen sie nun am Aeußern unseres Körpers oder aus und in dem Innern desselben (als Blutflüsse) vorkommen, ist stets der Zusammenhang der Blutgefäßwände gestört, so daß nun das Blut aus seiner Röhre (Pulsader, Haargefäß oder Blutader) herausläuft. Eine solche Zusammenhangstrennung kann aber ebensowohl auf mechanische Weise, durch Bersten, Zerreißen und Zerschneiden des Gefäßes, wie durch innere Zerstörungsprocesse (Vereiterung, Verjauchung, Brand,) zustande kommen. Nach der Weite und Beschaffenheit des zerstörten Blutgefäßes wird natürlich das Blut in größerer oder geringerer Menge, schneller oder langsamer herauslaufen; nach der Lage des blutenden Gefäßes aber dringt das Blut entweder nach außen durch die natürlichen Oeffnungen des Körpers hervor, oder in die Höhlen und Gewebe des Körpers ein, so daß es sich hier mehr oder weniger anhäuft und Störungen der verschiedensten Art veranlaßt. — Blutungen aus größeren Pulsadern können, wenn sie nicht durch baldige Verschließung (Zusammendrückung, Unterbindung) der Ader gestillt werden, zum Tode durch Verblutung führen; Blutergüsse aus kleineren Gefäßen dagegen können durch Zusammenfallen und Verstopfung derselben recht gut von selbst heilen. Liegen die blutenden kleineren Gefäße oberflächlich und kann man zu denselben gelangen, dann sind Druck und besonders Kälte (kaltes Wasser, Eis, Schnee,) die besten blutstillenden Mittel, weil sie zur Verschließung des offenen Gefäßes beitragen können. Höchst komisch ist der große Ruf, welchen die Arnica als Heilmittel gegen Blutungen allmälig erlangt hat, da doch, wenn sie äußerlich als Tinctur oder in Wasser angewendet wird, nur der Spiritus der Tinctur oder die Kälte des Wassers, die Arnica selbst aber nicht das Geringste wirkt. Ganz kindisch ist es, an die blutstillende Wirkung homöopathischer Gaben der Arnica, innerlich genommen, zu glauben. Da liegt wirklich in dem sympathetischen Hokuspokus, im Blutversprechen, noch mehr Verstand, insofern hier die psychische Einwirkung beruhigend auf die Blutströmung (durch die Herznerven) wirken kann. Mit solchem Hokuspokus ist freilich die ganze homöopathische Heilmethode zu vergleichen und deshalb eines gebildeten Mannes unwürdig; sie wird auch sicherlich in einiger Zeit nur noch von alten Weibern, Schäfern, verdorbenen Medicinern u. dgl. Leuten betrieben werden.

Beantworten wir nun die Fragen: wie hemmt die Natur den Blutausfluß, und was geschieht mit dem ausgeflossenenen Blute? —

a) Der Blutausfluß wird dadurch gehemmt, daß das zerstörte Gefäß sich nach seiner Entleerung in sich zurück- und zusammenzieht, auch wohl zusammenfällt, und daß sich dasselbe nun mit einem Blut-Pfropfe, d. i. einem Gerinsel aus Blutfaserstoff verstopft und schließt. Auch kann das ausgeflossene Blut, indem es fest wird (gerinnt), eine Art Deckel über der Oeffnung des Gefäßes, durch welche das Blut ausströmt, bilden und so das weitere Ausströmen desselben durch die Oeffnung hindern. Die meisten innern Blutungen werden auf diese Weise von der Natur gestillt. —

b) Das ausgeflossene Blut, wenn es nicht sofort aus dem Körper entfernt wird, scheidet sich gewöhnlich (wie das aufgefangene Blut beim Aderlasse) in einen festen und einen flüssigen Theil, es gerinnt (sein Faserstoff wird fest); doch bleibt es bisweilen auch flüssig. Im letzteren Falle werden nach Auflösung der Blutkörperchen die Blutbestandtheile allmälig aufgesogen und wieder in den Blutstrom geschafft. Die Blutfarbe bleibt dabei nicht selten zurück und färbt die Stelle der Blutung entweder bleibend oder eine Zeit lang bald schwärzlich oder grünlich, bald bräunlich oder gelblich, so daß sich dann später entweder gar keine Spur mehr von der Blutung oder nur eine gefärbte Stelle zeigt. Gerann aber der Faserstoff des ausgeflossenen Blutes, dann können die Folgen sehr verschiedene, mehr oder weniger heilsame sein. Jetzt ist es nämlich möglich, daß das Faserstoffgerinsel sich in ein neues Gewebe, in weicheres oder härteres Fasergewebe verwandelt, welches zeitlebens dort, wo es entstand, bleibt, gewöhnlich ohne weitere Beschwerden zu machen, und welches sehr oft den Blutfarbstoff in verschiedener Färbung (roth, gelb, braun, schwarz) in sich zurückhält. Auf diese Art findet sich später da, wo die Blutung stattfand, eine härtliche nicht selten gefärbte Stelle. — Auch kann es geschehen, daß das geronnene Blut zu einer dunklen, harten, sogar kalkigen Masse eintrocknet, und dann nicht mehr entfernt wird. — In andern Fällen erweicht das Faserstoffgerinsel zu einer dicklichen, eiterähnlichen Flüssigkeit, die durch Fäulniß in eine ätzende, zerstörende Jauche umgewandelt werden und so zur Verschwärung Veranlassung geben kann. Auf diese Weise entsteht bisweilen da, wo Blut austrat, eine eiternde, geschwürige Stelle, die aber, wie später gezeigt werden wird, durch die Natur ebenfalls geheilt werden kann. Hiernach kann es also bei Blutungen kommen: zur vollständigen Aufsaugung des Blutes, zur Bildung härtlicher Stellen durch Eintrocknung oder Fasergewebsbildung, zur Vereiterung oder Verschwärung. In der Regel sind die letzteren Folgezustände gefahrlos, und ihre Heilung wird durch die Natur besorgt (s. Schlagfluß in Nr. 19 der Gartenlaube).

Die Natur kann nun in ihrer Heilung der Blutungen in Etwas unterstützt werden, abgesehen natürlich von chirurgischer Hülfe (Compression, Unterbindung) bei Blutungen aus größeren und zugänglichen Blutgefäßen, und von Anwendung der Kälte unmittelbar auf die blutende Stelle (z. B. Eis bei Magenblutung u. s. w.). Diese Unterstützung geschieht aber am besten durch große Ruhe und horizontale Lage des ganzen Körpers, besonders aber des blutenden Theiles, und durch Verminderung der Blutzufuhr zur Stelle der Blutung durch Herabsetzung der Herzthätigkeit. Den letztern Zweck erreicht der allopathische Arzt durch Darreichen narkotischer Arzneistoffe, besonders des rothen Fingerhutes, während der Homöopath dies durch sein Nichts nicht ermöglichen kann. Nach starkem Blutverluste muß durch leicht verdauliche, nahrhafte Kost das verloren gegangene Blut wieder ersetzt werden. Die Diät bei Blutungen darf ja nicht eine reizende sein, sondern muß in kühlen, milden, leicht verdaulichen Speisen und Getränken bestehen. Alles, was das Herz stärker klopfen machen könnte (wie Kaffee, Thee, Spirituosa u. s. f.), ist ängstlich zu vermeiden. Die Luft im Zimmer muß mehr kühl als warm sein. **(Bock.)**

Drei Sonntage im Hyde-Parke zu London.

Unter den mehr als hundert Lungen, durch welche das größte aller Städte-Ungeheuer London Athem holt, den grünen Parks und „Squares" ist der Hyde-Park der größte, sonnigste und populärste. Im Westende zwischen den vornehmsten Stadttheilen gelegen, ist Hyde-Park während der Season, der Parlamentszeit, die allen hohen Adel des Landes mit Familie in London concentrirt, alle Tage der Tummelplatz von Tausenden fahrender und reitender Damen und Herren, die hier Luft schöpfen und sich auf dem Pferde und im Wagen Motion machen lassen, damit ihnen um sechs Uhr das schwere Mittagsbrot schmecke. Links hinauf zieht sich eine gute halbe Stunde lang die große Lustreitbahn (Rotten Row), in welcher sich zwischen vier und sechs Uhr die schwarzen, einförmigen Amazonen tausendweise corsoartig unter Bäumen und zwischen Eisenspalieren auf- und abtummeln. Rechts weiter drüben zieht sich um den langen kleinen See (die Serpentine) ein Fahrweg mit besondern eisernen Spalieren für Fußgänger bis hinein in die schattigen Kensington-Gardens. Hüben und drüben über den lustigen Wasserspiegel hinweg, auf welchen kleine und große Kinder ihre kleinen bewimpelten Schiffe kreuzen lassen, winken uns bunte Massen von Fuß- und Wagencorso's an. Sonntags werden diese Corso's natürlich dichter als in der Woche, da sich außer den „Damen" und „Vermittlerinnen" für die Aristokratie auch bürgerliche Familien, besonders reiche Käsekrämer und Bierschenker (die nach dem Sonntagsfreudenbeschränkungsgesetze vom vorigen Jahre bis sechs Uhr Abends schließen müssen), unter die Aristokratie mit gepuderten Dienern mischen.

Das sind die nöthigsten Striche zu einer Vorstellung vom Hyde-Parke, der 1851 so friedlich, kosmopolitisch bekannt ward und jetzt drei Sonntage hinter einander sah, welche auch dem englischen, constitutionellen Rechtsboden ein Loch beibrachten und den Landesfrieden ernstlich gefährdeten. Es ist vielleicht die Krim-Krisis in einer heimischen Form, so wenig auch die nächste Veranlassung zu den Sonntags-Unruhen im Hyde-Park damit im Zusammenhange zu stehen scheint.

Der englische Sonntag war auch schon vor der Bierbeschränkung als der traurigste, farbloseste, polizeibeschränkteste in der ganzen Christenheit berüchtigt und beliebt, je nach der kirchlichen Richtung. Während auf dem Continente selbst die „nackteste Reaction" dem Volke seinen Sonntag gelassen, und man in Paris sogar unter Napoleon III. des Erholungstages froh werden kann, und der berliner Thiergarten ebenso wenig durch die Polizei gelitten hat (im Gegentheil darf man jetzt darin „rauchen"), als der wiener Wurstel-Prater, fiel es den englischen Wächtern der Freiheit voriges Jahr ein, dem nun- und tanzlosen Sonntage auch noch die Bierhäuser mehrere Stunden des Tages, und um zehn Uhr Abends, wenn die meisten Familien von weiten Ausflügen in die leere, dunstige Straße und Stube erschöpft zurückkehren, durch eine listig durch's Parlament geschmuggelte Bill zu schließen. Die Aufregung und Erbitterung darüber war groß, aber Demonstrationen dagegen verschwammen in dem ausbrechenden Kriegsgeschrei. Vergessen freilich konnte man nicht, woran der Arbeiter jeden Sonntag erinnert ward, wenn er die ihm spärlich zugemessene Erholung Abends durch einen kühlen Trunk beschließen wollte, während es den Reichen und Standespersonen, die alle ihre „Klubs" haben, unverwehrt blieb, sich zu jeder Tages- und Mahlzeit, auch den ganzen Tag des Herrn hindurch mit Speise und Trank zu laben.

Bekanntlich rief nun neuerdings die beispiellose Liederlichkeit und Verwirrung in Führung des Kriegs (dem Privilegium der „regierenden Klassen") eine tiefe und allgemeine Erbitterung gegen den Adel und die Reichen, gegen das ganze Parlament, hervor. So hieß es Oel in's Feuer gießen, als der edle Lord Robert Grosvenor im Unterhause auf Schließung alles Verkehrs an Sonntagen antrug, und das Unterhaus diesen Antrag in zwei Lesungen mit ziemlicher Majorität annahm. Schon war die dritte Lesung angesagt, nach welcher der Antrag Gesetz geworden wäre, als sich den Sonntag vorher plötzlich eine Demonstration dagegen im Hyde-Park entfaltete, die allgemeines Erstaunen erregte, so friedlich sie auch dieses erste Mal noch verlief. Man erstaunt über völlig Unerwartetes. Noch kurz vorher hatten die Zeitungen dem Volke eine freiwillige Servilität von Geburt und Geld und Niederträchtigkeit der Gesinnung vorgeworfen. Die bittere, freche Verhöhnung, welche der Adel plötzlich an diesem Sonntage erfuhr, die scharfen Kritiken, die ihm, Nase dicht gegen Nase, in's Gesicht geschleudert wurden, zuckten wie ein panischer Schrecken durch die „obersten zehn Tausend," die England regieren und alle Macht und alles Geld der dreißig Millionen Engländer zu Hause und in den funfzig Kolonien in ihrer Gewalt haben.

Am 23. Juni, Sonnabends Abends, hieß es, man wolle morgen Nachmittag im Hyde-Park ein großes Meeting halten, berufen von dem alten Chartisten-Chef Robert Jones. Er blieb von den niedergeschlagenen Aufführern der Chartisten-Demonstration vom 8. April 1848 fast allein bis hierher übrig. Die Chartisten wollten eine „Charte," erweitertes Wahlrecht u. s. w., wurden aber damals von Tausenden freiwilliger Special-Constabler (unter ihnen der jetzige

Nach Ansicht Bismarcks ist eine Verständigung mit Rußland möglich, wenn Deutschland sich nicht in Gegensatz zu Rußland stellt. Bismarck hat sich in seinen Gedanken über die Politik Rußlands nicht getäuscht. Rußland hat sich nicht gegen Deutschland gestellt. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen wollte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen durfte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen mußte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte, wollte, durfte und mußte.

Bismarck hat sich in seinen Gedanken über die Politik Rußlands nicht getäuscht. Rußland hat sich nicht gegen Deutschland gestellt. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen wollte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen durfte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen mußte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte, wollte, durfte und mußte.

Bismarck hat sich in seinen Gedanken über die Politik Rußlands nicht getäuscht. Rußland hat sich nicht gegen Deutschland gestellt. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen wollte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen durfte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen mußte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte, wollte, durfte und mußte.

Bismarck hat sich in seinen Gedanken über die Politik Rußlands nicht getäuscht. Rußland hat sich nicht gegen Deutschland gestellt. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen wollte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen durfte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen mußte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte, wollte, durfte und mußte.

Bismarck hat sich in seinen Gedanken über die Politik Rußlands nicht getäuscht. Rußland hat sich nicht gegen Deutschland gestellt. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen wollte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen durfte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen mußte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte, wollte, durfte und mußte.

Bismarck hat sich in seinen Gedanken über die Politik Rußlands nicht getäuscht. Rußland hat sich nicht gegen Deutschland gestellt. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen wollte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen durfte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen mußte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte, wollte, durfte und mußte.

Bismarck hat sich in seinen Gedanken über die Politik Rußlands nicht getäuscht. Rußland hat sich nicht gegen Deutschland gestellt. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen wollte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen durfte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen mußte. Es hat sich nicht gegen Deutschland gestellt, weil es sich nicht gegen Deutschland stellen konnte, wollte, durfte und mußte.

zu „vertuschen“ und zu bemänteln,“ andererseits hatte Lord John Russel an demselben Abende Enthüllungen über seine wiener Mission gegeben, bei deren schmachvollem Inhalte selbst dem Russen- und Friedensfreunde Cobden der Verstand still stand und die Galle überlief. Russel hatte Instructionen gehabt, Frieden um jeden Preis zu machen. Die „Ehre“ Englands war verrathen und verkauft und wurde diesmal nur durch Napoleon mit eingelöst. Also darum hat man uns 50,000 Brüder, Söhne und Väter und 100 Millionen Pfund Sterling todtgeschlagen, darum Handel und Gewerbe, unsern Lebensunterhalt, unsere Angehörigen und uns ruinirt und mit den Schrecken und Lasten eines Kriegs überbürdet, damit unsere aristokratische Regierung uns dennoch an Rußland verkaufe? In diesem Sinne ward es Sonnabends und Sonntags überall auf den Straßen laut, und im Hyde-Park formirten sich Nachmittags unabsehbare Gruppen mit je einem Redner in der Mitte. Da aber die Polizei heute Instructionen hatte, nicht einzuschreiten und sich im benachbarten „Green-Parke“ für die äußersten Fälle versteckt und bereit zu halten, blieb es im dichtesten Gedränge von Hunderttausenden immer ziemlich ruhig, so lange und so weit ich sehen konnte.

Weder von Polizei, noch von aristokratischen Equipagen gereizt, regierten und beherrschten sich die Massen von selbst. Nur gegen Abend kam es vor der vornehmsten Häuserreihe Londons, der Parkstreet, welche die Westseite des Parks einrahmt, zu rohen Excessen. Ein Haufe Volks glaubte, hier den Palast des Lord Grosvenor ausgefunden zu haben, und zerschmetterte in merkwürdig kurzer Zeit alle die prächtigen Spiegelscheiben desselben. Hier nun mußte die unglückliche Polizei, die heute glatt und bescheiden immer zu zwei und zwei Mann spärlich umher gegangen war, durch die ungeschickten und Feigheit mit Grausamkeit verbundenen Instructionen Lord Grey's verhaßt und ohnmächtig geworden, hier mußte sie einschreiten. So packten ein paar Policemen just einen ganz unmündigen constitutionellen Staatsbürger von etwa zwölf bis vierzehn Jahren, und in eine Tracht gekleidet, deren Farbe und Form durchaus nichts mit westlicher Civilisation gemein hatten, gerade im Akte des Steinwerfens, welchen er offenbar in der Ueberzeugung vornahm, daß er dadurch Andere, die nicht so gut werfen konnten, unterstütze, vielleicht auch rein zum Vergnügen, denn Kinder, zumal unerzogene, machen Alles gern nach, was ihnen Erwachsene Lustiges und Amüsantes vormachen. Dieser Polizeigriff war unter diesen Umständen bei aller voller Berechtigung der unglücklichste. Alle noch disponible Munition von Steinen ward hinter den beiden Policemen hergeschossen, wie sie mit dem Jungen abzogen. Sie retteten sich endlich mit ihrem Gefangenen in ein Arbeitshaus weiter innen in die Stadt, das nun belagert blieb, bis die Policemen zurückkamen. So wie sie sichtbar wurden, erhob sich ein furchtbares Heulen, Pfeifen und Zischen, unter dessen Sturmfluthen die Policemen zusammengehauen versanken.

Als ich gegen Abend an der südlichen Piccadilly-Seite des Parks, wo die größte Wellington-Reiterstatue auf dem Thore reitet, mich herausdrängte, ward ich von einem gewaltigen Menschenstrome gepackt, der mich unaufhaltsam in den allervornehmsten und allertheuersten Square Londons (Belgrave-Square), wo sich das reichste Lordthum mit besonders potenzirter Hochkirchlichkeit verbindet, und in dessen grandiose Palaststraßen mit Spiegelscheiben hineinschwemmte. Die Paläste standen noch, aber ohne einzige ganze Scheibe. Ich zählte vierzig Paläste hinter einander, deren kostbare Augen alle ohne Ausnahme zerschmettert waren. Man sagte mir, daß es in den fünf Hauptstraßen um den Square herum ganz eben so aussähe. Niemand wußte, wenn diese Akte des Vandalismus eigentlich vorgenommen worden waren. Mich überfiel ein unsägliches Grauen und Entsetzen vor einem Palaste, dessen Straßenfront dicht mit Stroh bestreut gewesen war. Alle die großen dicken Spiegelscheiben strahlten in unendlichen Zickzacks von Spalten mit tiefen Löchern. An einer Stelle stack noch ein großer Stein mitten in der Scheibe. Andere waren blos mit Sternen von Spalten geschmückt, ohne daß der Stein durchgedrungen war. Die Scheiben, mannshoch von einem fleckenlosen Stück, 600 bis 1000 Thaler jede, sind von der Dicke bis zu einem Zoll. Das Stroh war verbrannt. „Also nicht einmal Rücksicht gegen Kranke, vielleicht Sterbende?“ rief ich. „Nahmen sie denn etwa Rücksicht auf unsere Brüder, die sie tausendweise auf der Krim sterben ließen?“ schrie mir Jemand von der Seite zu, indem sich seine Nüstern weit aufbließen.

„Aber wer ist der Kranke oder Sterbende hier innen? Wußte man, daß er Schuld an der Krim-Mißverwaltung trägt?“ —

„O, sie hängen Alle zusammen, sie Alle sind Schuld,“ war die Antwort.

Das alte Geschwür ist aufgebrochen. Wer kann dessen Verlauf nun beherrschen? Im Parlamente empfahl ein Herr Dundas, Verwandter des baltischen und schwarzen Meer-Dundas, Sechspfünder. Er mußte noch denselben Abend „reveciren“ und die Times frug ihn, wo er sechs Stunden nach dem ersten Schusse mit einem Sechspfünder wohl sein würde? — Die englische Regierung ist nicht auf Militair- und Polizeigewalt gebaut, sie hat factisch und physisch diese Gewalt nicht, deshalb war diese Erwähnung von Sechspfündern ein Mißton, der sofort durch alles Volk zuckte und es gestern Abend auf eine Wanderung trieb, um das Haus jenes Dundas zu entdecken.

„Die Demonstration“ ist in das Stadium einer blinden, stupiden und in seinen Ausartungen gemeinen Wuth, die sich in den niedrigsten, feigsten Akten des Fenstereinwerfens offenbarte, hinein „mißverwaltet“ worden, von wo sie sich leicht ohne Controle, wie eine Naturgewalt, eine Ueberschwemmung, ein Feuer, ein Erdbeben fortwälzen kann. Nach den letzten Russel'schen Enthüllungen haben sich die regierenden Klassen moralisch vollends todt gemacht. Im Allgemeinen sind die englischen Volksmassen sehr gutmüthig und leicht zu befriedigen. Etwas Klugheit und rasche Aufhebung der „Bier-Bill“ bringt den alten Mechanismus vielleicht wieder in Ordnung. Unter allen Bedingungen macht Palmerston, dessen Politik so lange gewährt, die Erfahrung, daß auch in seinem Gewerbe Ehrlich am Längsten währt. So lange er's auch noch treiben mag, er hat gesehen, wie elend England durch ihn wurde, so durch und durch krank, daß eine gewöhnliche Polizeimaßregel ein gutmüthiges, dummes Volk zu blinder Wuth gegen die ganze herrschende Klasse Englands, und zu rohen nicht zu entschuldigenden Excessen trieb.

Aus dem Gewerbeleben.

Das unfreiwillige lange Creditgeben der Handwerker und Kaufleute.

(Ein Vortrag in der Versammlung der polytechnischen Gesellschaft zu Leipzig am 16. März 1855 gehalten von K. Biedermann.)

1. Die Nachtheile des langen Creditgebens.

Unter den vielen Widerwärtigkeiten, mit denen der Handwerker und der kleinere Kaufmann (der sog. Detailhändler) zu kämpfen hat, ist kaum eine für ihn drückender und für das Wohlbefinden, ja die Solidität dieses ganzen ehrenwerthen Standes bedrohlicher, als die weitverbreitete Unsitte, die Arbeiten des Handwerkers und die vom Kaufmann entnommenen Waaren erst nach längerer Zeit und auch dann noch oft nur auf wiederholtes Andringen, ja zuweilen nur nach Anwendung von Rechtsmitteln, zu bezahlen. Den Betrag der Summen, die auf diese Weise dem Handwerker und Kaufmann oft Jahre lang von seinem sauer verdienten Gelde entzogen werden, kann man gewiß im Durchschnitt auf $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$, wenn nicht noch mehr, den Betrag der ihm dabei gänzlich verloren gehenden auf wenigstens $\frac{1}{10}$ seiner im Buche verrechneten Einnahme veranschlagen. Und wie viel Zeit kostet ihm die Eintreibung solcher rückständiger Posten, das wiederholte Ausziehen von Rechnungen und Ausfertigen von Mahnbriefen! Wie viel Störungen in seinem Gewerbebetriebe bringt es ihm zuwege! Wie sehr nimmt es seine Gedanken in Anspruch, zieht ihn also von seinem Geschäfte ab! Mit welchen Sorgen belastet es sein Gemüth, raubt ihm also die frische Kraft und den fröhlichen Muth des Schaffens! Und am Ende, wenn er sich lange mit der Ein-

treibung seiner Schulden abgemüht und viel schöne Zeit dabei verloren hat, muß er sich noch an einen Rechtsbeistand wenden, muß wohl gar vor Gericht klagbar werden, und hat nicht selten neben großen Verdrießlichkeiten nur neue Geldverluste an der Stelle der gehofften Einnahmen.

Die Unsicherheit, worin der größte Theil unserer Handwerker und kleinen Kaufleute in Betreff der Zeit ihrer Einnahmen, ja, bei vielen ihrer Forderungen, der Realisirbarkeit derselben überhaupt sich befindet, wird für sie nicht selten ein wesentliches Hinderniß eines geregelten, soliden und schwunghaften Betriebes ihres Gewerbes. Ein Handwerksmeister könnte durch Anschaffung von Rohmaterial im Großen, ein Detailhändler durch stärkere Ankäufe einer gerade besonders gangbaren Waare vielleicht ein sehr vortheilhaftes Geschäft machen, wenn er nur einen Theil von dem Gelde zur Verfügung hätte, welches ihm seine Kunden für längst und richtig abgelieferte Arbeit schulden. So aber sieht sich der Eine wie der Andere genöthigt, von dem gewünschten Handel abzusehen und den günstigen Moment unbenutzt zu lassen, ja wohl gar selber die nothwendigen Einkäufe auf Credit zu bewirken und vielleicht (denn der Großhändler borgt selten lange umsonst) Zinsen zu zahlen, während das Geld, welches Andere ihm schulden, keine Zinsen für ihn trägt. Sind die Zeiten besonders ungünstig und hat ein solcher Mann nicht ein nachhaltiges Anlagekapital, so kommt es leicht dahin, daß er, weil die erwarteten und mit Recht erwarteten Gelder nicht eingehen, statt seinen Betrieb auszudehnen, sich genöthigt sieht, ihn einzuschränken, oder daß er seine Kunden nicht mehr pünktlich und solid befriedigen kann, weil er nicht die Mittel hat, genug tüchtige Arbeiter zu halten, und weil er von dem Großhändler, dem er noch früheres Material schuldet, neues nur schwer und in mangelhafter Qualität erhält.

Am Härtesten treffen alle diese Uebelstände den *minder bemittelten* Gewerbs- oder Kaufmann und den *Anfänger*. Der letztere darf am Wenigsten wagen, in der Einziehung seiner Schulden sich von der hergebrachten Gewohnheit des geduldigen Abwartens und bescheidenen Bittens zu entfernen, sonst würde es ihm schwer fallen, Kundschaft zu bekommen. Er muß daher, will er nicht gleich in den ersten Jahren in Bedrängnisse und Schulden gerathen, ein größeres Kapital in sein Geschäft mitbringen, als sonst nothwendig wäre; er muß dieses Kapital, wenn er es nicht selbst besitzt, verzinsen, vielleicht hoch verzinsen; besitzt er es selbst, so muß er es lediglich dazu verwenden, den Ausfall, welcher das unvermeidlich lange Borgen in seinen berechneten Einnahmen hervorbringt, zu decken, statt daß er unter andern Umständen dasselbe zur Erweiterung seines Geschäfts hätte benutzen können.

Der *reiche* Gewerbtreibende hilft sich zwar scheinbar über die Mißlichkeiten des erzwungenen langen Creditgebens leichter hinweg. Mit Hülfe seines bedeutenderen Kapitals oder seines ausgedehnteren Credits hält er es schon so lange aus, bis die außenstehenden Summen eingehen, und für den gehabten Zinsenverlust entschädigt er sich durch höhere Preise, die er, bei größerer Kundschaft und ausgebreiteterem Renommé eher, als sein geringerer Gewerbsgenosse, stellen kann oder durch die stärkere Zahl der Kunden, die er eben durch sein leichteres und längeres Creditgeben an sich zieht. Allein auch dieser günstiger gestellte Gewerbsmann bleibt selten von den Folgen jenes Uebels gänzlich verschont. Gerade er läßt sich durch die Leichtigkeit, eine zahlreiche aber schlecht zahlende Kundschaft zu bekommen, am Ersten verführen, sein Geschäft in's Großartige auszudehnen, um seine Mitmeister zu überflügeln. Inzwischen kommen aber ungünstige Zeiten; die außenstehenden, oft zu bedeutenden Summen angewachsenen Reste gehen nun vollends nicht ein, und der vor Kurzem scheinbar so tief im Glück sitzende Handwerker oder Kaufmann hat dann bisweilen alle Hände voll zu nehmen, um sich nur, wie man zu sagen pflegt, über dem Wasser zu halten.

Während so der Gewerbestand fast ohne Ausnahme unter dem angeführten Uebelstande leidet, hat selber das Publikum von dem langen Creditgeben, welches durch falsche Nachgiebigkeit von der einen, Nachlässigkeit oder Unbilligkeit von der andern Seite zur herrschenden Sitte geworden ist, weit mehr Nachtheile als Vortheile. Ich will nicht davon sprechen, welche große Verführung es für den Leichtsinnigen ist, ohne baare Mittel, ja vielleicht ohne eine sichere Aussicht, solche in nächster Zeit zu bekommen, sich in den Stand gesetzt zu sehen, seine Bedürfnisse, nothwendige und überflüssige, nach Belieben zu befriedigen; auch nicht davon, wie störend und verdrießlich es oft für Denjenigen ist, welcher auf eine geregelte Bilanz in seinen Einnahmen und Ausgaben hält, seine Handwerker- oder Kaufmannsrechnungen nur in langen Zwischenräumen (weil es einmal so die Sitte mit sich bringt) und denn gewöhnlich zu solchen Zeiten zu erhalten, wo ohnehin drängende Ausgaben sich häufen. Ein viel reellerer und empfindlicherer Nachtheil geht gerade für den solidern Theil der Kunden aus jener Gewohnheit des langen Creditgebens hervor. Der Handwerker oder Kaufmann kann natürlich den Verlust an Zinsen und bisweilen sogar an Kapital, den er durch jenes Verhältniß erleidet, nicht selber tragen — er würde sonst bald unfehlbar zu Grunde gehen —; er muß sich also dafür zu entschädigen suchen, und wodurch könnte er dies anders, als durch einen Zuschlag auf seine Arbeit oder Waare im Allgemeinen. Dieser Zuschlag aber fällt vorzugsweise gerade den pünktlich zahlenden Kunden zur Last, welche nichts dafür können, daß der Gewerbtreibende durch den Leichtsinn der andern so zu verfahren genöthigt wird. Müßte der Handwerker und Kaufmann nicht den Verlust, den er durch das lange Creditgeben und die vielen bösen Schulden erleidet, auf seine Waaren schlagen, so könnte er diese bedeutend billiger liefern, und würde sich doch dabei besser stehen.

So verlieren beide Theile — der Gewerbsmann wie der Kunde — bei einer Gewohnheit, welche Niemandem eigentlich Nutzen bringt, ausgenommen etwa einigen Leichtsinnigen auf beiden Seiten. Das Handwerk selbst aber und der bürgerliche Verkehr im Allgemeinen müßte nothwendig durch diese immer weiter um sich greifende Sitte je mehr und mehr an Solidität verlieren.

Besonders fühlbar machen sich die Folgen dieses Uebelstandes in Zeiten, wie die gegenwärtigen, wo Jeder ohnehin alle seine Kräfte anspornen muß, um der Ungunst der Verhältnisse die Stirn zu bieten. Wie mancher Handwerker, zumal von den kleineren, kommt da in die drückendste Noth, weil er sein wohlverdientes Geld nicht herein bekommen kann! Wie manchem wäre geholfen, wenn er nur Das erhielte, was ihm von Rechts wegen gehört und gebührt!

Der Handwerker und der Kleinhändler sind darin ungleich schlimmer daran, als der Großhändler, der Banquier oder der Hausbesitzer. Wenn der Großhändler seinen Abnehmern einen Credit gewährt, so geschieht dies immer nur auf kurze und bestimmte Zeit; gegen eine willkürliche Ausdehnung desselben schützt er sich durch die strenge wechselrechtliche Verpflichtung, welche er dem Abnehmer auferlegt, und läßt sich zu einer Verlängerung der gestellten Frist nur schwer und nicht leicht anders, als gegen eine entsprechende Zinsenvergütung bewegen. Gerade so macht es der Banquier mit den Kapitalien, die er verleiht, der Hauseigenthümer mit den Räumen, die er vermiethet. Der Handwerker und Kleinhändler dagegen ist der Willkür seiner Kunden im weitesten Umfange preisgegeben. Vielleicht bezahlen ihn diese nach einem Vierteljahre, vielleicht nach einem halben, vielleicht auch erst nach einem oder nach mehreren Jahren. Will er sie drängen, mahnen, am Ende wohl gar mit gerichtlichen Maßregeln drohen und solche, wenn alles Andere nichts hilft, in Vollzug setzen, so kann er zwar möglicher Weise auf diesem Wege zu seinem Gelde kommen (obgleich ihm auch das nicht immer gelingt) — aber er riskirt auch, seine Kundschaft einzubüßen und einen Collegen damit zu bereichern, der mehr Geduld oder mehr Mittel zu längerem Nachsehen und Abwarten besitzt.

Man hat in neuerer Zeit an vielen Orten die Einrichtung von Vorschußvereinen, Creditkassen, Handwerkerbanken u. dgl. betrieben, um dem minder bemittelten oder von Verarmung bedrohten Handwerker die mangelnden Betriebsmittel für sein Geschäft zu verschaffen. Gewiß ein löbliches Unternehmen, dem man nur den besten Erfolg wünschen kann! Aber sollte es nicht näher liegen, statt dem Handwerker Geld zu borgen, vor allen Dingen ihm dazu behülflich zu sein, daß er zu dem Gelde komme, welches Andere ihm schulden? Wenn man unsern Handwerkern das sichere, pünktliche und unverkürzte Eingehen ihrer Gelder verbürgen könnte, so würde dies für die Meisten eine weit größere und zuverlässigere Hülfe sein, als alle Vorschüsse aus fremdem Gelde, da diese, bei der Schwierigkeit, sie zurückzuzahlen, eben wegen des mangelhaften Eingehens ihres eigenen verdienten Geldes, nicht selten für sie nur eine neue drückende Last werden.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Redigirt: Ernst Keil.

Erscheint in Nr. 1 jeder Woche. — Preis vierteljährlich 13 Nr. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Nelly.

Novelle von Ernst Ziel.

(Fortsetzung.)

Ich war in Berlin angekommen, ohne daß ich mir bewußt war, wie ich dahin gekommen. Ich hatte mich in einen Gasthof begeben, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte mich in ein Bett gelegt, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte geschlafen, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich war erwacht, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte mich angekleidet, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte gefrühstückt, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte mich in einen Wagen gesetzt, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich war gefahren, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich war ausgestiegen, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich war in ein Haus getreten, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich war die Treppe hinaufgestiegen, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte geklingelt, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich war eingetreten, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte mich gesetzt, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte gesprochen, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte gehört, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte gesehen, ohne daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte gesehen, daß ich wußte, wie ich dahin gekommen. Ich hatte gesehen, daß ich wußte, daß ich dahin gekommen. Ich hatte gesehen, daß ich wußte, daß ich dahin gekommen war.

Ich hatte gesehen, daß ich wußte, daß ich dahin gekommen war, daß ich wußte, daß ich dahin gekommen war, daß ich wußte, daß ich dahin gekommen war

Bei einer Insel legten sie an, um sich wärmer für die Nacht zu kleiden, denn in dem Schließkorbe waren Kleidungsstücke für Piet und de Groot und Lebensmittel und Wein. Tiefer unten sah Piet Hemden und allerlei nothwendige Dinge. Er kannte die Hand, die das Alles gesendet.

Sie erquickten sich, und in wärmere Kleidung gehüllt, konnten sie der Kühle der Nacht schon widerstehen. An Schlafen durfte Keiner denken, und im Boote wäre auch kein Plätzchen gewesen.

Erst als sie an dem brabantischen Ufer eines Canals ein Dorf erreichten, sagte de Groot: „Frage doch, Piet, wo wir sind? So lange sind wir schon gefahren, ohne daß wir wußten, wo wir uns befänden, daß es einmal Zeit ist, darnach uns zu erkundigen."

Sie legten an.

Es war allerdings ein brabantisch Dorf, und als sich Piet erkundigte, wie weit sie noch bis Walwijk hätten, sagte der Bauer: „Ihr erreicht's in zwei Stunden!"

„So nimm zwei Ruderer," sagte de Groot. „Du hältst es nicht mehr aus, Piet!"

Das geschah denn auch, und das Boot glitt leicht über die ruhige Fläche des Wassers, und in weniger als zwei Stunden landeten sie in Walwijk und — waren gerettet.

Erst jetzt fühlte Piet, wie er im Uebermaße seine Kräfte angestrengt hatte, und wie Noth ihm die Ruhe und Pflege sei, wenn er nicht erkranken solle.

Auch de Groot, der Mann, welcher leibliche Anstrengung nicht kannte, hatte das Ruder oder den Riemen nach Piet's Anweisung wacker geführt, theils um sich zu erwärmen in den drei Nächten, welche sie durchgefahren waren, theils um die Entfernung von dem Orte schnell zu vergrößern, von dannen ihm der Arm eines ungerechten Urtheils Gefahr drohete. Er fühlte sich, trotz weniger Arbeit und Anstrengung, dennoch nicht weniger angegriffen, als Piet auch.

Hugo de Groot fehlte es nicht am Gelde. Sein heldenmüthiges Weib hatte ihm das gebracht, was ihn auf lange Zeit vor allen Nahrungssorgen bewahren konnte. Sie blieben daher in Walwijk, wo Piet sein Boot gut verkaufte.

Aber erst hier fiel es Hugo de Groot recht auf die Seele, was aus seiner Gattin werden würde. Erst hier, wo er in voller Ruhe Alles überdenken konnte, begriff er die Größe des Opfers, das ihm Maria gebracht; erst jetzt konnte er die Thatkraft, die Macht treuer Liebe erwägen, deren größte und schwerste Probe sie abgelegt. Mit dieser Reihe der Vorstellungen kam dann auch die quälende Ungewißheit über ihn, was ihr möchte geschehen sein.

Nicht minder war Piet's Seele wegen Elsje, wegen seiner Mutter, wegen des Gärtners und seiner Familie besorgt. Er hatte van Houwening gebeten und dieser es ihm auch versprochen, Nachricht über Alles zu geben. Anfangs hatte der Gärtner gehofft, es werde der Sturm an ihm vorübergehen, ohne ihn mehr, als durch seiner Tochter Verhaftung zu berühren; allein darin hatte er sich geirrt. Auch er und sein Sohn Niels wurden verhaftet, verhört, aber nach einem Zeitraume von einigen Wochen wieder frei gegeben. Ueberhaupt schien es, als wolle man der ganzen Sache nicht den strengen Nachdruck geben, wie es zu erwarten gewesen wäre. Vielleicht sahen es manche der Richter de Groot's nicht einmal ungerne, daß er ihr strenges Urtheil durch seine Flucht gemildert hatte.

VIII.

Als der erste Schreck und Zorn des Commandanten vorüber war, trat bei ruhiger Ueberlegung auch die volle Bewunderung für das edle Weib bei ihm ein. Mit aller der Ehrerbietung, welche jetzt sein Herz gegen sie erfüllte, behandelte er sie, und gleiche Gesinnung athmete der Bericht, den er abstattete, ob er gleich bekennen mußte, daß er auf eine ihn bloßstellende Weise überlistet worden sei. Die einfache Darlegung des Sachverhalts, der durch die einzelnen Verhöre, welche der Fiskal in Gorkum erhoben, sich herausstellte, bewies allerdings, daß man in Löwenstein etwas sorglos und sicher geworden war; allein der Glanz der rettenden That Maria's de Groot, deren Kunde rasch das Land nach allen Richtungen durchflog, das man bald überall pries und selbst auf den Straßen sang, lähmte den Arm strenger Gerechtigkeit, verstopfte den erbitterten religiösen Feinden de Groot's den Mund und ließ den Commandanten straflos. Selbst unter der Besatzung der Festung herrschte eine wahre Begeisterung für die beiden Frauen im Gefängniß, deren Schönheit vollends zu ihren Gunsten das ganze, nicht kleine Gewicht geltend machte.

Eines Tages war es eben jener Soldat, den Piet Lips genannt, und der ihm bei seinem Verkehre mit Löwenstein befreundet worden war, welcher die Bedienung der Gefangenen zu besorgen hatte, da sonst im Schlosse sich kein weiblich Wesen befand. Als Elsje in das Vorgemach trat, erkannte sie ihn.

Beide sahen sich einen Augenblick bestürzt an.

„Armes Kind, sagte der ehrliche Friesländer, Dir ging es schlimmer als mir; freilich warst Du betheiligt; aber was ist aus Piet geworden? Ich hab's wohl bemerkt, daß Ihr Zweie einander näher angehet!"

Elsje erröthete, aber sie erwog schnell, daß ihr eine Offenheit, wie sie der Ehrlichkeit des Menschen gegenüber eigentlich geboten war, mehr nützen könne, als eine mädchenhafte Scheu.

„Ich weiß nichts von ihm," sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „seit er mit Herrn de Groot entflohen ist."

„Aber, nicht wahr, Du möchtest etwas von ihm wissen?" fragte mit listigem Lächeln der Soldat, „oder ihm doch irgend eine Kunde senden. Weißt Du, wo er ist?"

„Ja, Lips, guter Lips!" rief das Mädchen. „Ich weiß, wo er ist. Er lebt in Warwijk in Brabant; aber wie sollt' ich ein Briefchen dahin bringen?"

Lips ging zur Thüre und sah sich überall um. Als er wiederkehrte, flüsterte er ihr zu: „Ich glaube nicht, daß ich eine Sünde thue — wenn ich Dir meine Hülfe anbiete, ein Briefchen an ihn zu bringen. Ich behalte heute den Dienst bei Euch. Willst Du bis diesen Abend, wenn ich Euch den Thee bringe, ein Brieflein schreiben, so bring' ich es Deinem Vater morgen. Der mag's weiter besorgen!"

„Lips," sagte Elsje feierlich, „kann ich auf Euch zählen? Ist es ehrlich und treu gemeint? Wollt Ihr mir vor Gott geloben, mich nicht zu betrügen?"

„Geh'," sagte Lips, gekränkt von dem Mißtrauen, „geh', Kind, es ist mir leid, daß ich Dir Etwas gesagt habe! Ein Friese bricht sein Wort nicht. — Doch — ich vergebe Dir, weil ich Deine Lage kenne. Wohlan, ich gelobe Dir's vor Gott dem Allwissenden, ich will's treu besorgen!"

„Dank, Dank!" rief Elsje und drückte die derbe Hand, daß dem ehrlichen Friesen ein seltsam Gefühl prickelnd bis in die Fingerspitzen drang.

„Es bleibt also dabei? Diesen Abend geb' ich Euch ein Briefchen!" Er nickte freundlich und ging.

Schnell eilte sie in das Gemach zu Mevrouw Maria, und ohne die Speisen zu berühren, eilten Beide zu schreiben. Der Brief wurde geschlossen, gesiegelt und am andern Tage war er in den Händen van Houwening's, der bereits wieder aus seiner kurzen Haft entlassen war.

Auch manchen mündlichen Auftrag richtete Lips aus, der Sorge und Kummer scheuchte.

Nach manchen Kreuz- und Querzügen gelangte der Brief nach Walwijk und in Piet's Hände. Darin lag einer an Herrn de Groot. Die Freude Beider war unbeschreiblich.

Nun erst verließ de Groot Walwijk und zog an andere Orte Brabants. Piet begleitete ihn als sein Diener, denn er durfte nicht nach Gorkum zurückkehren.

Der Ruf Hugo de Groot's war längst über die Grenzen Niederlands hinausgedrungen, und seine Verurtheilung und auf's Neue seine wunderbare Befreiung hatten die Augen seiner Verehrer auf ihn gelenkt. Von Paris aus erhielt er Einladungen an den Hof Ludwig's XIII., und der Wunsch nach irgend welcher geordneten Thätigkeit, die Schätze, welche die erste Büchersammlung Frankreichs ihm bot, gaben ihm Veranlassung, dorthin zu gehen, was freilich Piet's Seele mit Kummer erfüllte, weil er, der nie von Gorkum weggekommen war, mit Entsetzen an eine solche Entfernung dachte. Indessen blieb ihm nichts übrig, als seinem Herrn zu folgen, der mit großen Ehren aufgenommen wurde, und von Ludwig XIII. einen Jahrgehalt von 3000 Livres erhielt.

Von hier aus schrieb de Groot und er an van Houwening, der wohl Mittel finden konnte, die Einlagen an Mevrouw Maria und Elsje gelangen zu lassen.

Als diese Briefe dort anlangten, hatte sich bereits das Schicksal Beider entschieden, das nämlich Elsje's und ihrer edlen Gebieterin.

Selbst die kalten Herzen der hochmögenden Herren wurden durch ihre Heldenthat erwärmt, aber mehr wirkte die freundliche Gesinnung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dessen Einfluß auch die zur Milde stimmte, die im Hasse kein Ziel kannten und unedel genug waren, das edle Weib büßen zu lassen für ihre Liebe und Treue. Sie konnten am Ende den laut geäußerten Ansichten des Prinzen nicht Trotz bieten, und stimmten ein in das Urtheil, welches ihre sofortige Befreiung aussprach. Sie kehrte mit Elsje nach Gorkum zurück in das Stübchen, wo sie in so großem Leide ausgeharrt, wo aber auch mit Elsje's Beirath der Plan zu des theuern Gatten Befreiung zur Reife gediehen war. Wo sich ihr Gatte befand, das wußte sie nicht, hoffte aber, daß an van Houwening gewiß eine Nachricht gelangen werde.

Monate flossen indeß dahin, ehe jener Brief aus Paris in ihre Hände kam.

Während dieser Zeit erkrankte Piet's gute Mutter schwer. Sie zählte siebzig Jahre und hatte des Leides viel erfahren und getragen mit frommem, gottergebenem Herzen. Sie hatte in die That ihres Sohnes gewilligt, weil sie eine gottgefällige Handlung, die Errettung eines Glaubensgenossen aus den Banden eines ungerechten Urtheils darin erkannte, obwohl sie wußte, sie würde hienieden ihren Sohn nicht wiedersehen. Das war viel für ein Mutterherz! Sie trug aber eins jener seltenen und wahrhaft großen Herzen in der Brust, die das schwerste Opfer für eine heilig erkannte Sache zu bringen fähig sind. Frau de Groot's Beispiel hatte sie und Elsje's weiche Mutter begeistert und zu Heldinnen gemacht. Der Abschied Piet's hatte ihr freilich fast das Herz abgedrückt; aber sie hatte ihn ja gesegnet und droben im Vaterhause sah sie ihn wieder: der Glaube war in ihrer frommen Seele fest wie ein Fels.

Frau de Groot und Elsje wichen nicht von ihrem Bette, und was der Reichthum vermag, Leiden zu mildern, das wurde in einem Maße geboten, wie es dem Herzen der edlen Frau nur irgend zureichte; allein nichts vermag die Grenze hinauszurücken, die der Herr der Tage dem menschlichen Leben gesetzt hat. Sie hauchte stille und friedlich ihre Seele aus und Piet war ihr letztes Wort, zu dem als göttlichen Trost Frau de Groot die Worte sprach:

„Jesus spricht: Ich will Euch wiedersehen und Eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden."

Da überflog ein wunderbarer Schein der Verklärung die Züge der Sterbenden und verließ sie selbst dann nicht, als der Tod sein sonst so erschütterndes Siegel völlig dem Antlitze aufgedrückt hatte. Elsje hatte sie den letzten Mutterkuß für ihren guten Piet anvertraut. Auch in Bezug auf Piet's irdische Zukunft starb sie ohne Sorgen. Frau de Groot gab ihr die Versicherung, daß sie so für ihn sorgen würde, daß er als wohlbehaltener Mann werde leben können. Daß das dem Mutterherzen eine schwere Bürde abnahm, zumal sie die feste Hoffnung nähren durfte, daß Piet so straflos zurückkehren dürfe, wie Elsje von Löwenstein heimgekehrt war, war gewiß.

Frau de Groot machte nun auch Anstalten, ihr Wort zur That zu machen. Kaum war Piet's Mutter zur irdischen Ruhe im Grabe gebettet, da begann sie, das Häuschen unter der Linde niederreißen und neu aufbauen zu lassen. Es wurde größer, geräumiger, stattlicher. — Durch Vermittelung des, wenn auch nicht muthvollen, doch aalgewandten Daatselaar, der ohnehin seine Schuld au| irgend eine Weise vergessen machen wollte, kaufte sie alle die Güter an sich, welche einst Piet's Vater besessen hatte; ja, sie vergrößerte das Gütchen noch um ein Bedeutendes, fast mehr als die Hälfte. Darauf mußte van Houwening den Garten ansehnlich vergrößern; ihn anlegen und ein Treibhaus einrichten, wie es sich Piet oft so warm gewünscht hatte. Und als dies Alles im Werke war, da ließ sie, die aus ihrem Vermögen dies Alles bestritten hatte, eine Schenkungsurkunde für Piet und Elsje aufsetzen, und gab sie dem entzückten und doch in jungfräulicher, heiliger Scham erglühenden, dankbaren Mädchen.

Als van Houwening so recht mitten in der Arbeit war, welche sie ihm reichlich lohnte, erhielt sie und Elsje die Briefe von Paris.

„Gelobt sei Gott!" rief Maria in seliger Freude aus, als sie den Brief gelesen.

Elsje schien weniger erfreut durch den Ihrigen, und das kam daher, daß Piet eine heiße Sehnsucht nach ihr, der Mutter, der Heimath — mit einem Worte, jenes tiefe Weh der Sehnsucht aussprach, welches die deutsche Sprache mit dem wunderbar weich tönenden Worte Heimweh bezeichnet. Das Leben und Treiben in der großen, geräuschvollen Stadt schien den guten Jungen zu erdrücken. Trotz der wimmelnden Welt, die ihn umgab, fühlte er sich vereinzelt. Die Stunden wurden immer seltener, in denen er mit seinem theuern Herrn von der Heimath reden konnte, denn der war in alle hohen Kreise hineingezogen. Piet mußte ihn in vornehmer Livree oft begleiten, und verstand keine Sylbe Französisch, wodurch er, der ohnehin eckig und ungewandt war, in die für ihn unangenehmsten Lagen kam; das Stichblatt der verfeinerten und verdorbenen Bedientenwelt wurde, und so von einem Widerwillen erfüllt wurde, den der grundehrliche Junge nicht mehr tragen konnte. Den ganzen Brief durchwehte eine leise Schwermuth. Man las es zwischen den Zeilen, wie er am Gemüthe, am Herzen litt; wie er sich unglücklich und elend fühlte, und wie er sein Häuschen unter der Linde, sein Leben auf dem Werfte von Gorkum, im Garten van Houwening's, in seinem, leider verlorenen, theuern Boote, als das Ziel aller seiner Wünsche ansah, als ein stilles Paradies, dahin er fürchtete, nicht mehr zurückkehren zu dürfen.

Elsje trocknete sich eine stille Thräne und reichte dann, als ihre Herrin darum bat, dieser den Brief. Sie aber ging hinaus in den Garten, um das belastete Herz zu erleichtern.

Nach einiger Zeit kam Mevrouw de Groot und suchte Elsje auf.

„Suche Deine Thränen nicht zu verbergen, Kind," sagte die edle Frau. „Der Brief hat mir selbst welche ausgepreßt. Das ist ein am Heimweh leidendes Gemüth, das so wahr, so natürlich, und darum so ergreifend sein Leid ausspricht. Leider wird ihn nun der Mutter Tod noch mehr ergreifen, noch tiefer beugen. Und dennoch muß er getröstet werden. Niemandem wird das besser gelingen als Dir, meine Tochter!"

„Ach," sagte Elsje, „ich will ihm schreiben —"

„Nein, Kind, so mein' ich es nicht," fuhr Maria de Groot fort; „so nicht; vielmehr ist es meine Meinung, Du sollst ihn mündlich trösten!"

„Ach, Ihr scherzet grausam, gnädige Frau!" seufzte das Mädchen und sah zur Erde.

„Scherzen, Kind? Ich scherze nicht!" sprach Frau de Groot. „Willst Du mich allein nach Paris reisen lassen, wenn ich schon Uebermorgen dahin aufbreche?"

Elsje erschrak heftig. Sie sah ihre Herrin mit starren Blicken an.

„Nun, antworte mir," sagte lächelnd mit ihrer jedes Herz bezwingenden Freundlichkeit Frau de Groot. „Wirst Du mich verlassen auf dieser Reise, Du, die Du meine Rechte, mein Verstand, mein Wille warst als ich den Gatten rettete? — Kind, willst Du mich allein gehen lassen?"

Da sprang Elsje auf und eilte in die geöffneten Arme der Herrin, die ihre Freundin war. Sie ruhte an der treuesten Brust, die sie lieb hatte, wie die eigene Mutter.

„Ja, ich begleite Euch!" rief sie, und eine Reihe Bilder eilte im Fluge an ihrem Geiste vorbei, wie sie das Gefühl nur hervorzaubern konnte, welches Piet's Brief so mächtig geweckt.

Beide gingen in das Haus, um der Aeltern Einwilligung zu holen. Sie empfingen sie, und rasch wurden die Vorbereitungen zur weiten Reise betrieben, und diese endlich am bestimmten Tage angetreten, begleitet von den Segenswünschen treuer, liebender, besorgter Herzen.

IX.

Es war eine geraume Zeit später, als an einem Abende, da Hugo de Groot bei Hofe war, Piet zu Hause am Kamine saß, darin ein lustig Feuer brannte. Der arme Junge war krank; aber leiblich war die Quelle der Krankheit nicht; sie saß tief im Gemüthe. Und dennoch war er leiblich krank. Er fühlte sich so matt, so kraftlos; er hatte gegen Speise und Trank einen Widerwillen und fast immer war sein Auge voll Thränen, denn seine Gedanken waren daheim, bei seinen Lieben.

Herr de Groot hatte kaum Zeit, sich um den Zustand Piet's zu kümmern, so war er von allen Seiten in Anspruch genommen. Da war der arme Junge sich selbst, seinen Gedanken, seinem Heimweh preisgegeben, und der Arzt, den ihm de Groot hielt, schüttelte den Kopf und meinte, aus dieser Krankheit werde er nicht klug, sie sei in Frankreich nicht zu Hause.

Piet hörte, als er am Kamine saß, außen Tritte. Er ging

langsam zur Thüre und — Frau de Groot stand vor ihm. War er schon bleich an und für sich, so machte ihn der Schrecken der unerwarteten Erscheinung jetzt noch bleicher. Er glich wirklich einer Leiche.

„Piet!“ sagte sie, „erschreckst Du vor mir, so denke ich, erschreckst Du nicht vor dieser!“ Und mit diesen Worten zog sie Elsje, die hinter ihr stand, hervor.

Wie gelähmt, sanken Piet's Arme herunter im ersten Augenblicke, aber dann hoben sie sich rasch, das erglühende Mädchen zu umarmen, und dann sank in fast lautem Weinen sein Kopf auf Elsje's Schulter. Sie wollte ihn aufrichten, aus Scham vor ihrer Herrin.

„Laß ihn, Elsje, laß ihn,“ sagte gerührt Frau de Groot, „diese Thränen sind ihm Wohlthat und führen zur Genesung!“ Sie trat in die innern Gemächer der prunkvollen Wohnung und ließ die beiden allein.

Erst gegen Abend kehrte Herr de Groot von Hofe zurück. Elsje sah er zuerst. Sie saß bei Piet am Kamine. Er weinte heftig, denn er hatte so dringend nach seiner Mutter gefragt, daß Elsje nicht mehr ausweichen konnte, ihm ihren Tod kund zu thun.

De Groot starrte Elsje an. „Kind,“ rief er, „Du bist nicht allein, wo ist meine Maria?“ Aber die Antwort des Mädchens wartete er nicht ab und eilte in die Gemächer, wo er die ihn sehnsüchtig Erwartende und auch seine Sehnsucht ihr beglückendes Ziel fand.

Gar Vieles gab's zu erzählen, doch hatte Mevrouw Maria weniger zu verschweigen als Elsje, die ihrer Herrin gelobt hatte, Piet Alles zu verschweigen, was sich auf sein Haus und Garten irgend bezöge. Von der Mutter besonders erzählte sie Piet, und das war Balsam für seine Seele.

Wohl war er tief betrübt, aber dennoch ging eine Veränderung in ihm vor. Sein Auge war klar und seine Wangen begannen nach wenigen Tagen sich wieder zu röthen. Lächelnd bemerkte der Arzt gegen Herrn de Groot, das schöne Mädchen scheine die Heilkunde zwar nach einem andern Systeme, aber mit einem so überraschenden Erfolge auszuüben, daß er sich mit der seinen ganz zurückziehen müsse, zumal die Krankheit, wie sie Piet gehabt, so eigenthümlicher Art gewesen sei, wie ihm Aehnliches in seiner langen Praxis in Frankreich noch nicht vorgekommen sei.

„Eins aber, sag' ich Dir, Elsje,“ sprach in einer vertraulichen Stunde Piet, „wenn ich leben und genesen soll, muß ich aus diesem abscheulichen, wälschen Lande; muß wieder niederländische Luft athmen.“

Elsje seufzte tief. „Wirst Du denn heimkehren dürfen?“ fragte sie.

„So hab' ich mich auch gefragt,“ sagte darauf Piet, „aber Deine und Mevrouw's Freiheit reden ja dafür. Haben sie Euch frei gegeben, warum sollten sie mich strafen, warum allein mich verfolgen?“

Herr de Groot hörte im Nebenzimmer diese Worte. Er trat zu ihnen heraus.

„Piet,“ sagte er, „sei geduldig noch eine kleine Zeit. Ich selbst hoffe in's Vaterland zurückzukehren, denn mir geht's wie Dir, hier gefällt mir's nicht!“

Zu dieser Aeußerung hatte er zureichenden Grund. Er hatte dem mächtigen Richelieu nicht genug geschmeichelt, nicht genug sich gebeugt vor dem stolzen Manne, dessen Launen Frankreich zitternd sich fügte, der König war, ohne es doch zu sein, weil er den König am Gängelbande leitete und nur sein Wille, nicht der des Königs geschah.

Manche Kränkung bereitete de Groot der mächtige Minister; entfremdete ihn dem Könige und entzog ihm selbst den Gehalt von 3000 Livres. Hugo de Groot fühlte sich tief gekränkt, und würde augenblicklich Paris und Frankreich verlassen haben, hätte er nicht gehofft, der edle, ihm wohlwollende Prinz Friedrich Heinrich von Oranien bewirke seine Zurückberufung in's Vaterland. Diese erfolgte zwar nicht, aber ein Brief voll Wohlwollen und Hochachtung, den ihm der Prinz in dieser Zeit schrieb, bewog ihn zu einem raschen Entschlusse.

Er verließ plötzlich Paris und Frankreich, und betrat mit sichern Hoffnungen den Boden des Vaterlandes wieder. Nach Gorkum drängte Mevrouw Maria. Dort wollte sie ihm das Stübchen zeigen, wo sie getrauert, wo der Plan gereift war, der seine Befreiung erzielte, und — dort wollte sie die Menschen belohnen, die ihr so treu und wacker zur Seite gestanden und ihr so große Opfer gebracht hatten.

Unaussprechlich war die Freude im Hause van Houwening's, groß die Theilnahme in Gorkum und die Liebe und Ehrerbietung, welche man dem großen Manne bewies. Piet war völlig genesen, ehe er Frankreich verließ. Des Doctors Wort war bewährt worden. Dennoch war er traurig, als er am Abend Gorkum erreichte und wußte, daß er das treue Mutterherz nicht mehr fände. Er wollte noch am Abend in sein Haus eilen; allein das wußte Herr de Groot zu verhindern, und am Morgen begleiteten sie ihn alle.

Betroffen stand er da, als er das neue, schöne Haus sah, das doch unter der herrlichen Linde stand; noch betroffener machte ihn der Garten mit dem Treibhause; das neu eingehegte Feld, das noch eine weitere Ausdehnung hatte, als es jemals Eigenthum seines Vaters gewesen war.

„Was ist hier geschehen?“ rief er ganz erschrocken aus. „Ist das Alles confiscirt, versteigert worden und in fremde Hände gelangt?“

Da reichte ihm Elsje die Schenkungsurkunde. Er las sie durch und dann stand er da und sah bald Herrn, bald Mevrouw de Groot an. — Er wollte reden — aber er konnte nicht. Die Lippe bebte, und endlich trat ihm eine Thräne in das Auge, die den Bann löste.

„Ach,“ sagte er, „gnädiger Herr —“

„Piet,“ rief de Groot, „danke mir nicht, sonst beschämst Du mich. Ich bin und bleibe Dir und Elsje zu ewigem Danke verpflichtet. Freiheit, Heimath — Alles, was dem Herzen theuer ist, habt Ihr mir zum Opfer gebracht: das läßt sich nicht belohnen, nicht vergelten. Nimm das als Beweis unsrer nie erlöschenden Liebe und Dankbarkeit; aber Vater van Houwening,“ wandte er sich an diesen, „laßt uns in den wenigen Tagen, die wir hier weilen, ein frohes Fest feiern, die Hochzeit Piet's und Elsje's!“

„In Gottes Namen!“ sprach der Gärtner.

Da war die Freude voll und alle gingen in das schöne, neue Haus, das einfach und bescheiden, wie es zu Elsje's Sinn paßte, eingerichtet war, so daß sie es Morgen schon beziehen konnten.

Das Alles hatte im Auftrage der Frau de Groot der alte Gärtner besorgt.

Hand in Hand durchstreifte das glückliche Paar Haus, Garten und Feld. Ihre Freude, ihr Glück hatte kein Maß, und dennoch sagte Piet, die Hand auf das Herz legend: „Hätte das doch meine liebe Mutter noch erlebt!“

Elsje blickte ihn liebevoll an und sagte: „Lieber Piet, sie sieht vom Himmel auf uns nieder und freuet sich unseres Glückes!“

Piet drückte innig ihre Hand, und blickte hinauf in das reine Blau des frühlinglichen Himmels lange Zeit und mit einem Gefühle, dessen Ausdruck sein Antlitz verklärte.

„Es ist Gottes Wille so gewesen, daß ich sie nicht wieder finden sollte,“ sagte er dann. „Ich will mich in Demuth beugen; aber in unserer Liebe wird sie bleiben, nicht wahr, Elsje?“

„Und wir in der ihrigen,“ sagte das Mädchen, „und das ist ein Band, das Himmel und Erde verbindet!“

Dieser Ton einer geläuterten Liebe eines lebendigen Glaubens und eines heiligen Ernstes war auch über die Hochzeitsfeier ausgegossen, die sie in der Stille begangen, bei der, außer dem Ehepaare de Groot, nur die Frau Daatselaar und ihr Bruder, der Maurer, anwesend waren, denn Baas Daatselaar hatte eine Abhaltung. — Freilich — es war die Scham über seine Muthlosigkeit und Unfähigkeit, ein Opfer der Treue zu bringen, was ihn aus dem Kreise bannte, der sich um das glückliche Paar schloß.

Hugo de Groot und seine Gattin begaben sich nach dem Haag; aber ihre Ankunft war das Zeichen für die feindliche Partei, sich mit aller Macht gegen den verhaßten Remonstranten zu erheben, dessen Ansehen, dessen Gelehrsamkeit man fürchtete. Der Prinz vermochte nicht zu hintertreiben, daß der Urtheilsspruch einer ewigen Verbannung aus dem Vaterlande den vielgeprüften, edlen Mann traf: Mevrouw Maria theilte sein Loos. Als sie sich nach Hamburg begaben, weilten sie noch einmal einige Stunden bei Elsje und Piet, und verließen, von ihren Segenswünschen begleitet, das theure Heimathland. Beide Familien blieben in einer stäten Verbindung, und manches Zeichen dauernder Liebe empfingen Elsje und Piet von Schweden aus, wohin de Groot sich begab. Wie groß auch die Ehre und das Ansehen war, welches er in Stockholm empfing, so überwog dennoch die Liebe zum Vaterlande,

Gottlieb Hufeland. Dieser war der Sohn des Juristen Gottlieb Hufeland, der als Professor in Jena und Dorpat wirkte und 1817 starb. Gottlieb Hufeland der Jüngere wurde am 24. August 1760 in Danzig geboren, wo sein Vater damals Syndikus war. Er studierte in Jena, Leipzig und Göttingen Rechtswissenschaft und Philosophie und habilitierte sich 1785 in Jena. Hier wurde er 1788 Professor der Philosophie, 1790 Professor der Rechte und 1793 Hofrat. Er starb am 25. Februar 1829 in Jena.

Paul Achtz.

Nach einer Photographie von Hofphotograph Hermann Krone in Dresden.

Paul Achtz wurde am 29. Januar 1829 zu Dresden geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Er besuchte das Gymnasium zu Dresden-Neustadt und studierte dann in Leipzig Rechtswissenschaft. Nachdem er 1851 in Dresden das Examen rigorosum bestanden hatte, trat er in den Staatsdienst ein und wurde 1852 Aktuar bei der Kreisdirektion zu Dresden. Hier wurde er 1854 Assessor, 1858 Kreisamtmann, 1862 Kreisrat und 1866 Regierungsrat. Er starb am 15. Januar 1867 in Dresden.

Bildwerken schon aus ihren Gesichtszügen, wenn auch kein Name dem Bilde unterzeichnet wäre. Dahin gehören unter andern: Luther, Friedrich der Große, Schiller, Blücher, Alexander von Humboldt. Der immer schnellere Umschwung unserer illustrirten Zeitungen, unserer litho- und photographischen Anstalten, selbst unsrer parodirenden und carikirenden Blätter ist im Begriff, eine zahllose Menge von Persönlichkeiten dem allgemeinen Bewußtsein ebenfalls zu überliefern. Aber auch die Presse einer umfassenderen Literatur und die Geselligkeit sollen nicht zurückbleiben, und wenn die letzte noch viel zu wünschen übrig läßt, so wird das immer mehr erleichterte Reiseleben, so werden Dampfschiffe und Eisenbahnen, so werden Erfindungen, die schon an die Thüre klopfen, das Ihrige dazu beitragen, den Wechselverkehr zu erhöhen, die trennenden Räume und Zeiten verschwinden zu lassen, die verschiedensten Stände und Persönlichkeiten einander näher zu bringen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, das letzte Jahrzehnt unseres laufenden Jahrhunderts hatte der höheren Geselligkeit zu Gunsten der Nationalität schon weitere Bahnen eröffnet. Das Vereinswesen, welches in Deutschland zum Zwecke einer umfassenderen Gedankenäußerung Aller an Alle aufblühete, hatte der zunehmenden Bildung ganz neue Gebiete erobert. Leider verlor man sich wieder in einseitige, ja sogar in bedenkliche Richtungen, um es zu Grunde zu richten, und an dessen Stelle traten Gesellschaften, welche die Stände wieder ängstlich absonderten, oder, indem sie sie zusammenbrachten, den Argwohn hervorriefen, statt die Unbefangenheit zu mehren und zu nähren.

Wir unsrerseits sehen in all' dem und wie die genannte Ausbildung in den mittlern und höhern Ständen einer gewissen Gedankenlosigkeit Platz macht, einen bedeutenden Rückschritt, eine traurige Verkümmerung und Verödung unserer gesellschaftlichen Zustände, und wie wir überzeugt sind, daß es hohe Zeit ist, auch in dem gedruckten Wort über der jetzt so beliebten Natur, ihrer Wissenschaft und ihren bildlichen Darstellungen nicht den Menschen zu vergessen, sondern ihn der Nation immer wieder vorzuführen, so wollen wir in dem Folgenden das Bild eines Mannes entwerfen, welcher zu den ausgezeichnetsten unsrer Gegenwart gehört. Möchte unsere Darstellung hinter dem Leben nicht zu weit zurückbleiben! Da dieses Bild einen Mann betrifft, welcher schon durch Geburt, mehr aber noch durch das, was er aus sich gemacht, was er für das Gemeinwohl geleistet hat, den höheren und höchsten Kreisen angehört, so werden wir durch diese Skizze auch dazu mitwirken, daß die Stände und Individuen der Gesellschaft einander näher treten. Der gesunde und fröhliche Herzschlag eines Volkes wird erst dadurch ermöglicht, daß die obern und die unteren Theile des Gesammtkörpers, der nationalen Constitution zu einem lebendigen Ganzen zusammenwirken. Daraus erst springt als Ergebniß die Nationalität als solche hervor. Deutschland würde, ungeachtet seiner Vielgetrenntheit durch Glaubens- und Staatenunterschiede und die daraus folgende Vielspaltigkeit seiner Ansichten, Maßregeln, Interessen, dennoch seiner höheren Einheit sich stets bewußt sein, wenn es sie in der Bildung zu finden wüßte, in der Gewißheit, daß alle seine geistigen Größen, seine gediegenen Charaktere einem und demselben Vaterlande gehören, welches seine Marken nur durch die gemeinsame Sprache vom Auslande abgrenzen kann. Doch — wir gehen auf unsern Zweck ein.

Heinrich Theodor von Schön wurde geboren den 20. Januar 1773, auf dem Landsitze seines Vaters, zu Löbegallen in Litthauen. Der Vater machte den der Familie gewährten Adel wieder geltend, da er die Absicht hatte, vier seiner Söhne dem Militärstande zu widmen. Daß Litthauen das Land ist, in welchem unser Held geboren wurde, erachten wir sogleich von guter Vorbedeutung, denn es ist eine Gegend von trefflicher Bodenbeschaffenheit, gesundem Klima, von einem Menschenschlage bewohnt, der, lettischen Ursprungs, kräftige Eigenthümlichkeit in Sprache und Sitte, Vaterlandsliebe, Rührigkeit im Frieden und Tapferkeit im Kriege zu erkennen giebt, und dem Forscher sogar in poetischer Beziehung reiche Ausbeute gewährt. Gründliche wissenschaftliche Vorbildung erhält Theodor von Schön durch Hauslehrer, so daß er in einem Alter von siebzehn Jahren die Universität zu Königsberg bezieht. Hier ist es sogleich charakteristisch und für den ganzen Lebenslauf von heilsamer Entscheidung, daß Herr von Schön, wie das sonst so beliebt ist, sich keineswegs mit denjenigen Wissenschaften begnügt, welche zum Amte führen, sondern daß er sich aus ganz besonderer Vorliebe auch philosophischen Studien ergiebt. Kant und Kraus sind die Männer gewesen (zumal der erste), deren Geister in dem Geiste ihres eifrigen Zuhörers große Bewegungen veranlaßt, und ihn später, man darf geradeswegs sagen, zu einer staatsmännischen Einzigkeit gemacht haben. Wir kommen auf diesen Punkt wiederholt zurück, da er auch für die deutsche Nation und ihre Folgezeit, bis in die fernste Zukunft, von außerordentlicher Wichtigkeit ist, nur dieses müssen wir ausdrücklich schon jetzt bemerken: Nie wird sich Deutschland ungestraft der Philosophie abwenden, die auch die Erfüllung seines politischen Berufs, der für die Zukunft ein so großer ist, mit einbedingt. Die wahre Philosophie, nicht die der bloßen Mode und Scheinbildung, sollte daher in ihren Hauptergebnissen, so wie in der Zucht des Denkens, sowohl den höheren Ständen, wie dem Bürger schon auf Schulen, wie in populär gehaltenen Schriften, zugänglich gemacht werden. Die Klarheit, die Schärfe und Richtigkeit der Gedankenentwickelung, die Jeder für's Leben, auch für's Staatsleben braucht, die Liebe zum Licht und nicht zur Finsterniß, die Aufgeschlossenheit aller Sinne zu um so größerer Aufgeweckheit der Seele nach allen Seiten hin, bis in's höchste Alter; alles das ist der Segen philosophischer Bildung, welcher sich an dem Manne, den wir hier in Betracht ziehen, bis auf diesen Tag vollauf bewährt hat.

So ausgerüstet, von eigenem Geiste auf's lebhafteste beseelt, mit tüchtigen positiven Kenntnissen erfüllt, lebensfrisch in jedem Betracht, konnte Herr von Schön, nach vollendeten akademischen Studien, nichts Glücklicheres ausführen als eine Reise nach England, um daselbst einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Dieses Land solider, lerngesunder Praxis, und doch in seiner Verfassung, in seiner ganzen Bildung und Geistesart, auf Theorien beruhend, welche wahrlich aus der Tiefe geschöpft sind, sich durch die Erfahrung bewährt und bereichert haben; dieser Staat, welcher seinen Bürger- und Stände-Verband historisch gewonnen, ein Organismus, welcher seine Festigkeit unter dem Anbranden von Revolutionsstürmen und Parteikämpfen nur noch mehr abgerundet und gestählt hat, wie mußte er unsern jungen Reisenden beschäftigen, erregen, zu Folgerungen, Vergleichungen, Anwendungen auf sein Vaterland veranlassen! Vielleicht machte auch der Zug dieses Inselland ihm so lieb, daß der Weltweise von Königsberg, daß sein geliebter Lehrer Kant, in seinen Schriften hier eine solche Aufmerksamkeit und sogar eifriges Studium gefunden hatte. Die vielfache Verwandtschaft zwischen Engländern und Deutschen, bei eben so großer Abweichung, mußte ohnehin reizen. Kurz, Herr von Schön benutzte seine Tage in England so weise und umsichtig, er studirte die politischen und ökonomischen Einrichtungen der englischen Nation so gründlich, er lernte die vornehme Welt wie das Volk in ihrem besonderen Bestehen wie in der Gegenseitigkeit ihres öffentlichen Verkehrs, ihrer Verfassung, so bis auf jede Lebensfaser kennen, daß er mit den seltensten Schätzen bereichert in seine Heimath zurückkehrte. Wir hören, daß Herr von Schön damals eine Schrift abfaßte, die auch dem Druck übergeben wurde, in welcher er über sein Verweilen in England Berichte giebt. Wir wünschten sehr, daß diese Aufzeichnung auf's Neue der Oeffentlichkeit mitgetheilt würde. England wird hier, von einem so scharfen, stets zu eigenthümlichen, fruchtbaren Bemerkungen aufgelegten Beobachter gesehen, die interessantesten Vergleiche zwischen einst und jetzt darbieten, und das Werden des Mannes, der nun ehestens in seinem Vaterlande eine so weltwichtige Stellung und Bedeutung erhalten sollte, in ein noch helleres Licht setzen.

Schon in nächster Zeit war Herr von Schön als Beamter beschäftigt „bei der Regierung zu Königsberg." Er wurde sodann Kriegs- und Domainenrath an der Regierung zu Bialystock („damaligem Neuostpreußen"). Herr von Schön verheirathete sich 1802 mit „der Tochter des Präsidenten dieser Provinz," Lydia von Auerswald (ein Name, der in der preußischen Geschichte bis in die neueste Zeit hin vom reinsten Klange ist, indem sich an denselben die seltensten Verdienste knüpfen). Darauf wurde von Schön 1806 Geheimer-Finanzrath am General-Directorium zu Berlin. Welche Schmerzen mußten durch eines solchen Mannes Brust gehen unter den Demüthigungen, welche Deutschland, welche Preußen damals erlitt von dem immer drückender werdenden Joche der Fremdherrschaft! In demselben Jahre 1806 kam der Genannte, indem er seinem Hofe folgte, nach Königsberg, wo er „als Gehei-

Die Kommission hat sich mit dem Gesetzentwurf in 3 Sitzungen beschäftigt. Sie hat in der Hauptsache die Vorlage unverändert angenommen. Nur in einigen Punkten hat sie Änderungen vorgenommen, die sich teils auf Einzelheiten beziehen, teils aber auch von grundsätzlicher Bedeutung sind. Ich werde diese Änderungen bei der Besprechung der einzelnen Artikel erwähnen.

Ich bitte Sie, in die Beratung der Vorlage einzutreten.

Präsident: Ich eröffne die Beratung und erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 1.

Berichterstatter: Artikel 1 bestimmt, daß die Gemeinden Ortsbaupläne aufstellen müssen, wenn sie mehr als 10 000 Einwohner haben. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 1. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 1 abstimmen. Wer Artikel 1 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 1 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 2.

Berichterstatter: Artikel 2 bestimmt, daß auch Gemeinden mit weniger als 10 000 Einwohnern Ortsbaupläne aufstellen müssen, wenn sie dazu von der Aufsichtsbehörde aufgefordert werden. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 2. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 2 abstimmen. Wer Artikel 2 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 2 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 3.

Berichterstatter: Artikel 3 bestimmt, daß die Ortsbaupläne von der Gemeindevertretung beschlossen werden müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 3. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 3 abstimmen. Wer Artikel 3 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 3 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 4.

Berichterstatter: Artikel 4 bestimmt, daß die Ortsbaupläne von der Aufsichtsbehörde genehmigt werden müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 4. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 4 abstimmen. Wer Artikel 4 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 4 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 5.

Berichterstatter: Artikel 5 bestimmt, daß die Ortsbaupläne öffentlich ausgelegt werden müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 5. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 5 abstimmen. Wer Artikel 5 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 5 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 6.

Berichterstatter: Artikel 6 bestimmt, daß die Ortsbaupläne ortsüblich bekanntgemacht werden müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 6. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 6 abstimmen. Wer Artikel 6 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 6 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 7.

Berichterstatter: Artikel 7 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann einsehbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 7. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 7 abstimmen. Wer Artikel 7 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 7 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 8.

Berichterstatter: Artikel 8 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann käuflich sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 8. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 8 abstimmen. Wer Artikel 8 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 8 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 9.

Berichterstatter: Artikel 9 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann verbindlich sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 9. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 9 abstimmen. Wer Artikel 9 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 9 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 10.

Berichterstatter: Artikel 10 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann einklagbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 10. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 10 abstimmen. Wer Artikel 10 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 10 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 11.

Berichterstatter: Artikel 11 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 11. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 11 abstimmen. Wer Artikel 11 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 11 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 12.

Berichterstatter: Artikel 12 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 12. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 12 abstimmen. Wer Artikel 12 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 12 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 13.

Berichterstatter: Artikel 13 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 13. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 13 abstimmen. Wer Artikel 13 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 13 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 14.

Berichterstatter: Artikel 14 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 14. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 14 abstimmen. Wer Artikel 14 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 14 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 15.

Berichterstatter: Artikel 15 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 15. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 15 abstimmen. Wer Artikel 15 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 15 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 16.

Berichterstatter: Artikel 16 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 16. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 16 abstimmen. Wer Artikel 16 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 16 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 17.

Berichterstatter: Artikel 17 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 17. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 17 abstimmen. Wer Artikel 17 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 17 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 18.

Berichterstatter: Artikel 18 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 18. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 18 abstimmen. Wer Artikel 18 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 18 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 19.

Berichterstatter: Artikel 19 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 19. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 19 abstimmen. Wer Artikel 19 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 19 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 20.

Berichterstatter: Artikel 20 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 20. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 20 abstimmen. Wer Artikel 20 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 20 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 21.

Berichterstatter: Artikel 21 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 21. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 21 abstimmen. Wer Artikel 21 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 21 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 22.

Berichterstatter: Artikel 22 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 22. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 22 abstimmen. Wer Artikel 22 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 22 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 23.

Berichterstatter: Artikel 23 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 23. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 23 abstimmen. Wer Artikel 23 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 23 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 24.

Berichterstatter: Artikel 24 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 24. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 24 abstimmen. Wer Artikel 24 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 24 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 25.

Berichterstatter: Artikel 25 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 25. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 25 abstimmen. Wer Artikel 25 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 25 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 26.

Berichterstatter: Artikel 26 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 26. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 26 abstimmen. Wer Artikel 26 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 26 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 27.

Berichterstatter: Artikel 27 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 27. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 27 abstimmen. Wer Artikel 27 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 27 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 28.

Berichterstatter: Artikel 28 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 28. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 28 abstimmen. Wer Artikel 28 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 28 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 29.

Berichterstatter: Artikel 29 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 29. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 29 abstimmen. Wer Artikel 29 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 29 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 30.

Berichterstatter: Artikel 30 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 30. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 30 abstimmen. Wer Artikel 30 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 30 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 31.

Berichterstatter: Artikel 31 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 31. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 31 abstimmen. Wer Artikel 31 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 31 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 32.

Berichterstatter: Artikel 32 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 32. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 32 abstimmen. Wer Artikel 32 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 32 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 33.

Berichterstatter: Artikel 33 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 33. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 33 abstimmen. Wer Artikel 33 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 33 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 34.

Berichterstatter: Artikel 34 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 34. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 34 abstimmen. Wer Artikel 34 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 34 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 35.

Berichterstatter: Artikel 35 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 35. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 35 abstimmen. Wer Artikel 35 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 35 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 36.

Berichterstatter: Artikel 36 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 36. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 36 abstimmen. Wer Artikel 36 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 36 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 37.

Berichterstatter: Artikel 37 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 37. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 37 abstimmen. Wer Artikel 37 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 37 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 38.

Berichterstatter: Artikel 38 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 38. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 38 abstimmen. Wer Artikel 38 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 38 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 39.

Berichterstatter: Artikel 39 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 39. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 39 abstimmen. Wer Artikel 39 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 39 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 40.

Berichterstatter: Artikel 40 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 40. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 40 abstimmen. Wer Artikel 40 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 40 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 41.

Berichterstatter: Artikel 41 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 41. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 41 abstimmen. Wer Artikel 41 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 41 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 42.

Berichterstatter: Artikel 42 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 42. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 42 abstimmen. Wer Artikel 42 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 42 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 43.

Berichterstatter: Artikel 43 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 43. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 43 abstimmen. Wer Artikel 43 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 43 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 44.

Berichterstatter: Artikel 44 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 44. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 44 abstimmen. Wer Artikel 44 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 44 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 45.

Berichterstatter: Artikel 45 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 45. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 45 abstimmen. Wer Artikel 45 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 45 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 46.

Berichterstatter: Artikel 46 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 46. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 46 abstimmen. Wer Artikel 46 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 46 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 47.

Berichterstatter: Artikel 47 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 47. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 47 abstimmen. Wer Artikel 47 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 47 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 48.

Berichterstatter: Artikel 48 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 48. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 48 abstimmen. Wer Artikel 48 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 48 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 49.

Berichterstatter: Artikel 49 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 49. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 49 abstimmen. Wer Artikel 49 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 49 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 50.

Berichterstatter: Artikel 50 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 50. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 50 abstimmen. Wer Artikel 50 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 50 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 51.

Berichterstatter: Artikel 51 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 51. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 51 abstimmen. Wer Artikel 51 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 51 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 52.

Berichterstatter: Artikel 52 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 52. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 52 abstimmen. Wer Artikel 52 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 52 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 53.

Berichterstatter: Artikel 53 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 53. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 53 abstimmen. Wer Artikel 53 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 53 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 54.

Berichterstatter: Artikel 54 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 54. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 54 abstimmen. Wer Artikel 54 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 54 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 55.

Berichterstatter: Artikel 55 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 55. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 55 abstimmen. Wer Artikel 55 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 55 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 56.

Berichterstatter: Artikel 56 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 56. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 56 abstimmen. Wer Artikel 56 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 56 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 57.

Berichterstatter: Artikel 57 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 57. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 57 abstimmen. Wer Artikel 57 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 57 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 58.

Berichterstatter: Artikel 58 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 58. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 58 abstimmen. Wer Artikel 58 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 58 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 59.

Berichterstatter: Artikel 59 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 59. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 59 abstimmen. Wer Artikel 59 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 59 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 60.

Berichterstatter: Artikel 60 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 60. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 60 abstimmen. Wer Artikel 60 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 60 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 61.

Berichterstatter: Artikel 61 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 61. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 61 abstimmen. Wer Artikel 61 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 61 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 62.

Berichterstatter: Artikel 62 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 62. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 62 abstimmen. Wer Artikel 62 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 62 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 63.

Berichterstatter: Artikel 63 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 63. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 63 abstimmen. Wer Artikel 63 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 63 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 64.

Berichterstatter: Artikel 64 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 64. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 64 abstimmen. Wer Artikel 64 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 64 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 65.

Berichterstatter: Artikel 65 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 65. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 65 abstimmen. Wer Artikel 65 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 65 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 66.

Berichterstatter: Artikel 66 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 66. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 66 abstimmen. Wer Artikel 66 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 66 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 67.

Berichterstatter: Artikel 67 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 67. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 67 abstimmen. Wer Artikel 67 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 67 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 68.

Berichterstatter: Artikel 68 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 68. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Beratung und lasse über Artikel 68 abstimmen. Wer Artikel 68 annehmen will, der erhebe sich. Artikel 68 ist angenommen.

Ich erteile das Wort dem Herrn Berichterstatter zu Artikel 69.

Berichterstatter: Artikel 69 bestimmt, daß die Ortsbaupläne für jedermann vollstreckbar sein müssen. Die Kommission hat diese Bestimmung unverändert angenommen.

Präsident: Ich eröffne die Beratung über Artikel 69. Wünscht jemand das Wort? Das ist nicht der Fall. Ich schließe die Berat

geselligen Cirkel vom feinsten Geschmack, die der Oberpräsident von Preußen abendlich in seiner Familie so gern versammelte, müssen wir noch in Kurzem hier gedenken.

Herr von Schön hatte sich schon vor längerer Zeit zum zweiten Male verheirathet. Man muß Zeuge auch nur eines solcher Abende gewesen sein, an denen Herr von Schön, nebst seiner würdigen Gattin und den erwachsenen Töchtern, einer so ausgesuchten Gesellschaft vorstand, um jenen geselligen Zauber erfahren zu haben, der alles ausschließt, was ungehörig und langweilig ist, alles aufnimmt, was fördert und unterhält, und, indem er durch Takt bindet, jedem Einzelnen doch die volle Freiheit der Gedankenäußerung verleiht. In diesen Abendkreisen fanden sich die verschiedensten der gebildeten Stände ein, der Militär, der sich durch Kenntniß und Geist auszeichnete, der Philosoph, der Historiker, der Naturforscher, der Arzt, der Theolog — wiefern er nicht einer engherzigen Bigotterie huldigte — der Rechtsgelehrte, der Schriftsteller als solcher, der Künstler, der Kaufmann. Mitglieder der ausgebreiteten Familie, die aus der Ferne einsprachen, der Gutsbesitzer aus der Provinz, der Reisende des In- und Auslandes, alle fanden sich hier zu schönster Eintracht vereinigt, die, wenn auch oft durch lebhafte Differenzen des Gesprächs modulirt, doch die Harmonie als durchgreifend empfinden ließ. Dieses einfache Mahl einer solchen Abendgesellschaft, mit der feinsten Würze des Gedankens, konnte dem Theilnehmer jene berühmten Mahlzeiten vergegenwärtigen, welche der Weltweise von Königsberg, Kant, einst so liebte, nur hier mit der Ergänzung und Bereicherung durch die Familie, durch den lebhaften Antheil der gebildetsten Frauen, denn Kant war unverheirathet. Herr von Schön wußte aus der Massenbildung die gewichtvolleren Geister, die durch ideellen Gehalt wegen, stets herauszuerkennen. Daher er denn auch einen so durchweg liebenswürdigen, geistreichen Philosophen wie Karl Rosenkranz stets gern zu seiner Seite hatte.

Zum Schlusse dieses Abschnittes erwähnen wir noch des Denkmals, welches die Stadt Königsberg, irren wir nicht, im Jahre 1844, in demselben, in welchem die Universität ihr dreihundertjähriges Jubiläum beging, ihrem einstigen Oberpräsidenten, Herrn von Schön, setzte; es ist ein einfacher Obelisk, welcher sich in der Königstraße vor dem Museum erhebt. Dieses Monument, wie sehr es der einmüthige Ausdruck von Tausenden ist, wird freilich bei weitem übertroffen werden durch das großartigste Denkmal, welches der Burggraf von Marienburg sich selbst als den Schlußstein seines Lebens setzen wird, in den „Denkwürdigkeiten," an denen er seit Jahren schreibt, und bei deren Abfassung wir ihn auf seinem Landsitze belauschen wollen. Oder vielmehr, wir wollen dem hochverdienten Manne, dessen die deutsche Nation stets eingedenk sein wird, dort einen Besuch abstatten, wo er in der stillen Umfriedigung der Natur, unter dem Säuseln uralter Bäume, unermüdet thätig feiert, aber dem Besuchenden auch so gern Rede steht.

(Schluß folgt.)

Die Cochenille.

Wie im Alterthume der Purpur, welchen verschiedene im mittelländischen Meere lebende Arten der Purpurschnecke (Murex) lieferten, für die schönste rothe Farbe galt und allgemein geschätzt war, so hat in neuerer Zeit, seit der Eroberung von Mejico, die Cochenille große Berühmtheit erlangt und noch jetzt gilt dieselbe, und zwar mit vollem Recht, für die schönste und feinste hochrothe Farbe, die man kennt. Dazu kommt, daß das Cochenilleroth ein sehr dauerhaftes, zugleich aber auch ein sehr theures ist, zwei Umstände, welche seinen Werth noch bedeutend erhöhen. Viele meiner Leser werden wissen, daß dieser schöne und kostbare Farbstoff ebenfalls aus dem Thierreiche stammt; dagegen dürften die Naturgesetze des die Cochenille liefernden Thieres und die Art und Weise, wie man dasselbe züchtet, nur Wenigen genau bekannt sein.

Die in den Handel kommende Cochenille, welche den rothen Farbstoff enthält, besteht aus kleinen, länglichrunden, der Quere nach gerissenen Körnern, von 2 bis 3 Linien Länge und graubrauner Farbe. Schon eine schwache Vergrößerung genügt, um selbst den Unerfahrensten zu belehren, daß diese Körner nichts Anderes sind, als Insectentheilchen. Das Cochenilleinsect gehört zu der Gattung Schildlaus (Coccus), deren Arten sämmtlich von Pflanzensäften leben. Die Weibchen dieser Thiere haben immer einen linsenförmig zusammengedrückten, rundlichen Körper ohne Flügel, an dessen Bauchfläche sich die sechs Gliederstücke, ein kurzer Saugrüssel und über demselben die beiden sehr kleinen Augen befinden. Der Kopf ist vom Körper nicht gesondert und erscheint daher, wenn man das Thier von der Rückenseite sieht, blos durch die zwei kurzen gegliederten Fühlhörner, die über den Augen eingefügt sind, angedeutet. Ganz anders sind die Männchen gestaltet. Diese besitzen nämlich im vollständig ausgebildeten Zustande einen langgestreckten, in Kopf, Brustſtück und Hinterleib deutlich gesonderten Körper, zwei häutige Flügel und am Ende des Hinterleibes zwei lange, stachelartige Borsten. Am Kopf befinden sich zwei große tugliche Augen und zwei ziemlich lange, aber ebenfalls gegliederte Fühlhörner. Uebrigens sind die Männchen um Vieles kleiner als die Weibchen, und daher mit bloßen Augen kaum wahrzunehmen. Die weiblichen Schildläuse legen ihre Eier auf irgend eine Stelle der jungen Rinde oder auf die Blätter der Pflanzen, von deren Säften sie leben, und bleiben nun an dieser Stelle bis zu ihrem Tode unbeweglich sitzen, beschäftigt mit ihrem in das Gewebe der Pflanze eingebohrten Saugrüssel den ihnen nöthigen Nahrungssaft einzusaugen. Sie sterben endlich über den Eiern und ihr Körper bildet über denselben, ja sogar noch über den bereits ausgekrochenen jungen Larven ein schildförmiges Dach, woher diese Thiere ihren Namen erhalten haben. Meine Leser werden dergleichen, gewöhnlich weißlich gefärbte Schildchen schon oft an der Rinde junger Aeste und Zweige oder an Blättern bemerkt haben; namentlich pflegen Gewächshauspflanzen sehr häufig mit Schildläusen bedeckt zu sein. Daß die Schildläuse, wenn sie sich in großer Anzahl an einer Pflanze entwickeln, wie dies oft wegen der außererdentlichen Fruchtbarkeit der Weibchen binnen Kurzem geschieht, durch das Aussaugen des Saftes das Erkranken, ja zuletzt das völlige Eingehen der Pflanze herbeiführen können, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Man muß daher die Schildläuse von Zeit zu Zeit zu entfernen suchen, was sich mittelst Bürsten der Zweige und Blätter bewirken läßt. Dabei bemerkt man häufig, daß sich unter den todten Weibchen ein flockiges, weißes Gewebe befindet, welches sich, wenn man das todte Thier losreißt, in lange Fäden ausdehnt.

Die meisten Schildlausarten sind eine jede auf eine bestimmte Pflanzenart angewiesen. Das ist auch mit der Cochenilleschildlaus der Fall. Und zwar lebt diese von den Säften einer in Mejico einheimischen Cactusart, der Opuntia coccionellifera, weshalb sie in der Wissenschaft den Namen Coccus Cacti führt. Der prachtvoll rothe Farbstoff dieses Thierchens war bereits den alten Mejicanern bekannt, und mit Cochenille roth gefärbte Mäntel die Abzeichen ihrer Könige und Häuptlinge. Nach der Eroberung Mejico's lernten die Spanier diesen kostbaren Farbstoff kennen und schätzen, und von da an ward die Cochenillezucht in Mejico in großartigem Maßstabe betrieben und sammt dem Cochenillehandel zu einem Monopol der Regierung gemacht, welches Spanien drei Jahrhunderte lang alljährlich sehr bedeutende Summen eingetragen hat. Die getödteten Thiere kamen zuerst unter dem wahrscheinlich mejicanischen Namen „cochonilla" (sprich: Kotschenilja), den sowohl das Thier als der Farbstoff noch jetzt bei den Spaniern und Portugiesen führt, in den Handel; aus demselben entstand der französische, auch bei uns gebräuchliche Namen „cochenille" Nach der Unabhängigkeitserklärung Mejico's ward von den Spaniern (im Jahre 1820) der Versuch gemacht, die genannte Cactusart in den südlichsten Gegenden Spaniens zu acclimatisiren und die Cochenillezucht nach Spanien zu verpflanzen; und siehe da, der Versuch gelang in ausgezeichneter Weise. Ein Zeitraum von dreißig Jahren hat genügt, um die Cochenillezucht in Spanien vollständig einzubürgern. Sie hat daselbst, obwohl sie bis jetzt nur um Malaga, Velez-Malaga und Motril an der Küste von Granada im Großen betrieben wird, bereits einen solchen Aufschwung genommen, daß im Jahre 1850 nicht weniger als 801,915 Pfund roher Cochenille nach England verkauft wurden, welche, da das Pfund durch

Gesetz, das Gesetz über die Errichtung einer Landesbank und Girozentrale, das Gesetz über die Errichtung einer Landeskreditanstalt, das Gesetz über die Errichtung einer Landesbausparkasse, das Gesetz über die Errichtung einer Landesversicherungsanstalt, das Gesetz über die Errichtung einer Landesbrand

kleine Säckchen von Palmblattfasern oder grober Leinwand thut. Diese Säckchen, „nidos“ (Nester) genannt, hängt man hierauf an die jungen Aeste der zu bevölkernden Cactuspflanzen, die zuvor mit einem Pinsel von allem Schmutz gereinigt werden müssen. Nach 15 bis 18 Tagen sind die Larven aus den von den Weibchen in den „Nestern“ gelegten Eiern aus- und auf die Cactusäste gekrochen, und man findet in den Säckchen blos noch die todten Weibchen, welche als „Sacatillo“ benutzt werden. Bei der Bevölkerung einer frischen Cactuspflanze muß man sorgfältig darauf achten, daß weder zu viel noch zu wenig Schildläuse darauf kommen. Im erstern Falle nämlich wird entweder das Eingehen der Cactuspflanze herbeigeführt, oder die jungen Schildläuse bekommen nicht genug Nahrung und sterben in Folge davon. Im zweiten Falle nehmen die jungen Thiere häufig zu reichliche Nahrung auf und werden davon krank. Das Bevölkern frischer Cactuspflanzen wird gewöhnlich zu Anfang des Sommers vor dem Blühen des Cactus vorgenommen, weil dann die Pflanzen den kräftigsten und nahrhaftesten Saft besitzen. Um denselben längere Zeit in diesem Zustande zu erhalten, bricht man alle Blüthenknospen von den zu bevölkernden Pflanzen ab, bevor man die Nester daran hängt.

Vor der Einführung der Cochenillezucht trieb Spanien einen ziemlich einträglichen Handel mit einer andern, ebenfalls einen schönen rothen Farbstoff spendenden Schildlausart. Es war dies die Kermesschildlaus (Coccus Quercus), welche von dem Saft der Blätter und Zweige einer kleinen strauchartigen, in Spanien und überhaupt in den Umgebungen des mittelländischen Meeres häufig wachsenden Eichenart (Quercus coccifera) lebt und in Spanien „Grana“ genannt wird. Gegenwärtig wird dieses nützliche Thierchen kaum mehr gesammelt. Gezüchtet hat man dasselbe meines Wissens niemals. Dr. Willkomm.

Ein Dichterblick.

Skizze von Elise Polko.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht für alle Zeiten.“
Goethe.

In der sogenannten Lößnitz, diesem lieblichen Weingarten Dresdens, wo Villa an Villa sich reiht, und die ganze Landschaft, von der frischen, lebendigen Elbe durchströmt, uns an das Gesicht eines glücklichen Kindes gemahnt, liegt ein weißes Haus mit einem kleinen Thürmchen, unten am Fuße der Berge. — Etwas zurückgeschoben zwischen den Weinhügeln liegt es da, so umrankt von Rosen, so versteckt in Buschwerk, so tief beschattet von hohen Bäumen wie Dornröschen in seiner süßen Einsamkeit. — Ueber sein schlichtes Dach sind schon viele, viele Jahre hingezogen, an seinen Fenstern hat schon mancher Sturmwind gerüttelt, liebliche Gestalten, die schon längst begraben und vergessen sind, wandelten unter dem Schatten der alten Kastanien auf und nieder, und doch schaut das Haus noch so jugendlich aus dem Grün hervor, als erlebe es den ersten Frühling. Vor der Hausthür steht eine breite Steinbank, woselbst sich eine bezaubernde Aussicht aufschließt auf Elbflorenz und die fernen Berge der sächsischen Schweiz. Auf diesem Plätzchen eben saß einst ein Mann, von dessen ewiger Jugend vielleicht ein Hauch hinüberwehete zu dem kleinen Hause; der Mann hieß Jean Paul Friedrich Richter.

Die Nachricht, der Dichter des „Titan“ wird Dresden besuchen, setzte im Mai des Jahres 1822 die höheren Kreise der Bevölkerung der Hauptstadt in freudige Bewegung. Jean Paul's Name flog von Lippe zu Lippe, man redete von seiner Ankunft wie von einem Staatsereigniß, man sah der Erscheinung des schlichten Schullehrersohnes aus Wunsiedel mit einer Spannung entgegen, die ihren Ausdruck in tausend belustigenden Extravaganzen fand. Besonders waren es die Frauen, die sich darnach sehnten, dem neuen begeisterten Frauenlob Gruß und Dank entgegenzutragen; eine Unruhe und Erwartung hatte die Schönen ergriffen, ähnlich jenen fieberhaften Ballgefühlen siebenzehnjähriger Mädchen. Diese Aufregung durchzitterte das friedlichste Familienleben und erpreßte manchem Vater und Ehemann tiefe Seufzer. Einige der begeistertsten Verehrerinnen des großen Dichters verließen viele Tage lang am frühen Morgen schon das Haus, um sich auf der leipziger Straße aufzustellen, und jeden Wagen zu untersuchen, der des Weges daher kam.

Unglücklicher Weise kam der Ersehnte in der Nacht an und schaute eines Morgens sehr behaglich im großblumigen Schlafrock und langer Pfeife zum Eckfenster des zweiten Stockwerks der Stadt Wien heraus. Von Stunde an verwandelte sich die Wohnung Jean Paul's in eine Festung, die eine Schaar junger und alter Belagerinnen zu stürmen versuchte.

Man begnügte sich nicht mehr mit dem Anblick des gefeierten Mannes, man verlangte ihn reden zu hören, von ihm bemerkt zu werden, ihm zu gefallen. Der erste Sturmlauf galt freilich dem alten Stiefelputzer des Gasthauses, der Mann sollte allerlei wunderbare Dinge ausliefern, als da sind: Läppchen von einem gewissen großblumigen Schlafrock, Stückchen von einer gewissen Federfahne, geweihte Asche aus einer gewissen Pfeife u. dgl. mehr. Zahllose Kugeln in Gestalt kleiner und großer Briefe flogen in die Festung, sie waren unterzeichnet mit „Lina“, „Beate“, „Liane“, „Klothilde“ oder „Giulia“, nur fand sich keine „Lenette“ vor. Blumen und Kränze bildeten das schwere Geschütz, und der intelligente Stiefelputzer legte bald sein mühseliges Geschäft nieder, um einen sehr einträglichen Kleinhandel zu eröffnen mit welken Blumen und vertrockneten Blättern.

Der Aufenthalt Jean Paul's in Dresden glich einem ununterbrochenen Feste. Die Bevorzugten, in deren Häuser der große Dichter sich einführen ließ, gaben ihm zu Ehren die glänzendsten Gesellschaften. Man schleppte ihn von einem Gastmahl zum andern, besang und bekränzte ihn, wo er sich nur blicken ließ, und die Wahl seiner Tischnachbaren und besonders die Wahl seiner Tischnachbarinnen gab gar oft Veranlassung zu Familienzwistigkeiten, die dem bekannten Streite der Montecchi's und Capuletti's an Bitterkeit wenig nachstanden. Die Gegenstände, die der Gefeierte berührt, waren, insofern sie sich bewegen ließen, keinen Augenblick vor Entführung sicher, Löffel, Teller, Messer und Gläser konnten nur durch ganz besondere Energie der Bedienung oder persönliche Ueberwachung der Hausfrau geschützt werden; die vornehmsten Gäste scheuten sich nicht, nach dergleichen Reliquien die Hand auszustrecken.

Der einfache, kindliche Jean Paul wurde von all diesem Treiben ermüdet und gelangweilt. Die ewigen Citate aus seinen Werken, mit denen man ihn bewirthete, die überschwenglichen Lobsprüche und zierlichen Phrasen, die man ihm in's Gesicht warf, peinigten ihn. Nirgends begegnete er dem Ausdruck einer natürlichen Begeisterung, alle die Mienen, alle die Worte, alle die Bewegungen erschienen ihm gemacht, geschraubt. Er sehnte sich schon nach kurzer Zeit hinweg aus den glänzenden Sälen und prachtvollen Boudoirs und folgte mit wirklichem Entzücken der Aufforderung eines Freundes, die Lößnitz mit ihm zu besuchen. —

Es war ein unvergleichlich schöner Maitag. Der Frühling selbst schien den Mann feiern zu wollen, der seine Reize mit so unnachahmlichen Farben gemalt, der seine Schönheit so oft und so begeistert gepriesen. Die blühenden Bäume standen in den Gärten und an den Wegen wie geputzte Kinder und streckten ihm ihre Riesenbouquets entgegen, und auf der Erde waren die Blumen so dicht gestreut wie noch nie. Des Dichters Herz ging in heller Freude auf, er konnte sich nicht satt sehen an dem Zauber der Landschaft. Zurückgelehnt im bequemen Wagen rollte er heiter jener Villa zu, die wir im Anfang dieser Skizze beschrieben, und die den lieblichen Namen Friedstein trug. Die große Gesellschaft, die ihn beim Aussteigen umringte, entlockte ihm aber einen tiefen Seufzer, also auch hier sollte er sich anstaunen lassen! Der Besitzer der Villa trat ihm mit seiner wunderschönen Frau voll dankbarer Freude entgegen, und führte ihn in den Kreis der Gäste.

Jean Paul ließ seine Augen sanft grüßend von einer Gestalt zur andern gehen, zerstreut hörte er allerlei Namen an sein Ohr schlagen, zerstreut erwiederte er die feierlichen Begrüßungen. —

Da sank sein Blick plötzlich auf seiner langsamen Wanderung in ein blaues Augenpaar, in die Augen einer blonden, zarten Frau, die ganz allein seitwärts von den Andern stand. In demselben Augenblick stieß sie einen hellen Schrei aus, es war fast der Jubelruf eines Kindes, die leichte Gestalt flog schneller als Worte zu sagen vermögen, auf den Dichter zu, schlang die Arme um seinen Nacken und drückte lachend und weinend zugleich einen feurigen Kuß auf seine Lippen. Jean Paul umschlang unwillkürlich das liebe Geschöpf und drückte es an seine Brust, dann bog er das jugendliche Antlitz der Schwärmerin sanft zurück, sah sie lange an und sagte mit seelenvoller Innigkeit: „Kind! soll ich sagen, liebes oder böses Kind, was thust Du mir an?" — Da riß sich die Hocherröthende plötzlich los von ihm, sah ihn noch einmal an, und lief dann dem Hause zu, Niemand hielt sie zurück.

Auf Jean Paul's Frage nach dem Namen dieses holden Wesens, flüsterte man ihm zu, daß es die etwas excentrische jüngere Schwester der liebenswürdigen Wirthin sei, dann aber vermied man sichtlich jenen Vorfall wieder zu berühren, redete viel, war geistreich nach Kräften, streifte durch den Garten und setzte sich endlich zum Souper nieder. Auch hier erschien die junge Enthusiastin nicht. Des Dichters Gedanken suchten sie, und doch wagte er nicht, nach ihr zu fragen. Aber er wurde immer zerstreuter und unruhiger. Seine Tischnachbarin, eine längst verblühte Rose, bemühte sich auf alle erdenkliche Weise seine Aufmerksamkeit zu erregen. Hatte sie nicht ein Recht bemerkt zu werden von Dichteraugen, sie — selbst Dichterin, die so manches Lied von Frühling und Liebe im Musenalmanach gesungen, sie, die den Titan und Hesperus fast auswendig herzusagen wußte. In ihrer Verzweiflung ließ sie endlich die letzte Mine springen und redete ihren gefeierten Nachbar in Versen an. — Das schien zu wirken. — Jean Paul zuckte auf, wendete sich zu ihr, fuhr einige Mal mit seiner rechten Hand in sein Haar, blickte seine Nachbarin starr an, seufzte tief, schlug endlich mächtig auf seine Brust und sagte: „Rathen Sie, meine Gnädigste, wie viel mich diese gelbe Weste gekostet!" — —

Dem Donnerschlag dieser Frage folgte eine gewitterschwüle Pause. Die Gefragte sah beleidigt aus. Die Nahesitzenden flüsterten das Gehörte den Ferneren zu, Alle nahmen diese Jean Paul'schen Worte mit feierlichen Mienen auf, die Unterhaltung stockte. — Da rief ein junger Mann von bescheidener Haltung, der dem Dichter gerade gegenüber saß, der Nachbarin des Gefeierten heiter lächelnd zu: „Das war mehr als ein Jean Paul'scher Sprung, wie Sie ihn so oft im Titan und Hesperus bewundert, gnädiges Fräulein, das war sogar ein Jean Paul'scher Fall. Bemitleiden Sie ihn, er stürzte aus dem Himmel Ihrer Augen in einen Zeugladen in der Neustadt, wo man billige Westen kauft!"

Der Dichter rief „Bravo" und lachte herzlich, die ganze Tischgesellschaft stimmte ein, die verblühte Rose aber nickte dem freundlichen Trostspender holdselig zu.

Die schöne Hauswirthin hob die Tafel auf, Jean Paul nahm Abschied mit seinem Begleiter, der Wagen fuhr vor. Kurz vor dem Einsteigen zog aber der Dichter jenen jungen Mann, der ihm bei Tische gegenüber gesessen, auf die Seite und sagte sehr aufgeregt: „Sie wurden mir, dächt' ich, als Bruder der Hauswirthin genannt. Sie haben ein gutes Herz und einen hellen Blick, das hab' ich gesehen und gehört. Ich habe eine Bitte an das gute Herz und Vertrauen zu dem hellen Blick. — Sie müssen mir noch einmal den Anblick jener Schwester verschaffen, die dem glücklichen Dichter den schönsten Lohn so süß und voll an's Herz warf! Das war Natur, reiches, köstliches Ueberwallen eines Frauenherzens! — Ich will, ich muß sie noch einmal sehen, bald sehen und reden hören! Der liebe Kopf weicht mir nicht aus den Gedanken und die liebe Gestalt nicht aus dem Arm. Sie müssen mir helfen und Sie werden es thun. Bringen Sie mir die Antwort morgen in mein Zimmer, wir können hier nicht länger ungestört mit einander reden."

Eine halbe Stunde nach diesen hastig ausgestoßenen Worten rollte Jean Paul an der Seite seines Freundes dem anmuthigen Dresden wieder zu.

Am folgenden Tage erhielt er einen gar reizenden Strauß von frischen Wald-, Feld- und Wiesenblumen und dazu folgende Zeilen:

„Will unser lieber Jean Paul, dessen großem Herzen und schlichtem Sinne, die einfachen Wald- und Feldblumen näher stehen als die prunkenden Blüthen fremder Zonen, eins der frischesten dieser Frühlingskinder noch einmal an seinem Herzen blühen sehen, so lenke er seine Schritte am folgenden Montage wiederum nach dem kastanienumschatteten Friedstein. Dort wird ihm eine Frau entgegentreten, die am gestrigen Abend das Dichterauge und den Himmel darin nicht ertrug, ohne sich hineinzustürzen mit Leib und Seele, eine Frau, die der Unterzeichnete mit Stolz — nicht seine Schwester — wohl aber **sein Weib** nennt.

Der Mann mit dem guten Herzen
L. P..."

Hier die Antwort des Dichters, die eben auf einem sehr vergilbten Blättchen vor der Erzählerin dieser Skizze liegt und folgendermaßen lautet:

Dresden, den 17. Mai 1822.

„Sie sind ein Mann von Geist und Liebe. Erst auf dem Rückwege wurd' ich über meine irrige Voraussetzung belehrt, denn sonst hätt' ich mir meine Bitte nicht so kühn erlaubt. In Friedstein — das bei mir den Königsstein überragt — werd' ich Ihnen zum zweiten Male danken und länger. Am Montage wird gewiß die Schönheit des Himmels sich zur Schönheit der Erde gesellen; und meine ganze Seele freut sich auf diesen Tag der Liebe und Schönheit, und meine Lippen freuen sich auf die Wiederholung des neulichen Empfangs. Grüße an Alle.

Der Ihrige
Jean Paul Fr. Richter."

Ob ihm dieser ersehnte Empfang geworden? — O, gewiß' und noch mehr als dies, er gewann an jener begeisterten Frau eine treue geistvolle Freundin, die noch bis zu ihrem Tode mit einem bezaubernden Lächeln, das ihr seelenvolles Gesicht wunderbar verjüngte, gar zu gern von jenem blauen lichten Himmel erzählte, der ihr einst, aus den Augen des warmherzigsten Dichters aller Zeiten, so überwältigend entgegen gestrahlt.

Blätter und Blüthen.

Die Flaschenpost. Man findet jetzt häufig in den Zeitungen Berichte von in der See aufgefundenen Flaschen, deren Inhalt, da der Zweck desselben der größeren Menge unbekannt ist, nur von geringem Interesse scheint, dem Institute aber, für welches er bestimmt, von höchster Wichtigkeit ist.

Diese Flaschenpost ist schon seit etwa einem halben Jahrhundert errichtet, und wurde in letzterer Zeit in ein bestimmtes System gebracht. — Der Kapitain eines Schiffes giebt von dem Punkte, wo er sich befindet, Nachricht, er legt den Streifen Papier in eine leere Flasche, versiegelt sie und übergiebt sie den Wellen in der Hoffnung, daß sie irgendwo aufgefangen und ihr Inhalt veröffentlicht werde. — Dieses geschieht aber nicht, um sich einen Scherz mit der Neugier des Finders zu machen, sondern auf Veranlassung jenes Institutes und zu einem belehrenden Zweck. Es muß jedem Seefahrer von größter Wichtigkeit sein, die Stärke und die Richtung der Strömung des Oceans genau zu kennen, und um diese auszumitteln, verfiel man unter andern auf den Gedanken, jene Anstalt zu gründen.

Obgleich man nun nicht mit Sicherheit nach dem Ziel, das eine solche in's Meer gesenkte Flasche erreicht, noch nach der Zeit bis zu ihrer Auffindung die Richtung und Stärke der Strömung berechnen kann — denn wie oft kann sie nicht hin- und zurückgetrieben sein, oder an einer unbesuchten Küste wer weiß wie lange gelegen haben, bis neue Wellen sie wieder hinweggespült — so ist die Frage doch für die Wissenschaft von zu großer Bedeutung, um irgend ein Mittel, Aufschlüsse zu erhalten, unversucht zu lassen. Gesetzt, eine Flasche sei am ersten Januar bei der Insel St. Helena in's Meer geworfen und erst am letzten Tage desselben Jahres in der Nähe der Insel Wight aufgefischt worden, so wird sich daraus keineswegs folgern lassen, daß sie die gerade Richtung verfolgt, noch, daß sie während eines ganzen Jahres zwischen beiden Inseln auf den Wellen getrieben habe; allein wenn man verschiedene Flaschen an verschiedenen Tagen von demselben Punkte absendete, so würde die Vergleichung der verschiedenen Punkte wo, und des Zeitraums, bis zu welchem sie aufgefunden, zu einem Resultate führen, welches von großem Nutzen sein dürfte.

Kapitain Beecher, der Redakteur des „Nautical Magazine" beschäftigt sich schon seit zehn Jahren damit, alle Berichte zu sammeln, welche die in der See aufgefundenen Flaschen enthalten. Er entwarf eine bemerkenswerthe Seekarte, welche genau die Reisen angiebt, die jede solcher Flaschen

von ihrem Abgangspunkte bis zu dem ihrer Auffindung gemacht, indem beide Punkte durch eine Linie verbunden sind. Sie zählt deren 119 Flaschen und umfaßt nur den Theil des atlantischen Oceans, welcher zwischen den Orkney-Inseln und Guinea liegt. Viele Flaschen, welche nahe der afrikanischen Küste in's Meer geworfen wurden, fanden ihren Weg nach Europa, und diese Thatsache stimmt gewissermaßen mit dem überein, was man bisher über die Strömung des atlantischen Oceans in Erfahrung gebracht hat. Eine dieser Flaschen scheint die Austral-Panama-Route zu anticipiren, denn sie beginnt ihre Reise am Panama-Isthmus und landet an der irischen Küste; eine andere kreuzte den atlantischen Ocean von den canarischen Inseln bis nach Nova Scotia. Drei bis vier, von Grönlandsfahrern an der Davisstraße entsendet, gelangten an die Nordwestküste von Irland. Eine andere machte eine seltene Reise; sie ging vom südlichen atlantischen Ocean aus, schwamm nach der westlichen Küste von Afrika, passirte die Straße von Gibraltar, ging längs der portugiesischen Küste, passirte die Bay von Biskaja, nahm ihren Weg längs Frankreich in der Nähe von Brest, und wurde bei der Insel Jersey gefunden; wenigstens berührt die gerade Linie, welche von ihrem Ausgangspunkte bis zu dem ihrer Landung gezogen ist, alle diese Orte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie erst gegen Nordwest und dann gegen Nordost getrieben ist, um rund um die afrikanische Küste zu gelangen und die europäische zu erreichen.

Dieser Seekarte ist eine Tabelle beigedruckt, auf welcher die Berichte, welche die Flaschen enthielten, die Namen der Abgangs- und Ankunftspunkte, die Zeit, wie lange sie unterwegs, und die Namen ihrer Absender und Finder zu lesen sind. — Eine Flasche wurde erst sechzehn Jahre nach ihrer Absendung aufgefunden, eine andere war vierzehn Jahre und zwei dergleichen zehn Jahre unterwegs. Die meisten trieben nicht über ein Jahr, und der kürzeste Zeitraum, den eine Flasche in See war, ist fünf Tage. Sie wurde von dem Kaipitain des Schiffes „Racehorse" am 17. April in der Caribbean-See entsendet und schon am 22. desselben Monats aufgefischt; sie hatte in dieser kurzen Zeit drei Längengrade in westlicher Richtung zurückgelegt.

Diese Flaschenberichte beginnen gewöhnlich auf folgende Art:

Ich schreibe diese Zeilen in der Absicht, den Lauf der Strömung auszumitteln, laßt mich wissen, wenn und wo ihr sie gefunden. Dann folgt der Name des Schiffes, seine Richtung, und je nach der Bildungsstufe des Schreibers sonstige Bemerkungen über den Wind, den Zustand des Schiffes und zuweilen sogar Verse. Kapitain Marshall schrieb, um ganz sicher zu gehen, seinen Bericht in drei verschiedenen Sprachen, und bat den Finder im Namen der Wissenschaft, seinen Fund sogleich in den Zeitungen zu veröffentlichen.

Die Flaschenpost im Nautical-Magazine wird von den Seefahrern mit dem höchsten Interesse gelesen. Sir John Roß bewies, wie vieler Aufmerksamkeit es erfordere, die Strömung des Oceans nach dem Lauf dieser Flaschen zu berechnen, weil oft eine leichte Flasche vom Winde gegen die Strömung getrieben werde. Er gab einem flachen Stücke Holz die Form einer Flasche, beschwerte den Rücken desselben mit Blei, damit es nur zur Hälfte oberhalb des Wassers trieb, und warf sie zugleich mit einer gewöhnlichen Flasche vom Bord des „Actäon" in die See. Der Wind war westlich, und man bemerkte, wie die Flasche vom Winde getrieben wurde, während das Holz ruhig mit der Strömung ging.

Wir verdanken der Flaschenpost manche wichtige Berichte in Betreff der Nordpol-Expeditionen. Im Jahr 1848 wurde von Kapitain Bird am Bord des „Investigator" ein Kästchen mit Papieren den Wellen übergeben und von dem huller Schiff: „Prince of Wales" aufgefunden. Es benachrichtigte die Admiralität von der Richtung, welche dieses Schiff, so wie das Geleitschiff, die „Enterprize" zu jener Zeit verfolgte. Von demselben Schiffe, aber unter dem Commando Kapitains M'Clure, welcher seitdem durch Auffindung der Nordweststraße so berühmt geworden, wurde auf der Fahrt nach der Behringsstraße im Jahr 1850 eine Flasche entsendet; sie schwamm in 286 Tagen über 3600 Meilen weit, und wurde an der Honbura-Küste aufgefischt. Eine Flasche von Kapitain Collinson, welcher das Geleitschiff, die „Enterprize" commandirte, in See geworfen, machte denselben Weg und fand ihren Ruheplatz neben der andern, aber unter sehr verschiedenen Umständen. M'Clure's Flasche ging von einem Punkt nahe den Cap-Verde-Inseln ab, während die des Kapitain Collinson 600 Meilen weiter südlich und neun Tage später ihre Reise antrat.

Im Jahr 1852 erschien durch Kapitain Beecher eine neue Flaschen-Karte, welche die Reisen von 62 Flaschen angiebt, und diese beiden Karten geben sehr wichtige Aufschlüsse über besondere Strömungen in verschiedenen Meeren, sowie über merkwürdige Verhältnisse, in welchen sich gewisse Schiffe befunden haben. Wie manches Schiff ging in den letzten Jahren verloren, von welchem eine Flasche die einzige noch mögliche Nachricht überbrachte und uns von der unglücklichen Mannschaft bis fast zum letzten Augenblick ihres Lebens Kunde gab. Wir erwähnen der Geschichte einer sehr ungewöhnlichen Flaschen- oder vielmehr Tonnenreise, obwohl sie schon früher irgendwo erzählt wurde, und welche vor einigen Jahren großes Aufsehen erregte.

Kapitain D'Auberville von der Barke „Chieslain" von Boston, erreichte Gibraltar am 27. August 1851. Er ging mit zweien seiner Passagiere nach dem Berge Abylus an der afrikanischen Küste. Auf dem Rückwege begriffen, hob der eine seiner Gefährten einen Gegenstand von der Erde auf, welchen er für eine besondere Art von Stein hielt, und den man bei näherer Untersuchung für ein Fäßchen aus Cedernholz erkannte, welches ganz mit Muscheln überkrustet war. Es fand sich darin eine Cocosnuß mit einer gummiartigen Substanz überzogen. In der Schale dieser Cocosnuß lag ein Pergamentstreifen mit alter, unlesbarer Schrift. Ein amerikanischer Kaufmann in Gibraltar entzifferte sie, es war ein kurzgefaßter Bericht von der Hand Christoph Columbus, im Jahr 1493 geschrieben. Er enthielt die Entdeckung von Amerika und war an Ferdinand und Isabella adressirt. Columbus schrieb: „Er glaube, daß die Mannschaft nicht den nächsten Tag überleben werde, daß die Schiffe sich zwischen den westlichen Inseln befänden, und daß er außer diesem Bericht noch zwei ähnliche den Wellen übergäbe, in der Hoffnung, daß sie von einem Schiffe aufgefunden werden könnten." — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Fäßchen wirklich von Columbus entsendet worden sei, an der wenig besuchten Küste, zwischen Felsen eingeklemmt, und durch die Kruste von Muscheln vor Zerstörung geschützt, seit 358 Jahren gelegen habe, dennoch darf man dieser Geschichte nicht unbedingten Glauben schenken. Es erhoben sich auch manche Zweifel an ihrer Aechtheit, doch gewann sie auf folgende Weise einige Wahrscheinlichkeit: Als Kapitain D'Auberville seinen merkwürdigen Fund in den „Louisville Varieties" veröffentlicht hatte, erschien bald darauf eine Copie dieser Anzeige in der „Times," und schon nach wenigen Tagen erhielt der Redacteur dieser Zeitung eine Zuschrift von Mr. Morier Evans des Inhalts: daß er im Besitz eines Werkes von alten Reisebeschreibungen sei, in welchem unter andern die Reise Christoph Columbus vom Februar desselben Jahres und die augenscheinliche Gefahr, in der er sich nahe den Azoren befunden, erzählt werde. Ein Auszug aus diesem Werke lautet wie folgt: „Der Admiral, als er den Tod vor Augen sah, wünschte, daß die Kunde seiner Entdeckung zur Kenntniß ihrer katholischen Majestäten gelangen möchte, in dieser Absicht schrieb er den Erfolg seiner Unternehmung auf ein Stück Pergament, umwickelte es mit Wachstuch, legte es in ein hölzernes Kästchen und senkte es in Gegenwart der ganzen Mannschaft, welche dieser Handlung mit religiöser Feierlichkeit beiwohnte, in die See." — Jedenfalls bleibt dieses Fäßchen ein merkwürdiger Fund, und es verdiente wohl in einem Museum aufbewahrt zu werden.

Die Flaschenpost hat in neuester Zeit sehr an Interesse gewonnen, ja, sie erhob sich, möchten wir sagen, seit dem Ereigniß, dessen wir schließlich erwähnen, zu einer jetzt obschwebenden Flaschenfrage.

An der nordöstlichen Küste Sibiriens wurde jüngst eine Flasche aufgefischt. Da das russische Gouvernement den Befehl gegeben, ein wachsames Auge auf jene Küste zu richten, in der Hoffnung, einige Nachricht über Sir John Franklin's Expedition zu erhalten, so wurde die Flasche an die Behörde gesendet. Sie enthielt Nichts — und man konnte nicht begreifen, zu welchem Zwecke sie abgesendet sein mochte; nach einiger Zeit entdeckte man, daß diese Flasche eine von denjenigen sei, welche die norwegischen Fischer statt des Korks an ihre Netze befestigen, um sie flott zu erhalten. Da nun die norwegischen Fischer ihre Netze schwerlich bis an die Küste von Sibirien ausspannen, so ist es wahrscheinlich, daß die Flasche längs der lappländischen Küste und um das Nord-Cap bis Novo-Zembla geschwommen. In diesem Fall würde sie eine Strömung in dieser Richtung bestätigen, und dies möchte der Behauptung Mr. Peterman's, daß eine nordöstliche Straße in das Polarmeer führt, einige Wahrscheinlichkeit geben.

Dies sind freilich nur Muthmaßungen, keine Beweise, allein wir verdanken doch der einfachen grünen Flasche das Dasein jenes Gedankens.

Schätze im Hungerland. Wie Märchen aus Tausend und eine Nacht hört sich's an, was aus dem Lande des Hungers, aus Oberschlesien, erzählt wird von goldenen Schätzen, die mit Füßen getreten worden sind, von Arbeitern, die über Nacht zu Millionären wurden, von Töchtern der Arbeiter, um deren schöne und goldene Hand sich Fürsten umsonst beworben haben. Die Wissenschaft ist es, die solche Schätze heben gelehrt hat. Da ist z. B. die berühmte Galmeigrube bei Scharlei. Vor 30 Jahren war die Grube für 30 Ducaten verpachtet, heute hat eine belgische Compagnie für den halben Antheil vier Millionen Thaler geboten und solchen nicht erhalten. Damals wurde sie auf Blei mit etwas Silber bearbeitet, jetzt auf Zink, das die Wissenschaft erst nützen lehrte; erst jetzt versteht man dem erdigen, lehmartigen Galmei seine goldenen Schätze zu entringen. Die Millionen wurden bisher mit Füßen getreten. Grubenantheile, die früher mit 800 Thaler Capital gekauft wurden, ergeben jetzt einen Jahresbetrag von 12—14,000 Thaler. Daher die Möglichkeit, in kurzer Zeit ungeheuere Besitzthümer zu erwerben. Ein gewöhnlicher Hüttenarbeiter, Winkler, erwarb ein Vermögen, welches über eine halbe Million Einkünfte trägt, die er einer einzigen Tochter hinterließ, um deren Hand sich reiche Fürsten vergeblich bewarben, die aber seit sechs Monaten ein hannover'scher Lieutenant Theile geheirathet hat, der nur seine Gage besaß. Eine andere junge, erst 14jährige Erbin, Gudulla, die angenommene Tochter eines Hüttenarbeiters und jetzt dessen erberechtigte Waise, hat schon 600,000 Thaler Einkünfte. Bis sie das heirathsfähige Alter erreicht, kann das Vermögen leicht um mehrere Millionen wachsen. Penelope auf Ithaka zählte nicht so viele Freier wie die Tochter des Hüttenarbeiters. Oberschlesien ist durch Gruben und Eisenbahnen das deutsche Californien geworden, unter den Webern das deutsche Irland.

Literatur. Von dem wackern Altmeister deutscher Sage und rheinischen Liedes, von Karl Simrock (derzeit Professor an der Universität zu Bonn), sind wieder zwei neue Werke seines zwiefach reichen Schaffens erschienen: „Legenden" (Bonn bei Ed. Weber) und „Handbuch der deutschen Mythologie, mit Einschluß der nordischen" (Bonn, bei Ad. Marcus). Dort ist es der volksthümliche, ebenso einfache als kerngesunde Dichter, hier der gründlich-gelehrte und doch immer warmlebendige Forscher, den wir auf's Neue in Simrock lieben und achten lernen. Wenige Dichter haben so glücklich den ächt naiven Ton der Legende getroffen wie Simrock, und wenn wir auch das große Verdienst Grimm's um die deutsche Mythologie hochachten, so müssen wir doch bekennen, daß Simrock's Werk anschaulicher, klarer und faßlicher und mithin auch allgemein zugänglicher ist. — Seien beide Werke unsern Lesern bestens empfohlen.

Meyer's Universum zeichnet sich neuerdings durch wirklich vortreffliche Stahlstiche aus und sticht namentlich sehr vortheilhaft gegen andere ähnliche Unternehmen ab, deren sogenannte Stahlstiche auf Kunstwerth auch nicht den kleinsten Anspruch machen können. Wie frisch, keck und anziehend der alte Meyer den Text zu den Abbildungen zu schreiben versteht — eine Aufgabe, die nicht zu den leichtesten gehört — ist bekannt und bedarf keiner besondern Erwähnung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Verlegt von Ernst Keil.

Nr. 1. Leipzig, Januar 1853.

Unser Feuer und sein Segen und Nutzen.*)

Wenn wir in unsern Wohnungen, in unsern Werkstätten, in unsern Fabriken, in unsern Küchen, in unsern Oefen, in unsern Kaminen, in unsern Lampen, in unsern Leuchtern, in unsern Pfeifen, in unsern Cigarren, in unsern Zündhölzchen, in unsern Schwefelfäden, in unsern Feuerzeugen, in unsern Schmiedeessen, in unsern Glasöfen, in unsern Porzellanöfen, in unsern Kalköfen, in unsern Ziegelöfen, in unsern Eisenhütten, in unsern Steinkohlengruben, in unsern Torfmooren, in unsern Braunkohlenlagern, in unsern Salzsiedereien, in unsern Salpeterplantagen, in unsern Schießpulvermagazinen, in unsern Kanonen, in unsern Gewehren, in unsern Pistolen, in unsern Schwefelhölzern, in unsern Schwefelsäuren, in unsern Salpetersäuren, in unsern Salzsäuren, in unsern Essigsäuren, in unsern Kleesäuren, in unsern Weinsteinsäuren, in unsern Citronensäuren, in unsern Bernsteinsäuren, in unsern Milchsäuren, in unsern Phosphorsäuren, in unsern Arsenikhütten, in unsern Arsenikfabriken, in unsern Arsenikbergwerken, in unsern Arsenikgruben, in unsern Arsenikmagazinen, in unsern Arsenikbüchsen, in unsern Arsenikschränken, in unsern Arsenikkisten, in unsern Arsenikfässern, in unsern Arsenikwagen, in unsern Arsenikschiffen, in unsern Arsenikhäfen, in unsern Arsenikbuden, in unsern Arsenikkellern, in unsern Arsenikspeichern, in unsern Arsenikböden, in unsern Arsenikkammern, in unsern Arsenikkästen, in unsern Arsenikschubladen, in unsern Arsenikgläsern, in unsern Arsenikflaschen, in unsern Arsenikkrügen, in unsern Arsenikbechern, in unsern Arsenikschalen, in unsern Arsenikgefäßen, in unsern Arsenikmaßen, in unsern Arsenikgewichten, in unsern Arsenikwaagen, in unsern Arsenikschal

Jean, denn er war's, stand einen Augenblick verlegen da und schlug mit mädchenhaftem Erröthen das Auge nieder, als des Malers ausdrucksvoller Blick auf ihm ruhte. Als aber in dem Blicke gar nichts Unfreundliches zu finden war, ermuthigte er sich, grüßte ehrerbietig und bat um Entschuldigung, daß er so keck gewesen sei, hier einzutreten.

„Ich habe," sagte er, beherzter geworden durch des Malers Zuvorkommenheit, „Ihre köstlichen Bilder in der Gallerie zu Versailles so oft bewundert, daß ich einmal gern sehen wollte, wie Sie sie machen."

Hatte schon die äußere Erscheinung des schönen Burschen auf den Künstler einen günstigen Eindruck gemacht, so wurde dieser nun durch die naive Art und Weise seines Ausdrucks noch erhöht und Horace Vernet legte Pinsel und Palette weg, um ihm den Carton des Bildes zu zeigen, das er malen wollte.

„Ach!" rief bewundernd der Jäger, „das ist gewiß die Schlacht von Isly?"

Der Künstler blickte den Jäger nicht ohne Erstaunen an. „Warst Du etwa dabei, mein Freund?" fragte er überrascht. „Doch nein," setzte er, sich selbst berichtigend hinzu, „Deine Gesichtsfarbe trägt nicht das Gepräge der Wüste."

Jean seufzte und bestätigte das, setzte aber hinzu, „er werde wohl in der Zeit eines Monats jenes Gepräge tragen, denn sein Bataillon sei nach Afrika bestimmt."

„Aber woran erkennst Du denn die Schlacht von Isly?" fragte der Maler, der gerne den Grund der ausgesprochenen Meinung gewußt hätte.

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Vernet," sprach darauf zutraulicher werdend der Elsasser. „Sie haben alle früheren, wichtigen Waffenthaten in Afrika schon gemalt, und da meint' ich, Sie müßten jetzt an der stehen; aber das ist's nicht allein. Ich habe in den Invaliden einen Kameraden von den Chasseurs d'Afrique, der ist dabei gewesen und hat mir davon so viel erzählt, daß ich mir so eine Vorstellung davon gemacht, die ich hier fast verwirklicht sehe. Ueberdies kenne ich die Generale und den Herzog, und die leiden und leben ja da auf dem Bilde! Sagen Sie mir doch, wie Sie das so fertig bringen?"

Der Künstler lächelte und meinte: das könne er ihm so eigentlich nicht auseinandersetzen, weil — er's selber nicht wisse.

Jean sah ihn erstaunt, aber ungläubig an.

„Treffen Sie denn Jeden so?" fragte er dann etwas ängstlich.

„Ich glaube wohl," entgegnete der Künstler, der immer mehr Interesse an der Unterredung und dem Menschen nahm.

„Das hab' ich mir gleich gedacht," fiel Jean rasch ein; „denn Ihre Bilder leben. Sacre nom de Dieu!" rief er aus, „selbst die Pferde leben und wie aus den Augen das Feuer sprüht! Herr, es ist eine helle Pracht! Und die Kanonen und das Feuer! Man meint — Paff! jetzt kracht's und duckt sich ordentlich vor Furcht."

Vernet lächelte und hörte dem Geplauder des ehrlichen Elsässers mit Vergnügen zu. Es entging ihm indessen nicht, daß er noch etwas Besonderes auf dem Herzen haben müsse, dem er auf die Spur kommen wollte. Jean war indessen im Zuge gemüthlichen Plauderns.

„Wie haben Sie aber die Generale und Stabsoffiziere getroffen! Man meint, sie wollten Einem gleich Befehle geben! Ja, mit dem Treffen, das ist so eine Sache, die Sie meisterhaft verstehen und daran thut's Ihnen Keiner gleich. — Meine Kameraden, der Lariviere und der Stampfler haben sich, da's nach Afrika geht, bei dem Petetin in Vincennes auch malen lassen für die Ihrigen daheim, aber, ß done! das ist pure Schmiererei, und sie stehen da, wie Holzblöcke und Schanzkörbe. Nichts gleicht, als die Uniform — die Gesichter wahrlich nicht. Nun, frag' ich Sie, Herr Vernet, was thun ihre Leute zu Haus damit? Ein Bild, mein' ich, müßte gleichen, dann ist's ein Andenken an Den, den vielleicht bald der heiße Sand der Wüste deckt. — Und der Petetin läßt sich schweres Geld dafür bezahlen —"

„Wirklich?" fragte Vernet.

„Ja, denken Sie nur, einen ganzen Franken!" rief unmuthig Jean aus.

„Wahrlich, das ist zu viel, wenn das Bild nicht gleicht," sagte Vernet.

„Das sag' ich auch," fuhr Jean fort, der sich nun, zutraulich gemacht, ganz gehen ließ. „Ein armer Soldat hat doch nicht viel herzugeben. Und Einen so zu schröpfen für ein Bild, das nicht ähnlich ist, pfui!" —

„Gewiß!" sagte Vernet; „aber hast Du denn nicht daran gedacht, Dein Bildniß den Deinigen zu senden?"

„Ich?" fragte sehr betroffen Jean. — „Ja — ja, ich habe wohl — daran gedacht; — aber —"

„Nun, was hielt Dich zurück?"

„Ich will's Ihnen ehrlich gestehen," fuhr Jean fort und redete mit gedämpfter Stimme, als dürfe das Niemand außer Vernet hören: „von dem Petetin will ich nicht gemalt sein. Was sollte mein armes, liebes Mütterlein daheim dran haben, wenn sie ihren Sohn darin nicht sähe? — Wenn sie ihn nicht erkennte, und ihren Blick mit Liebe darauf heften, mit ihm in Gedanken plaudern könnte. Nein, von dem Petetin wollte ich einmal nicht gemalt sein; aber doch — das leugne ich nicht, lag es mir am Herzen, meiner lieben, guten Mutter mein Bild zu senden, und als ich Ihre Bilder in Versailles gesehen, da sagte ich zu mir: Jean, wenn du dich malen lässest, so muß es der Herr Vernet thun, der trifft doch zum Sprechen! Aber — da fiel mir etwas auf das Herz. Das Geld nämlich, denn ich dachte, bei Ihnen werde so ein Bild ohne Zweifel das Doppelte kosten, wie bei dem Petetin —"

„Und das brachtest Du nicht zusammen?" fragte lächelnd Vernet.

„Ach," sagte Jean, „mein Herr, halten Sie mich nicht für einen Leichtfertigen. Hören Sie erst, wie es um mich steht, dann werden Sie mir glauben, daß ich seit zwei Monaten daran spare.

„Mein Vater war ein Weber in der Nähe von Mühlhausen und er lehrte mich, als ich heranwuchs, dies Geschäft. Herr Köchlin in Mühlhausen gab uns immer Verdienst, daß wir uns ernähren konnten; aber gerade, als meines Vaters Kräfte nachließen, und er meiner erst recht bedurft hätte, wurde ich gezogen und Soldat. Sie können sich's denken, wie ich mit schwerem Herzen die alten Aeltern verließ! Meinen ganzen Sold schickte ich ihnen regelmäßig und behalf mich kümmerlich. Die Liebe zu den guten Aeltern, Herr Vernet, macht jedes Entsagen leicht.

„So vergingen zwei Jahre, da starb mein Vater und meine arme, alte Mutter war völlig hülflos. Von meinem Solde konnte sie nicht leben. Ich that alle Schritte, um frei zu werden, da das Gesetz den Ernährer einer Wittwe frei giebt; aber es blieb Alles ohne Erfolg. Man beachtete meine Eingabe nicht! Gott weiß, wie es zuging. Andere kamen frei, ich nicht!"

„Das ist ungerecht!" rief Vernet mit Entrüstung.

„Das ist es gewiß," sagte Jean; „allein ich bin arm, ohne Fürsprecher, ohne einflußreiche Freunde. — Nun, Sie wissen, wie es eben in der Welt geht; ich mußte Soldat bleiben und meine theure Mutter darbte. Da fügte es Gott, daß ich meines Hauptmanns Diener wurde, wofür ich monatlich fünf Francs beziehe. Damit konnte ich mein liebes Mütterlein wirksamer unterstützen, und hab' es ihr mit meinem ganzen Solde monatlich geschickt. Ach, mein Herr, was war mir das ein süßer Lohn und wie glücklich war ich, daß ich es konnte! Wär' ich freilich zu Hause, dann könnte ich weben, und es geht mir von der Hand — aber leider muß ich nun nach Afrika und — mir ahnet's — daß ich dort mein Grab finden werde. Da dacht' ich meiner theuern Mutter wenigstens mein Bild zu hinterlassen und habe seit zwei Monaten jeden Centime gespart, aber, ich habe nur Einen Francs und fünfundsiebenzig Centimes zusammengebracht und der Zeitpunkt der Einschiffung rückt näher und näher heran. So wollt' ich Sie denn fragen, ob Sie für dies Geld, mein Alles, mich malen wollten? — Ach, wenn Sie's könnten, wie würde mein Mütterlein glücklich dadurch!"

Vernet war tief ergriffen von dem einfach schlichten Worte, von der innigen treuen Kindesliebe und von der gutmüthigen Offenheit des jungen Menschen. Es wurde ihm weich um das Herz und sein Auge wurde feucht.

Er schwieg eine Weile und Jean betrachtete ihn mit Spannung, schwebend zwischen Furcht und Hoffnung.

Endlich sagte Vernet: „Wohlan, mein Freund, ich will Dir das Bild malen und ich denke, es soll besser werden, als das Petetin's, den ich übrigens nicht kenne."

„Ich glaub's wohl," fiel ihm Jean in die Rede, „er ist Tüncher seines Handwerks und malt nebenbei Soldaten, die die Esel für Portraits nehmen."

„So?" sagte Vernet, sich ernst haltend. „Ich weiß indessen nicht," fuhr er fort, „ob ich vor nächstem Sonntag daran komme.

Weißt Du was, komm' nächsten Sonntag, um neun Uhr Morgens. Kannst Dir ja Urlaub geben lassen! Aber, höre, ich bin kein Maler, wie Petetin, was Du ja auch selber sagtest. Ich muß, wenn ich ein Portrait male, allerhand von dem wissen, den ich male. So sag' mir Deinen Namen."

„Jean Dümmler!"

„Dein Alter?"

„Sechs und zwanzig Jahre!"

So fragte er ihn nach den Namen seiner Aeltern, seinem Wohnorte und Arrondissement, wie lange er Soldat sei, wenn sein Vater gestorben sei und wie alt seine Mutter.

Jean gab die genaueste Auskunft, konnte aber doch gar nicht begreifen, was das Alles mit seinem Portrait zu thun habe.

Er äußerte das.

„Ja, siehst Du," sagte Vernet, „das muß ich Alles wissen, sonst wird Dein Bild nicht ähnlich. Ich würde es Dir wohl auseinandersetzen, aber sieh', Du würdest es am Ende doch nicht verstehen."

Jean wiegte nachdenkend seinen Kopf in bejahender Weise und sagte dann: „Nun begreif' ich, warum in den Bildern des Petetin auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit liegt; der fragt nach dem Allen nicht!"

Darauf reichte er dem Künstler traulich die Hand und ging.

„Ein köstlicher Junge!" rief Horace Vernet aus, „und ein ächtes, treues, deutsches Gemüth! Du sollst nicht vergessen werden, guter Junge!"

Er nahm eine auf einen kleinen Rahmen gespannte, grundirte Leinwand, stellte sie auf eine Staffelei und begann sogleich das Portrait Jean's zu entwerfen. Er hatte sich ihn so scharf angesehen, daß es keines Sitzens bedurfte. Er arbeitete rasch daran fort, so weit es thunlich war; dann kleidete er sich an, nahm die Notizen über Jean's Familienverhältnisse zu sich und fuhr bei dem Kriegsministerio vor, in dessen Thüre er verschwand.

Der Wagen hielt mehrere Stunden, bis Vernet zurückkam, begleitet von einem hohen Beamten des Ministeriums bis zum Thore. Noch einmal sprachen beide angelegentlich, dann stieg Vernet in seinen Wagen und rief dem Kutscher zu: „Nach den Tuilerien!"

Dort angekommen, ließ er um eine Audienz bei Louis Philippe in dringender Angelegenheit bitten.

Der König gewährte sie dem hochgeehrten Künstler und Horace Vernet trat in das Kabinet ein.

Hier erzählte er dem Könige fast wörtlich die Unterredung mit Jean. Der König, den dies ungemein amüsirte, wurde indeß sehr ernst, als Vernet den Punkt berührte, daß der arme Junge nicht habe zu seinem Abschied gelangen können, ob er gleich die einzige Stütze seiner armen, hochbetagten Mutter sei, die seit Jahren Wittwe.

„Lassen Sie mir Ihre Notizen hier," sagte der König, „ich werde die Sache untersuchen lassen und sogleich auf das Kriegsministerium senden."

„Ich bin bereits dort gewesen, Sire," sagte Vernet und legte dem Könige einige Schriftstücke vor.

Der König las sie durch, setzte sich sodann, nahm eine Feder und schrieb einige Worte darunter; ließ alsdann einen der Ordonnanzoffiziere eintreten und sandte die Papiere dem Minister.

Zu Vernet gewendet, sagte er lächelnd: „Wenn Sie Ihr Portrait für zwei Franks so gut vollenden, wie ich die andere Sache, so denke ich, soll Jean Dümmler mit uns Beiden zufrieden sein!"

Ein höchst freundliches Neigen des Kopfes entließ den Maler, der seelenvergnügt nach den Champs Elysées fuhr, um sich im Freien zu ergehen. Niemals erinnerten sich seine Freunde, ihn heiterer, ja fröhlicher gesehen zu haben, als an diesem Abende. Sie ahneten nicht, daß dies der Segen einer guten That war, der nie ausbleibt und den Widerschein himmlischer Freude und Friedens in das Herz wirft. Horace Vernet kam spät in den Kreis der Seinen zurück, auch hier so heiter und glücklich erscheinend, wie selten; aber er sagte nichts über den Grund dieser heitern Seelenstimmung, weil er erst dann es ihnen erzählen wollte, wenn es eine vollendete Thatsache würde geworden sein.

Schon am andern Morgen, in der Frühe, stand Vernet vor seiner Staffelei und malte an dem Bildchen, darinnen er Jean portraitiren wollte. Er stellte ihn dar, wie er unter einem jener prächtigen Bäume auf einer Bank saß, die den Park von Versailles schmücken. Auf seinem Knie lag ein Brief, den seine Linke hielt, die Rechte ruhte auf dem Tschako, der neben ihm stand. In der Ferne sah man einen Theil des Schlosses, worin die historische Gallerie sich befindet. Das Gesicht war dem Beschauer zugewendet und der Blick des blauen Auges sah träumerisch in die Weite. Die Aehnlichkeit war vollkommen gelungen, als er am Abend mit selbst zufriedenem Lächeln den Pinsel weglegte.

Jean hätte den Künstler gern angeredet, als er seinen Kapitain besuchte, den er wohl kennen mußte, obgleich dieser nie dessen erwähnte — aber die Hochachtung hielt ihn zurück. Nur einen Gruß konnte er sich nicht versagen, der ebenso viel Liebe als Hochachtung ausdrückte, und den Vernet mit einem so freundlichen Gesichte erwiederte, daß es dem ehrlichen Elsasser im Grunde der Seele wohlthat und er Betrachtungen über den Unterschied zwischen diesem berühmten Maler des Königs und dem Tüncher Petetin anstellte, der unendlich hochmüthig war, während Vernet ebenso herablassend, als freundlich gegen ihn sich erwiesen hatte.

Jean konnte die Stunde kaum erwarten, in der er sich zu Vernet begeben sollte. Die Traurigkeit über seine Versetzung in den mörderischen Kampf zu den Kabylen machte ihm stillen Kummer, denn der Gedanke hatte sich bei ihm festgesetzt, daß, wenn er lebend aus dem Kampfe hervorgehen sollte, er dem wachsenden, heißen Klima erliegen würde, weil schon die Sommerhitze in Frankreich jedesmal seine Gesundheit bedeutend untergrub. Gedachte er dann der völlig trostlosen Lage seiner lieben, hochbetagten Mutter, so bangte es ihm gewaltig. Neue Schritte, seinen Abschied zu erhalten, mochte er jetzt nicht unternehmen, weil eines Theils sein Ehrgefühl dies nicht erlaubte, andern Theils er aber auch von der Erfolglosigkeit derselben völlig überzeugt war. Seine Stimmung war daher eine gedrückte, und nur der Gedanke, seiner Mutter ein ähnliches Bild von ihm senden zu können, brachte ihm einige erheiternde Augenblicke. Hätte er sie nur noch einmal wiedersehen können, ehe ihn der Ocean von ihr trennte — vielleicht ein Grab im Sande der Wüste! Sollte er diesen Wunsch seinem guten Kapitain äußern? — Er ging lange mit sich zu Rathe. Endlich meinte er: es könne ihm ja doch nicht im Mindesten schaden, und so wagte er es, einst seinem Kapitain nach der Zeit der Einschiffung zu fragen.

„Sie stehe noch nicht nahe bevor," sagte der Kapitain.

Da wagte er einen Schritt weiter, und bat um zwölf Tage Urlaub, seine geliebte Mutter noch einmal sehen zu können.

Ganz unerwartet erwiederte freundlich der Kapitain, er werde ihm gerne diesen Urlaub gewähren; wenn er ihn anzutreten wünsche?

„Nächste Woche," war Jean's Antwort.

„Warum denn nicht gleich?" fragte der Kapitain.

„Weil — weil —" stotterte Jean, „Herr Horace Vernet ihn malen würde."

„Was?" rief der Kapitain in erkünsteltem Erstaunen, „Du willst Dich von dem berühmten Maler des Königs malen lassen, Jean, was fällt Dir ein? Der malt unter tausend Franken kein Bildniß. Wo sollst Du das Geld dazu hernehmen?"

Jean fiel schier in Ohnmacht. Tausend Franken. Das Wort erstarrte auf seiner Lippe.

„Ach," sagte er, „mein Kapitain, Sie scherzen grausam! Einen Franken und fünfundsiebzig Centimes habe ich mir erspart, das, habe ich ihm gesagt, sei meine ganze Baarschaft und Habe, und er sagte mir zu, mich dafür zu malen."

„Das muß ich sagen!" rief der Kapitain aus. „Glaubst Du denn das? Laß mal sehen, wenn Du erst gemalt bist, wird er Dir eine Zeche an's Bein hängen. Jean, das war ein dummer Streich! Mit den großen Künstlern ist nicht zu spaßen!"

Jean versicherte wiederholt, Vernet habe es ihm zugesagt, ihn für dies Geld zu malen, und er sei ein gar guter, freundlicher Mann.

Der Kapitain lachte ihn aus und blieb bei seiner Meinung, und Jean war in einer der quälendsten Lagen seines Lebens. Zum Glücke war es am Samstag, als ihm sein Kapitain das sagte. So nahm er sich denn vor, das Bild Morgen gleich abzubestellen, „da ja Vernet noch nicht begonnen habe," dachte er, „lasse sich das auch ohne alle Schwierigkeit abthun, wenn ihn Herr Vernet, wie sein Kapitain glaubte, nicht sollte verstanden haben."

Der quälende Gedanke ließ ihn übrigens kaum schlafen, und seine Seele war ungemein betrübt, daß nun seine liebe Mutter kein ähnliches Bild von ihm haben sollte.

Ordinance, Chapter 1, Section 1, Subsection 1, Paragraph 1, Subparagraph 1, Item 1, Sub-item 1, Sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-item 1, Sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-sub-

Map of Mount Rainier National Park and vicinity, by Lt. Col. Herbert Maryman, U.S. Army Corps of Engineers, 1922. Courtesy of the Mount Rainier National Park Archives. Mount Rainier, Paradise, Longmire, Nisqually Glacier, Kautz Creek, Tahoma Creek, Ohanapecosh, Stevens Canyon, Cowlitz, Chinook, Naches, Yakima, Sunrise, Mowich Lake, Carbon River, Wilkeson, Buckley, Enumclaw, Auburn, Tacoma, Puyallup, Orting, Eatonville, Ashford, Elbe, Packwood, Glacier, Mount Rainier National Park, Forest Boundary, Roads, Trails, Railroads, Streams, Lakes, Glaciers, Contour Interval 1000 Feet.

lich ist es ein Bild. Willst Du es nicht verkaufen? Ich würde Dir, ohne es gesehen zu haben, 500 Franks dafür bieten, wenn es von Horace Vernet ist."

„Es ist von seiner Hand," sagte Jean. „Aber ich kann es nicht hergeben, und wenn Sie mir die halbe Welt anböten!"

Er eilte heim.

Dort angekommen, öffnete er den Kasten und nahm das wunderschöne Bild heraus, welches in einen breiten Goldrahmen gefaßt war.

Entzückt und staunend betrachtete es Mutter und Sohn. Die Aehnlichkeit war sprechend.

Erst nachdem es an der Wand des ärmlichen Stübchens der Wittwe aufgehängt war, fiel es Jean ein, nachzusehen, ob nicht vielleicht auch ein Briefchen dabei liege, und richtig, da lag ein großer, dicker Brief.

Rasch entfaltete er ihn und — wer malt seinen freudigen Schrecken? — Darinnen liegt sein Abschied vom Militär und eine Banknote von dreihundert Franken!

Herr Vernet schrieb ihm, da er nun nicht General zu werden Hoffnung habe, so verzichte er auf den Preis des Bildes und mache es ihm zum Geschenke. Ueber den errungenen Abschied würde er wohl nicht böse sein; und die Banknote, welche Herr Köchlin gern versilbern würde, sei dazu bestimmt, daß er sich als fleißiger Weber einrichte, um gegen seine gute Mutter die Kindespflichten getreulich erfüllen zu können.

Jetzt war die Freude vollkommen, aber auch die innigsten Dankgebete stiegen zum Himmel auf.

Herr Köchlin mußte um die Sache gewußt haben, denn er lächelte, als Jean zu ihm kam mit der Banknote.

„Wärest Du nicht froh, noch einmal nach Paris zu kommen, um diesem edlen Manne zu danken?" fragte der Fabrikherr.

Mit einer Thräne im Auge, sagte Jean, das dies sein heißester Wunsch sei.

„Gut," versetzte der Fabrikherr, „so kannst Du mit einem Waarentransport hin- und zurückreisen, der Morgen abgeht. Da kostet es doch nichts."

Jean nahm dankbar dies Erbieten an und traf in Paris ein, ehe sein Bataillon nach Algerien abging.

Wie innig dankte er Vernet, und wie glücklich machte es den Künstler, ein so lauteres, dankbares Gemüth beglückt zu haben. Auch seinen Kapitain und seine Kameraden sah er wieder und konnte ihnen Lebewohl sagen.

Froh, dem Gefühle seines Herzens genügt zu haben, kehrte er mit dem Wagen des Fabrikherrn wieder heim; richtete sich als Weber ein und pflegte sein Mütterlein. Der Name Horace Vernet aber hatte und behielt in dem Hause des Webers Jean Dümmler den Werth eines Heiligen und das Bild blieb sein höchster Schatz.

O. W. von Horn.

Von Schön.

Königlich preußischer Staatsminister und Burggraf von Marienburg.

Ein Charakterbild von Alex. Jung.

(Schluß.)

Man hat es mit Recht an den römischen Staatsmännern und Feldherren gerühmt, daß, ungeachtet der größte Theil ihres Lebens bewegt war von den Stürmen der Oeffentlichkeit, von der Sorge um den Staat und den Krieg, sie doch der Natur stets eingedenk blieben, sich gern in ihren Frieden zurückzogen, und sogar der Philosophie ihre Huldigungen darbrachten. Da pflanzten sie ihren Kohl, da kochten sie sich ihre Rüben selbst, und verlachten stolz alle Zumuthungen, die man ihnen auf Kosten ihres Charakters machte, und wiesen voll Verachtung alles Geld ab, daß man ihnen bieten wollte. Jedoch auch hier, und hier erst recht, in dieser goldenen Muse, dachten sie über den Staat nach, sie entrollten aber auch gern die Pergamente der Weisen, der Dichter, und wurden nun erst recht dessen gewahr, was die Zeit für einen Werth hat, und was es heißen wolle, *ein Mensch zu sein*.

Wie einer dieser alten Römer, voll großer Erinnerungen, weltweiser Erfahrungen, voll großen, unbeugsamen, durch und durch nobeln, selbstständigen Charakters, gemahnte uns oft Herr *von Schön* auf seinem einsamen Landsitze, und nicht in dem Prachtbaue der alten Marienburg hat er sich niedergelassen, sondern in einem einfachen Landhause, auf seinem Gute *Preußisch-Arnau*. Einmal thut ihm hier wohl die Nähe seines geliebten Königsberg, dann sieht sein Land-Horst auch hinaus nach der ihm nicht minder theuern Heimath, dem Lande einfacher Sitte und ungebrochener Naturkraft, nach Litthauen, wo seine Väter ruhen, wo er die ersten Eindrücke der Welt erhalten, die ersten Materialien der Bildung empfangen, die er zu einem so weiten Ausbaue fortgeführt hat.

Das Dorf Arnau zieht sich in beträchtlicher Länge dahin; Schiffe gehen auf dem Pregelstrom hin und her, unter denen die riesig-langen, in der Mitte zu ansehnlicher Höhe aufsteigenden Dzimken-Witinnen sich ganz besonders bemerkbar machen, deren unförmliche, mit Bastmatten belegte Baracken wie Kameele des Wassers, wie kleine Himalaja-Gebirge aussehen, auf denen Menschen-Zwerglein krabbeln*. Wir blicken jenseit des Flusses in eine reiche Niederung, aus der die üppigsten Getreidefelder uns entgegenwogen und Ortschaft grenzt an Ortschaft, und da liegt das Landhaus vor uns, wahrlich einfach genug, von *einem* Stocke, aber von ansehnlicher Länge der Front. Die Wirthschaftsgebäude umher im besten Stande, jedoch ebenfalls ganz einfach hergerichtet. Schon sind wir in der Hausflur. Kein Bedientenschwarm macht uns Schwierigkeiten. Ein Diener, einfach gekleidet, meldet uns. Wir stehen vor dem Verfasser von „Woher und Wohin," der uns bereits im ersten Zimmer empfängt.

Wenn man berühmte Persönlichkeiten in der Wirklichkeit vor sich hat, so kann man bekanntlich in seiner früheren Vorstellung oft über die Maßen enttäuscht werden. Bei Herrn *von Schön*, so oft wir ihn sahen, mußten wir uns jedoch immer sagen, so *mußte* der Mann aussehen, von dem die Geschichte alle berichtet. Diese eher hagre als starke Figur, aber von beträchtlicher Größe, die ernst, rasch, wie im wichtigsten Staatsgeschäft eben begriffen, auf uns zu tritt, die Fragen auf Fragen auf uns abschnellt, welche wir in solcher Schnelligkeit kaum zu beantworten vermögen, frappirt uns im höchsten Grade, obwohl sie uns unendlich wohlthut. Diese geistvolle Stirn, auf der so viele Gedanken ein stehendes Lager bezogen haben, dieser noch immer scharfe Augenstrahl, der auf uns eindringt, dieser Mund, um den Grazien der Weisheit weben, sie verrathen den Mann, der nicht blos über den Staat, sondern auch über das Räthsel der Welt viel nachgedacht, und der einen moralischen Halt in sich gefunden hat, um allen Ereignissen und Begegnissen gewachsen zu sein. Gewiß, dieser Kopf, dem das darauf sitzende schwarze Käppchen auch nicht im Entferntesten ein geistliches Aussehen giebt, würde in jeder Parlamentssitzung Aufsehen erregen. Aristokratisch ist der Eindruck der ganzen Gestalt allerdings, die Wahl der schnell auf's Tapet gebrachten Gegenstände, die feine Art, wie die Fragen gestellt werden, die Leichtigkeit der Uebergänge, der Takt, mit dem jede Ueberlegenheit fern gehalten wird, alles verräth eine Persönlichkeit, die den vornehmsten Kreisen gehört, mit den Größten der Welt zu Tische gesessen und verkehrt hat. Aber schon sind auch wir zum Sitzen genöthigt, und befinden uns im Strom einer Unterhaltung, die nie abreißt, die auch den Besuchenden zum vollen Ausdruck seiner Meinungen, Ansichten, Ueberzeugungen, sogar seiner persönlichsten Interessen kommen läßt, so daß jede Beengung aufhört, ja daß durch die Weise, wie wir uns beachtet, verstanden, selbst durch die huldvollste Einräumung gehoben sehen, die Gewißheit in uns entsteht, die uns auch nicht mehr verläßt, daß wir hier einen Herrn vor uns haben, der die Ebenbürtigkeit der Geister vor allem anerkannt

* Dzimken sind eine Art Polen, welche im Sommer zu Wasser auf langen Fahrzeugen, Witinnen genannt, nach Königsberg kommen. Sie sind ein so naturwüchsiger, lustig-eigenthümlicher Menschenschlag, daß wir ihnen in diesen Blättern vielleicht einmal ein besonderes Genrebild widmen.
Anmerk. des Verf.

Ich habe mich nicht gewundert, daß Sie mich nicht gleich erkannten, denn ich habe mich sehr verändert. Ich bin jetzt ein Mann, und Sie sahen mich nur als Knaben. Ich habe mich auch

blos für die Kabinette — und nie im Geheimen dafür besoldet — auch nicht blos für die Gelehrten, er soll auch für die Nation schreiben. Er soll ebenfalls philosophische Durchbildung besitzen, und sie auch seinerseits in das Volk hinüberleiten, und alles Das, was nach dem oben Angedeuteten aus dem Geiste der ächten Weltweisheit folgt. Die Quellen seiner geschichtlichen Abfassung hat ein solcher Schriftsteller nicht blos in anderen, wenn auch noch so bewährten Schriften zu finden, sondern vor Allem in dem Studium, in der Vernehmung der noch vorhandenen lebendigen Wirklichkeit der Geschichte, also in den Augenzeugen, in denen die noch leben, und entweder die einstigen Vorgänge selbst veranlaßten, oder doch mit Denjenigen verkehrten, unterhandelten, vielleicht sogar kämpften, welche einst die Hauptrolle im Geschichtslaufe spielten, und die Umwälzungen herbeiführten. So erst werden publicistische Werke gewonnen, auf welche der künftige Historiker sich verlassen kann, solche, welche die Nation der Wahrheit gemäß unterrichten.

Einer der seltensten deutschen Autoren auf den erwähnten Gebieten, classisch in jedem Betracht, ist, auch nach Herrn von Schön, Varnhagen von Ense, wie auch sein letztes Buch, dieses Meisterstück in der Durchdringung und Darstellung eines Feldherrnlebens, beweist, die Biographie des Grafen Bülow von Dennewitz.

Vergegenwärtigen wir uns einigermaßen, welcher Reichthum des Mitgetheilten, Gelernten, der Unterhaltung, der Erheiterung, bis zum geistreichsten Witzwort und den pikantesten Originalzügen aus der Gallerie des Jahrhunderts uns im Laufe einiger Stunden von dem ausgezeichneten Staatsmanne zu Theil geworden, so bedauern wir um so mehr, hier schon abbrechen zu müssen, und wenigstens für jetzt noch nichts Specielleres mittheilen zu dürfen.

Welche Erlebnisse sind an jenem gründlichsten Beobachter seiner Zeit vorübergegangen, welche Thatsachen, Personen, und nicht vorübergegangen, nein, er bewahrt sie lebendig in sich, er weiß sie durch die Gewandtheit seiner Rede, noch einmal sprechend, handelnd auf den Schauplatz zu bringen. Ganze Zeitalter der Kultur und politischen Geschichte werden uns in solcher Scenerie lebendig, als erlebten wir sie unmittelbar, wenn wir sie aus dem beredten Munde des Herrn von Schön vernehmen. Die Blüthenperiode Königsbergs steht in allen ihren Gestalten aus dem Grabe vor uns auf: Kant, Hamann, Herder, Werner, Hoffmann, Borowski, Mangelsdorf, und erstreckt sich nach Deutschland, nach England hinüber, wo neue Persönlichkeiten uns begegnen. Und nun folgt ein ähnliches Eingehen auf das vorige und jetzige Jahrhundert in dem Processe des Staatenlebens, wo die einflußreichsten, zum Theil noch unerschlossensten Charaktere, wie sie in Intriguen und wahrhaft großen, genialen Handlungen ihre Pläne und Ausführungen über Europa und weiter fortspannen, uns ganz neue Seiten enthüllen und nun erst durchsichtig für uns werden.

Indem wir im Begriff sind, dem Weisen von Arnau uns zu empfehlen, blicken wir noch in die nächsten Räume seiner Umgebung, denn sie bildet der große Mann ähnlich bedeutsam um sich, wie das Gestirn seine Atmosphäre oder seinen Aether, den es sich wolkenlos zu erhalten weiß. Unsrem Standpunkt gegenüber glauben wir ein Bild J. J. Rousseau's zu erblicken, dessen politische Ansichten und Experimente auf gut Glück, wenn auch mit allem Glanze französischer Eleganz und Beredtsamkeit durchgeführt, einem so logischen Denker und geschulten Staatsmanne wie Herrn von Schön natürlich unendlich fern liegen, welcher aber als Repräsentant einer ganz neuen Geistesbildung in anderen Beziehungen, vor Allem als Naturfreund, ganz in diese Einsiedelei unseres Helden gehört.

Das Eingangs-Zimmer, in welches wir jetzt wieder treten, scheint einem Gelehrten von Fach und nicht einem Staatsmanne anzugehören. Auf einem geräumigen Tische liegen broschürte Bücher massenweise, die in ihren frischfarbigen Umschlägen uns sogleich sagen, daß der Bewohner dieser Räume noch lange nicht abgeschlossen hat, sondern auf den mannigfaltigsten Gebieten den Literaturen der Völker folgt, so daß dieses Gemach nur die Vorhalle zu der Bibliothek ist, in welche diese Novitäten hinüberwandern, um Neuem Platz zu machen. Vielleicht ist es dieser andere Tisch, mit Schreibmaterialien reichlich angefüllt, an dem der preußische Staatsminister täglich seine Denkwürdigkeiten dictirt, deren noch ungeahnte Mysterien vielleicht jene saubersten Eichenschränke verschließen. Das Andenken, welches Herr von Schön in diesem mit höchster Spannung schon längst erwarteten Werke seinen Zeitgenossen schenkt, die fast alle schon dahin sind, wird Epoche bilden in der Geschichte der Denkwürdigkeiten aller Jahrhunderte. Es wird aber auch das Andenken an den Verfasser selbst, in dieser gewiß höchst eigenthümlichen Auffassung wie Darstellung der Ereignisse und Personen, welche doch eben dadurch ganz neue Lichter auf die Wahrheit wirft, in einer Weise überliefern, die ihn selbst auch in seiner großartig unwiderstehlichen Individualität in der Geschichte unvergänglich macht. Königsberg, welches in diesem Sommer sein sechshundertjähriges Jubiläum feiert, hat in dem Staatsminister Herrn von Schön den würdigsten Jubilar zu begrüßen, der dieser Stadt einen ganz neuen Aufschwung gegeben, der dem Vaterlande Außerordentliches geleistet, und der, erfüllt von der treuesten Liebe zu seinem Könige, das Wohl aller Stände, der deutschen Nation, das Gedeihen der Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht unverwandt im Auge gehabt hat.

Gesundheits-Regeln.

Wie der Magen im gesunden und kranken Zustande zu behandeln ist.

Der Magen, — ein dudelsackförmiger häutiger Beutel, welcher alles Feste und Flüssige, was wir verschlucken, in sich aufnimmt und seine Lage in der Oberbauchgegend, in der sogenannten Herzgrube und unter den untern Rippen der linken Seite hat, — spielt insofern eine große Rolle im menschlichen Organismus, als er das Hauptorgan für die Verdauung der Nahrungsmittel (und zwar vorzugsweise für die wichtigsten, für die eiweißstoffigen; s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 39. S. 423) und sonach auch für die Blut- und Stoffbildung ist. Störungen der Magenverdauung, in Folge von Krankheiten dieses Organes, ziehen deshalb bald Blutarmuth und schlechtere Ernährung des ganzen Körpers mit Bleichwerden, Abmagerung, Kraftlosigkeit und Mattigkeit nach sich und können selbst zum Tode durch Auszehrung führen. — Die krankhaften Affectionen des Magens sind: Katarrhe, Geschwüre (a), welche Narben (c) hinterlassen, leichtblutende Abscherfungen (b), Verhärtung mit Verengerung und Krebs; die meisten dieser Krankheiten sind bei richtiger diätetischer Behandlung des Magens heilbar, und die wenigen unheilbaren lassen sich durch richtige Diät weniger gefährlich und beschwerlich machen. — Es deuten sich die Magenaffectionen an: durch Appetitlosigkeit, Ekel, Aufstoßen, Uebelkeit, Sodbrennen, Würgen, Brechen (von genossenen Speisen, saurem Magensaft, Schleim, Galle oder Blut), bald oder einige Stunden nach dem Essen, und durch unangenehme oder schmerzende (krampfartige, reißende) Empfindungen in der Magengegend (s. Magenkrampf in Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 42. S. 456).

Um den Magen gesund zu erhalten bedarf derselbe einer passenden Behandlung von außen und von innen. Die richtige äußere Behandlung besteht darin, daß man zuvörderst dem Magen bei und nach dem Essen den gehörigen Raum zu seiner Ausdehnung und Bewegung gestattet. Deshalb sollten alle, die Oberbauchgegend verengende und zusammenschnürende Kleidungsstücke, wie Schnürleib, Unterrocksbänder, Hosenbund, Weste, Rock u. s. w., soviel als nur möglich locker gemacht werden. Auch ist gleich nach dem Essen das Sitzen mit vorgebeugtem Oberkörper zu vermeiden. Sodann kann nicht genug vor stärkerer Erkältung der Magengegend gewarnt werden, weil diese bei vielen Personen Magenkatarrh nach sich zieht, während Wärme dieser Gegend die Magenverdauung zu unterstützen scheint. Daß stärkere Stöße und Erschütterungen den Magen schädlich werden können, versteht sich wohl von selbst. — Was die innere Behandlung des Magens betrifft, so bezieht sich diese auf die Aufnahme von Stoffen in denselben, welche Schaden verursachen können, im Allgemeinen also auf zu viele, zu heiße oder zu kalte und zu schwer verdauliche, sowie auf sehr reizende und giftige Stoffe (s. einen spätern Aufsatz). Ue-

berladungen des Magens, besonders mit festen und schlecht gekauten, sehr fetten, reizenden und spirituösen Stoffen geben die häufigste Ursache der Magenverderbniß ab. Sehr oft thut dies aber auch der Genuß vielen kalten Wassers, sowie ganz besonders der häufige Gebrauch von Abführmitteln, deren Anwendung doch ganz entbehrlich ist (s. Gartenlaube Jahrg. III. Nr. 1 und 21). Bei Cigarrenrauchern und Tabakskauern trägt gar nicht selten das Verschlucken von Tabakssauce Schuld an der Magenverderbniß.

Der kranke Magen, es mag seine Krankheit sein welche sie will, verlangt zu seiner Heilung eine strenge und consequent durchgeführte Diät, namentlich also warme, flüssige oder breiige, leicht verdauliche und milde Nahrungsstoffe, welche lieber öfterer, aber in kleinern Portionen zu genießen sind. — Bei Magenverderbniß durch Ueberladung (Indigestion) taugt das gewöhnliche Reizen des Magens durch bittere Spirituosa (Liqueure, Bier u. dgl.) oder durch sehr salzige Stoffe durchaus nicht, und wenn sie auch einigemal nichts schaden, sogar zu helfen scheinen (denn es ist dies nur Schein, weil sich der Magen nach und nach ganz von selbst wieder herstellt), so bringen sie, öfter angewendet, doch endlich Nachtheil und bleibende oder doch schwer zu hebende Magenverderbniß (eine Art Stockschnupfen mit Verdickung und Verhärtung der Magenwand). Deshalb ist es weit vortheilhafter, einen durch Ueberladung verdorbenen Magen lieber einige Zeit, einen oder einige Tage ruhen (hungern) zu lassen, oder nur ganz milde, reizlose, lauwarme und schleimige Nahrungsmittel zuzuführen. — Hat Jemand schon längere Zeit an diesen oder jenen, oben angeführten Magenbeschwerden gelitten, dann ist die angegebene Magendiät so bald als möglich und auch längere Zeit hindurch einzuhalten; denn Arzneien machen den Zustand wahrlich nicht besser. Es muß deshalb der Patient alles Kalte und Reizende (Pfeffer, Senf, Meerrettig, starke Gewürze und Säuren), sowie Spirituosa und scharfe Arzneien vermeiden; er muß anstatt fester und unverdaulicher, besonders pflanzlicher Stoffe (wie Hülsenfrüchte, Gemüse, Obst, Schwarzbrot, hartes Fleisch und hartes Ei, Eingepöckeltes und Geräuchertes, Fische, Käse, sehr fettreiche Substanzen u. s. f.) nur flüssige, weiche und leichtverdauliche, besonders thierische Nahrung (vorzugsweise also gute Fleischbrühe und weiches Ei, lockeres Weißbrot und zartes, saftiges, weiches Fleisch) zu sich nehmen, und dies, wie schon gesagt, in kleiner Quantität, aber öfterer. Milch wird deshalb nicht so gut vertragen als man wohl glaubt, weil sie im Magen gerinnt und dadurch Quarkstückchen bildet, welche weniger gut und nicht so schnell als flüssige Eiweißstoffe verdaut werden. Alles Feste (zumal Fleisch und Brot), was von einem Magenkranken genossen wird, muß sehr klein geschnitten und tüchtig gekaut werden, damit es breiig weich in den Magen gelangt. Uebrigens ist auch die Magengegend durch eine Leibbinde warm zu halten (Ueber die Verdaulichkeit der Nahrungsmittel soll ein späterer Aufsatz handeln).

NB. Die homöopathische Behandlung von Magenbeschwerden, wie sie in den neuesten (1855 erschienenen) Schriften empfohlen wird, wirft ein helles Licht auf die ganze homöopathische Wirthschaft. Denn welcher verständige Mensch glaubt wohl, daß es in jedem einzelnen der folgenden Fälle mehrere verschiedene Heilmittel geben kann? So: bei Verderbniß des Magens nach Ueberladung und Uebersütterung, nach Rausch, durch fette Speisen, Zucker und Süßigkeiten, Salziges, Saueres, Blähendes, Obst, Gegohrnes und Fauliges, Kaltes und Eis, Wasser, Milch, Bier, Branntwein, Wein, Kaffee, Thee, Tabak; — mit bitterm, saurem, fauligem, versagendem, gewaltsamem Aufstoßen; mit Sodbrennen, Schlucksen, Erbrechen (von Speisen, Galle, Schleim, Wasser, sauren Stoffen, Blut, schwärzlichen Stoffen; früh, Nachts, durch Trinken u. s. f.). — Nur weil die homöopathischen Mittel gleich Nichts sind und der erkrankte Magen sich gewöhnlich von selbst herstellt, darum wird ein Magenkranker auch bei homöopathischer Behandlung gesund. Noch niemals ist durch Homöopathie ebensowenig aber auch durch eine andere Heilmethode, eine Magenverhärtung und ein Magenkrebs geheilt worden, obschon die Homöopathen heilsame Mittel dagegen besitzen wollen. Ein Heilkünstler, welcher sich mit einer solchen Heilung brüstet, ist entweder ein Lügner und Betrüger oder ein Dummkopf. (Bock.)

Ein kranker Magen.

a. Ein frisches Magengeschwür. b. Wunde und leicht blutende Stellen. c. Geschwürsnarben. d. Eingang in den Magen (Magenmund). e. Ausgang (Pförtner). f. Milz.

Lebensbilder aus der Türkei Kleinasiens.

Im Allgemeinen weiß Jeder, wie ein Türke etwa aussehen mag: ernst, würdig, beturbant, weithosig, krummbeinig, langbärtig und langpfeifig; aber Wenige können sich eine deutliche Vorstellung von ihrem Alltagsleben machen, wo und wie sie essen, schlafen, leben, lieben und arbeiten. Wie sieht der Türke ohne Turban aus? Oder wird er mit ihm geboren? Lächeln diese ernsten, traurigen, Untergang ahnungsvollen Gesichter nie? Beschleunigt sich zuweilen sein träumerischer Schritt zu einer modernen, geschäftigen Eile? Sind die Türken nie Kinder gewesen und wie sehen sie in diesem Stadium aus? Giebt es keine jungen, rosenwangigen, lebenslustigen türkischen Mädchen?

Ich habe lange Zeit in ihrem sonnigen Lande gelebt (sagt eine englische Dame, Tochter eines englischen Konsuls in Kleinasien, der wir diese nachfolgenden Mittheilungen verdanken) und kann daher Manches aus dem Privatleben der Türken zum Besten geben. In Kleidung, Sprache, Sitten und Gebräuchen, Bewegungen und allem Beiwerk sind die Türken als Volk so durchaus malerisch, daß man sie sich nur als lebende Gemälde, als „lebende Bilder" denken kann. Mag man sie sich in ihrem Geschäftsleben vorstellen in den alten, wundervollen Bazars, wie wir sie aus den „Arabischen Nächten" kennen, oder zu Hause auf ihren Füßen sitzend und Tabak rauchend, oder an ihre Weiber denken, wie sie hinter vergitterten Fenstern ihr unwürdiges ziel- und gedankenloses Leben hinschleppen, überall kamen sie als seltsame Bilder und Gemälde vor unsere Erinnerung. Ich habe die Türken in ihrer eigentlichen, noch nicht von der Civilisation beleckten Heimath, in Kleinasien, kennen gelernt, und kann daher von ihrem wahren Wesen und ihren ächten Farben sprechen. Wir kamen ihnen von Hause aus mit vollkommenem Vertrauen entgegen und hatten nie Ursache, es zu bereuen. Furchtlos, ohne bewaffnete Diener — die ersten Engländer unter ihnen, ritten wir umher und wurden überall, besonders auf dem Lande, mit der größten Freude begrüßt. Mancher alte Türke gab uns ein trauliches Kopfnicken und freundliches Wort. Oft mußte ich vor dem gegitterten Fenster eines türkischen Mädchens stehen bleiben und mich neugierig ausfragen lassen wegen meines Unglaubens, meiner Kleidung und meiner Freiheit, um die sie mich herzlich beneideten — arme, gefangene Sklavinnen. Manche Frau kam auch heraus zu uns, um und um eingehüllt, um sich vor meinem Vater nicht sehen zu lassen, sich mir nur dicht Auge gegen Auge zeigend, um mir Früchte, Quitten oder Pflaumen, zuzustecken und ein freundliches Wort von mir zu erhaschen.

Mit welcher Freude erinnere ich mich unserer köstlichen Spazierritte, vom dämmernden Morgen bis zur frisch aufgehenden Sonne, durch schwer beladene Weingärten, an curiosen, einsamen, ländlichen Hütten vorbei, in denen die Weinbergswächter schliefen, so oft es ging, nie aber, ohne ein Auge offen zu behalten, da die Trauben von Menschen und Thieren arg angefeindet werden, in wüste Strecken hinein, durch sichtendunkle Schluchten, durch welche nie ein Sonnenstrahl drang, hin an rauschenden, donnernden Wasserfällen und aufsteigend in Paradiese der wildesten, üppigsten Vegetation, aus welcher uns nicht selten kleine schwarze Bären, Bewohner der Berge, aber große Liebhaber der Trauben des Thales, oder scheußlich heulende Schakals entgegensprangen. Auch trafen wir manchen Deserteur von der Armee, der hier in diesen Wildnissen als freier Räuber sich häuslich eingerichtet und gern auf Alles schießt, was sich ihm nähert. Wir kamen immer gut davon. Auch die wilden Hunde, die hier einsamen Reitern (zu Fuße sieht man Niemand in diesen üppigen Wüsten) oft lebensgefährlich werden, wußten wir stets zu treffen oder abzuwehren. Wir waren das Wunder der Gegend zehn Meilen ringsum, und wenn wir zum Frühstück nach Hause kamen und abstiegen und der starke Araber Ibrahim unsere Pferde nahm, waren wir jedesmal von Neugierigen umringt.

Ibrahim war ein Herkules von Körper, der grimmigste Türkenhasser und meines Vaters persönliche, zuverlässige Leibgarde. Er spielte bei Tische den Kellner und sattelte unsere Pferde. Aller übrige Pferdedienst fiel einem Türken zu, der den Araber ebenso grimmig haßte, wie dieser ihn, so daß sie sich gegenseitig mit Luchsaugen bewachten und jeden kleinen Fehler vergrößert vor den Richterstuhl meines Vaters trugen. Außer dieser Bedienung hatten wir noch einen braunen Malteser und einen schwarzen Portugiesen aus einer Kolonie. Eine scharfe, brünette Griechin war meine Kammerjungfer und perfekte Köchin für unser ganzes Haus. Zu diesem seltsamen Personal paßte das Haus, ein langes, niedriges Gebäude, wie sie hier fast alle sind, mit einem Vordau. Unmittelbar dem Eingange gegenüber war ein mysteriöser Raum, in welchem die Griechin stets commandirte, schabte und scharwerkte, um Frühstück, Mittag- und Abendmahlzeit zu componiren. Links eine lange Halle zum Essen und Besuche zu empfangen. Das eine Ende mit einer kleinen Anhöhe und Kissen ringsum, um Ehrengäste zu placiren. Die Wände weiß, Meublement ein grober Tisch, einige Stühle und zwei große Wasserkrüge — ein bedeutender Luxus, da die Türken in ihren Putzzimmern in der Regel weder Tische noch Stühle haben. Nichts als Divans ringsum. Auf einer Seite eine offene Abtheilung, Rauchzimmer, in welches ein Granatenbaum seine mit glühenden Früchten schwer beladenen Zweige hereinschüttelte. Die Schlafzimmer öffneten alle in diesen Hauptraum und waren mit Brettern, auf denen einige Decken und über welchen mousselinene Mosquito-Vorhänge angebracht waren, außerdem mit einigen einfachen Waschapparaten ausgestattet. So wenig braucht der civilisirte Mensch, wenn er's nicht bequemer haben kann. Wir in unsern luxusüberstopften Läden und Ansprüchen werden all Lebtage nicht fertig, Stückchen in die Wirthschaft nachzulaufen.

Unser Haus stand auf der Braue eines Hügels, der einen steilen bewaldeten Abhang hinunter sah. Der Wald zirpte jede Nacht von Millionen Grashüpfern so laut, daß jeder andere Laut, selbst die gemüthliche Musik der grünen Frösche, darin unterging. Feigen und andere Bäume steckten ihre üppigen Fruchtarme durch jedes Fenster und jede Ritze in der Wand, als bäten sie uns, ihnen von ihrer schweren Bürde abzunehmen. Der Früchte aus dem Schooße der Natur sind ja hier so überschwenglich viele und der Menschen so traurig wenige! Wo die Natur zu freigebig und weichherzig ist, gedeiht der zum Kampfe mit der Natur bestimmte Mensch nicht. Das ist der natürliche Fluch der Türkei und aller schönsten Gegenden der Erde. Wer durch den Bosporus kommt, den schläfert die weiche, üppige Natur ein und flüstert ihm in's Ohr: Erschlaffe an Geist und Leib, schlafe und rauche, vegetire und steige aus dem Geschichts- in das sonnige Pflanzenleben herab und laß dich beiläufig Tag und Nacht von Insekten aller Art quälen. —

Die andere Seite unseres Hauses wurde ganz von einem Bade eingenommen. Es bestand aus zwei Räumen, einem Kühlzimmer mit einem kleinen Bade für eine Person, und einem großen Gewölbe über einem ringsum von Stufen umgebenen Marmorbassin, das aus einer natürlichen Quelle fortwährend versehen ward. Es dampfte stets mit großem Geräusch hinzu und ab. Es gab verschiedene heiße Quellen in der Nachbarschaft; unsere hieß wegen der Klarheit des Wassers die „Silberquelle." Die Weiber und Mädchen der Nachbarschaft hatten jeden Tag während gewisser Stunden die Erlaubniß, die Silberquelle zu benutzen. Von dieser Zeit ließen sie auch selten etwas nach. Die Mädchen und Frauen und selbst Kinderchen, die kaum laufen konnten, schwammen in dem heißen Silber von 45 — 48 Grad wie Enten und lachten, jauchzten, sangen und kreischten dazu, daß die ganze Halle von dieser Musik wiedertönte. Ich habe sie mehrmals belauscht und denke an diesen nackten Jubel unten, leicht verschleiert durch den stets aufqualmenden Dampf, wie an Zaubermährchen zurück. Ich hielt es höchstens eine Viertelstunde in diesem heißen Elemente aus; sie plätscherten Stunden lang darin herum, schliefen dann ein Weilchen im Kühlzimmer und sprangen dann mit neuem Jubel in das flüssige, dampfende Silber.

Eines Tages hört' ich eine merkwürdig-eintönige Kindesstimme im Bade und ging, um zu sehen, wer es war; eine niedliche, sechsjährige Griechin aus unserer Nachbarschaft, die wie ein Kerl auf dem klaren Wasser umhersprang und dazu aus Leibeskräften ihre Melodie kreischte. Von meiner Gegenwart erschreckt, tauchte

sie unter, und ich eilte hinweg, aus Furcht, sie könnte sich ersäufen, um nicht gesehen zu werden.

Die Hauptthür zu unserm Hause stand immer offen, so daß Weiber und Kinder sich oft hereinstahlen, um uns erst aus der Ferne in großäugiger Verwunderung anzustaunen, dann leise näher zu treten und ernstlich und andächtig auf uns seltsame Exemplare des Menschengeschlechts zu starren. Den tiefsten Respekt hatten sie vor unsern Büchern und unserer Kunst, darin zu lesen. Das erschien ihnen ganz übermenschlich. Sie besahen die Bücher von Innen und Außen, gingen um uns herum, schüttelten mit den Köpfen, wunderten sich gegenseitig an und gingen ganz in Wunder und Staunen davon.

Eines Morgens traten wir eine lange vorher besprochene Reise zu einem türkischen Landeigenthümer mit einem unaussprechlichen Namen an. Er bewirthschaftete sein Gut selber. Wir wollten nur ein Bild von dieser Wirthschaft haben. Sein Grundbesitz war größer als manche unserer Grafschaften, so daß wir ein gewaltiges Vorurtheil von Respect mitnahmen. Unsere Straße führte uns über fetteste, üppigste Landstrecken hin, die nach Kultur schrien, auch innerhalb des Gebietes unseres großen Landwirths, der von seinem Vater etwas knapp gehalten worden war, und nach dessen Tode die Freiheit sofort dazu benutzt hatte, nach Constantinopel zu reisen und „das Leben zu genießen.“ So hatte er natürlich Schulden gemacht, welche durch Pfändung gedeckt wurden. Auch lebte er unter einer Art Verbannung. Die Regierung hatte ihm nämlich gerathen, bis auf Weiteres hübsch zu Hause zu bleiben. Dies mochte den traurigen Anblick der Residenz dieses Herrn erhöhen. Das Haus war lang, einstöckig und öde, mit einzelnen Anbauten und besondern Zimmern für die Frauen. Das Ganze sah wie ausgestorben aus. Das Getrappel unserer Pferde versetzte die vorher verschlafenen Hunde in bellende Wuth, durch welche einige dienstbare Geister erweckt und auf die Beine gebracht wurden, für unsere Pferde zu sorgen, während wir unangemeldet, wie alte Bekannte, hineinschritten. Es war ein merkwürdiger Stil von Besuch. Wir gingen von der äußern Thür in eine große Halle, den Lieblingsaufenthalt aller Türken, mit Kissen an den Seiten hin und einen Springbrunnen in der Mitte, dem ganzen Meublement. Kein menschliches Wesen ließ sich sehen, bis wir in eins der anstoßenden Zimmer traten. Hier kühlten sich einige Melonen im Bassin des andern Springbrunnens, und der Hausherr lag daneben, that nichts und rauchte Tabak dazu.

Ein dummer, langer Mann mit delicatem Gesicht, das aber wie gestorben aussah, zumal da er als gebildeter Mann von Lebensart in Gegenwart unverschleierter Damen nichts Anderes thun konnte, als die Augen an den Boden zu heften. Seltsame Sitten! Wir mußten ihm frech erscheinen und möchten doch keinen Augenblick eine der peinlich gehüteten Perlen eines Harems sein. — Drei Diener standen wie von Stein umher, so daß es mir schien, als seien diese Gestalten alle in dem staubigen, schmutzigen Raume hier von der Geschichte vergessen worden, und aus Versehen aus frühern Jahrhunderten hier kleben geblieben. Alles umher athmete verstaubte, öde Trostlosigkeit. Auch das alte, verwitterte Weib, welches jetzt erschien, um uns, den weiblichen Theil des Besuchs, in ihre Zimmer einzuladen, erschien wie ein Stück vertrocknete Geschichte. Wir folgten ihr durch den Hof, auf dem gigantische, schwarze, rauhe Buffalo's mit fürchterlichen Hörnern umher lagen, in den Harem, den man sich in der Regel als reizend vorstellt. Aber dieser war, wie die meisten, die ich gesehen, traurig, öde, staubig, kahl und geistlos. Wir wurden zuerst der Mutter des Herrn vorgestellt, einer starken, freundlichen Dame, dann seiner einzigen Frau, einem blassen, gebrechlichen Mädchen, die wir für ein schönes Kind hätten halten können, wenn sie nicht so kränklich und hülflos aussähe. Sie trug die üblichen, weiten Beinkleider mit einer kurzen Tunika und einer Jacke von Tuch mit Pelz verbrämt. Ihr schwarzes Haar hing lose herab unter dem ewigen Fez hervor, der noch mit farbigem Mousselin umwickelt war. Die Dienerinnen trugen sich in demselben Stile, nur von hellfarbigem, englischem Kattun.

Die Unterhaltung war nicht sehr interessant, da sie uns schwer ward und die Damen wegen ihres Negligee offenbar Verlegenheit fühlten. Sie bestand aus kurzen Fragen und Antworten. Nur auf die Frage, ob sie viel von dem Fieber des Landes litten, wurden sie sehr lebhaft und läugneten dies in aufgeregtester Weise.

Eine der Damen sprang auf, faßte meine beiden Hände und rief ängstlich: „Yok! Yok! — Yok! Yok!“ (Nein! Nein!) als wenn man das Fieber just schon von bloßer Erwähnung bekommen könne. Die blassen, kränklichen Gesichter bestätigten dies auch nur zu gut. Fieber ist das Gift von ganz Kleinasien. Eine Sclavin machte uns in üblicher Weise Kaffee auf einem Dreifuße im Winkel des Zimmers mit Holzkohlen, in einem rostigen entstellten Kessel, dick wie Honig und ohne Milch und Zucker in kleinen Gefäßen (wie Eierhalter) auf kleinen silbernen Bretchen umher gereicht. Das Aroma ist schön, aber das Trinken oder Essen dieses schwarzen Brei's war uns ein großes Opfer, das wir aber bringen mußten, um nicht auf das Grimmigste zu beleidigen. Nach dem Kaffee Früchte, eingemachte Kirschen, ein Präparat von Rosen und andern Delicatessen, die mit kleinen silbernen Löffeln gegessen werden. Dabei wird Wasser herum gereicht. Nach dieser Erquickung traten wir unsere Rückreise an, froh, daß es bei uns keine Harems giebt und keine verschlafenen Türken, die keine Dame, die sie nicht gekauft, ansehen dürfen.

Nach einigen Tagen erwiederte der galante Türke unsern Besuch, malerisch angethan auf einem schönen Rosse. Da er aber keinen Mann zu Hause fand, ritt er wieder fort, aus Galanterie nicht die geringste Notiz von uns nehmend. Uns erschien das freilich wie das roheste Bauernthum.

Klima und Vegetation sind hier wahrhaft paradiesisch, und wenn Kultur dazu käme, könnte ein Morgen hier mehr leisten als bei uns in Monden eine Quadratmeile. Pflanzen und Bäume wachsen und blühen mit einem Luxus, einer Ueppigkeit, daß man an Wunder glauben lernt. Man wirft hier irgendwo etwas Samen hin, und in einigen Wochen wogt und blüht und fruchtet es, daß man vor Fülle umkommen möchte. Man kauft für einen Penny so viel Melonen, wie kein Mensch fortschleppen kann.

Aber nach jeder Ueberfülle des Sommers folgt der verhungernde Winter. Kein Türke denkt daran, Vorräthe für den Winter zu sammeln, so daß während der Zeit jedesmal die Hälfte des Viehs thatsächlich verhungert und die andere als Knochengerippe dem Frühlinge zu wankt. Manche Franken von England, Frankreich, Deutschland u. s. w., haben sich durch die ungeheuere Wohlfeilheit des reichsten Bodens verleiten lassen, sich hier anzusiedeln, aber sie kamen um in der Fülle, die sie aus Mangel an Wagen und Absatzquellen nicht verwerthen, und daher nicht zu Mitteln machen können, den Ackerbau zu verbessern und ihr Leben mit den nöthigsten Bedürfnissen der Civilisation zu versorgen. Die üppige, jedes Jahr in sich selbst verfaulende Vegetation unterhält stets eine giftige Fieberluft, in der die Ansiedler jämmerlich dahin sterben. Wir waren Zeuge eines herzzerreißenden Beispieles der Art. Eines Morgens erfuhren wir, daß die Frau eines Franzosen, der sich unweit von uns angesiedelt hatte, im größten Elend lebe. Ihr Mann sei abwesend, ihr Kind liege im Sterben. Wir ritten am nächsten Tage zu ihr. Ich werde den Anblick, der uns hier begegnete, nie vergessen. Eingefallene oder noch halb stehende Ställe, ein Unkraut überwucherter Hof mit ein paar Gänsen, ein verschlossenes, spaltiges, abgebröckeltes Häuschen. Wir klopften, aber der Wiederhall kam hohl zurück, wie aus einer todten Höhle. Endlich öffnete uns die blasse Mutter mit einem entsetzlichen Kinde auf ihrem Arme, zusammengefallen. Es war vier Jahr alt und hatte ein hundertjähriges, verwittertes, tiefsaltiges, gelbes Gesichtchen mit großen, klugen Augen. Es wimmerte fortwährend in einem eintönigen, schwachen Jammer an der Brust ihrer Mutter zusammengekauert. Die Beinchen hingen wie Skelette machtlos herab. Die Mutter suchte mit angeborner Höflichkeit uns Sitze zu verschaffen, und färbte sich mit dem aufleuchtenden Roth neuer Hoffnung unter unserm trostreichen Zuspruch. Sie wußte nicht, wo ihr Mann war. Er war weggegangen, um sein Heil irgendwie zu versuchen, da er zu Hause der Verzweiflung an jedem Erfolge verfallen war. Geschrieben hatte er einige Mal und auch einmal Geld geschickt — fünf Piaster (etwa zehn Silbergroschen), sonst aber nichts von sich hören lassen. Sie hatte Niemand, ihr oder dem Kinde zu helfen.

Einige Frauen, die ihr kurz vorher Mais gehülfet, hatten mehr mitgenommen als zurückgelassen. Kein Pfennig im Hause, kein Freund in der Nähe ringsum, unter sich den heißen Sumpf, der das Kind verzehrte, so einsam und unglücklich hatte ich noch kein Weib gesehen. Und doch glänzte noch die nationale Heiterkeit der Französin auf ihrem Gesichte. Wir wollten helfen, ohne gerade Almosen zu bieten, wurden daher von einer Passion für Gänse

ergriffen, den einzigen käuflichen Gegenstand, und kauften daher den ganzen auf dem Hofe umherwatschelnden Vorrath. Unsere gackernden Schätze wurden heimgetrieben und in zwei Abtheilungen für die Nacht einlogirt. Aber die ganze Nacht hindurch gackerten und kreischten sie sich gegenseitig die Ungerechtigkeit dieser Trennung zu, so daß sie sich erst beruhigten, bis sie wieder vereinigt worden waren. Während der Nacht war nach unserer Meinung der Preis der Gänse gestiegen, so daß wir einen großen, rumpfigen Slavonier, der uns zuweilen auf unseren Reitparthien als Verstärkung begleitete, mit noch einer Hand voll Piaster zu der Frau hinüber sandten. Der brave Kerl begnügte sich nicht damit, sondern zog auch seine graue mit gelben Schnuren besetzte Jacke aus, fegte ihre Stube, hackte ihr Holz, machte ihr Feuer und holte ihr verschiedene Bedürfnisse und Erquickungen zusammen. Ich habe seit der Zeit immer gern auf die grüngelbe Jacke und das breite, ehrliche Gesicht dieses Slavoniers geblickt, und er war immer sehr glücklich, wenn ich ihm ein freundliches Wort sagte.

Zwei Tage nachher erfuhren wir, daß das unglückliche Kind vollends erloschen war. Wir schickten der Mutter eine Arabah (ländliches Fuhrwerk) und beförderten sie in die nächste Stadt, wo wir für ihren nöthigsten Unterhalt Sorge trugen.

Das sind kleine, aber wirkliche Erlebnisse aus der asiatischen Türkei, hinreichend zu einem Bilde und zu der Ueberzeugung, daß diese herrliche Halbinsel, die einst die mächtigsten, blühendsten Völker und Staaten trug, der Alles durchdringenden modernen Kultur gegenüber nicht so bleiben kann. Der Krieg wüthet jetzt auch in ihren Eingeweiden, leider, wie die Sachen jetzt stehen, nicht zu einer Regeneration oder „Rettung der Türkei." Die civilisirten Westmächte haben im Ganzen Alles gethan und unterlassen, um sich den Türken verhaßt zu machen und den „kranken" in einen wirklich sterbenden Mann zu verwandeln, der Rußland viel lieber zum Erben einsetzt, als irgend einen seiner Erretter.

Blätter und Blüthen.

Der verliebte Luftballone. Während unlängst Monsieur Godard, der Aeronaut, auf dem Marsfelde zu Paris einen ungeheuern Luftballon füllte, amüsirte er die Zuschauer durch verschiedene Kleinigkeiten, besonders durch Absendung eines kleinen Ballons, der ganz die Gestalt und Figur des kleinen Erdiplomaten Thiers hatte. Als der kleine Staatskünstler gehörig mit Luft gefüllt war, erhob er sich majestätisch in die Luft und verschwand unter dem Jauchzen der Menge in höheren Regionen, doch kam er an einer andern Stelle wieder unter Sterbliche, und benahm sich beinahe wie einst der verliebte Göttervater Zeus, der sich auch Jupiter schrieb. Der kleine Luftschiffer ward nämlich von einem Sturme gepackt und bei Bievre vor einem feinen Landhause mit der Erde in Berührung gebracht. Die junge Herrin des Hauses machte eben bei großem offenen Fenster, das in den Park öffnete und daher keine neugierigen Augen zuließ, Toilette für eine Abendparthie. Im größten Negligee war sie eben damit beschäftigt, ihre Taille zu einem bloßen Gedankenstrich der Gedankenlosigkeit zusammenzuschnüren, als der kleine Windbeutel Monsieurs Thiers sich wie ein ungestümer Liebhaber zum Fenster hereinstürzte und Miene machte, seine Flamme zu umarmen. Die Dame schreit, wirft einen Shawl um ihre schönen Schultern und bittet den ungestümen Don Juan: „O, Monsieur, gehen Sie! gehen Sie! Sie ruiniren mich!" Aber der durch's Fenster blasende Sturm giebt dem leichtsinnigen Anbeter einen Stoß, so daß er auf die Dame zuläuft. Sie schreit wieder, und da sie draußen auch nahende Schritte hört, spedirt sie ihn eiligst unter's Bett. Der Gatte rast jetzt, mit einem mächtigen Säbel in der Hand, herein, und ihn schwingend, brüllt er:

„Ha, jetzt hab' ich ihn! Jetzt soll der Schurke sterben!" und sucht schnaubend nach dem Verführer.

Die Dame, mehr todt als lebendig, bittet flehentlich, unter das Bett: „Monsieur, fliehen Sie und ersparen Sie mir eine blutige Tragödie!"

Aber Mr. Thiers liegt still und will lieber zu ihren Füßen sterben als schmachvoll Hackenleder zeigen. Freunde und Diener springen nun ebenfalls herbei. Einige halten den wüthenden Herrn, Andere suchen nach dem ungesetzmäßigen Anbeter der Frau, und ziehen ihn endlich an einem Beine unter'm Bett hervor. Jetzt reißt sich der eifersüchtige Gatte los und ist eben im Begriff, ihn zu durchbohren, als er sich errbebt und stumm und Ehrfurcht gebietend bis zur hohen Decke erhebt. Aber unterwegs hatte ihn das tödtliche Schwert in die Achillesferse gebohrt, es fliebt die Leidenschaft aus ihm mit melancholischem pustenden Geräusch, der kleine Mann magert rasch ab an der Decke und sinkt sterbend wie ein Häufchen Unglück von luftdichtem, aber durchlöchertem Seidenzeug zu den Füßen der Angebeteten nieder. Keine Thräne des Schmerzes rieselt auf die Lechie nieder, wohl aber manche Thräne unbändigen Gelächters. Der Hausherr lacht nicht mit, sondern versteckt sein Schwert und zieht sich bald selbst zurück. Es war ihm, als Franzosen und Gatten, beinahe empfindlicher, sich lächerlich gemacht zu haben, als wenn Mr. Thiers ein wirklicher Concurrent seiner ehelichen Zärtlichkeit gewesen wäre.

Elephanten-Klugheit. Von der beinahe an Doctoren der Philosophie grenzenden Klugheit und Weisheit der Elephanten giebt es eine Menge geschichtliche Beweise, wenigstens mehr als von dem Verstande der Doctoren der Philosophie. Hier sind einige Thatsachen neuen Datums.

Ein indischer Rajah hatte eine Zahl Elephanten für die Armee gekauft und ließ sie in seine Residenz bringen. Unterwegs zeigte sich ein Wärter und Treiber gegen seinen Elephanten sehr nachlässig und unterschlug große Portionen seines Futters. Der Elephant merkte dies jedesmal und bewies dies durch verschiedene Zeichen seines Zornes. Doch da das Thier in seiner natürlichen Großmuth es bei Drohungen ließ, wurde der Wärter frecher und fuhr fort, ihn mit halben Portionen abzuspeisen. Eines Morgens wurden die Rekruten-Elephanten von dem Commandeur des Rajah inspicirt, und zu diesem Zwecke in Reihe und Glied aufgestellt. Als der Offizier eben den vernachlässigten Elephanten erreichte, stieß dieser einen eigenthümlichen Ton aus, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der Offizier sah ihn auch besonders an. Und in demselben Augenblicke ergriff er seinen Wärter mit dem Rüssel, warf ihn zur Erde und stampfte ihn zu Brei. Dies war das Werk einer halben Minute. Jetzt fiel der Elephant auf seine Knie und bat, so gut er konnte, um Gnade. Der Offizier ließ das Verhältniß des Wärters zum Elephanten untersuchen und gab dem Letzteren Recht, obgleich er eigener Richter gewesen und „gelyncht" hatte.

Zu dieser tragischen Geschichte lieferte ein Anderer die Komödie. Der komische Elephant stand zu seinem Wärter im zärtlichsten Freundschaftsverhältnisse. So oft Letzterer zu Tische ging, ließ er einen kleinen, schwarzen, häßlichen Jungen unter Aufsicht des Elephanten, der nun, wie das beste Kindermädchen dafür sorgte, daß der Junge nicht davon krech oder zu Schaden kam. Eines Tages war er aber doch in der drückenden Mittagshitze etwas eingedusselt, so daß der kleine schwarze Sprößling davon gekrochen war und in eine lehmige Pfütze fiel. Der Elephant hörte in seinem Mittagsschläfchen das Geschrei des Jungen, und sah bald, was von seiner Nachlässigkeit gekommen war. Doch hatte er Geistesgegenwart genug, sich aus der Verlegenheit und den Jungen aus der Pfütze zu ziehen und die Beweise seiner Schuld abzuwaschen. Er brachte seinen mit Lehm beschönigten Schwarzen auf's Trockene, lief hinunter an einen Fluß, holte sich einen tüchtigen Rüssel voll Wasser, kam zurück und gab dem Jungen erst von der einen, dann von der andern Seite eine Radical-Wäsche mit Sturzbad. Dann legte er die letzte Feile an, indem er jeden einzelnen noch gebliebenen Fleck abspülte, und trug nun das „weißgewaschene Mohrenkind" in die Sonne zum Trocknen, da kein Handtuch zu Handen war. Hier stand und wartete er zärtlich und ernsthaft aufmerksam auf das Handtuchswerk der Sonne und sah, als der Mann vom Essen zurückkehrte, so ehrwürdig und unschuldig aus, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Mutterliebe der Spinne. Die Spinne, die aller Welt „spinnefeind" ist und von keinem Menschen geliebt wird, außer von einigen wilden Völkern, denen recht fette Kreuzspinnen wahre Leckerbissen sind, die Spinne ist gleichwohl als Mutter ein wahres Muster von aufopfernder Zärtlichkeit. Man mag ihr einen Fuß nach dem andern ausreißen, sie läßt das zart gesponnene Nest nicht los, in welches sie ihre Eier gesponnen. Reißt man ihr das Nest geschickt so weg, daß sie nicht verletzt wird, scheint sie sofort vor Schmerz erstarrt und wickelt ihre zitternden Glieder zusammen, ohne sich dann weiter zu rühren oder je wieder ein Lebenszeichen von sich zu geben. Schiebt man ihr das Nest mit den Eiern wieder so zu, daß sie es gewahr wird, bekommt sie plötzlich alle ihre Lebenskraft und ihren Todesmuth wieder, womit sie den wideer ergriffenen Schatz vertheidigt und festhält. Das Nest von ihr zu entfernen, ist sehr schwer, da sie sich in der Regel den ganzen Kopf eher abreißen, als es los läßt. Sonach wird wohl keine Spinnenmutter so vornehm sein, ihre Kinder in Pension zu geben.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nr. 1 Berlin, 1. Januar 1903 Jahrgang I

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt.

Erscheint in Nummern von mindestens 16 Seiten gr. Quart-Format. Vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg. Durch die Postanstalten und den Buchhandel zu beziehen. Probe-Nummern gratis und franko durch die Verlags-Anstalt.

Neue Gartenlaube.

Mit dem heutigen Tage beginnt ein neues Unternehmen, das sich an alte Traditionen anlehnt, aber doch ganz neu ist. Es soll ein Familienblatt sein, wie es die alte Gartenlaube war, aber es soll nicht die alte Gartenlaube sein. Es soll ein Blatt sein, das in jedes Haus gehört, das Jung und Alt gleichmäßig erfreut, das Belehrung und Unterhaltung bietet, das Ernst und Scherz in sich vereinigt, das Gedanken und Gefühle anregt, das Herz und Gemüth erfreut, das Jeden, der es in die Hand nimmt, gern wieder in die Hand nimmt.

Wir wollen nicht mehr sein als unsere Vorgänger, aber wir wollen auch nicht weniger sein. Wir wollen nicht mehr bieten als sie, aber wir wollen auch nicht weniger bieten. Wir wollen nicht besser sein als sie, aber wir wollen auch nicht schlechter sein. Wir wollen nicht anders sein als sie, aber wir wollen auch nicht gleich sein. Wir wollen nicht gleich sein, weil wir nicht gleich sein können. Wir wollen nicht gleich sein, weil wir nicht gleich sein dürfen. Wir wollen nicht gleich sein, weil wir nicht gleich sein müssen.

Alles gesagt, Josephine. Mein Vater hat durch unglückliche Spekulationen sein Vermögen verloren, und wollte er nicht zur völligen Armuth herabsinken, wollte er seinen Sohn nicht hülflos in der Welt zurücklassen, so mußte er sich durch einen Prozeß das Gut aneignen, an das er scheinbar Rechte besaß. Der Ausgang des Verfahrens war zweifelhaft, und um auf den schlimmsten Fall vorbereitet zu sein, bezog ich die Universität, studirte Philosophie und Mathematik, damit ich, wenn es die Noth erforderte, in meinen Kenntnissen die Mittel zu meiner Existenz fand. Als meine Studien beendet waren, war auch der Prozeß entschieden — mein Vater befand sich in dem Besitze des einträglichen Guts. Er starb, und ich müßte ihn nicht genug kennen, wenn ich daran zweifeln wollte, daß seine Vaterliebe die Stimme des Gewissens unterdrückte, die ihm während seines kurzen Krankenlagers Vorwürfe machte. Da lernte ich Dich kennen, Josephine; ein neues, herrliches Leben ging in mir auf, und ich pries die Vorsorge meines Vaters, die mich dem Kreise erhalten hatte, dem Du angehörtest. Jetzt bist Du meine Gattin, und ich habe nichts mehr zu fürchten, als den Verlust Deiner Achtung. Es kann mir nicht schwer fallen, sie mir zu bewahren — heute noch werde ich die Forschungen nach den rechtmäßigen Besitzern meines Vermögens beginnen, zugleich aber auch meine Kenntnisse zu verwerthen suchen."

Die junge Frau brach in Thränen freudiger Rührung aus.

„Nun bin ich getröstet," flüsterte sie, „nun kann ich stolz auf Dich sein!"

Philipp schloß von Neuem das herrliche Weib in seine Arme, und küßte ihr die Thränen von den sanft gerötheten Wangen. Josephine erhob sich und holte einen Brief aus dem Kasten ihres Schreibtisches.

„Vorgestern habe ich ein Schreiben von meinem Korrespondenten aus Moskau erhalten," sagte sie. „Damit Du auch siehst, wie meine Angelegenheiten stehen, lies!"

Philipp öffnete den Brief und las folgende Zeilen:

„Madame! Die amtliche Bestätigung des Todes Ihres Gatten, des Kaufmanns Herrn Lindsor, hatte ich bereits vor fünf Monaten die Ehre, Ihnen zu übersenden. Meine Bemühungen, eine Abschrift seines Testamentes zu erlangen, waren bis jetzt leider vergebens, das Dokument liegt noch versiegelt in dem Archive der Gouvernements-Kanzlei, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich es dem Einflusse des englischen Consuls hiesigen Orts zuschreibe, daß die Eröffnung desselben so lange hinausgeschoben wird. Trotzdem Herr Lindsor die letzten Jahre in Deutschland gelebt hat, so wird er doch stets noch als englischer Unterthan betrachtet, und steht mithin das Arrangement seiner Nachlaßangelegenheit unter der Leitung des englischen Consuls, der, wie ich vermuthe, nach Erben in England forscht, um das bedeutende Vermögen des Verblichenen seinem Vaterlande zu erhalten. Sie haben mich zu Ihrem Bevollmächtigten ernannt, und als solcher ertheile ich Ihnen wiederholt die Versicherung, daß ich Ihre Interessen scharf überwachen und wahrnehmen werde. Verfügt das Dokument zu Ihren Gunsten, so soll es keiner Anfechtung gelingen, Ihnen das Erbe zu entziehen oder zu schmälern. An eine Fälschung ist, bei der strengen Gerechtigkeit unserer Behörden, nicht zu denken, auch habe ich Vorsorge getroffen, daß das Testament nur in meiner Anwesenheit eröffnet werde. Der letzte Wille des Erblassers wird maßgebend sein, dafür birgt Ihnen mein Diensteifer. Kerasloff, Advokat."

Der junge Mann gab schweigend den Brief zurück. Josephine warf das Papier auf den Schreibtisch, hing sich an den Arm ihres Gatten und ging langsam mit ihm im Zimmer auf und ab.

„Nun höre mich noch einen Augenblick an," begann sie schmeichelnd, „damit Du meine an Dich gerichtete Mahnung nicht auf Unkosten meiner Liebe deutest. Lindsor, mein erster Mann, war zwar ein guter, aber mit allen Eigenheiten seiner Nation behafteter Mensch. Er bewarb sich in Hamburg um mich, weil er sterblich verliebt war, wie er selbst sich ausdrückte, und ich nahm seine Bewerbung an, weil ich ihm nicht nur zu großer Dankbarkeit verpflichtet war, sondern auch die höchste Achtung vor ihm hegen mußte. Mein Vater, ein kleiner Kaufmann, stand mit ihm in Geschäftsverbindung, und wäre Lindsor nicht ein vortrefflicher Mann gewesen, so hätte meinen armen Aeltern eine traurige Zukunft bevorgestanden. Als ich seine Frau war, erfuhr ich erst, daß Lindsor ein ungeheures Vermögen besaß, und daß er durch die Heirath mit der armen Hamburgerin sich mit seiner stolzen Familie völlig entzweit habe. Dieser Umstand veranlaßte ihn, noch einige Jahre in Deutschland zu bleiben, um die erste Zeit seiner Ehe in Ruhe und Frieden zu verleben. Wir zogen nach Berlin und richteten uns standesgemäß ein. Von dort aus unternahm er eine Geschäftsreise durch Rußland, wohin ein großer Absatz seiner Fabrikate stattfand, und in Moskau starb er an der Cholera. Bin ich nun auch überzeugt, daß Lindsor in seinem Testamente für mich gesorgt hat, so muß ich dennoch befürchten, daß ich mit seinen englischen Verwandten, die höchst erbittert auf mich sind, eine genaue Abrechnung halten muß. Und sage selbst, Philipp, welchen Eindruck muß es bei jenen Leuten hervorbringen, wenn sie erfahren, daß ich kaum zwei Jahre nach dem Tode meines ersten Mannes schon wieder verheirathet bin? Ich habe Lindsor nicht geliebt, wie ich Dich liebe, mein Philipp; aber seine Verwandte sollen nicht daran zweifeln, daß ich ihm in Hochachtung und edler Freundschaft zugethan war, wie es der brave Mann verdiente. Ich bin es meiner Ehre schuldig, daß ich die Veröffentlichung meiner zweiten Ehe so lange unterlasse, bis ich in jeder Rücksicht frei und unabhängig geworden bin, bis ich dem Andenken meines Wohlthäters den vollsten Tribut gezollt habe. Trifft mich ein Vorwurf, so darf es nur der sein, daß ich meiner innigen Liebe zu Dir gefolgt bin, daß ich den Bitten dessen nachgab, an den ich mit der ersten glühenden Neigung des Mädchens hing. Ist es ein Fehltritt, so mag ihn mir Gott verzeihen, der Dich mir in einer Zeit zuführte, wo ich einsam und verlassen mich nach einem theilnehmenden Herzen sehnte. Ich weiß nicht, was Lindsor über mich bestimmt hat, Du kannst eine reiche, aber auch eine blutarme Gattin an mir haben —"

„Und dennoch räthst Du mir, mich meines Vermögens zu entäußern!" rief Philipp. „Du bist eine edle, eine seltne Frau, Josephine, und ich werde Dir an Großmuth und Redlichkeit nicht nachstehen!"

„Begreifst Du nun den ganzen Umfang meiner Liebe? Philipp, Du bleibst mir derselbe, auch wenn Du arm bist!"

„Josephine, wäre es möglich, so würdest Du mir noch mehr sein, wenn Dich Lindsor enterbt hätte, denn ich kann für Dich sorgen und arbeiten!"

„So leben wir von diesem Augenblicke an unserm Prinzipe getreu. Ich betrachte das Vermögen, über das ich bis jetzt noch zu verfügen habe, nur als ein anvertrautes Gut, und deshalb habe ich Berlin verlassen, um mich hier bescheiden einzurichten. Dort hätte man die plötzliche Veränderung meiner äußern Verhältnisse vielfach bekrittelt — hier wird man mich nehmen, wie ich mich gebe."

„So mag Dich Leipzig als die Wittwe Lindsor, und mich als einen Schöngeist kennen lernen, der in einem Dachstübchen sein Brot verdient. Was Dir das Vermögen Deines Mannes, wird mir die Hinterlassenschaft meines Vaters sein!"

Ein glühender Kuß und eine innige Umarmung besiegelten den Bund, den diese beiden in unserer Zeit so seltenen Herzen geschlossen hatten. Denselben Tag noch bezog Philipp von Nerep eine bescheidene Wohnung, und Madame Lindsor traf ihre Einrichtungen, daß sie zwar ihrem Stande gemäß, aber höchst einfach lebte. Am folgenden Tage stellte sie sich der Familie eines Banquiers vor, mit dem ihr verstorbener Gatte in Geschäftsverbindung gestanden hatte. Diese gesellige Anknüpfung sollte die einzige sein; Josephine hielt sie für hinreichend, um sich der Medisance so wenig als möglich auszusetzen. Philipp erschien täglich in ihrem Hause, aber außer der vertrauten Kammerfrau, die Josephinen von Hamburg aus gefolgt war, ahnte Niemand sein wahres Verhältniß zu der jungen Frau.

II.

Ein Monat war verflossen, und die beiden jungen Gatten hatten in der Heimlichkeit ihrer Ehe einen Reiz gefunden, der ihr Glück zur höchsten Seligkeit erhob. Wie stolz war Philipp, wenn er seine Gattin im Theater oder im großen Concerte bewundert sah, wenn er sich die Leute in Vermuthungen über die junge reizende Frau erschöpfen hörte, die eine Freundin der so hochgeachteten Banquiersfamilie war. Auch nicht die leiseste Eifersucht regte sich in seinem Herzen, das eben so viel Liebe als bewundernde Hochachtung für Josephine empfand; nur von Zeit zu Zeit ward das Bedauern darüber in ihm wach, daß er sich nicht an ihrer Seite zeigen konnte, um sich wegen des Glücks dieses seltnen Besitzes be-

neiden zu lassen. Ruhig gab er sich seinen literarischen Arbeiten hin, die in den Journalen freudig begrüßt wurden, da sie ein nicht gewöhnliches Talent und einen reinen Geschmack bekundeten.

Um die Zeit trat Philipp eines Morgens in das Zimmer seiner Gattin. Sie empfing ihn mit gewohnter Zärtlichkeit.

„Bist Du glücklich gewesen in Deinen Nachforschungen?" fragte sie.

„Nein, meine Geliebte! Der letzte Brief aus Breslau meldet mir, daß sich der Amtmann mit seiner Familie aus jener Gegend entfernt haben müsse, denn er sei nicht aufzufinden. Ich habe nun der Polizeibehörde Auftrag gegeben, daß sie Nachforschungen anstelle, und schon in den nächsten Tagen werde ich eine Aufforderung in der Zeitung ergehen lassen."

„Ich bin in eine unangenehme Nothwendigkeit versetzt," sagte Josephine in einem verdrießlichen Tone.

„Was ist geschehen?"

„Die Verhältnisse zwingen mich, eine Abendgesellschaft zu geben, wenn ich nicht als die geizigste Person von der Welt verschrien sein will. Ich habe schon scherzhafte und ernste Anspielungen hören müssen. Was räthst Du mir?"

„So gieb die Gesellschaft, wenn Du nicht umhin kannst."

„Und unter welchem Titel wirst Du erscheinen?"

„Spiele die Beschützerin der schönen Künste und Wissenschaften, und lade mich als einen armen Novellenschreiber zu Tische."

„Vortrefflich, Philipp, so kannst Du Charakterstudien machen, denn Du wirst interessante Persönlichkeiten vorfinden."

Beide saßen beim Frühstück, als die Kammerfrau ein junges Mädchen anmeldete, das zugleich beifolgende Karte übergeben habe.

Josephine betrachtete das elegante Papier, es enthielt den Namen der Madame F., der Gattin des befreundeten Banquiers. Auf der Rückseite standen die Worte: „Ist Madame Lindsor dringend empfohlen." Da ein Abweisen unstatthaft war, gab Josephine Auftrag, die Ueberbringerin der Karte eintreten zu lassen. Eine Minute später öffnete die Zofe die Thür wieder, und ein junges Mädchen erschien schüchtern auf der Schwelle.

„Treten Sie näher, mein Kind!" sagte freundlich Josephine.

Die Angeredete war ein allerliebstes junges Mädchen von neunzehn Jahren mit blonden Haaren, einem feinen rosigen Teint, großen himmelblauen Augen und von zarter, eleganter Gestalt. Sie mußte trauern, denn sie trug ein schwarzes Kleid von grober Wolle, und einen kleinen Hut ohne allen Schmuck von derselben Farbe. Trotz der noch herrschenden Frühlingsfrische lag nur ein leichtes Tuch auf den schneeweißen Schultern. Ihre von Weinen gerötheten Augen, sowie der schmerzliche Ausdruck ihres lieblichen Gesichts verriethen, daß sie viel gelitten hatte. Die Trauernde stand mit gesenkten Blicken stumm und unbeweglich neben der Thür. Unter dem linken Arme trug sie einen Karton von blauer Pappe. Philipp bemerkte mit Erstaunen, welch' eine züchtige Jungfräulichkeit über der ganzen Erscheinung ausgegossen lag. Er konnte kaum seine Blicke von ihr abwenden. Josephine war gerührt von ihrem Anblicke.

„Ich bitte, mein liebes Kind," sagte sie mild, „tragen Sie mir ohne Scheu Ihr Anliegen vor. Die Empfehlung, die Ihnen vorangegangen, sichert Ihnen ein geneigtes Gehör."

Die bleichen Wangen des jungen Mädchens färbte ein flüchtiges Roth. Dann schlug sie die langen Augenwimpern empor, und sagte in einem zitternden Tone, der indeß mehr Schmerz als Furcht verrieth:

„Madame, dieser Karton enthält ein Kleid, das ich bereits den ersten Damen der Stadt zum Kaufe angeboten habe; allein alle weisen es mit dem Bemerken zurück, daß sie die dafür geforderte Summe nicht zahlen könnten."

„Hat Ihnen auch Madame F., deren Karte Sie mir überreichten, dieselbe Antwort ertheilt?" fragte Josephine, die eine Anspielung auf ihren Geiz in dem ganzen Handel zu erblicken glaubte.

„Ja, Madame! Sie fügte noch hinzu, daß eine Dame ihres Alters ein so kostbares Kleid nicht tragen dürfe, ohne lächerlich zu erscheinen, auch wenn sie den Kostenpunkt nicht berücksichtigen wolle. Dann gab sie mir die Empfehlungskarte mit dem Bemerken, daß Madame Lindsor keinen Grund haben könne, den Kauf abzulehnen. Sie sei jung, schön und reich!"

Die letzten Worte flüsterte das trauernde Mädchen so leise, daß sie kaum zu verstehen waren. Und zugleich nahm sie den Deckel von dem Karton, trat dem Sopha näher, und präsentirte ihren Verkaufsartikel.

Josephine stieß einen Schrei der Bewunderung und Ueberraschung aus.

„Himmel, welch' eine köstliche Robe!" rief sie, indem sie mit der allen Frauen eigenen Neugierde, wenn sie ein pikantes Toilettenstück erblicken, das Kleid auf dem Sopha ausbreitete, um die Feinheit des Mousselins und die bewunderungswürdige Stickerei besser beurtheilen zu können. Und wahrlich, hier zeigte sich ein Meisterstück, wie es wohl selten der neugierige Blick einer Tochter Eva's gesehen hat. Blumen und Blätter von den geschmackvollsten Farben und Gestalten waren so dicht in einander verschlungen, daß man kaum den weißen Grund des Mousselins gewahren konnte. Das Kleid war von einer Sauberkeit und Eleganz, daß man es lieber für das Wunder einer launenhaften Fee, als für die Arbeit einer weiblichen Hand hätte halten mögen. War Philipp auch kein Kenner von Dingen dieser Art, so mußte er dennoch staunen über dieses Wunder von Geduld und Geschicklichkeit.

Wohl eine Minute verharrte Josephine in stummer Verwunderung vor dem ausgebreiteten Schatze, dann wandte sie sich zu der schüchternen Verkäuferin:

„Wer ist die Stickerin?"

„Sie hat die Ehre vor Ihnen zu stehen, Madame!" antwortete das junge Mädchen mit einer leichten Verbeugung und indem ihr eine Thräne über die bleiche Wange rann.

„Wieviel Zeit haben Sie darauf verwendet?"

„Zwei Jahre!" war die seufzend ertheilte Antwort. „Und dabei habe ich Tag und Nacht gearbeitet."

„O, ich glaube Ihnen, armes Kind! Und haben Sie diese mühsame Arbeit unternommen, um sie zu verkaufen?"

„Nein; sie war ursprünglich zu einem andern, für mich schönern Zwecke bestimmt. Aber leider bin ich jetzt gezwungen, sie um einen hohen Preis zu verkaufen, weil ich des Geldes nothwendig bedarf. Gebe der Himmel, daß ich einen Käufer finde!" fügte sie mit einem Blicke auf Philipp hinzu, als ob sie ihn um seine Fürsprache bäte.

„Welchen Preis fordern Sie?" fragte der junge Mann.

Die niedliche Verkäuferin schwieg einen Augenblick, als ob sie Furcht hätte, die verhängnißvollen Worte auszusprechen, die schon so oft ihre Hoffnung zertrümmert; dann flüsterte sie ganz leise:

„Dreihundert Thaler!"

„Dreihundert Thaler!" wiederholte Josephine mit jenem unbeschreiblichen Ausdrucke, den nur schöne Frauen in den Blick und in das Lächeln zu legen wissen. „Das ist viel! Philipp, ein Kleid um einen solchen Preis!" wandte sie sich zu ihrem Gatten.

Dieser antwortete durch ein bedauerndes Lächeln.

Die Trauernde sah zwar lächelnd Philipp's Gattin an, aber ein Strom von Thränen entrang sich ihren großen Augen.

„Madame," flüsterte sie mit unterdrücktem Schluchzen, „ich weiß, daß ich eine große Summe fordere; aber was ist sie für eine reiche Dame? Sie üben ein Werk der Wohlthätigkeit, wenn Sie mir die mühsame Arbeit abkaufen. Ach, Madame," rief sie lauter, indem sie wie eine Betende die flachen Hände zusammenlegte und fast auf die Knie sank — „weisen Sie mich nicht ab, ich gehe der Verzweiflung entgegen, wenn ich mit leeren Händen Ihr Haus verlasse. Wäre es möglich, ich würde mich mit der Hälfte, selbst dem dritten Theile begnügen; aber es darf nicht ein Groschen an der geforderten Summe fehlen — ich kann nicht anders!"

Sie zog ein weißes Tuch hervor, um die Thränen zu trocknen.

Die beiden Gatten sahen sich in schmerzlicher Verwunderung einander an.

„Mein Kind," begann Josephine nach einer Pause, „halten Sie mich nicht für geizig oder hartherzig; könnte ich frei über mein Vermögen schalten, ich würde nicht um eine Minute Ihre Sorge verlängern, auch wenn mich der Besitz dieses prachtvollen Kleides nicht reizte. O, mein Gott, Philipp, was kann ich thun?" flüsterte sie ihm zu. „Unsere Grundsätze werden auf eine harte Probe gestellt. Die Empfehlung der Madame F. provocirt meine Ehre, und dieses arme Kind meine Wohlthätigkeit."

Auch Philipp war gerührt.

„Wer sind Sie, mein Kind?" fragte er die Weinende. „Nennen Sie uns Ihren Namen und Ihre Wohnung."

„Anna Bornstedt!" flüsterte sie.

„Wie?"

„Anna Bornstedt — ich bewohne ein Stübchen in Nr. 12 der B.-Gasse."

„Bornstedt?" fragte er noch einmal, und sein Gesicht ward noch bleicher als es bisher gewesen war.

Aus Josephine's Augen blitzte ein Freudenstrahl. Um die Befangenheit ihres Mannes zu enden, der bestürzt an das Fenster getreten war, wandte sie sich zu Anna:

„Ich weise Sie nicht ab, Mademoiselle! Ein solcher Handel erfordert indeß Ueberlegung — besuchen Sie mich morgen um diese Zeit wieder, und ich glaube Ihnen den Dienst leisten zu können, den Sie fordern."

„Madame! Madame!" rief außer sich das junge Mädchen. „Und Sie wollen den Preis zahlen?"

„Wenn es mir irgend möglich ist!"

„Lohne Ihnen Gott, daß ich nicht hoffnungslos von Ihnen scheide!"

„Bringen Sie mir morgen Ihre Arbeit zurück —"

„Nein, behalten Sie das Kleid und prüfen Sie die Stickerei — vielleicht sind Sie geneigter, den Preis zu zahlen."

Anna küßte hastig die Hand der Madame Lindsor und verließ das Zimmer.

Gleich darauf sah sie Philipp, der immer noch an dem Fenster stand, über die Straße eilen. Wie beflügelte die Hoffnung die Schritte der armen Anna! Ihr leichtes, armseliges Tuch flatterte im Winde, und ihre kleinen Füße schienen kaum den Boden zu berühren. Als der junge Mann sich wandte, stand Josephine ihm zur Seite.

„Du nanntest früher den Namen Bornstedt, wenn ich nicht irre," flüsterte sie. „Demnach ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieses Mädchen der Familie angehört, der wir ein Vermögen schulden. Ich entließ die Unglückliche, um die Verlegenheit abzukürzen, die ich in Deinen Zügen las. Philipp," — sie warf sich an seine Brust — „ich werde ganz glücklich sein, wenn mir auch nichts bleibt als Deine Liebe! Du kommst arm zu mir; aber Du bringst mir dennoch einen Schatz, den ich nicht genug würdigen kann!"

Philipp drückte die reizende Frau fest an sich und bedeckte ihren blühenden Mund mit Küssen. Die beiden Gatten feierten Augenblicke der höchsten Wonne.

„Madame F. wollte eine kleine Bosheit ausüben," sagte Josephine; „sie ahnt sicher nicht, daß sie mir einen großen Dienst erwiesen hat."

„Ist Anna die Tochter des Mannes, den ich suche, so zahle ich ihr einen Preis, der sie für die mühsame Arbeit und für den erlittenen Kummer entschädigt! Du erlaubst mir, daß ich mir sofort Gewißheit verschaffe."

Philipp entfernte sich. Josephine weidete sich noch einige Zeit an der kostbaren Stickerei, dann legte sie sorgfältig das Kleid zusammen und verschloß es.

„Ich werde doppelt stolz darauf sein," dachte sie, „wenn man mich in diesem Schmucke bewundert!"

III.

Madame Lindsor hatte ungeachtet ihres eingezogenen Lebens gewissen Kreisen Stoff zu Vermuthungen und Deutungen mancherlei Art gegeben. Ihre Besuche des Concertes und Theaters waren hinreichend gewesen, um die Damen neidisch und die Männer rebellisch zu machen, eine Erscheinung, die Leipzig mit allen Städten gemein hat. Die Soiréen des Banquiers, von denen Madame Lindsor dreien beigewohnt, hatten alle Varietäten der großen leipziger Familie vereinigt, mithin wurde die fremde Dame je nach der Anschauung dieser Gattungen beurtheilt.

„Wer ist denn eigentlich die Madame Lindsor?"

Diese Frage beantwortete um die Mitte des Monats Mai Jemand, der zum Geschlecht der Positiven gehört, durch folgendes Inventarium:

„Madame Lindsor ist eine erste Etage für sechshundert Thaler Miethzins, der halbjährlich nach Wechselrecht pränumerirt wird; solide Möbel, bürgerliche Küche, zwanzigtausend Thaler Revenüen, die ihr erlaubten, eine Equipage zu halten, wenn sie wollte. Ihr Mann ist ein englischer Kaufmann, der gegenwärtig eine große Reise macht. Solide Leute, gegen die sich nichts einwenden läßt."

Hat der Positive, ein dicker, runder Mann mit kirschrothen Backen, der in der Regel einige Häuser mit Meßlokalitäten besitzt, diese Interpretation gesprochen, so bedeckt er die Oberlippe mit der Unterlippe, und bewegt das schwerfällige Haupt, als ob er die letzte Phrase dadurch bestärken wollte. Man weiß nun, er hat ein erschöpfendes Urtheil abgegeben.

Wendet man sich an einen fein gekleideten Mann, der schwarze Glacehandschuhe, glänzende Gummigaloschen und einen sorgfältig gepflegten Backenbart trägt, so erhält man die Antwort:

„Madame Lindsor ist noch nicht an unser Klima gewöhnt, sie leidet ein wenig an Tuberkeln; es hat jedoch nichts zu sagen!"

Dieser Mann ist ein Arzt. Nachdem er lächelnd diese Antwort gegeben, eilt er von dannen, und man ist geneigt zu glauben, er behandele die Dame. Bei nächster Gelegenheit läßt er zufällig die Ansicht laut werden: „Sie wird wohl einen Respirator tragen müssen!"

Wenden wir uns an den jungen Mann mit blondem Haare, einer feinen Brille und untadelhafter Toilette. Er sitzt gewöhnlich Nachmittags zwei Uhr im Café français und ißt Kuchen.

„Madame Lindsor, mein Bester? Eine himmlische Frau, ein göttliches Wesen! Sie hat die Dedication meines neuesten literaturhistorischen Romans angenommen, der in splendider Ausstattung bei Brockhaus erscheint. Famos, sage ich Ihnen, neue Typen, Berlin! Charaktere, bis jetzt nicht dagewesen! Ich habe ihr neulich den Prolog vorgelesen — sie war entzückt. Ah, eine geistreiche Frau! Schade, daß Madame F. zugegen war."

Dieser Mensch gehört zum Geschlechte der Schöngeister, einem der verbreitetsten in dem Mittelpunkte des Buchhandels. Sie sind nicht gefährlich, da die Eitelkeit ihre vorherrschende Schwäche ist. Nur die Buchhändler fürchten sie, wenn sie ein Manuscript aus der Tasche ziehen.

„Madame Lindsor!" ruft ein Anderer, der mit drei bis vier Freunden Mittags durch die Promenaden geht, um die Damen zu mustern. „Ich weiß genau, daß sie schon dreißig Jahre alt ist, verblüht, falsche Zähne, schöne Augen, abgenutzter Sopran, viel Toilette, etwas Schminke und elegante Manieren — ziemlich verblüht, aber immer noch einer kleinen Liebschaft werth!"

Diese Antwort erhält man von einem höchst sauber gekleideten Manne, der zum Geschlechte der Frauenbesieger gehört. Er hat um elf Uhr stark gefrühstückt, und will durch einen Spaziergang die Verdauung befördern. In solchen Augenblicken sind die Frauenbesieger unerbittlich.

„Wer ist diese Madame Lindsor?" fragt ein junger Kaufmann seine Gattin.

„Ich will nicht, daß Du die Soirée bei Madame F. wieder besuchst!"

Dies ist unstreitig die inhaltreichste Antwort. Sie läßt sich kommentiren: die Frau ist gefährlich, hat Geschmack und versteht sich zu kleiden. Sie flößt den Gattinnen Besorgniß ein.

Dort kommt ein nachlässig gekleideter Mann mit langen Haaren, von bleichem, gelehrtem Aussehen. Fragen wir ihn.

„Madame Lindsor? Mein Bester, wissen Sie denn nicht, daß diese Dame die ehemalige Geliebte des Lord Palmerston ist? Ah, man hat seine Correspondenten in London!"

Dieser Mann ist ein Doctor der Philosophie und gehört zur Classe der Widersprecher. Sie wittern alle Druckfehler in den neu erschienenen Büchern, berichtigen die Facta in allen Memoiren und wetten stets Hundert gegen Eins, daß sie Recht haben. Fast alle Widersprecher kritisiren in gelehrten Zeitschriften, haben eine zurücktretende Stirn und schreiben einen schlechten Styl. In der Politik gehören sie der Partei an, die die wenigsten Anhänger besitzt. Jetzt sind sie Russenfreunde, im Jahre 1849 schwärmten sie für Oesterreich.

Es verbreiteten sich so viel Meinungen über Madame Lindsor, daß wir sie nicht alle anführen können. Wir haben nur beweisen wollen, daß ein Mann, der die junge Dame kennen zu lernen sich bemühte, ohne ihr seinen Besuch zu machen, eben so gut hätte glauben können, sie sei verwittwet oder verheirathet, dumm oder geistreich, gut oder schlecht, reich oder arm, schön oder häßlich — mit einem Worte, es gab so viel Madame Lindsor, als Classen in der Gesellschaft und Sekten in dem Protestantismus. Dem guten Philipp kam manches davon zu Ohren, aber er lächelte über das wunderbare Leipzig, vorzüglich nachdem man ihm die Geschichte von einem gewissen Matintosh erzählt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neuester Polarstern.

Prinz Max.

Prinz Max von Sachsen-Altenburg, geb. 1. Juli 1818 als zweiter Sohn des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg, Bruder des Herzogs Ernst, Onkel des Herzogs Georg, Vetter des Prinzen Albert, Gemahl der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg, Tochter des Herzogs Wilhelm von Nassau, Schwester des Herzogs Adolf von Nassau, Cousine des Prinzen Nikolaus von Nassau, Schwägerin des Prinzen Friedrich von Anhalt-Dessau, Tante des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, Schwiegermutter des Prinzen Friedrich von Anhalt-Dessau, Schwiegertante des Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau, Schwiegervetter des Prinzen Friedrich von Anhalt-Dessau, Schwiegervetter

würde sie nicht kennen, würde sich nicht wenigstens an Einem oder dem Andern derselben erfreut und erweitert, oder doch den Namen ihres Vaters mit Liebe, Achtung, ja Ehrfurcht haben nennen hören? Und wer, der sich um die früheren politischen Entwickelungskämpfe im innern Vaterlande aufmerksam bemüht oder auch nur bekümmert hat, wer von diesen sollte den Namen dieses edlen Dichters nicht auch kennen als den Namen eines tüchtigen Mitkämpfers für freiheitliches Recht auf der Landtagstribüne seines Vaterlandes, für religiöse Freiheit? Und geht Ihr nach Hessen, nach Cassel, nach Fulda, nach Hanau: da wird Euch der Name Heinrich König auch genannt als der Name eines so rechtschaffenen, strengredlichen und bürgerlich soliden Mannes, — eines so braven, treuen Gatten, Vaters und Freundes, — einer so liebevollen, harmlosen, anspruchslosen Natur: daß ihm auch seine eifrigsten Gegner in Politik und Religion ebenso hohe Achtung schenken müssen, als seine Freunde ihm Liebe zollen.

Aber der arme Knabe aus dem Volke hat eine schwere Schule des Lebens durchlaufen und durchleiden müssen, ehe er zur Höhe seines Ruhmes, seiner Stellung gelangte, und gewiß ist es interessant, in rascher gedrängter Uebersicht diesen schweren Weg mit ihm zu verfolgen. Gewiß aber auch ist es ein lichter Trost für den deutschen Patrioten, auch an diesem Beispiel wieder zu erkennen, eines Theils, daß die meisten unserer großen und schönen Geister aus dem Volke hervorgegangen sind, daß also eine Nation, die in ihrem Urkerne fortwährend solche Kraft erzeugt, noch nicht so weit herabgekommen ist als man uns dies von manchen Seiten her glauben machen will; anderntheils, daß selten eine wahrhaft ächte Kraft an sogenannten „äußern Verhältnissen" zu Grunde geht, wenn sie stets pflichtgetreu ihrer Selbst und ihrer Aufgabe sich bewußt ist.

Heinrich König wurde am 19. März 1790 in Fulda geboren; sein Vater war als Bauernsohn aus dem Dorfe Schwaben in das fürstbischöfliche Militär eingetreten, und starb als Unteroffizier in dem von den Franzosen belagerten Mainz, zwei Jahre nach der Geburt seines Sohnes. Die Mutter war eine tüchtige Schneiderin, namentlich in Mützen und Kappen für die Bäuerinnen, und sie zog nach dem Tode ihres Mannes zu ihrem Bruder Belten, der früher weltlicher dienender Bruder im Kapuzinerkloster gewesen war, dann aber statt der Kutte ein Weib genommen hatte, und nun als Lohnarbeiter, Handlanger und Commissionär mannigfache Dienste für Kloster und Stadt that. Die ganze Familie war fromm, strengrechtschaffen, sparsam, sauber, und dies Alles bis zur peinlichsten Gewissenhaftigkeit; diese ersten Eindrücke und Anschauungen haben sich durch das ganze Leben des Dichters hingezogen. Heinrich wuchs in diesem Kreise als fleißiger Schüler der Bürgerschule auf, unendlich zufrieden und still vergnügt; seine Hauptfreude war, dem Studenten die Bücher nachzutragen, und als er einst einen hölzernen Pallasch geschenkt bekam, ruhte er nicht eher, als bis er ihn an einer Mauer zerschlagen hatte, um auf leere Faust wieder vergnügt sein zu können. Daß die Studenten dann und wann in den Weihkessel Tinte gossen, und Manche, die sich daraus mit schwarzen Tuppen besprengt hatten, dies für Wirkung des Teufels hielten, brachte wohl den ersten Conflikt in seine fromme Anschauung des kirchlichen Kultus. Aber mit Rührung und Interesse wohnte er den weihnachtlichen Theatervorstellungen der Kapuziner bei, dem „Krippchen," letzter Rest der mittelalterlichen Mysterien. In der Schule waren es die altbiblischen Geschichten und die Anfänge der Geschichte seines engeren Vaterlandes, die Geschichte der Heidenbekehrer, die besonders auf ihn wirkten. Seine guten Anlagen bewogen Mutter und Oheim ihm in Gemeinschaft anderer Knaben noch besondern Unterricht ertheilen zu lassen, bei einem „Präceptor," das heißt bei einem armen Studenten, der sich dessen für sehr kleine Gaben, worunter auch Victualien, unterzog. In den Freistunden trug er die Arbeiten seiner Mutter herum oder hütete die Ziege; bald aber sollte er — durch Vermittelung seines Oheims — das Leitseil der Ziege mit dem Meßglöcklein im Stifte der englischen Fräulein vertauschen; er wurde ein gar niedlicher, geliebter und Vertrauen erweckender Ministrante. Die lateinischen Worte seines Dienstes als Ministrante hatte er rasch und sicher aufgenommen, und der Oheim verschaffte ihm deshalb von einem Pater Hilarius eine alte, lateinische Grammatik; sie sollte die erste Sprosse zur Leiter höherer Wissenschaft werden. Sicheren Fuß auf dieser Sprosse gefaßt, sprang er dann auch schon bald von der Bürgerschule in das Gymnasium, fast zu derselben Zeit, als des Fürstenthums Fulda geistliches Regiment überging an das weltliche Regiment des Prinzen von Oranien.

Der als Erbschaft zurückgelassene lange Mantel eines reichen Gymnasiasten, wurde nun durch Decret des Gymnasialdirectors unserm Heinrich umgeworfen, und er that ihm treffliche Dienste, wenn er mit seinen Mitschülern auf der Straße singen und dann die milden Gaben dafür einsammeln mußte. Bald hatte er den ersten Platz und schon zwei Prämien in seiner neuen Schule gewonnen. In diese Zeit fällt eine seiner nachhaltigsten Erinnerungen: er bekam von den Aeltern eines Mitschülers das erste Billet für das Theater, das unter dem neuen weltlichen Regimente fleißig kultivirt wurde; „die Hussiten vor Naumburg" machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und er fühlte sich selig, als er eines Abends einen der Knaben mitspielen durfte, die zu rufen hatten: „Ich!" — Er brachte dieses „Ich" aber so jämmerlich und consternirt heraus, daß er beschämt davon lief. — Ein anderes Davonlaufen hatte ernstere Folgen: einmal in der Woche genoß er mit zwei Mitschülern einen Freitisch im Kloster; da wurde nun eines Tags ein Schweinskopf von unbeschreibbar üblem Geruch vorgesetzt; Heinrich nimmt ein Stückchen Papier, schreibt darauf:

„Die Suppe essen wir; die andern guten Gaben
Hebt uns gefällig auf bis wir den Schnupfen haben,"

steckt das Zettelchen dem Schweinskopf in den Mund und läuft davon. Er verlor damit natürlich seinen Freitisch, hatte auch wohl noch manche Häkeleien auszustehen, und seit der Zeit schon kamen die Klöster bei ihm in einen üblen Geruch; den verlorenen Mittagstisch ersetzte er mit angestrengterem Erwerb durch Privatstunden. — Nun erfolgte die große Schulreform; die langen Mäntel der Schüler fielen ab und damit auch manche Zöpfe, Fesseln für die jungen Geister, die sich nun immer freier bewegen und neue, erweiterte Anschauungen in sich aufnehmen konnten. Dies geschah bei Heinrich immer mehr, als er, mit drei Prämien belohnt, das Gymnasium verlassen und das Lyceum betreten hatte, und zwar zur Zeit, als Fulda durch Mortier für die Franzosen besetzt wurde. Diese neue Richtung seines Denkens und Anschauens bewahrte ihn auch wohl vor der Gefahr, Mönch zu werden, wie Oheim und Mutter ihm das nach Beendigung seiner Gymnasial-Studien vorschlugen und wozu auch einige gescheidte Mönche den talentvollen und vielversprechenden Jüngling bereden wollten; vielleicht mochte auch jener Schweinskopf mit dazu beitragen, denn in demselben Zimmer, wo dieser ihn in die Flucht getrieben, sollte er seine entscheidende Erklärung ablegen; da, — ehe dieser Moment kam, lief er zum zweiten Male davon, und rettete in diesem Augenblick dem deutschen Vaterlande einen seiner edelsten Dichter. — Man trug ihm das aber nicht nach, und Ohm und Mutter gaben sich gern mit seinem höheren Studium auf dem Lyceum zufrieden. Drei Jahre dauerte dasselbe, und jedes dieser Jahre hatte nach drei Richtungen hin einen entschiedenen Einfluß auf die spätere Richtung, auf das ganze Leben des jungen Mannes. Zuerst in kirchlicher Beziehung, in immer größerer Ablenkung vom Dogma auf den Weg eigener Forschung; sodann in schriftstellerischer Beziehung durch Anfertigung einer prosaisch-poetischen Arbeit, der Beschreibung eines Sommerabends in den Gegenden Nizza's und Turin's; sie wurde, als die beste Arbeit von Allen, öffentlich vorgelesen, und machte einen so bedeutenden Eindruck, daß Viele an ein Plagiat dachten, wo der Verfasser durchaus Original gegeben hatte. Diese Arbeit war der Keim zu des Verfassers erstem Roman: „Die hohe Braut." Das dritte Jahr brachte dem Jüngling seine „erste Liebe," deren ernste Folgen ihn schon bald an Gründung eines Ehelebens denken lassen mußten.

Am 9. September 1809 beschloß er seine Lyceums-Studien mit einer lateinischen Rede in so freisinniger Weise, daß sie ihm die Pforten der Theologie, die er anfangs beabsichtigt hatte, verschloß, und er stand nun am ersten großen Scheidewege seines späteren Lebens. Gern hätte er Jura studirt, aber dazu hätte er nach Wetzlar an's Reichskammergericht gemußt, und dazu war kein Geld vorhanden. Was nun zu thun? Er beschloß endlich, die Vorstudien zur Anatomie bei dem neuerrichteten Krankenhause zu machen und widmete sich derselben auch mit allem Eifer; seine später so fruchtbar gewordenen tiefen Blicke in die Physiologie des Menschen gewannen hier wohl ihre ersten Grundzüge. Als Endresultat dieser Studien schaute aber doch nur ein gewöhnlicher Chirurg her-

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und bin zu folgenden Resultaten gekommen.

Die Ursache der Erscheinungen ist in der Verschiedenheit der Temperatur zu suchen, welche die Luft in den verschiedenen Höhen besitzt. Die Luft ist nämlich ein sehr schlechter Wärmeleiter, und wird daher von der Erde aus nur sehr langsam erwärmt. Die Luftschichten, welche der Erde zunächst sind, werden daher wärmer sein, als die höheren, und diese wieder wärmer, als die noch höheren. Wenn nun ein Lichtstrahl aus einem dünneren in ein dichteres Medium übergeht, so wird er gebrochen, und zwar um so mehr, je dichter das Medium ist. Da nun die Luft um so dichter ist, je kälter sie ist, so wird ein Lichtstrahl, der aus dem Weltraume in unsere Atmosphäre eintritt, um so mehr gebrochen werden, je tiefer er in die Atmosphäre eindringt. Ein Lichtstrahl, der also von einem Gestirne kommt, wird nicht in gerader Linie zu unserem Auge gelangen, sondern in einer Curve, deren Convexität der Erde zugekehrt ist. Wir werden daher das Gestirn in einer Richtung sehen, welche mit der Tangente an die Curve, die der Lichtstrahl beschreibt, zusammenfällt. Diese Tangente wird aber höher sein, als der Lichtstrahl selbst, und wir werden daher das Gestirn höher sehen, als es wirklich ist.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

Die Refraction ist also die Ursache, dass wir die Gestirne höher sehen, als sie wirklich sind. Sie ist am grössten, wenn die Gestirne am Horizonte stehen, weil dann der Lichtstrahl die dichtesten Luftschichten durchdringt. Sie ist am kleinsten, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl die dünnsten Luftschichten durchdringt. Sie ist Null, wenn die Gestirne im Zenithe stehen, weil dann der Lichtstrahl in gerader Linie zu unserem Auge gelangt.

wie Walter Scott, der mehr Sittengemälde gab, als er zeitbewegende Gegenstände wählte; er faßt Beides zusammen, er wählt seine Stoffe meist aus großen Uebergängen in der Entwicklung eines Landes, eines Volkes, die dann wieder ein helles Schlaglicht auf die eigene Zeit werfen; dabei malt er mit feinstem Pinsel das ganze Wesen, die tiefste Charakteristik jener Zeit nach und mit dem göttlichen Instinkte der ächt naiven Dichterkraft, weiß er auch überall das Stete im Menschen, das Reinmenschliche, was an keine Zeit gebunden ist, wundersam hervortreten zu lassen. — Am Bedeutendsten treten gerade diese angedeuteten Vorzüge in seinem Roman: „Die Clubisten in Mainz" hervor, und finden wir sie auch mehr oder weniger wieder in seinem neuesten Roman: „König Jerôme's Karneval."

Einer anderen Aufgabe bleibe es überlassen, die Werke König's einzeln zu besprechen und in all ihren Vorzügen zu verfolgen; uns kann es hier nur um allgemeine Umrisse, um das Totalbild des Dichters zu thun sein. — Schließen wir dasselbe ab, indem wir sein äußeres Leben noch von da an verfolgen, wo wir vorhin es verließen, wo er auf einmal der berühmte Schriftsteller geworden war. In dieses Glück trat auch das Glück, daß die 25jährigen Leiden seiner Frau durch den Tod beendet wurden. Es war zu Anfang 1835, die Unglückliche starb unter erschütternden Umständen, und eine Section erwies Verbildung der inneren Hirnschale, die stets mehr auf das Gehirn gedrückt hatte. Trauernd, doch glücklich, frei von banger Sorge und Qualen, gehoben von Ruhm, ging nun das Schaffen frisch weiter: „Die Waldenser" und Shakespeare's „Dichten und Trachten" wurden vorbereitet, geschrieben, in die Welt gesendet; aber bei den vielen amtlichen Pflichten mit solcher körperlichen Anstrengung, daß der Grund zu späteren ernsten chronischen Leiden gelegt wurde. Sehnsucht nach Liebe, Mittheilung, nach häuslicher Freude und kaum genossenem Eheglück, führten nun den Dichter zum zweiten Male in die Ehe und zwar in eine innig glückliche, wohlthuend ausfüllende und anregsame, mit einer gebildeten Frau aus dem Kreise des höhern Fabrikstandes; bald darauf heirathete auch seine Tochter einen braven, gebildeten Schulmann.

Langdauernde Bekanntschaft mit einem geistvollen Russen gaben Veranlassung zu dem vortrefflichen Werke: „Literarische Bilder aus Rußland." Im Jahre 1839 wählte ihn Hanau noch ein Mal zum Landtag. Der Mißliebige wurde dafür 1840 nach Fulda versetzt, als Obergerichts-Secretair; dem Klerus zum Verdruß, den katholischen Bürgern zur Scheu, doch herzlich aufgenommen in einem gebildeten protestantischen Kreise, zu dem Anfangs auch Dingelstedt gehörte. Ein Jahr darauf verloren die Aeltern ihren prächtigen, vierjährigen Knaben. Nun erschienen „Regina" und „Veronika"; zwei Jahre im Seebad brachten das Buch: „Eine Fahrt nach Ostende." Die Jahre 1846 und 1847 schufen „die Clubisten in Mainz." Anhaltende Leiden hatten den Allzufleißigen schon auf eigene Kosten einen Mitarbeiter in seinen Amtspflichten anstellen lassen; jetzt, im Sommer 1847, bat er um Entlassung aus dem Staatsdienst; er erhielt sie mit Pension.

Der welthistorische März 1848 zog den Dichter zurück nach Hanau, um im Kreise alter Freunde und theurer Verwandten der Frau, die Entwicklung der Ereignisse zu verleben. Er hinterließ in seiner Vaterstadt die Liebe eines gebildeten Kreises, eine auch den Kircheneifrigen abgenöthigte Achtung, die Zufriedenheit der katholischen Geistlichkeit mit seinem Rückzug und ein kleines Grab mit Immergrün. Der Bauernstand des Kreises Hanau wählte den würdigen Kämpfer früherer Zeit auf's Neue; er ging im April zu dem vom Märzministerium berufenen Landtag nach Kassel. Kämpfe, Stürme, Arbeit aller Art vollauf! Dabei Unachtsamkeit auf sich selbst — so steigerte sich sein krampfiges Asthma auf's Höchste, doch hielt er tapfer aus bis zum November, wo er dann bedenklich krank nach Hanau zurückkehrte. Ruhe und Pflege machten ihn aber bald genesen; er besorgte die neue Ausgabe von „Shakespeare" und „Regina"; er schrieb „Haus und Welt" und machte Studien und Anhänge zu dem jetzt erschienenen „König Jerôme's Karneval." —

Liebevolle Heiterkeit im Haus, einfacher Verkehr, gemessene Diät, Besuche von Wildbad und Gastein, kleine Ausflüge in schöne Natur, haben des Dichters körperliches Befinden leidlich und beruhigend hergestellt; Muth und Heiterkeit des Geistes beleben und tragen ihn fortwährend, und so dürfen wir denn freudig hoffen, noch anderes Schönes und Bedeutsames von ihm zu empfangen.

Das ist das Leben des armen Knaben aus dem Volke, das Bild eines deutschen Dichters, eines der schönsten und edelsten Geister unserer Nation.

Die Todtenstadt in London.

In einer Stadt, die mehr Einwohner hat als manches deutsche Königreich, wo sich so viele Menschen auf drei geographische Quadratmeilen zusammendrängen, wie sich kaum in drei ganze deutsche Herzogthümer vertheilen, wo Geborenwerden und Sterben zu den blühendsten Gewerben gehört und schon seit zwei Jahrtausenden ununterbrochen Menschen geboren und begraben wurden, erhob sich neuerdings die wichtige Lebensfrage: „Was machen wir mit unsern Todten?" Ein deutscher Freihändler und Cobdenschützling hier schlug in einem Meeting vor, man solle sie ausbraten und Lichter daraus ziehen, die Reste aber verbrennen, weil sie dadurch am Schnellsten in die elementarischen Stoffe aufgelöst würden, die in Regen und Luft den Gärten und Feldern sofort zu Gute kämen. Also Düngung der Felder mit unsern dahingeschiedenen Brüdern und Schwestern aus der Luft von Oben. Ungemein freihändlerisch und nationalökonomisch; aber wer bürgt uns auf diesem ökonomischen Wege dafür, daß nicht Cobden und die Freihändler einmal ein Gesetz durch's Parlament bringen, welches alle Arbeitsunfähigen, Alten und Kranken zum Tode für die Seifensieder verurtheilt, damit sie, die selber nicht mehr mit ihrem Lichte leuchten konnten, mit russischem Talge Concurrenz machen und den Marktpreis der Lichter und Räderschmiere herunter bringen? Zwischen diesem freihändlerischen Vorschlage und dem Lord John Russel's, man solle die Begräbnißgesetze reformiren, im Uebrigen aber Alles beim Alten lassen, zerbrachen sich Jahre lang die weisesten Staatsmänner die Köpfe an der Lösung dieser Frage, bis es Privatleuten endlich mit schwerer Mühe gelang, Concession für ihre praktische Lösung zu finden.

Der Bischof von London war sehr dagegen, da in dieser Lösung — Begräbniß in einer besondern entlegenen Todtenstadt — eine Verkürzung des Brotes der Geistlichen stecke. Als die Concession dennoch erfolgte, trug er, mit mehr als einer Million Thaler jährlicher Einkünfte, auf eine Besteuerung der Todten zum Besten der Kirche an, ward aber damit abgewiesen, da die englische Hochkirche schon Einkünfte genießt, welche das höchste Militär-Budget, das Preußens, bedeutend übertreffen. Die Privatleute traten also mit ihrer Concession für eine „londoner Nekropolis" (Todtenstadt) als „National-Mausoleums-Compagnie" hervor und in's Leben. Sie kauften 2200 Morgen Landes zur Begründung der neuen Stadt, etwa zwanzig (englische) Meilen südwestlich von London neben der Südwesteisenbahn bei Woking, eine hügelige, stille, von Industrie und Lebensqual durch Berge geschützte Haide. Ein großer Theil dieser Haide wurde rasch von schönen Eisenzäunen eingegittert, mit Bäumen bepflanzt, mit Wegen durchzogen, eingeweiht und „Nekropolis Londons" getauft. Auch einige kleine Kirchen und Kapellen mit Glocken erhoben sich rasch, um Todten, die's bezahlen können, noch eine letzte Lobrede und ein Ehrengeläute zukommen zu lassen.

Die neue Todtenstadt bevölkerte sich Anfangs nur langsam, aber jetzt steigt der tägliche Zuwachs in beinahe geometrischen Proportionen. Jeden Morgen nach 11 Uhr geht ein langer Eisenbahnzug mit Todten und Trauernden nach der neuen, stillen, sonnigen Stadt ab, siedelt dort die neuen Bewohner an oder unter und bringt die Trauernden zurück, von denen dann mit der Zeit immer Einer nach dem Andern seine letzte Eisenbahnfahrt antritt, um sich in der neuen Stadt dauernd einzurichten. So geht also alle Tage ein besonderer Eisenbahnzug mit Todten in die neue

ETON COLLEGE.—The Queen, Prince Albert, and the Royal Family visited Eton College on Thursday, for the purpose of witnessing the annual display of the boys in the Upper School. The Royal party arrived at the College about half-past one o'clock, and were received by the Provost, Vice-Provost, Head Master, and other members of the College. The Queen and Prince Albert, with the Royal children, were conducted to the Upper School, where they remained for about an hour, and then proceeded to the Provost's lodgings, where they partook of refreshments. The Royal party then left Eton for Windsor Castle.

Die Transvaal-Republik im Kafferlande.

„Die große Mutter der Erde mit den kleinen Brüsten," war gestorben und höchst dero Sohn, König Shaka, „Beherrscher aller Schwarzen und der Hälfte der Welt," im Gegensatze zur Königin von England, welcher er die Weißen und die andere Hälfte der Welt einräumte, befahl eine große allgemeine Landestrauer, die er mit einer großen Trauerfestlichkeit einweihte. Zu dem Feste waren alle Unterthanen, die unterjochten Kaffer- und andere „einverleibten" Stämme mit Kind und Kegel befohlen. So versammelten sich eines glühenden Morgens Tausende und aber Tausende schwarzer und schwarzbrauner Männer, Weiber und Kinder aus den Bergen und Schluchten der Südostküste Afrika's nach Port Natal und Cap Sanct Lucia herunter in einer großen, glühenden Ebene, auf der die nackten schwarzen Glieder in allerlei phantastischem, rohem Schmuck weithin glitzerten und glimmerten. Alle die Tausende und aber Tausende weinten oder versuchten wenigstens unter den furchtbarsten Anstrengungen und Grimassen zu weinen, denn eine Allerhöchste Cabinets-Ordre hatte mündlich durch den Mund seiner Soldaten im ganzen Reiche verordnet, daß bei Todesstrafe kein Auge ohne den Schmuck der Thränen zum Feste kommen, aber auch nicht wegbleiben dürfe. König Shaka, ein schwarzes, fettes Ungeheuer, geschmückt mit allerlei Perlen und glänzenden Stückchen Metall, ritt an der Spitze der Auserwählten seines herrschenden Stammes, der Sulu-Kaffern, und seines getreuen, mit Keulen bewaffneten Heeres, durch die Tausende seiner weinend versammelten Unterthanen. Hinter ihm kreischte und heulte es in allen möglichen, schrecklichen Tonarten, hinter ihm spritzte fortwährend Blut und ausgeschlagenes Gehirn. Nachdem er seinen Ritt vollendet, lagen nicht weniger als siebentausend seiner Unterthanen zerschmettert und zerschlagen zwischen dem heulenden Gewimmel der Lebenden auf der heißen, öden Ebene. Der keulenbewaffnete, geschwungene Arm des Kriegsgerichts hatte sie getroffen, weil ihre hochverrätherischen Augen ohne den vorgeschriebenen Schmuck der Thränen ertappt worden waren. Das ist starkes Regiment, strenge Gerechtigkeit, nicht sehr christlich-germanisch; aber Anlagen dazu fanden wir nicht selten auch in christlich-germanischen Ländern in Bezug auf den Schmuck der Kokarden und schwarzen Ränder der Zeitungen als topographischen Trauerflor. Erinnern wir uns doch ein Witzblatt denuncirt gesehen zu haben, weil es nach dem Tode eines Königs nicht schwarz gerändert erschienen war. Daß es von keinem Keulenschlage zerschmettert ward, verdankte es der königlichen Regierung, nicht dem taktlosen Unterthanen und Denuncianten.

Was aus dem „Beherrscher der halben Welt" seitdem eigentlich geworden — die große Trauerfestlichkeit fiel in das Jahr 1824 — weiß bis jetzt wohl Niemand, gewiß aber ist, daß die einzelnen Kafferstämme sich wieder befreiten und zum Theil unter den alten holländischen Colonisten des Caplandes Zuflucht vor dem Scheusal Shaka suchten und fanden. Die Kaffern sind sehr verschiedener Gattung, selbst Race. Die Sulu's, von denen lange Zeit Exemplare in London und Berlin zu sehen waren, scheinen Negerrace zu sein, während die meisten andern, schwarzbraunen Stämme mit ziemlich markirten, scharfen Gesichtszügen und langem Kopfe, aber mit vortretender Stirn mit den Berbern von Nord- und Mittelafrika verwandt zu sein scheinen, vor denen sie nach Süden flohen (im siebenten, achten und neunten Jahrhundert), um ihre Unabhängigkeit und Ungläubigkeit gegen den mit dem Schwerte gepredigten Glauben Muhamed's zu bewahren.

Das geht uns hier weiter nichts an, sondern soll blos als Vordergrund und Erklärung der neuen holländischen oder Transvaal-Republik dienen, welche sich während der letzten zehn Jahre mitten zwischen feindlichen Kaffern und revolutionär gegen die englische Cap-Regierung gebildet hat, und neuerdings eine furchtbare That des Patriotismus und der Rache gegen einen ganzen Kafferstamm ausführte. Die holländischen Colonisten — boers genannt, d. h. Bauern, Ackerbautreibende im Gegensatz zu den Engländern — gewannen durch die Flüchtlinge aus dem Reiche des Shaka bedeutende Arbeitskräfte, und wurden so bald reich an Feldern und Ernten und Vieh und kräftig und trotzig gegen die pedantische und anmaßende, Steuern nehmende und trotz aller „Kafferukriege" keinen Schutz gewährende englische Colonialregierung. Sie zogen sich deshalb weiter nach dem Innern zurück in herrliche fruchtbare Terrassen, die mit Flüssen nach dem Meere herabsteigen und drei ganz verschiedene Klimate mit deren Produktion bilden, eine Wald- und Wiesenregion unten, ein höheres Tafelland für tropische Früchte und Produkte und eine sich in Berge verlierende Getreidegegend, so daß man, wie in verschiedenen Stockwerken Naturschätze aller Art von der Natur anhäufen lassen kann. Dies ist ein günstiger Boden für menschliche Thätigkeit und Kultur, der noch eine Zukunft haben mag, zumal da ziemlich viel Flüsse aus dem Lande in den Ocean hinabführen und sich auf diese Weise wohlfeile Umsatz- und Verkehrswege leicht schaffen lassen.

Bis jetzt ist freilich die Transvaal-Republik noch ein ziemlich beschränkter, unentwickelter Embryo, eine zerstreute Masse von etwa 150 Farms oder Ackerwirthschaften, die allerdings meist sehr groß und umfangreich sein sollen, und künftig vielleicht die große, grundbesitzende Aristokratie, in der sich leicht ein König entwickelt, bilden mögen. Jedes „Gut" umfaßt mehrere Gebäude mit 30 bis 50 und sogar bis 200 Personen Gesinde und Tausenden von Schafen, Rindvieh und Pferden. Das Gesinde besteht größtentheils aus geflüchteten Kaffern und Hottentotten, die zum Theil selbst Grundbesitz und ganz hübsche Häuser und Wirthschaften haben, so daß auch in dieser Beziehung sich Anknüpfungspunkte an unsere alte politische und sociale Entwickelung finden: Große Grundbesitzer als Herren, Arbeitgeber, Beschützer in Rechtsstreitigkeiten u. s. w., dafür eine Art Steuer, feudalistischer Besitzverhältnisse, Vasallen-Treue, Lehnspflicht, Schutzrecht u. s. w.

Unter einfachen, Ackerbau treibenden Verhältnissen, doppelt von gemeinsamen Feinden umgeben und daher zu Einheit, Brüderlichkeit und Freundschaft, Jeder in seinem eigenen Interesse, angewiesen, läßt sich eine eben so patriarchalische als freie Verfassung der Gesellschaft sehr gut bilden, entwickeln und halten. Leider scheint es Natur- und Menschengesetz zu sein, daß auf ausgedehnten Ländergebieten, mit kultivirten, industriellen, Handels-, Klassen- und Standesinteressen, in Luxus und mannigfachen Ansprüchen an das Leben, kurz in sogenannten großen, gebildeten Staatsverhältnissen die sogenannte Freiheit nur als Privatdelicatesse der Einzelnen sich halten lasse. Um große Volksmassen mit viel Stand und Stufe, mit complicirten, raffinirten Interessen des Gewinns und Vortheils gegen einander im Zaume zu halten, wird die Freiheit als politisches, als Gemeingut unmöglich, so daß der einzelne, freie und noble Mensch sich unter starke Regierungsmaßregeln, unter Polizei und Gewalt fügen muß, obgleich diese Institute für ihn lästig und überflüssig, und nur wegen der großen Masse gebildeten und ungebildeten Pöbels nothwendig sind.

Freiheit, wie sie in republikanischen Katechismen und revolutionären Placaten auftritt, hat sich bis jetzt noch nie praktisch bewährt und gefallen. Sie wäre blos möglich in einer ziemlich gleichmäßig gebildeten, gleichmäßig tugendhaften Gesellschaft mit gleichen Interessen. Wo trafen diese Bedingungen je zusammen?

Ein seltenes Zusammentreffen, daß dies gerade in der Transvaal-Republik der Fall ist. Die Einheit und Kraftentwickelung der großen Grundbesitzer bedarf keiner Erklärung. Es gilt im vollen Ernste ihr Leben und Eigenthum, dann auch ihre Ehre, ihren Trotz, zu zeigen, daß sie des englischen Schutzes nicht bedürfen und sich selbst schützen können. Das Gesinde, bestehend aus geflüchteten Kaffern und friedlichen, civilisirten, arbeitsamen Hottentotten, hat dieselbe Stärke, dasselbe Pathos des Interesses an der Erhaltung des kleinen Freistaates und großen Dorfes. So fließt Alles in eine Kraft, ein Interesse, einen Patriotismus zusammen. Und nur so läßt sich die große, barbarische That, die uns neulich gemeldet ward, erklären.

Die angrenzenden Gebiete der Kaffern, die sich diebisch und räuberisch an den englischen und holländischen Kulturgrenzen herumtreiben, so daß die Cap-Colonie jetzt wieder einen Kafferkrieg von dem verschastopelten Mutterlande verlangte, hatten im vorigen

Lastly, the Ministry of Agriculture, Industry and Commerce has been entrusted with the task of preparing a law on the organization of the Chamber of Agriculture, Industry and Commerce, which will be submitted to the Council of Ministers in the near future.

The Ministry of Agriculture, Industry and Commerce has also

Die Homöopathie,

ein Gewebe von Täuschungen, Unwissenheit und Unwahrheiten,

im Interesse der Volksaufklärung beleuchtet von Prof. Dr. Bock in Leipzig.

Die Homöopathie, von Samuel Hahnemann im Jahre 1790 entdeckt, ist eine angeblich nur auf Erfahrungen und Experimente gegründete, in Wirklichkeit aber durchaus unwissenschaftliche, daher auch vom Laien leicht zu erlernende Heilmethode, welche auf folgenden drei Sätzen fußt: 1) das Wesen der Krankheiten beruht in ihrer äußern Erscheinung (in ihren Symptomen); die Ursache dieser Symptome ist auf keine Weise erkennbar und man braucht sie zu ihrer Heilung auch gar nicht zu kennen; 2) jeder Krankheitsfall wird am schnellsten und sichersten durch dasjenige Arzneimittel geheilt, welches im gesunden Körper möglichst ähnliche Erscheinungen hervorbringt (d. i. das Aehnlichkeitsgesetz, similia similibus); 3) von den homöopathischen Heilmitteln ist immer nur ein einziges auf einmal und in sehr kleiner Gabe zu reichen. Eine Hauptregel dabei ist die, daß man dieses Mittel gehörig auswirken lassen muß, ehe eine zweite Gabe desselben Mittels oder ein anderes gegeben wird. — Diese Grundsätze sind nun alle drei grundfalsch und es ist deshalb die Homöopathie nichts als ein Gewebe von Unwahrheit, Täuschung und Unwissenheit.

Ehe wir die Grundsätze der homöopathischen Heilmethode, sowie ihren Gründer und ihre Anhänger beleuchten, möge allen Denen, welche bei dieser Heilmethode Krankheitserscheinungen bei Menschen oder Thieren verschwinden sahen, hiermit gesagt sein, daß der menschliche wie thierische Organismus von Natur so eingerichtet ist, daß Veränderungen in der Ernährung und Beschaffenheit der festen oder flüssigen Körperbestandtheile (d. s. die Krankheiten) solche Processe nach sich ziehen, durch welche jene Veränderungen entweder vollkommen, bald schneller bald langsamer gehoben werden (d. s. die Naturheilungsprocesse) oder welche wohl auch bleibende, mehr oder weniger beschwerliche Entartungen, ja selbst Absterben des erkrankten Theiles und des ganzen Körpers veranlassen. Stets sind es die Naturheilungsprocesse, welche die Heilung bei homöopathisch Behandelten bewirkten, niemals die homöopathischen Heilmittel, die gleich Nichts sind. Daß Schmerzen sehr oft plötzlich und ohne alle Hülfsmittel verschwinden, ist eine allbekannte Thatsache und beruht ebenfalls auf ganz natürlichen Gründen.

Man beobachte einmal, was ein eingestochener Splitter für Erscheinungen hervorruft. Zuvörderst bildet sich in seinem Umkreise eine Anhäufung von Blut in den feinsten Aederchen (Entzündung mit Röthe, Hitze, Geschwulst und Schmerz) und sehr bald tritt aus diesem Blute eine Feuchtigkeit (Ausschwitzung, Exsudat) heraus, welche entweder durch Gerinnung fest wird oder sich zu Eiter umbildet. Der letztere kann dann durch Vereiterung der umliegenden Festtheile die Entfernung des Splitters veranlassen, während die Umwandlung des geronnenen Ausgeschwitzten zu narbig-faserigem Gewebe die Einschließung (Isolirung, Abkapselung) und somit ein Unschädlichmachen des Splitters nach sich zieht. Wer diesen regelmäßig erfolgenden Proceß der innern homöopathischen Anwendung der Arnica zuschreiben wollte, müßte in das Irrenhaus gebracht werden. Ebenso kommen aber auch bei innern Krankheiten Naturheilungsprocesse zu Stande. — Würden die Anhänger der Homöopathie einige Male in Fällen, wo sie sonst homöopathische Mittel (bei Menschen und Thieren) einnehmen oder eingeben, dies nicht thun und nun auf den Effekt des Naturheilungsprocesses warten, sie würden sicherlich bald die Wahrheit der obigen Behauptung erkennen. Aber freilich die enthusiastischen Anhänger der Homöopathie wollen nicht hören, nicht sehen und durchaus nicht durch Versuche aufgeklärt werden.

I. Die Krankheitserscheinungen.

Die neuere oder physiologische Medicin ist mit Hülfe der pathologischen Anatomie und physikalischen Diagnostik dahin gelangt, die Ursache der meisten Krankheitserscheinungen in bestimmten materiellen Veränderungen zu finden, und gleichzeitig auch zu wissen, daß sehr oft dieselben, in regelwidrigen Empfindungen und in Funktionsstörungen bestehenden Krankheitserscheinungen, wie sie den Homöopathen bekannt sind, den verschiedenartigsten Krankheiten zukommen. Deshalb glauben aber auch nur noch die Stockhomöopathen, welchen die Forschritte der Wissenschaft unbekannt geblieben sind, an den von Hahnemann aufgestellten und als Grundlage für das Aehnlichkeitsgesetz dienenden Satz: „daß man als Arzt von der Krankheit nur die äußeren Erscheinungen, nicht aber die innere Ursache zu wissen brauche und wissen könne.“ Neuere, von der jetzigen Medizin oberflächlich beleckte Homöopathen, welche sogar die Kenntniß des gesunden und kranken menschlichen Körpers zum Heilen desselben nicht ganz verachten, ignoriren diesen Satz ganz oder sagen: Hahnemann habe zu seiner Zeit mit Aufstellung dieses Fundamentalsatzes ganz recht gehabt, allein für die Jetztzeit, wo die Wissenschaft doch bei vielen Krankheitserscheinungen die materielle Ursache ergründet habe, passe er nicht mehr. Damit haben diese Herren nun aber der Homöopathie den Kopf abgeschnitten und es läuft von dieser Unglücklichen nur noch der Rumpf (das Aehnlichkeitsgesetz) mit dem Schwanze (den homöopathischen Gaben der Arzneimittel), der aber auch schon tüchtig verschnitten ist, in der Welt umher. Diese abtrünnigen Junghahnemannianer (welche nicht selten auch gleichzeitig, nach Hahnemann, Bastard-Homöopathen sind, d. s. Streukügelchen-Allopathen, welche da wo die Natur allein wirken kann anstatt Mandelmilch ihre Streukügelchen geben, wo aber eine ärztliche Wirkung nöthig ist, allopathische Mittel in großer Gabe verordnen), gehen manchmal auf das Wesen der Krankheit (die materielle Veränderung) ein, oft auch wieder nicht und haben so einen Mischmasch von homöopathisch-allopathischer Pathologie (z. B. Cl. Müller's Familienarzt) gegründet. Sie wollen den Kranken sogar physikalisch (durch Besehen, Befühlen, Belopfen und Behorchen) untersucht wissen. Nun wäre dies zwar recht schön, aber es passen dazu ihre üblichen, auf das Aehnlichkeitsgesetz basirten Heilmittel nicht mehr und von solchen Mitteln, welche die den Krankheitserscheinungen zu Grunde liegenden materiellen Veränderungen hervorbrächten, wagen die Junghahnemannianer doch nicht als von ihnen erprobten zu schreiben. Es sollte den Herren aber auch schwer fallen, Jemandem weißzumachen, daß sie eine Lungenverdichtung oder Erweiterung, Anhäufungen von Flüssigkeiten im Herzbeutel, in der Brust- oder Bauchhöhle, Tuberkelknötchen u. s. f. bei einem Gesunden künstlich darzustellen vermögten. Da sie dies nun nicht können, so machen sie sich allopathische Krankengeschichten und Arzneistoffe homöopathisch zurecht und versuchen dies für einen wissenschaftlichen Fortschritt der Homöopathie zu erklären. Wer aber denken kann, muß einsehen, daß mit dem Wegfall des ersten homöopathischen Fundamentalsatzes die ganze Homöopathie fällt.

II. Das Aehnlichkeitsgesetz.

Aehnliches heilt Aehnliches ist der Grundsatz, welchem die Homöopathie ihren Namen verdankt (vom griechischen Worte homoios, ähnlich) und welchen Hahnemann bei Prüfung der Chinarinde gefunden haben will. Diese Rinde soll nämlich eben so sicher, wie sie Wechselfieber heilt, auch bei Gesunden einen dem Wechselfieberanfalle ähnlichen Zustand erzeugen können. Ebenso sollen auch viele andere Arzneistoffe, selbst solche, welche von der Chemie als völlig indifferente, im menschlichen Körper unlösliche und unwirksame erklärt werden, von Gesunden in größern Gaben genommen, einen Complex von Erscheinungen veranlassen können, welche bestimmten Krankheiten zukommen. — Dieses Aehnlichkeitsgesetz beruht nun aber ganz und gar auf Täuschung und Unwahrheit. Denn die fiebervertreibende Chinarinde erzeugt, wie viele Versuche dargethan haben, niemals den einem Wechselfieberanfall ähnlichen Zustand, ebensowenig wie die folgenden Mittel denen ähnliche Zustände erzeugen, wo sie empfohlen werden, wie Jod bei Kropf, Borax bei Schwämmchen, Chamille bei Mandelbräune, Spongia bei Croup, Belladonna bei Keuchhusten, Aconit bei Lungen- oder Herzentzündung, Eisen bei Bleichsucht, Bryonia bei Gelbsucht, Schwefel bei Hypochondrie und Hysterie, Lycopodium bei eiterigem Urin, Gold bei Hodengeschwulst, Graphit bei Wasserbruch u. s. w. Von der Unwahrheit dieses Gesetzes kann man sich sehr leicht durch Prüfungen der indifferenten, also ganz unschädlichen Mittel (wie Kohle, Graphit, Blattgold und Silber, Bärlapp, Silicea ꝛc.) an Menschen, sowie bei Thieren überzeugen. Man fabricire doch einmal einem Pferde folgende krankheitsähnliche Zustände, wie durch Schwefel die Pörzelseuche oder Piephacke, durch Lycopodium die Brustwassersucht und Gallen, durch Sepia den Samenkoller oder eine Hufspalte u. s. f. — Eben weil das Aehnlichkeitsgesetz ganz und gar auf Unwahrheit beruht, sind die Homöopathen auch nicht

im Stande bestimmte, vorausbestellte, gewissen Krankheiten ähnliche Zustände (wie z. B. Wechselfieber, Bleichsucht, Krätze u. s. w.) im gesunden menschlichen und thierischen Körper zu erzeugen, was doch allein nur eine positive Bestätigung des homöopathischen Aehnlichkeitsgesetzes wäre. Ihre ganze Kunst besteht nur darin, durch wirksame oder giftige Arzneistoffe vereinzelte, lange vor Hahnemann bekannte Erscheinungen und Vergiftungssymptome hervorzurufen, welche allerdings dieser oder jener Krankheit, oft aber auch mehreren und sehr verschiedenen Leiden zukommen. Dies wollten denn auch die drei leipziger Bastard-Homöopathen DD. Cl. Müller, Meyer und Haubold mit dem Verf. in wochenlanger strenger Clausur und ins Blaue hinein (zuvörderst mit Belladonna, Veratrum album, Cantharis, Glonoin, Mercur. solub.) vernehmen und zwar ohne irgend welche genauere Bestimmung. Sie standen aber davon ab und wollten mit dem Verf. nichts mehr zu thun haben, als dieser auf Niedersetzung einer unparteiischen Commission und einer wissenschaftlicheren Versuchsmethode drang.

Die höchst unwissenschaftlichen Prüfungen der Arzneistoffe von Seiten der Homöopathen an Gesunden von der verschiedensten geistigen, gemüthlichen, körperlichen und geschlechtlichen Constitution haben die homöopathische Arzneimittellehre zu einem Convolut der lächerlichsten, sich gegenseitig widersprechenden Behauptungen und des dem gesunden Menschenverstande geradezu Hohn sprechenden Unsinns gemacht. Denn welcher nur einigermaßen verständige Mensch wird z. B. glauben, daß es Arzneimittel gibt, welche vorzugsweise auf die rechte und andere, welche auf die linke Körperhälfte wirken; daß für jeden einzelnen Zahn und jeden besondern Schmerz in demselben bestimmte Heilmittel existiren; daß gegen jede besondere irrige Vorstellung, gegen jeden absonderlichen Appetit nach gewissen Stoffen, gegen die verschiedenen Träume, gegen jeden verschieden gefärbten Zungenbeleg und Urin andere Mittel vorhanden sind; daß beim Ausfallen der Haare nach den verschiedenen Körperstellen (ob am Scheitel-, Vorder- oder Hinterhaupte, an den Schläfen, im Schnauz- oder Backenbarte) verschiedene Heilmittel zu wählen sind; daß Schweiße nach ihrem verschiedenen Geruche und verschiedenen Sitze verschieden zu behandeln sind; daß Selbstmordsucht anders kurirt werden muß, wenn sich Einer erschießen, erhängen oder ersäufen will; daß Gemüthsbewegungen verschiedene Mittel verlangen, je nachdem sie aus Angst, Schreck, Furcht, Eifersucht, Liebe u. s. f. hervorgehen; daß bei Heilung der Furcht danach verschieden zu verfahren ist, ob sie vor Ansteckung, Aufgefressenwerden, Cholera, Gespenstern, Hunden, Dieben, Dunkelheit u. s. w. stattfindet; daß man unglückliche Liebe, Heimweh, Muttermäler, Sommersprossen und Warzen, Läusesucht und Gebärmutterverfälle, Fluchen und Schimpfen, Gedächtnißschwäche und Ungeschicklichkeit, Arbeitsscheu und Feigheit u. s. w. durch innere Arzneimittel heben kann. — Welcher denkende Mensch wird nicht Argwohn gegen eine Heilmethode fassen müssen, welche im Besitze von Mitteln zu sein wähnt, von denen die meisten gegen hundert, viele aber mehrere Hunderte und einige sogar bis tausend Erscheinungen zu erzeugen und zu heben im Stande sind; von denen viele gerade die entgegengesetztesten Zustände hervorzurufen vermögen (z. B. Graphit langwierige Hartleibigkeit und stete Weichleibigkeit; Silber Widerwillen gegen alle Speisen und starken Appetit selbst bei vollem Magen, Chamille Widerwillen gegen und heftigen Appetit nach Kaffee); deren Wirkungen auf Menschen und die verschiedenen Hausfäugethiere so verschieden und eigenthümlich sind, daß man unwillkürlich darüber lachen muß (s. unten die Wirkung des Schwefels); von denen sehr viele in den größten Gaben von der Chemie als ganz indifferent für unsern Körper nachgewiesen werden (wie Kohle, Graphit, Gold, Silber, Bärlapp, Kiesel- und Alaunerde, Spongia und Sepia u. s. f.) und welche in homöopathischer Verdünnung doch große Dinge thun sollen. — Wem sollten die Augen über die Homöopathie nicht aufgehen, wenn er hört, daß gegen jedes Leiden, selbst gegen die unheilbarsten und sogar gegen chirurgische Uebel eine Menge von erprobten Heilmitteln empfohlen werden. So sollen (nach Jahr) bei Abortus 28, bei Krampfadern 23, bei Finnenausschlag 31, bei Aneurysmen 17, bei Balggeschwülsten 8, bei Bleichsucht 32, bei eingeklemmten Brüchen 8, bei Brustwassersucht 18, bei Geistes- und Gedächtnißschwäche 16, bei Geistesverwirrung 42, bei schiefem Halse 7, bei Krebs 22, bei unglücklicher Liebe 8, bei Muttermälern 23 Mittel Heilung bewirken u. s. f. — Wer ist wohl so leichtgläubig, um die Prüfungen mit Mitteln, welche von den Homöopathen gegen die lebensgefährlichsten Zustände, wie Schlagfluß, Herzentzündung, Croup, Scheintod und Starrkrampf der Neugebornen, Kindbettfieber und Convulsionen der Wöchnerinnen, halbseitige Lähmung u. s. f., empfohlen werden, für wahr zu halten. Versucher der Art müßten ja als Mörder dem Criminalgerichte anheimfallen. Doch hat man noch niemals sich aufopfernde Homöopathen infolge ihrer Arzneimittelprüfungen hinsiechen sehen, auch Hahnemann selbst war stets gesund und erreichte ein sehr hohes Alter. — Zur Bestätigung des Gesagten mögen noch folgende, der reinen Arzneimittellehre und den neuesten homöopathischen Werken entnommenen Thatsachen dienen:

Die Chamille, welche nach Hahnemann 448 Symptome hervorruft, erzeugt in großer Gabe und hebt in decillionfacher Verdünnung: freudenlose Stumpfsinnigkeit mit Schläfrigkeit; heftigen Appetit auf rohes Sauerkraut; zänkisch-ärgerliche Träume; Knacken und Knarren in der linken Hirnhälfte; Nichtaufhören, über alte ärgerliche Sachen zu reden; unerträgliches Bauchweh früh bei Sonnenaufgang; öfteres Versprechen; Gewissensscrupel über Alles; Bewegungen zu blinden Hämorrhoiden. — Helleborus hilft, wenn sich Einer unschicklich kleidet, wehmüthig beim Anblicke eines Unglücklichen wird, Heimweh und Verzweiflung am Leben hat. — Ipecacuanha erregt und heilt: mürrisches Wesen, was Alles verachtet und will, daß auch Andere nichts achten und schätzen sollen; Aufgelegtsein zum Böswerden; Unbehülflichkeit und Ungeschicklichkeit, wenn man an Alles stößt. — Stechapfel (mit 463 Symptomen) ist empfohlen: wenn Einer zu sterben und den Abend nicht zu erleben glaubt, sich freut zu sterben und Anordnungen zu seinem Begräbniß macht; bei Dummlichkeit im Kopfe und Unzüchtigkeit.

Die Homöopathie besitzt innere Mittel gegen Scheintod, aber verschiedene Mittel bei Erfrorenen, Erhängten, Erstickten, Erschlagenen und Ertrunkenen; — gegen starke Appetite, aber verschieden nach dem Gelüste, wie nach Bier, Branntwein, Austern, Gurken, Sauerkraut, Heringen, Kaffe, Obst, Kalk, Kreide, Erde u. s. f.; — gegen die verschiedenartigsten Träume (angenehme, ängstliche, ärgerliche, ekelhafte, lebhafte, kopfanstrengende, von Tagesbegebenheiten, Dieben, Räubern, Gespenstern, Teufeln, Leichen, Begräbniß, Unglück, Krankheiten, Schlägerei, Mord, Schlangen, Ratten, Ungeziefer, Wasser, Feuer, mit Aechzen, Aufschrecken, Schreien, Sprechen, Schnarchen, Weinen, Kauen, Gesichtsverzerrungen, mit angezogenen, ausgestreckten oder gespreizten Beinen, über den Kopf geschlagenen Armen, auf der rechten oder linken Seite liegend u. s. f.); — gegen irrige Vorstellungen, und zwar gegen jede besondere ein anderes Mittel, z. B.: als sollte Einer gebraten werden, als sei er braungefleckt, als sei die Nase durchsichtig, als sei der Geist vom Körper los, als sei man ein Harlekin, auf einer Hochzeit, als sei das Scrotum geschwollen, als wären die Menschen Schweine, als müsse man nackt gehen, Andere bei der Nase fassen, auf einem Ochsen reiten u. s. f.

Ganz erstaunenswerth sind nun aber die verschiedenen Wirkungen eines und desselben Arzneimittels bei dem Menschen und bei den Thieren. So erzeugt und heilt z. B. der Schwefel beim Menschen: Scheu vor dem Waschen, Melancholie mit Zweifel am Seelenheile, große Neigung zu philosophischer und religiöser Schwärmerei, Würmerbeseigen, nächtliches Bettpissen und viel Neidnägel; beim Pferde den Dummkoller, Rattenschwanz, die Vörzelseuche und Piephacke, die Läusesucht und Hufspalte; beim Rinde: die Dreh- und Egelkrankheit, die Klauenspaltentzündung, die Absonderung von zäher, bitterer, dünner und wässeriger Milch, den Durchfall der Saugkälber und Sterzwurm; beim Schafe: Gesichtsgrind, Lungenwürmerseuche und Maulschwämmchen der Lämmer; beim Schweine: die Räude, den Ferkelausschlag und die Borstenfäule.

Aurum, Gold, erzeugt und heilt nach Jahr: Zerschlagenheitsschmerzen (besonders in den Gliedern und früh im Bette); lähmige Schmerzen und lähmiges Reißen; Ameisenlaufen hier und da; unruhigen Schlaf mit ängstlichen Träumen; weinerliche, religiöse Melancholie; Sehnsucht nach dem Tode und Selbstmordsucht; Zanksucht, Groll und jähzorniges Auffahren beim geringsten Widerspruche; dunkle, braunrothe Flecke auf der Nase und geschwürige, rissige, schorfige Löcher mit Geschwulst der Nase; Neigung vorhandener Brüche zum Austreten; Schüttern des Herzens, als wäre es los. — Nach Hahnemann erzeugt und hebt das Gold: geschärftes Denkvermögen, treues Gedächtniß, Jucken zwischen Daumen und Zeigefinger, Wohlbehagen und Lustigkeit, den Glauben der Liebe Anderer verlustig zu sein und dies kränkt bis zu Thränen.

Holzkohle (welche nach genauen Untersuchungen selbst in sehr großer Quantität keine andere Wirkung auf den Körper hat, als daß sie den Stuhl schwarz färbt), soll (nach Jahr) erzeugen und heilen: Schmerzen mit Angst und verzweifelter Hoffnungslosigkeit: Kopfschmerz und Katzenjammer nach Schwelgerei; rheumatisches Ziehen und Reißen mit Blähungsbeschwerden und Athemversetzen; brennende Schmerzen (besonders in den Gliedern und Knochen); Anfälle jählinger Schwäche bis zur Ohnmacht und Lähmung; zittrige Angegriffenheit und Erschöpfung; große Tagesschläfrigkeit; feinkörnige, frieselartige Ausschläge; viel Frostigkeit und Kälte; große Neigung zum Schweiß; weinerliche Verzweiflung, bis zum Erschießen; Furcht vor Gespenstern; rothe grindige Nase; sinnige Blüthen im Gesichte; große Qual von Blähungen; viel Schleimabgang aus dem Mastdarm, bei und außer dem Stuhle; viel geile Gedanken; öftere Heiserkeit, besonders früh und Abends; Husten von der geringsten Erkältung; viel Schleimauswurf durch Husten. — Nach Cl. Müller hilft sie in der dritten Verreibung: bei Kopfschmerzen und Katzenjammer nach Schwelgereien, bei Flimmern vor den Augen, bei Trockenheit des Gehörganges oder völligem Mangel an Ohrenschmalz, bei Grindern an der Nasenspitze, bei rother Nase, bei Nasenbluten, Mundfäule, salzigem Geschmacke, braunem Zungenbelege, unbiegsamer harter Zunge, bei schmerzhaftem geschwollenen Zahnfleische in Folge von Saugen an den Zähnen, bei Zahnweh zur Zeit der Regel, bei hartnäckiger Heiserkeit und Rauheit der Stimme, besonders früh und Abends, bei Krampfhusten, der durch Sprechen und schlechte Witterung schlimmer

Art. 28. Die Kosten der Prüfung trägt der Bewerber. Für die Prüfung ist eine Gebühr von 10 Mark zu entrichten. Diese Gebühr ist vor Beginn der Prüfung an die Kasse der Prüfungskommission zu zahlen. Bei Rücktritt von der Prüfung wird die Gebühr nicht zurückgezahlt.

Art. 29. Die Prüfung ist nicht öffentlich. Sie wird vor der Prüfungskommission abgelegt. Diese besteht aus dem Vorsitzenden und zwei Beisitzern. Der Vorsitzende und die Beisitzer werden vom Präsidenten der Landwirtschaftskammer ernannt. Der Vorsitzende kann einen Stellvertreter ernennen.

Art. 30. Die Prüfung ist bestanden, wenn der Bewerber in allen Prüfungsfächern mindestens die Note „ausreichend“ erhalten hat. Die Prüfungskommission entscheidet über das Bestehen der Prüfung mit einfacher Stimmenmehrheit. Bei Stimmengleichheit gibt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag.

Art. 31. Wer die Prüfung nicht bestanden hat, kann sie frühestens nach einem Jahre wiederholen. Eine zweite Wiederholung ist unzulässig.

Art. 32. Über die bestandene Prüfung wird ein Zeugnis ausgestellt, das vom Vorsitzenden und den Beisitzern zu unterschreiben ist. Das Zeugnis enthält die Noten für jedes Prüfungsfach und die Gesamtnote.

Art. 33. Wer die Prüfung nicht bestanden hat, erhält auf Antrag eine Bescheinigung darüber, daß er die Prüfung abgelegt hat und welche Noten er erhalten hat.

IV. Die praktische Ausbildung.

Art. 34. Die praktische Ausbildung dauert mindestens zwei Jahre. Sie soll in der Regel nach Ablegung der Reifeprüfung beginnen.

Art. 35. Die praktische Ausbildung ist auf einem landwirtschaftlichen Betriebe zu leisten, der unter der Leitung eines Landwirtes steht, der die Befähigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst besitzt. Ausnahmen kann der Präsident der Landwirtschaftskammer zulassen.

Art. 36. Der Lehrherr hat dem Lehrling eine Lehrstelle zu gewähren, die ihn in allen Zweigen der Landwirtschaft ausbildet. Er hat ihn zu ordentlichem Verhalten anzuhalten und ihm Gelegenheit zu geben, den Unterricht in der Landwirtschaftsschule zu besuchen.

Art. 37. Der Lehrling hat dem Lehrherrn Gehorsam zu leisten und ihm in allen Dingen, die seine Ausbildung betreffen, Vertrauen zu schenken. Er hat sich ordentlich zu betragen und seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen.

Art. 38. Der Lehrvertrag ist schriftlich abzuschließen. Er bedarf der Genehmigung des Präsidenten der Landwirtschaftskammer. Diese kann versagt werden, wenn der Lehrherr nicht die Gewähr für eine ordnungsmäßige Ausbildung bietet.

Art. 39. Der Lehrvertrag kann von beiden Teilen gekündigt werden. Die Kündigung ist nur zulässig, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Sie ist schriftlich zu begründen und bedarf der Genehmigung des Präsidenten der Landwirtschaftskammer.

Art. 40. Der Lehrherr hat dem Lehrling nach Beendigung der Lehrzeit ein Zeugnis auszustellen, das Art und Dauer der Ausbildung angibt.

V. Schlußbestimmungen.

Art. 41. Diese Ordnung tritt am 1. April 1925 in Kraft.

Art. 42. Mit dem Inkrafttreten dieser Ordnung verliert die Ordnung für die Prüfung der Landwirte vom 15. Juni 1912 ihre Gültigkeit.

Art. 43. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Reifeprüfung abgelegt hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen.

Art. 44. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die praktische Ausbildung begonnen hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen.

Art. 45. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung nicht bestanden hat, kann sie nach dieser Ordnung wiederholen.

Art. 46. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung nachholt.

Art. 47. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die praktische Ausbildung nachholt.

Art. 48. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung und die praktische Ausbildung nachholt.

Art. 49. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung und die Prüfung nachholt.

Art. 50. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung und die Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 51. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung und die zweite Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 52. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung und die dritte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 53. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung und die vierte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 54. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung und die fünfte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 55. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung und die sechste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 56. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung und die siebte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 57. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung und die achte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 58. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung und die neunte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 59. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung und die zehnte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 60. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung und die elfte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 61. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung und die zwölfte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 62. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung und die dreizehnte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 63. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung und die vierzehnte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 64. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung und die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 65. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung und die sechzehnte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 66. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung und die siebzehnte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 67. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung und die achtzehnte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 68. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung und die neunzehnte Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 69. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung und die zwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 70. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung und die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 71. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung und die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 72. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung und die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 73. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung und die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 74. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung und die fünfundzwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 75. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die fünfundzwanzigste Wiederholung der Prüfung und die sechsundzwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 76. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die fünfundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die sechsundzwanzigste Wiederholung der Prüfung und die siebenundzwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 77. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die fünfundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die sechsundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die siebenundzwanzigste Wiederholung der Prüfung und die achtundzwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 78. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die fünfundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die sechsundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die siebenundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die achtundzwanzigste Wiederholung der Prüfung und die neunundzwanzigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 79. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die fünfundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die sechsundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die siebenundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die achtundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die neunundzwanzigste Wiederholung der Prüfung und die dreißigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 80. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die fünfundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die sechsundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die siebenundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die achtundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die neunundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreißigste Wiederholung der Prüfung und die einunddreißigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 81. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die fünfundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die sechsundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die siebenundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die achtundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die neunundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreißigste Wiederholung der Prüfung, die einunddreißigste Wiederholung der Prüfung und die zweiunddreißigste Wiederholung der Prüfung nachholt.

Art. 82. Wer vor dem Inkrafttreten dieser Ordnung die Prüfung bestanden hat, kann sich nach dieser Ordnung prüfen lassen, wenn er die Reifeprüfung, die praktische Ausbildung, die Prüfung, die Wiederholung der Prüfung, die zweite Wiederholung der Prüfung, die dritte Wiederholung der Prüfung, die vierte Wiederholung der Prüfung, die fünfte Wiederholung der Prüfung, die sechste Wiederholung der Prüfung, die siebte Wiederholung der Prüfung, die achte Wiederholung der Prüfung, die neunte Wiederholung der Prüfung, die zehnte Wiederholung der Prüfung, die elfte Wiederholung der Prüfung, die zwölfte Wiederholung der Prüfung, die dreizehnte Wiederholung der Prüfung, die vierzehnte Wiederholung der Prüfung, die fünfzehnte Wiederholung der Prüfung, die sechzehnte Wiederholung der Prüfung, die siebzehnte Wiederholung der Prüfung, die achtzehnte Wiederholung der Prüfung, die neunzehnte Wiederholung der Prüfung, die zwanzigste Wiederholung der Prüfung, die einundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die zweiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreiundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die vierundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die fünfundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die sechsundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die siebenundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die achtundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die neunundzwanzigste Wiederholung der Prüfung, die dreißigste Wiederholung der Prüfung, die einunddreißigste Wiederholung der Prüfung, die zweiunddreißigste Wiederholung der Prüfung und die dreiunddreißigste Wiederholung der Prü

Bei Ausführung der Arbeiten ist auf die Interessen der Nachbarn Rücksicht zu nehmen. Insbesondere ist dafür zu sorgen, daß Staub, Schmutz und Lärm möglichst vermieden werden. Die Arbeiten sind so auszuführen, daß Gefahren für Leben und Gesundheit der Arbeiter und Dritter nicht entstehen. Die Arbeiter sind mit Schutzhelmen auszurüsten.

nischen Krankheiten zu gewinnen, diese höchst ernste Aufgabe beschäftigte mich seit den Jahren 1816, 1817 bei Tag und Nacht, und siehe! der Geber alles Guten ließ mich allmälig in diesem Zeitraume durch unablässiges Nachdenken, unermüdete Forschungen, treue Beobachtungen und die genauesten Versuche das erhabene Räthsel zum Wohle der Menschen lösen." Was ist nun die Auflösung dieses erhabenen Räthsels? Sie ist: sieben Achtel der chronischen Kranken leiden an verborgener Krätze, ein Sechzehntel an verborgener Syphilis und das letzte Sechzehntel an Feigwarzenstechthum, und dagegen muß curirt werden. Was soll man nun von einem Manne sagen, der 12 Jahre lang, obschon er genau wußte, daß seine Heilmethode gegen die meisten Krankheiten nichts taugte, dennoch fortwährend für die unumstößliche Wahrhaftigkeit derselben einstand und diese dann plötzlich wieder über den Haufen stieß?

Das ist nun der Mann, welcher Luthern an die Seite zu setzen ist und dem man in der intelligenten Weltstadt Leipzig ein Denkmal zu setzen gestattete!!! Die folgenden Thatsachen werden das Gesagte bestätigen helfen.

Das Original des nachstehend abgedruckten Briefes befindet sich in der Autographensammlung eines hochgestellten Mannes zu Dresden. Der Patient, an welchen der Brief gerichtet ist, ging trotz der „mit viel Aufwand an Mühe und Kosten" (NB. durch Schütteln und Verdünnen) von Hahnemann bereiteten Arzneien zu Grunde. Seine zwei Schwäger aber leben noch und gehören einer nahmhaften Familie Leipzigs an.

Lieber Herr N.

Ich schicke Ihnen hier die Ihnen dienliche Arznei, die ich auf bewußte Weise fort zu brauchen bitte. Es wird noch ferner besser werden. — Sie wollten mir 10 Thlr. gleich nach den Feiertagen zustellen. Ich muß Sie aber bitten, mir zwanzig Thaler morgen oder übermorgen zu übermachen. Sie können nicht glauben, wie viel Aufwand an Mühe und Kosten mir die Zubereitung meiner Arzneien verursacht, um das damit ausrichten zu können, was ich wirklich damit ausrichte und Niemand mir nachthut.

Ergebenst Dr. Sam. Hahnemann.

Zwei achtbare Bürger Leipzigs (deren Namen durch den Verf. zu erfahren sind) gestatteten mir Folgendes zu veröffentlichen: 1) die Tochter Hahnemann's, welche ihrem Vater in Paris bei seiner großen Hauspraxis Beistand leistete, versicherte Herrn N., daß alle Patienten Streukügelchen blos aus Milchzucker erhalten hätten. — 2) Als Herr N. von einer Tochter Hahnemann's, die seine Hausgenossin war, ein homöopathisches Mittel gegen sein Unwohlsein wünschte, rieth ihm dieselbe, Thee zu trinken, da die homöopathischen Mittel doch nur „Dreck" wären.

V. Die Anhänger der Homöopathie.

Betrachten wir die homöopathischen Heilkünstler inner- und außerhalb Europa's, so wird man finden, daß sich auch nicht ein einziger, in den Naturwissenschaften oder in der neuern Medicin bekannter oder erfahrener Mann darunter befindet. Dagegen trifft man auf eine Menge Heilkünstler mosaischen Glaubens, auf Söhne homöopathischer Aerzte, auf verdorbene Apotheker, Mediciner und Chirurgen, auf Laien (Stallmeister, Postsecretaire, Amtmänner, Oeconomen und Andere, denen es schmeichelt, ihre eigenen Viehdoctors zu sein), sowie auch auf Weiber (Frauen, Wittwen, Töchter und Schwestern von Homöopathen). Einige dieser Laien sind sogar vom homöopathischen Aberglauben so inspirirt worden, daß sie die Homöopathie auf eine noch weit übernatürlichere Höhe gebracht haben, als dies alle homöopathischen Heilkünstler mit dem Doctorhute zusammen gekonnt hätten. Wir erinnern an den Hrn. Stallmeister Jenichen mit seinen Hochpotenzen, der bis zur 1600fachen Verdünnung der Arzneimittel stieg, sein Verfahren aber beim Verdünnen (was, wenn es nach Hahnemann's Vorschrift vorgenommen wird, über ein Menschenalter dauerte) in einen Schleier hüllte, der noch nicht gelüftet ist. Wir erinnern ferner an Hrn. Postsecretär Dr. Lutze in Cöthen, der durch seinen Lebens-Magnetismus die Wirksamkeit der decillionfachen Verdünnungen so steigern zu können behauptet, daß sie sogar mehr als die Hochpotenzen Jenichen's leisten; der sogar im Stande ist, seinen Lebensmagnetismus auf reines Wasser überzutragen und damit die auffallendsten Wirkungen hervorzurufen. Ueber diese Wirkungen mag man aber Hrn. Dr. Lutze's Werke selbst nachlesen. — Erwähnenswerth sind ferner noch die von Hahnemann Bastard-Homöopathen getauften Heilkünstler, welche im Bewußtsein der Schwäche ihrer homöopathischen Arzneiverdünnungen in Krankheitsfällen, wo es gilt, wirklich Wirkungen zu erzielen, zu allopathischen Mitteln in großen Gaben (wie zu Jod, Chinin, Quecksilber, Morphium) greifen. Solcher Bastard-Homöopathen giebt es sehr viele.

* NB. Das Verdünnen bewirkte ein leipziger Homöopath durch Anbinden der Fläschchen an die Säge einer Dampfmühle; Mure durch eine Schüttelmaschine. Lutze'scher Lebens-Magnetismus ist da freilich nicht hineingekommen.

VI. Gegner der Homöopathie.

Obschon in der früheren Zeit sehr viel gegen die homöopathische Heilmethode geschrieben worden ist (von Heinroth, Kramer, Baltz, Sachs, Simon u. A.), so wollen wir doch nur die auf gründlichere Erforschung der Homöopathie gestützten Ansichten zweier Anderen anführen. Ein Arzt ist von uns zuvörderst deshalb zu erwähnen, weil dieser die Blößen der Homöopathie und Homöopathen auf eine etwas absonderliche Weise kennen zu lernen suchte und dann als Resultat seiner Erfahrungen eine Schrift verfaßte unter dem Titel: Directer Beweis von der Nichtigkeit der Homöopathie als Heilsystem. Für Aerzte und Nichtärzte, von Dr. N. W. Fickel, ehedem dirigendem Oberarzte an der homöopathischen Heilanstalt zu Leipzig. 1840. — Dieser Arzt erwarb sich nämlich zuvörderst unter dem Namen Ludwig Heyne als homöopathischer Schriftsteller und Arzneimittelprüfer einen bedeutenden Ruf und von Seiten seiner homöopathischen Collegen die übertriebensten Lobpreisungen (s. Archiv der homöopath. Heilkunst. XIV. 2.), so daß er sogar von den Koryphäen in der Homöopathie den Namen eines Hohenpriesters erhielt und, als sein wahrer Name bekannt geworden war, die Stelle als Oberarzt in der leipziger homöopathischen Klinik angetragen bekam. Trotzdem daß nun Hr. Dr Fickel, wie er selbst erzählt, die Wirkungen der angeblich von ihm probirten Arzneimittel (Aconit., sem. nigellae, actaea spicata, aqui leja, rad. cainae, solan. vesicatorium, vulvaria, kreosotum), ebenso wie die dazu gehörigen Krankengeschichten vollständig erdichtet hatte, wollten die homöopathischen Aerzte diese Mittel doch in denselben Krankheitsfällen mit dem glücklichsten Erfolge gebraucht und die angegebenen (ersonnenen) Symptome buchstäblich wahrgenommen haben. In der oben genannten Schrift Fickel's wird ferner noch der Nimbus von so mancher glücklichen Heilung genommen, manche Täuschung aufgedeckt und bewiesen, daß die für Homöopathen unheilbaren Krankheiten in aller Stille mit allopathischen Mitteln in großer Gabe geheilt wurden. Fickel's Ausspruch ist: „Als Heilsystem ist die Homöopathie eine Irrlehre, in praktischer Anwendung ein Unding"

Was die Resultate der öffentlichen homöopathischen Heilanstalten und insbesondere die der Heilanstalt in der Leopoldstadt zu Wien, deren Vorsteher Dr. Wurmb ist, betrifft, so erhält man die beste Aufklärung hierüber und überhaupt darüber, ob die homöopathische Heilmethode bessere Erfolge habe als jede andere, in einer lesenswerthen Schrift des Dr. Eigenbrodt (vom Jahre 1854) über die wiener homöopathische Heilanstalt. Die Ergebnisse der Beobachtungen dieses genauen und nüchternen Beobachters, welcher in der physiologischen Medicin gehörig unterrichtet ist und ohne vorgefaßte Meinung beobachtete, sind die folgenden:

1) Nach der genauen Beobachtung einer größeren Reihe von verschiedenartigen mit homöopathischen Arzneiverdünnungen behandelten Krankheitsfällen konnte, bei vorurtheilsfreier Berücksichtigung des natürlichen Krankheitsverlaufes, den angewandten Mittel in keinem Falle nur die geringste Wirkung mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden. — 2) Bei einer genauen Vergleichung des natürlichen Verlaufs der verschiedenartigsten Krankheitsformen bei rein diätetischer Behandlung mit ihrem Verlaufe im homöopathischen Hospitale läßt sich durchaus kein wesentlicher Unterschied entdecken. — 3) Plötzlich eintretende, das Leben bedrohende Krankheitserscheinungen können niemals bei rein homöopathischer Behandlung so, wie durch eine zweckmäßige, nach den Grundsätzen der neueren Medicin geleiteten Therapie beseitigt werden. — 4) Alle die Kranken belästigenden Symptome können durch die Wirkung homöopathischer Arzneiverdünnungen nicht entfernt oder gemildert werden, während die Beseitigung solcher Symptome, in vielen Fällen, und Erleichterung durch schmerzstillende und lindernde, nicht homöopathische Mittel fast immer möglich ist.

Zum Schlusse dieses Aufsatzes lege ich hiermit noch die Erklärung ab, daß ich diese Beleuchtung der Homöopathie nicht etwa im Interesse der Wissenschaft veröffentliche, denn die will von der unwissenschaftlichen Homöopathie nichts wissen, sondern nur im Interesse der Volksaufklärung und des Volkswohles. Ich fühlte mich hierzu deshalb verpflichtet, weil ich schon seit längerer Zeit bemüht bin, vernünftigere Ansichten über die Behandlung des gesunden und kranken menschlichen Körpers unter das Volk zu bringen. Ich glaubte aber auch Recht zu thun, da selbst das Ministerium der Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin dem Dr. Schimlo (welcher die Unnatürlichkeit der homöopathischen Heilmethode auf mathematischem und chemisch-geologischem Wege nachwies) seine Zufriedenheit über den guten Zweck zu erkennen gegeben hat, das Publikum über die Homöopathie aufzuklären.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nr. 1. 1883.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Jährlich 52 Nummern.

Preis vierteljährlich 1 Mark. Durch alle Buchhandlungen und Postämter. Expedition Nr. 46, Leipzig.

Was Gott thut ...

Novelle von **Ernst Ziel**.

Mit dem Jahre 1866 war der Frieden über die Lande Deutschlands gekommen, und wie nach einem Gewitter die Natur sich erfrischt und verjüngt, so hatte auch das Leben in allen Kreisen des Volkes einen neuen Aufschwung genommen. Die Wunden, welche der Krieg geschlagen, waren vernarbt, und nur die Gräber auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen erinnerten noch an die Opfer, welche der Kampf gefordert hatte.

Auch in dem kleinen Städtchen Wiesenthal, das in einem der lieblichsten Thäler des Thüringer Waldes lag, hatte der Krieg seine Spuren zurückgelassen. Es war ein Städtchen, wie es deren viele in Deutschland gibt, mit einer Kirche, einem Rathhause, einem Gymnasium, einer Bürgerschule, einem Amtsgerichte, einer Apotheke, einem Hospitale, einer Sparkasse, einer Gasanstalt, einer Wasserleitung, einem Theater, einem Gasthofe, einem Bahnhofe und einer Anzahl Fabriken, welche Porzellan, Spielwaaren, Bürsten, Pfeifenköpfe und Cigarren herstellten. Die Einwohnerzahl betrug etwa 12,000 Seelen, und die Bevölkerung bestand aus Beamten, Gelehrten, Kaufleuten, Fabrikanten, Handwerkern und Arbeitern.

Wiesenthal hatte sein Contingent zu dem Heere des Königs Wilhelm gestellt, und es hatte dasselbe in Böhmen und Mähren seine Schuldigkeit gethan. Es hatte Todte und Verwundete gehabt, und es hatte Siegesfeste gefeiert, und es hatte seine Heimkehrenden mit Jubel empfangen.

Nun war Alles wieder in die alten Geleise gekommen, und Niemand dachte mehr daran, daß es einen Krieg gegeben hatte, außer Diejenigen, welche Angehörige im Felde gehabt hatten, und Diejenigen, welche Kriegsanleihen gezeichnet hatten.

Zu Diesen gehörte auch der Kaufmann Christian Gottlieb Hartmann, der Chef des Hauses Hartmann & Sohn, welches Porzellan und Spielwaaren en gros und en detail verkaufte. Er hatte eine Kriegsanleihe von 10,000 Thalern gezeichnet, und er hatte sie bezahlt, ohne mit der Wimper zu zucken.

Er war ein Mann von 50 Jahren, groß und stark gebaut, mit einem Gesichte, das Ehrlichkeit und Biederkeit ausdrückte, und mit einem Herzen, das für Jedermann schlug, der in Noth war.

Er hatte sich vor 25 Jahren mit einer Tochter des Kaufmanns Wilhelm Schmidt verheirathet, und diese Ehe war eine glückliche gewesen, obwohl sie nur 15 Jahre gedauert hatte. Seine Frau war ihm durch den Tod entrissen worden, und er hatte sie tief betrauert, und er betrauerte sie noch.

Sie hatte ihm einen Sohn geboren, der jetzt 24 Jahre alt war, und der Alles that, um seinem Vater das Leben zu versüßen.

Dieser Sohn hieß Wilhelm, und er war ein Abbild seiner Mutter, sowohl was die Gesichtszüge, als was die Gemüthsart anbetraf.

Er hatte das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt, und er hatte dann die Universität Jena bezogen, um Jurisprudenz zu studiren.

Er hatte sich dem Studium mit Eifer gewidmet, und er hatte es in drei Jahren absolvirt, und er hatte dann das Examen rigorosum bestanden, und er hatte sich dann in Wiesenthal als Rechtsanwalt niedergelassen.

Er hatte sich auch verheirathet, und seine Frau war ihm eine gute Gattin geworden, und sie hatte ihm ein Kind geboren, ein Mädchen, das jetzt 2 Jahre alt war, und das Alles that, um seinen Eltern das Leben zu versüßen.

Dieses Mädchen hieß Elisabeth, und es war ein Abbild seiner Mutter, sowohl was die Gesichtszüge, als was die Gemüthsart anbetraf.

Es hatte sich dem Studium mit Eifer gewidmet, und es hatte es in drei Jahren absolvirt, und es hatte dann das Examen rigorosum bestanden, und es hatte sich dann in Wiesenthal als Rechtsanwalt niedergelassen.

Es

und nach verkaufen. Da starb die Mutter, und der Schmerz gesellte sich den Nahrungssorgen bei."

„Hat denn der alte Herr keine Freunde gehabt?" fragte Philipp, der mit Mühe seine Fassung erhielt.

„O gewiß, lieber Herr; aber was sind die Freunde in der Noth? Sie boten dem Bedrängten ein Almosen, wie man es einem gemeinen Bettler giebt. Herr von Bornstedt war zu stolz, um es anzunehmen, er darbte lieber, als sich so tief zu demüthigen. Im Drange der höchsten Noth schrieb Anna an mich, ihren alten Lehrer. Sie setzte mich von ihrem Unglücke in Kenntniß und bat um Auskunft darüber, ob sich ihr in Leipzig keine Erwerbsquelle öffne, da sie eine geschickte Stickerin sei; sie habe erfahren, daß die Meßstadt vorzüglich der Ort sei, wo man derartige Produkte vortheilhaft absetze. Ich wußte, daß ein reichlicher Gewinn aus dieser Beschäftigung zu ziehen sei, und deshalb schrieb ich in der Freude meines Herzens, daß Herr von Bornstedt mit seinen Kindern gleich kommen möge. Vater und Tochter betraten Leipzig als blutarme Leute, die Reise hatte die letzten Habseligkeiten verschlungen. Meine Gefühle bei diesem Wiedersehen kann ich Ihnen nicht schildern, lieber Herr; ich sage Ihnen nur, daß ich den niederträchtigen Freund, einen Edelmann, noch im Grabe verwünschte, der ein solches Unglück angerichtet hatte. Mein ehemaliger Brotherr ward nun mein Gast, und ich arbeitete täglich einige Stunden länger, um die vermehrten Ausgaben bestreiten zu können. Leider ist die Feder heutzutage ein schwaches Werkzeug, und ich gerieth trotz meiner Anstrengungen bald in Schulden. Die gute Anna fand Anfangs nicht gleich Arbeit, und als sie endlich nach Wochen Aufträge erhielt, ward ihr nur so wenig Lohn dafür, daß sie kaum davon leben konnte. Ich wollte meine eigene Armuth verbergen; aber da ließ mir eines Tags ein Gläubiger meine Bibliothek abpfänden, und die guten Leute wußten nun Alles. Seit dieser Zeit weigerten sie sich, irgend etwas von mir anzunehmen, Anna arbeitete und darbte, und sorgte heimlich noch für meine Kinder!"

„Sagten Sie nicht, daß Anna noch einen Bruder habe?" unterbrach Philipp den Erzähler.

„Ganz recht! Der junge Mann hat in Breslau schon die Familie verlassen, um auf seine eigene Faust etwas zu unternehmen. Er will Unterstützung senden, sobald er kann. Wie man vermuthet, ist er nach Berlin gegangen. Es ist ein Jahr verflossen, und noch hat er nichts von sich hören lassen. Doch hören Sie weiter, das Unglück der armen Menschen ist noch nicht zu Ende. Vor vierzehn Tagen mache ich mit dem alten Herrn eine Promenade. Da begegnet uns ein Advokat, er grüßt Herrn von Bornstedt und freut sich unendlich ihn in Leipzig zu sehen. Nach einem kurzen Gespräche entfernt er sich wieder, indem er dem bekümmerten Greise herzlich die Hand drückt. Woher sich diese Bekanntschaft datirt, weiß ich nicht, und ich wollte auch nicht darnach fragen, weil ich bemerkte, daß dieses unverhoffte Begegnen einen peinlichen Eindruck auf meinen alten Freund ausgeübt hatte. Am folgenden Morgen ward der arme Herr von Bornstedt wegen einer alten Wechselschuld von dreihundert Thalern in das Schuldgefängniß gesperrt, wo er sich in diesem Augenblicke noch befindet. Ich lief zu dem Advokaten, schilderte ihm die Verhältnisse des Verhafteten und bat um Freilassung — umsonst, der wackere Mann sagte mir höhnend: dergleichen Geschichten kennen wir, Herr von Bornstedt hat Geld, er will es nur nicht herausgeben. Ich habe den Wechsel an Zahlungsstatt angenommen und werde ihn verwerthen. Mag es kosten was es wolle, ich drücke die Citrone aus, so lange noch ein Tropfen Saft darin ist! — Die arme Anna erhielt dieselbe Antwort. So stehen die Sachen, und nun können Sie sich erklären, warum das Fräulein so bemüht ist, dreihundert Thaler anzuschaffen."

„Wer ist der Advokat?" fragte Philipp hastig.

Der Magister nannte ihn und beschrieb seine Wohnung.

„Jetzt brauche ich Fräulein Anna nicht mehr zu sprechen!" rief der junge Mann, indem er aufsprang. „Ich danke für ertheilte Auskunft — leben Sie wohl!"

„Darf ich nicht wissen, wer mir die Ehre eines Besuchs gegeben hat?"

Diese Frage des verwunderten Magisters hörte Philipp nicht mehr, er hatte bereits die Dachwohnung verlassen und eilte die Treppe hinab.

„Ein seltsamer Mensch!" dachte der arme Gelehrte, indem er die Gitterthür schloß. „Ich wette, er hat sich in das reizende Mädchen verliebt, und will sich auf diese Weise ihre Gunst erwerben. Was es auch sein möge, wenn nur der Gefangene seiner Haft entlassen wird, und ich wette, daß er in der Absicht, dies zu bewirken, fortgeeilt ist. Anna soll jetzt noch nichts erfahren, vielleicht steht ihr eine köstliche Ueberraschung bevor. Gott gebe es, Gott gebe es!"

Magister Elias zündete eine Lampe an und ergriff die Feder wieder. Die Arbeit ging indeß schlecht von Statten, der kleine Mann sah oft zu der schwarzen Decke empor und lächelte dabei, als ob ein entzündender Gedanke in ihm aufgestiegen sei. Man muß ein Novellist sein, der für Brot arbeitet, um die Wonne zu begreifen, welche die Auffindung einer glücklichen Idee zu einer Novelle hervorbringt. Der gute Magister, dem es bisher stets an geeigneten Stoffen zu einer selbstständigen Arbeit dieser Art gefehlt hatte, empfand jetzt zum ersten Male diese Wonne.

„Herrlich, herrlich!" rief er aus, nachdem er wohl zehn Minuten mit verklärten Mienen die Decke angestarrt hatte, ohne den Höllenlärm der Kinder und die von der bedrängten Mutter in dem Nebenzimmer ausgetheilten Prügel gehört zu haben — „das ist eine wundervolle Idee! Ein reizendes Fräulein in Trauerkleidern, ein greiser Vater im Schuldgefängnisse, Noth und Elend, beide unverschuldet, auf der einen, und ein böser Advokat und ein vornehmer junger Mann, der das Fräulein leidenschaftlich liebt, auf der andern Seite — schließlich die Rückkehr des reichgewordenen Bruders, die natürlich an dem Hochzeitstage der Schwester erfolgen muß, in dem Augenblicke, wo der Vater seinen Sohn herbeisehnt, um ganz glücklich zu sein, dann die Entlarvung eines intriguanten Menschen, wozu ich gleich den Advokaten verwenden kann — das giebt eine Novelle, die sich prächtig für die Gartenlaube paßt! Aus dem Leben gegriffen, nur aus dem Leben gegriffen! Wenn aus der Hochzeit etwas wird, so ist Alles wahr, und mein Werk hat einen um so höhern Werth. Der junge Herr wird schon wiederkommen, und bis dahin will ich ihn bei der guten Anna so herausstreichen, daß sie ihn als ihren Wohlthäter lieben muß. Ja, ja, ich will dafür sorgen, daß ich ganz nach dem Leben arbeite, daß der Gang der Handlung sich wirklich so ereignet, wie ich ihn mir gedacht habe. Die Zwischenfälle werden sich schon finden, denn ohne Hindernisse kommt ein liebendes Paar nie zusammen. Das giebt eine Novelle von zwei Bogen, und Ernst Keil, der splendide Verleger der Gartenlaube, zahlt fünfundzwanzig Thaler pro Bogen — also erhalte ich funfzig Thaler Honorar!"

Es litt Elias nicht länger auf seinem Stuhle, er stand auf, und ging in freudiger Bewegung durch das Stübchen. Dann setzte er sich wieder nieder und warf eine flüchtige Skizze auf das Papier. Vielleicht eine Stunde war verflossen, als plötzlich die kleine heisere Schelle an der Thür sich vernehmen ließ. Elias ergriff die Lampe, eilte hinaus, öffnete die Thür, und der alte Herr von Bornstedt schwankte herein — er war der Wechselhaft durch Philipp's Vermittelung entlassen. Der Magister führte ihn triumphirend in das Stübchen, wo Anna arbeitete. Vater und Tochter sanken sich weinend einander in die Arme. Elias stand unter Thränen lächelnd an der Thür.

„Armer Vater!" schluchzte Anna.

„Ach, es giebt noch gute Menschen in der Welt!" sagte der alte Herr, indem er die Stirn seines Kindes küßte. „Der Advokat erschien und kündigte mir mit dem Bemerken die Freiheit an, daß ein unbekannter Wohlthäter meine Schuld bezahlt habe. Anna, ich bin hier fremd, Niemand kümmert sich um mich — Du hast ohne Zweifel Schritte gethan — —"

„Ich bin erstaunt, lieber Vater, denn vielleicht morgen erst wäre es mir möglich gewesen, Ihnen zu nützen. Wenn der Herr Magister uns keine Auskunft geben kann —"

„Ich weiß nichts!" rief Elias. „Seit acht Tagen habe ich meine Arbeitsstube nicht verlassen. Aber beruhigen Sie sich nur, wir werden wohl noch erfahren, an wen Sie eine Dankadresse zu richten haben."

Anna dachte an Madame Lindsor. Wie aber konnte sie wissen, zu welchem Zwecke sie das Kleid feilgeboten hatte? Der Kauf sollte ja erst morgen Mittag abgeschlossen werden.

„Wenn sie es nicht wäre," dachte freudig bewegt das arme Kind, „wenn sich eine andere Person unserer angenommen hätte, so möchte ich wünschen, daß sie mir das Kleid zurückschickt."

Die Glocke draußen ließ sich von Neuem hören. Elias kam gleich

darauf mit einer schon bejahrten Frau zurück, in der Anna die Kammerfrau der Madame Lindsor erkannte.

„Meine Herrin," sagte sie, „sendet mich, und Sie errathen wohl, in welcher Angelegenheit."

„Richten Sie Ihren Auftrag aus, gute Frau," sagte Herr von Bornstedt, der sich auf Anna's Arbeitsstuhle niedergelassen hatte. „Wir haben keine Geheimnisse vor einander. Wer sendet Sie?"

„Madame Lindsor."

„Es ist die Dame, lieber Vater, der ich eine Stickerei angeboten habe," ergänzte die verwirrte Anna. „Und was läßt sie mir sagen?" wandte sie sich an die Kammerfrau.

„Madame hat Ihre Arbeit geprüft und ein besonderes Wohlgefallen daran gefunden. Sie sendet den geforderten Preis von dreihundert Thalern."

Die Kammerfrau legte ein Packet Banknoten auf den Tisch, dann grüßte sie und verließ das Zimmer. Elias folgte mit seiner Lampe. Der Anblick des Geldes hatte den armen Schriftsteller in eine fieberhafte Bewegung versetzt, daß er kaum das Schloß an der Ausgangsthür öffnen konnte. Und dabei plagte ihn eine unbesiegbare Neugierde.

„Liebe Frau," flüsterte er, „sendet die Dame wirklich nur den hohen Preis, weil sie die Arbeit desselben werth erachtet, oder hat sie noch andere Gründe?"

„Ich bedauere, daß ich Ihnen keine Auskunft geben kann!" antwortete lächelnd die Kammerfrau.

„Ist Ihre Herrin jung und schön?" fragte Elias weiter, der nach neuem Stoffe für seine Novelle forschte.

Die Frau sah verwundert den kleinen zitternden Mann an.

„Sie ist jung und schön."

„So! das ist mir lieb," flüsterte Elias wie zerstreut. „Daß sie einen großen Reichthum besitzt, läßt sich denken. Aber nun muß ich noch Eins wissen, liebe Frau."

„Was?"

„Ist die schöne und reiche Dame schon verheirathet?" fragte mit einem so gutmüthigen Lächeln der arme Schriftsteller, daß man hätte glauben mögen, er wolle ihr einen vortrefflichen Mann besorgen, wenn sie noch frei sei.

Die Kammerfrau war die einzige Mitwisserin des Geheimnisses Josephinen's, eines Geheimnisses, dessen Wichtigkeit sie kannte. Diese Frage mußte natürlich ihren Argwohn erregen, da sie die poetische Absicht des Magisters nicht ahnte.

„Haben Sie ein Interesse dabei, lieber Herr?"

„Ei, das will ich meinen, ich würde mir sonst diese Frage nicht erlaubt haben!"

„Madame Lindsor —"

„Ah, sie ist eine Madame!" flüsterte Elias gedehnt. „Das paßt mir allerdings nicht," fügte er nachdenkend hinzu, indem er die Hand an sein kleines Kinn legte. „Da muß ich meinen Plan ändern. Jung, reich und schön, das wäre mir gerade recht gewesen. Hm, hm, was fange ich denn da an?"

Die Zofe konnte kaum ein Lachen unterdrücken, als sie das betrübte Gesicht des Magisters mit den weißen Haaren sah.

„Mit dem ist es nicht richtig," dachte sie. „Nun, lieber Herr, beruhigen Sie sich nur," sagte sie laut; „Madame Lindsor ist eine Wittwe, sie war nur zwei Jahre verheirathet. Jetzt ist sie wieder zu haben."

„Wahrhaftig?" fuhr Elias auf.

„Gewiß."

„Das ist himmlisch! Da wäre ich ja aus meiner ganzen Verlegenheit! Danke, liebe Frau, für gütig ertheilte Auskunft!" rief er der Davoneilenden nach. „Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie nicht fallen, es sind fünf Treppen, und jede Treppe hat siebzehn Stufen. Zählen Sie nur, dann können Sie nicht fehlen!"

Seelenvergnügt kehrte Elias zu seinen Miethsbewohnern zurück. Er wollte die beiden glücklichen Menschen beobachten, um treu nach der Natur zu zeichnen, was er bei einer Novelle für unerläßlich hielt. Zu seiner Verwunderung richtete weder der Vater noch die Tochter eine Frage an ihn, es schien, als ob sie wüßten, wer der großmüthige Wohlthäter sei.

„Ich täusche mich nicht," dachte der gute Magister, „hier ist bereits eine Liebschaft angeknüpft. Beobachten wir!"

IV.

Am Tage, der der beabsichtigten Soirée voranging, kam Philipp von seiner Gattin. Der Aufenthalt in Leipzig hatte nicht nur seine Liebe, sondern auch seine Achtung und sein Vertrauen erhöht; Josephine war für ihn das Ideal einer Frau, und hätte man die fabelhaftesten Gerüchte von ihr verbreitet, er würde ihnen eben so wenig Glauben geschenkt haben, als sich die Eifersucht in ihm regte. Ein Charakter wie Josephine, war keiner Unredlichkeit fähig. Philipp hatte also seine Gattin verlassen, um sie in den Vorbereitungen zu dem Feste nicht zu stören. Als er die Thür des Gitters schloß, das das Haus umgab, trat ihm ein Mann entgegen, dessen ganze Aufmerksamkeit nach den Fenstern Josephine's gerichtet war. Er trug höchst elegante Kleider, war von schöner, hochgewachsener Gestalt und hatte ein fein gebildetes Gesicht mit einem kleinen blonden Barte. Die beiden Männer begegneten sich.

„Verzeihung, mein Herr," redete ihn der Fremde höflich an, indem er seinen Hut zog, „sind Sie in dem Hause bekannt, das Sie so eben verlassen haben?"

„Ich glaube, ja!" antwortete Philipp.

„Man sagte mir, daß eine Madame Lindsor hier wohnen müsse."

„Ganz recht, sie bewohnt den ersten Stock dieses Hauses."

Der Fremde dankte, öffnete das Gitter und verschwand. Ein unbestimmtes Gefühl, das sich indeß mehr der Neugierde als der Eifersucht zuneigte, hemmte Philipp's Schritte. Wenn man die heimliche Ehe, die Schönheit Josephinen's und die verschiedenen Gerüchte über ihre Person und ihr Vermögen bedenkt, so kann man sich nicht darüber wundern, daß Philipp, trotz seines Vertrauens, einen Spaziergang vor dem Hause unternahm, um die Rückkehr des fremden jungen Mannes zu erwarten. Er hielt es selbst als Gatte für seine Pflicht, da es nicht unmöglich war, daß die reiche, alleinstehende Wittwe — für die sie gehalten ward — mit ungebührlichen Anträgen bestürmt würde.

In Josephinen's Zimmer zeigte sich Licht, und die Vorhänge wurden herabgelassen. Philipp ging eine Viertelstunde auf und ab, ohne die Thür außer Acht zu lassen. Das war eine Zeit, um mehr als einen Auftrag auszurichten. Wie gern hätte er das Haus betreten, und er sann auch schon auf einen schicklichen Vorwand dazu; aber was sollte Josephine von seiner Rückkehr denken, da er ihr gesagt, daß er erst am folgenden Morgen wiederkommen würde? Noch war er zu stolz, um Eifersucht zu zeigen, und Josephine stand ihm zu hoch, zu heilig, um sie durch Verdacht zu kränken.

„Was sie wohl gethan haben würde," fragte er sich, „wenn der Fremde während meiner Anwesenheit gekommen wäre? Ob sie mir morgen den Besuch mittheilt? O gewiß, sie hat keine Geheimnisse vor mir! Fast schäme ich mich, daß ich für Josephinen so entehrende Schlüsse ziehe. Sie hat mich aus reiner, uneigennütziger Liebe geheirathet, der klarste Beweis davon ist die Wiedererstattung des Vermögens, die sie so dringend betreibt."

Das Geräusch der Thür ließ sich vernehmen und der junge Mann kam eilig heraus. Philipp trat hinter einen Baum, um sich seinem Anblicke zu entziehen. Dann folgte er ihm in kurzer Entfernung. Der Fremde hielt einen vorüberfahrenden Fiaker an, stieg ein, und verschwand. Philipp lächelte über seine Schwachheit und ging ruhig nach Hause.

Am nächsten Morgen verließ er schon früh seine Wohnung. Es schlug zehn Uhr als er die Treppe zu der Dachwohnung des Magisters hinanstieg. Der Besuch, den er dem alten Herrn von Bornstedt abstatten wollte, war das Resultat seiner gestern mit Josephinen gepflogenen Unterredung; er sollte dazu dienen, die ersten direkten Einleitungen zu treffen. Auf dem kleinen Vorsaale trat ihm derselbe junge Mann entgegen, dem er Abends zuvor die Wohnung Josephinen's bezeichnet hatte. Das blühende Gesicht mit dem blonden Barte erkannte er auf den ersten Blick wieder. Ohne zu grüßen, eilte er hastig die Stufen hinab.

„Gut," dachte Philipp, „vielleicht kann ich hier etwas von ihm erfahren."

Elias, der den letzten Besuch entlassen hatte, stand des zweiten harrend an der schmutzigen Gitterthür.

„Zu wem wollen Sie?" fragte des kleinen Mannes dünne Stimme durch die Stäbe.

„Finde ich den Herrn von Bornstedt zu Hause?"

„Thut mir leid, mein Herr, er ist mit seiner Tochter ausgegangen. Der junge Mann, der Ihnen auf der Treppe begegnete, fragte ebenfalls nach ihm. Ich vermuthe, der Gesuchte wird bald heimkehren — wenn Sie ein wenig warten wollen —"

Diese Aufforderung kam Philipp gelegen; er folgte dem Magister in das Stübchen. Kaum traf das helle Licht die Gestalt des Besuchers, als Elias freudig überrascht ausrief:

„Ah, mein Herr, Sie sind es! Nicht wahr, ich hatte schon einmal die Ehre, Sie bei mir zu sehen? Ihr Besuch hatte die wohlthätige Folge für meinen Miethsmann — und ich konnte ihm so wenig Auskunft geben — ach, wie lieb ist es mir, daß ich Sie wiedersehe! Hätte ich Ihre Adresse gewußt, ich würde Sie aufgesucht haben."

„Sie sind Magister?"

„Magister, Novellist und Corrector einiger unserer weitverbreitetsten Blätter."

„So habe ich es mit dem gebildeten Manne zu thun, der meine Schritte nicht mißdeuten und die nöthige Discretion beobachten wird."

Elias wickelte sich fester in seinen alten Schlafrock und verneigte sich.

„Die Familie Bornstedt ist Ihnen befreundet?" fuhr Philipp fort.

„Ich theile Freud' und Leid mit ihr. Alles, was sie betrifft, ist für mich von großem Interesse. Ich umspinne sie gewissermaßen mit den geheimen Fäden meiner Freundschaft, und wirke im Stillen so viel ich kann, um die Dankbarkeit der armen guten Menschen nicht zu provociren. So suche ich mich denn mit denen zu verbinden, die einen gleichen Zweck verfolgen; hinwieder aber auch die fern zu halten, die sich in feindlicher Absicht nahen. Ich habe einen köstlichen Schatz zu bewachen. Glauben Sie mir, ich bin Kenner — Anna ist eine seltene Perle. Sie vereinigt Jugend, Schönheit, Herzensgüte und Tugend in hohem Grade. Ich habe in dem Kinde schon einen vortrefflichen Grund gelegt. Freilich ist Anna nicht reich, sie besitzt nur ein Vermögen von dreihundert Thalern; aber sie bringt ihrem künftigen Gatten andere, größere Schätze — haben Sie die junge Dame schon gesehen?"

„Nein!" antwortete Philipp, der seine Beziehung zu Josephine, wo er Anna gesehen hatte, nicht verrathen wollte.

„Doch, Verzeihung, lieber Herr," flüsterte der Magister mit einem Lächeln der Verlegenheit, „ich preise Ihnen da ein junges Mädchen an, und weiß nicht einmal, ob Ihr Herz noch frei ist. Sie sind wohl noch nicht verheirathet?"

Philipp mußte eine zweite Nothlüge aussprechen.

„Ich bin unverheirathet!" antwortete er lächelnd.

„Vortrefflich! Vortrefflich!" rief Elias, der sich wieder in den Stoff zu seiner Novelle versenkte. „Sie haben dem Vater die Freiheit wiedergegeben, und Anna entbrennt in Dankbarkeit zu dem großmüthigen Retter. Sie dürfen sich dem Danke des guten Kindes nicht entziehen. Aber fürchten Sie nichts, ich bin discret, vor der Katastrophe, welche die handelnden Personen selbst herbeiführen müssen, kommt kein Wort über meine Lippen."

„Wer war der junge Mann, der mir in der Thür begegnete?"

„Ja, lieber Herr, bestimmte Auskunft kann ich Ihnen nicht geben; aber ich habe so meine Vermuthungen. Er sagte mir, er käme von Madame Lindsor. Diese Dame ist nämlich eine reiche Engländerin, eine junge Wittwe. Wie mir scheint, ist jener schöne Mann ihr heimlicher Liebhaber. Ich müßte wenig Scharfsinn besitzen, wenn ich mich täuschen sollte."

Dem armen Philipp rieselte es heiß und kalt über die Haut. Schon die Vermuthung des Magisters, dessen eigenthümliche Combinationen er mit seiner Gutmüthigkeit rechtfertigte, weckte das peinliche Gefühl der Eifersucht wieder, das er gestern Abend so großmüthig niedergekämpft hatte.

„Woraus schließen Sie das?" fragte er, gewaltsam seine Verwirrung verbergend.

„Wie ich Ihnen schon gesagt, so liegt mir daran, die Personen kennen zu lernen, die nach der Familie Bornstedt fragen. Ich suchte ihn auszuforschen. Da drückte er mir freudig bewegt die Hand und sagte: „„Ihre Befürchtungen sind unnütz, Madame Lindsor ist eine so liebenswürdige Dame, daß sich jeder glücklich preisen kann, für den sie sich interessirt!"" — Mein Gott, gab ich zur Antwort, ich will die Dame nicht kränken. — „„Dann würden Sie in mir einen Gegner finden, der Sie vernichtet!"" rief der junge Mann, grüßte und ging. Sind Sie nicht meiner Ansicht, daß nur ein Liebhaber solches Feuer haben kann?"

„Er wollte also die Familie Bornstedt besuchen?"

„In einer dringenden Angelegenheit, wie er mir sagte. Weiter konnte ich nichts erfahren, denn er lief wie ein Besessener davon. Aber was ist Ihnen, lieber Herr? „Sie zittern ja und sind bleich, als ob sie plötzlich krank geworden wären."

„Herr Magister," sagte Philipp ernst, „Sie müssen mir versprechen, meine Besuche gegen Jedermann zu verschweigen. Plaudern Sie, so kann Ihrer liebenswürdigen Schülerin ein Glück entgehen, das ihr jetzt so nahe bevorsteht."

„Ich verbürge mein Ehrenwort! Uebrigens fürchten Sie den blonden Menschen nicht, Anna steht unter meiner speciellen Aufsicht, und meiner Einwirkung wird es möglich sein —"

„Auf Wiedersehen, Herr Magister!"

Philipp drückte dem kleinen Manne die Hand, und verließ hastig die Wohnung.

„Ich müßte ein schlechter Menschenkenner sein, wenn ich noch zweifeln wollte, daß der gute junge Mann eine zärtliche Neigung für Anna hegt!" flüsterte Elias vor sich hin, als er wieder in seinem Stübchen war. „Was sage ich, eine zärtliche Neigung? Er ist schon Feuer und Flamme! O Himmel, nun habe ich wieder einmal vergessen, ihn um seinen Stand und Namen zu befragen! Das ist sehr unangenehm; aber es thut nichts, ein Novellist muß sich immer zu helfen wissen. Anna's Liebhaber bleibt vorläufig ein Unbekannter, das reizt die Neugierde des Lesers, erhält die Spannung und giebt meinem Werke etwas Geheimnißvolles, wie man es jetzt liebt. Die Entwickelung ergiebt sich von selbst, ich brauche nichts zu erfinden. Nun will ich die zweite Scene ausarbeiten, ehe ich zu der dritten übergehe, werde ich wohl schon so viel von Madame Lindsor erfahren haben, daß ich sie dem Leser naturgetreu vorführen kann. Also zur Arbeit!"

Elias ergriff die Feder, sann einige Augenblicke nach, und begann emsig zu schreiben.

V.

Philipp befand sich auf dem Wege zu seiner Gattin. Es war die gewöhnliche Stunde, um die er ihr seinen Besuch abzustatten pflegte. Er ging langsam, um wenigstens so viel äußere Ruhe zu gewinnen, daß er der vielleicht unschuldigen Josephine seinen Seelenzustand verbergen konnte. Der junge Mann liebte zu leidenschaftlich, und die ersten Monate seiner Ehe waren unter so eigenthümlichen Verhältnissen dahingeschwunden, daß seine Eifersucht wohl wach werden konnte. In der festen Hoffnung, daß sie ihm den empfangenen Besuch unaufgefordert mittheilen würde, zog er die Glocke auf dem Vorsaale. Meta, die schon bejahrte Kammerfrau, öffnete die Thür. Eine Minute später ward er mit derselben Offenheit und Zärtlichkeit empfangen, die ihm Josephine stets bewiesen hatte. Sie befand sich noch im Negligée, da sie erst zu der Abendgesellschaft große Toilette machen wollte. Man unterhielt sich von der Soirée, und Josephine legte ihrem Gatten die Liste der Eingeladenen vor. Sie bestand aus vierzehn Personen, deren Bekanntschaft Josephine in den Abendgesellschaften des Banquiers gemacht hatte. Meta lud zum Frühstück ein, und man setzte sich zu Tische. Josephine sprach lebhaft von den getroffenen Einrichtungen, von der Sorge, deren sie sich durch die Soirée entledigte, und von dem neuen kostbaren Kleide, das sie heute zum ersten Male tragen würde. Der arme Philipp saß wie auf Nadeln, des verhängnißvollen Besuchs geschah mit keiner Sylbe Erwähnung. Da trat Meta ein. Sie brachte einen Brief von Madame F. Josephine öffnete und las. Ihre Züge verriethen eine unangenehme Ueberraschung.

„Madame F. wird diesen Abend nicht kommen!" sagte sie gleichgültig, indem sie ihrem Gatten das Papier gab.

Philipp las die Zeilen, durch die der Banquier kurz und bündig ankündigte, daß ein Unwohlsein seine Gattin an das Zimmer fessele, und daß sowohl er als sie das Versprechen, diesen Abend zu erscheinen, zurücknehmen müßten. In der Abfassung lag eine Kälte, die nach Philipp's Ansicht beleidigen sollte. Es waren nicht einmal die gewöhnlichen Höflichkeitsformen beobachtet.

(Fortsetzung folgt.)

TEA AND TEAS.

Tea, the dried leaves and leaf-buds of *Camellia Thea*, an evergreen shrub native of China, Japan, and Assam, but now cultivated in many countries. Tea-plants are grown from seeds, which are sown in nurseries, and the young plants are transplanted when they are about a year old. They are set in rows, about 5 feet apart each way, in plantations on the hillsides. The plants are pruned to keep them from growing more than 4 or 5 feet high, and the leaves are picked when they are young and tender. The first picking is usually in April, and the last in October. The leaves are dried in the sun, or by artificial heat, and are then rolled by hand or by machinery. The rolling breaks the cells of the leaves, and causes the juices to mix and ferment. The leaves are then dried again, and are sorted into different grades. The finest grades are made from the young leaf-buds, and the coarser grades from the older leaves. Tea contains a volatile oil, tannin, and a bitter principle, and also a peculiar substance called *theine*, which is identical with caffeine, the active principle of coffee. Tea is a stimulant, and acts upon the nervous system, the heart, and the kidneys. It is also a mild astringent, and is useful in diarrhœa. Tea is chiefly used as a beverage, and is drunk by nearly all the people of China, Japan, and Tibet, and by many people in other countries. The Chinese drink tea without milk or sugar, but in Europe and America it is usually drunk with milk and sugar.

Tea-Plant (*Camellia Thea*).

Japan Tea. Japan tea is grown chiefly in the provinces of Yamashiro, Yamato, Iga, Ise, Owari, Totomi, Suruga, Kai, Sagami, Musashi, Awa, Kadzusa, Shimosa, Hitachi, Iwaki, Iwashiro, Rikuzen, Rikuchu, Mutsu, Dewa, Echizen, Kaga, Noto, Etchu, Echigo, Sado, Wakasa, Tamba, Tango, Tajima, Inaba, Hoki, Izumo, Iwami, Oki, Harima, Mimasaka, Bizen, Bitchu, Bingo, Aki, Suwo, Nagato, Awa, Sanuki, Iyo, Tosa, Chikuzen, Chikugo, Buzen, Bungo, Higo, Hizen, Satsuma, Osumi, and Hyuga. The tea-plant is cultivated in gardens and on hillsides, and the leaves are picked when they are young and tender. The first picking is usually in April, and the last in October. The leaves are dried in the sun, or by artificial heat, and are then rolled by hand or by machinery. The rolling breaks the cells of the leaves, and causes the juices to mix and ferment. The leaves are then dried again, and are sorted into different grades. The finest grades are made from the young leaf-buds, and the coarser grades from the older leaves. Japan tea is usually drunk without milk or sugar.

erweitert und weiter greift, so zwingt er wieder die an der alten Stätte Gebliebenen, die Contraste nicht zu grell werden zu lassen und dem rüstig Aufstrebenden möglichst nachzukommen. Bei diesem Wettstreite des alten und jungen Zürich haben Geschmack und Schönheit nur gewonnen; und man wird kaum in der Annahme irren, daß mit ihm auch der letzte Rest jenes Spießbürgerthums allmälig verschwinden dürfte, das seinen nicht immer gefälligen Anstrich in einer Zeit erhielt, wo die grauen stolzen Mauern zugleich das Symbol der Herrschaft und des Vorrechts über die Landschaft bildeten. Nirgends vielleicht auch ist der Geist der neuen Zeit so entschieden und doch so gemäßigt eingezogen als in Zürich; es hat sich schneller in ein gemeinsames Volksleben gefunden und rascher den Zopf unnatürlicher Absonderung mit kühner Hand abgeschnitten. Freilich ist dies nicht überall völlig gelungen und schaut er noch da und dort heraus; gestehen muß man aber doch, daß ein tüchtiger Schritt aus dem zweideutigen Mittelalter und aus vielfach kleinlicher Enge heraus gethan ist einer Entwickelung entgegen, in der wir monarchischen Deutschen mit unserer universellen Bildung längst schon stehen, ohne daß Viele es wissen oder anerkennen wollen. Niemand versteht es besser, sich selbst für recht gründlich schlecht zu halten als der Deutsche!

Eine oberflächliche Beobachtung redet sich gar leicht ein, der Züricher lasse die wesentlichsten Züge des specifischen Schweizerthums großentheils vermissen. Dies ist ein Irrthum, den ein etwas längerer Aufenthalt bald zerstört. Ein ungemein gesteigerter persönlicher Verkehr mit Fremden läßt ihn sein charakteristisches Gepräge gewissermaßen mehr nur verhüllen, als daß es verwischt wäre. Er theilt mit allen seinen Stammgenossen die nüchterne Verständigkeit, den praktischen arbeitsamen Sinn, die verschlossene mißtrauische Abneigung gegen Fremdes, das geringe Verständniß der ideellen Seiten des Lebens; anderntheils aber entdeckt man doch wieder unter den verschiedenen Farbentönen, welche die moralische Physiognomie der Bewohner der einzelnen Schweizercantone, so sehr diese im Grunde den Nationalcharakter zeigen, unterscheiden, den Züricher überall leicht. Mehr als irgendwo hat sich bei ihm von je ein entschiedener Geschmack für die Wissenschaften, wenn auch vorzugsweise nur für die realistischen, entwickelt; — er darf ohne Ueberhebung an eine lange Reihe trefflicher Namen erinnern, die ein verdienter Ruf in den Jahrbüchern des kleinen Staates aufgezeichnet hat, und noch heute ist es Zürich, dessen wissenschaftliches Streben, dessen Schulwesen, dessen Bildungstrieb unbedingt die erste Stelle einnimmt. Für die besondere Liebe zur Arbeit spricht der Fleiß, der einem nicht gerade überall fruchtbaren Boden die möglichsten Früchte abringt, und eine blühende Industrie; für die kluge Benutzung aller Vortheile ein bedeutender solider Handel. Man rühmt ferner dem Züricher eine große Schnelligkeit in den Entwürfen, verbunden mit der zähesten Ausdauer in der Ausführung nach, und sprüchwörtlich ist seine „Weisheit." Bedeutende Männer im Rathe und zur That haben ihm nie gefehlt. Dies sind gar achtbare Dinge, worüber man wohl auch vergessen kann, daß der allgemeine Nationalzug einer bedächtigen Sparsamkeit zuweilen ein wenig liebenswürdiges Gepräge zeigt und uns gemüthlicheren Deutschen die Traulichkeit vor der schweizerischen Ausschließlichkeit und Abgeschlossenheit fast verloren geht.

Eines nur haben wir Zürich und Allen, die über dasselbe schreiben (es sagt es Einer dem Andern nach), nie recht verzeihen können: die Koketterie mit der Bezeichnung als „schweizerisches Athen." Wozu sich mit fremden Federn schmücken wollen, wenn man eigene glänzende genug hat? Und fremde Federn sind wahrlich dieses „Athenenthum!" Verstände man darunter noch einen gewissen republikanischen Geist, der sich auf verschiedenen Gebieten auch in kleinem Raume vielseitig und rühmlich entwickelt hat, und mit den Ueberlieferungen einer reichen, tüchtigen Vergangenheit einer nicht minder wackern Zukunft entgegenstrebt, so würden wir uns noch mit jenem vielmißbrauchten Beiworte versöhnen mögen; aber in dieser Bedeutung faßt man es ja nicht, und in der gewöhnlichen und am Ende allein gerechtfertigten paßt es nicht. Es fehlt der Vergleichspunkt. Jene duftige Blüthe griechischen Geistes, griechischer Kunst und Poesie, wie sie vor Allem in Athen sich entfaltet, erlaubt uns nicht, hier ihr Spiegelbild zu erblicken; Kunst und Poesie haben (mit geringen Ausnahmen) in der Schweiz überhaupt nie einen rechten Boden gefunden, die Philosophie keine besondere Pflege; und die attische Urbanität, die Aesthetik des griechischen Lebensgenusses, von einem heitern wolkenlosen Himmel begünstigt, ist kein Charakterzug des Zürichers. Dies soll und kann kein Vorwurf sein; nicht Alle können und sind Alles; aber es soll einen Irrthum zerstören und eine immer wieder nachgeplauderte Phrase, in der wir nicht einmal eine Schmeichelei erblicken können, auf ihren rechten Werth zurückführen. Zürich hat des eigenen Ruhmes genug, und wäre es auch nur der Eine (wie er es doch nicht ist), die Wiege einer Reformation gewesen zu sein, die in Zwingli ein so ernstes, hochsinniges, praktisches, Staat und Kirche gleich umfassendes, und doch so ächt und mildchristliches Haupt gefunden, einen Mann, zu dessen ganzem Bilde in der gährenden Zeit der Wiedergeburt auch sein heldenmüthiges Ende an dem Unglückstage von Cappel gehört.

Die Umgebung Zürichs trägt zwei große Gräber: das eine ein einfacher Stein an jener Stätte, wo Zwingli gefallen, das andere versunken, verschwunden, nicht mehr gekannt. Beide gehören mächtigen Zeugen des freien lebendigen Menschergeistes an, die im Leben, wenn auch auf verschiedener Bahn, gleichem Ziele nachgerungen, und die das Schicksal in räumlich geringer Entfernung in dieselbe freie Erde betten sollte. Auch darin möchten wir eine Aehnlichkeit finden, daß von dem irdischen Theile des großen Reformators gerade nur noch die Stelle seines Todes redet — die Leiche verbrannte die thörichte Rache der Feinde, die Asche ist in die Winde zerstreut — ein fruchtbarer Same! — von dem zweiten Ritter des gewaltigen Geisteskampfes kennt man selbst die Stätte der Asche nicht mehr. In friedlich anmuthiger, fruchtbarer Gegend, auf die des Rigi schöne Pyramide herüberschaut, in der Nähe von Cappel trägt zu Zwingli's Gedächtniß ein rohgelassener Findlingsblock auf eiserner Tafel folgende Inschrift: „Den Leib können sie tödten, nicht aber die Seele. So sprach an dieser Stätte Ulrich Zwingli, für Wahrheit und der christlichen Kirche Freiheit den Heldentod sterbend, den 11. October 1531."

Auf den klaren Wogen des Zürichsees, schon auf schwyzer Gebiet, im Angesicht der glarner und appenzeller Alpen, schwimmt ein kleines üppig grünendes Eiland, die Ufnau. Hier fand Hutten die letzte Ruhe. Vom Sturm des Lebens und der Leidenschaft, der edelsten für stolze volle Menschenfreiheit, matt gehetzt, müde der Welt und ihrer Dornen, hatte der merkwürdige Mann, der Ritter des Liedes und Schwertes, von dem ein lateinisches Pamphlet einen Fürsten von Land und Leuten getrieben; der rüstigste Waffenträger Luther's und doch eigenen selbstständigsten Geistes voll, dessen: „Ich hab's gewagt!" der die Banden einer barbarischen Finsterniß sprengende Ruf nach der Morgenröthe eines helleren Tages gewesen — den irrenden Fuß auf die Insel gesetzt. Erasmus in Basel hatte nicht gewagt, den Verfolgten und Verbannten aufzunehmen; Zwingli schickte den zum Tode Erkrankten in die treue Pflege seines Freundes, des Pfarrers der Ufnau und Conventualen des Klosters Einsiedeln. Hier endete Hutten, wenigstens in den letzten Tagen in ungestörter Einsamkeit, sein unruhiges Leben. Ob der kleine jetzt verödete Friedhof oder eine nun verfallene Kapelle sein Grab enthalten? fast Jeder erzählt es anders. Der Grabstein, den Freunde ihm mit der Aufschrift: „Hic eques auratus jacet, oratorque disertus, Huttenus vates, carmine et ense potens," einst gesetzt, ist längst verschwunden — der fromme Eifer der Mönche von Einsiedeln mag die Spur von dem Denkmal eines Ketzers auf ihrem Grund und Boden nicht gewollt haben. Heute ist die ganze Insel mit ihren zerfallenden Menschenwerken, aber im immer wiederkehrenden Schmucke der Natur das Grab eines der größten und edelsten Geister.

Der Canton Zürich, in geistiger und ökonomischer Beziehung unbestritten die erste Stelle in der Eidgenossenschaft behauptend, gehört zur sogenannten ebenen Schweiz. Man hat dabei den mächtigeren Gegensatz der Alpenregion im Sinne, und nennt so seine immerhin stattlichen Höhen, die an einigen Punkten unsern Breiten überragen, nur Hügel. Entbehrt er der großartigen und romantischen Schönheiten des höheren Gebirges, so würde man doch irren, wollte man ihm einen ungemein reichen Wechsel landschaftlicher Reize absprechen. Nur ist ihr Charakter mehr die bescheidene Anmuth als die überwältigende Größe. Aber man versuche es nur: man verlasse die gerade Linie der Heerstraße, den plattgetretenen Weg der Touristik, dringe in so manches nebenliegende Thal — und das Auge wird sich an der bunten Fülle einer reizenden Natur und den überallhin dringenden Spuren emsiger Menschenhand erfreuen. Und dann — wo Ihr einen erhabenern Standpunkt ersteigt, als Hintergrund eines blühenden wohlbebauten Gar-

tens, welche Aussicht auf die herüberwinkende Welt des Hochgebirgs, auf seine beschneiten Riesenhäupter, die stolzen Wächter eines gegenwärtigen Genusses und einer geahnten, geheimnißvollen Herrlichkeit! Gerade dieses verleiht Zürich einen so eigenthümlichen Reiz: wir bewegen uns mitten in einer gefälligen Natur, in dem regsten Verkehre einer thätigen, dichtgedrängten Bevölkerung; wir erfreuen uns der zahlreichen freundlichen Ortschaften, die uns von den Ufern des Sees, von einem grünen Hügel, aus der Blätterpracht fruchtbarer Bäume entgegenschimmern; und wir wissen dabei doch immer, daß nur wenige Stunden hinreichen, die ganze Scenerie zu verändern und uns aus dem anmuthigen Hügellande in die wilde und erhabene Majestät himmelanstrebender gewaltiger Massen, an den Fuß mächtiger Gletscher oder vor das Rauschen schäumender Wasserfälle zu versetzen. Und doch sollte man es bei einiger Muße nie versäumen, auch bei der bescheideneren Schönheit dieser Gegenden zu verweilen. Auf diesem Boden begegnet uns manche Erinnerung, mancher historische Keim, den wir weit von da sich mächtig haben entfalten sehen. Kein geringes Stück deutscher Geschichte ward hier in scheinbar enger Schule eingeleitet.

Wandert hinaus, wo nicht weit von dem wohlgebauten, industriereichen Winterthur die wilde Töß rauschend im engen Thale hinbraust: aus dem Wälderdunkel auf steilem Felsen erhebt sich die Veste **Kyburg**, das älteste Grafenschloß Helvetiens. Vom Urahn der Welfen leitete sich sein Herrengeschlecht ab, und des letzten Kyburgers Erbe ging in eine kräftige Hand über, die sich einst das heillos zerrüttete kaiserlose Deutschland holte, um wieder Friede und Ordnung in's Reich zu bringen. Was dieser Rudolph von Habsburg, als er zum Reiche gelangt, vom mächtigsten Throne der Welt aus geübt, hat er als Stadthauptmann der Zürcher im engen Kreise gleichsam vorbereitet. Wir treffen hier überall auf seine Spuren, wie er der aufstrebenden, wohlhabenden Handelsstadt mit starkem Arme ebenso wie mit nie verlegener Schlauheit die raub- und habsüchtigen Nachbarn vom Leibe zu halten wußte. Er demüthigte den stolzen Freiherrn von Regensberg und zerstörte dessen Schlösser, die wie Blutigel der Stadt im Nacken saßen zu immerwährendem Hohne und Schaden; und so gründlich war die Arbeit, daß von den meisten dieser Burgen kaum mehr ein spärlicher Mauerrest übrig geblieben ist. Die alten Chroniken wissen eben so viel von Rudolph's Muth, wie von seiner Gewandtheit in Kriegslisten zu erzählen. So brach er des Regensberger's Burg auf dem Uetli, wo heute ein im schweizerischen Holzstyl erbautes artiges Berghaus die Freunde einer entzückenden Aussicht in seine gastlichen Räume sammelt, daß er mit zwölf weißen Pferden, wie sie gleiche in der Veste hatten, den nichts ahnenden Thorwart täuschte und auf diese Weise in die Burg gelangte. Seltsam genug wiederholt sich die ähnliche List noch mehrmals in dem Kriegsleben des Grafen von Habsburg.

Ein dunkleres Blatt in der Geschichte ruft unweit von Kyburg Töß mit seinen bald verschwundenen Klosterresten in's Gedächtniß. Hier weilte abwechselnd mit Königsfelden jene Agnes von Ungarn, die ihrem ermordeten Vater, Albert von Oesterreich, ein so furchtbarentsetzliches Grabmonument errichtet hat. Von der engen Klosterzelle in Töß aus setzte der rachgierige Schmerz zweier Fürstinnen, der Wittwe und der Tochter, ein Strafgericht in's Werk, das in grausamer Verfolgung Unschuldige mit Strafbaren vermischte, ja sogar die wirklich Schuldigen persönlich gar nicht erreichte; hier starb auch Agnesens Stieftochter, Elisabeth von Ungarn, im Geruche der Heiligkeit.

Einer andern Heiligen in Liebe und Treue möge als mildernder Gegensatz bei diesem blutigen Blatte gedacht werden. Der Freiherr von Wart war ruhiger Zuschauer bei dem Morde des Kaisers gewesen. Von seinem Vetter Thibald, Grafen von Blamont, um Geld an seine Verfolger ausgeliefert, ward er verurtheilt, auf dem Rade zu sterben. Umsonst bittet seine junge Gemahlin, aus dem Hause Balm (alles Namen, die heute noch in der Gegend erhalten sind) um Gnade für ihn; Schönheit und Thränen rührten die Richter nicht. Auf das Rad geflochten, giebt er erst nach drei Tagen den Geist auf. Wenn die Nacht herabgesunken, kommt seine Gemahlin, steht ihm bei, betet mit ihm über der ungeheuren Marter. Des Gatten Beschwörungen können sie nicht entfernen, nur der Tod, zu dem sie ihm nach so langer schrecklicher Pein endlich die Augen schließen kann. Vom Fuß des Schaffots begiebt sie sich nach Basel, wo sie, „geliebt und bewundert von aller Ehrbarkeit," wie die alte Chronik Albert's von Straßburg sagt, noch einige Jahre lebte und dann, von Gram und schrecklicher Erinnerung aufgezehrt, dahinstarb. Damals sanken Hunderte der helvetischen Geschlechter vor einer kaum zu sättigenden Rache. Ihre Güter gewährten zum Theil die Dotation des zur Sühne und Buße gestifteten Königsfelden und vermehrten die Klosterschätze in Töß. Man darf aber wohl behaupten, daß mit dieser Vernichtung des helvetischen Adels sich das Haus Oesterreich in der Schweiz einen mächtigern Schlag versetzt habe, als Morgarten und Sempach gethan.

Doch zurück in die heitere Gegenwart!

Wer aus dem Aargau in den Kanton Zürich tritt, findet bald einen auffallenden Unterschied. Der Menschenschlag scheint ein ganz anderer zu sein. Dort begegnete uns wohl ein frohes Lied, ein lächelndes Gesicht der im Felde Arbeitenden; hier geschieht Alles stiller, in sich gekehrter; auch die dunkle Tracht der Bauernweiber und Mädchen macht einen fast traurigen Eindruck. Der Schlag ist nicht schön, nicht lebhaft, aber im Allgemeinen doch kräftig, gelenk, zähe, wo nicht der Einfluß des Fabriklebens, freilich hier unter verhältnißmäßig günstigeren Bedingungen, uns auch eine schlaffere, schmächtigere, kränkelndere Generation erblicken läßt. Was den schweizerischen Fabrikarbeiter überhaupt von dem Fabrikarbeiter anderer Länder wesentlich unterscheidet, ist die Erleichterung häuslicher Einrichtungen, ein mehr fester und bleibender Wohnsitz, was ein warderndes Proletariat ausschließt. In der Regel sucht er sich die Anschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse noch durch eigenen Anbau zu erleichtern, indem er sich bemüht, ein kleineres oder größeres Stück Land entweder als Eigenthum zu erwerben oder als Lehen in Pacht zu nehmen. Anderntheils aber überliefert der Umstand größerer Seßhaftigkeit den armen mittellosen Arbeiter auch mehr der Willkür seines Arbeitsherrn; und hiergegen schützt das Gefühl bürgerlicher Gleichheit allerdings nur höchst selten. Der Eigennutz hat überall dieselben Symptome.

Wenden wir uns wieder zur ländlichen Hauptbevölkerung des Cantons, so finden wir, daß eine durchgehende Nationaltracht, namentlich bei den Männern, immer mehr verschwindet. Sie scheint schon früher in den verschiedenen Gegenden vielfach abweichend gewesen zu sein. Der Zwillichrock, bis an die Knie zugeknöpft, das scharlachne Bruststück mit langen Taschen, die weiten schlotterigen Beinkleider haben meist schon jener halben Annäherung an eine mehr städtische Tracht Platz gemacht, die unbeschreibbar ist. Nur bei älteren Männern sieht man zuweilen noch ein und das andere jener Stücke. Steter hat sich die weibliche Tracht erhalten, wenigstens in den untern Gegenden und im Bezirke Regensberg. Hier ist sie günstiger für das schöne Geschlecht, das uns sonst freilich selten den frischen Reiz der berner, freiburger und solothurner Bäuerinnen erkennen läßt. Die Tracht besteht in einem rothen, wollenen Leib- oder Unterrock, einem schwarzen Rocke (Jüppe) ohne Aermel, der untere Theil enge gefaltet, etwas kürzer als der Leibrock, von Wolle und Zwillich; einem roth scharlachnen Mieder (Brustlatz), über das der obere Theil der Jüppe mit Bändern befestigt ist; einem Halskragen (Göller), weiß oder gefärbt, und blauen oder schwarzen Schürzen. Als Kopfbedeckung tragen die Weiber Hauben von halb- oder ganzseidenem brochirten Zeuge, mit breiten schwarzen Spitzen eingefaßt (Hütli). Die Mädchen tragen die Haare in zwei herabhängenden, geflochtenen Zöpfen, die Weiber wickeln die Zöpfe unter die Haube; doch winden auch die „Maitli" sie häufig um den Kopf. Im alten Amte Knonau pflegten die jungen Mädchen sonst in die langen Haarzöpfe rothwollene Schnüre einzuflechten, was freundlich stehen mußte. Sie tragen daselbst ein ziemlich breites Sammetband mit Spitzen, eine kurze, dunkelblaue Jüppe mit engen Falten und einem hellblauen, seidenen Bande besetzt; ein die Gestalt ziemlich gut bezeichnendes Leibchen, worauf eine von farbigen Sammetbändern gebildete Fünf (V) sich befindet, ein rothes Brusttuch, ein hellfarbiges Göller, einen sammetenen Gürtel mit silberner Schnalle, gestreifte Schürze, eine Jacke von schwarzem Wollenzeuge, welche die V nicht ganz deckt, weiße baumwollene, früher rothwollene Strümpfe. Die Weiber tragen überdies eine leinene weiße Haube, die enge anschließt, auf beiden Seiten Elasperlen und glatte, knapp anliegende Spitzen hat.

Unsere Illustration giebt den Lesern einen ländlichen Hochzeitszug aus dem regensberger Bezirk; im Hintergrunde ist Regensberg selbst zu erblicken, das reizend auf einem Vorhügel des Jurazweigs der Lägern liegt. In den meisten übrigen Gegenden nähert sich der Schnitt der Kleidung wie bei den Männern der städtischen mehr oder weniger. Zürich hat manche seiner alten Gewohnheiten

und Gebräuche treuer beibehalten, als die Landschaft ihre nationale Tracht. Einer der freundlichsten Gebräuche ist ohne Zweifel der folgende: Wird ein Kind geboren, so geht eine der Mägde des Hauses im Sonntagsstaate mit einem mächtigen Blumenstrauße oder Kranze (sonst auch einen an die eigene Brust geheftet) zu den Verwandten der Familie, den jungen Ankömmling zu verkünden; Festschmuck und Blumen scheinen sagen zu sollen: „Eine neue Blüthe ist auf Eurem Stammbaum aufgepfropfen; bittet Gott, daß sie zur guten Frucht werde!"

Auch der Brauch der Hochzeitsreisen scheint seit Langem in Zürich zu Hause zu sein. Statt die jungen Eheleute jene ersten Tage, die der Liebe so theuer sind und die in jene unrecht genug bei uns „Flitterwochen" genannte Zeit fallen, bei geräuschvollen Mahlzeiten, langweiligen Besuchen, oder in Gesellschaft, während sie lieber allein wären, verlieren zu machen, läßt man sie eine mehrtägige Reise machen, und giebt ihnen so den ersten Beweis von Liebe und Achtung, daß man sie allein und sich selbst überläßt.

Eine sehr alte Sitte ist auch die Feier des Frühlingseintritts, bekannter als „Sechseläuten." Um die Zeit des Frühlingsäquinoctiums werden auf allen Zünften, die indeß jetzt ihre frühere politische Geltung verloren haben, Mahlzeiten gehalten. Sonst richtete man es wohl ein, daß man sich noch versammelt fand, wenn die Abendglocke das Ende des letzten Wintertages ankündigte; dann erhoben sich das Haupt der Zunft und alle Gäste von ihren Sitzen, und Jener hielt eine den Umständen angemessene Rede, eine Einladung an die Mitgesellschafter, die Rückkehr der schönen Jahreszeit zum Nutzen und Vergnügen wohl anzuwenden. Den Vormittag benutzen die Kinder zu allerlei Verkleidungen: es ist ein Kinderfasching; bei einbrechendem Abend aber zünden die Knaben in und vor der Stadt an unschädlichen Orten große Reiserbündel oder kleine Holzstöße an, und springen um diese Feuer her; so feiern auch sie ihrerseits unter freudigem Jubel die Ankunft des Frühlings. Am Auffahrtstage führt ein seit undenklichen Zeiten üblicher Gebrauch Knaben und Mädchen auf den Gipfel des Uetliberges, um sich da auf einem der schönsten Punkte in frohen Liedern einer unschuldigen und lebhaften Freude zu überlassen. Klopstock gedenkt in seiner Ode an den Zürchersee des Uetli, auf dem er im Kreise seiner Freunde einige heitere Stunden zugebracht hatte. — Doch nur einzelne flüchtige Züge aus einem reichen Gemälde können wir geben, ein paar Striche zu einem Bilde, das mit der gewissenhaften Sorgfalt des Künstlers auszuführen, uns weit über die Gränze unserer Absicht führen würde.

Aus dem Privatleben eines ostindischen Königs.

Nussir, der König von Oude. — Sein englischer Lehrer, sein englischer Barbier und Premierminister. — Ein Diner bei Nussir. — Tafelfreuden. — Bajaderen. — Puppentheaterkünste des Königs. — Die barbierende Civilisation der Engländer. — Admiikanawallah, das Menschen fressende Pferd und dessen Zweikampf mit Burrhea, dem Lieblingstiger des Königs.

Außer den Schneidergesellen spielen die Barbiere besonders eine wichtige Rolle in der Weltgeschichte. Ohne Rasirmesser giebt's bekanntlich gar keine Kultur mehr und ohne Kultur keine Geschichte. Und wer heut zu Tage Geschichte macht, geht nie unrasirt aus, weil er stets mit einem guten Beispiele vorangeht, damit Andere sich desto geduldiger von ihm barbieren lassen. Jeder große Mann auf den Höhen der Menschheit ist ein Barbier, der andern Leuten die Haare von den Backen oder wohl gar von den Zähnen schneidet, und dann nicht selten das Fell über die Ohren zieht. Die englischen Barbiere scheeren bekanntlich seit Jahrhunderten die ganze Welt und wurden neuerdings so verwegen, nicht nur den ehrwürdigen Nationalbart Rußlands, sondern auch Sebastopol und Kronstadt rasiren zu wollen. Es gehört nicht hierher, nachzuweisen, wie sich das Messer bei dieser Gelegenheit wendete, so daß sie von den Barbieren des Continents geschoren und über's Ohr gehauen werden. Auch sprechen wir nicht von den Barbieren der Literatur und Kunst, dem „Dorfbarbier", dem „Barbier von Sevilla", sondern blos von einem neuentdeckten Haarkünstler, der Premierminister und Diktator eines Königs ward, und jetzt wieder als Omnibus-Conducteur Londons * hinten auf dem Brette steht, um seine Herrschergelüste, die er so lange mit Erfolg gegen einen Staatsmann ausübte, an den Passagieren seines Omnibus zu befriedigen.

Wir meinen den englischen Barbier, der in dem „Privatleben eines östlichen Königs", über welchen jetzt in England das amüsanteste und interessanteste Buch („The Private Life of an Eastern King") erschienen ist, die effektvollste, romantische Hauptrolle spielt. Der östliche König ist der neuerdings verstorbene Beherrscher von Oude, eines sich jetzt vollständiger englisirenden Theils von Ostindien an beiden Ufern des Ganges, südlich von dem gebirgigen, noch zwischen Thibet, dem Himalaya und dem englischen Ostindien sich unabhängig haltenden Nepaul. Das Buch macht in England ungemein viel Glück. Die Zeitungen und Journale haben es bereits doppelt und dreifach in Auszügen nachgedruckt, und Jeder liest es, Jeder freut sich darüber, weil die Engländer, denen vor Sebastopol und Kronstadt alle Rasirmesser stumpf geworden (weil die Aberdeen's und Palmerston's blos weiche, schlechte Messer führen und die Granitfelsen Rußlands gar hart sind), hier das heiterste Ideal, die komischste, glücklichste Personification ihres Weltbarbierungstalents anschauen. Lassen wir uns zunächst unbemerkt von einem Engländer mit zum Könige einführen.

* Er kam nach dem Tode des Königs nach England zurück, verspielte hier sein ungeheueres Vermögen durch Eisenbahn-Speculation und ist jetzt Omnibus Conducteur.

Niemand darf einem östlichen Könige mit leeren Händen nahen. Ein „Nuzza" oder Geschenk muß allemal geboten werden, so oft man sich ihm naht. Das ist durchaus Etikette, die übrigens nicht lästig ist, da der Monarch hinterher allemal ein werthvolleres Gegengeschenk macht. Ich stand vor seinem Palaste in der Hauptstadt Lucknow, fünf goldene Mohurs (ziemlich 60 Thaler) in der offenen Hand, und wartete unter einer Sonnenhitze, die stark genug schien, eine Hammelkeule an ihr zu braten. Endlich kam er, ganz wie ein englischer Gentleman gekleidet, schwarzer Leibrock, paristr Hut, Binde und Vatermörder. Er sah übrigens recht angenehm aus, und die indische Nationalhautfarbe war zu einer ganz leichten Sepia-Tinte zurecht und abgebleicht werden. Das schwarze Haar, Schnurr- und Backenbart contrastirten lebhaft zur Haut und zu den kleinen, scharfen, blitzenden, schwarzen Augen. Er war dünn und mittelgroß. Er sprach mit seiner Umgebung englisch, als er mir nahte, mich anlächelte und das Geld in meiner Hand berührte, ohne es zu nehmen.

„Also Sie haben sich entschlossen, in meine Dienste zu treten?" fragte er mich.

„Ja, Majestät!"

„Wir werden gute Freunde sein. Ich liebe die Engländer." Er ging weiter und ich schloß mich seinem Gefolge an.

„Stecken Sie Ihre goldenen Mohurs geschwind ein," rief mir ein englischer Diener des Königs zu, „sonst nimmt sie Ihnen ein Eingeborner ab, da der König sie als Geschenk anerkannt hat, ohne sie zu nehmen, so daß sie nach der Logik der Leute hier Ihnen nicht mehr gehören."

Dies that ich, denn das Gold war mir näher als andern Leuten. Meine erste Bekanntschaft im Dienste des Königs machte ich mit dessen englischem Lehrer. Der König wollte durchaus flüssig Englisch sprechen lernen, da er gar zu oft in Verlegenheit kam, in seiner englischen Unterhaltung zu dem ihm angebornen Indisch Zuflucht zu nehmen. Er hatte befohlen, daß ihm täglich eine Stunde gegeben werde, die aber selten länger dauerte als zehn Minuten.

„Boppery bopp," rief er nach diesen zehn Minuten, „das ist zu trocken. Komm, Master, trinken wir 'n Glas Wein mit 'nander!" Und so wurden allemal mindestens vierzig von den sechzig Minuten der Stunde vertrunken. Der englische Lehrer bekam dafür 1500 Pfund Sterling oder 10,000 Thaler.

Später erhoben sich die Bekanntschaften des Verfassers bis zu dem obenerwähnten Barbier und Premierminister hinauf. Dieser war von England als Cajütenjunge nach Calcutta gekommen, nachdem er in London aus einem Barbier- und Haarschneide-Cabinet entlaufen war. In Calcutta fing er wieder an zu barbieren, zu schneiden und zu krä-

Ausgabe 1 Mark 50 Pf. Bei Bezug durch die Post 1 Mark 50 Pf. Einzelnummer 10 Pf.

Nr. 1. Berlin, Sonnabend, den 1. Januar 1910. 1. Jahrgang.

Der Sozialdemokrat

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Erscheint wöchentlich einmal. Redaktion und Expedition: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3.

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareillezeile 40 Pf. Anzeigen nimmt jede Annoncenexpedition an.

Zum Jahreswechsel

Wieder ist ein Jahr dahingegangen, ein Jahr, das uns Sozialdemokraten manche Enttäuschung, aber auch manche Genugtuung gebracht hat. Enttäuschung darüber, daß unsere Hoffnungen auf eine Besserung der politischen Verhältnisse in Deutschland sich nicht erfüllt haben, daß die Reaktion weiter Fortschritte gemacht hat, daß sie uns neue Ausnahmegesetze beschert hat, daß sie uns mit Zuchthausvorlagen bedroht. Genugtuung darüber, daß trotz alledem unsere Partei weiter gewachsen ist an Mitgliedern und an Stimmen, daß sie sich als unbesiegbar erwiesen hat gegenüber allen Anfeindungen, daß sie heute stärker dasteht als je zuvor.

Wir haben keine Veranlassung, uns über die Enttäuschungen zu beklagen, die uns das Jahr gebracht hat. Wir wußten, daß wir uns auf einen harten Kampf einrichten mußten, und wir haben uns darauf eingerichtet. Wir wußten, daß wir uns auf Rückschläge gefaßt machen mußten, und wir haben uns darauf gefaßt gemacht. Wir wußten, daß wir uns auf Niederlagen vorbereiten mußten, und wir haben uns darauf vorbereitet. Wir wußten, daß wir uns auf Verfolgungen einrichten mußten, und wir haben uns darauf eingerichtet. Wir wußten, daß wir uns auf Gewaltmaßregeln gefaßt machen mußten, und wir haben uns darauf gefaßt gemacht. Wir wußten, daß wir uns auf Ausnahmegesetze vorbereiten mußten, und wir haben uns darauf vorbereitet. Wir wußten, daß wir uns auf Zuchthausvorlagen einrichten mußten, und wir haben uns darauf eingerichtet.

Wir wußten, daß wir uns auf alles das einrichten mußten, weil wir wußten, daß wir uns auf alles das einrichten mußten, wenn wir unsere Pflicht tun wollten, wenn wir unsere Aufgabe erfüllen wollten, wenn wir unsere Ziele erreichen wollten. Wir wußten, daß wir uns auf alles das einrichten mußten, weil wir wußten, daß wir uns auf alles das einrichten mußten, wenn wir unsere Pflicht tun wollten, wenn wir unsere Aufgabe erfüllen wollten, wenn wir unsere Ziele erreichen wollten

nig phantasirte und schwankte, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, der zu viel gekümmelt hat, und fiel endlich ganz ab und zusammen. Es war erstaunlich, wie ähnlich die Majestät einem ganz gemeinen Betrunkenen aussah. Weibliche Dienerinnen und zwei starke Eunuchen kamen hinter Vorhängen hervor, als wären sie für solche „Fälle" ein für allemal angestellt, und trugen die bewußtlose Majestät in den Harem.

Nach dieser Einsicht in das Innere einer ostindischen, angestammten Regierungsweisheit können wir nicht mehr so sehr auf die Engländer zürnen, wenn sie einen Nabob Indiens nach dem andern mediatisiren und selbst regieren.

Unter den Lieblingsvergnügungen des Königs Nussir gehörten Hahnengefechte und Zweikämpfe zwischen wilden Thieren. Und hier finden wir eine der furchtbarsten Merkwürdigkeiten: „Admiikanawallah," d. h. das Menschen fressende Pferd, und dessen Kampf mit einem Tiger.

Ich fuhr eines Tages durch die Straßen von Lucknow (erzählt der Verfasser), die ich überall von einem Ende bis zum andern leer fand. Hier und da eilte Jemand im größten Schrecken davon. Ich wunderte mich aber durchaus nicht in dem Grade, als man vielleicht vermuthet. In einer den unbeschränktesten Launen eines Tyrannen ausgesetzten Stadt passiren gar manche Dinge, die uns seltsam erscheinen. Eine Execution, ein Beispiel der absoluten Macht Nussir's, dachte ich, und nichts weiter. Endlich sah ich mitten in der Straße eine zerquetschte, umhergetretene blutige Masse, die sich bei näherer Untersuchung als der entstellte Leichnam eines Mädchens ergab, zerrissen, zerstampft und mit blutig klebenden Kleiderfetzen, mit noch einigen Spuren von Schönheit. Sie war natürlich ganz todt, doch ich gestehe, hätte ich auch noch Leben darin entdeckt, ich wäre nicht abgestiegen, da es sofort lebensgefährlich ist, sich in die Launen eines Herrschers, wie Nussir, zu mischen, denn daß das schreckliche Schauspiel ein ausgeführter Befehl von ihm war, hielt ich für eine ausgemachte Sache. Ich fuhr weiter durch leere Straßen zwischen verschlossenen Häusern. Nicht lange, und ich stieß auf einen ähnlich verstümmelten Leichnam. Unwillkürlich schauderte ich und sah mich um. Vom Dache eines Hauses rief mir endlich ein Soldat zu:

„Rette Dich, Saheb, Admiikanawallah ist wieder los und wüthender als je!"

Ich hatte öfter von dem Menschen fressenden Pferde gehört, das einem Soldaten gehörte und in der Regel ein gutes Militärpferd sein sollte, aber zuweilen Wuthanfälle bekäme, dann alle Banden zerreiße und alles Lebendige, dessen es habhaft werden könne, zerreiße und zerstampfe.

„Er kommt, er kommt, Saheb," schrie der Soldat vom Dache, „rette Dich!"

Ich sah mich um, und da kam es angedonnert mit seinen eisernen Hufen, ein blutiges Kind wüthend im Maule schüttelnd. Mein Pferd zitterte an allen Gliedern. Ich riß es herum und jagte mit aller Kraft davon nach einem offenen Thore, dessen ich mich erinnerte, immer näher verfolgt von dem furchtbaren Getratter der Hufe unseres wüthenden Verfolgers. Ich hatte Geistesgegenwart und Geschick genug, mitten im wüthendsten Fahren zum Thore hinein, herabspringen und das Thor mit einem Stoße zuzuschlagen. Das wüthende Thier prallte noch in derselben Secunde dagegen und glotzte mit furchtbar großen, ringsum weißen Augen durch das Gitter. Mähne und Maul trieften von Blut. Es war der entsetzlichste Anblick, den ich je gehabt mitten unter den wildesten Bestien Indiens. Es glotzte, es schnaubte mit weiten offenen Nüstern, es schüttelte Blut um sich, es stampfte gegen die Eisenstäbe. Mein Pferd zitterte durch und durch, auch als die furchtbare Bestie mit knatternden Hufschlägen davon gelaufen. Soldaten fingen es nicht weit davon von einem Thorbogen herab mit einer Schlinge, in der es sich so lange bäumte und würgte, bis es, mit Schaum und Blut bedeckt, zusammensank. Ich erzählte mein Erlebniß dem Könige, der ganz entzückt war von den Schlächtereien, die das furchtbare Thier verrichtet.

„Wir wollen den Admiikanawallah noch wilder machen," sagte er, „er soll mit meinem besten und stärksten Tiger Burrhea kämpfen. Der wird's ihm geben. Mein Liebling soll ihm eine Lection geben. Das wird ein Hauptspaß."

Am folgenden Tage schon wurden Burrhea und Admiikanawallah in der königlichen Heybahn einander gegenüber gebracht. Burrhea hatte während der letzten vierundzwanzig Stunden keine Nahrung bekommen, um seine Blutgier aufzustacheln. Admiikanawallah ward mit einem andern Pferde hineingetrieben. Letzteres stand still und zitternd und erwartete ohne Gegenwehr den Sprung des leise und kriechend hereintretenden Tigers. Mit einem Sprunge desselben und einem Schlage lag das Pferd am Boden und zappelte, bis er es ausgesogen, der dabei den „Menschenfresser" mit keinem Auge verließ, wie auch letzterer mit gesenktem Kopfe, starrenden Ohren und Mähnen, den einen Fuß etwas vorgestreckt, fortwährend fest auf den Tiger glotzte. Der König rieb sich vergnügt die Hände und sagte: „Diese Borkost wird meinen Burrhea nur um so wüthender machen." Auch die Damen schienen ganz entzückt zu sein. Als der Tiger sich satt getrunken, verließ er das todte Pferd und kroch leise, einen Fuß verstohlen vor den andern setzend und den blutriefenden Rachen leckend, am Rande der Heybahn, um den „Menschenfresser" herum, der sich eben so regelmäßig und langsam drehte, ohne jemals seine Körperhaltung zu ändern oder den starren, festen Blick nur einen Augenblick von den glühenden Augen des Tigers zu lenken. Es war eine Scene, die nie vergessen werden kann. Alles still und athemlos. Als bildeten beide Feinde den Zeiger einer Uhr, drehten sie sich gleichmäßig im Kreise, der Tiger so leise, so kriechend, so sanft, daß keine seiner Bewegungen hörbar ward. Dabei spielte sein prächtiges gestreiftes Fell auf dem elastischen Körper, als gehöre es gar nicht dazu. Beide Feinde waren offenbar sehr kluge, berechnende Mächte. Burrhea's Plan war es, den Menschenfresser an Kopf und Brust zu fassen, eine Absicht, die der Menschenfresser deutlich durchschaute und zu verhüten suchte. Endlich schoß der Tiger aus seiner katzenartigen Lage wie ein Blitz empor und in das Fleisch seines Feindes, aber auf dem Rücken hinten. Mit der schärfsten Berechnung und der studirtesten Kunst hatte sich das Pferd im Augenblicke des Sprunges gesenkt und vorgeschoben, so daß der Tiger von seinem Rücken aufgefangen ward, von welchem er mit einem furchtbaren Schusse mit den Hinterfüßen herabgeschleudert ward. Burrhea krachte gegen die Bambuswand und fiel auf den Rücken, so daß nichts fehlte, um in ihm den Besiegten zu erkennen, obgleich das Pferd aus breitgerissenen Wunden blutete und der Tiger unbeschädigt aufsprang.

Der furchtbare, stille Kreislauf begann auf's Neue unter athemloser Stille, die der König nur einmal unterbrach: „Burrhea wird ihn noch tödten." Sonst kein Ton, kein Laut. Nur zuweilen ein schnarchendes Schnauben aus den weit aufstarrenden Nüstern Admiikanawallahs, während er den unhörbar katzenleise kriechenden und kreisenden Tiger eben so mit fixem Starren, gesträubten Mähnen und Ohren, mit eben so nach unten vorgestrecktem Kopfe und dem eben so vorgestreckten Fuße in jedem Atome von Bewegung und Absicht unverwandt verfolgte. Dies dauerte volle zehn Minuten, d. h. in unserer Situation eine bis zur größten Pein der Spannung getriebene Ewigkeit. Nur einmal ward der Tiger unschlüssig und leckte das todte Pferd, aber auch nur einmal. Das leise Kriechen ward wieder fortgesetzt, bis er wie von einer unterirdischen Macht plötzlich gegen den Feind geschleudert ward; diesem war seine Finte jetzt noch besser gelungen. Der furchtbare, runde Kopf des Tigers ragte diesmal über den Rücken des Pferdes hinaus, während er sich mit den Hinterklauen und dem Bauche wie eine Schlange andrängte, um sich Haltung zu verschaffen. Der Menschenfresser peitschte mit seinen eisernen Hinterfüßen hoch in die Luft, als wollt' er sich kopfüber stürzen, während der Kopf des Tigers nach hinten ausrutschte und von einem Hufe des Menschenfressers so getroffen ward, daß ihm, wie sich später ergab, eine Kinnlade zerbrach. Er wälzte sich furchtbar heulend und kroch, den Schwanz zwischen den Beinen, wie ein gepeitschter Hund davon und drückte sich, herausgelassen, in den äußersten Winkel zusammen.

Drei Stunden in der deutschen Fremdenlegion.

Parade vor der Königin am 9. August. — Einrichtungen des Lagers. — Die Gemeinen. — Die Offiziere. — Die Heeresabtheilungen. — Deutsche Lieder und deutsche Entfremdung.

Auch bei der Königin-Deutsche-Fremdenlegion-Parade gewesen gestern, wirklich und persönlich, und zwar expreß der Gartenlaube wegen. Was sagen Sie dazu? Es war zu verführerisch, unsern d. h. Deutschlands Triumph in England mit anzusehen und sich gleichsam in Civil blos des Vaterlandes wegen auch etwas Schmeichelei mit weg zu stibizen, wie der Sperling, wenn die Hühner gefüttert werden. Sie wissen doch noch, wie vor Kurzem die Deutschen im englischen Parlamente als wahres Lumpenpack zur Sprache kamen, denen man durchaus keinen Antheil an der Vertheidigung englischer Ehre und Civilisation einräumen dürfe. Und nun fuhr die wirkliche Königin Englands mit dem wirklichen Prinz Albert und wirklichen Ministern in expressen Eisenbahnzügen und expreß geheizten Dampfschiffen hinunter nach Folkestone, und mit der expreß vorausgeschickten Equipage hinein in's Lager der deutschen Fremdenlegion, ließ sie Revue passiren und sich die Offiziere (an der Spitze Baron Stutterheim und Oberst Wolridge) vorstellen und ein Frühstück („luncheon," zweites Frühstück) in einer deutschen Lagerhütte ganz vortrefflich schmecken. Und Königin und Minister und das Volk und die Presse heute bewunderten sie und machten den „männlichen, starken, tüchtigen, militärisch und persönlich ausgezeichneten Heldenblüthen," geschmuggelt und heimlich zusammengeschachert von deutscher Muttererde, die fettesten Elogen. Man wurde ordentlich versucht, seinen Hemdenkragen weiter aus der Halsbinde heraus zu zupfen, die linke Hand an's Verhemdchen zu legen, die Brust aufzupusten und mit stolzem Blick rings herum auszurufen: „Engländer, übersieht mich nicht! Ich bin auch ein Sohn Teuts, bin ein Deutscher, kennt ihr meine Farben? Ich bin gleichsam Fremdenlegion in Civil."

Und dann muß ich Ihnen sagen: 's war überhaupt etwas Merkwürdiges, die kleine, nette Frau, die Königin (neben dem beinahe noch einmal so großen, schönen Prinzen Albert) eine deutsche Parade abnehmen zu sehen. Und die Soldaten sagten's mir hernach selbst, es sei ein ganz merkwürdiges Gefühl, ein ganz angenehmer Stolz gewesen, vor der kleinen Repräsentantin der englischen Nation so straff und stolz in englischer Uniform, in englischem Solde vorbei zu marschiren. Sie waren fast alle Soldaten in Deutschland gewesen und waren von dorther nur an strenge, finstere, schnurbärtige, nach Fehlern luchsende Generale und dergl. gewöhnt. Und dann das Gefühl des neuen „Vaterlandes" mit einer so kleinen, hübschen Frau an der Spitze, welche gar nicht schnurrbärtig finster blicken konnte, und im Gegentheil von unsern scharfen Blicken, die wir im Vorbeimarschiren fest auf sie hefteten, in ganz entschiedene Verlegenheit gebracht ward! Das war ihr noch nie vorgekommen, da die englischen Soldaten bei Paraden immer gerade aus sehen müssen. So fielen diese regelmäßigen Seitenblicke auch dem Volke auf, und über den exacten Schritt mit heruntergezogener Fußspitze konnten sie sich gar nicht genug wundern. Die englischen Soldaten richten ihre Fußspitzen nach der Nase und stulpsen mit der Hacke zuerst auf, dann in einem Platsch mit der Sohle hinterher. Na kurz, ich sage Ihnen, was wir Deutsche gestern mit unsern zusammengesteppelten verlornen Söhnen hier für Ehre eingelegt haben, 's ist grausam. Man kriegte ordentlich Patriotismus in die Waden und ging unwillkürlich stramm. Und hatten unsere Brüder nicht 1100 republikanische Schweizer neben sich, diese uneigennützigen Helden, die dem König von Neapel mit derselben Hingebung dienen, wie dem Kaiser Napoleon und der constitutionellen Königin? Und sind die besten russischen Generale und Offiziere nicht auch fast durchweg Deutsche? Deutschland, was bist du Weltgeschichte? Was bist Du für'n Genie! Mit der socialen Republik im Herzen schießt ihr euch aus russischen und englischen Schlachtlinien und Schanzen gegenseitig todt und zankt euch wohl noch, wenn ihr neben einander auf dem Schlachtfelde als gefallene Russen und Engländer verblutet, über die Art, wie Deutschland später „einig und frei" gemacht werden müsse. Mir fällt dies nicht etwa zufällig ein, sondern weil ich hernach mit einem Herrn v. B. Kaffee trank und rauchte, den ich in Berlin als „Brandrathen" gekannt und der mir einen Brief von seinem Cousin aus Sebastopol zeigte. Er war der wahre Typus der Blasirten und Verzweifelten, die ich in großer Menge fand, von Offizieren, die da dichten und auch wirklich singen:

„Ich hab' meine Sach' auf Nichts gestellt,
Drum ist so wohl mir in der Welt,
Juchhe!"

Ich habe noch nie etwas so Dämonisches, Höllenbreughliches gehört, als dieses „Juchhe!" Es durchbohrte mir das Herz. Doch ich will nicht sentimental werden und mich an die heitere Oberfläche halten. Diese war wirklich sehr heiter. Die Sonne schien immerwährend auf die Eisenbahn, die uns rasch nach Folkestone, an den England und Frankreich alliirenden, schiffwimpelnden Kanal hinunter brachte. Hernach wanderten wir zu Fuße, von Oben und vom Lande her gebraten, während zuweilen angenehme See-Brisen uns kühlend übergossen. Der Weg an der Meeresküste entlang, etwa Calais und Boulogne gegenüber, war mir neu, doch will ich mich nicht dabei aufhalten, wie das Meer hereinglänzte, plätscherte und plauderte und die Schiffe und Dampfer in verschiedenen Entfernungen heiter hin- und wiederflogen. Das Lager hat eine wunderschöne Position auf einer Anhöhe, von der aus man das geschäftige Meer weit in's Unbegrenzte überschaut, mit einem hübschen, reinlichen Städtchen, Sandgate, unten. Die Anhöhe selbst, eine Klippe, heißt Shorncliffe. Es trägt die merkwürdige neue deutsche Lagerstadt mit viel Anstand. Eine Stadt ist's wirklich. Die Wohnungen der Soldaten, jede für vierundzwanzig Mann eingerichtet, bilden Häuserreihen, die stattlicher aussehen als manche deutsche Provinzialstadt. Auch wohnen, essen, trinken und schlafen sie besser als mancher deutsche Bürger und Meister. Jeder hat seine eiserne Bettstelle mit Matratze, Kopfkissen und weicher, wollener Decke; früh, wenn er aufsteht, seinen Kaffee, seine Milch, seinen Zucker und sein Weißbrot dazu, Mittags ¾ Pfund frisches Fleisch und Gemüse, und zwar so viel, daß es beim Herrn Calculator im Mutterlande für die ganze Familie ausreichen müßte, Abends seinen starken Thee (schwachen kennt der Engländer gar nicht) mit Zucker, Milch und Weißbrot. Dafür werden ihm von seinem täglichen Solde (nach unserm Gelde 10½ Sgr.) täglich 6½ Sgr. berechnet, so daß ihm täglich noch über 4 Sgr. für Cigarren und sonstige patriotische Lebensmittel übrig bleiben. Sobald sie für den Krieg eingeschifft sind, erhält Jeder 1 Schilling = 10 Sgr. mehr, aber nicht baar, sondern blos in Rechnung. So viel Tage er im Kriege gewesen, so viel mal 10 Sgr. erhält er beim Friedensschlusse. Erlebt er den Frieden nicht — allerdings keine Unmöglichkeit — bekommen seine Erben den Schatz, für welche er also gleichsam eine Lebensversicherungsanstalt bildet.

Die Solde der Offiziere steigen vom Unteroffizier mit 24 Thaler, zu dem des Feldwebels (35) und dann im Lieutenant gleich bis 85 und im Kapitain zu 175 Thaler monatlich. Höhere und fettere Stellen werden mit Lordssöhnen, die nichts Besseres gelernt haben, aber Deutsch verstehen und sprechen müssen, besetzt, eine Demüthigung für die Legionen, auf die sie trotz ihrer verzweifelten Heiterkeit sehr schlecht zu sprechen sind, so daß möglicher Weise unangenehme Auftritte daraus hervorgehen können.

Das Lager, ein langes Viereck, mit einem großen Exercierplatze in der Mitte, ist für 5000 Mann gebaut. Bis gestern wohnten etwa 2500 Mann darin, doch kommen im Durchschnitt täglich 60 bis 70 Mann frische Waare von Helgoland an. Die Schweizer, welche zur Parade mit erschienen, etwa 1100 Mann, campiren näher bei Dover.

Von der Parade selbst brauche ich wohl nichts zu sagen. Sie marschirten gut, man erkannte in Schritt, Haltung und Linie deutlich die preußische Schule, die auch in den Offizieren durchaus vorherrscht. So viel ich bei einer dreistündigen Unterhaltung erfahren konnte, waren die meisten Lieutenants und Kapitains ehemalige preußische Soldaten, schleswig-holstein'sche Offiziere, darunter mehrere Söhne heruntergekommenen Adels. Die Gemeinen sprachen alle möglichen Dialekte Deutschlands, einige freilich gar keinen, da sie Dänen, Polen, Franzosen, Ungarn und Italiener waren. Die Zahl dieser Fremden in der deutschen Fremdenlegion ward

auf 75 angegeben. Nach den eigentlichen Parademärschen ging die Königin mit dem Prinzen Albert, dem Kriegsminister Panmure, mehreren andern Ministern und Offizieren zu Fuße über den Platz an den aufgestellten Linien hin, und nachdem sie in einer Offizierfeldwohnung gefrühstückt, fuhr sie unter jubelnden Hurrahs wieder ab, wie sie gekommen war. Die Zahl der neugierigen Volksmassen schien nicht sehr groß. Die nächste Nachbarschaft ist dünn bevölkert und von London aus war's etwas zu weit und kostspielig für den großen Haufen. Um 2½ Uhr war Alles vorbei. Bei meinem alten berliner Bekannten lernte ich jetzt das Innere der Offizierswohnungen kennen. Jeder Lieutenant hat sein hübsches Zimmer für sich, nach Oben hin hat Jeder zwei bis drei Zimmer. Außerdem giebt es Familienfeldwohnungen für verheirathete Offiziere und sogar verheirathete gemeine Soldaten. Bis jetzt hatten sich aber nur zwei Offiziere und sieben Gemeine mit Frauen und Kindern eingefunden. Wir saßen an einem hübschen Tische mit eisernem Gestelle auf Klappstühlen oder der eisernen Bettstelle, Einer sogar auf dem Ofen und sprachen Deutschlands und Englands Vergangenheit und Zukunft ziemlich solide durch. Einer der Offiziere bewies sogar mit viel Scharfsinn und Wärme, daß England aus seiner Heuchelei und Koketterie von der Consequenz des ausgebrochenen Kampfes unerbittlich und unaufhaltsam getrieben werde, für die Freiheit Europa's, die es von jeher grundsätzlich verrathen und verkauft habe, zu kämpfen und daß er deshalb hierher gekommen sei und er und seine Collegen diese Ueberzeugung unter den Gemeinen zu befestigen wüßten. „Die Botschaft hört' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube". — Genug davon. —

Hernach zeigte man mir die wunderschönen, praktischen eisernen Kochhäuser, worin vom Hause selbst an bis zum kleinsten Geräthe Alles von Eisen gegossen ist, eben solche Waschhäuser, Retiraden von demselben Metall und endlich die neue Kirche, deren Kanzel, Altar, Stühle, Chöre, Abtheilungen ebenfalls größtentheils aus dem Hochofen gelaufen waren.

Die deutsche Legion auf Shornclisse besteht bis jetzt aus einem Jäger-Regimente von etwa 1100 Mann mit dunkelgrünen Uniformen, schwarz polirten Helmen, schwarzen Beinkleidern und Minié's mit Bayonnetten, dem ersten leichten Infanterie-Regiment von etwa 800 Mann mit rothen Waffenröcken, die bei den Offizieren mit geschmackloser Goldstickerei, Streifen, Schnüren und „Raupen" überladen sind, einer Heerde noch nicht eingereihter Rekruten, und zwei Regimentern Cavallerie von 150 Mann zu Fuße. Pferde und die übrigen Reiter gedenkt man erst mit Geschicklichkeit und List zusammen zu schmuggeln, obgleich alle neutralen Staaten (Amerika am Grimmigsten) aufpassen wie die Hechelmacher, daß die Schmuggler ihnen ihre Unterthanen nicht à 5 Pfund per Stück wegkaufen. Außerdem giebt's auch hier schon russische Agenten, welche die braven Bauerburschen, bankerotten Gesellen und Lehrjungen zum Desertiren verlocken, wie ja schon ein solcher Fall vor ein Gericht in London kam. Ein zweites Regiment leichter Infanterie wird auf Helgoland organisirt. Es besteht jetzt aus etwa 700 Mann. Wenn in jedem das Tausend voll ist, sollen sie in Southampton für die Krim eingeschifft werden.

Aus der Fremdenlegionskirche zurückgekehrt, lagerten wir uns im Schatten einer Baracke und fingen an, deutsche Lieder zu singen. Deutsche Lieder ertönend aus rothen Jacken, blauen Waffenröcken, grünen Uniformen, scharlachrothen, goldblitzenden, stockenglischem Tuch — das war wieder herzerschütternd. Lauter junges, ursprünglich hoffnungsvolles, jetzt erbittertes, von Noth, von Ehrgeiz, von Tücke, von Rache, von Verzweiflung, von neuen Idealen getriebenes deutsches Blut zusammengestohlen, zusammengewürfelt, jetzt zu einem neuen, fremden Organismus einexercirt und harmonisch zusammenschmelzend in den „drei Reitern, die zum Thore hinausritten," in Lützow's „wilde verwegene Jagd," in „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod" und endlich in „Vater, ich rufe dich!"

Die Feierlichkeit dieser Melodie ergriff offenbar die Herzen Aller, die sich zahlreich zu uns gesellt. Es war, als horchten die Schiffe draußen auf dem Meere mit gespannten Segeln. Einige Gemeine standen mit dummen Gesichtern horchend, aber unwillkürlich die Hände faltend. Und ich rief: „O, Theodor Körner, Sänger und Opfer eines deutschen Befreiungskrieges für die Throne und die Regenten Deutschlands, daß hier das ferne Meer, daß hier die Deutschen als Fremde, als Miethlinge Deine Lieder brauchen, mißbrauchen! Warum lebtest Du nicht, dem deutschen Volke ein Lied der Freude und der Freiheit zu singen? — Warum — ja warum? Was hilft das Fragen?" „Was ist des Deutschen Vaterland?" „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" Mitten in den Klängen des „Vater, ich rufe dich" nickte ich meinen Bekannten zu und ging fort nach Folkestone. Ich konnte es nicht mehr aushalten. Diese Entfremdung und Entweihung Deutschlands war mir zu feierlich.

Blätter und Blüthen.

Französischer Witz. Der große Diplomatenmeister Talleyrand hatte einen der amüsantesten Salons in Paris, in welchem sich die größten Staatskunst-Genies und ersten Lichter des Witzes zu treffen pflegten. Die Diplomatie war damals noch nicht so nüchtern und mysteriös nichtssagend und nichtskönnend, wie heut zu Tage. Damals hatte sie wirklich viel zu thun und bedurfte keiner leeren Wichtigthuerei und Geheimnißkrämerei, wie jetzt. Seit Erfindung der Eisenbahnen und Telegraphen giebt es kaum noch etwas Wichtiges, was sich Diplomaten durch diese beschwingten Boten zuflüstern könnten, hauptsächlich deshalb, weil sie nichts Wichtiges finden und leisten können. Der Salon Talleyrand's enthielt in seinen spätern Jahren allen Geist und Witz, den Paris auftreiben konnte, gleichviel, ob die Inhaber des Witzes sonst Freunde oder Feinde waren. Seiner geistreichen Nichte, der Herzogin von Dino, die andern Gäste überlassend, zog er sich gern mit Collegen, fremden Gesandten und Staatskünstlern in ein besonderes Zimmer zurück, wo sie mit Witzen und Karten spielten, und in Karten ihr Intriguentalent übten, womit sie später auf dem Congresse zu Wien eine neue Landkarte Europa's und die Gesetze des „ewigen Friedens" und europäischen Gleichgewichts machten. Ihre kleinste Münze beim Spiel waren Napoleonsd'ors, so viel wie unsere Friedrichsd'ors und Louisd'ors unter Brüdern werth. Nach Beendigung eines solchen Spiels kroch eines Tages der englische Gesandte unterm Tisch und tappte auf der Decke im Dunkeln umher.

„Was suchen Ew. Excellenz?" fragt Talleyrand.

„Einen Napoleon, der heruntergefallen," antwortete Se. Excellenz dumpf unterm Tische hervor.

„O, erlauben Sie," sagte Talleyrand mit einem sarkastischen Zwickern seiner grauen Augen, „Excellenz können ja nicht sehen." Und so zieht er recht augenfällig eine Tausendfranknote hervor, brennt sie an und leuchtet damit dem englischen Gesandten unter die Nase.

„Excellenz, Excellenz," schreit der Engländer erstaunt über diese Verwüstung und dieses Epigramm, „was machen Sie?"

„Ich leuchte Ihnen zu Ihren Forschungen."

Jetzt geht dem Engländer ein Licht auf, er versteht und erhebt sich. Nächsten Morgen schickt ihm Talleyrand einen Hausknecht, der das Geldstück beim Auskehren gefunden, mit einem Complimente, daß sich Se. Excellenz sehr freuten, ihm seinen Verlust wieder gut machen zu können. Das verlorene Schaf habe sich gefunden. Der englische Gesandte war ob dieses Epigramms lange Zeit der Gegenstand des Gelächters.

Austrommeln in China. In vielen Orten China's herrscht die Sitte, daß jeder junge Mann, der an seinem 21sten Geburtstage nicht verheirathet ist, unter allgemeinem Jubel und Hohn aus der Stadt hinausgetrommelt wird. Dieses Fest wird an jedem Geburtstage, der ihn als Junggesellen begrüßt, wiederholt. Unlängst heirathete Einer, vor dessen Thür sich eben die Trommler mit großen Menschenmassen versammelt hatten, um ihn zur Stadt hinauszutrommeln, ein Mädchen rasch aus der Masse heraus (indem er sie vom Vater kaufte, wie dies in China so Mode ist), um dem ihm zugedachten Charivari zu entgehen.

Literatur. Von Lud. Storch's Schriften ist vor Kurzem der zweite Band erschienen. Er enthält die beliebte und vielgelesene Erzählung: Der Glockengießer, die bekanntlich in der ersten Nummer des Herloßsohn'schen Kometen begann und damals hauptsächlich zu dem schnellen Erfolg dieser Zeitschrift beitrug. Der dritte Band des Werks erscheint binnen acht Tagen. — Auch auf ein anderes Unternehmen machen wir unsere Leser aufmerksam. Die Kaulbach'schen Bilder zu Goethe's Reineke Fuchs, in der bisherigen theueren Stahlstich-Ausgabe nur den Bemittelten zugänglich, werden jetzt in einer Holzschnitt-Ausgabe erscheinen, die unter der Leitung des großen Meisters übertragen und ausgeführt und complet zwischen zwei bis drei Thaler kosten wird.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nr. 1. Berlin, 1. Januar 1898. I. Jahrgang.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

Erscheint in 52 Nrn. Preis des Vierteljahrgangs von 13 Nrn. 1 Mk. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Einzelnummer 10 Pf. Neue Nummern treten jeden Sonntag ein.

Neue Lebenskraft.

Novelle von Paul Heyse.

Als ich mich nach Tisch, wie gewöhnlich, in meine Kammer zurückzog, um ein Stündchen zu ruhen, fand ich auf meinem Bette einen Brief, der mir sogleich auffiel, weil ich ihn nicht dahin gelegt hatte. Ich erkannte die Handschrift meiner Frau, die mir in ihrer Jugend manchen Liebesbrief geschrieben hatte, und wunderte mich, daß sie mir jetzt, da wir uns täglich sahen, noch schreiben mochte. Ich öffnete ihn und las:

„Mein lieber Mann! Du hast mir oft gesagt, daß Du mich nicht mehr liebst, und ich habe Dir geantwortet, daß ich Dich liebe. Du hast mir nicht geglaubt, und ich habe Dir nicht geglaubt. Jetzt, da ich Dir schreibe, weiß ich, daß Du mir geglaubt hast und daß ich Dir geglaubt habe. Ich weiß, daß Du mich nicht mehr liebst, und daß ich Dich nicht mehr liebe. Ich habe Dich nicht mehr geliebt, seit ich Dir gesagt habe, daß ich Dich liebe, und Du mich nicht mehr geliebt, seit Du mir gesagt hast, daß Du mich nicht mehr liebst. Ich habe Dir gesagt, daß ich Dich liebe, weil ich Dich nicht mehr geliebt habe, und Du mir gesagt, daß Du mich nicht mehr liebst, weil Du mich nicht mehr geliebt hast. Ich habe Dich nicht mehr geliebt, weil Du mich nicht mehr geliebt hast, und Du mich nicht mehr geliebt, weil ich Dich nicht mehr geliebt habe. Ich habe Dich nicht mehr geliebt, seit Du mich nicht mehr geliebt hast, und Du mich nicht mehr geliebt, seit ich Dich nicht mehr geliebt habe. Ich habe Dir gesagt, daß ich Dich liebe, seit Du mich nicht mehr geliebt hast, und Du mir gesagt, daß Du mich nicht mehr liebst, seit ich Dich nicht mehr geliebt habe. Ich habe Dir gesagt, daß ich Dich liebe, weil Du mich nicht mehr geliebt hast, und Du mir gesagt, daß Du mich nicht mehr liebst, weil ich Dich nicht mehr geliebt habe

Heiter und unbefangen drückte sie einen Kuß auf seinen Mund und verschwand in dem Nebenzimmer.

Philipp besorgte mit beklommener Brust das ihm aufgetragene Geschäft. Jeder Andere würde die Dinge milder beurtheilt haben; er aber, dessen Verdacht einmal erregt war, zerbrach sich den Kopf darüber, ob Josephine nicht Veranlassung zu diesen Briefen gegeben haben könne. „Warum verheimlicht sie ihre zweite Heirath?" fragte er sich. „Warum will sie immer noch für eine Wittwe gehalten sein?" — Wie schwankend erschienen ihm die angegebenen Gründe, wenn er seine rasche Verheirathung und alles das bedachte, was sich seit gestern zugetragen hatte. Im Stillen segnete er die Hindernisse, die ihn von der Ueberlieferung seines Vermögens abgehalten hatten. Der Besuch des blonden jungen Mannes, den sie verschwieg, gewann eine furchtbare Bedeutung.

Bald erschien Josephine in einer einfachen, geschmackvollen Toilette. Seufzend betrachtete Philipp das reizende Geschöpf, das entweder der reinste Engel oder der boshafteste Dämon sein mußte. Sein Lebensglück hing von der Entscheidung dieser Frage ab, und er beschloß, mit großer Vorsicht die Lösung derselben zu suchen. Als er sich entfernte, hatte Josephine keine Ahnung von seinem Seelenzustande; sie erinnerte ihn heiter und unbefangen an den bevorstehenden Abend, und entließ ihn mit einem innigen Kusse. Er hatte nicht den Muth, ein Wort des Mißtrauens zu äußern.

Wäre Philipp eine Viertelstunde später gegangen, so hätte er einen Fiaker vor Josephine's Wohnung halten gesehen, aus dem ein stattlicher Mann vielleicht von fünfzig Jahren stieg. Trotzdem er elegante Civilkleider trug, so ließ sich dennoch die Militairperson erkennen. Der volle gestutzte Bart über der Oberlippe war braun, das Haupthaar hingegen begann schon zu bleichen. Er sah aufmerksam nach der Hausnummer, dann, als er sie richtig befunden, stieg er die Treppe hinan. An der Thür las er die Namen: Josephine Lindsor.

„Ich bin am Ziele!" murmelte er lächelnd. „Das ist der Name der Engländerin."

Er zog seinen Oberrock aus, so daß er im schwarzen Fracke erschien. Auf der weißen, gestickten Atlasweste erglänzte ein Uhrgehänge von schwerem Golde. Auf dem Busenstreifen flimmerte ein Diamant. Nachdem er das Zeichen mit der Glocke gegeben, öffnete Meta die Thür.

„Madame Lindsor?"

„Sie befindet sich in ihrem Zimmer. Wen habe ich die Ehre anzumelden?"

Der Fremde überreichte eine Karte, mit der sich die Kammerfrau entfernte. Gleich darauf kam sie zurück und führte den Besuch in das Empfangszimmer. Mit prüfenden Blicken betrachtete er das Meublement. Wie festgebannt blieb er vor einem Oelgemälde stehen, das Josephinen vorstellte.

„Wenn dies ihr Bild wäre!" flüsterte er überrascht. „Bei meiner Ehre, das sind die Züge eines Engels! Hat der Maler nicht geschmeichelt, so muß ich bekennen, daß ich nie ein reizenderes Frauenantlitz sah. Süperb, süperb, bei meiner Ehre!"

Jetzt trat Josephine ein. Hatte den Fremden das Portrait schon in Entzücken versetzt, so erfüllte der Anblick des Originals ihn mit einer Begeisterung, daß er fast die üblichen Formen der Begrüßung vergaß. Die junge Frau schien den Eindruck, den sie ausübte, mit großem Wohlgefallen zu bemerken. Sie verneigte sich lächelnd, indem sie verschämt flüsterte:

„Der Herr Major von Wildau bereitet mir eine Ueberraschung, auf die ich seit Wochen schon nicht mehr gerechnet habe!"

Der Angeredete vergaß jetzt vor Schrecken die schuldige Verbeugung.

„Wie," fragte er, „sollte ich das Unglück haben, zu spät zu kommen?"

„Sie sehen mich in diesem Augenblicke zum ersten Male, mein Herr — und schon sprechen Sie von einem Unglücke, wenn der muthmaßliche Zweck Ihres Besuchs ein verfehlter sein sollte. So schmeichelhaft dies für mich ist, so muß ich es dennoch für ein Kompliment halten —"

„Das ich Ihnen aus voller Seele zolle, Madame!" sagte der Major, indem er ihre Hand ergriff, und mit dem Anstande eines Cavaliers einen Kuß darauf drückte. „Wir kennen Beide den Zweck unserer Zusammenkunft — wenn das erste Erblicken meiner Person nur einen halb so günstigen Eindruck auf Sie ausgeübt, wie jenes Portrait auf mich, so bedarf es nur noch der Besprechung von Nebenumständen, und wir sind am Ziele."

Josephine erröthete, und entzog sanft ihre Hand der des Majors, der sie in der seinigen fest zu halten suchte.

„Verzeihung, mein Herr," sagte sie, „es ist mir unmöglich, sofort eine so wichtige Erklärung abzugeben. Ich bitte, nehmen Sie Platz!"

Beide saßen auf dem Sopha.

„Madame," begann der Major, „Freimüthigkeit ist von jeher eine der Tugenden gewesen, die ich am Höchsten achte, und deshalb habe ich mich bestrebt, sie stets zu üben. Erlauben Sie mir, daß ich auch Ihnen gegenüber, wo es sich um eine wichtige Angelegenheit handelt, frei und offen sage, was ich fühle und denke."

„Ich bitte darum, mein Herr, denn Sie haben dasselbe von mir zu erwarten."

„Gut; bevor ich jedoch beginne, muß ich wissen, ob mein freimüthiges Bekenntniß am rechten Orte ist."

„Was heißt das?"

Der Major ergriff abermals ihre Hand und flüsterte mit einem zärtlichen Lächeln:

„Sollte ich das Unglück gehabt haben, bei meinem ersten Erscheinen keinen günstigen Eindruck auf Sie ausgeübt zu haben, so wären alle weitern Erörterungen unnütz."

Josephine erröthete.

„Ich würde Sie wahrlich nicht veranlaßt haben," flüsterte sie gesenkten Blicks, „mir Eröffnungen zu machen, wenn sie für mich nicht von großem Interesse wären."

„Wahrhaftig?"

„Ich versichere es bei meiner Frauenehre!"

„Nun, so versichere ich als Soldat und Edelmann, daß mir in der Welt nichts wünschenswerther erscheint, als Ihnen mein ganzes zukünftiges Leben zu widmen."

Die junge Frau nahm diese Versicherung mit einer stummen Verneigung an.

„Nun, so kann ich beginnen!" rief der entzückte Major. „Ich bin neunundvierzig Jahre alt, erfreue mich einer kernfesten Gesundheit, und besitze in Pommern ein Rittergut, das mir einen Reinertrag von jährlich zwölftausend Thalern liefert. Sie sehen, es ist alles vorhanden, was ein anständiger Haushalt erfordert. Vor fünf Jahren verließ ich den Dienst in der königlichen Armee, weil mir meine zu große Offenheit unter den höhern Vorgesetzten Feinde zugezogen hatte. Von jener Zeit an verwalte ich mein Gut selbst, und ich bereue, daß ich nicht schon früher auf diesen klugen Gedanken gekommen bin. In mir sehen Sie den einzigen Wildau, und außer einem erzliederlichen Vetter von mütterlicher Seite besitze ich keine Verwandte. Wenn ich nun so mein herrliches Gut betrachtete, wenn ich den Segen sah, der sich täglich mehrte, so stieg in mir der Gedanke auf: für wen schaffst du denn eigentlich? Wer genießt denn wohl die Früchte deines Schweißes, die je größer werden, je länger du arbeitest? Ah, dachte ich, wie schön muß das sein, wenn du die Gewißheit hast, du sammelst für deine eigenen Kinder, du kannst ruhig sterben ohne zu fürchten, dein Werk geräth in unwürdige Hände. Da dachte ich zum ersten Mal an's Heirathen. Bei meinem abgeschiedenen Leben hatte ich wenig Bekannte, und bei ihnen klopfte ich als Freier an. Den Aeltern war der reiche Rittergutsbesitzer schon recht; aber den zarten Fräulein — wie rümpften sie die Nase bei meiner Offenheit, die sie Grobheit nannten! Sie fühlten sich selbst beleidigt, als sie erfuhren, daß ich mich nur deshalb verheirathen wolle, um mir Erben zu erzeugen. Eine wollte aus reiner Liebe heirathen und geheirathet sein; die andere erklärte geradezu, daß sie zu gut sei, um ihr Leben an das eines Bauern zu ketten. Da wählte ich einen Weg, auf dem einer meiner Bekannten zu dem glücklichsten Ziele gelangt ist. Ich ließ ein Heirathsgesuch in die Zeitungen rücken und empfing poste restante die Antworten der betreffenden Damen. Es erfolgten drei, aber ich bekenne offen, daß ich in Madame Lindsor die Lebensgefährtin gefunden habe, wie ich sie mir nur immer wünschen mag."

„Sie sind ein Edelmann, Herr Major, und ich bin von bürgerlicher Geburt."

„In dem letzten Briefe, Madame, haben Sie mir bereits Ihre Verhältnisse mitgetheilt; ich habe sie erwogen, und würde jetzt, nachdem ich das Glück gehabt, Sie zu sehen, jede Standesrücksicht unbeachtet lassen, wenn ich sie anders noch hegte."

„Konnte ich auch einen solchen Erfolg nicht voraussehen," antwortete Josephine lächelnd, „so beantwortete ich Ihr Gesuch dennoch aus dem Grunde, weil die in Ihrer Offerte angegebenen

Eigenschaften diejenigen sind, die mein zweiter Mann besitzen muß. Die zweite Wahl ist ungleich schwerer zu treffen als die erste, weil der Verstand die entscheidende Stimme hat. So mancher junge und reiche Bewerber hat sich mir vorgestellt —"

„O, ich glaube Ihnen, Madame!"

„Aber es war keiner unter ihnen, den mein Verstand billigte. Ich behaupte, daß ein in dieser Beziehung begangener Fehler nie wieder gut zu machen ist."

„Ganz meine Ansicht!"

„Man muß an das reifere Alter denken."

„Ganz recht!"

„Gegenseitige Achtung bildet die Basis einer glücklichen Ehe."

„Ganz mein Grundsatz!"

„Und eine innige Freundschaft wird durch Runzeln und weiße Haare nicht beeinträchtigt."

„Madame, das Schicksal hat zwei Menschen zusammengeführt, die für einander bestimmt sind!" rief feurig der Major. „Ich biete Ihnen Herz, Hand und Vermögen an!"

„Ich würde eine Unredlichkeit begehen, wollte ich Sie in diesem Augenblicke durch ein Versprechen binden."

„Wie?"

„Der Mann, dem ich für immer angehöre, darf mich nicht oberflächlich beurtheilen, er soll mich nach einer nähern Kenntniß schätzen und achten. Ich müßte jetzt schon in Ihren Augen verlieren, wollte ich durch Ihren mir so außerordentlich schmeichelhaften Eifer gewinnen."

„Wohlan, ich bleibe eine Zeit lang in Leipzig, und wenn ich abreise, glaube ich die Gewißheit mit mir nehmen zu können, daß mir mein Heirathsgesuch eine schätzenswerthe und liebenswürdige Gattin verschafft hat."

Der Major von Wildau hatte Josephinen ein ziemlich getreues Bild von seiner Person entworfen, und wenn er ihr den eigentlichen Grund seiner beabsichtigten Heirath verschwiegen, so glaubte er dadurch nur eine List auszuüben, um sich desto sicherer in den Besitz der Frau zu setzen, in die er sich während der kurzen Unterredung bis über die Ohren verliebt hatte. Madame Lindsor bezeichnete ihm nun die Stunden, in denen sie für ihn zu sprechen sei. Es war genau die Zeit, die Philipp zu seinen Arbeiten zu verwenden pflegte. Sie bat ihn, das angeknüpfte Verhältniß sehr geheim zu halten und bei seinen Besuchen sehr vorsichtig zu sein, damit sie der Medisance nicht preisgegeben würde, wenn er sich nach näherer Bekanntschaft bewogen finden sollte, zurückzutreten. Der Major, ein in seinen Entschlüssen rascher und consequenter Mann, sagte zwar nicht, daß er einen Rücktritt kaum für möglich halte, aber er dachte es. Ueber die Vermögensverhältnisse weigerte er sich zu verhandeln, da er der Mann sei, seiner Frau eine Subsistenz zu sichern. Er ging, und miethete sich in seinem Hotel ein Zimmer auf vier Wochen.

Kaum hatte Meta die Thür hinter ihm verschlossen, als sie zu ihrer Herrin eilte.

„War das der bewußte Heirathskandidat, Madame?" fragte sie lachend.

„Ja, Meta!"

„Er drückte mir einen Louisd'or in die Hand, als er schied. Seine Hand zitterte und sein Gesicht glühete vor Aufregung. Das sind Zeichen, die auf das Gelingen Ihres Plans schließen lassen."

„Und dennoch glaube ich," sagte Josephine lächelnd, „daß dem Manne schwer beizukommen sein wird."

„Sie sind schon Siegerin, Madame."

„Gott gebe es, denn die Folgen einer Niederlage würden nicht wieder auszugleichen sein. Sei klug und verschwiegen, Meta, Du kannst Dich meiner Dankbarkeit versichert halten."

„Ich werde meine Rolle schon spielen, Madame!"

Am Abend kam Philipp. Er schützte eine leichte Unpäßlichkeit vor, um seinen Gemüthszustand zu verbergen. Die junge Frau war ganz Aufmerksamkeit, ganz Zärtlichkeit und Bedauern. Sie sprach unverholen ihren Unmuth darüber aus, daß es ihr nicht vergönnt sei, ihm stets ihre Pflege widmen zu können.

„Was hindert uns, Josephine, die lästige Fessel zu brechen?" fragte er. „Mir will es fast scheinen, als ob wir die Sclaven eines Vorurtheils wären."

„Ist der Begriff von Ehre ein Vorurtheil?" fragte sie ernst. „Philipp, Du bist von Herzen gut, aber schwanke nicht in Deinem Entschlusse. Die Welt ist einmal, wie sie ist, und wenn wir uns den Verhältnissen jetzt fügen, so sind wir dafür später in jeder Beziehung unabhängig. Ich fürchte mich nicht, mit Dir ein eingeschränktes Leben zu führen; aber ich fürchte den Reichthum, der uns nicht gebührt."

„Nun, Josephine," rief Philipp, „auch ich leiste Verzicht auf Luxus und Glanz; ich will selbst nicht einmal hoffen, daß uns je ein rechtmäßiges Vermögen zufällt — der Versuch, meine literarischen Arbeiten zu verwerthen, ist geglückt, ich kann und will arbeiten, Josephine; aber schmälere mir nicht länger das Glück meines Herzens, zwinge mich nicht zu einem Raube an meiner Liebe! Warum wollen wir nicht gleich ein Leben beginnen, das uns im schlimmsten Falle bestimmt ist, das wir selbst erwählt haben?"

„Ach," seufzte die reizende Frau, „das ist auch mein innigster Wunsch! Aber leider muß ich aus gebieterischen Rücksichten auf die Erfüllung desselben verzichten. Verzeihe mir, lieber Freund, daß ich in unserm eigenen Interesse mit ruhigem Verstande erwäge. Jetzt sind wir noch jung, und unsere Liebe genügt, uns glücklich zu machen. Wir haben nur für uns zu sorgen, und darben wir, so finden wir Ersatz in unserer Liebe. Aber bald schwinden diese poetischen Genüsse, unsere Empfindungen werden ruhiger, und das materielle Element des Lebens verscheucht die Poesie. Dieser Wandlung, Philipp, sind wir Alle unterworfen, sie ist ein Gesetz der Natur, dem sich kein Sterblicher entziehen kann. Es wäre eine große Unklugheit, wollten wir die Mittel unbeachtet lassen, die sich uns zur Milderung dieses bestimmt eintretenden Umstandes darbieten. Und dazu rechne ich meine Erbschaftsangelegenheit. Erfüllen sich meine Erwartungen nicht, nun, so habe ich mir später den Vorwurf nicht zu machen, daß ich etwas versäumt habe."

„Josephine, auch diesen Grund lasse ich nicht gelten, denn er ist zu ängstlich! Ich hege das feste Vertrauen, daß ich durch meine Arbeit die Sorgen verscheuche. Glaube mir, ich habe den Muth, diese Verpflichtung zu übernehmen, und Du, meine Gattin, wirst ihn aufrecht zu erhalten wissen!"

„Ja, Philipp, das wird mein Bestreben sein, weil es meine Pflicht ist. Ich weiß, wozu ich als Deine Gattin verbunden bin."

„Und Du zögerst noch?" fragte schmerzlich der junge Mann.

„Weil ich es ebenfalls für Pflicht erachte. Du giebst großmüthig Dein Vermögen hin —"

„Ich entbinde Dich von dieser Pflicht! Ich will ja nur Dich, Josephine, nur Dich!"

Sie schmiegte sich an ihn und flüsterte:

„Philipp, habe ich nur Pflichten gegen Dich allein zu erfüllen?"

Der junge Mann stutzte; sein Argwohn erwachte wieder, und er fragte mit leise bebender Stimme:

„Josephine, sollte es in der Welt außer mir einen Sterblichen geben, der Ansprüche — —"

„Noch nicht!" fuhr sie leiser fort, indem sie ihren Arm um seinen Nacken schlang. „Philipp," flüsterte sie erröthend, und indem sie ihren rosigen Mund an seine heiße Wange legte — „wir werden bald nicht mehr allein sein! Es kommt eine Zeit, wo mir ein drittes Wesen Pflichten auferlegt, und von diesen kannst Du mich nicht entbinden."

Zwei große Thränen rannen über ihre Wangen, und fester drückte sie den Gatten an sich, der den Sturm von wunderbaren Empfindungen in seiner Brust kaum noch verschließen konnte. Einige Augenblicke stummen, süßen Entzückens folgten. Dann sank Philipp vor ihr nieder, und bedeckte ihre kleinen Hände mit Küssen und Thränen. Es drängte ihn, seinen Argwohn zu bekennen und um Verzeihung zu bitten; aber ihm fehlte der Muth, das herrliche Wesen in diesem Augenblicke zu kränken, wo sie ihm ein so süßes, beglückendes Geständniß abgelegt hatte. Alle Zweifel waren verschwunden, und Philipp gelobte sich im Stillen, das Glück zu verdienen, das ihm seine Gattin gewährte.

„Begreifst Du mich nun?" fragte sie verschämt, und sich zu ihm hinneigend.

„Ich folge Dir blindlings!" rief der berauschte Philipp. „Bin ich schwach, so bin ich es aus Liebe zu Dir, darum sorge für mich und — —"

„Unser Kind!" flüsterte sie ihm ganz leise in das Ohr.

Es war spät, als Philipp seine Wohnung betrat. Er konnte nicht schlafen, sein Glück beschäftigte ihn zu sehr, und im Angesichte desselben schämte er sich seiner Eifersucht. Er wollte keinen Verdacht hegen, denn er sagte sich, daß der Verdacht gegen eine Frau ein Verbrechen an der Liebe sei. Und sie war ja seine Gattin.

Nachdem er eine Stunde auf und abgegangen war, erschloß er seinen Secretär, legte Papiere in ein Portefeuille zusammen, und suchte mit dem festen Vorsatze sein Bett, morgen die Angelegenheiten mit dem Herrn von Bornstedt zu Ende zu bringen. Es erschien ihm selbst als keine schwere Aufgabe, dem alten Manne unumwunden die Motive seiner Handlung darzulegen. Philipp schlief endlich ein, um von dem Glücke zu träumen, das er von der Zukunft zu erwarten berechtigt war.

VI.

Gegen Mittag des nächsten Tages, ehe Philipp zu Josephinen ging, zog er die Klingel an des Magisters Thür. Elias öffnete, wie gewöhnlich. Auf Befragen antwortete er, daß Herr von Bornstedt zwar zu Hause, aber nicht allein sei.

„Wer ist bei ihm?"

„Der blonde junge Mann, der Ihnen neulich auf der Treppe begegnete. Ich glaube, er wartet auf Fräulein Anna, die mit meiner Frau ausgegangen ist, um Material zur Arbeit einzukaufen."

„Auf Fräulein von Bornstedt wartet er?" fragte Philipp, dem es lieb war einigen Aufschluß über ihn zu erlangen.

Der kleine Mann nickte lächelnd mit dem Kopfe. Dann forderte er Philipp auf, einen Augenblick in das Zimmer zu treten.

„Sie meinen es gut mit der Familie, ich weiß es," begann Elias. „Und deshalb hätte ich Ihnen gern eine bessere Nachricht in Bezug auf das Fräulein mitgetheilt."

„Was wollen Sie sagen?" fragte Philipp verwundert.

„Zunächst muß ich eine irrige Ansicht berichtigen. Ich sagte Ihnen, daß ich Gründe hätte zu glauben, jener blonde Herr sei der Liebhaber der Madame Lindsor."

„So sagten Sie."

„Er ist es nicht."

„Und das wissen Sie genau?"

„Urtheilen Sie selbst. Gestern Abend, es war schon dunkel, komme ich aus der Druckerei. Ich bleibe unten auf der stockfinstern Hausflur stehen, um meinen kleinen Wachsstock anzuzünden, damit ich die steilen Treppen besser ersteigen kann. Während ich nach der Zündholzbüchse in meiner Tasche suche, treten auf einmal zwei Gestalten von der Straße herein. Ich bin Menschenbeobachter, lieber Herr, und lasse nicht gern eine Gelegenheit vorbeigehen, die mich belehren kann. So drücke ich mich in einen Winkel und lausche. Gleich an den ersten Worten erkannte ich unsern jungen Mann, und an dem folgenden Fräulein Anna. Das war eine Zärtlichkeit, ein Herzen und ein Küssen, wie ich es in einer Novelle nicht besser beschreiben kann. Für mich als Novellisten war dies eine kostbare Studie. Ach, seufzte Anna, hätten wir nur unser Vermögen noch, Du solltest nicht um elenden Lohn bei einem Advokaten schreiben, lieber Bernhard! — Was würdest Du thun, fragte Bernhard, wenn Dein Vater plötzlich sein ganzes Vermögen wieder erhielte? — Dann würde ich Dir gestatten, um meine Hand anzuhalten. — Wahrhaftig, Anna, Du verschmähst in diesem Falle den armen Schreiber nicht? — Ich würde ihm meine ganze Mitgift zur Verfügung stellen; so aber muß ich noch eine Zeit lang warten, denn es macht dem Vater Kummer, wenn er sieht, daß er meine Wünsche nicht erfüllen kann. — Anna, sagte Bernhard, warte noch einige Tage, und man bringt Deinem Vater das ihm gestohlene Vermögen in das Haus."

„Wie!" rief der erstaunte Philipp, „das sagte jener Mensch?"

„Ich habe es deutlich gehört; mir ist keine Silbe entgangen. Der junge Mann scheint mir ein großer Schwärmer zu sein, daß er von Dingen spricht, die in das Gebiet der Fabel gehören. Und so nahm es auch Anna, denn sie rieth ihrem Geliebten, sich eine einträglichere Stelle zu suchen. Dann schieden sie mit dem Versprechen, sich diesen Abend wiederzusehen. Das Fräulein sprang die Treppe hinauf, und ich folgte einige Augenblicke später nach."

Dem armen Philipp wirbelte der Kopf. Jener Bernhard, dem er den Weg zu Josephine gezeigt, verrieth ein Geheimniß, das nur er und seine Gattin wußten. Was sollte er von ihrer Großmuth denken? Warum stachelte sie seine Ehre an und trieb ihn, das Vergehen seines Vaters auszugleichen? Er wollte keinen Verdacht hegen, und dennoch drängte er sich ihm gewaltsam auf.

„Sie sind traurig, lieber Herr," unterbrach Elias sein Nachsinnen. „Ach ja, es ist Schade, daß Anna sich schon so weit eingelassen hat, es wäre eine Frau für Sie gewesen. Ich hätte sie Ihnen von Herzen gewünscht. Wüßte ich nur ein Mittel," sagte Elias halb in Gedanken und indem er sich mit der Hand die Stirn rieb, „Sie schadlos zu halten, ich hätte Sie so gern zum Helden meiner Novelle gehabt. Da habe ich schon an Madame Lindsor gedacht, die eine junge, reiche und schöne Wittwe ist — aber das geht auch nicht, die hat ebenfalls schon ihren Theil. Die Geschichte hat sich seit gestern so verwirrt, daß ich den ganzen Plan noch einmal umarbeiten muß."

„Was sprechen Sie von Madame Lindsor?" fragte Philipp, der Alles für einen Traum hielt.

Der Magister fuhr erschreckt zurück als er Philipp's aufgeregte Züge sah.

„Ich kenne die Dame nicht, ich habe nur von ihr gehört, daß sie eine ausgezeichnete Frau ist, die sich nächstens mit einem steinreichen, schon ziemlich bejahrten Herrn verheirathen wird," sagte Elias.

Der junge Mann sah den alten verschrobenen Novellenschreiber mitleidig lächelnd an.

„Sie haben sich wieder tief in die Romantik versenkt, Herr Magister," sagte er. „Wollen Sie denn durchaus, daß Madame Lindsor sich wieder verheirathen soll? Sie verwechseln Fiction mit Wahrheit dergestellt, daß man versucht wäre zu glauben —"

„Ach ja, mir schwindelt auch mitunter der Kopf! Indeß bei dieser Arbeit wird meine erschöpfte Phantasie kräftig unterstützt. Madame Lindsor wird sich im Ernste verheirathen. Ja, wir Poeten kommen hinter seltsame Geheimnisse! Dann und wann kündige ich im hiesigen Tageblatte an, daß ich poetische und prosaische Aufsätze gut und billig fertige — da kam diesen Morgen schon ein großer stattlicher Herr mit einem schwarzen Barte, und gab mir den Auftrag, ein Akrostichen zu fertigen. Das Gedicht, sagte er, solle zärtlich und geistreich sein, denn er habe es für seine Braut bestimmt, die er nächstens heirathen werde. Und nun rathen Sie, welche Namen er mir angegeben hat? Josephine Lindsor!"

Das war zu viel. Hätte ihn der Gedanke an das verrathene Geheimniß seines Vermögens nicht abgehalten, er würde in ein lautes Lachen ausgebrochen sein. Er ließ sich nun den Mann, der das Gedicht bestellt hatte, beschreiben.

„Wann will er die Verse abholen?"

„In einigen Tagen; das Hochzeitsgedicht soll ich ebenfalls anfertigen. Als ich ihn fragte, ob er einen besondern Gedanken ausgesprochen zu haben wünschte, gab er mir zu erkennen, daß das überaus glückliche Verhältniß durch ein Heirathsgesuch in der Zeitung entstanden sei, und ich solle darauf anspielen. Weiter weiß ich nichts."

Philipp hielt es für gut, sich seiner Papiere noch nicht zu entäußern. Er bat den Magister, über den Heirathskandidaten Näheres zu erforschen und es ihm mitzutheilen.

„Der Mann ist ein Narr," fügte er unwillkürlich hinzu; „es kann Madame Lindsor nicht einfallen, sich zu verheirathen. Sie leisten mir und der Dame einen Dienst, wenn Sie dafür sorgen, daß diese Geschichte, die entweder Dummheit oder Bösartigkeit erfunden hat, nicht weiter verbreitet werde."

Philipp verließ den verwunderten Magister. Er suchte den einsamsten Theil der Promenade auf. Seine Lage war entweder eine sehr komische oder eine sehr ernste. Er wunderte sich zwar nicht darüber, daß Josephine Heirathsgelüste erregte, und es war natürlich, daß Annäherungsversuche nicht ausbleiben würden; was aber konnte den jungen Mann zu ihr führen, der Anna's Geliebter war und die Rückerstattung des Vermögens in Aussicht gestellt hatte? Warum hatte man einstimmig und in einem so frostigen Tone den Besuch der Soirée abgelehnt? Das Resultat seines Nachsinnens war die Ansicht, daß man Josephine's heimliche Ehe vermuthe, und aus Neid Intriguen spinne, um ihr zu schaden. Die Beschuldigung einer Bigamie war zu plump, als daß er ihr Glauben schenken konnte. Philipp beschloß, im Stillen zu forschen, seiner Gattin nach und nach die herrschenden Gerüchte mitzutheilen, und sie endlich zur Abreise zu bewegen. Dem poetischen Bewerber wollte er je nach Umständen eine heilsame Lection ertheilen.

(Schluß folgt.)

HAYDN'S HEADS.

The Heads of Haydn, taken after Death, by Dr. Gall, and by Rosenbaum.

Dr. Gall's Head of Haydn.

Rosenbaum's Head of Haydn.

We have received from Vienna the two Heads of Haydn, taken after death, by Dr. Gall and by Rosenbaum. Dr. Gall's Head is the first that was taken, and is the most correct. Rosenbaum's Head is not so correct, but is more pleasing to the eye

gefallen waren, dieselben stets wieder nachgeholt werden mußten. Alles was ihm Freude machte, was er konnte, sollte auch Andern Freude machen, sollten auch Andere können, und so stopfte er in die jungen Gemüther eine Unmasse Stoff hinein; dies aber auch mit einer merkwürdigen Gabe: Alles lebendig, anschaulich und gegenständlich zu machen und auf das thatsächliche Leben zu beziehen. Um auch selbst den Zeichnenunterricht leiten und überwachen zu können, lernte er noch als Fünfziger diese Kunst, mit unermüdlicher Geduld ganze Sammlungen Blatt für Blatt copirend. Die Zeichnungen des Sohnes zog er selbst auf, umgab sie mit Linien und ließ in manche noch die Perspectivlinien von geübter Hand nachzeichnen. Musik mußte ihm fleißig getrieben werden, er begleitete dazu auf der Flöte. Das Italienische lernten die Kinder fast wie ihr Deutsch, und beim Tanzunterricht verschmähte er nicht, mit ungemeiner Würde selbst vorzutanzen. Daneben wurden die Kinder noch schrecklich gequält mit des Vaters leidenschaftlicher Liebe zur Seidenzucht, die er im eigenen Hause betrieb. Eine gründliche Verachtung hatte der Vater gegen die Furcht, und um dieselbe den Kindern zu vertreiben, wenn sie allein in ihr dunkles, einsames Schlafzimmer mußten, erschien er ihnen oft plötzlich mit umgewandtem Schlafrock und drohender Stimme, wodurch die Armen dann erst recht in Furcht kamen.

Seine Begeisterung für Friedrich II. war ebenso groß, als sein Haß und seine Verachtung gegen die Franzosen, und er ließ Beiden mit starrer Unerbittlichkeit auch dann freien Lauf, als der französische General Thorane, der Königslieutenant, bei ihm einquartirt war, wodurch er in höchst schwierige, ja einmal lebensbedrohende, Conflicte gerieth, ohne aber auch dabei sich zu verleugnen.

Seine Ruhe in Gefahr war eben so groß, als sein Jähzorn in Momenten der Erregung, und wir sehen ihn bei einem so furchtbaren Gewitter, wie es vielleicht in Frankfurt je erlebt wurde, wo Frauen und Kinder betend und heulend auf den Straßen lagen und Männer flüchteten, ganz ruhig die noch nicht zerschlagenen Fenster und Spiegel ausheben und abnehmen. — Gründlich verachtete er auch das Kartenspiel; noch mehr die Gasthäuser; er wünschte deshalb die alte, gute Zeit mit den Hospitälern zurück und schenkte — namentlich reisenden Künstlern, Gelehrten und Virtuosen — die liberalste Gastfreundschaft. Dagegen war er förmlich knauserig bei Ausflügen zu Landparthien, wobei er selten etwas verzehren ließ. Durchaus praktisch, mußten seine Bedienten zugleich Schneider sein, und für ihn und den Sohn die Kleider machen; dies aber auch stets vom feinsten Tuche, das er stets in reicher Auswahl vorräthig hatte. — Die Poesie war ihm ein hoher Kultus; doch so verhaßt die ungereimte Poesie, daß Klopstock's Werke ihm nie vor die Augen kommen durften, und es heftige Scenen gab, als er entdeckte, daß dieselben in seinem Hause heimlich gelesen wurden, in Manchem auswendig gelernt waren.

Des Sohnes steigender Ruhm machte ihn selig und stolz, doch hätte er auch gleichzeitig einen tüchtigen Juristen in ihm gewünscht. Die höchste Bezeichnung, die er dem ruhmgekrönten Sohne gab, war die eines „singularen" Menschen, wobei er aber auch behauptete: „Wenn ich Deine Talente gehabt hätte, ich würde ganz anders damit gewirthschaftet haben."

Wie er, bei aller Gottesfürchtigkeit, die Priester im Ganzen nicht liebte, und sie wohl „schwarze Männer mit weißen Krägen" nannte, so auch, bei allem Respekt vor Hoheit und Würde, die Fürsten nicht; er traute ihnen besonders keine Aufrichtigkeit und keine wahre Liebe zum Bürgerstande zu; er war daher auch schwer zu bewegen, den Sohn nach Weimar ziehen zu lassen, doch freute er sich innerlich, als derselbe von dort aus mit seinem großartigen Fürsten zuerst die Vaterstadt wieder besuchte, und er nun den fürstlichen Herrn und den fürstlichen Dichter mit Pracht und Glanz bewirthen durfte.

Kurz nach dem Tode des alten Rathes schrieb Herzog Karl August in seiner resoluten Manier an Merk: „Goethe's Vater ist nun abgestrichen und die Mutter kann nun endlich Ruhe schöpfen" und er setzte dann noch hinzu, daß dies wohl der einzige gescheidte Streich gewesen wäre, den der Alte in seinem Leben gemacht habe.

Man darf aber in dieser Aeußerung den edlen Karl August nicht verkennen; sie kam weniger aus Lieblosigkeit gegen den Vater, als aus Liebe und Verehrung für die Mutter, „die Frau Rath" oder „Frau Aja", die von den Höchsten und Edelsten ihrer Zeit geliebt und verehrt wurde. Wieland schreibt von ihr: „Sie ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben." — Dem Herzog Karl August scheint sie „eine Glorie um ihre alte Mütze zu tragen." Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen besuchen sie, wohnen bei ihr, fahren mit ihr in's Theater, schnupfen mit ihr aus einer Dose, backen mit ihr Eierkuchen, pumpen Wasser mit ihr am Brunnen, daß die Oberhofmeisterinnen hinzu treten und Einhalt thun müssen. Sie ist der Schirm und Hort aller Dichter und Künstler, gleichsam die „Herbergsmutter" der schönsten und edelsten Geister ihrer Zeit; mochte das nun der Poesie und Kunst, oder Würsten, Wein, Strümpfen und Bratenwendern gelten.

Bettina von Arnim hat ihr das schönste und charakteristische Denkmal gesetzt. Sie selbst hat ein solches hinterlassen in vielfachen Briefen. Hören wir sie selbst, wie sie z. B. an die Herzogin von Weimar schreibt:

„Am 11. April 1779. Durchlauchtigste Fürstin! Bei uns ist's Messe!!! Weitmäuligte Lassen feilschen und gaffen, gaffen und laufen. Bestienhaufen, Kinder und Fratzen, Affen und Katzen u. s. w. — Doch mit Respekt geredt, Frau Aja! Madame La Roche ist auch da!!! Theuerste Fürstin! Könnte Doctor Wolf (Goethe), den Tochtermann sehen, den die Verfasserin der „Sternheim" ihrer zweite Tochter aufhängen will; so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sich mir das Ungeheuer vor — Großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika mit eingeschlossen) machen wollte; so — ja so — gebe ich ihm einen Korb. Er sieht aus — wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luther's kleinem Katechismus — ist so dumm wie ein Heupferd, und zu allem seinen Unglück ist er Hofrath. Wenn ich von all' dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden."

Vom 1. März 1783, aus der ersten Zeit ihrer Wittwenschaft: „Ich befinde mich, Gott sei Dank, gesund, vergnügt und fröhlichen Herzens, suche mir mein bischen Leben noch so angenehm zu machen als möglich. Doch liebe ich keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwar und Unbequemlichkeit verknüpft ist. Denn die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gern die ihm gebührende Ehre. Morgens besorge ich meine kleine Haushaltung, auch werden da Briefe geschrieben. Eine so lächerliche Correspondenz hat nicht leicht Jemand außer mir. Alle Monate räume ich mein Schreibpult auf, aber ohne Lachen kann ich das niemals thun. Es sieht darin aus wie im Himmel: alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und Geringe, Fromme und Zöllner und Sünder — alles auf einem Haufen. Der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann. Nachmittags haben meine Freunde das Recht, mich zu besuchen, aber um vier Uhr muß Alles wieder fort. Dann kleide ich mich an — fahre entweder in's Schauspiel oder mache Besuche, komme aber um neun Uhr wieder nach Hause."

In ihr erstes Mädchenleben tritt eine ebenso sonderbare als mächtige Liebe, der sie durch ihr ganzes Leben mit rührender Pietät anhing, sie still im Herzen verbergend, und nur in tiefsten und trautesten Stunden bei den ihr Theuersten sie hervorholend aus dem heiligen Schrein: die Liebe zum jungen deutschen Kaiser Albrecht von Baiern, der im Jahre 1742 die Osterfeste in Frankfurt feierte. Um ihn eines Tages recht deutlich und lange sehen zu können, stieg sie auf einen Stuhl, stürzte herab und trug eine ernste Kniewunde davon; auch diese blieb bis zu ihrem Tode und beschleunigte denselben in erneutem, heftigem Aufbruche. —

Siebzehn Jahre alt, wurde sie verheirathet, und der jungen Mutter stand der Sohn im Alter näher als der Gatte; er wurde ihre Welt, ihr Himmel, ihr Alles; früher als bei andern Jünglingen ihr Freund, ihr Vertrauter; er verstand sie wie Niemand, und Niemand hat auch wohl ebenso den Knaben und Jüngling, dann den großen Dichter verstanden als sie; sie war ihm gegenüber Coriolan's Volumnia in's gute reichsstädtische Deutsch übertragen. Nannte Goethe die intimste Freundin der Mutter, das Fräulein von Klettenberg (siehe „Bekenntnisse einer schönen Seele" in Wilhelm Meister) seinen „Rath," so nennt er dabei die Mutter als seine „That." — Und welch' eine prächtige That war sie, als es nach Frankfurt strömte, um den durch „Götz," und „Werther" rasch berühmt gewordenen Sohn zu sehen, zu hören und zu beschmausen. Da stellte sie sich das dar als die wirthschaftende Elisabeth im „Götz." Als die Gra-

sen Stollberge kamen, versetzte sie sich in's Mittelalter, so als ob sie als Aja bei irgend einem Hofe des Orients angestellt sei; seit dieser Zeit blieb ihr der Name „Frau Aja." Goethe erzählt eine Scene aus der Anwesenheit der Grafen (im Auszug) also: „Die Grafen waren damals voll Ungestüm, und nach einer und der andern genossenen Flasche Wein kam der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein, und man erwies sich lechzend nach dem Blute solcher Wütheriche. Um dies in's Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohl unterhaltene große Fässer lagen, Jahrgänge 1706, 1719, 1726, 1748, von ihr selbst gepflegt und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten in Anspruch genommen. Mit diesem Gewächs erschien sie wieder vor den lautgewordenen Jünglingen und rief ihnen zu: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause."

Ihres Sohnes Abgang nach Weimar geschah mit durch ihre Vermittelung; aber sie selbst reisete erst dorthin, als nach dem Tode des Vaters der Sohn sie einlud. Sie führte ihr Haus und ihre Wirthschaft ganz in alter Weise fort bis 1794, wo sie Alles verkaufte und eine kleinere, aber freundlich-behagliche Miethwohnung an der „Hauptwache" bezog. — Im Jahr 1797 bekam sie Besuch von Goethe's ehelicher Freundin, der viel genannten Vulpius, später erst Goethe's Gemahlin. Es spricht wohl sehr für diese viel Geschmähte, daß die herrliche Frau Rath sie stets sehr gern und respektirt hatte; sie nannte sie in vielfacher Correspondenz ihre „liebe, liebe Tochter," und verstand ganz praktisch sicher, daß gerade diese Natur durchaus für ihren Sohn passe. Das ist wohl beachtenswerth. — Das Theater blieb ihr bis zum Tode eine Hauptleidenschaft, und die Matrone benahm sich darin als Hauptperson und wie zu Hause; dies als ganz natürlich angesehen von den Frankfurtern, die hier alle mögliche Huldigungen ihr darbrachten. Im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel wird z. B. erzählt: „Es wurden Goethe's „Geschwister" gegeben; das Haus war wegen der Hitze sehr leer. Da rief sie auf's Theater: Herr Verdy, spielen Sie nur tüchtig, ich bin da, worauf Verdy und alle übrigen sehr gut, ja, begeistert spielten." Als Alles vorüber war, schrie sie ganz laut: „Ich bedanke mich schön und will es auch meinem Sohn schreiben." Darauf fing sie eine Unterhaltung an, und das ganze Publikum hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, bis die Frau Rath das Haus verlassen hatte."

Gern möchten wir die außerordentliche Matrone noch begleiten durch die zwei letzten Jahre ihres Lebens, wo sie im Umgang mit dem wunderbaren Mädchen Bettina sich noch so recht in vollstem Glanze ihres Herzens und Geistes und im Phantastischen zeigte; wo die herrlichsten Lebens- und Herzensäußerungen von ihr ausgingen; gern noch schildern die rührende prächtige Scene, wo sie sich im reichsten Anzuge der berühmtesten Frau ihrer Zeit, der Frau von Staël, vorstellte mit den Worten: „Je suis la mère de Goethe!" gern noch ausführlich erzählen, wie Tiek ihr als Dr. Gall vorgestellt wurde und sie ihm sogleich ihren weißen Kopf hinhielt, damit derselbe untersuchen sollte, was ihr Sohn von ihr habe; wie sie dann aber hell auflachte, angeführt zu sein; noch lieber möchten wir genau die wunderbare Ruhe und Heiterkeit beschreiben, mit der sie ihren Tod herannahen sah; doch der Raum geht zu Ende, wir müssen Abschied nehmen von der herrlichen Frau, wie sie nun auch Abschied nahm von der Erde. Am Morgen ihres Todestages, den 13. September 1808, war sie noch zu einer Gesellschaft eingeladen; da ließ sie wohlgemuth antworten: „Die Frau Rath kann nit kommen, sie hat alleweil zu sterben." — Nun ordnete sie ihr Leichenbegängniß auf's Pünktlichste an; bestimmte den Wein und Kuchen, der bei ihrem Begräbniß gegeben werden sollte, gebot den Mägden, ja nicht zu wenig Rosinen in die Kuchen zu geben und meinte dabei: „Das könnt' ich mein Lebtag nit leiden und würde mich noch im Grabe darüber ärgern." Sie starb in der Nacht; als die ächte „Frau Rath," als die wahre „Frau Aja," ruhig, weise, liebevoll, in alttestamentlicher Gottesfurcht, „voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott."

Wanderung durch Deutschland in London.

Die deutsche Fremdenlegion, Napoleon und das jetzige England. — Die Engländer, ein Gemisch aller Nationen mit dem bedeutendsten Elemente in den Deutschen. — Der englische Typus und dessen Abschleifung in deutscher und französischer Kultur. — Die deutsch-englischen Affen. — Der deutsche Klub. — Hervorragende deutsche Gewerbe und Künste. — Deutsch-englische Sprache. — Metamorphose der Deutschen in London. — Englische Arbeiter aus Deutschland. — Deutsche Erfinder. — Die deutscheste Gegend in Westend. — Der deutsche Arbeiterverein, Kinkel's Vorträge und ein deutsches Volksfest in London. — Charakter und Schattenseiten der Deutschen in London. — Revue der deutschen Kaffee- und Bierhäuser. — Katalog der übrigen deutschen Elemente. — Uebersicht der deutschen Journal-Blamage in London, zuletzt mit dem „Londoner deutschen Journal."

„Es wäre so weit ganz hübsch in London, wenn sich nur nicht immer noch zu viel Engländer unter uns herumtrieben," sagte einmal ein berliner Witzbold in einer londoner deutschen Kneipe, und zu mir ein ander Mal die Frau eines alten, pensionirten Policeman, die sich der „rein englischen Zeit" noch erinnern konnte: „in hundert Jahren giebt's keine Engländer mehr in England." Das scheint auch wirklich so. Die eigentlichen Engländer haben schon seit 780 Jahren nichts mehr zu sagen in England. Nachdem der normännische Wilhelm der Eroberer das Land den Angeln, Sachsen, Dänen u. s. w., die nach einander erobert und geherrscht, abgenommen und unter seine Ritter vertheilt hatte, herrschten diese bis heute, und wenn sie neuerdings von ihrer Herrlichkeit viel verloren haben und vielleicht noch mehr verlieren, gewinnen's nicht die alten Anglo-Sachsen oder eigentlichen Engländer, sondern die neuen Normannen oder Franzosen und die Deutschen. Wie leicht können die Franzosen einmal über Nacht herüberkommen, wieder bei Hastings, wie Wilhelm der Eroberer, landen, sich mit den dort in der Nähe lagernden 3000 Mann deutscher Fremdenlegion verbinden und die französisch-englische Alliance dadurch bekräftigen, daß sie England ganz in Frankreich aufgehen lassen! Soldaten mit Patriotismus, das Land zu vertheidigen, giebt's ja nicht mehr, und die Engländer im Civil bewiesen dem Kaiser Napoleon im April so brennende, illuminirte Liebe und Verehrung, daß er vielleicht schon damals außer den Leuten auch das Land erobert hätte, ohne einen Schuß Pulver daran zu wenden, wenn er nur den Wunsch geäußert haben würde: „Gebt mir das Land. Herren, die regieren können, habt ihr ja doch nicht mehr! Ich will euch den alten constitutionellen Schwindel mit Lappen aufflicken, die nicht mehr halten, abnehmen und eine ganz neue Staatsmaschine geben!"

Doch das ist ausschweifende Phantasie. Eigentlich wollte ich blos auf das historische Faktum, das man bei Beurtheilung Englands in der Regel übersieht, aufmerksam machen, daß die Engländer kein Volk, keine Nation sind, sondern das bunteste Gemisch der verschiedensten Völker und feindlichsten Racen: Picten, Scoten, Dänen, Angeln, Sachsen, Caledonier, celtische Hochländer, Polen, Juden, Franzosen, Griechen, Italiener, Ostindier, Waliser und die schlimmsten und mißhandeltsten von Allen, die Irelander, endlich die überlegendsten und gefährlichsten von Allen, 39 Sorten Deutsche. Allerdings hatte sich ein isolirter englischer Charakter und Typus ausgebildet: kaltes, sorgfältig rasirtes Gesicht zwischen steifen Vatermördern und rothblondem Backenbart, kostbare Weste, kein Hinterkopf, Rock und Hosen, die sehr viel kosten und niemals passen, lange Beine, schiebender Gang mit den Knieen, innen sehr weit vor, Hut hinten über hängend wegen Mangel an Hinterkopf, wodurch die kalte, herzlose, steife Physiognomie mit einer starken Färbung von Dummheit überhaucht wird, kurz, der englische „Mylord", der in ältern, deutschen Lustspielen so lange abgehetzt ward; aber „Mylord" hat bedeutend aufzuhören angefangen seit den großen Ueberschwemmungen von 1848 vom Continente her, besonders seit der großen Ausstellung von 1851. Er verschwindet zusehends in französischen Moden, deutschen Meistern, Meubles und Materien, deutschen Stubenmalern und Mechanikern, deutschen Lehrern und Schneidern. Im Allgemeinen erkennen, freilich die

Deutschen ihre Macht und Menge in England am Wenigsten. Die älteren Ansiedler und viele Kaufleute denken immer noch, es sei ihre Pflicht, ihre Abkunft und Muttersprache zu verleugnen, und der „deutsche Klub" im Westende hat eine aus Gevatter Schneider und Handschuhmacher bestehende Obrigkeit, welche das Wohl ihres vereinigten Deutschlands nur in einem schauderhaften Englisch berathet, und nur zuweilen verschämt und stotternd ohne alle Rücksicht auf Construction, auf Mir und Mich ihre Muttersprache mißhandelt. Es giebt eine Menge Deutsche, welche ihre Muttersprache ver-, und die Englische nicht gelernt haben, so daß sie sprechen, als wären sie vom lieben Gott eben direkt vom Turmbau zu Babel weggejagt worden.

Im Allgemeinen erkennt der Deutsche seine intellectuelle und praktische Ueberlegenheit über den Engländer, die er beweist und bewährt. Früher schämte er sich politisch, ein Deutscher zu sein. Nun das hat den jetzigen politischen Leistungen Englands gegenüber auch aufgehört. Sind wir politische Nullen, schmeicheln wir uns auch der Unschuld, die in jeder Null sich rein und rund darstellt, während die politisch freien Engländer sich von Politik und Polizei lauter negative Decimalbrüche treten lassen. Früher schämte sich der Deutsche auch social, ein Deutscher zu sein. Wenn der Engländer einen Ausländer, besonders einen Deutschen beschreiben wollte, schilderte er immer zuerst schmutzige Wäsche. Aber wir wissen und die Engländer sehen's auch schon, daß in keinem Lande der Erde sich so viel schmutziges, gemißhandeltes, ausgebeutetes, zerlumptes Volk herumtreibt als in England, daß unter der reinsten Wäsche, unter dem dicksten Gold, unter der brillantesten Herrlichkeit sich schmutziger Humbug und betrügerische Heuchelei blähen und brüsten. Außerdem haben sich die Deutschen in London mit schief getretenen Stiefeln, zugeknöpftem Rock ohne Knöpfe (aus Mangel an westlicher Civilisation), mit ungewaschenen Gesichtern und Hemdenkragen so ziemlich verkrümelt; sie sind verdorben und gestorben oder englische Arbeiter, Lehrer, Commis, patentirte Erfinder, Eigenthümer oder wenigstens Soldaten geworden, ohne welche nach der Erklärung des damaligen Ministeriums die westliche Civilisation sich hätte für bankerott erklären müssen.

Englische Arbeiter aus Deutschland! Das ist ein gewaltiges, freudiges Wort, obwohl mit trauriger Färbung für das Mutterland. Jahr aus, Jahr ein kommen sie herüber, weil ihnen der Wirkungskreis daheim zu eng ward, nicht selten mit nichts, als einer Erfindung in der Tasche, an der sie zu Hause halb verhungerten, um hier erst noch einmal halb zu verhungern, bis sich der Capitalist oder die Compagnie findet, ihm die Erfindung abzukaufen, sich patentiren zu lassen und Tausende von Pfunden daraus zu schlagen, während der Erfinder, abgespeis't mit einem Taschengelde, „unschuldig, flachshaarig und mit blauen Augen," ohne Namen, aber solid seinen Lebensweg weiter verfolgt und nicht selten wieder etwas erfindet. Der bloße Zufall hat mich mit vielen Dutzenden solcher deutschen Erfinder bekannt gemacht, die erst lange umher hungerten und nun tüchtige Mechaniker und Geschäftsleute geworden sind. Einige waren schon so klug, die Erfindung nicht aus der Hand zu geben, so daß ihnen die Engländer Haus und Herd halten und Geld geben, so viel sie haben wollen. Ein Erfinder mit Familie aus den höhern Ständen war so weit gekommen, daß er, nachdem Alles in's Leihhaus gewandert und die Pfandzettel verkauft worden waren, das schöne Haar seiner Frau (auf deren Bitten) abschnitt und verkaufte, um einen seit drei Tagen und drei Nächten eingedrungenen Besuch, den nackten, physischen Hunger, los zu werden. Jetzt lebt er in einem glänzenden Hause als Chef eines großen Geschäfts, durch welches seine Erfindung mit großem englischen Capitale ausgeführt wird.

Ein Anderer, der vorigen Sommer halb verhungert durch den James-Park wankte, fand dort ein vor Hunger fieberndes Mädchen und nahm sie mit nach Hause, in der Hoffnung, unterwegs etwas zu erfinden, womit Beider Hunger gestillt werden möchte. Wenn er auch nicht gleich etwas erfand, entdeckte er doch noch ein altes Faß, das er verkaufte, um es in Brot zu verwandeln. Jetzt umkreisen ihn Engländer, Amerikaner und Franzosen, um ihm ein halb Dutzend, zum Theil wichtigste Erfindungen abzuschwindeln. Aber er ist pfiffiger wie sie, und wußte sich sogar aus den Klauen eines Kapitalisten, dem er sich mit Leib und Seele hatte verschreiben müssen, wieder heraus zu winden, um Meister seiner Schöpfungen zu bleiben. Darüber später, wenn die betreffenden Erfindungen reif sind.

Von den deutschen Arbeitern und Gewerbtreibenden in London herrschen Mechaniker, Stubenmaler, Uhrmacher, Kunsttischler, Bäcker, Schneider, und in Whitechapel (Klein-Deutschland) die Zuckersieder ganz entschieden vor und werden durchweg den Engländern vorgezogen, welche in keiner Sphäre so solid, so geschickt, so genau und geschmackvoll arbeiten.

In Kunst- und Geschmackssachen theilen die Deutschen ihre Lorbeeren hauptsächlich mit den Franzosen, aber auf dem Gebiete physikalischer Instrumente, der Zimmerdecorationen, Meubles und Kleider haben unsere Landsleute bereits entschiedenes Uebergewicht. Man sagt wohl, die pariser Meubles seien geschmackvoller, vergißt aber dabei, daß in Paris fast alle deutschen Arbeiter auch sehr reich vertreten sind und in den Tischlereien auch der Zahl nach überwiegen.

Am Dichtesten vertheilen sich deutsche Arbeiter (besonders Tischler, Mechaniker und Schneider) in dem Theile des Westendes, der sich zwischen Regentsstreet und Tottenham Court Road in dichte Straßen zusammendrängt. Hier ist es wieder besonders Charlottestreet und deren nächste Nachbarschaft, wo jeden Sonnabend die meisten Exemplare der Gartenlaube gute Leser finden, da sie sich der deutschen Sprache nicht schämen und gebildeter und gesunder sind, als die englisch-deutschen Doppel-Karricaturen in der City und dem deutschen Philister-Klub. Sie haben ihren heitern, gesunden Verein für sich, in welchem jetzt Gottfried Kinkel (auf besondere Einladung des Vereins) wissenschaftliche Vorträge hält (Geographie, Geschichte u. s. w. im Zusammenhange mit andern Kulturelementen der Menschheit). Der Verein wurde früher von Communisten, Karl Marx, Willich u. s. w. gehumbugt und tyrannisirt, hat aber diese Herren alle nach einander ausgestoßen (Karl Marx hatte sich geweigert, von 86 Pfund Sterling — etwa 600 Thalern — Rechnung abzulegen). Das schmutzige Gezänk ist verschwunden; gebildete, stattlich gekleidete, frische Jünglinge und Männer kommen jetzt zusammen, um ihres deutschen Charakters, ihres deutschen Kulturtriebes froh zu werden und sich immer weiter zu bilden, da sie gebildet sind. Nur der englisirende Sclave des Geldmachens verachtet Vernunft und Wissenschaft, radebrecht Abends Englisch und spielt ächt deutsch Schafskopf dazu. Diese Arbeiter haben, statt sich englischer Bornirtheit zu fügen, nicht nur ganze Häuser und Werkstätten erobert, sondern auch einen englischen Bierwirth in der Charlottenstraße gezwungen, ihnen die Belletage einzuräumen und deutsche Blätter anzuschaffen.

Wollen sie sich einmal ganz besonders amüsiren, geschieht es durch ächt deutsche Excursionen, wie neulich nach dem Eppingwalde in fünf lustigen Vergnügungs-Omnibus (à 10 Thaler jeder) mit eigenen Tonnen Bier, deutschen Musikanten, deutschem Jugendhumor, lauter deutschen Tugenden und Schönheiten, mit Ausnahme der Damen. Diese wurden aus betrübendem Mangel des Originalartikels von Englands schönen Töchtern rekrutirt. Jeder hat natürlich etwas Liebes (wenn nicht schon eine Frau), denn die Wirths- und Meistertöchter sind ganz leidenschaftlich hinter den Deutschen her. Und wie waren sie im grünen, duftigen Walde unter Tanz und Musik und geselliger Abzapfung großer Bierfässer (Einige hatten sich ein Faß unter eine Brücke gekollert, um trinkend die deutsche Absonderung zu vertreten), beim Pferde- und Eselreiten und Herunterfallen, unter Lust, Gelächter und Jugendübermuth begeistert für deutsches Wesen mit den rothen, jugendlichen Backen, den blauen Augen und den blonden, braunen, brünetten und schwarzen Backen-, Schnurr- und Knebelbärten!

Freilich will und kann ich den Deutschen in London nicht idealisiren. So schimpft fast Jeder auf seine Mitbrüder wegen Unverträglichkeit, Wortklauberei, Streitsucht und giebt dadurch selbst in der Regel das schlagendste Beispiel seiner Behauptung. Niemand weiß, wie viel Deutsche es in London giebt, die Angaben schwanken zwischen 8) und 150, ja 200,000 Seelen. Aber nirgends haben sie einen entsprechenden Mittelpunkt. Die neununddreißig Vaterländer und Parteien finden sich hier alle in separirten Vereinen und Kliken wieder, ein Beweis, daß Politik und Polizei nicht eigentlich an der deutschen Uneinigkeit Schuld sind, sondern diese selbst; denn hier hindert und constabelt sie keine „hohe Behörde." Manche deutsche Gegend Londons ist wie eine kleine Stadt mit allem Klatsch, aller Topfguckerei und allem Scandal, wie man ihn nur in Deutschland unter dem Namen „Kleinstädterei" produciren und kultiviren kann. Auch findet man unter den deutschen Kaufleuten und Shopkeepers viel schamlose Schwindler und corrumpirte

Bestimmungen über die Ausübung der Jagd, über Jagdpolizei, Schonzeit, Jagdbezirke, Jagdpacht, Jagdscheine, Jagdgerechtigkeit, Jagdschutz, Jagdvergehen und Jagdstrafen, Wildschaden, Wildfolge, Jagdhunde, Jagdgewehre, Jagdzeug, Jagdwaffen, Jagdfallen, Jagdgeräte, Jagdhütten, Jagdhörner, Jagdsignale, Jagdgebräuche, Jagdliteratur, Jagdmusik, Jagdlieder, Jagdgedichte, Jagdbilder, Jagdgemälde, Jagdstatuen, Jagdmedaillen, Jagdmünzen, Jagdbriefmarken, Jagdpostkarten, Jagdalbums, Jagdbücher, Jagdzeitschriften, Jagdvereine, Jagdgesellschaften, Jagdfeste, Jagdausstellungen, Jagdmuseen, Jagdbibliotheken, Jagdarchive, Jagdschulen, Jagdlehrer, Jagdschüler, Jagdprüfungen, Jagdzeugnisse, Jagdpatente, Jagdlizenzen, Jagdsteuern, Jagdabgaben, Jagdgebühren, Jagdtaxen, Jagdpreise, Jagdpreisgerichte, Jagdpreisrichter, Jagdpreisträger, Jagdpreisverteilungen, Jagdpreisausschreiben, Jagdpreisfragen, Jagdpreisaufgaben, Jagdpreisarbeiten, Jagdpreisschriften, Jagdpreisbücher, Jagdpreisbilder, Jagdpreismedaillen, Jagdpreismünzen, Jagdpreisbriefmarken, Jagdpreispostkarten, Jagdpreisalbums, Jagdpreisbücher, Jagdpreiszeitschriften, Jagdpreisvereine, Jagdpreisgesellschaften, Jagdpreisfeste, Jagdpreisausstellungen, Jagdpreismuseen, Jagdpreisbibliotheken, Jagdpreisarchive, Jagdpreisschulen, Jagdpreislehrer, Jagdpreisschüler, Jagdpreisprüfungen, Jagdpreiszeugnisse, Jagdpreispatente, Jagdpreislizenzen, Jagdpreissteuern, Jagdpreisabgaben, Jagdpreisgebühren, Jagdpreist

Mährchen aus Tausend und eine Nacht angewiesen hätte, lehrt uns auf Neue, wie die Chemie sich angelegen sein läßt, dem Ruf, der von allen Seiten an sie ergeht: „daß sie aus Steinen Brot mache", auf directe und indirekte Weise nachzukommen.

Hat auch der Theer, dieser schmutzige und stinkende Geselle, eben weil er kein hochzeitliches Kleid an hat, keinen Geschichtsschreiber gefunden, der die Merkwürdigkeiten seines Lebens der Nachwelt überlieferte, so müssen wir doch bei unserer Erzählung bis in die fernste geschichtliche Zeit zurückgreifen. Die Mumien der alten Aegypter geben einen mehr als wahrscheinlichen Beweis zwar nicht für das Alter des Theeres, aber doch für das Bekanntsein der Operation, bei welcher der Theer gewonnen wird. Hier aber waren die naturwissenschaftlichen Kenntnisse Eigenthum einer bestimmten Kaste, und da jede Mittheilung der Geheimnisse, ja selbst schon der Verdacht einer solchen mit dem Tode bestraft wurde, so ist davon natürlich vieles für die Nachwelt verloren gegangen.

Wir finden zwar diese Operation — die trockene Destillation, d. h. die Zersetzung organischer Körper in verschlossenen, den Zutritt der Luft abhaltenden Räumen bei Anwendung einer hohen Temperatur — bereits wieder vor wenigstens 2000 Jahren in Anwendung, aber nur in ihrer rohesten Art, in der sie sich bis auf unsere Zeit als sogenannte Meilerverkohlung erhalten hat. Der Zweck ist hier, einen sehr kohlenstoffreichen Körper oder reine Kohle zu erzielen, d. h. ein Brennmaterial — die Holzkohlen — das höhere Hitzegrade zu liefern im Stande ist, als das Holz selbst; alle Nebenprodukte werden hierbei geopfert.

Nach und nach hat man die Geheimnisse des Alterthums, auch die Nebenprodukte zu nützen, wieder aufgefunden; besonders der Holztheer ist seit längerer Zeit in Gebrauch. Bereits vor 200 Jahren machte Becher, ein deutscher Chemiker, der 1685 zu London starb, in einem Buche („närrische Weisheit und weise Narrheit"), dessen Titel für jene Zeit bezeichnend ist, darauf aufmerksam, daß man aus Steinkohlen gleichfalls einen Theer gewinnen könne, der geeignet sei, in der englischen Marine, die schon damals einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, den Holztheer, der zum größten Theil aus Schweden bezogen wurde, vollständig zu ersetzen. Die Stimme des Einzelnen verhallt aber ungehört wie die des Predigers in der Wüste. Der Mensch bedarf anderer Mittel als des schwachen Wortes, um aus seinem Gleichmuth aufgerüttelt zu werden. Als daher nach länger als hundert Jahren bei der Darstellung des Leuchtgases Steinkohlentheer in einigen Mengen als Nebenprodukt abfiel, da wußte man damit nichts Anderes anzufangen, als ihn in der Fabrik selbst als Brennmaterial zu verwenden, um nur einigen Vortheil daraus zu ziehen; ein Jeder stieß sich daran, daß der Steinkohlentheer einen durchdringenderen Geruch hatte als der Holztheer, und deshalb glaubte man, ihn nicht zu denselben Zwecken verwenden zu können, wie diesen, bis endlich nach Jahrzehnten dieser Irrthum über den Haufen geworfen wurde.

Bis in die neueste Zeit hinein war der Theer, d. h. seine chemische Beschaffenheit, für den Chemiker ein Räthsel, weil eben zu dessen Lösung, zu der Entwirrung dieses Gemenges von giftreichen Verbindungen ein hoher Grad von Muth und Ausdauer gehörte, der nicht bei einem Jeden zu finden. Zwar machte sich Berzelius, der ehrwürdige Altmeister der Chemiker, dessen Stuhl heute noch unbesetzt ist und auch wohl für alle Zeit bleiben wird, in eigener Person an die Untersuchung des Holztheers, ohne aber den gordischen Knoten lösen zu können. Alles, was er uns bietet, sind zwei Namen — Brandöle und Brandharze — wodurch wir wenig gewonnen haben; denn beide umfassen eine große Anzahl der verschiedensten Körper, über deren Eigenthümlichkeiten wir keinen Aufschluß erhalten.

Dieser Vorgang schreckte jedoch andere nicht ab, gleichfalls ihre Kräfte zu diesem Versuche einzusetzen. Schon zwei Jahre später finden wir Reichenbach bei derselben Arbeit beschäftigt. Seine erste Abhandlung, die 1830 erschien, brachte uns die Entdeckung des Paraffins, eines blendend weißen Körpers, der große Aehnlichkeit im reiferen Ansehen mit dem Wachs hat. Die merkwürdigste Eigenschaft dieses Körpers ist seine chemische Zusammensetzung, die genau die ist des reinsten Leuchtgases, wie es keine Gasbeleuchtungsanstalt liefert. Mit welcher Schwierigkeit der Chemiker hier zu kämpfen hat, wird der Leser daraus ersehen, daß Reichenbach, außer einigen kleineren Mittheilungen, bis 1834 zwanzig Fortsetzungen seiner Untersuchung lieferte; trotz dieses bewundernswerthen Eifers und der anhaltenden Ausdauer war er doch nur immer ein Einzelner und nicht im Stande, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Einiges Licht brachte sein unermüdlicher Eifer aber doch in diese bisher sehr dunkle Region der Chemie, und wenn wir auch dafür diesem Forscher zu großem Danke verpflichtet sind, so müssen wir um so mehr bedauern, daß er auf seine alten Tage hin in die Irrgänge seiner „odischen Briefe" gerathen ist, die ihm in jüngster Zeit, und leider wohl verdient eine Zurechtweisung zugezogen haben.

Im Ganzen brachten uns Reichenbach's Untersuchungen nicht viel, wenn wir absehen von einer großen Menge Namen, die zwar jetzt noch durch alle Lehrbücher der Chemie hindurch geschleppt werden, obschon man weiß, daß es eben bloße Namen sind. Außer dem Paraffin widmete Reichenbach besonders dem Kreosot seine ganze Kraft. Dieser Körper war es, der einiges Licht über die alten ägyptischen Mumien verbreitete und gleichzeitig über den alt hergebrachten Vorgang — des Räucherns der Schinken und Würste, was auch schon der Name — aus dem Griechischen gebildet und „Fleisch erhaltend" bedeutend — anzeigt.

Fast gleichzeitig mit Reichenbach beschäftigte sich der Professer Runge, lange Zeit Director der chemischen Fabrik in Oranienburg bei Berlin, der auch in weiteren Kreisen des Publikums bekannt ist, mit der Untersuchung des Steinkohlentheers. So viel Wunderbares er uns auch von den hier entdeckten Körpern, namentlich von verschiedenen klaren und rothen Farbestoffen, erzählt, so waren seine Untersuchungen doch unvollständig; ja, sie enthielten selbst manchen Widerspruch. Dazu erlitt er noch, von Reichenbach, der sich in seinem Rechte gekränkt glaubte, die heftigsten Angriffe. Es ist nämlich in der Wissenschaft Gebrauch, daß das Gebiet, welches von Jemand durch eine Untersuchung in Besitz genommen worden ist, von Niemand berührt wird, damit jener ungestört fortarbeiten und sich in aller Muse entwickeln kann. Ist ja doch das Feld der Wissenschaft, das des Anbaues noch fähig ist, so unendlich weit ausgedehnt, daß es Platz darbietet für viele fleißige und rüstige Arbeiter, ohne daß einer den anderen zu beeinträchtigen nöthig hat.

Nach diesen Bestrebungen, das schwere Theerräthsel zu lösen, die nur zum Theil zu einem gedeihlichen Ende führten, trat eine lange Pause ein. Erst nach Verlauf von zehn Jahren wurden die Untersuchungen, und zwar die des Steinkohlentheers, von Hofmann, jetzt Professor der Chemie in London, damals noch ein Schüler Liebig's, von Neuem aufgenommen. Können wir von dieser Arbeit trotz ihrer Gründlichkeit auch nicht sagen, daß sie einen directen Einfluß auf das praktische Leben gehabt habe, so ist doch ihr Werth für die Wissenschaft um so größer, da sie den Ausgangspunkt für zahlreich andere bildet, die noch heute die Chemiker beschäftigen. Und hierbei sind Fragen zur Sprache gekommen, deren Tragweite für das praktische Leben noch gar nicht berechnet werden können. Wir erinnern hier nur an die vor wenig Jahren von der pharmaceutischen Gesellschaft zu Paris gestellte Preisaufgabe, das Chinin, diese kostbare und heilkräftige, daher in sehr großen Mengen verbrauchte vegetabilische Base, die bis jetzt nur aus der theuern Chinarinde gewonnen wird, künstlich darzustellen. Freilich war diese Aufgabe zu frühzeitig gestellt und unsere wissenschaftlichen Kräfte noch viel zu schwach, um so Großes zu vollbringen, aber das Wollen zeigt hinreichend, welchem erhabenen Ziele man zuzustreben sich für ermächtigt hält. Und dazu hat nichts anderes als der Steinkohlentheer, dieser unscheinbare, ja abstoßende Körper, der unsere Geruchsorgane so empfindlich beleidigt und an dem ein Jeder verächtlich vorübergeht, den Anstoß gegeben.

Den Reigen dieser Untersuchungen beschließen die von Hansfield gleichfalls über den Steinkohlentheer angestellten, die für das praktische Leben von der weit greifendsten Wichtigkeit geworden sind, indem er den Werth der bei der Destillation des Theeres gewonnenen Produkte für die Beleuchtung und viele andere technische Zwecke kennen lehrte.

Bei der Besprechung dieser Errungenschaften der Wissenschaften für das alltägliche Leben in unserem nächsten Briefe werden sich gewiß einem jeden Leser Ovid's Metamorphosen, falls er sie in seiner Jugend sollte gelesen haben, in's Gedächtniß zurückrufen, und diese sind der beste Vergleich mit den Verwandlungen, die der Theer, den vielleicht viele der Leser kaum der Beachtung werth halten, durch wissenschaftliche Behandlung erleidet. Dann auch wird

sich die Einleitung unseres jetzigen Briefes rechtfertigen. Eingedenk des alten Spruches: „Ein gut Ding will Weile haben," wollen wir für jetzt nur so viel verrathen, daß jetzt endlich die Zeit der Ernte für 25jährige Mühe und Arbeit naht, indem die mühevollen Untersuchungen, über die wir hier berichtet haben, gerade in unseren Tagen den Ausgangspunkt und die sichere Grundlage für einen neuen Industriezweig bilden, von dessen Wichtigkeit wir uns heute nur ein schwaches Bild machen können.

Pariser Bilder und Geschichten.

Eine Stunde auf dem Père La Chaise.

Wenn man von dem Boulevard Beaumarchais herabkommend, am Platz der Bastille, wo die Julisäule steht, links einbiegt, so gelangt man in eine Straße, in welcher wir nichts als Sinnbilder des Todes: Grabsteine, Urnen, Kreuze und Todtenkränze erblicken. Es ist dies die Rue Roquette, die Straße, welche uns geraden Wegs nach dem berühmtesten Gottesacker von Paris führt. Es war an einem Herbsttag des vergangenen Jahres, als ich mit einem pariser Freunde durch diese Straße nach dem Père la Chaise ging. Vor dem Thorweg, welcher den Eingang zu dem halbmondförmigen Vorhof des Gottesackers bildet, stand eine elegante Equipage, deren Kutscher und Bedienter hier auf Jemand zu warten schienen. Es war in den Nachmittagsstunden, als wir den eigentlichen Friedhof betraten und ein rauhes, herbstliches Wetter. Aber die Pariser lieben ihre Todten und bei aller Lebenslust, bei allen den Herrlichkeiten und Genüssen, welche ihnen die große Stadt an jedem Tage bietet, vergessen sie doch ihre grünen, stillen Gräber nicht, draußen auf dem Friedhof des Montmartre, des Mont-Parnasse und des Père La Chaise. Man braucht nicht am Tage aller Seelen, dem hohen Festtag der Todten, hinaus auf die Gottesäcker zu gehen, um geschmückte Gräber und Besucher der Todten zu sehen, man wird stets Blumen und Kränze auf den Gräbern und trauernde Frauen an den grünen Rasenhügeln knien finden, die sich aus dem rauschenden Treiben der großen Stadt herauf in diese stille Stätte des Friedens flüchteten, um ihre lieben Todten zu besuchen. Es ist diese Anhänglichkeit an ihre Heimgegangenen ein Zug rührender Pietät in dem Charakter der Pariserinnen und dürfte so manche andere Schwäche derselben vergessen lassen. —

Der erste Eindruck, welchen der Anblick des Père La Chaise macht, ist ein eigenthümlicher. Wenn man einen Augenblick vergessen könnte, daß alle diese zahllosen Hügel Gräber wären und die Monumente mit ihren Sinnbildern des Todes nicht an die Sterblichkeit erinnerten, so könnte man den Père La Chaise mit seinen Gruppen von Cypressen, seinen kleinen Alleen, seinen grünen Büschen, seinen Fruchtbäumen, seinen Blumen und saftig-grünen Rasen für einen großen, weiten Park halten, welchen die sonderbare Laune seines Besitzers mit Tausenden von Statuen und Monumenten geschmückt. Doch nein — der nächste Schritt um diese Biegung würde die Täuschung sogleich vernichten. An einem frisch aufgeworfenen kleinen Grabhügel, der mit Rosenstöcken, Immortellenkränzen und breiten, kostbaren Atlasschleifen bedeckt war, kniete eine schöne, junge Frau in schwarzen, seidenen Gewändern. Große Thränen rollten über ihre blassen Wangen und das schmerzliche Zucken der Mundwinkel ließ ihre Lippen kaum ein leises Gebet flüstern. An dem Grabe lehnte ein noch nicht aufgerichtetes, elegantes Kreuz von Gußeisen, auf dem mit goldenen Lettern geschrieben stand: „Hier liegt der Liebling meiner Seele, mein einziges Kind, Alfred, gestorben im dritten Jahre. Schlummere sanft, mein theures Kind! Deine trauernde Mutter." Dann folgte der Name.

„Es ist die Frau von D., die Dame, deren Wagen mit den Bedienten Sie vor dem Thore gesehen haben," sagte der Aufseher, welcher uns begleitete, „ihr Söhnchen wurde vor einer Woche begraben und seitdem ist sie alle Tage gekommen. Ich kenne sie zufällig, da ich, ehe ich die Anstellung hier bekam, unter ihrem Manne in Algier gedient habe; es ist ein braver Offizier, der Herr Oberst," fügte er hinzu, „und jetzt bei unserer tapferen Armee in der Krim."

Während die arme junge Frau an dem Grabe ihres einzigen Kindes weinte und betete, raubte ihr eine russische Kugel vielleicht den Gatten. Geräuschlos gingen wir weiter, die junge Mutter in ihrem Schmerz nicht zu stören, bis meine Aufmerksamkeit durch ein mit Blumen und Kränzen umwundenes Denkmal, welches unweit von Abälards und Heloisens Grabmal steht, gefesselt wurde. Es war das Grab jenes tapferen, unglücklichen Obersten Labedoyere, der, so jung und liebenswürdig, als ein Opfer seiner Treue gegen den Kaiser fiel. Er theilte das Schicksal seines berühmten Waffengenossen, des Marschalls Ney, welchen der Schlachtentod nur verschont zu haben schien, um ihn hinten an der Gartenmauer des Palais Luxemburg durch französische Kugeln fallen zu lassen. Unter den Bourbons durfte Labedoyere's und Ney's Grab weder mit Blumen noch mit Kränzen geschmückt werden; ein einfacher Denkstein mit den Worten: „Ci gît le maréchall Ney duc d'Elchingen, décédé le 7. Decebr. 1815" bezeichnete die Stelle, wo die Gebeine des Bravsten unten den Braven ruhten.

Mehrere Personen wurden damals, wie mir der pariser Freund versicherte, wegen Bekränzung der beiden Gräber verhaftet. Wie sich die Zeiten ändern! Auf Labedoyere's Grab prangt ein schönes Denkmal und dem Marschall Ney, diesem tapfern, aber unglücklichen Sohn des Ruhms, hat der Neffe seines Kaisers, für den er gefallen, ein glänzendes Denkmal setzen lassen.

Wenige Schritte von dem Grabe Labedoyere's waren noch zwei Gräber, die unsere Blicke auf sich zogen. Sie waren weder mit einem Denkmal, noch mit einem Grabstein geschmückt; zwei einfache, hölzerne, schwarz angestrichene Kreuze mit einer weißen Inschrift und einige Herbstblumen und Kränze Strohblumen waren ihr ganzer Schmuck. Auch waren es keine berühmten Namen; nicht einmal die Familiennamen standen da, nur der Vorname und eine kurze Angabe, wenn sie gestorben.

Man sah es den beiden Gräbern an, daß sie zwei Kindern aus dem Volke gehörten. Nur zwei Zeilen standen auf jedem Kreuz, aber diese zwei Zeilen erzählten uns von den zwei denkwürdigsten Tagen aus der Geschichte Frankreichs. Auf dem einen der Gräber stand: „Ci gît mon frére Geoffroi † 28. Juillet 1830," auf dem anderen: Ici repose mon Jules † 24. Février 1848. „Madeleine." „Hier liegt mein Bruder Gottfried, gestorben am 28. Juli 1830, und hier ruht mein Julius, gestorben am 24. Februar 1848" — wie einfach klingen diese Worte und wieviel sagen sie doch! Die Gräber dieser zwei Kinder des Volks, welche in den heißen Tagen des Juli und Februars in den Straßen von Paris gefallen — und mit ihnen zwei Dynastien und das Grabmal Labedoyere's und Ney's, welche Erinnerungen riefen sie nicht wach! Um die Geschichte Frankreichs in den letzten sechzig Jahren zu studiren, dürfte man nicht leicht einen besseren Platz als den Père La Chaise finden. Die Kreuze und Steintafeln und Grabsteine seiner Todtenhügel sind beredter als alle Bücher der Geschichtschreiber ... In dem Augenblick, wo wir die zwei Gräber verließen, kam ein junges Mädchen von vielleicht zweiundzwanzig Jahren, deren Aeußeres sofort die Grisette verrieth.

„Sehen Sie die kleine Grisette — was mag sie hier wollen?" sprach der Pariser auf sie deutend.

Das junge Mädchen trug einige Sträußer von Herbstblumen und zwei kleine Kränze, welche sie auf dem jüngeren Grab niederlegte ... dann sahen wir sie niederknien, und den Kopf in die Hand gestützt, lange an dem Grabhügel verweilen. Vielleicht war es die Madeleine, welche das Kreuz auf das Grab ihres Julius hatte setzen lassen, und die nach sechs Jahren noch nicht ihren Geliebten vergessen hatte. Eine seltene Treue bei einer pariser Grisette! Der Aufseher zeigte uns dann noch die Gräber Racine's, Molière's, der einst durch ihre Schönheit so berühmten Madame Recamier, der Mademoiselle Rancourt, der berühmten Schauspielerin, Casimir Perier's, des Dichters Delille und einer Menge anderer berühmter Frauen und Männer, deren Namen die gewaltigsten Erinnerungen wachrufen ... Aber der Père La Chaise sieht nicht blos Scenen der Trauer und Thränen des Schmerzes — er sieht auch die Küsse der Liebenden. In der dunklen Allee, die an dem Grabmal Abälard's und Heloisen's vorbeiführt, wandelte eine junge elegante Frau und ein junger hübscher Mann seit geraumer Zeit auf und nieder. Mitunter blieben sie stehen, und nachdem sie

sich verstohlen umgesehen, wechselten sie schnell einige zärtliche Küsse. Mein pariser Freund versicherte mir, daß der Père La Chaise sehr häufig zum Stelldichein für Liebende, welche Vorsicht nöthig haben, gewählt wird.

Wir hatten indessen die Höhe hinter der „Chazelle," von wo man die schönste Aussicht hat, erreicht. Es war ein herrlicher Anblick. Vor uns Paris mit seinen Palästen, Säulen, Thürmen, Boulevards und Plätzen, ein weites, unübersehbares Häusermeer; zur Linken die Höhen von Belleville, von La Chazelle und Montmartre. Im Osten die von Bercy sich heranschlängelnde Seine mit ihren Brücken und Quai's, die immer von Menschen wimmeln. — Auf dem Rückweg warfen wir noch einen Blick auf den israelitischen Gottesacker, welcher, es verdient dies erwähnt zu werden, seinen Platz gleichfalls innerhalb der Mauer, welcher die hundertunddreißig Acker des Père La Chaise umschließt, gefunden ... Zum Begräbnißplatz wurde der Père La Chaise im Jahre 1793 durch ein Decret des Nationalconvents, welches alle Beerdigungen in Mitten der Stadt Paris, in den Kirchen und inneren städtischen Kirchhöfen streng untersagte ... Von den Höhen von Belleville und des Montmartre begann ein kalter Herbstwind zu wehen und dunkle Regenwolken zogen über den Himmel und trieben uns zum Heimweg an. Am Ausgang der Rue de la Roquette, da wo sie auf den Boulevard Bourdon mündet, hemmte eine dichte Menschenmenge unsere Schritte und zugleich schlugen die Klänge der neuen französischen Nationalhymne: „Partant pour la Syrie," an unser Ohr. Es war ein Regiment Linieninfanterie, welches mit seinem Musikcorps an der Spitze nach dem Bahnhof marschirte, um nach Marseille abzugehen, wo es nach der Krim eingeschifft werden sollte ... Der Oberst ritt mit gezogenem Säbel an der Spitze des Regiments, dessen Glieder sich gelöst hatten, um den Frauen, Mädchen und Kindern, die von ihren Gatten, Geliebten, Vätern, Abschied nahmen, Platz zu machen. Mir fiel die junge Frau vom Père La Chaise ein, deren Mann auch in der Krim stand; wie viele von diesen weinenden Frauen, Mädchen und Kindern sahen hier auf dem Boulevard Bourdon ihre Lieben zum letzten Mal.

„Indessen," meinte der Pariser, „bleibt sich das gleich, ob man vor Sebastopol oder im Père La Chaise begraben liegt — man schläft hier wie dort."

Die Worte sind charakteristisch. Die jungen Soldaten schienen übrigens durchaus nicht traurig, man sah nur heitere, muntere Gesichter, die aussahen als gingen sie zum Tanz und nicht zum blutigen Schlachtenkrieg, und als der Oberst sich endlich auf dem Pferde wendete und „Achtung!" commandirte, die Tambours wirbelten und die Gewehre sich schulterten und die Weiber und Kinder zurückwichen, da blitzte jedes Auge im Regiment kampfeslustig, und die Umstehenden riefen ein Hoch auf den Colonel und seiner braves garçons! Wie viele von ihnen werden die Boulevards von Paris wieder erblicken?

Karl Wartenburg.

Allgemeiner Briefkasten.

C. in Nan. (Frankreich.) Sie wollen unserm Wunsche betreffs einer Schilderung der Deutschen im Elsaß nicht nachkommen. Höhnend schreiben Sie: „Die Deutschen im Elsaß! Was heißt das? Zwar spricht das Landvolk noch immer die alte Sprache und auch die Straßburger können noch größtentheils „dütsch redde", zwar wird noch hier und da „der Schiller" auf der étagère der Herrschaften und das „Habermännel" im Koffer des Gesindes gefunden, zwar hört man dann und wann noch „ditschi Liedle" singen:

D'naachts, wenn der Mond scheint,
Trappelt's uf da Brucke,
Schleppt der Hansel 's Gretel heim
Mit der siwern Krucke.

Zwar ist vielleicht unter dem heranwachsenden Geschlechte auch noch ein oder der andere Schulknabe schwärmerisch-einfältig genug, um, auf Straßburgs Wällen spazierend und auf einer der dort liegenden Kanonen rittlings ausruhend, wehmüthige Betrachtungen darüber anzustellen, daß sein den Vogesen zugekehrtes Bein französisch, das dem Schwarzwald zugekehrte andere hingegen deutsch sei, was allerdings sehr mißlich ist, denn wenn zwei Beine einander nicht verstehen, so ist das äußerst hinderlich für's Fortkommen in der Welt. Und freilich ließe sich manches Interessante über die Deutschen im Elsaß sagen und auch von den Zigeunern in den Vogesen wüßte ich Vieles zu erzählen. Ich aber werde diesen Gegenstand nun und nimmermehr behandeln. Ich finde, daß die Elsasser nichts Gescheidteres thun können, als sich so schnell und vollständig als möglich zu französisiren. Jede Erinnerung an die Ueberreste vom deutschen Wesen im Elsaß bringt mein Blut in Wallung — darum nichts von den Deutschen im Elsaß." —

So schreiben Sie und doch wollen Sie „das alte Rabenmutterland" noch innig lieben. Wir können uns den Grund dieser Abneigung, am wenigsten aber Ihren Wunsch, die Elsasser so bald als möglich als echte Franzosen zu sehen, nicht ganz erklären. Denn wenn wir auch zugeben, daß die alten Sünden und Schwächen Deutschlands keine großen Sympathien für das einstige Vaterland erwecken können, so ist dies doch nicht Grund genug, dem Vaterlande ein Stück Land und Volk zu mißgönnen, das urdeutsch war und die Resultate deutschen Fleißes, deutscher Kunst und deutscher Sitte noch besitzt. Sie lieben das Deutsche und denken doch nicht deutsch. —

Gedichte. L. in M. O. Leidet an Härte und kann nicht benutzt werden. — Th. in Schwarzburg. Viel Feuer und Gluth, viel Liebe und Schwärmerei, aber doch nicht zum Abdruck geeignet. — E. R. in Dresden. Der Raum des Briefkastens ist zu beschränkt, um ausführliche Beurtheilungen zu geben. Das Erscheinen eines Gedichts in der Gartenlaube ist wohl die beste Kritik. — O. Sch—ch. In der Ballade: „des Schiffers Treue" viel Schönes, bis auf den Schluß, der unpoetisch gedacht. — Th. Ude in L. Wir danken Ihnen für den Beweis Ihrer Hochachtung. Der Gedanke des Gedichts ist sehr hübsch und ansprechend. — Alfred in A. Mit vielem Interesse gelesen. Aber warum bei so viel Jugend so viel Unglück und Thränen? Gewisse Dichter kommen uns immer wie Schwämme vor, je mehr man sie drückt, je mehr Wasser geben sie von sich. — H. T. in C—n.

„Dein zu sein — o welch Entzücken,
Welche Wonne, welches Glück
Liebend Dich an's Herz zu drücken,
Liebe spräch' aus jedem Blick."

Sehen Sie, das ist Alles recht hübsch und schön, und wird auch Ihrer Bertha, Emma oder Aurora recht wohl gefallen, wenn Sie ihr die Verse auf einem rosenumkränzten Briefbogen sauber copirt eines Morgens durch die Post zuschicken — aber für die Gartenlaube — das ist doch wohl Ihr Ernst nicht! Und dann wünschen Sie auch noch Honorar. Sie kleiner Schäfer! — K. in W. Danken freundlichst. Werden später benutzt. — J—l. in Cb. Vielleicht später, augenblicklich fehlt es uns wirklich an Raum. — Schließlich für alle die Herren Poeten nochmals die Notiz, daß wir uns zum Zurückschicken von Gedichten nicht verstehen können und deshalb wiederholt bitten, Abschriften zu nehmen.

J. J. in Breslau. Wir bitten freundlichst um Entschuldigung, wenn unsere Antwort etwas später erfolgt. Der „Ritt an den Jordan" nimmt zu viel Raum weg, als daß er Aufnahme finden könnte, dagegen werden Sie den „Schiffbruch im Archipel" schon nächstens abgedruckt finden. Ueber die kleine Novelle werden wir später Entscheidung fassen. Dürfen wir die Anfangsbuchstaben Ihres wahren Namens den Artikeln beisetzen?

G. in E. Ihr Artikel ist geistreich, aber doch nicht ganz verständig geschrieben. Wir wollen keine hübschklingende Tändeleien, sondern unterhaltende Belehrungen. Bei Ihnen wie bei manchem andern Schriftsteller gilt das alte gute Wort: Man trifft zehn geistreiche Männer an, bis man einen Verständigen findet.

Die Redaktion.

Verbesserungen in dem Aufsatz: „Von Schön." Gartenlaube Nr. 30 und 31.

Seite	397	Spalte	2	Zeile	36	von oben: denn statt: den.
„	408	„	1	„	20	von unten: weltweiter statt: weltweiser.
„	408	„	1	„	18	„ hinter „Schön" ist ein Punkt zu setzen.
„	408	„	1	„	17	„ ist „sondern" zu streichen.
„	408	„	1	„	2	„ ist „und" zu tilgen, ein Komma zu setzen.
„	408	„	1	„	1	„ ist hinter „Ortschaft" Punkt zu setzen, „und" zu streichen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. 51. Jahrgang 1903.

Erscheint in 52 No. Preis für das Vierteljahr 1 Mk. 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein fröhliches Herz.

Ein Lächeln kam von ihren Lippen,
Ein Lächeln kam in ihren Blick,
Ein Lächeln kam in ihre Grübchen,
Ein Lächeln kam in ihre Locken,
Ein Lächeln kam in ihre Hände,
Ein Lächeln kam in ihre Füße,
Ein Lächeln kam in ihre Kleider,
Ein Lächeln kam in ihre Worte,
Ein Lächeln kam in ihre Seele,
Ein Lächeln kam in ihr Herz,
Ein Lächeln kam in ihr ganzes Wesen,
Ein Lächeln kam in ihr ganzes Leben,
Ein Lächeln kam in ihr ganzes Sein,
Ein Lächeln kam in ihr ganzes Dasein

Ich beklage ihn doppelt, da er mir zeigt, wie leicht Dein Vertrauen zu mir zu erschüttern ist."

„Großer Gott, das ist zu viel!" rief Philipp. „Madame, kennen Sie den Inhalt dieses Briefes?"

Sie bebte zurück vor dem plötzlich veränderten Tone.

„Ich kenne ihn!" sagte sie mit Würde.

„Wollen Sie mich nicht glauben machen, daß diese Zeilen nicht an Sie gerichtet sind?"

„Nein, mein Herr, denn ich müßte lügen!"

„O, Sie vermuthen ohne Zweifel, daß alles Leugnen umsonst ist! Oder, was noch schlimmer, Sie halten es wohl nicht einmal der Mühe werth, sich zu entschuldigen! Ziehen Sie getrost den Vorhang weg, Madame, der mir bisher Ihre listigen Manöver bedecken sollte. Zeigen Sie sich wie Sie sind, denn mehr kann ich ja nicht erfahren, um zu begreifen, daß ich mich wie einen Knaben habe gängeln lassen."

„Philipp," sagte Josephine würdevoll, „Sie sind mein Gatte. Ich fordere von Ihnen das Vertrauen, das Sie der schulden, die mit Ihnen ein Bündniß für das Leben eingegangen ist. Wie ich sehe, verurtheilen Sie mich, ohne mich zu hören. Sie halten mich eines Verbrechens an meinen heiligsten Pflichten fähig, nachdem Sie meine Ansichten von Recht und Pflicht kennen gelernt haben. Das ist ein unzweideutiger Beweis, daß Sie meine bisher beobachtete Handlungsweise und meine so oft ausgesprochenen Grundsätze für Heuchelei, für Verstellung halten."

Der junge Mann war immer noch mehr Liebhaber als Gatte, und darum hatte er nur sein vernichtetes Lebensglück im Sinne. Sein Schmerz ward von einer Stimme übertönt, die ihm zurief: Sie kann nicht lügen, und warum sollte sie dich verrathen? Er sah zu ihr empor, um den Ausdruck ihres Gesichts zu prüfen. Die reizenden Züge Josephine's waren zwar blaß, aber es sprach sich eine würdevolle Ruhe darin aus, die der gewandtesten Heuchlerin zur Ehre gereicht haben würde, wenn sie erkünstelt gewesen wäre. Ein Mann, der mit der ersten Glut der Leidenschaft liebt, der den sichern Blick des ruhigen Ehemannes noch nicht besitzt, mußte sie für wahr halten. Und Josephine war ja kaum noch seine Gattin, sie war für ihn noch die Geliebte, voll Reiz und jugendlicher Frische. Der Gedanke an das süße Bekenntniß, das sie ihm erst gestern abgelegt, paralysirte seine Aufregung. Es lag, trotz der schweren Anklage durch den Brief, so viel Entschuldigung in den obwaltenden Verhältnissen, daß er sein Verdammungsurtheil nicht auszusprechen wagte.

„Josephine," rief er bewegt, „was soll ich von dem Briefe halten? Was läßt er mich nicht Alles voraussetzen? Und ich müßte Dich weniger lieben, sollte ich so ruhig bleiben, wie Du es vielleicht forderst! Der Schreiber dieser Zeilen muß entweder ein Roué oder ein Narr sein!"

„Er ist keins von Beiden, mein lieber Freund!" sagte sie mit ruhiger, fester Stimme. „Die Briefe eines Boshaften theile ich meinem Gatten mit, wenn es mir nicht gelingt, ihn in achtunggebietender Ferne zu halten, und die eines Narren anzunehmen, verschmähe ich, weil alle meine Neigungen, selbst meine Eitelkeit, durch den Besitz meines Gatten befriedigt werden. Es soll dies keine Schmeichelei sein, Philipp, um Dich zu entwaffnen; aber ich spreche es aus, weil ich nicht will, daß Du irgend einen Zweifel über meine Person hegen sollst."

„Dann fordere ich Aufklärung von Dir, Josephine!"

„Du wirst sie zu der Zeit erhalten, die mir die natürliche Entwickelung der Dinge vorschreibt. Du lächelst mit zuckenden Lippen, Philipp, und ich glaube Hohn in Deinen Zügen zu lesen: ist dies das Vertrauen, das Du mir so oft ausgesprochen hast? Habe ich Dir zu viel zugemuthet, wenn ich auf Dein unbedingtes Vertrauen baue? Es war bisher mein Stolz, einem Manne anzugehören, der mich achtet und liebt, weil er jede Falte meines Herzens kennt — jetzt sehe ich, daß ich mich getäuscht habe. Du kennst mich nicht, Philipp, sonst würdest Du einen so furchtbaren Verdacht nicht hegen, der mich zu einer Verbrecherin, zu einer Courtisane herabwürdigt. Philipp," fügte sie feierlich hinzu, „ich habe Dir vor dem Altare Treue und Liebe geschworen — ich erfülle eine traurige Pflicht, aber ich erfülle sie dem Gatten unaufgefordert: ich schwöre es bei Gott, daß ich meinen ersten Eid nie verletzt habe!"

„Großer Gott, Josephine, aber dieser Brief?"

„Ich würde ihn Dir selbst vorgelegt haben, sobald die Zeit dazu gekommen wäre."

„Gieb mir jetzt Aufklärung, nicht wegen Deiner, sondern wegen meiner!" bat Philipp.

„So genügt Dir mein Schwur nicht?" fragte sie, bestürzt zurückweichend. „Ich habe Gott zum Zeugen angerufen, und Du vermagst Dich nicht zu beruhigen? Das ist mehr, als ich gefürchtet habe!"

Sie trocknete mit ihrem weißen Spitzentuche eine Thräne aus dem großen Auge, während sich ein tiefer Seufzer ihrem Busen entrang.

„Philipp," begann sie nach einer kurzen Pause, „ich konnte zwar diesen unglückseligen Zufall nicht voraussehen, eben so wenig als ich Dein grenzenloses Mißtrauen fürchtete; um aber so viel als möglich Deine Ruhe zu sichern, habe ich Dich von heute an stets um mich haben wollen, damit Du Zeuge aller meiner Handlungen wärst. Die Landparthie sollte Dich für den ganzen Tag an mich fesseln."

„Wohlan, Josephine, so zeige Dich von diesem Augenblicke an öffentlich als meine Gattin!"

„Du kennst die Rücksichten, aus denen ich die Oeffentlichkeit meide," antwortete sie im Tone wehmüthigen Schmerzes. „Aber bleibe von diesem Augenblicke an bis zu unserer Abreise bei mir, und bist Du dann nicht vollständig befriedigt, kannst Du mir Dein volles Vertrauen nicht zurückgeben, so füge ich mich in jeder Beziehung Deinem Willen. Die so eben stattgehabte Unterredung werde ich vergessen — ich verspreche es Dir! Behalte den Brief, Du wirst seiner bald bedürfen."

Der Stolz des Ehemannes und die Eifersucht des Liebhabers ließen ihn schweigend einwilligen. Nachdem Meta gemeldet, daß der bestellte Wagen angekommen sei, bot Philipp seiner Frau den Arm und führte sie hinunter. Während des ganzen Tages bewiesen sich die beiden jungen Leute jene Aufmerksamkeiten, die nicht völlig frei von Affectation sind. Ihre Blicke verriethen eine erzwungene Heiterkeit, welche diejenigen zu erkünsteln sich bemühen, die sich selbst täuschen wollen. Philipp konnte trotz der erhaltenen Versicherungen seine Zweifel nicht verbannen, und Josephine, die den Zustand ihres Gatten zu beurtheilen vermochte, empfand Besorgnisse und ein inniges Mitleiden. Aber Beide hegten ein gegenseitiges Vertrauen, sie liebten und hatten sich zu rein geliebt, als daß sie nicht auf eine glückliche Lösung der Dinge hoffen sollten. Josephine beobachtete mit klugem Takte ein Benehmen, das den Verdacht von ihr entfernte, als wollte sie den Argwohn ihres Gatten durch übergroße Zärtlichkeiten einschläfern. Eine schmerzliche Freundlichkeit verrieth, daß es ihr einige Ueberwindung kostete, das gegebene Versprechen zu halten. Sie machte die Zeit der Rückkehr von Philipp abhängig, und dieser schob sie so weit als möglich hinaus. Es war zehn Uhr Abends, als sie die Stadt wieder erreichten. Nach dem Abendessen wollte Philipp sich entfernen.

„Wohin?" fragte sie lächelnd.

„Nach meiner Wohnung!"

„Dort ist Dein Schlafzimmer, Philipp; es wird durch eine Thür von dem meinigen getrennt. Hast Du unser neues Uebereinkommen vergessen?"

„Ich habe mir vorgenommen, Dir ferner nicht mehr zu mißtrauen."

„Und Deine Frau fordert von Dir, daß Du bleibst. Sie wird die Gewährung dieser Forderung für den Beweis halten, daß Du sie nicht für schuldig hältst! In Deiner Wohnung weiß man, daß Du auf einige Zeit verreist bist."

„So füge ich mich, weil Du es willst!"

Philipp zitterte unter dem Kusse, den ihm das reizende Weib zur guten Nacht auf den Mund drückte. Er betrat sein Schlafgemach und machte seine Nachttoilette. In welcher sonderbaren Lage befand er sich! Er war ein Gast bei seiner eigenen Frau und zugleich ihr Hüter. Tausend Gedanken, tausend Vermuthungen durchkreuzten seinen Kopf. Was kann sie beabsichtigen? fragte er sich. Warum treibt sie mit einem Dritten ein Spiel, das mir und ihr gefährlich werden kann? — Er zog noch einmal den Brief hervor, den er in seiner Tasche verwahrt hatte, und las ihn. Dann blieb er gedankenvoll in dem Sessel sitzen. Und war es auch nur ein Spiel, das sie trieb, es bemächtigte sich seiner ein Schmerz, den die Erinnerung an das bisher genossene Glück vermehrte. Aber die trauernde Liebe, der die feste Ueberzeugung des

nur augenblicklich getrübten Glücks bleibt, gewährt eine bald freudige, bald schmerzliche Wollust, und Philipp empfand diese Wirkungen in einem Maße, daß ihn der Schlaf floh.

Mitternacht war vorüber, und immer noch saß Philipp neben dem Tische, auf dem das fürchterliche Papier lag. Die Kerze war tief herabgebrannt. Da öffnete sich leise die Thür und Josephine schlich vorsichtig herein. Als sie den sinnenden Mann erblickte, der ihr Erscheinen nicht bemerkte, sah sie wie flehend zum Himmel empor, indem sie einen Seufzer unterdrückte. Sie wollte bezaubernd sein, und sie war es. Ein elegantes Negligée von weißem Batist schloß ihre üppigen Formen ein. Der Busen war nachlässig verhüllt, und das dunkele Haar quell in wirren Locken auf die blendend weißen Schultern herab. Pantoffeln von violettem Sammet bekleideten den kleinen Fuß. Mit der Miene der Siegerin schlich sie leise näher und legte ihre niedliche Hand, an welcher der Trauring glänzte, über die Augen ihres Mannes. Dann neigte sie sich zu seinem Ohre, daß ihr Athem ihn anhauchte und die Spitzen ihrer Zähne ihn berührten, indem sie flüsterte:

„Woran denkst Du?"

Und indem sie ihn an sich drückte, umschlang sie ihn mit ihren Armen, als ob sie ihn seinen bösen Gedanken entreißen wollte. Dann küßte sie seine heiße Stirn.

„An Dich!" antwortete er.

„In welchem traurigen Tone sagst Du mir das! Philipp, Du leidest!" fügte sie theilnehmend hinzu.

„Ja, Josephine, ich will es Dir nicht verbergen. Soviel ich auch kämpfe, ich kann den Inhalt jenes Briefes nicht vergessen, so lange er mir ein Geheimniß bleibt. Er hat mein Innerstes verletzt, ich muß es eingestehen. Es drängen sich mir Vermuthungen auf, die meine Liebe verwirft, und ich liebe Dich mit derselben Innigkeit. Du bist meine Gattin, und meine Gattin hegt Gedanken, die mir unbekannt bleiben sollen? O, ich weiß, was Du sagen willst!" rief er aus, als er sie bitter lächeln sah. „Aber dasselbe habe ich mir tausendmal gesagt seit den zwei Stunden, die ich hier sitze."

Josephine erhob sich und sah mit einem schmerzlichen Lächeln vor sich hin.

„Ich bedauere Dich und mich, Philipp!" flüsterte sie. „Dich, weil Dein Glück getrübt ist, ohne Deine Schuld, und mich, weil ich Dir weniger bin, als ich Dir sein wollte. Fast muß ich glauben, daß eine Ehe, wie ich sie mir denke, zu den Verhältnissen gehört, die man nicht erschaffen kann, wenn sie der Zufall nicht fügt. Du weißt, daß mich nicht Liebe, sondern nur Dankbarkeit an meinen ersten Mann fesselte, und bei der großen Verschiedenheit unsers Lebensalters konnte dies auch nicht anders sein. Ich hing an Lindsor wie die Tochter an dem Vater, ich war eine Gattin ohne Gatten. Mein Mann war ein Engländer, mit allen Vorzügen und Schwächen seiner Nation begabt. Er war eitel, selbst stolz darauf, wenn man seine junge Frau bewunderte und ihn darum beneidete; aber nie hat er mich durch Eifersucht oder Verdacht gekränkt. Als man ihn darum befragte, gab er zur Antwort: wenn ein junges Mädchen die Pflicht der Dankbarkeit so weit ausübt, daß sie ihr junges Leben an ein altes knüpft, daß sie auf das Glück der Liebe Verzicht leistet, nur um die letzten Tage ihres bejahrten Vaters zu verschönen und die Ehre desselben zu retten — dann, mein Freund, ist der leiseste Verdacht ein Verbrechen, dann giebt es keine Charakterconsequenzen mehr in der Welt, wollte man annehmen, daß Josephine meine Ehre verunglimpfen kann. Hätte nicht schon ein natürliches Prinzip meine Handlungen geregelt, diese Kundgebung eines mich hoch ehrenden Vertrauens würde mich zu dem größten Opfer befähigt haben. Schon vor der Abreise meines ersten Mannes sah ich Dich, und ich verhehle nicht, daß eine Veränderung in mir vorging, die mich zittern machte. Aber ich kannte meine Pflicht, und nur erst als ich dieser entbunden war, folgte ich der ersten Regung der Liebe, die ich bis dahin nicht gekannt hatte. Mein Mann empfing mich zwar als eine Wittwe, aber ich brachte ihm alle Empfindungen einer Jungfrau mit, die zum ersten Male liebt. Philipp, ich konnte an dem Manne nicht zur Verrätherin werden, den ich nur achtete; soll ich Dich verrathen, den ich liebe und den ich nun auch unbedingt achten muß, nachdem er seinen schönen Charakter so glänzend an den Tag gelegt hat? Du giebst jener armen Familie ein so großes Vermögen zurück, und mir verweigerst Du das Geschenk Deines Vertrauens? O, mein Gott, jetzt, wo Du mir zum ersten Male beweisen kannst, daß Du mich am Höchsten achtest in der Welt, jetzt würdigst Du mich in eine Klasse von Frauen herab, welche die tiefste Verachtung verdienen. Dem Schreiber jenes Briefes glaubst Du — mir nicht! Ich habe Dir genügende Aufklärung versprochen — und doch hältst Du mich für schuldig. Du siehst mein Bemühen, Deinen Argwohn zu zerstreuen; und dennoch hegst Du ihn, Dir und mir zur Marter. O, ich habe schon zu viel gesprochen; ein einziges Wort hätte hinreichen müssen. Philipp, Du liebst mich, aber Du verstehst mich nicht!"

Die letzten Worte hatte sie mit bebender Stimme gesprochen. Sie wandte sich ab und bedeckte ihr Gesicht.

„Josephine," sagte der junge Mann, indem er ihre Hand ergriff, „ich will ruhig sein, ich verspreche es Dir! So lange ich kann, will ich Dein Geheimniß achten; aber ich wiederhole es, gieb mir Aufklärung nicht wegen Deiner, sondern wegen meiner!"

„Könnte ich, so sollte es gleich geschehen; aber Rücksichten für Dich verbieten es mir. Wäre in jenem Briefe von weniger als von einer Heirath die Rede, ich würde es nicht über mich gewinnen können, Dich länger in dieser Ungewißheit zu lassen. So aber, mein Freund, prüfe mit dem Verstande, und nicht mit dem Herzen. Gute Nacht, Philipp!"

Sie küßte ihn und entschlüpfte rasch in ihr Zimmer.

„Sie hat Recht!" dachte Philipp, und ging zu Bett. Er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß ihn nur noch die Neugierde plage, und es gelang ihm, einzuschlafen.

Wenn ein Gewölk den klaren Horizont zweier Liebenden getrübt, die das höchste Glück in dem gegenseitigen Austausche ihrer Gefühle gefunden, so bleibt stets eine Spur in den Genüssen zurück, nachdem es sich wieder verzogen hat. Wie das Land nach dem Regen sich erfrischt, so wird die Liebe entweder lebendiger, oder die Erschütterung dauert fort wie der Donner, der noch einige Zeit bei hellem Sonnenscheine nachhallt. Die Liebe vermehrt oder verringert sich.

Der unbekannte Bewerber hatte versprochen, am andern Tage zu erscheinen. Philipp's Unruhe läßt sich denken. Er beobachtete Josephine — sie war liebenswürdig und unbefangen, wie immer. Sie verrieth durch kein Wort, keine Miene, daß eine wichtige Katastrophe bevorstehe. Als sie gegen Mittag aus ihrem Boudoir trat, hatte sie eine reizende Toilette gemacht.

„Willst Du ausgehen?" fragte er.

„Nein. Es ist möglich, daß ich Besuch erhalte."

Und dabei lächelte sie erröthend. Dann hing sie sich an seinen Arm, und ging mit ihm im Zimmer auf und ab. Plötzlich ward draußen die Glocke gezogen. Die beiden Gatten blieben stehen und sahen sich lächelnd an. Philipp glaubte zu bemerken, daß Josephine's Hand ein wenig zitterte.

„Willst Du den Besuch allein empfangen?"

„Du bist mein Gatte, und hast zu bestimmen."

In diesem Augenblicke trat Meta ein und meldete mit lauter Stimme:

„Ein Fremder, der sich Major von Wildau nennt, wünscht Madame zu sprechen!"

Philipp erbleichte.

„Major von Wildau?" wiederholte er.

„Hier ist seine Karte!" sagte die Kammerfrau, sich verneigend.

„Er ist's!" flüsterte der junge Mann, nachdem er den Namen auf dem eleganten Blatte betrachtet hatte. „Was mag er wollen?" fragte er in sichtlicher Bestürzung.

„Wir werden es erfahren, wenn wir ihn empfangen!" antwortete Josephine ruhig.

„Meta, führen Sie den Fremden in den kleinen Saal!" sagte Philipp.

Die Kammerfrau entfernte sich.

„Was ist Dir, lieber Mann? Die Ankunft des Majors hat Dich in eine seltsame Aufregung versetzt. Kennst Du ihn?"

„Ich glaube. Josephine, empfange ihn zunächst allein. Du wirst mir gestatten, daß ich in dem kleinen Kabinette der Unterredung beiwohne, das durch einen Vorhang von dem Saale getrennt wird. Weder Eifersucht noch Mißtrauen veranlassen mich, ein unsichtbarer Zeuge zu sein — ich schwöre es Dir, Josephine! Der Major wird ohne Zweifel nach mir fragen; aber nimm seine Aeußerungen mit Vorsicht auf, er ist ein grober, auf seinen Reichthum pochender Hagestolz, der eigentlich abgewiesen zu werden verdiente. Aber fürchte nichts; sollte er Dich beleidigen, selbst nur durch ungeziemende Worte Dich kränken, so steht Dein Mann Dir zur

Sec. 3. Section 1 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 1. That the Governor shall appoint a Commissioner of Public Lands and Buildings, who shall hold his office for the term of two years, and until his successor is appointed and qualified, and who shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 4. Section 2 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 2. That the Governor shall appoint a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, who shall hold his office for the term of two years, and until his successor is appointed and qualified, and who shall perform such duties as may be required by the Commissioner of Public Lands and Buildings.

Sec. 5. Section 3 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 3. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 6. Section 4 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 4. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 7. Section 5 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 5. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 8. Section 6 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 6. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 9. Section 7 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 7. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 10. Section 8 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 8. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 11. Section 9 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 9. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 12. Section 10 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 10. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 13. Section 11 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 11. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 14. Section 12 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 12. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 15. Section 13 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 13. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 16. Section 14 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 14. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 17. Section 15 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 15. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 18. Section 16 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 16. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 19. Section 17 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 17. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 20. Section 18 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 18. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 21. Section 19 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 19. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 22. Section 20 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 20. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 23. Section 21 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 21. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 24. Section 22 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 22. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 25. Section 23 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 23. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 26. Section 24 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 24. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 27. Section 25 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 25. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 28. Section 26 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 26. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 29. Section 27 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 27. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 30. Section 28 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 28. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 31. Section 29 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 29. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 32. Section 30 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 30. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 33. Section 31 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 31. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 34. Section 32 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 32. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 35. Section 33 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 33. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 36. Section 34 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 34. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 37. Section 35 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 35. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 38. Section 36 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 36. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 39. Section 37 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 37. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 40. Section 38 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 38. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 41. Section 39 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 39. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 42. Section 40 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 40. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 43. Section 41 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 41. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 44. Section 42 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 42. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 45. Section 43 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 43. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 46. Section 44 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 44. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 47. Section 45 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 45. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 48. Section 46 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 46. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 49. Section 47 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 47. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 50. Section 48 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 48. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 51. Section 49 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 49. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 52. Section 50 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 50. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 53. Section 51 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 51. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 54. Section 52 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 52. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 55. Section 53 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 53. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 56. Section 54 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 54. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 57. Section 55 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 55. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 58. Section 56 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 56. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 59. Section 57 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 57. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 60. Section 58 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 58. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 61. Section 59 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 59. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 62. Section 60 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 60. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 63. Section 61 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 61. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 64. Section 62 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 62. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 65. Section 63 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 63. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 66. Section 64 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 64. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 67. Section 65 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 65. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 68. Section 66 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 66. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 69. Section 67 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 67. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 70. Section 68 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 68. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 71. Section 69 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 69. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 72. Section 70 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 70. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 73. Section 71 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 71. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 74. Section 72 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 72. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 75. Section 73 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 73. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 76. Section 74 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 74. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 77. Section 75 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 75. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 78. Section 76 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 76. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 79. Section 77 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 77. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 80. Section 78 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 78. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 81. Section 79 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 79. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 82. Section 80 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27, 1905, entitled "An Act to provide for the appointment of a Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties, and to provide for the appointment of a Deputy Commissioner of Public Lands and Buildings, and to define his duties," is hereby amended to read as follows:

Section 80. That the Commissioner of Public Lands and Buildings shall have charge of the public lands and buildings belonging to the State, and shall perform such duties as may be required by law.

Sec. 83. Section 81 of the Act of the Legislature of the State of Nebraska, passed and approved February 27,

„O, ich kann Alles versprechen, denn dieser Fall wird nicht eintreten;“ rief der Major.

„Sie machen mich erröthen, mein Herr! Sie dehnen Ihre Galanterie bis zu einem Grade aus —“

„Wie Sie Ihre Bescheidenheit und Gutherzigkeit, theuere Josephine! Bei meiner Ehre,“ fügte er feurig hinzu und indem er ihre Hand ergriff, „gleicht Philipp's Frau Ihnen, so soll er sich über mich nicht zu beklagen haben, denn ich finde seine Leidenschaft erklärlich. Und da Sie doch einmal meine Universalerbin sind — denn das Testament spricht nur von einer Frau — so gebe ich Ihnen Vollmacht, die jungen Leute zu bedenken. Aber finden sich Makel, ist sie eine Verschwenderin —“

„Sie selbst sollen urtheilen, mein Herr! Doch sorgen wir zunächst, daß wir die Dame kennen lernen. Und bis dahin bitte ich, jede weitere Feststellung aufzuschieben, denn ich möchte den Tag, der mir auf immer die Achtung und Liebe eines Ehrenmannes sichert, durch einen Akt der Milde und Versöhnung weihen. Ich kann Ihr Vermögen nicht annehmen, bevor ich nicht weiß, daß keine Thräne darum fließt. Dies mag die erste Bitte Ihrer Braut sein —“

„Und ich gewähre sie, obgleich mein Glück verzögert wird!“ rief der Major, indem er ihr einen Ring an den Finger steckte.

„Den meinigen erhalten Sie an dem Tage der Entscheidung, und bis dahin bleiben Sie in Leipzig, damit sich das angeknüpfte Band fester schlinge.“

Der entzückte Liebhaber hat um einen Kuß, und Josephine, tief erröthend, gewährte ihn. Man besprach nun die einzuleitenden Schritte, um die Erben zu ermitteln, und über ihren Charakter Forschungen anzustellen. Nach einer halben Stunde schied der Major mit der Versicherung, daß er noch an demselben Tage seinem Correspondenten in Berlin schreiben würde. Kaum hatte er sich entfernt, als Philipp in den Saal stürzte.

„Josephine,“ rief er überwältigt, „jetzt begreife ich Dich! Verzeihe mir, denn ich sündigte gegen Dich, weil ich Dich bis zur Anbetung liebe!“

Sie hing sich an seinen Hals und flüsterte unter Thränen: „Ich habe Dir nie gezürnt, Philipp, weil ich Dein Herz kenne! Du leistetest meinetwegen Verzicht auf das Vermögen Deines Onkels — ich erachtete es für Pflicht, es Dir zu erhalten. Das Geheimniß, das ich bewahrte, war Dein eigenes, und ich würde es preisgegeben haben, hätte ich den Erfolg meines kleinen Kunststücks voraussehen können. Dies wirst Du ohne Zweifel der Eitelkeit zu Gute halten, von der keine Frau frei ist.“

„Wie aber hast Du erfahren, daß ich überhaupt einen Onkel habe, und auf welchem Fuße ich mit ihm stehe?“

„Der Zufall ward zum Verräther Deiner großmüthigen Discretion gegen mich. In meinem Zimmer in Berlin verlorst Du den letzten Brief Deines Onkels, der mir völligen Aufschluß über die obwaltenden Verhältnisse gab. Er kündigte Dir selbst seine bevorstehende Verheirathung an. Da ich wußte, daß es Dir Kummer machen würde, wenn mir das Urtheil Deines Onkels über mich bekannt würde, so verschwieg ich Dir den Fund und verschloß den Brief. Nun machtest Du die Reise, um Dein Gut zu verkaufen. In dieser Zeit wurden mir durch einen Advokaten heimlich Heirathsanträge gemacht, und man beschrieb mir die Person des Majors von Wildau, Deines Onkels. Mein Plan war sofort gefaßt, ich verließ Berlin, um von hier aus mit dem Heirathskandidaten in Correspondence zu treten, meldete Dir meine Ortsveränderung, und suchte Dich zu bewegen, unsere Heirath ferner geheim zu halten. Den Erfolg meiner kleinen List hast Du gesehen — jetzt ist es an Dir zu handeln.“

„Josephine, den letzten Akt des Drama's werde ich ausführen!“ Nach Tische verließ Philipp seine Gattin.

VII.

Um drei Uhr betrat der junge Mann die Wohnung des Magisters. Elias, der ihn lange nicht gesehen, empfing ihn freudig und führte ihn in das Stübchen des Herrn von Bornstedt. Der Greis coloritte Bilderbücher, eine Arbeit, die ihm der Magister verschafft hatte. Anna war mit Stickereien beschäftigt; erröthend erhob sich das hübsche Mädchen, und begrüßte in dem Gaste den Fürsprecher bei Madame Lindfor. Philipp nahm keinen Anstand, sich zu entdecken; er übergab dem freudig bestürzten Manne die für das Gut erhaltene Kaufsumme in Wechseln und Staatspapieren, und entzog sich rasch dem Danke der weinenden Menschen. Der kleine Magister, der die Unterhaltung belauscht hatte, stand wie eine Salzsäule auf dem Vorsaale. Philipp ging mit ihm in sein Arbeitsstübchen.

„Kennen Sie die Wohnung des Mannes, dem sie ein Gedicht an Madame Lindfor gefertigt haben?“

„Ja, mein Herr!“ stammelte der bewegte Novellist.

„Ueberbringen Sie ihm diesen Brief.“

„Gern, lieber Herr!“

„Wenn er nach dem Absender fragt, so sagen Sie ihm, er sei ein armer verheiratheter Schriftsteller, und Ihnen befreundet. Durch Sie habe er die Adresse des Herrn Majors von Wildau erfahren. Als Lohn für diesen Weg werde ich Ihnen den Druck Ihrer Novelle besorgen, und ein doppeltes Honorar vermitteln. Antwort bringen Sie mir nur dann, wenn Sie den Adressaten nicht zu Hause getroffen haben.“

Philipp verließ eilig das Haus, daß Elias nicht einmal nach seiner Wohnung fragen konnte. Fünf Minuten später schritt der Magister mit seinem Briefe über die Straße dem Hotel de Bavière zu. Er traf den Major in seinem Zimmer, gab den Brief nach der erhaltenen Vorschrift ab, und entfernte sich wieder. Kaum hatte der Empfänger die wenigen Zeilen gelesen, als er einen Lohndiener kommen und sich von ihm nach der bezeichneten Wohnung Philipp's führen ließ.

„Das trifft sich gut!“ murmelte er, als er die schmale Treppe hinanstieg. „Der Bursche ist also so verarmt, daß er meine Mildthätigkeit anflehen muß. Die gute Josephine hat sich für ein leichtsinniges Weib verwendet, das ist klar. Wollen sehen, wer die saubere Huldgöttin meines Neffen ist.“

Er traf Philipp in einem einfachen, freundlichen Zimmer. Die gegenseitige Begrüßung läßt sich denken.

„Vortrefflich, Herr von Martern,“ rief der Onkel, „es ist also meine Prophezeihung eingetroffen! Man heirathet eine leichtsinnige Person, um an den Bettelstab zu kommen. Ich hätte Deinen Brief unberücksichtigt lassen sollen; da es mich aber drängt, Deine liebenswürdige Gattin zu sehen — —“

„Sie werden sie kennen lernen,“ sagte Philipp, der vor Aufregung zitterte. „Darum bitte ich, Ihr Urtheil so lange zu verschieben.“

Der Major setzte sich auf einen Stuhl, und betrachtete Philipp mit Inquisitormienen.

„Du kennst meine Offenheit, Philipp,“ begann er nach einer Pause, „und darum theile ich Dir zunächst mit, daß ich nach Leipzig gekommen bin, um mich zu verheirathen. Hieraus ermiß die Ansprüche, die Dir von Rechtswegen an mein Vermögen bleiben. Willst Du Dir mein Wohlwollen erhalten, so verhehle mir nichts. Du hast Dich für Deine Frau ruinirt?“

„Nein!“

„Hast Du gespielt?“

„Auch das nicht!“

„Beim Teufel, was hast Du denn mit Deinem Vermögen angefangen? Lüge nicht, Philipp, es wird Dir nicht gelingen, meine Meinung von Deiner Frau umzugestalten!“ rief aufbrausend der Major.

„Und dennoch muß ich es, lieber Onkel, weil Sie die Wahrheit von mir fordern!“ antwortete ruhig der junge Mann, indem er sich dem Onkel gegenüber niederließ. Ich leugne nicht, daß meine Frau allein die Schuld an meiner gegenwärtigen Lage trägt, und daß ich auf ihre Veranlassung um mein Vermögen gekommen bin.“

„Ah, das wollte ich wissen!“ rief befriedigt der Major. „Aber was sind das für Widersprüche?“

„Ein Zufall setzte meine Frau von dem unglücklichen Prozesse in Kenntniß, durch den mein Vater das Gut des Herrn von Bornstedt erhielt.“

„Ja, das war ein Prozeß, der noch heute zum Himmel schreit!“ murmelte der Major. „Gott habe meinen Schwager selig; aber ich schäme mich, wenn ich seiner gedenke!“

„So sprach auch meine Frau, die sich ihres Mannes schämte, weil er wissentlich ein unrechtmäßiges Eigenthum besaß. Sie brachte eine völlige Umwandlung in mir hervor. Fuhr ich in meinem glänzenden Wagen, so fragte mich eine Stimme: gehören

dir die Pferde, die man bewundert? Saß ich an einem reich besetzten Tische, so flüsterte dieselbe Stimme: gestohlene Speisen, gestohlener Wein! Während du schwelgst, hungern gewisse Leute und verwünschen deinen Vater im Grabe! Onkel, ich schämte mich vor mir selbst! Da eilte ich zu meiner Frau, und gestand ihr, was in mir vor ging. „„Komm arm zu mir,““ rief sie aus, „„aber mit einem unbefleckten Gewissen!““ An diesem Tage genoß ich Freuden des Herzens, die Millionen aufwogen. Ich suchte und fand die Familie Bornstedt, und gab ihr die aus dem Verkaufe gelöste Summe sammt Zinsen zurück."

Der Major hatte erstaunt zugehört.

„Und Deine Frau selbst besitzt kein Vermögen?" fragte er.

Philipp gab nun Aufschlüsse über Josephine's Vermögensumstände, wie sie der Leser bereits kennt.

„Darum," schloß er, „treffen Sie mich in dieser ärmlichen Lage. Ich lebe von dem, was ich verdiene, und verliert meine Frau ihr Vermögen, so habe ich mir eine Subsistenz gegründet, die uns Beiden genügt. Sie sehen, ich rechne nicht darauf, Ihr Erbe zu werden; und wenn ich Sie bat, mich zu besuchen, so wollte ich nur die Achtung für meine Frau wiedergewinnen, die Sie ihr bisher versagt haben."

Der Major schüttelte sein Haupt, indem er einen Augenblick zu Boden sah.

„Philipp," sagte er, „liegt Deiner Frau wirklich an meiner Achtung? Ich erinnere mich, daß ich in harten Ausdrücken über sie geschrieben habe."

„O, mein Onkel, sie hat selbst zu einem Mittel ihre Zuflucht genommen, das Ihr Urtheil völlig feststellen muß."

„Gut, ich will sie sehen, führe mich zu ihr!"

Philipp begann sich anzukleiden.

„Die Redlichkeit trägt Zinsen, sagte meine Mutter oft. Ich fühle es, Onkel, denn ich bin ein glücklicher Mensch. Und giebt es ein Paradies, so muß auch mein Vater jetzt glücklich sein, denn ihn segnen die Freudenthränen einer armen Familie."

„Er hat das Gemüth seiner Mutter!" flüsterte der gerührte Major. „Und wäre meine Braut nicht so reizend, wer wüßte, was ich thäte. Philipp," rief er laut aus, „mag es in meinem Alter immerhin eine Thorheit sein — aber ich verheirathe mich. Ich habe einmal mein Wort gegeben, und das muß ich halten."

In diesem Augenblicke ließen sich Schritte und ein leises Klopfen an der Thür vernehmen. Gleich darauf trat Josephine ein. Das liebliche Köpfchen schmückte ein leichter, einfacher Strohhut. Den Shawl trug sie über dem Arme. Der Major glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er seine Braut erblickte.

„Madame Lindsor!" rief er aus.

„Meine Frau!" sagte Philipp, indem er sie ihm vorstellte.

„Unmöglich! Sie ist ja meine — —"

„Ihre Verwandte, Herr Major von Wildau," sagte Josephine mit einer reizenden Verbeugung, „die sich glücklich schätzt, Ihre Achtung, selbst Ihre Liebe zu besitzen. Nehmen Sie Ihr Urtheil über mich nicht zurück, ich würde auch sonst meine Meinung von Ihnen ändern müssen. Ihren Ring behalte ich, er soll mich erinnern, wie hoch ich in der Gunst dessen stehe, der mich einst zu meinem Schmerze nicht anerkennen wollte."

„Madame," murmelte zornig der Alte, „Sie haben ein arges Spiel mit mir getrieben, so daß ich versucht bin, Alles für eine Komödie zu halten, die einen eigennützigen Zweck hatte. Philipp, Deine bedrängte Lage hat Dich zu Schritten verleitet —"

„Genug, Herr Major!" sagte Josephine ernst. „Philipp's Lage ist die beste von der Welt. Sie sind ja unser Onkel," fügte sie lächelnd hinzu, „und deshalb darf ich ihn wohl in Ihrer Gegenwart bitten, mein Vermögen mit mir zu theilen. Es trieb mich her, ihm zu sagen, daß mir vor einer Stunde der russische Gesandte ein Aktenstück zugesendet hat, das den im Beisein des österreichischen und preußischen Internuntius ausgesprochenen letzten Willen meines verstorbenen Mannes enthält. Er hat mich ohne irgend einen Zusatz zu seiner Universalerbin erklärt. Du hast Dein Vermögen großmüthig hingegeben, um die Ehre Deines Vaters — und Ihres Schwagers, Herr Major — zu retten — nimm jetzt das meine, Philipp, ich bringe es Dir zur Morgengabe. Herr Major," fügte sie im Tone leisen Vorwurfs hinzu, „mein Mann besitzt Schätze, die nur Gott allein vergrößern kann!"

Dann warf sie sich weinend an seine Brust.

„Kinder," rief bewegt der Alte, „was macht Ihr denn aus mir? Wollt Ihr mir denn die Thorheit recht klar vor Augen legen, daß ich auf den Gedanken gekommen bin —"

Josephine schloß ihm den Mund mit einem Kusse.

„Onkel," flüsterte sie mit feuchten Augen, „bei der Offenheit, die wir uns gegenseitig gelobt haben: bekennen Sie, daß Sie mir Dank schuldig sind! Sie besitzen alle Eigenschaften eines vortrefflichen Menschen; aber wenn Sie sich den Chancen der Ehe mit einer jungen Frau ausgesetzt hätten —"

„So wäre ich ein Narr gewesen!"

„Verzeihung, ich bitte um Ihr Urtheil über mich!" fiel sie rasch ein.

„Sie sind eine Syrene; aber auch ein Engel, die einen Mann verdient wie Philipp, und einen Onkel, wie ich zu sein mir jetzt vornehme."

Die drei glücklichen Menschen fuhren in einem herbeigeholten Wagen nach Josephine's Wohnung, wo der Major, der Schwarz auf Weiß liebte, die eingegangenen Papiere prüfte. Er fand Alles in Ordnung. Am Abend erschienen auf ergangene Einladung Herr von Bornstedt, Anna und der brave Magister. Kurz vor Tische führte Josephine den blonden jungen Mann ein; sie stellte ihn den Gästen als ihren Bruder vor.

„Wieder ein Geheimniß," flüsterte ihr Philipp zu.

„Das ist die Rache für den verheimlichten Onkel!" flüsterte sie zurück.

„War ich es Dir nicht schuldig?"

„Wie ich es Anna schuldig war, die ihn schon lange liebt. Sie lernten sich in Breslau kennen, wo mein Bruder studirte. Er ist ihr nach Leipzig gefolgt und nahm Schreiberdienste bei einem Advokaten. Anna nannte ihm die Käuferin ihres Kleides, und er fand seine Schwester."

Bei Tische kündigte Herr von Bornstedt die Verlobung seiner Tochter an, und der Major brachte den ersten Toast auf das Wohl des jungen Paars. Es war spät, als die Gesellschaft sich trennte. Als die beiden Gatten allein waren, sagte Josephine:

„Nun, Philipp, will ich Dir noch eine Entdeckung machen, die für Dich von Interesse ist. Erinnerst Du Dich der ersten Gesellschaft, die nicht zu Stande kam?"

„Ja!" antwortete er ein wenig verlegen, denn er schämte sich seines damals gehegten Verdachtes.

„Ich hatte darauf gerechnet, daß man mir absagen würde — an jenem Abende tanzte Pepita de Oliva im Theater. Der Enthusiasmus für die Fußkünstlerin hat mir einige lästige Stunden erspart. Giebt es noch einen Schleier zu lüften?"

„Den, der auf unserer Verbindung ruht!"

„Es steht bei Dir, ihn wegzunehmen, denn von diesem Augenblicke an bist Du der souveräne Mann!"

Einige Tage später bezog der alte Bornstedt die Wohnung Josephine's. Madame Lindsor war verschwunden; die jungen Gatten hatten den Major auf sein Gut begleitet. Mancherlei Gerüchte über die reizende Wittwe tauchten nun auf, aber keins brachte Kunde von dem Glücke der jungen Leute, die am Weihnachtsabende desselben Jahres mit einem Sohne beschenkt wurden, den der Major aus der Taufe hob. Magister Elias vollendete seine Novelle und lieferte sie dem Verleger der Gartenlaube ab; er erhielt zwar das doppelte Honorar, aber Philipp, der mit der Redaction in Correspondence stand, übergab sie einem Freunde zur Umarbeitung, und nachdem er sie geprüft, ward sie in vorstehender Gestalt zum Drucke befördert. Der gute Magister hat versprochen, es nicht übel zu nehmen, wenn er nur als eine handelnde Person, und nicht als der Verfasser des Werkchens bezeichnet wird.

Nach der Schlacht an der Traktirbrücke.

(Mit Abbildung.)

An der Traktirbrücke, unweit Sebastopol, wurde nochmals eine Schlacht geschlagen, und von Neuem trank der unersättliche Boden Blut in Strömen. Glücklich sind die Todten! Im Kampfe zu sterben ist nichts; grauenhaft aber ist es, verwundet zu sein, doppelt grauenhaft, den brennenden Schmerz fürchterlicher Wunden tragen zu müssen, ohne die Entscheidung näher gerückt zu sehen, einen nutzlosen Sieg erkämpft zu haben oder gar geschlagen zu sein. Da liegen sie umher auf dem Schlachtfelde, das man „ein Feld der Ehre" nennt, jammernd und hülflos, denn obwohl namentlich bei den Alliirten viel gethan worden ist, die Verwundeten bald aufzusuchen, fortzuschaffen und ihnen Linderung zu bringen, so reichen die Anstalten doch meist nicht aus, den Hunderten, ja Tausenden, sofort die nöthige Pflege und Hülfe zu bringen, und Viele haben es nur dem Mitleid und der aufopfernden Freundschaft von Kameraden zu danken, daß sie, auf dem Schmerzensfelde verschmachtend, unbeachtet und vergessen nicht liegen bleiben. Ein Schlachtfeld nach der Schlacht macht eines Theils durch den Anblick so vieler Hunderter von Verstümmelten und Blutenden einen herzzerreißenden Eindruck, durch die zahllosen Beispiele aufopfernder Nächstenliebe aber auch einen erhebenden, denn mit der zärtlichsten Sorgfalt nehmen sich die Gesunden der verwundeten Kameraden an; trotz eigener Ermattung stützen und tragen sie Unglückliche, und ruhen nicht, bis sie dieselben an einen sichern Ort gebracht haben. Unser Bild läßt uns einen Blick thun in solche Scenen des Leidens und Mitleidens, und es zeigt uns zugleich eine der Vorrichtungen, deren man sich zum Fortschaffen Verwundeter bedient. Es sind dies eine Art Stühle, welche von Pferden, Maulthieren u. s. w. getragen werden und auf die man die Verunglückten setzt und legt. Außerdem haben aber die Engländer namentlich dazu besondere gebaute leichte Krankenwagen, die in der Nähe der Schlachtfelder halten, und in die man die Verwundeten legt, um sie ohne viel Rütteln nach den Hospitälern u. s. w. zu befördern. Noch zahlreicher sind zweckmäßig eingerichtete Wagen mit gepolsterten Lehnen, auf denen man Verwundete fortträgt. Aber alle diese Mittel reichen noch nicht aus und wenn Wagen und Wege fehlen, werden Verwundete auf Gewehre, auf Stangen u. s. w. gesetzt und in dieser Weise von den Kameraden hinweggebracht.

Für die Russen, die auf den Schlachtfeldern bluten, ist noch weit weniger gesorgt. Was diese erleiden, ist gar unsäglich, wie ein Lied einigermaßen andeutet, das nach einer bekannten russischen Melodie gesungen wird und in dem es auch heißt:

„Müd' sind wir all' und satt des langen Lagerns,
Der bösen Fieber und der feuchten Nächte.
Die Meerburg sollen wir dem Kaiser schirmen.
Viel Frost ist dort und Hunger auch zu dulden,
Und Seuch' und Durst und manches andre Elend,
Und nackt sind wir und barfuß! . . . . .
Da liegen wir in unserm Blut gebadet,
Vom Meeresstrand bis hin gen Inkermann,
Ein Jeder statt verheißne Heiligthümer
Des Morgenreifes Schimmer in den Haaren,
Und an der Brust anstatt der goldnen Orden
Den rothen Stern von einer Todeswunde!" ꝛc.

Kulturgeschichtliche Bilder.

Von Prof. Biedermann.

VIII.

Schriftstellerverhältnisse im vorigen Jahrhundert. *

Wir führen den Leser heut in das geistige Leben einer frühern Zeit ein, oder vielmehr vor der Hand nur in dessen Vorhof, indem wir ihn mit den äußeren Verhältnissen dieser Vorbedingung geistiger Produktion, der Schriftstellerei, bekannt machen. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Honorarverhältnisse jener Zeit, also auf den Preis, den man damals für die geistige Arbeit des Schriftstellers zahlte. Im Ganzen finden wir dabei eine ähnliche Erscheinung, wie auch heut, große Schwankungen in den Verkaufspreisen dieser geistigen Waare, ziemlich niedrige neben überraschend hohen Honoraren; wir finden ferner, daß im Allgemeinen der Durchschnittssatz der Honorare in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein bedeutend höherer ist, als in der ersten, jedenfalls ein Zeichen gesteigerter Theilnahme des Publikums und dadurch vermehrten Absatzes der Schriftwerke. In seiner höchsten Potenz würde dieser Unterschied ausgedrückt sein, wenn wir den angeblichen Honorarsatz von vier guten Groschen für den Bogen, welchen Gellert für seine Fabeln bekommen haben soll, mit den tausend Thalern in Geld zusammenstellten, welche Goethe für sein Gedicht: „Herrmann und Dorothea" wirklich erhalten hat. Allein das Erstere ist wohl selbst eine Fabel, bedarf wenigstens, so viel uns bekannt, erst noch der Bestätigung.

Wir wollen jetzt aber eine Anzahl wirklich vorgekommener Honorarsätze, für deren Richtigkeit wir bürgen zu können glauben, behufs einer Vergleichung dem Leser vorführen.

Am Anfang des Jahrhunderts begegnen wir in dem Gottsched'schen Briefwechsel der Zuschrift eines Candidaten Steppe an Gottsched, worin ersterer diesen vielvermögenden Protektor junger literarischer Talente um seine Vermittlung zur Unterbringung eines Bandes Poesien, „Sonntagscantaten", ersucht, die später auch wirklich gedruckt worden sind. In Betreff seiner Honorarforderung schreibt er: „er fürchte nicht gewinnsüchtig zu erscheinen, wenn er für den Bogen einen Thaler fordere." Ebendort finden wir einen Brief des Professors Pietsch in Königsberg an Gottsched in einer ähnlichen Angelegenheit. Pietsch gehörte oder rechnete sich wenigstens schon zu den bedeutenderen Dichtern seiner Zeit; er fordert vier Thaler für den Bogen und setzt mit Selbstgefühl hinzu, „für weniger als drei Thaler schreibe er nicht." Dagegen erfahren wir aus der gleichen Quelle, daß der Satyriker Neukirch (allerdings noch eher ein wirklich dichterisches Talent, als Pietsch) nicht unter einem Louisd'or für den Bogen erhalten habe. Was Gottsched selbst bekommen haben mag, wissen wir nicht; es wird für jene Zeit gewiß nicht wenig gewesen sein, da Gottsched sich rasch einen bedeutenden Ruf zu machen verstanden hatte. Diesen wußte er auch noch auf andere Weise, als durch Verwerthung seiner Geistesprodukte an den Buchhändler, für sich nutzbar zu machen. Wir begegnen hier einem Verhältniß, welches nach unsern heutigen Begriffen an einem Manne von der Bedeutung und Stellung Gottsched's ganz sonderbar auffallen muß, damals aber sowohl von ihm selbst als von seinen Verehrern höchst unbefangen behandelt werden zu sein scheint. Gottsched's kritische Meisterschaft ward von den verschiedensten Seiten her in Anspruch genommen, besonders von jungen angehenden Schriftstellern, welche die Erstlingserzeugnisse ihrer Muse ihm einzusenden, sein Urtheil darüber, auch wohl Verbesserungen von seiner Hand sich zu erbitten, daneben seine Vermittlung für Veröffentlichung derselben anzugehen pflegten. Da war es denn nun, wie man aus mehreren Stellen des erwähnten Briefwechsels ersieht, eine hergebrachte und bekannte Sache, für derartige Bemühungen dem Professor Gottsched ein bestimmtes Honorar oder, wie es delikat ausgedrückt wird, eine „Erkenntlichkeit" entweder gleich mit dem Manuscript oder nach Erledigung des an ihn gerichteten Gesuches einzusenden. Vier Dukaten scheinen der gewöhnliche Preis für die Durchsicht und Druckbeförderung eines Bandes von Gedichten gewesen zu sein.

Wir haben bisher von Honoraren für schöngeistige Werke ge-

* S. Nr. 5 und 28 d., Nr. 32, 38, 42, 47, 52 d. vor. Jahrgangs.

Bedeutung, daß sie auch auf sich selbst, auf die Gesellschaft, auf die Kirche, auf die Kunst, auf die Wissenschaft, auf die Politik, auf die Religion, auf die Moral, auf die Philosophie, auf die Geschichte, auf die Natur

behülflich zu sein pflegten. Der Subscribent, welcher seinen Namen an der Spitze des betreffenden Literaturwerkes veröffentlicht sah, hatte das angenehme Gefühl, durch seinen Beitrag nicht blos ein Exemplar des Buches sich verschafft, sondern unmittelbar auch das Zustandekommen desselben befördert und dazu mitgewirkt zu haben, dem Schriftsteller die aufgewendete Mühe zu vergüten und gleichsam den Dank der Nation für seine auf ihre Veredelung gerichteten Bestrebungen abzutragen. Es entstand dadurch zwischen dem Käufer eines Buchs und dem Schriftsteller eine Art von persönlichem Verhältniß; jener interessirte sich schon im Voraus für ein Werk, dessen Erscheinen ihm speciell angekündigt, und für welches seine Betheiligung in Anspruch genommen war, und der Schriftsteller seinerseits, im Besitze eines Subscribentenverzeichnisses, welches durch die Zahl und die Bedeutung der Namen, die es enthielt, seinen Muth zur Herausgabe und seine Begeisterung in der Ausarbeitung der angekündigten Schrift erhöhte, hatte gewissermaßen das Publikum, zu dem er sprechen sollte, schon sich gegenüber und konnte sogar den Ton und die Haltung seiner Arbeit wenigstens theilweise danach einrichten.

Auch an Versuchen einer Vereinigung der Gelehrten oder Schriftsteller zum Selbstverlag ihrer Werke, um sich von den Buchhändlern unabhängig und ihre literarische Produktion für sich ergiebiger zu machen, hat es im vorigen Jahrhundert nicht gefehlt. Schon Leibnitz hatte ein solches Project entworfen, das aber, wie die meisten Projecte dieses genialen Mannes, unausgeführt blieb. Klopstock kam auf denselben Gedanken zurück in seiner „Gelehrtenrepublik." In Folge dieser Anregung entstand auch wirklich in Dessau eine sogenannte „Buchhandlung der Gelehrten," die aber ebenso wenig Erfolg und Bestand hatte, als ein in Augsburg unternommener Versuch gleicher Art. Die im Jahre 1781 entstandene „Union der XXII" (an welcher unter Andern der vielberufene Bahrdt Theil hatte), scheint ähnliche Zwecke verfolgt zu haben, aber wohl nicht ganz auf die lauterste Weise, wie man wenigstens aus den ablehnenden Antworten und den Bemerkungen darüber von Schlözer und andern namhaften Schriftstellern, die zum Beitritt aufgefordert worden waren, schließen kann.

Zum Schlusse mögen noch einige Notizen über die Zahl der Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands im vorigen Jahrhundert (so weit wir darüber Nachrichten haben), so wie über den damaligen Zustand des schriftstellerischen Gewerbes im Allgemeinen hier Platz finden. Die Angaben über die Zahl der deutschen Schriftsteller im vorigen Jahrhundert (d. h. in den 80er Jahren desselben) schwanken zwischen 4- bis 6000, wogegen man in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts, also um etwa 50 Jahre später, schon 18,000 zählte. Schriftstellerinnen gab es nach Knigge 40 bis 50 (gegen heut eine sehr bescheidene Zahl), darunter aber, wie er meint, kaum ein halb Dutzend, die als privilegirte Genies höherer Art wahren Beruf hätten, sich in das Fach der Wissenschaften zu werfen. Speciell in Oesterreich rief das bekannte milde Censuredict Joseph's II. alsbald fast ein halbes Tausend sogenannter „Büchelschreiber," d. h. Tagesschriftsteller der leichteren Sorte, hervor.

Im Allgemeinen war in jener Zeit das Schriftstellern noch nicht so, wie heute, ein besonderes Gewerbe, ein selbstständiger Lebensberuf. Selber die Herausgabe größerer periodischer Schriften war meist nur eine Nebenbeschäftigung angestellter Gelehrten oder Beamten. Ebenso, wie schon oben erwähnt, die Fertigung politischer Correspondenzen. Mehr scheint schon vom Anfange des Jahrhunderts an die Beschäftigung mit literarischer Kritik, das Correspondiren für gelehrte oder ästhetische Zeitschriften von jüngeren Leuten gewerbsmäßig und also wohl auch mit Rücksicht auf einen dadurch zu erzielenden Erwerb betrieben worden zu sein. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als die gelehrte und noch mehr die belletristische Produktion und Consumtion bereits eine bedeutende Höhe erreicht hatte, ward auch das Schriftstellern immer mehr ein wirkliches Gewerbe, auch in jenem, für die Literatur wenig günstigen Sinne, daß die Schriftsteller sich von den Buchhändlern zu mechanischem, fabrikmäßigem Arbeiten anstellen und bezahlen ließen. Leipzig hatte schon damals den zweideutigen Ruhm, der Mittelpunkt eines solchen fabrikmäßigen Literaturbetriebes zu sein. Es gab hier Buchhandlungen, die zehn bis zwölf Autoren an einem Tische für sich arbeiten ließen. Geschichten, Romane, Reisebeschreibungen, sogenannte „zuverlässige Nachrichten" und dergl., Alles ward dort fabrikmäßig und auf Bestellung gefertigt. Neun Zehntel der Verfasser von Romanen, Komödien, Gedichten ꝛc. wurden, wie ein Zeitgenosse versichert, in Leipzig gebildet und verwendet. Es gab da besondere „Entrepreneurs," welche die einzelnen literarischen Fabrikarbeiter den Buchhandlungen zuführten und das Geschäft vermittelten. Mit Vorreden, berühmten Namen auf dem Titel u. dgl. ward ein ähnlicher Mißbrauch getrieben, wie eben auch heutzutage noch oft geschieht.

In Leipzig bestanden schon um 1770—80 förmliche „Uebersetzungsmanufakturen," und die Hälfte der neuen Bücher, die dort erschienen, waren, nach unserm Gewährsmann, Uebersetzungen. Da nach der damaligen Organisation des Buchhandels alle Schriften, welche im Laufe eines Jahres auf den Büchermarkt kommen sollten, zur Osterbuchhändlermesse fertig sein mußten, so kann man sich denken, mit welcher fabrikmäßigen Hast während der letzten Monate vor diesem Termine in jenen Uebersetzungsmanufacturen gearbeitet ward. Neben den Uebersetzungen aus der fremdländischen Literatur mochten jene Fabriken auch vollauf Arbeit finden in der Nachahmung bedeutender oder doch Aufsehen erregender einheimischer Geistesprodukte. Denn, wie heutzutage z. B. Gotthelf's oder Auerbach's Dorfgeschichten, so riefen damals Produktionen, wie Goethe's Götz und Wirth, Miller's Siegwart und Aehnliches, Massen von Nachahmungen hervor, die glücklicherweise der Strom der Zeit verschlungen hat und nur hier und da einmal der Zufall oder der Eifer eines literarischen Curiositätenkrämers wieder an's Licht des Tages heraufauchen läßt.

Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.

Nr. 5. Ein Lager in den Felsengebirgen. Der alte Schwede.

Das Jahr 1844 steht bei den nordamerikanischen Biberjägern oder Trappers in einem ganz besondern Rufe durch die äußerst günstigen Erfolge der Jagdzüge. Das Glück hatte die kühnen Männer ganz besonders begünstigt, und sie thaten sich nach langen und harten Entbehrungen ganz besonders gütlich in dem Genuß der materiellen Güter, die ihnen in den Lagern geboten wurden, welche man auf den gewöhnlichen Sammelplätzen aufgeschlagen hatte.

An einem kleinen Flusse, Larami, hatten die Siouxindianer zugleich mit den Chaukattrussern, die in dem gedachten Jahre 1844 mit den Weißen auf einem sehr friedlichen Fuße lebten, ihre bewegliche kleine Stadt aufgeschlagen; das ganze Lager bestand aus mehr als 700 Hütten, und bot mitten in der Einsamkeit der Felsengebirge einen fast imposanten Anblick. Sämmtliche Hütten waren in gleichlaufenden Linien aufgestellt, und die Zelte der Häuptlinge waren leicht zu erkennen an den grotesk bemalten Wappenschilden, mit denen sie geschmückt waren. Ein Theil des Lagers war für die Handelsleute bestimmt, und hier gewann es den Anschein, als sollte ein sehr munteres Leben beginnen. Die Indianer sowohl als die Biberjäger hatten mächtige Haufen Pelzwerk und die Handelsagenten der verschiedenen Compagnien waren Tausende von Miles gereist, um auf dem Markte gegenwärtig zu sein und Alles aufzukaufen, dessen sie habhaft werden konnten. Die Trappers kamen einzeln oder in Trupps von 3 bis 10 Mann an, die meisten mit großen Packen von Bibersellen auf ihren Pferden oder Mauleseln. Einzelne gingen zu Fuß; sie waren trotz aller ihrer Wachsamkeit so unglücklich gewesen, sowohl ihre Thiere als ihr Pelzwerk im Kampf mit den Indianern zu verlieren, und waren nur froh, daß sie wenigstens ihre Kopfhaut gerettet hatten.

Auf dem Platze, wo der Handel vor sich gehen sollte, waren Tische und Zelte aufgestellt, und in der Mitte hatten Jäger von verschiedener Abkunft, deren Namen wohl bekannt und berühmt waren im „fernen Westen", mit ihren Packen und Thieren sich gelagert. Es waren, wie gesagt, aber nicht blos Trapper von Profession, die man dort sah; in diesem Lager fand man viele indianische sowohl als europäische Namen vertreten. Da waren Shawnees und Delawaren; canadische Bergjäger und echte Yankee-

Mitgliedschaft. Auch hat sie das Recht, Beiträge zu erheben, Statuten zu erlassen, Ehrenmitglieder zu ernennen und Vorstandsmitglieder zu wählen. Sie ist ferner befugt, Vereinsmitglieder auszuschließen, wenn sie gegen die Vereinsinteressen handeln. Die Mitgliedschaft ist nicht übertragbar und vererblich. Sie endet durch Austritt, Ausschluß oder Tod. Der Austritt kann jederzeit erfolgen, wenn nicht die Satzung eine Kündigungsfrist vorsieht. Der Ausschluß kann nur durch Beschluß der Mitgliederversammlung erfolgen. Der Vorstand ist das Vertretungsorgan des Vereins. Er besteht aus mindestens zwei Personen. Er vertritt den Verein gerichtlich und außergerichtlich. Er ist verpflichtet, die Beschlüsse der Mitgliederversammlung auszuführen. Er hat ferner die Pflicht, ein Vereinsregister zu führen und ein Vermögensverzeichnis anzulegen. Er muß die Mitgliederversammlung einberufen, wenn es im Interesse des Vereins erforderlich ist. Er muß sie einberufen, wenn ein Zehntel der Mitglieder es verlangt. Die Mitgliederversammlung ist das Willensorgan des Vereins. Sie beschließt über alle Angelegenheiten, die nicht dem Vorstand übertragen sind. Sie beschließt über Satzungsänderungen, Auflösung des Vereins, Ausschluß von Mitgliedern, Bestellung und Abberufung des Vorstands. Sie beschließt mit einfacher Mehrheit der erschienenen Mitglieder. Satzungsänderungen bedürfen einer Mehrheit von drei Vierteln der erschienenen Mitglieder. Jedes Mitglied hat eine Stimme. Stimmenthaltung gilt als Nein-Stimme. Über jede Versammlung ist eine Niederschrift zu fertigen. Sie ist vom Vorsitzenden und vom Schriftführer zu unterschreiben. Sie ist aufzubewahren. Jedes Mitglied hat das Recht, Einsicht in die Niederschrift zu nehmen. Der Verein kann durch Beschluß der Mitgliederversammlung aufgelöst werden. Er kann auch durch Zeitablauf oder durch Eröffnung des Insolvenzverfahrens aufgelöst werden. Nach der Auflösung ist das Vermögen zu liquidieren. Die Gläubiger sind zu befriedigen. Das Restvermögen fällt an den in der Satzung bestimmten Begünstigten. Ist kein Begünstigter bestimmt, fällt es an den Fiskus. Der Verein ist nach der Auflösung zu löschen. Die Löschung ist im Vereinsregister einzutragen. Die Bücher und Schriften sind aufzubewahren. Sie sind zehn Jahre lang aufzubewahren. Der Aufbewahrungsort ist bekanntzugeben. Jedes Mitglied hat das Recht, Einsicht in die Bücher und Schriften zu nehmen. Der Verein kann auch durch Verfügung der Verwaltungsbehörde aufgelöst werden. Dies ist möglich, wenn der Verein einen gesetzwidrigen Zweck verfolgt. Dies ist möglich, wenn der Verein gegen die Grundordnung verstößt. Dies ist möglich, wenn der Verein die öffentliche Sicherheit gefährdet. Gegen die Verfügung ist Klage zulässig. Die Klage ist binnen einer Frist von einem Monat zu erheben. Sie ist gegen die Verwaltungsbehörde zu richten. Sie ist vor dem Verwaltungsgericht zu erheben. Sie hat aufschiebende Wirkung. Der Verein ist bis zum Urteil nicht aufgelöst. Das Urteil ist endgültig. Es ist nicht anfechtbar. Es ist nicht revisionsfähig. Es ist nicht beschwerdefähig. Es ist nicht berufungsfähig. Es ist nicht wiederaufnahmefähig. Es ist nicht abänderbar. Es ist nicht aufhebbar. Es ist nicht widerrufbar. Es ist nicht zurücknehmbar. Es ist nicht verzichtbar. Es ist nicht übertragbar. Es ist nicht vererblich. Es ist nicht pfändbar. Es ist nicht verpfändbar. Es ist nicht aufrechenbar. Es ist nicht verrechenbar. Es ist nicht stundbar. Es ist nicht verjährbar. Es ist nicht ersitzbar. Es ist nicht erlassbar. Es ist nicht vergleichbar. Es ist nicht schiedsfähig. Es ist nicht mediationsfähig. Es ist nicht konkursfähig. Es ist nicht insolvenzfähig. Es ist nicht liquidationsfähig. Es ist nicht fusionsfähig. Es ist nicht spaltungsfähig. Es ist nicht umwandlungsfähig. Es ist nicht formwechselfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend verschmelzbar. Es ist nicht grenzüberschreitend spaltbar. Es ist nicht grenzüberschreitend formwechselbar. Es ist nicht grenzüberschreitend sitzverlegbar. Es ist nicht grenzüberschreitend umwandlungsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend fusionsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend liquidationsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend insolvenzfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend konkursfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend mediationsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend schiedsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vergleichbar. Es ist nicht grenzüberschreitend erlassbar. Es ist nicht grenzüberschreitend ersitzbar. Es ist nicht grenzüberschreitend verjährbar. Es ist nicht grenzüberschreitend stundbar. Es ist nicht grenzüberschreitend verrechenbar. Es ist nicht grenzüberschreitend aufrechenbar. Es ist nicht grenzüberschreitend unpfändbar. Es ist nicht grenzüberschreitend verpfändbar. Es ist nicht grenzüberschreitend vererblich. Es ist nicht grenzüberschreitend übertragbar. Es ist nicht grenzüberschreitend verzichtbar. Es ist nicht grenzüberschreitend zurücknehmbar. Es ist nicht grenzüberschreitend widerrufbar. Es ist nicht grenzüberschreitend aufhebbar. Es ist nicht grenzüberschreitend abänderbar. Es ist nicht grenzüberschreitend wiederaufnahmefähig. Es ist nicht grenzüberschreitend berufungsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend beschwerdefähig. Es ist nicht grenzüberschreitend revisionsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend anfechtbar. Es ist nicht grenzüberschreitend endgültig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckbar. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehbar. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzbar. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagbar. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskräftig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtshängigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend rechtskraftfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollstreckungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend vollziehungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend durchsetzungsfähigkeitsfähig. Es ist nicht grenzüberschreitend einklagungsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeitsfähigkeits

Bedeutung in dem Falle, wenn Gefahr im Verzuge ist, oder wenn es sich um Verhaftung eines Verbrechers handelt, auf frischer That oder auf Verfolgung betroffen. Dann ist jeder Bürger berechtigt, ja verpflichtet, den Verbrecher festzunehmen und vorläufig in Haft zu halten. Ebenso ist jeder Bürger verpflichtet, Hilfe zu leisten, wenn ein Beamter Gewalt anwendet, um einen Widerspenstigen zu verhaften. Wenn ein Beamter Gewalt anwendet, ohne dazu berechtigt zu sein, so ist jeder Bürger berechtigt, sich zu widersetzen.

Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Schaden zuzufügen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar.

Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Schaden zuzufügen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar.

Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Schaden zuzufügen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar.

Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Schaden zuzufügen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar.

Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Schaden zuzufügen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar. Wenn ein Beamter seine Amtsgewalt missbraucht, um sich oder einem Andern einen Vortheil zu verschaffen, so ist er strafbar.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Ernst Keil.

Erscheint in jeder Woche. Preis des vierteljährlichen Abonnements 15 Ngr. in sämtlichen Buchhandlungen und Postämtern.

Der grüne Heinrich.

Von Gottfried Keller.

Es war ein Mann, der hatte einen Sohn, der hieß Heinrich Lee. Er war ein Maler und ging in die Welt hinaus, um sich in der Kunst zu vervollkommnen. Er hatte aber nicht viel Geld, sondern nur so viel, als sein Vater ihm mitgab, und das war nicht viel. Da er nun in der Fremde lebte, so kam er in Noth und Elend, und als er endlich wieder heimkehrte, war sein Vater todt und sein Erbtheil verloren. Er hatte aber in der Fremde eine Jugendgeliebte gefunden, die ihm treu geblieben war, und diese nahm er zum Weibe, und sie lebten miteinander in Armuth und Liebe.

Das ist der Inhalt des Buches, das ich hiermit meinen Lesern vorlege, und ich bin überzeugt, daß sie mir dafür danken werden, denn es ist ein Buch, wie es nur wenige gibt, ein Buch, das Jeden, der es liest, mit Liebe und Theilnahme für seine Personen erfüllt, ein Buch, das Jeden, der es liest, mit Lust und Freude erfüllt, ein Buch, das Jeden, der es liest, mit Ehrfurcht vor dem Genius seines Verfassers erfüllt.

Gottfried Keller ist ein Schweizer, und seine Heimath ist Zürich. Er ist ein Dichter, wie es nur wenige gibt, ein Dichter, der Jeden, der seine Werke liest, mit Liebe und Theilnahme für seine Personen erfüllt, ein Dichter, der Jeden, der seine Werke liest, mit Lust und Freude erfüllt, ein Dichter, der Jeden, der seine Werke liest, mit Ehrfurcht vor dem Genius seines Verfassers erfüllt.

Er ist ein Dichter, wie es nur wenige gibt, ein Dichter, der Jeden, der seine Werke liest, mit Liebe und Theilnahme für seine Personen erfüllt, ein Dichter, der Jeden, der seine Werke liest, mit Lust und Freude erfüllt, ein Dichter, der Jeden, der seine Werke liest, mit Ehrfurcht vor dem Genius seines Verfassers erfüllt.

Das hatte denn etwas Anderes zur Folge, wozu freilich zugleich etwas Anderes beitrug.

Während seines Commandos zum Lehrbataillon hatte er auch etwas Anderes als den militairischen Geist und Pli kennen gelernt, nämlich die Liebe zu einer schönen jungen Dame. Diese junge Dame war von eben so gutem und altem Adel als er; sie war auch nicht minder geistig befähigt und nicht minder liebenswürdig als er. Sie war aber auch nicht minder arm. Ihr Vater war ein verdienter höherer Offizier — Oberst — gewesen, der aber, bei dem häufigen Garnisonwechsel, dem gerade die verdienten Offiziere ausgesetzt zu sein pflegen, freilich auch bei einzelnen Liebhabereien, die die verdienten Offiziere zu haben pflegen, gute Tafel u. s. w., nicht im Stande gewesen war, sich ein Vermögen zu erwerben. Bei seinem Tode hatte er seiner einzigen Tochter, deren Mutter schon früher verstorben war, nichts hinterlassen, als das Andenken eines braven Offiziers und — Schulden. Einer seiner Kameraden, General in der Residenz, hatte die Verlassene zu sich genommen. Sie lebte in seiner Familie in Berlin. Die Familie bestand aber aus sehr hochmüthigen und zugleich sehr gefallsüchtigen Töchtern, unter denen die Verlassene die Rolle des armen Aschenbrödels spielte.

In dieser hatte der Lieutenant von Marenstern sie kennen, und sein braves Herz sie lieben gelernt. Er hatte ihre Gegenliebe gefunden.

Allein Beide waren, wie gesagt, arm. Und ein armer Lieutenant und ein armes Fräulein können einander nicht heirathen. Wenn es nur auf sie Beide allein ankäme, freilich wohl. So dachten und sprachen auch der Lieutenant von Marenstern und seine Verlobte. Er hatte eine jährliche „Gage" von dreihundert und funfzig Thalern, und sie konnte die feinsten und elegantesten weiblichen Arbeiten machen. Dabei ist die Liebe, besonders die armer Verlobter, äußerst genügsam, und Beide meinten, daß sie reich genug seien, um, gleichviel ob in der kleinsten Garnison, oder gar in Berlin selbst, leben, sogar anständig leben zu können.

Indeß ein eisernes Gesetz stand ihnen entgegen. In Preußen darf kein Subalternoffizier heirathen, ohne daß er oder seine Braut ein disponibles Vermögen von zwölftausend Thalern, oder eine feste und sichere Rente von sechshundert Thalern besitzt. Dieses Gesetz wird zwar, wie jedes Gesetz, mehr umgangen als befolgt. Man weiset Scheinkontrakte vor, in welchen Vermögen oder Rente auf dem Papiere als vorhanden und gesichert dastehen. Man leihet sogar von einem guten Freunde auf eine halbe oder ganze Stunde die baare Summe von zwölftausend Thalern. Jetzt damit zu dem Auditeur, oder in dessen Ermangelung zu dem nächsten Civilrichter, zählt die Summe auf und läßt sich darüber, und daß man also in dem Besitze von baaren zwölftausend Thalern ist, ein gerichtliches Dokument ausstellen, nach dessen Ausfertigung das Geld zu dem guten Freunde zurückgetragen wird.

Der Lieutenant von Marenstern und seine Verlobte waren zu redliche und brave Herzen, als daß sie von solchen Mitteln hätten Gebrauch machen können. Sie vertrösteten sich daher auf die Zukunft, und zwar auf eine „Compagnie," denn dem Inhaber einer Compagnie steht jenes Verbot nicht mehr entgegen. Allerdings war der Herr von Marenstern erst Secondelieutenant, und er hatte noch fünf andere Secondelieutenants und, mit den aggregirten, noch achtzehn Premierlieutenants vor sich, also im Ganzen dreiundzwanzig „Vordermänner" im Regimente, die sämmtlich erst Kapitains werden und eine Compagnie bekommen mußten, bevor die Reihe an ihn kam, und der Compagnien waren nur zwölf im Regimente. Unter den ältern Premierlieutenants waren auch einige, die schon so lange auf eine Compagnie gewartet hatten, daß sie darüber vierzig Jahre und mehr alt geworden waren, und auch in andern Regimentern hatte man ähnliche Beispiele eines nicht minder langen Wartens. Aber wann hätten Liebende überhaupt wohl die Hoffnung, und ein liebender Lieutenant und seine Braut insbesondere wohl die Hoffnung auf eine Compagnie aufgegeben?

Diese Hoffnung verloren sie auch nicht, obgleich manches Jahr hindurch in dem Regimente kein Kapitain und kein Premierlieutenant abgehen wollte, und von den vorstehenden Secondelieutenants nur ein einziger an der Auszehrung gestorben, mithin der Herr von Marenstern noch immer erst der zweiundzwanzigste in der Reihe für eine der zwölf Compagnien war. Ihre Hoffnung wurde nur sehnsüchtiger, denn zu den hochmüthigen und gefallsüchtigen Töchtern des Generals hatte sich noch immer kein Freier, nicht einmal ein armer Lieutenant, finden wollen, und die Aschenbrödelrolle der nun auch zugleich beneideten Verlassenen, die das Gnadenbrot im Hause aß, wurde begreiflich immer eine traurigere, was begreiflich dem Bräutigam immer mehr zu Herzen ging.

Die wachsende Sehnsucht erzeugte aber zugleich eine vermehrte Anstrengung zur Erreichung des Ziels. Man wird fragen: Was kann, gegenüber dem mit eiserner Strenge festgehaltenen Grundsatze des Avancements im Regimente nur nach der Anciennetät, ein armer Lieutenant zur Beförderung seines Avancements thun? Wie sollte sogar ein armes, Gnadenbrot essendes Fräulein etwas dazu beitragen können? Indessen die Liebe vermag auch bei einem armen Lieutenant und einem armen Fräulein, wenn gleich nicht Alles, doch viel. Der Herr von Marenstern wußte bei seinen Vorgesetzten in der Garnison und im Generalcommando der Provinz seine militärischen Vorzüge geltend, und das Fräulein wußte darauf bei ihren Gönnern, den Freunden ihres verstorbenen Vaters in der Residenz, aufmerksam zu machen. So wurde der Herr von Marenstern eines schönen Tages plötzlich in die Adjutantur nach Berlin versetzt, und seine Carriere war dadurch gemacht. Wenn man ihm weiter wohl wollte, so konnte man nun ihn bald aus seinem Regimente ganz herausnehmen und einem Regimente „aggregiren," in welchem er der Anciennetät nach der älteste Secondelieutenant war. Er war dann in kurzer Frist zum Premierlieutenant zu befördern. War er dies einmal, so konnte er, ohne irgend einem bestimmten Regimente anzugehören, zum Kapitain à la Suite ernannt werden. Und dann stand der Verbindung der Liebenden nichts mehr im Wege. Dies war, möglicher Weise, in zwei Jahren zu erreichen.

Wie kein Unglück allein kommt, so kommt auch wohl manchmal im Gefolge eines ersten glücklichen Umstandes ein zweiter.

Die Ernennung des Herrn von Marenstern zum Adjutanten in der Residenz war da. Die Verlobten hatten ihre Freude darüber in ihren Briefen schon gegenseitig ausgetauscht. Sie mußten zwar noch mindestens zwei Jahre warten, und zwei Jahre pflegen unter gewöhnlichen Umständen für Liebende eine sogenannte (Liebes-) Ewigkeit auszumachen. Für ein paar arme Verlobte aber, die bis daher noch fast gar keinen Maßstab für die Berechnung des Zeitpunktes ihrer Verbindung gehabt hatten, waren sie, wenigstens vor der Hand, nur eine Spanne Zeit.

Der neue Adjutant traf bereits seine Anstalten zur Abreise nach der Residenz. Auf einmal kam ihm ein unerwartetes Glück, das selbst jenen Aufschub von zwei Jahren beseitigen und eine sofortige Verbindung der Verlobten ermöglichen sollte.

Die Garnison des Herrn von Marenstern befand sich in einer der Provinzen, die im Jahre 1815 mit der Krone Preußen vereinigt oder wiedervereinigt waren. In einem großen Theile dieser Provinzen blühten schon damals, wie noch jetzt, Handel und Fabriken in großartiger Weise. In fast allen war, und ist theilweise noch jetzt, ein gespanntes Verhältniß zwischen den Bewohnern und den in die Provinz versetzten Beamten und Offizieren aus den sogenannten alten Provinzen des preußischen Staats. Es trug Manches hierzu bei, politische wie religiöse Antipathien, besonders auch ein gewisser verletzender Uebermuth, der auf beiden Seiten war. Die Beamten und Offiziere aus den alten preußischen Provinzen brachten einen spezifisch preußischen Eigendünkel mit, dem nichts recht und nichts gut war, weder Land noch Leute, noch Sitten noch Leben. Die Bewohner der Provinz setzten dann um so mehr einen Uebermuth der Wohlhabenheit und des Reichthums entgegen, als jene Beamten und Offiziere eben meist dem armen Adel und Beamtenstande der alten Provinzen angehörten. Besonders war das der Fall von Seite der reichen Kaufleute und Fabrikanten, die in einer Woche mehr verdienten, als die Jahreseinnahme selbst eines höher stehenden Beamten, geschweige eines armen Lieutenants betrug. „Wie viel Gehalt bekommt denn so ein Regierungs- oder Oberlandesgerichtsrath?" — „So und so viel jährlich!" — „So viel kosten mich jährlich meine Kleider, und die meiner Frau kosten das Doppelte."

In einer der reichsten Städte jener Provinzen befand sich die Garnison des Herrn von Marenstern. Mit einem der reichsten Kaufleute dort war er in nähere Verbindung gekommen. Der Kaufmann war ein junger Mann in dem Alter des Offiziers. Er hatte früher studirt, das heißt, mehrere Jahre auf mehreren deutschen Universitäten zugebracht, wo er nach seiner Neigung Vorlesungen gehört und nicht gehört hatte. Während derselben Zeit hatte er, auf einer preußischen Universität, zugleich sein sogenann-

tes freiwilliges Militärdienstjahr abgemacht, wie in dem Militärstaate Preußen jeder gebildete und wohlgebildete junge Mensch es zu thun pflegt, und er hatte in diesem Jahre für sein gutes Geld von dem Feldwebel der Compagnie sich maltraitiren lassen, dagegen, gleichfalls für sein gutes Geld, die Offiziere der Compagnie, die gern Austern aßen und Champagner tranken, seinerseits maltraitirt. Er war dann mehrere Jahre auf Reisen gegangen, in fast alle Länder Europa's, und in einem großen Theil der Länder Amerika's und einem kleineren von Asien und Afrika, theils zu seinem Vergnügen, theils zugleich um als künftiger Chef seines Hauses dessen schon bestehende Handelsverbindungen näher kennen zu lernen und neue zu gründen. So war er in seine Heimath zurückgekehrt, wo er bald nachher, nach dem Tode seines kränklichen Vaters, die Geschäfte des großen Hauses übernommen hatte und zugleich ein großes Haus machte.

Gegen die Offiziere der Garnison seiner Heimath brachte er dieselben Gesinnungen mit, welche er als „einjähriger Freiwilliger" gegen die Offiziere seiner Compagnie gehegt hatte. Daher war er wählerisch geworden, und er ließ sich deshalb nicht mit allen, sondern nur mit einem einzigen ein. Die gewöhnliche Menge schien ihm nicht mehr der Mühe zu lohnen. Der Herr von Marenstern war ihm als der tüchtigste, gebildetste Offizier der Garnison geschildert worden. Diesen suchte er sich aus, um sagen zu können, wenn das grüne Holz dieses Baumes so schlecht ist, was kann dann an dem dürren sein? Allein er überzeugte sich bald, daß das grüne Holz nicht schlecht, sondern in der That ein tüchtiges, und gar ein prächtiges Holz war. Er und der Herr von Marenstern wurden Freunde.

Unterdeß hatte er sich verliebt und verlobt. Seine Verlobte gehörte gleichfalls einer der reicheren Familien der Stadt an.

Der reiche junge Mann war glücklich. Er hatte viele Ansprüche auf noch mehr Glück. Seine Ansprüche sollten nicht befriedigt werden. Auf seinen Reisen, in Paris, in London, in Madras und anderswo, hatte er nicht immer gelebt, wie er hätte leben sollen. Einige Jahre nach seiner Rückkehr kündigten mehrmals wiederkehrende Brustschmerzen ein Brustleiden an, das sich bald durch häufigeres Blutauswerfen deutlicher anzeigte. Die Aerzte verordneten einen einjährigen Aufenthalt im Süden. Er ging nach Madeira.

Seine Verlobte wollte ihn begleiten; die Aerzte verboten es. Beide waren außer sich über die Trennung, besonders die Braut. Sie, sonst die fröhlichste und lebenslustigste junge Dame der Stadt, wurde seit dem Augenblicke der Trennung nirgends mehr gesehen. Sie lebte nur der Correspondenz mit dem Bräutigam, dem sie dicke Tagebücher schrieb. Das dauerte ein volles Vierteljahr. In den letzten Tagen dieses Vierteljahrs war ein Offizier in die Garnison versetzt worden, der mehr Glück in seinem Avancement hatte als der Herr von Marenstern. Er war noch jung und doch schon Kapitain. Freilich hatte er auch manche Vorzüge. Er gehörte, wenn gleich zu dem armen, doch zu dem vornehmsten preußischen Offiziersadel. Er war ein hübscher und gewandter Mensch. Er war immer pünktlich im Dienst, und einschmeichelnd gehorsam gegen seine Vorgesetzten. Endlich war er ein Liebling der Damen. Er kam von Danzig und brachte von einem dortigen angesehenen Kaufmannshause ein Empfehlungsschreiben mit an das älterliche Haus der Verlobten des in Madeira befindlichen kranken jungen Kaufmanns. Die schöne und augenscheinlich auch die reiche Braut gefiel dem Offizier von dem vornehmen, aber armen Adel. Er machte ihr den Hof.

Schon nach etwa sechs Wochen bekam der fremde Kaufmann auf der fernen Gesundheitsinsel zwar noch eben so dicke Tagebücher; es wurde auch noch vollkommen eben so viel von Liebe darin geschrieben als vorher. Aber nur fast zuviel von Liebe und in zu überschwenglichen Ausdrücken. Nach den zweiten sechs Wochen wurden die Liebesworte noch feuriger, aber die Tagebücher dünner.

Da trat eines Morgens der Lieutenant von Marenstern in das Zimmer des Kapitains, der übrigens nicht *sein* Kapitain war, sondern einem anderen Regimente der Garnison angehörte.

„Herr Hauptmann, ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben, daß ich der Freund des Herrn Hart bin?"

Der kranke Kaufmann auf Madeira hieß Hart.

Der Hauptmann erblaßte leicht bei der Frage, und antwortete verbindlich:

„Gewiß habe ich davon gehört, daß zwei so tüchtige und liebenswürdige Männer Freunde sind."

„Alsdann," fuhr der Lieutenant ernst fort, „werden Sie mir ein Recht zu der Bitte einräumen, daß Sie von heute an das Haus der Braut meines Freundes nicht mehr besuchen."

„Mein Herr!"

„Werden Sie das Haus meiden?"

„Mein Sekundant wird Ihnen die Antwort bringen."

„Ich erwarte sie."

Am andern Morgen schossen sich die beiden Offiziere.

Der Lieutenant verwundete den Hauptmann in der Schulter.

Die Folge war, daß der Herr Hart in den nächsten sechs Wochen von seiner Braut Briefe und Tagebücher gar nicht mehr erhielt.

Dagegen hatte eine dienstfertige Tante des Kranken sich verpflichtet erachtet, ihm ausführlich zu melden, wie um seinetwillen ein Duell entstanden, — wie dieses abgelaufen, und wie seitdem seine Braut noch weit untröstlicher sei, als zu der Zeit des Abschiedes von ihm, dem Herrn Vetter, ob aber noch immer über diese Trennung oder über etwas Anderes, das könne man nicht genau bestimmen; nur versichere die böse Welt, daß die Fräulein Braut dem verwundeten Hauptmann ein paar Mal des Abends einen Besuch abgestattet habe; freilich sei die Kammerjungfer dabei gewesen, und das Fräulein möge wohl nur homöopathische Reue haben üben wollen.

Sechs Wochen darauf kam die Leiche des Herrn Hart in seiner Vaterstadt an. Das Brustübel des jungen Mannes hatte sich verschlimmert. Mit ihm die Sehnsucht nach der Heimath. Die madeiraischen Aerzte hatten den Unrettbaren ziehen lassen. Er selbst mußte fast mehr als Ahnung davon gehabt haben, daß er die Heimath nicht wiedersehen werde. Denn er hatte auf Madeira nicht nur sein Testament errichtet, sondern auch mit dem Kapitain des Schiffes, auf dem er nach Europa zurückkehrte, oder vielmehr zurückzukehren gedachte, einen bündigen Vertrag abgeschlossen, durch den er für schweres Geld sich die Begünstigung erkaufte, daß, im Fall seines Absterbens auf der Ueberfahrt sein Leichnam nicht in die See zu werfen, sondern nach der Heimath zu bringen sei.

Er starb auf der Ueberfahrt und sein Leichnam wurde nach der Heimath gebracht.

Wieder mochten seitdem sechs Wochen verflossen sein, als eines Morgens in dem Zimmer des Lieutenants von Marenstern der Disponent des Handlungshauses Hart erschien.

„Ich habe ein kleines Geldgeschäft mit Ihnen zu arrangiren, Herr Lieutenant," sagte der Kaufmann.

Diesmal erbleichte der Herr von Marenstern leicht. Er konnte sich in keiner Weise darauf besinnen, welches Geldgeschäft das Handlungshaus Hart mit ihm zu arrangiren haben möge.

„Mit mir, mein Herr?"

Der Disponent legte ein kleines Päckchen und ein kleines Papier auf den Tisch.

Das kleine Päckchen war eingesiegelt mit dem Siegel der Regierungshauptkasse und trug die Aufschrift: „Zwölftausend Thaler in Cassenanweisungen zu 500 Thalern," mit der garantirenden Unterschrift des Cassenbeamten.

Auf das kleine Papier zeigte der Kaufmann, indem er sagte: „Darf ich bitten, diese Quittung über zwölftausend Thaler blos durch Ihre Namensunterschrift vollziehen zu wollen?"

„Aber, mein Herr, ich begreife nicht —"

„Der selige Herr Hart hat Ihnen in seinem Testamente die zwölftausend Thaler vermacht."

„Nimmermehr! — Das kann nicht richtig sein."

„Der Todte hat immer Recht."

Der Lieutenant mußte das Geld behalten und die Quittung unterschreiben.

Der Todte hat indeß nicht immer Recht. Nach weiteren sechs oder vielleicht zwölf Wochen war die ehemalige Verlobte des Herrn Hart die Braut des Kapitains. Das war jedoch später als die nachfolgenden Ereignisse dieser Criminalgeschichte, die mit *solchen* Nichtswürdigkeiten nichts mehr gemein hat, sich zutrugen.

Auch das Glück kommt nicht immer allein, sagten wir oben. Der Herr von Marenstern hatte die zwölftausend Thaler an dem Tage nachher erhalten, an welchem die Nachricht von seiner Versetzung in die Residenz eingetroffen war. Den zweiten Tag darauf reis'te er nach Berlin ab.

Seiner Braut hatte er nur das Glück seiner Versetzung und seiner Ankunft gemeldet. Das weit größere Glück des Besitzes jener Summe, die auch die zwei Jahre des fernern Wartens beseitigen sollte, zwei Jahre, die ihm jetzt auf einmal wie eine Ewigkeit vorkamen, dieses Glück wollte er ihr mündlich mittheilen. Das Glück der Geliebten beim Empfange der Nachricht sollte sein Glück verdoppeln, und so sein Glück wieder das ihrige.

Es war gegen Ende des Monats September, als er eines Abends um sechs Uhr mit der Post in Berlin eintraf. Auf dem Posthofe wartete seiner ein Freund und Kamerad, dem er Tag und Stunde seiner Ankunft geschrieben, und der ihm auch schon ein Quartier, und um nach diesem zu fahren, in der spandauer Straße eine Droschke bestellt hatte.

In der damaligen Zeit pflegten die berliner Droschken noch ziemlich langsam zu fahren. Ein flinker Eckensteher war eben so geschwind wie sie. Freilich gab es der flinken Eckensteher nur wenige. Jetzt sind sie ganz ausgestorben; nur ihr Witz lebt noch fort, verschlechtert durch die berliner Mitarbeiter in den leipziger Grenzboten.

Es war schon dunkel und die Straßenlaternen waren schon angezündet, als die langsame Droschke vor dem neuen Quartier des Lieutenants ankam.

Das Quartier war in dem Hause Markgrafenstraße Nummer 92, nicht weit von der Lindenstraße. Es lag dort Parterre, gleich rechts vom Eingange in das Haus. Das Parterre war indeß hoch; man mußte zur Eingangsthür des Hauses eine Treppe von fünf bis sechs steinernen Stufen ersteigen. Das Quartier bestand aus einer Wohnstube mit dahinter befindlichem Alkoven zum Schlafen. Die Wohnstube hatte zwei Fenster, die auf die Markgrafenstraße gingen. Das Möblement war einfach. Ein Sopha, sechs Stühle, ein runder Tisch vor dem Sopha, ein kleiner Tisch unter dem Spiegel, ein Schreibsekretär, ein Kleiderschrank; im Alkoven ein Bett.

Jeder Offizier hat zu seiner Bedienung einen „Burschen," ein Soldat, der ihm von dem Truppentheile, welchem er angehört, gestellt wird. Der Bursche des Lieutenants von Marenstern, von dem Kameraden des Letzteren schon bestellt, wartete des neuen Herrn in dem Quartier. Er trug die Sachen des Lieutenants hinein, die jedoch ein gewöhnlicher Reisekoffer hätte fassen können; der große Federhut und der Czako hatten allerdings jeder seine besondere lederne Kapsel.

Der Lieutenant von Marenstern war ein sehr ordentlicher Mann. Wie sehr es ihn trieb, sofort die Geliebte zu begrüßen, so mußte er doch vorher seine Sachen in dem neuen Quartier in Ordnung bringen. Der Koffer wurde geöffnet; die sämmtlichen, darin befindlichen Uniformstücke wurden in den Kleiderschrank gehängt; die Wäsche wurde in die unteren Schubladen des Schreibsecretärs gelegt; andere Kleinigkeiten wurden besorgt. Als Alles fertig war, wurde der Bursche verabschiedet, um am folgenden Morgen um sieben Uhr zurückzukommen. Dann schickten auch die beiden Offiziere sich zum Fortgehen an.

Vorher jedoch zog der Lieutenant von Marenstern aus der Brusttasche seiner Uniform ein kleines, sorgfältig in Papier eingewickeltes und mit Bindfaden umwundenes Päckchen hervor. Er trat damit an den noch geöffneten Schreibsecretär; er schien es in diesen hinein legen zu wollen. Bevor er dies ausführte, prüfte er sorgfältig, ob der Secretär auch sicher zu verschließen sei. Seine Untersuchung befriedigte ihn. Nicht nur hatte die Klappe des Secretärs einen dem Anscheine nach festen Verschluß; auch inwendig, in der Mitte zwischen den beiden Reihen der kleineren oberen Schubladen war ein kleiner Behälter mit einem wohlverschließbaren Thürchen versehen. In diesen Behälter legte der Lieutenant das Päckchen; er schob es vorsichtig hinten in eine Ecke. Dann verschloß er mit nicht minderer Vorsicht zuerst das kleine Thürchen und dann darauf die Klappe des Secretärs.

Während dessen hatte er sich mit einer Sorgsamkeit, die man beinahe Aengstlichkeit nennen konnte, überall in der Stube umhergesehen. Die Stube hatte nur eine Thür, die auf den Flur des Hauses führende Eingangsthür; auch in dem Alkoven, der von ihm nur durch einen Vorhang getrennt war, befand sich weiter keine Thür. In so weit schien der Lieutenant unbesorgt zu sein. Besorgt schienen ihn aber die Fenster zu machen. Sie standen offen; schon der Bursche hatte sie vorher geöffnet, um, zumal da es am Tage heiß gewesen, die frische Abendkühle hineinzulassen. Der Offizier blickte durch die Oeffnung unten auf die Straße. Die Brüstung der Fenster war mindestens neun bis zehn Fuß hoch über dieser. Das beruhigte den Lieutenant. Noch mehr verschwand seine Besorgniß, als er sich überzeugte, daß die Fenster von innen mit sehr starken Laden zu verschließen seien. Er verschloß sie damit.

Dem Kameraden war die ungewöhnliche Vorsicht nicht entgangen.

„Man sollte glauben, Du schließest da einen Schatz ein," scherzte er.

„So ist es in der That," antwortete der Herr von Marenstern völlig ernst.

Der Andere wurde neugierig.

„Nun?" fragte er.

„Mein Heirathsgut, baare zwölftausend Thaler."

Der Kamerad fuhr beinahe zurück.

„Kerl, bist Du verrückt geworden?"

„Ich versichere Dich."

„Auf Ehre?"

„Auf Ehre!"

„Aber wie? Erkläre mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur."

„Unterwegs."

„Aber, alle Teufel, auf Ehre, Kamerad —"

„Was ist's?"

„Du lässest das Geld hier so liegen — die berliner Diebe."

„Es mit mir herumzutragen, wäre noch unsicherer."

„Warum übergiebst Du es nicht Deiner Braut?"

„Ich muß mich morgen beim Obersten melden. Ich bitte dann gleich um den Heirathsconsens und zeige pflichtmäßig mein Geld vor."

„Am Ende ist es auch hier sicher. Die berliner Diebe sind zwar verdammt frech. Aber seitdem der Polizeirath Duncker da ist, haben sie doch große Scheu bekommen; er hat auch ihre Reihen sehr gelichtet. Auf Ehre, der Duncker, das ist ein Kerl!"

„Ich habe von ihm in der Provinz gehört. Das Gerücht übertreibt also nicht?"

„Ein Teufelskerl, auf Ehre. Alles kriegt er heraus. Es ist nicht zu begreifen, wie er es anfängt. Die Diebe fürchten ihn wie den Teufel. Die Residenz athmet ordentlich auf, seitdem die Criminalpolizei in seinen Händen ist."

Die beiden Kameraden gingen. Das Licht wurde ausgelöscht, nach den Fensterläden noch einmal gesehen, die Stubenthür wohl verschlossen. Den Schlüssel steckte der Lieutenant von Marenstern zu sich.

Der Lieutenant ging zu der Braut, die unter den Linden wohnte, ihr sein und ihr Glück zu verkünden. War die Arme bei den noch immer freierlosen Töchtern des Obersten früher im Fegefeuer gewesen, so war sie dort, seit der Versetzung ihres Bräutigams in die Adjutantur, in der Hölle. Aus dieser sollte sie jetzt befreit werden.

Sollte sie?

(Fortsetzung folgt.)

Kurden- und Kosaken-Bilder.

I. Kurden.

Wo jenseits der Taurus- und Ararat-Gebirge in Kleinasien sich die zweifelhaften Grenzen zwischen der Türkei, Persien und dem neuen transkaukasischen Rußland und die alten kulturberühmten Flüsse Euphrat und Tigris winden, zwischen wilden Bergen, Seen, Flüssen, Wäldern, Hügeln, Thälern, Ebenen und Steppen und über Ruinen alter, mächtiger Staaten und Hauptstädte, die so merkwürdig klangen, als wir in der Dorfschule im alten Testamente lesen lernen sollten, in diesen weiten, fernen, ausgedehnten, unbekannten

Wallace, a Scot, who died in 1805 without issue. Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, was the eldest surviving male descendant of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1719, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1673, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1637, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1601, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1565, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1529, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1493, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1457, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1421, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1385, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1349, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1313, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1277, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1241, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1205, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1169, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1133, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1097, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1061, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1025, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 989, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 953, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 917, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 881, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 845, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 809, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 773, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 737, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 701, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 665, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 629, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 593, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 557, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 521, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 485, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 449, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 413, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 377, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 341, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 305, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 269, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 233, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 197, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 161, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 125, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 89, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 53, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 17, and was the heir male of the body of Sir Thomas Wallace, Bt., of Craigie, who died in 1

weder sich selbst noch etwas von sich nehmen ließen, sondern bisher immer fortfuhren, auf eigene Rechnung überall, wo sie etwas fanden, Execution zu vollstrecken. Sie hielten es für ein besonderes Verdienst und ihre eigentliche ritterliche Lebensaufgabe, Russen, Türken und Perser, die sich als Mitbrüder oder gar Obrigkeit mausig machen wollen, nach allen Richtungen zu ennuyiren, ihnen das Leben schwer und die Tasche, wenn sie etwas darin hatten, leicht zu machen. Sie stehen außer und über jedem Gesetze, das sie sich nicht selbst gegeben, und sind wahrhafte Freihändler, Manchesterschule, Richard Cobden ohne Phrase und Baumwolle. Sie reisen stets ohne Paßkarte und sind immer so lange obdachlos, bis sie sich irgendwo eine Schlafstelle zurechtmachen. Außer dem Gewerbe des Steuereinnehmens und Executionsvollstreckens an Jedem, der in ihr zeitweiliges Steuerviertel kommt, treiben sie gar keine Industrie. Die Pascha's von Erzerum und Bagazeth, ihre eigentlichen Provinzial-Präsidenten, haben das Recht, jeden Raub und jede unbefugte Execution zu bestrafen, aber wenn Schuldige vorgeladen werden, kommen sie nicht, und wenn die Strafe an ihnen vollstreckt werden soll, sind sie immer nicht da. Außerdem sind sie so tapfer, schnell und elastisch geschickt, daß kein türkischer, persischer oder russischer Staatsbeamter, der immer eine gewisse Würde behaupten muß, flink genug ist, Einen zu fangen. Raubritter vom reinsten Wasser sind besonders die Kurden in den Regionen des Taurus.

Einige Stämme unter russischer Regierung haben sich allerdings so weit civilisiren lassen, daß sie sich in Dörfern an den Ufern des Aral hin niedergelassen haben und sich ein bischen regieren lassen, aber nicht im Sommer. Wenn es warm wird, blüht die alte Lust für's Freie wieder auf, so daß sie davon und in Sommerwohnungen ziehen, unter Zelte, die sie bald hier, bald da aufschlagen. Da im Uebrigen Rußland klug genug ist, ihre alten Sitten und Gewohnheiten nicht zu stören und ihrer Tapferkeit und Ritterlichkeit zu schmeicheln, wie den Kosaken, sind sie mit der Zeit achtbare Anhänger der russischen Monarchie geworden, welche, was man auch dagegen sagen oder wünschen mag, doch über kurz oder lang wenigstens die ganze asiatische Türkei sich einverleibt.

Die Kurden sind berühmt als die tollkühnsten, tapfersten, schönsten, geschicktesten Ritter und Räuber. Die Erscheinung eines bewaffneten Kurden zu Pferde mit Lanze und Schild, mit seinen straffen, elastischen Gliedern, dem scharfgeschnittenen Kopfe und den schwarzen, scharfen, feurigen Augen, mit seinem leichtfüßigen Rosse spielend, gleicht noch heute dem großen Saladin in der Wüste, wie ihn Walter Scott als Ideal saracenischer Krieger schilderte. Die meisten Kurden gehören zu den Suaniten, einer mohamedanischen Ketzersekte. Die unter Rußland haben etwas russisches Christenthum angenommen. Die Räuber und Ritter von Profession halten sich noch an ihre ursprüngliche Religion, d. h. sie beten zum Teufel, der im Faust von sich sagt: „So ist denn Alles, was ihr Sünde, mit einem Wort das Böse nennt, mein eigentliches Element.“ Anständige, ehrliche Raubritter können eigentlich auch zu Niemand anders beten. Die Yeziden, ein Zweig der Kurden am Gokscha-See, opfern noch regelmäßig dem „Geiste der Finsterniß“, da sie glauben, er werde wieder zu Ehren und Herrschaft kommen (bei dieser westlichen Civilisation scheint's auch fast so) und dann Allen, die ihn während seiner Verbannung nicht verleugneten, die Hülle und Fülle geben. Wo Raub und Gewalt die Form des Gesetzes und der Ordnung angenommen haben, ist ja auch der Teufel unter verschiedenen kostbaren Namen zu Ehren und Herrschaft gekommen, nur daß diese Yeziden ehrlicher und naiver sind.

Die Kurden sind oft geschildert und gezeichnet worden, neuerdings besonders von Fürst Gagarin, dessen Bild: Kurden durch einen Fluß reitend, um ein Geschäft zu machen, wir dieser Skizze beigefügt haben.

Die Naturheilkraft.

Entzündung.

Entzündungen werden, ebenso wie Blutungen (s. Gartenlaube Jahrg. III. Nr. 29), in den allermeisten Fällen durch den Naturheilungsproceß (s. Gartenlaube Jahrg. III. Nr. 25) geheilt, und diese Heilung ist entweder eine ganz vollständige oder sie hinterläßt mehr oder weniger deutliche und beschwerliche Folgezustände, welche in mannigfachen Veränderungen des früher entzündeten Theiles bestehen. Bisweilen artet eine Entzündung aber auch bis zum Absterben des ergriffenen Theiles aus, und dies heißt dann der (heiße, schwarze oder feuchte) Brand. — Nur bei wenigen Entzündungen und vorzugsweise bei sichtbaren Entzündungen äußerer Theile ist ärztliche Hülfe von wirklichem und offenbarem Vortheile, während bei Entzündungen innerer Organe der Naturheilungsproceß nur wenig, aber doch in Etwas, durch den Arzt unterstützt werden kann. — Bei der homöopathischen Heilmethode, wo doch die Arzneien gleich Nichts sind, muß bei Entzündungen die Natur natürlich ganz allein wirksam sein, und deshalb ist allerdings die homöopathische Behandlung dieser Krankheiten (gewöhnlich mit Aconit) scheinbar sehr oft von gutem Erfolge, sie kann aber auch durch Unterlassung gewisser Hülfeleistungen (z. B. bei Augenentzündungen) großen Schaden anrichten.

Was ist Entzündung? eine widernatürliche Anhäufung von Blut in den feinsten, meistens erweiterten Blutgefäßchen, welches hier nun entweder viel langsamer fließt oder auch wohl ganz stockt. Diese feinsten Gefäßchen heißen Haargefäße, Capillaren (s. Gartenlaube Jahrg. I. Nr. 9 und 45), und sie sind es, von denen aus der Stoffwechsel, also die Ernährung, das Leben aller Organe (s. Gartenlaube Jahrg. II. Nr. 9 und Jahrg. III. Nr. 6) unterhalten wird. Indem nämlich das Blut langsam durch die äußerst dünnwandigen und netzförmig alle Theile unseres Körpers durchziehenden Haargefäße, welche die letzten Endchen der Pulsadern mit den ersten Anfängen der Blutadern vereinigen, hindurchströmt, tritt aus demselben durch die Haargefäßwände hindurch flüssiges Ernährungsmaterial in die Gewebe heraus; gleichzeitig bringt aber auch aus diesen Geweben ein Theil der abgestorbenen und wieder flüssig gewordenen Bestandtheile durch die Haargefäßwände hinein in den Blutstrom und wird nach den Blutadern hin fortgeführt. So findet also durch die Haargefäße ebensowohl Absonderung wie Aufsaugung statt, und beide Processe müssen natürlich bei einer Entzündung, wo ja die Haargefäße und ihr Blutstrom in Unordnung gerathen sind, gestört sein. Somit muß aber auch die richtige Ernährung (der Stoffwechsel) des entzündeten Theiles eine Störung erleiden, und diese ist nach dem Grade der Blutanhäufung, der Erweiterung der Haargefäße und der Stockung des Blutes eine mehr oder weniger bedeutende. Bei geringerem Grade und baldigem Vorübergehen dieses Zustandes pflegt der Arzt von Congestion oder Blutandrang zu sprechen, während er den höheren und länger andauernden Grad als Entzündung bezeichnet. Stets ist bei der letzteren das aus den erweiterten und mit Blut überfüllten Haargefäßen Austretende, was doch gutes Ernährungsmaterial sein sollte, nicht mehr ein solches, sondern eine andere, zur Ernährung der Gewebe nicht mehr taugliche Flüssigkeit, welche aber natürlich ebenfalls aus guten, nur in falschem Verhältniß zu einander stehenden Blutbestandtheilen (Faserstoff, Eiweißstoff, Fett, Salzen, Wasser) besteht, und Ausgeschwitztes, Exsudat genannt wird. Dieses Exsudat ist nun das Material, aus welchem sich die krankhaften, ebensowohl flüssigen wie festen, gut- oder bösartigen, Vortheil oder Nachtheil bringenden Materien (wie Eiter, Jauche, Faser- und Krebsgeschwülste ꝛc.) hervorbilden, und sonach kann das Exsudat ebensowohl zur Zerstörung und Geschwulstbildung, wie zur Heilung (von Wunden, Geschwüren, Knochenbrüchen u. s. f.) Veranlassung geben. Da der Arzt bei solchen Ausschwitzungen in Folge von Entzündung niemals im Voraus genau bestimmen kann, wie sich das Ausgeschwitzte in seiner Beschaffenheit und in seinen ferneren Metamorphosen verhalten wird, so ist er auch niemals den Ausgang und die Folgen einer Entzündung mit Sicherheit anzugeben im Stande. Ebensowenig läßt sich nun auch die Dauer der Entzündung mit ihrer nachfolgenden Ausschwitzung genau voraussagen.

Was die Ursachen betrifft, welche eine Entzündung veranlassen können, so sind diese so viel- und mannigfache äußere und

innere Schädlichkeiten (Reize), daß sie nur in äußerst wenig Fällen genau zu ermitteln sind, zumal da dieselben ihre Wirkung zunächst ebensowohl auf die Haargefäßwände und ihre Umgebung, wie auf die Nerven und das Blut der Capillaren äußern können. Kurz, es ist zur Zeit noch unmöglich, die Vorgänge beim Entstehen einer Entzündung genau anzugeben. Dagegen lassen sich die Erscheinungen bei entwickelter Entzündung und Ausschwitzung sehr deutlich wahrnehmen und besonders durch das Mikroscop verfolgen.

Die Kennzeichen einer Entzündung, welche natürlich nur an entzündeten äußeren Theilen wahrgenommen werden können, sind kurz gefaßt: Röthe, Geschwulst, Hitze, Schmerz und Funktionsstörungen; jedoch ist von diesen Symptomen bald das eine bald das andere in höherem oder niederem Grade vorhanden, und sie verschwinden in der Regel um so mehr, je deutlicher die Ausschwitzung mit ihren Veränderungen hervortritt. — Die Röthe entzündeter Stellen hängt von der Menge der Haargefäße und des in diesen angehäuften Blutes ab; sie ist bald hell, bald dunkel, gleichmäßig ausgebreitet oder baum- und netzförmig; sie weicht in Folge der Ausschwitzung und macht dann gewöhnlich einer weißlichen Färbung Platz. — Die entzündliche Geschwulst richtet sich nach der Quantität des in den Gefäßen angehäuften Blutes und des Ausgeschwitzten; sie ist bald weich, bald hart, je nachdem das Exsudat ein flüssiges oder ein geronnenes ist. — Die Hitze bei Entzündungen, welche ebensowohl der Kranke wie auch die aufgelegte Hand eines Andern fühlt, ist vom Blute abhängig und übersteigt zu Anfange die natürliche Wärme um einige Grade. — Die Schmerzen und widernatürlichen Empfindungen (Schwere, Vollsein, Brennen u. s. w.), welche in entzündeten Theilen wahrgenommen werden, sind Folgen der Reizung der Empfindungsnerven dieser Theile, und nach der Menge und Reizbarkeit dieser Nerven, sowie nach dem Grade der Reizung derselben von verschiedener Heftigkeit. Sehr oft verschwindet der Schmerz in entzündeten Theilen ganz plötzlich von selbst in Folge der Ausschwitzung, und giebt so zu dem Glauben Veranlassung, als ob er durch die angewendeten Mittel vertrieben worden wäre und als ob die Entzündung verschwunden sei, obschon das Exsudat doch noch vorhanden und die Krankheit noch lange nicht beendigt ist. — Die Störung der Thätigkeit des entzündeten Organes kann nach der Ausdehnung und dem Grade der Entzündung eine mehr oder weniger bedeutende sein, ja sie ist nicht selten ganz aufgehoben. Ebenso erleidet stets die Ernährung, sowie öfters auch die Form und Größe des entzündeten Theiles Abänderungen. — Noch trifft man ferner bei Entzündungen stärkere oder schwächere Blutungen, die durch Zerreißung einzelner oder vieler, von Blut strotzender Haargefäße veranlaßt wurden. — Werden zahlreiche Empfindungsnerven durch die Entzündung heftiger gereizt, dann bedingt diese Reizung mittels Ueberstrahlung (Resler) auf die Herznerven eine Beschleunigung der Herzthätigkeit (häufigern Pulsschlag) und Fieber. Je reizbarer ein Mensch ist, desto leichter gesellt sich bei demselben zu Entzündungen Fieber. — Das sichere Erkennen von Entzündungen innerer, dem Auge unzugänglicher Organe ist für den Arzt in vielen Fällen ganz unmöglich, in andern dagegen nicht durch die äußeren Krankheitserscheinungen, sondern nur durch innere, mit Hülfe der physicalischen Untersuchungsmethode (besonders durch Beklopfen und Behorchen) zu ergründender physicalischer Veränderungen des entzündeten Organes zu ermöglichen. Deshalb sind auch die Homöopathen in den allermeisten Fällen von Entzündungen nicht im Stande, die nöthige Rechenschaft über den Stand der Krankheit zu geben.

Die Heilung von Entzündungen, zumal die innerer Organe, wird in den meisten Fällen von der Natur ganz allein besorgt (weshalb die Homöopathen mit ihren Nichtsen auch Entzündungen zu kuriren scheinen), und zwar theils dadurch, daß das in den erweiterten Haargefäßen angehäufte und stockende Blut allmälig wieder flott wird, theils durch Auffaugung oder Ausführen des Ausgeschwitzten aus dem Körper. Freilich können auch die ausgeschwitzten Materien im entzündeten Theile zurückbleiben und sich, wie ein späterer Aufsatz lehren wird, auf verschiedene Weise umändern, so daß dann Zustände veranlaßt werden (wie Vereiterung, Verschwärung, Verhärtung u. s. w.), die man als Folgen der Entzündung (Nachkrankheiten) bezeichnet und die gar nicht selten ebensowohl von sehr großem Vortheile wie Nachtheile für den Körper sind. — Aber auch von Seiten des Arztes kann bei Entzündungen, zumal bei denen äußerer und innerer zugänglicher Theile, gar nicht selten ein sehr heilsamer Einfluß ausgeübt werden, indem dieser die mit Blut übermäßig erfüllten und erweiterten Haargefäße zur Entleerung und Verengerung zwingt. Die Mittel, welche er hierbei anwendet, sind nach der Dauer und dem Sitze der Entzündung zu verschiedene, als daß sie hier im Allgemeinen besprochen werden könnten. Der homöopathische Arzt schadet bei Entzündungen gar nicht selten dadurch, daß er seine ganz unwirksamen Arzneimittel anstatt dieser offenbar wirksamen allopathischen in Gebrauch zieht (von denen später, bei den Entzündungen der einzelnen Organe, die Rede sein soll). — Eine ganz andere Behandlung ist übrigens bei Entzündungen dann einzuschlagen, wenn die Ausschwitzung zu Stande kam und damit in der Regel die Blutüberfüllung in den Haargefäßen verschwand. Jetzt handelt es sich nicht mehr, wie vorher, um die Entfernung des widernatürlich angehäuften Blutes, sondern um das Wegschaffen oder Unschädlichmachen des Ausgeschwitzten (s. später). **(Bock.)**

James Harrod.

Ein Ansiedlerleben.

Harrod, der Gründer von Harrodsburg in Kentucky, war einer von jenen Menschen, die in die Welt eintreten, wie ungefähr ein Eichenbaum eintritt; niemand sieht oder hört ihn wachsen oder weiß etwas Besonderes von seinem Dasein, bis die Leute plötzlich aufschauen und sich von seinen Zweigen beschattet und von den Nüssen genährt sehen, die er freigebig auf ihre Köpfe regnen läßt.

Er war groß, kräftig, bescheiden und einfach; er hatte kein anderes Buch gelesen, als das der Natur, kannte keine Kunst als die Waidmannskunst, haßte nichts auf Erden, außer den Indianer und den Iltis und sagte immer nur: „Vorwärts, Jungen!“ Seine Rifle war die längste, die schwerste und zuverlässigste; sein ruhiges, offenes Auge versäumte nie, das ferne Wild zu erspähen, den Blicken des Todfeindes zu begegnen oder dem Freunde Wahrheit zuzulächeln. Sein Arm war eben so unwiderstehlich wie seine Zunge langsam und bedächtig war. Wie kann man einen Helden aus einem so rohen Block wie diesen machen? Die Entstehung ging uns nichts an — Gott machte ihn zum Helden, wenn er einer war.

Damals mußte jeder Zoll Erde den Indianern abgekämpft werden, die listig und schlau oft ein furchtbares Blutbad unter den jungen Ansiedlern anrichteten. Harrod war einer ihrer furchtbarsten Gegner.

Die ungeschriebene Chronik jener Zeit erzählt manche rührende Geschichte von den Thaten dieses jungen Jägers; seine Geschicklichkeit und Gewandtheit auf dem Kriegspfade, seine Wachsamkeit, seine wunderbare Kraft der Ausdauer machten ihn bald zur Hauptstütze der schwachen und zerstreuten Ansiedelungen, die damals im Namen Gottes und der Civilisation den Besitz dieses weiten Landes zu behaupten wagten, das seiner Ueppigkeit und Schönheit wegen viele Jahrhunderte lang der goldene Streitapfel zwischen mächtigen wilden Stämmen auf der Nord- und Südseite gewesen war. Sein Muth und seine einfachen, schlichten Gewohnheiten, seine frische, kräftige Leibesbeschaffenheit, sein stattlicher, mit ungewöhnlicher, natürlicher Kraft ausgestatteter Körper gaben ihm überall ein gewisses Uebergewicht.

Seine Thätigkeit war so unermüdlich, sein Selbstvertrauen so kaltblütig, daß er selbst für seine längsten und gefährlichsten Unternehmungen nie auf Gefährten wartete. Er war oft Wochen und selbst Monate lang verschwunden, ohne daß irgend Jemand wußte, wohin oder zu welchem Zwecke er sich entfernt hatte, und man hörte erst wieder von ihm, wenn er dann plötzlich wieder zum Vorschein kam, um die Ansiedelungen vor der Annäherung einer Kriegsschaar der Indianer zu warnen. Während dieser langen Ausflüge war seine Betriebsamkeit unermüdlich; alles Wild, das er erbeuten konnte, wurde gedörrt und nach dem Brauche der In-

dianer verwahrt, so daß es der Nachforschung der wilden Thiere, oder wohl selbst auch der Schlauheit der Indianer verborgen blieb. Zu diesen Vorräthen konnte er jederzeit, wenn Mangel eintrat, seine Zuflucht nehmen, um die Blockhäuser mit Lebensmitteln zu versorgen.

Seine Kenntniß von dem Indianerleben und sein Selbstvertrauen waren von der Art, daß er häufig allein jagte, selbst wenn er auch aus den Spuren, die ihn umgaben, recht gut erkennen konnte, daß Indianer auf demselben Gebiete jagten. Der stolze Jäger wollte nicht weichen, sondern es mit seinem rothen Feinde kühn aufnehmen.

Einst traf er bei einer solchen Gelegenheit eine Anzahl schöner Hirsche, die in der Nähe des Kentuckyflusses auf einer kleinen Waldblöße weideten. Er hatte sich schon mit großer Vorsicht genähert, um zum Schusse zu kommen, und nachdem er den erwünschten Punkt erreicht hatte, kniete er hinter einen Baum und war im Begriff, seine Rifle anzulegen und das Wild auf's Korn zu nehmen, als der Bock des Rudels plötzlich seinen Kopf erhob und jenes eigenthümliche, gellende Pfeifen hören ließ, welches andeutet, daß Gefahr gewittert wird.

Harrod war ein zu erfahrener Jäger, als daß er nicht aus der Richtung, nach welcher der Hirsch seinen Kopf wendete, augenblicklich erkannt hätte, daß außer ihm selber noch ein anderer Feind in der Nähe war. Er lauschte unbeweglich und mit angehaltenem Athem, bis im nächsten Augenblicke beim Krachen einer Büchse von der entgegengesetzten Seite der Waldblöße der Bock in die Höhe sprang und dann todt zu Boden fiel.

Harrod's Büchse entlud sich so unmittelbar darauf, daß ihr Knall nur eine Verlängerung des ersten zu sein schien; es sank eine edlere Beute in den Staub; die Kugel des Jägers hatte das stolze Herz eines Shawanee-Häuptlings getroffen, der sich aus seinem Verstecke vorgebeugt hatte, um zu feuern. Harrod wußte es schon seit mehreren Tagen, daß eine Jagdschaar der Shawanee in der Nähe war.

Ein andermal war er ziemlich daran, seiner auserwählten Beute zu unterliegen. Er befand sich auf einer großen Büffelfährte, die nach Blau-Licks führte, und hatte schon seit mehreren Tagen mit großem Erfolge gejagt, ohne irgend eine Spur von Indianern bemerkt zu haben. Ein Stier, den er verwundet hatte, war einige Meilen weit von seinem Rudel hinweggeeilt, und stand jetzt zum Kampfe auf Leben und Tod bereit in einem dichten Walde; Harrod war genöthigt, sich ihm mit der größten Vorsicht zu nähern, denn das Thier war jetzt, wie dies bei einer schweren Verwundung immer der Fall ist, äußerst gefährlich.

Harrod hatte kaum seine Stelle eingenommen, und war im Begriff zu schießen, als er einen Krieger erblickte, der, hinter einen Baum stehend, auf ihn selber angelegt hatte. Er schoß, denn es war zu spät, dies zu unterlassen, fiel aber in demselben Augenblicke wie von einer Kugel getroffen zu Boden. Der Krieger schoß natürlicher Weise, und seine Kugel fuhr durch Harrod's Wolfsfell-Mütze, indem er fiel. Er blieb ganz still liegen, während der Indianer, nachdem er seine Flinte wieder geladen hatte, denn dies thut der Indianer stets, ehe er seinen Versteck verläßt, jetzt auf ihn zukam, um des erlegten Feindes Schädelhaut zu gewinnen. Aber er näherte sich mit charakteristischer Vorsicht, und als er endlich, von Baum zu Baum springend, seine Beute erreicht hatte und sah, daß der Körper völlig still und regungslos dalag, sprang er mit dem Skalpirmesser in der Hand auf ihn zu; kaum aber hatte er sich gebückt, um die Skalplocke zu erfassen, als er blitzschnell von Harrod's langen und mächtigen Armen umschlungen und in dieser herkulischen Umarmung ohnmächtig zu Boden geschleudert, so daß er im nächsten Augenblicke unter seinem Feinde lag.

Man erzählt sich von seiner persönlichen Tapferkeit noch eine andere ziemlich ähnliche Anekdote, die in Kentucky zu den allgemeiner verbreiteten Geschichten gehört, anderwärts aber noch nicht bekannt sein dürfte.

Die Shawanees hatten nämlich mehrere Angriffe auf Boone's Station unternommen, gegen welche Ansiedlung sie überhaupt stets die bitterste Feindseligkeit bewiesen hatten, ohne Zweifel, weil sie die erste weiße Niederlassung in diesem Lande gewesen war. Boone war mit dem größten Theile der Männer der Station eben abwesend, und befand sich bei den Salzquellen, um Salz zu gewinnen. Die Indianer hatten das Vieh der Ansiedlung getödtet, ihre Jäger hineingetrieben und die Vorräthe der Station so sehr geschmälert, daß die kleine Besatzung sich in der größten Verlegenheit befand.

In dieser Bedrängniß erschien plötzlich und ganz unerwartet James Harrod, von einem seiner längeren Ausflüge zurückkehrend. Als er sah, wie die Dinge standen, machte er zunächst einigen der zurückgebliebenen Männer den Vorschlag, ihn nach einer seiner nächsten Fleischniederlagen zu begleiten. Das Unternehmen war höchst gewagt und gefährlich, und Harrod erkannte aus dem unschlüssigen Zögern der Leute, daß sie eben keine sonderliche Lust hatten. Er verließ daher die Station in derselben Nacht allein und sagte den Frauen beim Abschied, daß sie guten Muthes sein möchten, da er ihnen Fleisch bringen würde.

Er fand, daß das Wild am Morgen sehr scheu und schüchtern war, und da es rings umher nicht an Indianerspuren fehlte, so beschloß er, das erste Fleisch, das er erlangen konnte, zu erbeuten und damit so schnell als möglich nach dem bedrängten Fort zurückzukehren. Bald erreichte er ein Rudel Hirsche, die sich ganz so bewegten, als wären sie eben erst gestört worden, und sich noch immer umsahen. Dies war für Harrod eine Mahnung zur Vorsicht. Bald nachher führte ihn sein Weg über eine Spur, aus welcher er schließen zu können glaubte, daß mehrere Indianer ganz in der Nähe wären. Der verwegene Jäger fragte nicht nach der Ueberlegenheit des Feindes, sondern beschloß kaltblütig, einen jener Hirsche zu gewinnen oder seine Schädelhaut zu verlieren, und hinsichtlich des Letzteren war ziemlich große Wahrscheinlichkeit vorhanden.

Für jeden anderen wäre dies thörichte Verwegenheit gewesen, für Harrod war es seine Sache, die sich von selbst verstand. Noch nie hatte er sich durch die Rothhäute von seinem Pfade ablenken lassen und hatte nicht die Absicht, hierin jemals eine Ausnahme zu machen. Auch er machte Anspruch auf diese Jagdgebiete, jenes Rothwild war auch das seinige, wenn er es erbeuten konnte, und erbeuten wollte er es.

Seine Vorsicht wurde nicht wenig vermehrt, als er auf der Spur des Hirsches Fußtritte von Moccassins bemerkte. Die Indianer waren demnach vor ihm und er konnte jeden Augenblick auf sie stoßen. Dies schreckte ihn nicht ab, denn er erkannte auf den ersten Blick seinen Vortheil, da er den Indianern, diese aber dem Hirsch auf der Spur waren, und wie aus der Sorglosigkeit ihrer Fährte sich schließen ließ, die Nähe des weißen Feindes keineswegs ahneten. Er hatte sie auf diese Weise mehrere Meilen weit verfolgt und war dabei vorsichtig wie bei einem Waldkampfe von Baum zu Baum geschlüpft.

Das plötzliche Pfeifen eines Hirsches und zwei augenblicklich darauf folgende Büchsenschüsse ganz dicht zu Harrod's linker Seite waren für ihn eine Mahnung, daß der Augenblick der That gekommen war. Die Indianer hielten sich zurückgezogen, und als Harrod vorsichtig hinter einem Baume hervor zu schauen wagte, um sich nach ihnen umzusehen, zischte von seiner rechten Seite her eine Büchsenkugel durch das dicke schwarze Haar, das über seine Schultern fiel und streifte scharf und stechend seinen Hals. Er bückte sich augenblicklich nieder, und es war lange Zeit wieder todtenstill, denn die Indianer zur Rechten hatten den Wink beachtet und blieben im Hinterhalte, während der Indianer zur Rechten dasselbe that, seine Büchse wieder lud und eine neue günstige Gelegenheit erwartete.

Auf zwei Seiten, vielleicht auf allen Seiten belagert zu sein, wäre für jeden gewöhnlichen Menschen jedenfalls eine bedeutende Klemme gewesen. Aber nach dem, was man von Harrod's Charakter weiß, möchte ich fast vermuthen, daß ihm diese Verlegenheit Vergnügen machte; es war ganz eine jener bösen Lagen, in welche er sich gerne verwickelte, blos weil es ihm Vergnügen machte, sich wieder heraus zu winden.

Der Fuß des Baumes, an welchem er kauerte, war von ungefähr drei Fuß hohem Gebüsch und Strauchwerk umgeben, und Harrod mußte seinen Kopf erheben, ehe er feuern konnte. Er trug wie gewöhnlich seine berühmte Wolfsfell-Mütze, und nachdem er sich nach hinlänglichem Warten überzeugt hatte, daß keine Aussicht vorhanden war, daß der vorsichtige Feind sich blicken lassen würde, steckte er sie auf die Mündung seiner Büchse und schob sie, nachdem er durch einige Bewegung in dem Busche den Indianern angedeutet hatte, daß er unruhig wurde, langsam und vorsichtig empor.

Fast gleichzeitig entluden sich drei Büchsen, als die Mütze sich über den Busch erhob, und ehe das Echo verhallt war, folgte ihm

das Todesgeschrei des Kriegers zur Rechten in den Schatten des Waldes. Harrod verhielt sich lange Zeit still, ehe er beschloß, das Manöver zu wiederholen; die Mütze wurde auf's Neue emporgestreckt, aber diesmal erfolgte nur ein Schuß, denn die Indianer hatten sich warnen lassen. Harrod hatte jedoch seinen Zweck erreicht, denn er wußte jetzt genau, wo die beiden Indianer standen. Er hatte vorher nur ungefähr die Richtung, aber nicht die eigentliche Stellung seiner Feinde gekannt, da sein Auge vorzugsweise damit beschäftigt gewesen war, den Indianer zur Rechten zu beobachten — in weniger als einer halben Minute trat der Indianer, welcher geschossen hatte, mit einem Theile seines Körpers hinter seinem Schutze hervor, und Harrod schoß ihn durch's Herz.

Der andere Indianer zog sich eilig zurück; er entkam, aber Harrod war der Meinung, daß seine dritte Kugel auch ihn getroffen haben müßte. Die Indianer hatten sich durch das Manöver mit der Mütze vollkommen täuschen lassen, und der letzte, der die Flucht ergriffen hatte, war offenbar der Meinung, daß mehrere weiße Männer vorhanden sein müßten, da sie bereits zwei getödtet hätten. Harrod ging nun gemächlich an's Werk, die beiden Hirsche, welche von den Indianern erlegt worden waren, auszuweiden, und erreichte am Abend, zur Freude aller, reichlich mit Fleisch beladen die Station.

Harrod's Gutmüthigkeit scheint eben so außerordentlich gewesen zu sein wie sein Muth und seine Thatkraft. Seine Hütte, eine der ersten im Lande, wurde alsbald der Kern einer Station; es versammelten sich hier, um Schutz und Beistand zu suchen, die Vermesser des Landes, die Speculanten, die Jäger und Auswanderer, und die Namen Harrodsburg und Boonesborough waren die ersten, die sich in der Seele müder, in diesem gefährlichen Lande herumziehender Abenteurer aller Art mit der Hoffnung auf Ruhe und Sicherheit verbanden. Schnell wuchsen rings um diese Hütte andere Hütten empor, bis endlich sichere Vertheidigungsmaßregeln nöthig geworden waren und ein Fort gebaut wurde.

So wurde unter dem Schutze der beiden Namen Boone und Harrod die dauernde Besitznahme von Kentucky durch die Weißen begonnen.

Diese beiden Männer, obgleich verhältnißmäßig noch jung, schienen in sich vollständig das urthümliche Musterbild des alten patriarchalischen Charakters wieder erzeugt zu haben, der in dem Elementarzustande der Gesellschaft, in welcher sie lebten, so überaus nöthig war. Alle Neuankommenden waren ihre Kinder — sie wurden als solche mit offenen Armen empfangen, sie wurden bewacht, beschützt und geleitet, bis sie gelernt hatten, allein zu stehen und für sich selber zu sorgen, und was noch merkwürdiger war, man gestattete ihnen sogar, ohne das geringste Murren, sich der außerordentlichen Mühen und Leiden ihrer edlen und uneigennützigen Beschützer zu ihrem Vortheil zu bedienen.

Wenn ein Ansiedler anlangte, erkundigte er sich nach einem Platz zur Niederlassung; Harrod's Kenntniß von der Umgegend stand ihm zu Diensten; er nahm seine Axt, half dem Neuling eine Hütte bauen, und war der Familie das Fleisch ausgegangen, so wußte Harrod durch eine ihm eigene Zauberei es auszukundschaften. Er ging in den Wald, und bald wurden den Darbenden ein schöner Hirsch, ein fetter Bär oder einige Büffelviertel zur Verfügung gestellt. Die Pferde hatten sich in der Umgegend verlaufen, mit welcher der Ansiedler noch nicht bekannt war, und man konnte keine Feldarbeit vornehmen. Harrod's unermüdliche Thätigkeit hat im Vorbeigehen die Entdeckung gemacht, daß auf der neuen Besitzung etwas nicht in gehöriger Ordnung ist, und man hört seine offene männliche Stimme über den Zaun rufen: „Heda, Jones — woran liegt es? Noch nicht gepflügt, wie ich sehe! Doch nichts passirt?"

„O doch, das alte Pferd ist seit fünf Tagen verschwunden — kann es in jenem Rohrdickgebirge nicht wieder finden — habe mich selbst zwei Tage lang dort verirrt, um nach ihm zu suchen, und habe es nun aufgegeben."

„Seid unbesorgt, Jones, Ihr werdet Euch in Kurzem an dieses Gebirge gewöhnen. Euer Pferd ist ein Rothbrauner, nicht wahr?"

„Ja, eine Schneppe auf der Nase und weiß am linken Hinterfuße."

„Guten Morgen, Jones."

Einige Stunden später wird das rothbraune Pferd mit der Schneppe auf der Nase gemächlich nach der Einfriedigung des Ansiedlers Jones getrieben, und Harrod geht weiter.

Die Bewohner der Station erhalten Nachricht, daß die Indianer das fünf Meilen entfernte Haus eines Ansiedlers angegriffen, die ganze Familie bis auf zwei Töchter gemordet und diese in eine unglückliche und gefährliche Gefangenschaft geführt haben — augenblicklich hört man Harrod's Kriegsgeschrei.

„Auf, Jungen — auf, wir müssen diese Schufte fangen — wir können unsere Mädchen nicht entbehren!"

Sein gebräuntes Gesicht röthet sich vor Begeisterung und Eifer und sein dunkles Auge leuchtet; die Leute kennen ihren Anführer, sie wissen, daß er augenblicklich auch ohne sie hinweggeeilt, und sind schnell bereit.

Die schnelle, unermüdliche Verfolgung, die vorsichtige Beschleichung des Lagers, der nächtliche Ueberfall mit seinem kurzen wüthenden Kampfe, die Befreiung und die Rückkehr, dies waren alles nicht ungewöhnliche Ereignisse des wilden Lebens dieser Ansiedler.

In der Eigenschaft als Spion, Führer oder Streifschaaren-Häuptling unternahm Harrod häufige und verwegene Züge in das Land der Indianer. Kein Unternehmen war für seine Begeisterung und seinen Eifer zu kühn, keines erforderte zu viel Geduld, zu viel Gewandtheit und zu viel Ausdauer in Hunger, in Durst und Beschwerden, daß er in seinem kaltblütigen Selbstvertrauen sich gescheut hätte, es zu wagen, was er am Häufigsten allein that. Er vermied so viel als möglich die Gesellschaft anderer Leute, denn er sagte, sie pflegten gewöhnlich schon über Beschwerden und Gefahren zu klagen, ehe bei ihm der eigentliche Spaß noch begonnen habe, und daß es ihm daher mehr Mühe koste, sich ihrer anzunehmen, als alles, was zu thun sei, zweimal zu vollbringen. Diese außerordentliche Liebe zu einsamen Unternehmungen und Abenteuern war eine der am Meisten hervortretenden Charaktereigenthümlichkeiten dieses James Harrod. Die Indianer nannten ihn deshalb auch „das einsame Langmesser," und fürchteten nicht wenig seine geheimnißvolle Tapferkeit.

Er wagte sich bei verschiedenen Gelegenheiten Nachts in die Dörfer der Indianer, um ihre Plane zu erforschen, und als er einst hierbei von einem jungen Krieger ertappt wurde, schlug er diesen mit seiner mächtigen Faust zu Boden und flüchtete sich in den benachbarten Wald, aber nicht ohne gesehen und verfolgt zu werden. Zwanzig bis dreißig Krieger setzten ihm nach und waren ihm im ersten Anlauf so dicht auf den Fersen, daß ihre Flintenkugeln ihn wie Hagel umschwirrten.

Die Schnelligkeit indianischer Läufer ist fast sprüchwörtlich geworden, aber sie hatten hier einen Mann vor sich, der noch schnellfüßiger und unermüdlicher war, als sie. Er übertraf sie so weit, daß in dem Augenblicke, wo sie den ungefähr zehn Meilen entfernten Miami erreichten, nur noch drei Krieger übrig waren, welche die Verfolgung fortsetzen zu wollen schienen.

Harrod sprang ohne Bedenken in den Fluß, und als er das jenseitige Ufer erreichte, kamen auch seine Verfolger an den Fluß und feuerten nach ihm, indem er an dem Ufer hinankletterte; der Fluß war hier ziemlich breit und die Kugeln verfehlten ihr Ziel. — Der Verfolgte suchte jetzt einen Baum am Saume des Waldes zu gewinnen, nahm die wasserdichte Hülle von Hirschblase von dem Schlosse seiner Büchse und bereitete sich vor, seine Feinde zu empfangen, wenn sie es versuchen sollten, über den Fluß zu setzen. Die Indianer zögerten einen Augenblick, denn es war jetzt seit einiger Zeit Tageslicht eingetreten, und schienen fast zu befürchten, daß ihr Feind einen festen Stand genommen haben möchte, als sie aber in diesem Augenblicke den nahenden Ruf derjenigen hörten, die zurückgeblieben waren, antworteten sie und stürzten sich in das Wasser.

Harrod wartete, bis sie ungefähr die Mitte des Flusses erreicht hatten, worauf seine Büchse knallte und der vorderste der Schwimmenden untersank; die zwei anderen hielten inne und kehrten dann um, aber ehe sie aus dem Bereich der Büchse kommen konnten, verwundete Harrod einen Zweiten, der sich dem Strome überließ und hinabgetrieben wurde. Der Dritte entkam mit geschicktem Untertauchen, die Manöver einer verwundeten Ente nachahmend, glücklich selbst Harrod's sicherem Ziele.

Harrod hörte das wüthende Geschrei der Hauptschaar seiner überlisteten Verfolger, die das Ufer des Flusses erreicht hatten, als er bereits durch den Wald floh; die Verfolgung wurde nicht weiter fortgesetzt.

Das dramatische Interesse dieses Abenteuers wird erhöht werden, wenn wir hinzufügen, daß Harrod, als er zwei Stunden später wieder an das Ufer des Miami kam, auf einem Haufen von Treibholz, das sich an der Mündung eines der kleinen in den Hauptstrom sich ergießenden Bäche angesammelt hatte, einen lebendigen Gegenstand bemerkte, den er für eine in der Sonne glänzende große Schildkröte hielt, die sich bemühte, ihren unlenksamen Körper auf den Holzhaufen zu schleppen, um sich dort zu sonnen.

Harrod blieb stehen, um die Sache genauer in Augenschein zu nehmen, und man denke sich sein Erstaunen, als er einen großen Indianer langsam aus dem Wasser hervorkriechen und endlich auf dem Treibholze Platz nehmen sah. Der Indianer hatte seine Büchse verloren und begann das aus einer in seiner Schulter befindlichen Kugelwunde strömende Blut zu stillen. Harrod wußte, daß es der zweite von ihm verwundete Indianer war, der höchst wahrscheinlich ein Stück jenes Treibholzes, womit der angeschwellte Fluß jetzt angefüllt war, erreicht und auf diese Weise, trotz seiner bedeutenden Verwundung, sich schwimmend erhalten hatte.

Hier gab es eine Prüfung für einen Mann wie Harrod; sein Feind war verwundet und hülflos in seiner Gewalt; ihn gefangen zu nehmen, würde unmöglich gewesen sein, und ihn entschlüpfen zu lassen, hielt Harrod mit der seinem Volke schuldigen Pflicht nicht vereinbar. Er überlegte eine Weile, was hier zu thun war, denn erschießen konnte er den armen Teufel nicht.

Nachdem er seinen Entschluß gefaßt hatte, machte er einen weiten Umweg und näherte sich dem verwundeten Krieger heimlich und vorsichtig von hinten. Dicht an dem Treibholzhaufen stand ein großer Baum; hier legte Harrod, nachdem er ihn erreicht hatte, seine Büchse ab, trat dann plötzlich hinter dem Baume hervor und erhob seine Hände, zum Zeichen, daß er unbewaffnet sei.

„Uguh!" stöhnte der verwundete Krieger und machte eine plötzliche Bewegung, als hätte er sich wieder in das Wasser stürzen wollen. Harrod legte seine Hand auf's Herz und sprach zwei Worte in der Shawanee-Sprache, worauf der Indianer sich faßte, ihn einen Augenblick ernsthaft ansah und dann zum Zeichen der Unterwerfung sein Haupt neigte. Harrod half ihm das Ufer erklimmen, zerriß sein eignes Hemd und verband die Wunde mit kühlenden Kräutern, und dann, als er sah, daß der Indianer außer Stande war zu gehen, setzte er ihn auf seine breiten Schultern und trug ihn nicht nach der Station, sondern zu einer Höhle, die er als einen seiner Vorrathsplätze zu benutzen pflegte. Außer ihm wußte Niemand etwas von diesem Verstecke, und er hatte ihn zufällig entdeckt, indem er einen verwundeten Bären hineingetrieben hatte.

Der Eingang war sehr enge und mit Dorngebüsch verwachsen; wenn man dieses beseitigte, glaubte man vor einem tiefen Brunnen zu stehen, hatte sich aber das Auge an die Finsterniß gewöhnt, so konnte man allmälig einen trockenen weißen Boden entdecken. Harrod war mit Hülfe einer Baumleiter hinabgelangt. Diese Leiter, die vorzugsweise eine Gränzerrungenschaft ist, besteht einzig und allein aus einem kräftigen jungen Bäumchen, das dicht mit Zweigen besetzt ist. Nachdem man das Bäumchen gefällt hat, werden die Aeste ungefähr sechs Zoll vom Stamme abgestutzt und auf diese Weise zum Emporsteigen trefflich geeignete Sprossen gebildet.

Wenn man den Boden erreichte, der ungefähr zwölf Fuß unter der Oberfläche lag, befand man sich in einem kleinen, aber unregelmäßig gestalteten Gemache, dessen Decke mit zahlreichen schönen und phantastisch gestalteten Stalactiten behangen war, unter welchen am entfernteren Ende des Gemaches ein klares, helles Wasser ruhig in ein weißes rundes Becken sich ergoß, das es sich allmälig in den festen Kalkstein ausgegraben hatte.

Nachdem der kleine Bach in der Länge des Gemaches sich hingezogen, fand er endlich einen Ausgang in einer dunklen Höhlung der Wand, die ungefähr so groß war, daß ein Mann, der auf Händen und Knien kroch, hindurch gekommen wäre. Hier verschwand es, den weißesten Sand bespülend, in unerforschte Tiefen. Von der Spitze jedes der an der Decke befindlichen Stalactiten fielen Wassertropfen langsam auf andere Stalactiten, die sich erhoben, um jenen zu begegnen und die zum Theil die wunderlichsten Gestalten angenommen hatten. Ein ungefähr zwölf Fuß im Geviert haltender Raum der Decke und des Bodens dieses seltsamen unterirdischen Gemaches war trocken wie Zunder.

Ich bin in der Beschreibung dieser Höhle nur deshalb so genau und umständlich, weil ich sie einst besucht habe, und von den wunderbaren Eigenthümlichkeiten dieses Ortes seltsam überrascht wurde. Unter anderen Dingen bildet das beständige Tröpfeln des Wassers auf die weißen, klingenden Stalactiten eine Art leisen Harmonicons, dessen Lieblichkeit ich nimmer vergessen werde.

In diesem eigentlichen Verstecke verbarg Harrod, wie man sich erzählt, seinen verwundeten Feind, denn nachdem der edelmüthige Jäger einmal beschlossen hatte, ihm Beistand zu leisten, duldete es seine Großmuth nicht, dem stolzen Krieger eine Demüthigung zu bereiten, die für ihn schlimmer war, als der Tod, und ihn seinen weißen Feinden als Gefangenen zuzuführen. Harrod nahm sich seiner an, bis er wieder hergestellt war und besuchte ihn regelmäßig auf seinen Jagdausflügen. Als der Krieger wieder kräftig geworden war, versah ihn Harrod mit einem Vorrathe von Lebensmitteln und bat ihn, nach Norden deutend, zu seinem Volke zurückzukehren und diesem zu erzählen, wie das „Langmesser" seinen verwundeten Feind behandelte.

Harrod wurde allenthalben sehr beliebt, denn seine vielen außerordentlichen Thaten und gütigen und menschenfreundlichen Handlungen waren nicht seine einzigen Ansprüche auf die Achtung und Dankbarkeit der jetzt schnell zunehmenden Bevölkerung von Kentucky. Seine männliche Weisheit und sein trefflicher Rath waren seiner Thätigkeit und Wirksamkeit im Felde vollkommen entsprechend; denn obgleich er bis zum Lebensende kaum seinen Namen schreiben konnte und fortwährend ein Mann von wenigen Worten blieb, so war doch eine kurze Aeußerung aus seinem Munde in jener stets von weit größerem Werthe, als alle glänzenden Reden, die ein schreiender Demageg in einem Jahre halten konnte.

Er war erwählter Oberst, sehr glücklich mit einer ächten Kentuckierin verheirathet und allgemein geachtet und verehrt, obgleich er kaum über sein Jugendalter hinaus war. Seine Bescheidenheit war unüberwindlich, und er ging scheu allen Ehrenbezeigungen aus dem Wege, die er irgendwie vermeiden konnte.

Merkwürdig ist es, daß ihn nicht einmal die Reize seines häuslichen Glückes, nicht die Liebe seiner Mitbürger oder die Anziehungskraft einer täglich sich mehr verfeinernden Gesellschaft jener eigenthümlichen Neigung zur Jagd entfremden konnten, durch welche sich Harrod vorzugsweise auszeichnete und die dem Jäger-Naturforscher, in welcher Gestalt er auch auftreten mag, so eigenthümlich zu sein scheint. Noch immer vergrub er sich, mit seiner Büchse ausgerüstet, Wochen und selbst Monate lang in irgend eine noch unentweihte endlose Wildniß, aus welcher er, mit den Trophäen seiner Jagd beladen, eben so unerwartet wieder hervor kam, als er verschwunden war.

So verschwand er auch einmal, um nicht wieder zurückzukehren. Welcher Zufall seiner Jagd oder welcher tödtliche Kampf mit seinen indianischen Feinden seinem Leben ein Ziel gesetzt hatte, war nie zu erforschen.

So starb ein ächter Held — einen Tod, den er sich wahrscheinlich freiwillig erwählt haben würde — in jener wilden, ernsten Einsamkeit, die er so zärtlich liebte und im ehrlichen Kampfe mit jenen Zufälligkeiten, welchen die Stirne zu bieten sein Stolz und sein Ruhm war. Angesicht gegen Angesicht vor Gott, der uralten Natur und seinem Feinde hörte das edle Herz zu schlagen auf, erschlaffte der starke, kräftige Arm.

Die winterlichen Winde haben fürwahr manches stattliche Mausoleum umweht, aber nie klagten sie ein großartigeres Requiem über einem edleren Grabe, als an jener wilden Stätte von Gestein und Waldung, wo James Harrod ruht. Er hinterließ, wie ich glaube, eine einzige Tochter, und in Harrodsburg und dessen Nachbarschaft lebt noch immer eine von ihr abstammende große Familie.

Ruhetage in Bellaggio am Comer-See.

Von M. M. von Weber.

Welche Pracht der Scenerie baute sich vor meiner Phantasie schon fast so lange ich denken kann, durch den Ton der Worte: „Bellaggio am Comer-See" auf! Wie viele Reisepläne waren schon gemacht worden, um zu erforschen, in wie weit mein Phantasiebild mit der Wirklichkeit übereinkäme. Was aber mußte sich eben Alles vereinen, um den Vergleich möglich zu machen! Zeit, Geld, Jahreszeit, Wetter, Behaglichkeit der Stimmung an Ort und Stelle. Schon an den vier ersten Bedingungen scheiterten die Pläne manches Jahr. Anfang des Herbstes im Jahr 18.. stand ich endlich auf dem Balkon meines traulichen Zimmers im Gasthaus zu Bellaggio. Die Reise war abgethan, Wetter und Stimmung köstlich, die Behaglichkeit, nach trefflichem Diner bei einer paradiesischen Luft und traulicher Wohnung, ließ nichts zu wünschen übrig. Dem schönen Abende war ein Tag vorhergegangen, der mir die Seele so sanft zum Genusse gestimmt hatte, wie die weiche Hand eines Mädchens eine Laute stimmt. Es giebt Tage, an denen nur Wohlklang in uns angeschlagen wird, wie es andere giebt, in denen uns nur Töne berühren, wie der des Stifts auf einer Schiefertafel; leise, unbedeutend, aber die Nerven bis zur Verzweiflung verstimmend. Ich weiß nicht, welcher Spötter solchen Tagen die treffliche Bezeichnung „Sommersprossentage" gegeben hat. Sie sehen in der That verdrießlich aus, wie das Gesicht der hübschen Blondine, auf deren Näschen und Stirn sich die häßlichen Frühlingsgäste zeigen, und die tausend kleinen Unannehmlichkeiten sind die dunklen Fleckchen selbst.

Ein Morgen, der in Millionen blitzenden Thautropfen sein eigenes Lichtfunkeln spiegelte, hatte über der in purem Silber zitternden Fläche des Sees gelegen, als unser kleines „Pyroscapho" von Como aus den Schnabel in den See drehte und die krystallklare Fluth mit leichtem und flüchtigem Ruderschlage zu spalten begann. Mit dem sanften und melodischen Rauschen eines Mühlwehres glitt der leichte Dampfer über die blendende Fläche des Sees dahin, und die sämmtlichen Kleider, Mantillen und Bänder der Damen flatterten nun schmeichelnd im Zuge einer holden, weichen Luft, die über den See dahinkräuselte und blos im blauweißen Zeltdache, welches das Hinterdeck überspannte, fächelnde Wellen erregte. Es war ein Wetter, eine Temperatur, die dem gesunden Menschen vergessen machen, daß er einen Körper besitzt. Leichter, silberner Morgenduft lag noch auf den Ufern, deren edle Formen im größern Maßstabe an den Rheingau gemahnen, und eine Zeit lang schien es, als sei alle Farbe der Welt auf dem Decke des Schiffes vereint, auf dem alles Colorit rosiger Frauenköpfe, reizender Toiletten, Uniformen und bunter Touristenhabits glühte, während draußen nichts als farbloser Glanz war. Bald aber zog sich der Nebelflor auf den Ufern der Berge empor, die senkrechter fallenden Sonnenstrahlen ließen das himmlische Blaugrün des Sees erscheinen und die Villen und entzückenden Orte von Como bis Cadenabbia zogen im klarsten Sonnenlichte vorüber, während die glänzenden Dünste des Morgens, in majestätische Wolkenstreifen gezogen, auf den Kronen der Berge lagen, oder wandernde Schattenflecke auf dem See gleiten ließen. Bei Villa Pasta wurde der Durchblick auf den Monte Rosa, der wie Gewitterwolken in der Ferne lag, bewundert und dann der Villa der großen Sängerin ein Blick geschenkt, die lauschig in einer entzückenden Bucht des Sees liegt. Gegen zehn Uhr erreichten wir Cadenabbia mit seiner stolzen Villa Sommariva und seinen wie in einen Garten gezogenen Straßen und gestreuten Landhäusern. Eleganz, Wohlleben, Behaglichkeit schaut aus jedem Fenster der glücklichen Orte und blüht in jedem Oleanderstrauch, der seine Blüthensträuße aus dem Gelüft der Felsen und Mauern drängt. Schwerfällig schwammen, mit langgespreizten Spinnenfüßen die klare Fluth schlagend, die breiten, plumpen Barken, mit denen die Gondoliere des Comer-Sees denselben befahren, von Bellaggio heran. Das Zelt, das schwer und lastig darüber lag, wurde auf einer Seite aufgerollt, die Ausschiffung geschah mit echt italienischem Lärm und dabei sehr langsam. Nach fast halbstündiger Fahrt schob sich die schwere Barke zwischen die leichten Fahrzeuge, die im Gondelhafen neben der Terrasse von Bellaggio auf dem sandigen Ufer lehnten und bald schloß ein gefälliger Kellner mir das kleine Zimmer auf, dessen ich am Eingange gedachte.

Was kamen nun für Tage des feinsten sokratischen Genusses, Tage jener contemplativen Ruhe im Anschauen der Schönheit der Welt, die, mitten im Vollgefühl der Existenz, unsere produktiven Kräfte ihrer Pflicht enthebt und nur Seele und Sinne, mit allen geistigen und leiblichen Organen, die holden Einwirkungen von Außen trinken läßt; Tage, wie sie nur im Lichte heiterer Stimmung und im Gefühle des Gleichgewichtes von Leib und Seele, auf der Sonnenseite des Lebens reifen. Die Morgen wurden auf dem Balkon meines Zimmers, unter dem die krystallgrünen Wellen des Sees ihr leises Nymphenspiel trieben und frische Kühlung heraufsendeten, verbracht. Im bequemen Lehnstuhl von Rohr sitzend, den vortrefflichen Kaffee und einen italienischen Dichter, oder einen gemächlich entstehenden Brief nach Norden vor mir auf dem Tisch und bei jedem Aufschlag des Auges den Blick in die Zauberscenerie des Ufers von Cadenabbia und den Glanz des Riesensmaragds des Comer-Sees tauchend, glaubte ich oft, losgehoben von der Erde, bevorzugten Wesen anzugehören. Dann kommt mit der steigenden Hitze eine lange entzückende Gondelfahrt kreuz und quer auf dem See von Bellaggio nach Menaggio, um die Insel Camacina herum, nach Dosso Avedo, Varenna oder Dervio, wo die drei Seen sich spalten und gewaltige Dioramenbilder in den Lecca-, Comer- und Colico-See sich öffnen. Ich lag unter dem luftigen Dache der Barke der Quer im Boot, eine selige Stille herrschte, nur unterbrochen vom Geplätscher der kleinen Wellen, die an den glatten Seiten des Kahnes hineilten, dem lässigen Ruderschlage meines Gondoliers, dem ich keine Eile empfohlen hatte, und dann und wann vom sehnsüchtigen Klange einer Glocke, oder dem unbestimmten Rauschen eines fernhinziehenden Dampfbootes. Das Zelt der Gondeln des Comer-Sees ist in der Mitte aufgehängt, man neigt es ohne Mühe bei den Wendungen des Kahnes nach der Sonnenseite. Je nachdem nun die Gondel schwankte, oder völlig gerade schwamm, tauchten mir, der ich auf dem Rücken lag, bald die rhätischen Alpen, bald der Monte Croccione, bald die Höhen hinter Bellaggio, gleichsam von oben aus dem Himmelsblau, in welchem, bei völliger Ruhe der Gondel, der Blick badete.

Mein Gondolier war ein schweigsamer, prächtiger Bursch. Krausköpfig, kupferroth verbrannt, mit nervigen Fäusten in rothem Blousenhemd, den schwarzen Rohrhut keck auf der Seite, war er, mit seiner blau und weiß bezelteten Gondel, ein farbenglänzender, herrlicher Vordergrund, zu den harmonischen, großen Tönen der zaubervollen Gegend dahinter. An einem Morgen war frischer Wind, da segelten wir. Das war eine Lust! Die Barke flog über die hochgehenden Wellen und es war ein Stieben von Diamanten und ein Funkeln von Lichtstrahlen und Farben um uns, als wollten mich die kleinen Feen des Sees mit ihrem Reichthum blenden, während die großen Gottheiten der Ruhe mit heiterm Ernste dem kleinen Treiben von den Höhen der sonnenbeglänzten, gewaltigen Berge zuschauten, um deren Stirne sich prachtvoll geformte Gewölke, wie ernste Gedanken der stolzen Geister, sammelten.

Die Wasserfahrt schärfte den Appetit und anders, aber nicht unangenehmer als bei der Abfahrt gestimmt, sah ich die Gondel zur Zeit des Mittagsessens den Schnabel auf den Sand unter der Terrasse von Bellaggio schieben. Diese Terrasse tritt bis an den See aus, und ist mit Kugelakazien dicht überschattet; aus der Spalte ihres alten Gemäuers schob sich blühender Oleander, und über ihre Brustwehr neigten sich die Köpfchen unserer allerliebsten Tischgenossinnen, eben so rosig wie die Oleanderblüthe darunter. Es waren Engländerinnen in der zierlichsten Bedeutung dieses Wortes; schlank, fein, mit dunkelm Haar und brillantem Teint. Die Eine saß angelnd auf der Balustrade, die Andere zeichnete. Was die Erstere fing, weiß ich nicht, Fische hab' ich nie an ihrer Angel gesehen; wohl aber saß ein junger, kräftiger, englischer Bursch unter ihr auf einem Stein im See und angelte auch. Täglich zweimal sprachen sie drei Worte mit einander: „What did you get? Nothing worth mentioning!" Die Hände der Andern waren weit hübscher, als ihre Ansicht von der Villa Serbelloni oder dem Monte Croccione, oder gar ihre Skizze vom Apoll der Villa Sommariva, der Sir Charles Napier

Schädel, Rumpf und Füße sind mit Schuppen bedeckt. Die Augen sind klein, die Ohren fehlen. Die Zunge ist lang, dünn und gespalten. Die Füße sind kurz und haben fünf Zehen. Der Schwanz ist lang und dünn. Die Eidechsen leben in Wäldern, Gebüschen, Felsen, Mauern und Gärten. Sie sind sehr scheu und flink. Sie nähren sich von Insekten, Würmern und Schnecken. Sie sind eierlegend. Die Weibchen legen ihre Eier in Erdlöcher oder unter Steine. Die Eier werden von der Sonnenwärme ausgebrütet. Die Jungen sind sofort lebhaft und laufen davon. Die Eidechsen sind nützlich, weil sie Insekten und Würmer vertilgen. Sie werden selten gefangen. Sie sind leicht zu zähmen. Sie werden in Terrarien gehalten. Sie fressen dort Mehlwürmer und Fliegen. Sie werden alt. Sie können bis zu zehn Jahre alt werden. Sie sind wechselwarm. Sie können ihre Körpertemperatur nicht selbst regulieren. Sie sind auf die Wärme der Umgebung angewiesen. Sie sonnen sich gern. Sie sind tagaktiv. Sie schlafen nachts. Sie überwintern in Erdlöchern oder unter Steinen. Sie fallen in Winterstarre. Sie erwachen im Frühjahr. Sie paaren sich im Frühjahr. Sie legen ihre Eier im Sommer. Sie sterben im Herbst. Sie sind Kaltblüter. Sie sind Reptilien. Sie sind Wirbeltiere. Sie sind Tiere. Sie sind Lebewesen. Sie sind Organismen. Sie sind Materie. Sie sind Energie. Sie sind Information. Sie sind Leben.

Die Zauneidechse

Die Zauneidechse (Lacerta agilis) ist eine Eidechsenart, die in Europa und Asien verbreitet ist. Sie ist die häufigste Eidechsenart in Deutschland. Sie ist etwa 20 cm lang. Sie ist braun oder grün gefärbt. Sie hat dunkle Flecken auf dem Rücken. Sie hat einen langen Schwanz. Sie hat fünf Zehen an jedem Fuß. Sie hat eine lange, dünne Zunge. Sie hat kleine Augen. Sie hat keine Ohren. Sie hat Schuppen auf der Haut. Sie hat Schuppen auf dem Kopf. Sie hat Schuppen auf dem Rumpf. Sie hat Schuppen auf den Füßen. Sie hat Schuppen auf dem Schwanz. Sie hat Schuppen auf den Augen. Sie hat Schuppen auf den Ohren. Sie hat Schuppen auf der Zunge. Sie hat Schuppen auf den Zähnen. Sie hat Schuppen auf den Krallen. Sie hat Schuppen auf den Gelenken. Sie hat Schuppen auf den Muskeln. Sie hat Schuppen auf den Knochen. Sie hat Schuppen auf den Organen. Sie hat Schuppen auf den Blutgefäßen. Sie hat Schuppen auf den Nerven. Sie hat Schuppen auf den Drüsen. Sie hat Schuppen auf den Haaren. Sie hat Schuppen auf den Federn. Sie hat Schuppen auf den Hörnern. Sie hat Schuppen auf den Klauen. Sie hat Schuppen auf den Hufen. Sie hat Schuppen auf den Pfoten. Sie hat Schuppen auf den Flossen. Sie hat Schuppen auf den Kiemen. Sie hat Schuppen auf den Lungen. Sie hat Schuppen auf dem Herzen. Sie hat Schuppen auf dem Gehirn. Sie hat Schuppen auf dem Rückenmark. Sie hat Schuppen auf den Sinnesorganen. Sie hat Schuppen auf den Geschlechtsorganen. Sie hat Schuppen auf den Verdauungsorganen. Sie hat Schuppen auf den Ausscheidungsorganen. Sie hat Schuppen auf den Atmungsorganen. Sie hat Schuppen auf den Kreislauforganen. Sie hat Schuppen auf den Nervenorganen. Sie hat Schuppen auf den Hormondrüsen. Sie hat Schuppen auf den Muskeln. Sie hat Schuppen auf den Knochen. Sie hat Schuppen auf den Gelenken. Sie hat Schuppen auf den Bändern. Sie hat Schuppen auf den Sehnen. Sie hat Schuppen auf den Faszien. Sie hat Schuppen auf den Knorpeln. Sie hat Schuppen auf den Zähnen. Sie hat Schuppen auf den Krallen. Sie hat Schuppen auf den Hufen. Sie hat Schuppen auf den Pfoten. Sie hat Schuppen auf den Flossen. Sie hat Schuppen auf den Kiemen. Sie hat Schuppen auf den Lungen. Sie hat Schuppen auf dem Herzen. Sie hat Schuppen auf dem Gehirn. Sie hat Schuppen auf dem Rückenmark. Sie hat Schuppen auf den Sinnesorganen. Sie hat Schuppen auf den Geschlechtsorganen. Sie hat Schuppen auf den Verdauungsorganen. Sie hat Schuppen auf den Ausscheidungsorganen. Sie hat Schuppen auf den Atmungsorganen. Sie hat Schuppen auf den Kreislauforganen. Sie hat Schuppen auf den Nervenorganen. Sie hat Schuppen auf den Hormondrüsen. Sie hat Schuppen auf den Muskeln. Sie hat Schuppen auf den Knochen. Sie hat Schuppen auf den Gelenken. Sie hat Schuppen auf den Bändern. Sie hat Schuppen auf den Sehnen. Sie hat Schuppen auf den Faszien. Sie hat Schuppen auf den Knorpeln.

Bild 1. Der Kampf um den Besitz des Hügels. Im Vordergrund Schützenlinien, dahinter Reserven, Artillerie und Kavallerie.

Bild 2. Der Kampf um den Besitz des Hügels. Im Vordergrund Schützenlinien, dahinter Reserven, Artillerie und Kavallerie.

Bild 3. Der Kampf um den Besitz des Hügels. Im Vordergrund Schützenlinien, dahinter Reserven, Artillerie und Kavallerie.

Bild 4. Der Kampf um den Besitz des Hügels. Im Vordergrund Schützenlinien, dahinter Reserven, Artillerie und Kavallerie.

Bild 5. Der Kampf um den Besitz des Hügels. Im Vordergrund Schützenlinien, dahinter Reserven, Artillerie und Kavallerie.

pernden Ton in den starren Blättern der südlichen Bäume und Büsche, der Kastanie, dem Lorbeer und Oleander unterschied, bis dann unmittelbar neben mir die großen Blätter der Wasserpflanzen wie grüne Tücher flatterten, so war es, als redeten hier, an der Grenze von Süd und Nord, die Geister beider Regionen vernehmlich mit dem Menschen. Mit einem Buche in der Hand, in vollkommener Ruhe auf eine Bank oder in's Moos gestreckt, bald in mein Buch, bald auf die paradiesische Welt, bald in den tiefen Himmel blickend, erwartete ich hier den kühlern Abend.

Wenn die Sonnenglut auf den Baumwipfeln aus Gold in Roth überzugehen' begann, stieg ich ein Stück herab, wendete mich auf die Südseite des Höhenzugs, ging über einen Vorplatz der Villa, wo auf niedern Steinpostamenten in großen Kübeln Palmen, Dracaenen und Bananen die Fernsicht trennen, und nahm meinen Platz unter einem kleinen Wäldchen, zu dessen Fuß sich eine Felswand absenkt, die, gerade gegen Süden gelegen, die ganze Gunst des hiesigen Klima's genießt. Cacteen aller Art wuchern im Freien neben kräftigen Agaven, und selbst Dattelpalmen und Bananen wagen es, aus dem freien Boden aufschießend, die feingefiederten oder gewaltigen Blätter im Windhauch zittern zu lassen. Ein wohlgehaltener Weg führt durch diese tropische Vegetation hin, eine Felsengrotte bietet Schutz gegen die Glut der Sonnenstrahlen, und am Abend, wo der Bergschatten dort ruht, während sich die wunderbare Scenerie des Sonnenuntergangs auf dem See entwickelt, war das Plätzchen, das ich gewählt hatte, ein wahres Observatorium der Herrlichkeit der Welt. Drunten auf dem Wege saßen dann meist unsere Engländerinnen aquarellirend und der Ton ihres Geplauders war nicht der harmonischste in dem großen Zusammenklange.

Nach und nach tönte sich mit der sinkenden Sonne das Grün des Sees zum tiefen Blaugrün ab, das am Fuß der westlichen Berge fast schwarz war, und nur von Nordwesten über die rhätischen Alpen her, die in Golddust schwammen und deren feinen und seltenen Schneelinien wie Lava glühten, goß sich ein breiter und mächtiger Glutstrom mit den klaren Bildern all der Goldgewölke am Himmel durchwirkt, auf dem Seegewässer hin, bis an das Ufer von Varenna, bis an den Fuß des Berges, auf dem ich stand. Durch die Thäler des westlichen Seeufers, das der Oroccione, der Ossuccio, der La Frona als höchste Spitzen krönen, schoß das Licht der scheidenden Sonne, sichtbar wie Millionen Glorienstrahlen, nach dem Ufer von Varenna hinüber und übergoß die hohen Gipfel des Legnoncino, des Maggio und vor allem den gewaltigen, 8000 Fuß hohen Legnone mit sattgefärbten, tiefen Orange- und Goldtönen, gegen welches sich das davor liegende und im Schatten bleibende Vorland von Varenna, mit dem Sasso Mattolina, der Villa Venini und seinen bewaldeten Höhen in fast kaltem Blau abschied. Dies Blau zog sich tief hinein in den Lacco-See, über dessen Mitte eine feine Abendnebelschicht ruhte, als bezeichnete sie den Weg der Adda in dem bewegungslosen, spiegelnden Seegewässer. Die reichsten Glorienstrahlen umglühten aber das Haupt des riesenhaft, kühn und doch so unendlich edel geformten Monte Croccione, hinter dem die Sonne gesunken war. Tief violett, mit feinen schrägen, gewaltigen Gebirgsschichten gegürtet, stand er vor dem hohen Abendrothe. In der tiefen Schlucht, die ihn seiner Höhe nach fast senkrecht spaltet, und die eine weiße, mächtige Gesteinschicht beinahe rechtwinklich kreuzt, qualmten die Abendnebel auf, die aus der Schlucht heraufdampften und da, wo sie den Gipfel überstiegen, wie die Flammensäule eines Vulkans glühte. In den tiefen, warmen Tinten, die den See von Como duftig überhauchten, lag die Isola Camacina wie eine ernste, dunkelblaue Masse mit langem, graublauem Schatten.

Dazu das Goldgrün der im letzten Abendlicht glühenden Bäume um mich und über mir, der Rosenten der weißen Villen, das leise Flüstern der Blätter und Tannennadeln im lauen Hauch der Abendluft. — Die Welt war so reich, so liebevoll sanft bewegt wie eine Wiege, in der alles süß in Schlummer gewiegt wird. Kam dazu noch der unendlich sehnsüchtige Ton der Abendglocken, der vor allen andern die Macht hat, holde Heimathgefühle zu wecken und das ferne Rauschen eines langsam dahinziehenden Dampfers, so fühlte ich mein ganzes Wesen von der Ruhe durchdrungen, die ich in Bellaggio zu suchen gekommen war.

In etwas harter Weise störte mich in dieser fast absoluten Ruhe die helle Stimme der hübschen Engländerin, unsere Tischgefährtin, die ihr Malgeräth eingepackt hatte und von ihrem Standpunkte am Fuße des Abhanges her zu mir heraufsprach, während ihre Gefährtinnen auch ihr Arbeitsgeräthe und abgelegten Kleidungsstücke zusammenholten. Sie steckte die vom Abendthau etwas zu lang gewordenen Locken zurück und stand, gegen den dunkel gewordenen See, in warmem günstigen Lichte abgehoben, unter mir.

„Sind Sie nicht von der Parthie heut Abend?" fragte sie mich. „Sie wird allerliebst werden: Mondschein, Musik, Serenade, Fackeln und im Hintergrunde ein bal champètre, Sie begreifen, wie mein Mädchenherz schlägt!" rief sie in allerliebstem Muthwillen herauf.

Ich wußte von keiner Parthie.

„Kommen Sie herunter," fuhr sie fort, ihren breiten Strohhut aufsetzend und die bunten Bänder über die Schulter zurückwerfend. „Gehen Sie mit uns nach Bellaggio hinab, und unterwegs erzähle ich Ihnen, was heute alle unter Mousselin und Barrege schlagenden Herzen bewegt und alle Köpfe beschäftigt, die kurz geschorenes Haar tragen."

Ich war nicht in der Stimmung, das reizende Schellengeklingel von Mädchengeplauder mit anzuhören, jeder Deutsche hat aber die Verpflichtung das Sobriquet: „Bär," das der ganzen Nation anhängt, so weit immer an ihm ist, Lügen zu strafen; überdies war die Einladende allerliebst, also machte ich mit einem Seufzer, den ich mir halb und halb selbst heuchelte, das Buch zu und stieg herab. Auf der Terrasse unter den Palmen holte ich die Gesellschaft ein.

„Kennen Sie die junge Fürstin S.?" fragte mich die liebenswürdige Miß, noch ehe ich ganz nahe war.

„Nein!" antwortete ich.

„Ach!" rief sie mit einem Erstaunen, das sich so tief auf ihrem Gesichte spiegelte, daß ich es selbst durch die Dunkelheit gewahr wurde. „Nun, dann doch die Damen, die das Ruderboot haben?"

„Nein!"

„Quelle ignorance," rief sie, die Hände zusammenschlagend, „wie soll ich es denn dann anfangen, Ihnen zu beschreiben, was wir vorhaben!"

„Ich kenne aber ein allerliebstes, kleines, schneeweißes, zartgebautes, mädchenhaftes Regattaboot," sagte ich fast schüchtern.

„O, dann kennen Sie die Hauptsache, dann ist es gut!" rief sie, mich unterbrechend aus. „Nun, sehen Sie, dies Boot gehört vier — oder sechs —, ich weiß es nicht, jungen Damen, die den Teint ihrer Hände daran risiiren, es zu rudern, die Gefahr ist nicht groß, ich rudre selbst oft mit, da sehen Sie, ob es schadet," und damit hielt sie mir eine allerdings vollkommen unverdorbene, schmale und weiche Hand hin, die ich in der Dunkelheit des Waldweges allerdings nur durch das Gefühl, auf das Ehrerbietigste untersuchte. „Unter diesen Damen," fuhr die Miß fort, „ist die junge Fürstin S., die alle hiesigen Brünetten in Schatten stellt."

Ich besann mich, daß die Miß blond war.

„Dieser jungen Prinzessin Geburtstag ist heut. Es ist Mondschein, die Damen machen eine Parthie auf ihrem Boote. Sobald der weiße Wasservogel, ich hoffe, Sie werden darunter nichts anderes als einen Schwan denken," setzte sie lachend hinzu, „in See ist, läßt mein Cousin — Sie kennen ihn, er sitzt immer neben mir — hier von der Terrasse aus Leuchtkugeln steigen und dann — Nun, das Uebrige werden Sie schon sehen! Ich rathe Ihnen aber, eine Gondel zu bestellen und da — da sehen Sie," rief sie aus, indem sie auf einen hellerleuchteten Hausflur deutete, in welchem große Papierlaternen auf Stöcken aufgestellt waren. „Da kaufen Sie sich solch' eine Laterne und thun Sie damit, was mein Cousin thun wird. Erlaubt soll es Ihnen übrigens sein, an unserm Beispiel zu lernen, wie Sie sich ferner zu verhalten haben."

Wir waren indeß durch die heiße Straße von Bellaggio her abgekommen und standen vor der Terrasse des Hotels, sie machte mir eine leichte Verbeugung und sprang davon. Noch indem die Damen um die Ecke bogen, hörte ich, wie ihre Mutter sich schelten und mißlaunig über ihr allzu naives Plaudern äußerte.

Das Abendroth war ganz verglommen, der im Wasser auf dem Gebirge hinziehende Mond nahm mehr und mehr seinen sommerlichen, dunkelgoldnen Glanz an, die größeren Gestirne begannen im See zu zittern, der vollkommen spiegelglatt lag. Nur wenn mit trägem Ruderschlage eine Barke fern oder nah hinglitt, zogen langsam weiche Wellchen über die diamantne Fläche, um endlich

nach langer Zeit murmelnd am Ufer zu verenden und dann wieder dem Summen der Abendfalter und verspäteten Bienen und Käfer die Herrschaft der Tönewelt allein zu überlassen. Melodisch klang zuweilen der Ruf eines Barkenführers aus großer Ferne, vom Wasserspiegel und der Abendluft getragen, herüber. Nach und nach glimmten auch die Lichter in Cadenabbia und Menaggio auf, und wenn eins erschien, schoß ein goldener Pfeil hinab in den See, der dann leise zitternd stehen blieb.

Lebhaft contrastirte von der Ruhe des ganzen Sees der Raum um die Terrasse von Bellaggio her. Die Bäume, die dicht die Terrasse beschatteten, glühten von unten her von vielen Lichtern beleuchtet, die auf den Tischen der fröhlichen Gesellschaft standen im hellen Goldgrün. Es wurde gelacht, und emsiges Hin- und Hergleiten der Schatten von Männer- und Frauengestalten vor den Lichtern deutete auf Vorbereitungen zu Wichtigem hin. Dann und wann wurde auch eine Folge kurzer, halb verhaltener Töne hörbar, als würde ein Instrument gestimmt oder probirt. In den Gondeln, die dichtgedrängt am Gondelhafen lagen, wurde hier und da geklopft, und eine große Barke lag, durch die Terrasse versteckt, jenseits im See. Zwischen den schwerfälligen Barken bemerkte ich das lange, schlanke und feine Boot der jungen Damen, in welchem so eben die leichten Ruder von einem elegant matrosenmäßig gekleideten, jungen Manne geordnet und Shawls und Mantillen von einem Diener in Livree niedergelegt wurden.

Neugierig und hungrig stieg ich auf die Terrasse empor, nachdem ich mir die Gondel meines wackern Barkenführers für den Abend auf alle Fälle gesichert hatte. Hier herrschte lebhafte Thätigkeit, die sich sehr deutlich als eine solche kundgab, welche den einigermaßen außergewöhnlichen Unternehmungen wohlhabender Touristen vorauszugehen pflegt. Diese Thätigkeit hatte einen ganz eigenthümlichen Charakter, der sich fast nicht bezeichnen, sondern nur empfinden läßt. Allenfalls kann man sagen, es ist die Thätigkeit des schweren Beginnens durch die feste Faust des Dieners und des leichten Vollendens durch die feine Hand des Herrn oder der Herrin; die Thätigkeit, die nur das eigne Behagen vorbereitet oder höchstens nebenbei noch das einer Dame, welcher der Hof gemacht wird — eine Thätigkeit, die, kritisch beleuchtet, miserabel, und wenn man mitten drin ist, charmant erscheint.

Der Theetisch der Engländer war hier, von mehren Windlichtern erhellt, servirt, doch hatten nur die älteren Mitglieder der Gesellschaft daran Platz genommen. Die jüngeren Herren saßen auf der Balustrade, die Beine nach dem See hinabhängend und sprachen nach der großen Barke hinab, andere instruirten ihre Diener und Barkenführer Papierlaternen und Fackeln auf Stäben und in den Booten zu befestigen, andere, unter denen der mehrerwähnte, sehr nette Cousin der Malerin, der seine Papierlaterne wie einen Thyrsusstab schwang, debattirten an einem andern mit Noten bedeckten Nebentische, mit dem Vorstande der Musikbande. Eine Leiter war von der Terrasse hinab in die große Barke gelegt, und ich sah eine dunkle Musikergestalt nach der andern, Horn, Trompete, Posaune oder sonst dergleichen Blitzendes unterm Arm, über die Brüstung hinweg verschwinden. Die große Barke war sinnreich genug eingerichtet, um beleuchtet auf dem See Effekt zu machen. Man hatte das Orchester wohl sechs bis sieben Fuß erhöht, wie eine Art Verdeck darauf gebaut, und es sollte offenbar mit Pechfackeln beleuchtet werden, während eine Reihe kleiner Windlichter den Bord des Fahrzeugs säumte. Diese Barke lag, wie erwähnt, durch die Terrassedämme verdeckt, die vom Gondelplatze aus in den See gingen. Ich beschloß, die Entwickelung des Drama's abzuwarten und mich überraschen zu lassen, nahm daher dem Amerikaner gegenüber, der schweigend abseits an einem Tische saß, von dem aus man den Gondelplatz deutlich übersah, Platz, ließ mir eine treffliche Seeforelle und eine Flasche Bordeaux geben, und glaubte nun des Kommenden in Ruhe gewärtig sein zu dürfen. Der gute Geist der Mahlzeiten war mit mir, ich schob eben den Teller zurück, als ich fröhlich lachende Frauenstimmen auf dem Quai hörte, und fünf junge Damen von dem Cavalier in Matrosentracht und zwei Dienern gefolgt, mehr laufend als gehend, mit flatternden Mantillen und Hutbändern, die breiten, runden Strohhüte im Luftzug auf- und abklappend, auf das weiße Boot zueilen sah. Der Cavalier hüpfte hinein, reichte die Hand zu, welche die „seetüchtigen" Damen fast alle ausschlugen und im Nu im schwankenden Nachen standen.

Langsam wirrte sich das liebliche Durcheinander von Lachen, Rufen, Plaudern, Aufschreien, ohne welches niemals eine Unternehmung junger Damen beginnt, auseinander; eine der Damen hatte mit dem Herrn am Steuer Platz genommen, die vier andern sich auf die Ruderbänke geordnet. Die Mantillen fielen und wurden den Dienern zugeworfen, die Damen zeigten sich nun alle als weißgekleidet. Seemäßige Ruhe ward auf dem Boote, die Damen legten die kleinen, zierlichen Ruder ein, ein Gondelführer schob das leichte Gefähr vom Ufer, graziös neigten sich die vier schlanken Gestalten nach vorn, die Ruder schlugen taktmäßig ein und fort schoß das feine Boot wie ein Schwan hinaus auf die weiße silberglänzende Fläche des Sees.

„Welche ist die Fürstin S.?" fragte ich den Amerikaner.

„Ich weiß nicht!" antwortete er, die Beine streckend, die Zähne stochernd und den Kopf nicht nach dem reizenden Bilde des immer undeutlicher werdenden Bootes umwendend; in demselben Augenblicke erhielt ich einen leichten Schlag mit dem langen Stiele einer Papierlaterne, und meine freundliche Malerin glitt am Arme des Cousins an mir vorüber, dem Gondelhafen zu. Jetzt bemerkte ich das Treiben ringsumher. Ueberall wurden Papierlaternen und Fackeln angezündet, und wie ein Schwarm Johanniswürmer und großer Leuchtkäfer ergoß sich die Gesellschaft in die Barken. Zugleich auch bog das Musikschiff, wie ein Flammengebilde im See gespiegelt, um die Ecke der Terrasse. Der vielerwähnte Cousin trat wieder in meine Nähe, schlug sein zierliches Messer in einen Zeltpfahl, hing eine Rackete darauf und zündete sie mit seiner Cigarre an. Brausend schoß sie hinauf in den tiefen südlichen Himmel und streute, wie glühende Rubinen, purpurne Leuchtkugeln durch das blaue Mondlicht herab. Nun strömten die Barken vom Gondelplatze hinaus, der schlummernde See wurde von hundert Rudern strudelnd aufgewühlt, und wo einen Augenblick vorher nur das Silber des Mondes wie in einem Stahlschilde geglimmt hatte, flimmerten jetzt unzählige Lichtpunkte in allen Farben durch den ruhigen Glanzstrom, den der Mond auf den See goß. Fast gleichzeitig tauchten wandernde bunte Sterne in allen Uferorten in Balbiano, Tremezzo, Cadenabbia, Varenna, Menaggio auf. Alle diese Lichterscheinungen zogen mit planetarischer Ruhe einem Schwerpunkte zu, der in dem kleinen, weißen Boote, welches wie ein zartes Wölkchen auf der Seefläche ruhte, zu liegen schien.

Erst als ich das entzückende Schauspiel mit seinem großartigen Hintergrunde von abendnebelgekrönten, matt im Mondlicht stehenden, großen Gebirgen betrachtet hatte, entschloß ich mich, meine Barke zu besteigen, die einsam mit ihrer rothen Laterne noch im Hafen lag, um der feenhaften Flotille zu folgen. Noch ehe ich sie erreichte, hatten sich alle die leuchtenden Punkte zu einem wahrhaften Lichtgeschmeide dicht um den kleinen, weißen Nachen gesammelt und von der Orchesterbarke her brach jubelnd Musik, die ordentlich über den See dahinrollte, durch die erhabene Nachtstille. Was man spielte, weiß ich nicht, es war sehr schlechte, lärmende, neuitalienische Musik. Was hätte ich jetzt für zwanzig Takte Mozart oder Cherubini gegeben! Doch war es immerhin Harmonie, was ich hörte, und ich hielt mich fern genug, um nur den holden Eindruck der Tonwellen zu erhalten. All die Lichtwelt von schwärmenden Punkten, mit dem flammenden Orchesterschiff in der Mitte, zog sich unter dem Monde und durch sein Licht hindurch, hinüber nach der Villa Sommariva. Um zehn Uhr verlor ein Rubin, ein Smaragd um den andern sein Feuer, die Lichter verloschen, das Orchesterschiff verstummte, dafür aber glänzten die Fenster der Villa hellauf, der Ball begann dort, und noch lange, während ich mich bis zum Untergange des Mondes, der mit goldenen Hörnern majestätisch hinter dem Crocciene versank, auf dem See wiegen ließ, klangen zuweilen verstohlene Tanzrhythmen durch das leise Plätschern des Ruders hindurch, das mich gemächlichen Schlags heimwärts führte.

Blätter und Blüthen.

Der elektrische Telegraph durch's atlantische Meer zur Verbindung Amerika's und der alten Welt über England, von welchem schon öfter die Rede war und zwar in Verbindung mit dem Plane einer elektrischen Sprechkette um die ganze Erde, geht seinen Gang ruhig und rüstig fort zur Vollendung. Eine Zeitung New-Yorks bringt über den jetzigen Stand der Sache folgende Mittheilung: „Die telegraphische Communication zwischen Amerika und Europa, als Vorläuferin einer um die ganze Erde, ist eine zu große That für einen einzigen Helden. Doch halten die damit beschäftigten Personen das Werk bereits als sicher zur Ausführung. Die Erfahrung, welche man mit dem Telegraphen zwischen der Krim und England durch's schwarze Meer gemacht hat, bestärkt diese Sicherheit. Von Balaklava bis Varna ist der unterseeische Draht 350 englische Meilen lang. Diese Länge hindert die Kraft des elektrischen Fluidums nicht im Geringsten. Die Länge des Drahtes zwischen Ireland und Newfoundland, dem nächsten Punkte Amerika's, wird 1750 Meilen sein. Die genauen Untersuchungen des atlantischen Meeresgrundes von Seiten der amerikanischen Regierung haben ergeben, daß der Grund hier, mit Ausnahme von 200 Meilen an der irischen Küste, durchaus aus einer sandigen Ebene besteht, so daß man blos die 200 Meilen voller Gebirge und Zacken zu umgehen braucht, wodurch die 1600 Meilen Entfernung in gerader Linie durch Umweg zu 1720 werden. Der amerikanische Theil der Arbeit wird durch das Kapital von acht reichen Privatpersonen besorgt. Sie legen den Draht von Newfoundland bis New-York. Cyrus Field, ein Mitglied der Compagnie, ist eben von England, wo er mit der englischen Compagnie abgeschlossen, zurückgekehrt. Die amerikanische Linie wird 1200 Meilen lang, mit blos 71 unter dem Golf des St. Lorenzoflusses hin. Die Kosten sind auf 1½ Millionen Dollars berechnet. Auf Newfoundland allein arbeiten schon seit einem Jahre 600 Menschen, um Wüste und Wald zu klären. Sie bekommen außer Lohn große Strecken Landes in dieser bisher unbekannten, wilden Gegend. Der Draht für den Lorenz-Golf ist schon von England abgegangen. An dem Drahte durch's atlantische Meer wird in einer dazu besonders eingerichteten Anstalt bereits gezogen und gesponnen. Es wird die riesigste, heroischste Arbeit sein, die unser dampfendes, industriell erfinderisches und schöpferisches Jahrhundert aufweisen kann, eine Heldenthat, gegen welche alle blutigen Schlächtereien vor Sebastopol zu einer barbarischen, großartigen Kleinigkeit des Unsinns, des Unvermögens und der Heuchelei herabsinken."

Noch eine Elephantengeschichte. Die Zeitung: „Buffalo Democrat" erzählt folgenden Vorfall mit den Worten eines Augenzeugen: Unlängst besuchte eine Menagerie das Städtchen Johnstown, Grafschaft Herkimer. Die abreisende Gesellschaft mußte über eine schwache hölzerne Brücke, über welche alle Thiere auch glücklich hinweg kamen bis auf zwei Elephanten, die sich standhaft weigerten, darüber zu schreiten. Sie wurden mehrmals gegen die Brücke getrieben, aber jedesmal schreckten sie zurück, nachdem sie mit ihrem natürlichen Scharfsinn die schwache Struktur derselben untersucht hatten, theils mit den plumpen Füßen vorsichtig probirend, theils mit den Rüsseln prüfend und fühlend, dann in das tiefe Wasser zwischen steilen, dreißig Fuß hohen Ufern hinabblickend. Endlich wurde der Wärter wüthend und stachelte sie mit seinem Eisenstabe zur Verzweiflung, daß sie mit einem eigenthümlichen Brausen des Schmerzes endlich in größter Hast über die Brücke hinwegzukommen suchten. Aber es zeigte sich sofort, wie richtig die Elephanten sich und die Brücke beurtheilt hatten: die Brücke brach krachend zusammen und stürzte beide Thiere in den reißenden, tiefen Fluß hinunter. Der eine ward jämmerlich an den Vorderblättern der Füße und außerdem bedeutend verletzt, der andere kam merkwürdiger Weise ganz unversehrt unten an. Nun entwickelte sich eine Scene, die manchen civilisirten, in der Religion der Liebe erzogenen Menschen beschämen wird. Dem verletzten und gebrechenen Elephanten ward am Ufer des ziemlich tief gefallenen Wassers eine Art Bett bereitet und der andere angetrieben, der Menagerie zu folgen. Aber keine List, keine Lockung, keine Prügel mit der eisernen Keule vermochten ihn, seinen kranken Collegen zu verlassen. Tag für Tag lag der kranke Elephant, unfähig aufzustehen, und wurde jeden Tag schwächer, Tag für Tag wachte und sorgte der gesunde an seiner Seite. So vergingen drei Wochen, als das Wasser bedeutend zu steigen anfing und drohte, das kranke Thier am Flusse zu ertränken. Der Wärter suchte es daher mit Gewalt fortzubringen um es zu retten. Aber es konnte durchaus nicht aufstehen. Jetzt versuchte der Wärter in seiner Wuth, es durch den Stich einer Mistgabel zur äußersten Anstrengung zu zwingen. So wie dies der gesunde Elephant sah, riß er ihm die Gabel aus den Händen, zerbrach sie in Stücken, schleuderte sie weit weg und über seinen kranken Collegen gebeugt, blickte er mit solcher Wuth und Entschlossenheit um sich, daß der Wärter jeden weitern Versuch für lebensgefährlich hielt. Er bewachte und beschützte den kranken, wehrlosen Freund, bis er todt war und erlaubte bis dahin dem Wärter nie wieder, sich zu nahen. Jetzt, als er sich von dem Tode des Collegen überzeugt hatte, ward er wieder willig und gehorsam und folgte geduldig der Menagerie nach.

Ist hier nicht Verstand, Scharfsinn, Edelmuth, Liebe, wie kaum unter Menschenfreunden?

Allgemeiner Briefkasten.

H. in Dr. Ist Ihr Glaube an die Menschheit bereits so weit gesunken, daß Sie der Uneigennützigkeit einzelner Braven nicht mehr trauen? Womit hat der Mann, dem Sie als Grund aller seiner Bestrebungen bloße Geldgierde vorwerfen, diese harte Beschuldigung verdient? — Wie einst der edle Adelbert von Chamisso auf seiner Reise allenthalben, wo er konnte, in fernen wilden Gegenden und Eilanden, eine Hand voll Getreide ausstreuete, damit, wenn einstmals Menschen an diese Stätte kämen, sie eine nährende Frucht vorfänden, so streut der Mann, den Sie jetzt mit Vorwürfen überhäufen, überall, wo er auch immer hinkommt, in Gesellschaften, in Schulen, in Versammlungen, in Gewerbe- und andern Vereinen, die schöne fruchtbringende Saat seiner umfassenden Kenntnissen aus, ohne einen andern Lohn zu beanspruchen, als das Bewußtsein, genützt und das Gute gefördert zu haben. Was konnte Sie veranlassen, dem Bestreben eines Mannes Motive unterzuschieben, die just ihm und seiner ganzen Denkungsweise gänzlich fern liegen.

M. in W. Auch Sie glauben also an den enormen Ertrag unserer Zeitschrift? Sonderbar, selbst Leute von sonst hellem Verstande und tüchtigen Geschäftskenntnissen haben uns einen jährlichen Gewinn von 10 bis 14,000 Thaler nachgerechnet. Um Ihnen und zugleich den vielen Neidern unsers allerdings in überaus kurzer Zeit mächtig aufgeblühten Organs eine Einsicht in den innern Betrieb eines solchen Unternehmens zu geben, lassen wir heute mit Erlaubniß der Verlagshandlung eine Calculation der Zeitschrift folgen, die wir allen Sachverständigen offen zur Prüfung vorlegen. Unser Haus ist von Glas, es kann Jeder hineinschauen. Vielen wird es eine interessante Mittheilung, unsern Freunden aber eine unerwartete Erösnung sein, daß die Herstellung **Einer** Nummer unserer Gartenlaube — so klein und unbedeutend sie scheint — durchschnittlich **weit über siebenhundert Thaler kostet.** Und doch ist es so.

Die Gartenlaube wird in einer Auflage von 35,000 Exemplaren gedruckt, wovon augenblicklich an 32,000 Exemplare abgesetzt sind.

Papier à Ballen 33⅓ Thlr. (mit Zuschuß)	20,700	Thlr.
Satz und Druck à Nummer durchschnittlich 150 Thlr.	7800	„
Honorar der Beiträge à Nummer 55 Thlr. nebst Redactionssalair.	3560	„
Illustrationen, Zeichnungen und Holzschnitt à Nummer 38 bis 40 Thlr.	2000	„
Falzen der Auflage in Wochennummern	500	„
Expeditionskosten: Fakturen, Makulatur, Pappe und Bindfaden, Siegellack ꝛc.	500	„
An Salair für Commis, Markthelfer, Briefporto und kleinen Spesen, an Steuern ꝛc. ꝛc.	1000	„
Insertions- und andere Anzeige-Kosten, Probenummern, Circulaire ꝛc.	550	„
Capitalzinsen	400	„
An Druck-, Papier- und Buchbinderkosten der Monatsausgabe (7000 Aufl.)	900	„
Summa	37,850	Thlr.

Wir haben zur Erleichterung durchgängig runde Zahlen angenommen, da es bei der Höhe der Totalsumme auf ein Mehr oder Minder von 1 bis 200 Thlrn. nicht ankommen kann.

Der augenblickliche Absatz (das Exemplar zu 1 Thlr. 6 Ngr. Netto gerechnet) giebt einen Gesammtbetrag von 38,400 Thlrn. Bringen Sie davon die Freiexemplare, welche die Verlagshandlung bei Abnahme größerer Parthien gewähren muß, und weiter die jährlichen Ausfälle an Baarverlusten und Meßagios in Abzug — zusammen (mit den Freiexempl.) circa 2500 Thaler — so ergiebt sich schließlich ein Mehr, das durch den spätern Absatz der noch auf Lager gebliebenen 3000 Exemplare gedeckt werden soll. Die früheren Verluste bei Gründung der Zeitschrift und die Arbeitsverwerthung des Verlegers kommen dabei nicht in Anschlag. —

Das sind die Resultate, um die wir und die Verlagshandlung beneidet werden.

Die Gartenlaube war von Anfang kein Unternehmen der Spekulation und wird es niemals werden. Der eine Umstand, daß wir, um unsere Leser nicht zu beeinträchtigen, die unendlich vielen Aufforderungen um Aufnahme von Inseraten stets zurückwiesen, mag dies mit beweisen. Sie werden es indeß nach alledem begreiflich finden, wenn die Verlagshandlung ihren längst gehegten Plan zur Ausführung bringt und die Gartenlaube im Preis um einige Groschen erhöht. Daß, wenn dies geschieht, unsere Leser dabei nicht verlieren, brauchen wir Ihnen jetzt, wo in drei completen Jahrgängen die Beweise unseres Strebens vorliegen, wohl nicht zu versichern. Mit verstärkten Kräften und in größerer Ausdehnung wird die Gartenlaube in Wort und Bild Gediegeneres bieten, und so mit der Zeit das Ziel erreichen, das sie sich von Anfang an gesteckt hat.

Sfbn. in K. Die Sammlung wird in circa drei Wochen erscheinen.

Br. in El. bei Hameln. Sobald Sie bei der Post abonnirt haben, ist der Postsecretär Sch. auch verpflichtet, Ihnen sämmtliche Nummern des Quartals zu liefern. Wenn nicht, so zeigen Sie diese Saumseligkeit der obern Postbehörde an.

C. G. M. Wir werden versuchen, Ihrem Wunsche nachzukommen. Zu einer monatlichen Todtenschau können wir uns indeß nicht verstehen.

D. Redakt.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrirte Familienblätter. Redigirt von Eduard Hallberger.

Erscheint jede Woche. Preis vierteljährlich 15 Ngr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die Gartenlaube.

Die Gartenlaube.

Wie ein Gruß aus Kindertagen
Steht sie vor dem Blick,
Wie ein Märchen, das wir sagen
Unserm Glück zurück.

Wie ein Lied, das wir gesungen
Einer Liebe Glück,
Wie ein Vogel, der gesprungen
Aus dem Nest zurück.

Wie ein Bild, das wir gemalet
Einer Zeit zurück,
Wie ein Buch, das wir durchstrahlet
Mit dem Blick zurück.

Wie ein Gruß aus Kindertagen
Steht sie vor dem Blick,
Wie ein Märchen, das wir sagen
Unserm Glück zurück.

Wie ein Lied, das wir gesungen
Einer Liebe Glück,
Wie ein Vogel, der gesprungen
Aus dem Nest zurück.

Wie ein Bild, das wir gemalet
Einer Zeit zurück,
Wie ein Buch, das wir durchstrahlet
Mit dem Blick zurück.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig.

ausgestiegen waren, während der Kutscher dem herangetretenen Burschen den Koffer vom Bocke zureichte.

„Dort," erwiederte der junge Mann in dem zu kurzen Kamisol verächtlich.

„Nun, ja."

„Bei zwei Lieutenants, die nicht einmal von der Garde sind?"

„Sieh Dir den Koffer an. Er ist schwer. Der plumpe Commißbengel kann kaum mit ihm die Treppe hinauf."

„Was wird darin sein? Abgetragene Uniformen, abgerissene Stiefeln, zerrissene Hemden. Ich kenne das."

Er trat in die Straße. Der Alte folgte ihm, noch immer nach der Droschke und nach dem Hause sich umblickend, in welchem gleich nachher die beiden Offiziere verschwunden waren.

Sie hatten nur wenige Schritte gemacht, als der Schein einer fernen Laterne ihren stets lauernden Augen einen herannahenden Gensd'armen zeigte. Sie sprangen rasch hinter eine breite Pumpe neben dem Trottoir.

Der Gensd'arm ging würdevoll vorüber, ohne sie zu sehen.

„Wohin gehen wir?" fragte, als der Gensd'arm vorbei war, der Jüngere seinen Gefährten in dem grauen Flausrocke.

„Du weißt es ja. Für heute Nacht weiß ich kein anderes Quartier."

„Als in den Scheunen dahinten?"

„In der Weberstraße."

„Wenn es nur nicht so weit weg wäre. Man ist dahinten so entfernt von allen Geschäften. Wenn man des Nachts nicht schlafen kann, man könnte nicht einmal etwas ausführen."

„Das möchte ich Dir ohnehin nicht rathen. Du mußt erst wieder das Terrain kennen lernen. Seitdem der Duncker da ist —"

„Bist Du wieder mit Deinem Duncker da! Ich bin drei Stunden bei Dir und habe schon zwanzig Mal den Namen hören müssen."

„Ich wünsche Dir, daß Du ihn nicht noch öfter hören, oder gar die Bekanntschaft des Mannes machen mußt."

„Hat das Alter oder das Zuchthaus Dich feige gemacht?"

„Du kennst ihn nicht. Du hast seit sechs Jahren auf der Festung gesessen. In dieser Zeit ist er gekommen. Und seitdem ist Alles anders geworden."

„Laß uns gehen."

„Warte, warte; nur noch einen Augenblick."

„Was hast Du?"

„Sieh, die beiden Offiziere da drüben."

Von dem Trottoir aus konnte man durch das geöffnete Fenster sehen, was in dem gegenüberliegenden erhellten Quartiere des Lieutenants von Marenstern, namentlich in der Nähe des Fensters, vor sich ging. Der Lieutenant war gerade mit dem Untersuchen der Sicherheit des Sekretärs beschäftigt.

Auch der jüngere der beiden verdächtigen Menschen blickte jetzt angelegentlich in die Stube gegenüber.

„Zum Teufel, der Kerl versteckt da etwas."

„In den Sekretär? Nicht wahr? Du hast es also auch gesehen?"

„Ja. Und wie vorsichtig der Mensch ist. Das muß Werth haben."

„Es scheint also doch kein armer Lieutenant zu sein."

„Komm."

„Wohin? Du willst doch jetzt nicht fort?"

„Sie machen die Fensterladen zu. Sie wollen ausgehen. Sie werden gleich kommen. Sie dürfen uns hier nicht finden. Der Bursche scheint verdammt mißtrauisch zu sein."

„Wohin denn?"

„An die Ecke der Junkernstraße dort. Wir überschauen da die Markgrafenstraße und können sie mit den Augen verfolgen."

Sie stellten sich an die Ecke der Markgrafen- und Junkernstraße. Gleich darauf sahen sie den Burschen des Lieutenants das Haus verlassen. Er ging nach der Lindenstraße zu. Wenige Minuten später kamen die beiden Offiziere. Sie gingen in der Richtung nach den Linden. Sie kamen an den beiden Harrenden vorbei, aber auf der entgegengesetzten Seite der Straße, so daß diese von ihnen nicht bemerkt werden konnten. Als sie, nach der leipziger Straße hin, verschwunden waren, begaben jene Beiden sich vorsichtig nach dem Hause Markgrafenstraße Nummer 92 zurück.

Die Markgrafenstraße gehört zu den belebteren Straßen Berlins, auch noch an ihrem oberen Ende in der Nähe der Lindenstraße, dort, wo das „Kammergericht" so ernst in sie hineinschaut. Ein ernstes und zugleich eisern festes Bild der Gerechtigkeit früher, selbst dem großen Friedrich den Widerstand des Rechts entgegenstellend; von den Stürmen der neueren Zeit manchmal daniedergebeugt.

Es gingen viele Menschen in der Straße, auf den Trottoirs zu beiden Seiten derselben, hin und her, geschäftig und geschäftslos. Arbeiter, die müde von der ehrlichen Tagesarbeit heimkehrten; andere, die auf die unehrliche Abends- und Nachtarbeit aller Art ausgingen; Soldaten, die ohne alle Arbeit einher schlenderten; Köchinnen und Kindermädchen und die bekannten berliner „Mädchen für Alles," die theils Bestellungen für die Herrschaft machten, theils Bestellungen nicht für die Herrschaft suchten, bei den herumschlendernden Soldaten wie anderswo; junge Comptoiristen, die von den Comptoirs, junge Referendarien, die, bei den „Probeinstructionen" verspätet, vom Kammergericht, junge Lieutenants, die aus der Kaserne in der Lindenstraße kamen; alte vertrocknete Geheim-Sekretäre und Hofräthe — Kanzlei- und Registraturräthe gab es damals in Berlin noch nicht — die noch im Gehen von den Händen den Aktenstaub abschüttelten und den Tintenschmutz abwischten; und noch manches andere preußische Gewächs, das man besonders in der ersten Haupt- und Residenzstadt des preußischen Staates antrifft.

In dem Getreibe aller dieser Leute fiel es nicht auf, wenn zwei Menschen vor einem Hause ein paar Minuten stehen blieben, und, so unbefangen wie möglich, dem Anscheine nach in irgend ein gleichgültiges Gespräch verwickelt, oder nach den blauen Augen einer Köchin schielend, scharf prüfende Blicke nach der Thür, der Treppe, den Fenstern, den Fensterladen des Hauses richteten, und sich zugleich genau die Häuser nebenan zu beiden Seiten und gegenüber besahen, dann aber, wie weiter spazierend, langsam nach der Lindenstraße zuginzen. Dort traten sie, um ungestört und unbemerkt mit einander sprechen zu können, auf die um jene Zeit schon leere Rampe des Kammergerichtsgebäudes.

„Nun?" fragte der Aeltere, die Superiorität des Jüngeren anerkennend, den Letzteren. „Was meinst Du? Es geht, nicht wahr?"

„Wenn es gehen soll, so muß es gehen," antwortete der Andere trocken.

„Wenn wir nur Handwerkszeug hätten! Nur etwas! Aber ich bin erst seit gestern wieder hier, Du erst seit ein paar Stunden! Wir sind nackt und kahl wie die Kirchenmäuse."

„Schwatze nicht. Wir müssen zunächst wissen, wie es inwendig im Hause aussieht."

„Da hast Du wahrhaftig Recht, mein Junge. Ich hätte es im Eifer beinahe vergessen."

„Gehe hin und siehe nach."

„Warum gehen wir nicht Beide?"

„Fürchtest Du Dich wieder?"

„Fürchten? Du kennst mich, Fritz. Den Teufel fürchte ich nicht."

„Aber den Duncker."

„Aber vier Augen sehen mehr als zwei."

„Aber, wenn ich abgefaßt werde, so kostet es mich zehn Jahre Festungsarbeit; Dich können sie höchstens auf drei Monate in den Ochsenkopf sperren."

Das berliner Arbeitshaus heißt unter den betheiligten Personen der Ochsenkopf.

Der Alte im grauen Flausch kehrte nach dem Hause Markgrafenstraße Nummer 92 zurück, während sein Gefährte in der Lindenstraße vor dem Kammergerichte auf und abging. In der unmittelbaren Nähe des Centralpalastes der Gerechtigkeit in Preußen schien er sich am Sichersten zu fühlen. In der That war er damals dort am sichersten vor der Polizei.

Der Alte betrachtete vorsichtig noch einmal das Haus; dann stieg er keck, als wenn ihn ein Geschäft in das Haus führe, die steinerne Treppe hinan und drückte an dem Schlosse der Hausthür, um zu versuchen, ob diese von außen zu öffnen sei, oder ob er klingeln müsse. Die Thür ging auf. Der Alte schmunzelte vergnügt. Er trat in das Haus. Das Haus war nach gewöhnlicher berliner Art gebaut. Ein etwas schmaler Hausflur, zu beiden Seiten desselben Thüren, am Ende eine Treppe, die in die oberen Etagen führte. Unter der Treppe brannte eine Laterne, die den Flur schwach erhellte. Der Alte besah Alles genau, las die Namen auf den Schildern an den Thüren, und entfernte sich dann wieder. Niemand hatte ihn gestört.

Sein Gefährte wartete seiner am Kammergerichte.

„Nun?"

Der Alte war freundlicher und noch geschwätziger geworden.

„Alles gut, Alles vortrefflich, mein Junge. Heute werden wir einen Fang machen! Schon sobald nach unserer Rückkehr in diese liebe Residenz. Du hast doch Glück, Junge, daß Du mich hier gleich getroffen hast. Ohne mich —"

Der Andere war finster und einsylbig geblieben.

„Schwatze nicht, Kerl! Wie ist es inwendig!"

„Ein ordinärer Flur. Rechts die Stube des Offiziers; die Thüre gleich vorn im Flur."

„Doppelthür?"

„Eine einfache. Es ist die einzige auf der Seite. Auf der andern Seite sind zwei Thüren. Auf dem Schilde an der ersten stand der Name eines Geheimenkanzleisecretärs, auf dem an der zweiten der Name eines prinzlichen Kammerlakaien."

„Warst Du oben?"

„Ich hielt es nicht für nöthig."

„Gut."

Der Alte wurde plötzlich ernst.

„Gut, sagst Du? Und jetzt fängt unsere Noth an!"

„Welche?"

„Hast Du Handwerkszeug? Hast Du einen Centrumbohrer? Nur ein einfaches Stemmeisen?"

„Schweig. Wie viel Geld hast Du noch?"

„Einen halben Thaler."

„Gieb her."

„Was, Alles? Meinen ganzen Nebenverdienst?"

„Warum warst Du das Jahr über in dem Zuchthause nicht fleißiger? Gieb her."

„Was willst Du mit dem Gelde?"

„Du wirst es erfahren."

Der Alte zog sein ledernes Beutelchen wieder hervor und schüttete den Inhalt in die Hand seines Gefährten. Es waren drei Fünfsilbergroschenstücke.

„Du bleibst hier," sagte dann der Jüngere zu ihm. „Ich hole mein Sperrzeug."

Der Alte fuhr bei dem Worte vor freudigem Schreck in die Höhe.

„Sperrzeug! Du hast welches, Herzensjunge? Wie bist Du dazu gekommen? Erst gestern hier angekommen? Von der Festung entsprungen? Wo hast Du es?"

„Schrei nicht so, Bursche, sondern höre aufmerksam zu. Die Offiziere können spät in der Nacht, sie können aber auch früh zurückkommen. Vor halb zehn Uhr muß Alles vorbei sein. Jetzt ist es schon sieben durch. Mein Sperrzeug liegt wohlvergraben, draußen am Windmühlenberge, schon seit sechs Jahren, so lange als ich sitze. Von hier bis zum Windmühlenberge ist eine halbe Meile. Wollte ich den Weg hin und zurück zu Fuße machen, so würde es zu spät. Darum mußte ich Dein Geld zu einer Droschke haben. Ich fahre gleich hin. Du bleibst unterdeß hier und behältst das Haus im Auge. Gieb wohl Acht, auf Alles, was rein und ausgeht."

Unter der Rampe des Kammergerichts ist ein Haltplatz für Droschken. Der junge Mann begab sich dahin, stieg in eine Droschke, rief dem Kutscher zu: „Nach dem rosenthaler Thor, rasch!" — und fuhr davon.

Der Alte begab sich in die Markgrafenstraße zurück und ging darin auf und ab, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald in der Mitte der Straße, aber das Haus Nummer 92 immer im Auge behaltend.

Mit dem Glockenschlage halb neun kam in raschem Trabe von der Commandantenstraße her eine Droschke nach dem Kammergerichte zu herangefahren. Sie hielt an dem Haltplatze dort. Eine halbe Minute später waren die beiden Diebsgefährten wieder vereinigt.

Der Alte war dem Zurückkehrenden ungeduldig entgegengeeilt.

„Hast Du?" fragte er.

„Ja."

„Alles? Auch Bohrer und Stemmeisen?"

„Für den Nothfall auch die. Vorerst werden Dietriche und Haken ausreichen."

„Du hast die auch? Du bist ein prächtiger Junge. Ich werde stolz darauf, daß ich Dich angelehrt habe. Ich habe es immer gesagt, aus Dir würde etwas werden, Du würdest Deinen Lehrmeister übertreffen. Ich bin nicht neidisch auf Dich."

„Ist Nichts vorgefallen?"

„Nichts. Ein paar Mägde gingen ein und aus; das ist Alles."

„Ist auch der Bursche nicht zurück?"

„Nein."

„Komm. Aber zuerst folge mir dorthin." Er zeigte nach der Lindenstraße.

„Was willst Du da?"

„Du wirst es sehen."

Der Jüngere führte den Alten in die Lindenstraße, und dort in eines der nächstgelegenen Häuser, das einen nicht verschlossenen und nicht erleuchteten Hausflur hatte. Der Flur war leer. Die beiden Diebe stellten sich in den dunkelsten Raum hinter der Hausthür.

„Du hast doch meine Soldatenjacke noch?" flüsterte der Jüngere seinem Gefährten zu.

„Zusammengedrehet in meiner Rocktasche."

„Gieb her."

„Was willst Du damit?"

„Sie anziehen."

„Du bist ja darin entsprungen. Du gabst sie mir, um durch sie nicht verrathen zu werden, wenn sie bei Dir gefunden würde."

„Jetzt muß sie mir helfen. Wenn ich drüben bei der Arbeit bin, und es käme Jemand, so muß man mich für den Burschen des Offiziers halten."

„Weiß Gott, Junge, Du machst meiner Erziehung Ehre."

Der Alte zog die zusammengewickelte Soldatenjacke aus der Tasche und steckte das zu kurze Kamisol seines Gefährten dafür wieder ein. Dieser zog die Jacke an. Sie gingen zu der Markgrafenstraße und zu dem Hause Nummer 92 zurück.

„Ich gehe zuerst allein in das Haus," sagte der Jüngere. „Du passest draußen auf. Kommt etwas Verdächtiges, kehren die Offiziere zurück, so giebst Du mir sofort Bescheid. Sobald ich die Thüre offen habe, rufe ich Dich."

Er erstieg die Treppe, öffnete die Hausthür und trat in den Flur, dreist und unbefangen, als wenn er in das Haus gehöre. Die Thür lehnte er hinter sich nur an. Der Flur war leer.

Er hatte sich mit einem raschen Blicke darin umhergesehen. Er wandte sich zu der Thür des Offiziers. Er horchte einen Augenblick davor. Er hörte nichts. Auch sonst war Alles still im Hause. Nur in einem der obern Stockwerke hörte man Stimmen. Kinder und Erwachsene sprachen mit einander. Jene schienen zu Bett gebracht zu werden.

Der Dieb zog aus seiner Hosentasche vorsichtig ein Bund Nachschlüssel hervor. Er versuchte den ersten an dem Schlosse der Thür. Der Schlüssel wollte nicht öffnen. Er nahm einen zweiten.

In diesem Augenblicke öffnete sich oben eine Thür; Schritte naheten sich der Treppe. Es schienen Schritte eines Frauenzimmers zu sein. Der Dieb wurde unentschlossen. Sollte er bleiben oder fliehen? Er blieb und versuchte weiter an dem Schlosse.

Eine Magd kam die Treppe herunter; sie trug ein Licht in der Hand; sie schien in den Keller zu wollen.

Sie stutzte, als sie den jungen Mann in der Soldatenjacke sah. Der junge Mann wandte ihr unbefangen sein volles Gesicht zu. Es war ein schönes Gesicht; die Magd ging nicht nach dem Keller, sondern zu dem hübschen jungen Mann.

„Sie sind wohl der Bursch von dem Herrn Lieutenant, der hier heute Abend eingezogen ist?"

„Ich wollte dem Herrn Lieutenant frisches Wasser besorgen. Der verdammte Schlüssel will nicht öffnen."

„Soll ich Ihnen leuchten?"

„Ich danke Ihnen; Sie werden keine Zeit haben."

„O, die da oben können warten."

Von der Treppe erscholl eine spitzige Stimme herunter.

„So, Fräulein Rieke, schon Bekanntschaft gemacht?"

Fräulein Rieke antwortete nicht minder spitz:

„Wie Sie sehen, Fräulein Dorte."

Fräulein Dorte, die Magd einer zweiten, oben wohnenden Herrschaft, kam vollends die Treppe herunter.

„Das muß ich sagen, Fräulein Rieke —"

„Was müssen Sie sagen, Fräulein Dorte? Daß Sie eifersüchtig auf mich sind? Sie hätten Ursache dazu."

„Was Sie sich einbilden! Was ist denn das?"

Fräulein Dorte war näher getreten und hatte sich den vermeintlichen Burschen des Offiziers näher angesehen, der freilich ihr nicht voll sein Gesicht zuwandte.

„Das ist ja nicht der Bursch des Herrn Lieutenants!“ fuhr sie erschrocken fort. Der junge Mann erschrak nicht.

„Darin könnten Sie Recht haben!“ sagte er ruhig.

„Und wer sind Sie denn?“

„Ich bin der Bursche des Offiziers, mit dem der Lieutenant gekommen ist.“

Fräulein Dorte war noch mißtrauisch.

„Und wie heißt denn Ihr Lieutenant?“

„Müssen Sie seinen Namen so genau wissen?“

„Ich möchte doch wohl.“

„So warten Sie einen Augenblick. Sobald ich dem Herrn frisches Wasser gebracht habe, führe ich Sie Beide zu unserm Quartier; da werden Sie auch meinen Kameraden treffen, und noch ein Paar andere Freunde. Grog und Karten haben wir schon, es fehlen nur noch hübsche Mädchen.“

Die beiden Fräulein sahen einander versöhnt an.

„Was meinen Sie, Rieke?“

„Und Sie, Dorte?“

„Rieke, wo bleibt Sie denn? Will Sie den Augenblick heraufkommen!“ rief oben auf dem Flur eine kreischende Stimme.

Eine andere, nicht minder kreischende rief gleich hinterher: „Ist die liederliche Dorte auch schon da unten? Ich will Sie Mores lehren. Das hat man davon, wenn Soldaten in's Haus kommen.“

Die beiden Mägde eilten die Treppe hinauf.

Der Dietrich des Diebs paßte; die Thür zu der Stube des Lieutenants von Marenstern öffnete sich. Der Dieb kehrte an die Hausthür zurück, öffnete sie halb, und flüsterte hindurch: „Lude!“

Sein Gefährte in dem grünen Flausch sprang die steinerne Treppe hinauf.

Die beiden Diebe gingen in das Zimmer des Lieutenants. Einen Augenblick lang ließen sie die Thür noch offen, um vermöge der Helle des Flurlichtes sich orientiren zu können. Sie sahen auf dem kleinen Tische unter dem Spiegel in einem messingenen Leuchter eine Kerze und daneben Zündhölzer. Einer machte die Thür zu, der Andere zündete die Kerze an.

Jetzt besichtigten sie zuerst rasch Zimmer und Alkoven.

„Von innen wäre keine Gefahr,“ sagte der Jüngere; „wir müssen uns auch nach außen sichern. Mach einen Fensterladen halb auf und dann das Fenster, damit Du die Straße beobachten kannst.“

Der Alte verfuhr nach der Anweisung. Der Jüngere machte sich an den Schreibsekretair. Er besah das Schloß der Klappe, er suchte unter seinen Nachschlüsseln. Schnell hatte er einen gefunden, der ihm zu passen schien. Zu dem fabrikmäßig gearbeiteten Schlosse paßte das Instrument in den Händen des erfahrenen und gewandten Diebes in der That. Die geöffnete Klappe des Sekretairs fiel herunter. Der Dieb lächelte still höhnisch, als er im Innern des Sekretairs das kleine verschlossene Thürchen erblickte.

„Reiß es auf, oder laß mich das Puppenschloß aufreißen!“ rief eifrig der Alte, der, als er die Klappe fallen hörte, neugierig und ungeduldig seinen Posten am Fenster verlassen hatte, und zu dem Sekretair gesprungen war.

„Ruhig, zurück auf Deinen Posten!“ befahl ruhig der Andere.

Er zog aus seinem Bund einen anderen, feinern Haken hervor; nach einigen Sekunden war auch das kleine Thürchen im Innern des Sekretairs geöffnet. Der Alte sprang wieder von dem Fenster zurück. Der Jüngere langte aus dem Behälter des Sekretairs ein Päckchen hervor. Er besah es, er wog es in der Hand. Es war sorgfältig in Papier eingewickelt und mit einem rothen Bändchen umwunden; es wog leicht.

„Die Liebesbriefe des Herrn Lieutenants,“ sagte er halb ärgerlich, halb verächtlich.

„Oeffne es!“ rief der Alte ungeduldig, während seine Augen sich entschleierten und mit einem unheimlichen Feuer stachen, und sein Körper zitterte.

„Oeffne, Junge!“

Der Jüngere öffnete. Auch seine Augen fingen an zu leuchten von einem heftigen, wilden Feuer. Er hielt das Päckchen Kassenanweisungen in der Hand, uneröffnet und unversehrt, wohl versiegelt und überschrieben, wie es aus der Regierungshauptkasse gekommen war. Das Heirathsgut, das Glück des armen Lieutenants!

„Zwölftausend Thaler in königlich preußischen Kassenanweisungen,“ las er.

Auch der Alte las es. Der Anblick machte einen fast wunderbaren Eindruck auf den ergrauten Dieb.

„Fritz, Junge!“ rief er. „Zwölftausend Thaler! Ich erbärmlicher Kerl! O, ich elender Lump! Da bin ich fast sechzig Jahre alt, und habe seit länger als fünfzig Jahren gestohlen, und mein ganzes Leben hat mir keine zwölftausend Thaler eingebracht!“

„Aber,“ versetzte spöttisch der Andere, „dafür mehr als dreimal zwölf Jahre Zuchthaus. Doch, alter Kerl, ich glaube wahrhaftig, Du weinst.“

„Ja, Fritz, ich weine, und ich schäme mich meiner Thränen nicht. Ich habe ein weiches Herz. Zwölftausend Thaler! Und mit einem Male! Sieh, ich habe niemals geträumt, daß ich noch einmal ein reicher Kerl würde.“ Auf einmal unterbrach er sich. „Gieb das Geld her. Ich habe noch nie so viel Geld in der Hand gehabt. Ich muß wissen, wie das ist.“

Der junge Mann war ruhig geblieben, wie immer.

„Das Glück hat Dich närrisch gemacht, alter Thor,“ sagte er. „Komm, laß uns fortmachen, ehe man uns hier trifft.“

Der Andere wurde heftig.

„Gieb mir das Geld. Du traust mir nicht?“

„Komm, Narr!“

„Wenigstens meine Hälfte will ich. Wir wollen theilen, auf der Stelle.“

Die Augen des jungen Mannes funkelten zornig.

„Höre, alter Narr,“ sagte er, „sprichst Du noch ein Wort, so schmeiße ich Dich aus dem Fenster, daß Du da unten im Rinnstein die Knochen zerbrichst.“

Er hatte dem Alten imponirt. Dieser wurde still; aber mit leeren Händen das Zimmer zu verlassen, das schien dem alten Gewohnheitsdiebe unmöglich. Er blickte um sich her. Er sah den Kleiderschrank. Er flog darauf zu. Der Schlüssel steckte darin. Er öffnete ihn.

„Laß die Kleider hängen!“ rief ihm sein Gefährte zu. „Sie können uns verrathen.“

Der Alte war eigensinnig geworden.

„Bekümmere Dich um Dich,“ antwortete er trotzig.

Er bepackte seinen Arm mit den Uniformstücken des Offiziers. So wollte er fortstürzen.

„Mach erst den Schrank zu!“ befahl ihm der Jüngere.

„Warum das?“

„Ich habe es von Dir selber gelernt. Ein Diebstahl muß so spät entdeckt werden, wie möglich.“

Der Alte verschloß gehorsam den Schrank. Der Andere hatte bereits sorgfältig den Sekretair wieder verschlossen. Er löschte vorsichtig das Licht aus. Beide verließen die Stube. Draußen verschloß er nicht minder vorsichtig die Thür der Stube.

Es war Mitternacht, als der Lieutenant von Marenstern in sein Quartier zurückkehrte. Von seiner Braut hat er sich noch zu Jagor begeben müssen, wo seine Freunde zu seiner Bewillkommnung in Berlin ein kleines Abendessen veranstaltet hatten.

Der Lieutenant kehrte in der heitersten und glücklichsten Stimmung von der Welt zurück. Seine Braut hatte bei Mittheilung seines und ihres Glücks vor Freuden geweint. Erst jetzt, da es bald zu Ende sein sollte, hatte sie ihm alles das Leiden vertraut, das sie seit Jahren in dem Hause des Freundes ihres Vaters erduldet hatte. Sie hatten tausend Pläne des neuen Glücks und der Freude gemacht.

Die Freude der Kameraden und der Jagor'sche Wein hatten den Offizier noch fröhlicher gestimmt.

Er hatte den Schlüssel seines Zimmers mit sich genommen. Die Thür öffnete sich damit. Er fand das Licht an der Stelle, an der er es zurückgelassen hatte, daneben die Zündhölzer. Er zündete es an. In dem Zimmer war Alles an seinem Platze. Er warf einen Blick nach dem Sekretair, in dem er seinen Schatz verwahrt hatte. Er fand ihn verschlossen. An ein weiteres Nachsehen dachte er nicht. Auch seine bisherigen Blicke waren wohl nur mehr instinktmäßig, als von einem Verdachte geleitet gewesen. Er gab sich ganz seinem Glücke hin. So legte er sich zu Bette, schlief bald ein, und träumte vielleicht süß.

Der arme Lieutenant!

(Fortsetzung folgt.)

Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.

Mit einem von einem Indianer gelenkten Kanoe fährt der Jäger durch die Wasserwildnisse, um Wild zu erlegen. Er hat sich auf einer Insel ein Lager aufgeschlagen, wo er sich ausruht und seine Mahlzeit einnimmt. Sein Gewehr hat er neben sich gelegt, um es gleich zur Hand zu haben, wenn ihm Wild vor die Flinte kommt. Er ist ein Weißer, der Indianer ist sein Führer und Diener. Dieser hat sich ein Feuer angezündet, um sich seine Mahlzeit zu kochen. Er ist ein Rothaut, ein Indianer, und gehört zu einem Stamme, der noch in Urwäldern lebt und sich von Jagd und Fischfang ernährt. Er ist ein Wilder, ein Naturmensch, der noch nicht mit der Civilisation in Berührung gekommen ist. Er ist ein Jäger und Fischer, ein Krieger und Häuptling, ein Medicinmann und Zauberer, ein Priester und Gottesverehrer, ein Dichter und Sänger, ein Redner und Geschichtenerzähler, ein Tänzer und Musikant, ein Maler und Bildhauer, ein Weber und Töpfer, ein Gerber und Sattler, ein Zimmermann und Schiffbauer, ein Schmied und Goldarbeiter, ein Arzt und Wundarzt, ein Astronom und Mathematiker, ein Geograph und Naturforscher, ein Philosoph und Gelehrter, ein Lehrer und Erzieher, ein Vater und Gatte, ein Sohn und Bruder, ein Freund und Gastfreund, ein Mensch und Bruder.

Am Ufer des Mississippi.

Am Ufer des Mississippi. Wenn der Jäger in Amerika auf die Jagd geht, so begleitet ihn gewöhnlich ein Indianer, der ihm als Führer und Diener dient. Dieser ist ein Rothaut, ein Indianer, und gehört zu einem Stamme, der noch in Urwäldern lebt und sich von Jagd und Fischfang ernährt. Er ist ein Wilder, ein Naturmensch, der noch nicht mit der Civilisation in Berührung gekommen ist. Er ist ein Jäger und Fischer, ein Krieger und Häuptling, ein Medicinmann und Zauberer, ein Priester und Gottesverehrer, ein Dichter und Sänger, ein Redner und Geschichtenerzähler, ein Tänzer und Musikant, ein Maler und Bildhauer, ein Weber und Töpfer, ein Gerber und Sattler, ein Zimmermann und Schiffbauer, ein Schmied und Goldarbeiter, ein Arzt und Wundarzt, ein Astronom und Mathematiker, ein Geograph und Naturforscher, ein Philosoph und Gelehrter, ein Lehrer und Erzieher, ein Vater und Gatte, ein Sohn und Bruder, ein Freund und Gastfreund, ein Mensch und Bruder.

neuerdings angegriffen hatte, oder ob sie den ersten Feind weiter verfolge. Sie entschloß sich zu dem Letztern.

K. blieb auf dem Baume, wie sich denken läßt, nicht ruhig sitzen, er kletterte vielmehr unter den Zweigen fast so schnell und geschickt wie ein Eichhörnchen höher und höher hinauf. Als er sich etwa sechzig Fuß vom Boden befand, rutschte er auf einen Ast vor, der sich horizontal von dem Stamm hinausstreckte. Er hatte seinen guten Grund dazu; er bemerkte nämlich, daß sich gerade über diesem Ast ein zweiter befand, und er glaubte diesen erreichen und auf ihn sich hinaufschwingen zu können, sobald die Bärin ihm auf den ersten folge; auf diese Weise hoffte er den Stamm wieder zu erlangen und daran heruntersteigen zu können, so lange die Bärin noch draußen auf dem Aste sei. Der Plan war ganz gut erdacht, leider aber zeigte es sich bald, daß der erste Ast unter der Schwere seines Körpers sich bog, und dabei sich von dem obern so weit entfernte, daß er denselben nicht einmal mit den Fingerspitzen erreichen konnte. Er wollte also umkehren und einen andern Ast suchen, als — Entsetzen! — die Bärin bereits von dem Stamm her auf denselben Ast trat und sich anschickte, unsern Freund K. da zu holen.

Umkehren und der schrecklichen Bärin entgegentreten, konnte er unmöglich; weder unter noch über sich vermochte er andere Zweige zu erreichen und weiter vor auf dem Aste durfte er sich auch nicht wagen, denn da trug er ihn nicht mehr, und — man vergesse es nicht — er befand sich in einer Höhe von mindestens sechzig Fuß. Er konnte also dem wüthenden Thiere in keiner andern Weise entkommen, als wenn er aus dieser Höhe hinunter sprang, aber dies war gewisser Tod.

Die Bärin kletterte unterdeß auf dem Aste weiter und weiter vor. Wir standen athemlos unten, luden unsere Gewehre von Neuem, fürchteten aber nicht schnell genug damit zu Stande zu kommen.

Es war eine grauenhafte Minute, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde, in welcher K. aber bewundernswürdige Geistesgegenwart und Charakterstärke zeigte. Statt sich der Angst und Verzweiflung zu überlassen, behielt er seine Kaltblütigkeit vollständig, um über seine Rettung nachdenken zu können.

Da plötzlich kam ihm ein Gedanke und er rief uns zu:

„Einen Strick! Einen Lasso! Werft ihn mir zu, aber um Gottes willen rasch, sonst bin ich verloren!"

Zum Glück lag ein Lasso, ein langer schmaler Lederriemen mit einer Bleikugel an dem einen Ende, unter dem Baume bereit. Ich warf sogleich mein halbgeladenes Gewehr hin, stürzte nach dem Lasso und faßte ihn kunstgerecht. Ich darf wohl sagen, daß ich eine ziemliche Geschicklichkeit im Lassowerfen erlangt hatte, und in dieser Kunst es mit jedem Südamerikaner aufnehmen kann.

Ich stellte mich dann gerade unter den Ast, auf dem der Freund oben nicht weit mehr von der Bärin schwankte, ließ ihn erst mir um den Kopf sausen, zielte gut und schleuderte ihn in die Höhe. K. war, um Zeit zu gewinnen, auf dem Aste so weit vergegangen als es nur möglich war. Die Bärin folgte ihm weiter und weiter. Unter der doppelten Last aber bog sich der Ast wie ein Bogen, und es war ein Wunder, daß er nicht brach.

K. saß rücklings auf dem Aste mit dem Gesichte nach dem Stamme und folglich nach der Bärin zu. Diese war kaum noch zwei Schritte von ihm entfernt, so daß er gewiß ihren heißen Athem bereits in dem Gesichte fühlte. Es war die höchste Zeit. Zum Glück sauste da das Ende des Lasso herauf, gerade zwischen K. und die Bärin, und schlang sich um den Ast. Blitzschnell faßte ihn K., und eben als die Bärin die große Tatze ausstreckte, um ihren Feind zu packen, ließ dieser den Ast los und glitt an dem Lasso hinunter.

Leider aber war der Lasso zu kurz, denn es fehlten mindestens zwanzig Fuß zwischen seinem Ende und dem Boden unten. Wir selbst hatten mit Entsetzen dies bemerkt, doch gab es ein Mittel, den herabspringenden Freund aufzufangen. Wir hatten ja die Haut eines erlegten Büffels bei uns; diese nahmen wir und hielten sie unter dem Lasso ausgebreitet. K. sprang herunter darauf, und im nächsten Augenblicke stand er wohlbehalten neben uns.

Es war ein Augenblick des Triumphs. Der Ast, welchen die Last unseres Freundes tief niedergezogen hatte, schnellte, als er den Lasso losließ, mit Macht empor; die Gewalt dieser Bewegung kam so unerwartet und war so stark, daß die Bärin losließ, mehrere Fuß hoch emporgeschleudert wurde und dann aus der Höhe herunter dumpf aufschlagend an den Boden fiel. Eine Zeit lang blieb sie bewegungslos liegen; aber sie war nicht todt, nur betäubt, und sie würde sich bald genug wieder aufgerichtet und den Kampf von Neuem begonnen haben, wenn wir die Zeit nicht gut benutzt hätten. Wir jagten ihr jeder eine Kugel in den Leib, ich schoß sie namentlich in das Auge, und so streckten wir sie bald leblos nieder.

Die Jungen hatten sich aus dem Staube gemacht, und wir suchten auch nicht lange nach ihnen; von der Alten aber schnitten wir einige fette Rippen ab, und wer in seinem Leben jemals Bär-Coteletten gegessen hat, wird sich vorstellen können, wie vortrefflich sie uns diesen Morgen nach bestandenem Abenteuer schmeckten.

Ueber Frauenbestimmung.

Von Prof. Biedermann.

IV.

Die Frauen in der Politik.*

Am Häufigsten haben sich die Frauen versucht, und den verhängnißvollsten Einfluß haben sie geübt auf einem Gebiete, welchem sie für immer hätten fern bleiben sollen, auf dem Gebiete der Politik. Die Erklärung dafür ist leicht zu finden. Die Politik war die längste Zeit hindurch ausschließlich in den Händen der Machthaber und ihrer Umgebungen. Die Kunst, auf die Menschen und durch sie auf die Verhältnisse einzuwirken, die Gewandtheit persönlicher Leitung und Ueberredung, auch die Intrigue in ihren mannigfachsten Wendungen war dabei ganz am Platze.

Für diese Art persönlicher Wirksamkeit aber haben die Frauen ganz besondere Neigung und ein ganz besonderes Talent, und sie haben dieses, bisweilen zum Guten, öfter jedoch leider zum Schlimmen, vielfach benutzt. Die ältere und neuere Geschichte, selbst die neueste kaum ausgenommen, weiß von weiblichen Einflüssen, von weiblichen Intriguen in großen und kleinen Staatsangelegenheiten, auf dem Felde der äußern wie der innern Politik, Allerlei zu erzählen. Um nur einige der hervorragendsten Beispiele zu nennen, wo Frauen in die Geschicke ganzer Völker eingriffen, erinnere ich an jene Katharina von Medici, die Mutter Karl's IX. von Frankreich, die Hauptanstifterin der gräßlichen Ermordung der Protestanten (der sogenannten pariser Bluthochzeit oder Bartholomäusnacht) im Jahre 1572; an jene Henriette von Frankreich, deren leichtfertiges Wesen nicht wenig zu dem unglücklichen Schicksale ihres Gemahls, Karl's II. von England, beitrug; an jene Marie Antoinette, Ludwig's XVI. Gemahlin, welcher die Geschichte eine ähnliche Schuld bei dem großen Drama der französischen Revolution, wohl nicht ganz mit Unrecht, beimißt; ich erinnere ferner an die bekannten Geliebten Ludwig's XIV. und XV., Madame Maintenon, deren bigotte Frömmigkeit (eine verspätete und schlechte Buße für ihr früheres sehr unfrommes Leben), den, gegen Weibereinfluß nur zu schwachen König zu harten Maßregeln wider seine protestantischen Unterthanen verleitete, welche Frankreich vielen Tausende seiner gewerbfleißigsten Bürger beraubten und französische Industrie, französische Bildung, aber auch ein gut Theil französischer Leichtfertigkeit nach Deutschland herüber verpflanzten; Madame Pompadour, die, um sich an Friedrich II. von Preußen wegen eines Witzwortes, das er über sie gesprochen, zu rächen, den Beitritt Frankreichs zu dem Bündniß gegen diesen König durchsetzte, aus welchem der siebenjährige Krieg hervorging.

* S. die Nummern 10, 14 und 17 d. J.

Nirgends so sehr, als in Frankreich, ist weiblicher Einfluß in der Politik thätig und mächtig gewesen, weil nirgends die Politik von jeher einen so persönlichen Charakter gehabt hat, und so wie dort, mehr von den Launen und Leidenschaften der Herrscher, als von den Interessen des Volkes bestimmt worden ist. Doch haben auch anderwärts nicht selten Frauenhände bedeutsam in das Rad der Geschichte eingegriffen. Jenes „Glas Wasser", welches einen hochberühmten Feldherrn (Marlborough) und seine kriegerisch gesinnte Partei am Hofe von England in Ungnade stürzte, dadurch England von der Allianz gegen Ludwig XIV. losreißen half, und also unmittelbar wenigstens dazu beitrug, die ganze Gestalt der europäischen Verhältnisse zu ändern, ist mehr als eine bloße dramatische Erfindung; ebenso jenes „Mädchen von Marienburg", Katharina, Peter's des Großen Gattin, die durch ihre Geistesgegenwart, ihre Unterhandlungsgabe und die Aufopferung ihrer Kostbarkeiten ihren Gemahl aus der gefährlichen Lage, in welche er im Türkenkrieg gerathen war, befreit, und ein schweres Verhängniß von ihm und seinem jungen Reiche abwandte.

In Deutschland gab es leider auch eine Zeit, wo, wie alles Französische nachgeahmt ward, so auch weiblicher Einfluß, noch dazu der unberechtigsten und niedrigsten Art, an den meisten deutschen Höfen herrschte. Beinahe nirgends trieb man's darin so schamlos, als in Würtemberg, wo zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Fräulein von Grävenitz, die Geliebte des Herzogs Eberhard Ludwig, förmlich im Geheimen Rathe den Vorsitz führte, Stellen und Gnadenbezeigungen austheilte und die ersten Aemter mit ihren Verwandten und Günstlingen besetzte. Auch unter Karl Eugen von Würtemberg, bei jenen Scenen des Despotismus, in denen fürstliche Geistesbeschränktheit den aufstrebenden Genius eines der größten Dichter, Schiller's, zu unterdrücken, fürstliche Rachgier das freimüthige Erkühnen eines andern Dichters, Schubart, grausam zu strafen sich unterfing, spielte ein Weib, die unter dem Namen Francisca bekannte und u. A. in den „Karlsschülern" auf die Bühne gebrachte Geliebte des Herzogs, keine unbedeutende Rolle. Auch in Sachsen, besonders unter August dem Starken, in Preußen unter dem ersten König Friedrich und dann wieder unter Friedrich Wilhelm II., in Baiern unter Karl Theodor, ja selber an den Höfen geistlicher Fürsten übten Frauen lange Zeit eine Macht, die sich, wenn nicht weiter, doch wenigstens fast immer auf einen unverantwortlichen Mißbrauch der Landeseinnahmen, eine Bedrückung der Unterthanen und eine Zurücksetzung des wahren Verdienstes durch ein System der Gunstbuhlerei oder der Bestechung erstreckte. Wie diese fürstlichen Maitressen in einem Glanze schwelgten, zu welchem oft das Elend der Länder, die sie aussaugen halfen, einen tiefschmerzlichen Kontrast bildete, wie sie sich mit Perlen und Juwelen schmückten, an denen der Schweiß und das Blut des armen Volkes klebte, das hat unser Schiller in seiner „Lady Milford" (in „Kabale und Liebe") mit furchtbarer Wahrheit geschildert — nur daß die Geschichte von keiner fürstlichen Geliebten weiß, die, gleich jener Lady, aus eigener besserer Herzensregung ihre schmach- und fluchbeladene Lebensstellung aufgegeben hätte.

Wo solches Weiberregiment herrscht, da müssen wohl die Männer selber weibisch sein, oder weibisch werden. Ein ächter, ein männlicher Charakter bleibt gegen solche Verführungen kalt.— Darum scheiterten auch an einem Karl XII. von Schweden alle Reize der schönen Aurora von Königsmark, welche August der Starke diesem, als den besten Unterhändler, wie er meinte, entgegengesandt hatte. Die schöne Gräfin, die einen August, bei der ersten Begegnung zu ihren Füßen gesehen hatte, mußte die Beschämung erleben, daß der rauhe schwedische Kriegsheld auf die ungalanteste Weise mit ihr von nichts als von der Vortrefflichkeit seiner großen Stiefel sprach, und sie mit ihrer diplomatischen Mission unverrichteter Sache wieder abziehen ließ.

Um die Unwürdigkeiten, welche ein Menschenalter hindurch mehr oder weniger fast alle deutsche Völkerschaften durch die schnödeste Maitressenherrschaft erduldet haben, zu vergessen und zu verschmerzen, wenden wir gern unsere Blicke nach einer anderen, wohlthuenderen Seite unserer vaterländischen Geschichte, wo wir, wie durch eine eigenthümliche Schickung (als sollte das Andenken an jenen verderblichen Fraueneinfluß auch wieder durch eine Frauenwirksamkeit der edelsten Art ausgelöscht und gesühnt werden), in mehreren deutschen Ländern gerade Fürstinnen eine segensreiche, kraftvolle und umsichtige Thätigkeit entfalten sehen. Nur zu nennen brauche ich die edle und geistvolle Amalie von Weimar, die feinsinnige Freundin Wieland's, die Bilonerin des ihrer würdigen Sohnes, und mit ihm die Begründerin von „Weimars Musenhof", dieser unvergänglichen Zierde jenes kleinen Ländchens und des ganzen Deutschlands. * Weniger allgemein bekannt, aber gleichfalls unvergessen in der Geschichte der Länder, denen zum Segen sie wirkten, sind die Fürstin Pauline zu Lippe, welche achtzehn Jahre lang (1802—20) als Vormünderin ihres Sohnes das kleine Ländchen musterhaft regierte, und selber Napoleon so viel Achtung abgewann, daß er ihr Gebiet verschonte, ** und jene Landgräfin Karoline von Darmstadt, von welcher Wieland wünschte, daß sie über Europa herrschen möchte. Und wie könnte ich aus der neuesten Zeit die edle Königin Louise von Preußen unerwähnt lassen, deren entschlossene Begeisterung für die Wiedererhebung des niedergeworfenen Vaterlandes die Unentschlossenheit manches männlichen Geistes beschämte und überwand?

Auch in noch weit größeren Verhältnissen, als Selbstherrscherinnen auf den mächtigsten Thronen, haben sich Frauen ihrer hohen Aufgabe gewachsen gezeigt, und in der Geschichte einen ebenbürtigen Platz neben den Männern, ja vor vielen dieser, behauptet. Die Regierungen einer Elisabeth von England und einer Katharina II. von Rußland ließen männliche Kraft, Umsicht und Entschlossenheit nicht vermissen, und gehören in vielen Beziehungen zu den glänzendsten Blättern in den Annalen jener Länder. Dennoch verleugnete sich die Schwäche des weiblichen Naturells in keiner jener beiden Fürstinnen — und freilich rechnet auch die Geschichte mit Frauen strenger, als mit Männern, mit den gekrönten so gut wie mit den ungekrönten. Ungern mag sie schon die Liebesintriguen, denen sich auf das Rücksichtsloseste die russische Selbstherrscherin, mit etwas mehr Zurückhaltung die jungfräuliche Königin von England hingab, sowie die Grausamkeit übersehen, womit Beide ihre ungetreuen oder lästig gewordenen Liebhaber behandelten (obgleich Männer auf Thronen sich vielfach noch Schlimmeres gestattet haben); aber häßlichere Flecken in dem Bilde jener beiden fürstlichen Frauen sind der von der einen unter den mißbrauchten Formen des Rechts an einer Nebenbuhlerin (Maria Stuart) verübte Mord, und die von der anderen durch Intriguen der unwürdigsten Art herbeigeführte Zerrüttung des Nachbarreichs Polen.

Der Dritte in der Zahl der berühmten großen Selbstherrscherinnen, Maria Theresia, hat sich weder durch so glänzende Eigenschaften, wie Elisabeth und Katharina, ausgezeichnet, noch mit ähnlichen Verirrungen und Verbrechen, wie jene, befleckt. Den Anfang ihrer Regentenlaufbahn bezeichnete sie durch eine ächt weibliche Heldenthat, indem sie, die junge, kaum auf den Thron gelangte Herrscherin, ringsum von Feinden bedrängt, welche ihr das Erbe ihrer Väter und ihrem kleinen Sohn den Thron, für den sie ihn geboren, rauben oder doch schmälern wollten, sich in die Mitte ihrer getreuen Ungarn begab und diese durch ihren Anblick, durch die entschlossenen Worte, die sie zu ihnen sprach, und durch die Hinweisung auf das Kind, das sie auf ihren Armen trug, zu allgemeiner Begeisterung für ihre Sache entflammte. In der Regierung ihrer Staaten zeigte sie zwar nicht die geniale Schöpferkraft einer Elisabeth oder Katharina, aber mit sorglicher Umsicht und gestützt auf den Rath wohlgewählter Minister, suchte sie wenigstens die materiellen Kräfte ihrer Länder möglichst zu entwickeln, die Gesetzgebung zu ordnen, Wohlstand und Zufriedenheit zu verbreiten. Leider vereitelte die Erfüllung dieser wohlmeinenden Absichten zum großen Theil der schädliche Einfluß ihrer bigotten geistlichen Rathgeber, der Jesuiten, gegen die sie eine Schwäche bewies, welche wir als einen Ausfluß ihres weiblichen Naturells bezeichnen würden, wenn nicht auch männliche Throninhaber sich einer gleichen Schwäche vielfach schuldig gemacht hätten. Eher möchte als weiblicher Eigensinn an ihr zu tadeln sein, daß sie ihrem großen Sohn Joseph, dessen aufgeklärte Ideen freilich mit den ihrigen nicht sehr im Einklange standen, bis in sein reifstes Alter hinauf, und selbst noch dann, als er schon längst die Kaiserkrone des deutschen Reichs trug,

* Ich mache hierbei auf die interessante kleine Schrift von Wachsmuth, „Weimars Musenhof von 1772—1807" aufmerksam.

** Sie legte ihre Ansichten über weiblichen und fürstlichen Beruf auch schriftlich nieder in der „Theestunde einer deutschen Fürstin" in der Zeitschrift „Iduna" (1805).

von der Theilnahme an der Regierung seiner Erbstaaten eifersüchtig und herrisch ausschloß. Als Frau und Gattin steht Maria Theresia tadellos und um so glänzender da, als der Geist ihrer Zeit und das Beispiel ihrer gekrönten Genossinnen, namentlich der gleichzeitigen Katharina, auch ein minder strenges sittliches Verhalten an ihr entschuldbar würden erscheinen lassen. Wir haben darüber ein unverwerfliches Zeugniß in den Aufzeichnungen der bekannten Romanschriftstellerin Caroline Pichler, deren Mutter Kammerdame der Kaiserin war und welche selbst als Kind sich viel in der Umgebung jener hohen Frau befand. Dieselbe versichert in ihren „Denkwürdigkeiten" (im 1. Band), daß Maria Theresia, obschon eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, doch von Eitelkeit, Gefallsucht und Galanterie gegen andere Männer als ihren Gemahl durchaus fern gewesen sei. Sie hatte diesen, einen Prinzen aus einem weder reichen noch mächtigen Hause, rein aus Neigung gewählt und blieb ihm unwandelbar treu, obgleich er diese Liebe und Treue nicht durch die gleiche Beharrlichkeit lohnte, sondern durch mehrfache Galanterien ihr Kränkungen bereitete, die sie eben so würdig als sanft ertrug *.

Leider hat, neben jenen durch Geist und Charakter ausgezeichneten Herrscherinnen, die, wenn schon von Fehlern nicht frei, doch auch durch große Eigenschaften ihre Throne zierten und den glänzenden Beweis lieferten, daß, bei günstiger Naturanlage und kräftigem Willen, Frauen mit den Männern selbst in der Erfüllung der schwersten Regentenpflichten und der Ausführung der größten Thaten wetteifern können, die Geschichte auch von solchen zu erzählen, welche auf den Thron, den das Schicksal ihnen bestimmte, weit mehr die Schwächen, als die Tugenden, des weiblichen Charakters mitbrachten und selber die bedeutenden Kräfte ihres Geistes oder Willens entweder ungenutzt für ihre Völker vergeudeten oder zu falschen und verbrecherischen Absichten verwendeten. Dahin gehört z. B. jene Christine von Schweden, Gustav Adolph's Tochter, die das herrliche Erbe, welches ihr großer Vater ihr in einem zu Ruhm und Macht erhobenen Reiche und einem Glauben, den er mit seinem Blute besiegelt hatte, hinterließ, mit kindischem Trotze und Leichtsinn verzettelte und von sich warf, ihre Krone aufgab, um unbeschränkter ihren Launen leben zu können, und ihren väterlichen Glauben abschwor, um in dem Prunke und der Ueppigkeit römischen Wesens zu schwelgen. Die häßlichsten Seiten weiblichen Charakters, die verblendete Leidenschaftlichkeit der Eifersucht, die kleinliche Rachgier und die eigensinnige Verschmähung jedes besseren Rathes — zeigte sie bei dem grausamen Morde ihres ehemaligen Günstlings Monaldeschi, dessen blutiges Schicksal Geschichte und Poesie aufbewahrt haben *, ihr zur unvergänglichen Schande. Was half es, daß sie gelehrte Studien trieb und sich mit Gelehrten umgab, wenn die Bildung des Geistes nicht einmal an ihrem Frauenherzen den veredelnden Einfluß zu entfalten vermochte, den sie, nach dem Ausspruche des alten Dichters, selber bei Männern bewähren muß: „Die Sitten zu mildern und die Grausamkeit zu verbannen?"

Die allerneueste Zeit hat uns von Fraueneinfluß auf oder neben dem Throne sehr widersprechende Beispiele kennen gelehrt. Wir haben durch weibliche Leidenschaften und Schwächen ein von Natur vielfach begünstigtes Land in Verwirrung gestürzt und an den Rand eines blutigen Bürgerkrieges gebracht gesehen; wir sehen aber auch auf dem Throne des glücklichen britischen Inselreiches eine Königin, mit allen Tugenden einer solchen und allen Liebenswürdigkeiten einer Frau geschmückt, nicht so hervorragend vielleicht in den künftigen Annalen der Geschichte, als ihre große Vorgängerin Elisabeth, weil die Zeit und die Verfassung ihres Landes ihr ein ähnliches persönliches Eingreifen in den Gang der Ereignisse nicht nahelegt, ja nicht einmal gestattet, allein in anderer Weise ein ebenso merkwürdiges, in gewisser Hinsicht noch seltneres Beispiel weiblicher Größe gebend, indem sie das, was dem Weibe in so ausgezeichneter Stellung wohl noch schwerer fällt, als die Entwickelung männlicher Entschlossenheit und Selbstständigkeit, die Verleugnung jedes Eigenwillens, der gegen die Gesetze und die Wohlfahrt ihres Landes verstoßen würde, mit bewundernswürdiger Entsagung und Selbstbeherrschung leistet, dabei ein Muster für ihr Volk in Einfachheit der Sitten, treuester Gattenliebe und sorglichster Erfüllung ihrer Mutterpflichten.

* Nach dem Tode ihres Gemahl sagte sie zu der letzten Geliebten desselben, einer Fürstin Auersperg: „Liebe Fürstin, wir haben viel verloren."

* Letzteres z. B. in dem Trauerspiel gleichen Namens von Laube. In unbefangener und heiterer Gestalt hat den Eigenwillen und die leichte Entzündbarkeit des Herzens der jungen schwedischen Monarchin das Lustspiel: „Die Königin von sechzehn Jahren," zur Anschauung gebracht.

Aus der Kinderstube.

Sie waren der Meinung, Herr Redakteur, daß die Ihnen zur Einsicht von der Hand einer Freundin mitgetheilten Aufzeichnungen aus meinem pädagogischen Tagebuche nicht ohne einiges Interesse für die Oeffentlichkeit sein, ja sogar vielleicht hier und da einer Mutter, einem Lehrer, einer Erzieherin willkommenen Stoff zum Nachdenken oder selbst zur Nachahmung bieten würden. Wie gern genüge ich bei einem so günstigen Vorurtheile Ihrer Aufforderung und sende Ihnen, was und wie ich es eben habe. Sind die Leser und Leserinnen Ihres Blattes in ihrem Urtheile so nachsichtig wie Sie, dann bin ich wohl eines kleinen Erfolges meiner Worte gewiß, denn ich habe diese ja ganz durchdrungen von guten Absichten und Wünschen niedergeschrieben.

I.

Meine Wirksamkeit als Erzieherin beginnt sehr frühe, ja ich könnte den Anfang derselben in meine Mädchenjahre setzen, wenn ich dazu den Verkehr mit kleinen Kindern rechnen wollte, der immer meine liebste Erholung war; aber nur mit Kindern, die meiner Hülfe in irgend welcher Beziehung bedurften, mit armen, elenden, kranken, die ich waschen, ankleiden, führen konnte, oder die Geduld genug hatten, sich Geschichten von mir erzählen zu lassen, Lehren und guten Rath von mir anzunehmen. Ich habe auch aus jener frühsten Periode noch manches freundliche Bild mir erhalten, aber zu Betrachtung eines solchen dürfte ein fremdes Auge kaum Reiz genug finden, die Gestalten und Farben sind eben nur für mich erkennbar und verständlich, weil die Phantasie hier Alles in Allem ist und die Wirklichkeit nur Nebensache.

So übergehe ich diese Zeit und komme zu der, wo ich mit Erziehungsversuchen in etwas größerem Maßstabe begann. Wie früher, so zog mich auch in reiferen Jahren und nach Begründung eines eigenen Hausstandes meine Neigung vorzüglich zu armen Kindern. Sah ich auch wohl für Kinder bemittelter Familien nicht immer Alles recht geschehen, Vieles sogar sehr falsch und gegen die einfachsten Lehren der Natur und gesunden Vernunft, so wußte ich doch, daß hier mindestens alle Mittel für das Bessere geboten seien, und daß überdies mein Rath beim Mangel einer äußeren Autorität meiner Person nicht beachtet werden würde. Dazu sah ich, daß, soviel auch immer für die Armen, für die Erlösung derselben aus ihrem materiellen Nothstande gethan werde, doch noch sehr viel zu thun übrig bleibe für die Erhebung derselben aus dem noch gefährlicheren sittlichen Nothstande. Und so beschloß ich, mich solcher Familien zu nähern, wo die Aeltern, von unabläßiger Sorge um Leben und Erhaltung bedrängt, zu Erziehung und sittlicher Pflege ihrer Kinder nicht Zeit und Gelegenheit finden könnten, oder wo über dem Jammer um das häusliche Elend, das Gefühl für das Gute abgestumpft, die Lust zur Erziehung der Kinder erstorben sei. Hier wollte ich den Versuch wagen, ob nach Abhülfe der äußersten Noth es gelingen würde, den Sinn für innere Veredlung und sittliche Erhebung zu erwecken und im Vortheil der Kinder thätig zu machen.

Es war im Jahre 1847 als ich den ersten Versuch in der eben erwähnten Weise wagte. — Die von mir zu diesem Zweck erwählte Familie war die eines Handarbeiters. Häufig aufeinander folgende Krankheitsfälle, so wie der Tod einiger Kinder, und Arbeitsmangel hatten die äußeren Verhältnisse dieser Familie immer drückender und peinigender werden lassen und sie tief in Schulden gebracht. Schwer empfand der gewissenhafte und sorgsame Vater das Traurige seiner Lage, und die drückende Ueberzeugung, seine

Bekanntmachung über eine Satzung der Landesbrandkasse Hannover

Vom 15. Dezember 1950

Auf Grund des § 1 Abs. 2 des Gesetzes über die Landesbrandkasse Hannover vom 15. Dezember 1950 (Nds. GVBl. S. 1) hat der Verwaltungsrat der Landesbrandkasse Hannover die folgende Satzung beschlossen:

Satzung der Landesbrandkasse Hannover

§ 1 Name, Sitz, Rechtsform

(1) Die Landesbrandkasse Hannover ist eine Anstalt des öffentlichen Rechts.

(2) Sie führt den Namen „Landesbrandkasse Hannover".

(3) Sitz der Landesbrandkasse ist Hannover.

§ 2 Aufgaben

(1) Die Landesbrandkasse Hannover betreibt die Versicherung von Gebäuden gegen Feuer- und Elementarschäden.

(2) Sie kann Rückversicherungsgeschäfte betreiben.

§ 3 Gewährträgerhaftung

Für die Verbindlichkeiten der Landesbrandkasse Hannover haftet das Land Niedersachsen.

§ 4 Verwaltungsrat

(1) Der Verwaltungsrat besteht aus 15 Mitgliedern.

(2) Die Mitglieder werden vom Niedersächsischen Ministerpräsidenten berufen.

(3) Die Amtszeit beträgt vier Jahre.

§ 5 Vorstand

(1) Der Vorstand besteht aus zwei Mitgliedern.

(2) Die Mitglieder werden vom Verwaltungsrat bestellt.

(3) Die Amtszeit beträgt sechs Jahre.

§ 6 Geschäftsjahr

Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 7 Bekanntmachungen

Bekanntmachungen der Landesbrandkasse Hannover erfolgen im Niedersächsischen Ministerialblatt.

§ 8 Inkrafttreten

Diese Satzung tritt am 1. Januar 1951 in Kraft.

Hannover, den 15. Dezember 1950

Der Verwaltungsrat der Landesbrandkasse Hannover

Dr. Hellmann

Vorsitzender

trauriges Beispiel sittlicher Verwahrlosung! — in dem kurzen Zeitraume von kaum einem Jahre, die Bahn der Verbrechen so schnell durchlief, daß man sagen konnte, das Kind trat nur aus der Schule, um in das Zuchthaus überzugehen!

Ich hatte unter meinen Schützlingen eine Mutter mit vier Kindern. Der Vater der Familie war den Seinen frühe durch den Tod entrissen worden, und der Mutter blieb so die Sorge für die Ihrigen allein überlassen. Da dieselbe von Morgen bis Abend und meist auch des Nachts vom Hause fern war (sie versah das Geschäft einer Aufwäscherin in einer öffentlichen Wirthschaft), so waren auch die Kinder bis zu meinem Bekanntwerden mit ihnen in Absicht auf ihre Pflege und Entwickelung ganz sich selbst und dem Zufall überlassen. — Das älteste Kind war zwölf, das jüngste sechs Jahre alt, als ich in die Familie eintrat. Alle Kinder trugen das Gepräge der Verwahrlosung an sich, am Meisten aber zeichnete sich hierinnen Anna, die Aelteste, aus.

Anna war ein so eigenthümliches Mädchen, daß ich lange Zeit bedurfte, ehe ich ein recht klares Bild ihres Charakters gewinnen konnte. Ihr Aeußeres so wie ihr ganzes Wesen machte zuerst den Eindruck großer Dummheit, und ihre eigene Mutter behauptete, das Kind sei blödsinnig, was aber durchaus nicht der Fall war. Denn wurde man näher mit ihr bekannt, erfuhr man ihre große Geschicklichkeit, fast möchte ich es Talent nennen, im Lügen, so konnte man ihr einen hohen Grad von Verstandesthätigkeit nicht absprechen. Sobald es nur galt, sich durch irgend welche Lüge der Gefahr der Strafe zu entziehen, so wußte das Mädchen sofort eine ganz verwickelte Geschichte sich zusammenzustellen und darinnen die Lüge so zu verhüllen, daß man die Wahrheit oft nur mit der größten Anstrengung heraus finden konnte. Aber auch noch eine andere, weit schlimmere Eigenschaft lernte ich bald an ihr kennen, und dies war ein entschieden ausgesprochener Hang zur Grausamkeit. So hatte sie eines Tages einem Sperling die Krallen und Flügel abgeschnitten, und ich kam dazu, als sie nach dieser Handlung mit dem Ausdrucke des größten Wohlbehagens zusah, wie das so gemarterte Thier sich im Staube wand! Spielte sie mit ihrer kleinen Schwester, dann war das Spiel gewöhnlich „Köpfen" oder „Wundarzt," wie sie es nannte, und auch hier war es merkwürdig, mit welcher wahren Wollust sie durch ihre Phantasie die schmerzhaftesten Operationen sich vor die Seele führte. Diese Neigung, immer in Bildern der Grausamkeit zu leben, sprach sich fast bei jeder Handlung aus. So sah ich sie einmal Kartoffeln schälen und diese in eine Reihe vor sich hinstellen. Ihr Selbstgespräch dabei verrieth mir dann, daß sie unter den Kartoffeln beseelte Wesen sich vorstellte, welche sie in der Reihenfolge, wie sie vor ihr stünden, morden müsse. Indem sie nun die Eine schälte, schilderte sie zugleich, die nächstfolgende anredend, in gräßlicher Ausführlichkeit die Qualen, die beim Geschlachtetwerden zu erleiden seien. Lange blieb mir dieser erschreckliche Hang unerklärlich, bis endlich eine noch strengere Beobachtung mich darüber aufklärte. Das Mädchen war im höchsten Grade jenem verderblichen Umgange mit sich selbst ergeben, der zum Schrecken der Familien und Schulen, in der Entwickelungsgeschichte so vieler Kinder eine geheimniß- und bedeutungsvolle Rolle spielt! Mit der hier angedeuteten, physisch und moralisch gefährlichsten Gewohnheit im engsten Zusammenhange, besser vielleicht aus dieser erst entstanden, erwies sich Anna's Neigung zu gräßlichen und grausamen Bildern und Handlungen. Nachdem ich diese traurige Gewißheit erlangt hatte, suchte ich in dem Mädchen die Ahnung zu erwecken, daß ich um ihr Geheimniß wisse. Zu diesem Zwecke gebot ich ihr, sobald ich die Abirrung ihrer Gedanken von der Arbeit bemerkte, einige Mal im Zimmer auf- und niederzugehen, ohne ihr jedoch den Grund hiervon zu sagen. Ich erreichte damit in Kurzem meine Absicht vollkommen, Anna fühlte sich erkannt und hütete sich wohl, in meiner Gegenwart sich zu vergessen. Als ich dessen gewiß war, benutzte ich die erste Gelegenheit zu einem vertrauten Gespräch mit ihr, und auf ihre Zuneigung und Liebe vertrauend, versuchte ich in einer hier näher nicht zu erörternden Weise sie über die Folgen und die sittliche Bedeutung ihrer Gewohnheit aufzuklären. Ich schloß dann mit der freundlichen Mahnung sich mir offen zu vertrauen. Anna war durch meine Worte tief bewegt worden und erschloß mir vertrauensvoll ihr Inneres. Ich vernahm hier Bekenntnisse, die mich mit Schrecken, Furcht und Mitleid zugleich erfüllten. Unter Anderem sagte sie: „Wenn ich mich vergangen habe, dann ist mir es immer darnach als müsse ich beten oder etwas recht Böses thun." Ich bat sie, mir für Letzteres doch ein Beispiel zu erzählen, worauf sie erwiederte: „Einmal, wo es auch geschehen war, wollte ich dann gern meine kleine Schwester, mit der ich allein war, mit einem Messer erstechen, aber da kam gerade meine Mutter nach Haus."

Dieses eine Beispiel genügte mir, um die Gefahr zu erkennen, in welcher in jeder Beziehung die Geschwister in der Nähe Anna's schwebten und brachte mich zu der Ueberzeugung, es sei zum Schutze derselben dringend nothwendig, daß das Mädchen aus dem Hause entfernt werde. Da nun dies zu bewerkstelligen meine Thätigkeit allein nicht ausreichen konnte, und andere Hülfe im Hause selbst mir mangelte, so theilte ich mehreren Personen von Einfluß die mir bekannt gewordenen Thatsachen mit, knüpfte daran meine Befürchtungen für die Zukunft des Mädchens und bat, das Mädchen in irgend welche öffentliche Anstalt unterzubringen, wo sie gehörig überwacht und gebessert werden könne. Doch so viel ich mir auch Mühe gab, immer und überall ward mir die Antwort zu Theil, daß es für solche Fälle keine besonderen Anstalten gäbe, und daß nur, wenn zugleich ein Diebstahl, oder sonst ein anderes größeres Vergehen vorliege, das Mädchen in eine Besserungsanstalt gebracht werden könne.

Mit der größten Besorgniß sah ich jetzt in Anna's Zukunft, und diese Besorgniß steigerte sich noch, als das Mädchen nun der Schule entwachsen war, und die Mutter mit Ungeduld eine Gelegenheit suchte, sie aus dem Hause unter fremde Leute zu bringen. Bald fand sich auch eine solche Gelegenheit, und Anna kam als Kindermädchen zu einem Ziegeleibesitzer. Durch diese Lebensveränderung war sie aber nun auch meiner Aufsicht und Fürsorge entzogen. Meine schlimmen Ahnungen sollten sich bald erfüllen; denn nicht lange nach ihrem Fortgange von Dresden entfernte ein trauriges Ereigniß Anna aus dem Hause ihrer Herrschaft. Wenn nicht durch ein Vergehen Ihrerseits (was nicht ermittelt werden konnte), so doch unter ihrer Aufsicht, war das ihrer Fürsorge übergebene Kind von dem Ziegelboden herabgestürzt und hatte dabei bedeutenden Schaden gelitten. Ich benutzte diesen Vorfall, um abermals an verschiedenen Orten auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, daß dieses Mädchen, um noch größeren Unglücksfällen durch sie vorzubeugen, unter sorgfältige Aufsicht genommen werden müsse. — Doch abermals vergeblich; mir ward die Antwort, man könne ja für ihre Verschuldung an jenem Unglücksfalle keine Zeugen bringen. Anna vermiethete sich hierauf als Gänsemädchen auf's Dorf. Aber auch hier war ihres Bleibens nicht lange. Sie legte in der Scheune ihres Herrn Feuer an, und ward nun zur Bestrafung der Obrigkeit überliefert.

Hier gestehe ich offen, daß ich fast froh war, daß endlich einmal ein Vergehen des Mädchens von der Art war, daß sie dadurch so zu sagen der Polizei selbst in die Hände lief; denn ich glaubte, es werde von nun ab ein strengeres und wachsameres Auge auf sie gerichtet, und sie nun in eine Besserungsanstalt untergebracht werden. Leider aber sollte auch diesmal meine Erwartung getäuscht werden, denn schon nach wenigen Tagen war Anna wieder in Freiheit. Auf meine deshalb eingezogenen Erkundigungen ward mir der Bescheid: „Weil Anna in den mit ihr angestellten Verhören auf die Frage nach dem Grunde oder die Absicht, die sie zum Feueranlegen bestimmt hätten, keine andere Antwort gegeben habe, als: es sei ihr nur so gewesen, als müsse sie es thun, und als sage ihr Jemand, daß sie Feuer anlegen solle," so müsse man sie als geisteskrank erklären." Und so kam sie in das dresdner Stadtkrankenhaus, wurde daselbst kurze Zeit ärztlich behandelt, dann als genesen wieder entlassen. —

Nach diesem genannten Ereigniß vermiethete sich Anna abermals als Kindermädchen. Ich vernahm diese Nachricht in der Familie mit banger Besorgniß, denn ich fürchtete alles Schlimme, so lange ich das Mädchen sich selbst überlassen wußte. Wie traurig sollte sich auch diesmal meine Befürchtung bewahrheiten. Anna legte in Kurzem durch eine noch schrecklichere Handlung vor der Oeffentlichkeit selbst Zeugniß für ihre Gefährlichkeit ab.

Es war im Sommer 1849, als der Dresdner Anzeiger einen grauenerregenden Vorfall meldete. Durch ein Kindermädchen waren in einer Familie in der Vorstadt an zwei kleinen Kindern verschiedene Grausamkeiten verübt worden. Dem ältesten drittehalbjährigen Kinde hatte das Mädchen Blumenblätter und Inselten in Augen, Ohren und Nase gestopft, vermittelst eines Messers ihm unter die Nägel der Hände und Füße gestochen und am Nabel

Gemälde, das sich jetzt in der Kapelle Sixtus' IV. befindet, ist ein Werk Pietro Perugino's. Es stellt die Himmelfahrt Mariä dar. Die Apostel stehen um das offene Grab, in welchem sie die Gottesmutter gebettet hatten, und blicken ihr nach, wie sie, von Engeln getragen, gen Himmel fährt. Ihr Gürtel fällt ihr herab, und Thomas fängt ihn auf. Ein Engel hält ihr die Krone über das Haupt. Die Gruppe der Apostel ist vortrefflich gelungen, und die Köpfe sind voll Ausdruck. Die Landschaft ist ein Meisterstück der Perspektive.

Kirche zur heiligen Klara.

Bei der Kirche Santa Croce in Gerusalemme, die wir bereits kennen gelernt haben, steht ein Kloster, in welchem Nonnen des Ordens der heiligen Klara wohnen. Sie sind an ihrer grauen Kleidung kenntlich. Ihre Kirche ist klein und unansehnlich, aber sie besitzt ein Bild, das wir nicht übergehen dürfen. Es ist ein Werk Giotto's und stellt die heilige Klara dar, wie sie, von Engeln getragen, gen Himmel fährt. Ihr Gürtel fällt ihr herab, und Thomas fängt ihn auf. Ein Engel hält ihr die Krone über das Haupt. Die Gruppe der Apostel ist vortrefflich gelungen, und die Köpfe sind voll Ausdruck. Die Landschaft ist ein Meisterstück der Perspektive.

Die heilige Klara.

Digitized by Google

Mutter und Erzieherin dieser nationalen Charakterzüge und Tugenden erkennen.

Die neueste und beste Kunde von den Kosaken haben wir bis jetzt aus Herrn Wagner's Reisewerke, und dieser verdankt das Beste einem Kosaken-Major, den er traf, und mit welchem er auf das Liebenswürdigste plauderte, wobei der Major so viel Punsch trank, wie kaum zehn ausgepichte deutsche Trinker zu einem Katzenjammer brauchen würden. Das alte, rohe, lustige Kosakenthum beschränkt sich nach seiner Behauptung jetzt auf die Steppen zwischen dem Don und der Manytsch und die Ufer des Sal. Im Hauptorte der Don-Kosaken, Neu-Tscherkask und südlich vom Don haben sich die Laster der Civilisation, Bankerott, Betrug, Unterschleif, Spiel, Champagner, Ehebruch und Ausschweifung eingefunden, aber nicht die Tugenden der Kultur. Nur im Innern der Steppen ist der Kosake noch Kosake: ein breitschulteriger, fast über den ganzen Körper behaarter Riese, auf dem Pferde und in Hütten von Stroh und Schilf oder unter Zelten lebend und weiterziehend, wenn Weide und Wild erschöpft sind. Die Kalmücken zwischen den Don- und Schwarze-Meer-Kosaken (am Kubanflusse herauf, der bei Anapa in's asow'sche Meer mündet) machen jeden Herbst weite Wanderungen südlich, wie Zugvögel. Unter den Kosaken des schwarzen Meeres mit dem Hauptorte Ekoterinodar hat der benachbarte Krieg mit kaukasischen Stämmen fast alle ehemalige Ursprünglichkeit vertrieben.

Die Don-Kosaken waren und behaupteten sich lange als freie, nomadische Wilde, deren Eigenthümlichkeit sich den spätern Beimischungen mittheilte. Ungeheuere, unbegrenzte Steppen waren ihr freies, communistisch-gemeinsames Eigenthum, so daß sich keine Muschiks (leibeigene Bauern) und keine aristokratischen Grundbesitzer bilden konnten. Jeder konnte beliebig als Tscherednik oder Tabuntschik oder als Tschaban* durch die unaufhörliche Ebene streifen und nach seinem Willen und seiner Kraft leben. Kein Pschilt und kein Tschofokott** befindet sich unter den Kosaken.

Der Major erzählte besonders enthusiastisch die Heldenthaten seines Großvaters aus der Familie der Iguroff's, die als natürliche Aristokraten verehrt wurden, weil sie alle Kosakentugenden im Vollendetsten darstellten: sie waren Giganten von Gestalt und Kraft, Liebhaber schöner Pferde und Mädchen, die heroischsten Schnapstrinker, die geschicktesten Tänzer und ausgezeichnetsten Sänger. Man kann sich daraus leicht das Ideal eines Kosaken zusammenfügen. Am Eigenthümlichsten und Schönsten sind die alten Nationaltänze und Gesänge der Kosaken: erstere wahre Wunderkünste von Gymnastik, Kraft, Grazie und elastischer Geschicklichkeit, letztere mit ihren Mollaccorden, die mit wilden Passagen und Cadenzen rasch abwechseln, herzergreifend und bald wildberauschend, bald elegisch erweichend. Von gegenwärtiger Wichtigkeit wäre es, etwas Näheres über ihr Abhängigkeitsverhältniß zu Rußland zu erfahren. Doch auch ohne bestimmtere Kenntniß läßt sich denken, daß sie, im Wesentlichsten frei gelassen und als Patrioten und Helden ganz besonders geschmeichelt und russisch enthusiasmirt, weder zu den Engländern, noch zu den Franzosen übergehen werden. Erstere können Niemandem schmeicheln, ohne sich zu blamiren, letztere haben besonders durch die Plünderung von Kertsch alle Chancen verloren. Aus Allem ergiebt sich, daß die Kosaken auf anständigere Weise zur Ehre Rußlands kämpfen werden, als Palmerston und Compagnie.

Um den Lesern Gelegenheit zu einer persönlichen Bekanntschaft mit Kosaken zu verschaffen, haben wir das Portrait eines Kosaken-Offiziers und das seiner Tochter, vom Fürsten Gagarin, an Ort und Stelle aufgenommen, beigefügt, deren Physiognomien und Tracht sind im Bilde, ohne Worte verständlich.

* Tscherednik = Rindviehtreiber. Tabuntschik = Pferdehirt oder Aufseher. Tschaban = friedlicher Hirt.

** Pschilt, der Sclave bei den Circassiern, Tschofokott, der freigelassene Sclave, der aber zu den Works oder Adeligen in einem Abhängigkeitsverhältnisse bleibt, wie bei uns in der feudalistischen Zeit der Vasall und Schutzbürger zu dem Grundherrn.

Blätter und Blüthen.

Eine pariser Restauration. Ich will die Beschreibung von Paris, meldet man von dort, nicht abbrechen, ohne Ihren Lesern die neue Restauration in der Rue de Montesquieu, dicht am Palais Royal, zu schildern. In dieser kurzen, aber hübschen Straße existirte seit Jahren ein Tanzsaal für die Loretten und Köchinnen des Stadtviertels. Als der Miethcontract des Saalpächters zu Ende war, verlangte der Eigenthümer einen höheren Miethzins, und der Pächter zog sich zurück. Neben dem Saal existirt ein großes Modewaarengeschäft, „au coin des rues," genannt, dessen Besitzer den großartigen Entschluß faßte, diesen Saal seinem Magazine einzuverleiben und dadurch die ihm gegenüberliegende, sehr bekannte Modewaaren-Handlung, die sich mit impertinenter Ironie „au pauvre diable" nennt, legaler Weise zu ruiniren. Aber der furchtbare Wirth des Saales verlangte, glaube ich, 30,000 Fr. jährliche Miethe, und die machte den „Straßen-Eck" schwanken. Kaum hatte nun aber der „arme Teufel" von der Gefahr gehört, die ihm bevorstand, als er den „Saal des Geistes der Gesetze" à tout prix miethete, obgleich er ihm für sein auf der anderen Seite der Straße gelegenes Magazin gar nichts nützen konnte. Nun wurde in dem Saale nicht mehr getanzt, und es wurde auch kein Bazar aus ihm, wozu in aller Welt konnte er verwendet werden? Es giebt in Paris einen Fleischer, Namens Duval, der die Idee hatte, Restaurationen zu errichten, wie Paris noch keine besaß. Eine Garküche ist ein neutraler Boden, und der „arme Teufel" nahm keinen Anstand, Herrn Duval den Saal um einen bei weit billigeren Preis zu untermiethen. Was sind auch funfzehn- bis zwanzigtausend Franks jährlicher Verluste gegen die Gefahr, von dem „Straßen-Eck" ruinirt zu werden! Ich habe nun neulich die Restauration dieses genialen Fleischers besucht und finde, daß der Mann so gut einen Orden verdient, wie der oder jener Tuch- oder Leinwandfabrikant. Er hat wirklich ein Problem gelöst.

So wie man in die Vorhalle tritt, erhält man von einem Beamten (es ist hier Alles wie in einer großen Administration eingerichtet) eine gedruckte Speisekarte, auf welcher die zu habenden Gerichte und Getränke mit Angabe der Preise verzeichnet stehen. Man ist über die Billigkeit erstaunt und geht an ein paar Tischen, auf denen das rohe Fleisch erster Qualität ausgestellt ist, vorbei in den Speisesaal. Dieser bietet nun einen äußerst interessanten Anblick dar. Rechts und links lange Reihen kleiner Marmortische, ringsherum breite Galerien, auf denen ebenfalls gespeist wird. In der Mitte des Saales selbst stehen zwei große offene Dampfküchen, deren ökonomische Einrichtung und Sauberkeit bewundernswerth ist. Sehr anständig gekleidete Frauen von seltener Reinlichkeit holen aus den ungeheuren Töpfen die Speisen und die Stücke Fleisch heraus, schneiden ab, und man hat hier den Vortheil, der einem in Paris nicht immer zu Gebote steht: zu sehen, was man eigentlich ißt. Sobald man eine Speise bestellt hat, macht der Kellner auf die Speisekarte, die man von der Thür mitbrachte, ein Kreuz. An jedem Marmortische ist eine aufrechtstehende Röhre angebracht, an welcher sich zwei Drücker befinden. Aus diesen Röhren, die unter den Tischen fortlaufen, strömt so viel Selterwasser als man trinken will und für das Recht, diese Röhren bei Tische zu benutzen, bezahlt man bei der allgemeinen Rechnung zwei Sous (kaum einen Sgr.). Ist man mit Essen fertig, so geht man mit seiner Karte hinaus. Man kommt von selbst an den Comptoiren vorbei, an denen mehrere Damen sitzen, welche im Nu die Rechnung, die man mit der Karte ja selbst präsentirt, zusammenaddiren. Hat man gezahlt, so erhält man die Karte zurück, und giebt sie beim Herausgehen einem Controleur ab. Trinkgeld an den Kellner wird nicht verabreicht. Alle Speisen sind einfach zubereitet, aber äußerst geschmackvoll, und in keiner Restauration kann man besseres Fleisch essen, als hier. Anderthalb Francs (12 Sgr.) sind zu einem Diner genügend. Der Erfolg dieses Etablissements ist so außerordentlich groß, daß zwischen sechs und sieben Uhr in der Regel 800 Personen auf einmal in dem Saale essen, so daß man für kurze Zeit die Gitter schließen muß. Herr Duval errichtet im Ganzen zwölf Anstalten der Art in Paris, und zwei kleinere existiren bereits in andern Stadttheilen.

Pensions-Anstalt in Dresden.

Der Unterzeichnete erbietet sich, um Michaelis 1855 noch einige Söhne gebildeter Familien als Pensionäre bei sich aufzunehmen. Dieselben können zugleich in allen Realgegenständen, sowie in den wichtigsten Zweigen der Kriegswissenschaft, gegen Erlegung eines sehr mäßigen Honorars, privatim unterrichtet werden. Ueber die näheren Bedingungen wird Unterzeichneter zu jeder Zeit mündliche oder schriftliche Auskunft ertheilen. Auch haben sich wohlwollend geneigt erklärt, etwa an sie ergehende Anfragen in dieser Beziehung zu beantworten:

In Augsburg: Herr Dr. Oskar Peschel (Redaktion der Allgem. Zeitung);
- Berlin: Herr Archivrath Dr. Märcker, Königl. Haus-Archivar;
- Hamburg: Madame Elise Raynal, Vorsteherin einer weiblichen Erziehungs- und Bildungsanstalt;
- Leipzig: Herr Friedrich Bernhard Theodor Hartk;
- Schwerin: Herr Oberkirchenrath Dr. Kliefoth.

Dresden, Anfang September 1855.

Karl August Müller,
phil. Dr., Professor a. d. Königl. Sächs. Kriegsschule.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrierte Wochenschrift für Gartenfreunde, Gartenbesitzer und Handelsgärtner.

Herausgeber: Prof. Dr. Wilhelm Lange, Königl. Preuß. Hofgärtner a. D. — Verlag: Verlagsbuchhandlung Paul Parey, Berlin SW. 68, Hedemannstr. 10.

Der gefüllte Kirschbaum.

Von Wilhelm Lange, Berlin.

(Hierzu 1 Abbildung.)

Der gefüllte Kirschbaum ist eine der schönsten Zierden unserer Gärten im Frühjahr, wenn seine Zweige mit den großen, rosenroten Blütenbüschen bedeckt sind. Er ist ein Baum ersten Ranges, der in keinem Garten fehlen sollte, wo es sich um die Bepflanzung von Rasenflächen handelt. Er ist ein Baum, der sich in seiner Form und Größe ganz dem Charakter des Gartens anpaßt, in dem er gepflanzt wird. Wo es sich um die Bepflanzung von Straßen handelt, da ist er nicht am Platze, weil er dort nicht die Größe erreicht, die er in einem Garten erreicht, und weil er dort nicht die Schönheit seiner Blüten entfalten kann, die er in einem Garten entfaltet. Er ist ein Baum, der sich in seiner Form und Größe ganz dem Charakter des Gartens anpaßt, in dem er gepflanzt wird. Wo es sich um die Bepflanzung von Straßen handelt, da ist er nicht am Platze, weil er dort nicht die Größe erreicht, die er in einem Garten erreicht, und weil er dort nicht die Schönheit seiner Blüten entfalten kann, die er in einem Garten entfaltet.

dem er sich melden muß. Sagen Sie Herrn Falkenberg, ich lasse ihn bitten, den Liedke wegen der verspäteten Meldung nicht einzustecken, ihn vielmehr schleunig abzufertigen. Dann nehmen Sie Schmidt Zwei und Drei, die Sie auf dem Polizeipräsidium antreffen werden, und lassen Sie den Menschen nicht aus den Augen. Bis neun Uhr finden Sie mich oder Nachricht von mir bei Gaspari an der Königsbrücke, bis elf unter den Linden, bis eins in der Conferenz am Mollenmarkt."

„Sehr wohl, Herr Polizeirath," sagte kurz der baumlange Gensd'arm, indem er den Weg nach dem Polizeipräsidium einschlug.

Der Polizeirath ging auf der andern Seite des Trottoirs die Königstraße langsam hinunter.

Der Polizeirath Duncker hatte natürlich mehrere Gensd'armen zu seiner Disposition. Sie gehörten zu den gewandtesten der Residenz. Unter ihnen zeichneten sich wieder besonders drei aus, die alle drei den Namen Schmidt führten, und zur Unterscheidung von einander Schmidt Zwei, Drei, Vier genannt wurden. Ein Gensd'arm Schmidt war meist anderswo beschäftigt. Von jenen drei Gensd'armen Schmidt war Schmidt Vier der Leibgensd'arm des Polizeiraths Duncker. Dieser hätte auch schwerlich einen geschickteren und zuverlässigeren Ausführer seiner Befehle finden können. In jeder Combination, in jeden Plan seines Vorgesetzten ging der Gensd'arm Schmidt Vier eben so leicht ein, als der Polizeirath sie gefaßt hatte, und er führte sie fast eben so genau und umsichtig aus, als der Polizeirath das selbst nur gekonnt hätte. Und das wollte viel sagen. Dabei war er ein durchaus treuer, dem Polizeirath, seinem speciellen Landsmanne, völlig ergebener, verschwiegener Mensch, der überhaupt nicht viele Worte machte und nicht liebte, daß sie gemacht wurden.

Der Gensd'arm hatte schnell die Befehle des Polizeiraths befolgt. Ludwig Liedke war nach der richtigen Combination des Polizeiraths in der That zum Polizeipräsidium gegangen. Er war hier vom Hofrath Falkenberg bald abgefertigt worden. Der alte, strenge, aber gutmüthige Beamte hatte die Verspätung der polizeilichen Meldung, die allerdings einen Arrest im Arbeitshause von wenigstens acht Tagen hätte nach sich ziehen müssen, unter einem unverfänglichen, wohlwollenden Scherze für dieses Mal verziehen. Ludwig Liedke verließ ohne Argwohn das Gebäude des Polizeipräsidiums, und trat auf den Molkenmarkt hinaus. Er sah sich hier vorsichtig nach allen Seiten um. Er entdeckte nur Polizeisergeanten, die sich unbefangen unterhielten, als wenn sie sich Stadtneuigkeiten erzählten. Gensd'armen waren gar nicht zu sehen. Auf ihn schien Niemand zu achten.

Auch er nahm die Miene eines unbefangenen Schlenderers an. Er ging in die stralauer Straße, über die stralauer Brücke, in die Alexanderstraße, und kam so auf einem Umwege zu dem Alexanderplatz, auf welchem, ohne die durch den Polizeirath veranlaßte Seitenbewegung, die Königsstraße ihn geraden Wegs geführt haben würde. Er überschritt auch den Alexanderplatz und bog in die große frankfurter und dann in die landsberger Straße hinein.

Ueberall hatte er sich von Zeit zu Zeit umgesehen, desto vorsichtiger und sorgfältiger, je mehr er den Schein eines blos neugierigen Wanderers angenommen hatte, der nach längerer Abwesenheit sich einmal wieder die schöne Stadt Berlin ansehen wollte. Er hatte keinen Verfolger, kein einziges verdächtiges Anzeichen eines solchen bemerkt. In der landsberger Straße war er auf einmal verschwunden.

Nur ein einziges Auge hatte mit einem halben Blicke wahrnehmen können, wie der alte Dieb glatt wie ein Aal in einen Victualienkeller glitt. Der halbe Blick des einen Auges war genügend, zur Entdeckung seines Verbrechens zu führen.

Die drei Gensd'armen Schmidt Zwei, Drei und Vier hatten den verdächtigen Verbrecher zu verfolgen gewußt, ohne daß dieser auch nur eine Ahnung davon hätte haben können; sie hatten theils die kleineren Nebenstraßen, theils die Häuser mit einem sogenannten Durchgange — von einer Straße in die andere — benutzt. Glitt der alte Spitzbube wie ein Aal, so schlichen sie wie Schatten hinter ihm her.

Schmidt Vier hatte ihn in den Keller verschwinden sehen. Mit einem feinen Pfeifen rief er gleich darauf seine beiden Kameraden und Namensvettern zu sich. Die drei Gensd'armen hatten zerstreut verfolgt. Er trat mit ihnen in ein offenes Vorhaus.

„Er ist dort rechts in den Keller gegangen," sagte er zu ihnen. „Ueber den Hof des Hauses kann er in die kurze Straße und auch in die große frankfurter Straße kommen. Sie, Schmidt Zwei, gehen in jene, Sie, Schmidt Drei, in diese. Ich bleibe hier. Was Sie fangen, bringen Sie hierher."

„Wäre es nicht sicherer," wandte Schmidt Drei ein, „sofort den Keller zu besetzen?"

Schmidt Vier entsetzte sich beinahe, und sein Erstaunen veranlaßte ihn, mehr zu sprechen, was er vielleicht je ohne Unterbrechung gesprochen hatte.

„Was ist denn heute mit Ihnen, Schmidt Drei?" sagte er. „Der Kerl hat gestohlen, das können Sie sich doch wohl denken. Und der Polizeirath muß meinen, daß es sich hier um einen großen Diebstahl handele, sonst würde er nicht uns alle Drei aufgeboten haben; das können Sie sich doch auch denken. Und der Kerl hat erst heute Nacht gestohlen und also das Gestohlene noch nicht zu Gelde gemacht; auch das müssen Sie sich denken können. Also auch, daß er in diesem Keller den Handel machen oder wenigstens vorbereiten will. Können Sie sich denn nun nicht denken, was passiren würde, wenn wir wie dumme Polizeisergeanten in den Keller dort einfielen? Unten würden wir eben nichts finden, als den Liedke, der ruhig seinen Kümmel verzehrte und uns auslachte. Also fort, Jeder auf seinen Platz. Nur immer vorsichtig."

Schmidt Drei erwiederte auf die ihm einleuchtenden Bemerkungen von Schmidt Vier nichts.

Die drei Gensd'armen begaben sich auf ihre Posten. Schmidt Zwei eilte in die kurze Straße, Schmidt Drei in die große frankfurter Straße, Schmidt Vier schlich an den Häusern entlang in ein offenes Haus, das unmittelbar neben dem Keller lag, in welchem der Dieb verschwunden war.

Er hatte hier kaum zehn Minuten gewartet, als Ludwig Liedke aus dem Keller wieder herauskam. Er sah völlig unbefangen und unverdächtig aus. Er trug auch nichts bei sich, nicht das kleinste Päckchen. Die Hände in den vordern Taschen seines grünen Flausches, wollte er quer über die Straße schlendern, an deren anderer Seite sich eine Barbierstube befand.

Als er über die Straßenrinne schritt, vertrat ihm plötzlich der lange Gensd'arm den Weg. Er erschrak nicht. Er schien nicht einmal überrascht zu sein. So sicher mußte er sich jetzt fühlen. Er mußte also auch ein gutes, sicheres Geschäft abgeschlossen haben.

„Guten Morgen, Liedke," sagte der Gensd'arm.

„Ei, sieh da, guten Morgen, Herr Schmidt."

„Wohin wolltest Du da?"

„Mich barbieren lassen, Herr Schmidt."

Der Dieb machte zugleich eine Handbewegung um sein struppiges Kinn herum.

„Und Du kommst?"

„Wie Sie sehen, aus dem Keller da."

„Und da hast Du?"

„Eenen genommen."

„Ich kann es mir denken. Wie viel Ueberverdienst hast Du aus dem Zuchthause mitgebracht?"

„Einen Thaler vier Groschen."

„Und wie viel Reisegeld gaben sie Dir mit?"

„Elf Silbergroschen drei Pfennige. Sie wissen ja, auf die Meile einen guten Groschen, und Brandenburg ist neun Meilen von hier."

„Wie viel hast Du noch davon?"

„Verflucht wenig. Es ist heiß und da hat man Durst."

„Komm mit mir in den Keller."

„Sie wollen mich traktiren, Herr Schmidt?"

„Wir wollen sehen."

Der Gensd'arm führte den Dieb in den Keller zurück, aus dem dieser gekommen war. Der alte Dieb schien ihm voll Verlegenheit zu folgen.

Die berliner Keller sehen meist einander ähnlich. Auch dieser war wie der in der Markgrafenstraße. Es war auch nichts Verdächtiges darin zu bemerken. Gäste waren nicht da. Der Wirth sah aus wie der ehrlichste Mann von der Welt. Das prüfende Auge des Gensd'armen zeigte, daß dieser ihn, vielleicht zugleich darum, für einen desto größeren Spitzbuben hielt.

Der Gensd'arm setzte in dem Keller sein Inquiriren nicht fort. Er stellte sich an das auf die Straße führende Fenster, und blickte durch die Scheiben auf die Straße. Um das, was in der Kellerstube vorging, schien er sich nicht zu bekümmern. Ludwig Liedke nahm dies für gewiß an. Er faßte leise und langsam in seine

Tasche, zog etwas mit den Fingern daraus hervor und wollte es schon dem hinter ihm stehenden Wirth zureichen. Noch schneller hatte aber die kräftige Faust des Gensd'armen zugegriffen. Sie erfaßte einen zusammengewickelten Fünfthalerschein.

Der Dieb erschrak, aber nur leicht. Der Gensd'arm blieb ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre. Nur mit sehr leisem Spott sagte er:

„Du hast im Zuchthause also doch mehr verdient?"

„Das nicht, Herr Schmidt."

„Dann hast Du den Schein wohl gefunden?"

Der Dieb hatte unzweifelhaft von dieser allerdings sehr gewöhnlichen Ausrede Gebrauch machen wollen. Er wurde, da er nicht sogleich eine andere finden konnte, zuerst verlegen und dann trotzig.

„Sie haben es genau gerathen, Herr Gensd'arm."

„Ich hätte es mir denken können. Und wo?"

„Auf dem Molkenmarkte vor Nummer drei nicht. Da findet die Polizei schon Alles."

„Wenigstens Spitzbuben genug."

Der Trotz des Diebes sollte einer größeren Verlegenheit Platz machen. Der Gensd'arm hatte seine Beobachtungen auf der Straße fortgesetzt. Auf einmal öffnete er das Fenster und gab mit der Hand einen bezeichnenden Wink hinaus. Gleich darauf trat der Gensd'arm Schmidt Zwei mit einem Menschen in den Keller.

Dieser Begleiter des Gensd'armen war ein sehr alter, sehr kleiner und sehr magerer Mann, mit einem spitzen, vertrockneten Gesichte, langer Nase, triefenden Augen und großer Brille. Er trug einen großen verdeckten Korb unter dem Arme. Er schien schwer an dem Korbe zu tragen.

Schmidt Vier kannte den Alten, und der Alte kannte den Gensd'armen Schmidt Vier.

Das Strafrecht, das bis zu dem neuen Strafgesetzbuche vom Jahre 1851 in Preußen galt, hatte sehr strenge Vorschriften gegen Diebe, sehr laxe gegen Diebeshehler. Besonders schwere Strafen waren gegen den rückfälligen Dieb angedrohet. Wer zwei Mal wegen Diebstahls bestraft, zum dritten Male einen sogenannten „großen Diebstahl," zum Betrage von mehr als fünf Thalern beging, der konnte, wie der Kunstausdruck war, mit einer „approximativ lebenswierigen" Zuchthausstrafe belegt werden. Den bloßen Diebeshehler dagegen konnte immer, wenn er auch noch so oft, sei es wegen Diebeshehlerei oder wegen Diebstahl selbst, bestraft war, nur höchstens eine Zuchthausstrafe von zwei bis drei Jahren treffen. Dieses System der Bestrafung brachte eine sehr praktische Praxis, namentlich der berliner Diebe hervor, welche die Diebstahlsgesetze nicht minder genau kannten als die Richter. Die berliner Diebe pflegen meist Diebe aus Neigung zu sein; sie stehlen aus Diebeslust, wie der Jäger aus Jagdlust jagt. Bei manchen war nun allerdings die Diebeslust eben so groß, wie bei vielen großen Herren die noble Jagdlust; auch die Aussicht auf das „approximativ-lebenswierige Zuchthaus" konnte sie vom Stehlen nicht zurückhalten. Andere dagegen waren desto verständigere Leute. Waren sie wegen Diebstahl schon mehrmals bestraft, so gingen sie in sich, begannen einen andern Lebenswandel und wurden — Diebeshehler. Freilich wurden sie nicht allein dies, sondern nebenbei auch noch etwas Anderes. In früherer Zeit ehrliche Leute, zuweilen gar berliner Bürger, wenn es ihnen gelungen war, die „preußische Nationalkokarte" wieder zu erhalten. Später machten sie das Geschäft der christlichen Frömmigkeit. Gewöhnlich, was allerdings bemerkt werden muß, trat die Nothwendigkeit der Ergreifung eines solchen veränderten Lebenswandels erst im späteren Alter ein, besonders aus dem Grunde, weil zugleich die damalige Beweistheorie des preußischen Strafprozesses dafür Sorge trug, jener Strenge des Gesetzes gegen die Diebe, namentlich den schlauen und frechen Dieben gegenüber, vielfach die Spitze abzubrechen.

Der alte Mann, den der Gensd'arm Schmidt Zwei in den Keller führte, gehörte zu der Sorte der mehrfach bestraften Diebe, welche die noble Passion seines Standes zu überwinden gewußt hatten. Er war ein sehr christlich frommer Diebeshehler geworden, der an Betstunden Theil nahm und sogar einem Missionsvereine zur Bekehrung der Heiden angehörte.

„Du, Graumann?" begrüßte ihn der Gensd'arm Schmidt Vier, in seiner kurzen Weise, theils verwundert, theils erfreut.

Der Alte seufzte tief auf, während er den Versuch machte, die triefenden Augen gen Himmel zu schlagen.

„Ja, guter Herr Schmidt," sagte er, langsam, bedächtig, salbungsvoll. „Man ist in dieser bösen Zeit nicht einmal mehr sicher, wenn man auch auf den Wegen der Gerechten wandelt. Ja, gerade wer auf ihnen wandelt, muß am Meisten dulden."

„Darauf warst Du?"

„Wie immer, wenn auch oft von den Menschen verkannt und verfolgt."

„Mit dem Korbe da?"

„Lassen Sie sich erzählen, Herr Schmidt —"

„Zeig her."

Der Gensd'arm nahm den Korb, den der Alte trug, öffnete den Deckel und sah den Korb angefüllt mit Uniformstücken eines preußischen Lieutenants von der Linie.

„Aha!"

„Lassen Sie sich erzählen, Herr Schmidt —"

„Schweig!"

Der Gensd'arm Schmidt Vier ergriff den Alten und stellte ihn in eine Ecke des Kellers; dann stellte er den Dieb Ludwig Liedke in eine andere, und den Kellerwirth in eine dritte; alle Drei so, daß keiner den anderen sehen, also irgend ein Zeichen mit ihm wechseln konnte. Er beschloß diese Anordnung zur Vermeidung von „Collusionen" mit der Drohung:

„Wer spricht, bekommt die flache Klinge."

Dann sagte er zu dem Gensd'armen Schmidt Zwei: „Holen Sie rasch den Polizeirath herüber. Sie wissen, wo er ist. Nachher kommen Sie mit Schmidt Drei hierher."

Schmidt Zwei ging.

Schmidt Vier spazierte schweigend in dem Keller umher, abwechselnd bald vor dem Einen, bald vor dem Anderen seiner drei Gefangenen stehen bleibend, die ihrerseits unbeweglich wie Bildsäulen standen. Er sah ihnen dabei in das Gesicht, als wenn er sagen wolle: „Aber was hast Du denn eigentlich gethan, daß man Dich hier so behandelt? Nicht wahr, Du bist unschuldig? Aber jene beiden Anderen da sind die Verbrecher?" — Jeder wollte ihm in der That antworten, und unzweifelhaft im Sinne seines Fragens. Aber so wie Einer begann, die Lippen zu bewegen, hob der schweigende Gensd'arm drohend den Zeigefinger der linken Hand in die Höhe, während seine Rechte nach dem Säbel an seiner Seite faßte.

Der Gensd'arm schien durch seinen Vorgesetzten auch etwas von der Kunst des Inquirirens gelernt zu haben, obgleich der Polizeirath Duncker als Inquirent nicht so sehr durch seinen Ernst als durch seine Freundlichkeit den Verbrechern gefährlich wurde. Das schweigende Fragen des Gensd'armen und sein Verbot zu antworten, hatte zur Folge, daß in jedem der Gefangenen von Minute zu Minute mehr das natürliche Verlangen wuchs, von dem gegen ihn entstandenen Verdachte sich zu reinigen, was, wie die Sache einmal lag, nur durch Hinüberwälzung von Schuld und Verdacht auf die Anderen oder auf Dritte geschehen konnte.

Als nach kurzer Zeit der Polizeirath eintrat, hatte das Verlangen sich fast bis zur Wuth gesteigert, selbst bei dem christlich frommen Dulder auf dem Pfade der Gerechten, am Meisten bei dem alten Diebe mit dem weichen Herzen. Allen Dreien, wie sehr sie den Eintretenden fürchteten, schien eine schwere Last vom Herzen gefallen zu sein.

Das Gesicht des Polizeiraths war noch freundlicher als am Morgen um sieben Uhr.

„Muß ich rapportiren?" fragte der Gensd'arm Schmidt Vier, besorgt, daß er viel werde sprechen müssen.

„Ich weiß schon Alles."

Der Gensd'arm wurde doppelt zufriedener. Der Polizeirath wandte sich an Liedke.

„Liedke, Liedke, wie konntest Du so unvorsichtig sein?" sagte er.

Der Dieb wollte losplatzen.

„Ja, ja, Herr Polizeirath, da haben Sie es getroffen. Nur Unvorsichtigkeit —"

„Laß erst mich sprechen, Liedke. Du hast mich wohl nicht verstanden. Ich meinte, wie Du, ein so alter Dieb, heute Morgen so unvorsichtig sein konntest, Dich zu erschrecken, als Du mich sahest. Das bringt Dich in's Unglück, und diesmal vielleicht auf zeitlebens in's Zuchthaus. Es thut mir leid, denn Du bist nie ein gefährlicher Mensch gewesen. Nun, nicht wahr, armer Kerl, Du hattest mich eben nicht verstanden?"

Der alte Dieb, der wirklich ein weiches Herz hatte, weinte beinahe wieder.

„Herr Polizeirath," rief er, „gewiß bin ich kein gefährlicher Mensch, aber diesmal bin ich auch unschuldig. Glauben Sie mir."

„Es sollte mich freuen, um Deinetwillen. Zuchthaus auf zeitlebens! Aber nachher."

Die Gensd'armen Schmidt Zwei und Drei waren eingetreten. Der Polizeirath hatte als guter Inquirent schon seinen Plan gemacht. Es kam darauf an, die Spuren eines Verbrechens zu entdecken, von dessen Existenz er bisher noch nichts wußte. Er mußte dabei vorsichtig verfahren, um dieser Vorsicht willen aber auch die erste Ueberraschung und Stimmung der Verhafteten, von denen er allein Auskunft erlangen konnte, in richtiger Weise benutzen. Der geringste Fehler, gerade bei diesen Anfängen einer Spur, und in diesem ersten Momente, konnte die ganze Untersuchung verderben und die Entdeckung des Verbrechens oder der Thäter für alle Zeit unmöglich machen. Die Personen und die Verhältnisse waren dabei auf das Genaueste zu beachten.

Der Kellerwirth stand zwar schon seit einiger Zeit in dem Rufe, daß Diebesgesindel bei ihm verkehre. Aber der Mann war noch nie in Untersuchung gewesen, er war ferner, wie schon sein Aeußeres zeigte, ein derber, trotziger Mensch, er war endlich berliner Bürger. Von ihm war sicherlich viele und wichtige Auskunft zu erwarten.

Ludwig Liedke mußte, da der fromme triefäugige Alte nur noch das Handwerk des Hehlers trieb, der Urheber oder Miturheber des begangenen Verbrechens sein. Seine Aussage konnte daher nur auf dieses selbst und unmittelbar hinführen, deshalb auch nur in letzter Linie stehen, nachdem vorher das möglicherweise zu ermittelnde Material gegen ihn selbst gewonnen war. Ueberdies erschien es bei der Schwäche seines Charakters nicht durchaus geboten, den ersten Augenblick der Ueberraschung bei ihm zu benutzen.

So ergab sich von selbst in erster Linie das Verhör des alten Hehlers, der zudem im Besitze der Sachen getroffen war, also auf ein bloßes Leugnen sich nicht beschränken konnte.

Der Polizeirath ließ durch die Gensd'armen Schmidt Zwei und Drei Liedke und den Kellerwirth hinausführen, und draußen abgesondert bewachen. Dann schritt er zum Verhör des Hehlers. Zunächst besah er die einzelnen Uniformstücke des Korbes.

„Ei, ei, Justus Graumann, Ihr habt da am frühen Morgen schon ein hübsches Geschäft gemacht. Meist lauter neues Zeug! Was habt Ihr dafür gegeben?"

„Hören Sie mich an, Herr Polizeirath. Gott, der Gerechte, ist mein Zeuge —"

„Wie viel Ihr dafür gegeben habt?"

„Hören Sie mich nur erst an, guter Herr Polizeirath —"

„Guter Mann, seid zuerst nur so freundlich, mir den Preis zu sagen."

„Sie sollen Alles erfahren, Alles, die lautere, reine Wahrheit."

„Nicht wahr, fünf Thaler?"

„Nicht als Kaufpreis, verehrter Herr Polizeirath. Hören Sie mich nur an."

„Nun, so sprecht."

„Das lohne Ihnen der Allerbarmer. Glauben Sie mir, ich stehe hier vor Ihnen, unschuldig, wie Christus der Gekreuzigte."

„Zur Sache, wenn Ihr so gut sein wolltet."

„Die Sache ist sehr einfach. Der Wirth hier, Herr Funke, ein braver, redlicher Bürger der Stadt, kam heute früh zu mir und theilte mir mit, daß gestern Abends spät ein verdächtiger Mensch in seinen Keller gekommen sei, der habe um Nachtquartier gebeten. Er habe es ihm abgeschlagen, weil er nicht beherbergen dürfe. Der Mensch habe ihn darauf um zehn Silbergroschen gebeten, um sich eine Schlafstelle suchen zu können, seinen Korb geöffnet, worin sich Uniformstücke befunden, und diese als Pfand angeboten. Zugleich habe derselbe ihn gefragt, ob er ihm keinen Käufer für die Sachen verschaffen könne. Er habe auf einen Diebstahl gerathen, und da kein Polizeibeamter bei der Hand gewesen, so sei er zum Schein auf das Anerbieten eingegangen, habe dem Menschen die zehn Silbergroschen gegeben und die Sachen behalten. Er überlegte nun mit mir, wie es am Besten anzufangen sei, den Dieb nicht nur zu fangen, sondern auch zugleich zu überführen, und da kamen wir dann unter Gottes Beistande auf den Gedanken daß ich ihm zum Scheine die Sachen abkaufen solle, um sie sogleich an das Polizeipräsidium zu bringen und dort Anzeige von dem Vorfalle zu machen."

„Ihr seid doch die Ehrlichkeit selbst, alter Graumann," unterbrach der Polizeirath den Diebeshehler.

„Ich habe ein ruhiges Gewissen, guter Herr Polizeirath. Hören Sie mich weiter. Das Geschäft, wohlverstanden, das Scheingeschäft, kam zu Stande; wir hatten uns dabei auch den Namen des Diebes sagen lassen. Er hieß Ludwig Liedke; seine Papiere vom Zuchthause wiesen ihn aus. Er war gerade auf dem Wege nach dem Polizeipräsidium als ich arretirt wurde."

„Durch die Hinterthür dieses Hauses, guter Graumann?" sagte der freundliche Polizeirath.

„Für mich der nächste Weg."

„Und warum holtet Ihr die Polizei nicht herbei?"

„Wir hatten unter Gottes Beistande davon gesprochen, Herr Polizeirath. Aber vorher ging es nicht an, weil ja der Dieb in der Nähe sein und aufpassen konnte, und Sie werden begreifen, daß dann Alles vorbei war, da wir seinen Namen nicht wußten."

„Warum hatte der brave Herr Funke ihn nicht schon gestern Abend danach gefragt?"

„Er muß es doch wohl vergessen haben."

„Nun, und nachher?'

„Nachher war der Mensch so eilig, daß keine Zeit blieb, zu dem Herrn Polizeicommissarius zu schicken. Auch war der Herr Funke allein. Sie wissen, er ist Junggesell."

„Wo hat denn Liedke die Sachen gestohlen?"

„Das hat er nicht gesagt. Er hat gar nicht von einem Diebstahl gesprochen."

Der Polizeirath gab dem Gensd'armen Schmidt Vier einen Wink.

„Ich kann doch jetzt nach Hause gehen, Herr Polizeirath?" fragte der Diebeshehler treuherzig.

„Und Eure fünf Thaler, guter Graumann?"

„Sie sind mir sicher genug dafür, guter Herr Polizeirath."

„Ihr seid ein arglosses Herz."

„Mit Gottes Beistand, Herr Polizeirath."

Schmidt Vier führte den Alten ab.

„Den Kellerwirth?" fragte im Abgehen in seiner gewohnten Kürze der Gensd'arm, der den Plan seines Vorgesetzten errathen hatte.

Der Polizeirath nickte. Der Gensd'arm führte den Kellerwirth herein. Der Mann hatte unterdeß seinen vollen Trotz gesammelt.

„Herr Polizeirath, Sie behandeln einen berliner Bürger in seinem eigenen Hause als einen Verbrecher?"

„Ich habe Ihnen," erwiederte der Polizeirath, „ja noch kein Verbrechen vorgeworfen."

„Aber Sie behandeln mich als einen Verbrecher."

„Sprechen Sie die Wahrheit, und auch das hört vielleicht auf."

„Was wollen Sie von mir wissen?"

„Was haben der Liedke und der Graumann bei Ihnen gemacht?"

„Warum haben Sie sich das nicht schon von Graumann erzählen lassen?"

„Ich möchte es auch gern von Ihnen erfahren."

„Warum, wenn Sie es schon von ihm wissen?"

„Sie sind berliner Bürger; noch nicht in Untersuchung gewesen; ich traue Ihnen mehr."

Die ruhige Freundlichkeit des Beamten verwirrte die Grobheit des Diebswirths. Er schwieg, sich besinnend.

„Nun," fuhr der Polizeirath fort, „was machten die Beiden hier?"

„Ich will es Ihnen erzählen, Herr Polizeirath. Gestern Abend spät kam der Mensch, der Liedke, hierher. Er bat um Nachtquartier. Ich kannte ihn nicht, ich darf auch nicht herbergen."

„Sie verweigerten ihm daher das Nachtquartier."

„So ist es. Darauf bat er mich um zehn Silbergroschen."

„Und gab Ihnen den Korb mit den Sachen da zum Pfand."

„So ist es."

„Und darauf?"

„Ging ich heute Morgen früh zum Herrn Graumann, um mit ihm zu besprechen, wie wir —"

(Schluß folgt.)

Album der Poesien.

Nr. 12.

Ein Friedhofsgang.

Beim Todtengräber pocht es an,
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!

„Thu auf die Thür und nimm den Stab,
„Mußt zeigen mir ein theures Grab.“

Ein Fremder spricht's, mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und grau nach Kriegerart.

„„Wie heißt der Theure, der euch starb,
„„Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?““

„Die Mutter ist es, kennt ihr nicht
„Der Marthe Sohn mehr am Gesicht?“

„„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt,
„„Hätt' nun und nimmer euch erkannt.

„„Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
„„Nach dem gefragt mich euer Wort.

„„Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
„„Nun euer todtes Mütterlein.““

Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht und starrt zum theuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.

„Wie schlöss ein Raum, so eng und klein,
„Die Liebe einer Mutter ein?!“

Joh. Nepom. Vogl.

Biographie eines Löwen und Offiziers in der franz. Fremdenlegion.

Von den abenteuerlichen Franzosen Algeriens ist keiner besser bekannt als Monsieur Gérard, genannt der Löwen-Tödter. Seine Geschicklichkeit, sein Glück und sein Muth verdienen, daß er über Gordon Cumming, den südafrikanischen Nimrod, gestellt werde. Gérard hat unlängst seine Jagdabenteuer veröffentlicht, die in ihren Details äußerst spannend und interessant, im Ganzen aber freilich fast alle auf endliche Erlegung des Löwen oder auf ziemlich monotone Lebensrettung „bei einem einzigen Haar" hinauslaufen. Folgendes Abenteuer ist aber, wenn nicht das effektvollste, so doch das entsprechendste, ich möchte sagen, humanste, und giebt die Biographie, statt die Erlegung eines Löwen. Jetzt, wo der Mensch von der immer reinern Wein einschenkenden Naturwissenschaft genöthigt wird, von der Höhe seiner „geistigen" Privilegien vor den Thieren bescheiden herabzusteigen und die wegen ihrer „Geistlosigkeit" verachteten Thiere näher zu sich heranzuziehen und würdigen zu lernen, wird man auch für das Leben und die treue Freundschaft eines „Königs der Wildniß" die gehörige Theilnahme fühlen.

Im Februar 1846, erzählt Gérard, schickte der Commandeur von Ghelma, Monsieur de Tourville, zu mir und theilte mir mit, daß der Kabylenstamm „Beni-Bughal" meinen Beistand gegen eine Löwin wünsche, welche unter ihren Heerden schreckliche Verwüstungen anrichte, um ihre Jungen zu mästen. Ich ritt sofort mit dem Sheik zu der Zeltenstadt des Stammes am Fuße des Jebel Mezrur-Berges. In der Abenddämmerung recognoscirte ich das Gehölz, in welchem die Löwin logirte. Sehr bald fand ich eine junge Löwin, etwa einen Monat alt, nicht größer als eine gute Katze. Ich wickelte sie in meinen Burnus und brachte sie in die Zeltenstadt, ritt dann zurück in die Nähe der Höhle, wo die Löwin ihre „Wochen" hielt, setzte mich unter einen Korkbaum und wartete im Dickicht, nachdem ich mit meinem Dolche so viel freien Raum gehauen, daß ich meine Büchse handhaben konnte. Es ward Nacht. Mein Plan war einfach, der Löwin sofort das Gehirn auszublasen, wenn sie ihren Kopf zeige. Ich horchte gespannt durch die dicke Finsterniß. Einen Bären, der zuerst die schauerliche Stille unterbrach, erkannte ich bald an seinem schweren Tritt. Auch ein Schakal, der um die Höhle nach Leckerbissen der jungen Löwen schnüffelte, konnte mich mit seinem leichten, listigen Schritt nicht täuschen. Nach einer Weile aber glaubte ich mein Opfer deutlich zu hören, wie es durch das Dickicht rauschte, und die Knochen eines Schafes zerknackte, um es den Kindern mundrecht zu machen. Ich wartete zwei Stunden in der größten Aufregung und konnte den Arm nicht mehr halten. An den Korkbaum lehnend, wartete und wartete ich immerfort in der Hoffnung, die großen glühenden Augen der Löwin durch's Dickicht aufleuchten zu sehen. Vergebens und abermals vergebens. Daß es immer wieder mäuschenstill ward, erhöhte nur meine Aufregung, die in der Erinnerung an frühere Abenteuer ohnehin nervös genug war. Mit furchtbarer Anstrengung suchte ich die dicke Finsterniß zu durchdringen, und die um den Verlust ihres einen Kindes rasende Löwin mit gestrecktem Halse, zurückgelegten Ohren und wuthzitterndem Körper zu entdecken, um ihrem Sprunge zuvorzukommen. Die Phantasie hatte in dem Dunkel völlige Herrschaft über mich. Obgleich es beißend kalt war, lief doch der Schweiß von meiner Stirn. Ich zitterte vor Furcht und habe keine Ursache, es zu leugnen. Doch kam mir der Einfall, auf den Baum zu klettern, eines Jägers zu unwürdig vor, so daß ich dadurch gerade mein Selbstvertrauen wieder gewann. Und was war ich wüthend auf mich, als ich endlich nicht nur das Rauschen und Rascheln wieder hörte, sondern auch das jämmerlich nach der Mutter quäkende Junge, den Bruder zu der schon gefangenen Schwester! Bald hatte ich meinen kleinen knurrenden Quälgeist in der Tasche und strauchelte drei Stunden lang durch Dick und Dünn nach dem Duar (der Zeltenstadt) suchend, oft unterbrochen durch vermeintliches Schnauben und Heulen der Löwin, die die Witterung ihrer Jungen verfolge.

Mein Erstes im Duar war, die beiden jungen Löwen — Bruder und Schwester, zu vergleichen. Ersterer war ein feiner Kerl und mindestens ein Drittel größer als letztere. Ich taufte ihn zu Ehren des Jägerschutzheiligen „Hubert," seine Schwester „Hubertine." Hubertine war sehr misanthropisch und kratzte und zischte Jeden an, der ihr zu nahe kam. Hubert dagegen guckte Tag für Tag mit einem ruhigen, aber erstaunten Blick umher, als könne er aus der Geschichte gar nicht klug werden, sei aber entschlossen, noch dahinter zu kommen. Die braunen, schlanken Araberinnen wurden nicht müde, ihn zu liebkosen und seine natürliche Liebenswürdigkeit zu belohnen. Sie banden eine Ziege und ließen ihn saugen. Erst benahm er sich sehr ungeschickt, aber als er erst gekostet, schien er sofort zu begreifen, daß dies die ihm bestimmte Amme sei. Er schloß sich kindlich an sie an und folgte ihr auf Schritt und Tritt. Wie am ersten Abend legte er sich jedesmal, wenn er müde war, auf meinen Burnus und schlief so ruhig als wäre er bei „Muttern." Hubertine profitirte nichts von der Klugheit und Liebenswürdigkeit ihres Zwillingsbruders: sie blieb menschenscheu, bis sie am Zahnen starb, einer Periode, die überhaupt wohl eben so viel Löwen- als Menschenkindern das Leben kostet.

Die Löwin war trotz allen Nachforschungen nicht zu finden. Endlich erfuhren wir von einem Schäfer, daß sie mit einem dritten Jungen das Gebiet verlassen habe. Diese Nachricht stellte „Ruhe und Ordnung" im Stamme Beni-Bughal wieder her, und ich ging mit Hubert nach Ghelma zurück, wo er sofort der Liebling des ganzen Lagers ward, besonders Lehmann's, des Trompeters, mit deutscher Sentimentalität, Bibart's, des Grobschmidts und Rustan's, des Spahis.

Es ward für ihn ein besonderes Register angelegt, worin seine Dienste und Vergehen pünktlich protokollirt wurden. Er ward in dem Charakter eines Cavalleristen, der auf Einreihung wartet, eingetragen. Ich mache aus den Protokollen blos folgende Auszüge:

April 20, 1846. Am Geburtstage Hubert's (als er nämlich drei Monate alt war) stand die Eskadron im Hofe des Hauptquartiers, um verlesen zu werden. So wie Lehmann das Zeichen bläst, springt Cavallerist Hubert, in sein Zimmer eingeschlossen, an's Fenster und brüllt: Ici! (Hier!) wird aber nicht gehört und als fehlend notirt. Der Offizier commandirt: Marsch! Lehmann trompetet und Hubert springt herunter durch's Fenster und marschirt mit ab auf den Exercierplatz. Für diesen Diensteifer wird die Notirung: „Abwesend" gestrichen.

Mai 15. Hubert tödtet seine Amme, die alte Ziege, und wird dafür zum „Reiter erster Klasse" ernannt.

September 8. Hubert machte einen Ausfall auf den Marktplatz und jagte sämmtliche Araber in die Flucht. Tödtet bei dieser Gelegenheit mehrere Schafe und einen Esel, wirft einen Wächter zu Boden und ergiebt sich Niemandem als seinen Specialfreunden, Lehmann, Rustan und Bibart. In Anerkennung dieser Beweise jugendlicher Tapferkeit wird er zum Supernumerar-Offizier ernannt und ihm eine eiserne Ehrenkette um den Hals zuerkannt, an welcher er als beständige Schildwache an die Thürpfoste des Pferdestalles angelegt wird.

Januar 16, 1847. Ein Beduine schleicht um die Ställe. Hubert, ihn für einen Räuber haltend, zerreißt seine Kette und hält ihn am Boden fest, bis er den Gefangenen in einem sehr „unheilen" Zustande an einen Offizier abliefert. Für diese That bekommt Hubert den Titel: „Farben-Sergeant" und zwei Ketten um den Hals. Im April tödtet er ein Pferd und schlägt zwei Soldaten nieder. So steigt er zu dem Range eines wirklichen Offiziers und wird in einen Käfig gesperrt.

Armer Hubert! Und ich, sein bester Freund, war commandirt, ihn in's Gefängniß zu bringen. Die Behörden, so large nachsichtig gegen ihn wegen seiner Liebenswürdigkeit, durften jetzt ihre Güte nicht weiter ausdehnen. Es gab blos eine Wahl zwischen Todesstrafe oder lebenslänglichem Gefängniß. Mein erster Gedanke war, ihn flüchten zu lassen. Aber an Umgang mit Menschen gewöhnt, hätte er leicht zurückkehren, einen dummen Streich machen und dann getödtet werden können. So schloß ich die eisernen Stäbe vor ihm. Während der ersten Monate seiner Strafe ließ ich ihn gewöhnlich des Nachts heraus und spielte Versteckens mit ihm. Er war dann immer so glücklich und ausgelassen zärtlich, daß er mich oft drückte, wie der feurigste Liebhaber. Aber eines Abends umarmte er mich mit solcher Gewalt, daß er mich vielleicht erwürgt haben würde, hätten mich meine Kameraden nicht aus seinen liebkosenden Armen befreit. Ich weiß, er meinte es gut, denn er zeigte weder Klauen noch Zähne, nur daß er nichts von dem Uebermaße

seiner Kraft gegen menschliche Glieder wußte, und dies in dem Uebermuthe seiner Zärtlichkeit nicht berechnete. Aber ich sah deshalb auch ein, daß er von jetzt an nur mit der stärksten Kette um den Hals und an den Käfig geschmiedet herausgelassen werden könnte. Seitdem ward er traurig und launisch. Ein Offizier bot mir 3000 Francs, aber ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihn zu verkaufen, wie bisher die Felle erlegter Löwen. Der Offizier wollte ihn dem Könige von Sardinien schenken. Dies erinnerte mich an den Prinzen von Aumale, dem ich Dankbarkeit für manche Beweise von Güte schuldig war. Ich bot ihm meinen Freund Hubert, falls er ihm eine gute Stelle im zoologischen Garten von Algier verschaffen wolle.

Hubert verließ Ghelma im Oktober 1846 zum größten Leidwesen der Damen, gegen die er stets besonders galant und liebenswürdig gewesen, zur Verzweiflung Lehmann's, der sich dudeldick betrank, um den Schmerz des Scheidens besser tragen zu können, und mit Bibart solchen Lärm machte, daß Beide arretirt werden mußten, um Hubert ohne Opposition und Empörung fortschaffen zu können.

In Algier fand man Hubert zu groß und majestätisch für Algier. So beschloß man, ihn in den zoologischen Garten von Paris zu bringen, und gab mir den Befehl, ihn dahin zu begleiten. Armer König der Wüste! Ja wohl warst du zu majestätisch für das unglückliche Leben, zu welchem man dich jetzt verurtheilte!

Auf dem Schiffe hatte Hubert Erlaubniß, zu seiner Mahlzeit (in der Regel einem zehnpfündigen Beefsteak) an der Kette aus dem Käfig herauszukommen. Sobald ich öffnete, sprang er freudig heraus, streichelte an mir herum, um seine Dankbarkeit zu beweisen, legte sich zu Tische und streckte sich dann aus in die Sonne, um friedlich zu blinzeln und zu verdauen. Er wußte bald ziemlich genau, wenn die ihm so vergönnte Stunde um war, denn er ging freiwillig in seinen Käfig zurück und ließ sich von Jedermann, besonders gern von schönen Händen, an den Ohren krauen. So vergingen die letzten Tage unseres freundschaftlichen Zusammenlebens. In Toulon trennten wir uns. Noch sah ich ihn einmal in Marseille, aber nicht mehr denselben. Er sah so trostlos und unglücklich aus. Zwar leuchtete die Freude aus seinen Augen auf, als er mich erblickte, aber zugleich starrte er mich so vorwurfsvoll fragend an: Warum hast Du mich verlassen? Wo bin ich? Wohin soll ich? Wirst Du mit mir kommen? Seine traurigen Blicke thaten mir weh. Ich entfernte mich, aber da wüthete er so fürchterlich in seinem Käfig und donnerte so Mark und Bein erschütternd, daß Alle in seiner Nähe mit blassen Gesichtern flohen. So wie ich mich wieder nahte, ward er ruhig und drückte sich an die Gitter, daß ich ihn streicheln möchte. Ich streichelte ihn so lange, bis er einschlief und ich mich langsam entfernte. Schlaf in Vergessenheit deiner Leiden, edles Thier! Schlaf ist Balsam für deine Leiden, so gut wie für unsere.

Drei Monate später kam ich nach Paris. Mein erster Besuch galt meinem Freunde Hubert im Jardin des Plantes. Ich ärgerte mich mit Staunen über die kleinen Käfige der wilden Thiere und den Gestank, den wohl Hyänen und Schakale vertragen, nicht aber Löwen, denen Reinlichkeit Leben ist. Sofort wandte ich mich an den Minister Geoffroy de Saint Hilaire, der die nöthigen Verbesserungen versprach, die aber in der Februarrevolution untergingen.

Unter diesen traurigen Eindrücken kam ich vor dem Käfig meines Freundes Hubert an. Er lag gleichgültig im Halbschlummer und blickte zuweilen nachlässig und verächtlich auf die ihn umdrängende Menge. Plötzlich schlug er mit dem Kopfe in die Höhe, die Augen funkelten, die Muskeln seines Gesichts zitterten: er hatte die Uniform „seines Regimentes" gesehen. Doch erkannte er mich noch nicht. Unfähig, meine Bewegung noch länger zurückzuhalten, trat ich zu ihm und steckte die Hand durch das Gitter. Es war ein Anblick, der mich erschütterte und alle Anwesenden rührte. Er sah mich lange, lange fest und prüfend an, beroch meine Hand, sah mich wieder an, klarer, zärtlicher und schien nur noch auf ein Zeichen zu warten, ob ich's auch sei. Ein Wort und es war ihm klar. „Hubert, alter Bursche!" rief ich freudig. Mit einem furchtbaren Satze sprang er gegen die Eisenstäbe, daß sich einige bogen. Meine Freunde und das Publikum flohen im größten Entsetzen. Nobles Thier, selbst deine Freude verbreitet Schrecken. Hubert stand aufrecht und schüttelte die Eisenbarren, daß Alles umher krachte und wackelte. Er sah glorios aus, jeder Zoll der wahre Löwe, donnernd mit seinem erhobenen Krachen in Freude und Schmerz. Er leckte meine Hand mit seiner rothen Zunge so sanft und preßte die Tatzen durch die Gitter, mich zu umarmen. O, er liebkoste mich so gewaltig aus seinem starken Löwenherzen! Wie sollt' ich wieder fortkommen? Zwanzig Mal ging ich, aber so wie er mich aus den Augen verlor, zitterte Alles umher von seinen Sprüngen und brüllenden Donnern. Zwanzig Mal kehrt' ich um, ihm begreiflich zu machen, daß ich wieder käme. Doch nichts wollt' ihn trösten. So mußt' ich ihn endlich toben lassen, daß es eine halbe Stunde lang hinter mir her donnerte und krachte. Ich besuchte ihn fast jeden Tag auf mehrere Stunden, aber jedesmal traf ich ihn müder und melancholischer. Die Aufseher im Garten riethen mir, seltener zu kommen, da er sonst wahrscheinlich das Heimweh bekommen werde. So kam ich seltener, bis ich an einem schönen Maimorgen von dem Wärter mit folgenden Worten empfangen ward: „Sie brauchen nun wohl nicht mehr zu kommen, Monsieur, Hubert ist todt."

Ich eilte hinweg mit dem Gefühle, als hätt' ich den treuesten Freund verloren und komme oft zurück in Gedanken der Reue, daß ich ihn aus der Freiheit der Berge stahl, um ihn von Civilisation und Kerker tödten zu lassen. O, ihr Löwinnen des Atlas, nie in meinem Leben werde ich wieder eure Kinder stehlen! Besser, sie mit einem ehrlichen Jägerschusse zu tödten, mit einem Blitze in der Freiheit des Waldes unter ihrem heimathlichen Himmel, statt sie in die Gefangenschaft des Nordens zu schleppen. Das Blei des Jägers ist nobler, als das Blei der Langeweile und des ausgedehnten Schmerzes über die verzehrende Schwindsucht des Kerkers."

Vom Baue des menschlichen Körpers.

Singen und Schlingen; Sing- und Schlingorgane.

Beim Sprechen und Singen, sowie beim Schlingen (d. i. das Verschlucken von Speisen und Getränken) treten so ziemlich dieselben Organe in Thätigkeit, und es können diese deshalb, sowie ihres unmittelbaren Zusammenhanges wegen, gegenseitig großen Einfluß auf einander ausüben. Wahrscheinlich gründen sich auf diesen Umstand auch die Redensarten: „cantores amant humores (Sänger lieben das Gläschen)" und: „Hast Du geredet, so trinke einmal." Vielleicht läßt sich daraus auch die Thatsache erklären, daß bei Schmäusen gern gesungen und getoastet wird. — Krankheiten gehen nicht selten von den Schling- auf die Singorgane über und umgekehrt. Wie beschwerlich aber und launeraubend dieselben sind, werden gewiß viele unserer Leser erfahren haben. Ja, es giebt nicht Wenige, die sich bei Halsbeschwerden ganz unnützerweise mit der Furcht vor Hals- oder Kehlkopfsschwindsucht ihr und ihrer Angehörigen Leben verbittern. Leider trägt man freilich heutzutage nicht die gehörige Sorge für den Sing- und Schlingapparat, und daher kommt es denn auch, daß man diese Apparate bei Vielen nicht gern sieht und hört.

Oeffnet man den Mund und blickt durch die Oeffnung zwischen den Lippen und den Zahnreihen in die Mundhöhle hinein (s. d. Fig.), so zeigt sich zunächst hinter den Zähnen des Unterkiefers (b) die aus Fleisch (oder Muskelsubstanz) gebildete Zunge (k) und als Dach der Mundhöhle, hinter der obern Zahnreihe (a), der knöcherne oder harte Gaumen (c), welcher zugleich auch den Boden der Nasenhöhle bildet. Wird nun die Zunge niedergedrückt, so erscheint ganz hinten in der Mundhöhle eine halbrunde Oeffnung (h), welche Rachenenge heißt und in den Theil des Schlundkopfes führt, welchen man Rachen nennt und der nach unten in die Speiseröhre übergeht. Nach oben wird die Rachenenge vom Gaumensegel oder weichen Gaumen, in welchen sich der harte Gaumen fortsetzt und Muskelfasern Bewegungen veranlassen können, begränzt; in seiner Mitte hängt das Zäpf-

1. Ein Schiff. 2. Ein Segel. 3. Ein Mast. 4. Ein Steuer. 5. Ein Anker. 6. Ein Tau. 7. Ein Boot. 8. Ein Ruder. 9. Ein Kompaß. 10. Ein Fernrohr. 11. Ein Leuchtturm. 12. Ein Hafen. 13. Ein Dampfer. 14. Ein Schornstein. 15. Ein Rauch. 16. Ein Wasser. 17. Ein Wellen. 18. Ein Schaum. 19. Ein Fisch. 20. Ein Netz. 21. Ein Angel. 22. Ein Schwimmer. 23. Ein Ertrinken. 24. Ein Rettungsring. 25. Ein Rettungsboot. 26. Ein Retter. 27. Ein Gerettete. 28. Ein Kahn. 29. Ein Paddel. 30. Ein Kanu. 31. Ein Kanute. 32. Ein Kajak. 33. Ein Kajakfahrer. 34. Ein Segelboot. 35. Ein Segler. 36. Ein Motorboot. 37. Ein Bootsführer. 38. Ein Passagier. 39. Ein Matrose. 40. Ein Kapitän. 41. Ein Lotse. 42. Ein Steuermann. 43. Ein Maschinist. 44. Ein Heizer. 45. Ein Kohle. 46. Ein Kohlenschaufel. 47. Ein Kohlenbunker. 48. Ein Kohlenträger. 49. Ein Kohlenstaub. 50. Ein Kohlenstaubfeuerung. 51. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlage. 52. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauer. 53. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrling. 54. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildung. 55. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertrag. 56. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschrift. 57. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerung. 58. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrund. 59. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeit. 60. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweis. 61. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführung. 62. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgericht. 63. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteil. 64. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündung. 65. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerung. 66. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrund. 67. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeit. 68. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweis. 69. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführung. 70. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgericht. 71. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteil. 72. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündung. 73. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrund. 74. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeit. 75. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweis. 76. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführung. 77. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgericht. 78. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteil. 79. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündung. 80. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrund. 81. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeit. 82. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweis. 83. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführung. 84. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgericht. 85. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteil. 86. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündung. 87. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrund. 88. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeit. 89. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweis. 90. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführung. 91. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgericht. 92. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteil. 93. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündung. 94. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrund. 95. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeit. 96. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweis. 97. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführung. 98. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgericht. 99. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteil. 100. Ein Kohlenstaubfeuerungsanlagenbauerlehrlingsausbildungsvertragsunterschriftsverweigerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündungsverzögerungsgrundlosigkeitsbeweisführungsgerichtsurteilsverkündung.

deln sehr stark schwellen, wodurch das Athmen und Sprechen behindert wird, dann bildet sich gewöhnlich ein Eiterherd in denselben, und es ist dienlich, warme Umschläge um den Hals zu machen, so wie die Dämpfe kochenden Wassers in die Mundhöhle einzuziehen; bisweilen muß die Eiterhöhle auch zeitig eröffnet werden. — Bleibt nach solchen Bräunen Anschwellung der betheiligten Organe (besonders der Mandeln und des Zäpfchens) zurück, dann thut das Bestreichen derselben mit Höllenstein die besten Dienste, auch das Einspritzen und Bepinseln mit zusammenziehenden Mitteln (mit kalter Salbeiabkochung, Alaun- oder Zinkvitriollösung ꝛc.) ist vortheilhaft. In hartnäckigen Fällen führt das theilweise Wegschneiden der stark geschwollenen Mandeln oder des Zäpfchens, was übrigens ganz ungefährlich und fast schmerzlos ist, am schnellsten zum Ziele und hat schon manchmal das Athmen, das Sprechen und Singen, sowie auch das Hören verbessert. Vergrößerte Mandeln geben nämlich der Stimme etwas Hohles, Rauhes und Gedämpftes, gerade als ob ein fremder Körper im Munde läge, und veranlassen tönendes (schnarchendes Athmen), durch die Nase und mit geöffnetem Munde (besonders im Schlafe). Auch können sie durch Hinaufdrängen des weichen Gaumens die Ohrtrompetenmündung verlegen und dadurch Schwerhörigkeit erzeugen. (Ueber das Singen und die Singorgane mit ihren Krankheiten später.) **(Bock.)**

Wie er- und behält man den Ocean auf dem Tische,

oder das Marine-Aquarium.

Die schusterleuchtkugelartigen Zimmerdecorationen mit ein Paar traurigen, sich langweilenden Goldfischchen entsprechen dem Geschmacke und dem Bedürfnisse der naturwissenschaftlichen Gegenwart nicht mehr als Hausfreunde. Die Gartenlaube bekam dafür erfreuliche Beweise in die Hände, da ihre Hinweisung auf das „Marine-Aquarium“ oder den Ocean auf dem Tische* überall, in allen Gegenden Deutschlands und Rußlands, das größte Interesse erregte und in unzähligen Briefen um nähere Auskunft und Anweisung gebeten ward. Wir wollen diese hiermit so genau und praktisch als möglich geben und bemerken nur noch, daß die Redaktion dieses Blattes eben Anstalten trifft, „die enthüllten Wunder der Meerestiefe“ ganz ausführlich und speciell in Wort, Bild und Farbe allgemein zugänglich zu machen.

Das Marine-Aquarium, welches uns die seltsamsten und in Gestalt, Form, Formenwechsel, Farbenspiel, Lebensweise u. s. w., wunderbarsten Geschöpfe, Pflanzenthiere, Thierpflanzen, Mollusken, Crustaceen, Feenschlösser mit unterseeischen Gärten, Parken und Wäldern in einem Oceane auf den Tisch zaubern soll, kann nach Räumlichkeit, Mitteln und dem Geschmacke des Einzelnen die verschiedensten Formen annehmen, so daß eine bestimmte Regel nicht gegeben werden kann. Um aber der Phantasie und der Lust für diese neue, wissenschaftliche, stets lebendige Zimmerdecoration gleich von vorn herein zu Hülfe zu kommen, fügen wir in Abbildung ein ästhetisches Muster-Aquarium mit Springbrunnen bei, wie es für den Professor Gosse in Edinburgh, den Schöpfer derselben, ausgeführt ward.

Das Marine-Aquarium muß ein kleiner Ocean zwischen Glaswänden sein, dem Lichte der Sonne und dem Auge von allen Seiten zugänglich. An einem Fenster mit Receß kann man es so einrichten lassen, daß es die ganze Breite desselben einnimmt. Dies hat einen prächtigen Effekt auf's ganze Zimmer, wovon sich der Verfasser dieser Mittheilung in englischen „drawing rooms“ selbst oft genug überzeugte. In solchen Fällen müssen natürlich die Glasscheiben mit gutem, nicht schädlich wirkenden Material, am Besten Gutta-Percha, zusammengekittet werden. Zieht man die cylindrische Form vor, kann das Ganze aus einem einzigen Glaskörper bestehen, doch giebt es hier eine Grenze in Bezug auf Größe, da sie über zwölf Zoll im Durchmesser schwer zu blasen sind und beim Gebrauch auch noch sehr leicht zerbrechen. Auch die Höhe hängt vom Geschmacke ab, dem man hier gleich von vorn herein, wie bei Vasen u. s. w., eine bedeutende Stimme zuerkennen sollte. Vasenartige Formen selbst würden für kleinere Privat-Oceane viel für sich haben. Giebt man den Wänden eine geradlinige, z. B. achteckige Construction, vermeidet man zugleich die Entstellungen der innern Pflanzen und Thiere, wie sie durch Lichtreflex an gebogenen Wänden und Kugelformen entstehen. Will man die Kugelform dennoch beibehalten, sorge man dafür, daß die Tiefe des Miniatur-Meeres sehr gering sei, damit man von Oben, dem einzigen richtigen Beobachtungspunkte, immer bis auf den Grund sehen kann.

Da unsere kleinen Oceane sich nicht nur mitten im Lande, sondern auch im Staube der Zimmer befinden und gedeihen sollen, müssen sie von oben gut geschützt werden, also z. B. mit feinem Musselin, oder besser, mit einer Glasplatte, doch so, daß noch Luft entweichen kann. Dabei wäre letztere jeden Tag ein paar Mal je für ein paar Secunden zu lüften, um einen vollständigen Luftwechsel darunter zu veranlassen.

Thiere, und besonders Pflanzen in dem kleinen Kunstoceane bedürfen des vollen Lichtes, weshalb das Aquarium in der sonnigsten und lichtesten Stelle des Zimmers stehen muß, so daß die Sonnenstrahlen ungeschwächt hineinwirken können. Es ist ein gar anmuthiges Schauspiel, zu beobachten, wie sich unter dem Einflusse der verklärenden Sonnenstrahlen Tausende von kleinen Lustdiamanten an den Steinen und Pflanzen bilden und wie sie in einem ununterbrochenen Perlenregen von Unten nach Oben eilen, so lange sie sich der Sonne freuen. Diese kleinen Diamanten bestehen aus reinem Oxygen (Sauerstoff). Da dieses die „Lebensluft“ für Thiere bildet (und auch unsern Zimmern und Lungen zu Gute kommt), wird man die Wichtigkeit dieses Perlenregens sofort einsehen. Nur im Sommer bei großer Hitze ist namentlich das kleinere Aquarium mit wenig Wasser gegen das directe Brennen der Sonne durch Musselin oder geöltes Papier oder Milchglas zu schützen. Wird das Wasser bis zur Lauheit erwärmt, sterben die Thiere.

Der wichtigste Punkt in praktischer Beziehung, namentlich für deutsche Gegenden, die durch das beste Fernrohr kein Meeresufer entdecken können, sind die Kosten erster Anschaffung. Was die Preise für Gefäße betrifft, so stellten sie sich in England für die größten von ornamentaler Form, 24 Zoll lang, 18 breit und 18 tief, auf 3 Pfund 10 Schillinge (24 Thaler) für's Stück, für kleinere (15, 12, 12) auf 7 Thaler. Hat man mehr wissenschaftliche, als decorative Zwecke vor Augen, kann man natürlich mit Silbergroschen eben so viel ausrichten, wie für decorative mit fleckenlosem Spiegelglas mit Thalern. Aber wie bringt man nun das wirkliche Leben der Meerestiefe hinein? Zunächst hat man für Gegend, für entsprechende, unterseeische Landschaft zu sorgen und kann hier in Wirklichkeit ein malerischeres Talent entwickeln als der Pinsel nur zum Schein. Man kann mit wirklichen kleinen Felsenstückchen, Korallen u. s. w. aus dem Meere componiren; wo dies aber nicht leicht geht, hat man mit Roman- oder Portland-Cement, der unter dem Wasser zu Felsen sich härtet, einen um so freiern Spielraum für keramisches Formentalent. Mit diesem Cemente kann man nach Herzenslust Klippen und Klüfte, Höhlen und Hütten für die künftigen Bewohner zurechtkneten. Stücke verzweigter Korallen, Höhlen, Steinfragmente, Klippen, überhängende Felsen sind theils nothwendig für das Gedeihen von Pflanzen und Thieren, theils wünschenswerth als Verschönerungen, zumal wenn hernach die Natur das Ihrige thut und die kleine unterseeische Kunstnatur mit ihren Seepflanzenguirlanden und hängenden Gärten malerisch in Form und Farbe übertapezirt. Korallenzweige lassen sich auch wie Bäume in den noch weichen Cement pflanzen, so daß sie hernach auf dem erhärteten Felsen wie maritime Bäume stehen und Thieren und Pflanzen Anknüpfungspunkte gewähren.

Wohl zu beachten ist, daß der zu verwendende Cement vorher ganz gehörig ausgelaugt werden muß, um ihn unschädlich zu machen. Zu diesem Zwecke muß er mindestens einen Monat lang und häufig durch neues zu ersetzendes Wasser gehalten werden. So lange sich das Wasser trübt und auf der Oberfläche Schaum absetzt, ist er untauglich. Durch Vernachlässigung dieser Vorsicht wurden schon oft alle hernach angesiedelten Thierchen getödtet.

Da viele Seethierchen, wie Kaninchen, Ratten und Mäuse,

* Vergl. Nr. 4 und 28 der Gartenlaube.

Pokal aus dem Jahre 1662.

und Zinnen und Wappen und Schilde und Helme und Fahnen und Schwerter und Lanzen und Pfeile und Bogen und Köcher und Rüstungen und Harnische und Panzer und Schienen und Beinschienen und Armschienen und Handschuhe und Stiefel und Sporen und Reitpeitschen und Zügel und Trensen und Gebisse und Steigbügel und Sättel und Satteldecken und Pferdedecken und Pferdeschabracken und Pferdeschmuck und Pferdeschweife und Pferdemähnen und Pferdeschwänze und Pferdeköpfe und Pferdefüße und Pferdebeine und Pferdeleiber und Pferdeaugen und Pferdeohren und Pferdenüstern und Pferdemäuler und Pferdezähne und Pferdezungen und Pferdehufe und Pferdeeisen und Pferdenägel und Pferdeschmiede und Pferdeställe und Pferdeknechte und Pferdejungen und Pferdeherden und Pferdeweiden und Pferdetränken und Pferdefutter und Pferdeheu und Pferdehafer und Pferdestreu und Pferdemist und Pferdeäpfel und Pferdeschwemmen und Pferdeputzen und Pferdestriegeln und Pferdebürsten und Pferdekämme und Pferdeschwämme und Pferdeschaber und Pferdeschaufeln und Pferdekarren und Pferdewagen und Pferdeschlitten und Pferdeschellen und Pferdeglocken und Pferdeschmuck und Pferdeschweife und Pferdemähnen und Pferdeschwänze und Pferdeköpfe und Pferdefüße und Pferdebeine und Pferdeleiber und Pferdeaugen und Pferdeohren und Pferdenüstern und Pferdemäuler und Pferdezähne und Pferdezungen und Pferdehufe und Pferdeeisen und Pferdenägel und Pferdeschmiede und Pferdeställe und Pferdeknechte und Pferdejungen und Pferdeherden und Pferdeweiden und Pferdetränken und Pferdefutter und Pferdeheu und Pferdehafer und Pferdestreu und Pferdemist und Pferdeäpfel und Pferdeschwemmen und Pferdeputzen und Pferdestriegeln und Pferdebürsten und Pferdekämme und Pferdeschwämme und Pferdeschaber und Pferdeschaufeln und Pferdekarren und Pferdewagen und Pferdeschlitten und Pferdeschellen und Pferdeglocken und

Mr. Ellis, Mr. Hall, Mr. Hamilton, Mr. Hanson, Mr. Hardy, Mr. Hargrave, Mr. Harrison, Mr. Hawkins, Mr. Hayes, Mr. Hayward, Mr. Heath, Mr. Hemmings, Mr. Henderson, Mr. Hill, Mr. Hodges, Mr. Holmes, Mr. Howard, Mr. Hughes, Mr. Hunt, Mr. Hutchinson, Mr. Jackson, Mr. James, Mr. Jenkins, Mr. Johnson, Mr. Jones, Mr. Kelly, Mr. Kemp, Mr. King, Mr. Knight, Mr. Lambert, Mr. Lawrence, Mr. Lee, Mr. Lewis, Mr. Long, Mr. Lowe, Mr. Lucas, Mr. Mackenzie, Mr. Manning, Mr. Marsh, Mr. Martin, Mr. Mason, Mr. Matthews, Mr. Maxwell, Mr. Mayer, Mr. Miller, Mr. Mills, Mr. Mitchell, Mr. Moore, Mr. Morgan, Mr. Morris, Mr. Murphy, Mr. Nash, Mr. Nelson, Mr. Newman, Mr. Nicholson, Mr. Norris, Mr. Oliver, Mr. Owen, Mr. Palmer, Mr. Parker, Mr. Parsons, Mr. Patterson, Mr. Payne, Mr. Perkins, Mr. Perry, Mr. Peterson, Mr. Phillips, Mr. Pierce, Mr. Porter, Mr. Powell, Mr. Price, Mr. Quinn, Mr. Ramsey, Mr. Reed, Mr. Reid, Mr. Reynolds, Mr. Richards, Mr. Richardson, Mr. Riley, Mr. Roberts, Mr. Robertson, Mr. Robinson, Mr. Rogers, Mr. Ross, Mr. Russell, Mr. Ryan, Mr. Sanders, Mr. Sanderson, Mr. Scott, Mr. Shaw, Mr. Shepherd, Mr. Simmons, Mr. Simpson, Mr. Sinclair, Mr. Smith, Mr. Spencer, Mr. Stanley, Mr. Stephens, Mr. Stevens, Mr. Stewart, Mr. Stone, Mr. Sullivan, Mr. Taylor, Mr. Thomas, Mr. Thompson, Mr. Thomson, Mr. Tucker, Mr. Turner, Mr. Vaughan, Mr. Wallace, Mr. Walsh, Mr. Ward, Mr. Warren, Mr. Watson, Mr. Webb, Mr. Wells, Mr. West, Mr. Wheeler, Mr. White, Mr. Williams, Mr. Wilson, Mr. Wood, Mr. Wright, Mr. Young.

Mrs. Adams, Mrs. Allen, Mrs. Anderson, Mrs. Andrews, Mrs. Armstrong, Mrs. Arnold, Mrs. Atkinson, Mrs. Austin, Mrs. Bailey, Mrs. Baker, Mrs. Ball, Mrs. Banks, Mrs. Barker, Mrs. Barnes, Mrs. Barrett, Mrs. Bell, Mrs. Bennett, Mrs. Berry, Mrs. Black, Mrs. Bond, Mrs. Bowen, Mrs. Bradley, Mrs. Brooks, Mrs. Brown, Mrs. Bryant, Mrs. Burke, Mrs. Burns, Mrs. Burton, Mrs. Butler, Mrs. Byrne, Mrs. Campbell, Mrs. Carpenter, Mrs. Carroll, Mrs. Carter, Mrs. Chapman, Mrs. Clark, Mrs. Cole, Mrs. Coleman, Mrs. Collins, Mrs. Cook, Mrs. Cooper, Mrs. Cox, Mrs. Crawford, Mrs. Cunningham, Mrs. Curtis, Mrs. Daniels, Mrs. Davies, Mrs. Davis, Mrs. Dawson, Mrs. Day, Mrs. Dean, Mrs. Dixon, Mrs. Douglas, Mrs. Duncan, Mrs. Edwards, Mrs. Elliott, Mrs. Ellis, Mrs. Evans, Mrs. Ferguson, Mrs. Fisher, Mrs. Fleming, Mrs. Fletcher, Mrs. Flynn, Mrs. Foster, Mrs. Fox, Mrs. Francis, Mrs. Franklin, Mrs. Fraser, Mrs. Freeman, Mrs. Gallagher, Mrs. Gardner, Mrs. George, Mrs. Gibbons, Mrs. Gibson, Mrs. Gilbert, Mrs. Gill, Mrs. Graham, Mrs. Grant, Mrs. Gray, Mrs. Green, Mrs. Greenwood, Mrs. Gregory, Mrs. Griffin, Mrs. Griffiths, Mrs. Hall, Mrs. Hamilton, Mrs. Hanson, Mrs. Hardy, Mrs. Hargrave, Mrs. Harrison, Mrs. Hawkins, Mrs. Hayes, Mrs. Hayward, Mrs. Heath, Mrs. Hemmings, Mrs. Henderson, Mrs. Hill, Mrs. Hodges, Mrs. Holmes, Mrs. Howard, Mrs. Hughes, Mrs. Hunt, Mrs. Hutchinson, Mrs. Jackson, Mrs. James, Mrs. Jenkins, Mrs. Johnson, Mrs. Jones, Mrs. Kelly, Mrs. Kemp, Mrs. King, Mrs. Knight, Mrs. Lambert, Mrs. Lawrence, Mrs. Lee, Mrs. Lewis, Mrs. Long, Mrs. Lowe, Mrs. Lucas, Mrs. Mackenzie, Mrs. Manning, Mrs. Marsh, Mrs. Martin, Mrs. Mason, Mrs. Matthews, Mrs. Maxwell, Mrs. Mayer, Mrs. Miller, Mrs. Mills, Mrs. Mitchell, Mrs. Moore, Mrs. Morgan, Mrs. Morris, Mrs. Murphy, Mrs. Nash, Mrs. Nelson, Mrs. Newman, Mrs. Nicholson, Mrs. Norris, Mrs. Oliver, Mrs. Owen, Mrs. Palmer, Mrs. Parker, Mrs. Parsons, Mrs. Patterson, Mrs. Payne, Mrs. Perkins, Mrs. Perry, Mrs. Peterson, Mrs. Phillips, Mrs. Pierce, Mrs. Porter, Mrs. Powell, Mrs. Price, Mrs. Quinn, Mrs. Ramsey, Mrs. Reed, Mrs. Reid, Mrs. Reynolds, Mrs. Richards, Mrs. Richardson, Mrs. Riley, Mrs. Roberts, Mrs. Robertson, Mrs. Robinson, Mrs. Rogers, Mrs. Ross, Mrs. Russell, Mrs. Ryan, Mrs. Sanders, Mrs. Sanderson, Mrs. Scott, Mrs. Shaw, Mrs. Shepherd, Mrs. Simmons, Mrs. Simpson, Mrs. Sinclair, Mrs. Smith, Mrs. Spencer, Mrs. Stanley, Mrs. Stephens, Mrs. Stevens, Mrs. Stewart, Mrs. Stone, Mrs. Sullivan, Mrs. Taylor, Mrs. Thomas, Mrs. Thompson, Mrs. Thomson, Mrs. Tucker, Mrs. Turner, Mrs. Vaughan, Mrs. Wallace, Mrs. Walsh, Mrs. Ward, Mrs. Warren, Mrs. Watson, Mrs. Webb, Mrs. Wells, Mrs. West, Mrs. Wheeler, Mrs. White, Mrs. Williams, Mrs. Wilson, Mrs. Wood, Mrs. Wright, Mrs. Young.

Ms. Adams, Ms. Allen, Ms. Anderson, Ms. Andrews, Ms. Armstrong, Ms. Arnold, Ms. Atkinson, Ms. Austin, Ms. Bailey, Ms. Baker, Ms. Ball, Ms. Banks, Ms. Barker, Ms. Barnes, Ms. Barrett, Ms. Bell, Ms. Bennett, Ms. Berry, Ms. Black, Ms. Bond, Ms. Bowen, Ms. Bradley, Ms. Brooks, Ms. Brown, Ms. Bryant, Ms. Burke, Ms. Burns, Ms. Burton, Ms. Butler, Ms. Byrne, Ms. Campbell, Ms. Carpenter, Ms. Carroll, Ms. Carter, Ms. Chapman, Ms. Clark, Ms. Cole, Ms. Coleman, Ms. Collins, Ms. Cook, Ms. Cooper, Ms. Cox, Ms. Crawford, Ms. Cunningham, Ms. Curtis, Ms. Daniels, Ms. Davies, Ms. Davis, Ms. Dawson, Ms. Day, Ms. Dean, Ms. Dixon, Ms. Douglas, Ms. Duncan, Ms. Edwards, Ms. Elliott, Ms. Ellis, Ms. Evans, Ms. Ferguson, Ms. Fisher, Ms. Fleming, Ms. Fletcher, Ms. Flynn, Ms. Foster, Ms. Fox, Ms. Francis, Ms. Franklin, Ms. Fraser, Ms. Freeman, Ms. Gallagher, Ms. Gardner, Ms. George, Ms. Gibbons, Ms. Gibson, Ms. Gilbert, Ms. Gill, Ms. Graham, Ms. Grant, Ms. Gray, Ms. Green, Ms. Greenwood, Ms. Gregory, Ms. Griffin, Ms. Griffiths, Ms. Hall, Ms. Hamilton, Ms. Hanson, Ms. Hardy, Ms. Hargrave, Ms. Harrison, Ms. Hawkins, Ms. Hayes, Ms. Hayward, Ms. Heath, Ms. Hemmings, Ms. Henderson, Ms. Hill, Ms. Hodges, Ms. Holmes, Ms. Howard, Ms. Hughes, Ms. Hunt, Ms. Hutchinson, Ms. Jackson, Ms. James, Ms. Jenkins, Ms. Johnson, Ms. Jones, Ms. Kelly, Ms. Kemp, Ms. King, Ms. Knight, Ms. Lambert, Ms. Lawrence, Ms. Lee, Ms. Lewis, Ms. Long, Ms. Lowe, Ms. Lucas, Ms. Mackenzie, Ms. Manning, Ms. Marsh, Ms. Martin, Ms. Mason, Ms. Matthews, Ms. Maxwell, Ms. Mayer, Ms. Miller, Ms. Mills, Ms. Mitchell, Ms. Moore, Ms. Morgan, Ms. Morris, Ms. Murphy, Ms. Nash, Ms. Nelson, Ms. Newman, Ms. Nicholson, Ms. Norris, Ms. Oliver, Ms. Owen, Ms. Palmer, Ms. Parker, Ms. Parsons, Ms. Patterson, Ms. Payne, Ms. Perkins, Ms. Perry, Ms. Peterson, Ms. Phillips, Ms. Pierce, Ms. Porter, Ms. Powell, Ms. Price, Ms. Quinn, Ms. Ramsey, Ms. Reed, Ms. Reid, Ms. Reynolds, Ms. Richards, Ms. Richardson, Ms. Riley, Ms. Roberts, Ms. Robertson, Ms. Robinson, Ms. Rogers, Ms. Ross, Ms. Russell, Ms. Ryan, Ms. Sanders, Ms. Sanderson, Ms. Scott, Ms. Shaw, Ms. Shepherd, Ms. Simmons, Ms. Simpson, Ms. Sinclair, Ms. Smith, Ms. Spencer, Ms. Stanley, Ms. Stephens, Ms. Stevens, Ms. Stewart, Ms. Stone, Ms. Sullivan, Ms. Taylor, Ms. Thomas, Ms. Thompson, Ms. Thomson, Ms. Tucker, Ms. Turner, Ms. Vaughan, Ms. Wallace, Ms. Walsh, Ms. Ward, Ms. Warren, Ms. Watson, Ms. Webb, Ms. Wells, Ms. West, Ms. Wheeler, Ms. White, Ms. Williams, Ms. Wilson, Ms. Wood, Ms. Wright, Ms. Young.

Dr. Adams, Dr. Allen, Dr. Anderson, Dr. Andrews, Dr. Armstrong, Dr. Arnold, Dr. Atkinson, Dr. Austin, Dr. Bailey, Dr. Baker, Dr. Ball, Dr. Banks, Dr. Barker, Dr. Barnes, Dr. Barrett, Dr. Bell, Dr. Bennett, Dr. Berry, Dr. Black, Dr. Bond, Dr. Bowen, Dr. Bradley, Dr. Brooks, Dr. Brown, Dr. Bryant, Dr. Burke, Dr. Burns, Dr. Burton, Dr. Butler, Dr. Byrne, Dr. Campbell, Dr. Carpenter, Dr. Carroll, Dr. Carter, Dr. Chapman, Dr. Clark, Dr. Cole, Dr. Coleman, Dr. Collins, Dr. Cook, Dr. Cooper, Dr. Cox, Dr. Crawford, Dr. Cunningham, Dr. Curtis, Dr. Daniels, Dr. Davies, Dr. Davis, Dr. Dawson, Dr. Day, Dr. Dean, Dr. Dixon, Dr. Douglas, Dr. Duncan, Dr. Edwards, Dr. Elliott, Dr. Ellis, Dr. Evans, Dr. Ferguson, Dr. Fisher, Dr. Fleming, Dr. Fletcher, Dr. Flynn, Dr. Foster, Dr. Fox, Dr. Francis, Dr. Franklin, Dr. Fraser, Dr. Freeman, Dr. Gallagher, Dr. Gardner, Dr. George, Dr. Gibbons, Dr. Gibson, Dr. Gilbert, Dr. Gill, Dr. Graham, Dr. Grant, Dr. Gray, Dr. Green, Dr. Greenwood, Dr. Gregory, Dr. Griffin, Dr. Griffiths, Dr. Hall, Dr. Hamilton, Dr. Hanson, Dr. Hardy, Dr. Hargrave, Dr. Harrison, Dr. Hawkins, Dr. Hayes, Dr. Hayward, Dr. Heath, Dr. Hemmings, Dr. Henderson, Dr. Hill, Dr. Hodges, Dr. Holmes, Dr. Howard, Dr. Hughes, Dr. Hunt, Dr. Hutchinson, Dr. Jackson, Dr. James, Dr. Jenkins, Dr. Johnson, Dr. Jones, Dr. Kelly, Dr. Kemp, Dr. King, Dr. Knight, Dr. Lambert, Dr. Lawrence, Dr. Lee, Dr. Lewis, Dr. Long, Dr. Lowe, Dr. Lucas, Dr. Mackenzie, Dr. Manning, Dr. Marsh, Dr. Martin, Dr. Mason, Dr. Matthews, Dr. Maxwell, Dr. Mayer, Dr. Miller, Dr. Mills, Dr. Mitchell, Dr. Moore, Dr. Morgan, Dr. Morris, Dr. Murphy, Dr. Nash, Dr. Nelson, Dr. Newman, Dr. Nicholson, Dr. Norris, Dr. Oliver, Dr. Owen, Dr. Palmer, Dr. Parker, Dr. Parsons, Dr. Patterson, Dr. Payne, Dr. Perkins, Dr. Perry, Dr. Peterson, Dr. Phillips, Dr. Pierce, Dr. Porter, Dr. Powell, Dr. Price, Dr. Quinn, Dr. Ramsey, Dr. Reed, Dr. Reid, Dr. Reynolds, Dr. Richards, Dr. Richardson, Dr. Riley, Dr. Roberts, Dr. Robertson, Dr. Robinson, Dr. Rogers, Dr. Ross, Dr. Russell, Dr. Ryan, Dr. Sanders, Dr. Sanderson, Dr. Scott, Dr. Shaw, Dr. Shepherd, Dr. Simmons, Dr. Simpson, Dr. Sinclair, Dr. Smith, Dr. Spencer, Dr. Stanley, Dr. Stephens, Dr. Stevens, Dr. Stewart, Dr. Stone, Dr. Sullivan, Dr. Taylor, Dr. Thomas, Dr. Thompson, Dr. Thomson, Dr. Tucker, Dr. Turner, Dr. Vaughan, Dr. Wallace, Dr. Walsh, Dr. Ward, Dr. Warren, Dr. Watson, Dr. Webb, Dr. Wells, Dr. West, Dr. Wheeler, Dr. White, Dr. Williams, Dr. Wilson, Dr. Wood, Dr. Wright, Dr. Young.

Prof. Adams, Prof. Allen, Prof. Anderson, Prof. Andrews, Prof. Armstrong, Prof. Arnold, Prof. Atkinson, Prof. Austin, Prof. Bailey, Prof. Baker, Prof. Ball, Prof. Banks, Prof. Barker, Prof. Barnes, Prof. Barrett, Prof. Bell, Prof. Bennett, Prof. Berry, Prof. Black, Prof. Bond, Prof. Bowen, Prof. Bradley, Prof. Brooks, Prof. Brown, Prof. Bryant, Prof. Burke, Prof. Burns, Prof. Burton, Prof. Butler, Prof. Byrne, Prof. Campbell, Prof. Carpenter, Prof. Carroll, Prof. Carter, Prof. Chapman, Prof. Clark, Prof. Cole, Prof. Coleman, Prof. Collins, Prof. Cook, Prof. Cooper, Prof. Cox, Prof. Crawford, Prof. Cunningham, Prof. Curtis, Prof. Daniels, Prof. Davies, Prof. Davis, Prof. Dawson, Prof. Day, Prof. Dean, Prof. Dixon, Prof. Douglas, Prof. Duncan, Prof. Edwards, Prof. Elliott, Prof. Ellis, Prof. Evans, Prof. Ferguson, Prof. Fisher, Prof. Fleming, Prof. Fletcher, Prof. Flynn, Prof. Foster, Prof. Fox, Prof. Francis, Prof. Franklin, Prof. Fraser, Prof. Freeman, Prof. Gallagher, Prof. Gardner, Prof. George, Prof. Gibbons, Prof. Gibson, Prof. Gilbert, Prof. Gill, Prof. Graham, Prof. Grant, Prof. Gray, Prof. Green, Prof. Greenwood, Prof. Gregory, Prof. Griffin, Prof. Griffiths, Prof. Hall, Prof. Hamilton, Prof. Hanson, Prof. Hardy, Prof. Hargrave, Prof. Harrison, Prof. Hawkins, Prof. Hayes, Prof. Hayward, Prof. Heath, Prof. Hemmings, Prof. Henderson, Prof. Hill, Prof. Hodges, Prof. Holmes, Prof. Howard, Prof. Hughes, Prof. Hunt, Prof. Hutchinson, Prof. Jackson, Prof. James, Prof. Jenkins, Prof. Johnson, Prof. Jones, Prof. Kelly, Prof. Kemp, Prof. King, Prof. Knight, Prof. Lambert, Prof. Lawrence, Prof. Lee, Prof. Lewis, Prof. Long, Prof. Lowe, Prof. Lucas, Prof. Mackenzie, Prof. Manning, Prof. Marsh, Prof. Martin, Prof. Mason, Prof. Matthews, Prof. Maxwell, Prof. Mayer, Prof. Miller, Prof. Mills, Prof. Mitchell, Prof. Moore, Prof. Morgan, Prof. Morris, Prof. Murphy, Prof. Nash, Prof. Nelson, Prof. Newman, Prof. Nicholson, Prof. Norris, Prof. Oliver, Prof. Owen, Prof. Palmer, Prof. Parker, Prof. Parsons, Prof. Patterson, Prof. Payne, Prof. Perkins, Prof. Perry, Prof. Peterson, Prof. Phillips, Prof. Pierce, Prof. Porter, Prof. Powell, Prof. Price, Prof. Quinn, Prof. Ramsey, Prof. Reed, Prof. Reid, Prof. Reynolds, Prof. Richards, Prof. Richardson, Prof. Riley, Prof. Roberts, Prof. Robertson, Prof. Robinson, Prof. Rogers, Prof. Ross, Prof. Russell, Prof. Ryan, Prof. Sanders, Prof. Sanderson, Prof. Scott, Prof. Shaw, Prof. Shepherd, Prof. Simmons, Prof. Simpson, Prof. Sinclair, Prof. Smith, Prof. Spencer, Prof. Stanley, Prof. Stephens, Prof. Stevens, Prof. Stewart, Prof. Stone, Prof. Sullivan, Prof. Taylor, Prof. Thomas, Prof. Thompson, Prof. Thomson, Prof. Tucker, Prof. Turner, Prof. Vaughan, Prof. Wallace, Prof. Walsh, Prof. Ward, Prof. Warren, Prof. Watson, Prof. Webb, Prof. Wells, Prof. West, Prof. Wheeler, Prof. White, Prof. Williams, Prof. Wilson, Prof. Wood, Prof. Wright, Prof. Young.

Rev. Adams, Rev. Allen, Rev. Anderson, Rev. Andrews, Rev. Armstrong, Rev. Arnold, Rev. Atkinson, Rev. Austin, Rev. Bailey, Rev. Baker, Rev. Ball, Rev. Banks, Rev. Barker, Rev. Barnes, Rev. Barrett, Rev. Bell, Rev. Bennett, Rev. Berry, Rev. Black, Rev. Bond, Rev. Bowen, Rev. Bradley, Rev. Brooks, Rev. Brown, Rev. Bryant, Rev. Burke, Rev. Burns, Rev. Burton, Rev. Butler, Rev. Byrne, Rev. Campbell, Rev. Carpenter, Rev. Carroll, Rev. Carter, Rev. Chapman, Rev. Clark, Rev. Cole, Rev. Coleman, Rev. Collins, Rev. Cook, Rev. Cooper, Rev. Cox, Rev. Crawford, Rev. Cunningham, Rev. Curtis, Rev. Daniels, Rev. Davies, Rev. Davis, Rev. Dawson, Rev. Day, Rev. Dean, Rev. Dixon, Rev. Douglas, Rev. Duncan, Rev. Edwards, Rev. Elliott, Rev. Ellis, Rev. Evans, Rev. Ferguson, Rev. Fisher, Rev. Fleming, Rev. Fletcher, Rev. Flynn, Rev. Foster, Rev. Fox, Rev. Francis, Rev. Franklin, Rev. Fraser, Rev. Freeman, Rev. Gallagher, Rev. Gardner, Rev. George, Rev. Gibbons, Rev. Gibson, Rev. Gilbert, Rev. Gill, Rev. Graham, Rev. Grant, Rev. Gray, Rev. Green, Rev. Greenwood, Rev. Gregory, Rev. Griffin, Rev. Griffiths, Rev. Hall, Rev. Hamilton, Rev. Hanson, Rev. Hardy, Rev. Hargrave, Rev. Harrison, Rev. Hawkins, Rev. Hayes, Rev. Hayward, Rev. Heath, Rev. Hemmings, Rev. Henderson, Rev. Hill, Rev. Hodges, Rev. Holmes, Rev. Howard, Rev. Hughes, Rev. Hunt, Rev. Hutchinson, Rev. Jackson, Rev. James, Rev. Jenkins, Rev. Johnson, Rev. Jones, Rev. Kelly, Rev. Kemp, Rev. King, Rev. Knight, Rev. Lambert, Rev. Lawrence, Rev. Lee, Rev. Lewis, Rev. Long, Rev. Lowe, Rev. Lucas, Rev. Mackenzie, Rev. Manning, Rev. Marsh, Rev. Martin, Rev. Mason, Rev. Matthews, Rev. Maxwell, Rev. Mayer, Rev. Miller, Rev. Mills, Rev. Mitchell, Rev. Moore, Rev. Morgan, Rev. Morris, Rev. Murphy, Rev. Nash, Rev. Nelson, Rev. Newman, Rev. Nicholson, Rev. Norris, Rev. Oliver, Rev. Owen, Rev. Palmer, Rev. Parker, Rev. Parsons, Rev. Patterson, Rev. Payne, Rev. Perkins, Rev. Perry, Rev. Peterson, Rev. Phillips, Rev. Pierce, Rev. Porter, Rev. Powell, Rev. Price, Rev. Quinn, Rev. Ramsey, Rev. Reed, Rev. Reid, Rev. Reynolds, Rev. Richards, Rev. Richardson, Rev. Riley, Rev. Roberts, Rev. Robertson, Rev. Robinson, Rev. Rogers, Rev. Ross, Rev. Russell, Rev. Ryan, Rev. Sanders, Rev. Sanderson, Rev. Scott, Rev. Shaw, Rev. Shepherd, Rev. Simmons, Rev. Simpson, Rev. Sinclair, Rev. Smith, Rev. Spencer, Rev. Stanley, Rev. Stephens, Rev. Stevens, Rev. Stewart, Rev. Stone, Rev. Sullivan, Rev. Taylor, Rev. Thomas, Rev. Thompson, Rev. Thomson, Rev. Tucker, Rev. Turner, Rev. Vaughan, Rev. Wallace, Rev. Walsh, Rev. Ward, Rev. Warren, Rev. Watson, Rev. Webb, Rev. Wells, Rev. West, Rev. Wheeler, Rev. White, Rev. Williams, Rev. Wilson, Rev. Wood, Rev. Wright, Rev. Young.

Fr. Adams, Fr. Allen, Fr. Anderson, Fr. Andrews, Fr. Armstrong, Fr. Arnold, Fr. Atkinson, Fr. Austin, Fr. Bailey, Fr. Baker, Fr. Ball, Fr. Banks, Fr. Barker, Fr. Barnes, Fr. Barrett, Fr. Bell, Fr. Bennett, Fr. Berry, Fr. Black, Fr. Bond, Fr. Bowen, Fr. Bradley, Fr. Brooks, Fr. Brown, Fr. Bryant, Fr. Burke, Fr. Burns, Fr. Burton, Fr. Butler, Fr. Byrne, Fr. Campbell, Fr. Carpenter, Fr. Carroll, Fr. Carter, Fr. Chapman, Fr. Clark, Fr. Cole, Fr. Coleman, Fr. Collins, Fr. Cook, Fr. Cooper, Fr. Cox, Fr. Crawford, Fr. Cunningham, Fr. Curtis, Fr. Daniels, Fr. Davies, Fr. Davis, Fr. Dawson, Fr. Day, Fr. Dean, Fr. Dixon, Fr. Douglas, Fr. Duncan, Fr. Edwards, Fr. Elliott, Fr. Ellis, Fr. Evans, Fr. Ferguson, Fr. Fisher, Fr. Fleming, Fr. Fletcher, Fr. Flynn, Fr. Foster, Fr. Fox, Fr. Francis, Fr. Franklin, Fr. Fraser, Fr. Freeman, Fr. Gallagher, Fr. Gardner, Fr. George, Fr. Gibbons, Fr. Gibson, Fr. Gilbert, Fr. Gill, Fr. Graham, Fr. Grant, Fr. Gray, Fr. Green, Fr. Greenwood, Fr. Gregory, Fr. Griffin, Fr. Griffiths, Fr. Hall, Fr. Hamilton, Fr. Hanson, Fr. Hardy, Fr. Hargrave, Fr. Harrison, Fr. Hawkins, Fr. Hayes, Fr. Hayward, Fr. Heath, Fr. Hemmings, Fr. Henderson, Fr. Hill, Fr. Hodges, Fr. Holmes, Fr. Howard, Fr. Hughes, Fr. Hunt, Fr. Hutchinson, Fr. Jackson, Fr. James, Fr. Jenkins, Fr. Johnson, Fr. Jones, Fr. Kelly, Fr. Kemp, Fr. King, Fr. Knight, Fr. Lambert, Fr. Lawrence, Fr. Lee, Fr. Lewis, Fr. Long, Fr. Lowe, Fr. Lucas, Fr. Mackenzie, Fr. Manning, Fr. Marsh, Fr. Martin, Fr. Mason, Fr. Matthews, Fr. Maxwell, Fr. Mayer, Fr. Miller, Fr. Mills, Fr. Mitchell, Fr. Moore, Fr. Morgan, Fr. Morris, Fr. Murphy, Fr. Nash, Fr. Nelson, Fr. Newman, Fr. Nicholson, Fr. Norris, Fr. Oliver, Fr. Owen, Fr. Palmer, Fr. Parker, Fr. Parsons, Fr. Patterson, Fr. Payne, Fr. Perkins, Fr. Perry, Fr. Peterson, Fr. Phillips, Fr. Pierce, Fr. Porter, Fr. Powell, Fr. Price, Fr. Quinn, Fr. Ramsey, Fr. Reed, Fr. Reid, Fr. Reynolds, Fr. Richards, Fr. Richardson, Fr. Riley, Fr. Roberts, Fr. Robertson, Fr. Robinson, Fr. Rogers, Fr. Ross, Fr. Russell, Fr. Ryan, Fr. Sanders, Fr. Sanderson, Fr. Scott, Fr. Shaw, Fr. Shepherd, Fr. Simmons, Fr. Simpson, Fr. Sinclair, Fr. Smith, Fr. Spencer, Fr. Stanley, Fr. Stephens, Fr. Stevens, Fr. Stewart, Fr. Stone, Fr. Sullivan, Fr. Taylor, Fr. Thomas, Fr. Thompson, Fr. Thomson, Fr. Tucker, Fr. Turner, Fr. Vaughan, Fr. Wallace, Fr. Walsh, Fr. Ward, Fr. Warren, Fr. Watson, Fr. Webb, Fr. Wells, Fr. West, Fr. Wheeler, Fr. White, Fr. Williams, Fr. Wilson, Fr. Wood, Fr. Wright, Fr. Young.

Gesetz, so wird auch dieses, wie alles, was Menschen machen, unvollkommen sein. Es wird Lücken haben, die ausgefüllt werden müssen, und Mängel, die beseitigt werden müssen. Aber es ist ein Gesetz, das sich sehen lassen kann, und es ist ein Gesetz, das wir mit Stolz unsere Arbeit nennen können.

Illustrierte Wochenschrift für Gartenfreunde

Herausgeber: Prof. Dr. Karl Sprenger, Geheimer Regierungsrat, Vorsteher des Kgl. Weinbau-Instituts

Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart, Wilhelma

Erscheint jeden Sonnabend

Die Gartenflora

Die gefüllten Levkojen.

Mit drei Abbildungen auf Tafel 1 und Textbild 1.

Wenn die Levkojen (Matthiola incana) in Blüte stehen, dann ist der Sommer da. Sie sind eine Zierde unserer Gärten, und ihr Duft ist ein Labsal für unsere Nase. Wir kennen sie in einfachen und gefüllten Blumen, in Farben von Weiß bis Dunkelrot, Violett und Blau. Die einfachen Levkojen sind die Stammeltern der gefüllten, und diese sind durch Kultur aus jenen entstanden. Wie sie entstanden sind, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß sie schon vor mehr als 200 Jahren in Kultur waren. Sie sind also keine Neuheiten, sondern alte Bekannte, und doch sind sie immer wieder neu, weil sie immer wieder schön sind.

Die Levkojen sind Kreuzblütler (Cruciferae). Ihre Blüten sind in Trauben angeordnet. Die Blütenblätter sind mit einem Nagel versehen, der in einen Kelch eingesenkt ist. Die Kelchblätter sind aufrecht, die Blütenblätter ausgebreitet. Die Blüten haben 6 Staubblätter, von denen 4 länger sind als die beiden anderen. Die Früchte sind Schoten, die bei den einfachen Levkojen 2 Fächer haben, bei den gefüllten nur 1 Fach. Die Samen sind flach und geflügelt.

Die einfachen Levkojen sind einjährig, die gefüllten zweijährig. Sie werden im Frühjahr ins Freie gesät, wo sie blühen sollen, und blühen im Juli und August. Sie lieben einen sonnigen Standort und einen lockeren, nahrhaften Boden. Sie müssen gegossen werden, wenn es trocken ist, und vertragen keine Nässe. Sie werden nicht verpflanzt, sondern an Ort und Stelle ausgedünnt, so daß sie 20 cm voneinander stehen.

Die gefüllten Levkojen sind durch Kultur aus den einfachen entstanden. Sie sind also Kulturformen. Sie sind nicht beständig, sondern spalten sich in ihre Stammeltern auf. Wenn man sie durch Samen vermehrt, dann kommen einfache und gefüllte Blumen durcheinander. Die einfachen Blumen sind unfruchtbar, die gefüllten fruchtbar. Man kann also nur die gefüllten Blumen vermehren, wenn man sie durch Samen vermehrt. Man muß dann die einfachen Blumen ausmerzen, damit sie nicht Samen bilden und sich weiter vermehren.

Die gefüllten Levkojen sind in Farben und Formen sehr mannigfaltig. Es gibt weiße, gelbe, rote, violette, blaue und dunkelrote. Es gibt einfarbige und gescheckte. Es gibt solche mit großen und solche mit kleinen Blumen. Es gibt solche mit dichten und solche mit lockeren Trauben. Es gibt solche mit aufrechten und solche mit hängenden Trauben. Es gibt solche mit glatten und solche mit gekräuselten Blättern. Es gibt solche mit kurzen und solche mit langen Stengeln.

Die gefüllten Levkojen sind in Farben und Formen sehr mannigfaltig. Es gibt weiße, gelbe, rote, violette, blaue und dunkelrote. Es gibt einfarbige und gescheckte. Es gibt solche mit großen und solche mit kleinen Blumen. Es gibt solche mit dichten und solche mit lockeren Trauben. Es gibt solche mit aufrechten und solche mit hängenden Trauben. Es gibt solche mit glatten und solche mit gekräuselten Blättern. Es gibt solche mit kurzen und solche mit langen Stengeln.

„Ja, ja, er zeigte mir Geld.“

„Wie viel!“

Der Dieb besann sich.

„Zwölftausend Thaler,“ sagte er entschlossen. „Zwölftausend Thaler in Kassenanweisungen.“

„Teufel. Und Du hast nichts davon angerührt?“

„Keinen Pfennig.“

„Wo blieb das Geld?“

„Der Jure behielt es.“

„Und speiste Dich mit den Kleidern da ab, wofür Du lumpige fünf Thaler erhalten hast?“

Der Dieb wurde verlegen. Einerseits wollte er durch die Wahrheit sich nicht bloßgeben; andererseits empörte sich seine Diebsehre, als von einem Genossen geprellt dazustehen. Er schwieg.

„Die Wahrheit, Liedke,“ drängte der Polizeirath; „Du weißt, daß ich Mittel habe, sie zu erlangen. Wer hat das Geld?“

„Der Jure, Herr Polizeirath, bei Gott.“

„Wo ist der Jure jetzt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Du willst also allein der Sündenbock bleiben? Höre, Bursch, habe ich in einer Stunde nicht den Jure, so gebe ich mir keine Mühe mehr, ihn zu bekommen; dann, Du kennst selbst die Gesetze und das Kriminalgericht, dann hast Du, und zwar Du allein, den Diebstahl von zwölftausend Thalern gemacht, und Du bist reif für die Zeit Deines Lebens.“

Noch einmal kämpfte der Dieb mit sich. Dann sagte er:

„Er hat mich zum Judenkirchhof bestellt.“

„Auf wann?“

„Auf neun Uhr.“

„Was solltest Du dort?“

„Er wollte mit mir theilen.“

„Das Geld?“

„Ich denke es.“

Der Polizeirath wandte sich an den Gensd'arm Schmidt Vier.

„Der Judenkirchhof liegt hoch, Schmidt.“

Der Gensd'arm errieth bei dem ersten Worte die Gedanken seines Vorgesetzten.

„Der Spitzbube kann alle Wege dahin übersehen,“ erwiederte er.

„Uebernehmen Sie es, ihn zu fangen! Ich muß zu dem Orte des Diebstahls.“

„Es wird schon gelingen.“

„Machen Sie Ihre Sache gut. Wo habt Ihr gestohlen?“ wandte sich der Polizeirath an den Dieb.

„Ich, Herr Polizeirath?“

„Nun dann der Jure?“

„Markgrafenstraße zweiundneunzig.“

„Alle vorwärts!“

Der Polizeirath nahm eine Droschke und fuhr nach der Markgrafenstraße Nummer zweiundneunzig. In der Hausthür lehnte der Bursch des Offiziers und sonnte sich.

„Ist der Lieutenant noch zu Hause?“

„Er schläft noch.“

Der Herr von Marenstern schlief in der That noch. Träume seines nahen Glückes hielten ihn auf dem Lager im Alkoven gefesselt. Der Polizeirath weckte ihn.

„Herr Lieutenant, Sie sind gestern Abend bestohlen.“

„Was, ich?“

„Um Ihre sämmtlichen Uniformstücke und —“

„Und?“

„Und um zwölftausend Thaler.“

Der Offizier sprang aus dem Bette, sprang an den Schreibsecretär, schloß ihn auf, und fand ihn leer.

Er fiel zurück auf einen Stuhl.

IV.

Der Gensd'arm Schmidt Vier hatte ein sehr einfaches Mittel zur Anwendung gebracht, den als einen der verwegensten und gefährlichsten Diebe bei der Polizei zu Berlin noch immer im lebendigen Andenken stehenden Fritz Jure zu fangen. Vier seiner Kameraden mußten in bürgerlicher Kleidung den Judenkirchhof in angemessener Entfernung umgeben. Er selbst warf sich in die Livree eines Droschkenkutschers, instruirte den Lude Liedke unter Vorzeigung seiner Säbelklinge, setzte dann den Dieb in die Droschke und sich auf den Bock, und fuhr so mit ihm zum Judenkirchhofe. Vor diesem hielt die Droschke. Liedke stieg aus und ging auf den Kirchhof, während sein Kutscher in der gewöhnlichen langsamen und schläfrigen Weise der berliner Droschkenkutscher umkehrte, und dann, fluchend, daß ihm etwas an dem Lederwerk gerissen sei, anhielt. Alles das war so unverdächtig, daß Fritz Jure sich hinter einem Leichenstein erhob und arglos auf seinen Gefährten zuging. Gleich darauf war er gefangen.

Allein es wurde kein Pfennig Geld bei ihm gefunden. Nur im Grase hinter dem Leichensteine entdeckten die, auf das Sorgfältigste suchenden Gensd'armen einen Kassenschein von fünfundzwanzig Thalern. Wahrscheinlich hatte es der Antheil Liedke's von den gestohlenen zwölftausend Thalern sein sollen. Jure wollte nichts davon wissen.

Jure und Liedke wurden an das Criminalgericht abgeliefert und zur Criminaluntersuchung gezogen. Liedke gestand schon im ersten Verhöre Alles ein, auch vollständig seine eigene Mitschuld. Um so erheblicher, überzeugender wurde dadurch der Beweis gegen Jure. Gleichwohl blieb dieser bei einem festen, hartnäckigen und konsequenten Leugnen. Er wollte den Liedke nicht kennen, er wollte in der Markgrafenstraße nicht gewesen sein, er wollte noch weniger etwas von dem Diebstahle wissen. In dem Keller war es dunkel gewesen und er hatte nicht gesprochen; der Wirth konnte ihn daher nicht mit Bestimmtheit, nur sehr ungewiß wiedererkennen. Der Droschkenkutscher, der ihn zum Windmühlenberge gefahren hatte, konnte sich seiner gar nicht erinnern. Von den beiden Dienstmägden im Hause Markgrafenstraße Nummer 92 wollte sich die eine gleichfalls nur dunkel, die andere gar nicht auf ihn besinnen. Er war ein hübscher junger Mensch, ein Gefangener und ein verwegener Dieb. Die letztere Eigenschaft erweckte die weibliche Furcht, die beiden ersten regten das weibliche Interesse an. Auf dem Judenkirchhof war er zufällig gewesen; hatte Liedke vorher gesagt, daß sie sich dort treffen würden, so war das eine durch den Zufall unterstützte freche Lüge. Von dem Fünfundzwanzigthalerschein wußte er nichts; es kam ihm dabei zu Statten, daß in dem gestohlenen Packet kein solcher Schein sich befunden hatte. Die Bezüchtigungen Liedke's hatten ihren Grund einfach darin, daß Liedke doch Jemanden haben müsse, auf den er die Schuld wälzen könne, und nun ihn, der einmal als Dieb bekannt sei, und dessen Entweichung aus der Festung er durch einen Zufall erfahren haben werde, genommen habe.

Ein solches beharrliches und konsequentes Leugnen, den dringendsten Beweisgründen gegenüber, war in der guten alten Zeit des Kriminalprozesses die fast allgemeine Sitte aller Verbrecher, die nur einigermaßen die Gesetze kannten, und diese kannte, wer nur einmal in Untersuchung gewesen war. Unter den berliner Dieben war sie gäng und gäbe. Sie hatte ihren guten Grund. Die „ordentliche“ Strafe des Verbrechens konnte nur verhängt werden, wenn ein „voller“ Beweis da war, und dieser war nur da, wenn ein vollständiges Bekenntniß abgelegt war, oder wenn zwei unverdächtige Zeugen aus eigener Mitwissenschaft und übereinstimmend die Verübung der That selbst bezeugt hatten. Bei jedem andern, dem sogenannten künstlichen oder Indicien-Beweise konnte höchstens auf eine gelindere „außerordentliche“ Strafe erkannt werden. Und dies auch dann nur, wenn mindestens mehrere „nahe Indicien zusammentrafen“ und zugleich der Angeschuldigte bereits schlecht beleumundet war. Außerdem, wenn nicht mindestens ein „halber Beweis“ vorlag, erfolgte vorläufige oder gänzliche Freisprechung. Dabei konnte ein „nahes“ Indicium wiederum nur durch die eigene und übereinstimmende Wahrnehmung zweier unverdächtiger Zeugen hergestellt werden.

Für den Verbrecher war es danach ein Hasardspiel, ob sein Richter die gegen ihn vorliegenden Indicien als jenen „halben“ Beweis begründend annehmen werde oder nicht. Wie hätte er das Spiel nicht wagen sollen, bei dem er nie verlieren, immer nur gewinnen konnte? Dazu kam die natürliche Lust an dem geistigen Kampfe mit seinem Inquirenten.

Freilich war auch diese Lust an dem Kampfe eine gegenseitige. Der Inquirent hatte sie ebensowohl wie der Inquisit. Auf beiden Seiten gleiches Aufbieten von Scharfsinn und List, aber auch von Hinterlist. Daher denn auch die mancherlei Inquirentenkünste.

Doch wurden Scharfsinn, List und Kunst manchmal auch durch materielle Gewalt ersetzt, weniger bei den Civil- als bei den

Militäruntersuchungsgerichten. Der Prozeß gegen Jure sollte einen Beweis davon liefern.

Jure war zuerst an das Kriminalgericht zu Berlin abgeliefert worden. Es ermittelte sich jedoch, daß er noch Soldat war; er hatte der Strafcompagnie der Festung angehört, aus der er entsprungen war. Er wurde daher den Militärgerichten, und zwar dem Garnisonauditoriate zu Berlin übergeben. Die Untersuchung gegen Liedke blieb bei dem Kriminalgerichte. Wurden gemeinsame Verhöre erforderlich, so wurden sie von einer „gemischten Commission" beider Gerichte geführt.

Der Diebstahl an dem Lieutenant von Marenstern hatte in Berlin Aufsehen erregt, besonders in der höheren Gesellschaft, theils um seiner Beträchtlichkeit, theils um der bekannt gewordenen eigenthümlichen Verhältnisse des Bestohlenen willen. Aller Amtsverschwiegenheit zum Trotze wurde daher auch die Lage der Untersuchung und die Strafe der gegen Jure vorhandenen Beweise bekannt. Am meisten Interesse erregte dabei natürlich der Umstand, daß das gestohlene Geld nicht zu ermitteln war. Alle Welt, die nicht eben preußisch- (oder auch gemeinrechtlich-) juristisch war, war im höchsten Grade entrüstet darüber, daß gegen den frech leugnenden und nach ihrer Ansicht überführten Verbrecher kein Mittel der Gewalt angewendet wurde, ihn zur Herausgabe des gestohlenen Geldes zu zwingen. Am Meisten empört waren die Offiziere und die Damen. Der Inquirent des Auditoriats, und wenn er sich auf das Gesetz berief, wurde mit den bittersten Vorwürfen überhäuft. Man sprach sogar davon, das Gesetz müsse abgeändert, mindestens müsse für den gegenwärtigen Fall eine Cabinetsordre erlassen werden. Allein die Richter wollten das Gesetz nicht verletzen, und der Justizminister wollte die Cabinetsordre nicht extrahiren. Jure aber blieb fest.

Gleichwohl bekam die Sache bald eine andere Wendung. Der Commandant der Festung, aus welcher Jure entsprungen war, reklamirte diesen für seine Gerichtsbarkeit, um gegen ihn die Untersuchung wegen des gewaltsamen Ausbruchs aus der Festung, und deshalb, um der „Connexität" der Sache willen, zugleich wegen des in Berlin begangenen Diebstahls führen zu lassen. Jure wurde an ihn abgeliefert.

Nach der preußischen Militärgerichtsverfassung ist der betreffende Militäroberbefehlshaber zugleich der Militärgerichtsherr. Der Auditeur ist sein Gerichtshalter. In den Festungen ist der Militärgerichtsherr der Festungscommandant, sein Gerichtshalter der Festungsgarnisonauditeur.

Der Festungscommandant, welchem Jure zurückgeliefert wurde, war ein alter Soldat, aber auch nur ein alter Soldat, der einen anderen als einen militärischen Gesichtskreis nicht hatte. Der Soldat ging ihm daher über Alles; freilich war ihm eigentlich der Offizier nur Soldat. Dabei war er ein streng rechtlicher Mann, den jedes Unrecht empörte; freilich in seiner Weise, die allerdings einige Aehnlichkeit hatte mit der Art und Weise, wie manchmal der alte Fritz mit seinem Krückenstock in die Gerechtigkeit hineingeschlagen hatte.

Begreiflich interessirte ihn nach allem diesen die Untersuchung gegen Jure in hohem Grade. Dazu kam, daß der Vater der Verlobten des Lieutenants von Marenstern sein Freund gewesen war.

Er las selbst, und sehr genau, die Untersuchungsakten, die ihm mit dem Inquisiten von Berlin überschickt waren.

Dann ließ er „seinen" Auditeur zu sich kommen, der ihm ein Mittelding zwischen Offizier und Nichtoffizier war.

„Auditeurchen, der Jure ist da."

„Ich habe es erfahren, Herr General."

„Ich habe seine Akten gelesen."

Der Auditeur verbeugte sich schweigend.

„Der Mensch hat einen Offizier bestohlen."

„Ich weiß es, Herr General."

„Um zwölftausend Thaler!"

„Ich weiß es, Herr General."

„Der Lieutenant von Marenstern ist ein sehr braver Offizier."

Der Auditeur verbeugte sich wieder schweigend.

„Seine Braut ist die Tochter eines meiner bravsten Freunde."

Wieder eine Verbeugung des Auditeurs.

„Die zwölftausend Thaler sind noch nicht wieder da."

„Ich habe es gehört, Herr General."

„Auditeurchen, ich verlasse mich auf Sie."

Der Auditeur verstand die Worte.

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, und —"

„Brav, Auditeurchen."

„Und was die Gesetze gestatten."

„Versteht sich."

Der Auditeur ging, nahm die Akten mit, las sie sorgfältig durch, inquirirte mit Fritz Jure, bekam aber nicht mehr von ihm heraus als seine Collegen in Berlin.

Schon am folgenden Tage mußte er dem Commandanten über das Resultat seines Inquirirens rapportiren.

„Nun, Auditeurchen?"

Der Auditeur zuckte die Achseln.

„Er hat nicht bekannt?"

„Nein, Herr General."

„Auch nicht, wo er das Geld gelassen hat?"

„Keine Silbe."

„Haben Sie ihm schon Hiebe geben lassen?"

„Nein, Herr General."

„Was? Noch keine Hiebe? Warum das nicht?"

„Weil das Gesetz es nicht gestattet."

„Das Gesetz? Das Gesetz?"

„Der Herr General wissen, daß ich das Gesetz nicht übertrete, und ich weiß, daß der Herr General das nicht wollen."

„Richtig. Gegen das Gesetz darf man nicht. Was sagt das Gesetz?"

„Es verbietet jede Gewaltmaßregel zur Erlangung eines Geständnisses."

„Jede? Ohne Ausnahme?"

„Nur gegen halsstarrige und verschlagene Verbrecher, welche frech lügen oder gänzlich schweigen, soll körperliche Züchtigung stattfinden. Aber nur der Herr General können sie verfügen."

„Ich verfüge sie, Auditeurchen. Jetzt gleich, auf der Stelle. Lassen Sie ihm achtzig geben, sofort."

„Herr General —"

„Was?"

„Der Mensch schweigt nicht gänzlich."

„Aber er lügt. Er will von dem Gelde nichts wissen, was er gestohlen hat."

„Daß er es gestohlen hat, muß ihm noch bewiesen werden. Erst dann kann von einer Lüge die Rede sein."

„Auditeurchen, Auditeurchen, Sie sind ein ehrlicher Mann, aber sind Sie hier nicht zu spitzfindig?"

„Das Gesetz kann gar nicht anders verstanden werden."

„Das muß ich selbst sehen. Das Gesetzbuch steht da hinten auf dem Bücherbret. Langen Sie es mir einmal her."

Der Auditeur holte das Gesetzbuch, schlug darin die betreffende Stelle auf und überreichte es dem General.

Dieser las sehr eifrig und nachdenklich.

„Dumme Gesetze," sagte er. „Recht einfältige Gesetze. Für die Spitzbuben gemacht, gegen die ehrlichen Leute. Der Lieutenant muß doch wieder zu seinem Gelde kommen!" Er studirte in dem Buche weiter. Auf einmal fuhr er triumphirend in die Höhe. „Auditeurchen," rief er, halb vorwurfsvoll, halb freudig. „Muß ich besser die Gesetze kennen als Sie? Da steht es ja. Hören Sie zu: „„Vorzüglich soll eine solche Züchtigung alsdann stattfinden, wenn der Angeschuldigte bei einem gegen ihn ausgemittelten Verbrechen, welches er nicht allein ausgeübt haben kann, die Angabe der Mitschuldigen verweigert, oder wenn der Räuber oder Dieb nicht anzeigen will, wo sich die entwendeten Sachen befinden, oder wenn er durch falsche Angaben darüber den Richter täuscht.““ Den letzten Fall haben wir hier, Auditeurchen. Der Mensch ist ein Dieb, nicht wahr, Auditeurchen?"

„Noch nicht überführt, Herr General."

„Das Geld ist entwendet. Leugnen Sie das auch?"

„Nein, es steht fest durch die eidliche Angabe des Bestohlenen."

„Der Mensch will nicht anzeigen, wo es sich befindet. Geben Sie auch das zu?"

„Es ist so."

„Also! Achtzig, Auditeurchen! Lassen Sie ihm auf der Stelle achtzig Hiebe geben."

„Herr General —"

„Fehlt noch etwas?"

„Die Hauptsache. Das Gesetz setzt auch hier den vollen Beweis voraus, daß der Leugnende wirklich gestohlen habe, daß er der Dieb sei. Der Dieb, der nicht anzeigen will, soll gezüchtigt

werden. Ein Dieb ist nur, wer bereits vollständig des Diebstahls überführt ist."

Der General sah wieder in das Gesetzbuch. Er wurde still.

„Dumme Gesetze das. Recht dumme Gesetze!"

Auf einmal wurde er wieder lebhaft. Er schien plötzlich einen durch die Finsterniß hell leuchtenden Gedanken gefaßt zu haben.

„Auditeurchen!"

„Herr General?"

„Der Mensch hat gestohlen, zweifeln Sie daran?"

„Ich für meine Person bezweifle es nicht."

„Er hat einen armen Offizier bestohlen."

Der Auditeur verbeugte sich wieder schweigend.

„Er hat ihm sein ganzes Vermögen gestohlen."

Der Auditeur verbeugte sich.

„Der Offizier muß wieder zu dem Seinigen kommen."

Der General sah bei jedem seiner Sätze fragend den Auditeur an, dem daher auch diesmal nur übrigblieb, sich schweigend zu verbeugen.

„Der Mensch kann als überführter Dieb nach den Gesetzen nicht betrachtet werden."

„Nein, Herr General."

„Auch nicht als frecher Lügner."

„So ist es, Herr General."

„Nach den Gesetzen kann ich ihn daher auch als Gerichtsherr nicht züchtigen lassen."

„Nein, Herr General."

„Aber er ist hier aus der Festung ausgebrochen."

„Ja, Herr General."

„Das ist gegen die militärische Ordnung der Festung."

„Allerdings, Herr General."

„Ueber die militärische Ordnung in der Festung habe ich zu wachen, nicht als Gerichtsherr, sondern als Festungscommandant."

„Zu Befehl, Herr General."

„Also auch nicht nach den dummen Gesetzen da, sondern nach meiner Instruktion."

„Zu Befehl, Herr General."

„Ich habe nach dieser auch ein Disciplinarzüchtigungsrecht gegen die sich auflehnenden Gefangenen."

„So steht es in der Instruktion."

Der General triumphirte, daß sein Auditeur, der, obwohl in seinen Augen nur halb Offizier, dennoch in juristischen und vielen andern Dingen eine ganze Autorität für ihn war, bis dahin seiner Logik keinen einzigen Widerspruch hatte entgegensetzen können. Völlig siegreich schloß er:

„Also, Auditeurchen, lasse ich als Commandant, nicht als Gerichtsherr, dem Menschen seine Hiebe geben. Achtzig dictire ich ihm; lassen Sie sie sofort vollstrecken."

Der bedächtige und gewissenhafte Auditeur hatte noch immer Einwendungen.

„Der Herr General vergessen," sagte er, „daß Sie wegen des Ausbruchs des Menschen schon eine Kriminalunterfuchung haben einleiten lassen. Doppelt kann er nicht bestraft werden; die Kriminalunterfuchung hebt das Disciplinarverfahren auf."

Allein diesmal ließ der alte General sich nicht irre machen.

„Das ist für den Ausbruch, Auditeurchen," rief er. „Züchtigen lasse ich ihn für das Entweichen."

„Durch das Ausbrechen ist er entwichen, Herr General. Das ist von einander nicht zu trennen."

„Es ist zweierlei, sage ich Ihnen."

„Ich bedauere, Herr General, gesetzlich —"

„Ich befehle hier als Commandant nach meiner Instruktion; hier giebt es kein Gesetz."

„Das Gesetz steht über der Instruktion."

„Das verstehen Sie nicht, Auditeurchen."

„Herr General —"

Das Gesicht des alten Generals wurde sehr roth.

„Herr Auditeur, wo ich als General befehle, bin ich gewohnt, jeden Widerspruch als Insubordination anzusehen. Verstehen Sie mich?"

„Zu Befehl, Herr General."

„So lassen Sie dem Menschen seine Achtzig geben."

Der Auditeur hatte noch eine Einwendung, freilich nur eine halbe.

„Entschuldigen Sie, Herr General, die Instruktion gestattet Ihnen als Disciplinarzüchtigung nur vierzig Hiebe."

Der General ließ sich auch durch diesen Einwurf nicht irre machen.

„Auf einmal nur vierzig, Auditeurchen. Sie lassen ihm also zuerst vierzig geben, und wenn er dann noch nicht bekannt hat, so rapportiren Sie mir, und er bekommt die zweiten vierzig."

„Wenn er nicht bekannt hat, Herr General? Ich denke, er bekommt die Züchtigung für sein Entweichen."

„Das verstehen Sie nicht, Auditeurchen, das geht meiner Instruktion an."

„Aber dann die zweiten vierzig? Für das Entweichen kann er nur einmal gezüchtigt werden."

„Auditeur, Sie werden unausstehlich. Das wird sich finden. Gehen Sie."

Der Auditeur ging, die Züchtigung vollstrecken zu lassen. Der Corporal, der sie zu vollziehen hatte, war von dem Commandanten schon instruirt.

Fritz Jure wurde vorgeführt, um seine Züchtigung zu empfangen. Der Auditeur eröffnete ihm den Zweck der Vorführung.

„Der Herr General hat Dir vierzig Hiebe dictirt, für Deine Entweichung."

Der Gefangene schien darauf gefaßt zu sein. Er verzog keine Miene. Der Corporal flüsterte ihm in's Ohr:

„Du wirst achtzig bekommen, wenn Du das gestohlene Geld nicht herausgiebst."

Der Dieb sah ihn höhnisch an. Er bekam vierzig Hiebe. Mit einem Stock, stehend, auf den Rücken. Der Nichtsoldat wird liegend mit der Peitsche auf dem Gesäß gezüchtigt. Er verzog auch während der Züchtigung keine Miene.

„Nun?" fragte ihn der Corporal.

Der Dieb antwortete mit einem Blicke der Verachtung. Der Auditeur mußte dem General rapportiren.

„Die Züchtigung ist vollstreckt, Herr General."

„Hat er bekannt, Auditeurchen?"

„Nein, Herr General."

„Lassen Sie ihm die zweiten vierzig geben."

„Herr General, die Instruktion —"

„Die zweiten, sage ich. Vierzig hat er bekommen für das Entweichen. Andere vierzig bekommt er dafür, daß er bei seiner Entweichung die Sträflingskleidung mit sich fortnahm."

„Er konnte doch nicht nackt davon laufen, Herr General."

„Das verstehen Sie nicht. Meine Instruktion habe ich auszulegen."

Der Dieb bekam die zweiten vierzig Stockhiebe. Er zuckte auch diesmal nicht. Aber sein Gesicht war leichenblaß geworden, seine Augen waren von weiten, schwarzen Kreisen umgeben.

„Nun, das Geld?" fragte, als die Execution beendigt war, der Corporal wieder.

Der Gezüchtigte antwortete mit einem Blicke stiller, aber desto drohender Wuth.

Der Auditeur rapportirte wieder dem General.

„Auch die zweite Züchtigung ist vollstreckt."

„Hat er bekannt?"

„Nein."

„Für heute mag er Ruhe haben."

Am andern Morgen mußte der Auditeur wieder zum General kommen.

„Auditeurchen, der Mensch muß heute wieder seine achtzig haben."

„Aber, verehrter Herr General —"

„Auditeurchen, der Mensch hat einen armen Lieutenant bestohlen."

„Herr General, ich bitte Sie —"

„Der Vater der Braut war mein Freund."

„Herr General, geben Sie der Stimme der —"

„Zuerst vierzig, Auditeurchen, dafür, daß er seine Commißjacke, die er mitgenommen, nicht zurückgebracht hat. Keine Widerrede!"

Der Auditeur mußte auch die dritte Züchtigung vollstrecken lassen. Vorher ließ er den Gefangenen in sein Verhörzimmer führen.

„Jure," sagte er hier zu ihm, „der General hat Dir eine neue Züchtigung von vierzig Hieben dictirt, für die Verbringung Deiner Sträflingskleidung. Er wird Dich auf solche Weise ferner züchtigen lassen, bis Du das Geld herausgiebst. Ich kenne ihn, und er hat das Recht dazu. Gehe in Dich. Mache Dich nicht zum Krüppel."

„Ich habe nicht gestohlen, ich weiß von keinem Gelde," antwortete der Dieb mit seinem frechen Trotze.

Robert de Boron.

Merlin.

Robert de Boron, Merlin. Ms. fr. 95, fol. 1

Schiller's Aeltern.

Ein Gedenkblatt von Arnold Schloenbach.

Mit Portraits.

In Nr. 34 der Gartenlaube brachten wir Goethe's Aeltern; dies führte uns leicht begreiflich auch zu den Aeltern unseres Schiller, und wenn es gewiß stets anregsam ist, das Gedenken der größten und edelsten Geister unserer Nation dann und wann wieder aufzufrischen, so ist es auch gewiß interessant, das „Fleisch und Blut" kennen zu lernen, aus denen diese Geister entsprossen sind; hier sind es nun auch die Gegensätze, die in ihrer Vergleichung noch besonderes Interesse gewähren; so grundverschieden beide Dichter sich einander gegenüber stehen, ebenso auch Beider Aeltern. Doch wie bei Goethe, zeigt sich auch bei Schiller der große Einfluß der Aeltern, namentlich der Mutter, auf das innere Wesen des Sohnes. — Eine gewisse Charakter-Aehnlichkeit von Schiller's Vater mit Goethe's Vater ist nicht zu leugnen, doch ist sie tiefer und einzeln zu suchen, und geht, im Ganzen genommen, verloren. Beider Väter hießen Caspar, Beider Mutter Elisabeth; sonst: welch' ungemeiner Unterschied des Bodens, der Verhältnisse, der Anschauungen und Bedingungen, aus denen Beide heranwuchsen! Bei Goethe die mächtige, berühmte, freie Reichsstadt, mit ihren Kaiserkrönungen und ihrer Stellung zur Zeitgeschichte; bei Schiller ein armes, kleines Dorf, das erst durch ihn seinen Namen bekam; bei Goethe Reichthum, Glanz, Macht, natürlich Verbindung mit dem Bedeutendsten und Vornehmsten seiner Zeit; bei Schiller — nun, der arme Feldscheer und Barbier, Caspar Schiller, der Sohn eines Dorfbäckers, brachte an baarem Gelde 215 Gulden 25 Kr. mit in die Ehe; die Mutter Elisabeth, deren Vater ein ganz verarmter Bäcker, brachte an baarem Gelde nichts hinzu; nur ihre Liegenschaften betrugen 188 Gulden Werth; — als Goethe zuerst in die Welt hinausging: welche Kisten und Kasten und Felleisen wurden da aufgepackt; eine Equipage fuhr vor und Diener umringten sie; — Schiller: rührend ist es, aus einem amtlich beglaubigten Documente zu lesen, was er mit in die Welt hinausnahm: „Ein blaues Röcklein nebst Camisol ohne Aermel, ein Paar Hosen, zwei Manchettenhemden, ein Unterhemd, vier Paar leinene Strümpfe, ein Paar Schuh, ein Paar Stiefeln, einen ord. Hut, Geld: 43 Kr., funfzehn Stück unterschiedl. lateinische Bücher." — So sind die Gegensätze der Behältnisse hinreichend angedeutet; die Gegensätze zwischen den Aeltern mögen sich von selbst ergeben.

Johann Caspar Schiller, der Vater unseres Dichters, wurde geboren am 22. October 1723 zu Bitterfeld im Würtembergischen, als der Sohn des Bäckers und Schultheiß daselbst; er starb am 7. September 1796, als Hauptmann (nach Andern als Major) auf der Solitüde bei Stuttgart.

Elisabeth Dorothea Schiller, die Mutter, wurde geboren am 13. December 1732 zu Marbach, als Tochter des verarmten Bürgers und Bäckers, Johann Kodweiß; sie starb am 12. Mai 1802 zu Cleversulzbach, in den Armen ihrer Tochter Louise, vermählt dem dortigen Pfarrer Frank.

Am 22. Juli 1749 vermählten sich Beide; erst nach achtjähriger Ehe wurde ihnen eine Tochter geboren, Christophine, die nachmalige Hofräthin Reinhard in Meiningen; zwei Jahre darauf, am 11. November 1759, unser Schiller; beinahe im Lager, wo die Mutter ihren Mann besucht hatte und wo sie eilig aufbrechen mußte, um noch in ihrem älterlichen Hause zu Marbach Deutschlands schönstem Dichter das Leben zu geben. Der Vater empfing „das große Geschenk des Himmels" mit dem Gebete: daß Gott diesem Kinde an Geistesstärke zulegen möge, was sein Vater aus Mangel an Unterricht nicht habe erreichen können. — Dieses Gebet des würdigen Mannes sollte so glänzend in Erfüllung gehen!

Und das ganze Leben dieses Mannes selbst war ein unermüdliches Kämpfen und Streben nach höherer Ausbildung; sein höchster Schmerz wohl der, daß ihm an Unterricht und Talent versagt worden, was ihm zu der ersehnten Ausbildung nöthig sei. — Kurz, gedrungen, fest wie seine Figur, war sein Charakter, sein Benehmen, doch gemildert von ächt protestantischer Frömmigkeit; lebhaft, klar wie seine blauen Augen, sein Verstand; die energische Nase und hochgewölbte Stirn hatte unser Schiller von ihm; im Ganzen: er war ernst, streng und mild; muthig, redlich, gehorsam und bescheiden.

Früh vater- und mittellos geworden, wurde er bei einem Chirurgus und Barbier in die Lehre gethan, und betrieb er dieses Geschäft sorgenvoll und widerstrebend bis zu seinem 22. Jahre, wo er sich als Feldscheer in ein baierisches Regiment aufnehmen ließ und im österreichischen Erbfolgekrieg mit nach den Niederlanden zog. Nach dem aachener Frieden 1748 kam er in das Vaterland zurück, heirathete in Marbach und trieb hier wieder das Geschäft des Chirurgen und Barbiers, und zwar noch sorgenvoller, noch widerstrebender als früher. Dies und die kinderlose Ehe trieben ihn dann wieder fort, als der siebenjährige Krieg heranrückte; er ließ sich als Fähndrich und Adjutant im würtembergischen Regiment Prinz Louis anwerben, das in österreichischen Diensten nach Böhmen zog. Hier zeichnete er sich aus durch Tüchtigkeit, Thätigkeit, Mäßigkeit und maßloses Studium militärischer und medicinischer Werke; hier wirkte er als Soldat, als Chirurg und — als Geistlicher; als sein Regiment nach Hessen und Thüringen verlegt wurde, kam er dann und wann nach Hause, wovon unser Dichter ein redendes Beispiel ist. Mit Ende des Krieges 1763 kam er als Hauptmann zurück. — Noch eifriger studirte er jetzt Militärisches und Medicinisches; eifrig auch Landwirthschaft und namentlich Alles, was sich auf Baum- und Obstzucht bezog. Sein ganzes Wesen war klarer, bestimmter in Handlung, Wort und Schrift geworden; aber auch strenger, schärfer, militärischer; sogar der tägliche Gottesdienst im Hause wurde militärisch eingerichtet; die Gebete mußten nach Exercitien gesprochen werden. Er selbst hatte ein langes Gebet in etwas sonderbaren und holperigen Reimen verfertigt, was jeden Tag executirt wurde. Es fing folgendermaßen an:

„Treuer Wächter Israels,
Dir sei Preis und Dank und Ehren,
Laut betend lob' ich dich,
Daß es Erd' und Himmel hören."

Indessen steckte doch auch ein Stück Aufklärung in ihm; er wurde manchmal borstig gegen übertriebene und unberechtigte Pfaffereien, und als ihn einmal sein Fritz, mit Beziehung auf ein Gedicht von elfenbeineren Zähnen der Kirche, fragte: „Hat denn die Kirche Zähne von Elfenbein?" antwortete er: „O, sie hat auch manchmal Wolfszähne."

Im Jahre 1765 sendete ihn sein Herzog Karl als Werbeoffizier nach der Grenzstadt Schwäbisch-Gmünd, wo er im Dorfe und Kloster Lorch sich mit der Familie niederließ. Hier nahm er seinen Fritz viel mit hinaus in den Wald zu den Förstern, zu den Werbelagern, auf die Ruinen; alles ihm deutend und namentlich die Geschichten von den Hohenstaufen ihm erzählend. Die Familie lebte indessen kümmerlich von dem, was der Vater in dem letzten Kriege sich erspart hatte; sein Sold blieb aus, und erst nach einigen nachdrücklichen Vorstellungen wurde er, im Jahr 1768, nach Ludwigsburg versetzt, mit ausreichendem Gehalt. Hier machte er sich um die Baumpflanzungen so verdient, daß ihm schon 1770 die Oberaufsicht über die neuen Anlagen der Solitüde übergeben wurde; 60,000 Bäume soll der Vater unseres Dichters hier gepflanzt haben. Im Jahr 1772 wurde Friedrich confirmirt; er feierte dies mit einem Gedichte, das man wohl als das erste seiner Feder bezeichnen kann; der Vater meinte, als Friedrich es ihm zeigte: „Ei, bist Du närrisch geworden, Fritz?" — Das Fritz Theolog werden sollte, war schon lange von den Aeltern beschlossen, vom Knaben mit Sehnsucht entgegengesehen; da kam „die Gnade" des Herzogs: den Knaben seiner geliebten Dressir-Anstalt einverleiben zu wollen, weil die Lehrer denselben so talentvoll in ihren Berichten bezeichnet hatten. Die Aeltern waren bestürzt, der Vater suchte ehrfurchtsvoll und dankbar abzulehnen — vergebens! Die Gnade wurde noch einmal octroyirt; das war Befehl, und Friedrich Schiller ging auf die Karlsschule.

Seine Flucht von da traf den unvorbereiteten Vater wie ein Donnerschlag; doch konnte er auch dem Sohne nicht lange zürnen; er sah zwar nicht ganz ein, daß derselbe Recht hatte, doch ahnete er es, empfahl ihn Gott und freute sich des schon wachsenden Ruhmes, wenn auch nicht ohne ernstes Bedenken für des Sohnes Zu-

Mr. Lee's Lecture. The Right Hon. Sir Frederic Peel, M.P., was appointed chairman of the Board of Trustees of the Museum of Practical Geology, in succession to the late Lord Overstone. Mr. Lee, in his lecture, said that the Museum of Practical Geology was founded in 1837, and was originally established in Craig's Court, Charing Cross. It was subsequently removed to Jermyn Street, and in 1851 a portion of the collection was exhibited in the Great Exhibition. In 1857 the Museum was transferred to the Government School of Mines, and in 1872 to the present building in Exhibition Road. The Museum contained a collection of specimens illustrating the geology of the United Kingdom, and also a collection of specimens illustrating the geology of the British Colonies. The Museum was open to the public free of charge on Mondays, Tuesdays, Thursdays, and Fridays, from 10 a.m. to 4 p.m., and on Saturdays from 10 a.m. to 2 p.m. The Museum was closed on Wednesdays and on Sundays. The Museum was also open to the public on Bank Holidays, from 10 a.m. to 4 p.m. The Museum was closed on Christmas Day and on Good Friday. The Museum was also closed on the first Monday in May and on the last Monday in August. The Museum was closed on the first Monday in October and on the last Monday in December. The Museum was closed on the first Monday in January and on the last Monday in February. The Museum was closed on the first Monday in March and on the last Monday in April. The Museum was closed on the first Monday in June and on the last Monday in July. The Museum was closed on the first Monday in September and on the last Monday in November. The Museum was closed on the first Monday in December and on the last Monday in January. The Museum was closed on the first Monday in February and on the last Monday in March. The Museum was closed on the first Monday in April and on the last Monday in May. The Museum was closed on the first Monday in July and on the last Monday in August. The Museum was closed on the first Monday in September and on the last Monday in October. The Museum was closed on the first Monday in November and on the last Monday in December. The Museum was closed on the first Monday in January and on the last Monday in February. The Museum was closed on the first Monday in March and on the last Monday in April. The Museum was closed on the first Monday in May and on the last Monday in June

Sorge sie drückt. Nach so vielen Sorgen muß der Abend ihres Lebens heiter sein.“ Er macht dann Pläne mancher Art dazu; die Mutter aber will ruhig bleiben, wo der Vater gestorben ist. Nach einiger Zeit heirathet die gute Tochter Louise den vortrefflichen Prediger Franke, und mit dieser Theuren zog dann die Mutter unseres Dichters nach Cleversulzbach, wo sie bald darauf starb, und zwar an demselben Tage, wo ihr großer Sohn seine neue Wohnung in Weimar bezog.

Auch hier wollen wir des Dichters Worte anführen, die er der Entschlafenen nachrief; zuerst in einem Briefe an seine Schwester in Meiningen: „So sind nun beide liebende Aeltern entschlafen und dieses älteste Band, das uns an's Leben fesselte, ist zerrissen! Es macht mich sehr traurig, und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe. — — Möge der Himmel der theuern Abgeschiedenen Alles mit reichen Zinsen vergelten, was sie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan! Wahrlich, sie verdiente, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden Aeltern.“ Früher, an anderer Stelle, sprach Schiller also von seiner Mutter: „Meine Mutter liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten. Sie war eine verständige, gute Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die ihr nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben. Mit einer stillen Resignation ertrug sie leidenvolles Schicksal und die Sorge um ihre Kinder kümmerte sie mehr als alles Andere.“ —

In dem Pfarrhause, wo diese edle Mutter unseres Dichters starb, wohnt jetzt ein anderer Dichter Schwabens; einer der vortrefflichsten und liebenswürdigsten der Gegenwart, Eduard Mörike. Mit seinem Gedicht:

„Auf das Grab von Schiller's Mutter“

wollen wir unsere Betrachtung abschließen:

„Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
Ländliche Gräber umschließt, wall' ich in Einsamkeit oft.
Sieh den gesunkenen Hügel! Es kennen wenige Greise
Kaum ihn noch, und es ahnt Niemand ein Heiligthum hier.
Jegliche Zierde fehlt, und jedes deutende Zeichen;
Dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.
Wilde Rose, dich fand ich allein statt anderer Blumen.
Ja, beschäme sie nur! Brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig öffne dein Herz! Entzünde dich herrlich
Am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
— Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet; es richten
Deutschlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.

Acht Stunden „Cepo“.

Mexikanisches Spiegelbild.

Während die vereinigten Staaten Deutschlands trotz des jahrelangen Schreies: „sein Vaterland muß größer sein,“ immer kleiner geworden sind, werden die vereinigten Nordamerika's immer größer, z. B. jetzt wieder um ganz Mexiko, das erhabenste Stück Erde in landschaftlicher Beziehung, das verderbenste und wahnsinnigste in politischer und socialer, da sich der alte corrumpirte spanische Eroberungsgeist hier am Wildesten ausgebildet und am Längsten gehalten. Jetzt unterliegt endlich diese faule spanische Kultur auch hier der anglo-sächsischen, nachdem der unverschämteste und letzte Tyrann, Santa Anna, mit Schimpf und Schande davon gejagt worden ist, und die Mexikaner zunächst so viel einsehen, daß sie nicht mehr politisch auf eigenen Füßen stehen können. Ob die wilde, schauderhaft gemischte und in unzählige Bastardsorten geschichtete Bevölkerung Mexiko's im Stande sein wird, an die vereinigten Staaten gelehnt, aus seiner Rohheit und Ruchlosigkeit, aus seiner Treulosigkeit und Streit- und Mordsucht, aus seiner Eifersucht und aristokratelnden Bastardnasenhochtragerei sich heraus- und emporzufinden in die Kultur und Humanität, bleibt auch nach Santa Anna's Sturze noch eine Frage, eine um so kitzlichere und weltgeschichtlich wichtigere Frage, als auch die vereinigten Staaten sich immer mehr einer großen Krise nähern, welche mit innerm Verfall ihrer Institutionen und äußerlichem Auseinanderfallen droht. Die Sklavenfrage und die Brutalität, mit welcher sie im Norden und Süden aufrecht erhalten und ausgedehnt wird, der zur Herrschaft kommende Knownothingismus, nach welchem die eingewanderten Anglo-Sachsen sich für national erklären, und die Deutschen und Irelander als Eindringlinge, als Fremde todtschlagen, verjagen, deren Häuser verbrennen und mit einem förmlichen Vertilgungskriege bedrohen, diese frech um sich greifende Brutalität, welche schon zu einem „deutschen Auswanderungs-Vereine aus Amerika“ geführt hat, giebt uns zu immer größeren Befürchtungen für das Gedeihen des Westens auf seiner bisherigen Grundlage Anlaß und Gründe.

Was Mexiko betrifft, das durch seine glückliche Revolution gegen Santa Anna, trotz Sebastopol, auf unsere Beachtung Anspruch macht, so wissen wir wenig Bestimmtes über seine innern Zustände. Man weiß nur im Allgemeinen, daß die Bevölkerung in zwei Hauptschichten, eine miserable, sklavische Arbeiterklasse und eine mehr als zehnfach geschichtete faule, rohe, stolze Adelsklasse zerfällt. Im Uebrigen wird eine specielle Thatsache, ein bestimmtes Bild mitten aus dem Leben Mexiko's vorläufig hinreichen, uns eine Vorstellung von diesem seltsamen Lande zu machen. Die Thatsache ward mir von einem Manne mitgetheilt, der sie an Ort und Stelle mit erlebt hatte.

„Schlechtes Wetter und Müdigkeit nöthigten mich, in einer „Hacienda“ (Meierei) Zuflucht zu suchen. Ungefähr einen Büchsenschuß von dem Haupt- und Herrengebäude krochen etwa 30 Hütten in der größten Unordnung, aber sehr malerisch durcheinander, die Wohnungen der Paeones oder Tagelöhner. Die Hütten sahen, wie gesagt, sehr malerisch aus: die üppige Natur dieses Landes hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, die schmutzigen, wackeligen, durchlöcherten Dächer und Wände mit dem dichsten Schleier von Ranken, Blättern und Blumen zu verhüllen. Jede Hütte stand in einer lebendigen Umzäunung wunderlichen, dichten, stacheligen Cactus, über welche das üppigste Gewebe großäugig blühender, bunter Schlinggewächse hinwegwucherte, und nach allen Seiten im Winde winkte mit großblättrigen, blühenden Armen. Aber das Innere der Hütten! Wo die Natur zu schön, zu freigebig ist, verkümmert und verkommt der Mensch, dessen Kraft nicht im Boden wurzelt, sondern im Prometheustrotze seiner geistigen Kraft gegen das gefesselte Reich der Natur. Die Weichherzigkeit und überfließende Freigebigkeit der Natur hat auch Kleinasien und die ganze Türkei zu einer Wüste voller Ruinen, Unkraut und Ungeziefer gemacht und den Muselmann, einst der Schrecken der christlichen Welt, zum sterbenden Manne entnervt und abgeschwächt, so daß die Türkei, welche einst den Engländern und Franzosen zur Theilung mit Rußland angeboten ward, nun blos für England und Frankreich gerettet werden kann. Napoleon behält Constantinopel mit Zubehör, die Engländer mögen sich in Kleinasien Gelegenheit zum Geldmachen verschaffen.

„Doch das beiläufig. Aber so viel ist — auch noch beiläufig — gewiß, daß man die Geschichte jedes Volks besser aus der Gestalt und Formation der Scholle, auf der es lebt, verstehen lernt, als aus diplomatischen Aktenstücken und geheimen Staatsarchiven, aus denen die Geschichts-Professoren ihre monströsen Bücher fabriciren. Diese außen üppig-schöne, innen von Schmutz und Elend starrende Hütte Mexiko's ist der wahre Schlüssel zu dessen Geschichte.

„Die Bewohner dieser Hütten sind freie Arbeiter, aber viel schlimmer dran, als der Sklave Nordamerika's, den das Gesetz und das Interesse der Eigenthümer durchschnittlich vor dem größten Elend zu schützen weiß, während der freie mexikanische Paeon allen Launen und Brutalitäten des Arbeitgebers ausgesetzt und erbarmungslos verlassen ist, sobald er krank oder arbeitsunfähig wird. Kein Gesetz, kein Erbarmen, kein Krankenhaus für ihn. Um jede Hütte ist ein Fleckchen Land, welches der Paeon in gestohlenen Stunden kärglich mit Tabak und „pimento“ (eine Art Pfefferstaude) bebaut. Der Gewinn daraus gehört ihm, aber er hat nie Gewinn, er arbeitet immer mit Schaden. Ein brutales Monopol, noch fortgeerbt aus der spanischen Herrschaft, zwingt ihn, seinen Weizen, seinen Mais, seine Werkzeuge, alle seine Bedürfnisse in der Hacienda des Grundherrn zu kaufen. Die mono-

Bibliography: Bibliography: Bibliography:

Handwerker-Briefe.

II.

Ich gehe nun zu denjenigen unter den erwähnten Vereinen über, welche die berührte Aufgabe: „Dem Kleingewerbe die erforderlichen Kapitalmittel zufließen zu lassen," unmittelbar verfolgen, ohne an den Bedingungen des Gewerbebetriebes selbst etwas zu ändern. Es sind die Vorschußvereine.

Eine Anzahl Handwerker und Arbeiter vereinigt sich, um durch ihren gemeinschaftlichen Kredit die nöthigen Fonds zu erhalten, welche man sodann wieder unter die Einzelnen je nach deren Bedürfniß vertheilt. Dies der Grundcharakter des Vereins, welcher schon deshalb seine Wirksamkeit auf die Mitglieder beschränkt, und keineswegs dem Publikum als öffentliche Leihanstalt gegenübertritt. Durch Darlehen, für welche sich sämmtliche Mitglieder mit ihrem ganzen Vermögen solidarisch, d. h. Jeder für das Ganze, verpflichten, wird hauptsächlich der erforderliche Betriebsfond herbeigeschafft, und wo nur irgend die Sache vernünftig in Angriff genommen wurde, hat es den Vereinen unter dieser Form an Geldzufluß niemals gefehlt. Wenn man aber auf diese Weise auch mit Leichtigkeit den ganzen Bedarf decken könnte, so darf man doch eine zweite Einnahmequelle dabei nicht außer Acht lassen, regelmäßige, etwa monatliche Beisteuer der Mitglieder, wodurch man einen allmälig wachsenden, den Vereinsgliedern selbst gehörigen, unverzinslichen Fond erhält, welcher dem Geschäft die eigentliche, solide Grundlage giebt und den Kredit der Gesellschaft erhöht. Dabei ist es zweckmäßig, einen geringen Steuerbetrag als das Mindeste festzusetzen, dessen Ueberschreitung jedoch Allen freizugeben, indem man so der Ueberbürdung Unbemittelter vorbeugt, ohne doch der so wünschenswerthen Ansammlung unnöthige Schranken zu setzen.

Was die Höhe der zu gebenden Vorschüsse anlangt, so ist dieselbe durch das lokale Bedürfniß der an den Vereinen theilnehmenden Klassen bedingt, und vor Allem darauf zu sehen, daß die Kassenbestände dasselbe vollständig decken, was in Eilenburg und Delitzsch durchaus der Fall war. In letzterem Orte, wo sich der Verkehr des Vereins recht eigentlich auf das Kleingewerbe einer Landstadt beschränkt, giebt man bis 200 Thaler auf eine Post, in Eilenburg, wo sich das Geschäft neuerlich immer großartiger gestaltet, bis 1000 Thaler und drüber. Natürlich hängt in den einzelnen Fällen Alles von der Sicherheit ab, welche die Vorschußsucher bieten und die in jedem Falle reiflich zu prüfen ist, da ein zum großen Theil auf fremde Gelder gegründetes Institut durch Verluste in dieser Beziehung leicht gefährdet werden könnte. Deshalb wird bei Vorschüssen von irgend einigem Belang in der Regel Deckung durch Pfand oder Bürgschaft verlangt, welche stets ohne große Schwierigkeit zu beschaffen war. Nie wird es namentlich einem soliden, rechtlichen Handwerker oder Geschäftsmann an einem Bürgen fehlen, da die Aushülfe hierbei eine gegenseitige ist, und der Bürge sehr bald selbst in die Lage kommt, seinerseits eines solchen zu bedürfen. Außerdem ist zur Deckung von Verlusten, welche dennoch mitunter durch Insolvenz der Schuldner vorkommen können, die Bildung eines besondern Reservefonds vorgesehen, welchem bestimmte Eintrittsgelder der Mitglieder und Antheile am Geschäftsgewinn zugewiesen sind, bis er eine seinem Zweck entsprechende Höhe erreicht hat, welche zu dem Geschäftsumfang in Verhältniß steht.

Ein fernerer Hauptpunkt hierbei sind die von den Vorschußempfängern zu zahlenden Zinsen. Da dieselben den ganzen Geschäftsertrag bilden, so müssen davon auch alle Geschäftsunkosten, also: a) die Zinsen für die vom Verein aufgenommenen Kapitalien; b) die Verwaltungskosten gedeckt werden, welche letztere, einschließlich angemessener Besoldung der Kassenbeamten, immerhin zwei bis drei Procent des Betriebsfonds betragen werden. Soll nun außerdem noch Etwas für den Reservefond und die Dividende erübrigt werden, so ist es klar, daß man mit dem landesüblichen Zinsfuß nicht auskommen wird. Nun liegt in Normirung eines solchen höhern Zinsfußes zwar kein Wucher, da nur die Mitglieder eines geschlossenen Vereins sich dazu gegenseitig verpflichtet haben, und von dem Mehr theils gewisse, ihnen sonst obliegende Ausgaben decken, z. B. Verwaltungskosten, theils für sich eine Reserve und Dividende aufsammeln. Doch drängt sich eine zweite Frage dabei auf: „Ob die durch einen solchen Zins zu bringenden Opfer nicht die den Betheiligten dagegen gewährten Vortheile übersteigen?" — ein Bedenken, an welchem manche der derartigen Vereine gescheitert sind. Doch kann für denjenigen, welcher die praktischen Verkehrsverhältnisse kennt, nicht der mindeste Zweifel hierüber obwalten. Man forsche nur genauer nach, was unsere Handwerker und Arbeiter bei den Geldnegocianten zahlen müssen, wenn sie einmal auf kurze Frist einer mäßigen Summe bedürfen. Ein Thaler Zins für 20 Thaler Kapital auf vier Wochen, gilt hier für überaus billig, was auf das Jahr sechzig Procent austrägt. In vielen Fällen gäben die Leute gern mehr, wenn sie nur das Geld erhalten könnten. Das Wuchergesetz weiß man dabei Seitens der Gläubiger stets zu umgehen, so wie man sich Seitens der Schuldner wohl hütet, sich über die hohen Procente zu beschweren, da man sich das Wiederkommen bei Jenen sichern muß. In Erwägung dessen wurde daher anfänglich in den erwähnten Vereinen den Vorschußempfänger ein Zins von einen preuß. Pfennig (= $^1/_{12}$ Neugroschen) vom Thaler auf die Woche berechnet (= $14^1/_3$ Procent auf das Jahr). Später, als sich das unverzinsliche Kapital und der Verkehr hoben, wurde dies in Delitzsch auf drei preuß. Pfennige vom Thaler auf den Monat (= 10 Procent auf das Jahr) ermäßigt, wogegen man in Eilenburg, mit Rücksicht auf die größeren Summen und längeren Fristen der Vorschüsse: 5 Procent eigentlichen Zins in jedem Falle und außerdem 3—5 Procent Provision, für Verwaltungskosten ꝛc., also 8—10 Procent auf das Jahr zusammen von den Schuldnern einzog, je nachdem der Vorschuß nur bis 20 Thaler betrug und in wöchentlichen Terminen zurückgezahlt wurde, oder, bei höhern Beträgen unter oder über drei Monat ausgeliehen war. Daß diese Sätze von 8—$14^1/_3$ Procent bedeutend niedriger sind, als das, was die Mitglieder außerhalb des Vereins zahlen müssen, ist sicher. Auch beim höchsten Satze von einem Pfennig vom Thaler auf die Woche beträgt der Zins von 20 Thalern auf vier Wochen nur — $6^2/_3$ Neugroschen, bei dem Satze von drei Pfennigen auf den Monat, welcher die Regel bildet, nur — 5 Ngr. — eine Abgabe, der sich die Leute mit Freuden unterwerfen, und die gegen den Nutzen, den sie sich mit diesem Gelde im Geschäft verschaffen können, gar nicht in Betracht kommt. Daß die Vorschüsse bei dem im Kleingewerbe bedingten rascheren Umsatz meist nur auf kürzere Fristen gebraucht werden, kommt dabei sehr mit in Anschlag.

Hält man diese Sätze bei Verzinsung der Vorschüsse fest, so bleibt, nach Deckung aller Unkosten, noch eine nahmhafte Summe als Reingewinn für die Mitglieder übrig, selbst wenn man einen Theil davon dem Reservefond zuschlägt. Wie wichtig diese Dividende für die Vereinszwecke wird, besonders wenn man sie, wie die genannten Vereine, den Mitgliedern nicht baar herauszahlt, sondern gutschreibt, möge man aus Folgendem entnehmen. Wie wir sahen, entstand durch die monatlichen Beisteuern ein Guthaben der Mitglieder in der Vereinskasse, und diesem schreibt man die am Jahresschlusse sich ergebende Dividende zu. Dieses Guthaben der Einzelnen wird als ein Theil des Betriebsfonds im Geschäft gewagt, indem es gegen die Forderungen der Vereinsgläubiger zurücktritt. Tragen demgemäß die Mitglieder vorzugsweise mit ihrem Guthaben die Gefahren des Kassengeschäfts, so ist es nicht mehr als gerecht, daß auch dessen Gewinn, die Dividende, nach Höhe desselben, und nicht nach Köpfen, unter sie vertheilt werde. Der Reiz, welchen alsdann eine solche, einigermaßen beträchtliche Dividende auf Erhöhung der Beisteuern, also auf das Sparen, selbst bei sonst ganz Unbemittelten, ausübt, ist außerordentlich. So wurden in Delitzsch in Folge davon die Monatssteuern um Mehr als das Doppelte erhöht, und die Beschränkung des Guthabens bis auf einen höchsten Betrag von 16 Thaler nothwendig, wollte man nicht den Bemittelteren einen zu großen Vorsprung hierbei vor den Unbemittelteren gestatten, und letztere an der Dividende unverhältnißmäßig verkürzen. So wird das ganze Vereinsvermögen allmälig auf Actien den Mitglieder übergeführt, deren volle Einzahlung beim Eintritt der Meisten unmöglich fallen würde, weshalb man sie ihnen durch Aufsammlung ihrer Monatssteuern und Gewinnantheile erst bilden muß.

Wegen Leitung der Vereinsangelegenheiten, insbesondere ꝛc

gen der so wichtigen Kassen- und Buchführung kann hier nur das Allgemeinste bemerkt werden. Im Ganzen üben die Vereine in den Generalversammlungen aller Mitglieder die beschließende Gewalt, sowie die Oberaufsicht über die Verwaltung, welche letztere gewissen Vorständen und Ausschüssen anvertraut ist, von denen die eigentlichen Kassenbeamten (mindestens ein Kassirer und ein Controleur) besoldet und zu genauer Buchführung und Rechnungslegung verpflichtet sind. Ueberhaupt kann ich mich umsomehr des Eingehens in die Details enthalten, als so eben in der Verlagshandlung dieser Blätter eine ausführliche Schrift darüber:

Vorschußvereine als Volksbanken. Praktische Anweisung zu deren Gründung und Einrichtung von Schulze in Delitzsch

zu dem geringen Preise von — 10 Ngr. — erschienen ist, welche den Gegenstand in erschöpfender Weise behandelt und zugleich Statuten, Geschäftsformulare, Schemata zur Buchführung, kurz alles Mögliche mittheilt, was bei Gründung solcher Vereine irgend von Nutzen sein kann. Als Beleg für die von mir entwickelten Ansichten möge aus den in dieser Schrift gegebenen Rechnungsnachweisen über die erwähnten Vereine das Nachstehende eine Stelle finden.

Der Vorschußverein in Eilenburg (Fabrikstadt von 10,000 Einwohnern im preuß. Herzogthum Sachsen) Ende 1850 mit 180 Mitgliedern aus dem Handwerker- und Arbeiterstande ohne Unterstützung von irgend einer Seite gegründet, wuchs 1851 auf 390, 1852 auf 582, 1853 auf 650, 1854 auf 714 Mitglieder, welche — 1 Sgr. — Monatssteuer entrichten, seit 1853 aber auch mehr einlegen dürfen. Der Verein erfreute sich von seiner Stiftung an eines immer wachsenden Kredits, und flossen ihm darlehnsweise an fremden Geldern zu:

im Jahre	1851	5,945 Thlr.,	wovon	1,946 Thlr.	— Sgr.,	
„ „	1852	5,914 „	„	3,521 „	— „	
„ „	1853	13,334 „	„	6,261 „	— „	
„ „	1854	26,685 „	„	13,027 „	26 „	
				zurückgezahlt wurden.		
zusammen:		51,878 Thlr.,	wovon	24,755 Thlr.	26 Sgr.	

zurückgezahlt sind.

Mit diesen Geldern wurde es möglich, folgende baare Vorschüsse an die Mitglieder zu gewähren:

im Jahre	1851	8,801 Thlr.	29 Sgr.	— Pf.
„ „	1852	13,366 „	5 „	— „
„ „	1853	21,621 „	2 „	1 „
„ „	1854	25,661 „	4 „	5 „
zusammen:		69,450 Thlr.	10 Sgr.	6 Pf.

Von den Vorschußempfängern gingen im Jahre 1854 mit Ausschluß der Reste ein:

768 Thlr. 5 Sgr. 11 Pf. eigentliche Zinsen à 5 Procent,
595 „ 24 „ — „ Provisionen à 3—5 Procent,
1363 Thlr. 29 Sgr. 11 Pf. zusammen,

und wurden die Gehalte der Beamten dadurch aufgebracht, daß man von den eingegangenen Provisionen an 595 Thlr. 24 Sgr. dem Kassirer $^1/_2$, dem Director und Controleur $^1/_4$, den Ausschußmitgliedern $^1/_{12}$ gewährte, das übrige $^1/_6$ aber der Kasse zur Deckung der sonstigen Unkosten und Verstärkung der Dividende überwies. Das Guthaben der Mitglieder betrug an Monatssteuern und frühern Dividenden Ende 1853 718 Thlr. 10 Sgr. 10 Pf., hierzu traten 73 Thlr. 27 Sgr. 3 Pf. Reingewinn ꝛc. 1853, welche mit 60 Thlr. 5 Sgr. 5 Pf. als Dividende zugeschrieben und mit 13 Thlr. 21 Sgr. 10 Pf. zur Reserve geschlagen wurde, so daß die letztere sich auf 60 Thlr. 24 Sgr. 3 Pf. erhöhte. Der Reinertrag des Geschäfts pro 1854 stellt sich ungefähr eben so, doch war, als die Schrift verfaßt wurde, der Rechnungsabschluß noch nicht erfolgt. Da im Jahre 1854 326 Thlr. 9 Sgr. 7 Pf. Monatssteuern eingekommen waren, so stellte sich der Betriebsfond Ende 1854 auf circa 28,000 Thaler heraus, wovon gegen 1200 Thaler als Guthaben und Reserve den Mitgliedern gehörten.

Das Angeführte ergiebt, daß der Verein durch seine Erfolge in den Stand gesetzt worden ist, über das Bedürfniß der Handwerker und Arbeiter, die ihn gründeten, hinauszugehen und weitere Kreise des bürgerlichen Verkehrs in seine Wirksamkeit hereinzuziehen. Um auch bedeutendere Geschäfte nicht zurückzuweisen, bedurfte er ansehnlicher Baarvorräthe, weshalb er Geldofferten niemals zurückweist, auch wenn sie das vorhandene Kassenbedürfniß übersteigen. Vielmehr suchte man die Kasse zu einem Mittelpunkt für alle müßige Gelder in einem gewissen Kreise zu machen, und trat mit einigen Banquiers in Verbindung, bei denen die Ueberschüsse zinsbar angelegt wurden, was z. B. im Januar d. J. mit 6000 Thalern der Fall war. Unter diesen Umständen mußte man sich aber auch entschließen, Vorschüsse auf längere Fristen, bis zu neun Monaten und ein Jahr zu geben, was in Verbindung mit den höhern Beträgen wiederum auf den Zinsfuß zurückwirkte, den man sich mit den erwähnten höchst zweckmäßigen Modificationen zu reduciren entschloß, um sich nicht derartige Geschäfte von vorn herein abzuschneiden. Natürlich konnte dies auf die Dividende nicht ohne Einfluß bleiben, welche dadurch ebenfalls eine Verminderung erlitt, so daß, wie die im Verhältniß zu der bedeutenden Mitgliederzahl geringen Monatssteuerbeträge ergeben, eine wesentliche Anregung davon zur Verstärkung dieser Steuern nicht ausging.

Einen andern Verlauf nahmen die Dinge in Delitzsch, einer nicht bedeutenden Landstadt von 5000 Einwohnern, in Eilenburgs Nachbarschaft, wo der Vorschußverein, zwar schon im Frühjahr 1850 gegründet, doch erst im Herbst 1852 auf der besprochenen gesunden Grundlage reorganisirt wurde und in Thätigkeit trat. Die bis auf 30 gesunkene Mitgliederzahl hob sich Ende 1852 auf 100, 1853 auf 175, 1854 auf 210. Doch blieb der Verkehr wesentlich auf das Kleingewerbe der unbemitteltern Einwohner beschränkt, indem die Wohlhabendern, welche genügende Sicherheit bestellen können, die mit der städtischen Sparkasse seit 1854 verbundene Darlehnskasse benutzen. So behielt der Verein einen scharf abgegrenzten, auf das Bedürfniß einer bestimmten Klasse berechneten Charakter. Im Gegensatz zu Eilenburg nimmt die Kasse daher keine Gelder über den Bedarf an, und da die Vorschüsse nur bis auf drei Monate gegeben und höchstens bis auf ebensolange prolongirt werden, so ist im Verhältniß zu dem Umsatze ein weit geringeres Betriebskapital nöthig, wie in Eilenburg. Deshalb treten denn auch die Monatssteuern der Mitglieder nebst der Dividende weit mehr in den Vordergrund, indem man die Kapitalbildung für die Mitglieder zu einer Hauptaufgabe macht. Das hat zur Folge gehabt, daß man in 5 bis 6 Jahren, bei irgend gedeihlichem Fortgange der Geschäfte, das ganze Betriebskapital durch das aufgesammelte Guthaben der Mitglieder darzustellen hoffen kann, wie die nachstehenden Daten aus den Rechnungen der besten Jahre bestätigen. Während der Umsatz seit 1850 bis zur Reorganisation kaum einige hundert Thaler auf das Jahr erreichte, hob er sich seitdem in folgender Weise, daß:

bis Ende	1852	244 Thlr.	
im Jahre	1853	3261 Thlr.	15 Sgr.
im Jahre	1854	2935 „	29 „
zusammen		6441 Thlr.	14 Sgr.

darlehnsweise aufgenommen, davon 3808 Thaler wieder zurückgezahlt, und an Vorschüssen gewährt wurden:

im Jahre	1853	7,167 Thlr.	10 Sgr.
„	1854	12,039 „	— „
zusammen		19,206 Thlr.	10 Sgr.

Der Rechnungsabschluß pro 1854 stellte sich dahin heraus: 334 Thlr. 1 Sgr. 11 Pf. eingegangene Zinsen der Vorschußempfänger à 10 Procent, wovon zu decken waren 111 Thlr. 14 Sgr. 2 Pf. Zinsen der Vereinsgläubiger, 130 Thlr. 22 Sgr. 9 Pf. Verwaltungskosten einschließlich der Besoldungen, 242 Thlr. 6 Sgr. 11 Pf. zusammen, so daß: 91 Thlr. 25 Sgr. Reinertrag des Geschäfts blieb. Davon wurden 88 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf. den Mitgliedern auf die im Guthaben eines Jeden Ende 1853 begriffenen vollen Thalereinheiten als Dividende zugeschrieben, was, da 149 solcher Einheiten vorhanden waren, $17^1/_2$ Sgr. auf jeden Thaler betrug. Den Rest von 4 Thlrn. 27 Sgr. 6 Pf. schlug man zur Reserve. Das Gesammtguthaben aller Mitglieder betrug inclusive der erwähnten Dividende Ende 1854 558 Thlr. 15 Sgr., der Reservefond 235 Thlr. 18 Sgr. 3 Pf. In Folge der Dividende wurden aber im Januar 1855, sobald der Rechnungsabschluß pr. 1854 bekannt wurde, zur Abrundung des Guthabens, außer den gewöhnlichen Monatssteuern, über 200 Thaler von den Mitgliedern eingezahlt, so daß, da die gewöhnlichen Steuern 25 bis 30 Thaler allmonatlich betragen, das Guthaben Ende dieses Jahres, mit Einschluß der zu erwartenden Dividende, jedenfalls 1200 Thaler erreichen wird, was mit

Kriegsgefangenen-Lager und auf 10 Kilometer im Umkreis. Jeder Verstoß gegen diese Bestimmungen wird mit Gefängnis bis zu 3 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark bestraft.

Wer Kriegsgefangene, die sich auf der Flucht befinden, aufnimmt, ihnen Unterkunft gewährt oder sie verbirgt, wird mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft.

Wer Kriegsgefangene, die sich auf der Flucht befinden, mit Lebensmitteln oder Getränken versieht, wird mit Gefängnis bis zu 1 Jahr bestraft.

Wer Kriegsgefangene, die sich auf der Flucht befinden, mit Kleidungsstücken versieht, wird mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft.

Wer Kriegsgefangene, die sich auf der Flucht befinden, mit Waffen versieht, wird mit Gefängnis bis zu 3 Jahren bestraft.

Wer Kriegsgefangene, die sich auf der Flucht befinden, mit Fahrzeugen versieht, wird mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft.

Wer Kriegsgefangene, die sich auf der Flucht befinden, mit Geld versieht, wird mit Gefängnis bis zu 1 Jahr bestraft.

Wer Kriegsgefangene, die sich auf der Flucht befinden, mit Waffen versieht, wird mit Gefängnis bis zu 3 Jahren bestraft.

Wer Kriegsgefangene, die sich auf der Flucht befinden, mit Fahrzeugen versieht, wird mit Gefängnis bis zu 2 Jahren bestraft.

Wer Kriegsgefangene, die sich auf der Flucht befinden, mit Geld versieht, wird mit Gefängnis bis zu 1 Jahr bestraft.

Übrige Schreiben an militärischen Dienststellen.

Übrige Schreiben an militärischen Dienststellen. — Übrige Schreiben an militärische Dienststellen. — Übrige Schreiben an militärische Dienststellen. — Übrige Schreiben an militärische Dienststellen.

Die Abtei Disentis und ihre Kirche.

Mit 10 Abbildungen.

Wer von Reichenau aus das Vorderrheintal hinaufwandert, kommt nach 3 Stunden an das Dorf Disentis, das sich malerisch an den Fuß des Piz Mundaun lehnt. Hier steht die Abtei Disentis, die älteste Benediktinerabtei der Schweiz.

Das Innere der Abteikirche Disentis.

Wann und von wem sie gegründet wurde, ist nicht mehr genau festzustellen. Sicher ist, daß sie schon im 8. Jahrhundert bestand. Ihre Gründung wird dem heiligen Sigisbert zugeschrieben, der um 614 in Chur Bischof war. Sigisbert soll auch die Kirche in Disentis gebaut haben. Sie wurde dem heiligen Martin geweiht. Ihr Patrozinium wird am 11. November gefeiert.

Bücher und Schriften

Bruno Bettelheim, Liebe allein genügt nicht. Die Erziehung emotional gestörter Kinder. Übersetzung aus dem Amerikanischen von Hans Rudolf Hilty. Klett, Stuttgart 1970. 384 S., Leinen, DM 36.–.

Bettelheim ist Direktor der Orthogenic School in Chicago, einer Anstalt für emotional gestörte Kinder. Sein Buch ist ein Bericht über die Arbeit dieser Schule. Es ist ein Buch, das man nicht nur lesen, sondern studieren muß. Es ist ein Buch, das man nicht nur einmal lesen kann, sondern immer wieder lesen muß. Es ist ein Buch, das man nicht nur lesen kann, sondern das man auch leben muß. Es ist ein Buch, das man nicht nur leben kann, sondern das man auch lieben muß. Es ist ein Buch, das man nicht nur lieben kann, sondern das man auch hassen muß. Es ist ein Buch, das man nicht nur hassen kann, sondern das man auch verachten muß. Es ist ein Buch, das man nicht nur verachten kann, sondern das man auch vergessen muß. Es ist ein Buch, das man nicht nur vergessen kann, sondern das man auch erinnern muß. Es ist ein Buch, das man nicht nur erinnern kann, sondern das man auch vergessen muß. Es ist ein Buch, das man nicht nur vergessen kann, sondern das man auch

berührt, unehrlich sei, ist für uns ein seltsames Mährchen aus dunkler Vorzeit. Vor kaum mehr als hundert Jahren aber war diese Sage noch ein unumstößlicher Glaubenssatz, der auch auf die Gebildetsten seinen Einfluß ausübte.

Als die Aerzte unserer Vorfahren anfingen, einzusehen, daß sie der Leichname bedurften, um den Bau des menschlichen Leibes kennen zu lernen, wurde diese Einsicht ihnen zunächst eine Quelle ernster Verlegenheit. Diese einzigen Leichname, die ein Arzt damals zu erlangen hoffen durfte, waren die von Selbstmördern und hingerichteten Verbrechern, welche zunächst dem Scharfrichter oder Abdecker anheimfielen, und mit diesem in irgend einen Verkehr zu treten, war zumal für einen Arzt sehr bedenklich. Hätte sich unter den Bewohnern einer Stadt oder Landschaft das Gerücht verbreitet, daß ihre Aerzte sich mit dem Wasenmeister in leichtfertige, freundschaftliche Beziehungen eingelassen hätten, so wären sie sämmtlich lieber ohne Arzt gestorben, als daß sie diese nun auch unehrlichen Doctoren hätten an ihr Bett treten lassen. Da kam nun ein kluger Kopf auf ein gutes Auskunftsmittel. Ließ sich doch sogar der Teufel durch einen wohlangebrachten Hokuspokus vertreiben, warum sollte es nicht möglich sein, die Abneigung einer wohlehrsamen Bürgerschaft gegen den Wasenmeister und Alles, was mit ihm in Berührung kam, zu beschwichtigen? Man erfand eine Ceremonie, durch welche der Glaubenssatz, daß ein Ding, welches einmal in den Händen des Abdeckers gewesen sei, fortan von keinem ehrlichen Menschen berührt werden dürfe, zwar feierlich anerkannt, zugleich aber erklärt wurde, daß man um des allgemeinen Besten willen für ein einzelnes solches Ding von jener Regel abstrahiren wolle. Man verfuhr dabei natürlich möglichst öffentlich. Der Leichnam eines Selbstmörders oder hingerichteten Verbrechers wurde von einem Knechte des Wasenmeisters auf einen vierrädrigen Karren vor das Thor des anatomischen Theaters gebracht. Der Knecht mußte nun den Kasten, in welchem der Leichnam lag, von dem Karren herabnehmen, ihn öffnen, den Deckel auf die Erde, und auf ihn den Leichnam legen. War der Todte durch das Schwert hingerichtet worden, so wurde ihm der Kopf zwischen die Beine gelegt. Natürlich hatte sich inzwischen eine große Anzahl von Zuschauern eingefunden, die sich jedoch in ehrfurchtsvoller Entfernung hielten. Nun trat der Prosector in Begleitung des Pedells in die Nähe des Leichnams. Beide entblößten das Haupt, was ebenfalls alle Umstehenden thaten. Der Prosector las dann ein landesfürstliches Decret vor, welches diese Feierlichkeit verordnete, und erklärte sodann, daß er von Seiten des akademischen Senates beauftragt worden sei, im Namen der medizinischen Facultät den vorliegenden Leichnam durch Aufdrückung des Facultätssiegels ehrlich zu machen, damit ein jeder ehrbare Mensch an solchem zu hantieren befugt sei. Neben ihm hielt der Pedell in der rechten Hand das Facultätssiegel mit einer auf Papier geklebten feuchten Oblate, und überreichte Beides dem Prosector, welcher nun das Papier mit der Oblate auf die entblößte Brust des Leichnams legte, und das Siegel darauf drückte. Der Knecht des Scharfrichters mußte während dieser Handlung mit seinem Gespann in einiger Entfernung warten. Der Leichnam, der nun ehrlich war, wurde nun von Freiwilligen aus der umstehenden Menge in das anatomische Theater getragen, worauf der Scharfrichterknecht seinen Kastendeckel wieder in Empfang nehmen durfte.

Die Schlacht an der Tschernaja. Ein englischer Maler giebt uns von dort folgende Schilderung: „Sterbende und Todte lagen in allen Richtungen und Verzerrungen umher. Einige starben mit den Gesichtern aufwärts, die Hände in der Luft ballend und damit grasping, bis sie platt herabfielen, Andere waren todt und steif in gerade emporgerichteten Armen, als wenn sie plötzlich von einem Schlage mitten im Todeskampfe versteinert worden wären. Manche waren jedenfalls augenblicklich todt niedergefallen und lagen mit ihren Gesichtern platt auf dem Boden. An Andern sahen die Wunden und Verstümmelungen entsetzlich aus. Zwei Franzosen lagen dicht bei einander, Jeder eines Armes mit dem obern Schulterblatte durch ein- und denselben Kanonenschuß beraubt. Anderswo lagen drei Russen hinter einander, der Erste ganz ohne Vorderkopf, ohne Gesicht, der Zweite mit durchlöcherter Brust, der Dritte mit aufgerissenem Leibe: die That eines einzigen Schusses.

„Doch die Todten waren bei Weitem nicht das Entsetzlichste! Nein, die Todten lagen still, selbst in den unnatürlichsten Positionen. Aber die Sterbenden, die Sterbenden! Die Fieberphantasirenden! Die vor Durst Wahnsinnigen! Die röchelnden letzten Rufe nach Wasser in ganz unverständlicher Sprache, aber deutlich genug durch Gesticulationen Einiger, die ihre Zungen herausstreckten und darauf wiesen, und selbst während der letzten Athemzüge noch die Operation des Trinkens symbolisch versuchten! Wir holten allerdings fleißig Wasser, aber bei Vielen kam's zu spät. Die Russen hatten fast alle große Aehnlichkeit mit einander; vielleicht hatte hier eine bestimmte Race ihre Todten und Sterbenden gelassen: Gesicht beinahe Negerform, sandfarbiges Haar, blaue Augen, sehr fleischige Gesichter, dicke Lippen, wenig Stirn, plattgedrückte Nase, verworrener Bart. Aber dazwischen fiel mir ein sehr edeles, sterbendes Gesicht auf, das unablässig um Wasser bat. Ich eilte nach dem Flusse hinunter, nachdem ich ihm die Trinkkanne abgeschnitten hatte, füllte sie, kam athemlos zurück und half ihm, sich aufrichten, um ihm die Labung einzuflößen. Aber kaum hatte ich ihn ein Paar Zoll gehoben, stieß er einen Schrei aus und fiel todt zurück, plötzlich ganz todt. Bald war er von Engländern und Franzosen umringt, die seine Taschen und Kleider untersuchten, um ihn zu beerben. Dieses Plündern unter Todten und Sterbenden, statt letzteren wenigstens das herzerschütternde Feldgeschrei nach Wasser! Wasser! zu befriedigen, sah von Seiten unserer Freunde eben so barbarisch aus, wie von unsern Feinden."

Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht (La garde meurt, mais se ne rends pas) soll in dem Getümmel der waterloer Schlacht die Antwort des französischen Generals Cambronne gewesen sein, als die Briten ihn aufforderten, sich zu ergeben. Tausendmal und wieder tausendmal ist diese Antwort in allen europäischen Ländern nacherzählt worden. Es ist möglich, daß der General sie in einem gewissen Zeitpunkte der Schlacht gegeben hat; aber nicht bei folgender Gelegenheit, wo, nach ganz glaubwürdigen Zeugnissen, der hannoversche Oberst (nunmehriger Generallieutenant) Halkett, welcher in der Schlacht eine hannoversche Brigade commandirte, ihn wirklich zum Gefangenen machte.

Das hannoversche Feldbataillon Osnabrück, welches einen Theil jener Halkett'schen Brigade bildete, griff in der Nähe des Pachthofes Hougemont ein Viereck der kaiserlichen Garde an und überwältigte es. Das Viereck gehörte zu der Brigade des Generals Cambronne, welche die äußerste Linke des französischen Angriffs ausmachte. Der größte Theil der Halkett'schen Brigade bestand aus neuausgehobenen Truppen, welche zum ersten Male einem Feinde gegenüberstanden, und nun einem mörderischen Feuer der Cambronne'schen Brigade ausgesetzt waren. Hannoversche Scharfschützen, die manchen Franzosen tödteten, schwärmten dem Bataillon Osnabrück voran, auf welches die Cambronne'sche Brigade muthig losschritt. Der General Cambronne selbst marschirte an der äußersten Spitze seiner Truppen. Indem er diese durch rasches Vorwärtsreiten und lebhaftes Schwenken seines Degens zum Kampfe ermunterte, wurde ihm, als er dem hannoverschen Bataillon schon nahe gekommen war, das Pferd unter dem Leibe erschossen. Halkett hielt dies in demselben Augenblicke für eine günstige Gelegenheit, seinen jungen Soldaten Vertrauen einzuflößen; schnell wie der Blitz sprengte er ganz allein auf den französischen General los, und drohte ihm mit dem augenblicklichen Tode, wenn er sich ihm nicht sogleich zum Gefangenen ergäbe. Cambronne, durch das Außerordentliche des Falles überrascht, senkte sogleich seinen Degen und ergab sich dem tapferen Obersten. Dieser säumte nun nicht, mit seinem Gefangenen der britischen Linie entgegen zu eilen. Aber unglücklicher Weise stürzte gleich hierauf auch Halkett's Pferd, von einer Kugel getroffen, mit seinem Reiter zu Boden. Zwar suchte sich der tapfere Mann augenblicklich von dem Thiere zu befreien; als er sich aber aufgerafft hatte, sah er zu seinem größten Aerger den französischen General gemächlich zu seinen Truppen zurückkehren. Doch war Halkett nicht gewohnt, einen errungenen Vortheil so leicht wieder aufzugeben; es gelang ihm, fast in demselben Augenblicke das Pferd wieder auf die Beine zu bringen und eben so schnell dem französischen General nachzusprengen. Er holte ihn auch wirklich wieder ein und führte ihn an den Achselschnüren seiner Uniform im Trabe nach der britischen Stellung zurück. Dadurch zum höchsten Muthe entflammt, stürmten die Hannoveraner mit dem Bayonnet unaufhaltsam auf die Franzosen los und stachen sie zum Theil nieder, zum Theil trieben sie sie in die Flucht.

Künstliches Seewasser. Das beste ist jedenfalls das natürliche, das man für die Stunde des Gebrauchs trocknet, luftdicht verschließt und, wenn man z. B. ein Marine-Aquarium fertig hat, wieder naß macht. Trocknes Seewasser? Ja. Man dampft es ab, so daß blos die chemischen Bestandtheile in fester Form übrig bleiben. Das ist dann ganz wörtlich trocknes Seewasser. Um es wieder in flüssiges, richtiges Seewasser zu verwandeln, gießt man auf 56¼ Unzen trocknes Seewasser 10 Gallonen, weniger 3 Nösel Flußwasser. Diese Kunst, welche bei sich ausbreitendem Geschmacke für Marine-Aquarien, für künstliche Seebäder u. s. w. eine recht hübsche Industrie in Hafenstädten werden könnte, schlug zuerst Dr. E. Schweitzer vor, und practicirte sie auch mit dem besten Erfolge. Für kleinere Quantitäten nahm er 6 Unzen trocknes Seewasser in 1 Gallone Flußwasser und rührte die Mischung um, bis alle trocknen Bestandtheile aufgelöst waren. Wir haben früher die chemische Zusammensetzung des Seewassers angegeben, so daß, wer genau sein will, darnach wissenschaftlich componiren kann. Das Bequemste ist aber dieses trockne Seewasser, welches man wie Zahnpulver versenden und dann je nach Bedarf wieder zu Wasser machen kann. Wir zweifeln nicht, daß trocknes Seewasser bald ein Industrie-Objekt und Handelsartikel werden wird, billig zu haben in jedem anständigen Materialwaarenladen.

Englisches Heidenthum. Die englischen Bibel- und Missionsgesellschaften vertheilen jährlich Hunderttausende von Bibeln und sammeln Millionen von Pfunden in England, um schwarze, braune, gelbe und rothe Heiden in allen fernen Welttheilen zu bekehren und ihnen das Niederknieen vor Götzen abzugewöhnen. Inzwischen knieeten neulich eine ganze Menge schon längst bekehrter Engländer vor einem Menschen nieder, der nicht einmal Kaiser, geschweige Götze ist. Wie eine englische Zeitung erzählt, kam die Königin von England zu ihrem großen Alliance-Besuche nicht so früh in Boulogne an, als die Leute erwarteten. Erst um zwei Uhr verkündeten donnernde Kanonen ihre Ankunft. Natürlich hatten sich große Volksmassen am Landungsplatze zusammengedrängt, unter denen sich viele Engländer patriotisch hervordrängten. Einige derselben kamen in einem besondern kleinen Dampfschiffe in den Hafen hinein, Engländer von Familie und Vermögen, Herren und Damen. Am Landungsplatze sahen sie im kaiserlichen Pavillon eine glänzende Generals-Uniform, in welcher sie Se. Majestät den Kaiser Napoleon III. Allerhöchst selbst vermutheten, so daß sie sofort, von Andacht und Ehrerbietung niedergedrückt, auf ihre Knieen fielen. Die Franzosen lachten aus vollem Halse, auch der General oben biß sich in die Lippen, um seiner Würde durch Herausplatzen vom Zwerchfelle nichts zu vergeben, und die Engländer standen sehr dumm aussehend wieder auf, und wischten sich sehr lange die Hosen ab, um ihr dummes Aussehen so lange als möglich zu verbergen. Schade, daß der Kaiser selbst es nicht war. Obgleich ein „gestrenger Herr", um uns manierlich auszudrücken, und kein Freund von Zungen-, Preß- und Zwerchfellfreiheit, würde er doch, wir wetten darauf, in diesem Falle das Zwerchfellerschütterungsrecht seiner getreuen Unterthanen anerkannt haben, obwohl nach dem unmittelbaren komischen Eindrucke ein dauernder Ekel vor dieser englischen

Die Kosten der Ausfertigung, Beglaubigung und Zustellung der Urkunden sind nach Maßgabe des Gebührentarifs zu berechnen.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Ernst Keil.

Erscheint in Nummern von 2½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Nr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der todte Freund.

Novelle von Ernst Ziel.

Mit Illustrationen von Ludwig Richter.

Es war ein schöner Sommertag, als ich mich auf den Weg machte, um meinen Freund Hermann Wolfram in seinem Landhause zu besuchen. Ich hatte ihn seit Jahren nicht gesehen, denn er war in dieser Zeit in die Welt gegangen, um sich in der Fremde sein Glück zu suchen, und hatte mir nur selten Nachricht von sich gegeben. Jetzt war er zurückgekehrt, und ich freute mich, ihn wiederzusehen, denn wir hatten uns in unserer Jugend innig geliebt.

Ich hatte ihn in seinem Briefe gebeten, mir einen Wagen zu schicken, denn ich wollte nicht zu Fuß gehen, weil ich mich nicht ermüden wollte, da ich noch nicht ganz gesund war. Ich hatte mich nämlich vor einigen Wochen erkältet und lag an einem heftigen Fieber darnieder, das mich sehr angriff. Ich hatte mich aber jetzt ziemlich erholt und wollte mich nun in der frischen Luft ein wenig ergehen.

Ich hatte mich also in meinen Wagen gesetzt und fuhr nun durch die schöne Gegend, die mir sehr wohl gefiel. Ich sah mich nach allen Seiten um, denn ich wollte mir alles genau betrachten, um es meinem Freunde nachher erzählen zu können. Ich sah auf den Feldern die Leute arbeiten, und es freute mich, daß sie so fleißig waren, denn ich sah, daß sie ihre Arbeit gut machten. Ich sah auch die Bäume, die Sträucher und die Blumen, und es freute mich, daß sie so schön grünten und blühten, denn ich sah, daß sie gut gepflegt wurden.

Ich kam durch mehrere Dörfer, und es freute mich, daß sie so reinlich waren, denn ich sah, daß die Leute darauf hielten, daß ihre Häuser und Höfe sauber waren. Ich sah auch die Kinder, und es freute mich, daß sie so gesund aussahen, denn ich sah, daß sie gut gehalten wurden.

Ich kam durch mehrere Städte, und es freute mich, daß sie so schön waren, denn ich sah, daß die Leute darauf hielten, daß ihre Häuser und Straßen sauber waren. Ich sah auch die Menschen, und es freute mich, daß sie so gesund aussahen, denn ich sah, daß sie gut gehalten wurden.

Ich kam durch mehrere Städte, und es freute mich, daß sie so schön waren, denn ich sah, daß die Leute darauf hielten, daß ihre Häuser und Straßen sauber waren. Ich sah auch die Menschen, und es freute mich, daß sie so gesund aussahen, denn ich sah, daß sie gut gehalten wurden.

wie alle Sonntage, fallen sollte, brummend hinzufügte, verstand der Reiter nicht.

„Bleibt er nun hier? Kann man ihn sprechen?"

„Weiß ich nicht! Frau und Tochter hat er mitgebracht und zwei haushohe Wagen mit Schränken und Stühlen, er wird also wohl vor die Erst da bleiben."

„Ich muß Euch noch etwas fragen, Schäfer. Ihr seid ein alter Soldat und die wechseln den Herrn nicht, wie man einen abgetragenen Handschuh auszieht und fortwirft. Wo ist der Oberamtmann Stargau geblieben?"

Der Schäfer hob den Kopf und sah zu dem Fremden, dessen Züge er nicht mehr erkennen konnte, eine Weile schweigend empor. „Wer sind Sie denn?" fragte er dann.

„Ich bin der Lieutenant von Dießbach."

„Lieutenant?" entgegnete der Schäfer mißtrauisch; denn der Fremde trug bürgerliche Kleidung. „Von Dießbach? Etwa von der Rinkenburg?"

„Ja wohl. Ihr werdet meine Mutter doch wohl kennen."

„O ja!" versetzte der Schäfer trocken.

„Nun, wo ist Stargau?"

„Mir hat er's nicht gesagt," war die eben nicht freundliche Antwort.

„Ihr seid aber doch zu unkameradschaftlich, Alter!" rief Dießbach. „Das Wetter ist kalt und schnürt Euch vielleicht die Kehle zu — kann ein Achtgroschenstück sie etwa lösen?"

„Ich danke, Herr Lieutenant. Was ich nicht verdiene, nehme ich nicht."

Der Offizier steckte das Geldstück wieder ein und schien einen Moment unschlüssig, was er thun solle, denn er wandte sein Pferd zweimal nach verschiedenen Richtungen. „Wie heißt Euer neuer Pachter?" fragte er dann.

„Sie meinen den Herrn Oberamtmann? Siebeling!"

„Und Ihr?"

„Ich?" entgegnete der Schäfer verwundert. „Ich heiße Klupsch."

„Glupsch doch wohl!" rief der Offizier lachend. „Ich habe nie einen passendern Namen gehört!"

Der Schäfer, der schon oft mit dieser nahliegenden Verdrehung seines Namens spaßhaft geschraubt worden war, weil „glupsch" hier zu Lande etwas verteufelt Arges bezeichnet, lachte nun auch und sagte:

„Glupsch bin ich auch, wenn man mich nicht ungeschoren läßt."

„Das sehe ich!" erwiederte der Offizier. „Gutend Abend!"

Dießbach trabte durch die wachsende Dunkelheit den Bergen zu. Die Rinkenburg, wie das Besitzthum seiner Familie hieß, lag auf einem der bewaldeten Vorhügel des Gebirges, etwa noch zwei Stunden Weges entfernt, bei hellem Wetter war sie noch um diese Stunde des Tages von weit her zu erkennen, denn das Schloß leuchtete mit seinem weißen Abputz weit über das Land. Heut aber, wo die Sonne nur auf kurze Momente die Wolkendecke zu durchbrechen vermocht hatte, heut war von der Rinkenburg nichts zu sehen. Indessen hatte Dießbach deshalb keine Besorgnisse, denn er glaubte nun in der Gegend vollkommen orientirt zu sein. Er ritt deshalb mit langen Zügeln im scharfen Trabe durch die ziemlich ebene Feldstrecke, welche noch zwischen ihm und den Bergen lag, und überließ es seinem Pferde, sich den Weg zu suchen. Ein Paar Mal schien es unschlüssig, der Reiter half ihm dann mit den Sporen nach. Jetzt scheute es sich wieder vor einem großen Stein, wie es schien, der einen Kreuzweg bezeichnete. Dießbach zog, ein wenig aus dem Sitz gekommen, die Zügel an und lenkte es rechts, während das Thier sich widersetzte und durchaus den Weg links nehmen wollte.

„O nein, beste Kitty!" sagte der Reiter. „Sie werden die Gewogenheit haben —"

Er spornte sie in die Richtung, welche nach der Rinkenburg führen mußte, aber so nah er sich dem Ziele schon glaubte, mußte er sich, als er eine halbe Stunde flott weggetrabt war, zu seiner nicht geringen Beschämung gestehen, daß Miß Kitty doch wohl am Kreuzwege Recht gehabt.

„Ein Skandal wäre es," sagte er für sich, „wenn ein Husar sich nicht einmal in seiner eignen Heimath zurechtfinden könnte!"

Dort ragten endlich die Berge! Viktoria! Finster hob sich in geringer Entfernung von ihm eine dunkle Masse zum Himmel, gegen welchen sich ihr scharfer Rand deutlich abzeichnete. Wenn er nicht in die Berge hinein, sondern längs derselben hinritt, mußte er ja nach Hause kommen, es war nur die kleine Frage zu entscheiden: rechts oder links?

Herr Guido von Dießbach hielt seine schöne Kitty, das unvergleichliche Halbblut, einen Moment an, und befragte zunächst die goldene Repetiruhr, welche er im vergangenen Jahre als Page bei der Aufwartung einer fremden, überaus freigebigen Prinzessin als Geschenk erhalten hatte. Sie ging in dreizehn Steinen und trug innerhalb eingravirt seinen Namen nebst dem der erlauchten Geberin. Man kann sich denken, wie stolz der Besitzer darauf war und wie oft sie ihr feines Stimmchen hören lassen mußte! Heut verkündigte sie schon ein Viertel nach neun Uhr.

„Vor zehn Uhr bin ich zu Hause!" sagte Dießbach. „En avant!" Und ohne sich länger zu bedenken, wandte er sein Pferd wieder rechts. „Sie werden entschuldigen, Dame der Schönheit, wenn ich Ihnen zum Schluß noch einen kleinen Galopp gebe!" sagte er, und sprengte das feurige Thier an, das nun längs der Bergmasse dahin brauste. Dießbach hatte sich vorgenommen, dieselbe stets neben sich zu lassen, aber unmerklich hatten sich auch hinter ihm Höhen zusammengeschoben, bald ragten auch landwärts Hügel und Berghänge, der Weg fing an, sich zu heben, und ehe der Reiter sich's versah, befand er sich in einem ansteigenden, immer enger werdenden Thale. Er hatte die Schwelle des Gebirgs, ohne es zu wissen, längst überschritten, und war seinem Banne verfallen.

„Also eine Entdeckungsreise!" sagte er, als er sich dieser Ueberzeugung nicht länger verschließen konnte. „Hat auch ihr Interesse! Wie viel Uhr haben wir jetzt?"

Das Geschenk der Prinzessin repetirte Zehn. „Fatal! Was werden sie auf der Rinkenburg über das Ausbleiben denken? Kune besonders!"

Er war nun bei dem immer steiler werdenden Bergpfade genöthigt, Schritt zu reiten. Auch das Thal verengte sich immer mehr, endlich gabelte es sich, wie der lichte Himmelstreif, der über seinen schwarzen Wänden lag, deutlich wahrnehmen ließ, weiter oben in zwei rechtwinklig auseinanderspringende Schluchten. Diesmal wählte der Reiter die Linke, denn zur Rechten hörte er ein brausendes Wasser, und wenn er sich nicht täuschte, sogar das Tosen eines Wasserfalles. Die Schlucht, auf deren schrosser Sohle das Pferd nun keuchend emporstrebte, war zum Glück nur kurz und führte zu einer Hochebne, auf der freilich kein Pfad mehr zu erkennen war, selbst für Kitty's scharfe Sinne, welche mit gesenktem Kopfe schnarchend danach zu spüren schien. Aber eine dämmernde Helle fing an sich zu verbreiten, und zu seiner Freude erblickte Guido nach einiger Zeit den Mond, dessen scharfe Sichel durch eine Tannengruppe schimmerte, welche sich auf der ersten Stufe einer neuen Höhenmasse zu seiner Rechten erhob. Das zweifelhafte Licht, das über der Berghalde zitterte und jeder Klippe, jedem Baume phantastische Formen gab, ließ jedoch nirgend auch nur die Spur eines Weges finden, und so sank denn nach und nach mit der guten Laune auch der gute Muth des jungen Soldaten.

Endlos erschien ihm die Hochflor. Jetzt erreichte er ihren jenseitigen Rand, dort senkten sich wieder Gründe hinab, es blieb ihm keine Wahl, als sich auf gut Glück in deren Labyrinth zu vertiefen. Wie lange er seit der letzten Anfrage bei seiner Uhr geritten war, konnte er zu seinem vermehrten Verdrusse nicht mehr ermitteln, denn sie war stehen geblieben. Ach, und er war jetzt so müde! Sehnsüchtig dachte er an sein weiches Bett —

„Land!" rief er plötzlich so laut, daß Kitty unter ihm zusammenfuhr. Dort in der Tiefe schimmerte Licht.

II.

Ein gefährlicher Ritt war es noch, den der Verirrte zu bestehen hatte, und er konnte Gott danken, daß er nicht unterwegs den Hals brach. Indessen war die Steile nun glücklich überwunden und auch die Besorgniß, daß ihn nur ein Irrlicht necke und verrätherisch wieder verschwinden werde, hatte sich als grundlos gezeigt. Er befand sich in einem sehr engen und wie der ungewisse Mondschein, der ziemlich senkrecht hineinfiel, vermuthen ließ, gewiß höchst romantischen Thale, aus dessen Hintergrunde ihm das Licht, das er von Oben gesehen hatte, noch immer mit einem stetigen Strahle entgegen blinkte. Näher kommend, erkannte er ein Gebäude mit scharfen, wunderlich gezackten Firsten, in welchem ein

einziges Fenster, wie es schien, in einem Erker erleuchtet war. Um Mitternacht oder vielleicht noch später! Es konnte aber auch schon Tagesanbruch nahe sein, wer wußte das? Uebrigens sah das Fenster keineswegs gastlich aus, sondern kam dem Reiter, der offenbar der Romantik verfallen war, eher wie ein roth entzündetes Auge vor, das ihm böse entgegen blickte. Ein Hifthorn jetzt, wie die irrenden Ritter vor Alters geführt, um sich dem Thorwart, der offenbar in jenem Kloset über der Pforte wachte, anzukündigen! Aber dem Husaren stand nur seine, noch sehr jugendliche Stimme zu Gebot, mit welcher er sich denn, so laut er konnte, bemerklich zu machen suchte. Es gelang ihm über Erwarten, denn alsbald öffnete sich das Erkerfenster, und ein Kopf mit abenteuerlicher Haube sah heraus.

„Wer ist da?" fragte eine rauhe Stimme, welche nicht unterscheiden ließ, ob sie einem Manne oder einer Frau gehörte.

„Wo finde ich den Weg nach der Rinkenburg?" gab Dießbach die Gegenfrage.

„Nach der Rinkenburg?" wiederholte die rauhe Stimme mit unverkennbarer Verwunderung, und erst nach einigem Besinnen setzte sie hinzu: „Wie kommen Sie denn hierher?"

„Ja, guter Mann, da fragen Sie mich zuviel. Ich bin kreuz und quer zu meinem Vergnügen in den Bergen umhergeritten, bis mein guter Stern mich zu Ihnen führte. Wollen Sie mir etwas Heu für mein Pferd geben, es ist sehr angegriffen."

„Hier ist keine Herberge!" antwortete die Stimme kurz.

„Das sehe ich, liebster Mann, aber man weiset keinem anständigen Menschen die Thür, wenn er nur um eine halbe Stunde Quartier bittet."

„Die Rinkenburg ist über vier Stunden von hier und den Weg finden Sie nicht," klang die wenig tröstliche Auskunft, immer in dem gleichen unfreundlichen Tone. „Reiten Sie in Gottes Namen nur wieder hin, wo Sie hergekommen sind und nehmen Sie sich dann einen Boten."

„Hinreiten, wo ich hergekommen bin? Das werde ich bleiben lassen!" rief Dießbach lachend. „Habe ich denn heute mit lauter Stierköpfen zu thun? Der Schäfer von Sanct Pankraz ist wohl Ihr cousin germain, liebster Mann?"

„Ich bin kein Mann!" sagte die Stimme mürrisch.

„Wahrhaftig? O, dann verzeihen Sie, mein Fräulein, eine Bitte. Wenn die Rinkenburg vier Stunden von hier und der Weg für mich nicht zu finden ist, so haben Sie Mitleid mit mir, zarte Seele, und gewähren mir und meinem armen Rößlein eine Streu."

Statt aller Antwort zog sich der Kopf mit der abenteuerlichen Haube zurück, schloß das Fenster und gleich darauf erlosch auch das Licht. Jetzt wallte das jugendliche Blut des auf so schnöde Weise Abgefertigten im raschen Uebergange zum Zorn auf und er rief laut zu dem Fenster empor:

„Ich schieße Ihnen eine Kugel in die Stube, so wahr ich ein Dießbach bin, wenn Sie mir nicht augenblicklich öffnen!"

Die Drohung schien zu wirken. Das Fenster wurde wieder geöffnet und das unbestimmte Wesen fragte mit merklich verändertem Tone: „Ein Dießbach?"

„Ja, Madame, wenn Sie wirklich weiblichen Geschlechts sind, ich bin ein Dießbach!" —

„Und — von der Rinkenburg?" fragte sie betroffen weiter.

„Dort bin ich zu Hause!" erwiederte er. „Nehmen Sie jetzt Raison an?"

„Junker — Kuno?"

„Guido!" berichtigte er. „Sie kennen unsere Genealogie, wie es scheint. Also kapituliren Sie, holde Jungfrau, ziehen Sie die weiße Fahne auf, überreichen mir die Schlüssel, nicht zu Ihrem Herzen, sondern zur Citadelle und lassen mich einrücken." Seine gute Laune war wieder erwacht, hatte aber keine Zuhörerin mehr, denn die Frau war vom Fenster zurückgetreten und eilte jetzt, ihm wirklich die Thüre zu öffnen. Sie trug eine Blendlaterne in der Hand, deren Schein sie voll auf sein Gesicht fallen ließ; er konnte einen halb unterdrückten Laut der Ueberraschung hören, während er vom Pferde stieg.

„Wahrhaftig! Junker Guido!" sagte die Frau mit einem ganz eignen Tone, der sich in einen heftigen Husten auflöste. Sie winkte mit der Hand, näher zu treten.

„Aber — ist denn kein Mensch da, mir das Pferd abzunehmen?" fragte er.

„Geben Sie her — Junker Guido! Ich will schon Alles besorgen —" hustete die Frau und streckte die Hand nach dem Zügel aus.

„O nein, von schönen Händen bedient zu werden, ist Miß Kitty nicht gewöhnt, ich bin Soldat, gute Frau. Zeigen Sie mir nur den Stall und schaffen Futter." — Sie ging mit der Laterne voraus, er führte das Pferd durch den hallenden Thorweg, auf einen kleinen, von allen Seiten eingeschlossenen Hof, wo ihm die Alte eine Thüre öffnete.

„Hier, Junker Guido!"

„Sagen Sie mir, Verehrteste, Sie sprechen meinen Namen so geläufig aus, als ob ich ein alter Bekannter von Ihnen wäre — auch meinen Bruder kennen Sie, wie kommen Sie dazu?" Er nahm dabei die Laterne auf, welche die Frau niedergestellt hatte, und ließ ihren Schein auf das Gesicht fallen, das bis jetzt im Schatten geblieben war. Fast hätte er aber die ganze Laterne fallen lassen, denn eine solche Häßlichkeit glaubte er in seinem ganzen Leben noch nicht erblickt zu haben.

„Lassen Sie nur, Sie kennen mich doch nicht," sagte die Frau Er führte Kitty in den Stall, wo eine ziemlich dumpfige Luft herrschte, Krippe und Raufe zwar vorhanden, aber zum Anbinden kein Mittel zu sehen war. Der junge Herr, wir müssen es gestehen, wußte sich nicht recht zu helfen, und konnte daher nur verdrießlich nach einer Halfter fragen, worauf die alte Frau resolut zugriff, die Kinnkette so geschickt aushakte und das Hauptgestell abstreifte, als sei sie selbst einst Husar gewesen — vielleicht verkappt, wie mehrere deutsche Mädchen in den Befreiungskriegen. Dann nahm sie einen alten Strick, den sie in der Ecke gefunden, warf das eine Ende dem edlen Rosse, — empörende Behandlung! — um den Hals und band es mit dem andern durch einen tüchtigen Knoten an der Krippe fest.

„So, Junker Guido! Die Steigbügel noch heraufziehen, daß es nicht hinein schlägt und sich einen Fuß brechen kann — so! Nun werde ich schon für Alles sorgen, Futter und Absatteln, wenn es etwas abgekühlt ist. Kommen Sie nur, ich will Sie erst zur Ruhe bringen."

„Aber, Beste, Sie müssen die Campagne mitgemacht haben!" sagte Guido, während er der Voranschreitenden folgte. „Gestehen Sie, bei welchem Regiment?"

Die Alte lachte, und wie sie überhaupt, seit sie den Gast bei Namen kannte, ihr ganzes Wesen gegen ihn verändert, ja, so weit ihre Stimme dessen fähig war, einen zärtlichen Ton gegen ihn angenommen hatte, ließ sie sich jetzt sogar auf einen Scherz ein. „Ja wohl habe ich Campagne gemacht, ich bin Fourier gewesen, habe immer gute Quartiere besorgt. — Hier, Junker Guido, haben Sie ein hübsches kleines Stübchen — dort steht auch ein Bett, in dem lange Niemand geschlafen hat, überziehen kann ich es nicht, ein Soldat fragt wohl nichts darnach. Aber erst hole ich Ihnen etwas zu essen und ein Licht, ich setze Ihnen einstweilen die Laterne her." Sie entfernte sich schnell, und Guido nahm die Laterne, um sich im Zimmer, das ihm am Ende eines schmalen Corridors angewiesen worden war, umzusehen. Es bot wenig Bemerkenswerthes, hatte nur ein Fenster, von Außen durch einen Laden verschlossen, an Möbeln war es karg ausgestattet, in der Ecke stand ein alter Tisch mit einer Art von Aufsatz, dessen Fournirung vielfach abgesprungen war, ein miserabler Spiegel hing schief an der langen Wand, an welcher auch das Bett und vor ihm ein kleiner Tisch stand; die Wände waren mit geschmacklosen Papiertapeten, auf denen viel grüne Bäume gemalt, bekleidet. Für die paar Nachtstunden gab es aber doch ein passables Unterkommen. Eben kehrte auch die Frau zurück, sie brachte Brot, Butter, Käse und ein dünnes Talglicht auf einem verblindeten Schiebeleuchter von Messing.

„Etwas Besseres kann ich Ihnen nicht vorsetzen, Junker Guido," sagte sie mit jenem Anfluge von Zärtlichkeit, vor welchem ihn unwillkürlich ein Frösteln überfiel, denn wohlbewandert, wie er in der Literatur war, mußte er an das Abenteuer der Rolandsknappen in Musäus Volksmährchen denken. „Aber in der Campagne nimmt man vorlieb und eine Campagne haben Sie ja gestern gemacht. Hihi!"

„Wie heißt diese verzauberte Burg?" fragte Guido.

Die Alte gab nicht gleich Antwort.

„Ich meine, wenn es Ihnen verständlicher ist, wie dies Haus oder was es vorstellt, heißt?"

„Hier? Das Haus hat keinen besondern Namen," erwiederte die Frau.

„Es gehört Ihnen? Darf ich bitten, da ich Ihnen vorgestellt bin, mich auch mit Ihrem Namen zu beehren?"

Sie besann sich wiederum.

„Haben Sie Ihren Namen vergessen?" rief Guido lachend.

„Beinahe!" erwiederte sie, und lachte auch, bis der Husten sie abermals überfiel. „Ich heiße Meier'n."

„Und dies Thal?"

„Das — das hat auch keinen Namen," versicherte die Alte.

„Aber, jede Klippe, jede Schlucht hat doch im Harz ihren Namen und was für romantische giebt's! Wie soll man Euch denn finden?"

„Finden?" wiederholte die Alte und stieß einen Zischlaut durch die Zähne. „Uns braucht Niemand zu finden."

Sie stand ihm nicht weiter Rede, und Guido setzte sich auf das Bett, denn einen Stuhl gab es im ganzen Zimmer nicht, schnitt sich mit einigem Mißtrauen ein Butterbrot und aß dann, von dem Wohlgeschmack überrascht, mit wachsendem Appetite, wobei er sich Vorwürfe machte, daß er nicht noch einmal nach seinem Pferde sah.

Er war aber zu müde, und warf sich bald in das Bett, nachdem er das Licht ausgeblasen hatte, das auch noch seinen verwöhnten feinen Sinn beleidigte. „Aber das Bett ist famos!" dachte er im Einschlafen.

III.

Der sternhellen Nacht war ein klarer Morgen gefolgt. Längst brannten die grauen, verwitterten Felskuppen, welche in das Thal herniederschauten, im goldnen Feuer der Sonne; die Tannen, welche die schroffen Hänge und deren Fuß bekleideten, rauschten vom Morgenwinde; der Ruf der Vögel klang fern und nah; und immer heller wurde es in dem dunklen Kesselgrunde, wo das einsame Haus mit seinem geschlossenen Viereck von Gebäuden lag, das den verirrten Reiter aufgenommen hatte. Er schlief noch fest, die alte Frau hatte schon wiederholt und zuletzt mit unverhehltem Verdrusse nach seinem Fensterladen gespäht, der sich gar nicht öffnen wollte. Endlich konnte sie nicht länger warten, sie ging und weckte den Langschläfer.

„Junker Guido! Es ist schon sehr spät," sagte sie, indem sie das Fenster aufstieß, durch welches das volle Tageslicht hereinströmte.

„Ich bin munter. Ihr Bett ist famos, Frau Müller oder wie Sie heißen."

„Wenn Sie noch zum Mittag zu Hause sein wollen, ist es die höchste Zeit. Ich bringe Ihnen hier eine Tasse Kaffee und werde unterdessen satteln."

„Satteln?" rief er lachend. „Verstehen Sie das auch? Gut dann! Bringen Sie Ihren Mocca, und satteln Sie, der Bote ist doch auch bestellt?"

Sie bejahte es.

Der junge Mann stand auf, sobald sie sich entfernt hatte, er fand allerdings den Kaffee von höchst verdächtigem Geschmack, hielt sich aber dafür an die vortreffliche Sahne. Während des Frühstücks trat er nochmals an das offene Fenster, dessen pittoreske Aussicht ihn schon vorher angezogen hatte. Es lag so, daß man das ganze Thal seiner Länge nach, bis zur nächsten Krümmung überschauen konnte. Der Charakter desselben war ein durchaus düsterer; schwarze Tannen bekleideten die steilen Wände, nur hier und da erhob sich eine Buche mit majestätischer Krone zwischen den spitzigen Nadelhäuptern und gab ihrer dunklen Monotonie eine lichte Unterbrechung. Die Bäume waren aufgewachsen, wo sie Erdreich gefunden, ihre Wurzeln ankerten tief im Felskerne, der an vielen Stellen in seltsam geformten Klippen vorsprang und hoch über dem Walde nackte, verwitterte Scheitel emporgetrieben hatte, auf denen wild über einander gehäuft, mächtige Trümmer lagen, vor Jahrtausenden vielleicht schon zusammengestürzt.

Guido hatte das Fenster geöffnet und sich hinausgebogen, um auch die nächste Umgebung des Hauses in Augenschein zu nehmen. Unten trat eben aus einer kleinen Pforte, welche nach dieser Seite hinausführte, die Frau. Er wollte ihr eine Bemerkung hinabrufen, aber die Rede stockte ihm bei den ersten Worten, denn zu ihm sah nicht das runzelvolle Gesicht der Alten empor, sondern ein blühendes, liebliches Mädchenantlitz, das einen erschreckenen Blick aus wunderschönen blauen Augen zu ihm empor warf und gleich darauf verschwand. Dem jungen Manne schoß ein warmer Strahl durch das Herz.

„Das ist ja ganz famos!" rief er. „Hütet der alte Drache einen solchen Schatz? Deshalb wollte sie mich nicht aufnehmen, deshalb drängt sie mich fast bei nachtschlafender Zeit wieder in den Sattel. O nein, beste Dame! Ich bleibe hier! singt Cortez. Wenigstens so lange, bis ich die nähere Bekanntschaft dieser reizenden Thalblume gemacht habe. Es wäre ja empörend, wenn so viel Schönheit in der wilden Einsamkeit unbewundert blühen und verblühen sollte!"

Als die Alte kurz darauf ganz heitern Angesichts mit der Meldung erschien, daß Kittel, wie sie den Vollblutnamen entwürdigte, gesattelt sei, fragte Dießbach ohne Weiteres nach dem hübschen Mädchen, das er so eben gesehen.

Die kleinen grauen Augen der Alten, welche mit dem Ausdrucke jener überfließenden Zärtlichkeit, vor welcher ihm gestern die Rolandsknappen eingefallen waren, auf ihm geruht, verfinsterten sich flugs und nahmen ihren stechenden Blick wieder an. „Das ist meine Tochter," sagte die Alte, und es klang trotzig, als wolle sie fragen, was er sich darum zu kümmern habe.

„Ihre Tochter? Ihre eigene Tochter?" rief er verwundert.

„Ja, mein Herr Lieutenant, zu dienen: meine eigene Tochter."

„Eine staunenswerthe Aehnlichkeit! Sie sind zu beneiden um ein so liebenswürdiges Kind, und umgekehrt auch Ihr Töchterchen um eine solche Mama."

„Wollen Sie nun reiten, Herr Lieutenant?" entgegnete die Frau, und vor ihren Blicken, die wie feurige Schlangen aus den tiefliegenden, roth umränderten Augenhöhlen züngelten, überlief den jungen Helden unwillkürlich ein Grauen, das ihm den Humor erstickte. „Ihre Mama wird sich Sorgen machen um Sie."

„O, die macht sich keine Sorgen. Wissen Sie, beste Madame Schulz, ich habe mich anders besonnen. Auf der Rinkenburg habe ich durchaus nichts zu versäumen, und diese Gebirgsparthie ist so wildromantisch, daß es eine wahre Sünde wäre, sie nicht näher kennen zu lernen."

„Was zu sehen ist, haben Sie dort aus dem Fenster gesehen," versetzte die Alte mit finsterer Stirn.

„Ueberlassen Sie das mir, Sie dürfen meinetwillen keine Umstände machen, ich esse mit Ihnen und Ihrem Töchterchen."

„Meine Tochter ist fortgegangen und kommt nicht wieder," sagte die Alte mit einem höhnischen Zucken der schmalen Lippen, das ihren scharfen weißen Eckzahn enthüllte.

„Zum Mittagessen doch?" rief Guido.

„Heute und morgen nicht, vielleicht in vielen Tagen nicht — wer weiß, ob überhaupt!"

„Und Sie sagen das mit einer Art von Freude, Sie Rabenmutter?" rief Guido, von dieser Nachricht in seinem Drange nach der schöner Bergnatur merklich abgekühlt.

„Wollen der Herr Lieutenant nicht lieber nach Hause reiten? Ihr Kittel steht einmal fix und fertig und Ihre Frau Mama ängstigt sich doch — um Sie ganz gewiß!"

„Woher wissen Sie das?" entgegnete Guido überrascht, denn es schien ihm eine Anspielung auf die Vorliebe zu sein, die er bei der Mutter vor dem ältern Bruder genoß.

„Ich denke mir's so," erwiederte die Alte mit einer Rückkehr zur Freundlichkeit. „Sie sind das Nesthäkchen, das Jüngste."

„Nun, ehrwürdige Rathgeberin, ich gehorche Ihnen. Haben Sie einen Boten für mich?"

„Er hält Ihr Pferd im Hofe."

„Wenn Sie eine menschenfreundliche Gesinnung hätten, so würden Sie mir Ihr Töchterchen als Ariadne zur holden Führerin aus diesem Labyrinthe gegeben haben."

Die Alte erwiederte nichts auf die leichtfertige Rede, sondern schritt voraus nach dem Hofe, wo Guido seine Kitty, gesattelt und gezäumt, stehen sah, von einem kleinen Bauerbuben gehalten, dem ein breitschultriger Mann eine Pelzmütze auf den Kopf stülpte. Die Erscheinung desselben überraschte den jungen Offizier, er hatte die beiden Frauen, Mutter und Tochter, für die alleinigen Bewohner dieses einsamen Hauses gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Karl der Kühne.

Herzog, † 1477 bei Nancy. Nach Ludwigs Tode (1461) suchte er sich durch Eroberungen zu entschädigen, besonders durch Erwerbung der Niederlande, die er durch Heirat mit Margarete, der Tochter Herzog Johanns von Burgund, an sich brachte. Er wollte sich zum König von Burgund machen, und Kaiser Friedrich III. hatte ihm dazu seine Hilfe versprochen, aber Karl verlangte zu viel, und so kam es zu keiner Krönung. Karl hatte sich mit Eduard IV. von England verbunden, um Ludwig XI. von Frankreich zu bekriegen, und dieser hatte sich mit den Schweizern verbunden, um Karl zu bekriegen. Karl wollte Lothringen erobern, um seine Niederlande mit Burgund zu verbinden, und belagerte Nancy. Da kamen die Schweizer und Lothringer, schlugen ihn in die Flucht und verfolgten ihn. Er wollte sich auf das Eis eines Teiches retten, das brach unter ihm, und er ertrank. Seine Tochter Maria heiratete Maximilian I. und brachte ihm die Niederlande zu.

und sorgfältig Alles, was an die Majestät streifen könnte, in den Hintergrund treten läßt, um, wenn er ein Atelier besucht oder unter seinen Schützlingen ist, ein zwangloses Gespräch führen zu können.

Wer von Münchens Künstlern gedenkt nicht mit inniger Freude jener Besuche des Königs in dem „Stubenrell", der kleinen niedern Künstlerkneipe, die allerdings schon berühmtere Gäste sah, als mancher Prachtsalon?

„Guten Abend, Majestät!" rief's da fröhlich von Mund zu Munde, und im schönsten gothischen Pokale, der immer mit gewisser Feierlichkeit vom Tabernakel herabgenommen wurde, trank der Fürst seinen Lieblingen zu, wie ein Freund dem Freunde. — Wer erinnert sich nicht seiner Bonhomie, mit der er den kecken Gruß: „Guten Tag, Vetter," eines jungen Künstlers aufnahm, der bei einem Festzuge, als Kaiser Maximilian, seinen König mit dieser Vertraulichkeit zu begrüßen wagte, die doch, wie bekannt, nur unter wirklichen Monarchen üblich ist? Oder wie elektrisch wirkte nicht seine humoristische Aeußerung, als ebenfalls bei einem Künstlerfeste König Max und Königin Marie sich entfernt hatten; „Kinder," rief er da zu den Umstehenden, „jetzt sind wir unter uns, jetzt ist der Hof weg!!!"

König Ludwig entsagte im Jahre der Bewegung dem Throne, weil, wie er sich schlicht und ehrlich genug ausdrückte, seine Ansichten mit denen der bewegten Zeiten nicht in Einklang zu bringen wären. Sein innerer Reichthum ließ ihn keinen Augenblick im Zweifel sein, ob er sich auch dann noch glücklich fühlen könne, nachdem er die erste Würde im Staate mit der zweiten tauschte; im Gegentheil schien er, als ein wahrer Philosoph sich leichter und freier gehen zu lassen, nachdem er sich der Bürde des Regierens entledigt. Unbekümmert alles politischen Getriebes, lebt er noch um Eins so heiter der Kunst und den Künstlern, von denen er auch jetzt nicht läßt, so wenig ihm noch Staatsmittel zur Seite stehen.

Kaulbach's Atelier steht auf einem einsamen Platze, wild umwachsen von Flieder- und Haselbüschen. Das Häuschen ist so schmucklos als möglich gehalten, bis auf einen gemalten Pfau, der rechts am Eingang prangt. Früher stolzirten zwei lebende Exemplare auf dem Platze umher; wie es scheint, hat der Künstler für diesen graziösen Vogel eine besondere Vorliebe.

Wir sehen den König Ludwig die Werkstätte des Künstlers betreten.

„Nicht stören lassen," klopft der König dem Meister auf die Schulter, der eben an seinem großen Gemälde (es war im Jahre siebenundvierzig), „die Zerstörung Jerusalems" beschäftigt ist.

„Bitte, Majestät," entgegnet Kaulbach in seinem gewöhnlichen Ernste, und malt ruhig weiter, nachdem er seinem Besuch einen Stuhl angeboten hat.

Während dessen betrachtet der König mit aller Liebe und Aufmerksamkeit eines Kenners das bald vollendete Werk, tritt bald vor, bald zurück, ist jedoch in seinen Bemerkungen oder Urtheilen sehr behutsam. Jedes seiner Worte zeugt dabei von einem tiefen Eingehen in die Auffassung des Künstlers, in den Vortrag, Arrangement und Behandlung. Und es wäre für manchen Besucher eines Ateliers lehrreich, dürfte er hier sehen und hören, wie sich ein gebildeter Laie einem großen Künstler gegenüber gerirt.

Indem der König dies oder jenes nach der Wand zugekehrte Bild umwendet, und so geräuschlos wie möglich die Runde im Atelier macht, haben wir Zeit, Kaulbach, den Schöpfer der „Hunnenschlacht", der „Zerstörung von Jerusalem", des „Thurmbaues von Babel", des „Reineke Fuchs", näher in's Auge zu fassen, der in seinem weiten Talare vor der riesigen Staffelei steht, und eben den Kopf des Ahasver retouchirt, den Rachedämonen geißelnd vor sich hertreiben. Kaulbach's Antlitz trägt die Blässe des tiefen Denkers, des anhaltend schaffenden Geistes. Die Stirn ist edel gewölbt, die Nase ziemlich scharf gebogen, das Auge tiefliegend und nicht selten durchdringend. Seine Gestalt möchten wir mit der Schiller's vergleichen, wie überhaupt die Wesenheit Kaulbach's mit der des großen Todten eine gewisse Verwandtschaft haben mag. Sein ewiger Schaffenstrieb läßt ihn in sich gekehrt und verschlossen erscheinen, dabei ist ihm zuweilen eine gewisse Schroffheit eigen, die wohl aus dem allgemeinen Künstlerleiden, der Hypochondrie, ihren Nahrungsstoff zieht. Sobald er arbeitet, und er arbeitet fast immer, ist ihm jede Berührung mit der Außenwelt sichtlich unangenehm, und nur in einer rechten Musestunde kann man ihn lächeln und heiter sehen. Von einem Hange zur Ironie, ja zum Sarkasmus, ist Kaulbach nicht frei, und dieser Charakterzug (Fehler wollen wir es nicht nennen) mag es wohl besonders sein, der ihm manchen Gegner zugezogen hat. Allerdings kann ein Künstler, der die mit attischem Salze gewürzten Zeichnungen zu „Reineke Fuchs" entwarf, unmöglich ganz harmloser Natur sein, wie wir auch in manchem andern seiner größern oder umfangreichern Werke satyrische Züge entdecken, welche unleugbar auf seine Charakterrichtung, wenigstens auf einen Theil derselben schließen lassen. Indessen glauben wir, ein Mann wie Kaulbach dürfe in seinen Werken sich erlauben, was einem minder großen Geiste unstatthaft ist, und sehen wir uns unter den alten Meistern die größesten an, so werden wir bei ihnen, wollen wir unparteiisch sein, genug Stellen finden, wo ihnen der Schalk mehr als in den Nacken geschlagen hat. Bei diesen wird es übersehen, oder die Pietät verbietet es zu sehen. Wäre es nicht vernünftig, lebenden Meistern von dieser oft übertriebenen Pietät auch ein Scherflein zukommen zu lassen?

Das deutsche Publikum wird sich noch des scharfen Angriffs erinnern, den Kaulbach (betreffs seiner Friese für die neue Pinakothek) von einem Kunstgenossen erlitt. Man wollte finden, Kaulbach habe darin einige der Künstler, die König Ludwig zur Ausführung seiner Ideen nach München berief, nicht auf das Schmeichelhafteste behandelt.

Gut. — Aber hat ein Kaulbach so wenig Verdienst um die Kunst, oder trägt er einen so unberühmten Namen, daß man ihm in diesem Falle die schuldige Pietät verweigern dürfte, die gewiß dazu geschwiegen hätte, wenn ein Meister einmal irrte? Aber es ist schlimm, und doch ist es so, viele unserer Landsleute ertragen weit eher die plumpeste, sogenannte biedere Derbheit, als einen feinen Witz oder eine beißende Bemerkung. Beide sind unserm Künstler eigen, und aus beiden allein scheint uns leider die große Zahl seiner Gegner zu entspringen, so ungerecht, so unkünstlerisch dieses Verfahren auch sein mag. — König Ludwig soll, als er von diesem Federkriege hörte, gelächelt haben — gelächelt, — wie ein Mann, der Künstlerlaunen zu beurtheilen weiß. Am Allerwenigsten gab er jenen Gallsüchtigen Gehör, die in ihrer Entrüstung so weit gingen, ihn unterthänigst zu bitten, die entsetzlichen Friese vernichten, oder statt ihrer andere anbringen zu lassen. Erinnert diese Scene nicht an die im „Urbild des Tartuffe," worin Advokaten, Mediziner und Akademiker den Polizeiminister beschwören, Herrn Molière auf die Finger zu klopfen, weil er es wagte, sie dem Spottgelächter von Paris Preis zu geben? Molière aber entgegnet in seiner berühmten Vertheidigung: „Nicht eine Person, sondern nur eine Gattung wollte ich schildern."

Und — gestehen wir es uns am Ende ehrlich: von Vielen, die damals nach München berufen wurden, gab es doch auch einige, die nicht auserwählt waren. Den Zopf, und die damit meist Hand in Hand gehende Mittelmäßigkeit wollte Kaulbach ein wenig züchtigen, aber gewiß kam es ihm nie in den Sinn, die Erhabenheit jener Kunst-Epoche (die dem Friese zum Vorwurf dient) lächerlich zu machen. Möge dies Urtheil der Mit- und Nachwelt gerechter und liebevoller über den großen Künstler lauten, als das mancher seiner Kunstgenossen, mögen kleinliche Anfeindungen, sie entspringen aus Mißverständniß, falscher Auffassung der Thatsachen oder — Neid — sein arbeitsvolles Leben nicht ferner vergällen. Betrachten wir Alle vielmehr den rastlos Strebenden mit Achtung und Bewunderung, die jeder Vorurtheilslose empfinden muß, blickt er auf die Werke des Künstlers, die Jahrhunderte überdauern werden. Es mag wohl einige große Maler geben, die ihm an dem, was man Genies nennt, zur Seite stehen oder selbst überragen — aber an Produktivität, an tief-ernstem Studium übertrifft ihn kein Zeitgenosse, und der Künstler, welcher zwei so seltene Eigenschaften besitzt, darf schon deshalb auf den Rang eines Genies Anspruch machen, vor dem wir uns beugen müssen, ohne seine etwaigen Schwächen nebenher kleinlich zu bekritteln. Vor Allem bleibt es aber immerhin eine mißliche Sache, wenn ein Künstler den andern Angesichts der Menge auf solche Weise vor die Schranken fordert. Die Kunstgeschichte ist, unsers Wissens, wenig reich an solchen Fällen — sie möge auch für die Zukunft arm darin bleiben.

Wir wollen weder von König Ludwig, von Kaulbach, noch von München scheiden, ohne zuvor einigen der wackersten Künstler zu gedenken, die in dieser Kunst-Metropole ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Max von Schwind nimmt wohl unter ihnen die hervorragendste Stellung ein. Neben geistvoller Conception, correkter Zeichnung und vollendeter Grazie in seinen weiblichen Figuren und Köpfen, durchweht fast alle seine Compositionen eine Frische und Anmuth, wie sie der romantischen Schule nur zum Muster dienen darf. Ein kecker, beinahe übersprudelnder Humor begleitet den Meister gar oft bei seinen Entwürfen, wobei ihn sein glückliches Naturell, ein kerngesunder Sinn, gar herrlich unterstützt. Schwind ist ein unbedingter Anhänger der altdeutschen Schule, was so recht aus seiner bekannten Aquarell-Zeichnung, „Ritter Kurt's Brautfahrt" in die Augen fällt. Franzosen und Belgier existiren für ihn nicht, denn vom Colorit hält er wenig, worin gerade jene Meister sind. Einem Künstler, wie ihm, ist wohl diese kleine Grille zu verzeihen, der seinem Ruhme abermals durch die Fresken in der Wartburg einen Denkstein setzen wird.

Buonaventura Genelli, ein, wenn wir uns den Ausdruck erlauben dürfen, michelangelo'scher Charakter, ist dem größeren Publikum weit weniger bekannt, als es wünschenswerth wäre. Der einfache Contour genügt ihm, seinen tiefsinnigen Gedanken Gestaltung zu geben. Seine Figuren sind meist nackt, selbst die Gewandung ist ihm ein überflüssiger Tand. „Das Leben eines Wüstlings," eine cyklische Composition, ist eines seiner bedeutendsten Werke. Genelli's ganzes Wesen athmet Mark und Kraft, sein großes Vorbild, Michel Angelo, leuchtet aus allen seinen Compositionen, ohne daß sie deshalb ihre Selbstständigkeit verlieren. Er lebte lange in Rom, und die Classicität der ewigen Stadt scheint unvertilgbare Eindrücke auf seinen Charakter, ja, auf seine Erscheinung zurückgelassen zu haben. Würfe er eine „Toga" über, der ächteste Römer des alten Roms stände vor uns, ein Brutus vom Scheitel bis zur Sohle.

Peter von Heß, der Schlachtenmaler, zählt zu den glorreichsten Namen der Gegenwart. Sein „Uebergang über die Beresina" ist ein Werk der staunenswerthesten Erfindungsgabe, der kühnsten Phantasie. Hunderte von Detail-Scenen sind in diesem Bilde zu einem harmonischen, ergreifenden Ganzen zusammengefaßt, und das Genie, wie der Fleiß des Künstlers reichen in diesem Werke einander gleichmäßig die Hand. Schade, daß Peter von Heß, wie manchem münchener Künstler, eine etwas kalte, trockne Farbe eigen ist, welche die Total-Wirkung in seinen Gemälden hier und da beeinträchtigt.

Unter den Genre-Malern nimmt Flüggen unstreitig die erste Stellung ein. Charakteristische Auffassung, psychologisches Eingehen bis in die kleinsten Details geben seinen Schöpfungen einen Reiz, der unwiderstehlich fesselt. Oft mit erschütternder Wahrheit führt er uns durch seine Gemälde in die verschiedensten Conflicte des menschlichen Lebens ein, und zwingt uns, dem Künstler wie dem Denker, gleiche Bewunderung zu zollen. Dabei ist seine Farbe kräftig, ohne manierirt zu sein, sein Vortrag kühn, ohne in Flüchtigkeit auszuarten. Diesem Künstler wurde jüngst die Ehre zu Theil, den Tod Friedrich August von Sachsen in einem Bilde darzustellen, und wir sind, ohne das Werk gesehen zu haben, im Voraus überzeugt, daß er diese schwierige Aufgabe würdig gelöst hat.

In Kiener, dem Badenser, erkennen wir in der That die leichtere, harmlosere Schwabennatur. Die Stoffe, die er zu seinen Compositionen wählt, berühren weniger innere Seelen-Zustände, er schildert mehr Situationen. Seine vaterländischen Bauernscenen sind eben so wahr wie humoristisch, und er, wie Flüggen und Louis Schön bilden ein würdiges Genre-Malertriumvirat Münchens.

München ist auch reich an trefflichen Landschaftern, und Namen wie Zimmermann, Morgenstern, Zwenganen haben bei allen Kennern einen schönen Klang, und ihre Schöpfungen tragen in Styl und Ausführung den Stempel der Großartigkeit. Der knapp zugemessene Raum unsers Blattes erlaubt uns nicht, alle die künstlerischen Namen aufzuführen, die einer Erwähnung verdienen, wir hoffen aber in einem spätern Artikel nochmals auf dieses Thema zurückzukommen. H. K.

Haut- und Haar-Krankheiten.

I. Hühner-, Elster- oder Krähenauge, Leichdorn.

Wo Dich der Schuh drückt, da merkst Du bald ein Hühnerauge. Denn nur länger anhaltender Druck und Reibung erzeugt diese keilförmige Verdickung der hornartigen Oberhaut, besonders da, wo die Haut dicht und ohne Fettunterlage über einem Knochenvorsprunge liegt. Deshalb hat das Hühnerauge aber auch seinen Hauptsitz auf dem Rücken der Zehen, besonders an der kleinen Zehe und über dem zweiten Zehengelenke, sowie am Ballen der großen Zehe. Doch trifft man dasselbe nicht selten auch zwischen den Zehen und auf der Fußsohle, ja bei Damen, die sich fest schnüren, sogar am obern Rande der Hüfte, und auf dem Knie bei Solchen, die viel knieen. So wie nun Druck diesen Hornteil der Haut erzeugte, so verschwindet derselbe ganz von selbst, wenn der Druck, durch den er entstand, aufgehoben wird. Seinen Namen „Hühner-, Elster- oder Krähenauge" verdankt er seinem dunklern und dichtern Mittelpunkte, welcher der Pupille eines Vogelauges nicht unähnlich ist. Als Wetterprophet steht aber das Hühnerauge deshalb bei Manchen in Ansehen, weil es durch sein Wehethun schlechtes Wetter verkünden soll. Diese Erscheinung läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß die das Hühnerauge bildende hygroscopische (Wasser aus der Luft anziehende) Oberhaut bei sehr feuchter Luft anschwillt und dann die benachbarten Empfindungsnerven der Haut stärker drückt.

Um den Bau des Hühnerauges genauer kennen zu lernen, muß man sich an die Struktur der Haut und besonders der Oberhaut erinnern (s. Gartenlaube Jahrg. II. Nr. 44). Die äußere Haut wird nämlich aus drei übereinander liegenden Hautschichten zusammengesetzt, von denen die oberste die Oberhaut oder Epidermis, die mittlere die Lederhaut und die unterste die Fetthaut heißt. Die Oberhaut, welche überall die freie Oberfläche der Lederhaut mit ihren Vertiefungen und Erhabenheiten überkleidet und ganz gefäß- und nervenlos (also unempfindlich und unentzündlich) ist, besteht aus zwei, ziemlich scharf von einander getrennten Schichten, von denen die unterste, jüngste, unmittelbar an die Lederhaut (von deren Blutgefäßen sie erzeugt wird) stößt und Schleimschicht genannt wird, während die obere und ältere den Namen der Hornschicht hat. Die erstere, welche der Hauptsitz der Hautfarbe (des Teint) ist, besteht nur aus kleinen, mit Flüssigkeit prall gefüllten, rundlichen oder länglichen, nach der Hornschicht zu platt und eckig werdenden, kern- und farbehaltigen Bläschen (Epidermiszellen); die letztere wird aus Schichten vier-, fünf- und sechseckiger Hornplättchen zusammengesetzt, welche allmälig durch das Plattwerden und Verhornen der Epidermiszellen entstanden sind. Die obersten, ältesten Plättchen der Hornschicht stoßen sich fortwährend los und die unteren jüngeren Plättchen und Zellen rücken immerfort nach, bis auch sie sich endlich an der Hautoberfläche abschuppen.

Das Hühnerauge besteht nur aus Schichten von Hornplättchen der Oberhaut, die aber in größerer Menge fester und dichter, sowie schräg und sogar senkrecht oder auch zwiebelschalenartig (concentrisch) an einer kleinen umschriebenen Stelle neben und um einander herum gelagert sind, während ihre Lagerung in gesunder Oberhaut doch eine horizontale ist. Es läßt sich demnach das Hühnerauge als eine aus harten Hornschüppchen zusammengesetzte Verdickung der Oberhaut bezeichnen, deren Form sich gewöhnlich der keilförmigen oder halbkugligen nähert. In ihrem Mittelpunkte bilden die dichter zusammengedrängten, schräg- oder concentrisch gelagerten Schüppchen eine Art von länglichen, weißlichen und dunklern Kern, dessen oberes und unteres Ende (oder die Wurzel des Hühnerauges) sich etwas zuspitzt; letzteres ragt durch die Schleimschicht der Oberhaut bis in die Lederhaut hinein, wo es einen Eindruck veranlaßt, und durch diesen Druck sogar eine Entartung der Haut (Entzündung mit kleinen Blutaustretungen, Verdickung oder Abmagerung der Lederhaut, Schwund der Haut-Wärzchen und Drüschen) hervorrufen kann. Unter alten Hühneraugen entwickelt sich manchmal auch ein kleines Säckchen (Schleimbeutel), welches sich leicht entzündet und vereitert, wobei dann das Hühnerauge abgestoßen wird. An den Leichdornen zwischen den Zehen sind die Hornschüppchen durch den Schweiß etwas aufgeweicht und weißlich, weniger durchscheinend. — Die Bildung des Hühnerauges geht so vor sich,

daß an der gedrückten und gereizten Stelle ein vermehrter Blutzufluß stattfindet, wodurch die Lederhaut zur reichlichen Bildung von Epidermiszellen und Hornplättchen veranlaßt wird. Diese letzteren thürmen sich auf und scheinen hauptsächlich dadurch die Entstehung des Kernes des Hühnerauges zu vermitteln, daß sie sich im Innern oder im Umkreise eines Schweißkanales anlagern. Die weiße und dunklere Färbung des Kernes hängt wohl von der Art der Lagerung der Hornschüppchen und die dadurch bedingte Lichtbrechung ab, denn ganz feine Schichten des Kernes sind hornartig durchscheinend. Im Kern selbst finden sich zuweilen kleine Klümpchen eingetrockneten Blutes. Bei sehr tiefer Einsenkung der Hühneraugenwurzel in die Lederhaut kann durch heftigern Druck oder Stoß leicht Entzündung und Vereiterung der unter dem Hühnerauge liegenden Haut erzeugt werden.

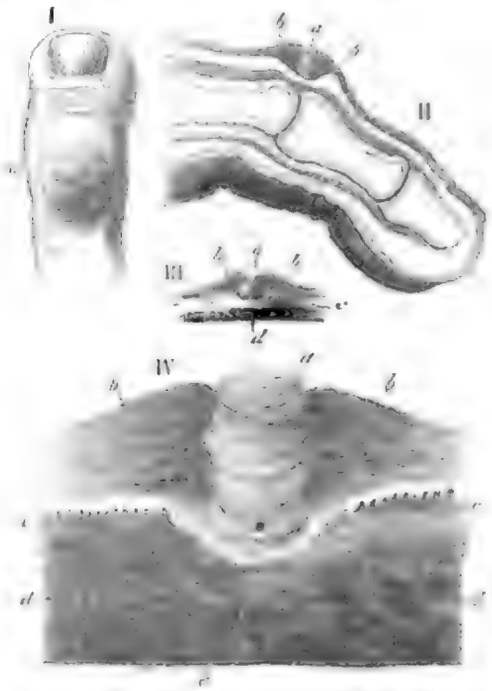


Fig. 1. Zehe mit einem Hühnerauge; a) mittlerer Theil oder Kern desselben.
Fig. 2. Eine längs durchschnittene Zehe mit einem Hühnerauge in natürlicher Größe. a) Mittlerer Theil (Kern) des Leichdorns und b) Seitentheile desselben.
Fig. 3. Ein senkrecht durchschnittenes Hautstück mit einem Hühnerauge, unter dem sich ein kleines Säckchen (Schleimbeutel) befindet. a) Kern. b) Schleimbeutel.
Fig. 4. Eine 3malige Vergrößerung eines senkrecht durchschnittenen Hühnerauges. a) Kern aus schräg gelagerten Hornschüppchen. b) Seitentheile. c) Oberfläche der Lederhaut mit Hautwärzchen. d) Lederhaut. e) Vertiefung in der Lederhaut mit Wurzel des Hühnerauges.

Zur Heilung der Hühneraugen ist vor allen Dingen die Aufhebung des Druckes und der Reibung auf der Stelle, wo das Hühnerauge sitzt, nöthig. Deshalb bestelle man bei seinem Schuhmacher, wenn man denselben nicht ganz entlassen will, anders geformte und bequemere Leisten zu einbälligem Schuhwerke. Uebrigens kann man sich auch damit helfen, daß man mittels Schwamm, Leinewand oder Pflaster den Druck vom Hühnerauge abhält, oder daß man nach Entfernung desselben die ganze Zehe mit schmalen Heftpflasterstreifen ziemlich fest umwickelt. Zur Abhaltung des Druckes vom Hühnerauge bettet man dasselbe in eine Vertiefung oder Oeffnung, die man in Wund- oder Feuerschwamm, oder in mit Heftpflaster bestrichene und mehrfach über einander gelegte Leinewand- oder in bepflasterte Lederstückchen geschnitten hat. Gegen Hühneraugen auf der Fußsohle trage man Filzsohlen, die in einem Ausschnitte das Hühnerauge aufnehmen. — Zur Entfernung der Hühneraugen wendet man warme Fußbäder oder irgend ein Pflaster an, um die Hornmasse derselben zu erweichen, worauf sie mit einem stumpfen Instrumente oder dem Nagel herausgehoben werden. Das Ausschneiden der Hühneraugen mit einem scharfen Messer überlasse man nur geschickten Operateuren, da man selbst sehr leicht zu tief schneiden und dadurch ein böses, sogar gefährliches Fußleiden veranlassen kann. Denn bei der Hühneraugenoperation ist der glückliche Erfolg von der Ausschälung der tiefsten trichterförmigen Einsenkung des Kernes in die Lederhaut abhängig. Das Abfeilen der Hühneraugen ist nur von geringem und bald vorübergehendem Vortheil. **(Bock.)**

Besuch in einer englischen Kohlen- und Eisenstadt.

Wales im Allgemeinen. — Ansicht von Merthyr-Tydvil. — Was die Stadt producirt. — Schwarze Trostlosigkeit der Stadt und Umgegend. — Kein Baum, kein Gras. — Der Schmelzungsprozeß. — Der Werth des Bodens und der Werth der Menschen. — Die Rebekka-Tumulte in Wales.

Im Allgemeinen kennt man in Europa, einschließlich England, Wales nur als den Titel, welchen der Erstgeborne jedes englischen Staatsoberhauptes mit auf die Welt bringt, „Prinz von Wales." Und doch ist dieses im äußersten Westen von England zwischen großartige, reiche Felsennatur zusammengedrängte, gleichsam vorsündfluthliche Volk in seiner Natur, seiner Geschichte, Poesie, Kultur und gegenwärtigen Industrie mit seinen stammverwandten schottischen Hochländern und den Bretagnern in Frankreich eins der interessantesten für fast alle möglichen Ansprüche. Historiker, Alterthumsforscher, Poeten, Geologen, Landschafts- und Genremaler, Verehrer des Tragischen, Schrecklichen, Heroischen in der Geschichte, Sammler von Legenden und Sagen, Schieferdecker und Kinder, die auf Schiefertafeln rechnen lernen, Eisen-Verständige, Interessenten für die besten Steinkohlen der Erde oder den besten Flanell, Gewerbtreibende aller Art, Schifffahrt und Handel — Jeder findet hier reichen Stoff für seine besondere Sphäre. Die Engländer haben erst ganz neuerdings angefangen, Wales als diesen Schatz zu entdecken. Sie reisen zuweilen schon nach Wales statt auf den Continent. Und wie zwei Deutsche herüber geholt werden mußten, * um die Engländer zu lehren, wie man den ungeheuren Mineralreichthum von Wales bergmännisch behandeln müsse, sind es auch jetzt besonders zwei Germanen **, welche es zuerst wissenschaftlich wagten, in den geheimnißvollen, tiefen, poesiereichen Sprachschatz dieser Ueberbleibsel der alten Briten hinabzusteigen. Wales ist das Land des Unterirdischen, Vorsündfluthlichen, des Eisens, der Kohlen und von Gebirgsformationen vor Erschaffung der Erde, des Romantischen und der Legende, geschichtlicher Monumente vorchristlicher Zeit, der alten Römer, der eingebornen Briten, das letzte Land der Barden, welche den Ruhm großer Helden sangen, wie einst die Homer's bei den alten Griechen, bis sie wehklagend den tragischen Tod ihres letzten Herren Llewellyn gedichtet und gespielt hatten. Dann sprangen die Saiten ihrer Harfen und sie wurden stumm vor dem Eroberer, der sie tief in die Bergwerke und hoch in die Schluchten von Schieferfelsen und in hoch auflackernde, nie erkaltende Eisenöfen sandte, um Geld aus ihnen zu machen.

Durch das Paradies der Obst- und Viehzucht, immerwährend durch blühende Wiesenwellen und Obstgärten, durch die Windungen des duftigen Thales Stroud, wo uns von allen Seiten herrliche Landhäuser aus saftigem Grün entgegenlachen, jagt uns der Dampf zu schnell nach Gloucester (gesprochen: Gloster) mit seiner berühmten Kathedrale und den Klöstern, die ganz so geblieben sind, wie sie waren, als die Reformation die Mönche heraustrieb. Für zwei Schillinge Entree bekamen wir auch das furchtbare unterirdische Gewölbe der Kirche zu sehen, in welchem wenigstens zwanzig Faß der Schädel, Knochen und Rippen ehemaliger Menschen, die der Todtengräber im Kirchhofe ringsum ausgräbt, um den durch Rang und Vermögen sich so sorgfältig absondernden Engländer für neue brüderliche Verwesung Platz zu machen, ganz ohne Berücksichtigung ihrer ehemaligen Unterschiede aufgehäuft sind. — Von Gloucester

* Thomas Thurland und Daniel Hoffsteller unter Königin Elisabeth zu Ende des 16ten Jahrhunderts. Schon Heinrich VI. hatte im Jahre 1452 drei deutsche Bergleute zu demselben Zweck verschrieben.

** Dr. Siegfried in London, aus Dessau und Herr Zeus. Letzterer hat die erste vollständige Grammatik der celtischen Sprachen unlängst vollendet.

aus brachte uns die Landkutsche durch eine Reihe blühender Landschaftsbilder und Städte an dem Silberband von Wales und Hereford, dem Flusse Wye (Uei) herunter — durch das malerischste Labyrinth von Thal und Hügel und Felsen und Landhäusern und feinstem Ackerbau und Industrie — durch lauter lachende, thätige, lustige, blühende Civilisation plötzlich vor ein Thal unter uns, das dem aus dem Paradiese von Hereford kommenden Auge unsäglich furchtbar und haarsträubend erschien. Ein unentwirrbares Gewinde von Rauch und Asche und verbrannten Gebirgen, als hätte hier eine ungeheure Feuersbrunst jede Spur grünen Lebens gemordet und das Ganze mit schwarzen Schlacken und Ruß dicht belegt, damit nie wieder etwas wachsen solle. Wir standen oben vor dem Thale Toff, aus welchem sich in dickem Qualme, der Himmel und Erde in ein ewiges Chaos zusammen zu mischen scheint, die neue Hauptstadt der Eisen-Industrie von Süd-Wales erhebt, Merthyr-Tydvil.

pagnien. Die einzige Dowley-Compagnie nährt allein zwölf Tausend Menschen (mit Einschluß der Weiber und Kinder) und zahlt wöchentlich über 3000 Pfund (über zwanzig Tausend Thaler) Lohn. Aus ihren neunzehn Oefen fließen jährlich 87,000 bis 90,000 Tonnen (1,080,000 Centner) Eisen. Das Cyfarthfa-Etablissement hat dreizehn, Pen-y-Darren acht, und das Plymouth-Etablissement ebenfalls acht Oefen. Das Hirwain-Etablissement mit vier Oefen liegt etwas weit ab. Weiter unten am reißenden, schwarzen Taff-Flusse, an welchem sich Merthyr-Tydvil ausdehnt, blasen unaufhörlich zwölf Oefen am Tage Rauch- und des Nachts Feuersäulen gegen den unsichtbaren Himmel. Die ganze Landstrecke nach dem Bristol-Kanal hinunter, etwa zehn deutsche Meilen breit, ist in Hügel und Thal mit Flüssen zerschnitten und ausgefüllt mit riesigen Eisenschmelzwerken. Wir würden sie nennen, wenn die Worte nicht so furchtbar Welsch aussähen. Wer kann solche Namen „Pant-y-glo in Ebbw-Vach" behalten? Wir beschränken uns deshalb auf Merthyr-Tydvil, deren Werke und Bewohner blos dicht beisam-

Die Erstürmer Sebastopols.

Pelissier. Bosquet.

Die Stadt ist in England beinahe sprüchwörtlich geworden in ihrer ewig rauchenden und brennenden Erhabenheit, und jeder setzt hinzu, daß man im Finstern zu ihr herunter fahren müsse, um sich den Genuß der Erhabenheit des Schrecklichen zu verschaffen. So warteten wir denn die Dunkelheit ab, um zu sehen, wie mit dem verlöschenden, öden Tageslicht in dem Chaos schwarzen Qualmes glühende Feuersäulen immer goldener und phantastischer sich zwischen Himmel und Erde aufstellten, hier groß und hell und nahe, dort sich verlierend in immer fernere, geisterhafte Gestalten von Rauch, Licht und Hitze. Je näher wir kamen, durch entsetzliche Gebirge von Schlacken, desto blendender öffneten sich hier und da die Rachen der Oefen, die wie Vulkane mit dämonischer Leidenschaft Feuer und Flamme speien, ohne sich jemals Ruhe zu gönnen.

Merthyr-Tydvil, 1831 noch mit 22,000 Einwohnern, arbeitet jetzt mit seinen 54,000 Menschen fast nur mit Ausschluß von Greisen und Kindern in den Eisenschmelzwerken von fünf Com-

men sind, was die andern zerstreut durch das ganze Eisen- und Kohlenlabyrinth dieser Grafschaft Glamorgan. Als Stadt architektonisch genommen, ist Merthyr-Tydvil fürchterlich. Oede, dick eingeräucherte Häuserreihen strecken sich lang, und in den Nebenstraßen laufen Gebirge von Düngbügeln dazwischen hin, in denen hier und da schmutzige Kinder traurige Versuche machen, zu spielen. Alles, was man ansieht, Alles, was man anfaßt, jeder Athemzug ist dichter Kohlenruß. Wie eine schwerfällige Masse Druckerschwärze läuft der Fluß Toff hindurch und schwärzt noch bei seiner Mündung in's Meer fünf Meilen weiter unten das Wasser weit in seine Wogen hinein. Ringsum nichts als Gebirge von Schlacken, schwarz, trostlos, vielleicht erst nach Jahrtausenden einer Vegetation fähig, wenn die Kunst diese aufgehäuften Eisenleichen nicht mit befruchtender Erde bedeckt. Aber Erde, wo soll diese hier herkommen? Alles unter den Füßen ist Eisen und Kohle, bedeckt mit Asche, Rauch und Schmutz. Und was in weiterer Ferne noch

Nr. 1. Wien, Freitag, den 1. Jänner 1904. Seite 3.

Die Wiener Bevölkerung hat sich in den letzten Jahren in einer Weise vermehrt, die es dringend notwendig erscheinen lässt, dass die Gemeinde Wien ihre Fürsorge für die Bedürfnisse der Bevölkerung in einem Masse ausdehne, wie es bisher nicht geschehen ist. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen.

Die Wiener Bevölkerung hat sich in den letzten Jahren in einer Weise vermehrt, die es dringend notwendig erscheinen lässt, dass die Gemeinde Wien ihre Fürsorge für die Bedürfnisse der Bevölkerung in einem Masse ausdehne, wie es bisher nicht geschehen ist. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen.

Die Wiener Bevölkerung hat sich in den letzten Jahren in einer Weise vermehrt, die es dringend notwendig erscheinen lässt, dass die Gemeinde Wien ihre Fürsorge für die Bedürfnisse der Bevölkerung in einem Masse ausdehne, wie es bisher nicht geschehen ist. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen.

Die Wiener Bevölkerung hat sich in den letzten Jahren in einer Weise vermehrt, die es dringend notwendig erscheinen lässt, dass die Gemeinde Wien ihre Fürsorge für die Bedürfnisse der Bevölkerung in einem Masse ausdehne, wie es bisher nicht geschehen ist. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen. Es ist daher eine Pflicht der Gemeinde, die Bedürfnisse der Bevölkerung zu erforschen und zu befriedigen.

Digitized by Google

ner langen, organisirten, religiösen Revolution der „Rebekkaiten" wird, die das nächtliche Werk ihrer Aexte, Sägen und Beile und ihren weiblichen Anzug auf die Stelle im ersten Buch Mosis gründeten: „Und sie segneten Rebekka und sagten zu ihr: Du bist unsere Schwester, sei Du die Mutter von Tausenden von Millionen und laß Deinem Saamen besitzen das Thor Derer, die Dich hassen," „Thor" = Schlagbaum. „Die Dich hassen," = Engländer, „Rebekka," = Mutter der Welschen. So war die Revolution biblisch begründet. Die Rebekkaiten amüsirten sich später noch unter Mitwirkung einer englischen „Miß Cromwell," vier Jahre lang mit Zerstörung und Wiederzerstörung von Schlagbäumen auf die consequenteste Weise und ganz systematisch. Die Bewohner eines Dorfes wählten sich Abends in geheimer Versammlung von Knechten und Burschen eine „Rebekka," welche nun General gegen einen bestimmten Schlagbaum ward. Gegen Mitternacht kamen die in weibliche Kleidung versteckten Verschwornen von verschiedenen Seiten gegen den Feind angerückt, hieben, sägten und hackten ihn auseinander und zogen dann ruhig wieder ab. Am folgenden Morgen erschien Jeder wieder bei seiner gewöhnlicher Arbeit und es war nichts herauszubringen, weil sich Alle im Stillen über die so gebahnte Wegefreiheit freuten und Keiner den Andern verrieth. Im Jahre 1843 war es so arg geworden, daß die Regierung nicht blos eine Menge Soldaten schickte, sondern auch das ganze Schlagbaumsystem unter bessere Verwaltung stellen und die Abgaben erniedrigen ließ. Es wäre ihr auch dann noch schwer geworden, wenn jetzt der ganze bessere Theil der Bevölkerung sie nicht unterstützt hätte. Eine Menge Diebe und Einbrecher hatten nämlich unter der Firma „Rebekkaiten" zu rauben und zu plündern angefangen und den alten biblischen Rebekkaismus in gründlichen Mißcredit gebracht.

Im Ganzen scheinen die Welschen noch sehr revolutionär zu sein. Die Chartisten von 1848 fanden unter ihnen die eifrigsten Anhänger und wenn, wie es scheint, das „strike"-Fieber auch unter ihnen sich ausbreitet, muß die dämonische Industrie in eine größere Krise fallen, als in der Baumwollen-Grafschaft von Lancashire im Norden von Wales.

Aus den letzten Tagen von Sebastopol.

In den türkischen Städten ziehen Sänger des Krieges und besonders der Belagerung von Sebastopol umher, die ganz genau an die alten Rhapsoden erinnern, aus deren epischen Liedern mit der Zeit die beiden großen homerischen Epen Griechenlands, die Ilias und Odyssee, zusammenwuchsen. Freilich wird die Ilias dieses Krieges ganz anders ausfallen und klingen, als die der Belagerung von Troja, die damit endet, daß der griechische Hauptheld den trojanischen Hector um die Stadt herumtreibt und hernach todt um die Mauern herumschleppt. Damals kämpften sie, ursprünglich um eine schöne, entführte Frau, Person gegen Person, Heros gegen Heros, die, wenn sie sich begegneten, erst gegenseitig tapfere und noble Reden hielten und die Gründe auseinander setzten, warum Einer dem Andern den Schädel zu zerspalten und den Bauch aufzuschlitzen gedenke. Wenn dann der Eine sterbend zusammenbrach, wußte er doch wenigstens, warum und durch wessen Heldenhand er zum Ende seiner heroischen Laufbahn kam. Diesmal galt es die schönsten Parthien zweier Welttheile, in welchen die Schönheit auch entführt, entwürdigt und versclavt seufzt und Taback und Kaffee dazu genießt, nicht Held gegen Held, nicht Schwert und Schild gegen Schild und Schwert, sondern Tausende von blinden, feigen Kanonenungeheuern gegen Tausende dito, ein zwar wissenschaftliches, aber nur um so unmenschlicheres Wüthen von unsichtbaren Menschenmassen gegen eben so unsichtbare Haufen und Reihen von persönlich entwerthetem Menschenfleisch.

Sebastopol ist gefallen und hat unter seinen furchtbaren Trümmer Hunderttausende von Menschen begraben, ein entsetzlicher Preis für Mauern und Steine. Und wenn es damit wenigstens nur wirklich erkauft und bezahlt wäre! Die Rechnung kommt aber erst nach, die Rechnung, die wer macht? Wer bezahlt? Seht den fallenden Türken im Bilde. Er ist symbolisch für die ganze Türkei. Blickt in das türkische Lager: da sitzen sie auf ihren nackten, oder mit Lumpen umwickelten Beinen und flicken die auseinanderfallenden Hadern, womit sie ihre abgemagerten Glieder decken, zum zehnten Male, und die Flicken bröckeln ihnen unter den Händen auseinander, denn Riß mit Riß, Loch mit Loch ausbessern, ist fast eben so schlimm, als das Flickwerk der Diplomatie, welche immer eine Blöße durch die andere decken will. Monate lang haben diese türkischen Truppen keinen Bissen Fleisch gesehen. Und als ihnen neulich die Franzosen 1000 Ochsen schenkten, war auch kein Fleisch dabei. Nichts als Haut und Knochen, übrig geblieben von der Rinderpest, aus welcher sie mit Zurücklassung vieler Tausende eben nur mit dem Leben davon gekommen waren. Liegen doch unweit des kleinasiatischen Lagers gegen 2000 Rinderleichname unbegraben ziemlich dicht bei einander, statt des stärkenden Fleisches Tod und Verderben in das Lager sendend. Und seht, wie sie in Grauen und Abscheu erbleichen, diese zerlumpten, abgehungerten, gläubigen Türken, wenn man sie aus ihrem Schmutze, ihrem Elende herausschält und ihnen guten Sold, gute Kleider, gutes Essen und Trinken bietet, sie in englische Uniformen und das Kreuz-Lederzeug steckt, ihnen den Fez des Glaubens abreißt und einen glänzenden Czako auf ihr gesenktes Haupt stülpt!? Mit Gewalt, mit Prügel und Fußtritten werden sie aus ihrem gläubigen Elende herausgeschlagen, und unter Zucht und Commando der „Giaurs" (den türkischen Contingent der Engländer) gezwungen. Namentlich betrachten sie das Kreuz-Lederzeug als die tödtlichste Schmach und glauben damit aus der Religion ihrer Väter in die „der ungläubigen Hunde" hineingetrieben zu sein.

So werden die letzten knöchernen, schwankenden Reste der türkischen Wehrkraft von den Rettern der Türkei vollends aufgelöst und Omer Pascha, der letzte, einzige Halt derselben, zieht irrend umher zwischen Konstantinopel, der Krim und Kleinasien, gehänselt, betrogen, ausgebeutet, entmannt, damit er ja durchaus nicht etwa wenigstens eine Kleinigkeit von der Türkei rette. Die Retter wollen ja Alles haben. Das wäre auch, unmenschlich und als En-gros-Händler der Geschichte gesprochen, ganz gut, denn Rußlands tödtende Hand darf nicht auf einem der schönsten Länder Europa's liegen, wenn man nur von vorn herein sich nicht gegenseitig den Pelz voll gelogen und immer gesagt hätte: Auf Ehre, wir thun's blos der Ehre, der Civilisation wegen. Haben wollen wir gar nichts dafür. Die Sache war ehrlich die: Krank ist der Mann, und da er nicht rasch genug ohne Arzt stirbt, wollen wir ihn ärztlich behandeln und uns in seine Kleider theilen. Statt nun aber mit dem Sterbenden ein ehrliches Testament zu machen, oder ehrlich um die Hinterlassenschaft zu spielen, schleppt man Hunderttausende von Menschen aus ihren produktiven, civilen Sphären und Millionen auf Millionen von Geldern zusammen, um statt der Würfel oder eines Gerichtshofes (für welchen die Erben doch Gesetze genug gemacht haben), den entscheiden und gewinnen zu lassen, der am Meisten verlor; barbarisirt man ganz Europa und belügt sich gegenseitig, daß sich alle Balken des europäischen Gleichgewichts biegen, ruinirt man die Hinterlassenschaft, sich und Andere und vergeudet zehnmal mehr Menschenblut, als der große Bettel werth ist, das Menschenblut blos im national-ökonomischen Sinne nach Arbeits-Kapital berechnet.

Die „Ehre," den Malakoff gestürmt und so wirklich in die unüberwindliche Festung eingebrochen zu sein, gebührt wesentlich den Franzosen. Es kann uns hier nicht einfallen, die Großthaten vom 8. und 9. September schildern zu wollen. Wir geben blos Eindrücke aus dem Ereigniß und auch diese nur in annähernden Bezeichnungen, da das rechte Wort für die Sache, wie sie war und ist, erst gefunden werden wird.

Am 5. September fingen die Franzosen ihren achten an und zwar, wie es scheint, ganz auf eigene, d. h. Pelissier's Hand. Der heiter aufgehenden Sonne qualmte und donnerte eine wüthende Kanonade entgegen, welche das spiegelblanke Meer, auf welchem die Schiffe wie darauf „gemalt," ruhten, rippte und runzelte. Die Vorstädte Sebastopols lagen in Trümmern und mißgestaltet emporragenden Ruinen, eben der Kern derselben glänzte noch in der Morgensonne und trat immer wieder stolz aus den Pulverdampfwolken hervor, die ein sanfter Südostwind über ihre Terrassen hin-

Ich, und Du, Muller, Amalia.

Wilhelm Busch.

Adler. Die Krähen, 6 an schätzungen Gruppen, 6 Adler. Die Krähen, 6 an schätzungen Gruppen, 6 Adler. Die Krähen, 6 an schätzungen Gruppen, 6

Pflicht, schützen, so ist es Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Wenn
Sie nun aber sagen, es sei Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so
ist es auch Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es
sei Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht,
Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt
mit Gewalt zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu
vertreiben, wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ich will Ihnen Beispiele geben, damit Sie sehen, daß ich Recht habe.
Wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so ist es
auch Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist
Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt
mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt
zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben,
wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ich will Ihnen Beispiele geben, damit Sie sehen, daß ich Recht habe.
Wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so ist es
auch Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist
Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt
mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt
zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben,
wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ich will Ihnen Beispiele geben, damit Sie sehen, daß ich Recht habe.
Wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so ist es
auch Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist
Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt
mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt
zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben,
wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ich will Ihnen Beispiele geben, damit Sie sehen, daß ich Recht habe.
Wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so ist es
auch Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist
Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt
mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt
zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben,
wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ich will Ihnen Beispiele geben, damit Sie sehen, daß ich Recht habe.
Wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so ist es
auch Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist
Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt
mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt
zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben,
wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ich will Ihnen Beispiele geben, damit Sie sehen, daß ich Recht habe.
Wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so ist es
auch Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist
Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt
mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt
zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben,
wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ich will Ihnen Beispiele geben, damit Sie sehen, daß ich Recht habe.
Wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so ist es
auch Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist
Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt
mit Gewalt zu vertreiben, wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt
zu vertreiben. Ich sage, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben,
wenn Sie sagen, es ist Pflicht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Ich sah Dich am Meilen über mir Wolkenmassen, aus denen Du mich anlachtest. Ich sah Dich Abends, wenn Du mich mit Deinem Kuß in den Schlaf wiegtest. Ich sah Dich in Deiner ganzen Pracht, wenn Du mich weckst. Ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Schmuck, den Du Dir aus Millionen Diamanten gemacht hast, in Deinem Spiegel betrachtest. Ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Spiegel betrachtest, und ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Spiegel betrachtest. Ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Spiegel betrachtest, und ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Spiegel betrachtest.

Bilder und Bildchen

Wenn Mutter Natur ihre Kinder in die Welt schickt, gibt sie ihnen Gaben mit auf den Weg, die sie nicht immer selbst besitzt. Sie gibt ihnen Kraft, Gesundheit, Schönheit, Geschicklichkeit, Klugheit, Witz, Humor, Phantasie, Gemüt, Liebe, Treue, Ausdauer, Fleiß, Sparsamkeit, Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Wahrheitsliebe, Gerechtigkeitssinn, Mut, Tapferkeit, Selbstbeherrschung, Bescheidenheit, Demut, Geduld, Sanftmut, Barmherzigkeit, Nächstenliebe, Gottesfurcht und noch vieles andere mehr. Aber eine Gabe gibt sie ihnen nicht mit auf den Weg, und diese Gabe ist die Gabe, sich selbst zu kennen. Diese Gabe muß sich jeder selbst erwerben, und nur wenige erwerben sie sich.

Wenn ich mich selbst kennen würde, wäre ich ein Gott. Ich würde alle Fehler, die ich habe, ablegen und alle Tugenden, die ich nicht habe, mir aneignen. Ich würde mich nicht mehr ärgern, wenn mir etwas mißlingt, und mich nicht mehr freuen, wenn mir etwas gelingt. Ich würde mich nicht mehr über andere Menschen ärgern, wenn sie mir etwas tun, und mich nicht mehr freuen, wenn sie mir etwas Gutes tun. Ich würde mich nicht mehr über andere Menschen ärgern, wenn sie mir etwas tun, und mich nicht mehr freuen, wenn sie mir etwas Gutes tun. Ich würde mich nicht mehr über andere Menschen ärgern, wenn sie mir etwas tun, und mich nicht mehr freuen, wenn sie mir etwas Gutes tun.

Ich sah Dich am Meilen über mir Wolkenmassen, aus denen Du mich anlachtest. Ich sah Dich Abends, wenn Du mich mit Deinem Kuß in den Schlaf wiegtest. Ich sah Dich in Deiner ganzen Pracht, wenn Du mich weckst. Ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Schmuck, den Du Dir aus Millionen Diamanten gemacht hast, in Deinem Spiegel betrachtest. Ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Spiegel betrachtest, und ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Spiegel betrachtest. Ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Spiegel betrachtest, und ich sah Dich, wenn Du Dich in Deinem Spiegel betrachtest.

Kur Notiz

Für Leidende und solche, die es werden wollen, empfehlen wir Ihnen ein Probebuch, eine Kleine im Wasser, **Heilen Wasser**.

Wasser ist das beste natürliche Heilmittel und wird in Kurorten durch Trinken und Badekuren mit Erfolg angewandt. Wasser ist das beste natürliche Heilmittel und wird in Kurorten durch Trinken und Badekuren mit Erfolg angewandt.

Wasser ist das beste natürliche Heilmittel und wird in Kurorten durch Trinken und Badekuren mit Erfolg angewandt. Wasser ist das beste natürliche Heilmittel und wird in Kurorten durch Trinken und Badekuren mit Erfolg angewandt.

Verlag der Weiß Buch & Co., Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hermann Weiß, Leipzig.

Nr. 1.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. Herausgeber Ernst Keil.

Erscheint in 52 Nummern. Preis vierteljährlich 90 Pfennige. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen.

Eine heute Vergessenheit.

Novelle von Ernst Keil.

(Schluß.)

Während der neue Besitzer Hans Lorenz's Haus betrat, ging der Letztere, ohne sich umzusehen, mit raschen Schritten die Straße hinab. Er hatte sich nicht getäuscht, als er glaubte, daß Niemand ihn bemerkt habe. Er war ungesehen, wie er gekommen, fortgegangen. Er hatte Alles, was er wollte, und mehr als er gehofft, erreicht. Er hatte sich nicht getäuscht, als er glaubte, daß Niemand ihn bemerkt habe. Er war ungesehen, wie er gekommen, fortgegangen. Er hatte Alles, was er wollte, und mehr als er gehofft, erreicht.

Er hatte sich nicht getäuscht, als er glaubte, daß Niemand ihn bemerkt habe. Er war ungesehen, wie er gekommen, fortgegangen. Er hatte Alles, was er wollte, und mehr als er gehofft, erreicht. Er hatte sich nicht getäuscht, als er glaubte, daß Niemand ihn bemerkt habe. Er war ungesehen, wie er gekommen, fortgegangen. Er hatte Alles, was er wollte, und mehr als er gehofft, erreicht.

„Der Verräther!“ sagte er. „Der Verräther an Gott und Menschen! Er hat sein Weib verkauft, wie Judas seinen Herrn verkauft hat!“

Er hatte sich nicht getäuscht, als er glaubte, daß Niemand ihn bemerkt habe. Er war ungesehen, wie er gekommen, fortgegangen. Er hatte Alles, was er wollte, und mehr als er gehofft, erreicht. Er hatte sich nicht getäuscht, als er glaubte, daß Niemand ihn bemerkt habe. Er war ungesehen, wie er gekommen, fortgegangen. Er hatte Alles, was er wollte, und mehr als er gehofft, erreicht.

„Sage mir in aller Welt," fragte der unterdessen herangekommene ältere Bruder, „wo hast Du Dich umher getrieben? Ich war eben im Begriff, nach Dir Erkundigungen einzuziehen."

„Mich als Deserteur mit Steckbriefen zu verfolgen, nicht wahr?" erwiederte Guido lachend. „Komm, ich werde Dir genauen Rapport abstatten. — Friedrich!" Der Husar steckte den Kopf aus der Stallthüre. „Nimm Dich in Acht, die Pistolen sind noch geladen."

„Hast Du in unserer friedlichen Gegend Pistolen mitgenommen?" fragte Kuno mit einem gewissen Lächeln, das den jüngern Bruder zuweilen erröthen ließ, zuweilen aber auch in Harnisch jagte, wie jetzt.

„Wir sind gewohnt, Waffen zu tragen," erwiederte er pikirt.

Sie waren in das Wohnzimmer getreten, wo das Kaminfeuer flackerte. Kuno stellte sich seiner Gewohnheit nach mit den Händen auf dem Rücken vor die wärmende Glut, und erwartete ohne weitere Aufforderung Guido's Bericht. Man konnte keinen größern Contrast sehen, als dies in jeder Beziehung ungleiche Brüderpaar. Guido war nicht groß, aber schlank und sehr proportionirt gewachsen, von zartem, fast mädchenhaftem Teint und feinen Zügen; schönes, blondes Haar, dessen natürliches Gelock kaum von den Scheeren des ersten Haarschneidesalons der Residenz zu der glatten und kurzen Form, wie sie die Mode der vornehmen Welt und der Dienst vorschrieb, gebändigt werden konnte, umzog eine hohe Stirn und milchweiße Schläfe, durch deren Haut die blauen Adern schimmerten; auf der etwas übermüthig aufgeworfenen Oberlippe kräuselte sich der erste noch unentweihte Flaum, und die Hände und Füße, von untadelhaft aristokratischer Form, vollendeten die anziehende Erscheinung, deren einziger Fehler, daß sie nicht männlich genannt werden konnte, sich ja mit jedem zurückgelegten Jahre verbessern mußte. Kuno dagegen war hoch und massiv gebaut, eine seiner breiten Schultern offenbar stärker ausgebildet, als die andere, so daß er von strengen Schönheitsrichtern wohl buckelig genannt werden konnte; rabenschwarzes Haar, mit auffallender Nachlässigkeit behandelt, hing in reichen und glänzenden Strähnen, wie sie eben fielen, um einen Kopf, dessen ausdrucksvolle Physiognomie Jeden überraschen mußte, der Kuno von Dießbach zum ersten Male begegnete. Das Gesicht war dunkel gefärbt, wie es in dieser nordischen Gegend selten zu finden ist; es hatte keine schönen Züge, aber diese waren fesselnd, dabei markig ausgeprägt und gewöhnlich tief ernst, ohne jedoch finster zu sein. Schwarze Augen, in denen ein verhülltes Feuer glimmte, das aber gelegentlich auch in flammende Gluten auflodern konnte, erhöhte den eigenthümlichen Eindruck, welchen dies Antlitz machte; in diesen Augen, deren Blick die Kraft hatte, jedes fremde Auge auf sich zu ziehen und zu bannen, aber auch zu Boden zu drücken, wenn sie wollten, schien ein Räthsel zu liegen, dessen Lösung wohl keine erfreuliche war.

Jetzt hatten sie sich auch fest auf den Bruder gerichtet, der ihrer bis jetzt unbestrittenen Autorität sich beugte und seinen Bericht mit der Nachricht begann, die er von dem Schäfer aus Sanct Pankraz eingezogen hatte, nämlich daß der neue Oberamtmann, welcher Siebel oder Wiebelich hieß, mit Sack und Pack eingezogen und also jedenfalls, wie Kuno wissen wollte, alle Tage zu sprechen sei, daß aber kein Mensch wisse, wohin sich Stargau begeben habe, der übrigens ja schon viele Jahre fort sei.

Kuno hatte ihn ruhig angehört und nur bei den letzten Worten einen stärkern Rauch aus seiner Cigarre gezogen.

„Du hast Dich mit dieser Schäfernachricht begnügt?" fragte er jetzt. „Bist nicht auf den Hof geritten?"

„Aufrichtig gesagt, Kuno, ich wußte nicht recht, wie ich meiner Nachfrage einen rechten Grund geben sollte. Was geht mich dieser Herr Stargau an!"

Kuno erwiederte nichts, sondern drehte sich um, warf den Rest seiner Cigarre in das Feuer, schürte und schlug dasselbe mit dem Poker, daß die Funken spritzten, und nahm dann seine frühere Stellung wieder ein.

„Er ist Dir wohl mit einer Schuld durchgebrannt?" fragte Guido.

„Ja!" antwortete Kuno kurz.

„Viel?" fragte Guido.

„Mehr, als Du ahnst!" sagte der Aeltere mit einer ganz eigenen Betonung, die nur dem unbefangenen Bruder verloren ging.

„Das ist ja fatal. Von einem Kornhandel wohl?"

„Frage nach dem Handel nicht, niemals, Guido! Nun sage weiter, warum bist Du nicht nach Hause gekommen?"

„Mama hat sich wohl um mich geängstigt?" war Guido's Gegenfrage.

„Ich weiß es nicht, sie war krank," sagte der Aeltere.

„Mein Gott, sie ist wohl noch krank?" rief Guido besorgt.

Die Antwort wurde Kuno erspart, denn die Mutter trat selbst in demselben Momente ein. Sie war eine große, etwas magere Dame von kerzengerader Haltung. Ihr Gesicht mußte einst wunderschön gewesen sein, man konnte dessen Züge, wenn sie auch ein wenig scharf geworden waren, noch immer interessant finden, und Frau von Dießbach, wie sie gar kein Hehl hatte, kam dem günstigen Eindrucke mit allen Künsten der Toilette entgegen; sie legte mit feinster Geschicklichkeit Weiß und Roth auf und unter der geschmackvollen Haube trug sie einen tief schwarzen künstlichen Haarscheitel. Als sie eintrat, verbreitete sie wieder den ganz eigenthümlichen Parfüm, den man stets an ihr kannte. Sie bereitete ihn selbst und war sehr eifersüchtig auf ihr Geheimniß, denn sie hatte selbst auf direkte Bitten ihrer genauesten Bekannten weder das Recept mitgetheilt, noch überhaupt jemals auch nur einen Tropfen dieser duftenden Essenz in ein fremdes Taschentuch gespendet. Ob dieselbe recht angenehm sei, darüber waren die Meinungen getheilt, sie hatte einen besondern Wohlgeruch, aber für zartere Nerven schien sie auf die Dauer angreifend zu sein. — Ein Kleid vom schwersten schwarzen Seidenstoff, wie sie es auch im Hause trug, vom anerkannt ersten Modisten der Hauptstadt gefertigt, floß in gefälligen Falten um die hohe Gestalt und gab ihr ein würdiges Ansehen, blendend weiße Manschetten und ein gestickter Kragen waren ihr einziger Schmuck, sie trug weder Brosche noch Armband und keinen Ring an ihren feinen schlanken Fingern. So machte die ganze Erscheinung einen durchaus vortheilhaften Eindruck, der nur durch den starren Blick ihrer Augen zuweilen beeinträchtigt wurde.

Als sie ihren Liebling bemerkte, milderte sich wie immer dieser starre Blick und sie rief ihm schon von der Thüre zu:

„Nun, Guido, sage mir, wo bist Du umhergeschwärmt?"

„Ja, Mama, solchen Vorwurf verdient man sich, wenn man allzu solide ist. — Ich habe Dich verwöhnt."

„Ei, Du selbst verwöhntes Kind, ich will Dir Deine junge Freiheit auch gar nicht beschränken. — Guten Morgen, Kuno. Wir haben uns heut noch nicht gesehen."

Es lag ein Vorwurf ganz anderer Art in dieser Bemerkung. Kuno nahm ihn auf und erwiederte, daß er seinen Gruß und die Frage nach ihrem Befinden noch nicht habe anbringen können.

„Mir ist wieder ganz wohl," sagte sie leicht. „Du brauchst mich nicht so besorgt anzublicken, Guido, Du weißt, daß ein Unwohlsein immer sehr schnell an mir vorüber geht."

„Ja, Du bist Dein eigener Arzt und hast Deine Geheimmittel, Mama. Nimm Dich in Acht, daß Du nicht einmal wegen unbefugten Prakticirens belangt wirst."

Der Blick der Mutter nahm während der Rede wieder jenen starren Ausdruck an, der ihn für Fremde, die ihn nicht gewohnt waren, unheimlich machen konnte. Ihre Söhne waren aber längst damit vertraut und wußten, daß sie dann von andern Gedanken befangen wurde, die sie in Anspruch nahmen und nicht recht auf das hören ließen, was man zu ihr sprach. Diesmal schien letzteres jedoch nicht der Fall zu sein.

„Ich rathe Dir, ein Glas Ungarwein zu trinken, denn Du siehst übernächtig und angegriffen aus," sagte sie.

Guido eilte vor den Spiegel. Er fand die Beschuldigung einigermaßen bestätigt, schob die Schuld aber auf sein abenteuerliches Nachtquartier, wo er die einfachste Toilettegegenstände habe entbehren müssen. Während er sprach und sich noch immer mit Aufmerksamkeit betrachtete, stockte auf einmal seine Rede, er blickte sich überrascht um, sah wieder scharf in den Spiegel und rief endlich: „Auf meine Ehre! Aber das ist das merkwürdigste Spiel der Natur, das je erlebt worden ist. Denkt Euch, ich habe heute früh ein Mädchen gesehen, das mir so wunderbar bekannt vorkam, und jetzt erst — unbegreiflicher Weise! — wie ich vor den Spiegel trete, fällt es mir auf einmal wie Schuppen von den Augen, als ob ich meine eigene Visage ganz vergessen hätte. Sie sieht mir ähnlich — aber so frappant, daß Ihr gar keinen Begriff davon habt. Steckt die Blondine in den Husaren-Attila oder mich in ihren schwarzweißen Ueberwurf, so sind die Zwillinge fertig!"

„Wo war das?“ rief Kuno, rasch einen Schritt näher tretend, während sein dunkles Gesicht sich noch dunkler gefärbt hatte. Die Mutter heftete ihre Augen so fest auf Guido, daß ihr Blick ihm peinlich wurde, aber sie fragte nichts, sondern schien seine Erklärung, als sich von selbst verstehend, zu erwarten.

„Ja, wo war das? Weiß ich's? In einem namenlosen Thale, hoch oben im Gebirge, zwischen Tannen und grauen Felsen, in einem alten verwitterten Hause, bei einer eben so alten verwitterten Hexe, die sich für ihre Mutter ausgab — vier, sechs Stunden vielleicht von hier, wer kann es messen!“

Kuno hatte ihm aufmerksam zugehört, doch kein Zug seines strengen Gesichts verrieth, was in ihm dabei vorging.

„Wie kamst Du dahin?“ fragte er. Die Mutter äußerte noch immer kein Wort, sondern setzte sich auf einen Lehnstuhl, wo sie einen Moment ihre geradeauf gerichtete Haltung aufgab und sich zurücklegte, aber so wie Guido zu sprechen anfing, setzte sie sich wieder aufrecht und sah ihn starr an.

Guido berichtete nun sein ganzes Abenteuer, wobei er den Umstand, daß er sich verirrt hatte, nach Kräften zu verschleiern suchte, er hätte sich keine Mühe zu geben brauchen, seine Zuhörer legten auf ganz andere Dinge seiner Erzählung, und nur auf diese, Werth. Auch unterbrachen sie ihn nicht, und erst, als er geendigt hatte, trat Kuno zur Mutter, blickte ihr voll in das Gesicht und fragte: „So viel ich errathen kann, muß Guido in der Eremitage gewesen sein! Meinst Du nicht auch?“

„Ich glaube es fast,“ sagte Frau von Dießbach kalt.

„Und die alte Frau, welche er dort getroffen hat, kann niemand Anderes sein, als Deine Nina, die gewesene Kunstreiterin.“

Guido lachte fröhlich auf, er hatte nun auf einmal eine Fülle von Aufklärungen. „Ganz entschieden!“ rief er. „Sie würde noch heut, freilich als horrible Schönheit, im Circus von Renz oder Loisset Furore machen, ich sehe sie durch vierzig Reifen springen, wie das Wunderkind Ella, ohne, wie diese, in einem Abende sechs Mal vom Pferde zu fallen! Also die Eremitage heißt das romantische Haus — nun, eine Zeit lang kann es sich ein Eremit dort schon gefallen lassen, wenn er von der hübschen Blondine bedient wird, die ich nächstens auch im Circus den Fußstapfen ihrer Pseudo-Mama folgen zu sehen hoffe!“

„Hör' auf zu witzeln, ich bitte Dich!“ sagte Kuno, auf dessen finster zusammengezogenen Brauen schwere Wolken lasteten, und sich wieder zu der Mutter wendend: „Was meinst Du, kann es eine Andere sein, als Deine schwarze Nina?“

„Ich weiß es nicht, aber es ist wohl möglich,“ antwortete Frau von Dießbach.

„Möglich?“ rief Kuno wild, aber er mäßigte seinen Ton gleich wieder, als er seitwärts blickend des Bruders Verwunderung bemerkte. „Ich frage, wie ist es aber möglich, da die Eremitage doch verschlossen, ihr Schlüssel von meinen eigenen Händen in den Bodekessel geworfen und die Thüre vermauert worden ist? Wie kann das Weib eigenmächtig sich dort einnisten und eine förmliche Wirthschaft halten, da die Stätte doch ewiger Verlassenheit übergeben wurde?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Frau von Dießbach mit eisiger Ruhe. „Es muß untersucht werden!“

„Das soll es!“ rief Kuno drohend, und seine Stirn wurde finster, wie die Nacht. „Ich bin seit langen Jahren nicht dort gewesen, man rechnete wohl darauf, daß ich jene Stätte nicht mehr betreten würde. Wäre ich doch nur ein einzig Mal hingekommen!“

„Deine Schuld!“ sagte die Mutter.

„Die Schuld?“ — rief Kuno mit einem heißen Athemzuge. „Nun,“ fuhr er gefaßter fort, „wir werden ja sehen. Wenn das Weib also nicht mit Deiner Bewilligung dort wohnt, sie hat doch Deine Erlaubniß nicht?“

„Meine Erlaubniß hat sie nicht, hätte ihr auch nichts helfen können, denn mir gehört der Grund und Boden nicht, Du bist der Gutsherr.“

„Das bin ich!“ versetzte Kuno, kreuzte die Arme über der breiten Brust, als wolle er die hochgehenden Wogen, welche sie aufschwellten, niederdrücken und trat wieder an den Kamin zurück.

Für Guido war die Scene ein unerklärbares Räthsel, er hatte nur einen stummen, staunenden Zeugen abgegeben. Daß zwischen der Mutter und Kuno, seinem Stiefbruder, kein gutes Verhältniß Statt fand, wußte er längst, aus manchem Zeichen. Aber so deutlich, wie heut, war ihre Spannung noch nicht hervorgetreten. Was mochte die Ursache sein? Gewiß nur Kuno's schroffer Charakter, der auch der Mutter die schuldige Rücksicht versagte! Dann aber, welchen Zusammenhang hatten diese Anspielungen auf Verhältnisse früherer Zeit, von denen er auch nicht einmal eine Ahnung besaß? Hatte er, als Sohn des Hauses, nicht ein Recht, hier Erklärungen zu fordern?“

„Sage mir, Mama,“ fing er an, „was hat es mit dieser Eremitage für eine Bewandtniß? Hat sich dort irgend etwas Schreckliches zugetragen, daß sie vermauert und ihr Schlüssel, wie der von Ugolino's Hungerthurm, in den Strom geworfen worden ist? Ich hätte das in tiefer Einsamkeit gelegene Haus nicht für eine Stätte des Grauens, sondern eher für ein Asyl verborgener, beglückter Liebe gehalten.“

Cuno verließ in diesem Augenblicke, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer, und Frau von Dießbach stand so heftig auf, daß der Lehnstuhl eine Strecke zurückrollte. Aber kein Blick, keine Miene verrieth eine innere Bewegung, und der fein aufgetragene Carmin ihrer Wangen verdeckte jeden Wechsel der Farbe.

„Guido, geh' Deinem Bruder nach,“ sagte sie. „Vielleicht habe ich ihn gereizt, er ist eine vulkanische Natur und kann meine Ruhe, die ich ihm entgegensetze, nicht immer ertragen. Frage ihn aber nicht über das, was wir eben besprochen haben — er würde Dir doch aus guten Gründen nicht Rede stehen — von mir, mein Kind, sollst Du erfahren, was Du wissen willst. Sieh zu, was er unternimmt, ich glaube, er will das arme Weib, das dort ein Obdach gefunden hat, vertreiben — darnach frage ihn geradezu — und sage mir, was er Dir antwortet. Aber laß ihn nicht merken, daß ich Dir den Auftrag gegeben habe. Ich schenke Dir mein Vertrauen und verlasse mich ganz auf Dich.“

V.

Frau von Dießbach war nun allein. Sie stand unbeweglich auf der Stelle, wo sie Guido entlassen hatte; ihr Auge sah in das Leere, ihre Arme hingen schlaff herab, doch das Haupt trug sie aufrecht, und nur ein leises Zucken ihrer feinen Lippen bekundete, daß sie im Innern nicht so unbewegt war, als ihr versteinertes Aeußere erschien. So stand sie wohl eine Viertelstunde — und es war ihre Gewohnheit so, wenn sie ihren Gedanken nachhing. Ihre Sinne mußten aber dabei doch nicht ganz der Außenwelt verschlossen sein, denn das leiseste und fernste Geräusch ging ihr nicht verloren: es war, als sei ihr Gehör stets auf der Hut, um sich nicht in solchen Momenten von einem unberufenen Zeugen überraschen zu lassen.

Auch jetzt hörte sie ihres zurückkehrenden Sohnes raschen und elastischen Schritt, noch ehe er vom Hofe aus die Schwelle des Hauses betreten hatte, und sie setzte sich ruhig auf ihren gewohnten Platz am Fenster und nahm die Stickerei auf, an der sie gewöhnlich arbeitete. Als Guido eintrat, sah sie gleichmüthig auf. „Du bist erregt, mein Kind?“ fragte sie. „Kuno ist doch nicht unfreundlich gegen Dich gewesen?“

„Im Gegentheil! Ich gegen ihn! Wenn Du mich Dein Kind nennst, Mama, so machst Du mich glücklich, denn ich weiß Deine Liebe zu verstehen, aber wenn ein Anderer — und wär's mein Bruder, der zwanzig Jahre älter ist, als ich! — sich herausnimmt, mich wie ein Kind zu behandeln, so zeige ich ihm, daß ich für ihn und alle Welt kein Kind mehr bin!“

„Ich bitte Dich, Guido!“

„Nein, Mama. Ich bin Kuno sehr gut und achte seinen entschiedenen, männlichen Charakter, thue ihm auch zu Gefallen, was in meinen Kräften steht, aber wenn er mich blos als sein Werkzeug, als eine Maschine betrachtet, die blind und taub seinen Plänen dienen soll, ohne nur das Recht zu erhalten, einmal darnach zu fragen, so weise ich Arroganz mit gleicher Waffe zurück und erkläre mich, durch nichts mehr gebunden, zum freien Herrn meines Willens und — meiner Zunge.“

„Hat er Dich als ein solches Werkzeug gebrauchen wollen, mein armer Guido?“ fragte die Mutter sanft.

„Ja, Mama. Und ich würde nicht eine Silbe davon sagen, aber er hat mich selbst provocirt, mich mit einer wahrhaft dämonischen Laune geradezu aufgefordert, Dir zu erzählen, was ich ihm gestern in Sanct Pankraz auskundschaften sollte, während ich Dir

— verzeihe mir, Mama! — einen bloßen Spazierritt, höchstens bis Ballenstedt, vorgab."

„Also diplomatische Aufträge, um sie nicht trivialer zu bezeichnen?" fragte die Mutter lächelnd. Aber welch' ein Lächeln war das! Hätte der Sohn in seiner Unbefangenheit nur Augen dafür gehabt!

„Recht, Mama. Gemeines Spioniren muß es genannt werden. Einem miserabeln bankerotten Oekonomen, wie ein Bluthund von San Domingo auf die Spur gesetzt, blos um ihn vielleicht lumpiger hundert Thaler wegen, die er ihm beim Kornschacher zu Dank schuldig geblieben, zu hetzen! Das ist gemein, empörend, und hätte ich das gestern gewußt, so würde ich eher meiner Kitty eine Kugel in's Ohr gejagt haben, als nach Sanct Pankraz zu reiten."

„Wen meinst Du eigentlich? Ich verstehe Dich nicht," sagte Frau von Dießbach und lüftete ihr Schnupftuch, aus welchem jener feine durchdringende Parfüm in stärkern Duftwogen strömte.

„Ich meine den ehemaligen Pachter Stargau," erwiederte Guido. „Nach ihm sollte ich Erkundigungen einziehen, wo er ein Ende genommen habe und was ich sonst über seine letzte Zeit in Sanct Pankraz in Erfahrung bringen könnte: ich glaubte, es wäre Theilnahme für den armen Mann, erst heut bin ich über die noblen Beweggründe meines Herrn Bruders aufgeklärt worden. Es ist schon nichts, daß ein Landedelmann Handel treiben muß, die Gesinnungen werden durch die ewige Geldspeculation verdorben."

Frau von Dießbach nahm von dieser sonderbaren, aber ganz charakteristischen Ansicht keine Notiz, sondern sagte: „Wenn er Dir also doch Mittheilungen gemacht hat, worüber beklagst Du Dich denn?" Ihr Ton klang einschmeichelnd, ihr Blick hatte etwas Lauerndes, sie wußte auf Guido immer ohne directe Fragen zu wirken.

„Das interessirte mich am Wenigsten. Es thut mir leid, wenn Herr Stargau in's Elend gerathen ist. Aber was geht es mich an? Ich wollte über die Eremitage und was sich dort zugetragen hat, Auskunft haben, über die ehemalige Kunstreiterin und ihre angebliche Tochter, die mir ähnlich sieht! Damit hat er mich schnöde abgewiesen — weißt Du, was er mir in den Bart geworfen hat? Du bist noch zu jung: dazu gehört nicht Porzellan, sondern Granit! Ich habe ihm aber meine Meinung über seinen geistreichen Vergleich gesagt!"

„Laß es gut sein, Guido. Du sollst Alles von mir erfahren. Kuno geht seine eigenen Wege und läßt sich nicht gern kreuzen. Natürlich hat er Dir über diese Wege nichts vertraut. — Aber er ist hart wie Granit — darin paßt sein Vergleich vollkommen. Gewiß ist er schon auf dem Wege nach dem Thale."

„Das glaube ich nicht, Mama. Ihm scheint vor Allem sein Geld am Herzen zu liegen, womit ihm der Domainenpachter durchgegangen ist. Erst, glaube ich, will er sich nach dem erkundigen, wenigstens fragte er mich, wo ich gestern den Schäfer von Sanct Pankraz mit seiner Heerde getroffen, den ehrbaren Herrn Glupsch."

„Den hast Du getroffen?" rief Frau von Dießbach lebhaft — und gedankenvoll setzte sie hinzu: „Das ist ein treuer Mensch."

„Kennst Du ihn auch?" fragte Guido. „Er sagte, daß er Dich kennt."

Die Mutter sah eine Weile vor sich hin, dann blickte sie auf: „Hast Du schon etwas genossen, mein Sohn?"

„Wie so, Mama? Ich rechne allerdings stark noch auf einige beaux restes von Eurem Diner, das ich leider versäumt habe. Die Dame vom Circus hat mich eben nicht üppig bewirthet."

„Kannst Du Dich heut einmal mit einem Soldatenimbiß aus der Hand begnügen, wenn Deine Mutter Dich um Deine Gesellschaft bei einem Spaziergange bittet? Wenn Du es aber nicht gern thust und angegriffen bist —"

„Angegriffen, ich!" rief Guido. „Ich bin Soldat, meine Herzensmama, und wär' ich auch hungrig und müde zum Ausblasen, für Dich meinen letzten Athemzug, Mama!"

Die Mutter stand auf und schloß ihn zärtlich in ihre Arme. „Ich weiß es, Du bist mein gutes Kind und wirst mich niemals verlassen."

„Mama!" rief der Sohn, von dem Momente hingerissen. „Ich sehe, wie Du mit Kuno stehest. Warum bleibst Du hier? Warum ziehst Du nicht in meine Garnison, sie ist im Winter todt, man sieht dann nichts, als Schnee und Soldaten, aber im Sommer ist es dort um so reizender, und ich würde Dich auf den Händen tragen."

„Das bin ich überzeugt," sagte sie. „Aber sprechen wir jetzt nicht davon. Ich gehe, für unsern Spaziergang und Deinen Appetit zu sorgen."

„Und unterwegs erzählst Du mir vielleicht?" — fragte Guido. Sie nickte ihm zu und ging hinaus.

Kuno hatte in der That seinen kaum ausgespannten Harttraber, den er vor der kleinen Kalesche immer selbst fuhr, wieder aufschirren lassen und nahm eben die Zügel aus der Hand des Knechts, als seine Mutter aus dem Fenster der Speisekammer nach ihm blickte. Ihre Lippen bewegten sich zu unhörbaren Worten: ein Segensspruch war es nach dem Ausdruck ihrer Mienen nicht.

Er fuhr wirklich über das freie Land in der Richtung nach der Stadt, lenkte aber bald in Feldwege, die ihn endlich zu der sich aus der Ebene erhebenden Hügelgruppe führten, an deren Fuß die stattlichen Gebäude des ehemaligen Klosters Sanct Pancratii lagen. Der hellste Sonnenschein verklärte sie und wob einen goldenen Schimmer um die graue viereckige Warte auf der Höhe, fliegende Herbstfäden wehten von jedem Baume der Ebereschenallee, in deren Zweigen viel Geflatter von Vögeln war. Kuno spähte mit scharfem Auge rings über die Flur nach der Heerde, deren Schäfer er gern gesprochen hätte, aber sie war nirgend zu erblicken und weidete wohl heut auf einer andern Trift. So verfolgte Dießbach denn den Weg nach Sanct Pankraz. Vor dem Thore der geschlossenen Umfassungsmauer hielt er still: „Steig ab, melde mich beim Oberamtmann an," befahl er dem Knechte, der hinter ihm saß. Dieser gehorchte, und blieb ungewöhnlich lange aus, doch wartete sein Herr, ohne das geringste Zeichen von Ungeduld zu verrathen.

„Der Herr Oberamtmann ist nicht zu Hause," klang endlich der Bescheid, „aber der Frau Oberamtmann wird es eine große Ehre sein."

„Der Frau habe ich nicht gemeldet sein wollen," sagte Dießbach schroff und zog die Zügel an, um wieder umzukehren.

„Sie zieht sich expreß Ihretwegen an, gnädiger Herr" — wandte der Knecht ein.

„Steig' auf!" befahl Dießbach, gab aber doch seinen unhöflichen Entschluß auf und fuhr in den Hof ein.

Wie anders sah es hier aus, als auf seiner eigenen Rinkenburg! Welch' ein weiter Hofraum war von massiven, mit wahrer Verschwendung ausgestatteten Wirthschaftsgebäuden umschlossen, welch' ein Schatz, den nur ein Landwirth zu würdigen verstand, lag vor den Ställen aufgethürmt — wir zagen, unsern feinen Leserinnen, die nicht vom Lande sind, zu sagen, aus welchem Stoff dieser Schatz bestand! Hoch mit Stroh bedeckt war ein anderer Theil des Hofraums, wo die reich gefüllten Scheunen lagen, und noch stand draußen ein wahres Feldlager von Fruchtschobern, weil die Scheunen den Segen nicht fassen konnten; in der Mitte des Hofes ragte ein runder großer Thurm mit vielen Mauerlücken und geblendeten Fenstern, auch etagenweisen Thüren, und seine Bewohner — viele Hunderte an der Zahl, aus allen Gattungen des Hausgeflügels — flatterten, liefen, pickten und lärmten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, auf dem Hofe umher. Hier war Reichthum und Fülle, die nicht ängstlich um jedes Korn, um jeden Halm zu sorgen braucht! Was mußte ein armer Oekonom aus dürftiger von der Natur ausgestatteten Gegend, wo man eine spärliche Nadelstreu in den Kiefernwäldern zusammenkratzt und dem magern Boden doch nicht zu Hülfe kommen kann, fühlen, wenn er einen solchen Hof betrat! Ein solcher schien der Mann im fadenscheinigen Rocke zu sein, der eben von einem jungen Mädchen mit einer Gabe bedacht wurde, als Kuno von Dießbach an dem eisernen Gitter vorfuhr, welches den Bezirk des Wohnhauses mit seinen Gartenanlagen von dem Hofe trennte. Er zog einen zerknitterten Hut, der fremde Mann, vor dem Mädchen, bedankte sich und fragte, so daß es Kuno hören konnte: „Also eine Condition für mich wissen Sie nicht? Ich habe die Oekonomie gründlich gelernt!" Es klang wie eine Selbstironie, wenn man seine elende Erscheinung dabei betrachtete. Kuno's Blick streifte über den Mann, während das junge Mädchen ihm eine bedauernde Antwort gab. Der Mann aber schwenkte den Hut auch vor Kuno: „Gehorsamster Diener, Herr von Dießbach."

(Fortsetzung folgt.)

Es war in der Fastenzeit des Jahres 1222, als eine ungeheure Zahl von Bauern unweit Aachen zusammenströmte, um einen Kreuzzug gegen die Juden zu predigen. Sie nannten sich Hamptlinge, weil sie Hanf (Hampf) in ihren Haaren trugen. Ihr Anführer war ein Priester, der sich Volkmar nannte, und ein Bauer Richard Wagner, und sie hatten Fahnen bei sich, auf denen ein Kreuz und ein Rad gemalt waren. Sie zogen durch die Dörfer und Städte und predigten, daß man die Juden totschlagen müsse, weil sie Christus gekreuzigt hätten. Und wo sie hinkamen, da fielen sie über die Juden her und mordeten sie. Als sie nach Köln kamen, da wollte sie der Erzbischof Heinrich Graf von Molenark nicht leiden und ließ sie auf dem Rathhause vor sich kommen. Da erschien der wilde Haufe, und der Priester Volkmar sprach

Populäre Briefe über Musik.

Von J. C. Lobe.

Erster Brief.

Ohne Notenbeispiele soll ich Ihnen und allen Lesern der Gartenlaube, auch solchen, die keinerlei Art von Musikunterricht genossen, das Wesen und die Wirkung der Tonkunst so verständlich machen, daß Sie alle aus Musikliebhabern in wirkliche Kenner verwandelt werden! Eine schwere Aufgabe! Indessen sei's versucht.

Was ist Musik?

Ich habe diese Frage an einem anderen Orte* so beantwortet: „Musik ist die Kunst, durch Töne das Ohr zu vergnügen, das Herz zu rühren, die Einbildungskraft mit mannigfaltigen Vorstellungen zu beleben und den Verstand in angenehme Thätigkeit zu versetzen."

Wenn Sie an die Eindrücke denken, die Sie bisher beim Anhören von Musik empfunden haben, wird Ihnen diese Erklärung freilich vielversprechend vorkommen. Auch möchte ich mich keineswegs verbindlich machen, sie an allen nach Belieben mir vorgelegten Stücken zu bewahrheiten. Nichtsdestoweniger kann und soll die Tonkunst alle jene Wirkungen hervorbringen, und hat sie durch manches herrliche Werk hervorgebracht, wie ich Ihnen zu zeigen hoffe.

Nur müssen Sie ein wenig Geduld mitbringen und sich zuerst einiges von den Elementen der Musik sagen lassen. Das Zurückgehen zu der Betrachtung derselben ist auch gerade in unserer Zeit wichtiger als Sie vielleicht glauben, und nicht blos für Laien, sondern auch für manchen Künstler. Denn daß recht renommirte der letztern sich zuweilen gar nicht mehr daran zu erinnern scheinen, was die musikalischen Elemente eigentlich zu bedeuten haben, wozu sie dienen, warum sie verwendet werden, davon sollen Sie ergötzliche Pröbchen erhalten. Lassen Sie daher das Blatt nicht etwa gleich erschreckt aus der Hand fallen, wenn ich vom Ei anfange oder wenigstens von

Schall, Ton und Klang.

Sie werden schwerlich eine Viertelstunde Ihres Lebens wachend hinbringen können, ohne irgend etwas zu hören, denn überall in der Natur wird Hörbares erzeugt. Alles Hörbare nennt man im Allgemeinen Schall. Die Lehre vom Schall (Akustik), früher nur ein karges Kapitel in der Physik, ist jetzt zu einer bedeutenden Wissenschaft für sich erhoben und ausgebildet. Leider aber nehmen noch wenige Musiker Notiz davon. Manche sogenannte „Genialität" der Virtuosen und Componisten würde unterbleiben, wenn sie die unwandelbaren Naturgesetze des Schalls und menschlichen Ohres kennten! Ich gebe Ihnen einige Andeutungen aus diesem unsichtbaren Wunderreiche. Sie werden bald merken, warum.

Alles Schallende wird durch Schwingungen (Vibrationen) elastischer Körper erzeugt. Diese Schwingungen theilen sich der Luft mit, bewirken Schallwellen, welche an das Ohr schlagen. Wie wunderbar kunstvoll dieses kleine Werkzeug eingerichtet und berechnet ist, um alles in sein Bereich kommendes Hörbare auffassen und dem Geiste und Gemüthe des Menschen zur Kenntniß bringen zu können, haben Sie bereits aus des Prof. Bock früheren Aufsatz in der Gartenlaube erfahren. Wie unendlich verschieden aber sind die Schalle, und welche unendlich verschiedene Wirkungen bringen sie auf uns hervor.

Denken Sie z. B. an das ohrzerreißende Knirschen und Rasseln eines Lastwagens auf dem harten Steinpflaster und an den schmelzenden Gesang der Nachtigall! Die Hauptursache dieser verschiedenen Wirkungen liegt in der verschiedenen Art der Schwingungen. Es sind entweder regelmäßige oder unregelmäßige. Jene folgen in gleicher, diese in ungleicher Weise aufeinander. Die ungleich aufeinander folgenden bringen dem Ohr nur Geräusch, und des Geräusches wegen suchen gebildete Menschen die Musik nicht auf. Nichtsdestoweniger können Sie zuweilen Tonstücke hören, die kaum mehr als Geräusch zu nennen sind; und doch, sollte man es für möglich halten, giebt es Leute, die von solcher Musik entzückt zu werden behaupten, und sie für eine höhere Kunstoffenbarung ausgeben. Ein Blick in das A B C der Akustik könnte ihnen diesen Irrthum benehmen.

Wir, die wir von der Musik vergnügt sein wollen, halten uns an die regelmäßigen Schwingungen. Das nächste Merkmal an denselben ist ihre Unterscheidbarkeit (Meßbarkeit) nach Höhe und Tiefe. In dieser Beziehung nennen wir ihr Hörprodukt Ton.

Je langsamer die Schallwellen aufeinander folgen, desto tiefer ist der Ton, je schneller, desto höher. Sie können freilich auch so langsam oder schnell aufeinander folgen, daß ihr Erzeugniß für uns nicht mehr faßbar ist. Die Akustiker sagen, was unter funfzehn Schwingungen und über 30,000 in einer Sekunde gehe, könne das menschliche Ohr nicht mehr hören.

Die Anzahl der in der Musik gebräuchlichen Töne beläuft sich etwa auf hundert und zwanzig. Das Pianoforte der Neuzeit enthält ihrer in sechs Octaven 72. Es sind genug, um die wunderherrlichsten Wirkungen auf Herz und Geist der gebildeten Menschheit hervorzubringen, wenn sie mit Kunstverstand gebraucht und mit Kunstverstand vernommen werden.

Eine große Mannigfaltigkeit gewinnt die Erscheinung der Töne durch die verschiedenen Tonwerkzeuge. Denken Sie sich denselben Ton, angegeben von einer Singstimme oder einer Violine, Flöte, Oboe, Trompete, einem Horn u. s. w. Hier erscheint er sanft, dort gellend, hier dünn, dort dick u. s. w. Jedesmal hat er einen andern Charakter. Diesen Unterschied in dem Charakter des Tons nennt man Klang (Timbre). Sie werden oft hören, „dieser Sänger hat einen schönen Ton." Das ist falsch, es muß heißen: „Die Töne dieses Sängers haben einen schönen Klang." Die Ursachen des verschiedenen Klanges eines und desselben Tones auf verschiedenen Tonwerkzeugen sind noch nicht vollständig ergründet. Soviel weiß man, daß entweder die Construktion der Instrumente oder die Spieler derselben darauf Einfluß haben. Den schlechten Klang eines alten Klaviers vermag selbst Liszt's Zauberhand nicht umzuändern, denn da sind Bauart, dünner Saitenbezug, schwacher Resonanzboden schuld daran. Dagegen schützt uns die herrlichste Geige von Amati oder Stradivario nicht vor ohrzerreißenden Klängen, wenn ein Anfänger seine Uebungen darauf kratzt, gewöhnlich bei geöffneten Fenstern! (beiläufig gesagt: wenn Sie bei Musikübungen geöffnete Fenster erblicken, so sagen Sie nur getrost: da drinnen steckt ein eitler Narr oder eine eitle Närrin!)

Es giebt auch Tonwerkzeuge, die, allein gehört, unangenehm klingen, mögen sie noch so gut gebaut sein und gespielt werden. Lassen Sie sich einmal die Melodie eines Strauß'schen Walzers auf dem Contrabaß allein vortragen, sein dumpfes Murren und Brummen wird Ihnen wahrhaft komisch vorkommen! Ueber die Klänge der Ophikleide, des Contrafagott gerathen Sie wohl auch nicht in Entzücken! Andere Instrumente klingen nur in gewissen Tonregionen angenehm, in andern schlecht. Die höchsten Töne auf der Klarinette schneiden meist wie Verzweiflungsquiekse eines gespießten Kindes in Ohr und Herz! Und nun gar große und kleine Trommel, Becken, der Häuser erschütternde Tamtam! Diese Körper geben gar keine Töne und Klänge von sich, sondern nur Schalle mit unregelmäßigen Schwingungen, d. h. Geräusch. Sie werden indessen in der Folge erfahren, unter welchen Umständen auch solche Schalle mit andern Klängen verbunden zu veredeln sind.

Wenn Sie nun zugeben, daß die allererste Bedingung der Musik ist, das Ohr zu vergnügen, so fängt Ihre Bildung zur Kennerschaft schon nach diesen wenigen Zeilen an, so wissen Sie schon jetzt, daß in der Musik keine Miß-, sondern nur Wohlklänge producirt werden sollen. Was aber Sie und alle Leser der Gartenlaube ganz natürlich finden, scheint in der That mancher Künstler nicht begriffen zu haben.

Kann das Ohr z. B. Vergnügen an der zitternden Stimme eines alten Mannes oder Weibes empfinden? Und doch geben sich in unserer Zeit viele Sänger und Sängerinnen geflissentlich Mühe, die Melodien mit zitternder Stimme vorzutragen (zu tremoliren!). Auch auf der Violine, dem Violoncell, können manche Virtuosen keinen Ton aushalten ohne mit ihrer Hand absichtlich wie schwache Greise auf der Saite zu zittern, und diese dadurch vibriren zu machen.

Woher kommt diese Thorheit?

* Katechismus der Musik. Leipz. bei J. J. Weber.

Sie hat zweierlei Ursachen. Irgend ein besonders berühmter Sänger, wer weiß vor wie vielen Jahren, konnte das Singen nicht zu rechter Zeit lassen, wollte, wie eitle Künstler oft, bis in's höhere Alter hinein fortglänzen. Natürlich zitterte seine Stimme zuletzt. Aber der im Alter vibrirend Singende war doch einst ein wirklich großer Künstler. Nun wissen wir ja alle:

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt!
Aber sein Genie, ich meine sein Geist!"

Das Zittern machte dem Alten ein talentloser Narr nach, und glaubte zu sein, was jener gewesen war! Und ein Narr macht zehn! Der zweite Grund dieser widerwärtigen Vortragsweise ist an sich vernünftigerer Art. Es kann ein schmerzlicher Affekt durch kurzes Vibriren der Stimme wahrer und wirkungsvoller ausgedrückt erscheinen. Daraus folgern nun Manche, was einmal Wirkung mache, müsse sie immer machen, je mehr man also vibrire, desto mehr wirke man!

Was das Ohr von dem Vortrag der Sänger und Virtuosen verlangt, Wohlklang durchaus, verlangt es auch von allen Orchesterklängen. Nun fragen Sie sich bei Conzertaufführungen, Opern u. dergl., ob Sie stets angenehme Zusammenklänge und nicht auch zuweilen blos wüstes Geräusch hören!

Man kann einen Ton singend oder blasend so lange ohne Unterbrechung aushalten, als der Athem es erlaubt. Auf Streichinstrumenten so lange als man will. Dagegen ist er auch ganz kurz anzugeben. Und zwischen beiden äußersten Fällen sind alle Grade von Länge und Kürze zu produciren. Diese verschiedenen Erscheinungsweisen der Töne nennt man ihre Geltung.

Nehmen wir einen Stab und schneiden ihn genau in der Mitte durch, so haben wir zwei gleiche Hälften; wird jede Hälfte wieder in der Mitte getheilt, so entstehen vier Viertel, durch weitere gleiche Theilung acht Achtel u. s. f.

Außer dieser Theilung in immer kleinere gleiche Hälften, kann der Stab auch in eine Menge ungleiche Theile zerlegt werden, in zwei Stücke, z. B. wovon das eine nur ein Viertel, das andere drei Viertel lang ist, oder in eine Hälfte, und zwei Viertel, oder in eine Hälfte, ein Viertel und zwei Achtel u. s. w. Stellen Sie sich nun anstatt der Länge des ganzen Stabes einen Ton von einer gewissen Länge als einen ganzen Ton vor, und denken Sie, daß, wie der Stab durch Zerschneiden, so der Ton durch Absetzen in immer kleinere gleiche Hälften, halbe Noten, Viertel, Achtel, und ebenso in alle möglichen ungleiche Theile getheilt werden kann, so ist Ihnen der Begriff Geltung, d. h. verschiedene Zeitdauer der Töne und Noten gewiß vollkommen klar.

In der Musik hat aber die Stimme oder das Instrument sich nicht immer hören zu lassen, sie sollen zuweilen auch schweigen (pausiren). Daher giebt es auch für jede Zeitdauer eines wegbleibenden Tones Schweigezeichen (Pausen), Ganze-, Halbe-, Viertel-, Achtel-, Sechzehntel-Pausen u. s. w.

In die verschiedenen Längen und Kürzen der aufeinander folgenden Töne muß aber Ordnung gebracht werden, wenn wir sie fassen sollen.

Merken Sie nun wohl auf die folgenden Worte, denn wir werden uns und Andere oft daran zu erinnern haben. Um dem Bedürfniß des menschlichen Verstandes nach Ordnung zu genügen, hat der vernünftige musikalische Kunstgeist verschiedene Mittel gesucht, gefunden und als feste, unverbrüchliche Gesetze angenommen. Das erste derselben heißt: Takt.

Der Takt theilt die mannigfaltigen Geltungen der Töne in kleine, gleiche Zeitgrenzen ein. Am Deutlichsten sehen Sie das beim Tanze. Wenn z. B. der Walzer beginnt, so macht das Tänzerpaar eine Drehung, und während derselben drei Schritte. Das ist ein Takt, eine Tanzfigur innerhalb eines bestimmten Zeitraums. Dieser erste Takt giebt das Maß für alle Takte desselben Tanzes ab. Jede folgende Drehung mit ihren drei Schritten wird genau in derselben Zeit, d. h. nach derselben Taktordnung vollführt. Während aber die Tänzerpaare ihre drei Schritte unten im Saale in jeder Drehung ganz auf die gleiche Weise ausführen, hören Sie oben in der aufgespielten Melodie möglicherweise die verschiedenartigsten Tonfiguren, Notengeltungen. In dem einen Takte wird vielleicht nur ein Ton ausgehalten, in dem andern erscheinen sechs, in dem dritten zwei, in dem vierten acht u. s. w. Je weniger Töne in einem Takte erscheinen, desto langsamer, je mehr, desto schneller werden sie ausgeführt, dergestalt, daß sie in jedem Takte zusammen stets nicht mehr und nicht weniger Zeit einnehmen, als das angenommene Taktmodell oder Taktmaß bestimmt.

Das zweite Mittel, Ordnung in die mannigfaltigen Tongeltungen zu bringen, ist der Accent (Betonung gewisser Töne vor andern). Wenn Sie mit geschlossenen Augen auf die Schwingungen eines richtig abgewogenen Pendels an der Wanduhr achten, so können Sie in einem fort bis hundert und weiter zählen und Sie hören keine Betonung, keinen Accent, der Sie zu Abtheilungen zwänge. Aber Sie bilden sich gern eine kleine Abtheilungsordnung und ist dieselbe einmal angenommen, zählen Sie leicht nach demselben Maß die ganze Reihe der Schwingungen fort. Der Accent erscheint nicht hörbar, aber er erscheint innerlich in ihrem Gefühl. So wirkt er auch beim Musiker, in allen Fällen, wo die Töne im Takte, in ganz gleichmäßigem Stärkegrade fortklingen. Diesen Accent kann man den innern Accent nennen. Der äußere ist der, welcher hörbar, durch wirklich stärkere Betonung dargestellt wird, wie Sie z. B. beim Marschirenlernen der Rekruten bemerkt haben, wo der Exerziermeister die lange Reihe gleichmäßiger Schritte gewöhnlich durch eins, zwei, eins, zwei, markirt.

Das dritte Ordnungsmittel heißt: Tempo.

Sie wollen ein Gesellschaftstänzchen machen. Ein Strauß'scher wird auf das Klavierpult gelegt, und ein Musikkundiger aus der Gesellschaft spielt den Walzer ab. Die jungen Leute drehen sich flink danach hin. Aber ein älteres Pärchen bleibt nach. „Das geht mir zu rasch" — sagt der belagte Tänzer galant, nur im Singular von sich sprechend — „da kommen meine alten Beine nicht mehr fort. Spielen Sie den Walzer langsamer." Das Langsamere oder Schnellere im Spielen derselben Noten in derselben Taktart heißt: Tempo (Zeitmaß).

Die Musik hat sehr viele spezielle Benennungen für sehr viele langsamere und schnellere Grade des Tempo, welche z. B. als „Adagio" (langsam), „Allegro" (munter, lebhaft), „Vivace" (lebendig), „Presto" (flüchtig und schnell) u. s. w. über die Taktart gesetzt werden.

Freilich sind diese Ausdrücke auch nicht eben sehr bestimmt, denn langsam, munter, lebhaft, lebendig, flüchtig, schnell u. s. w. sind immer noch ziemlich schwankende Begriffe. Unter den Musikern pflanzt sich indessen bei der Lehre durch mündliche Ueberlieferung ein Uebereinkommen fort, das grobe Verstöße gegen das Tempo nicht leicht aufkommen läßt. Nichtsdestoweniger bleiben diese Bestimmungen immer etwas unsicher, was Sie daraus schließen können, daß dem Dirigenten nicht eben selten „vergriffenes Tempo" vorgeworfen wird, womit gesagt sein soll, daß er ein Adagio oder ein Allegro u. s. w. zu schnell oder zu langsam angegeben (genommen) und dadurch dem Charakter und der Wirkung des bezüglichen Tonstückes Eintrag gethan habe. Um das Zeitmaß ganz sicher zu bestimmen, hat der bekannte Mechaniker Mälzel einen „Metronom" oder Zeitmesser erfunden, welcher das Tempo mit Pendelschwingungen angiebt.

Sie können sich nach dem Gesagten hoffentlich vorstellen, welchen mühsamen langjährigen Uebungen sich der Musiker unterziehen muß, um die Geschicklichkeit zu erlangen, alle die verschiedenen Tongeltungen, welche in einer Taktart vorkommen können, von einer Note an bis möglicherweise zu hundertundachtundzwanzig, in ihrer bezüglichen Langsamkeit und Schnelligkeit dem Tempo gemäß stets so genau zu berechnen und einzutheilen, daß niemals ein Ton auch nur um das Hunderttheil einer Sekunde zu bald oder zu spät an dem bestimmten Zeitmomente im Taktraume ankomme.

Daß aber kein Musiker sich etwas darauf einbilde! — Sonst erinnere ich ihn an die sogenannte russische Hornmusik!

Denken Sie sich eine Anzahl von vielleicht vierzig schmalen Röhren, die, wie Orgelpfeifen von verschiedener Länge geformt sind, und der Reihe nach auf Tafeln liegen. Vor dem Mundloch jeder Pfeife steht ein ganz schlicht aussehender russischer — Leibeigene. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen ihres Dirigenten, führten diese Leute, — ich war Augen- und Ohrenzeuge davon — die Ouverture zu Mozart's „Figaro" vollstimmig, wohlklingend, und mit einer Exaktität in Takt und Tempo aus, daß mir vor Erstaunen der Verstand still stand und vor Rührung die Augen übergingen! Denn bedenken Sie nur, daß jeder Bläser nur einen Ton angeben kann! Nur wenn der eine Ton für den bezüglichen Mann ankommt, bückt sich dieser an das Mundloch seiner Pfeife, um sie zum Ertönen zu bringen. Könnte ich Ihnen doch begreif-

lich machen, welch' eine unerhörte Aufmerksamkeit und Blitzgewandtheit des Bläsers dazu gehört, seinen Ton bald lang, bald kurz, bald schnell hintereinander, bald nach langem Pausiren erst, stets im strengsten Takt und Tempo und stets an der rechten Stelle des Taktes, d. h. bald am Anfang, bald in der Mitte, bald am Ende desselben, im Fluge zu erhaschen und auch gleich auf's allerpräciseste zum Erklingen zu bringen! Und durch welches Mittel wird dieses Ideal von Zusammenspiel erreicht? Beim Einüben, wird erzählt, steht hinter jedem Mann ein anderer schon geschulter Russe mit der — Knute. Kommt des Lehrlings Ton, und er läßt ihn vorbeischlüpfen, oder faßt ihn nicht auf's Bestimmteste, so erhält er einen Hieb, und diesen stets aus derselben Tonart, aus dem ff!

Takt, Accent und Tempo nennt man mit einem Allgemeinnamen Rhythmus (Eintheilung des Hörbaren in geordnete Verhältnisse).

Wir werden dazu durch einen uns angebornen, oder, wie ein gewisser Herr Professor will, angewöhnten Ordnungssinn getrieben. Das Ordnungslose, wo es uns entgegentritt, im Geistigen wie im Materiellen, im Räumlichen wie im Zeitlichen, mißfällt uns.

Wenn Sie bei einem Walzer ein Paar bemerken, das Takt und Tempo regelmäßig zu befolgen nicht Sinn oder Geschick hat, bald mit seiner Drehung eher, bald später als der Takt fertig wird, wenn es aus dem regelmäßigen Kreis der Tänzer herausquirlt und irrlichterirt, so lachen Sie darüber, wenn Sie ein Humorist, oder ärgern sich darüber, wenn Sie ein Griesgram sind. Auf jeden Fall nennen Sie diese Tanzweise eine ungeschickte und denken: die sollten das Tanzen hübsch bleiben lassen.

Hört man Virtuosen oder Sänger spielen oder singen, wie jenes ungeschickte Paar tanzt — „Nun, das wird doch ein Künstler nicht thun," fallen Sie ein.

Merken Sie nur auf, in Concerten u. s. w.

Das Lächerliche ist, daß diese abgeschmackte Vortragsweise von Manchem für eine ganz besonders kunstwürdige gehalten wird!

Die Natur eines Affekts kann nämlich wohl einmal ein tempo rubato (geraubtes Zeitmaß) rechtfertigen, weil dadurch die Wahrheit des Ausdrucks gesteigert wird. Die nun eine solche Wirkung bemerken, aber ihren Grund nicht begriffen haben, denken, je öfter und auffallender das geschähe, desto gefühlvoller müsse der Vortrag werden. Die Laien in der Musik mögen applaudiren! Von den Kennern, wozu nun in diesem Punkte schon alle Leser der Gartenlaube gehören, werden diese Ueberkünstler ausgelacht.

Küchen-Chemie.

Von Dr. H. Hirzel.

Kochgeschirre.

Die Nahrungsmittel, welche die Natur den Menschen theils aus dem Pflanzenreiche, theils aus dem Thierreiche darbietet, werden von denselben, wenigstens von den Bewohnern der civilisirten Länder nur in einzelnen Fällen roh genossen. Sie werden gedämpft, gesotten, geröstet, gebraten, gebacken, überhaupt auf die verschiedenste Weise zubereitet und dann Speisen genannt. Die Bereitung der Speisen geschieht allerdings oft mit dem richtigen Vorgefühle, etwas der Gesundheit Zuträglicheres, das heißt, Verdaulicheres und Nahrhafteres darzustellen; doch mindestens ebenso häufig allein und in der Absicht, die rohen Nahrungsmittel wohlschmeckender zu machen und ihnen durch Zusatz von Gewürzen, einen den Appetit reizenden Geruch mitzutheilen. Vielleicht bietet sich später einmal die Gelegenheit dar, zu zeigen, daß:

Wenn man nur kocht, was dem Gaumen schmeckt,
Den Tisch nur mit Delicatessen deckt;
Man dem Magen seine Ruhe nimmt,
Den Körper um die Gesundheit bringt.

Heute wollen wir aber ganz bescheiden am Eingange zum Heiligthum der Hausfrauen, „der Küche," stehen bleiben, einen Blick auf das in der Küche befindliche Kochgeschirr werfen und prüfen, aus was für einem Material dasselbe besteht.

Wenn das Kochgeschirr, in welchem die Speisen zubereitet oder aufbewahrt werden, der Gesundheit schädliche Bestandtheile enthält, welche sich in den Speisen auflösen oder mit denselben vermischen, so sind nur Spuren solcher giftiger Substanzen, die aber täglich mit der Speise in den Körper gelangen, hinreichend, der Gesundheit nachtheilige Wirkungen auszuüben, ja selbst solche Störungen (sogenannte Vergiftungen), zu verursachen, die den Tod oder wenigstens langwierige ernste Krankheiten zur Folge haben. In vielen Ländern bestehen daher eigene Gesetze, welche die Geschirre vorschreiben, deren man sich zum Kochen bedienen kann, und diejenigen verbieten, welche aus giftigen Materialien bestehen; doch werden diese Gesetze meistens nicht genügend beachtet und nicht streng genug überwacht, was um so unverzeihlicher ist, da das Wohl so vieler Menschen durch schlechtes Geschirr gefährdet werden kann.

Der Blick in eine Küche belehrt uns, daß die zum Kochen oder Aufbewahren der Speisen dienenden Geräthschaften, hauptsächlich Kupfer-, Eisen- und Töpfergeschirre sind, und wir wollen nun prüfen, welche Vortheile oder Nachtheile dieselben besitzen.

a. Kupfergeschirr.

Das Kupfer, dieses allgemein bekannte, durch seine eigenthümlich rothe Farbe leicht erkennbare Metall, besitzt die in diesem Falle wichtige Eigenschaft, beim Liegen an der Luft und besonders bei Berührung mit sauren, schleimigen oder fetten Substanzen matt zu werden und sich mit einem grünen Häutchen zu bedecken. Dieses grüne Häutchen, im alltäglichen Leben Grünspan genannt, besteht aus wasserhaltigem kohlensaurem Kupferoxyd, und bildet sich, indem das Kupfer Sauerstoff, Wasser und Kohlensäure aus der Luft anzieht. Es löst sich sehr leicht in allen Speisen auf und theilt denselben giftige Wirkungen mit. Die Kochgeschirre von Kupfer empfehlen sich allerdings durch ihre Solidität, sind auch schon seit uralten Zeiten gebräuchlich und waren noch zu Anfang dieses Jahrhunderts der Stolz der Hausfrauen, indem sie als die Zierde einer Küche betrachtet wurden. Sie sind aber, wie aus Obigem hervorgeht, sehr gefährlich und geben stets, selbst wenn sie vorher ganz blank gescheuert worden, etwas Kupfer an die Speisen ab. Werden nun täglich solche Speisen genossen, so sammelt sich das Kupfer in immer größerer Menge in dem Körper an, und wenn auch anfangs keine üblen Folgen verspürt wurden, so macht doch dieses giftige Metall mit der Zeit seine Wirkung geltend und stört zunächst die Vorgänge der Verdauung; dann kommen aber plötzlich heftige Krankheitserscheinungen zum Vorschein, die meistens den Tod herbeiführen oder wenigstens nur in einzelnen Fällen ganz beseitigt werden können. Diese Erscheinungen sind zunächst: heftiger anhaltender Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Neigung zum Brechen; sie steigern sich, und es treten immer heftiger werdende Magen- und Leibschmerzen, stetes Uebelbefinden, Erbrechen, Krämpfe und fieberhafter Zustand auf. Das Gesicht wird fahl, der Körper magert zusehends ab, und erst im elendesten Zustande befreit der Tod sein unglückliches Opfer von den großen Leiden der Kupfervergiftung. Wohl hat man empfohlen und gebeten, alles zum Hausgebrauche bestimmte Kupfergeräthe mit einer dünnen Lage von reinem Zinn zu bedecken (zu verzinnen), und es läßt sich nicht läugnen, daß selbst sehr saure und fette Speisen in gut verzinntem Kupfergeschirr gekocht werden können, ohne nur eine Spur von Kupfer aufzulösen; allein oftmals ist die Verzinnung nicht vollständig, besonders bei alten Kupferpfannen, die viele Beulen haben; auch nutzt sich dieselbe sehr schnell ab, wird dann gewöhnlich nicht gleich oder gar nicht wieder erneuert, und so sind die erwähnten Uebelstände immer nicht dadurch gehoben. Das Kupfergeschirr ist zwar in der neueren Zeit aus vielen Küchen ganz verschwunden; doch fehlt es namentlich auf dem Lande und in kleineren Städten, von welchen wir viele nahmhaft machen könnten, nur in wenigen Küchen, und wir finden in diesen besonders größere, gewöhnlich geerbte Kessel von Kupfer, an deren innerer Fläche meist nur Spuren von Zinn,

dagegen um so dickere Grünspanhäutchen sitzen, und doch werden solche Kessel mit unglaublicher Sorglosigkeit zum Einsieden von Pflaumen, Preißelbeeren, Heidelbeeren und anderen sauren Früchten, zum Kochen von Klößen, Fischen u. s. w. benutzt. Die Folgen des öfteren Kupfergenusses sind aber in solchen Familien auch deutlich genug an den blassen kränkelnden Gesichtern der von Krämpfen heimgesuchten Leute zu erkennen. Das Kupfer sollte daher aus jeder Küche entfernt werden, und es ist in der That vollständig entbehrlich.

Dasselbe gilt auch vom Messing, welches durch Zusammenschmelzen von Kupfer und Zink dargestellt wird, und aus welchem ebenfalls zuweilen Kochgeschirre verfertigt werden. Namentlich finden wir aber in den Küchen messingene Mörser. Das Messing bedeckt sich viel langsamer mit einem Grünspanhäutchen als das Kupfer, muß aber doch mit Vorsicht benutzt, und messingene Mörser müssen vor dem Gebrauche stets sorgfältig ausgewischt und gereinigt werden.

b. Eisengeschirr.

Von allen Metallen, deren Preis überhaupt die Anwendung als Material zu Kochgeschirren gestattet (Gold, Platin oder Silber würden sich am Besten eignen, sind aber für den gewöhnlichen Hausgebrauch zu theuer), ist das Eisen das brauchbarste und unschädlichste. Dasselbe zieht zwar noch viel leichter und rascher als das Kupfer, Sauerstoff und Wasser aus der Luft an und bedeckt sich an seiner Oberfläche mit einer immer dicker werdenden Kruste von wasserhaltigem Eisenoxyd, sogenanntem Rost, welcher sich ebenfalls leicht in den verschiedenen Speisen auflöst. Allein durch einen geringen Eisengehalt werden die Speisen durchaus nicht vergiftet, sondern sind der Gesundheit eher zuträglich als schädlich, da das Eisen zu den unentbehrlichen Bestandtheilen des menschlichen Körpers gehört. Dennoch können die Kochgeschirre aus reinem Eisen nur in einzelnen Fällen gebraucht werden; denn wollte man z. B. saure Früchte oder andere saure Speisen in denselben zubereiten, so würde so viel Eisen aufgelöst, daß die Speise dadurch einen schlechten Geschmack erhalten und das Geschirr sehr bald durchlöchert würde. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, hat man anstatt reinem Eisen, verzinntes Eisen oder Weißblech zu Kochgeschirren benutzt, oder man hat die innere Fläche der eisernen Pfannen und Töpfe mit einer Emaille und Glasur überzogen. Wir finden daher in den Küchen hauptsächlich drei Arten von Eisengeschirr, nämlich Geschirr aus gewöhnlichem Schwarzblech, glasirtes Eisengeschirr und Weißblechgeschirr.

1. Schwarzblechgeschirr wird aus reinem, zu mehr oder weniger dünnen Platten ausgewalztem Schwarzblech verfertigt und eignet sich ganz vorzüglich zum Braten von Fleisch oder anderen Nahrungsmitteln in Butter oder anderen Fetten. Es kann nie zur Vergiftung der Speisen Veranlassung geben und bleibt, da es aus reinem gewalztem Eisen besteht, sehr lange brauchbar, nur darf man nichts sehr Saures darin kochen; auch nichts sehr Salziges darin aufbewahren, und wenn man es wäscht, muß es immer sehr gut abgetrocknet werden. Versäumt man dieses, so rostet es sehr schnell und bekommt Löcher.

2. Glasirtes oder emaillirtes Eisengeschirr besteht entweder aus emaillirtem Schwarzblech und ist dann viel dünner und leichter; oder — und zwar gewöhnlich — nur aus emaillirtem und glasirtem Gußeisen, ist aber dann viel dicker, plumper und schwerer. Dieses Geschirr eignet sich zur Zubereitung aller Speisen, ist daher ganz unentbehrlich geworden, kann aber unter Umständen, die wir gleich näher bezeichnen wollen, zu Vergiftungen Veranlassung geben. Man fabricirt es jetzt in allen Ländern und zwar im Allgemeinen auf folgende Weise. Die gegossenen Waaren, welche aus einem ziemlich porösen, schwammigen Eisen (das sich in Säuren viel leichter auflöst, als das festere, dichtere Eisen des Schwarzbleches) bestehen, werden erst mit etwas verdünnter Schwefelsäure (sogenanntem gewässertem Vitriolöl) angebeizt, das heißt auf ihrer innern Fläche damit befeuchtet, dann mit kaltem Wasser abgespült, mit der feuchten Emailmasse gleichmäßig bestrichen, noch feucht mit der fein gepulverten Glasurmasse bestäubt und dann in einem Ofen einer starken Glühhitze ausgesetzt, damit so die Email- und Glasurmasse gleichmäßig festschmelzen. Die Emailmasse stellt man dar, indem man erst Kieselsteinpulver und Borax zusammenschmilzt, die geschmolzene Masse dann sehr fein mahlt, auf das Innigste mit eisenfreiem, feinem Thon und etwas gemahlenem Feldspath vermengt und befeuchtet. Die Glasurmasse besteht gewöhnlich aus Feldspath (einem in der Natur sehr häufig vorkommenden Mineral), Soda, Borax und etwas Zinnoxyd; da sie aber durch Zusatz von bleihaltigen Substanzen, besonders von Bleiglätte, Bleiglanz oder Mennige leichter schmelzbar und weniger spröde wird, so werden ihr diese Körper leider sehr häufig beigemengt. Ein Zusatz von bleihaltigen Substanzen zur Glasur dieser Geschirre sollte, da er nicht unumgänglich nothwendig ist, auf das Strengste verboten werden, indem gerade dadurch das sonst ganz unschädliche emaillirte Eisengeschirr giftige Bestandtheile erhält, die sich in den Speisen auflösen können. Da auch das Töpfergeschirr gewöhnlich mit einer bleihaltigen Glasur überzogen wird, so wollen wir bei diesem über die Bleivergiftung und über die Art und Weise, wie solche Geschirre geprüft werden können, näher sprechen. Das emaillirte Eisengeschirr ist, wenn die Emaille und die auf der Emaille liegende Glasur gut eingebrannt und frei von Blei ist, nicht nur ganz unschädlich, so daß die Speisen selbst Tage lang darin aufbewahrt werden können, sondern auch sehr dauerhaft; nur ist es nothwendig, daß die Töpfe beim Kochen möglichst mit der Speise angefüllt werden, da sonst durch eine ungleiche Erhitzung leicht einzelne Theile der Glasur abspringen; ebenso dürfen die letzten Speisereste nicht allzu heftig mit Blechlöffeln ausgekratzt werden, weil dadurch die Glasur leicht beschädigt werden kann. Hat aber ein solches Geschirr seine Glasur verloren, dann wird es schneller unbrauchbar, als das Schwarzblechgeschirr, und die darin zubereiteten Speisen nehmen einen schlechten Geschmack an.

3. Weißblechgeschirr wird hauptsächlich von den Klempnern verfertigt. Das Weißblech besteht aus einem mehr oder weniger dicken, ganz glatten Eisenbleche, das durch Eintauchen in reines geschmolzenes Zinn auf beiden Seiten mit einer Lage von Zinn überzogen worden ist, einen lebhaften Glanz besitzt und seiner weißen Farbe wegen Weißblech genannt wird. Es wird seltener zum Kochen, gewöhnlich nur zum Dämpfen oder Backen benutzt, und wir finden daher in den Küchen meistens nur kleinere Geräthschaften, kleine Töpfchen, Kessel, Schüsseln u. s. w. davon. Das Weißblech hält nämlich keine sehr hohe Temperatur aus, da das Zinn ein sehr leicht schmelzbares Metall ist, und bei öfterem Gebrauche allmälig vom Eisen abschmilzt. Aus demselben Grunde kann man auch keine nur aus Zinn bestehenden Kochgeschirre verfertigen, da sie sehr bald zusammenschmelzen würden. Beim Gebrauche des Weißblechgeschirres ist ebenfalls einige Vorsicht nöthig, da man zu seiner Fabrikation oft unreines mit Blei oder Kupfer oder beiden Metallen vermengtes Zinn anwendet. Durch das Zinn wird allerdings die leichte Auflöslichkeit des Bleies und Kupfers in Speisen so gemindert, daß man diese ohne Gefahr in solchem Geschirr zubereiten, aber unter keinen Umständen, besonders wenn sie sehr salzig, sauer oder fettig sind, darin aufbewahren darf. Zuweilen wird auch Schwarzblechgeschirr oder gußeisernes Geschirr inwendig verzinnt; doch ist auch hier die Anwendung von reinem Zinn nothwendig, und auch hier stellt sich der Uebelstand des leichten Abschmelzens und der raschen Abnutzung der Zinnbekleidung ein, weshalb ein gut und ohne Blei platirtes Eisengeschirr oder das ordinäre Schwarzblechgeschirr jedenfalls den Vorzug verdient.

(Schluß folgt.)

Friedliche Bilder vom Kriegsschauplatze in Kleinasien.

Die Menschheit kam bisher immer in westlicher Richtung vorwärts; aber da sich jetzt in Amerika „deutsche Auswanderungs-Vereine" zur Rückeinwanderung nach dem Osten bilden, und die Franzosen in Konstantinopel eben so bauen und bilden wie in Paris, die türkischen Damen unverschleiert in den neuen pariser Luxusläden erscheinen und Französisch sprechen, da ferner Sebastopol nicht mehr so deutlich den Weg nach Konstantinopel bezeichnet und Engländer und Franzosen der Ehre und des Schadenersatzes wegen

schlechterdings den kranken, von ihnen vollends todt gemachten Mann beerben müssen, so folgt daraus eine Art Umkehr der Civilisation, wenn nicht, nach Gerlach in Berlin, der Wissenschaft. Und so könnten wir es noch erleben, daß die europäischen Auswanderungsströme, statt nach dem Westen der neuen Welt, durch die alten Säulen des Herkules bei Gibraltar hindurch und das Meer der alten Welt, das mittelländische, sich nach dem Osten eine Straße bahnen und auf den Ruinen großer vorchristlicher Reiche und der Türkei Dampfpflüge und Maschinen treiben. Seltsame, aber mindestens romantischere Idee, als die, unter die Yankees und Know-nothinger zu gehen, die historische Erde aufzupflügen und zu kultiviren, welche die fruchtbar gewordenen Gebeine des Hektor, der schönen Helena, des Paris, der trojanischen Helden birgt, wo die Gärten der Semiramis hingen, über welche Vater Abraham auswanderte, von wo die Engländer der ältesten Kultur, die Phönizier, den Welthandel beherrschten, zweimal assyrische Reiche blühten, dann babylonische und medische und medo-babylonische, über alle diese hinweg das stolze Perser-Reich mit seinem Cyrus, seinem Darius, der über drei Welttheile herrschte, seinem Xerxes u. s. w., bis die Ormuzd- und Ahriman-Herrlichkeit an griechischer Schönheit und Tapferkeit brach, die historische Erde, über welche hierauf der macedonische Alexander erobernd bis Indien drang, auf der die macedonische Zwangseinheit in eine Menge kleinasiatischer Staaten zerfiel, bis das arabische Schwert des Propheten aus der sternenklaren, nächtlichen Wüste darüber hinwegstürmte und der Halbmond der Chalifen schreckenerregend für die ganze christliche Welt vom Ganges bis zur Donau und Wien leuchtete, dieselbe Erde, welche das Blut und die Gebeine von Millionen abendländischer Kreuzzügler in sich aufnahm, die Schädelstätte von hundert über einander hingesunkener Völker und Reiche. Diese seit Jahrtausenden über einander gehäufte Verwesung geht jetzt als schüttelndes Fieber durch die traurige, spärliche Bevölkerung der modernen Gläubigen Muhamed's, da kein Pflug, keine Industrie, keine Kultur diese fruchtbar gewordene Auflösung von hundert Reichen und Völkern zu benutzen, zu befriedigen weiß. Diese Erde, so gedüngt und getränkt, will und muß blühenden Weizen treiben, Meere goldener Halme tragen, und eine dichte, rührige Bevölkerung spielend und freudig ernähren. Da sie dies nicht kann, sendet sie ihre schwellenden Fruchttriebe rächend als Würgengel und Heere von Fiebern und Pestilenz durch die historisch verfluchte Türkei.

„Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, da ist Wüste und Hauch des Todes," rief mir neulich ein Mann zu, der Jahre lang durch die europäische und asiatische Türkei reiste, unter den Cedern von Libanon saß und die Gastfreundschaft der Drusen genoß. „Nur Unverstand und Heuchelei sprechen von einer Aufrechterhaltung des Türkenthums als Staat. Ich hasse, ich verabscheue die Alliirten, besonders die Engländer, weil sie unter diesem Wahne, unter dieser heuchlerischen Firma sowohl für die Türkei als die Civilisation zu kämpfen vorgeben. Sie kämpfen einzig und allein, weil sie fürchten, daß sie bei der Erbschaft zu kurz kommen könnten. Und dies wäre ganz gut, wenn sie nur ehrlich und offen in diesem Sinne handelten und sprächen. Je mehr sie sich bei der Theilung des türkischen Leichnams gegen Rußland sichern, desto lieber soll's mir sein, denn die Herrschaft des Türkenthums und des Muhamedanismus ist eine Pest, eine Schande für die Menschheit geworden. Mögen sie glauben, was sie wollen, sich Weiber kaufen, so viel sie bezahlen können, rauchen und Kaffeesatz dazu essen vom Morgen bis zum Abend, aber herrschen sollen sie nicht mehr und so fortfahren, die schönsten Theile der Erde zu verwildern und in Herbergen wilder Thiere und Menschen, in Giftquellen der Pestilenz und theuern Zeit zu verwandeln."

So sprach er und begründete sein Urtheil noch durch viele Erlebnisse und Totaleindrücke. Seiner Erfahrung, seinem auf die genauesten Studien gegründeten Urtheile glaubte ich um so weniger widersprechen zu dürfen, als ich in ihm (Dr. G. aus Dresden) nicht nur einen scharfsinnigen und vielseitig gebildeten, sondern auch einen edeln Mann kennen gelernt habe, der unabhängig von politischen, nationalen und geographischen Schranken die Menschheit in ihrem Kulturberufe frei und mit Erkenntniß der dabei in Betracht kommenden natürlichen Bedingungen aufzufassen weiß. Uebrigens beschränke ich mich fortan nur auf einige seiner Specialschilderungen. Als Arzt hatte er sich besonders mit dem Studium der physischen und Krankheitserscheinungen in der Türkei abgegeben. Mit seinem eigenthümlichen Humor schilderte er die verschiedenen Arten von kalten und Wechselfiebern, von denen sich die armselige Bevölkerung der asiatischen Türkei ohne Widerstand schütteln und zu Gerippen abnagen läßt. Hoch und Niedrig, Jung und Alt werden Jahr aus Jahr ein mit Heulen und Zähneklappern geplagt. Man tritt in einen langen Bazar und sieht in diesem und jenem Winkel zitternde Haufen und Bündel von Kleidern; es stecken Leute darin, die von der kalten Periode des Fiebers gemißhandelt werden. Man sieht auf und bemerkt einen blassen, hagern Handelsmann mit glühenden Flecken unter den hohlen Augen, der mit zitternden Fingern mühsam seine Waaren einpackt, um mit brennenden Augen und gedörrten Lippen zu Hause den hitzigen Theil des Fiebers wüthen zu lassen. Jeder betrachtet diese Landesplage als ein unangenehmes Geschenk Allah's, dem auf diese Weise im Durchschnitt jeder zweite Tag gehört. Sich dagegen zu wehren, gilt für gottlos. Auch scheint Niemand nur eine Ahnung davon zu haben, was man dagegen thun und anwenden könnte. Außerdem hat fast Jeder seine eigne Philosophie in Bezug auf die Ursachen des Fiebers. Wenn man Aprikosen ißt und dann in die Sonne geht, Wasser trinkt vor dem Ausgehen, oder wohl gar ein Stück Caimac* genießt, sich bethauen läßt, unreife Früchte genießt, in offener Nachtluft schläft — in allen diesen Fällen bekommt man dieses oder jenes Fieber, und da Jeder bald in diesen oder jenen solcher Fälle kommt, weiß er immer genau, aus welchem Grunde ihn Allah schon wieder fieberschütteln läßt.

Quinine-Sulphet (eine Mischung von Schwefel und China) ist ein unfehlbares, specifisches Mittel gegen das kalte Fieber, wodurch sich die gebildeten Europäer fast durchweg frei halten, aber zu kostspielig und auch unbekannt unter den armen, faulen, abergläubischen Eingebornen, über deren Leben, so jämmerlich es auch ist, man sich nur wundern muß. Sie essen unreifes Obst scheffelweise, schlafen im Dampfbade des Nachtthaues offen oder in Häusern, die zum Theil Wind und Wetter ungehindert zulassen, und in so fauler, schmutziger Umgebung und Nachlässigkeit, daß man kaum begreift, wie die, welche noch leben, es angefangen haben, daß sie nicht schon längst alle gestorben sind.

Was man bei uns „wohnen" nennt, kommt bei den gewöhnlichen Türken in Kleinasien gar nicht vor. Fensterscheiben, wo sie nicht zerbrochen sind, liegen blos unbefestigt in Rinnen, so daß Wind und Winter damit nach Herzenslust spielen. Auf dem Lande haben die untern Stockwerke in der Regel nur wenig und die obern gar keine Seitenwände, sondern nur säulengetragene Dächer, so daß jede Witterung vollkommen ungenirt hindurch spazieren kann. Die Etagen über einander sind oft nur durch lose Breter getrennt, so daß man von Oben genau sehen kann, wie die Dienerschaft unten Hühner schlachtet und pflückt und sonst wirthschaftet. Legt man Teppiche, kommt nicht selten ein Wind, der sich den Spaß macht, sich hineinzuwickeln und diesen oder jenen Zipfel umherzupeitschen. Da die Häuser ziemlich alle vier Wochen in Massen von Feuersbrünsten verzehrt werden, baut man sehr leicht und wohlfeil und denkt: 's brennt doch bald auf Allah's Befehl ab. Etwas Holz und Gips, ein paar Säulen und Breter — und das Haus ist wieder fertig. Und zieht man dann „Chambre garni," d. h. in einen ziemlich offenen Verschlag ohne Meubles, muß man ziemlich so viel bezahlen, daß das ganze abgebrannte Haus (denn abbrennen thut's auf jeden Fall sehr bald) davon wieder gebaut werden kann. Kurz, bei uns logiren die Schweine anständiger und gesunder, als in der Türkei die Menschen. In großen Städten kommt dazu, daß man sehr eng und hoch baut und allen Schmutz dazwischen aufhäuft. Unter solchen Verhältnissen ist's blos ein Wunder, daß die Türken überhaupt noch theilweise aus ihren Fiebern und Pestilenzien sich herausschütteln lassen. Die Sommer sind herrlich, die Winter aber ziemlich kalt, so daß die Türken jedes Jahr vier bis fünf Monate ununterbrochen frieren, wie die Hunde, und ihr Vieh jedesmal zur Hälfte erfrieren und verhungern lassen.

Der historisch hundertfach gedüngte Boden treibt im Sommer die üppigste wilde Vegetation, die jeden Herbst niederfault und Fieber und Pestilenz füttert. Kultur, Pflug, Abzugsgräben, Dampfmaschinen, Säe- und Mähemaschinen auf dieser großen, paradiesischen Halbinsel würden aus Fieber, Hunger, Pestilenz und theurer Zeit die Hauptspeisekammer und das Hauptsommervergnügen dreier Welttheile machen. Wollen sehen, was zunächst Omer Pascha mit

* Sehr wohlschmeckender dünner Kuchen aus abgedampfter Sahne.

seinen 70,000 Mann herausschlagen wird oder später die Engländer, denen Napoleon Kleinasien zugedacht haben soll, während er die europäische Türkei behalten würde, Constantinopel soll schon „ein klein Paris" sein und „feine Leute bilden." Der alte große Feldherr Pyrrhus (berühmt durch seine Siege, durch welche er immer mehr verlor als gewann) nannte die Soldaten „seine Schwingen." Sonach und aus folgendem Erlebnisse zu schließen, hat Omer Pascha „keine Flügel." Die Leute haben entsetzliche Furcht vor dem Soldaten-Loose.

„Als ich eines Tages beim Consul saß," erzählt unser Gewährsmann, „heulten eine ganze Heerde Weiber heran, an der Spitze eine Mutter mit ihrem „loosgetroffenen" Sohne, einem etwa 14jährigen, dünnen, siechen Jungen. Sie bat flehentlich, der Consul möchte ihren einzigen, dünnen Sohn in Dienst nehmen (als welcher er frei werden würde von seinem Loose). Allerdings sah er durchaus nicht danach aus, als könnte er als geringste Stütze der Ehre und „„Integrität"" des ottomanischen Reiches verwendet werden. Der schluchzende Junge bekam also eine Art Ehrenposten beim Consul, d. h. als supernumeraires Kindermädchen, und sah fortan sehr glücklich aus, noch glücklicher aber seine Mutter."

Die Soldaten der asiatischen Türkei sehen im Durchschnitt alle sehr ärmlich aus, klein, dünn, schwärzlich, gutmüthig und glücklich, wenn ihnen Niemand etwas thut. Sprößlinge schwächlicher Aeltern, von einer Mutter, die als Sache gekauft ward und nicht als Person gilt, in einer entnervenden Religion, ohne Unterricht in einer faulen Atmosphäre zwischen Wechsel- und kalten Fiebern hindurch aufgewachsen — können diese türkischen Vaterlandsvertheidiger an sich nichts mehr leisten und die Engländer und Franzosen, welche die kleinasiatische Armee dirigiren, sind nicht im Stande, Allen künstliche Männlichkeit einzublasen. Nur durch Zufuhr frischer Kräfte und Säfte wird eine neue Generation möglich und zwar die schönste und intelligenteste. Kinder von Engländern, Deutschen, Franzosen und Italienern und griechischen, türkischen, besonders armenischen Müttern sind schon sprüchwörtlich berühmt wegen ihrer Schönheit und Klugheit. Lustig und spielend, rothwangig und lockenköpfig sprechen sie mit dem Vater Englisch oder Französisch oder Deutsch, mit der Mutter Griechisch oder Armenisch, mit einem Gaste Italienisch, mit dem Dienstmädchen Türkisch. Zwölfjährige Kinder solcher Misch-Aeltern, geläufig in fünf bis sechs Sprachen plaudernd, sind gar nichts Seltenes. An eigentliche Schule oder gar unsern peinlichen Sprachunterricht ist dabei gar nicht zu denken. Wie leicht Kinder Sprachen lernen, davon habe ich das lustigste, lebendigste Beispiel in meiner eigenen fünfjährigen Tochter, die mit uns Deutsch, mit ihren Gespielinnen hier in London Englisch und mit der Französin im Hause Französisch spricht, blos weil sie immer Gelegenheit hatte, diese drei Sprachen zu hören und selbst zu versuchen.

Außer Schönheit, Klugheit, Lebens- und Arbeitslust haben diese neuen Setzlinge aus Europa auch unverwüstlichen Appetit. Ein solcher kleiner Europa-Kleinasiate, bei Tische einmal gefragt, aus welcher von den beiden Schüsseln er mehr haben möchte, antwortete ohne Besinnen: „Mehr aus beiden, bitte!" Guter Appetit giebt gute Nahrung, gute Nahrung Muskel- und Geisteskraft, gute Muskel- und Geisteskraft aber Kultur, blühende Städte und Fluren, volle Scheunen, Produkte und Waaren für Menschheit verbindende Schiffe, im Sommer einen kühlen und im Winter einen warmen Trunk, ohne welchen jede Civilisation sehr trocken werden würde. Trockene Herzen, Köpfe und Kehlen aber sind schrecklich.

Der Sultan beschloß früher einmal, die alte, wundervolle Hauptstadt-Ruine Armeniens, Anni, am Flusse Arpa-tschai (der russisch-türkischen Grenze) wieder zu beleben, aber er fand keine Leute dazu. Die Leute zu neuem Leben auf unzähligen Schichten von Ruinen müssen und werden aus Europa kommen und durch Europäer entstehen.

Ich kann nicht umhin, mit einer Stelle aus dem Briefe eines Engländers zu schließen, der unlängst vom kleinasiatischen Lager aus Anni besuchte.

„Eine ungeheuer ausgedehnte, noch tausendfach stehende, aber menschenlose Stadt, noch doppelt ummauert und umthürmt. Die Trümmerhaufen liegen noch straßenweise. Aus ihnen starren noch unzählige christliche Kirchen und türkische Moscheen in verschiedenen Stadien der Verwitterung und Verwüstung empor, innerhalb nicht selten noch mit Spuren ausgezeichneter Gemälde, Schnitzwerke und Sculpturen. Einige könnten mit wenig Mühe vollständig restaurirt werden. Die Abtheilung Baschi-Boschuks freilich, welche jetzt mit ihren Pferden in den Kirchen logiren, werden es künftigen Restaurateurs schon schwerer machen. Ueber dem Flusse drüben blinkte eine Horde von Kosaken. Als ich durch eins der verwitterten Thore eintrat und während meiner ganzen Irrfahrt durch die ausgestorbene Stadt und etwa fünf Kirchen, begegnete mir keine lebendige Seele. Nichts als entsetzliches Schweigen mit den grimmigsten Gesichtern um mich her, der schauerliche Duft von Hunderttausenden, die hier ihr Blut vergessen im zermalmenden Kampfe zwischen oströmischen, georgischen, armenischen, türkischen und russischen Interessen. Das Volk spricht von ungeheuern Schätzen, die hier vergraben liegen und von Geistern bewacht werden sollen. Einer der größten würde vielleicht die große Menge armenischer Inschriften und Freskogemälde sein. In dem noch zum Theil stehenden Schlosse und einer Palast-Ruine mögen auch goldene Werthe schlummern. Systematische und wissenschaftliche Nachgrabung und Forschung mag eben so lohnend und historisch wichtig werden als Bayard's Schätze aus den Ruinen von Niniveh. Unter der Stadt dehnen sich ungeheuere Katakomben, deren Ende man bisher noch nicht fand. Sie war einst die Hauptstadt des großarmenischen Reiches, das im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt, besonders unter Tigranes, dem Schwiegersohne des Mithridates (des alten Krim-Helden) blühte und eine der größten und schönsten Städte Kleinasiens, so schön und mit so schöner Umgegend, daß sich unzählige gierige Eroberer darum stritten, zuletzt Alp Aslan, der Perserkönig, der sie bei Eroberung der Provinz Erivan zuletzt zerstörte. Erivan mußte 1828 an Rußland abgetreten werden, Anni blieb die Königin unter den todten Städten der Türkei."

Blätter und Blüthen.

Eine Stunde auf dem berliner Leihamt. Mit jenem demüthigen Gefühl, welches uns beschleicht, wenn wir genöthigt sind, profanen Blicken Einsicht in unsere Kasse zu gestatten, trat ich in das Leihamt ein. Schüchtern öffnete ich die Thür und befand mich nun in einem Saal, der durch ein breites Bureau in zwei Hälften getheilt war. Jenseits der Barren befanden sich die Pulte, die Tintenfässer, die Pfandzettel, die Wiegeschaalen und die Beamten der Mitleidigkeit; diesseits derselben stand ein geldbedürftiges Publikum, das meist aus alten Frauen und Kindern bestand und nur durch einzelne männliche Individuen schattirt war. Sie drückten sich sämmtlich an die Barre, auf deren breiter Platte sie ihre Pfänder ausgebreitet hatten. Die Gleichheit, die man hier vermuthen sollte, wo ein gleiches Bedürfniß sie alle herbeiführt, hatte sich jedoch keineswegs hier geltend gemacht, und sowohl von Seiten der Beamten als auch des Publikums wurde denjenigen besondere Achtung gezollt, die mit Pfändern von größerem Werth erschienen waren. Nur unter einer Erfahrung schienen Alle zu leiden, die von dem Beamten in großen und lakonischen Schriftzügen Ausdruck gefunden hatte; denn an der Wand hing jene liebenswürdige Pappтafel mit den Worten: „Vor Taschendieben wird gewarnt." Wie dankbar war ich jenen Beamten, die mich auf solche Weise darauf aufmerksam machten, nach meinen Taschen zu fassen, in welchen sich zu meiner Beruhigung Nichts befand, was den Instinkt der Taschendiebe auf mich lenken konnte.

Ich legte mein bescheidenes Pfand neben den seidenen Mantel einer in tiefer Trauer gekleideten, sehr hübschen jungen Frau und dem kleinen Wäschebündel eines alten Mütterchens, die liebevoll mein respektables Kleidungsstück betrachtete und seufzend versicherte, daß das Leihamt fast gar Nichts mehr auf die Pfänder leihe. Am Ende, seitwärts von mir, standen mehrere Glückliche, die noch Goldsachen besaßen und der Reihe nach dem kleinen dicken Taxator für ihre Gegenstände Mittheilungen machten, die ihn von dem nur denkbar höchsten Werth derselben überzeugen sollten und die in lächelnde Entrüstung geriethen, wenn er ihnen versicherte, daß das Pfand nicht so viel werth sei. Sie legten sich dann auf Bitten und betheuerten, daß sie den Gegenstand bald wieder abholen würden — umsonst, der kleine Mann zuckt mit den Achseln und die Pfandgeber fügen sich schließlich in das Unvermeidliche.

In London haben die Leihhäuser eine sehr gute und auf Schonung des peinlichen Gefühls der Armen berechnete Einrichtung, indem sie in zehn bis zwölf kleine und abgeschlossene Zellen eingetheilt sind, die jede ihre besondere Thür vom Flur aus haben und es unmöglich machen, daß Einer den Andern sehen kann. Eine so zuvorkommende Artigkeit ist in Berlin nicht, und bei jedem Oeffnen der Thüre verbirgt ein großer Theil sein Gesicht, bis er sich versichert hat, daß kein ihm Bekannter demselben Schicksale erlegen sei.

Der Beamte, der hier die Wäsche und Kleidungsstücke taxirt, unter-

sucht mit Virtuosität alle ihm dargereichten Pfänder, und vertraut mit den Geheimnissen der versteckteften Damengarderobe, kennt er auch die Schwächen und Gebrechen derselben, wo sie zuerst zum Vorschein zu kommen pflegen. Er weiß, wie oft ein Kattunkleid schon gewaschen, ein seidenes Kleid schon den Strapatzen und handschuhlosen Händen eines Galans ausgesetzt gewesen, und entdeckt mit seiner Kunst die dünnen Stellen an einem Unterrock, die sonst keinem Sterblichen so deutlich zu sehen erlaubt wurden. Die Paletots und Röcke, die Beinkleider und Mäntel sezirt er mit anatomischer Schneiderkenntniß und führt Einem — auch ich litt darunter — oft die Fadenscheinigkeit, ja selbst Offenherzigkeit eines theuren Möbels vor Augen, welches wir noch für treu und diskret hielten; aber ein kluger Mann muß nie Häuser auf Tugenden bauen, am Allerwenigsten bei — Kleidungsstücken.

Meine trauernde Nachbarin hörte seufzend den Preis, der ihr auf den seidenen Mantel geboten wurde und nickte resignirt mit dem Kopfe; auch ich seufzte, am Meisten über den elenden Rock, der sich trotz meiner Anstrengung nicht in dem Zustande tadelloser Gediegenheit befand, obgleich ich ihn noch dem Schneider zum Aufbügeln gegeben. Aber unglücklicher erging es dem alten Mütterchen, deren bescheidenes Wäschebündel in den Augen des Taxators hartherzig ohne Werth blieb, und die Arme, die das Beste und Werthvollste ihrer Wirthschaft zusammengesucht, um durch wenige Groschen vielleicht den Hunger ihrer Kinder zu stillen, sie ging gedrückt und mit sichtlichem Widerstreben von dannen, ohne die Wohlthaten des Instituts noch in Anspruch nehmen zu können und mit der fester gewurzelten Meinung, daß das Leihamt Nichts mehr auf Pfänder leihe.

Während dessen die Beamten sich beschäftigten, auch das jetzt in meinen Augen gesunkene Kleidungsstück unter die Insassen des Hauses aufzunehmen, sah ich den Beamten immer weiter schreiten und Wäsche, Kleider, Kessel und Tuchsachen in dem Hintergrunde verschwinden, wo ein Beamter von Zeit zu Zeit erschien, um die ferner nur noch nach Nummern gekannten Pfänder in die Gefängnisse zu bringen, wohin sie hartherzige Mütter und Väter ohne Bedauern geschickt. Endlich erhielt jene trauernde Dame ihr Geld, und auch mein bescheidener Name erklang. Stillvergnügt steckte ich das Geld in meine Tasche, die ich mißtrauisch festhielt, hauptsächlich weil ich ihr den ungewohnten Dienst nicht mehr zutraute, Thalerstücke zu tragen.

Als ich unten auf den Hausflur kam, stand jene junge Dame vor einem unangenehmen Mann mit Stock und Blechschild, dem sie das Geld gab.

„Was?“ rief der Executor, „da fehlt noch ein Thaler.“

Die Dame bat flehentlich, sich denselben morgen zu holen, da sie nicht mehr auf ihren Mantel erhalten hatte. Der Executor sah sie forschend an und versprach bis morgen zu warten.

Das schöne trauernde Antlitz der Dame zog mich an. Ich hatte zwar das Geld nicht übrig, aber ... „Madame,“ sagte ich, „kann ich mit einem kleinen Vorschuß dienen, so befehlen Sie ...“

Fast erschrocken sah mich die Dame an. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie dann mit einem schmerzlichen Lächeln, „es wird nicht nöthig sein. Mein Emil ruht nunmehr schuldenfrei im Grabe — und der Sargfabrikant wird mit dem letzten Thaler wohl auch noch einige Tage warten. Und mich wird Gott doch nicht ganz verlassen.“

Sie verneigte sich still und ging. Ich sah ihr lange nach. Die Aufopferung der jungen, schönen Frau für den todten Gatten hatte etwas ungemein Rührendes, besonders in Berlin.

Alexander Dumas' Stammbaum. Ein adelsstolzer Fremder, wüthend über den Ruhm und das Geld, welches A. Dumas genießt, ließ sich zu ihm einführen, um ihn zu demüthigen, und fing an zu fragen:

„Sie sind ein Quadroon, Monsieur Dumas?“

„Ganz richtig, denn mein Vater war ein Mulatte.“

„Also war Ihr Vater wirklich ein Mulatte? Also war Ihr Großvater —“

„Ein Neger, mein Herr, versteht sich, ein Neger.“

„Und Ihr Urgroßvater, wenn ich fragen darf?“

„War ein Affe, mein Herr! Mein Stammbaum beginnt, wo der Ihrige endet, Monsieur!“

Der Amerikaner in Gesellschaft. Ein europäischer Reisender erklärte, daß nichts interessanter sei in Amerika, als die Stellungen und Attituden der Herren in Gesellschaft zu studiren. Jede Attitude ist ein gymnastisches Kunststück, eine Reihenfolge der phantastischsten Stellungen. Das üblichste Kunststück ist, die Beine auf den Kaminsims zu legen oder gegen eine Ofenröhre, aber allemal höher, als der Kopf. Auf einem Mississippi-Dampfer hatte er Gelegenheit, wahrhafte Wunderkünste von Attituden zu beobachten. Angezogen von den „schollernden“ und „pickernden“ Tönen eines Piano's in einer Damen-Kajüte, stolperten eine große Menge Herren direkt hinein, wo eine äußerst magere, dünne Dame mit einer äußerst heiseren und rissigen Stimme versuchte, „Heil Columbia“ zu singen. Vier Herren bemächtigten sich sofort der Säule, welche in der Mitte die Decke stützte, und stämmten ihre acht Beine, mehrere Zoll hoch über ihren Köpfen, gegen dieselbe, so daß die Köpfe an den Stuhllehnen einsanken. Ein anderer Herr setzte sich neben die Sängerin und legte seine langen Beine quer über das Piano, so daß die Sängerin schwärmerisch auf dessen Stiefelsohlen blicken konnte. Ein Sechster lag auf dem Sopha, die Beine über die Lehne geschlagen und außerhalb damit bis unter die Nase der Sängerin baumelnd. Der Siebente war der Held Aller. Er stellte seinen Stuhl gegen die Wand, machte den Sitz zum Fußschemel und nahm auf der schmalen Lehne Platz, sich mit Lebensgefahr an der Wand balancirend. Ein Achter, der erst gar keinen Platz für seine Beine finden konnte, als den Boden unten, legte sie endlich auf die Schultern des Herrn, der seine Spazierhölzer über das Piano gestreckt hatte, ohne dem geringsten Widerstand zu begegnen. So wie die Dame aufhörte zu singen, begannen alle Herren zusammen einen wahren Höllenlärm von Beifall, indem sie mit Fäusten und Stöcken überall aufschlugen, wo ein Ton zu erwarten war. Dabei fiel der Herr von der scharfen Kante seiner Stuhllehne, ohne sich deshalb weiter zu geniren oder Gelächter zu erregen. Er rasste sich auf und trommelte sogleich auf's Neue enthusiastischen Beifall. Noch feinere Herren holen in Gesellschaft gar ihre Schnippelmesser heraus und splittern von Meubles und sonstigem zugänglichen Holz kleine Späne ab, die sie dann in kleinern Splittern überall in der Stube umherspringen lassen. Die Damen seiner Haushaltungen setzen, um die Gefahr abzulenken, jeder Gesellschaft verschiedene Stücke von Holz und Spänen vor, aus denen sich dann die Herren bedienen, weil sie vermuthen, daß darin ein Wink durch die Blume liege, man solle nichts von Mahagoni-Meubles abschnippeln.

Die australische Industrie-Ausstellung in Melbourne. In Deutschland, England und Frankreich mit tausendjähriger Entwickelung von materieller und ideeller Kultur sind die Industrie-Ausstellungen natürliche Blüthen und Ergebnisse dieses Wachsthums. Die Ausstellung aller Völker in London bezeichnete diese neue Epoche, während die in Paris als Gegensatz zu Napoleon und dem Kriege zugleich eine politische Färbung angenommen hat. Auch die Ausstellung in New-York war natürlich. Man hatte es dort in 70 Jahren weiter gebracht, als wir in einem Jahrtausend. Aber eine Ausstellung der Art in Australien, das vor ein paar Menschenaltern noch gar nicht entdeckt und dann lange eine Ablagerungsstätte für englische Verbrecher war, erscheint wie ein Wunder, wie eine Treibhauspflanze. Freilich hat die Entdeckung unerschöpflicher Goldlager dort eine Entwickelung hervorgerufen, die an Energie, Kraft und Wachsthum Amerika bei Weitem überholen zu wollen scheint. Die ganz Europa bei Weitem übertreffende Landmasse, vor funfzig Jahren noch Wildniß und Wüste, bedeckt sich ringsum mit Städten und dicht kultivirten Strecken in solcher Eile und Masse, daß man kaum so geschwind zählen kann. Wer hörte nicht schon von den rasch emporgesprungenen Hauptstädten Melbourne, Sydney, Adelaide?

Die beiden ersteren besonders machen die heroischsten Anstrengungen, sich als Concurrenten und Rivale um den ersten Rang gegenseitig in Anziehungskraft und Vortheilen der Kultur zu übertreffen. Dieser Rivalität verdankt Australien seine erste Industrie-Ausstellung in Melbourne, wie sie jetzt gebaut und vorbereitet wird.

Melbourne hat viel gegen natürliche Hindernisse commerziellen Gedeihens zu kämpfen. Es liegt am nördlichen Ufer des Flusses Yarra-Yarra im Hinterkopfe Australiens, in sofern das Ganze wie ein ziemlich ungestalteter Kopf mit der spitzen Nase, der gegen Asien herauf gerichteten Carpentaria-Bay aufgefaßt wird, eine Verdeutlichung, durch welche das Studium elementarischer Geographie sehr erleichtert werden kann. Der Fluß ist unbedeutend und der ganze Zugang vom Meere her nur leichten und seicht gehenden Schiffen möglich, so daß die mit großen Seeschiffen ankommenden Waaren und Menschen durch Boote und Gauner für schwere Kosten und unter mancherlei Prellereien erst in die Stadt geschafft werden müssen. Dazu kam bisher in der Stadt selbst gänzlicher Wassermangel, so daß die Wasserträger aus der Ferne allen Bedarf herbeischaffen müssen und sich ein Faß von vier Eimern mit fünf und zuweilen gar mit zehn Schillingen (über drei Thaler) bezahlen ließen. Nachdem man nun angefangen, Wasser zu graben, dachte man auch an Pflasterung und Drainirung der Straßen, in denen man nach heftigem Regen mit Kähnen fuhr und dann oft nur mit großen Wasserstiefeln gehen konnte. Dabei gab es keine Straßenbeleuchtung, so daß Raub und Mord während der Nacht durch die Straßen herrschten.

Seitdem nun aber die Rivalität mit Sidney begonnen, giebt es Wasser, Gascompagnien, Straßenpflaster, Polizei, Gerechtigkeit, Luxus, Ehrgeiz, Communalsinn, Bildungsanstalten (Gymnasium, Universität ꝛc.) und eine grandiose Industrie-Ausstellung im Werden. Für dergleichen Tempel haben Glas und Eisen durch den londoner Krystall-Palast so sehr die Weihe bekommen, daß man nirgends mehr solche Bauten ausführt, ohne diese Materialien in der modernen Weise zu Grunde zu legen. Das Ausstellungs-Gebäude in Melbourne ist ein verjüngter Sohn des londoner, kürzer und kleiner, und deshalb proportionirter und architektonisch schöner, namentlich in dem großen Transepte oder Dachbogen.

Solch ein Unternehmen führt man in einem Lande aus, das vor drei Jahrhunderten zum ersten Male als Fabel auftauchte und Kapitain Cook erst vor achtzig Jahren (1770) wirklich entdeckte.

Australien wird vielleicht das Europa der Zukunft und der antipodischen Halbkugel, welche unsere bald mit Füßen treten wird, wenn wir nicht eben so viel neue Welt einführen, als wir alte durch Auswanderung verlieren.

Näheres über die weit entlegene Ausstellung vielleicht bei einer späteren, passenden Gelegenheit.

Im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig erschien:

Gedichte von Ludwig Storch.

Ludwig Storch, der bekannte Verfasser des „Freiknechts“, des „deutschen Leinewebers“ und vieler anderer trefflicher Romane, bietet hier zum ersten Male eine Sammlung seiner Gedichte. Viele davon sind bereits Volkslieder geworden, andere in Musik gesetzt, alle aber tragen den Stempel der göttlichen Poesie an sich und werden, wie der Verfasser selbst, durch ganz Deutschland Verehrer und Freunde in Menge finden.

Bei der elegantesten Ausstattung ist der Preis für 24 Bogen nur auf 1 Thlr. 6 Ngr. (2 fl. Conv.-Mze.), prächtig gebunden auf 1 Thlr. 15 Ngr. (2 fl. 20 Xr.) gesetzt.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben unserem Ferdinand Stolle.

Erscheint jede Woche 1 Nummer. Preis des Vierteljahrgangs mit Illustrirter Unterhaltungsbeilage 1 Mk. 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die Stadt Gregorsdorf.

Skizze von Hermann Heiberg.

(Fortsetzung.)

Der Bürgermeister Hans Jakob Gregor, der Sohn des Gründers der Stadt, hatte sich in seinem Amtszimmer niedergelassen, um die Eingänge des Tages zu durchsehen. Es war ein großer, hoher Raum, dessen Wände mit Aktenschränken bedeckt waren, und in dem ein Schreibtisch, ein Lehnstuhl und ein Sopha die einzigen Möbelstücke bildeten.

Der Bürgermeister hatte sich in den Lehnstuhl geworfen und las mit finsterer Miene einen Brief, der ihm soeben überbracht worden war.

Es war ein langes Schreiben, das er endlich beendigt hatte.

Er ließ es sinken und starrte vor sich hin.

Dann sprang er auf und begann, mit großen Schritten das Zimmer zu durchmessen.

Er war ein großer, kräftiger Mann, dessen Gesichtsfarbe jetzt dunkelrot war.

Endlich blieb er vor dem Fenster stehen, das auf den Marktplatz hinausging, und trommelte mit den Fingern auf die Scheiben.

Da sah er, wie ein Reiter in den Platz einbog und sein Pferd vor dem Rathhause anhielt.

Er erkannte den Ankömmling sofort.

Es war der Bote, der ihm das Schreiben überbracht hatte.

Er wandte sich vom Fenster ab und ging nach der Thür, die in das Vorzimmer führte.

Dort saß ein Schreiber, der sich bei seinem Eintritt erhob.

„Ist der Bote noch da?“ fragte der Bürgermeister.

„Jawohl, Herr Bürgermeister.“

„Er soll sofort wieder aufsitzen und zurückreiten. Ich habe keine Antwort.“

Der Schreiber verneigte sich und ging.

Der Bürgermeister kehrte an das Fenster zurück.

Er sah, wie der Bote sich wieder in den Sattel schwang und davonsprengte.

Dann ging er wieder an seinen Schreibtisch und setzte sich.

Er nahm den Brief, las ihn noch einmal durch und zerriß ihn in kleine Stücke.

Dann stand er wieder auf und ging nach der Thür, die in das Vorzimmer führte.

„Ist Herr Gregor noch da?“ fragte er den Schreiber.

„Jawohl, Herr Bürgermeister.“

„Er soll sofort zu mir kommen.“

Der Schreiber verneigte sich und ging.

Der Bürgermeister kehrte an das Fenster zurück.

Er sah, wie sein Vetter, der Kaufmann Gregor, das Rathhaus betrat

„J, wen bringt er uns denn da mit?“ fragte die Frau Oberamtmann, mit dem Gaste an das Fenster tretend.

Es war ein Bekannter aus früherer Zeit, der hier in dem benachbarten Ballenstedt von seinem Gelde lebte, ein reicher Kapitalist ohne bestimmte Beschäftigung, der aber dafür ein wahres Conversationslexikon über alle Verhältnisse der Gegend war, die er in seinen unbeschränkten Mußestunden schon Jahre lang gründlich studirt hatte. Oberamtmann Siebeling war heut in Ballenstedt Geschäfte halber gewesen und hatte den alten Bekannten aufgesucht, der seine Einladung gleich auf denselben Tag gefaßt und angenommen hatte.

Dießbach erkannte ihn auf den ersten Blick; wer hätte sechs Meilen und mehr in der Runde Herrn Egelmann nicht gekannt? Daß er gerade heut und hier mit ihm zusammen treffen mußte, war ihm unangenehm, doch verrieth er das nicht, sondern nannte den Frauen, die ihn Beide nicht kannten, seinen Namen.

„Egelmann? Deine Pathe, Agnes!“ rief die Mutter. „Ja, Herr Baron, das ist ein alter Freund meines Mannes, den er auf viele Meilen weit zu Gevatter gebeten hatte, als dies kleine Wurm getauft wurde — er konnte nicht kommen, steht aber mit im Kirchenbuche — verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ich meine Schuldigkeit als Wirthin thue —“

„Ich werde Sie begleiten,“ sagte Dießbach. — Agnes blieb zurück.

„O!“ brummte der Oberamtmann halblaut noch auf dem Wagen zu seinem Freunde, als er hinter seiner Frau die auffallende, ihm fremde Gestalt erblickte. „Wen haben wir denn hier?“

„Stille!“ raunte ihm Egelmann zu. „Das ist der Herr von Dießbach von der Rinkenburg. Kennst Du ihn noch nicht und seine Frau Mutter? Da kann ich Dir Geschichten erzählen!“

Sie stiegen aus und der Oberamtmann begrüßte Dießbach mit jener ungezwungenen Offenheit, welche Landbewohnern eigen ist und etwas Wohlthuendes hat; er war ein praktischer Mann von wenig Formen, das bemerkte Dießbach gleich nach den ersten Worten, durch welche er sein Hiersein erklärte.

„Mit mir über eine Angelegenheit sprechen?“ erwiederte Siebeling. „Kommen Sie. Keine Umstände. Geniren muß man sich auf dem Lande nicht. Lache nur, Du alter Komplimentarius!“ wandte er sich an seinen Freund Egelmann, der bis jetzt vergebens gesucht hatte, seine Verbeugung bei Dießbach anzubringen, und in diesem mißglückten halben Versuchen unendlich komisch aussah.

Jetzt schien Dießbach den langen, spitzköpfigen Mann erst zu bemerken. „Ah, Herr Egelmann!“ sagte er mit frostiger Vornehmheit, während er gegen Siebeling frank und zuvorkommend gewesen war.

„Gehorsamster Diener, mein Herr von Dießbach!“ verneigte sich nun Egelmann. „Wohl auf? Und auch die Frau Mutter, wenn ich mir unterthänigste Nachfrage erlauben darf? Der Herr Bruder sind auch hier, ich habe ihn neulich gesehen, als er durch Ballenstedt ritt, um unserm gnädigen Herzog die Aufwartung zu machen. Roth und goldene Schnüre und die prachtvolle, von Gold starrende Zipfelschabracke mit dem Stern, und die schöne Pelzmütze — alle Fenster wurden aufgerissen und die Mädchen hätten Sie hören sollen: schlank wie eine Tanne gewachsen —“ hier erschrak der höfliche Mann und biß sich auf die Lippe, denn konnte das der verwachsene Bruder nicht für eine malitiöse Anspielung auf seine eigene unglückliche Figur halten?

„Wir glauben's Dir!“ sagte Siebeling. „Die Mädchen sind auf buntes Tuch wie toll. Kommen Sie, Herr von Dießbach — Sie haben mit mir zu reden. Nimm meinen alten Egelmann unter Deine Flügel, Frau, bring' ihn zu Agnes, daß sie ihren Pathen kennen lernt!“ Er reichte Dießbach seine große, wetterbraune Hand, welche nur bei feierlicher Gelegenheit mit Handschuhen beläßtigt wurde und führte ihn in seine eigene Stube, aus welcher ihnen trotz der vielstündigen Abwesenheit des Bewohners noch ein durchdringender Tabacksgeruch entgegen. strömte. Vom Lehnstuhl, der an einem altfränkischen Schreibschranke stand, sprang ein krummbeiniger Dachshund und fuhr den Fremden mit heftigem Gebell an, wurde aber von seinem Herrn mit einem Fußtritt zur Ruhe gebracht und aus der Stube geworfen.

„Setzen Sie sich!“ sagte Siebeling und kehrte den Lehnstuhl nach dem Gaste. „Ohne Umstände! Eine Cigarre gefällig? Es spricht sich besser.“

Dießbach dankte und hatte seinen Entschluß gefaßt. Jetzt, wo dieser Herr Egelmann im Hause war und jedenfalls gleich nach seiner (Kuno's) Entfernung den Inhalt seines Gesprächs mit dem Oberamtmann erfahren mußte, jetzt konnte Dießbach nicht besprechen, was ihn eigentlich hergeführt. Er hatte daher schon einen andern Grund gefunden.

„Sie werden es vielleicht von Ihrem Standpunkte aus nicht begreifen, wie ich zu der Anfrage komme, die ich Ihnen thun will,“ begann er. „Es verlautet in der Gegend, daß die alte Warte hier oben abgetragen, und ihre Quadern anderweitig als Baumaterial benutzt werden sollen. — ist das begründet?“

„Ja wohl, Herr von Dießbach. Es ist genehmigt worden.“

„Auf Ihren Vorschlag, Herr Oberamtmann?“

„Ja. Sie wollten Anfangs nicht recht d'ran, aber endlich sahen sie doch ein, daß es vernünftig ist. Was soll das alte Krähennest oben stehen, das gar keinen Nutzen mehr hat?“

„Sie nehmen die Sache nur von der praktisch-ökonomischen Seite und darin mögen Sie Recht haben. Aber sie hat wohl noch eine andere. Es ist doch von Interesse, Denkmäler der Vorzeit zu erhalten, und abgesehen davon, verliert die ohnehin flache und reizlose Gegend dadurch einen Schmuck, der ihr Charakter verleiht, ein Merkmal, weithin sichtbar, einen Ruhepunkt für das Auge.“

„Einen Schmuck?“ wiederholte Siebeling, der nur das eine Wort herausgriff, da ihm sonst Alles ziemlich unverständlich war. „Nun, ich dächte, das alte viereckige graue Ding wäre häßlich genug.“

„Es würde allen Grundbesitzern, deren Familien schon von Alters her hier ansässig gewesen sind, gewiß sehr schmerzlich sein, wenn dies Monument einer gewaltigen Vorzeit vertilgt würde.“

„Ja, ja, aus einer Zeit der Gewalt mag's sein. Ich habe mir sagen lassen, daß hier oben ein Raubritter gehaust, dessen Nest die Bürger abgebrannt haben — die Warte allein soll stehen geblieben sein. Nun begreife ich aber nicht, Herr von Dießbach, was die jetzigen Grundbesitzer —?“

„Wir verständigen uns nicht, Herr Oberamtmann, wenigstens nicht von der ideellen Seite. Lassen Sie uns die materielle betrachten. Wenn nun die Bausteine, die Ihnen die Warte liefern kann, taxirt würden, und der Adel der Gegend zahlte Ihnen den Betrag?“

Siebeling lachte laut. „Davon ließe sich eher reden. Ich kann freilich nicht glauben, daß sie so — nehmen Sie mir's nicht übel, was ich sagen wollte. Aber wenn Sie so viel Geld übrig haben, daß Sie es um nichts und wieder nichts wegwerfen können, so möchte sich die Sache vielleicht machen.“

„Ich werde mit Ihnen weitere Rücksprache darüber nehmen, sobald ich kann,“ sagte Dießbach aufstehend. „Bis dahin wird hoffentlich das Abtragen noch nicht angefangen werden.“

„O nein, vor nächstem Frühjahre baue ich nicht,“ erwiederte Siebeling.

„Unter Ihrem Vorgänger Stargau war auch schon einmal die Rede davon,“ warf Dießbach hin.

„O der!“ sagte Siebeling. „Der fing viel an und führte nichts aus. Nun hat er die Folgen.“

„Wie so? Wissen Sie etwas von ihm? Es geht ihm wohl schlecht?“ fragte Dießbach, die Handschuhe anziehend, im Tone jener Gleichgültigkeit, die nur fragt, ohne wirklichen Antheil zu fühlen.

„Kann nicht anders sein. Ich weiß gar nichts von ihm, er hat sich wohl ganz aus dem Staube gemacht. Verdenk's ihm nicht; was soll er hier, wo er sonst die erste Violine in der ganzen Gegend gespielt, mit Vieren lang gefahren, ein halb Dutzend Oekonomen hinter sich, wenn er auf's Feld ritt, immer offene Tafel und große Herren bei sich! Und nun ein Bettelmann — die Leute würden ihn nur auslachen.“

„Leben Sie wohl, Herr Oberamtmann. Auf Wiedersehen!“

Der Oberamtmann drückte ihm kräftig die Hand und verhieß ihm seinen baldigen Gegenbesuch.

VI.

Egelmann hatte es kaum erwarten können, bis sein alter Freund zur Familie zurückkehrte, die Eröffnungen, die er über Dießbach's Familienverhältnisse zu machen hatte, drückten ihm fast das Herz ab, doch versparte er sie, weil er gern vor einem vollzähligen Auditorium vortrug, und begnügte sich nur mit allerlei

geheimnißvollen Anspielungen, welche Frau Siebeling vor Neugier zittern ließen. Als nun der Oberamtmann endlich eintrat, hatte der ballenstedter Krösus vorerst einige Vorwürfe zu bestehen.

„Sage mir, machst Du Geschäfte mit dem Manne, oder willst Du sonst Vortheil von ihm ziehen?"

„Wie so? Wie so, Alterchen? Ich habe noch nichts mit ihm gemacht — der sitzt in der Wolle, der braucht nichts."

„Nun, was katzenbuckelst Du denn vor ihm? Du bist Dein eigener Herr, lebst von Deinem Gelde, brauchst keinen Menschen und Niemand hat Dir was zu sagen — und doch machst Du einen krummen Buckel, wie ein Neujahrsgratulant. Schäme Dich, Kerl!"

„Ei, man hat auch Lebensart. Aber es hat noch eine andere Bewandtniß — man muß dem Teufel ein Licht anstecken," setzte er geheimnißvoll hinzu.

„Stecke Dir nur erst eine Pfeife an! Agnes! Das bietet ihm nicht einmal eine Pfeife an — nicht wahr, keinen Tabaksrauch mehr vertragen, seit Du von der hohen Schule gekommen bist? Ich wollte, ich hätte etwas Klügeres gethan als das Mädel in die Pension zu geben!"

„Aber, Mann!" rief Frau Siebeling. „Bildung ist doch die Hauptsache, und auch ein Landwirth weiß sie heut zu Tage zu schätzen. Laß lieber Herrn Egelmann erzählen, warum er den Baron einen Teufel nennt — etwas graulich kann er Einem mit seinen Augen schon machen, ich habe mich ein paar Mal vor ihm gefürchtet."

„Ja, verehrteste Frau Oberamtmann, da sollten Sie erst seine Mutter sehen! Das ist eine große, stattliche Dame, sieht aus, wie eine Fürstin, und doch überläuft Einem ein kalter Schauder, wenn man in ihre Nähe kommt."

„Sagen Sie!" rief Frau Siebeling dringend und rückte sich in angenehmster Erwartung, etwas recht Schauerliches zu hören, in ihrer Sophaecke zurecht.

„Aber — wir sind doch ganz unter uns?" fragte Egelmann, indem er sich nach der Thüre umsah. „Es kann uns doch von draußen Niemand belauschen?"

„Kein Mensch!" versicherte Frau Siebeling dringend.

Herr Egelmann steckte seinen spitzen Kopf zwischen die Gruppe der gespannten Zuhörer und wisperte: „Sie hat ihren Mann vergiftet!"

Frau Siebeling schnellte vor Entsetzen hoch auf, der Oberamtmann brummte.

„'St! Ganz stille!" flüsterte Egelmann. „Natürlich darf man davon nicht reden — wo kein Kläger, ist auch kein Richter, wer kann's ihr beweisen? Eine Obduction, will sagen, eine Oeffnung der Leiche hat nicht Statt gefunden, der plötzlich verstorbene Mann ist ebenso plötzlich beerdigt worden, es hieß, wegen der Sommerhitze, und nun ist schon zwanzig Jahre Gras darüber gewachsen, aber die Sache hat ihre Richtigkeit, in der ganzen Gegend war nur eine Stimme darüber, und die besten Bekannten haben sich von der schrecklichen Frau zurückgezogen."

„Das ist ja entsetzlich!" seufzte der Oberamtmann.

„Alter," sagte Siebeling, „ich finde es viel schlimmer, daß solche Beschuldigung ohne Beweise aufkommen kann. Was ist der Grund? Hat Jemand die Zeichen von Vergiftung gesehen? Wie ist er gestorben? Was hat die Leiche für Spuren gezeigt? Dienstboten können nur das Geträtsch unter die Menschen gebracht haben, und die arme Frau weiß am Ende gar nicht, daß man ihr eine solche Scheußlichkeit zur Last legt."

„Erlaube doch, Alter, ich will Euch ja Alles erzählen," — sagte Egelmann. „Der alte Dießbach war ein ganzer Herr, so recht, was man einen Cavalier nennt. Wenn Ihr sein vollkommenes Ebenbild sehen wollt, hier war es vor einer Viertelstunde — natürlich ohne den Auswuchs an der Schulter, denn der alte Herr war gewachsen wie ein Eichbaum. Die gnädige Frau, wenn ich vorher sagte, daß sie wie eine Fürstin aussieht, so meine ich damit nicht, daß sie von vornehmer Geburt war, im Gegentheil, sie ist die Tochter eines Seidenhändlers."

„Deshalb mögen sich wohl die Herrschaften nach dem Tode ihres Mannes von ihr zurückgezogen haben," äußerte Frau Siebeling. „Sie thun der armen Frau gewiß Unrecht, bester Herr Egelmann, und ich möchte sie schon sehen. Wir müssen doch bald unsere Visite auf der Rinkenburg machen, nicht wahr, Männchen?"

„Laß ihn doch erst ausreden!" sagte der Oberamtmann. „Wie lebten sie denn zusammen?"

„Na, darüber hörte man so Allerlei. Der alte Herr war schon einmal verheirathet gewesen, eine ganze Portion von Jahren älter als sie, aber er hielt ihr, obgleich er sie doch aus Liebe geheirathet hatte, den Daumen auf das Auge, sie durfte im Hause nicht viel mitsprechen. Nun war sie aber schlau und wußte doch immer auf krummen Wegen zu erreichen, was sie wünschte, und ihre rechte Hand war dabei ein Frauenzimmer, das sie mitgebracht hatte, denken Sie sich, ein Frauenzimmer, das bei einer Kunstreiterbande gewesen war."

„I pfui!" rief Frau Siebeling. „Und das duldete der Mann?"

„Ja, das hatte vielleicht auch seine eigene Bewandtniß, man ist nicht recht dahinter gekommen. Kann sein, daß es übrigens pures Mitleid war und er nur die unglückliche Creatur aus ihrem Elende gerettet und bei sich aufgenommen hat. Es war ein resolutes Weib und ihrer Herrschaft blind ergeben, wie man's nicht so leicht wieder findet. — Sehen Sie, die Ehe hatte so eine lange Reihe von Jahren gedauert, gnädige Frau waren auch nicht mehr die Jüngste, als auf einmal in der Gegend ein Gemunkel ging — werde nicht ungeduldig, Alter! wer kann dafür? — ein Gemunkel, sag' ich, daß sich Herr Stargau um sie niedlich mache."

„Stargau?" rief der Oberamtmann. „Unser Stargau?"

„Ja, derselbige. O, verehrteste Freundin, den hätten Sie damals sehen sollen. Es war nur ein kleines Männchen, aber sehr angenehm von Exterieur, feine Manieren, cordial mit den Vornehmsten, bei den Damen insinuant, ich sage Ihnen, sie rissen sich nach ihm —"

„Pfui!" sagte Frau Siebeling wieder und warf einen Blick auf ihre Tochter, welche schweigend mit gesenkten Augen zuhörte.

„Allerdings pfui, das meine ich auch," bestätigte Egelmann. „Absonderlich, wenn man verheirathet ist und einen erwachsenen Stiefsohn hat. Die Sache galt denn bald in der ganzen Gegend für richtig, und wie die Menschen nun einmal ohne Grundsätze sind, sie verdachten's der Frau nicht, die doch am Ende mit ihrem alten, grämlichen Manne nicht glücklich sein konnte. Der war denn auch, wie es immer in der Welt geht, der Einzige, der nichts davon merkte, bis an sein Ende oder vielleicht bis kurz vor seinem Ende, denn es hieß, er habe das Paar einmal in einem heimlichen Lauscheplätzchen im Gebirge, wo die Dießbach's ein Sommerhaus haben, überrascht und — das sei eben sein Ende gewesen, lebendig hat er das Haus nicht wieder verlassen. Eine Kalteschaale, hieß es, sei ihm dort mit Gift eingerührt worden —"

„Siehst Du? Siehst Du, Euer Altweibergeklatsch, des Nächsten Ruf und Ehre zu zerreißen?" rief der Oberamtmann hitzig und schlug auf den Tisch, daß die Frauen zusammenfuhren. „Mag's mit dem Stargau wahr sein oder nicht, wer weiß das von der Kalteschaale? Der Mann hat auf die Hitze und den Aerger sich den Tod getrunken, da braucht kein Gift drin gewesen zu sein!"

„O nein, braucht nicht!" erwiederte Egelmann kaltblütig. „Aber da war ein gewisser Staub hier, ein toller Kerl, dem der Stargau zu seinem Unglück zu viel anvertraute, die Schlüssel zum Kornboden und zu Allem ließ, die Kassenabschlüsse übertrug, kurz, sein Factotum. Dem hat es Stargau in einer bösen Stunde einmal selbst gesagt, und von dem weiß ich's —"

„Und von Dir die ganze Gegend!" rief der Oberamtmann mit zornrothem Angesicht.

Egelmann zuckte die Achseln. „Glaube doch nicht, daß ich — dieser Staub hat es auch Andern erzählt, warum nicht?"

„Aber was denn? Wie ist es denn zugegangen?" forschte Frau Siebeling eifrig.

„Genaues hat man darüber nie erfahren, auch Stargau hat darüber nur in einer Anwandlung von Gewissensbissen, nicht allzu lange ehe es mit ihm hier auf die Neige ging, so ungefähre Andeutungen gegen seinen Staub gemacht, die sich dieser, ein pfiffiges Haus, erst ausgelegt hat. Kurz, der Dießbach ist nach dem Trunke gleich krank geworden, und weil blos seine Frau und die schwarze Nina, so hieß die alte Bereiterin, bei ihm gewesen, ohne ärztliche Hülfe nach einer halben Stunde verstorben. Sie haben ihn dann eingeschlossen, kein Mensch hat zur Leiche gedurft, nicht einmal der Tischler, der zum Sarge Maaß nehmen wollte, die schwarze Nina hat Alles besorgt, und wie er hat hineingelegt und begraben werden sollen, ist ihm das Gesicht zugedeckt gewesen, und der Pfarrer

hat nicht einmal am offenen Sarge die Leichenpredigt halten dürfen, sondern erst in der Erbgruft, wo er hingefahren worden ist bei verschlossenem Deckel. Das Sommerhaus im Gebirge aber ist zugemauert worden und noch bis auf diesen Tag hat kein Mensch wieder einen Fuß hinein gesetzt."

Er schwieg und sah seine Zuhörer nach der Reihe an, des Eindrucks gewiß, den er hervorgebracht hatte. Alle schwiegen ebenfalls, es waltete eine lange Stille im Zimmer.

„Und was noch?" fragte endlich der Oberamtmann mit gerunzelter Stirn.

„Ja, Alterchen, was willst Du noch wissen? Der Mann war todt, ein paar Monate darauf wurde noch ein Söhnchen geboren, das war der bildhübsche Husar, der seinem Vater und Bruder so gar nicht ähnlich sieht —"

„Wem sieht er ähnlich?" fragte Frau Siebeling rasch, aber ihr Mann ballte schon wieder die Faust, um vor Aerger über die boshafte Insinuation auf den Tisch zu schlagen.

„Seiner Mutter, verehrteste Freundin, nur seiner Mutter," antwortete Egelmann beschwichtigend. „Wenigstens glaube ich es, denn wem sollte er sonst ähnlich sehen? Es giebt jedoch Exempel von Beispielen, daß Kinder ihren Großältern ähnlich werden, und so könnte es wohl möglich sein, daß der schöne Husar seinem Großpapa, dem Seidenhändler —"

„Hör' auf, ich bitte Dich!" unterbrach ihn der Oberamtmann mit dröhnender Stimme, indem er aufstand und seinen Stuhl heftig zurückstieß. „Von der ganzen dummen Geschichte will ich kein Wort mehr hören, uns geht sie nichts an. Ich kann's nicht leiden, wenn man andere Menschen mit Koth wirft — das thun Gassenbuben, Egelmann. — Ist es nicht Zeit zum Abendbrot, Frau? Sind die Knechte schon herein? Ich bin selber ganz verdreht im Kopfe geworden."

Damit war die Sitzung aufgehoben, und Frau Siebeling, welche gern noch mehr über die interessante Geschichte gehört hätte, durfte nicht wagen, Herrn Egelmann zu weitern Mittheilungen zu veranlassen. Dieser war sehr betreten, daß er den Unwillen seines alten Freundes auf sich gezogen hatte — wie mußten ihm auf dem Heimwege nach Ballenstedt die Ohren klingen! Hätte er nur hören können, was der Oberamtmann über ihn äußerte!

„Was ist aus diesem Menschen geworden!" rief er einmal über das andere. „Der soll mir wieder kommen!"

Kuno von Dießbach war unterdessen in finsterer Stimmung den Bergen zu gefahren. Mochte er ahnen, daß nach seiner Entfernung durch Egelmann, den er wohl kannte, die düstere Vergangenheit seines Hauses zur Sprache kommen werde? Gleichviel! Er trotzte ihr, er war ja auch im Begriff, sie wieder herauf zu beschwören: Licht mußte er hineintragen, und wenn er durch die Fackel, die er anzuzünden im Begriff stand, das ganze Haus in Brand setzen sollte! Lange genug hatte er die schwüle Luft geathmet, endlich mußte er es zur Entscheidung bringen!

„Sind das nicht Schafe dort drüben?" frazte er auf einmal den Knecht, der hinter ihm saß, mit der Peitsche nach einem grauen Strich auf der Flur in ziemlicher Entfernung zeigend.

„Das wird der alte Klupsch sein, der dort hütet — er nimmt immer die Grenzraine mit," sagte der Knecht.

Kuno hatte eigentlich im Sinne gehabt, den Schäfer Klupsch zu sprechen, jetzt gab er es aber auf und eilte nach Hause zu kommen: im Wirthshause des Dorfes wartete ja Einer auf ihn, der ihm viel wichtiger war. Er fand ihn auch schon am Eingange der ersten Häuser, wo er, die Hände auf dem Rücken, lungernd auf und ab ging und tiefsinnige Betrachtungen über seine schadhaften Stiefeln anzustellen schien, denn er blickte vor sich nieder und hob den Kopf nicht eher, als bis Dießbach's Wagen ganz in seiner Nähe war. Da schwenkte er wieder lustig seinen alten Filz und ging ihm entgegen.

Kuno ließ halten, stieg ab und befahl dem Knecht, nach dem Schlosse hinaufzufahren, er werde zu Fuß nachkommen. „Nun, Herr Staub," wandte er sich dann zu dem schiffbrüchigen Oekonomen, „Ihnen scheint es schlecht gegangen zu sein."

„Es geht mir noch schlecht, Herr von Dießbach," erwiederte der Mann. „Wenn Sie mir doch eine Condition verschaffen könnten?"

„Warum haben Sie denn Ihre gute Stelle in Sanct Pankraz aufgegeben?" fragte Dießbach.

Staub zwickerte schlau mit den Augen. „O, stellen Sie sich doch nicht, Herr von Dießbach, als ob Sie nicht wüßten, daß ich nicht meine Stelle, sondern daß meine Stelle mich aufgegeben hat — gemein ausgedrückt, daß ich fortgejagt worden bin."

„Man sprach davon," erwiederte Dießbach kalt, „ich konnte es indessen immer nicht glauben. Sie besaßen Stargau's volles Vertrauen, und da er doch auch seine schwachen Seiten hatte, so war es mindestens unklug von ihm, sich mit Ihnen, der alle seine Verhältnisse kannte, zu überwerfen. Es macht Ihnen alle Ehre, daß Sie sich nicht an ihm gerächt haben."

Staub zuckte die Achseln und sagte: „Was hat man davon? Freilich eben so wenig von der Großmuth! — Wollen Sie mir eine Condition verschaffen, gnädiger Herr?"

„Ich könnte vielleicht für Sie sorgen," versetzte Dießbach. — „Warum sind Sie denn eigentlich wieder in unsere Gegend gekommen, die Ihnen vielleicht unangenehme Erinnerungen weckt?"

„O nein, sehr angenehme! Was habe ich hier fidel gelebt! Nun, ich wußte nicht, daß Stargau schon so rasch um die Ecke gegangen ist, ich dachte ihn noch zu finden, und er war der Mann nicht, Einem lange etwas nachzutragen oder gar einen armen Kerl im Peche sitzen zu lassen —"

„Sie stellen ihm da ein gutes Zeugniß aus!" bemerkte Dießbach mit einem finstern Blicke.

„Ja — bis auf die letzte Geschichte, wo er es mit meinen Rechnungen etwas zu genau nahm, kann ich nicht über ihn klagen. Sie sehen sehr unwillig aus — mit Ihnen ist das freilich ein anderer Fall."

Dießbach warf ihm einen stolz zurückweisenden Blick zu, der aber auf den Frechen seinen Eindruck ganz verfehlte, im Gegentheil machte sich auf seinem Gesichte ein lauerndes Lächeln bemerkbar. „Gnädiger Herr, Sie werden mir's nicht verdenken — ich bin kein Schaf, bin vielmehr, wie man sagt, mit allen Hunden gehetzt. Sie wollen etwas von mir wissen und gehen dabei, Euer Gnaden verzeihen mir die pöbelhafte Rede, wie die Katze um den heißen Brei. Fragen Sie doch geradezu, und wenn Sie für mich sorgen wollen, so bin ich Ihr Mann. Was hilft das lange Sondiren — auf diese Weise lasse ich mir nichts herausspinnen."

Bei diesen Reden überfiel den stolzen Gutsherrn plötzlich eine brennend heiße Scham, daß er sich so weit erniedrigt habe, von dem verlorenen Menschen durchschaut zu sein. Er mußte einlenken um jeden Preis, sollte auch darüber das glühende Verlangen, das ihm keine Ruhe mehr ließ Tag und Nacht, ewig ungestillt bleiben. „Herr Staub," sagte er mit frostiger Gelassenheit, die er nur mühsam fest hielt, „ich will allerdings von Ihnen etwas wissen, und wenn ich nicht geradezu fragte, so war es nur aus Schonung für Sie selbst. Wenn ich Ihnen eine Stelle verschaffen soll, so ist es gewissermaßen eine Bürgschaft, die ich für Sie leiste. Ich bin es mir selbst schuldig, daß ich sicher gehe, um meine Verwendung bei Ehren zu erhalten. Also rund und klar die Frage: Können Sie über die Zeit Ihrer Entfernung aus hiesiger Gegend gute Zeugnisse aufweisen?"

Staub hatte zuerst etwas ganz Anderes erwartet und sah Dießbach, als er diese Wendung nahm, zweifelhaft an, indessen hatte sich dieser zu sehr in der Gewalt, als daß es ihm nicht gelungen wäre, Jenen wenigstens für den Moment zu täuschen. Da es nun so kam und ihm gewissermaßen das Messer an die Kehle gesetzt wurde, faßte er einen desperaten Entschluß und setzte, wie er als leidenschaftlicher Spieler oft genug gethan, Alles auf eine Karte: „Ich habe als freier Mann gelebt," sagte er, „von wem hätte ich also ein Zeugniß gebraucht? Meine Paßkarte kann ich Ihnen zeigen, sie ist in Richtigkeit für das laufende Jahr, ohne eine solche ließe mir ja die löbliche Polizei nicht eine Stunde die eigene Wahl meines Aufenthalts. Wollen Sie aber ein Zeugniß für mich durchaus haben, so wenden Sie sich an Ihre Frau Mutter, die wird mir schon eins ausstellen."

(Schluß folgt.)

Karl Simrock.

Mit Bild von Max. v. Heyden-Rynsch.

Karl Simrock.

Als der Dichter, als der Mann, und vollends als der Meister der deutschen Sprache, ist Karl Simrock, der am 18. Juni 1876 zu Bonn starb, in seinem Vaterlande hochgeehrt und geliebt gewesen. Er war am 28. August 1802 zu Bonn geboren, wo sein Vater, Peter Heinrich Simrock, Buchhändler war. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, studierte er daselbst Jurisprudenz und Philologie, und promovierte 1825 als Doktor der Philosophie. Seine Lehrer waren Arndt, Welcker, Schlegel, Nitzsch, Bethmann-Hollweg und Niebuhr. Nach einer Reise durch Deutschland, Holland und Belgien, die ihn mit Jacob Grimm, Uhland, Schwab, Kerner, Gustav Schwab, Chamisso, Varnhagen von Ense und Alexander von Humboldt bekannt machte, habilitierte er sich 1827 als Privatdozent der deutschen Literatur an der Universität Bonn, wurde aber schon 1830 zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine Vorlesungen über deutsche Literatur, über Nibelungen, Gudrun, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Reinhart Fuchs, Minnesang, Meistergesang, Volksbücher, Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Mythologie, Altertümer, Geschichte der deutschen Sprache, Metrik, Poetik, Rhetorik, Stilistik, Geschichte der deutschen Literatur, Goethe, Schiller, Shakespeare, Calderon, Dante, Cervantes, Moliere, die Lyriker des 19. Jahrhunderts, Lessing, Klopstock, Wieland, Herder, Jean Paul, Tieck, Novalis, Hoffmann, Brentano, Arnim, Uhland, Schwab, Kerner, Chamisso, Rückert, Platen, Heine, Immermann, Grabbe, Lenau, Mörike, Freiligrath, Geibel, Hebbel, Gutzkow, Auerbach, Gottfried Keller, Scheffel, Reuter, Fritz Reuter, Hermann und Dorothea, Faust, Wilhelm Meister, Hermann Lingg, Paul Heyse, Ludwig Anzengruber, Julius Wolff, Victor von Scheffel, Wilhelm Jordan, Wilhelm Raabe, Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Emanuel Geibel, Friedrich Hebbel, Karl Gutzkow, Berthold Auerbach, Gottfried Keller, Victor von Scheffel, Fritz Reuter, Hermann Lingg, Paul Heyse, Ludwig Anzengruber, Julius Wolff

bis Ende des Monats mit Ihrer Zahlung einzugehen. Wir sehen uns daher gezwungen, Ihnen unsere Forderung durch einen Rechtsanwalt einziehen zu lassen, wenn wir bis zum 15. Juni keine Zahlung erhalten haben.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Wir sind der Ansicht, daß Sie sich mit dem Brief an Herrn Schulze, Berlin, Kurfürstendamm 15, wenden müssen, da dieser Herr Ihr Schuldner ist.

Wir bitten Sie, uns mitzuteilen, ob Sie mit dem Vorschlag einverstanden sind, daß wir Ihnen 2% Skonto gewähren, wenn Sie uns bis zum 15. Juni Zahlung leisten

Stelle von der Bedingung, daß die Ausgabe der Zeitung nicht vor 7 Uhr Abends erfolgen darf, Befreiung ertheilt.

Ferner wurde dem Verleger der Zeitung „Der Bote aus Thüringen“ in Gera, Herrn Hermann Hoffmann, auf Grund des §. 7 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 die Genehmigung zur Ausgabe der Zeitung Nachmittags 3 Uhr ertheilt.

Dem Verleger der Zeitung „Der Volksfreund“ in Gera, Herrn Hermann Hoffmann, wurde

dieser Masse, dem sogenannten „irdenen Teig," werden nun die Geschirre theils mit der freien Hand, theils durch Eindrücken in Gyps oder Thonmodelle geformt, an der Luft oberflächlich getrocknet, glasirt und endlich gebrannt. Zur Glasur nimmt man meistens Bleiglätte (unreines Bleioxyd) oder andere bleihaltige Körper, mehr oder weniger reinen Sand, Thon oder Lehm, oft auch Kreide und um eine Färbung hervorzubringen, Hammerschlag (färbt braun), Kupferasche (färbt grün), Zaffer (färbt blau), Zinnasche (färbt weiß), oder Braunstein (färbt schwarz), je nachdem sich der Töpfer die eine oder andere dieser Substanzen leichter und billiger verschaffen kann.

Diese zur Bildung der Glasur bestimmten Stoffe werden ebenfalls zuerst fein gemahlen und mit Wasser zusammen zu einem Brei angerührt. In diesen Brei taucht man nun die zu glasirenden Waaren entweder ein oder man bespült oder bestreicht sie damit, und zwar, je nachdem das Geschirr zu feinern oder gröberen Zwecken verwendet werden soll, entweder auf beiden oder nur auf der innern Fläche. Manche Geschirre werden auch erst schwach gebrannt und dann erst in den Glasurbrei eingetaucht, oder wie man sich ausdrückt, „glasirt." Nach dem Glasiren folgt endlich das Brennen. Die Geschirre werden in dem eigens hierzu eingerichteten Töpferofen aufgeschichtet und 25 bis 30 Stunden einer ziemlich bedeutenden Glühhitze ausgesetzt. Hierbei schmilzt die an der Oberfläche haftende Glasurmasse und bildet eine zusammenhängende glasige Decke. Nachdem dieses erfolgt ist, wird der Ofen verschlossen und das Geschirr erst, nachdem er sich vollständig abgekühlt hat, aus demselben herausgenommen; denn je langsamer die Abkühlung, desto fester und dauerhafter die Waare. Ein gutes Töpfergeschirr muß einen raschen Temperaturwechsel ertragen können, ohne zu springen, beim Anklopfen mit dem Finger einen reinen Klang geben und eine Glasur besitzen, die keine Sprünge bekömmt, nicht abblättert und sich nicht mit einem scharfen Messer ritzen läßt. Dennoch kann Geschirr, welches allen diesen Anforderungen entspricht, Vergiftungen veranlassen. Der Grund hiervon liegt, wie schon erwähnt, in der bleihaltigen Glasur. Die Töpfer sollen zwar nur möglichst wenig Bleiglätte zur Glasur nehmen, damit sich das Bleioxyd vollständig mit der Kieselsäure oder Kieselerde, aus welcher der Sand und zum Theil auch der Thon oder Lehm besteht, zu sogenanntem Bleiglas verbinden kann, das von den Speisen nicht oder wenigstens nicht leicht angegriffen wird. Allein dann ist eine hohe Temperatur und daher viel Brennmaterial, auch viel Zeit erforderlich, um eine solche Glasur zum Schmelzen zu bringen. Je mehr Bleiglätte aber zur Glasur kömmt, desto leichter schmilzt dieselbe. Der Töpfer kann dann sein Geschirr mit Hülfe von weniger Brennmaterial und in kürzerer Zeit brennen, dasselbe billiger, ja selbst besser aussehend darstellen.

Ist es daher zu verwundern, daß die Töpfer, denen größtentheils unbekannt ist, welch' großen Schaden sie mit solchem bleireichen Geschirr anstiften können, so viel als möglich Bleiglätte zur Glasur nehmen; besonders, da man trotzdem, daß das Holz, überhaupt das Brennmaterial, immer theurer wird, von ihnen doch ein ganz billiges Geschirr verlangt? Die Folgen dieses Mißverhältnisses, die Bleivergiftungen, treten daher auch immer häufiger auf. Enthält nämlich die Glasur des Töpfergeschirres verhältnißmäßig viel Bleioxyd, so lösen besonders saure und salzige Speisen, die man darin kocht oder aufbewahrt, nach und nach einen Theil des Bleioxydes auf und werden bleihaltig. Oefterer Genuß solcher Speisen ist außerordentlich schädlich, und es treten darnach besonders folgende Krankheitserscheinungen ein: das den Zähnen zunächst liegende Zahnfleisch nimmt eine bläuliche bis schiefergraue Farbe an, sein äußerster, die Zähne berührender Theil erscheint wie eine graue Linie, der Geschmack im Munde wird unangenehm süßlich, der Athem übelriechend, die Haut schmutzig gelb oder erdfahl, der ganze Körper, vorzüglich aber das Gesicht, magert ab und die Gesichtshaut wird runzelig. Doch das sind erst die Vorboten der langsam aber sicher tödtenden Bleivergiftung oder Bleikolik. Nach einiger Zeit stellt sich periodenweise ein äußerst heftig werdender zusammenziehender Schmerz in der Nabelgegend ein, der so furchtbar werden kann, daß selbst der gleichmüthigste Mensch in laute Wehklagen ausbricht. Dieser Schmerz ist dadurch vor ähnlichen zu unterscheiden, daß er sich durch Druck eher etwas vermindert als steigert. Der Vergiftete leidet oft an tagelanger Stuhlverstopfung, oft an plötzlichem heftigem Durchfall, häufigen Uebelkeiten, fortwährendem, sehr bitter schmeckendem Aufstoßen und häufigem Erbrechen; der Durst ist bedeutend, der Appetit tritt gewöhnlich während der Schmerzanfälle ein, der Unterleib ist zurückgezogen und fühlt sich hart an, die Gesichtszüge sind durch Todesangst und unbeschreibliche Schmerzen entstellt, die Kräfte vernichtet. Oftmals gesellen sich hierzu die heftigsten Kopfschmerzen, Krämpfe, Empfindungslosigkeit oder Lähmung einzelner Glieder; doch das Bewußtsein bleibt ungetrübt und der Unglückliche wünscht zuletzt sehnlichst, daß der Tod seinen Qualen ein Ende machen möge, was aber nur sehr langsam geschieht.

Diese Gefahr ahnen wohl die wenigsten Menschen; sie bereiten ihre Speisen sorglos in dem Töpfergeschirr und bewahren sie auch oft Tage lang darin auf. Wir halten es daher für unsere Pflicht, hierauf aufmerksam zu machen, und wollen nicht versäumen, wenigstens anzudeuten, auf welche Weise man einen nachtheiligen Bleigehalt im Geschirr leicht entdecken kann; und jedes neu eingekaufte glasirte Geschirr, auch das emaillirte Eisengeschirr sollte vor dem Gebrauche auf diese Weise geprüft werden. Man füllt das Gefäß mit Essig an, den man vorher mit der 6—12-fachen Menge Wasser vermischt hat, setzt zugleich etwas Salz zu, erhitzt es zum Kochen, läßt die Flüssigkeit in kleineren Gefäßen eine halbe, in größeren eine ganze, in sehr großen mehrere Stunden lang kochen, und in dem Topfe erkalten. Hierauf schickt man eine Probe derselben in die Apotheke oder zu einem Chemiker mit dem Bemerken, derselbe möge etwas Schwefelwasserstoffwasser dazu setzen; oder will man den Versuch selbst anstellen, so bewahrt man ein faules Ei in einem gut schließenden, im Dunkeln stehenden Glase (einer gewöhnlichen Arzneiflasche) auf, und setzt von diesem etwas zu der Flüssigkeit. Färbt sich dieselbe nach Zusatz von Schwefelwasserstoffwasser oder faulem Ei (die faulen Eier verdanken einem Gehalte an Schwefelwasserstoff ihren übeln Geruch) braun oder bilden sich schwarze Flocken darin, so ist der untrügliche Beweis geliefert, daß sich Blei aus der Glasur des Geschirres darin aufgelöst hat, indem die dunkle Färbung oder Bildung von schwarzen Flocken, von Schwefelblei abhängt, das nach Zusatz von Schwefelwasserstoff entsteht. Das Geschirr ist dann verwerflich. Bei gutem Geschirr bleibt dagegen die Probeflüssigkeit klar und farblos. Jedenfalls ist die schon in vielen Familien eingeführte Sitte, die neuen Kochgeschirre, bevor man sie benutzt, erst ein oder mehrere Male mit Wasser auszukochen, dem man etwas Essig und Salz zugesetzt hat, der allgemeinsten Nachahmung dringend zu empfehlen.

Immerhin ist die bleihaltige Glasur ein großer Uebelstand und kann unter Umständen, auch wenn sie gut gebrannt war, allmälig an die Speisen übergehen und schädlich wirken. Das Beste wäre daher, wenn endlich einmal ein Töpfergeschirr mit bleifreier Glasur gebrannt würde, was keine Unmöglichkeit ist. Allerdings ließe es sich dann wohl kaum für einen so billigen Preis darstellen, allein im Vergleiche zu dem hohen Werthe der Gesundheit, die unnöthiger Weise gefährdet wird, wäre eine geringe Preiserhöhung, aber bleifreies, unter jeder Bedingung unschädliches Geschirr, gewiß kein unvortheilhafter Tausch und ein Opfer, welches wohl alle vernünftigen Menschen sich selbst und den Ihrigen gerne bringen würden.

Dasselbe gilt von der etwas feineren Fayencemasse, aus welcher die weißen, oft auch bunten Schüsseln, Teller, Tassen ꝛc, die nicht zum Kochen, sondern hauptsächlich zum Tischgebrauche dienen, in den verschiedensten Größen und Formen verfertigt werden. Das Fayencegeschirr erhält meistens eine dicke, bleireiche Glasur, die sich beim täglichen Gebrauch ziemlich rasch abblättert oder abnutzt, auch leicht Blei an die Speisen abgiebt. Es ist daher noch gefährlicher als das gemeine Töpfergeschirr, namentlich dürfen Speisen, vorzüglich Salat, durchaus nicht lange darin liegen bleiben. Der Salat darf überhaupt nur in Holz, gewöhnlichen bleifreien Glas- oder Porzellangefäßen, welche niemals schädliche Bestandtheile abgeben können, zugerichtet und aufbewahrt werden.

Der Blick in die Küche und auf das in dieser befindliche Kochgeschirr hat uns gezeigt, daß dieser Gegenstand nicht gleichgültig, sondern im Gegentheil einer ernsten Beachtung werth ist, indem bei größerer Vorsicht in der Wahl der Kochgeschirre viel Unglück und Elend verhütet werden könnte. Wenn Niemand mehr schlecht glasirtes Töpfergeschirr kaufen wollte, so würden die Töpfer dazu gezwungen, ihr Geschirr gut und mit möglichst bleifreier Glasur zu brennen. Zum Kochen der Speisen bediene man sich, wo es nur immer möglich ist, des ordinären Schwarzblechgeschirres;

zu Schwanden bestehen schließt, und die Kirche von Linthal, Pfarrkirche von Glarus, Kl. Kirche, Schulhaus, Gemeindehaus, Gemeindeschopf, Gemeindeschopf, Gemeindeschopf

Ich übergehe das qualvolle Scheiden und die Verlassenheit meines Herzens. Ein paar hastige Vorkehrungen, und er eilte mit der grünen Berg-Schaar auf den Posten der Ehre. Bald, in dem hartnäckigen Kampfe auf den Ebenen von Bennington, hatte er sich gegen den hochmüthigen Briten ausgezeichnet und seinen gemietheten Soldaten.

„Lang und düster war die Abwesenheit meines Gatten, doch der Gott meiner Väter verließ mich nicht. Ihm empfahl ich meinen Abwesenden im Vertrauen, er werde Alles gut machen. Dann und wann kam ein flüchtig hingeworfenes Zettelchen wie eine Taube des Friedens in meine Einsamkeit. Es sprach von unvergänglicher Liebe und unerschüttertem Glauben an die Sache, für die er Alles verlassen.

„Aber er kehrte heim. Wieder einmal war er bei mir. Ich sah ihn den Erstgebornen an seinen Busen pressen und den kleinen Dunkeläugigen, den er noch nicht erblickt, mit neuer Liebe in seinen väterlichen Armen empfangen. Er erlebte den Abschluß jenes rühmlichen Streites, den wir Alle so gut kennen. Er schaute die Sterne und Streifen unserer Fahne und erfreute sich der Segnungen des kurzen Friedens. Aber ehe das dürre Alter auf seiner Stirn erschien, legte die welkende Hand des Siechthums sein edles Haupt in den Staub. Wie der Sonnenuntergang eine fröhliche Auferstehung weissagt, also war sein Tod. Manche Jahre sind vergangen, seit wir ihn gebettet, wo ich in wenigen kurzen Tagen süß an seiner Seite schlummern werde."

So war ihre schmucklose Geschichte; und so ist das Wesentliche von der Geschichte mancher Aeltermutter von Neu-England. Während die Feder der Historie von den hohen Thaten unserer patriotischen Väter berichtet, erzählt sie zu wenig von der Entbehrung und Mühsal unserer Mütter, von ihren Nächten voll jäher Unruhe und lautlosen Kummers. Aber ihre Tugenden blieben in den Herzen ihrer Töchter aufgezeichnet, und in den Charakteren, die nicht vergehen. Lasset die rohe Hand der Entartung nicht den geheiligten Schein ihres Gedächtnisses entweihen!

Die letzten Tage der deutschen Flotte.

Von Hannibal Fischer.

Ein Stück deutsche Geschichte.*

Getrennt von meiner Familie, durch den Druck der Verhältnisse zu einer meinen vorgerückten Jahren so wenig anständigen vagabundirenden Lebensweise genöthigt, im Gefühle des Trübsinns über so manche gescheiterte Pläne einer bestimmten Berufsthätigkeit, verlebte ich zu Frankfurt a. M. ein freudenloses Dasein.

Es war an meinem 67. Geburtstage, als ein hochangesehener Staatsmann mir freundschaftlich mittheilte, daß sich bei dem Bundestage vielleicht eine Gelegenheit darbiete, mir ein wichtiges Dienstgeschäft zu übertragen. Es war das damalige Bedürfniß, zu der beschlossenen Auflösung der deutschen Flotte ein dem höheren Beamtenstande zugehörendes Organ zu finden, welches bewandert, in höheren Administrativgeschäften, zugleich in seinem persönlichen Charakter die erforderliche Bürgschaft darbiete, mit der nöthigen Energie die vorauszusehenden Schwierigkeiten, welch' dies Geschäft in Aussicht stelle, zu überwinden. So freudig mich diese Gelegenheit, wenn auch nur temporär, zu einer öffentlichen Wirksamkeit wieder zu gelangen, ansprach, so niederschlagend war mir das Bedenken, daß mir von Seiten des Oldenburg. Gouvernements besonders dessen Bundestagsgesandten, meinem entschiedenen politischen Gegner, ganz gewiß die möglichsten Hindernisse zur Uebernahme eines solchen Antrags entgegnet werden würden. Ueberraschend war mir die Beruhigung meines Gönners: „Sie sind im Irrthum! Gerade dieser Mann hat sie in der Versammlung recht warm empfohlen, und diese Empfehlung hat einen für Sie um so günstigeren Eindruck gemacht, als es gar nicht unbekannt ist, daß dieser Herr Ihr politischer Gegner ist." — Mein Erstaunen wuchs, als mir am folgenden Tage die Kunde wurde, daß der Vorschlag meiner Person vollständig durchgegangen sei. Tief bewegte mich der Edelmuth eines Mannes, der ohnerachtet der ganz antipodischen Richtung seines politischen Charakters, seinem Gegner doch das Zugeständniß vorzüglicher Qualification zu einem Geschäfte nicht versagt hatte, bei welchem jedenfalls Gewandtheit mit strenger Gewissenhaftigkeit und unbestechlicher Charakterstärke vereint sein mußten. Der Drang meines Herzens, den Mann, den ich eher die giftigste Neigung, mir zu schaden, als einen solchen Edelsinn zugetraut hatte, ließ mich nicht rasten, das gegen ihn in meinem Herzen getragene bittere Unrecht aufrichtigst abzubitten. Als nun der wirkliche Antrag von Seiten der Bundesversammlung die Erfüllung meines so lange ersehnten Wunsches, noch dazu auf eine so eigenthümliche Weise, in die so lange vermißte öffentliche Geschäftsthätigkeit versetzt zu werden, realisirt war, zog mich mein erfreutes Herz zu diesen Gönner, um mit meiner Dankbezeugung auch noch die vom innigsten Gemüthsdrang gebotene Ehrenerklärung zu verbinden. Wie aus den Wolken gefallen stand ich aber da, als der durch diese Erklärung sichtlich in eine sehr peinliche Stellung versetzte Diplomat, ganz verblüfft und in übel zusammenhängenden, die größte Verlegenheit bekundenden Redensarten mir versicherte: hier walte ein großes Mißverständniß! Seine Aeußerungen über mich seien von der Ausschußversammlung in einem ganz unrichtigen Sinne aufgefaßt worden, und da ich den Antrag angenommen habe, so dürfe er mir nicht bergen, daß mir dieses zum größten Mißfallen des Herzogs gereichen werde. In großer Gemüthsbewegung referirte ich einem hochstehenden Diplomaten diese arge Mystification meiner Arglosigkeit. Meine Relation versetzte denselben in ein lautes Gelächter: „Aber konnten Sie denn in Ihrer naiven Taubeneinfalt nicht auf der Stelle in diesen Lobsprüchen des Herrn von *** dessen Absicht verkennen, Sie bei dem Großherzog unheilbar zu ruiniren?" Natürlich weit entfernt, H. von *** eines solchen diplomatischen Kunststücks zu zeihen — „denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann!" — aber doch nicht ohne einige Beschämung, einer solchen Täuschung mich hingegeben zu haben, erzählte ich den Vorfall dem Bundespräsidialgesandten Grafen Thun, der mir rieth, den Antrag anzunehmen, indem mich die Bundesversammlung gegen die Folgen irgend einer Intrigue zu schützen wissen werde. Unmittelbar, nachdem ich den Grafen verlassen hatte, meldete sich Herr von ***. Es mögen in dieser Conferenz bei der bekannten rücksichtslosen Geradheit, und biedern Offenheit des Grafen Thun nicht die freundlichsten Explicationen stattgefunden haben.

Nachdem ich einige Tage mit den erforderlichen Instruktionen auf der Bundeskanzlei zugebracht hatte, eilte ich nach Bremerhaven, als den Ort meiner Bestimmung. Dort kaum angekommen, überraschten mich zwei Depeschen sehr verschiedenartigen Inhalts, die eine, in welcher mir von Sr. Majestät des Königs von Preußen, die Erhebung in die zweite Classe des rothen Adlerordens huldreichst zu erkennen gegeben, die zweite von dem oldenburgischen Ministerium, in welcher mir, bei Vermeidung sofortiger Dienstentlassung die Uebernahme des Bundestagsauftrags untersagt wurde. Es verstand sich von selbst, daß ich als ein in oldenburgischen Pflichten stehender Diener, meine Unterwerfung unter des Großherzogs Befehle pflichtschuldigst anzeigte, und an den Bundestagsausschuß über dieses Inhibitorium Bericht erstattete. Vom Bundespräsidium erhielt ich alsbald die Entschließung:

„Sie werden hiermit im Namen hoher Bundesversammlung aufgefordert, sofort nach Empfang der gegenwärtigen Weisung Ihre Amtsthätigkeit anzutreten, und ehe Ihnen weitere Befehle von der Bundesversammlung zugehen, weder Ihre Entlassung aus dem oldenburg. Staatsdienste zu begehren, noch die Ihnen von der großherzoglichen Regierung etwa angesonnene Entlassung anzunehmen.

„Die bei Erörterung dieser Angelegenheit allseitig kund gegebenen Gesinnungen der Bundesversammlung, sowie der hiermit beifolgende Beschluß derselben, können Ew. übrigens genügende Beruhigung gewähren, daß die Bundesversammlung bereit ist, Sie der großherzoglichen Regierung gegenüber zu vertreten, ohne Sie Ihre persönliche Interessen verletzenden Folgen Preis zu geben."

Nichts desto weniger erfolgte wenige Tage darauf von dem oldenburgischen Ministerium die Verfügung:

„Dem Herrn Geheimen Staatsrath Dr. Fischer, wird hiermittelst notificirt, daß Sr. K. H. der Großherzog Sich bewogen gefunden haben, denselben mittelst Verfügung vom heutigen dato des Dienstes zu entlassen unter Beilegung einer Pension von 1200 Thaler Courant.

„Unter diesen Umständen haben Sr. königl. Hoheit der Großherzog den diesseitigen Bundestagsgesandten, Herrn Staatsrath von Eisendecher, instruiren lassen, der Bundesversammlung anzuzeigen, daß Höchstdieselben die Auflösung der Flotte von Seiten des Herrn Geheimen Staatsrath Dr. Fischer einstweilen wollen geschehen lassen."

Ich protestirte begreiflich gegen meine Dienstentlassung, und trat, vertrauend auf den Schutz hoher Bundesversammlung, in meine Funktionen ein.

Es begann damit das kläglichste Jahr meines dienstlichen Lebens. Die Flottenangelegenheiten waren damals dem Bundestagsausschuß in Militärangelegenheiten übergeben, dessen technisches Organ der österreichische Oberst von Bourguignon, der preußische Oberst von Wangenheim und der Marinerath Jordan waren. Der Präliminarpunkt, meine Instruktion bildete von vorn herein einen Gegenstand ziemlicher Verlegenheit. Die Herren waren einverstanden, daß sich diese nur in ganz generellem Umfange bezeichnen lasse, und deren speciellere Ausbildung sich erst im Fortgange

* Wir entnehmen diese Skizze dem soeben unter dem Titel: Politisches Martyrthum, eine Kriminalgeschichte mit Aktenstücken, erschienenen Buche des durch seine koburger Gefangenschaft neuerdings wieder o't besprochenen einstigen Flottenauctionators und weiland lippe'schen Staatsministers Hannibal Fischer. Wie weit die hier mitgetheilten Thatsachen auf Wahrheit beruhen, wollen und können wir nicht untersuchen, eben so wenig, wie wir den Standpunkt und die oft kläglichen politischen Auslassungen des Verfassers einer Kritik unterwerfen mögen, die z. B. das sogenannte politische Martyrthum dieses Mannes in einer für ihn sehr unangenehmen Weise beleuchten würde, jedenfalls sind aber die Mittheilungen nicht ohne Interesse und geben ein ganz hübsches Bild jüngstvergangener vaterländischer Zustände. D. Redakt.

Ausgabe 1 Mark 50 Pf. Die Ausgabe ist nicht zu verwechseln mit der

die Entscheidung zur Folge, daß die verlangte Ergänzung allerdings unnöthig sei! Daß dieser Verweis und die Entscheidung, „ob die Angabe der Dimensionen, der Innhölzer, Deckbolten, Balkweichern, der innern und äußern Haut, der Knieen, Schweine, Kimmplanken, kupfernen und eisernen Verholtungen, der Ankergewichte u. s. w." zur wesentlichen Beschreibung eines zum Kauf angebotenen Schiffs gehöre, nicht ein Gegenstand war, den der Bundestagsausschuß zu entscheiden sich auch nur berufen finden konnte, ist klar. Verweis und Entscheidung konnten nur von den berathenden Technikern ausgegangen sein. Hatten aber diese Techniker, denen mit dem Absegeln des letzten Flottenschiffes das veteres colum migrate! mit Flammenzügen in der Perspektive stand, einen sonderlichen Beruf, meinen raschen Eifer zu fördern? Wäre es ein Unglück gewesen, wenn durch diese vermeintlich unnöthigen Einschiebsel die gedruckte Beschreibung um dreißig Zeilen länger geworden wäre? Gewiß war dieses kein Grund, um ein so wichtiges Geschäft Monate lang zu verzögern. Es blieb eben nicht bei dieser Zänkerei. Es handelte sich weiter von einer Uebersetzung dieser Beschreibung. Nach der Natur der Sache konnte diese nur ein der technischen Schiffssprache kundiger Marinier machen. Der Admiral Brommy war der französischen wie der englischen Sprache kundig, dennoch verweigerte er mir die Uebersetzung als einen nicht zu seiner Funktion gehörigen Gegenstand. Ich ersuchte ihn, durch einen seiner Seeoffiziere diese Arbeit anfertigen zu lassen (sie erforderte einen Umfang von einem gedruckten Viertelbogen). Er erklärte mir: keiner derselben sei dieser Arbeit gewachsen! Dies mußte mich zu einer neuen Beschwerde bei dem Bundestagsausschuß veranlassen. Unter den Seeoffizieren befanden sich notorisch mehrere, welche Französisch und Englisch als Muttersprache redeten; ich nannte die Aeußerung des Admirals ein ungegründetes Armuthszeugniß, welches er seinem Offiziercorps ausstellte. Abermalige Abweisung! Der Admiral habe ganz recht, daß er sich dieser Zumuthung entzogen habe! Dieser Competenzstreit verzögerte das Geschäft abermals um vierzehn Tage, und kosteten diese Häkeleien der Techniker dem Bundessäckel mindestens 50,000 Gulden. Endlich gelang es mir, in Bremen für schweres Geld einen Uebersetzer zu finden, aber dieses Herumziehen und die Verzögerung des Drucks hatten eine neue Verschleppung zur Folge.

Ich hatte gleich Anfangs darauf aufmerksam gemacht, wie es doch zu gar nichts dienen könnte, das Marinerechnungswesen in dem minutiösen Detail, wie es das Intendanturregulativ vorschrieb, fortzuführen, solches vielmehr ganz fallen zu lassen, und nur auf die Untersuchung sich zu beschränken, ob die Zahlmeister an die Marinekasse noch etwas zu fordern hätten, oder in dieselbe schuldeten, oder sonst erhebliche Unterschleife sich herausstellten. Der Marineintendant gestand zu, daß auf diese Weise freilich binnen drei Tagen die ganze Sache abgethan werden könne. Mein Antrag wurde gleichwohl verworfen und mir zu verstehen gegeben, daß ich mich um den Verkauf der Schiffe und sonst um nichts zu bekümmern habe. Von der Einmischung in das Rechnungswesen hielt man den Bundescommissair ohnehin fern. Von den größeren Kaufleuten kann ich nichts Anderes sagen, als daß sie mich mit allem kaufmännischen Anstande behandelten. Es bot mir keiner eine Bestechung an, wohl aber fixe Provisionen als Stillcompagnon von 2000 Thlr. bis zu 1500 Pfd. Sterling.

Die kurzgebundene Zurückweisung konnte natürlich die Achtung für mich nicht erhöhen, sie bestätigte in den Augen dieser Herren ja nur den Verdacht, daß aus Dr. Engelkens oberneulander Irrenanstalt wohl noch etwas in mir zurückgeblieben sein möchte. Je mehr ich mich aber nun dem Ziele näherte, und durch das Verschwinden der Flottenschiffe die Leute gewahr wurden, daß es mit der Sache ein Ernst war, und ich ihnen die melkende Kuh wirklich entführt hatte, um so zügelloser wuchsen die Aeußerungen des Hasses von allen Seiten. Mochte ich mich auch trösten, daß derselbe nicht meiner Person, sondern meinem Repräsentativ-Charakter galt, und mir Niemand widersprochen haben würde, wenn ich die eigenthümlichen Sentiments eines verehrungswürdigen Publikums meinen hohen Committenten in getreuer Berichterstattung hätte transferiren wollen, so glaubte ich wenigstens darin eine Anerkennung von der hohen Behörde mir zu verdienen, daß ich diese Rücksichtslosigkeiten mit stolzem Gleichmuth, ohne ihr mit unliebsamen, persönlichen Reklamationen lästig geworden zu sein, auf mich nahm. Selbst die Behörden suchten etwas darin, das System der Gleichheit vor dem Gesetz im ächten Republikanersinn nicht minder schroff, als die Lübecker Kriminalbehörde zu großem Beifall ihrer gleichgestimmten Bürger an den Bundestagsrepräsentanten zur Geltung zu bringen.

Bei einer gerichtlichen Verhandlung in einer Bundescommissariats-Angelegenheit wies man mich in das Gerichtsvorzimmer als Wartezimmer. Alle Bänke waren mit einer sehr gemischten Gesellschaft von Matrosen, Handwerksburschen und einer Dame derselben Classe besetzt. Das höfliche Erbieten eines freundlichen Matrosen, mir altem Manne seinen Sitzplatz zu überlassen, konnte von mir in geziemender Bescheidenheit nicht angenommen werden, und so hatte ich die Wahl, mich in die Vorhalle neben den nicht minder freundlichen Kettenhund oder auf der Straße zu placiren. Herr Amtman Gröning würde seiner richterlichen Autorität nichts vergeben haben, wenn er dem Repräsentanten der höchsten Behörde Deutschlands eines seiner Privatzimmer als Wartesaal hätte anweisen wollen. Ich könnte ein ganzes Buch solcher charakteristischer Züge meines bremerhavener Geschäftslebens schreiben. Bei der Uebergabe der sechs Corvetten mußte ich mich zur Sicherung gegen persönliche Mißhandlungen auf die Warnung des englischen Consuls zu Brake unter den Schutz der englischen Flagge flüchten.

Die persönlichen Insolenzen, denen ich von allen Klassen, selbst einer ministeriellen Persönlichkeit, wegen dieses unpopulären Geschäfts ausgesetzt war, kannte keine Grenze. Drei Tage war mir der Genuß warmer Speisen versagt, weil kein Restaurateur mich aufnehmen wollte. Am Abend, wo die letzten untern Schiffsoffiziere, Zahlmeister u. dgl. entlassen worden waren, und diesen Abschied in einer nächtlichen Orgie, man kann denken, mit welchen patriotischen Trinksprüchen feierten, überfielen mich vier dieser bis zur Bestialität betrunkenen Seehelden an meinem in demselben Hotel befindlichen Schlafzimmer, versuchten meine Thüre zu sprengen, und versetzten mich in eine Lage der Nothwehr, daß ich, entblößt von jeder andern Waffe, kein anderes Rettungsmittel in Aussicht zu nehmen wußte, als mich mit einer eisernen Ofenhacke neben die Thür zu stellen, mit dem Vorsatze, den ersten durch die gesprengte Thür Eintretenden vor den Schädel zu schlagen. Zum Glück befreite mich der Wirth durch seine Dazwischenkunft von diesen im unverkennbaren Zustand der Unzurechnungsfähigkeit sich befindenden Unholden. Welche Situation für einen so bejahrten Mann, gewöhnt, sich nur in den Kreisen höherer Sitte zu bewegen, solchen Pöbelhaftigkeiten auf jedem Schritte zu begegnen. Dazu kam noch das drückende Gefühl, in allen Unternehmungen der entschiedensten höheren Mißbilligung sich auszusetzen, weil in allen diesen auf administrative und technische Details hinauslaufenden Geschäftsdifferenzen der Militärausschuß auf die Gutachten befangener und zum Theil recht untergeordneter Behörden einzig seine Entscheidung gründen konnte. Für alle diese Unbilden konnte mich nur der Genuß entschädigen, der an sich in dem Ankampfe gegen die Gelüste der Untreue, Schlechtigkeit und des Unrechts liegt, und das Bewußtsein, dem Bundessäckel etwa 50,000 Rthlr. erkämpft zu haben, die vielleicht ein anderer, minder kampflustiger Sachführer nicht errungen hätte.

Wenige Bundescommissariate möchten ein solches Martyrthum zu bestehen in der Lage gewesen sein, — mit unerschütterlicher Standhaftigkeit einen so allgemeinen, alle Stände des deutschen Volkes durchdringenden Haß mit Seelenruhe zu ertragen und mit Gleichmuth sich als Stichblatt alles nur denkbaren Hohns und Spottes der Tagespresse behandelt zu sehen. Es war ein schwacher Trost für mich, daß bei diesem unermüdlichen Trachten der Presse, alles denkbare Gehässige mir aufzubürden, von dieser doch auch nicht ein Schein eines Zweifels an meiner Rechtlichkeit vorgebracht worden ist. Vielleicht kommt noch eine Zeit, wo diese Flottenangelegenheit in das freie Gebiet der Geschichte zurückgetreten ist, und Diejenigen, denen mein Andenken lieb ist, Gelegenheit finden, meine nicht uninteressante Flottenpassionsgeschichte in ihren Einzelnheiten vor ein unbefangeneres Forum zu bringen, als mir in der politischen Richtung meiner Zeitgenossen offen stand.

Im Juni 1853 erstattete ich dem Bundestagsausschuß meinen Schlußbericht und wurde mit einer etwas kühlen Zufriedenheitserklärung meines Commissorii entbunden.

Blätter und Blüthen.

Noch ist Deutschland nicht verloren, wenigstens die deutsche Literatur nicht. So eben kündigt die Doeger'sche Buchhandlung in Tangermünde eine neue, die siebente gänzlich umgeänderte Auflage des allbekannten Rinaldo Rinaldini an und sagt dazu:

„Wie einst Schiller durch seine Räuber, Goethe durch seinen Werther und Götz das Publikum zur freudigsten Anerkennung hinzureißen wußte, wie diese unsterblichen Werke noch heute unerreichbar dastehen; — so thut auch Vulpius zu Ende des vorigen Jahrhunderts einen glücklichen Griff in die Stimmung des durch obige Werke erregten Volkslebens, und schrieb seinen Rinaldo. Und wie jene Heroen der Dichtkunst durch die zahllosen Nachahmer nur in höhere Strahlenglorie glänzten, so glänzt auch Rinaldo unter den zahllosen Nachahmungen als ein Stern erster Größe in dem Kreise, welchem diese romantische Dichtung angehört. Sechs Auflagen, ungerechnet die Nachdrücke, sind vergriffen, und doch, — ich frage die Herrn Leihbibliothekare, — greift jeder neu eintretende Leser, der in der angedeuteten Art Unterhaltung sucht, nach dem Rinaldo. Aber in welcher kläglichen, abgelesenen und abgegriffenen äußeren Hülle wird die ansprechende Lectüre ihm geboten? Er schlägt das anspruchlose, und doch von jedem Deutschen, er weile in Europa, Amerika, Asien und Australien, gekannte und gesungene Lied: „„In des Waldes tiefsten Gründen,"" — auf, und, o weh! die Verse sind förmlich weggelesen! Und im Buchhandel existirt kein Exemplar mehr. Darum habe ich mich entschlossen, den alten Gesellen in neuem Gewande erscheinen zu lassen. Nein, nicht nur im Druck, nein, auch in Sprache und Schreibart, in welcher er früher sich oft, nach Art solcher Kerle, etwas nonchalant gehen ließ. Denn auch die Räuber sind gebildeter geworden, — der unsterbliche Rinaldo will nicht zurückbleiben. Ein Freund der belletristischen Literatur will ihn für den verlangenden Leserkreis zustutzen, daß er 1855 sich sehen lassen kann. Er soll auch, denn auch dies verlangt unsere Zeit, nicht theuer werden, darum bleibt das Bildwerk, und alles Ungehörige und Langweilige hinweg, wogegen der anmuthige ansprechende Kern, in ungestörter schmackhafter Frische den Leser erquicken soll." Kaufe also, deutsches Publikum, diese gebildeten Räuber!!

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Redigirt: Verlag Ernst Keil.

Erscheint Nr. 1 u. 2 Mal. Preis die Quartalnummer mit Extrem vierteljährlich 75 Pf. Zu beziehen.

Eine todte Vergangenheit.

Novelle von Paul Heyse.

Der Frühling war da mit seiner ganzen Herrlichkeit, und Rom prangte in seinem schönsten Schmuck. Von allen Seiten strömten Fremde herbei, um die Osterfeierlichkeiten mitzumachen, und die Gasthöfe waren überfüllt.

Auch Graf Lamberg war mit seiner Gemahlin und seinen beiden Töchtern angekommen, und hatte sich in einem der ersten Gasthöfe einquartiert. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit einem ernsten, strengen Gesicht, das aber, wenn er mit seinen Kindern sprach, einen ganz andern Ausdruck annahm. Seine Gemahlin, eine Dame von vornehmer Haltung, mochte ihm an Jahren nahe stehen, sah aber viel älter aus. Die Töchter, Gräfin Ida und Gräfin Emma, waren beide noch sehr jung, und Ida, die ältere, hatte eben erst ihr siebzehntes Jahr vollendet.

Sie waren alle vier in Rom noch ganz fremd, und hatten sich noch keine Bekannten gemacht. Sie hatten sich auch nicht darum bemüht, weil sie wußten, daß sie nur wenige Tage hier bleiben würden, und weil sie sich vorgenommen hatten, diese Tage ganz für sich zu genießen.

Am Tage nach ihrer Ankunft hatten sie sich in Begleitung eines Lohnbedienten, der ihnen als Cicerone diente, in die Peterskirche begeben, um dort die Ceremonien des Palmsonntags mitzumachen. Sie hatten sich in einer Seitenkapelle niedergelassen, wo sie einen guten Überblick über das Ganze hatten, und wo sie nicht gestört wurden.

Als sie nach Beendigung der Feierlichkeiten wieder ins Freie traten, sagte der Graf zu seinem Bedienten: „Nun, Giovanni, was haben wir heute noch vor?“

„Ich habe Ihnen, Herr Graf, eine Loge im Theater Argentina gemiethet,“ antwortete der Bediente, „wo heute Abend eine Oper gegeben wird.“

„Eine Oper?“ fragte der Graf. „Ich glaube, wir haben uns vorgenommen, keine Oper zu besuchen.“

„Ich habe geglaubt,“ sagte Giovanni, „daß Sie vielleicht Ihre Töchter gern in die Oper führen würden.“

„Meine Töchter,“ sagte der Graf, „haben noch Zeit genug, die Opern zu besuchen, wenn sie in ihre Heimath zurückgekehrt sind. Hier in Rom wollen wir uns nur an die Kirchen halten.“

„Ich habe geglaubt,“ sagte Giovanni, „daß Sie vielleicht Ihre Töchter gern in die Oper führen würden.“

„Meine Töchter,“ sagte der Graf, „haben noch Zeit genug, die Opern zu besuchen, wenn sie in ihre Heimath zurückgekehrt sind. Hier in Rom wollen wir uns nur an die Kirchen halten.“

„Ich habe geglaubt,“ sagte Giovanni, „daß Sie vielleicht Ihre Töchter gern in die Oper führen würden.“

„Meine Töchter,“ sagte der Graf, „haben noch Zeit genug, die Opern zu besuchen, wenn sie in ihre Heimath zurückgekehrt sind. Hier in Rom wollen wir uns nur an die Kirchen halten.“

Lande verbreitenden Ruf, daß man dem Wunderthäter sich nicht nahen könne, ohne von ihm geheilt zu werden. Und so kamen denn auch Kranke aus der Ferne, um sich von ihm heilen zu lassen. Auch Ali, der Sohn des Abu Talib, hatte von ihm gehört und wollte ihn aufsuchen, um sich von ihm heilen zu lassen. Er hatte nämlich seit seiner Kindheit einen Fehler an den Augen, und da er nun hörte, daß Mohammed Blinde sehend machte, so wollte er auch zu ihm gehen, um sich von ihm heilen zu lassen.

Als er nun zu ihm kam, sprach er: „Mohammed, du sollst mich heilen!“ Mohammed aber sprach: „Ich will dich nicht heilen, denn du bist ja ein Christ!“ Ali sprach: „Ich bin kein Christ!“ Mohammed aber sprach: „Du bist

„Schon recht, gnädiger Herr," sagte der Schäfer in der bedächtigen und zähen Manier seines Volksstammes. „Sie können mir Ihren Grund und Boden verbieten und ich muß gehen, aber sehen Sie, dort drüben läuft die Gränze, und wenn ich mich auf dem königlichen Revier hinsetze und dort bleibe, so lange ich will, so kann mir das Niemand verwehren. Guten Morgen, gnädiger Herr." Er rief seinen Lustig und ging mit langen Schritten in der bezeichneten Richtung davon.

Dießbach biß sich auf die Lippe, verschmähte aber, den Alten anzuhalten. Stargau hatte also wirklich hier eine geheime Zuflucht gefunden, und die ehemalige Vertraute seiner Mutter war bei ihm, auch das junge Mädchen, von dem er zuerst durch Guido gehört: ein dunkles Räthsel für ihn, vor dessen Lösung er zitterte! Und außerdem noch mehr Menschen, wie es schien, eine ganze Kolonie von Geächteten! Fester umklammerte er den Schaft seines Doppelgewehrs, das er noch immer in der Hand trug, dann riß er sich gewaltsam aus dem unheimlichen Brüten los, in welchem ihn viel böse Geister heimsuchten, warf die Flinte über die Schulter und sah sich nach einem Ruheplatze um, wo er unbemerkt die Heimkehr der entwichenen Bewohner dieser verfehmten Stätte erwarten konnte. Er fand einen solchen hinter dem Felsenthore, nicht allzu weit entfernt. Wenn sie ihn vielleicht aus einem Verstecke belauscht hatten, so mußten sie, da er denselben Weg zurückging, den er gekommen war, an seine Heimkehr glauben — daß er wiederkommen werde, früh oder spät, daß für sie keine bleibende Stätte hier mehr sei, konnten sie freilich wissen, und so blieb nur anzunehmen, daß sie, eiligst aufgescheucht, keine Zeit gehabt, Anstalten für einen gänzlichen Abzug zu treffen und wahrscheinlich den heutigen Abend und die Nacht benutzen würden, um diesen zu bewirken. Versäumte Kuno also diese Gelegenheit, so war sie ihm unwiederbringlich verloren.

„Was aber, was dann?" fragte er sich. „Wenn du ihn nun vor dir siehst, den Mörder deiner Ehre? Was gedenkst du zu thun?" Er hatte sich diese Frage schon mehr als einmal gestellt, ihre Beantwortung aber immer auf das Unbestimmte verwiesen. Heut sah er sich zur Entscheidung gedrängt, er mußte vorher wissen, was er thun wollte, er durfte sich nicht von der Gewalt des Augenblicks treiben lassen — kalt und fest wollte er sein Richteramt, zu dem er sich aufgeworfen hatte, wahrnehmen.

Das war nun bedacht und zur vollen Gestaltung gereift. Eine gewisse Ruhe kehrte in ihm ein, nun er zum Entschlusse gekommen war, er glaubte sich und seiner Ehre, zugleich aber auch seinem Gewissen ein Genüge zu thun, wenn er ihn ausführte.

„Armer Guido!" sprach er für sich. „Deinen lichten Jugendhimmel muß ich trüben — wie schmerzlich wird es Dir sein, Dein höchstes Ideal in Staub und Graus sinken zu sehen."

Mit Guido's Bilde stellte sich zugleich wieder das des unbekannten jungen Mädchens dar; er wußte, daß Nina, wie sich die Kammerfrau seiner Mutter bis in ihr Alter hatte nennen lassen, keine Tochter gehabt, und daß, wenn sie auch nach der Trennung von seiner Mutter noch einmal geheirathet haben sollte, ein Kind dieser Ehe noch nicht erwachsen sein konnte. Wer war also dies junge Mädchen, das sie für ihre Tochter ausgab und das Guido so ähnlich sah? — Stunde auf Stunde verging, Kuno saß geduldig in seinem Hinterhalt; er sah dem Zuge der Wolken nach und folgte dem Sonnenlichte auf den Bergen, zu seinen Füßen schlief der Hund, der zuweilen im Traume jagte. Länger wurden die Schatten, der Herbstwind strich empfindlich kalt durch das Felsenthor, die Sonne verschwand hinter der westlichen Kuppe, und braune Dämmerung wob allmälig ihre Schleier um die Gegend: im dunkeln Thale waltete bald die Nacht.

Jetzt konnte Kuno sicher sein, daß sein Nahen nicht mehr bemerkt werde, daß wohl auch die entwichenen Bewohner der Eremitage zurückgekehrt seien. Er trat in das Felsenthor und sein erster Blick sah unten im Hause ein hell erleuchtetes Fenster. Da lachte eine wilde Freude in ihm auf und er stieg hastig hernieder, so schnell es ihm sein lahmer Fuß irgend erlaubte.

„Entlarven will ich sie ja nur, sie zwingen, ihrer eignen Ehre Genugthuung zu thun!" sprach er mit bitterer Lust, als er sich seinem Ziele so nahe sah. „Wenn ich ihn in meiner Gewalt habe, dann will ich ihn zu ihren Füßen schleppen und sie zur Anerkennung zwingen, dann aber soll sie es gut machen und mit ihm hinausgehen in die Ferne, wo Niemand uns kennt, die sie geschändet, und hat sie dem Elenden einst ihr Herz geschenkt, soll sie ihm jetzt —"

Da unterbrach ein harter Fall, den er that, seine Gedanken — in der wachsenden Dunkelheit war er mit seinem lahmen Fuße an einem scharfen Steine gestrauchelt, und ehe er sich halten konnte, zu Boden gefallen; er wollte sich aufraffen, sein Auge flog, wie das eines Adlers, der fürchtet, ihm könne die Beute entrinnen, thalwärts: er bemerkte, daß sich noch mehr Fenster in verschiedenen Erkern der Eremitage erleuchteten, dorthin hatte er die gerade Richtung, allerdings die gefährlichste, eingeschlagen. Rasch wollte er aufspringen, da gab das Geröll unter seinen Füßen nach, setzte sich mit wachsender Geschwindigkeit in Bewegung und riß ihn nun gar halsbrechenden Sturzes mit sich in die Tiefe. Laut heulend sprang ihm der Hund nach. All seine wilden Entwürfe waren auf einmal vernichtet.

Bewußtlos lag er unten auf einem Vorsprunge, mehre Klafter hoch über der Sohle des Thalgrundes. Wenige Schritt noch und keine Rettung wäre für ihn gewesen, denn unter dem Vorsprunge starrten zackige Klippen empor, die ihn unfehlbar zerschmettert haben würden. Aber das Geschiebe hatte sich schon vorher in seinem Falle gemäßigt, seine Kraft an einem waagrechten Rasenwalle, der sich um die Thalwand zog, gebrochen, und so blieb der verunglückte Mann, wenn auch schwer verletzt und besinnungslos, doch vor dem Aergsten bewahrt, liegen. Ein Glück, daß auch sein Gewehr sich im Falle nicht entladen und ihn tödtlich verwundet hatte.

In der Eremitage war allerdings wieder Leben erwacht. Ein wirthliches Feuer prasselte in der Küche und die alte Frau, welche wir schon kennen, war geschäftig, eine stark gewürzte Suppe zu kochen, während in der Ecke am Herde der Schäfer Klupsch saß, welcher also, wie er es dem Herrn von Dießbach rundweg erklärt, auf die Rückkehr der Bewohner gewartet hatte und mit mehr Glück, als dieser.

„Wenn wir den morgenden Tag noch für uns haben," sagte die Alte, „so ist Alles gewonnen. Heut sind wir sicher, aber morgen müssen wir in aller Frühe fort, denn er giebt so leicht nichts auf, was er sich in den Kopf gesetzt hat, ich kenne ihn schon von Klein auf, er war ein tückischer Junge."

„Ja, auf Sie mag er einen besondern Zahn gehabt haben," versetzte der Schäfer, „da er Ihr doch seinen lahmen Fuß verdankt. Nun, nun, sehe Sie mich nicht so böse an, Sie hat mir's ja selber gesagt."

„Konnte man ihn halten? Er biß und schlug ja um sich, wie ein Satan — den konnte der Stärkste nicht auf dem Arme erhalten, es war ein Unglück, daß er gerade auf die Steine fiel und dann einen ungeschickten Chirurgus kriegte."

„Jemand würde sich auch nicht gegrämt haben, wenn er nicht den Fuß, sondern den Hals gebrochen hätte!" sagte der Schäfer.

„Meint Er meine gnädige Frau? Sie ist seine Stiefmutter! Wo soll die große Liebe herkommen, wenn der Junge sich immer bös gegen sie benommen hat!" — Der Schäfer brummte etwas in den Bart.

„Lassen wir die alten Geschichten, ich weiß, Er hat immer etwas gegen meine Herrschaft —"

„Ja, weil sie meinen armen Herrn auf dem Gewissen hat — und wohl noch mehr!" setzte er murrend hinzu.

Die Alte stieß mit dem Topfe, den sie eben vom Feuer nahm, so ungeschickt an, daß sie beinahe die ganze schon fertige Suppe verschüttet hätte. „Ich wollte Ihm rathen," sagte sie mit heiserer Stimme, „Sein Maul zu halten. Was meine Herrschaft mit Seinem Herrn gehabt, das geht Ihm nichts an — Er hat sich oft getraut, drein zu reden, wär' ich Sein Herr gewesen, ich würde Ihm das gelegt haben. Jetzt ist nichts mehr zu ändern, also beruhige Er sich, und wenn der Mond aufgegangen ist, mache Er, daß Er fort kommt und besorge Er den Wagen, wie Ihm aufgetragen ist."

Der Ton einer hochmüthigen Herrendienerin, welchen die ehemalige Zofe der Frau von Dießbach angenommen hatte, verfing aber gar nicht bei dem alten Schäfer. „Sie spricht sehr einfältig," erwiederte er. „Wenn Sie Ihrer Herrschaft so getreulich abgeredet hätte, wie ich meinem armen Herrn, so brauchte er jetzt nicht bei Nacht und Nebel wie ein Dieb davon zu schleichen. Ihrer Frau zu Gefallen thue ich's nicht, daß ich Helfershelfer bin, aber mein Herr hat mich einmal rufen lassen und ich will nicht, daß es noch mehr Unglück giebt: wir haben so schon genug!" Er stand auf und sein Hund, der unter der Bank gelegen hatte, sprang gleich hervor, dieselbe beinah umwerfend.

„Erst doch einen Löffel warme Suppe?" lud ihn die Alte ein.

Als Lohn für die Mühe dürfen sie Kleider und Speise nehmen, aber kein Geld.

Wenn ein Mann eine Frau nimmt und sie ihm nicht gefällt, weil er an ihr etwas Unanständiges findet, so soll er ihr einen Scheidebrief schreiben, ihr denselben in die Hand geben und sie aus seinem Hause entlassen.

Wenn sie aus seinem Hause gegangen ist, kann sie hingehen und eines anderen Mannes Frau werden.

Wenn aber auch dieser sie nicht leiden kann und ihr einen Scheidebrief schreibt, ihr denselben in die Hand gibt und sie aus seinem Hause entläßt, oder wenn dieser zweite Mann, der sie zu seiner Frau genommen hatte, stirbt, so darf ihr erster Mann, der sie entlassen hatte, sie nicht wieder zu seiner Frau nehmen, nachdem sie unrein geworden ist; denn das wäre ein Greuel vor dem Herrn, und du sollst nicht Sünde ins Land bringen, das dir der Herr, dein Gott, zum Erbteil gibt.

Wenn ein Mann eine neue Frau genommen hat, so soll er nicht ins Feld ziehen, noch irgend eine Last auf sich nehmen; er soll ein Jahr lang frei sein für sein Haus und seine Frau erfreuen, die er genommen hat.

Niemand darf Mühlstein oder Läufer zum Pfande nehmen; denn das hieße das Leben zum Pfande nehmen.

Wenn jemand gefunden wird, der einen seiner Brüder, von den Kindern Israels, raubt und ihn als Sklaven behandelt oder verkauft, so soll der Räuber sterben, und du sollst das Böse von dir tun.

Hüte dich vor dem Aussatz, daß du sorgfältig tust und alles, was die Priester, die Leviten, euch lehren, nach meinem Befehl, den ich ihnen gegeben habe, daß ihr es tut.

Gedenke, was der Herr, dein Gott, an Mirjam getan hat auf dem Wege, als ihr aus Ägypten zogt.

Wenn du deinem Nächsten etwas leihst, so sollst du nicht in sein Haus gehen, um ein Pfand zu nehmen.

Du sollst draußen stehen, und der Mann, dem du leihst, soll dir das Pfand hinausbringen.

Wenn er ein armer Mann ist, so sollst du nicht sein Pfand behalten, wenn die Sonne untergeht.

Du sollst ihm sein Pfand zurückgeben, wenn die Sonne untergeht, damit er in seinem Kleide schlafen und dich segnen kann; und es soll dir Gerechtigkeit sein vor dem Herrn, deinem Gott.

Du sollst nicht bedrücken einen armen und dürftigen Tagelöhner, weder von deinen Brüdern noch von den Fremdlingen, die in deinem Lande sind, in deinen Toren.

Du sollst ihm seinen Lohn geben an seinem Tage, und die Sonne soll nicht darüber untergehen; denn er ist arm und sehnt sich danach; damit er nicht wegen dir den Herrn anrufe, und es dir Sünde sei.

Du sollst nicht beugen das Recht des Fremdlings und der Waise, noch nehmen das Kleid der Witwe zum Pfande.

Sondern gedenke, daß du Knecht gewesen bist in Ägypten, und der Herr, dein Gott, dich von dort erlöst hat; darum gebiete ich dir, solches zu tun.

Wenn du deine Ernte auf deinem Felde hältst und eine Garbe vergessen hast auf dem Felde, so sollst du nicht umkehren, sie zu holen; sie soll dem Fremdling, der Waise und der Witwe gehören, damit der Herr, dein Gott, dich segne in allen Werken deiner Hände.

Wenn du deinen Ölbaum abschlägst, so sollst du nicht nachlesen; was hängen bleibt, soll dem Fremdling, der Waise und der Witwe gehören.

Wenn du deinen Weinberg abliest, so sollst du nicht nachlesen; was hängen bleibt, soll dem Fremdling, der Waise und der Witwe gehören.

Gedenke, daß du Knecht gewesen bist im Lande Ägypten; darum gebiete ich dir, solches zu tun.

Wenn Leute miteinander hadern und vor Gericht kommen, daß man sie richte, so soll man den Gerechten gerecht sprechen und den Gottlosen verdammen.

Ist aber der Gottlose der Schläge wert, so soll ihn der Richter heißen niederfallen und vor seinen Augen nach dem Maß seiner Missetat mit Schlägen züchtigen.

Vierzig Schläge mag er ihm geben, nicht mehr, damit nicht, wenn er mehr Schläge gibt, dein Bruder vor deinen Augen verunehrt werde.

Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.

Wenn Brüder beieinander wohnen und einer von ihnen stirbt und hat keinen Sohn, so soll des Verstorbenen Weib nicht draußen einem fremden Manne sich antragen; sondern ihres Mannes Bruder soll zu ihr gehen und sie sich zum Weibe nehmen und ihr die Pflicht eines Schwagers erweisen.

Und der erste Sohn, den sie gebiert, soll nach seines Bruders Namen heißen, damit sein Name nicht vertilgt werde in Israel.

Will aber der Mann nicht seine Schwägerin nehmen, so soll sie hinaufgehen zu den Ältesten ins Tor und sagen: Mein Schwager weigert sich, seinem Bruder einen Namen in Israel zu erwecken und will mir nicht die Pflicht eines Schwagers erweisen.

Da sollen ihn die Ältesten seiner Stadt rufen und mit ihm reden.

Wenn er dann dabei bleibt und spricht: Ich will sie nicht nehmen, so soll seine Schwägerin zu ihm treten vor den Augen der Ältesten und ihm den Schuh von seinem Fuß ziehen und ihm ins Angesicht speien und soll anheben und sagen: Also soll man tun einem Manne, der seines Bruders Haus nicht will bauen.

Und sein Haus soll heißen in Israel: Haus des Barfüßers.

Wenn Männer miteinander kämpfen, einer gegen den andern, und das Weib des einen kommt herzu, ihren Mann aus der Hand des Schlagenden zu erretten, und streckt ihre Hand aus und greift ihn an seine Scham, so sollst du ihr die Hand abhauen; dein Auge soll ihrer nicht schonen.

Du sollst nicht zweierlei Gewicht haben in deinem Kasten, großes und kleines.

Du sollst nicht zweierlei Maß haben in deinem Hause, großes und kleines.

Du sollst rechte und volle Gewichte haben, rechte und volle Maße, auf daß du lange lebest in dem Lande, das der Herr, dein Gott, dir gibt.

Denn wer solches tut und wer Unrecht handelt, der ist dem Herrn, deinem Gott, ein Greuel.

Gedenke, was dir Amalek getan hat auf dem Wege, als ihr aus Ägypten zogt,

wie er dir begegnete auf dem Wege und hinten an dir alle Schwachen schlug, da du müde und matt warst, und fürchtete Gott nicht.

Wenn nun der Herr, dein Gott, dir Ruhe schafft vor allen deinen Feinden umher in dem Lande, das der Herr, dein Gott, dir gibt zum Erbteil, daß du es einnehmest und darin wohnest, so sollst du vertilgen das Gedächtnis Amaleks unter dem Himmel.

Vergiß es nicht!

Du sollst, wenn du in das Land kommst, das der Herr, dein Gott, dir gibt zum Erbteil, und es einnimmst und darin wohnst,

die Erstlinge von allen Früchten des Landes, die du einbringst aus deinem Lande, das der Herr, dein Gott, dir gibt, nehmen und in einen Korb tun und hingehen an die Stätte, die der Herr, dein Gott, erwählen wird, daß sein Name dort wohne,

und sollst zu dem Priester kommen, der zu der Zeit sein wird, und zu ihm sagen: Ich bekenne heute dem Herrn, deinem Gott, daß ich in das Land gekommen bin, das der Herr unsern Vätern geschworen hat, uns zu geben.

Und der Priester soll den Korb von deiner Hand nehmen und vor den Altar des Herrn, deines Gottes, setzen.

Und du sollst anheben und sagen vor dem Herrn, deinem Gott: Mein Vater war ein umherirrender Aramäer und zog hinab nach Ägypten und lebte dort als Fremdling mit wenigen Leuten und wurde dort ein großes, starkes und zahlreiches Volk.

Aber die Ägypter behandelten uns übel und bedrückten uns und legten uns harte Dienste auf.

Da schrien wir zu dem Herrn, dem Gott unserer Väter, und der Herr erhörte unser Rufen und sah unser Elend, unsere Mühsal und unsere Bedrängnis

und führte uns aus Ägypten mit starker Hand und ausgerecktem Arm, mit großem Grausen, mit Zeichen und Wundern

und brachte uns an diesen Ort und gab uns dieses Land, ein Land, darin Milch und Honig fließt.

Und nun siehe, ich bringe hier die Erstlinge von den Früchten des Landes, das du, Herr, mir gegeben hast.

Und du sollst sie vor dem Herrn, deinem Gott, niedersetzen und anbeten vor dem Herrn, deinem Gott,

und sollst fröhlich sein über alles Gute, das der Herr, dein Gott, dir und deinem Hause gegeben hat, du und der Levite und der Fremdling, der unter dir ist.

Wenn du den Zehnten von allen deinen Früchten gesondert hast im dritten Jahr, das ist das Jahr des Zehnten, und hast ihn dem Leviten gegeben, dem Fremdling, der Waise und der Witwe, daß sie essen in deinen Toren und werden satt,

so sollst du sagen vor dem Herrn, deinem Gott: Ich habe das Geheiligte aus meinem Hause geschafft und habe es auch dem Leviten gegeben, dem Fremdling, der Waise und der Witwe, nach allem Gebot, das du mir geboten hast; ich habe deine Gebote weder übertreten noch vergessen.

Ich habe nichts davon gegessen, da ich unrein war, noch habe ich davon weggetan, da ich unrein war, noch habe ich davon den Toten gegeben.

Ich habe gehorcht der Stimme des Herrn, meines Gottes, und habe getan nach allem, was du mir geboten hast.

Schaue herab von deiner heiligen Wohnung, vom Himmel, und segne dein Volk Israel und das Land, das du uns gegeben hast, wie du unsern Vätern geschworen hast, uns zu geben, ein Land, darin Milch und Honig fließt.

Heute gebietet dir der Herr, dein Gott, solche Gebote und Rechte zu halten.

So halte sie nun und tue sie mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele.

Du hast heute dem Herrn zugesagt, daß er dein Gott sein soll, und daß du in seinen Wegen wandeln willst und seine Gebote, Rechte und Gesetze halten und seiner Stimme gehorchen willst.

Und der Herr hat dir heute zugesagt, daß du sein Volk sein sollst, wie er dir geredet hat, und daß du alle seine Gebote halten sollst,

und daß er dich setzen will über alle Völker, die er gemacht hat, zu Lob, Ruhm und Preis, und daß du ein heiliges Volk sein sollst dem Herrn, deinem Gott, wie er geredet hat.

Und Mose und die Ältesten in Israel geboten dem Volk und sprachen: Halte alle Gebote, die ich euch heute gebiete.

Und wenn ihr über den Jordan kommt in das Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt, so richte große Steine auf und tünche sie mit Kalk,

und schreibe auf sie alle Worte dieses Gesetzes, wenn du hinüberkommst, daß du in das Land kommst, das der Herr, dein Gott, dir gibt, ein Land, darin Milch und Honig fließt, wie der Herr, der Gott deiner Väter, dir zugesagt hat.

So nun, wenn ihr über den Jordan kommt, sollt ihr diese Steine aufrichten, wie ich euch heute gebiete, auf dem Berge Ebal, und sollst sie mit Kalk tünchen.

Und sollst daselbst dem Herrn, deinem Gott, einen Altar bauen, einen Altar von Steinen, und sollst kein Eisen darüber heben.

Von ganzen Steinen sollst du den Altar des Herrn, deines Gottes, bauen und sollst darauf opfern Brandopfer dem Herrn, deinem Gott,

und sollst Dankopfer darauf schlachten und essen daselbst und fröhlich sein vor dem Herrn, deinem Gott.

Und sollst auf die Steine alle Worte dieses Gesetzes schreiben, wohl lesbar.

Und Mose und die Priester, die Leviten, redeten mit dem ganzen Israel und sprachen: Israel, sei still und höre zu!

Du bist heute des Volk geworden des Herrn, deines Gottes.

So gehorche nun der Stimme des Herrn, deines Gottes, und tue seine Gebote und Rechte, die ich dir heute gebiete.

Und Mose gebot dem Volk desselben Tages und sprach:

Wenn ihr über den Jordan kommt, sollen auf dem Berge Garizim stehen, zu segnen das Volk: Simeon, Levi, Juda, Issaschar, Joseph und Benjamin.

Und auf dem Berge Ebal sollen stehen zu fluchen: Ruben, Gad, Asser, Sebulon, Dan und Naphthali.

Und die Leviten sollen anheben und sagen zu allen Männern Israels mit lauter Stimme:

Verflucht sei der Mann, der ein geschnitzt oder gegossen Bild macht, einen Greuel vor dem Herrn, eines Künstlers Werk, und setzt es heimlich auf! Und alles Volk soll antworten und sagen: Amen.

Verflucht sei, wer seinen Vater oder seine Mutter verachtet! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer seines Nächsten Grenze verrückt! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer einen Blinden irre leitet auf dem Wege! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer das Recht des Fremdlings, der Waise und der Witwe beugt! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer bei seines Vaters Weib liegt, denn er deckt seines Vaters Scham auf! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer bei irgendeinem Vieh liegt! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer bei seiner Schwester liegt, seines Vaters oder seiner Mutter Tochter! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer bei seiner Schwiegermutter liegt! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer seinen Nächsten heimlich erschlägt! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer Geschenke nimmt, daß er unschuldig Blut vergieße! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Verflucht sei, wer nicht aufrichtet alle Worte dieses Gesetzes, daß er sie tue! Und alles Volk soll sagen: Amen.

Und es wird geschehen, wenn du gehorchst der Stimme des Herrn, deines Gottes, daß du hältst und tust alle seine Gebote, die ich dir heute gebiete, so wird dich der Herr, dein Gott, setzen zum Obersten über alle Völker auf Erden.

Und alle diese Segnungen werden über dich kommen und dich treffen, wenn du gehorchst der Stimme des Herrn, deines Gottes:

Gesegnet wirst du sein in der Stadt und gesegnet auf dem Felde.

Gesegnet wird sein die Frucht deines Leibes, die Frucht deines Landes, die Frucht deines Viehes, was du an Rindern und Schafen gewinnst.

Gesegnet wird sein dein Korb und dein Backtrog.

Gesegnet wirst du sein, wenn du eingehst, und gesegnet, wenn du ausgehst.

Der Herr wird deine Feinde, die sich wider dich setzen, vor dir her schlagen, daß sie vor dir fliehen sollen auf einem Wege und vor dir her auf sieben Wegen.

Der Herr wird Segen geben über deine Scheunen und über alles, was du vornimmst, und wird dich segnen in dem Lande, das der Herr, dein Gott, dir gibt.

Der Herr wird dich bestätigen als sein heiliges Volk, wie er dir geschworen hat, wenn du halten wirst die Gebote des Herrn, deines Gottes, und in seinen Wegen gehen.

Und alle Völker auf Erden werden sehen, daß du nach dem Namen des Herrn genannt bist, und werden sich vor dir fürchten.

Und der Herr wird dir Überfluß geben an Gütern, an Leibesfrucht, an Viehfrucht und an Früchten deines Landes, in dem Lande, das der Herr deinen Vätern geschworen hat, dir zu geben.

Der Herr wird dir seinen guten Schatz, den Himmel, auftun, daß er Regen gebe deinem Lande zu seiner Zeit und segne alle Werke deiner Hände.

Du wirst vielen Völkern leihen, du aber wirst von niemand borgen.

Der Herr wird dich zum Haupt machen und nicht zum Schwanz, und du wirst oben sein und nicht unten, wenn du gehorchst den Geboten des Herrn, deines Gottes, die ich dir heute gebiete, daß du sie hältst und tust,

und nicht weichst von allen den Worten, die ich euch heute gebiete, weder zur Rechten noch zur Linken, daß du andern Göttern nachfolgst und dienst ihnen.

Wenn du aber nicht gehorchst der Stimme des Herrn, deines Gottes, daß du hältst und tust alle seine Gebote und Rechte, die ich dir heute gebiete, so werden alle diese Flüche über dich kommen und dich treffen:

Verflucht wirst du sein in der Stadt und verflucht auf dem Felde.

Verflucht wird sein dein Korb und dein Backtrog.

Verflucht wird sein die Frucht deines Leibes, die Frucht deines Landes, die Frucht deines Viehes, was du an Rindern und Schafen gewinnst.

Verflucht wirst du sein, wenn du eingehst, und verflucht, wenn du ausgehst.

Der Herr wird unter dich senden Fluch, Verwirrung und Ungnade in allem, was du vornimmst, das du tust, bis du vertilgt werdest und schnell umkommst um deiner bösen Taten willen, damit du mich verlassen hast.

Der Herr wird dir die Pest anhängen, bis er dich vertilge aus dem Lande, das du einnehmen wirst.

Der Herr wird dich schlagen mit Auszehrung, Fieber, Entzündung, Hitze, Dürre, Brand und Vergilben, die werden dich verfolgen, bis du umkommst.

Und der Himmel über deinem Haupt wird Erz sein, und die Erde unter dir Eisen.

Der Herr wird Staub und Asche regnen lassen auf dein Land, und es wird vom Himmel auf dich herabkommen, bis du vertilgt werdest.

Der Herr wird dich vor deinen Feinden schlagen lassen, daß du auf einem Wege wider sie ausziehst und auf sieben Wegen vor ihnen fliehst und zerstreut werdest unter alle Königreiche auf Erden.

Und dein Aas wird allen Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf Erden zur Speise werden, und niemand wird sie verscheuchen.

Der Herr wird dich schlagen mit Ägyptischen Geschwüren, mit Beulen, Grind und Krätze, daß du nicht mögest geheilt werden.

Der Herr wird dich schlagen mit Wahnsinn, Blindheit und Raserei des Herzens,

daß du des Mittags tappen wirst, wie ein Blinder tappt im Finstern, und wirst auf deinen Wegen nicht glücklich sein und wirst allezeit Gewalt leiden müssen und beraubt werden, und niemand wird dir helfen.

Du wirst ein Weib freien, und ein anderer wird sie beschlafen.

Du wirst ein Haus bauen, und nicht darin wohnen.

Du wirst einen Weinberg pflanzen, und nicht seine Früchte genießen.

Dein Ochse wird vor deinen Augen geschlachtet, und du wirst nicht davon essen.

Dein Esel wird dir vor deinen Augen genommen, und nicht wiederkommen.

Deine Schafe werden deinen Feinden gegeben, und niemand wird dir helfen.

Deine Söhne und Töchter werden einem andern Volk gegeben, und deine Augen werden es sehen und nach ihnen verlangen den ganzen Tag, und deine Hand wird machtlos sein.

Frucht deines Landes und alle deine Arbeit wird ein Volk essen, das du nicht kennst, und du wirst allezeit Gewalt leiden müssen und zerschlagen werden,

daß du rasend werden wirst über dem, was deine Augen sehen müssen.

Der Herr wird dich schlagen mit bösen Geschwüren an den Knien und Schenkeln, daß du nicht mögest geheilt werden, von deiner Fußsohle an bis auf deinen Scheitel.

Der Herr wird dich und deinen König, den du über dich setzen wirst, treiben unter ein Volk, das du nicht kennst noch deine Väter, und wirst daselbst andern Göttern dienen, Holz und Stein.

Du wirst ein Entsetzen werden und ein Sprichwort und Gespött unter allen Völkern, dahin der Herr dich treiben wird.

Du wirst viel Samen ausbringen auf das Feld und wenig einsammeln, denn die Heuschrecken werden es abfressen.

Du wirst Weinberge pflanzen und bauen, aber keinen Wein trinken noch einsammeln, denn die Würmer werden sie fressen.

Du wirst Ölbäume haben in allen deinen Grenzen, aber du wirst dich nicht mit Öl salben, denn dein Ölbaum wird abfallen.

Du wirst Söhne und Töchter zeugen, aber sie werden nicht dein sein, denn sie werden gefangen weggeführt werden.

Alle deine Bäume und Früchte deines Landes werden Grillen abfressen.

Der Fremdling, der unter dir ist, wird über dich steigen, höher und höher, du aber wirst tiefer und tiefer sinken.

Er wird dir leihen, du aber wirst ihm nicht leihen können; er wird das Haupt sein, du aber wirst der Schwanz sein.

Alle diese Flüche werden über dich kommen und dich verfolgen und treffen, bis du vertilgt werdest, weil du nicht gehorcht hast der Stimme des Herrn, deines Gottes, daß du hältst seine Gebote und Rechte, die er dir geboten hat.

Und sie werden an dir und deinen Kindern ewiglich ein Zeichen und Wunder sein.

Weil du dem Herrn, deinem Gott, nicht gedient hast mit Freuden und gutem Mut, da du Überfluß hattest,

so wirst du deinen Feinden dienen müssen, die der Herr wider dich senden wird, in Hunger, Durst, Blöße und Mangel an allen Dingen, und wird ein eisern Joch auf deinen Hals legen, bis er dich vertilge.

Der Herr wird ein Volk von ferne herbringen, von der Welt Ende, wie ein Adler fliegt, ein Volk, dessen Sprache du nicht verstehst,

ein Volk, frech von Angesicht, das weder Alte ansieht noch Junge schont,

und wird die Leibesfrucht deines Viehes und die Frucht deines Landes fressen, bis du vertilgt werdest, und wird dir nichts übriglassen an Korn, Most, Öl, Rindern und Schafen, bis er dich umbringe.

Und wird dich belagern in allen deinen Toren, bis deine hohen und festen Mauern fallen, darauf du dich verlassen hast in deinem ganzen Lande, und wird dich belagern in allen deinen Toren in deinem ganzen Lande, das der Herr, dein Gott, dir gegeben hat.

Und du wirst die Leibesfrucht deines Leibes fressen müssen, das Fleisch deiner Söhne und Töchter, die der Herr, dein Gott, dir gegeben hat, in der Belagerung und Angst, womit dich deine Feinde ängsten werden.

Ein Mann, der zart und sehr verzärtelt ist unter dir, wird seinem Bruder und dem Weibe seines Busens und seinen übrigen Kindern, die er noch behalten hat,

nicht mitteilen von dem Fleisch seiner Kinder, das er isset, weil ihm nichts übrigbleibt in der Belagerung und Angst, womit dich deine Feinde ängsten werden in allen deinen Toren.

Eine Frau unter dir, die zart und verzärtelt ist, daß sie versucht hat, ihre Fußsohle auf die Erde zu setzen, vor Zärtlichkeit und Verzärtelung, wird ihrem Mann, der in ihrem Busen liegt, und ihrem Sohn und ihrer Tochter

ihre Nachgeburt, die zwischen ihren Füßen herausgeht, und ihre Kinder, die sie gebiert, nicht mitteilen, denn sie wird sie vor Mangel heimlich essen in der Belagerung und Angst, womit dich deine Feinde ängsten werden in deinen Toren.

Wenn du nicht hältst und tust alle Worte dieses Gesetzes, die in diesem Buch geschrieben sind, daß du fürchtest diesen herrlichen und schrecklichen Namen, den Namen des Herrn, deines Gottes,

so wird der Herr deine Plagen und die Plagen deiner Nachkommen wunderbar machen, große und lange Plagen, und böse und lange Krankheiten.

Und wird dir wiederbringen alle Seuchen Ägyptens, vor denen du dich fürchtest, und sie werden dir anhängen.

Dazu alle Krankheiten und Plagen, die nicht geschrieben sind in diesem Buch des Gesetzes, wird der Herr über dich kommen lassen, bis du vertilgt werdest.

Und ihr werdet übrigbleiben wenige Leute, da ihr zuvor wie Sterne am Himmel so viele waret, darum daß du der Stimme des Herrn, deines Gottes, nicht gehorcht hast.

Und es wird geschehen, wie der Herr sich zuvor über euch gefreut hat, daß er euch wohltäte und mehrte, so wird er sich auch freuen, daß er euch umbringe und vertilge, daß ihr ausgerottet werdet von dem Lande, das du einnehmen wirst.

Der Herr wird dich zerstreuen unter alle Völker, von einem Ende der Welt bis zum andern, und wirst daselbst andern Göttern dienen, Holz und Stein, die weder du noch deine Väter gekannt haben.

Und unter diesen Völkern wirst du nicht ruhig sein, und deine Fußsohle wird keine Ruhe haben, sondern der Herr wird dir daselbst ein zitterndes Herz geben und verschmachtende Augen und eine verzagte Seele.

Und dein Leben wird dir hängen, als wäre es ungewiß, und du wirst Tag und Nacht dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein.

Des Morgens wirst du sagen: Wollte Gott, es wäre Abend! und des Abends wirst du sagen: Wollte Gott, es wäre Morgen! vor Furcht deines Herzens, womit du dich fürchten wirst, und vor dem, was deine Augen sehen werden.

Und der Herr wird dich wieder in Ägypten bringen mit Schiffen auf dem Wege, davon ich dir gesagt habe, du sollst ihn nicht mehr sehen, und daselbst werdet ihr euren Feinden zu Knechten und Mägden verkauft werden, und niemand wird euch kaufen.

Das sind die Worte des Bundes, den der Herr Mose gebot, mit den Kindern Israels zu machen im Lande Moab, außer dem Bund, den er mit ihnen gemacht hatte am Berge Horeb.

Und Mose rief ganz Israel und sprach zu ihnen: Ihr habt gesehen alles, was der Herr vor euren Augen getan hat im Lande Ägypten an Pharao und an allen seinen Knechten und an seinem ganzen Lande,

die großen Anfechtungen, die deine Augen gesehen haben, die Zeichen und großen Wunder.

Aber der Herr hat euch bis auf diesen Tag kein Herz gegeben, zu erkennen, noch Augen, zu sehen, noch Ohren, zu hören.

Ich habe euch vierzig Jahre in der Wüste geführt; eure Kleider sind nicht zerfallen an euch, und deine Schuhe sind nicht zerfallen an deinen Füßen.

Ihr habt kein Brot gegessen und habt keinen Wein noch starkes Getränk getrunken, auf daß ihr erkennen sollt, daß ich der Herr, euer Gott, bin.

Und da ihr an diesen Ort kamt, zog Sihon, der König zu Hesbon, und Og, der König zu Basan, wider uns zum Streit, und wir schlugen sie

und nahmen ihr Land ein und gaben es zum Erbteil den Rubenitern, den Gaditern und dem halben Stamm Manasse.

So haltet nun die Worte dieses Bundes und tut sie, auf daß ihr klug seid in allen euren Sachen.

Ihr stehet heute alle vor dem Herrn, eurem Gott, eure Häupter, eure Stämme, eure Ältesten, eure Amtleute, alle Männer Israels,

eure Kinder, eure Weiber, dazu der Fremdling, der in deinen Lagern ist, vom Holzhauer an bis zum Wasserschöpfer,

daß du eingehst in den Bund des Herrn, deines Gottes, und in seinen Eid, den der Herr, dein Gott, heute mit dir macht,

daß er dich heute bestätige als sein Volk und sei dein Gott, wie er dir geredet hat und wie er deinen Vätern geschworen hat, Abraham, Isaak und Jakob.

Und nicht mit euch allein mache ich diesen Bund und diesen Eid,

sondern mit wem hier heute mit uns steht vor dem Herrn, unserm Gott, und mit wem nicht hier ist heute bei uns.

Denn ihr wißt, wie wir im Lande Ägypten gewohnt haben und wie wir mitten durch die Völker gezogen sind, durch die ihr gezogen seid,

und habt gesehen ihre Greuel und ihre Götzen, Holz und Stein, Silber und Gold, die bei ihnen sind.

Daß nicht unter euch sei Mann oder Weib, Geschlecht oder Stamm, das sein Herz heute abwende von dem Herrn, unserm Gott, daß es hingehe, zu dienen den Göttern dieser Völker, daß nicht unter euch sei eine Wurzel, die Gift und Wermut trage,

und wenn er die Worte dieses Fluches hört, sich segne in seinem Herzen und spreche: Es wird mir wohlgehen, ob ich gleich wandle nach meines Herzens Dünkel, auf daß ersäuft werde, was dürre ist, mit dem Nassen,

daß der Herr nicht wolle ihm vergeben, sondern alsdann werde sein Zorn und Eifer rauchen über diesen Menschen, und alle Flüche, die in diesem Buch geschrieben sind, werden über ihn kommen, und der Herr wird seinen Namen austilgen unter dem Himmel

und wird ihn aussondern zum Unglück aus allen Stämmen Israels nach allen Flüchen des Bundes, der geschrieben ist in diesem Buch des Gesetzes.

Und das künftige Geschlecht eurer Kinder, die nach euch aufkommen, und der Fremdling, der aus fernem Lande kommt, werden sagen, wenn sie die Plagen dieses Landes sehen und seine Krankheiten, womit der Herr es heimsuchen wird,

nämlich daß sein ganzes Land Schwefel und Salz und Brand sein wird, daß es nicht besät noch etwas darauf wachsen kann, auch kein Gras darauf wächst, gleich wie in der Umkehrung Sodoms und Gomorras, Adamas und Zeboims, welche der Herr umkehrte in seinem Zorn und Grimm,

und alle Völker werden sagen: Warum hat der Herr dem Lande also getan? Wie ist doch diese große Grimmigkeit entbrannt?

Und man wird sagen: Darum, daß sie verlassen haben den Bund des Herrn, des Gottes ihrer Väter, den er mit ihnen gemacht hatte, da er sie aus Ägyptenland führte,

und gingen hin und dienten andern Göttern und beteten sie an, Götter, die sie nicht kannten und die er ihnen nicht gegeben hatte.

Darum ist der Zorn des Herrn über dieses Land entbrannt, daß er alle Flüche, die in diesem Buch geschrieben sind, über dasselbe kommen ließ,

und hat sie ausgerottet aus ihrem Lande mit Zorn, Grimm und großer Ungnade und hat sie in ein anderes Land geworfen, wie es heute steht.

Das Verborgene steht bei dem Herrn, unserm Gott; was aber geoffenbart ist, das gilt uns und unsern Kindern ewiglich, daß wir tun sollen alle Worte dieses Gesetzes.

Wenn nun alle diese Worte, der Segen und der Fluch, die ich dir vorgelegt habe, über dich kommen werden und du sie zu Herzen nehmen wirst unter allen Völkern, dahin dich der Herr, dein Gott, verstoßen hat,

und wirst dich bekehren zu dem Herrn, deinem Gott, und seiner Stimme gehorchen mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele, wie ich dir heute gebiete, du und deine Kinder,

so wird der Herr, dein Gott, dein Gefängnis wenden und sich deiner erbarmen und wird dich wieder sammeln aus allen Völkern, dahin der Herr, dein Gott, dich zerstreut hat.

Wenn du bis an den Himmel verstoßen wärest, so wird dich der Herr, dein Gott, von dort sammeln und von dort holen,

und der Herr, dein Gott, wird dich in das Land bringen, das deine Väter besessen haben, daß du es einnehmest, und wird dir wohltun und dich mehren über deine Väter.

Und der Herr, dein Gott, wird dein Herz beschneiden und deiner Nachkommen Herz, daß du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele, auf daß du lebest.

Und der Herr, dein Gott, wird alle diese Flüche auf deine Feinde legen und auf deine Hasser, die dich verfolgt haben.

Du aber wirst wieder gehorchen der Stimme des Herrn und tun alle seine Gebote, die ich dir heute gebiete,

und der Herr, dein Gott, wird dir Überfluß geben an allen Werken deiner Hände, an Leibesfrucht, an Viehfrucht und an Früchten deines Landes; denn der Herr wird wieder über dich fröhlich sein, daß es dir wohlgehe, wie er sich über deine Väter gefreut hat,

wenn du gehorchen wirst der Stimme des Herrn, deines Gottes, daß du hältst seine Gebote und Rechte, die geschrieben sind in diesem Buch des Gesetzes, und wirst dich bekehren zu dem Herrn, deinem Gott, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele.

Denn dieses Gebot, das ich dir heute gebiete, ist nicht zu hoch für dich, noch ist es ferne,

nicht im Himmel, daß du sagen müßtest: Wer will uns gen Himmel fahren und es uns holen, daß wir es hören und tun?

Es ist auch nicht jenseits des Meeres, daß du sagen müßtest: Wer will uns über das Meer fahren und es uns holen, daß wir es hören und tun?

Sondern es ist sehr nahe bei dir, in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es tun kannst.

Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse,

daß du den Herrn, deinen Gott, liebest, daß du wandelst in seinen Wegen und hältst seine Gebote, Rechte und Gesetze, auf daß du lebest und mehrest dich, und der Herr, dein Gott, dich segne in dem Lande, das du einnehmen wirst.

Wenn aber dein Herz sich abwendet und du nicht gehorchen wirst und verführt wirst, daß du anbetest andern Göttern und dienest ihnen,

so verkündige ich euch heute, daß ihr gewißlich umkommen werdet und nicht lange leben werdet in dem Lande, das du einnehmen wirst, wenn du über den Jordan gehst.

Ich rufe heute Himmel und Erde zu Zeugen über euch an, daß ich dir Leben und Tod vorgelegt habe, Segen und Fluch. So erwähle nun das Leben, daß du lebest, du und deine Nachkommen,

daß du den Herrn, deinen Gott, liebest, daß du seiner Stimme gehorchest und ihm anhangest; denn das ist dein Leben und dein langes Alter, daß du wohnen mögest in dem Lande, das der Herr deinen Vätern geschworen hat, Abraham, Isaak und Jakob, ihnen zu geben.

Und Mose ging hin und redete diese Worte zu ganz Israel

und sprach zu ihnen: Ich bin heute hundertundzwanzig Jahre alt und kann nicht mehr ausgehen und einkommen, und der Herr hat mir gesagt: Du sollst nicht über den Jordan gehen.

Der Herr, dein Gott, wird selbst vor dir her hinübergehen und wird diese Völker vor dir vertilgen, daß du sie einnehmest. Josua wird vor dir her hinübergehen, wie der Herr geredet hat.

Und der Herr wird an ihnen tun, wie er getan hat an Sihon und Og, den Königen der Amoriter, und an ihrem Lande, die er vertilgt hat.

Und der Herr wird sie vor euch dahingeben, daß ihr an ihnen tut nach allen Geboten, die ich euch geboten habe.

Seid getrost und unverzagt, fürchtet euch nicht vor ihnen und erschrecket nicht; denn der Herr, dein Gott, selbst zieht mit dir und wird die Hand nicht abtun noch dich verlassen.

Und Mose rief Josua und sprach zu ihm vor ganz Israel: Sei getrost und unverzagt, du wirst mit diesem Volk in das Land gehen, das der Herr ihren Vätern geschworen hat, ihnen zu geben, und du wirst es ihnen einnehmen lassen.

Der Herr selbst zieht vor dir her und wird mit dir sein und wird die Hand nicht abtun noch dich verlassen; fürchte dich nicht und erschrick nicht.

Und Mose schrieb dieses Gesetz und gab es den Priestern, den Söhnen Levi, die die Lade des Bundes des Herrn trugen, und allen Ältesten in Israel.

Und Mose gebot ihnen und sprach: Nach sieben Jahren, zur bestimmten Zeit des Erlaßjahres, am Laubhüttenfest,

wenn ganz Israel kommt, daß es vor dem Herrn, deinem Gott, erscheine an der Stätte, die er erwählen wird, sollst du dieses Gesetz lesen vor ganz Israel, daß sie es hören,

und versammle das Volk, Männer, Weiber, Kinder und den Fremdling, der in deinen Toren ist, daß sie hören und lernen und den Herrn, euren Gott, fürchten und halten alle Worte dieses Gesetzes,

und daß ihre Kinder, die es nicht wissen, hören und lernen, den Herrn, ihren Gott, fürchten alle Tage, die ihr in dem Lande lebt, in das ihr über den Jordan gehen werdet, es einzunehmen.

Und der Herr sprach zu Mose: Siehe, deine Tage sind nahe, daß du sterben sollst. Rufe Josua und tretet vor die Hütte des Stifts, daß ich ihm gebiete. Und Mose und Josua gingen hin und traten vor die Hütte des Stifts.

Und der Herr erschien in der Hütte in einer Wolkensäule, und die Wolkensäule stand über der Tür der Hütte.

Und der Herr sprach zu Mose: Siehe, du wirst entschlafen mit deinen Vätern, und dieses Volk wird sich erheben und wird Hurerei treiben mit den fremden Göttern im Lande, in das es kommt, und mich verlassen und den Bund brechen, den ich mit ihm gemacht habe.

Da wird mein Zorn über sie entbrennen zu der Zeit, und ich werde sie verlassen und mein Angesicht vor ihnen verbergen, daß sie verzehrt werden, und es werden sie viel Übel und Trübsal treffen, daß sie werden müssen sagen zu der Zeit: Hat mich nicht darum dieses Übel getroffen, daß mein Gott nicht mit mir ist?

Ich werde aber mein Angesicht zu der Zeit verbergen um alles Übels willen, das sie getan haben, daß sie sich zu andern Göttern gewandt haben.

Nun schreibt euch dieses Lied und lehret es die Kinder Israels und legt es in ihren Mund, daß dieses Lied mir zeuge sei wider die Kinder Israels.

Denn ich will sie bringen in das Land, das ich ihren Vätern geschworen habe, das von Milch und Honig fließt, daß sie essen und satt und fett werden und sich wenden zu andern Göttern und ihnen dienen und mich lästern und me

Die Entführung Ludwig's v. von Hessen-Marburg.

Ludwig, der in seinem Testamente seine Gemahlin zur Vormünderin seiner Kinder ernannt hatte, wurde nach seinem Tode (1604) von seinem Bruder Moritz, dem Gelehrten, der Regierung beraubt. Moritz hatte sich nämlich in Folge seiner Vermählung mit Agnes, der Tochter des Grafen Philipp von Hessen-Rheinfels, mit dem Gedanken getragen, die Grafschaft Katzenelnbogen, welche Philipp dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen entrissen hatte, wieder zu gewinnen. Da Philipp aber seine Tochter nur unter der Bedingung mit Moritz vermählte, daß sie auf alle Ansprüche an Hessen-Marburg verzichte, so wurde Moritz, als Ludwig starb, Regent von Hessen-Marburg. Ludwig's Gemahlin, Elisabeth, eine Tochter des Herzogs Ulrich von Mecklenburg, wollte sich diese Regierung nicht gefallen lassen, und es kam zu einem Kriege, in welchem Moritz Sieger blieb. Elisabeth wurde gefangen genommen und auf Moritz' Befehl in Ziegenhain eingekerkert. Sie starb daselbst 1625. Ihre Kinder wurden ihr ebenfalls entrissen und in Kassel erzogen. Ihr Sohn Ludwig wurde Landgraf von Hessen-Darmstadt.

sellschaft war! — seit Jahren nicht mehr erfreut hatte, that ihr wohl. Sie nahm sein Erbieten an und fragte ihn gleich über Manches, das ihr heute vergeblich zur Entscheidung vorgelegt worden war, um seine Meinung, die er ihr so praktisch und verständlich sagte, daß sie ihn nicht allein begriff, sondern auch davon Gebrauch machen konnte. Er versprach ihr, von Zeit zu Zeit, bis ihr Sohn wieder hergestellt sein würde, selbst nachzusehen, Beide waren im angelegentlichsten Gespräch, und Frau Siebeling, die auf dem Sopha fast unbeachtet auf und nieder hüpfte, fing an, eifersüchtig zu werden. Da trat Guido ein. Er widmete sich, nachdem er den Oberamtmann begrüßt und von dessen ökonomischer Faust einen zermalmenden Händedruck verschmerzt hatte, ausschließlich den Damen, und wußte sowohl Frau Siebeling's Herz schnell genug durch seine Artigkeit zu gewinnen, als auch bei der schweigsamen Agnes — schweigsam, weil sie sich ihrer Umgebung entfremdet fühlte! — Saiten anzuschlagen, welche in ihrem Innern lang' verstummte Goldklänge weckten und sie in die lebhafteste Unterhaltung über ihre höchsten Interessen: Literatur, Musik, Kunst verwickelten. Ihr Auge strahlte, sie war wie verklärt.

In Siebeling's Wagen, als sie wieder fortfuhren, brach ein Streit aus. Auf die wohlwollenden Aeußerungen, welche der Oberamtmann über Frau von Dießbach that, hatte es seine Gattin doch nicht lassen können, ihren Gefühlen, die nur augenblicklich durch die angenehme Unterhaltung mit Guido beschwichtigt waren, Worte zu geben.

„Du wirst Dich auch von dem entsetzlichen Weibe bestricken lassen, wie es dem armen Stargau ergangen ist!" rief sie. „Der hatte nicht einmal Frau und Kind, wie Du, und war also Niemand Rechenschaft schuldig, Du aber —"

„Bist Du unklug geworden?" entgegnete er laut lachend.

„Ja, lache nur, das ist schon die rechte Höhe, wenn man über seine Frau lachen kann. Ihr Männer seid wie blind, Ihr seht nichts, Ihr merkt nichts. Ich hatte sie gleich weg, so wie ich ihre Augen sah und dann die Wohlgerüche, die sie verbreitete, das war schon reines Gift, und ich werde Gott danken, wenn es mir nichts schadet."

Er verwies ihr ernsthaft diese Reden, konnte sie aber eines Bessern nicht überzeugen. Sie bat ihn dringend, sein übereiltes Versprechen zurückzunehmen und die Rinkenburg nicht wieder zu besuchen, und ließ nicht ab, bis er zuletzt böse wurde.

„Wenn ich ein Versprechen gebe, so steht das baumfest, und keine Albernheit kann mich dazu bringen, mein Wort zu brechen. Dir habe ich es auch noch nicht gebrochen und werde es nicht brechen! Ob Du Dich nicht schämst vor der Agnes da!"

Agnes hatte mit peinlichen Gefühlen dem Wortwechsel zugehört, der sie aus schönern Gedanken gerissen hatte.

Es war noch früh am andern Morgen, als Guido, den heute Niemand zu wecken gebraucht, schon zum Gange gerüstet vor seiner Mutter erschien. Sie war in einer unruhigen Stimmung, wie sie von innern Kämpfen erregt wird, das konnte selbst ihrem Sohne unterwegs nicht entgehen und er fragte sie darum.

„Ich habe Dir Viel vertraut, mein Kind," sagte sie, ohne ihn anzusehen — „Deine Liebe wird sich von mir wenden —"

Mit einer an Leidenschaft grenzenden Heftigkeit unterbrach er sie: „Meine liebe Mama! Und ständest Du vor mir, eine Verbrecherin, ich würde Dich lieben und mit Dir sterben, das schwöre ich Dir!"

„Schwöre nicht, Guido!" sagte sie bebend, und hatte den Muth nicht mehr, den Strom seiner Betheuerungen zu unterbrechen, die Kraft nicht, ihren Entschluß, den sie kürzlich gefaßt, auszuführen. Gewiß, er sollte Alles wissen, der Schleier, der noch das letzte düstere Geheimniß, das sie ihm vorenthalten, verhüllte, sie wollte ihn mit eigner Hand vor dem Lieblinge ihres Herzens hinwegziehen, aber in diesem Augenblicke vermochte sie es nicht.

So gelangten sie an das Ziel ihrer Wanderung. Man hatte sie aus den Fenstern der Eremitage kommen sehen, und Guido bemerkte zuerst, wer ihnen freudig entgegeneilte: „Da ist Pauline!" rief er der Mutter zu.

Das junge Mädchen, heute nicht mehr in der landesüblichen Tracht der ärmern Bergbewohnerinnen, sondern im einfachen Kleide der höhern Stände, nahte Frau von Dießbach mit herzlichem Blick und küßte ihr die Hand, diese umarmte sie, und Guido schlang seinen Arm um ihre schlanke Taille, während er ihr freundlich guten Morgen bot.

„Was macht der Kranke?" fragte die Mutter.

„Heute ist er schlimmer —" antwortete Pauline — „er hat ein heftiges Fieber und phantasirt."

„Wer bewacht ihn?" fragte Frau von Dießbach schnell.

„Der Vater und Nina abwechselnd," erwiederte Pauline. „Mir erlaubt es der Vater nicht. Jetzt ist Nina bei ihm. Der Arzt war gestern hier."

An der Hausthür stand Stargau und trat ihnen nur ein paar Schritte entgegen. Er sah beim Tageslichte noch viel verfallener aus, und seine kleine Figur ungemein dürftig. Mit einer Befangenheit, die er in den Tagen seines Uebermuths nie gekannt hatte, erwiederte er den Gruß der Frau von Dießbach, und neigte sich vor ihrem Sohne, der schon eine merkwürdige Gewalt über sich erlangt hatte, diesem Manne auch nur so zu begegnen. Aber er that es um seiner Mutter willen!

Im Zimmer setzte sich diese, welche von dem Gange mehr angegriffen schien, als man sonst an ihr gewohnt war, und winkte den Andern, ein Gleiches zu thun. „Was habt Ihr beschlossen?" fragte sie.

„Vorerst abzuwarten —" sagte Stargau. „Es hat keine Gefahr vor der Hand. Wenn er auch zum Bewußtsein kommt, so muß er doch erkennen, wem er seine Lebensrettung verdankt — und ich sollte meinen, daß ihn das bewegen wird, seine rachsüchtigen Pläne aufzugeben."

„Nicht eher," entgegnete Frau von Dießbach, ihren Kopf in die Hand stützend, „als bis er Alles im Zusammenhange weiß, — besser, wenn es ihm niemals verschwiegen geblieben wäre! — Ich will ihn sehen!" setzte sie rasch hinzu, indem sie aufstand.

„Jetzt?" rief Stargau. „Jetzt ihm Mittheilungen machen? Das ist ganz unmöglich — er liegt besinnungslos in wilden Phantasien."

„Dennoch muß ich ihn sehen! Niemand begleite mich: ich will allein sein!" Sie verließ mit diesen Worten, denen nicht zu widersprechen war, das Zimmer und auch Stargau, dem Guido's Gegenwart peinlich, schlich bald hinaus. So blieben die beiden jungen Leute, die einander so ähnlich sahen, obgleich Guido mehrere Jahre älter war als Pauline, allein zusammen: sie hatten sich erst kennen gelernt vor kaum zwei Tagen und waren doch schon so vertraut, so innig gegen einander! Guido's Abneigung, welche er gegen ihren Vater fühlte — denn Stargau's Kind war sie und hatte ihn oft genug in Guido's Beisein Vater genannt — übertrug sich nicht auf sie. Diese Abneigung, natürlich an sich, hatte sich gesteigert, seit er Stargau persönlich kennen gelernt — freilich urtheilte er hier nur nach dem äußeren Eindruck, aber er fragte sich fort und fort: wie ist es möglich, daß dieser Mann die Neigung meiner Mutter gewinnen konnte? — Denn er wußte so weit Alles. Sie hatte sich neben der alten und furchtbaren Buße, die sie trug, diese neue auferlegt: sich vor ihrem Sohne zu demüthigen, ihm ihre Schwäche zu bekennen, ohne alle Entschuldigung, auf die Gefahr hin, sein Herz — ihr letztes, einziges Gut! — zu verlieren. Ohne Entschuldigung hatte sie ihm auf dem Gange gebeichtet, die Mutter dem Sohne! sonst würde er vielleicht anders über jene Möglichkeit, wie Stargau ihr Herz gewinnen konnte, geurtheilt haben. Jetzt war es ihm unerklärbar. Wie oft tritt uns aber ein solches psychologisches Räthsel im Leben entgegen: der geheimnißvolle, nie zu ergründende Ursprung der Liebe spottet aller Erklärungen. Und Frau von Dießbach hatte Stargau geliebt, sie liebte ihn noch, wie kalt auch ihr Aeußeres selbst gegen ihn war und ihr Wille ein unnatürliches Verhältniß gestaltet hatte. Ehe sie mit Guido heute den Rückweg antrat, hatte sie noch ein langes Gespräch unter vier Augen mit ihm, und er küßte ihr beim Abschiede feuchten Blickes die bebende Hand.

„Wenn Kuno nach dem Ausspruche des Arztes ohne Gefahr Alles hören kann, dann an seinem Lager — nicht eher und nirgends anders!" sagte sie mit einer Festigkeit der Stimme, welcher das Zucken ihrer Lippen widersprach.

„Und — muß ich auf ewig der Hoffnung einer ungetrennten Vereinigung entsagen, da ich doch feierliche Rechte habe?"

„Auf ewig!" antwortete sie.

„Warum, Anna, warum?" rief er mit schmerzlicher Frage.

„Du wirst es hören!" wiederholte sie. „An Kuno's Lager, nicht eher und nirgend anders!"

Mehrere Tage vergingen darüber. Der Wundarzt aus der Stadt, welcher gerufen worden war, hatte gegen den Verband,

selbst gegen die Art und Weise, wie die gebrochenen Glieder geschient worden waren, als rohe Empirie eines Schäfers, die nicht den Anforderungen der Chirurgie entsprach, mancherlei Einwendungen erhoben, aber doch nicht gewagt, sie zu ändern, weil er insgeheim deren Zweckmäßigkeit anerkennen mußte; den allgemeinen Zustand zu beurtheilen, gestattete er aber keinem Andern, als sich selbst, und der war gefährlich und mußte gefährlich sein. So schilderte er ihn stets auf der Rinkenburg, wo er nach jedesmaligem Besuche Bericht abstattete. In der Stadt übertrieb er die Gefahr noch, und der Oberamtmann Siebeling kam deshalb heftig mit ihm zusammen, denn er wußte es von seinem Schäfer besser, da er ihn noch ein- oder zweimal zur Eremitage geschickt hatte, um sich durch eignen erfahrenen Augenschein von dem Befinden des Kranken zu unterrichten. Er sagte dem wichtig thuenden Manne zur Belustigung aller Frühstücksgäste in der Weinstube seine Meinung so deutsch, daß dieser schon erbost zum nächsten Rechtsanwalt lief, um ihn wegen Injurien zu verklagen.

Siebeling fuhr von hier nach der Rinkenburg, wo er, seinem Versprechen gemäß, die obere Leitung der Wirthschaft übernommen hatte. Seine Frau war bei kälterm Blute darüber beruhigt, besonders da Guido auf seinem prächtigen Pferde, vor Glanz und Schönheit strahlend, wie ein junger Gott, seinen Besuch in Sanct-Pankraz gemacht und sein Benehmen gegen Agnes ihr urplötzlich einige Hoffnung gegeben hatte, daß aus den jungen Leuten „etwas" werden könnte. Vor ihrem Manne verschwieg sie aber diese Hoffnung aus guten Gründen sehr sorgfältig.

An einem Kreuzwege stellte sich dem Oberamtmann ein fremder, ältlicher Mensch entgegen, der ihn bei Namen grüßte und sich als einen armen Oekonomen ankündigte, der — „Schon gut!" unterbrach ihn Siebeling. „Wenn Sie mich kennen, so kommen Sie auf den Abend zu mir. Ich habe jetzt keine Zeit."

„Fahren nach der Rinkenburg? Wollen Sie mich mitnehmen? Ich habe auch Oben bei der gnädigen Frau zu thun."

„Kommen Sie nur erst zu mir!" sagte Siebeling verdrießlich. „Ihr bringt unsern ganzen Stand als Oekonomen in Mißkredit durch Euer — Fechten, nehmen Sie mir's nicht übel. Lassen Sie Dießbach's unmolestirt — ich werde für Sie thun, was ich kann."

„Aber gerade — dort brauchen sie einen Inspecter, da der Herr den Hals gebrochen hat —"

„Wer sagt Ihnen das?" fuhr Siebeling heftig auf.

„O, das wissen Sie als nächster Nachbar nicht einmal?" lachte der Fremde. „Dort wird doch Alles geheim gehalten, alte Gewohnheit, gute Ursach! Ich weiß es aber aus zuverlässiger Quelle, komme eben von Ballenstedt, wo mir ein alter Freund und Bekannter —"

„Egelmann?" schrie Siebeling ganz erhitzt.

„Kennen Sie ihn? Allerdings derselbe. Nehmen Sie mich also getrost mit, ich versuche mein Heil und habe vielleicht bei der gnädigen Frau noch eine ganz besondere Empfehlung."

„Nun, so steigen Sie auf, in's Teufels Namen! Nur damit ich Ihnen unterwegs sagen kann, daß Ihnen das alte miserable Weib, der Egelmann, wieder eine niederträchtige Lüge aufgebunden hat. Offeriren Sie sich meinetwegen auch als Inspector, das geht mich nichts an." Staub, denn es war Niemand Anderes, hatte gleich bei dem ersten Wort den Wagen flink erklettert und hörte gelassen zu.

„So!" sagte er dann. „Für meine Angelegenheiten wäre es besser, wenn er den Hals gebrochen hätte, indessen muß es auch so gehen."

Er hatte sich auf der Rinkenburg wirklich kaum durch den Oberamtmann, den er darum bat, bei Frau von Dießbach melden lassen, als er bedeutet wurde, eine kurze Weile zu verziehen, er werde sogleich angenommen werden. Siebeling warnte die Dame, sich nicht, ohne daß er die Zeugnisse dieses Herrn Staub gesehen habe, mit ihm einzulassen, und ging dann, in der Wirthschaft nachzusehen, während dieser Zeit wurde Staub in das Zimmer der Frau von Dießbach geführt. Als die Dame ihm, dem abgeschabten Lump, so vornehm und ruhig entgegen trat, überfiel ihn doch eine gewisse Verlegenheit, und die schönen Vorsätze, wie er seinen Vortheil wahrnehmen solle, zerrannen, wie Schnee an der Sonne.

„Es ist mir sehr lieb, Herr Staub," begann Frau von Dießbach, ihr Auge fest auf ihn richtend, „sehr lieb, Sie wieder in hiesiger Gegend zu wissen. Ich werde Sie in einer Angelegenheit, die ich Ihnen später nennen werde, um einen Dienst bitten, den Sie mir gewiß gern erweisen werden."

„Befehlen Sie über mich, gnädige Frau," sagte Staub, dem sich eine reiche Aussicht zu eröffnen schien.

„Später, Herr Staub," erwiederte sie. „Wissen Sie den jetzigen Aufenthalt Ihres früheren Prinzipals?"

Aha! dachte Staub. Den soll ich ihr ausfindig machen! — „Ich glaube, ihn zu wissen —" erwiederte er unbedenklich, obgleich es erlogen war. Denn Frau von Dießbach hatte dafür Sorge getragen, daß der Wundarzt aus der Stadt, wenn er die Eremitage besuchte, weder Stargau, noch Paulinen zu Gesicht bekam, überhaupt keine Ahnung von ihrer Anwesenheit erhielt, sonst freilich, da er Stargau von Alters her kannte, wäre letztere bald stadt- und landkundig geworden.

„Wenn das der Fall ist," sagte Frau von Dießbach auf die Behauptung des gewesenen Inspecters, „so rechne ich vor der Hand auf Ihre, durch eignes Interesse gebotene Verschwiegenheit. Sie werden übrigens bald von diesem Zwange erlöst werden. Einstweilen erlauben Sie mir, Ihnen eine Erleichterung Ihrer Lage zu gewähren —" sie reichte ihm eine kleine Summe, welche sie schon bereit gelegt hatte. Er nahm sie ohne Umstände und bedankte sich, von delikater Behandlung dieses Hauptpunktes für ihn im Leben war er längst kein Freund mehr. Nachdem er hierauf angegeben hatte, daß er im goldenen Ringe in der Stadt zu finden sei, wurde er entlassen.

Es verging indessen noch mehr als eine Woche, ehe die Stunde der Erlösung schlug. Auch für Frau von Dießbach war es eine solche, wenn gleich in einem ganz andern, furchtbaren Ernst in sich tragenden Sinne. Sie hatte schon vor Jahren über sich selbst zu Gericht gesessen, den Stab über sich gebrochen, das Urtheil vollstreckt an sich selbst — und was sie jetzt noch zu thun gedachte, war nur der Schlußact, den sie bis hierher in grauenhafter Consequenz verschoben hatte.

Durch den Arzt war ihr die Kunde geworden, daß Kuno außer Gefahr, jeder Leibes- und Seelenbewegung vollkommen gewachsen sei. Guido hatte ihn schon oft in den letzten Tagen besucht, und in einer milden Stimmung gefunden, die nur nach einem Anlaß suchte, um sich in einer Herzensergießung zu äußern, wie man sie bei diesem verschlossenen, starken Charakter noch vor Kurzem für unmöglich gehalten hätte. Aber Guido, von der Mutter dringend gebeten, hatte einen solchen Anlaß geflissentlich vermieden, sich auch nie lange aufgehalten, sondern die wenige Zeit seines bald ablaufenden Urlaubs benutzt, um oft in Sanct-Pankraz zu sein, wo ihn der Oberamtmann schon mit ganz bedenklichen Augen ansah, und seine Frau mehr als einmal aufforderte, der Kinderei, wie er es nannte, ein Ende zu machen. Sie war indessen weit entfernt davon, und hoffte ihn mit der Zeit, trotz seiner oft ausgesprochenen Ansichten, für eine Verbindung ihrer Tochter mit dem jungen Offizier zu gewinnen. Er war jedoch keineswegs der Mann, sich zu fügen, das hätte sie wissen sollen.

Kuno lag, halb angekleidet schon, auf seinem Bett, die Sonne schien freundlich durch sein Fenster und beleuchtete die markigen Züge des Ruhenden mit einem ihren strengen Ausdruck mildernden Schimmer. Die Alte hatte ihm die Ankunft seiner Stiefmutter gemeldet: er erwartete sie. Als die Thüre wiederum geöffnet wurde, richtete er sich, auf den gesunden Arm gestützt, halb empor und grüßte die Eintretende, welche in ihrer gewohnten Haltung, sorgfältig gekleidet wie immer, die Schwelle überschritt. Aber sie kam nicht allein, und Kuno's Brauen zogen sich zusammen: mit ihr erschien Stargau, kamen Guido und Pauline, zuletzt folgte die gewesene Dienerin seiner Mutter. Es war, wie eine Versammlung zu besonderer Feierlichkeit, denn Frau von Dießbach trat allein dem Kranken näher, während sich die Andern im Halbkreise reihten.

„Ich komme zu Dir, mein Kuno," begann Frau von Dießbach mit einer tonlosen Stimme, die auch im Fortsprechen wenig Klang gewann. „um von Dir Abschied zu nehmen — von Euch Allen hier! Unterbrecht mich nicht, und wenn ich geendigt habe und hinweg gehe, folge mir Niemand, als meine treue Dienerin: es ist mein ernster Wille!" Sie winkte gebieterisch, als Guido dennoch sprechen wollte, aber sie vermied das Auge ihres Lieblings, dessen flehender Blick ihr die Kraft geraubt haben würde.

„Was ich Euch zu sagen habe, ist zermalmend schwer — aber es darf nur kurz sein, denn meine Stunden sind gezählt —" hier schien ihr ein Moment die Stimme zu versagen, doch überwand sie

schnell den Schauder, der ihr durch die Glieder rieselte und fuhr fort: „Wisset, ich bin die Mörderin meines Gatten!“

Vor dieser entsetzlichen Selbstanklage entrang sich jeder Brust der Anwesenden ein banger Schreckenslaut — aber Frau von Dießbach richtete sich höher auf und sprach: „Nicht in dem Sinne, wie es die Welt versteht! Meine Hand, wie mein Wille, ist schuldlos an dem, was mir die allgemeine Stimme der Welt heimlich und vernichtend zur Last gelegt hat — aber dennoch habe ich meinen Gatten getödtet durch Gift im Geiste, bis er es nicht mehr ertragen konnte. Hier, hier auf derselben Stelle, die jetzt mein Fuß entweiht, hat er geendigt — durch eigene Hand! Was ihn so weit getrieben hat, darf ich nicht wiederholen: selbst Dir, mein Guido, habe ich es bekannt, und nur Du allein, Du meine arme unschuldige Pauline, Du ahnst nicht, was Deine Mutter, ehe sie Dir das Leben gab, verschuldet hat. — Doch,“ fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, „wenn ich auch dem Manne, dem ich Treue geschworen, und der mich trotz seiner strengen Behandlung mit einer Leidenschaft liebte, welche er durch seinen freiwilligen Tod bekundet hat, wenn ich ihm auch im Herzen meine Treue gebrochen — was die Welt erst einen Treubruch nennt, dessen war ich unschuldig, Gott ist mein Zeuge! Als aber keine Schranke mehr zwischen mir und Demjenigen stand, dem ich trotz meiner Gelübde mein Herz geweiht —“ hier traf ein Blick voll alter Innigkeit auf Stargau, der erschüttert vor ihr hätte auf die Knie sinken und sie um ihre Verzeihung anflehen mögen — „da reichte ich ihm die frei gewordene Hand in heimlicher Ehe, vor Gottes Altar durch kirchlichen Segen verbunden. Ja, Kuno, hier lege ich Dir die Urkunde auf Dein Bett, daß Du die Schande von meinem Haupte nimmst, wenn ich geschieden bin, und einen Zeugen, der unserer Vermählung beigewohnt, habe ich Dir auch bestellt, er wird morgen vor Dir erscheinen. — Wir lebten heimlich verbunden, denn ich hatte den Muth vor der Welt nicht, zu bekennen, was frühere Verläumdung bestätigt haben würde — und als mein zweiter Gatte die Gegend verließ, folgte ich ihm auf weiten Reisen und vergaß im Rausche eines kurzen Glücks Alles, was ihm vorangegangen war. Ueber Deine Geburt vor Allem, meine innige Pauline! Aber — in mir erwachte es bald wieder und mit fürchterlicher Macht des Gewissens wuchs es täglich drohender, vernichtender in mir an, ließ mir keine Ruhe mehr, trieb mich wieder heim zur Stätte, wo ich Gott und dem Gatten meine Gelübde gebrochen, wo ich ihn — gemordet hatte! Mich überraschte es nicht, daß ich der Welt gebrandmarkt erschien, sie hatte ja Recht! Ich legte mir als Buße auf, den Fluch der Mörderin zu tragen — das habe ich gethan bis jetzt — ich trennte mich freiwillig von Mann und Kind — ich erduldete von Dir, Deines Vaters vollkommenem Ebenbilde, jedes Zeichen der Abneigung und des Verdachtes! Was ich sonst noch über mich und mein Leben —“ sie unterbrach sich selbst, als sie die Hand und das Auge ihrer alten Dienerin voll flehentlicher Beschwörung erhoben sah. „Genug, von mir! Vor Kurzem erst, nachdem ich jede Kunde von meinen Entfernten unmöglich gemacht, kehrten sie, meinem Willen entgegen, hierher zurück: dort, mein Gatte, meine Tochter, und die treue Frau, welcher ich die Pflege ihrer Jugend überlassen hatte — und nun, Kuno, sage mir, was Du thun willst?“

„Mutter, Mutter! Frieden über uns Alle!“ rief Kuno.

„Amen!“ sagte Frau von Dießbach. — „Lebt denn wohl, ich gehe, einsam zu sterben — denn ich erlebe das heilige Fest der Weihnacht nicht mehr. — Bestürmt mich nicht, stillt Eure Bitten und Thränen, hier ist keine Ungewißheit, keine Wahl: meine Tage sind längst schon gezählt, fragt auch weiter nicht, betet für mich und laßt mich in Frieden scheiden. Meine Buße wird bald erfüllt sein, mein Segen bleibt Euch zurück! Dir, mein Gemahl, habe ich die Zukunft sichern können, unser Kind lege ich an Deine Brust — Du, meines ersten Gatten Sohn, fluche meinem Andenken nicht! Und, Guido, mein geliebtes Kind, das seinen Vater durch mich verloren und nie gekannt hat —“ ihre Stimme brach, Guido sank heiß weinend an ihr Herz; sie liebkoste ihn stumm und legte segnend ihre Hände auf sein Haupt. Dann raffte sie ihre Kraft wieder zusammen:

„Frieden über uns Alle!“ sagte sie feierlich und wandte sich zum Scheiden.

Die Versöhnung Friedrich II. mit seinem Vater.

(Mit Abbildung.)

Nachdem bereits vor einigen Jahren eine in Text und Illustrationen ausgezeichnete Geschichte Friedrich des Großen von Kugler und Menzel erschienen war, welche überall die Anerkennung fand, die sie mit Recht in Anspruch nehmen konnte, haben es neuerdings die beiden Verleger, Herr G. Wigand in Leipzig und W. Herz in Berlin unternommen, ein gleiches Unternehmen unter dem Titel: „Friedrich der Große, für das deutsche Volk dargestellt von Ludw. Hahn,“ zu veröffentlichen. Was den Text anlangt, so liegen uns augenblicklich nur zwei Lieferungen vor und läßt sich deshalb über den Werth der Darstellung ein vollgültiges Urtheil noch nicht abgeben, die Illustrationen dagegen, meist von dem bekannten Historienmaler Camphausen in Düsseldorf gezeichnet und von Bürkner in Dresden in Holz geschnitten, sind in der That kleine Meisterstücke, die den beiden genannten Künstlern durchweg zur Ehre gereichen.

Wir sind in den Stand gesetzt, eine dieser Illustrationen: „Die Versöhnung Friedrich II. mit seinem Vater“ unsern Lesern vorzuführen, wobei wir indeß zu berücksichtigen bitten, daß bei der großen Auflage unsers Blattes nicht mit der Vorsicht und Aufmerksamkeit gedruckt werden kann, die nöthig ist, um alle die Schönheiten eines künstlerisch ausgeführten Holzschnittes wiederzugeben. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, in welchem Friedrich der Große beim Vermählungsfest seiner Schwester Wilhelmine, an der Hand der jugendlich schönen und liebenswürdigen Prinzessin zum ersten Male seinem Vater wieder gegenübertritt, der ihn in Folge der schwesterlichen Fürbitte mit freundlichen Worten empfing, während Friedrich ernst und kalt blieb. Die Scene, welche am Hof damals alle Anwesende zu Thränen rührte, beschreibt die geistreiche Prinzessin in ihren Memoiren sehr ausführlich und mit vieler Wärme.

Das Stimmorgan bei Mensch und Thier.

Das Stimm- und Singorgan des Menschen heißt der Kehlkopf oder Larynx; es ist zugleich auch der Pförtner und Wächter der Athmung, indem es seine Lage hinter und unter der Mund- und Nasenhöhle am obern Ende der Luftröhre so einnimmt, daß alle Luft, welche in die Lungen hinein gelangt und aus denselben herauskommt, durch dasselbe hindurchströmen muß. Gegen das Eindringen schädlicher Luft und fremder Stoffe sucht sich der Kehlkopf durch Verschließen seiner Oeffnung (der Stimmritz), sowie durch Hustenkitzel und Husten zu schützen. Außen am Halse ist derselbe, zum Theil von der Schilddrüse (deren Anschwellung den Kropf bildet) bedeckt, an einer Hervorragung, die besonders beim männlichen Geschlechte sehr deutlich hervortritt und Adamsapfel genannt wird (als ob dem Adam der Apfelgröps oder Kriebs in der Kehle stecken geblieben wäre), leicht zu erkennen und bei seinen Bewegungen während des Schluckens gut zu fühlen.

Der Kehlkopf besteht aus einem festen, aber elastischen, knorpligen Gerüste, welches aus mehreren, durch Bänder mit einander verbundenen und durch mehrere kleine Muskeln zu bewegenden Knorpeln zusammengesetzt ist; es stellt eine ungleich viereckige, nach oben und unten offene Büchse dar, die in ihrem Innern mit einer sehr gefäß- und nervenreichen Schleimhaut ausgekleidet und von zwei Paar, von vorn nach hinten ausgespannten Strängen, d. s.

Die Kopfbedeckung besteht in Indien und Birmanien, wo es sehr heiß ist, aus einem Tropenhelm, der in Europa nur selten getragen wird. Er ist aus Mark hergestellt und hat eine Krempe, die ringsherum gleich breit ist. Vorn befindet sich ein Schirm, der dem Gesicht Schatten gibt. Der Tropenhelm ist mit einem Band umwunden, das oft in den Farben des Regiments gehalten ist.

Abb. 1. Tropenhelm mit Band und Schirm.

Abb. 2. Tropenhelm mit Band und Schirm.

Abb. 3. Tropenhelm mit Band und Schirm.

Abb. 4. Tropenhelm mit Band und Schirm.

Abb. 5. Tropenhelm mit Band und Schirm.

Abb.

Im königsberger Hafen.

Von Alex. Jung.

Erster Anblick des Hafens. — Die Nußschaalen der Skandinavier. — Ein Holländer. — Das Rülpsen und die Reinlichkeit der Holländer. — Englische Schiffe und Matrosen. — Ein Sonntag auf einem englischen Schiffe. — Amerikanisches Auswandererschiff. — Countesse of Durham. — Die Schiffswerft und die Arche Noah eines königsberger Mückers. — Die Kornspeicher.

Das Leben auf dem Lande, in einer kleinen, in einer großen Stadt, jedes hat seine besondern Reize, und gewährt dem Beobachter, zumal wenn er alle Drei gegen einander auszutauschen versteht, reichen Ertrag. Das Land wird uns, ungeachtet der moderne Luxus auch hier schon in prächtigen Villen sich niedergelassen hat, doch immer auch den Urzuständen der Menschheit nahe bringen; die Kleinstädterei vermag uns, außer der behaglichen Einfriedigung in einem mittleren Vollglück, in den ewigen Figuren des Herrn Bürgermeisters und Stadtschreibers nebst Gemahlinnen und sonstigen Honorationen, nicht wenig Nahrung für unsere Erheiterung, sogar für unsere Lachlust zu gewähren; die große Stadt endlich giebt uns das Weltganze nicht selten in einer Umrahmung, im Spiegel der Nationen, besonders wenn sie eine Hafenstadt ist. Nichts ist im Stande, uns das Schöpferische, die Macht, die alle Wesen verbindet, mehr zu vergegenwärtigen, als das Wasser, da es das Element der Beweglichkeit und Durchsichtigkeit ist.

Ich gestehe, daß in einer so ansehnlichen Stadt wie Königsberg in Preußen, die in sich selbst dem Beobachter stets neue Eindrücke gewährt, mein liebster Spaziergang nach den Schiffen gerichtet ist. Was ich hier zu jeder Tageszeit empfange, führt mich weit über den Continent hinaus, und verbindet mich im Moment mit allen überseeischen Ländern und deren Bewohnern. Der Hafen erstreckt sich, was man selten findet, mitten in die Stadt herein. Kaum daß man noch mit den Binnenländischen verkehrte, von den Ereignissen aus nächster Nachbarschaft Kunde erhielt, kann man auch schon mit Skandinaviern, Holländern, Engländern, Amerikanern, Franzosen Umgang pflegen, und alles was menschlich ist, freilich oft in sehr abweichender Weise, auch an ihnen in Erfahrung bringen.

Man kommt aus einer der imposantesten Straßen der Stadt, durch das sogenannte grüne Thor, auf eine Brücke, welche den Kneiphof mit der Vorstadt verbindet, und wird rechts hin sogleich von einem Anblicke überrascht, dessen sich wenig Orte des Festlandes zu erfreuen haben dürften. Eine neue Stadt, deren Häuser Schiffe sind, erstreckt sich in Straßen, Gassen und Gäßchen, die wieder durch freie Plätze, durch offene Quarré's, unterbrochen werden, in eine Fernsicht, die bis an den Horizont reicht, und in bläulichen Tinten oder Abends im Sonnengolde magisch verschwimmt. Wir biegen am Ende der Brücke rechts um die Ecke und verfolgen den Prospekt auf dem Bollwerk. Welch' ein Wimmelleben von Gerüchen, Sprachtönen, Trachten, Hantirungen, Stellungen und Bewegungen aller Art unter In- und Ausländern! Alle Farben des Prisma's wehen und flattern uns von den Dächern und Spitzen dieser Schiffshäuser und Paläste in Tausenden von Flaggen, Fahnen und Fähnchen lebendig entgegen; sie zeichnen lustig den Verkehr und Handel aller Nationen in die blaue Luft, und wie sie sich von Kähnen und Gondeln bis zu den stattlichsten Kauffahrteifahrern erheben, dann wieder in die Weite hinaus allmälig absenken, könnten sie uns einen prächtigen Regenbogen abzubilden scheinen, der die Versöhnung und den Frieden der Völker signalisirt, welche die Bedingungen des Wohlstandes, des Handels und Wandels sind. Unter all' diesen Flaggen von Weiß, Roth, Orange, Blau, Grün, ist es doch besonders eine, welche auf hellblauem Grunde einen ganzen Sternenreigen vor uns entrollt. Es ist die stolze Flagge eines Amerikaners, der den Ocean durchmessen hat, und mit Recht die Sterne in seinem Banner führt, als die Sphären der Freiheit, die sich im Oceane am Vollständigsten abspiegeln.

Durchmustern wir nun unsere Schiffsstadt noch näher, um auch mit den sonstigen Einrichtungen und Charakteren dieser Nationen Bekanntschaft zu machen, so sind es außer den Deutschen, zumal Königsbergern, Memlern, Stettinern und Hamburgern, die an Stattlichkeit und seemännischer Gravität den Ausländern nichts nachgeben, zunächst Dänen, Schweden und Norweger, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Schon in den verschiedenen Schiffsnamen, die uns in goldenen Schriftzügen meist vom Vordertheil oder auch von den Seiten entgegenglänzen, prägt sich die abweichende Natur der in- und außereuropäischen Völker ab. Vom Borde selbst klingen dann auch sogleich die entsprechenden Zungen und Aussprachen lebendig herüber. Die Sprachen der Skandinavier haben ihren ganz aparten Wohllaut. Es heimelt uns aus ihnen sogleich das germanische Element an, welches hier freilich mit einem gewissen Etwas versetzt ist, das schwer zu deuten sein dürfte. Es ist eine Dehnung und Abplattung des Vokallauts, die uns nach der Strenge und Oede des Nordpols entrückt, aber durch Ausgleichung zwischen Vocal und Consonant unserm Ohr auch wieder angenehm wird. Die Schiffseinrichtungen haben unter diesen Nationen, wie es uns scheint, etwas Knappes, nur auf das Nothwendigste Berechnetes. Die Fahrzeuge sind oft überaus klein, an den Enden viereckt, und es will uns höchst keck bedünken, wie diese Schiffsleute, ungeachtet großer Behendigkeit ihrer selbst, mit solchen Wägelchen, Nußschaalen, sich über die Flüsse, auf die Meere hinaus wagen dürfen. Diese Sicherheit und Dreistigkeit giebt ihnen wieder etwas Grandioses, trotz aller Winzigkeit, und wir denken an die kühnen Fahrten der alten Normannen, dieser Araber des Nordens, was Lust, auf Abenteuer auszugehen, und Kühnheit, die Fernen zu durchziehen, betreffen mag.

Einen ganz und gar andern Eindruck machen auf uns die Holländer. Sie sind in ihren Mannschaften wohlgenährt, aber langsam, fast phlegmatisch. Ihre Schiffe sind solid gebaut, von festem, kernigem Holze, massiv, an den Vorder- und Hintertheilen abgerundet, und man möchte sie den festen Käsen vergleichen, welche sie mit sich haben. Man muß einen holländischen Kapitain in Mitte seiner Familie und Matrosen auf seinem Schiffe sehen, um sich ganz Niederland in dieser überreinlichen, üppigen Bequemlichkeit und pomadigen Zähigkeit vorzustellen. So ein Holländer macht die Reise nie mit seinen Matrosen allein, sondern er hat die ganze Familie bis auf Kindes Kegel, wieder großen und kleinen Käsen vergleichbar, an Bord, ja auch ein breiter Thierstand, in Hunden, Enten und Hühnern wird mitgeführt, ohne daß die Sauberkeit darunter litte, die bis zum Exceß aufrecht erhalten wird. Eine solche Familie muß man oben auf dem Verdeck, unter zierlichem Zelte, besonders nach dem Mittagsimbisse, in ihrer völligen Ungenirtheit beobachten, um die derbe Naivetät und den Geschmack der niederländischen Maler völlig der Wirklichkeit gemäß zu finden. Da sitzen Mann und Frau nebst Söhnen und Töchtern im Rundkreis und verdauen mit Behaglichkeit, was man sogar hören kann. Sie verführen nämlich öffentlich, ganz im Widerstreit mit dem, was wir unter Anstand und Schicklichkeit verstehen, jenen Ton des Aufstoßens, den man Rülpsen zu nennen pflegt, und der da beweist, daß es im Magen nicht ganz richtig ist, oder doch erst richtig zu werden beginnt. So ein Holländer aber, ob Mann oder Weib, denkt sich gar nichts Uebles dabei, und findet das eben so natürlich wie etwa das Seufzen aus Empfindsamkeit oder Aufathmen, um zu leben. Ein hiesiger Arzt versicherte mich, er sei kürzlich auf ein holländisches Schiff gerufen worden, blos um Erleichterung zu gewähren; die Familie habe ihm Unisono theils unabsichtlich, theils künstlich entgegengerülpst; er habe sie im besten Wohlsein gefunden, sie habe nur jenes Aktes wegen ein Mittel der Beschleunigung gewünscht. Die Holländerin, die zum Nachtisch aus freier Hand vielleicht noch einige Waffeln genießt, ist malerisch genug angezogen. Sie ist in der Regel wohlbeleibt von Figur. Die Frauen tragen meist einen schwarzen Anzug, eine Art Jope, welche Kragen und Krägelchen, in der Weise der früheren Schanzeloper, entläßt, und der Gestalt viel Draperie und fremdländische Reize verleiht. Der Kopfputz vor allem ist höchst eigenthümlich. Eine knapp anliegende Haube, mit den zierlichsten Brabanterspitzen geschmückt, wird zu beiden Seiten von großen Goldschilden gehalten, welche wie ein heruntergeschlagenes Diadem weithin funkeln, und, nebst den Gold- und Brillantringen der Finger, der Dame den Ausdruck eines soliden Reichthums gewähren. Diese schwarzgekleidete Damenflora mit goldenen Lichtern, der sich die Männer im schwarzen Frack anschließen, läßt die im Vordergrunde thätigen Matrosen in rothen Blousen um so schärfer hervortreten. Worin besteht aber das Hauptthun dieser Blousenmänner? Sie entleeren

ihre Kübel, um sie schon wieder zu füllen, und gießen das Wasser, wo es nur irgend gießbar ist, über das Schiff weg, daß alles und jedes blitzert und blänkert. Eine solche Reinigungswuth ist beispiellos. Ober- und Unterverdeck, Vorder- und Hintertheil, Herrschaftskajüte und Matrosenkoje, Fenster und Thüren, Boden und Decke werden Tag aus Tag ein gescheuert, durchspült, gebohnt, gewischt und gestriegelt. Es ist aber auch eine Spiegel-Blänke und -Glätte auf einem solchen Schiffe von Niederland wie auf dem Parquet keines Salons. Die hellblauen Wassertonnen, die auf dem Verdecke wohlgereiht stehen, mit rother Umbortung, blicken uns so appetitlich an, als hätte sie der Conditor so eben aus Zucker gearbeitet, und die Kajüte des Kapitains mit ihren Spiegelfenstern, voll Blumentöpfe und mit Alabastervorhängen, gemahnt uns wie ein Brautgemach.

Im stärksten Gegensatze zu diesem Holländer, blank wie ein Haus von Rotterdam mit Klinkern, ist sein Nachbar ein Dreimast von riesiger Größe, der sein schwarzes Bugspriet wie einen plutonischen Scepter weit über ihn hinaus erstreckt. An diesem Engländer ist alles geschwärzt von Steinkohlen, als wär' er gerade aus dem Pulverrauch einer Seeschlacht oder gar aus der Unterwelt gekommen. Selbst die Segel sind düster angeflogen vom Kohlenstaube, und sehen uns unheimlich an wie jenes Schiff des rückkehrenden Theseus, der vergessen hatte, statt des schwarzen ein weißes Segel aufzustecken. Das Schiff des Engländers und alles auf ihm kündigt uns sogleich an, daß wir es hier mit dem Herrn der Meere zu thun haben. Durch alles und jedes, vom Spiegel bis zum Kiele, vom Hauptmast und dessen Korbe, bis zum kleinsten sauber geflochtenen Tauwerk, zieht sich der rothe Faden des Dauerhaften, des Zweckmäßigen, des Comfortablen. Da waltet nirgend kleinliche Geschäftigkeit, wohl aber Praxis, die reelle Zwecke hat und sie sofort erreicht, Ordnung, die jedem Nagel seine Stelle zuweist, der der Küchenjunge von jedem Scheuerlappen Rede zu stehen hat. Das ganze Schiff, von gewaltiger Ausdehnung, dem man trotz seiner gediegenen Einzelstücke die Leichtigkeit, ja Zierlichkeit seiner Bauart sogleich abmerkt, wird eben so behend bewegt, wie jede Segelstange. Wer könnte widerstehen, stets auf's Neue die englischen Matrosen zu zeichnen, wie oft sie auch schon gezeichnet worden sind! Das ist eine Menschenklasse sonder Gleichen. Man sollte meinen, das Meer, und keine menschliche Mutter, habe sie geboren, so sehr sind sie mit dem Meere eins. Ewig ruhelos, behend, listig wie die Woge, ist der Matrose Albions im Geschäft; in der Erholung, am Sonntage dagegen, wenn er feiert, versinkt er in ein stummes Brüten wie das Meer, wenn es schweigt. Mit Wenigem ist er begnügt. Seine Ration Salzfleisch, Zwieback und sein bescheidenes Maaß gebrannten Wassers geben ihm ein Aussehen, als schwelgte er nur in Beefsteaks und Porter. In jenen beiden Positionen der Bewegung und der Ruhe muß man ihn sehen, um ihn leibhaft sich vorzustellen. Man muß ihn sehen, wie er, sogar wenn das Schiff fährt, oben im Tauwerk campirt. Diese Takelage eines segelnden Engländers ist ein wahres Labyrinth von Tauen, Stricken und Strickchen. Strickleiter lehnt sich an Leiter, Querleinen laufen dazwischen und werden von Stangen unterbrochen. Kein Seiltänzer fände sich hier zurecht, am Wenigsten wenn er eben angekommen wäre am Mittelmast von oft hundert Fuß Höhe, und nun um sich gebreitet fände dieses Strick- und Maschennetz von tausend und aber tausend Gewinden, und unter ihm die blaue Wassertiefe gähnte. Der englische Matrose dagegen läuft oder vielmehr fliegt durch diese Windungen mit einer Sicherheit und Leichtigkeit wie die Spinne durch ihr Gewebe. Oben angekommen, schaukelt er sich noch eine Weile, wie es scheint, aus purer Lust, nachdem er auf- oder angeknüpft hat, mit zusammengeballtem Körper an der äußersten Spitze des Mastes; er schwebt in der Luft sicher wie in einer Hangematte, und fährt dann eben so behend und wohlgemuth die geflochtenen Treppen wieder hinunter. Aber auch Sonntags in der Ruhe wollten wir ihn oben auf dem Verdeck in Augenschein nehmen.

Ein Sonntag ist auch auf einem englischen Schiffe ein Stillleben, in dem sich keine Maus und kein Bohrwurm regt, noch regen darf. Die Kajütte ist wie ausgestorben. Oben ist alles aufgeräumt, nur der Kohlenstaub liegt auf allem wie sonst, und auch der Sonntag ist mit diesem Sande festlich bestreut. Auch sitzt wohl ein Alter in der Ecke dort und liest in einem Gebetbuch der Hochkirche oder in der Bibel. Nachmittags kauern die Matrosen mit verschränkten Armen oder aufgestützt gruppenweise auf dem Verdeck und stieren gerade vor sich hin über Bord. Nichts sehen sie von dem, was an ihnen auf dem Bollwerke vorüberwandelt. Wie der Pariser flaniren geht, so flanirt der englische Matrose sitzend, d. h. er ergeht sich in sich, er spaziert in Gedanken in Alt-England. Es ist eine Situation behaglicher Selbstbeschauung, dem Behagen mancher Geschöpfe vergleichbar, wenn sie wiederkäuen. Der englische Matrose käut Tabak wieder, während er so brütet.

Die Mannszucht dürfte nirgend in der Welt strenger ausgeübt werden als auf einem englischen Schiffe, dennoch athmet alles das Gefühl der Selbstständigkeit, Sicherheit und Freiheit. Ist das Haus das unabhängige Reich jedes Engländers, so ist das Schiff das Haus jedes Kapitains, aber auch jedes einzelnen Matrosen. Die Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, die Freiheit, die Würde, der Stolz der Nation liegen diesen Leuten nicht blos auf dem Gesichte plastisch ausgeprägt, sie sprechen auch aus ihrer Haltung, ihrem Gange, aus jeder Bewegung. Ein hochherziges, wahrhaft humanes Zugeständniß ist es, daß jeder Mensch ein englisches Schiff betreten darf. Auch sieht man davon zahlreich Gebrauch machen. Den ganzen Tag tummelt es sich auf einem solchen Schiffe, zu dem man auf bequemer Stiege gelangt, von Hoch und Niedrig, Reich und Arm. Weder der Kapitain und der Steuermann, noch irgend ein Matrose oder Schiffsjunge nehmen davon die geringste Notiz, wie Frauen und Männer, unter diesen Offiziere, gemeine Soldaten, Civilbeamte, Studenten, Handwerker, Landleute, Arbeiter alle Räume des Verdecks, des Waarenlagers und der Kajüte durchwandern, alles sich auf's Genaueste besehen. Wie gesagt, Niemand der Schiffsmannschaft scheint darauf auch nur im Geringsten zu achten, und doch ist sicher ein Auge da, das alles und jedes bemerkt, und es dürfte dem schlecht bekommen, der von so nobler Gestattung auch nur den geringsten Mißbrauch machte. Kurz, man fühlt am Borde eines englischen Schiffes sogleich den freien Boden Englands unter seinen Füßen, die großartigen Institutionen, die weltbewußte Sicherheit einer solchen Nation. — Die englischen Kapitaine geben in ihren Kajüten nicht selten Gastmahle in jenem amerikanischen Riesenstyle ausgeführt, mit dem sie uns Sealsfield in seinen Romanen so appetitlich beschreibt oder in der Weise der noch kürzlich so vielbesprochenen Napier'schen Bankets. Unsere mäkelsüchtigsten Feinschmecker sind entzückt von diesen Plumppuddings ächter Nationalität, dieser ganz aparten Sorte von Austern, diesen Rostbeefs pikantesten Geschmacks, diesen Hummern ohne Gleichen, diesen fremdländischen Weinen voll Feuer und Geist, diesen ausgelassensten Humoren der gastfreundlichsten Wirthe. Aber man muß auch etwas einzunehmen verstehen und etwas seemännische Natur mitbringen, sonst dreht sich der Boden noch Tage lang wie von Seekrankheit unter dem Fuße jedem, der an solchem Mahle Theil genommen hat. Die Gäste erhalten oft die herrlichsten Meermuscheln zum Angebinde, welche, in Silber gefaßt, die Glasschränke unserer Kaufmannsfrauen zu seltener Zierde bereichern.

Ein solch' eben von uns beschriebenes englisches Segelschiff wird freilich an Gediegenheit des Baues, an ungeheuern Dimensionen, an Eleganz und Pracht der Einrichtung noch übertroffen von jenem gewaltigen Amerikaner, der ihm zu Häupten schaukelt. Auch er ist ein Segler, der diese Segel, wenn er fährt, wie der Condor seine Flügel ausbreitet, daß er damit ein weites Wogenfeld umschattet, jetzt aber hat er sie niedergelassen, und ein ganzes Bataillon Soldaten könnte gemächlich in diesem Zelte seiner Segel hausen. Dieser Amerikaner ist aus New-York und nimmt Auswanderer auf. Europamüde drängen sich massenweise nach diesem Asyle ihrer Wünsche, der Verheißung einer schöneren Welt. Masuren und Litthauer haben sich in ihrer Nationaltracht am Steuer häuslich bereits niedergelassen und verzehren ihr kärgliches Mittagbrot. Ein junger Tischlergeselle mit wohlkultivirtem Bart, aber ärmlichem Anzuge, wehklagt oben auf dem Verdeck, daß er für Ausübung seines Handwerks mitgenommen sein wolle, daß der Kapitain aber nicht darauf einzugehen erkläre. Dieser Kapitain steht so eben am Hintermaste unrührbar, wie eingepflockt. Es ist eine Figur wie aus Erz, wie aus Eisenguß. Der breitgekrämpte Filzhut sitzt ihm tief im Nacken, damit der Mann um so besser gerade vor sich hinblicken könne; stechend ist sein Blick, er nimmt etwas auf's Korn, wohlgenährt ist sein rothes, ernstes Gesicht, die Hände ruhen in den Seitentaschen. Matrosen mit blanken, platten Rundhütchen, von denen lange Bänder wehen, mit starken Backenbärten, die Brust entblößt, winden Taue auf. Eben zieht das

preußische Militär mit klingendem Spiel, im Blitz der Muhamedsfahne, unter dem Donner der großen Trommel, dem Schmettern der Hörner, über die Brücke hinüber; Regiment an Regiment, in Staatsuniform, in kerzengerader Haltung. Es ist ein Feuermeer, welches sich oben im Glanz der Sonne, im Wald der Bajonnette, entzündet, und über die unabsehlichen Rotten hinwegwallt, so daß unten die neuen Uniformen, bis auf jeden Knopf beleuchtet werden, und jeder Degengriff widerleuchtet, und die Farbe jeder Säbeltroddel zu erkennen ist. Die Matrosen und Führer aller andern Schiffe, selbst die Engländer, steigen auf die Tonnen, die Pumpen, die Strickleitern und die Masten, um besser ihre Neugierde an der fremden Soldateska zu befriedigen. Sie sind ganz Auge und Ohr. Den amerikanischen Matrosen kümmert das nicht, er arbeitet unbeirrt fort, am Wenigsten aber kümmert es den Kapitain, der mit einer grandiosen Gleichgültigkeit verharrt und seinen Falkenblick drüben nach der Börse schießt, wo er ihn in die offene Mittelthür einbohrt, und Militär Militär sein läßt.

Der Truppenmarsch ist vorüber und die Menge am Ufer drängt sich nach einer andern Stelle des Bollwerks, um den englischen Schraubendampfer zu besichtigen, der vor einigen Tagen angekommen ist und schon Waaren an Bord nimmt. Eine lebendige Zeile von Menschen hat sich gebildet, Männer und Weiber, von einem der Speicher bis in den untersten Schiffsraum. Sie werfen graugrüne, viereckte Tafeln einander zu, die als Dünger des Ackers gebraucht werden. Das Geschäft sieht sich lustig genug an, wie die Reihe entlang die Täfelchen fliegen, gleich wie die Ziegel beim Bau eines Hauses oder die Ledereimer beim Feuerlöschen. Unglaublich schnell kommt die idyllische Waare unten an, und das Schiff sinkt von der steigenden Last von Sekunde zu Sekunde tiefer. Dieser Dampfer ist ein Meister- und Musterstück der Schiffsbaukunst. Leichtgeschwungen, nett herausgearbeitet ist jeder Theil, aus pompösem Eisenblech, von unverwüstlicher Dauer das Ganze. Kein Bohrwurm vermag da einzudringen. Die Woge des Stroms spiegelt sich magisch in dem metallischen Glanze, aus dessen schwarzer Längenbreitung der rothe Schornstein, von seltener Dicke, wie ein Kirchthurm der Industrie und ihres Kultus hervorsteigt. Uns flammt der Name Countesse of Durham wie ein gestandenes Feuerwerk aus der schwarzen Nacht des Eisens prächtig entgegen. Die festlich gekleidete Volksmasse, als ginge es hier wirklich zur Kirche, durchwallt die Gänge des Schiffs von hüben und drüben. Der Helm des weißen Kürassiers, und wär' es ein Gemeiner, wird zufällig vom grünen Schleier der vornehmsten Dame zärtlich umweht, der polnische Jude, mit langer, orientalischer Gewandung, sieht sich neben den modernsten Stutzer placirt, alle treibt dieselbe Augenlust in's Innere zu gelangen, und die Schraube dieses Meerwunders in Sicht zu nehmen. Der Flug dieses Dampfers auf seiner Reise ist so schnell, daß dagegen das schnellste Segelschiff wie eine Treckschuyte auf dem Schlamme eines holländischen Kanals blos schleicht. — Auch Franzosen, Portugiesen bemerken wir bisweilen in unserm Hafen, nur kommen sie seltener; sie bringen uns in nicht großen Fahrzeugen Weine; die ersten meistens aus Bordeaux. Die Azoren sogar schickten uns vor einiger Zeit einen Sendling, an dessen Borden sich nicht blos kupferrothe, auch schwarze Matrosen befanden.

Blicken wir wieder einmal um uns, wie wir dem Ende des Bollwerks schon nahe gelangen, so gewähren uns beide Ufer des stattlichen Stromes, auf dessen Fläche jenes Schiffslager aufgeschlagen ist, ebenfalls einen höchst mannigfaltigen Anblick. Dort in der Ferne von Nordwest, am jenseitigen Ufer, öffnet eben die berühmte Sternwarte, der der Name Bessel für ewige Zeiten eingravirt ist, ihre Thurmfenster. Sie schlägt, ungeachtet hell die Sonne scheint, ihre Dachluken wie Augen auf (als wäre sie das lebendige Wesen eines andern Planeten), und streckt aus diesen Oeffnungen Instrumente gleich Fühlhörnern hervor, die lüstern nach den goldenen Früchten des Himmels auch bei Tage langen. Näher dem Ufer zu liegt drüben der Hauptplatz für den Ballastauswurf. Das Sprüchwort sagt: Steine, Berge und Bäume entfernter Gegenden kommen nicht zusammen, wohl aber Menschen. Hier jedoch findet eine Ausnahme statt. Hier sehen sich allerdings die Mineralien und besonderen Erdarten der entferntesten Länder gemüthlich vereint, und können Zwiesprache mit einander führen, Vegetabilien mischen sich dazwischen; der Sand der Gironde verkehrt mit dem Kalkfelsen von Northumberland, der Schiefer von Schweden mit dem Rothholzstaube von Brasilien. Die Grabhügel des Sandes gleichen auch hier alle Unterschiede aus.

Weiter rechts kommt unser Schiffswerft. Da brennt und raucht es zu allen Jahreszeiten, da werden die Kiele gehauen, die Bretter gekrümmt, die Balken gerichtet, die Schiffe kalfatert und getheert und von Stapel gelassen. Das ist ein majestätisches Schauspiel, wenn so ein Schiff, für Amerika bestimmt, zum ersten Mal, mit Laubgewinden bekränzt, auf eingeseiften Walzen, unter dem wilden Aufjauchzen der Menge oben auf dem Verdeck, in's Wasser rollt, zum ersten Male die jungfräuliche Woge berührt, daß diese scheu zurückbebt, und ihm dennoch wieder sehnsüchtig entgegen wallt. Hier war es auch vielleicht, wo der einst so berühmte königsberger Mystiker Schönherr sein Schiff unter dem Zulaufe des Publikums von Stapel ließ, das Schiff, welches er nach jahrelangem Sinnen und Studiren nach dem Modell der Arche Noah's erbaut hatte, und mit dem er hinaus wollte, vielleicht um die einstige Lage des Paradieses zu entdecken. Aber das herausgekünstelte Schiff blieb am Ararat seiner eigenen Unbehülflichkeit stehen, schon als es in's Wasser kam, und auch die Fahrt wurde zu Wasser. — Drüben in der Gegend des Licents, wo auch der Platz für die Dampfschiffe ist, wohnte einst der tiefsinnig geniale Johann Georg Hamann, der sich selbst den Magus aus Norden zu nennen pflegte.

Aber wir kehren uns nach dem diesseitigen Ufer des Pregels, wo auch außer den Schiffen immer noch viel zu beobachten ist. Da präsentirt sich dort von der Ecke her, in eigenthümlichen Verzierungen der Dachzinne, mit vorspringenden Balkons, das Haus des französischen Consuls. Da rücken Waarenlager vor, deren kolossale Behälter den Fortschritt des modernen Baugeschmacks in Vergleich mit den alten Speichern, die uns unheimlich ansehen, auf's Erfreulichste bekunden. In dem Bereiche dieser riesigen Faktoreien wütheten zu verschiedenen Zeiten jene maßlosen Feuersbrünste, die man denen von Pera und dem alten Stambul vergleichen könnte, und brachen, wie aufrührerische, rothe Janitscharen sogar in die Vorstadt ein, welchem Unheil die massiven Bauten ein Ende gemacht haben. Näher unserm Standpunkt eröffnen sich Räume, welche dem Leben dieses ganzen Wasserprospekts eine muntere Seitenstaffage geben. Zartweiße Linnen sind ausgebreitet, auf deren reinlicher Fläche die goldenen Früchte der Ceres, Hafer, Gerste, Erbsen, Korn zu immer höher steigenden Bergen aufgeschichtet, gelüftet und gesäubert werden, um sie auf die Schiffe zu bringen. Männer mit Schaufeln werfen die Kornfontaine in die Luft, so daß der goldene Regen schwer wieder herunterströmt und die leichtere Spreu vom Winde hinweggenommen wird. Leuchtet die Sonne in diesen Kornregen, der geradeswegs vom Himmel zu fallen scheint, so hat man ein Bild des reichsten Erntesegens vor Augen, um welches uns die Winzer des Rheins beneiden könnten. Diese Berge von Korn werden in Säcke gebracht, aber nicht darin gelassen, sondern drüben unmittelbar in die lustigen Kajüten geschüttet, was denn ein zweites höchst anmuthiges Bild veranlaßt.

Es läßt sich aber denken, daß in Mitte eines so mannigfaltigen Lebensverkehrs zwischen Einheimischen und Ausheimischen, wie ihn eine Hafenstadt bietet, und besonders auf dem Tummelplatz der Ausländer selbst, manches vorkommen wird, was dem komischen wie tragischen Interesse reichlichen Stoff gewährt. Sind doch Komik und Tragik, wie es die Wirklichkeit jedes Tages dem Beobachter zu erkennen giebt, auf's Innigste mit einander verwandt, und es bedürfte nur einer geschickten Feder, um aus solchen Vorgängen die Bühne mit neuen Scenen zu beleben. Auch das bürgerliche Behagen sollte durch den Humor noch um vieles erweitert werden. Der Humor aber weiß es vor Allem, daß dem Reinen alles rein ist, und daß Ironie und alle Uebelstände unseres Erfahrens durch Heiterkeit und weise Nutzanwendung zu überwinden sind. In diesem Sinne theilen wir auch das Folgende mit. Die eine Geschichte bewährt es, daß die Völker der Erde auch unter dem Schutze des Friedens und freien Handels immer noch im Kriege mit einander leben, daß aber auch aus der Zwietracht Ergötzliches zu gewinnen ist. Die andere Begebenheit bringt es uns nahe, daß wir der Gefahr, wo sie uns von allen Seiten umlauert, entgehen können, daß sie uns aber da oft ereilt, wo wir sie am Wenigsten fürchteten, wo wir uns der Sorglosigkeit hingaben.

(Schluß folgt.)

Malta.

1. Fort Manuel. — 2. Fort St. Elmo. — 3. Fort St. Angelo. — 4. Fort St. Michael. — 5. Fort Ricasoli. — 6. Fort Tigné. — 7. Fort Dragut. — 8. Fort St. Rocco. — 9. Fort St. Salvador. — 10. Fort St. Margaret. — 11. Fort St. Lucian. — 12. Fort St. Philip. — 13. Fort St. Nicholas. — 14. Fort St. Francis. — 15. Fort St. Leo. — 16. Fort St. Anthony. — 17. Fort St. Peter. — 18. Fort St. Paul. — 19. Fort St. Agatha. — 20. Fort St. Mary. — 21. Fort St. Joseph. — 22. Fort St. Roque. — 23. Fort St. Benedict. — 24. Fort St. Barbara. — 25. Fort St. Ursula. — 26. Fort St. Clement. — 27. Fort St. Margaret. — 28. Fort St. Lucian. — 29. Fort St. Philip. — 30. Fort St. Nicholas. — 31. Fort St. Francis. — 32. Fort St. Leo. — 33. Fort St. Anthony. — 34. Fort St. Peter. — 35. Fort St. Paul. — 36. Fort St. Agatha. — 37. Fort St. Mary. — 38. Fort St. Joseph. — 39. Fort St. Roque. — 40. Fort St. Benedict. — 41. Fort St. Barbara. — 42. Fort St. Ursula. — 43. Fort St. Clement.

Eine deutsche Amazone.

Erinnerung aus den Freiheitskriegen.

Wer kennt jetzt noch den Namen Eleonore Prohaska? Wo ist ihr Grab? — Der Name ist verschollen, vergessen, und längst wohl hat der Pflug des Landmannes ihre Gebeine aus dem gemeinsamen Grabe heraufgewühlt, in welchem sie auf dem blutgetränkten Schlachtfelde mit zahlreichen Waffengefährten die letzte Ruhestätte fand. Und dennoch tönte der Name dieses Mädchens lobpreisend, ja mit Bewunderung, in dem Munde vieler noch jetzt lebender Zeitgenossen, dennoch verkündeten ihn einst alle deutschen Zeitungen, dennoch verdiente der Heldenmuth dieses Mädchens wohl, daß wenigstens ein einfaches Grabkreuz ihren Namen vor gänzlicher Vergessenheit bewahrte. Es sei daher dem Schreiber dieser Zeilen, der zufällig mit einzelnen Momenten ihres Lebens, theilweise als Augenzeuge, näher bekannt ist, vergönnt, durch dieses kleine Referat ihr Andenken zu erneuern.

Es war in dem denkwürdigen Jahre 1813. Die Trümmer der in Rußland vernichteten Riesenarmee Napoleon's hatten, zum großen Theile in dem erbärmlichsten Zustande, Berlin erreicht, und durch ihren Anblick neue Hoffnungen in den Herzen aller Preußen erweckt; der Aufruf des Königs an die waffenfähige Jugend seines Landes war ergangen, da fand sich eines Abends eine kleine Gesellschaft in dem Hause des Rittmeisters von A. in Berlin versammelt. Außer der Wirthin, einer liebenswürdigen und geistreichen Frau, noch in der Blüthe der Jahre, und ihrem Sohne, einem Knaben von dreizehn Jahren, waren nur drei Männer zugegen, alle drei aber wohlgeeignet, die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich zu lenken. Der Aelteste von ihnen mochte ein angehender Fünfziger sein; er konnte eher häßlich als schön genannt werden, denn Blatternarben entstellten sein Gesicht, die Nase hatte eine ganz eigenthümliche, beinahe viereckig hervorspringende Spitze, die grünlichen Augen waren klein, das Haar, welches stark grau zu werden begann, hing lang und ohne besondere Pflege bis auf die Schultern herab, die niedrige Stirn beinahe ganz bedeckend; aber die Beweglichkeit und Lebendigkeit, die er bei jedem Worte zeigte, das Feuer, das aus seinen Augen blitzte, verriethen deutlich den geistreichen Mann. Das war Plamann, der Vorsteher einer zahlreich besuchten Erziehungsanstalt, der ersten nach Pestalozzi's Methode, welche Berlin besaß.

Der, welcher ihm im Alter zunächst stand, und den Vierzigen nahe zu sein schien, war von mittlerer Größe, von kräftigem, gedrungenem Körperbau, breitschulterig, beinahe viereckig. Sein ganzes Wesen war nachlässig, fast plump, das Gesicht offen, frei, freundlich, die Rede kurz, barsch, oft abgestoßen; die Stirn bis beinahe zum Scheitel vom Haar entblößt, das eben so wild, doch nicht ganz so lang, wie bei Plamann, in den Nacken und über die Ohren herabfiel. Dieser Mann war Lehrer in dem Institute Plamann's, und sein Name Jahn, jetzt unter dem Namen des Turnvaters in ganz Deutschland bekannt. Und wohl verdiente er diesen Namen, denn nicht allein, daß er das Turnwesen in ganz Deutschland zuerst in das Leben gerufen hatte, zeigte er sich auch wie ein Vater gegen seine Turner und wurde von ihnen allen wie ein Vater geliebt.

Der Dritte und Jüngste war jedenfalls in seiner äußern Erscheinung der ausgezeichnetste der drei Männer. Groß, kräftig und schön gewachsen, mit edlem, männlichem Gesicht, geziert durch eine hohe Stirn, eine scharf gebogene Nase und große lebhafte Augen, erschien der etwa fünfundzwanzigjährige Mann als ein Bild männlicher Kraft und kriegerischen Muthes. Das war Friesen, ebenfalls Lehrer an dem Institute Plamann's, und nebst Harnisch Jahn's kräftigste Stütze bei der Einführung des Turnwesens. In geistiger Beziehung eben so ausgezeichnet, wie in körperlicher, lachte die Zukunft ihm verheißungsvoll entgegen, und gewiß wäre ihm eine glänzende Laufbahn geworden, hätte er nicht bei dem verrätherischen Ueberfalle, durch den das Lützow'sche Freicorps während des Waffenstillstandes heimgesucht wurde, einen allzu frühen Tod gefunden. So ging sein Name beinahe ungenannt und ungekannt unter, allein sein Andenken ist wohl bei vielen der ersten Turner noch nicht erloschen.

Jahn und Friesen trugen die dunkle Uniform des eben errichteten Lützow'schen Freicorps, dem Jahn's Name allein Tausende kampflustiger Streiter zuführte, und da das Corps täglich dem Befehl zum Aufbrechen entgegensah, hatten die drei Männer, der Einladung folgend, sich hier zu einem kleinen Abschiedsfeste eingefunden, welches Frau von A. auf die Bitten ihres Sohnes den geliebten Lehrern gab.

Das Gespräch drehte sich, wie in jener Zeit ganz natürlich, beinahe ausschließlich um den Aufruf des Königs, um die Hoffnungen, die dadurch in der Brust eines jeden Preußen erweckt worden waren, daß es der Vertreibung der gehaßten Franzmänner gälte, und Jahn und Friesen sprachen mit solchem Feuereifer, daß der junge A. davon ergriffen, sich innig an die Mutter schmiegte, und mit feuchtem Blick und klagender Stimme sagte: „Ach, Mutter, weshalb bin ich nicht ein paar Jahre älter, daß ich auch mit gegen die Franzosen ziehen könnte."

Eben wollte die Mutter ihn mit der Versicherung trösten, daß seine Zeit auch noch kommen würde, da erweckte ein gewaltiger Lärm, der unter ihnen, in der Wohnung des Hauswirthes ertönte, ihre Aufmerksamkeit, so wie die ihrer Gäste. Sie vernahmen laute Flüche in französischer Sprache, klagende Töne einer schwachen Männerstimme, und endlich von einer kräftigen weiblichen Stimme ganz deutlich die Worte: „Na warte, Du Hallunke, das werde ich dir anstreichen!" Dann entstand ein heftiges Gepolter, und schon sprangen Jahn und Friesen nach ihren Säbeln, um hinabzueilen, da wurde es still, dann erschallte lautes Gelächter, und gleich darauf öffnete sich die Thür, und herein stürmte, einen großen Bratspieß in der Hand, die Köchin der Frau von A. Noch immer lachend wischte sie sich mit der Schürze das Blut ab, das in Strömen an ihrem linken Arme herabrann, und sagte endlich auf die Frage ihrer Herrschaft, was es denn eigentlich gegeben habe:

„Einen köstlichen Spaß, gnädige Frau; aber erlauben Sie nur erst, daß ich mir ein Tuch um den Arm binde, denn der Hallunke hat so derb zugestochen, daß ich das Zimmer beschmutzen würde, wenn ich das Blut nicht ein wenig stillte."

Damit eilte sie hinaus. Verwundert und mit lebhaft angeregter Neugier sahen die Männer ihr nach. Wenige Minuten später trat das Mädchen wieder herein, und nun erzählte sie mit großer Lebhaftigkeit, und die Augen noch immer wie in Kampfbegier flammend:

„Ich ging eben an der offenen Küchenthür unseres Wirthes vorbei, da hörte ich, wie die französische Einquartierung mit ihm zankte und futerte. Ich trat also auf die Schwelle, um zu sehen, ob ich unserem Wirthe vielleicht helfen könnte, da erhob eben der nichtswürdige Franzose die geballte Faust gegen den alten schwachen Mann und würde ihn gewiß geschlagen haben, wäre ich nicht schnell zugesprungen. Ich packte den Franzosen am Arm, warf ihn zurück, stieß den Alten, der am ganzen Leibe heftig zitterte, in seine Stube, schloß diese schnell hinter ihm zu, und ging nun auf den Franzosen los, der mit offenem Munde und wie verdutzt dastand, und gar nicht wußte, wie ihm geschehen war. Ich packte ihn nun bei beiden Armen, drängte ihn gegen den Feuerherd, und drückte ihn rückwärts auf denselben mehrere Male ziemlich unsanft nieder, indem ich bei jedem Knuff sagte: das ist dafür, daß du dich an einem schwachen Greis vergreifen wolltest. — Oben hatte ich ihn so fest gepackt, daß er sich nicht rühren konnte, aber ehe ich's mir versah, versetzte er mir mit dem Fuß einen solchen Stoß vor den Bauch, daß ich ihn loslassen mußte und einige Schritte zurücktaumelte. Diese Pause benutzte der Spitzbube, zog sein Käsemesser und stieß mich hier in den Arm, daß das Blut nur so spritzte. Aber da wurde ich wild. Na warte, Du Bube, das werde ich dir anstreichen! rief ich ihm zu, ergriff den Bratspieß, der zum Glück dicht neben mir stand, und hieb damit auf den Franzosen los. Der Kerl wollte sich zwar wehren, aber mit seinem kurzen Käsemesser konnte er mir nicht an den Leib, und meine Hiebe mit dem Bratspieß hagelten so dicht auf ihn nieder, daß er sehr bald die Flucht ergriff und mit lautem Gepolter die Treppe 'runter fiel."

„Aber Lore," sagte die Frau von A. im verweisenden Tone, „wie konntest Du Dich denn auf einen solchen Kampf einlassen? Bedenke doch — ein Mädchen!"

„I, gnädige Frau," erwiederte die Köchin lachend, „wozu hat mir denn der Himmel derbe Knochen und gesunde Kräfte gegeben? Ich werde mich doch wohl nicht vor einem solchen Franzosen fürchten sollen? — Ach, wäre ich nur ein Mann!"

„Ein braves Mädchen," sagte Jahn und blickte mit dem Ausdruck der Bewunderung auf die hohe, kräftige Gestalt, die in trotziger Haltung dastand, und des Blutes nicht achtete, das durch die Binde um ihren Arm zu sickern begann.

„Du solltest bei uns eintreten, Lore," sagte Friesen neckend, „wenn Du so große Lust hast, Dich mit den Franzosen zu messen!"

Das Mädchen schien von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt zu werden, warf einen forschenden Blick auf Friesen und auf Jahn, und verließ dann rasch das Zimmer.

Am nächsten Morgen bat Eleonore Prohaska, denn das war der Name der Köchin, die Frau von A. so dringend um ihre augenblickliche Entlassung aus dem Dienst, daß Frau von A. nicht zu widerstehen vermochte, und ihr den Abschied zusagte, sobald sie eine Stellvertreterin geschafft haben würde; diese aber war für den ziemlich vortheilhaften Dienst noch an demselben Tage gefunden.

Mit dunkel glühendem Gesicht, mit strahlenden Augen, trat einige Tage später der junge A. mit allen Zeichen einer großen Aufregung in das Zimmer seiner Mutter. Ganz gegen seine Gewohnheit legte er seine Schulsachen nicht an ihre gehörige Stelle, sondern schleuderte sie nachlässig in eine Ecke, stürmte auf die Mutter zu, ergriff heftig ihre Hand und sagte, indem er sie mit funkelnden Blicken ansah:

„Denke Dir, Mutter, die Lore ist freiwilliger Jäger geworden!"

„Was? — Woher weißt Du denn das?" fragte die Mutter verwundert.

„Weil ich sie selbst gesehen und gesprochen habe," erwiederte der Jüngling. „Höre nur! Ich ging eben über den Schloßplatz, da begegnete mir ein Lützow'scher Jäger, der mir dadurch auffiel, daß er eine schwarze Binde über der Stirn hatte. Ich sah ihn neugierig an, da erkannte ich zu meinem größten Staunen unsere Lore. Sie hatte mich nicht bemerkt, denn als ich ganz verwundert ausrief: I, Lore, was ist denn das? da erschrak sie heftig. Anfangs wollte sie den Kopf abwenden und so thun, als kennte sie mich nicht, aber gleich darauf besann sie sich anders, ergriff meine Hand und sagte halblaut, indem sie scheue Blicke auf die Vorübergehenden warf: „„Lieber junger Herr, verrathen Sie mich nicht, denn bis jetzt weiß Niemand, daß ich ein Mädchen bin. — Ja, sehen Sie, als neulich Abend Herr Friesen zu mir sagte, ich sollte bei den Lützowern eintreten, da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen. Ich nahm, wie Sie wissen, bei Ihrer Frau Mutter den Abschied, verschaffte mir Mannskleider, meldete mich bei dem Vater Jahn, und wurde von ihm für seine eigene Compagnie angenommen. So bin ich also jetzt freiwilliger Jäger, und ich denke, die Lore Prohaska wird der Compagnie, in der sie dient, keine Schande machen und den Franzmännern zeigen, daß auch die deutschen Mädchen ein Herz im Busen haben. Sehen Sie, wenn Sie nun verrathen wollten, daß ich ein Mädchen bin, und ich müßte die Uniform wieder ablegen, dann machten Sie mich sehr unglücklich!""

„Ich versprach ihr natürlich, gegen Jedermann zu schweigen, nur gegen Dich nicht, und fragte sie dann, weshalb sie denn die Binde über der Stirn trüge. „„Ich bekam vorgestern Abend im Bierhause Händel mit einem andern Jäger und,"" sagte sie lachend, „„wir griffen zu den Hirschfängern, und hieben uns ein Bischen herum. Dabei bekam ich einen kleinen Ritz auf der Stirn, den ich mit einem Streiche über meines Gegners Arm bezahlte, dann versöhnten wir uns unter den Lobsprüchen der Kameraden, und noch bevor wir an den Feind kommen, sind wir Beide ganz hergestellt.""" Dann schüttelte sie mir die Hand und eilte fort."

„Je nun," sagte die Frau von A., „mich wundert das eigentlich von der Lore nicht so sehr, auch ist sie derb und kräftig genug, um die Muskete zu tragen."

„Aber sie ist doch immer nur ein Mädchen," entgegnete der junge A. „Und wenn sie mit zu Felde ziehen kann, dann kann ich, ein Mann, es doch gewiß noch viel eher. Du wirst es mir also jetzt auch erlauben, Soldat zu werden, nicht wahr, meine gute Mutter? Ich müßte mich ja sonst vor der Lore schämen, daß sie mehr Muth hätte, als ich, und das darfst Du doch nicht zugeben!"

Frau von A. suchte dem Knaben diesen Gedanken auszureden, aber er bat und schmeichelte so lange, er rühmte seine durch das Turnen gestärkte Kraft und Ausdauer so sehr, daß sie endlich nachzugeben gezwungen war, und versprach, seinen Wünschen nicht länger zu widerstreben, wenn der eben abwesende Vater seine Einwilligung geben würde. Diese erfolgte in der That nach einiger Zeit, da sich dem Rittmeister von A. eine günstige Gelegenheit bot, seinen Sohn in seiner Nähe unter eigener Aufsicht zu behalten, ohne daß derselbe dem gewöhnlichen Dienst und dessen Strapazen ausgesetzt war. Schon nach wenigen Wochen sah sich der junge A. mit der ersehnten Uniform bekleidet, und wurde als Ordonnanz in das Hauptquartier commandirt, auf dem Commandantur-Büreau desselben beschäftigt.

Die Schlacht an der Görde (in Mecklenburg) hatte sich entsponnen. Unter den gemischten Corps, über welche der Generallieutenant Graf Walmoden-Gimborn das oberste Commando führte, befand sich neben Russen, Schweden, dem mecklenburgischen Kontingente, der englisch-deutschen und russisch-deutschen Legion, auch ein Theil des Lützow'schen Freicorps, und dieses hatte einen besonders harten Stand, gegenüber den Franzosen, die ein kleines Gebüsch besetzt hielten, welches eine sanft ansteigende Anhöhe krönte, und ihnen eine sehr vortheilhafte Position bot. Die Lützow'sche Infanterie, zu der auch die Compagnie des Turnvaters Jahn gehörte, erhielt endlich den gemessenen Befehl, die Franzosen aus diesem Gehölze zu vertreiben. Mehrere zu diesem Zwecke unternommene Angriffe wurden zurückgeschlagen, da kam der an dieser Stelle commandirende Offizier zu der Ueberzeugung, es würde leichter sein, den Feind durch Tirailleure zu vertreiben, als durch einen geschlossenen Angriff, wie man bisher versuchte. Jahn rief sogleich Freiwillige aus seiner Compagnie auf, um mit denselben unter seiner eigenen Führung in das Gehölz einzudringen, und einer der Ersten, welche aus dem Gliede traten, dem Rufe des geliebten Hauptmanns zu folgen, war Lorenz Prohasky, der sich schon bei mehreren Gelegenheiten durch seinen Muth rühmlichst ausgezeichnet hatte. Die Kette der Tirailleure wurde gebildet, und drang unter fortwährendem Feuern, jedoch im Sturmschritt, gegen das Gehölz vor, aus welchem den Tapfern ein mörderischer Kugelregen entgegen gesendet wurde. Viele der Lützower fielen; Andere wurden verwundet, und einer der Ersten unter diesen war Lorenz Prohasky, der einen Schuß in den Arm bekam. Doch ohne der ziemlich bedeutenden Wunde zu achten, verband er sie flüchtig mit seinem Taschentuche, und eilte, die Kameraden einzuholen, die er eben noch zeitig genug erreichte, um in das allgemeine Hurrah einzustimmen, unter dem sie mit gefälltem Bayonnet in das Gehölz eindrangen. Nur wenige Schritte noch war Prohasky von den Büschen entfernt, da sahen die zurückgebliebenen und außer Schußweite stehenden Kameraden, wie er plötzlich in die Knie brach, dann sich mit gewaltiger Anstrengung erhob und, das Gewehr als Stütze benutzend, zurückwankte, die linke Hand gegen den Unterleib gepreßt. Nur mühsam schleppte er sich fort, und als der Offizier, welcher die Compagnie Jahn's commandirte, dies sah, gebot er zwei Jägern, die Büchsen abzugeben, und dem Verwundeten entgegen zu eilen, um ihn zurück zu führen. Doch noch ehe sie ihn erreichten, brach er zusammen und sie waren genöthigt, ihn zu seiner Compagnie zu tragen. Hier wurde er hinter der Fronte niedergelegt, und sogleich eilte ein Chirurgus herbei, seine Wunde zu untersuchen.

„Ein Weib!" rief er verwundert, und voll Staunen drängten sich die Zunächststehenden herbei, die Heldin zu sehen, die der ganzen Compagnie durch die unerschrockendste Todesverachtung vorgeleuchtet hatte.

„Ja, ein Mädchen," sagte die Verwundete mit mattem Lächeln; „nicht Lorenz Prohasky, sondern Leonore Prohaska, aber deshalb hoffentlich kein schlechterer Soldat!"

„Ach, Herr Geheimerath," rief sie dann plötzlich mit dem Ausdrucke der Freude einem Manne zu, der zu Pferde neben dem Kreise halten blieb, dessen Mittelpunkt Leonore Prohaska bildete und voll Theilnahme fragte, was es hier gäbe. „Sie sendet Gott, denn wenn ich noch zu retten bin, so werden Sie mich retten!"

Der Angeredete, der Generalstabsarzt der Armee, Geheimerath Dr. Kohlrausch*, hatte kaum vernommen, daß es sich hier um einen schwer Verwundeten handle, in dem man noch dazu ein

* Er starb als sehr geachteter Arzt, und, irren wir nicht, als Director der Charitee, in Berlin.

Frauenzimmer entdeckt hatte, als er auch schon vom Pferde sprang, den Wunsch der Prohasla zu erfüllen. Während er die Wunde sorgfältig untersuchte, sagte sie mit matter Stimme: „Nicht wahr, das dachten Sie nicht, als Sie mich als Köchin in dem Hause der Frau von A., wo Sie Hausarzt waren, sahen, daß Sie mich so wiederfinden würden?"

Verwundert blickte der Generalstabsarzt sie an und sagte dann, sie erkennend: „Wie, Lore, Du bist es?"

„Ja wohl, doch sagen Sie mir offen, — muß ich sterben?"

„Wenn Du noch etwas zu wünschen oder anzuordnen hast, so thue es bald," sagte er, und schüttelte ihr gerührt die Hand. „Rettung ist nicht möglich und Dein Tod nahe."

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit," sagte sie mit trübem Lächeln. „Meine Angelegenheiten sind geordnet, denn ich besitze Nichts, und habe Niemanden auf der Welt, der eine Thräne um mich vergießen wird!"

Sie irrte, denn das Auge manches der sie umstehenden Kameraden wurde feucht, als sie jetzt betend die Hände faltete und während des Gebetes schmerzlos hinüberschlummerte.

v. A.

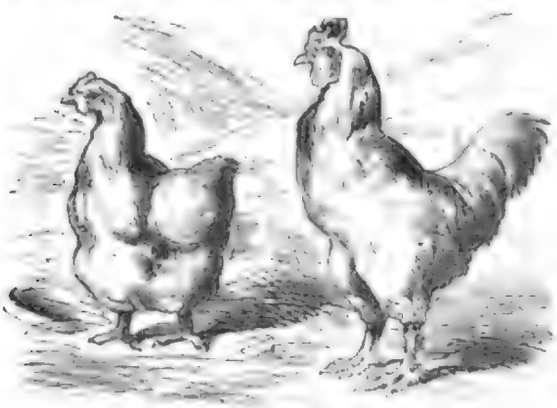
Der hühnerologische Verein in Görlitz.

Der hühnerologische? — Ist das Ernst oder Scherz?

Ich glaube es gern, daß meinen Lesern bei Lesung dieses Wortes sich das Primanerherz im Leibe herumdreht, denn es ist mir selbst ja nicht besser ergangen. Eben so gut könnte man ja die zoologischen und conchyliologischen Sammlungen in thierologische und schneckologische umwandeln; und was würde unser großer Ornitholog Fr. Naumann sagen, wenn wir ihn als den größten Vogelologen Deutschlands begrüßen wollten!

Nichts destoweniger hat es mit dem hühnerologischen Verein zu Görlitz seine Richtigkeit und nicht minder seine Wichtigkeit; und der letzteren wegen, will ich den Lesern der Gartenlaube von dem am 12. October stattgehabten großen Ausstellungsfeste so wie von dem Zwecke des Vereines kurz berichten.

Am genannten Tage befand ich mich unter den von allen Seiten in Görlitz Zusammenströmenden, und je näher ich dem Heid'schen Garten kam, desto vollstimmiger tönte mir das Concert krähender Stimmen in die Ohren, in allen Stufen der Heiserkeit bis zum völligen Versagen des kühn und glockenrein begonnenen Kikeriki. In langer Gallerie mit Blumengewinden und Laubwerk geschmückt, erblickte ich eine Hühnermenagerie, wie



sie mir noch nicht zu Gesicht gekommen war. In ähnlicher Weise, wie in den großen wandernden Menagerien befanden sich die edeln Thiere in kleinen Abtheilungen, deren Scheidewände freilich nicht eichene Bohlen zu sein brauchten und deren Gitterwerk aus schlichtem Bindfaden bestand. Eine angehängte Tafel gab den Namen der Rasse, des Vaterlandes und des Ausstellers an. Anfangs konnte ich mit Bequemlichkeit die lange Reihe der gallischen Vögel mustern, aber bald verdrängte mich das zunehmende Wogen der Schaulustigen. Ich wandte mich zu einem großen Zelte, in welchem eine große Menge numerirte Körbe stand, deren jeder drei bis sechs Hühner enthielt, welche an die Mitglieder des Vereins verloost werden sollten. Die vortreffliche Stadtkapelle von Görlitz löste von Zeit zu Zeit die befiederte ab, ohne es jedoch hindern zu können, daß die berechtigsten aller Anwesenden ihr krähendes ceterum censeo immer und immer wieder weit hinschallend darein mischten. Das Girren einiger Tauben und das melancholische Glucksen zweier Perlhühner, welche nebst einigen Exemplaren einer neuen Kaninchen-Rasse durch ihre Anwesenheit die Qualität als Hühner prätendirten, bemühte sich, in das Einerlei des hühnerologischen Concerts einige Abwechselung zu bringen.

Die Namen der Hühnerrassen fand ich nicht weniger abenteuerlich und verschiedenartig als ihre Inhaber. Die Tscherkessen, rabenschwarze Kerle mit riesigem Kamm und Kinnlappen und kreideweißen Wangenlappen erwiesen sich als nahe Verwandte, gewissermaßen als schärfere Rassen-Ausprägung der Spanier. Die schlanken, schneeweißen Pariser waate ich nur verstohlen anzusehen, damit man nicht meine, ich beliebäugele sie als gallische Hähne. Brabanter, Bantam's, Elephanten, Creve-Coeur und vor allen die riesigen Cochinchina's fesselten abwechselnd meine Aufmerksamkeit. Und wie viel schöner und stattlicher noch würden sie alle gewesen sein, hätten sie nicht in der Mauser gelegen. In der Laetzeit, wo der Vogel sein prangendes „Hochzeitkleid" trägt, wie es die Wissenschaft nennt, ließ sich die Ausstellung natürlich nicht anstellen. Dennoch machte die Ausstellung auf meinen unhühnerologischen Verstand einen großen Eindruck, und ich fing an, mein widerstrebendes Sprachorgan an das Wort hühnerologisch zu gewöhnen. Ich lernte begreifen, daß die Gründer, deren einer mich zu bekehren und zu belehren trachtete, kein runderes und glatteres Wort zur Bezeichnung des Vereinszweckes hätten wählen können. Der Kopf des Wortmonstrums deutet die heitere Praxis, der Schwanz die ernste Theorie an. Also ich söhnte mich immer mehr mit der Hühnerologie aus. Ich begriff auch den b.* Herrn Professor, welcher seinen Beitritt zum Vereine von einer gründlichen Sprachreinigung des Vereins-Namens abhängig gemacht hatte; denn da ich selbst einer bin, so mußte ich doch meinen Herrn Collegen begreifen.

Das vor den Schauvögeln sich herumdrehende Publikum fing bald an zu kritisiren. Zuletzt vereinigte sich das Urtheil dahin, daß den schwarzen Cochinchina's des Herrn Oettel, des Präsidenten des Vereins, unzweifelhaft der Preis zuzuerkennen sei. Der Hahn hatte drei Weiber bei sich, von denen das eine ein Bild hühnerologischer Cochinchina-Schönheit war. Hohe knochige Beine, oben in ungeheure Pluderhosen gehüllt, der Schwanz in einen fast wolligen runden Federklumpen aufgelöst, der mit jenen zusammen die kurzen kleinen Flügel beinahe ganz versteckte. So muß eine solche Schönheit aussehen.

Kurz, wohin ich sah, erblickte ich den Gedanken des Huhns hundertfältig verschieden verkörpert, und hatte als specifischer Leipziger nur zu bedauern, daß nicht auch „Hühner mit Allerlei" ausgestellt war, um der Kritik die Krone aufsetzen zu können. Selbst die Eier fehlten, was ich hier für spätere Ausstellungen dem unermüdlichen Präsidenten zur Nachachtung gesagt haben will. Wie viel übrigens hinsichtlich der Eier vom Verein noch geleistet werden wird, dafür spricht wahrhaft prophetisch der Wunsch eines geehrten auswärtigen Mitgliedes, welchem leider die bis jetzt erst erreichte Stufe des Vereins noch nicht zu genügen vermochte: der Wunsch, man möge ihm drei Conchinchina-Eier schicken, nämlich zu einem Hahne und zwei Hühnern! — Ein thätiges Mitglied aus der Schwester-Sechsstadt Löbau sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß es dem Vereine in nicht zu ferner Zeit gelingen werde, die Hühnereier so groß zu erzielen, daß sechs Menschen von einem — essen könnten, wenn sie auch nicht vollständig davon satt werden sollten. In stummer Bewunderung der Leistungen des noch so jungen Vereins konnte ich nicht umhin, dieser Hoffnung beizupflichten.

Da ich als Nichtmitglied kein Interesse an der Verloosung hatte, so gehörte ich nicht zu den Belagernden der zwei Waisenknaben, beneidete aber nachher die mit ihrem „Hahn im Korbe" Davoneilenden.

Abends betheiligte ich mich desto mehr an dem hühnerologischen Festessen. Die Pietät des Vorstandes hatte dafür gesorgt, daß dabei kein Kannibalismus herrsche; denn der wäre es doch gewesen, wenn dabei Hühnergerichte aufgetragen worden wären.

Zum ersten Male fanden bei diesem Festmahle die Hühnerologinnen Zutritt, welchem Umstande man es zuschrieb, daß diesmal nicht die tolle Laune der Trinksprüche waltete, als sonst wohl. Die Festcantate erschien daher auch diesmal bei Tische in einer „modificirten Ausgabe." Gedicht und Musik ist eigens für solche feierliche Festmahle des hühnerologischen Vereins gemacht; es ist das hohe Lied des Vereins. Gesangpartien werden von Musikfoli's unterbrochen, durch welche das Leben des Huhnes vom Auslaufen aus dem Ei, ja vom Brechen der Eischale an dargestellt wird. Von wahrhaft tragikomischer Wirkung ist die „Trauer-Elegie der Kapaune und Poularden." Die Musik schloß mit einem „Hahn-Solo", welchem die vox humana mit einem hundertstimmigen „Chor sämmtlicher Hähne" die Krone aufsetzte.

Ich zweifle nicht, daß es manchen meiner Leser und Leserinnen etwas abenteuerlich ob meiner Erzählung im Kopfe summen wird. Es kann nicht anders sein.

Dennoch ist an der Sache mehr Ernst als Scherz, obgleich von letzterem gerade so viel, um ersteren zu würzen. Darum ist der hühnerologische Verein durchaus ein unbezopfter. Seine Wirksamkeit erstreckt sich über alle europäischen Länder, ja seine 600 weit übersteigende Mitgliederzahl ist auch jenseits der Meere vertheilt. Er verkehrt durch Versendung und Bezug von Eiern und Hühnern bis in das Inselmeer des stillen Oceans, und erwartete jetzt gerade eine Zusendung von der molukkischen Insel Ceram.

In den Dörfern um Görlitz lief mir der Glaube an die Wirksamkeit des Vereins in veredelten Hühnerrassen auf jedem Bauergehöfte entgegen.

Darum, Ihr Herren Gelehrten, laßt Euch nur die vox hybrida Hühnerologie gefallen! Ist das Wort auch ein Bastard, so habe ich in Görlitz die Bastard-Eier von der Conchinchina- und Brabanter-Race fabelhaft groß und sehr wohlschmeckend gefunden. Immer größer werdende Hühnereier bieten einen nahrhaften Ersatz für die immer kleiner werdenden Brote.

Wer von den 32,000 Abonnenten der Gartenlaube Vergnügen an der Hühnerzucht und jetzt von dem hühnerologischen Vereine das erste Wort gehört hat, der wende sich nur dreist mit seinem hühnerologischen Anliegen an den verdienstvollen Präsidenten des Vereins, Herrn Kaufmann Oettel in Görlitz, und bald werden seinem Hühnerhofe und seinem Mittagstische ungeahnte Vortheile zuwachsen.

R.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Illustrierte Familienblatt. — Redigiert: Theodor Hoffmann-Krayer.
Abonnenten: 17,— in Basel. Durch die Postanstalten oder Buchhandel vierteljährlich für 3,50 Fr. zu beziehen.

Die Gartenlaube

Es sind die alten Lieder,

Die ich vor Jahren hörte,
Die mir so oft gestört
Den Schlaf in meiner Jugend,
Wenn ich sie singen hörte
Von einer Frau, die Wunder
Von Lieb' und Treue sang.

Und Schlaf ist mir geblieben,
Und Lieder sind mir lieb,
Doch nicht mehr Lieder singen
Die Frauen, wie sie sangen
Vor langen, langen Jahren,
Die alten Lieder nicht.

* Wer die Liebe liebt, verdient Verachtung. Aus dem Arabischen. Ein Sprichwort. Mitgeteilt von Hermann Stehr.

Aus den englischen Kriegsjahren.

Von Philipp Witkop in Berlin.

Wilhelm Busch hat in Hannover seine Jugend verlebt, und wenn er auch die Stadt, die ihm so viel Anregungen gab, in seinen Werken nicht verherrlicht hat, so ist doch sicher, daß sie ihm manchen Stoff zu seinen Bildern und Versen geliefert hat. Wer sich in Hannover umsieht, findet noch heute manches, was an Busch erinnert. Da ist z. B. das Haus, in dem Busch seine Jugend verlebte, das Haus, in dem sein Vater, der Kaufmann Busch, wohnte, das Haus, in dem Busch seine Tante Fikchen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Malchen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Lotte besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Hannchen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Minchen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Gretchen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Trinchen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Bärbchen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Dorchen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Lenchen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Mariechen besuchte, das Haus, in dem Busch seine Tante Annchen

remonien mit den darüber angebrachten langenglischen Körpern und schnurrbärtigen Köpfen in Civil, aber sehr uncivilisirt herein.

„Müssen mit uns essen heute, Sir! Keine Entschuldigung denkbar! Keine Flucht möglich. Unten halten unsere Equipagen. Werden gefangen genommen und nicht eher losgelassen, bis Sie das Portrait vollendet haben."

In dieser Weise wurde der Maler bearbeitet. Dabei sah mich der Eine und der Andere zuweilen fragend an, als wollte er sehen, ob ich „geboren" sei oder nicht. Der Maler, ein Schalk, merkte das und stellte mich feierlich vor.

„Fürst von Thurmtaxen-Tecklenburg —" Sir So und So — Baronet So und So — Sir X. Y. Z. u. s. w. und flüsterte dabei, auf mich deutend, den Herren in's Ohr: „Lebt hier incognito — politische Verhältnisse im Vaterlande, verstehen Sie!" und brach daher meinen Zurechtweisungen von vorn herein alle Glaubwürdigkeit ab.

Gegenseitige, vornehme, steife Verbeugungen, die auch meinerseits Anstrengungen machten, den Mann von hoher Geburt zu zeigen, obgleich ich auf der linken Hand noch einen ganz gemeinen Zwirnhandschuh trug. Ich war plötzlich entschlossen, als Fürst von Thurmtaxen-Tecklenburg meinen Stand der englischen Aristokratie gegenüber würdig zu vertreten.

„My Prince" — „sehr viel Ehre!" „Würde uns sehr schmeichelhaft sein, wenn Sie unserer Einladung auch Gehör schenkten" u. s. w.

Warum nicht? Also, um es kurz zu machen, der Maler und ich saßen etwa eine Stunde später mitten unter englischen Kriegshelden in dem berühmten Trafalgar-Hotel zu Greenwich, wo das Parlament allemal vor dem Scheiden seine Weißfische genießt und sonst die goldenen Lebemänner höchsten Standes ausschließlich verkehren, weil ein gewöhnlicher Sterblicher dort kaum ein Butterbrot bezahlen kann und es überhaupt als ein Hotel „der Klasse" von allen andern Klassen gemieden wird. Der Millionär aus der City würde sich trotz seiner noch überschwenglicheren Geldmittel doch lächerlich machen, wollte er unter der jungen und alten vornehmen Brut der Aristokratie speisen. Das „Diner" galt einem von der Krim zurückgekehrten Invaliden von Stande, dem Haupthelden meiner Mittheilung. Ich widerstehe der Verführung, die goldenen und silbernen Geschirre, die Pracht des Saales, der Tafelaufsätze, die Fülle der Delicatessen: „Chablis" mit Austern, in italienischer Sahnensauce gewälztes Geflügel, Torten und Pasteten, Eingemachtes, Gesottenes, Gebratenes, die rothen und gelben und Champagnerweine, die ganz aufgetragenen Fische wie ein erwachsener Mann groß, die ganz aufgetragenen jungen Schweine, die nach Art der Freier Penelope's in der Odyssee im Freien gebratene, große Ochsenlende, die Sallate und Früchte (z. B. portugiesische Birnen, die ich kurz vorher in einem Laden mit 1 Schilling 6 Pence, d. h. einem halben Thaler das Stück angezeigt gesehen) — ich widerstehe der Verführung, alle diese Herrlichkeiten zu schildern, weil man dies beim Lesen bald satt kriegt und doch nicht satt wird davon.

Auch die Unterhaltung bot nichts Gescheidtes, nur daß ich merkte, wie die junge Militär-Aristokratie Consonanten und Nebensylben eben so verächtlich behandelte und das wirklich Ausgesprochene eben so blasirt und höhnend durch die Nase quetschte, wie der junge höhere Lieutenant in Berlin. Im Allgemeinen drehte sich auch die in tausend unzusammenhängenden Fetzen umherfliegende Unterhaltung um Pferde, Hunde, Mädchen, Jagden. Nur zuweilen trat der Krieg mit Toasten für den Helden des Festes, mit einem „Pereat" der Presse, besonders der Times in den Vordergrund. Als Kaffee und Cigarren kamen, war der Tumult der Angetrunkenen und Rothglühenden so arg, daß sich Jeder eigentlich nur mit sich selbst unterhielt, denn Keiner hörte auf den Andern und lallte deshalb auf eigener Orgel fort, nur um dem Weine Luft zu machen. Der invalide Held, nicht durch Wunden, sondern durch Mißverwaltung der Magen-Angelegenheiten ruinirt — der Tod der ganzen Kernarmee vom vorigen Winter — hatte sehr mäßig gegessen und getrunken und sehr oft deutlich seinen Widerwillen gegen die ungeschlachte, lärmende Lustigkeit seiner Collegen zu erkennen gegeben. Er zog sich mit dem Kaffee und der Cigarre an ein Ecktischchen zurück. Bald der Eine, bald der Andere setzte sich zu ihm, um ihn aufzumuntern oder wegen seiner Nüchternheit zu schelten. Endlich blieben zwei oder drei Herren bei ihm sitzen, angezogen durch Anekdoten aus seinem Krimleben. Ich saß zufällig dicht dabei, da er mich im Grunde allein interessirte, und sammelte auf diese Weise folgende charakteristische Mittheilungen aus seinem Munde.

„Eine der merkwürdigsten Erfahrungen, die ich unter diesen Scenen von Kampf und Gewalt, von Entbehrung, Langeweile, Confusion, Wunden, Tod und Verderben gemacht habe, ist die ungeheuere Gleichgültigkeit gegen Lebensgefahr unter beständigen Gefahren, in welchen täglich, stündlich, ja zuweilen jede Minute unsere Kameraden, unsere besten Freunde umkommen. Ich gestehe offen, daß ich selbst diese Gleichgültigkeit nie gefühlt habe, ich gestehe noch mehr, daß in dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben Abstumpfung, Barbarei liegt. Wer sich, den Werth des Lebens, den Reiz und die Schönheit des Lebens kennt, wer Ideale, Pläne, Familie und sonstige Schätze hat, die seinem Leben einen Werth geben, kann nicht gleichgültig werden gegen das Spiel zwischen Tod und Leben. Ich fühle, daß ich mein Leben nur um einen sehr hohen Preis freiwillig auf's Spiel setzen würde. Ich habe auch von Sebastopol nie das Gefühl gehabt, als könnt' ich mich freiwillig der Zerstörung desselben opfern. Nennt's wie Ihr wollt: ich weiß, daß auf den Trümmern von Sebastopol unsere jetzige Politik nichts aufbauen kann, das mein Leben werth wäre. — Unsere Soldaten liebten es, ihr Leben um einen Strohhalm, um eine Wette, um einen Spaß auf's Spiel zu setzen. Die Leute nannten es Courage, ich nenne es Abstumpfung, Stupidität, Barbarei. Unsere Engländer besitzen durchweg keine feinen Nerven. Sie nennen die Ruhe, mit der sie schlachten und sich schlachten lassen, Tapferkeit, Muth. Das ist nicht mehr. Es ist Gleichgültigkeit, Mangel an Nerven, Abstumpfung, dabei bleibe ich. Einige Beispiele aus meiner unmittelbaren Erfahrung.

„Ihr kennt den Scandal über den grünen, ungebrannten Kaffee, der unter die Armee ausgetheilt ward, sobald sie sich im Süden von Sebastopol placirt hatte. Nach vieler Verlegenheit und Unzufriedenheit erfanden einige Genies, den grünen Kaffee in ihren blechernen Feldflaschen zu brennen. Aber nun Kaffeemühlen! Unsere weise Regierung hatte unter den Kriegstrommeln weder an eine Kaffeetrommel, noch an eine Kaffeemühle gedacht. Noth ist erfinderisch. Ein Genie in unserer Armee erfand denn also auch eine Belagerungs-Kaffeemühle: er streute den gebrannten Kaffee auf einen Stein und rollte eine große Kanonenkugel darauf herum. Kaum war die Erfindung — nicht patentirt — bekannt geworden, entstand eine leidenschaftliche Nachfrage nach Kanonenkugeln. Sie stiegen so ungeheuer im Werthe, daß sie vom Feinde durch die Luft geschossen, freudig begrüßt wurden. Sobald man einen russischen Kanonenball anpfeifen und zischen hörte, sprangen oft ein Dutzend Kerle aus ihren Schanzen auf, um aufzupassen, wo er niederkrachen würde, um dann gleich auf ihn loszustürzen. Glücklich schätzte sich der, dem der Spielball — so ward er behandelt — gerade vor die Füße fiel und sich in die Erde wühlte, um doch zuweilen wieder heraus- und emporzuspringen und Diesem und Jenem ein Bein, einen Arm abzureißen. Das genirte aber die ganz Gebliebenen nicht im Geringsten. Zuweilen hielten sie eine Bombe für ein Stückchen Kaffeemühle. Und dann brach hinter der geplatzten Bombe her, obgleich sie Manchen zerriß und zerstückelte, in der Regel ein schallendes Gelächter aus.

„Nach mehrwöchentlicher Erfahrung konnten die Leute schon im Fluge aus der Ferne Kanonenkugeln von Bomben sehr gut unterscheiden, so daß sie wenigstens nicht mehr danach liefen, letztere zu erhaschen. Aber viel machten sie sich just auch nicht daraus, wenn eine Bombe ihren Bogen auf sie herabsenkte. Sie warfen sich nieder auf die Erde, bis sie geplatzt war. Doch an eine Sorte Bomben konnten sie sich gar nicht recht gewöhnen, an ein furchtbares Ungeheuer, das nur aus einem einzigen bestimmten Mörser geschleudert ward. Sie maß sechszehn Zoll im Durchmesser und enthielt nicht weniger als achtzehn Pfund Pulver in ihrem todschwangern Leibe. Sie kam immer von einem Floß im Hafen und brauchte etwa vierzig Sekunden vom ersten weißen Rauchbüschel ihres Abgangs bis sie zu uns kam — whisch — whisch — whisch, sich überstürzend, anstoßend, krachend, pfeifend, donnernd, um den letzten Bogen mit einem Niederschmettern von 500 Centnern Kraft zu vollenden und in demselben Augenblicke mit einem erderschütternden Krach Tod und Verstümmelung eine halbe Meile ringsum zu verbreiten. Deshalb kam sie nie zu der Ehre, von Kaffeemüh-

lenbedürftigen ersehnt zu werden. Nie kam sie zu dem Rufe, ein guter Nachbar zu sein. Sie war im ganzen Heere unter dem Spitznamen, „der pfeifende Dick" (whistling Dick) bekannt. Alle, die in ihrem Bereiche arbeiteten, hielten sich Wachen, die, sobald sie den weißen Rauchbüschel auf der bestimmten Stelle des Hafens bemerkten, ein Alarmzeichen gaben, worauf sich Jeder augenblicklich in die nächste bombenfeste Höhle stürzte.

„Bombenfeste Höhlen! Das klingt stolz. Aber sie bestanden sehr oft blos in einem lebendigen Grabe, einem in die Erde gegrabenen Loche, in welchem zunächst je vier bis sechs Scharfschützen Platz nahmen, wenn sie während der Nacht vor der vordersten Schanze gegraben worden waren. Sie schützten gegen Flinten-, Kanonen- und selbst Bombenregen, wenn letztere nur so gut waren, daneben zu fallen. Nicht selten fiel aber eine mitten unter die Lebendigen im Grabe und zerschmetterte sie jedesmal alle bis zur Unkenntlichkeit in zerrissene Körperfetzen. In diesen Höhlen steht immer Einer mit bereit gehaltener Büchse halb oberhalb derselben Wache, um auf Alles zu schießen, was ihm einen Schuß Pulver werth erscheint. Die unten Kauernden müssen die furchtbaren Stunden öder Langeweile mit allerlei Erfindungen vertreiben.

„Der üblichste Zeitvertreib nun in diesen Vorpostenwachhöhlen bestand darin, den Flug und Fall von Kanonen und Bomben zu beobachten, und auf deren Fall rechts oder links, vor, hinter und neben ihnen blitzschnell zu wetten, in der Regel um eine Pfeife Tabak oder, oft kostbarer, um die letzte vorhandene Pfeife.

Dies geschah mit der größten Heiterkeit, obgleich bald hier, bald da eine solche Höhle sich plötzlich in ein stilles Grab oder ein unterirdisches Lazareth verwandelte. Ich erinnere mich eines solchen Verstecks sechs Fuß tief, nicht größer, als ein runder Tisch, während des ganzen Tages von aller Möglichkeit benachbarter Hülfe abgeschlossen. Von den vier Bewohnern derselben litt der Eine fürchterlich an rother Ruhr, der Andere hielt mit dem rechten seinen zerschmetterten linken Arm, der Dritte jammerte unter den fürchterlichsten Schmerzen über ein von einem Splitter ausgeschlagenes Auge, der Vierte starb an Cholera. —

Einmal war ich in einer Höhle hundert Yards von den russischen Schanzen, aus welchen wir so scharf bewacht wurden, daß Niemand nur seine Mütze über der Oeffnung zeigen konnte, ohne daß ein Dutzend Büchsenkugeln drum herum pfiffen. Unter uns lag ein Offizier, nicht selten ohnmächtig, auf dem Schoße eines Soldaten unter den fürchterlichsten Schmerzen der Ruhr. Da fiel es ihm plötzlich ein, daß heißer Kaffee ihm gut thue, ihn retten werde. Kaffee fand sich, aber kein Holz. Einer von den Gemeinen hörte das und sagte: „Holz woll'n wir schon kriegen, wenn's weiter nichts ist, Sir! Das woll'n wir schon kriegen, denk' ich." So nimmt er ein Beil, springt heraus und wackelt langsam zu einem Baume, der etwa vierzig Yards hinter unserer Höhle umgehauen lag. Hier hackt er gemächlich, mit dem Rücken gegen die Russen, einen Spahn nach dem andern ab. Offenbar waren die Russen im ersten Augenblicke ganz erstaunt über dieses stupide, kalte Blut, bald aber knatterte ein bleierner Platzregen um den Holzhacker herum, der aber noch ganz ruhig eine Zeit lang abhackte. Die Russen, dadurch nur noch wüthender gemacht, feuerten nun um so leidenschaftlicher und selbst dreimal mit einer Kanone, ohne daß sich unser Freund deshalb im Geringsten beeilte. Endlich sah er sich die abgehackten Späne an, schien zu überlegen, ob es genug seien, kauerte dann nieder und sammelte das Holz in seinen großen Feldmantel, lahtschte zurück durch die ununterbrochenen Salven und sprang unversehrt mit seinem Schatze wieder herab. Ein merkwürdiger Zufall, an welchem die Leidenschaftlichkeit der Russen wohl ihren Antheil hatte, da sie nicht gezielt haben mochten, hatte ihn aus tausend Toden gerettet. Ich sah's ihm deutlich an, er hatte nicht die geringste Vorstellung davon. Er schmunzelte blos über die Lobeserhebungen, meinte aber, das sei doch weiter gar nichts, so ein Bischen Holz zu holen.

(Ich weiß nicht genau, wenn und wo es war, erinnere mich aber genau, daß einst preußische Soldaten, belagert und beschossen, öfter auf Festungsmauern stiegen, dem Kugelregen des Feindes den Rücken kehrten, etwas Kleidung von einem gewissen Körpertheile abzogen, und sich so vor dem Feinde und deren Kugeln gegenüber die höhnendsten Blößen gaben, obgleich Mancher dabei herunter purzelte, und die Wiederauferstehung des Fleisches vergaß.)

„Beim ersten Bombardement von Sebastopol war ein Schiff mit thätig, das mit 1500 Bomben befrachtet war, ganz gegen den Befehl des Admirals. Der Offizier desselben war aus Liebhaberei mitten unter den Regen der glühenden Kugeln gekommen, „um ein Bischen mitzumachen." Endlich bemerkte der Admiral die stupide Verwegenheit dieses Schiffes und gab plötzlich Befehl zu dessen Rückzug. Während es sich langsam aus dem glühenden Kugelregen entfernte, kam der Stewart mit militärischer Steifheit auf die Räderbrücke — es war ein Dampfschiff — zeigte mit dem Finger nach seiner Mütze, stellte sich dann steif auf und meldete: „Dinner is ready, Sir!" (Mittagessen ist fertig). Unter 1500 Bomben, auf welche die glühenden Kugeln der Russen herabprasselten, hatte man Enten und Truthühner gebraten, welche bei dem Essen sehr gelobt wurden, während Erde und Meer ringsherum noch fortzitterten. Das Vaterland verlangt, daß Jeder seine Pflicht thue. Der Schiffskoch hatte demgemäß auch während der feurigsten Theilnahme am Bombardement die Truthühner weder roh, noch verbrennen lassen."

Hiermit habe ich einige der Mittheilungen des Invaliden von Stande im Zusammenhange nachgeschrieben. Das Leben, Fragen, Lachen und Hänseln dazwischen und andere Kleinigkeiten habe ich weggelassen.

Auch mache ich zu guter Letzt noch einen Sprung, um rasch zum Schlusse zu kommen. Als geborner Fürst mit Zwirnhandschuhen hatte ich während des ganzen Abends keinen Verdacht erregt. Ich benahm mich aber auch: „jeder Zoll ein König" und beantwortete die Frage eines der Herren, „ob in ganz Deutschland Preußisch gesprochen werde", mit eben so viel Würde als Sachkenntniß. Daß bei dieser Kenntniß Deutschlands das Ländchen des Fürsten von Thurntaxen-Tecklenburg" eine günstige Lage in der dunkeln Phantasie der Herren bekam, scheint mir unzweifelhaft. Dieser Herr wollte mir mit Gewalt zeigen, was Leben sei und nöthigte mich daher, die halbe Nacht mit ihm und dem Maler in den „feinsten Kreisen" Londons herumzufahren. Wir tranken bei seiner „Nicht-Zukünftigen" Thee. Sie hatte einen Palast für sich allein. Diener mit künstlichen Waden, gelben Sammetkniehosen und goldtressenbesetzten Röcken öffneten Thüren. Von der Hausthür bis zum Wagen rollte sich plötzlich ein Teppich als Weg auf, weil es gerade geregnet hatte. Auf den Treppen innen lebensgroße Statüen mit Gasflammen in der Hand, im Besuchszimmer ein Meublement, wie man es sich in Feenpalästen nicht luxuriöser träumen kann. Theeservice, ganz von Silber, goldene Theelöffel u. s. w. Die Fee, von überraschender Schönheit, in einem blauen Sammetkleide mit weißem Schmuck und Diamanten in den dunkelblonden Locken. Kurz, eine Pracht, eine Verschwendung, die unglaublich klingt und mir jetzt selbst nur noch wie ein lebhafter Traum erscheint. Solcher „Nichtzukünftigen" für einzelne und für mehrere der „obersten Zehntausend," die England sind, giebt es in fürstlicher Pracht Hunderte im Westend Londons, von Cavendish-Square bis Hyde-Park, Hunderte, welche so zurückhaltend und schüchtern sind, daß sie nur nach den mächtigsten Empfehlungen und nachdem der Aufwartende eine Fünfzig- manchmal eine Hundertpfundnote unten als Empfehlungsschreiben abgegeben hat, einen Besuch annehmen. Hunderte solche! Tausende, die wöchentlich höchstens 1 Thlr. 10 Sgr. verdienen, wenn sie die halbe Nacht hindurch mit nähen, um sich ihr elendes Leben und ihre verachtete Tugend zu fristen. —

Kann diese so geschichtete englische Gesellschaft, in der Zehntausend den Schweiß der Millionen in der skizzirten und in der üblichen politischen und diplomatischen Weise verprassen — noch lange so conservativ bleiben, bestehen, gedeihen? Nach Natur- und Sittengesetzen nicht.

Des Hochländers Rache.

Nach einer ſchottiſchen Sage.

Ballade von Wilhelm Schröder.

Wer iſt der Reiter auf bäumendem Roß,
Gefolgt vom luſtigen Jägertroß?
Es iſt Mac-Lean, der ſchottiſche Lord;
Sein Schloß lehnt an dem Felſen dort,
Sein ſind die Felder, Wälder, Gau'n,
So weit vom Schloß die Augen ſchau'n!
So weit die Grenze Schottlands reicht,
Iſt Keiner faſt, der ihm noch gleicht
An Wundergaben des Geſchicks:
Er iſt ein Günſtling ganz des Glücks.

Beim Frührothsſchimmer aus zur Jagd
Zieht heut' der Lord — es gilt mit Macht
Den Edelhirſch zu hetzen weit
Durch Aecker, Gärten, Moor und Haid'.
Ha! das iſt eine Fürſtenluſt!
Wie klopft des Edelmannes Bruſt
Im Vorgefühle ſchon der Freud',
Die nur ein ſolches Waidwerk beut.

Heut' werden ſoll ein Jagdturnier
Wie auf der braunen Haide hier
Ein ſolches kaum noch ward geſeh'n,
So lang' des Hochlands Tannen weh'n;
Denn Lehnsleut', Hunderte an Zahl,
Entbot Mac-Lean durch Hülfthorns Schall
Zum Jagdgefolge ſich zu ſtell'n
Mit Treibern und mit Spießgeſell'n.

Ein prächtiger Hauf', wie er ſich zieht
Den Schloßberg abwärts; dann durch Ried
Und Schilf und Saud, dem Meer entlang
Sich fortbewegt bei Hörnerklang!
Dem Lord auf des Vergnügens Bahn
Schließt heut' ſich ſeine Gattin an;
Ein leichter Zelter, ſilbergrau,
Trägt neben ihm die ſchöne Frau.

Und daß ſein Sproß', ſein einz'ger Sohn,
Schon früh an nobler Paſſion
Erfreu' ſich, muß der Säugling klein
Heut' auch mit im Gefolge ſein.
Ein ſtarkes, ſichres Maulthier trägt
Die Amme, die ihn ſorgſam hegt
An ihrer Bruſt, wo wohl verſteckt
Ihn Sammt und Hermelin bedeckt.

So trabt der Zug zur Meeresklant',
Wo ſchon bereit ein Jagdzelt ſtand,
Daß, wenn die Hatz' nun ſei zu End',
Man Speiſen und Getränke fänd',
Auf daß, wenn's gut geendet hat,
Mög' Jeder jubeln ſeiner That
Bei Becherklang und gold'nem Wein
Bis in die ſpäte Nacht hinein.

Und hier, von Uferfelſens Bord,
Soll ſchauen auch der junge Lord
Des wilden Jagens tolle Luſt,
Früh zu gewöhnen ſeine Bruſt;
Soll klatſchend ſchlagen in die Händ',
Wenn nun der edle Hirſch verend't;
Und ob dem ſchönen rothen Schein
Von Wildes Blut ſich kreiſchend freu'n. —

Die Reh' und Sau'n läßt man bei Seit' —
Denn beſſ're Beute giebt es heut':
Des Edelhirſches Sturz allein
Soll dieſes Tag's Belohnung ſein.
Bald ſieht denn auch ihr Auge den erſehnten Gaſt,
Ein Zwanzigender wird geſpürt, kommt hoch und raſt,
Gefolgt vom Jagdtrupp im Galopp und mit Hurrah
Gen jenen Wald, Entflieh'n verhoffend — da —

Starrt ihm entgegen an der Lichtung Thor,
Als dicht der Jagdlärm ſchon ſchlägt an ſein Ohr —
Vorn an des Engpaß' Oeffnung noch ein Feind,
Der ihm die Flucht hier zu verrammeln meint!
Der Mann hier hieß Murdoch von Scalladale;
Kraftvoll von Leib war er und kühn von Seel';
Als Sieger hatt' ihn mancher Kampf geſeh'n —
Dem Hirſche doch nicht konnt' er widerſteh'n.

Als ſeiner Mannen Tapferſten hatt' ihn erwählt
Der Lord, und an den Hauptpaß hingeſtellt,
Daß er den Hirſch, wollt' der durchbrechen hier,
Zurückſcheucht in das Jagdrevier!
Allein des Waldes Fürſt, wohl wiſſend, daß es ſei, —
Ließ er ſich ſcheuchen hier — mit ihm vorbei,
Warf wilden Sprungs den Schotten auf den Grund —
Und drüber weg war er — frei und geſund.

Auf ſeinem Hengſte ſtürmt Mac-Lean herbei.
„Wo blieb der Hirſch?“ — herrſcht er mit Wuthgeſchrei —
Und Murdoch: „„Herr! er hat mich umgerannt
Mit wildem Sprunge und entfloh in's Land!““
„Du lügſt — Du wich'ſt — und ließeſt ihn entflieh'n —
Du, — Feigling! Weib!“ andonnert ihn Mac-Lean.
„„Ich wich nicht — was geſchah — ich bin nicht Schuld daran —
So wahr ein Schotte ich, und freier Hochlandsmann!““ —

„Auf, Knappen, faßt und bindet ihn,
Und dann zum Jagdgezelte hin!
Er ſoll erfahren, was ihm recht:
Daß ich der Herr und er der Knecht!“
Gefeſſelt ward des Schotten Hand,
Drauf ſchleppt man ihn zur Felſenwand.
Mac-Lean ſo drohend grimmig ſchaut,
Daß ſeiner Gattin ſelbſt drob graut. —

„Zu Boden ihn, den Rücken bloß!
Der Schuld gleich ſei die Sühne groß!
Peitſcht dieſen Dienſtmann, bis er ſtöhnt,
Zur Strafe, daß er frei ſich wähnt!“
Und wie der Schotte in den Staub nun fiel,
Entblößt ſein Leib ward, grimmer Streiche Ziel:
Da bat ſein Auge flehend um den Tod —
Umſonſt! — Beſchimpfung heiſcht Mac-Lean's Gebot. —

Die Züchtigung iſt vollbracht. „Genug es ſei!“
Spricht endlich kalt der Lord — „Macht ihm die Hände frei!
Und Du zum Handkuß komm heran —
Bedank' für gnäd'ge Strafe Dich, Dienſtmann!“ —
Allein Murdoch, beim erſten Peitſchenſchlag,
Der ihm vor Scham das Herz faſt brach —
Macht ſich's mit ſtummem Schwur zur Pflicht,
Mit ſeinem Herrn zu gehen in's Gericht,

In das Gericht, das ſelbſt ſich giebt,
Wer Freiheit mehr als Leben liebt,
Wer an der Väter Spruch hält feſt:
Daß Schimpf ſich nie mehr abthun läßt. —
Wohl hatt' Murdoch daheim ein Weib,
Liebreichen Sinnes, ſchön von Leib,
Wohl hatt' auch er ein Kindlein klein —
Das mußt' nun All' vergeſſen ſein!! —

Frau, die Sonne hat sie gut
Bräunt, sie ist ein Weib wie sie
Sein soll, ein Weib, das Leben hat,
Das weiß es, was Leben heißt,
Das Leben kennt, das Leben liebt,
Das Leben lebt, das Leben gibt.

Sie schweigen, es ist gut so,
Sie sind zu jung, sie wissen nicht,
Was Leben heißt, was Leben ist,
Sie wissen nicht, was Leben gibt,
Sie wissen nicht, was Leben nimmt,
Sie wissen nicht, was Leben will,
Sie wissen nicht, was Leben soll,
Sie wissen nicht, was Leben ist.

Ach Kind, du weißt es, ich weiß es,
Wir wissen es, wir wissen es,
Wir wissen es, wir wissen es,
Wir wissen es, wir wissen es,
Wir wissen es, wir wissen es,
Wir wissen es, wir wissen es.

Der stolze Lord sinkt in den Sand,
Entblößt den Leib mit eig'ner Hand,
Befiehlet selbst der Diener Schwarm,
Nach ihm zu heben ihren Arm,
Zu treffen ihn mit Streich auf Streich,
Bis daß sich Murdoch's Sinn erweich',
Bis daß sich seine Rache stillt,
Und er der Fleh'nden Bitt' erfüllt! —

Erst als das Blut hernieder floß
Vom Lord, und purpurn sich ergoß
In Ufers Kies, rief Murdoch: „Halt!"
Versteint fast schien er an Gestalt. —
Sein einst'ger Herr, nun Herr nicht mehr, —
Denn solche Straf' entherrlicht sehr —
Demüthig flehend hebt den Blick —
Daß er nun geb' das Kind zurück. —

Doch Murdoch spricht mit eis'gem Hohn:
„„Du wähnst — so kämest Du davon?
Erniedrigt bist Du jetzt gleich mir —
Der Leib zerpeitscht von Knechten Dir —
Magst Du's, so lebe Du fortan! —
Ich mag es nicht — will sterben dran!

„„Doch daß dies Volk es nie vergißt,
Dies Volk, das eins der besten ist:
Daß ungestraft den wahren Mann
Kein Wüthrich je beschimpfen kann —
Daß — wer nur ist von Herzen frei —
Zu strafen selbst weiß Tyrannei —
Weih' mit dem Kind dem Tod ich mich!""
Er spricht's — stürzt in die Brandung sich. —

Ein Wahnsinns-, ein Verzweiflungsschrei
Aus Aeltermund — umsonst — vorbei
Ist Alles. Ruhig wogt das Meer,
Als ob hier nichts geschehen wär'. —
Des Vaters Herz in Reue brach;
Die Gattin folgte bald ihm nach.
So sank der Stamm Mac-Lean's in's Grab,
Das Schloß selbst rollt in's Thal hinab.
Jedoch Erinnerung blieb, sie zeigt dem Wand'rer noch die Stelle —
Wo Rache nahm der freie Schott', Murdoch von Scallabale! —

Sprache und Musik in der Natur.

Erster Artikel.

Wochen und Monate lang war das Schiff des tapfern Seehelden Almeida auf den Wassern umher geirrt. Endlich, während einer finstern, stürmischen Nacht roch man Land. Die würzigen Düfte wehten mit dem Sturme über das Schiff und stärkten und erquickten die schon verzagten Mannschaften. Sie flehten zu ihren Heiligen und glaubten erhört zu sein, als sich mit Tagesanbruch die Wogen besänftigten und der aufgeklärte Himmel am fernen Horizonte Land aufsteigen ließ. Endlich sah man Berge und Wälder und Rauchwolken, entzückende Bilder, von deren Zauber sich nur der Seemann, nachdem er Monate lang nichts als Himmel und Wasser gesehen, einen Begriff machen kann. Aber diesmal war noch manche Gefahr zu überwinden, ehe die Portugiesen Almeida's festen Boden unter ihre Füße bringen konnten. Das Land schien gegen Landung befestigt. Steile, mürrische Berge erhoben sich an der ganzen Küste entlang, drohend gegen das nahende Schiff, so daß es beim neuen Anbruche der Nacht noch keinen Hafen gefunden und die See wieder suchen mußte, um sich von der Gefahr des Scheiterns zu entfernen. Aber welche seltsame, grauenhafte Musik erscholl hinter ihnen her? Jetzt schwoll sie aus der Tiefe in ihrer Nähe, dann krächzten und kreischten wie Hohngelächter der Hölle die schrecklichsten Mißtöne aus der Ferne. Jetzt lachte, dann weinte es. Das Jammern und Wimmern platzte mit einem Male in ein furchtbares Zetergeschrei sich balgender Menschen aus mit Mordgebrüll und sterbenden Hülferufen dazwischen, die zuletzt allein übrig blieben und einzeln verschollen, als seien die Gemordeten nun alle todt. Die wetter-harten Gesichter der abergläubischen Matrosen erbleichten. Sie fielen auf ihre Knieen und beteten und kreuzten sich und flehten inbrünstig zu Gott und allen Heiligen, sie oder wenigstens ihre Seelen aus dem Rachen des brüllenden Satan zu retten.

Durch diese abergläubische Portugiesen kamen die ersten Nachrichten von der seitdem so mystisch berühmt gewordenen „Teufelsstimme" auf der Insel Ceylon nach Europa. Ihre Schilderung lautete, wie wir sie eben theilweise angegeben. Die Eingebornen selbst schrieben die schrecklichen Töne dem leibhaftigen Teufel zu. Andere stellten die Vermuthung auf, der „Geist der Natur," der im Innern der Erde logire, lasse sich auf diese Weise zuweilen hören. Spätere Erklärer nahmen die ungeheuern Bergesklüfte und engen Höhlen, die das Meer in die Felsen geleckt, zu Hülfe. Der Wind pfeife hindurch und erschüttere die Felsen oder mache die Luft auf dieselbe Weise tönend, wie eine Orgel. Mit Uebergehung weiterer Hypothesen bemerken wir nur, daß diese fürchterliche Musik auf Ceylon, eine Fuge von Hundegebell, Menschenstimmen, Gelächter, Gebalge und Geschrei, von Heulen und Zähneklappern der Hölle, einem Vogel: „Teufelsvogel" oder „Ulama" zugeschrieben wird. Vielleicht macht der Teufelsvogel nur als Primadonna die nöthige Vocalmusik zu dem Naturorchester von Windharfen und Felsenorgeln. Man sagt wohl: „der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist," obgleich just keiner so singt. Jeder Vogel ist eine Art Künstler, er singt, wie er's gelernt hat von seinen Herren Aeltern oder als Waise von seinen Erziehern, von seinen Gespielen. Das weiß man nirgends besser, als in der Vogelsingakademie zu Ruhla in Thüringen, wo Kanarienvögel u. s. w. ausgebildet werden, die im Preise um Hunderte von Procenten abweichen, je nachdem sie von Finken, Lerchen oder Nachtigallen erzogen und ihr Gesangstalent entwickelt haben. Ueberhaupt haben die kultivirten, europäischen Kanarienvögel kein einziges Naturlied mehr mit ihren wilden Angehörigen auf den Kanarien-Inseln gemein.

Der Engländer Daines Barrington schickte einen Sperling bei einem Hänfling in die Schule, bis er eben so sang, wie sein Schulmeister. Ich habe einen Specialfreund im Hause, einen „Kocki", wie er zärtlich genannt wird statt Kakadu, seit funfzehn Jahren einziges Kind einer von Australien eingewanderten Familie, der keinen einzigen Ton mehr singt, niemals krächzt und schreit, sondern mit seiner heisern Kinderstimme den ganzen Tag Englisch spricht und zwar so deutlich, daß man ihm jedes Wort verstehen kann. Er bekümmert sich um Alles und hat in jede häusliche Angelegenheit mit hinein zu reden. Merkwürdiger Weise frühstückt er den ganzen Tag, und hat es noch nicht so weit gebracht, die verschiedenen Mahlzeiten zu unterscheiden. Noch Abends um elf Uhr, wenn Herr und Frau ihr Souper genießen, ruft er: „I want a bit of breakfast" (Ich bitte um'n Bischen Frühstück). Mich erkennt

er schon weit vor'm Hause am Schritte und ruft, daß man öffnen solle. Er hat mich lieb bis zur Unerträglichkeit und klettert, so oft es geht, an mir in die Höhe, um mich zu küssen und sich dafür unter dem Flügel krauen zu lassen. Dafür macht er mir mit seiner großen gelben Krone ununterbrochen Komplimente. So oft er unten entwischen kann, kommt er die Treppe herauf und klopft an meine Thür, um „Good morning, Doctor!" zu rufen und dann mit Kennermiene zuzusehen, wie ich schreibe, mir Zucker in den Kaffee zu werfen, immer ein Stückchen für sich zu behalten, und sich zu vertheidiren, wenn man ihn deshalb schilt: „Never mind! Only a little bit! Of no consequence, you know!" („Schon gut! Blos 'n kleines Bischen! Ist ja gar nicht der Rede werth!") nur daß dieser Sinn im Englischen ungemein leichter für die Sprechwerkzeuge ist, wie es auch überhaupt bekannt ist, daß Vögel von allen Sprachen Englisch immer am Leichtesten und Schnellsten lernen.

Dieser „Kodi" spricht blos Englisch, weil er seit funfzehn Jahren nie etwas Anderes vernommen. Doch daß ich nicht lüge: er bellt auch zuweilen, aber selten und immer seltener in zärtlicher Erinnerung an einen dahingeschiedenen Freund, ein kleines Hündchen, mit welchem er zehn Jahre zusammenlebte, der aber auf der Reise von Australien starb. Wenn er so einsam in der Sonne sitzt und an die Vergangenheit denkt, tritt sein ehemaliger Freund und Spielgenosse vor seine Seele und da bellt er so rührend, so melancholisch, so zärtlich, so piano.

Der amerikanische Spottvogel, von den Indianern „Contla tolli", d. h. „400 Zungen" genannt, hat seit dem Eindringen der Civilisation seine 400 Sprachen bedeutend vermehrt: er spricht in der Nähe von Eisenbahnen wie eine Locomotive u. s. w. Noch weiter hat es der prächtige Lyra-Fasan in Australien gebracht. Der macht Alles nach: Pferdegetrappel, Rossegewieher, Rädergeknarre, Hundegebell, Kindergeschrei, Weibergezänk, kurz Alles, was er hört. Ein ähnliches Sprachgenie mag der Llama auf Ceylon sein, wodurch sich die furchtbare Sage und sein furchtbares Höllengekreisch natürlich und ohne Mystik erklären lassen mag. Auch die schauerlichen Sagen von furchtbaren, unheimlichen Stimmen verborgener Naturgeister in der Wüste Cop, am Hindu-Kusch bei Kabul, bei El Nakuhs am rothen Meere, in den Granitfelsen am Orinokko, die Höllenmusikanten des Teufelsberges am Cap, das Tönen der Memnonssäule in Aegypten und anderer tönender oder blos erscheinender Spuk haben allmälig nüchternen natürlichen Erklärungen furchtloser Naturforscher weichen müssen, obgleich dadurch das Schauerliche, Fürchterliche, Unheimliche dieser in Sagen und Religionen verherrlichten Naturstimmen dadurch im Wesentlichen nicht geschwächt wird. Die Orgelmusik der Granitfelsen am Orinokko bei Sonnenaufgang soll zuweilen so hinreißend erhaben und überwältigend sein, wie kaum die genialste Composition von Mozart oder Beethoven, oder die renommirende „Zukunfts"-Musik Wagner's, die sich in der Meinung absiedeln läßt, als wären Mozart und Beethoven „überwundene Standpunkte."

Bis vor nicht langer Zeit hielt man fast alle niedrigeren und niedrigsten Thiergattungen für taubstumm. Neuerdings haben wir die schönen Augen dieser Blinden und die verständliche Sprache dieser Tauben entdecken und bewundern lernen. Die Ohren mancher Muscheln und anderer Schalthiere sind Wunder von Schönheit. Da man durchweg bis in die niedrigsten Geschöpfe herab Andeutungen von Gehör und Mittheilungstalent bemerkt hat, darf man annehmen, daß alle Geschöpfe je nach ihrem Bedürfniß ihre Thore haben, aus denen und durch welche sie mit der Außenwelt verkehren. Dies geht so weit, daß selbst die durch und durch sprachlosen Thiere nicht nur sprechen, sondern auch Musik machen. Wenigstens hört man genau, wie sie Takt schlagen. Und warum sollten sie Takt schlagen, ohne in ihrer Weise zu singen und zu spielen? Sie machen Instrumentalmusik. Der große Roßkäfer schlägt jedesmal für die Ohren seiner Kollegen Höllenlärm, so oft man ihn erfaßt oder beunruhigt, indem er mit den Flügeldecken auf die Brust trommelt. Zwei Käfer, Todtenuhr und Tickuhr genannt, deren letzterer in regelmäßigen, schnellen Takten sich durch's Holz frißt und die wurmstichigen Löcher in Tische und Stühle der Bauern meißelt, gelten bei wackelköpfigen Großtanten immer noch als Verkündiger des Todes. Ersterer schlägt mit seinem wundervoll scharfen und künstlichen Meißel in der Nacht oft außerhalb alten Holzes, wohl gar an unsern Bettbrettern, seine Taktsprache, die von Andern seiner Art beantwortet wird. So unverständlich sie uns auch klingt, die Leutchen unter sich verstehen sich jedenfalls. Die Spechte, während der Brütezeit nicht gut bei Stimme, schlagen mit dem Schnabel gegen dürre, hohle Aeste und Zweige auf eine Weise, der eine gewisse Philologie, eine gelehrte, uns unverständliche Sprache zu Grunde liegt. Jedenfalls haben sie's unter sich ausgemacht, so und so viel Schläge und die und die Art Schläge bedeuten dies und bedeuten das. Die wunderbarste Art der Sprache ohne Stimme findet man bei zwei Arten italienischer Grashüpfer, Cicada plebeja und Cicada orni. Blos die Männchen scheinen sprechen zu können und zwar mit einem eigenen äußern Instrumente, welches aus mehreren gewundenen Zellen unter dem Körper besteht. Sie sind durch Häutchen von einander getrennt und laufen nach Außen in zwei enge Klappen aus. In der Mitte dieser Zellen hängt ein wundervolles, kleines Meisterstück von Triangel, neben welchem zwei beinahe stahlharte Muskeln angebracht sind, mit denen das Thier sein Sprach- und Musikinstrument vermittelst Luftstöße schlägt. Durch die eine Klappe wird mit Hülfe der beiden Muskeln Luft eingesogen, durch die andere ausgestoßen. Indem sie auf diese Weise durch die Zellen strömt, giebt der Triangel mit guter Räsonnanz in den Zellen eine so laute Janitscharenmusik von sich, daß eine einzige männliche Cicade im Zimmer die angestrengtesten Stimmen einer ganzen menschlichen Gesellschaft übertäuben kann. Doch kann der Spieler auf seinem merkwürdigen Instrumente auch sehr piano flöten, namentlich in Liebesaffairen, wo die weiblichen Cicaden eben blos zum stummen Gehorchen verurtheilt zu sein scheinen, da sie eben gar keine Stimme haben.

Ameisen haben auch keine Sprachwerkzeuge und machen sich deshalb nur durch äußerliche Zeichen und Instrumente gegenseitig Mittheilungen, wie man besonders beim Häuserbau der Termiten beobachten kann. Die ausstehenden Wachen schlagen dann genau alle zwei Minuten (so daß man die Uhr danach reguliren kann) mit ihrer Zunge gegen eine Wand oder sonst einen festen Gegenstand. Jeder dieser Schläge wird jedesmal durch das ganze Gebäude von allen Arbeitern durch ein leises Hissen beantwortet. An der Spitze dieser Wachen oder Aufseher stehen eine Art Offizier oder Chef von stolzer, militärischer Haltung, der immer das Zeichen zu den zweiminutlichen Schlägen giebt. Bienen sind große Musikliebhaber und unterscheiden Menschen an deren Stimme. Der Engländer Huber, einer der intimsten Kenner des Bienenstaates (obgleich er blind war), erzählt uns, wie sie den Ruf des „Bienenvaters" vernehmen und seinem Commando gehorchen. In Asien versteht man das besser als bei uns. Dort führen Väter ihre Bienen auf's Feld und lassen sie nach Herzenslust weiden in den würzigen Blumenkelchen, bis sie ihnen auf eine eigenthümliche Weise pfeifen und sie sich dann folgsam wieder nach Hause führen lassen.

In allen Ameisen- und Bienenstaaten herrscht eine sehr ausgebildete Telegraphensprache vermittelst der Fühlhörner. Der Tod der Königin ist im Augenblicke durch das ganze Land telegraphirt. Menschen sehen dann blos geheimnißvolle Bewegungen, hören aber keinen Ton, obgleich jede Bewegung Lufterschütterungen erzeugt, die auch uns hörbar sein würden, wenn wir das Ohr so bewaffnen könnten, wie das Auge, durch 2 bis 4000 Mal vergrößernde oder näher bringende Mikro- und Teleskope. Auch „Wachsen" ist Bewegung, so daß man am Ende noch wirklich das Gras wachsen hören könnte. Huber versichert, daß die Sprache der Bienen nicht blos Zeichensprache sein könne, sondern die Bewegungen hörbar sein müßten. Ameisen, die sich begegnen, erzählen sich unterwegs vermittelst der Fühlhörner lange Geschichten und bestimmte Thatsachen, wofür es so viele Beispiele giebt, daß wir sie im Allgemeinen als bekannt voraussetzen.

Mancher Gefangene erwarb sich in der einsamen häßlichen Spinne den einzigen, treuen Freund seines lebendigen Todes. Fauzun, Quatermère d'Ijonville und andere berühmte Gefangene gingen mit ihren Spinnen um, wie mit den treuesten Freunden. Sie ließen sich aus deren Händen füttern, und kamen freudig herangekrochen, wenn sie gerufen wurden. Die Gefängnißwärter ahmten den Ton vergebens nach. Die Spinnen kannten und unterschieden die Stimme ihres Freundes. Gänse retteten einst durch ihr Geschrei das Capitol in Rom, d'Ijonville's Spinnen ihren Freund. Er hatte ihr Wetterprophezeihungstalent studirt, aus welchem er auf einen frühen harten Winter schloß. Deshalb sandte er den

ranzosen Nachricht, daß die Sümpfe und Seen Hollands bald om Eise überbrückt werden würden. Der Frost kam, die Fran-osen liefen darüber hin, nahmen Holland und gaben dem Gefan-enen die Freiheit.

Selbst die gehässige Kröte hat sich zuweilen als fein gehorsa-er, talentvoller und angenehmer Gesellschafter bei Gefangenen ingefunden. Sie kommen des Nachts heraus aus ihren Schlupf-inkeln auf den Ruf ihres Freundes, nehmen Fliegen aus seiner and und kehren wieder zurück, sobald sie merken, daß sie nicht ehr angenehm sind. Es sind Beispiele bekannt, daß sie immer blos n Zeiten kamen, wenn der Gefangnenwärter nicht zu fürchten und lles sicher war, Beispiele, daß sie immer zu einer bestimmten Stunde herauskamen, als hätten sie eine richtig gehende Wanduhr u Hause.

Die Schlangen haben Ohren so fein, wie ihre Zungen und ind leidenschaftlich musikalisch. Die Haubenschlange in Westindien st zuerst ungemein wild und wüthend. Der „Beschwörer" macht ie durch Schläge noch wüthender, um die zauberische Wirkung sei-er singend gesprochenen Schmeichelworte desto effectvoller zu zei-en. Jetzt erhebt er seine Hand, wie zum Schlage. Die Schlange olgt jeder Bewegung mit den brillenartig umzeichneten Augen und pielender Zunge, um den Schlag augenblicklich durch giftigen Biß u bestrafen. Aber der Blick und das Wort des rothbraunen In-ianers hält sie im Zaume, jetzt mit einer pfeifend ausgestoßenen Drohung, dann wieder plötzlich mit süßtönendem Schmeichelwort. Singt und musicirt er nur, erhebt die Schlange entzückt das Haupt, ach den Tönen hingestreckt, und lernt bald nach dem Takte in raziösesten Wendungen und Windungen ihre Freude zu veran-chaulichen. Schon Plinius erzählt von einer afrikanischen Men-chenrace, die durch ihren Blick allein Schlangen zähmten. Am Nil ben in Nubien giebt es noch Schlangenrufer, die durch genaue Nachahmung der Sprachtöne der Schlangen dieselben aus jedem Winkel und Risse hervor zwingen und mit ihnen machen können, as sie wollen, eine Kunst, die sich auch Napoleon in Aegypten anz umständlich zeigen ließ.

Auch Vipern und Nattern sind weder taub noch stumm. Ihr eines Ohr wird ihnen zum Verderben. Man musicirte sie na-entlich in frühern Zeiten sehr fleißig aus ihren Verstecken hervor, m kostbaren Theriak aus ihrem Fleische zu kochen, wie jetzt noch n Italien und Frankreich. In Italien kann man oft grimmige, igeunerartige Kerle inmitten eines großen Reifens stehen sehen und igenthümlich pfeifen hören. Bald gleitet eine bunte Natter her-or, eine andere kommt hinzu, eine dritte, eine vierte u. s. w. Sie tellen sich mit ihren fleckigen Leibern am Reifen rings auf, reudig starrend mit ihren glänzenden Augen und entzückt horchend, m sich von der Zange des Zauberers eine nach der andern fan-en und in den Sack stecken zu lassen. Er verkauft sie an Docto-en, Apotheker und Droguerichändler, die sie lebendig, in Säge-pähne verpackt, im ganzen Lande umher verschicken. In Frank-reich wirft man irgend eine gefangene Schlange in siedendes Oel, eren zischender Schmerzensschrei nun oft Hunderte aus ihren Schlupfwinkeln herbeilockt. Sie werden mit Lederhandschuhen er-griffen und dann in Sicherheit gebracht.

Fische gelten für stumm und haben keine sichtbaren Ohren. Doch ist es bekannt, daß sie ein sehr feines Gehör haben. Die Karpfen in königlichen und fürstlichen Teichen lassen sich ja in der Regel durch eine Klingel rufen. Lacepède erzählt von hundertjäh-rigen Karpfen in den Tuilerien zu Paris, welche auf ihre speciel-len Namen, die man ihnen gegeben, hörten und sich einstellten, wie sie gerufen wurden, aber nur auf den Ruf Derer, welche sie kann-ten und liebten. Als königliche Pensionärs verachteten sie den Ruf und selbst die Leckerbissen gewöhnlicher Leute ohne Rang und Ge-burt. Störe werden durch lautes Schreien in die Netze getrieben, andere Fische durch Trommeln u. s. w., so daß der Gehörsinn der Fische keinem Zweifel mehr unterliegt. Ein Italiener hat neuerdings auf eine brillante Weise nicht nur das feine Ohr, sondern auch den Gehorsam der Fische bewiesen. Er hat eine große Menge derse-ben so gezähmt, daß sie auf Commando kamen und gehen, steigen und sinken und dabei mit ihren brillanten Farben spielen. Auch geben sie dramatische Vorstellungen. Ein Hecht ergreift eine Forelle und bringt sie herauf in die Hand des Meisters, der sie wieder in Freiheit setzt u. s. w. (Aus einem Berichte des Engländers J. M. Good, der nichts Näheres über diesen Künstler giebt).

Auch Schweine, sonst nicht sehr berühmt wegen großer Gei-stesgaben, hat man schon so weit in menschlicher Kultur gebracht, daß sie bestimmte Worte verstehen und Kunststücke machen lernten. Vor einiger Zeit las ich die Geschichte des berühmten Schweine-Professors vom vorigen Jahrhundert in England, der mit seinen reisenden Säuen viel Ruhm und Geld erwarb, seine Künstler me-lodisch grunzen, auf zwei Beinen stehen und tanzen ließ; doch hab' ich die Stelle, wo ich's las, nicht wiederfinden können, so daß wir dem Professor hier nur ein Denkmal ohne Namen setzen.

Der Seehund im zoologischen Garten zu London steckt seinen merkwürdigen blauen Kahlkopf immer sofort aus dem Wasser und lehnt sich mit seinen ungeschickten Vorderbeinen auf die Steinwand, die seinen Privatteich umschließt, sobald er Menschen sprechen hört, um zu horchen, was sie sagen und Einen nach dem Andern prü-fend anzusehen, um zu errathen, was wohl seine Meinung über den fraglichen Gegenstand sein könne. Leider machen ihm die ge-fühllosen Engländer nur selten Musik. Sobald er aber etwas von den Concerten vernimmt, die zuweilen im Garten stattfinden, horcht er mit der größten Freude und wedelt im Wasser mit seinem lan-gen Fischkörper und den Flossen dazu ganz taktmäßig.

Die idyllischen Dichter der Alten singen oft von dem Ent-zücken, mit welchem die weidenden Heerden den Flötentönen ihres Hirten lauschen. Die Schweizerin auf ihren würzigen Bergen oben weiß auch, wie gern ihre Kühe singen und den Kuhreigen hören. Jede Kuh hat ihren Namen und kommt, wenn gerufen, wie auch in England, wo man die Kühe überhaupt sehr reinlich und mensch-lich behandelt und dafür mit reichlicher Milch belohnt wird. Jeder kennt die Königin in jeder Kuhheerde, der sich alle fügen. Sie ist überall leicht an ihrer stolzeren Haltung, an der Majestät ihrer Attituden zu erkennen. Jede fremde Kuh wird von ihr mit dem fürchterlichen Ernste eines Criminal-Commissarius empfangen. Sie weiß, daß sie die beste Glocke trägt. Manche hat schon geweint und ist vor Kummer gestorben, wenn man ihr die Glocke nahm.

Manche Thiere hassen gewisse Töne. Der griechische Sophist Acteon, der siebzehn Bücher über die Natur der Thiere schrieb, ver-sichert, daß man den Wölfen keinen größeren Schur thun könne, als wenn man ihnen etwas auf der Flöte vorspiele. Pytachoras, der Musiker, rettete sein Leben vor einer ganzen Heerde wüthend-hungriger Wölfe durch die Flöte. In Amerika geigte sich ein ähn-lich Angefallener eine ganze Nacht hindurch von diesen gefräßigen Ungeheuern los. Bekanntlich soll der Löwe, der sich sonst nicht gern fürchtet, lieber Meilen weit laufen, ehe er einen gewöhnlichen Hahn krähen hört. Er theilt diese Idiosynkrasie mit dem großen Krieger Wallenstein. Ob unser Hausfreund Phylax so jämmerlich über Musik heult aus Rührung oder Abscheu, wissen wir kaum. Die Sache ist uns zu bekannt, als daß wir sie kennen sollten. Diese unsere liebe Erde wäre drei Mal schöner, wenn Hinz der Kater und Kunigunde die Katerine, ihre Liebespein und ihre minniglichen Herzensergüsse im Mondschein draußen etwas melodischer und mehr piano oder gar nicht äußerten. Diese Katzenmusik ist die schauder-hafteste Pfeife in dem großen Orgelconcerte der Natur. Mutter Natur, sonst ziemlich vernünftig und anständig, zeigt hier eine Barbarei, eine Freiheit, um welcher willen ich ihr meine Meinung gehörig sagen werde, sobald ich sie einmal persönlich treffe.

Im königsberger Hafen.

Von Alex. Jung.

(Schluß.)

Myne Heeren, öß dat mönslik? — Ein unbekanntes Völkchen. — Die Dzimken, ihre Fahrzeuge und ihr Leben darauf. — Dzimken auf dem königsberger Jahrmarkt. — Dzimken als Tänzer und Sänger. — Abschied von Königsberg.

Es ist eines Sommertags Nachmittag. Wir befinden uns auf dem mehrfach geschilderten Standpunkte des Bollwerks, auf der linken Seite des Pregelflusses. Plötzlich ein gewaltiger Auflauf von Menschen. Individuen der verschiedensten Stände drängen sich zusammen und bilden einen Kreis von nicht geringem Umfange. Wir dringen hindurch, und sehen im Mittelpunkte dieses natürlichen Circus nur eine Person agiren, aber in einem Affekt, in einer Verstörtheit, die unsere Theilnahme, unser Mitleid vollauf in Anspruch nimmt. Der Mann, der vor uns auf- und niederläuft, die Hand jetzt zusammenballt, jetzt vor die eigene Stirn schlägt, daß der Hut wegfliegt, ist offenbar ein Holländer, und zwar ein Schiffskapitain. Auch ragt von drüben her der Mast eines Niederländers mit breit flatternder Flagge herüber. Unser Kapitain steht still, droht nach den Schiffen hin, scheint in einen Monolog ausbrechen zu wollen, indem er sich nach dem Publikum wendet, das Blut aber steigt dem Manne zu Kopf, und er bringt es nur zu den Worten:

Myne Heeren, öß dat mönslik?

was denn in unser ehrbares Hochdeutsch übersetzt lauten würde: Meine Herren, ist das menschlich? Dem Unglücklichen schien etwas begegnet zu sein, was nicht blos seltsam, nein, so unerhört wäre, alle Glaubwürdigkeit überträfe, alle menschliche Natur verläugnete, aber auch das Strafgericht aller besseren Menschheit herausforderte, daß solche Namenlosigkeit des Geschehenen alle anderen Gedanken und Worte bei dem armen Schiffsmanne erstickt hatte. Er stampfte jetzt mit den Füßen, er sprang, wie von einer Tarantel gestochen, umher, er rang die Hände, er schlug sie über den Kopf zusammen, und stieß, immer schneller ihn wiederholend, die Menge immer leidenschaftlicher anflehend, den Refrain aus: Myne Heeren, öß dat mönslik?

Welch' Ungeheures, Rache Heischendes war hier denn vorgegangen? Wir sahen alle einander an, befragten uns, wollten helfen, Gerechtigkeit üben; Niemand jedoch wußte Rede zu stehen, wie sehr ihn der Verzweifelte auch jammern mochte. Das Volk umher murmelte, murrte und grollte tief, so daß es sich schauerlich anhörte. Das Volk sollte hier gleichsam als Chor, wie in der griechischen Tragödie, dazwischen treten, vermitteln, richten, und wußte doch nicht was, nicht wen. Schon hielten einige den Mann für irr, äußerten es laut, und wollten ihn fortbringen, einem Arzte übergeben lassen. Endlich klärte die Sache sich auf.

Tages vorher waren nämlich die Matrosen eines dänischen Fahrzeuges mit der Mannschaft eines Holländers, der in ihrer nächsten Nachbarschaft ankerte, in den heftigsten Hader und Wortwechsel gerathen. Sie beschlossen, natürlich ohne Wissen ihres Kapitains, es den Niederländern nachzutragen. Als diese am folgenden Tage fast alle nebst ihrem Herrn das Schiff verlassen hatten, und die Zurückgebliebenen wahrscheinlich in dem untern Raum sich befanden, rückten die Dänen ihr Schiff, abscheulich zu sagen, in eine solche Stellung zu dem Holländer, daß die Ausläufer einer gewissen Oertlichkeit, die Niemand zu nennen pflegt, in eine solche Tragweite und Nähe zum Niederländer zu stehen kamen, daß sie über die zierlichsten Wassertonnen, sage: Wassertonnen des spiegelblanken Amsterdam ausmündeten. Das Unglück wollte aber noch dazu, daß die Wasserbehälter heute alle offen standen, der Durchlüftung wegen. Wir haben aber oben beschrieben, was ungefähr holländische Wassertonnen auf sich haben. Das keuscheste, frischeste, lauterste Koch- und Trinkwasser, mühsam geschöpft und gesiebt, schaukelte sich in diesen Fässern, und sollte noch heute von seinen Besitzern gebraucht werden. Furchtbare Ironie und Schadenfreude der Umstände! Die Dänen konnten ihrem Schiffe um so fein berechneter auf den Treffpunkt die Situation geben, da dasselbe leicht war, noch nicht Waaren trug, und also hoch über dem Wasser stand, während der Holländer, schon durch seinen Bau schwerfällig, vermöge starker Ladung vollends niederdrückte, kaum über Wasser lag, um so gelassener also die Zielscheibe eines so schlechten Dänenwitzes werden mußte. Richtig und sicher fingen denn jene Mündungen auch zu spielen an. Die Holländer, an der Spitze ihr Kapitain, fanden auch wirklich nach einigen Stunden die Bescherung. Ein Witzbold und Citatenfreund konnte die bekannten Worte unseres großen Dichters mit einiger Veränderung hier citiren:

„Wem ein solcher Wurf gelungen,
Eines Feindes Feind zu sein!"

Daß nach so schnödem Begegniß der ehrlich-verschämte Schiffshauptmann Niederlands außer Fassung kommen mußte, daß er sich unmöglich dabei beruhigen konnte, besagte Tonnen nur ausgießen, einseifen, scheuern, durchräuchern und ausbrühen zu lassen, wer wollte das noch in Zweifel ziehen; sie mußten vielmehr — die Nationalreinlichkeit forderte es — zertrümmert, durch Feuer von der Erde vertilgt, das Schiff selbst, wenn auch an den Geringstbietenden veräußert werden. — Auf die oben von dem trefflichen Manne an uns gerichtete Frage aber, ob das ihm Angethane „mönslik" sei, müßten wir freilich erwiedern: menschlich allerdings, jedoch leider nur zu menschlich. —

Der Mensch ist und bleibt ein seltsames, räthselhaftes Wesen, welches eben deshalb eine unendliche Zukunft hat, weil es durch bereits vorhandene Zustände der Civilisation nie völlig befriedigt wird. Aus aller Mannigfaltigkeit der Bildung zieht der Mensch das Verlangen nach neuen Entwickelungen, neuen Verhältnissen der Kultur, ja, er sehnt sich mitten aus dieser in die einfachen Urzustände der Natur wieder zurück, um einen neuen Bildungsgang zu beginnen. So hat es auch für den Beobachter einen besondern Reiz, der fast überreifen Bildung gegenüber solche Menschen zu betrachten, die eben erst im Begriffe sind, sich aus der Natur zu entpuppen und sich doch bewundernswerth zu helfen wissen. Sie tragen fast noch Spuren der Wildniß an sich und wachsen doch schnell in all' das hinein, was sie sicher stellt, was ihnen Nutzen gewährt, ihnen Annehmlichkeiten bringt. Dieser rasche Uebergang von der Wildheit zur Bildung gewährt oft eine Scenerie, die uns auf der Bühne des Lebens wie des Theaters nicht wenig Unterhaltung verschafft, die aber auch in einem Genrebilde der Sprache uns durch die Contraste fesselt, welche daraus gewonnen werden.

Auch unser Wasserprospekt gewährt uns eine Anschauung, in welcher wir das Schiffswesen und seinen speciellen Betrieb fast noch im Naturstande erblicken. Ihr Hauptgegenstand ist ein Menschenschlag, der aus dem russischen Polen unter dem Namen Dzimken alljährlich zu uns herüberkommt, um seine Handelsinteressen in bescheidener Weise zu befriedigen. Man kann auf diese Nomaden des Wassers jeden Sommer eben so mit Sicherheit rechnen, wie auf das Eintreffen der Zugvögel im Frühlinge. Gerade so bestimmt halten sie die Zeit ihres Abzuges ein. Sie kommen im Juni und gehen am Anfange des September wieder ab. Sie stammen meist aus der Statthalterschaft Wilna, aus den Gegenden von Kowno, Troke, Miedniki, Jurburg, Smorgonie, Kjedany, Kroge, und sind wohl meistens armselige Landbewohner.

Ihre Zuzüge und Rastplätze gewähren eigengeartete und doch frische Naturbilder, denen man denn auch das Malerische der Wirkung, zumal im Gegensatz zu der höchsten Ausbildung der Schifffahrt unter Engländern und Amerikanern, nicht absprechen darf. Ihre Fahrzeuge heißen Witinnen. Eine solche Witinne — besonders das eigentliche Floß — hat nicht selten eine Länge von 5 bis 600 Fuß und darüber. Wenn man aus der Ferne diese Dzimkenkaravanen auf dem Wasser herankommen sieht, so glaubt man den feenhaftesten Märchentraum verwirklicht. Sieht es doch aus, als wenn eine Hügelreihe, ein Waldrücken, eine ganze Landschaft mit Häusern, Häuschen und deren Bewohnern angeschwommen komme. Die schwimmende Landzunge rückt und rückt vor und will gar kein Ende nehmen. Endlich schneidet sie sich ab, aber schon folgt eine neue Landstrecke von derselben Riesenlänge. Nun erkennt man die Gegenstände schon näher und glaubt eine Völkerwanderung auf dem Wasser vor sich zu haben. Man hört wilde, rohe Na-

Schiffen, von Flößen, Lastkähnen, die ganze Luft ist Leben, und es Abwechslung! Jetzt ist es ganz Wasserfluth, und es ist ein Wasserfluth, der sich in Bewegung setzt, und es ist ein Wasserfluth, der sich in Bewegung setzt, und es ist ein Wasserfluth, der sich in Bewegung setzt

Trog, aus dem die Dzimken mit langen Holzlöffeln oder auch mit bloßen Händen, vor vielen Zuschauern am Bollwerk, ihr Mahl verzehren, welches aus Wasser und Kleie, mit spärlichem Fette angemacht, vielleicht auch aus einer Erbsenzuthat zusammengesetzt ist, wobei die gewaltigsten Brotkloben, aus Mehl und Kleie gebacken, das Verschlagsamste sind. Dennoch ist es ein Mahl, dessen Gaumenkitzel sich auf den frohesten Gesichtern ausprägt. Dieses Kleiebrot dürfte das wirksamste Mittel sein, Zähne zu conserviren und in der herrlichsten Weiße zu erhalten, welches nur ausfindig gemacht werden könnte, und unsere Zahnärzte würden es auch sicher empfehlen, wenn sie auf den Geschmack und die Verdauungswerkzeuge unserer Damen und Herren noch zu rechnen hätten. Nichts übertrifft den natürlichen Alabasterperlenschmuck, den jeder Dzimke in seinem Munde trägt.

Betrachtet man dieses lustige Naturvölkchen des Wassers vom Ufer nun weiter, so scheint es anfangs, es sei auf seinen Witinnen wie eingenistet. Diese rührigen Gestalten, Männer und die jüngsten Bursche, wie sie auf ihren Floßholz-Baracken campiren, die ohnehin etwas vom Kindergeschmacke China's bis auf Schnitzwerk und aufgesetzte Tempeldächelchen haben, vergegenwärtigen uns auf's Lebhafteste jene chinesischen Familien auf den Kähnen und Flößen des Pekiang bei Kan-Beg, welche auf ihren Fahrzeugen geboren werden, heranwachsen, sich verheirathen, Kinder haben und sterben, ohne oft auch nur einmal an's Land zu kommen. Tragen doch die Dzimken einen Rock, der just die Farbe hat, wie das Holz, wie die Bastmatte, auf der sie hasten, nämlich braun; wie es ja auch Insekten giebt, welche dieselbe Farbe haben, wie das Blatt, auf dem sie wohnen. Unter dem Rocke trägt der Dzimke ein Hemde von einem grob-grauen Linnen, beide durch einen Gürtel zusammengehalten, weite Beinkleider desselben Stoffes; Kopf und Fuß geben ihm ein leichtes, fast südliches Aussehen; jenen schmückt ein leichter, weißer Strohhut, mit schwarzem Bande verziert, unter den Füßen hat er eine Art Sandalen. Freilich liebt er die Extreme, denn er zieht während der strengsten Hitze bisweilen auch einen dicken Schafpelz an, und vertauscht den leichten Strohhut mit einer Pelzmütze.

Wir sehen aber alsbald, daß es sich mit unsern Hinterwäldlern von Kowno ganz anders verhält, wie mit jenen chinesischen Schifferfamilien. Von Familienexistenz kann schon deshalb auf den Witinnen keine Rede sein, weil die Dzimken nie Weiber mit sich führen. Dann aber trachten sie auch schnellmöglichst darnach, an's Ufer zu kommen, schon um ihre brennende Neugierde zu befriedigen. Eine Stadt wie Königsberg gesehen, durchwandert zu haben, ist in einem Dzimkenleben das Hauptereigniß. Wir sehen im Dzimken, und wäre er ein Greis, das Kind mit dem Wilden vereinigt. Ein lebhafter Tauschhandel beginnt, wie ihn die Seefahrer mit Wilden zu führen pflegen, nur daß hier die Eingeborenen die Civilisirten, die Schiffsbewohner die Unkultivirten sind. Alles Blanke, aller Tabulettkram, jedes Kinderspielzeug hat für den Dzimken unendlichen Reiz. Er bietet Matten, bunt geschnitzte Haselstöcke dar, und tauscht Sachen ein, deren Gebrauch er gar nicht kennt. Metallknöpfe, kleine Messer, Scheeren, Kinderspiegelchen, Schnarren machen ihn überglücklich, und er setzt Alles daran, sie in Besitz zu bekommen. Nun betreten diese seltsamen Naturmenschen schaarenweise das Ufer, und durchwandern die Straßen der Stadt. Es giebt barocke Scenen, die munterſten Kabinetsstücke der Wirklichkeit. Da kehrt ein alter Dzimke vom Jahrmarkt der Stadt Königsberg zurück. Er hat sich eine Kindervioline oder -Trompete oder gar eine Kindertrommel erkauft. Er hat sie umgehängt, schlägt sie mit den Stöcken, daß es eine Lust ist, und ein ganzer Halloh und Janhagel von Jungen und Kindern umringt ihn und folgt ihm unter dem ausgelassensten Lachen und Brüllen. Das genirt unsern Dzimken nicht. Er schlägt und wirbelt, so schlecht es auch ausfallen mag, sein Kalbsfell fort, und vollführt dabei ein gellendes Freudengeschrei und Jauchzen. Die Buben versperren ihm den Weg, lachen und schämen ihn aus, zupfen ihn von hinten, stoßen ihm an die Trommel, so daß er auf den Reifen oder gar vorbei schlägt, nie bringt es ihn außer Fassung, im Gegentheil, es macht ihm nun erst rechten Spaß, und er versucht sein Trommelstück immer wieder auf's Neue.

Ein anderer dieser gutmüthigen und in ihrer Art sehr bildungsbeflissenen Naturmenschen, der auch in seinem grobbraunen Kittel, mit Strohhut, Hals und Brust entblößt, auf Sandalen ausging, kehrt wie verwandelt aus der Stadt zurück. Auch ihm folgt ein Straßenschwarm. Unser Dzimke ahnt nicht, wie er sich in geschmacklicher Hinsicht verschlechtert hat, und träumt von einem Fortschrittssiege ohne Gleichen. Er hat sich eine Tuchmütze erkauft, die ihm zu groß ist, und die ihm die Jungen noch tiefer in's Gesicht rücken. Er trägt eine Halskravatte, die er aus Unkenntniß sich verkehrt angeschnallt hat, vor Allem aber entstellt ihn ein Leibrock oder sogenannter Frack aus blauem Tuche, dessen Aermeln der Mann längst entwachsen ist, dessen Taille nebst Knöpfen ihm hinten zwischen Nacken und Oberrücken sitzen, während die Schöße kaum decken, was sie doch decken sollen. Unglücklicher Weise aber erhielt der so urplötzlich Europäisirte im Trödel keine anständigen Beinkleider mehr, so daß die alten, graulinnenen Säcke um so mehr oberwärts sich bauschen, als der Hinterwäldler ein Paar Cavalleriestiefel sich erstand, die ihm auch wieder zu eng sind, was ihm allein dadurch vergütet wird, daß daran Sporen klirren. Wahrlich, unsere Modejournale könnten sich vorkommenden Falls aus solcher Geschmacksverbesserung, die keine ist, manches zur Warnung entnehmen. Oft gelingt sie aber auch an unserm Dzimken bis auf Ungestaltung des ganzen Menschen. Man erzählt von manchem jetzt wohlbemittelten, vielleicht sogar reichen Kaufherrn Königsbergs, er sei als der ärmste solcher Witinnenpolen nach unserer Stadt gekommen, habe mit dem Tauschhandel um Knöpfe und eine Kindertrompete angefangen, und mit dem Großhandel und einer Million aufgehört.

Neue Wunder und Poesieen der Wirklichkeit enthüllen sich, denen selbst die Langmuth und Schwerbeweglichkeit einer Dzimkenphantasie nicht gewachsen sind. Schon die Dampfschiffe machen ihr was zu schaffen, und geben ihr unlösbare Räthsel auf. Geräth aber ein solcher Naturſohn der polnischen Hinterwälder nun gar auf unsern Eisenbahnhof, der sich in der Nähe des Hafens prächtig erhebt und ausbreitet, so kann der Beobachter wahrnehmen, wie fast sinnestörend und vernichtend die neuesten Errungenschaften der Civilisation auf einen Menschen wirken, der sich fast noch im Naturzustande befindet. Der Wilde ist schon außer sich, wenn er zum ersten Male einen Menschen zu Pferde erblickt. Er hält Beide für ein Wesen. Was wird aber hier dem Dzimken zugemuthet! Er soll es natürlich finden, oder sich doch erklären, daß eine Wagenreihe im Fluge ankommt, die nicht von Pferden gezogen wird. Zumal aber das Ungeheuer vorne mit seinen Feueraugen und glühenden Füßen unten, mit seinen keuchenden und ächzenden Athemzügen, seiner Rauchsäule, die wie ein dicker Wasserstrahl in die Höhe schießt, wirkt auf unsern Witinnenfahrer, als kämen der Teufel, seine Großmutter und der ganze Hofstaat der Hölle an, er windet und krümmt sich, als ginge die satanische Sippschaft schon über seinen Leib weg und kreuzigt sich, um sich in seinem Entsetzen zu helfen, wie er eben kann.

Auf seinem Floßschiffe selbst vergeht einem solchen Dzimken, wenn er nicht besondere Arbeiten zu verrichten hat, der Tag in aller Eintönigkeit eines noch dürftigen Seelenlebens, welches aber dennoch durch die Eindrücke des Hafens und der Stadt Königsberg schon um etwas bereichert worden ist. Abends indessen, nach dem Leckermahle seines Erbsengerichts, wenn die Tage noch lang sind, giebt es einen Tanz im Kreise der Seinigen, auf dem Bollwerk, vor vielen Zuschauern. Den Tanz und die Violine liebt der Dzimke leidenschaftlich. Gesang hört man fast nie aus seinem Munde. Er tanzt musterhaft gewandt nach der Natur und nach der ihm angeborenen Anstelligkeit seiner Nationalität, aber er entlockt den drei oder drittehalb Saiten seiner Geige dafür auch Laute, daß man der kratzenden Schärfe des Durtons entlaufen möchte, wogegen der Mollton uns mit Wehmuth erfüllt. Ist der Tanzlehrer des Dzimken auch der Naturinstinkt und die Schule, die er gehabt, die erste beste Dorfschenke seiner Heimath, so führt er seine Masurka, seine Varsovienne, seine Polka doch mit einer Anmuth und Selbsterfindung durch, die uns in Erstaunen setzen. Seine Sandale hat eine Elasticität, eine Sprungfederkraft, deren nicht leicht ein Damenschuh fähig ist; sein Körper eine Geschmeidigkeit, Anempfindung und Hingebung, die sogar einem Vestris und einer Donna Pepita nicht trefflicher gelingen dürften. Dabei beobachtet er die Grenze und Sitte des ihm Angestammten, seiner Urväter, bei jedem Schritte und Tritte. Ungeachtet die polnische Nation längst aufgehört, eine zu sein, und bereits in aller Herren Ländern gedient hat, wird der Dzimke in seinem Tanz doch nie den Polen schuldig bleiben, und etwa in eine Kosacka überschweifen; zum besten Beweise, wie harmlos und naturfrisch, wie unangebrochen sich dieses

Völkchen noch erhalten hat. Man wird ordentlich gespannt, wie die Frauen und Mädchen, die hier leider fehlen, erst hüpfen und springen mögen, und vollends, wenn beide Geschlechter, wie daheim, im Tanz einander ergänzen. Aber an unserm Festabende wissen die Dzimken alles Fehlende zu ersetzen. Die Sprachtöne, die dann laut werden, tragen auch nicht wenig dazu bei, einen solchen Dzimkentanz zu beleben, und die etwas dünnen Töne der Violine zu schwellen. Es strömt uns aus diesen slavischen Schrei- und Lachlauten eine Fülle von Wohltönen, von Zierlichkeit, Liebreiz, Stattlichkeit und Hoheit entgegen, die uns entzücken. Die Consonanten, als die männlich kräftigen Elemente, werden in der Aussprache so geschnellt und den Vokalen so galant unterthänig gemacht, daß diese, als die weiblich zarteren Klänge, in aller Schönheit sich hervorthun dürfen, und ihre artigen Führer in jeder Bewegung beherrschen, so daß die Sprache der Dzimken selbst wieder zum Tanze wird, der den Tanz mit hörbarer Grazie begleitet. Kurz, man kann es, wenn man sich anders auf Beobachtung versteht, an diesen Tänzen der Naturföhne Polens recht wahrnehmen, wie liebenswürdig ein Volk oft auch noch in seinen letzten Ueberresten, wie das Volk als solches unter allen Umständen ist; wie alle Anmuth der Bildung, aller Liebreiz der Haltung und des Auftretens, alle Blüthen der Kultur im Volke selbst ihren Ursprung haben, wie verfeinert sie auch späterhin werden mögen, eine Verfeinerung, die dem tiefen Kenner oft gar nicht mehr genügt, weil er die Ueberfeinerung, das Anbrüchige darin schon wittert.

Es erfüllt den empfindsamen Königsberger immer mit einer gewissen Wehmuth, und mahnt ihn daran, daß der Spätsommer da ist, und die Störche in ferne Länder ziehen, wenn die ehrlichen Dzimken ihre Holzjurten des Wassers abbrechen. Schon haben sie das Dach abgetragen, traurig sehen uns die darunter stehenden Holzsparren an, ein Balken nach dem andern fällt, eine Latte löst sich nach der andern, jetzt nehmen sie auch den langen Prahm auseinander, und krabbeln nur noch über das Floß hin, bis auch dessen letztes Holzstück an's Land gebracht wird. Ihr Schiffsführer macht auch dieses Holz noch zu Geld, entläßt seine Leute, und sie ziehen gruppenweise über Land in ihre Heimath, um in den langen Winterabenden, wenn die Violine klingt, den Ihrigen zu erzählen von den wunderbaren Dingen, die sie in Königsberg erfahren haben.

Blätter und Blüthen.

Damentoilette sonst und jetzt. Man hört jetzt viele Klagen im Heere der Achäer, d. h. der Männer über zeit- und geldraubende tägliche Ausschmückung ihrer Weiber und Töchter. Allerdings ist es in manchem Damenankleidezimmer arg genug heut zu Tage, zumal wenn die Bewohnerinnen zu den vornehmen Unglücklichen gehören, die sich dem leibhaftigen Teufel mit Leib und Seele verschrieben haben. Wer ist aber der leibhaftige Teufel? Glaubt man in diesen aufgeklärten Zeiten doch nicht einmal mehr an einen bösen Geist, geschweige an das nordische Phantom mit Schweif und Pferdefuß. Nur der leibhaftige Teufel ist, mit Respekt zu sagen, die Mode, die herrschende aus Frankreich mit kostbarem, geschmacklosem, entstellendem Firlefanz aller Art. Sie ruinirt den schönsten Körper, die blühendste, graziöseste Gestalt und treibt mit der Zeit alle vernünftigen Gedanken aus dem Kopfe, alle noblen Gefühle aus dem Herzen. Sie zerbricht Herzensverhältnisse, die Kasse des Mannes, die Liebe der Liebenden, die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib und knüpft wohl gar abgebrochene Stücke aus Haus, Herd und Herz um die Ecke herum in der Fremde draußen an zur — Schmuggelwirthschaft. Im Allgemeinen darf man aber jetzt zur Ehre des weiblichen Geschlechts annehmen, daß sie zu gebildet, zu geschmackvoll, zu einsichtig sind, als daß sie sich von Mode- und Putzsucht sollten in Sclaverei führen lassen. Ein glatt sitzendes Kleid mit etwas Unterbau und Faltenwurf, ein Kragen, ein weißer Hals, rothe Lippen, weiße Zähne, ein hübsches, freundliches, reines Gesicht, ein Bischen viel Seilerarbeit und Korbflechterei auf dem Kopfe, eine natürliche, ungezwungene, graziöse Haltung, frisches Plaudern vom lieben Herzchen-weg — das ist Alles, was eine Schönheit jetziger Tage braucht und anwendet, um eine gute Toilette zu Stande zu bringen. Die große ästhetische Wahrheit: „Je einfacher und naturgemäßer, desto schöner," bricht sich langsam aber siegesgewiß Bahn, zumal wenn Männer und Mütter, Helden auf Freiersfüßen, Kleider- und Courmacher hübsch brechen helfen. Im Ganzen und im Vergleich zu frühern Zeiten dürfen wir uns, die wir Moos und Moneten für den Verschönerungstrieb unserer weiblichen Anhänge zusammenschwitzen müssen, schon jetzt glücklich preisen. Da ein großer Theil unseres Glückes im Vergleichen unserer an sich noch nicht ganz glücklichen Lage mit einer viel schlimmeren besteht, wollen wir Leser und Leserin einmal in das Boudoir einer römischen Dame zur Zeit der Poppäa und Agrippina (der römischen Kaiserzeit und des Verfalls) einführen.

Damals stand die Dame von Stande zwischen zehn bis zwölf Uhr Vormittags auf, um sich sofort in ein Bad zu begeben. Hier ließ sie sich von Sclavinnen waschen und mit Bimstein scheuern, bürsten und poliren. Von hier wurde sie in die Hände der Kosmeten, der Verschönerungs-Sclavinnen, abgeliefert. Diese Kosmeten (vom griechischen „Kosmos," Schönheit) waren im Besitze mancher Geheimnisse zur Verschönerung und Verjüngung der Haut und des Teints und Erhaltung der Gesundheit. Sobald sie das Bad verließ, wurde ihr Gesicht mit einem Kataplasma, mit einer Art Maske (von der Kaiserin Poppäa erfunden) überzogen, die sie blos abnahm, wenn sie ausfuhr und Besuche machen wollte, so daß Mann und Kinder sie selten von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekamen. Sie wollte nicht für die Leute zu Hause schön sein, sondern für die Welt draußen, um ihr Bewunderung und Huldigung, Vorzug vor andern Schönheiten abzunöthigen. Wenn sie Abends nach Hause fuhr, wurde die Maske wieder vorgesteckt und nicht selten des Nachts behalten, so daß der Mann oder die Mutter an ihrer Tochter nur eine Maske küßte. Früh entfernte zunächst eine Sclavin das „Schild der Schönheit," um das Gesicht der Gebieterin mit Eselsmilch zu reiben; dann kam (nach Plinius) gewöhnlich eine andere Sclavin, um das vereselte Gesicht durch Reiben mit Asche verbrannter Schnecken oder Ameisen zu verschönern, manchmal auch mit Honig, in welchem die Bienen geschmort worden waren, mit Hühnerfett und Zwiebeln und zuletzt Schwanenfett, dem man das Kunststück zuschrieb, Runzeln zu entfernen. Die nächste Sorge war nun, etwaige rothe Flecke durch Reiben mit Rosenöl wegzuradiren, Sommersprossen u. s. w. durch ein Stück in Corsicaöl getauchtes Schaffell. Jetzt kam der dritte Akt. Eine neue Sclavin tritt auf mit einer Pincette in der Hand, die feinsten, noch zu entdeckenden Härchen aus dem Gesichte zu zupfen und der Herrin die Zähne zu putzen, erst mit Wasser, dann mit gestoßenem Bimstein oder Marmor (wie noch jetzt in Rom). Eine andere Sclavin mußte ihr die Zähne mit Stachelschweinborsten stochern. Dieser Operation folgte von noch andern Sclavinnen das Anstreichen der Brauen und Liber und des Haupthaares (wozu gern griechische Sclavinnen zum Blondfärben gebraucht wurden). Wenn diese nicht ächt zu bekommen waren, mußten sich Einheimische griechisch umtaufen lassen. Darauf kam das Anstreichen der Lippen, die vorher mit der Asche verbrannter Mäuse gerieben worden waren, gemischt mit Fenchelwurzel. Nach dem Ankleiden schritt die Lieblingssclavin hervor, versteckt hinter einem großen Spiegel von polirtem Silber oder Gold, um der Herrin Gelegenheit zu geben, die Resultate dieser Mißhandlungen zu bewundern und zu prüfen. Der Spiegel war rund, mit kostbaren Steinen eingefaßt und mit einem Perlmuttergriff versehen. Mehrere dieser Spiegel fand man noch gut erhalten in den aufgegrabenen Ruinen von Herculanum und Pompeji.

Nach Plinius waren Spiegel von polirtem Silber schon so gemein, daß man sie nur noch in Ankleidezimmern der Sclavinnen fand. Jede Dame vom Stande mußte eine spiegelglatte Goldfläche haben, um sich darin zu bewundern. Manche dieser Spiegel waren so groß, daß die Dame ihre ganze verputzte und verschmierte Unnatur darin bewundern konnte. Nach Seneca waren diese Spiegel gleichwohl so kostbar, daß der Preis für einen einzigen die Summe überschritt, welche einst der Senat von Staatswegen der Tochter des berühmten Scipio als Ausstattung und Mitgift vermachte. Man kann sich denken, wie die römischen Männer auf diese Weise durch ihre Weiber und die Mode gestachelt wurden, die ganze Welt zu erobern und auszuplündern, nichts gelten zu lassen, als Raub, der Geld brachte, Moral, Ehre, Natur und Anstand mit Füßen zu treten und so sich und den ganzen einst glorreichen Staat bis auf viele Jahrhunderte zu ruiniren, denn es ließe sich leicht nachweisen, daß Italien in seinem jetzigen Elende unter Fremdherrschaft und der Sclaverei seiner eigenen Verkommenheit noch an den Sünden jener Zeit leidet, die sich von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Krankheit forterbten und der unnatürlichsten Tyrannei über Leib und Seelen Stätte bereiteten. Daran hatte die ehemalige Toilette römischer Damen Mitschuld und Mitgift, wie überhaupt das weibliche Geschlecht ohne alle politische Rechte in der Geschichte viel wichtiger ist, als sich Geschichtsprofessoren träumen lassen.

Unterricht in der musikalischen Composition

wird von Unterzeichnetem nach seiner schnell fördernden Methode fortwährend ertheilt. Jeder Schüler erhält einzeln Unterricht, und der Eintritt kann zu jeder beliebigen Zeit stattfinden.

Leipzig, im Oktober 1855.

J. C. Lobe, Professor.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nr. 29. Wien, 17. Juli 1870. I. Jahrg.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Ernst Keil.

Erscheint in 4 bis 5 Bogen. Preis des Vierteljahrgangs von 13 Nummern vierteljährlich 24 Kr. Ö. W. od. 6 Ngr.

Eine Stadt in der Luftperspective.

Von Ernst Keil.

Am 19. Juli 1870, spätestens am 20. Juli, wird es 25 Jahre her sein, daß ich, Ernst Keil, Begründer der „Gartenlaube", in Leipzig, Nr. 1 der Gartenlaube herausgab. Ich habe mir vorgenommen, an diesem Tage, wenn es mir möglich ist, eine Nummer der Gartenlaube zu veröffentlichen, welche ganz allein von mir geschrieben ist, und in welcher ich Alles, was mir in diesen 25 Jahren begegnet ist, was ich gethan und gelitten habe, was mich gefreut und betrübt hat, was mir Hoffnung und Muth gab, was mich niederdrückte, was mich aufrichtete, was mich zu Boden warf, was mich wieder emporhob, was mich zum Kampfe rief, was mich zum Frieden einlud, was mich zum Jubel stimmte, was mich zum Schweigen brachte, was mich zum Reden trieb, was mich zum Handeln aufforderte, was mich zum Dulden verurtheilte, was mich zum Leben ermuthigte, was mich zum Sterben bereit machte, was mich zum Lachen reizte, was mich zum Weinen brachte, was mich zum Lieben begeisterte, was mich zum Hassen verleitete, was mich zum Vertrauen einlud, was mich zum Mißtrauen mahnte, was mich zum Glauben bekehrte, was mich zum Zweifel verführte, was mich zum Gebet trieb, was mich zum Fluche hinriß, was mich zum Segnen bewog, was mich zum Verfluchen reizte, was mich zum Frieden stimmte, was mich zum Kampfe rief

haſt Du aber vergeſſen, den ich nachtrage, den nämlich, daß es uns ſchnell über die Haut kommt. In dieſem Falle führe ich Dich in die Holzhauerhütte, die uns ganz nahe liegt. Ottilie ſorgt dafür, daß wir weder Durſt, noch Hunger leiden müſſen, und mein alter Holzhauermeiſter Knipp ſoll Dir Geſchichten erzählen, von denen Du ja ein Freund biſt."

Damit war die Sache erledigt. Ottilie packte dem Jägerburſchen einen Korb voll Unentbehrlichkeiten des behaglichen Daſeins, auf die ſie ſich verſtand, und wir zogen zu Walde.

Der Abend war für die Jahreszeit wahrhaft ſchwül; aber auch die Befürchtung meines Freundes traf ein. Ehe wir unſere Stelle erreichten, rollte ſchon der Donner über unſern Häuptern, und wenn wir nicht durchweicht werden wollten, ohne doch auch nur im Entfernteſten unſern Zweck erreicht zu haben, blieb uns keine Wahl, als die Einkehr in der Holzhauerhütte.

Unweit eines hochemporragenden Grauwackengeſteins ſahen wir, von der Höhe niederſteigend, den Rauch der Hütte. Sie lehnte an dem Felſen, und ein Dreieck mächtiger Buchen ſicherte ihr Beſtand und Halt. Als eben die erſten, fetten Tropfen vom dunkeln Himmel niederfielen, erreichten wir ſie. Es war etwa acht Uhr, und die Nacht kam ſchnell und dunkel, denn der Himmel hatte den Wettermantel dicht zuſammengezogen. Blitze zuckten blendend am Himmel hin und der Donner grollte ſchon mit gewaltiger, wenn auch dumpfer Stimme.

Solch' eine Waldhütte iſt ein ganz eigenthümlicher, aber gegen Wind und Wetter ſchützender, ſehr ſolider Bau. Man muß eine geſehen haben, um ſich eine deutliche Vorſtellung davon zu machen. Junge, ſchlanke, hochſtämmige Bäume werden gehauen und im weiten Zirkel mit den dicken Enden in die Erde, Stamm an Stamm, eingerammt, und an einander dauerhaft befeſtigt. Oben werden die dünnen Enden zuſammengefügt und befeſtigt, ſo, daß die Hütte vollkommen die Geſtalt eines Zuckerhutes annimmt. Nun werden die Stämme ſo dicht, als es geſchehen kann, mit Reiſig durchflochten und zwar bis oben hin. So entſteht eine dichte Wand, die aber vor Regen und Luftzug noch nicht hinlänglichen Schutz gewähren würde. Hierzu kommen die abgeſchälten, großen Raſenſtücke, welche feucht auf das Reiſig geſchlagen werden, und zwar in mehrfachen Lagen, bis auch der allerwildeſten Laune des Wetters und der Ausdauer eines langathmigen Landregens eine Schutzwehr entgegen ſteht, vor der ihre Macht die Segel ſtreichen muß. Daß oben eine Art Schornſtein angebracht wird, um dem Rauche den freien Abzug zu bereiten, verſteht ſich von ſelbſt.

Iſt der Bau vollendet, ſo iſt die Thüre das Nächſte, woran man denkt. Groß iſt ſie nicht. Die Oeffnung bleibt zwiſchen zwei Bäumen, und um ſie gehörig ſchließen zu können, werden lange Reiſigbündel an zwei oder drei Stangen eng aneinander gebunden und von außen widergeſtellt. Nun iſt das Haus gebaut, und das Einrichten des Wohn- und Schlafraumes fordert die nöthige Aufmerkſamkeit. Ob dieſe überall gleich iſt, weiß ich nicht; darum will ich eben nur die unſere beſchreiben. Rechts von der Thüre ſtanden auf einer Erhöhung von Waldſteinen und Raſen zwei Eimer voll friſchen Quellwaſſers, das nicht ferne zu finden war. Von da an zogen ſich die Betten hin, und zwar rund herum an der Wand. In der Länge eines Mannes abgeſchnitten, waren drei mäßig dicke Stämme auf einander gelegt und an hinter ihnen eingerammte Pfähle oder Pfoſten befeſtigt. Sie bildeten eine Sitzbank und ſtanden ſo weit von der Wand ab, daß zwiſchen ihr und der Bank Raum blieb, um aus Moos und dürrem Laube eine hohe und weiche Schlafſtätte für je zwei Perſonen zu machen, die durch Querwände von ähnlicher Zuſammenſtellung geſchieden waren. Inmitten der Hütte ſtand der Herd, den eine derbe Steinplatte deckte. An den Wänden waren Holznägel eingeſchlagen, an denen Kleider, Vorräthe in Säcken, einiges Blechgeräthe, Sägen und dergleichen hingen. Links der Thüre lag das ſauber aufgeſchichtete Brennholz. Der Boden war reinlich gekehrt, und ich kann ſagen, daß es mich auf den erſten Blick in dem Raume anmuthete. Auch für den Oberförſter war ein ſolches Moosbette vorhanden, auf dem Zweie ſehr bequem Raum hatten. Es war mit reinem Linnen überdeckt und hatte zwei ebenſo überzogene Mooskiſſen. In der Nähe des Bettes ſtand ein roh aus Tannenbretern gemachtes Schränklein, darinnen ſeine Vorräthe aufgehoben zu werden pflegten. Eine Kaffeemühle und ein Waſſerkeſſel legten Zeugniß ab, wie gerne mein alter Freund die edle Flüſſigkeit liebte, welche das Abſud der Bohne Arabiens iſt.

Als wir eintraten, lag ein Haufe von Kohlen und heißer Aſche auf dem Herde, und der duftige Geruch gebratener Kartoffeln erfüllte die Hütte. Die matte Glut ließ drei oder vier Geſtalten erkennen, welche ſich bei unſerm Eintritte grüßend von den Sitzbalken erhoben, welche zugleich die Scheidewand der Bettſtellen bildeten.

„Guten Abend, Knipp!" grüßte der Oberförſter eine der im Dreiviertelbunkel ſtehenden Männergeſtalten. „Hat der Saveriges (wie das Volk den Namen: Xaverius ausſpricht) den Korb meiner Schweſter abgeſtellt?"

„Alles in Ordnung, Herr!" antwortete eine ſonore Stimme.

„Gut, aber ſchreitet an's Werk; die Kartoffeln ſind reif, wenn mich meine Witterung nicht im Stiche läßt," ſagte mein Freund.

Alsbald erſchien ein Jüngerer am Herde, ſcharrte die heißen gebratenen Kartoffeln in eine große, irdene Schüſſel und ſtellte ſie ſorgfältig in eine am Boden befindliche Vertiefung neben dem Herde, in welchem noch heiße Aſche lag, und legte dann auf die Kohlen geſpaltenes Holz, das ſchnell in heller Lohe aufging. Nun erſt zündete der Mann, welchen mein Freund mit dem Namen Knipp benannte, eine Oelampel an, die an einer einfachen Drahtkette hing, und jetzt war die Hütte ſo weit beleuchtet, daß man das Einzelne unterſcheiden konnte.

Knipp war ein Greis von etwa ſiebzig Jahren, aber noch ſo robuſt und ſchnellkräftig wie ein angehender Fünfziger. In ſeinem ſchönen Kopfe leuchteten klare, große Augen, die noch keiner Brille bedurften, und wäre ſein Haar nicht ſchneeweiß geweſen, Niemand würde ihn für ſo alt gehalten haben, als er war. Der Ausdruck ſeines Geſichtes war ernſt, ſinnig und doch milde. Der Jüngere war ſein Sohn, der die Befehle des Vaters mit großer Pünktlichkeit vollzog. Die Uebrigen waren gewöhnliche Menſchen, die mir kein Intereſſe einflößten.

Als die Flamme loderte, ſang bald das Waſſer im Keſſel; die Kaffeemühle raſſelte, und Knipp öffnete das Schränklein, aus dem er Milch und Anderes herausnahm. Kurz, ein herrlicher Kaffee labte uns, zu dem wir gebratene Kartoffeln mit Butter aßen, eine Zuſammengruppirung köſtlicher Art; dann ſchmeckte uns kalter Wildbraten und Wein vortrefflich und die Holzhauer waren unſere Gäſte, was ihnen ſehr wohlthat und gefiel.

Als Knipp Alles weggeräumt, ſetzten wir uns auf die Balken. Das Feuer verloſch und die kleine Lampe warf ihr düſtres Licht auf die Räume, die nur in ihrer nächſten Nähe heller beleuchtet waren. Die Pfeifen wurden gezündet und wir ſaßen gemüthlich beiſammen.

Draußen war indeſſen das Gewitter recht losgebrochen. Der Sturm tobte in den Buchen, in deren Schutz die Hütte ſtand, als wollte er ſie mit einem Athemzuge entwurzeln. Das rauſchte, heulte, krachte, als ſolle Alles in Trümmer gehen. Hätte die Hütte frei und nicht unter dem Schutze der drei Buchen und des Felſens geſtanden, der ſich hinter der mächtigen Baumgruppe und faſt bis zur Hälfte ihrer Höhe erhob, der Sturm hätte ſie uns, trotz ihrer ſtarken Bauart, über den Köpfen zuſammengeworfen. Vom Sturme gepeitſcht, ſchlug der Regen heftig gegen die Wände der Hütte und ich dachte jeden Augenblick, er würde uns überfluthen. Nur in der Ruhe Knipp's gewann ich Zutrauen in unſer Obdach. Die Blitze folgten ſich, ziſchend wie feurige Schlangen, die ſich verfolgen, und der Donner rollte und praſſelte furchtbar über die Wipfel des Waldes dahin.

„Das iſt wieder der Kopf der alten Burg," ſagte der Oberförſter zu Knipp, „der das Wetter hält!" Dieſer nickte. Fort und fort blieb das Wetter gleich ſtark, wild und grauſig. Plötzlich erhellte ein Blitz ſelbſt die Räume der Hütte; hell krachend folgte der Donnerſchlag. Knipp ließ die Pfeife aus dem Munde und ſagte: „Gott ſei uns gnädig!" — Dann athmete er tief auf und ſagte: „Nun hat es ſich entladen und ſich von der „„alten Burg"" losgemacht!"

Wirklich trat Ruhe in der Natur ein, aber die Stetigkeit, mit welcher jetzt der Regen zu fallen begann, ſchnitt uns jede Hoffnung der Rückkehr nach dem Forſthauſe in dieſer Nacht entſchieden ab.

„Nun, Knipp," ſagte der Oberförſter, als unſere Pfeifen dampften, „zum Heimgehen iſt weder das Wetter, noch der Waldweg angethan. Wir müſſen bleiben. Zum Schlafen fehlt uns auch noch die Luſt. Wißt Ihr was? Erzählt uns eine Geſchichte, die Ihr erlebt. Den Herrn hier werdet Ihr recht erfreuen! Und Ihr habt Manches in der Welt erlebt."

Der Alte lächelte. „Wenn Sie es ſo wollen," ſagte er, „da will

ich Ihnen wohl eine Geschichte erzählen, die in meine jungen Jahre fällt und an die ich durch Mattes hier erinnert werde. Die Personen, deren Unglück ich Ihnen jetzt erzählen will, habe ich selbst noch genau gekannt, und den Mann, der das Unglück anrichtete, kennen Alle, die den Hundsrücken kennen.

„Sie wissen," hob er an, „die Bäche, welche von der Höhe des Soon der Nahe zufließen, oder, vom Hundsrücken kommend, die Soon-Höhe durchbrechen und sich dann in die Nahe ergießen, haben sich alle tiefe Rinnsale in unvordenklicher Zeit gewühlt. Es sind wenige Thäler, als enge, tiefe, wilde Schluchten, die sich dann und wann einmal kesselartig zu einem lieblichen Thalgrunde erweitern, wo dann auch die Seiten der Berge mehr abgeflacht und dem Pfluge und der fleißigen Menschenhand zugänglich sind, während ihre Sohle saftige Wiesen birgt. In einem solchen Thalkessel, welchen ein wasserreicher Bach durchschäumte, liegt eine Mühle, die aber seit der Begebenheit, welche sie berühmt gemacht hat, schon dreimal ihren Herrn wechselte, und doch sind nicht eben der Jahre viele seitdem in's Land gegangen. Das hatte so seine Gründe, die freilich nicht eben gerade lustig zu hören und zu erzählen sind.

Die Mühle lag nicht eben sehr günstig, denn sie hatte zum nächsten Dorfe thalabwärts drei Viertelstunden, und zum nächsten im Gebirge eine gute pfälzer Stunde, die, wie wir hier zu sagen pflegen, der Fuchs gemessen hat, wobei er bei jedem Schritte die Schweiflänge zugab. Dennoch war sie diejenige, welche am Meisten zu thun hatte in der ganzen Umgegend. Sie hatte nämlich Wasser die Fülle durch's ganze Jahr und der Müller, ob er gleich als Hochmuthspinsel bekannt war und belacht wurde, war sehr thätig. So kam es, daß die Mühle nie leer wurde und der Müller immer reicher. Dennoch kam fast Niemand auf die Mühle. Er hatte drei Gäule, die ein schönes Gewicht wegzogen und der Mahlknecht führte die Frucht zu und das Mehl fort, und der Müller lebte wie ein Einsiedler. Er war Wittwer und sein einzig Kind war ein Müllerskind von wunderbarer Schönheit. Sie war in der Stadt erzogen worden bei einer Mutterschwester, und da wußte sie, daß sie schön und reich sei. Damals, sie war eben achtzehn Jahre alt und nichts Schöneres zu sehen, als Thalmüllers Grethchen, kamen alle Sonntage die jungen Bursche auf die Mühle, aber als sie merkten, daß entweder das Grethchen sie hänselte oder sich nichts um sie kümmerte, blieben sie weg und sagten: Die warte auf einen Grafen, ein ehrlicher Bauer oder Müller sei ihr zu geringe. Wahr ist es gewesen, und sie sagte es ohne Hehl, sie wolle nicht ihr Leben lang in den Kuhställen nachsehen oder Mühlstaub athmen; sie sei für etwas Besseres erzogen. Von da an wurde es wieder so stille auf der Mühle, wie früher. Das gefiel dennoch dem eitlen Grethchen nicht, und es hätte gar gerne einen hübschen Schatz gehabt, freilich keinen Bauer und keinen staubigen, mehligen Müller, die ihm beide ein Gräuel waren.

Nun wäre dazu Rath gewesen; denn damals diente als Mahlbursche nach pfalzischer Zunftordnung der Sohn des Müllers vom Huxbache drunten in der Mühle und der Jacob von der Huxmühle war ein bildhübscher, reicher und kreuzbraver Mensch, allein er war so schüchtern, daß sie ihn nur den Einfaltspinsel nannte, und ihren Narren mit ihm trieb oder ihn verächtlich über die Achsel ansah. Und doch war für sie die Zeit gekommen, wo sich so ein Mädchen verlieben muß, wie man sagt, und der Jacob hatte sie sterbenslieb. — Aber — der Jacob war ein mehliger, staubiger Müller und der Vater überließ ihm die Mühle ganz allein, während er sich mit dem Ackerbau abgab, was seine Liebhaberei war. Der Müller hätte nichts auf der Welt lieber gesehen, als der Jacob wäre sein Eidam geworden, denn er hatte ihn lieb, wie einen eigenen Sohn, und einen braveren, treueren Mühlburschen hatte er sein Lebetag nicht gehabt.

Der Alte hatte bei seinem stolzen Töchterlein wohl einmal, so wie man sagt, auf den Busch geklopft, aber da stieg dem Grethchen das Blut in die Wangen und Stirne und das holdselige Mädchen war gar nicht mehr hübsch, als es so zornig wurde und rund erklärte, sie nähme nie einen Bauer, noch weniger einen bestäubten Müller. Der Alte war, ohne daß er es merkte, unter den Pantoffel seines schönen Kindes gerathen, das so klug war, daß es schreiben konnte, wie der Schulmeister, rechnen, wie der Acciser und reden, wie ein Buch. Da zog er sich zurück, so sehr es ihn auch ärgerte, und verwünschte den Gedanken, das Mädel der Lenebas in der Stadt zur Aufstutzung übergeben zu haben. Sie hatte es aufgestutzt, daß es in die Mühle nicht mehr paßte, auf einen Karren zu lang, auf einen Wagen zu kurz war und doch in eine Chaise nicht paßte. „Das war schlimm! Herr Oberförster," sagte der alte Knipp einschaltend, „es ist nicht gut, wenn der Mensch aus seinen Fugen gehoben wird! Es muß Oberförster und Holzhauer in der Welt geben, und es ist nur gut, wenn Jeder recht auf seinem Platze steht. Denn wären wir alle Oberförster, so ständ's schlimm um's Holzhauen, und wären wir alle Holzhauer, so wär's bald aus mit dem Walde und dem Holzhauen. Ich sage das so als Beispiel. Wer's weiß, der versteht's!"

„Ihr habt Recht, Knipp, aber fahrt fort," sagte der Oberförster und Knipp gehorchte.

„Mit des Müllers Zorn währte es nicht lange. Wenn das Grethchen ihn anlächelte, dann war Alles vergessen. Er war in Summa ein Bischen wohl einfältig und das Mädel konnte mit ihm machen, was es wollte. Er tanzte, wie es pfiff. Das war das zweite Unglück im Hause, denn die Stadterziehung des Mädels war das erste.

An Freiern von Weit und Breit fehlte es nicht, denn das Mädel war Erbtochter und reich; aber Grethchen wollte absolut eine Liebschaft, wie sie in den Büchern stehen, aber so keine plumpe Freierei. Das verstand der Alte nicht, und schüttelte gar oft den Kopf, wenn sie rechts und links Körbe austheilte. Als der Jacob in's Haus kam, der so schlank und doch so kräftig, so blühend und frisch, so treu und hübsch war, dachte er, wenn's dem nicht glückt, dann geht das Mädel in's Kloster. Aber es glückte ihm nicht, und das Mädel war protestantisch, und da ist's nichts mit dem Kloster, und zu dem hatte es auch gar keine Lust.

Vor der Mühle ist ein großer Hofraum und mitten drinnen steht ein Nußbaum von ungeheurem Umfange. Seine Aeste beschatten den weiten Hofraum, und es ist der schönste Baum der Art, welchen ich jemals gesehen habe. Am Stamme dieses Baumes stand im Sommer Grethchens Nähtischlein und sie selbst saß daran, arbeitete und träumte mit offenen Augen, wie die Hasen schlafen, und ich glaube nicht, daß sie vom Ins-Kloster-Gehen träumte. Was sie aber träumte, weiß ich nicht. Sie war an einem Tage mutterseelenallein zu Hause, der Jacob mit Mehl in's Dorf hinunter, und der Müller mit dem Pfluge in den Acker gefahren, da hörte sie plötzlich rasche Tritte, blickte auf und sah vor sich einen jungen, ganz hübschen Jägersmann, bei dem ein großer, wildaussehender Hund war. Die Doppelflinte hing um die Achsel und im Büchsenranzen steckten Feldhühner, die er erlegt und von denen er gleich zweie dem Mädel darbrachte. Er war sehr höflich und sah aus, als gehöre ihm die Welt, wenigstens zu zwei Drittheilen. Er war von mittlerer Größe, mehr gewandt als kräftig. Sein Haar war reich, ziemlich dunkel und seine Augen lodernde Fackeln. Wenn auch der Jacob hunderttausend Mal schöner war und liebenswürdiger, der war doch so angethan, als wäre er überall sicher, daß ihm die Mädchen gut sein müßten, und es schien, als müsse er auch hier seiner Sache gewiß sein. Gerade so war seine Art. Aber dazu schlug er auch den rechten Weg hier ein. Aus seinen Augen sprach Bewunderung der Schönheit Grethchens. Er stand da, als wäre er eine Bildsäule, bezaubert und behext durch diese Schönheit; dann aber floß ihr Lob von seinen Lippen, daß eine Glut die andere über das Gesicht Grethchens jagte. Es war doch kurios! Hätte der gute Jacob so etwas gethan, sie hätte ihn mit Unwillen, ja mit Zorn zurückgewiesen. Hier that es ihr im Herzen wohl, so verlegen sie auch war, und wie sie sich auch wehren mochte, er fuhr dennoch fort. Ob er gleich wie vom Himmel gefallen erschien, so konnte sie ihm doch nicht grollen, und daß er etwas Rechtes sei, glaubte sie sicher, weil er so eine Art hatte. Endlich schien er sich zu besinnen, und bat sie flehentlich, ihm doch das nicht zu verargen, wozu ihn sein Herz getrieben. Nun, das wirkte noch mehr auf das Mädel ein und machte ihr vollends den Fremdling theuer.

Er bat sie um Milch und sie brachte sie ihm mit einem Lächeln, wie es der brave Jacob nie errungen hatte. Er erzählte ihr dann, er sei der Jäger des Barons, der jenseits der Berge sein Schloß habe. Dort wohnte ein Baron, der allerdings Wälder besaß, das wußte das Mädchen, und so fehlte nichts, was Zutrauen einflößen konnte, zumal, wenn das Herz schon in's Spiel gezogen worden ist. Er habe, erzählte er weiter, einen Stein im Brett bei dem Herrn Baron, und werde, ehe ein halbes Jahr in's Land gehe, Revierförster. Dann sei für ihn ausgesorgt, zumal er reicher Leute Kind sei von der Mosel her — und was er Alles plauderte, um dem Mädchen zu gefallen und sie kirre zu machen.

Nach zwei Stunden ging er, und wieder schlief er bis gegen Abend. Dann kam er zu mir und sagte, er habe sich ausgeschlafen und wolle jetzt mit mir spielen. Ich sagte ihm, daß ich nicht spielen könne, und daß er mich nicht stören solle. Er ging wieder.

Gestern sagte er, es sei ihm so, als ob er immer, wenn er mit mir spiele, mir etwas Gutes tue, und darum wolle er jetzt mit mir spielen. Ich sagte ihm, daß ich nicht spielen könne, und daß er mich nicht stören solle. Er ging wieder.

Heute sagte er, es sei ihm so, als ob er mir, wenn er mit mir spiele, etwas Gutes tue, und darum wolle er jetzt mit mir spielen. Ich sagte ihm, daß ich nicht spielen könne, und daß er mich nicht stören solle. Er ging wieder.

Heute Vormittag, als ich mich gerade zum Essen setzen wollte, kam er zu mir und sagte, er habe sich ausgeschlafen und wolle jetzt mit mir spielen. Ich sagte ihm, daß ich nicht spielen könne, und daß er mich nicht stören solle. Er ging wieder.

Nach der Mittagsruhe kam er wieder zu mir. Ich sagte ihm, daß ich nicht spielen könne, und daß er mich nicht stören solle. Er ging wieder.

Heute Abend kam er zu mir und sagte, es sei ihm so, als ob er immer, wenn er mit mir spiele, mir etwas Gutes tue, und darum wolle er jetzt mit mir spielen. Ich sagte ihm, daß ich nicht spielen könne, und daß er mich nicht stören solle. Er ging wieder.

Heute Nacht kam er zu mir und sagte, er habe sich ausgeschlafen und wolle jetzt mit mir spielen. Ich sagte ihm, daß ich nicht spielen könne, und daß er mich nicht stören solle. Er ging wieder.

Heute Vormittag sagte er, es sei ihm so, als ob er immer, wenn er mit mir spiele, mir etwas Gutes tue, und darum wolle er jetzt mit mir spielen. Ich sagte ihm, daß ich nicht spielen könne, und daß er mich nicht stören solle. Er ging wieder.

Heute M

Die malerischen Elemente aus der Architektur der Architektur.

Von Friedrich Kallenbach.

(Hiezu Tafelbeilage „Gotik und spanische Architektur.")

Das Bild, das wir unter dem Titel „Gotik und spanische Architektur" in unserer Tafelbeilage bringen, ist ein Ausschnitt aus dem Innern der Kathedrale von Burgos, jener Kathedrale, die Karl V. in seinem Testamente seinen Nachkommen als Begräbnisstätte bestimmte. Sie ist eine Schöpfung des Meisters Juan de Colonia, der auch die Kathedrale von Leon erbaute. Die Arbeiten begannen im Jahre 1221 und wurden unter Karl V. vollendet. Die Kathedrale ist ein Werk der Gotik, aber der spanischen Gotik. Wie kam diese dazu, ihr Gepräge zu erhalten? Wir können hier nicht die Geschichte der Architektur in Spanien schreiben, wir müssen uns darauf beschränken, einige Andeutungen zu machen, die dem Leser das Verständnis des Bildes erleichtern.

Kathedrale von Burgos.

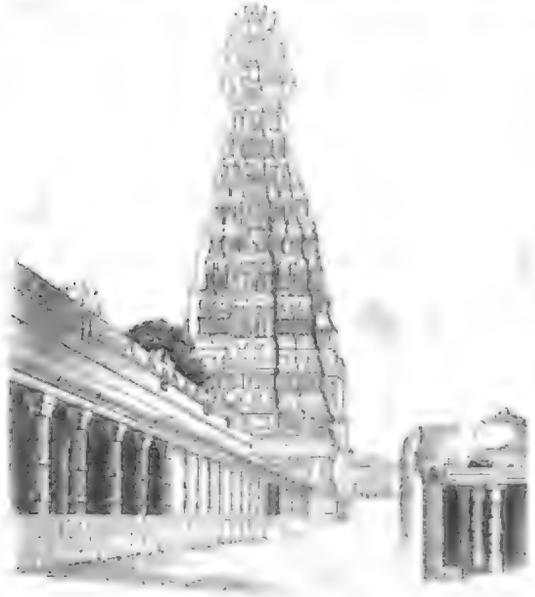
Die Gotik, deren Name auch ein wenig verunglückt ist, da sie nicht aus Gothien stammt, sondern in Frankreich entstand und dort ihre Blüte entfaltete, ist eine Schöpfung des Mittelalters. Sie ist ein Kind der Kirche, ihre Heimat ist das Kloster. Sie ist ein Ausdruck der Religiosität, der Weltentsagung, der Sehnsucht nach dem Himmel

sische Architectur, mit der griechischen (mit dorischem, ionischem und korinthischem Styl), etruskischen und römischen Baukunst; III. Uebergangs-Architectur, mit der altchristlichen Baukunst, dem Basiliken- und byzantinischen Centralbau; IV. Muhamedanische Architectur, der sich die russische Baukunst anschließt; V. Christlich-mittelalterliche Architectur mit dem romanischen und gothischen Style; VI. Neuere Architectur mit der Renaissance und der Baukunst des 19. Jahrhunderts.

A. Indische Baukunst.

Asien, die Wiege des Menschengeschlechtes, hat wohl die ältesten Werke der Baukunst (von 1000—2000 vor Chr. Geb.) aufzuweisen und zwar in Gestalt von Grottentempeln und Freibauten, d. s. freistehende religiöse Gebäude, wie pyramidenähnliche Tempel oder Tope's und Pagoden. — Die alten Inder oder Hindu's mit ihrer Sanskritsprache und ihrer unbestimmten, schwankenden Verehrung des Gottes Brahma (mit Siva und Wischnu zu einer Dreinigkeit gruppirt) und des Gottes Buddha, schufen enorme Bauten mit einer maaßlosen, aus den üppig wuchernden und mannigfaltigsten Naturerzeugnissen ihres Landes erwachsenen Phantasie und mit grenzenloser Willkür der Formbildung, ohne alle Schönheit, Harmonie und Klarheit. Es hat dies seinen Grund wahrscheinlich darin, daß sie bei geringer geistiger Bildung, in einem Lande der üppigsten Triebkraft, des jähesten Wechsels und der schärfsten Gegensätze in den Naturerscheinungen lebten und so zum Wunderlichen, Schwankenden, Uebermäßigen und Chaotischen hingeführt wurden. Es blieben sich die Inder auch in dieser Bauweise mehrere Jahrtausende ganz gleich, wie die Vergleichung der ältesten Grottentempel und der neuesten Pagode (von Jaggernaut; im Jahre 1198 nach Chr. vollendet) oder eines riesigen Saales zur Aufnahme der Pilger (Tschultri) zu Madura, im Jahre 1623 nach Chr. begonnen, auf's Deutlichste darthut. Jener Saal wird von 124 in vier Reihen gestellter Pfeiler getragen, deren jeder bis zum Kapitäl aus einem einzigen Granitblocke besteht; die Pfeiler sind auf allen Seiten so vollständig mit Ornamenten der wunderlichsten Art überladen, die Gesimse so vielgliederig in buntestem Formwechsel zusammengesetzt, die Sockel und Flächen der Pfeiler mit einem solchen Gewirr seltsamen Bildwerks bedeckt, daß das Auge rastlos in dieser gleichsam toll gewordenen Ornamentik umherirrt. — Nur geringe Fortschritte lassen sich bei der indischen Bauweise im Uebergange vom brahmanischen zum buddha'istischen Grottenbau, sowie von den Grottentempeln zum Freibau erkennen.

Die Grottentempel stellen weitläufige Höhlen dar, die im Granitkerne der Berge ausgehauen und bisweilen nach oben offen



Pagode von Madura.

sind, mit flacher Decke und Reihen von Pfeilern oder Säulen. Neben dem Haupttempel finden sich dann noch zahllose verbindende Treppen, Brücken und Kanäle, Vorhöfe, Corridore, Gallerien, Pilgersäle und Wasserbasins. Die umfänglichsten Grotten trifft man zu Ellora bei Bombay und im südlichen Dekan, unfern von Madras; letztere werden Mahamalaipur (Stadt des großen Berges) genannt und standen mit sieben frei gemauerten Pyramiden (Pagoden) in Verbindung. Die dem Gotte Brahma geweihten Grottentempel sind mit unzähligen und phantastischen Ornamenten übersäet, während die buddhaistischen einfacheren Tempelgrotten wenig bildliche Ausschmückungen und nur die Statue des Buddha mit über einander geschlagenen Beinen in kolossaler Größe enthalten. — Die Freibauten der Inder, wahrscheinlich buddhistischen Ursprungs und dem Todtenkultus geweiht (besonders auf Ceylon zu finden), waren seltsame, fast pyramidenförmige, hohe (bis zu 150 Fuß), aus Quadersteinen zusammengesetzte und aus vielen Etagen bestehende Bauwerke, wunderliche Zwitterdinge (thurmartige Grabmäler) von Pyramiden, Säulen, Kuppel und Thurm. Tope's nennt sie das Volk nach dem Sanskritworte „Stupa," welches Grabhügel, Thurm bedeutet; eine kleine viereckige Zelle in jeder Etage derselben enthielt Reliquien. Diese Freibauten standen gewöhnlich mit Tempeln, Pilgersälen, Säulenhallen, Basins u. dergl. in Verbindung, und bildeten dann in Gemeinschaft mit diesen die Pagoden (heiliges Haus), Gruppen von Bauwerken voll verwirrender Mannigfaltigkeit und seltsamer Phantastik. Die Südspitze des Dekan weist die meisten und bedeutendsten dieser Bauten auf; ungeheuer sind die Pagoden von Chillambrum, von Ramisseram und von Madura an der Coromandelküste.

B. Babylonisch-assyrische Baukunst.

Bei den Bewohnern von Mesopotamien, — welches, vom Euphrat und Tigris eingeschlossen und von jährlichen Ueberschwemmungen heimgesucht, Babylon und Ninive als die frühesten Hauptsitze der Kultur aufzuweisen hat, — war der Sinn, im geraden Gegensatze zu den phantastischen, schwärmerischen Indern, auf das Praktische rein weltlicher Zwecke gerichtet, auf Werke alltäglicher Nützlichkeit; daher ihre Wasserbauten, Dämme, Kanäle, Schutzmauern und Paläste, daher kein eigentlicher Tempelbau. Wie in Indien war aber auch hier das architectonische Streben auf Kolossalität der Anlagen und auf Luxus der Ausstattung gerichtet. Dort war es jedoch eine regellose Phantastik und Willkür, die sich in den abenteuerlichsten Formen berauschte, hier ist es eine nüchtern verständige Richtung, die in monotonen Wiederholungen sich hinschleppt. Der Kunstgeist der Inder war ein verzerrter, verworrener; den Babyloniern und Assyrern scheint ein eigentlich architectonischer Kunstgeist fast ganz gemangelt zu haben. Merkwürdig ist, daß das vornehmste Kriterion jedes Baustyles, die Art der Raumbedeckung, an allen babylonischen Werken nicht mehr zu erkennen ist. Wahrscheinlich waren hölzerne Decken und Dächer im Gebrauche, welche von hölzernen Säulen getragen wurden.

Unter den Bauwerken Babylons ragte der von Xerxes zerstörte Tempel des Belus oder Bal, des assyrischen Jupiters, durch seine Kolossalität hervor, sowie auch die beiden königlichen Paläste, deren jüngerer und prächtigerer dem großen Nebukadnezar seine Entstehung verdankte. Dieser König, welcher um 600 vor Chr. regierte, umgab auch die Stadt mit einer dreifachen Mauer und führte das Wunderwerk der hängenden Gärten (seiner medischen Gemahlin Nitokris zu Liebe) auf. Von allen diesen, aus Ziegeln aufgeführten Bauwerken ist Nichts erhalten als eine Reihe riesiger Schuttberge und wirrer Trümmerhaufen (zu Hillah am Ufer des Euphrat). — Auch die Bauwerke Niniveh's, die wenigstens 606 vor Chr. bestanden haben müssen, finden sich jetzt in der Nähe der Stadt Masul am Ufer des Tigris in ähnlichem Zustande der Zerstörung. Es scheinen hier mehrere Königspaläste dicht neben einander bestanden zu haben, wie die Ausgrabungen zu Nimrud beweisen.

C. Persische Baukunst.

Die drei Völkerstämme, die Baktrer, Meder und Perser, welche das Land vom Indus bis an den Tigris bewohnten, und den Gesammtnamen der Arier führten, heute aber unter der Bezeichnung des Zendvolkes bekannt sind, trugen gleichmäßig zu der Kulturentwickelung bei, welche ihren Höhepunkt zuletzt im persischen Reiche fand. Bei ihnen, welche der, einem einfachen Kultus (an Feueraltären) ergebenen Religion Zoroasters (welche in den heiligen Büchern der Zend-Avesta niedergelegt ist) huldigten, finden wir eine in vieler Hinsicht eigenthümliche Baukunst, die weniger poetisch-phantastisch, als verständig klar, frei und heiter, mehr auf den Palast

Schnitt durch die Mitte. Die Kugel ist mit Wasser gefüllt, das durch die Röhre eingegossen wird. Die Kugel wird dann auf den Ofen gesetzt, bis das Wasser kocht. Dann wird die Röhre mit einem Pfropfen verschlossen und die Kugel vom Ofen genommen. Nun kühlt man die Kugel mit kaltem Wasser ab, und es entsteht ein Vakuum.

Heron-Brunnen.

Heron-Brunnen mit Wasserfall.

Heron-Brunnen mit Springbrunnen.

Fig. 19. Heron-Brunnen.

Fig. 19 zeigt drei Heron-Brunnen. Der Heron-Brunnen ist ein Gefäß, das aus einem Behälter, einer Kugel und einer Röhre besteht. Die Kugel ist mit dem Behälter durch eine Röhre verbunden, die bis auf den Boden des Behälters reicht. Eine zweite Röhre verbindet die Kugel mit einem Gefäß, das sich über dem Behälter befindet. Wird nun Wasser in das obere Gefäß gegossen, so fließt es durch die Röhre in die Kugel und drückt die Luft in dem Behälter zusammen. Diese Luft drückt das Wasser durch die Röhre in die Höhe, und es entsteht ein Springbrunnen.

3. Kapillarität. Haarröhrchen.

Gießt man Wasser auf Löschpapier, so saugt es das Papier auf. Ebenso saugt Löschpapier Tinte auf. Diese Erscheinung nennt man Kapillarität. Sie kommt dadurch zustande, daß Flüssigkeiten in engen Röhren höher steigen als in weiten. Solche engen Röhren nennt man Haarröhrchen. Sie sind so eng, daß man sie kaum mit einem Haar ausfüllen kann. Die Kapillarität ist für das Leben der Pflanzen von großer Bedeutung. Durch die Kapillarität steigt das Wasser in den Pflanzen in die Höhe.

Fig. 20. Haarröhrchen.

Fig. 20 zeigt Haarröhrchen. Sie sind mit Wasser gefüllt. Das Wasser steigt in ihnen höher als außerhalb.

4. Die Luftpumpe.

Mit der Luftpumpe kann man die Luft aus einem Gefäß herauspumpen. Dadurch entsteht ein Vakuum. Die Luftpumpe besteht aus einem Stiefel, einem Kolben und einem Hahn. Der Kolben ist mit einer Stange versehen, die durch eine Stopfbüchse geht. Der Stiefel ist durch eine Röhre mit dem Hahn verbunden. Der Hahn hat drei Öffnungen. Durch eine Öffnung geht die Röhre, durch die zweite Öffnung geht eine Röhre, die in das Gefäß führt, aus dem die Luft herausgepumpt werden soll, und durch die dritte Öffnung geht eine Röhre, durch die die Luft ausströmt.

Fig. 21. Luftpumpe.

Fig. 21 zeigt eine Luftpumpe. Sie ist mit einer Glocke versehen, aus der die Luft herausgepumpt werden soll. Wenn der Kolben gehoben wird, so strömt die Luft aus der Glocke durch die Röhre in den Stiefel. Wird der Kolben gesenkt, so strömt die Luft durch die Röhre, die durch den Hahn geht, ins Freie. Wird der Kolben wieder gehoben

von Magdeburg nach Berlin und von Berlin nach Stettin, und Preußen hat sich in der Folge noch weiter ausgedehnt. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Postwagen, welche jetzt auf diesen Straßen fahren, ganz anders aussehen, als die, welche vor 100 Jahren darauf fuhren. Damals waren die Wagen noch ganz plump gebaut, und es ging sehr langsam damit vorwärts. Jetzt sind sie leicht und elegant, und fahren sehr schnell. Auch die Pferde, welche sie ziehen, sind jetzt viel besser, als damals. Damals waren sie klein und schlecht, jetzt sind sie groß und stark. Damals mußten sie oft ausruhen, jetzt können sie lange Zeit ohne Ruhe laufen. Damals mußten sie oft Hunger leiden, jetzt bekommen sie immer Futter genug. Damals mußten sie oft Schläge bekommen, jetzt werden sie gut behandelt. Damals mußten sie oft Schläge bekommen, jetzt werden sie gut behandelt. Damals mußten sie oft Schläge bekommen, jetzt werden sie gut behandelt. Damals mußten sie oft Schläge bekommen, jetzt werden sie gut behandelt.

Der neue englische Post-Wagen.

Der neue englische Post-Wagen.

Auf der Straße, die durch Berlin geht, und die Berlin mit Magdeburg verbindet, ist jetzt ein neuer Postwagen, der sehr schnell fährt. Er fährt in 12 Stunden 12 Meilen, das ist 1 Meile in 1 Stunde. Dieser Wagen ist nach dem Muster eines englischen Wagens gebaut. Er ist sehr leicht und elegant, und fährt sehr schnell. Auch die Pferde, welche ihn ziehen, sind sehr gut. Sie sind groß und stark, und können lange Zeit ohne Ruhe laufen. Sie bekommen immer Futter genug, und werden gut behandelt. Sie bekommen immer Futter genug, und werden gut behandelt. Sie bekommen immer Futter genug, und werden gut behandelt. Sie bekommen immer Futter genug, und werden gut behandelt.

verwandeln und die Hälfte der Zeit und der Kraftanstrengung in Fortbewegung von Lasten sparen. Mit recht großen Rädern und langen Schienen baute sich der Wagen gewiß auch immer die nöthigen Brücken über Gräben und kleine Abgründe. Die Erfindung wird ihre Zukunft haben. Vorläufig begnügen wir uns mit dem ordentlich witzig aussehenden Bilde eines Wagens, der sich immer so viel Eisenbahn selbst baut, als er gerade braucht, so recht dem alten Teufel zum Schure, der immer gerade so viel Weg verderben mußte, als die Equipage der ihm contraktlich verschriebenen Seele einnahm.

Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.

Nr. 8. Ein Abenteuer auf der Entenjagd.

Von den zwei Dutzend Arten wilder Enten, die es in Amerika giebt, hat keine so viel Ruf als die Canvas-(Segeltuch-) Ente (Anas vallisheria), deren Fleisch das schmackhafteste von allen ist und von den Kennern noch über das des Prairiehuhns und des westindischen Ortolans gesetzt wird. Sie ist nicht groß und wiegt selten mehr als drei Pfund, ihr Gefieder gleicht dem der wilden Ente Europa's, der Kopf ist dunkelbraun, die Brust schwarz und Rücken und Flügelspitzen bläulich-grau, und in solcher Weise von beiden Farben durchzogen, daß sie, freilich nur sehr entfernt, dem Gewebe des Segeltuches gleichen. Daher der Name des Vogels.

Sie gehört zu den Zugvögeln, wandert im Frühling nach den kalten Gegenden der Hudsonsbai und kehrt im October in ungeheuren Zügen nach den atlantischen Küsten zurück. Sie verbreitet sich nicht über die Fischwasserseen der Vereinigten Staaten, sondern bleibt in drei bis vier Buchten, von denen die Chesapeakebai ihren Hauptaufenthalt bildet, weil sie dort ihre Lieblingspflanze findet, die man gewöhnlich den wilden Selleri nennt. Diese hat lange, spitze, auf dem Wasser schwimmende Blätter, und ihre süßen Wurzeln geben der Canvas-Ente den angenehmen Geschmack, welcher ihr einen so hohen Preis auf den Märkten von New-York und Philadelphia sichert.

Ihre Jagd ist daher sehr einträglich. Sie sind jedoch schwer zu schießen, weil sie äußerst scheu sind, und es wäre kaum möglich, sie zu erlegen, wenn sie nicht zugleich sehr neugierig wären. Ein Hund, der am Ufer hin und her läuft, veranlaßt sie schon näher zu kommen, und bindet man diesem gar einen rothen Lappen um den Leib oder um den Schweif, so kann man darauf rechnen, sie in Schußweite zu bringen.

Als ich mich in der Nähe von Chesapeakebai bei einem Freunde befand, der dort eine Pflanzung hatte, beschloß ich natürlich, mich ebenfalls der Canvasjagd zu widmen, da auch mir der Braten dieser Vögel außerordentlich behagte. Dabei sollte mir indessen ein Abenteuer begegnen, an das ich mein Leben lang denken werde.

Mein Freund hatte nicht Zeit, mich zu begleiten, gab mir aber seinen Hühnerhund mit, der, wie er mir sagte, sich vortrefflich auf die Jagd verstand, und ich machte mich mit diesem auf den Weg, d. h. ich fuhr in einem Boot einen kleinen Fluß hinab, der zur Bai führte. Ich kam bald dahin, band mein Boot im Gebüsch fest und stellte mich dort auf den Anstand, indem ich den Hund aufforderte, seine Dienste zu thun. Zu meinem Verdruß wollte er mir aber nicht gehorchen, sondern weigerte sich absolut an's Wasser zu gehen und verkroch sich in's Gebüsch. Ich zog ihn heraus und nach dem Wasser, redete ihm zu, schalt, drohete ihm, Alles vergebens, er lief immer wieder zurück, und ich ärgerte mich doppelt, denn etwa eine halbe Meile vom Ufer saßen Tausende von Enten. Als ich sah, daß ich mit dem Hunde durchaus nichts anfangen konnte, weil ich ihm zu fremd war und er mir nicht folgen wollte, beschloß ich, in mein Boot zurückzukehren und zu versuchen, ob ich mich leise an die Enten heranrudern könnte, denn das war das Einzige, was mir jetzt noch übrig blieb, um zum Schuß zu kommen. Ich wollte das ungehorsame Thier gar nicht mitnehmen und rief ihm daher gar nicht zu, als der Hund indessen sah, daß ich nach dem Boote ging, folgte er mir und sprang noch vor mir in dasselbe. Ich dachte zuerst daran, ihn hinauszujagen, die Rücksicht auf meinen Freund gab mir indessen einen anderen Entschluß ein und ich ließ ihn ruhig liegen.

Bald dachte ich nur an die Enten, denn ihr Anblick erweckte in mir wahre Tantalus-Gelüste. Da saßen sie zu Hunderten bei einander, und wenn ich ihnen nur nahe genug zu kommen vermochte, konnte ich sie massenweise erlegen. Aber sobald ich diesen Punkt erreicht zu haben glaubte, verschwanden sie wieder. Ich sah daher ein, daß ich eine List gebrauchen mußte. Ich fuhr wieder an's Ufer zurück, hieb grüne Zweige ab und steckte diese in dem Boot auf, damit sie, diesem als Segel dienend, mich geräuschlos zu den Enten trügen. Das gewährte mir auch noch den Vortheil, daß ich mich vor der furchtbaren Hitze schützen konnte. Es war November und ein sogenannter alter Weibersommer mit wohl 90 Grad Hitze. Um einen andern Preis hätte ich mich dieser gewiß nicht ausgesetzt, aber die Aussicht auf eine gute Entenjagd verdiente schon dieses Opfer.

Als ich den Enten näher kam, hatte ich ein interessantes Schauspiel vor mir. Außer den Canvas-Enten sah ich noch Pfeifenten, die anders gefärbt waren. Diese waren schlechte Taucher, während die Canvas-Enten vortrefflich tauchten. Wenn sie daher mit ihrer Wurzelbeute zum Vorschein kamen, suchten die Pfeifenten sie ihnen zu rauben und warteten jedesmal geschickt das Emportauchen der Andern ab, so daß diese sich beraubt sahen, ehe sie zur Besinnung kamen. Da ihnen das Verfolgen der stärkeren Räuber unnütz erschien, entschlossen sie sich alsdann gewöhnlich dazu, von Neuem zu tauchen und Wurzeln zu suchen. Außerdem sah ich auch noch eine dritte Art, welche der gewöhnlichen wilden Ente glich und sich nur durch den Schnabel von der Canvas-Ente unterscheidet. Sie wird daher auch gewöhnlich als solche verkauft, ist aber nicht so viel werth, weil sie sich mit den grünen Blättern der Selleripflanze begnügt und sich nicht die Mühe nach den Wurzeln giebt, wie die Canvas-Enten.

Als ich den Vögeln nahe genug war, legte ich meine Flinte vorsichtig durch das Buschwerk, und hatte die Freude, nachdem ich zweimal gefeuert, wohl zwanzig Enten todt auf dem Wasser schwimmen zu sehen. Als der Rest des Schwarmes emporflatterte, rauschte es wie leiser Donner in der Luft.

Ich sollte aber nicht dazu kommen, die Zahl meiner Beute genau zu ermitteln, denn gleich nach dem Schuß nahm ein anderer Gegenstand meine Aufmerksamkeit in Anspruch, der mich bald alle Canvas-Enten vergessen ließ. Schon vorher hatte das Benehmen meines hündischen Gefährten ab und zu meine Augen auf diesen gelenkt. Ich hatte gesehen, wie er sich am Stern des Bootes, wo er lag, zuweilen aufgerichtet, mit den Zähnen gefletscht, dann geschüttelt und wieder niedergelegt hatte. Die Enten hatten mich indessen zu sehr beschäftigt, um Betrachtungen daran zu knüpfen. Jetzt nach dem zweiten Schusse sahe ich mit einem Male, daß der Hund in der Mitte des Bootes, nur drei Schritte von mir entfernt, mit den Vorderpfoten auf einem Sitz stand und mich anstierte. Seine Augen hatten einen wilden Ausdruck, die Zunge hing ihm aus dem Halse und von seinen Kiefern floß Schaum.

Der Hund war toll. Ich sahe es deutlich, denn ich kannte die Anzeichen der Tollwuth sehr wohl, und mich überkam daher, wie man denken kann, kein gelinder Schreck. Wenn der Hund auf mich zusprang, war ich verloren. Tod — sicherer Tod war mein Loos, denn es wäre mir fast unmöglich gewesen, ihn, ohne verletzt zu werden, von mir abzuwehren. Instinktmäßig setzte ich mich indessen in Vertheidigungszustand, indem ich nach meiner Flinte faßte. Sie war aber abgeschossen. Sollte ich sie laden? Eine Bewegung des Hundes zeigte mir, daß dies gefährlich gewesen wäre, denn er war offenbar in seiner Tollheit von dem richtigen Instinkt ergriffen, daß ich im Stande war, ihn zu tödten. Deshalb war er dem Schuß aufgesprungen und bedrohte mich. Mir [illegible] nichts Anderes übrig, als mit dem festgefaßten Ge[illegible] beweglich stehen zu bleiben, um ihn in dem [illegible] auf mich zuspringen würde, niederst[illegible] damit wäre eine große Gefah[illegible] das Boot war so klein [illegible] stehend das Gleic[illegible] Bewegung [illegible]

[illegible]rieb daher
[illegible]eher möglichst un-
[illegible]augenblick, wo der Hund
[illegible]augen zu können. Aber auch
[illegible] für mich verbunden gewesen, denn
[illegible]nd schlecht gebaut, daß ich nur mit Mühe
[illegible]gewicht in demselben erhielt. Bei einer heftigen
[illegible]äre es umgeschlagen, und da ich jetzt schon sehr weit

vom Ufer ab war, hätte ich dieses in den Kleidern und schweren Jagdstiefeln schwerlich erreichen können. Dieser Grund hielt mich auch ab, ohne Weiteres über Bord zu springen, und den Hund mit dem Boot seinem Verderben zu überlassen.

Das Beste, was ich thun konnte, war daher, den Hund so starr als möglich zu fixiren und ihn durch meine ruhige Haltung zu nöthigen, sich zurückzuziehen. Dies that ich auch eine Weile mit vollster Kaltblütigkeit. Darauf beunruhigte mich aber eine neue Beobachtung. Es hatte sich eine frische Briese erhoben und trieb mich mit meinen Laubsegeln der offenen See zu, und ungefähr eine halbe Meile vor mir zeigte sich eine Reihe von Klippen, an der mein Boot unfehlbar zerschellen mußte.

Diese Gefahr abzuwenden, mußte ich die Riemen ergreifen und das Boot aus der Strömung bringen. In dieser hätte ich einen gewissen Tod gefunden, den Hund konnte ich noch abwehren und er bildete daher die geringere Gefahr. Ich griff also nach einem Riemen, und als der Hund dies sah, mußte er sich seinerseits wohl für minder gefährdet halten, denn er zog sich auf sein früheres Lager zurück, und ich konnte mich zum Riemen niedersetzen. Ich hörte schon die Brandung rauschen, und es war die höchste Zeit, daß ich die Riemen gebrauchte. Nichts destoweniger führte ich rasch erst einen andern Entschluß aus. Ich behielt den Hund fest im Auge, der seinerseits jetzt furchtsam um sich blickte, und faßte leise nach dem Pulverhorn und Schrotbeutel in meiner Tasche, maß nach dem Gefühl eine Ladung ab und ließ sie in den Lauf gleiten. Als mir dies gelungen war, fühlte ich mich schon sicherer und lud den zweiten Lauf sorgsamer. Dann brachte ich das Gewehr ruhig in schußgerechte Stellung, wagte aber nicht, es an meine Backe zu heben und zu zielen, sondern maß die Richtung ebenfalls nach dem Gefühl ab und feuerte.

Ich hörte kaum den Hall des Schusses, so laut brüllte die See, aber ich sah den Hund sich überstürzen und in seinem Blute wälzen. Dies bewies mir, daß er schon hinlänglich getroffen sei, um unschädlich zu sein. Um ihn daher vollends zu beseitigen, legte ich das zweite Mal ordentlich an, zielte und streckte ihn unmittelbar darauf todt zu Boden. Jetzt legte ich mit aller Energie die Riemen ein, um mein schon auf den Wogen der See tanzendes Boot zu retten. Mit ein paar Schlägen warf ich es zurück und lenkte es darauf der Küste zu.

An meine Canvas-Enten dachte ich kaum mehr. Sie waren indessen längst fortgeschwemmt und eine Beute der Haifische geworden, und ich kümmerte mich auch nicht darum, denn ich war froh, daß ich der furchtbaren Gefahr entronnen war, und hatte keine größere Sehnsucht, als so schnell als möglich von dem Schauplatz derselben zu entkommen, und gelobte mir im Stillen, nie mehr mit einem mir unbekannten Hund auf die Entenjagd zu gehen.

Nr. 9. Eine Hirschjagd.

In Nordamerika giebt es sechs Arten Wild: das Musethier (Cervus alces), welches mit dem europäischen Elenn identisch ist, das Elenn (Cervus Canadensis), das dem europäischen Rothwild entspricht, das Dammwild, welches ebenfalls dem europäischen gleicht (Cervus Virginianus) und die Amerika allein gehörenden Arten des Caribou oder Rennthiers (Sarandus), des schwarzschweifigen (macrotis) und des langschwänzigen (leucurus) Maulthieres. Der Hirsch von Louisiana sowie das Mazama von Mexiko sind nur Spielarten des virginischen Hirsches. Diesen meint man gewöhnlich, wenn von Wild in Amerika die Rede ist, denn er ist am Weitesten verbreitet, und man findet ihn fast in allen Zonen von Nord- und Südamerika. Er ist das kleinste Wild, denn er wird nicht höher als drei Fuß und wiegt selten mehr als 500 Pfund, ist aber äußerst zierlich gebaut und sein Schaufelgeweih steht ihm ungemein stattlich. Dies „schwarzschwänzige" und „langschwänzige" Wild hält sich nur im fernen Westen, in Californien, dem Oregongebiet, den hochgelegenen Prairien und den Thälern der Rocky Mountains auf. Die Naturforscher haben es erst wenig beschrieben, und es ist eigentlich nur den Jägern bekannt. Das Caribou oder Rennthier findet man nur im hohen Norden und nicht innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten. Das Musethier ergeht sich dagegen bis an deren Nordrand. Eben da findet man auch das Elenn, das sich aber zugleich bis zu den gemäßigten Regionen, ja bis zum Süden von Texas hinabzieht.

Das Vorhandensein derselben Wildgattungen in Europa und Amerika beweist offenbar, daß es eine Periode gegeben haben muß, in der zwischen den nördlichen Theilen beider Continente eine Verbindung stattfand. Auch der Polarbär und die Polarfüchse beider gehören denselben Arten an.

Das amerikanische Dammwild ist ein werthvolles Thier, denn von ihm ist alles zu gebrauchen, das Fleisch, das Fell wie das Gehörn, und es ist sehr natürlich, daß ihm vielfach nachgestellt wird. Außer dem Menschen sind aber auch noch der Cougno, die Luchse, Wölfe und Wolverinen seine Feinde. Die Jäger behaupten, daß die Wölfe fünf gegen eins, das sie schießen, rauben. Wenn ihnen auch die alten Thiere entgehen, so fallen ihnen doch die Kälber zur Beute. Nichts destoweniger findet man sie noch überall in Fülle, und wo man die Wölfe auszurotten sucht und die Schonzeit inne hält, wie im Staate New-York, vermehrt sich ihre Anzahl sogar.

Man erlegt sie auf verschiedene Weise, vom Anstand aus, wo man sich aber sehr still verhalten muß, weil sie ebenso scheu als neugierig sind, oder durch Spüren im festgefrornen Schnee, in dem sie nur schlecht laufen können, weil er ihnen die Läufe zerschneidet. Ich wohnte einmal einer solchen Jagd bei, auf der wir zwanzig Stück an einem Morgen erlegten. Ferner läßt man sie mit Hunden jagen und folgt ihnen zu Pferd oder läßt sie durch Menschen und Hunde treiben wie in Europa. Endlich stellt man Nachtjagden an, indem man ein Feuer von Kienäpfeln in einer eisernen Pfanne anzündet und mit dieser den Wald durchstreift. Sehen die Thiere diesen sonderbaren Gegenstand, so kommen sie gewiß näher, und man kann ihre Augen, die wie Kohlen leuchten, deutlich unterscheiden und darauf zielen.

Als ich mich an der Jagd des Dammwildes hinlänglich gesättigt hatte, suchte ich die langschwänzigen Thiere im Westen auf. Ihre langen Ohren sowie ihre Schweife gaben ihnen in der That etwas Maulthierartiges, weshalb sie von den Trappern auch so genannt werden, sie gehören aber offenbar zum Dammwildgeschlecht, denn sie haben eben solches Gehörn und ihre Farbe ist röthlich braun, ihr Schweif jedoch an der Spitze schwarz, ihr Bau etwas kürzer und gedrungener. Beim Laufen springen sie mit allen Vieren zugleich, während die langschwänzige Art mehr im Trab wie das Dammwild läuft oder mit diesem und dem Springen abwechselt. Dabei halten die letztern ihren Schweif aufrecht, so daß sie einen ziemlich lächerlichen Anblick darbieten. Diese sind das kleinste Wild, denn sie wiegen selten mehr als hundert Pfund. Sie gleichen ganz dem Dammwild, bis auf den Schweif, der häufig achtzehn Zoll lang wird. Vom November bis April äsen sie in großen Heerden mit einander, dann trennen sich die Kühe, um zu werfen; am Liebsten halten sie sich in den parkähnlichen, offenen Waldstellen auf, wo sie eine fettere Weide und eine freiere Aussicht haben. Dort sieht man sie in ungeheuren Massen bei einander und sie geben solchen Landschaften ein eigenthümliches Leben.

Als ich mich in den Rocky Mountains in der Nähe von Fort Vancouver befand, begab ich mich einmal mit nur einem Diener begleitet auf die Jagd nach dem langschwänzigen Dammwild, die einen sonderbaren Verlauf nahm. Wir gingen lange Zeit einen Strom entlang, ohne auf Wild zu stoßen, so daß Dick, mein Diener, der ein erfahrener Jäger war, mir zuredete, landeinwärts zu gehen, wo wir gewiß auf Wild stoßen würden. Wir sahen auch alsbald verschiedene Stück, sie waren aber ungemein scheu und flohen mit einem pfeifenden Ton davon, der die andern ebenfalls zur Flucht trieb. Nicht lange darauf hörten wir, daß eine Parthie Indianer vor drei Tagen das Revier abgejagt habe und das Wild deshalb noch so scheu sei.

„Dann, Master," sagte Dick zu mir, „müssen wir's anders anfangen. Ich will Euch doch zum Schuß verhelfen. Kommt da hinunter nach dem Sumpf." Ich folgte ihm. „Seht Ihr die Pflanze da mit den breiten Blättern und den weißen Blüthen?"

„Ja." Ich kannte sie wohl, es war eine baumähnliche Pflanze, welche in der Botanik Heracleum lanatum heißt; was sie aber auf der Jagd nutzen sollte, war mir unbekannt.

Dick zeigte es mir. Er schnitt einen Zweig ab, etwa sechs Zoll lang, und richtete ihn zu einer Art Trompete zu. Als er den rechten Ton heraus hatte, sagte er mir, nun wolle er die Thiere schon rufen, ich solle mich ruhig hinter dem Gebüsch und schußfertig halten.

Es dauerte auch in der That nicht lange, so kam auf seine Töne ein Bock herbeigesprungen, der sich offenbar nach dem her-

ausfordernden Gegner umsah, denn Dick's Trompete gab ganz diesen Ton von sich, und um ihn noch täuschender zu machen, bewegte er es sich vor und rückwärts, wie der Bock es gethan haben würde. Als unser Bock bis auf zwanzig Schritt heran war, stutzte er, als wollte er sich doch erst von der Natur seines Feindes überzeugen, in demselben Augenblick drückte ich aber auch los und er blieb unter dem Feuer. Nachdem wir ihn abgeledert, hingen wir das Fleisch so hoch, daß die Wölfe es nicht erreichen konnten, und nicht lange darauf erlegte ich einen zweiten Bock. Nachher konnte ich aber nicht mehr zum Schuß kommen und Dick machte mir den Vorschlag, die Jagd in der Nacht bei Fackellicht fortzusetzen, wobei ich gewiß mehr Wild erlegen würde.

Da ich eine solche Jagd noch nicht mitgemacht hatte, ging ich sogleich darauf ein, und begab mich zunächst mit Dick, nachdem wir die besten Stücke aus dem erlegten Wild aufgepackt hatten, nach Hause, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Wir wollten unsere Leuchtpfannen in einem Boot aufpflanzen, und den Strom hinabfahrend, das zum Saufen an's Wasser gekommene Wild zu erlegen suchen. Dick hatte auf diese Weise häufig viel Wild erlegt und mir gefiel dieser Plan ebenfalls. Ich miethete daher ein Boot von einem Indianer, das freilich nur aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand, aber von Dick doch für ganz gut erklärt wurde, und er selbst sorgte für Kienäpfel und eine Rostpfanne. Als Alles an Bord war, zündeten wir unser Feuer an, das bald hell emporloderte, und ich übergab Dick das Steuerruder und setzte mich schußfertig nieder.

Die Scenerie des Flusses, über den wir sanft dahin glitten, gewährte einen prachtvollen Anblick. Es war Herbst und das Laub der Bäume hatte schon den köstlichen gelblich röthlichen Schimmer gewonnen, welcher die amerikanische Baumwelt vorzugsweise auszeichnet, dazu der Schimmer des Feuers, es war, als ob die ganze Landschaft in Grün, Gelb und Roth strahlte, während wir auf einer goldenen Glut dahin zu fahren schienen. Und dazwischen die alten bemoosten Felsstücke, man kann sich nichts Malerischeres denken. Lange Zeit hatte ich nur dafür Sinn und sah staunend auf die Landschaft.

„Da unten," rief mir jedoch Dick zu, indem er mich aus meinen Träumen weckte, und bald sahe ich in der Richtung, nach der er zeigte, folgend, ein Paar runde leuchtende Kugeln, die durch das Gebüsch funkelten.

Ich zielte, drückte los, das Echo brachte den Knall zurück, dann raschelte etwas am Ufer und gleich darauf folgte ein Plumpen, als sei etwas in's Wasser gestürzt.

„Wir haben ihn," sagte Dick, indem er nach dem Ufer steuerte und bald sahen wir einen prächtigen Bock vor uns im Wasser liegen. Dick zog ihn bei den Schaufeln heraus und brachte ihn in Sicherheit.

Wieder fuhren wir dann in die Mitte des Stromes, wieder leuchteten ein paar Augen durch das Dunkel, ich schoß und erlegte eine Rücke. Dann folgte ein zweiter und ein dritter Bock. Diese Jagd hat durchaus nichts Aufregendes und Ermüdendes an sich, und es war daher sehr natürlich, daß wir wenig an die Zeit und an den Rückweg dachten, obwohl wir in der Stunde wohl drei Meilen zurücklegten. Endlich wurden wir aber daran erinnert, weil uns die Munition für unsere Rostpfanne ausging. Dick hatte gerade den Rest aufgeschüttet und dies bemerkt, als ein Geräusch zu uns drang, das wie ein Wasserfall klang. Uns war dies jedoch nicht neu, da wir schon an mehreren Fällen kleinerer Ströme, die sich in den Fluß ergossen, vorbeigekommen waren; es war uns indessen jetzt, als sei das Geräusch gerade vor uns, und rühre von dem Flusse selbst her. Dick lenkte deshalb aus dem Strome, da er aber fand, daß der Fluß eine scharfe Wendung machte und dann ruhig dahin strömte, war er der Ansicht, daß der Fall doch seitwärts sei und von einem Nebenstrome herrühre, und ruderte daher wieder ruhig in die Mitte des Stromes zurück.

Bald darauf wurde meine Aufmerksamkeit durch ein paar leuchtende Kugeln am linken Ufer erregt, die feuriger waren, als ich sie bisher gesehen und offenbar keinem Wild angehörten. Der Raum zwischen ihnen war bei weitem größer und das Thier mußte einen größeren Kopf haben. Um so größer war für mich der Reiz zu schießen. Ich legte an und drückte gerade los, als mir Dick zurief: „Master, schießt nicht!" — Begierig sah ich nach dem Ufer, die Augen waren noch da und leuchteten furchtbarer als vorher.

Hatte ich gefehlt? Dick's Zuruf hatte mich etwas gestört und es war wohl möglich, daß ich nicht so sicher gezielt hatte als sonst. Gleich darauf traf aber ein Ton mein Ohr, den ich nur zu gut kannte und der es mir mit einem Male klar machte, weshalb Dick mich zurückhalten wollte, — das Schnorcheln des grauen Bären, das dem der Wildschweine ähnlich ist, wenn sie Furcht empfinden. Es war mir auch mit einem Male deutlich, daß ich ihn zwar getroffen, aber nur oberflächlich verletzt habe, denn er sprang plötzlich in's Wasser.

„Ach Gott, er kommt hinter uns her!" schrie Dick und gebrauchte sein Ruder mit aller Macht.

Der Sprung hatte den Bären aber so weit getragen, daß wir ihn unmittelbar darauf dicht bei unserm Boot sahen. Ein Schlag mit dem Ruder auf seine Schnautze trieb ihn indessen etwas zurück, während unser Boot rasch dahin glitt. Unsere Lage war aber dadurch unendlich peinvoll, daß unser Feuer nicht mehr hell genug leuchtete, und wir daher den Bären gar nicht sehen konnten. Wir hörten nur an seinem Schnaufen, daß er immer noch hinter uns her war und wußten, daß, wenn es ihm gelang, eine Tatze auf unser Boot zu legen, er dieses auch umstürzen und dies unser Tod sein würde. Dick ruderte daher mit Leibeskräften und ich hielt den Kolben meiner Büchse bereit, um ihn fortzustoßen, wenn er uns nahe käme, denn neu zu laden hatte ich im Finstern nicht gewagt.

So schossen wir mit Windeseile stromabwärts, als uns plötzlich eine neue Gefahr vor die Seele trat. Immer stärker hörten wir das Rauschen des Wasserfalles vor uns, und jetzt konnten wir nicht länger im Zweifel darüber sein, daß dieser von dem Fluß selbst herrührte. Wir schossen also gerade unserm Verderben zu und man kann sich denken, daß unsre Aufregung dadurch bedeutend wuchs. Wir ruderten mit allen Kräften, um nach dem Ufer zu gelangen, und uns gelang es auch, das Boot dahin zu wenden, als der Stern desselben an etwas Schweres stieß und gleich darauf gehoben wurde. Dies schüttelte die Kienäpfel, daß sie stärker emporflackerten und ihr Schimmer zeigte uns den furchtbaren Kopf und die Tatzen des Bären über dem Rand des Bootes. Der Bär hatte offenbar die Absicht, in das Boot hinein zu klettern. Unsere Gefahr war bis auf's Aeußerste gediehen, und das Bewußtsein hiervon ließ uns beinahe erstarren. Lenkten wir das Boot jetzt an das Ufer, so wurden wir die Beute des Bären und fuhren wir in den Strom zurück, so geriethen wir in ein paar Minuten in den Wasserfall. Wir wußten ungefähr, daß er fünfzig Fuß hoch sei, seine Höhe konnte aber auch hundert Fuß betragen, jedenfalls reichte sie hin, uns in die Ewigkeit zu befördern. Die Noth trieb uns indessen zum Handeln. Ich schlug auf den Bären los und rief Dick zu, er solle nur weiter nach dem Ufer halten. Besser einen Kampf mit dem Bären wagen, als in den Fällen ein sicheres Grab finden. Meine Hiebe wirkten, der Bär zog sich zurück und Dick ruderte mit allen Kräften, da — o Schreck, hält Dick plötzlich nur noch den Stiel seines Ruders in der Hand. Die Schaufel war abgebrochen, und der Strom ergriff uns wieder.

Jetzt waren wir rathlos. Nun konnten wir das Boot nicht mehr lenken und mußten über die Fälle. Auch an Hinausspringen war nicht mehr zu denken, der Strom hätte uns nicht mehr hinaus gelassen. Wir sahen dies Beide und saßen sprachlos da, unserer letzten Augenblicke wartend. Auch den Bären hörten wir noch immer, er hielt sich offenbar am Sterne fest. Das Boot schoß vorwärts wie ein Pfeil. Dann hörten wir einen lauten Krach, als wären wir auf einen harten Felsen gerathen. Das Wasser spritzte über uns, aber zu unserer Freude fühlten wir gleich darauf, daß wir noch am Leben waren, ebenso im Boote saßen wie vorher und ruhig über das Wasser glitten.

Es war ganz finster um uns, aber selbst in der Dunkelheit gewahrten wir, daß der Bär nicht weit von uns schwamm. Er hatte also die Reise mit uns gemacht, aber dadurch offenbar die Lust verloren, weiter mit uns anzubinden. Das Sturzbad hatte seinen Muth gekühlt, und er wandte sich dem Ufer zu. Dahin mußten auch wir zu gelangen suchen, denn unser Boot war voll Wasser. Wir ruderten daher so viel als möglich mit den Händen, bis wir die überhängenden Zweige eines Baumes erreichen und an diesem landen konnten. Dort befestigten wir das Boot, hingen das Wild auf den Baum und traten unsern Rückweg zu Fuß an.

Rhodus
1. Mandraki 2. Leuchtturm des Kolossos 3. Kolossos 4. Akropolis 5. Athenatempel 6. Artemistempel 7. Stadion 8. Theater 9. Asklepieion 10. Aphroditetempel 11. Dionysostempel 12. Gymnasion 13. Ptolemaion 14. Hippodrom 15. Nekropole 16. Nekropole 17. Nekropole 18. Nekropole 19. Nekropole 20. Nekropole 21. Nekropole 22. Nekropole 23. Nekropole 24. Nekropole 25. Nekropole 26. Nekropole 27. Nekropole 28. Nekropole 29. Nekropole 30. Nekropole 31. Nekropole 32. Nekropole 33. Nekropole 34. Nekropole 35. Nekropole 36. Nekropole 37. Nekropole 38. Nekropole 39. Nekropole 40. Nekropole 41. Nekropole 42. Nekropole 43. Nekropole 44. Nekropole 45. Nekropole 46. Nekropole 47. Nekropole 48. Nekropole 49. Nekropole 50. Nekropole 51. Nekropole 52. Nekropole 53. Nekropole 54. Nekropole 55. Nekropole 56. Nekropole 57. Nekropole 58. Nekropole 59. Nekropole 60. Nekropole 61. Nekropole 62. Nekropole 63. Nekropole 64. Nekropole 65. Nekropole 66. Nekropole 67. Nekropole 68. Nekropole 69. Nekropole 70. Nekropole 71. Nekropole 72. Nekropole 73. Nekropole 74. Nekropole 75. Nekropole 76. Nekropole 77. Nekropole 78. Nekropole 79. Nekropole 80. Nekropole 81. Nekropole 82. Nekropole 83. Nekropole 84. Nekropole 85. Nekropole 86. Nekropole 87. Nekropole 88. Nekropole 89. Nekropole 90. Nekropole 91. Nekropole 92. Nekropole 93. Nekropole 94. Nekropole 95. Nekropole 96. Nekropole 97. Nekropole 98. Nekropole 99. Nekropole 100. Nekropole

Am nächsten Morgen ging eine Jagdpartie aus, um das Wildpret zu holen und wo möglich das Canoe über die Strecke des Falles zurück zu tragen. Wir fanden jedoch, daß es so viel Schaden erlitten hatte, daß es den Transport nicht mehr verlohnte. Ich hatte daher noch das Vergnügen, mich mit dem alten Indianer über das Boot abfinden zu müssen, was nicht leicht war, aber nach überstandener Gefahr war das Erlebniß reichlich auch dieses Opfers werth.

Die Geschichte des Bieres.

Cerevisiam bibunt homines,
Animalia cetera fontes.
Altes Studentenlied.

Weiter und immer weiter dringt aus dem Baierlande König Gambrinus vor. Nach Westen und nach Norden hin wächst sein Reich, und immer wahrer wird die Behauptung, daß, während die romanischen Völker Weintrinker und die slavischen Verehrer des Branntweins sind, der deutschen Nation das Bier beschieden ist, immer dringender damit aber auch die Anforderung, daß man sich über dieses Geschenk der Vorsehung bewußt werde, und dazu beizutragen, ist Bestimmung des nachfolgenden cerevisiologischen Aufsatzes.

Nach dem Wasser, der Milch und dem Weine ist das Bier das älteste und verbreitetste Getränk. Schon die Hieroglyphen der Pyramiden am Nil erzählen von ihm, und selbst die Neger der Goldküste wissen es zu bereiten, indem sie es aus Mais brauen und den Hopfen durch eine bittere Wurzel ersetzen. Ja sogar die alten Mexikaner kannten ein Bier aus Mais, Honig und Aloe. Bier brauten auch die alten Griechen, wenn auch selten. Eigentliches Nationalgetränk jedoch war es nur bei unsern Urvätern, den Bewohnern der nordischen Wälder. Das älteste Bier wurde nur aus Gerstenmalz ohne Zusatz von Hopfen bereitet, und zwar braute jede Haushaltung für sich. Seine Vervollkommnung ist eine der Segnungen, welche wir den Klöstern verdanken. Die eigentliche Bierbrauerei aber bildete sich erst im 14. Jahrhunderte und zwar in den deutschen Städten aus und erlangte erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts den höchsten Grad der Vollkommenheit.

Wie entwickelt die edle Kunst der Bierbereitung damals schon war, zeigt Doctor Heinrich Knaust's 1575 erschienenes Buch: „Fünf Bücher von der Göttlichen und Edlen Gabe, der Philosophischen, hochtheuren und wunderbaren Kunst Bier zu brauen" — eine Schrift, von der wir im Folgenden nach Gustav Klemm's Kulturwissenschaft einen Auszug mittheilen.

Der Verfasser beschreibt zunächst die Art, wie Bier gewonnen wird, und zählt sodann die verschiedenen Sorten der in Deutschland gebrauten Biere auf. Als das beste aller weißen (d. h. Weizen)-Biere, preist er das von Hamburg. „Es giebt," sagt er, „gute und gesunde Feuchtigkeit, macht gut Geblüthe, man kriegt auch davon eine schöne Farbe, denn man findet und suchet zu Hamburg täglich nicht allein gar schöne und feine Frauen und Jungfrauen von Farben, sondern auch gar herzliche und wohlgestaltete feine Junggesellen und Männer." Man wendete dieses Bier auch als Arzenei an, indem man es mit friesischer Butter gemischt genoß. Doch sagt derselbe Schriftsteller, daß es, im Uebermaß getrunken, schade und das Gesicht verunziere. Andere norddeutsche Weizenbiere waren das Lübecker, „Israel" genannt, nach Doctor Knaust's Geschmack nicht so stark als das von Hamburg, aber stark nach Danzig sowie nach Kopenhagen und andern Städten Dänemarks verführt. Das Bier von Stade, fährt der Verfasser fort, ist ebenfalls weniger gut als das hamburgische. Allein die von Stade rühmen dasselbe dennoch und lassen kein fremdes Bier in ihre Stadt. Sie nennen's aber seiner Natur nach „Kater"; denn „es kratzet wie ein Kater den Menschen, der sein zu viel getrunken hat, des Morgens im Kopfe."

Ferner gelobt wird dagegen das Bier von Buxtehude und das weiße Bier von Lüneburg, welches den Namen „Benichen" führte, und „dessen man sich auch gar wohl satt trinken" konnte. Englisches Bier, das heißt wohl Ale, wurde in den Niederlanden, in Preußen, Schweden und Dänemark fleißig getrunken. In Braunschweig braute man neben der Mumme, von der später zu reden sein wird, auch ein trefflliches Weißbier. Dem Weißbiere von Magdeburg hatte man den wunderlichen Namen „Filz" gegeben. Das Bier der Bergstadt Goslar am Harze heißt gleich wie das Flüßchen, das durch die Stadt fließt, „Gose." Doctor Knaust sagt davon, es sei anfangs süß, werde aber später wie das hamburgische weinsäuerlich. Mehrere Orte, von denen das Buch Quedlinburg, Halberstadt, Blankenburg, Aschersleben, Wernigerode und Osterwick lobend namhaft macht, ahmten die Gose nach. Das börnburger Weißbier, nach Art der Gose gebraut, hatte den Beinamen „Störtenkerl", d. h. Stürz den Kerl, weil es den, der zu viel trank, niederwarf. „In Hannover, heißt es ferner, „braut man ein löstlich gut Bier von Weizen, „Broihane" genannt, süßes Geschmacks, starker Substanz und gutes Nutriments, was auch in umliegenden braunschweigischen Landen häufig gebraut wird. Es ist aber ein Broihane, das ist, von wegen seiner Natur so heiß, daß man einen Hahnen darinnen auf Sächsisch broien, auf gut Meißnisch brühen möchte, und glaube, daß es den Namen daher habe. Etliche aber wollen, daß der erste Brauer und Erfinder dieser neuen Bierart also geheißen habe." * Aehnliches Broihane-Bier wurde auch in Hildesheim und in Göttingen gebraut. In Nordheim, Alfeld und Gronau braute man Gose, in Boitzenburg dagegen ein außerordentlich starkes Bier, welches „Bindenkerl" oder „Bintenkerl", d. h. beiß den Kerl hieß. In dem Lande zu Polen, versichert Doctor Knaust, hat es auch gar gute Biere und sonderlich weiße oder Weizenbiere, die man des weinigen Geschmacks wegen gern trinkt. Sodann rühmt das Buch das prager Bier, das von Colberg, welches weit versendet wurde, das von Breslau, „Schöps" genannt, endlich das von Zittau.

Damit haben wir aber erst die Rundschau der im Jahre 1575 beliebten deutschen Weißbiere vollendet. Von den rothen oder Gerstenbieren ist dem Verfasser das von Danzig, „der anderen Prinzessin, die Oberhand und Regierung hat, und deren Hofgesind die andern deutschen Biere sind," bekannt. Es hat „eine gute schöne Farbe, guten Geruch, guten Geschmack, gute Substanz und durchaus ein gut Temperament, ist vollkommen, giebt ein gut Nutriment und Nahrung dem menschlichen Leibe, macht gutes Geblüt und gute Farbe. Im Uebermaß genossen aber bringt es rothe Augen, Podagra und Gichtbruch." Der Autor lobt dieses Bier aus eigener Erfahrung. Nach dem „Dantzscher" Biere läßt er das von Elbingen folgen, und als die besten pommerschen Sorten werden das von Stralsund und das von Stettin angeführt. Ferner loben die Pommern sehr das Bier „Pasanelle", welches in Pasewalk gebraut wird, sowie das von Stargard, Anclam, Greifswald und Demmin. In Mitteldeutschland kennt er als gute „rothe Biere" das breslauer, das von Bautzen („Klotzmilch" genannt), das von Görlitz, Cottbuß, Lübben, Lauben, Bischofswerda, Kamenz und Zittau. In Berlin, fährt er fort, wird gutes rothes Märzbier gebraut (der jetzige Lieblingstrank der Philister des Brennpunkts der Intelligenz, das moussirende Weißbier, ist deshalb spätern Ursprungs), desgleichen in Frankfurt a/O. und in Bernau. Von dem Biere von Ruppin sagt der wackere Doctor, daß „ein Mensch davon nicht unlustig, schwach, noch krank werde, es sei vielmehr eine halbe Arzenei, wie etliche Biere mehr sind." Als gute Biere dieser Art gelten ihm sodann die von Gardelegen, Soltwedel und Stendal, so wie das von Brandenburg, welches „der Alte Claus", und das von Angermünde, welches „Kuhschwanz" hieß. Das Sommer- und Winterbier von Rostock wurde weit nach Norden verschickt. Geringer war das von Wismar und Schwerin, etwas besser das von Güstrow. Das rothe Bier von Lüneburg war geachtet, Bremen braute neben einem guten weißen auch ein geschätztes rothes, und das rothe lübecker Bier wurde weit nach Osten und Westen in fremde Länder verschifft. Besondern Ruhmes end-

* Diese etlichen hatten Recht; denn der Erfinder dieses Bieres, welches noch jetzt in den genannten Städten und außerdem in Halle und Dessau, in Köthen und Blankenburg vorkommt, hieß Conrad Broiban.

lich erfreute sich die einfache und doppelte braunschweiger „Mumme", von der's noch jetzt im Liede heißt:

„Mumme smeckt noch mal sau'sten
As Tokai und Mosterwien."

Unter allen Sommer-, leichten oder hopfigen Gerstenbieren hatte das eimbecker Bier den Vorzug. Es war auch das Leibgetränk Doctor Luther's, der gern einen guten Tropfen trank und vom wittenberger Hofe bisweilen mit einem solchen versorgt wurde. „Das dritte Korn dazu," sagt unser würdiger Doctor, „ist Weizen; darum es auch für andern Gerstenbieren ein Ausbund ist und in fremde Lande geführt und allerwegen lieb und werth gehalten wird." Nach demselben wurde in Hamburg das stattliche Haus über dem Weinkeller das eimbeckische Haus genannt. Aehnliche Biere lieferten Göttingen, Osterwick, Stollberg und Wernigerode. Neben der Gose wurde in Quedlinburg ein gutes rothes Bier gebraut, das von unserm Autor sehr gerühmt wird. Ebenso lieferten Halberstadt, Blankenburg und Gandersheim, Helmstädt, Mansfeld und Eisleben treffliche Gerstenbiere. In Leimbach gab es ein Bier, welches den seltsamen Namen: „O wie" hatte. Die Städte und Städtchen im Dessauischen bleiben nicht zurück, ebensowenig Cassel, Marburg, Friedberg und Butzbach in Hessen.

Auffällig ist, daß der sorgsame Berichterstatter, dessen Angaben durchweg den Stempel eigener Erfahrung und gründlichen Studiums der Sache tragen, von den süddeutschen Bieren nichts zu melden weiß, die echt oder nachgeahmt jetzt allenthalben die Herrschaft erlangt haben. Möglich ist, daß seine Beobachtungen sich hier nicht weit genug erstreckten, möglich aber auch, daß es nichts zu beobachten gab, und daß man sich damals in Oesterreich, Baiern und Schwaben an den Wein hielt, den das Land selbst oder die Nachbarschaft erzeugte. Doctor Knauft meldet von Baiern, der großen modernen Bierquelle, nur, daß man in Würzburg angefangen habe, Bier zu brauen, da der Wein nicht gerathen wäre; die Brauer wären aber noch nicht recht in den Zug gekommen. Dagegen wurde ihm das bamberger Bier gelobt, welches man damals nach Frankfurt a. M., Mainz und selbst nach Nürnberg versendete.

Von Westfalen versichert der Doctor, daß es hier überall gute Biere gebe, namentlich in Minden, Hameln und Höxter. Im Kloster Corvei wurde ein vortreffliches Bier gebraut, auch hielt man hier auf große Vorräthe. Dort zeigte man auch eine Muhme des bunzlauer großen Topfes und des heidelberger Fasses, eine mächtige Biertonne, die auf dem einen Boden stand und mehr als zwanzig gewöhnlicher Mummenfässer in sich hielt. Sonst werden noch Paderborn, Münster und Soest genannt, wogegen von Cöln dasselbe gesagt wird, was von Würzburg bemerkt wurde.

Wieder nach Sachsen zurückgekehrt, spendet der Verfasser dem magdeburger Pfingstbier sein Lob, und erkennt hierauf das hallische, welches „Puff" hieß, sowie das von Wittenberg und Zerbst an. In Thüringen brauten außer den Städten, wie Weimar, Jena, Gotha, Eisenach und Sangerhausen auch verschiedene Dörfer und Schlösser gute Biere; doch wurden auch viele gute Sorten von auswärts, namentlich aus Torgau und Eimbeck eingeführt. Das erfurter Bier hatte den Spottnamen „Schlunze," war indeß nicht zu verachten. Das naumburger Gebräu endlich war so köstlich, daß von ihm das Sprichwort ging:

„Naumburger Bier
Ist der thüringer Malvasier."

Im Meißnerlande waren die Biere von Freiberg, Torgau und Leipzig (das in letzterm Orte hieß „Rastrum") berühmt. Außerdem aber nennt der Verfasser noch die von Wurzen, Belgern, Zwickau, Schneeberg und Chemnitz als beachtenswerth.

Nach dem dreißigjährigen Kriege nahm die Biererzeugung einen neuen Aufschwung, wie wir unter Anderm aus den seitdem erscheinenden, zum Theil höchst wunderlichen Spitznamen der Biere sehen, von denen wir im Folgenden die merkwürdigsten in alphabetischer Reihenfolge zur Erbauung aller Cerevisiologen mittheilen wollen. Altenburg hatte zu Anfang des 18. Jahrhunderts seinen „Rumpuff," Berlin sein „Kupenbier," Braunschweig sein „Salvatoröl," Breslau seinen „Tollen Wrangel," Buxtehude sein „Ich weiß nicht wie," Colberg sein „Black," Dassel im Braunschweig'schen seinen „Hund," Danzig seinen „Preusing," Ederndörfe seine „Kakabulle," Eisleben sein „Krabbel an die Wand," und seinen „Mord und Todtschlag," Erfurt sein „Ridgere," Frankfurt an der Oder seinen „Büffel" und seinen „Stöffeling." Gardelegen sein „Garley." In Gießen trank man „Nauf," in Glückstadt „Ramenach," in Güstrow „Knifenack," in Helmstedt „Klapitt," in Jena „Klatsche" und in der Umgegend „Dorfteufel" (jetzt Rosenbier, Lichtenhainer und Wöllnitzer), in Kiel „Witte," in Königsberg „Kolliter," in Königslutter „Duckstein," im Lande Hadeln „Sahldenkerl," in Liefland „Lorche," in Lübeck „Jrax," „Juckstrz" und „Hartenack." Der marburger Student schwelgte in einem Biere, welches „Junker" hieß. In Magdeburg erquickte der Kleinbürger sich an „Fischerling," in Merseburg an „Hetbehecker, Hobebänker und Kopreißer," in Mecklenburg an „Pipensteel" und „Klune," in Möllen (wo beiläufig der brave Eulenspiegel begraben liegt) an „Lauke," in Münster an „Koite," in Nauen an „Zitzenille," von der es hieß:

„Wer Zitzenille trinken will,
Muß drei Tage liegen still."

Sodann gab es in Nimwegen ein Bier, welches „Moll," in Osnabrück eines, das „Brusse" oder „Buse" hieß. Ferner braute man in Ratzeburg „Rummeldaus," in Riddagshausen im Braunschweigischen „Schüttelkopp," in Rostock „Oel," in Schöningen „Wittenkiel," in Torgau „Todtenkopf zur Fechte," in Weißenfels „Hempel," in Wernigerode „Lumpenbier," in Wettin „Keuterling," in Wittenberg „Kuckuk," in Wolgast „Horsing," in Wollin „Bockhänger," in Zerbst „Würze," ꝛc.

Sehr für unsere obige Ansicht, daß die Deutschen eine biertrinkende Nation seien, spricht die Bemerkung, daß der Wein, unbeschadet der Empfänglichkeit deutscher Zecher für seine Reize, kein gleich langes Register scherzhafter Namen aufweisen kann. Nur die schlechten Abarten, die Fahnenweine, die Reifbeißer, die Strumpf- und Dreimännerweine machen eine Ausnahme von dieser Regel, und nur hier und da erklingt ein Trinkspruch oder eine Zecherparole aus alter Zeit in die unsere herein wie folgende:

„Zu Bacharach am Rhein,
Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg am Stein
Wachsen die besten Wein."

Kommen wir indeß zurück zu unserm eigentlichen Gegenstande und zum Schlusse. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts machten sich die warmen Getränke, und vor Allem der Kaffee, namentlich unter den Vornehmen immermehr geltend, und so geschah es, daß die Brauerei etwas zurückging, und daß das Bier von den Tafeln der Wohlhabenden verschwand. Zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts aber und besonders nach Beendigung des Kriegs mit Napoleon fing man in Süddeutschland an die Biere auf eine eigenthümliche Art zu brauen. Die ersten Braustätten dieser Art waren Mannheim und Erlangen, welche beiden Orte sich bald einen ausgebreiteten Kundenkreis bildeten und ihr Gebräu weithin versendeten. Nürnberg und München folgten nach und verbesserten ihre Biere mehr und mehr. Allmälig ahmte man die neue Weise des Brauens auch anderwärts nach. Das baierische Bier kam in die Mode und drang immer weiter nach Norden vor, bis es sich, wenigstens in den Städten, die Alleinherrschaft errang, so daß nur noch hin und wieder einige altgläubige Gemüther an die Vorzüge jener hochberühmten Mummen, Gosen und Emibecke glauben, welche die Herzen unserer Väter und Großväter erfreuten und den seligen Heinrich Knauft, Doctor juris utriusque, zu so hohen Lobpreisungen veranlaßten.

Blätter und Blüthen.

Kriech- und Kletterpflanzen. Je künstlicher unser Leben wird, je mehr es sich von der Natur entfernt, desto eifriger sollten wir zu ihr zurückkehren und unter Anderem keine Straße, kein Haus, keine Mauer ohne Naturschmuck lassen*. Nichts sieht in meinen Augen barbarischer aus, als wenn gemiethete Leute das Gras, welches sich mühsam in einsamen Gegenden des städtischen Steinpflasters kärglichen Grund und Boden erobert hat,

* Wir wollen damit nicht die wirklich schönen Formen der Baukunst verpfuscht wissen. Diese bedürfen allerdings keines „Feigenblattes", womit schlechte Architekten ihre Blößen decken, aber die Zahl der Bauten, die sich in ihrer Schönheit Selbstzweck sind, ist ziemlich gering.

Ludwig Schmitt, und sah sie zuletzt, kurz vor seinem Tode, im Jahre 1867. Sie war damals eine Frau von 70 Jahren, aber noch rüstig und geistig frisch. Sie hatte ihren Mann überlebt und lebte in Wien bei ihrer Tochter, der Witwe des Professors Dr. Ludwig Schmitt. Ihr Sohn, Dr. Heinrich Schmitt, war damals Professor der Geschichte in Bonn. Ihr Enkel, Dr. Leopold Schmitt, ist jetzt Professor der Geschichte in Wien. Ihr Urenkel, Dr. Heinrich Schmitt, ist Professor der Geschichte in Graz. Ihr Urenkel, Dr. Leopold Schmitt, ist

Nr. 14. Illustrierte Familienblätter. Redigiert von Heinrich Stobl.

Die Gartenlaube

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg.

Illustrierte Zeitschrift für Familienblätter.

Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger.

Jährlich 52 Nr. 8 Bogen. Durch die Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 1½ Mk. zu haben.

Ein Gruß in der Fremdenstadt.

Von Ernst Ziel aus Hamburg.

Mit 1 Abbildung.

Die weiße Stadt lacht im Sonnenschein, sie lacht mit all ihren Kuppeln und Türmen, ihren Palästen, Villen und Gärten, ihren Kirchen und Moscheen.

Sie lacht, weil sie muß, weil sie es soll, weil sie es will, weil sie es kann, weil sie es gewohnt ist.

Sie lacht, weil sie es muß, weil sie sonst ihre Fremden verliert, weil sie sonst ihre Einnahmequellen versiegen sieht, weil sie sonst ihre Existenz in Frage gestellt sieht.

Sie lacht, weil sie es soll, weil sie sonst ihren Ruf als Fremdenstadt verliert, weil sie sonst ihren Ruf als Kurort einbüßt, weil sie sonst ihren Ruf als Winterstation verliert, weil sie sonst ihren Ruf als Luftkurort einbüßt, weil sie sonst ihren Ruf als Heilstätte verliert.

Sie lacht, weil sie es will, weil sie sonst ihre Fremden verliert, weil sie sonst ihre Einnahmequellen versiegen sieht, weil sie sonst ihre Existenz in Frage gestellt sieht.

Sie lacht, weil sie es kann, weil sie sonst ihre Fremden verliert, weil sie sonst ihre Einnahmequellen versiegen sieht, weil sie sonst ihre Existenz in Frage gestellt sieht.

Sie lacht, weil sie es gewohnt ist, weil sie sonst ihre Fremden verliert, weil sie sonst ihre Einnahmequellen versiegen sieht, weil sie sonst ihre Existenz in Frage gestellt sieht.

Sie lacht, weil sie lachen muß, weil sie lachen soll, weil sie lachen will, weil sie lachen kann, weil sie lachen gewohnt ist.

Sie lacht, weil sie lachen muß, weil sie sonst ihre Fremden verliert, weil sie sonst ihre Einnahmequellen versiegen sieht, weil sie sonst ihre Existenz in Frage gestellt sieht.

Sie lacht, weil sie lachen soll, weil sie sonst ihren Ruf als Fremdenstadt verliert, weil sie sonst ihren Ruf als Kurort einbüßt, weil sie sonst ihren Ruf als Winterstation verliert, weil sie sonst ihren Ruf als Luftkurort einbüßt, weil sie sonst ihren Ruf als Heilstätte verliert.

Sie lacht, weil sie lachen will, weil sie sonst ihre Fremden verliert, weil sie sonst ihre Einnahmequellen versiegen sieht, weil sie sonst ihre Existenz in Frage gestellt sieht.

Sie lacht, weil sie lachen kann, weil sie sonst ihre Fremden verliert, weil sie sonst ihre Einnahmequellen versiegen sieht, weil sie sonst ihre Existenz in Frage gestellt sieht.

Sie lacht, weil sie lachen

„Wenn dem so ist, thut es mir leid, Beide verhaften zu müssen," sagte der Wachtmeister. „Ich kann nicht drüber; ich muß sie dem Gerichte überliefern."

„Ich bürge mit Leib und Leben, Hab und Gut für sie!" sagte Jacob. „Laßt sie nur hier."

„Das kann mir nichts helfen!" sagte der Wachtmeister. „Sie werden als Hehler angesehen. Ich muß sie fesseln und abführen lassen."

In diesem Augenblicke schien Grethchen zum Leben und Bewußtsein zu erwachen und die Worte des Wachtmeisters verstanden zu haben. Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus und entsprang durch die Thüre der Stube. Draußen an der Hausthüre standen zwei Landdragoner mit gezückten Säbeln. Mit riesiger Kraft schleuderte sie Beide zur Seite. Der Wachtmeister wollte sie erhaschen, aber ein Stück ihres Kleides blieb in seiner Hand, sie aber entsprang, verfolgt von allen Dreien.

Oberhalb der Mühle war der reißende Bach in einem verhältnißmäßig engern, eingedämmten, sehr tiefen Kanal eingeengt, um den vollen Strahl auf die Mahlgänge zu leiten. Erlen und Weiden bildeten auf beiden Seiten eine dichte, dunkle Schutzwehr und ein schmaler Pfad führte daran hin.

Dorthin flog das Mädchen in der Hast der Verzweiflung, und zwischen den Erlen und Weiden verschwand sie, aber ein dumpfer Schall, wie wenn ein Körper in's Wasser stürzt, sagte den Verfolgern, was geschehen sei. —

Umsonst stürzte der Wachtmeister hinzu, bog die Zweige auseinander und griff in die eisige Flut. Die drängende Gewalt des Wassers hatte den Leib des Mädchens schon in die dunkle Tiefe gerissen, wo das gewaltige Getriebe zweier mächtiger Räder sich befand, die in diesem Augenblicke stockten.

Spät erst, als die Landdragoner von einer fruchtlosen Verfolgung zurückkamen, gelang es, den zum Entsetzen verstümmelten Leichnam des Mädchens aus den Rädern heraus zu schaffen, und selbst das geschah nicht ohne Gefahr. Der Müller war in einem Zustande völliger Stumpfheit. Es war so, als habe er nicht die geringste Theilnahme an Allem, was vorging.

Der Wachtmeister nahm ein Protokoll auf, und führte dann den Müller mit hinweg. Jacob blieb, weil es Pflicht war, bei dem Mühlburschen und der Magd in der Mühle. Wie es ihm um das Herz mochte gewesen sein?

Am andern Morgen ließ er im Dorfe, zu dem die Mühle gehörte, die Anzeige machen.

Grethchen wurde beerdigt ganz in der Stille. Wenige folgten der Leiche. Jacob ging hinter dem Sarge. Er stand lange am Grabe des Mädchens und seine Thränen rollten auf den frischen Hügel. Sie mußten ihn zur Mühle zurückfahren, wo er blieb, bis der Müller entlassen worden war.

Das war ein Wiedersehen!

„Ich kann kurz enden," sagte Knipp. „Der Müller folgte noch in dem folgenden Winter seinem Kinde, und vermachte alle seine Habe dem Jacob — der aber die Mühle nicht mehr betrat, denn als das frische Leben in der Natur sich regte, schloß er sein Auge für diese Welt, allgemein betrauert."

Knipp schwieg.

„Und der Schinderhannes?" fragte mein Freund.

„Er hat das Thal nie wieder betreten," entgegnete Knipp. „Wie es in seinem Innern stand — das weiß ich nicht!" —

Lange Zeit war es stille in der Waldhütte. Jeder hing seinen Gefühlen und Gedanken nach.

Draußen heulte der Sturm, als wolle er den Felsen über die uns bergende Hütte schleudern und die Buchen entwurzeln, die sie mit ihren Aesten bedeckten. Der Regen schlug heftig gegen die Wände der Waldhütte und vollendete so die schauerliche Stimmung, in die uns die Erzählung Knipp's versetzt hatte. Erst nach und nach entspann sich wieder das Gespräch, welches sich natürlich um die Person, die Bande und die Räubereien des Schinderhannes drehte, den Knipp noch von Angesicht gesehen, da er sein ganzes Leben im Walde verlebt hatte. Doch wollte die ernste Stimmung nicht weichen. Dem Oberförster war dies unangenehm. Er schlug mehrmals einen heitern Ton an, aber er verklang wieder ohne Wirkung und das Gespräch stockte nur zu bald wieder.

„Wenn wir nicht einschlafen sollen," sagte endlich mein Freund, „so muß ich denn auch eine Geschichte erzählen. Ihr kennt Alle den Wald, der sich unweit Oberstein, droben an der Nahe, gegen Südosten hinzieht. Er heißt die Winterhauch. Eine seltsame Sage geht von diesem Walde im Munde des Volkes in jener Gegend. Ich muß sie zuerst erzählen, weil sonst das Nachfolgende dunkel bliebe. Die Winterhauch gehörte in ihrer früher noch weit größeren Ausdehnung den Dynasten von Oberstein, den Herren von Falkenstein, die auf der Burg oberhalb Oberstein saßen, von der heute noch in schwindelnder Höhe über dem durch seine Achatschleifereien berühmten Städtchen ein Thurm thront, als letzter Rest der einst mächtigen Burg.

Einst lagen die Ritter in gewaltiger Fehde mit dem Erzbischof von Trier, der ihr Grenznachbar war. Der Erzbischof bedrängte sie hart, und sie boten in dieser Noth alle die um den mächtigen Wald der Winterhauch liegenden Dörfer auf, um ihnen im Kampfe zu helfen, versprachen aber den Leuten große Gerechtsame in diesem Walde für ihre Hülfe. Eine Urkunde wurde darüber aufgesetzt, welche unter der Platte des Hauptaltars in der Kirche zu Oberstein, die achtzig Stufen über dem Städtlein in einer Ausweitung des Felsens erbaut ist, geborgen wurde, damit sie durch das Allerheiligste vor jeder Frevlerhand beschützt werde.

Die Leute halfen wacker und der Kampf war siegreich für die Herren von Falkenstein. Nun kam es aber, daß die Bauern heillos in dem Walde wirthschafteten, nicht allein das Holz hieben, sondern auch das Wild erlegten, um ihre Saaten zu retten. Da gereuete die Herren ihr Zugeständniß, und sie hätten die Urkunde gerne vernichtet, wenn sie sich nicht vor dem Frevel entsetzt hätten. Einst saßen sie in einer finstern Nacht zusammen und zechten und wieder sprachen sie sich höchst mißvergnügt über die Zugeständnisse aus, denn die Jagd in der Winterhauch war fast nichts mehr.

Im Nebengemache hörten die Frauen die Wehklagen ihrer Eheherren, und Eine, keck und tollkühn, sagte: „Laßt uns hingehen und die Urkunde holen!" Zwar gab's da manch' Hinderniß zu besiegen, aber sie überwand sie alle, und so wanderten sie in dunkler Nacht zur Kirche, hoben die Platte und brachten die verhängnißvolle Urkunde, die nun unter lautem Jubel und Preis ihrer muthigen Frauen verbrannt wurde. Die Folge war, daß die Bediensteten der Herren die Bauern pönten. Das kam zum Prozesse, aber als die Bauern sich auf die Urkunde im heiligen Gewahrsam beriefen — fehlte sie, und sie verloren Prozeß und Gerechtsame. Solcher Frevel konnte aber nicht ungestraft bleiben. Alle bei dem Urkundenraube Betheiligten starben schnell hin und — gehen nun zur Zeit des Herbstes im Walde um unter gewaltigem Halloh und Jammern, Hundeheulen und Ach- und Weh. Begegnet ihnen Einer, so reichen sie ihm ein Pergament hin — will er es aber ergreifen, so rasen ihre feuerschnaubenden Rosse mit ihnen davon, und sie werden die Urkunde nicht los, die ihnen diese Qual bereitet.

„Das ist die in der Gegend allgemein bekannte und geglaubte Sage," sprach der Oberförster. „Das Stücklein aber, das vor vielen Jahren, als der Schinderhannes auch in der Winterhauch sein Wesen trieb, daran sich knüpfte, ist dieses.

Nicht ferne von der Winterhauch wohnte damals ein pensionirter birkenfeldischer Amtmann auf einem ihm gehörenden Hofgute, das er selbst bebaute. Er war ein steinreicher Mann und kolossaler Geizhals, dabei ehelos, dem eine alte Schabele Haus hielt. Wer ihn kannte, hatte oft seinen Aerger über des Mannes Bramarbasaden. Er sprach im ächten Jägerlatein von seinen Jagdabenteuern, und, da er mit den Forstbeamten gut stand, war er bei allen Jagden. Dennoch aber konnte er es sich nicht versagen, auch einmal auf eigene Faust in den Forst zu schlüpfen, um einen Rehbock zu blatten. Darüber freute er sich denn über die Maßen. Er spielte den Freigeist und war doch dabei voller Aberglauben; pries seinen unüberwindlichen Muth, und war feig, wie es nur möglich war. Vor dem Schinderhannes hatte er einen Todesschrecken, aber man konnte ihn alle Tage raketiren hören, er würde ihn niederschießen, wie einen tollen Hund, wenn er ihm nur einmal schußgerecht käme. Mit solchen Reden hoffte er den Räuber zu schrecken, und kramte sie darum überall freigebig aus. Der Mann war indessen genauer gekannt, als er meinte, und die Leute wußten, was sie von ihm zu halten hatten.

Einmal, zur Blatezeit, war der Herr Amtmann wieder ziemlich zeitig in den Wald geschlichen, um einen Spießer in seine Küche zu bringen, ohne Vorwissen des Forstbeamten. Er kannte die besten Wechsel in der Winterhauch und suchte sich einen aus, wo er sicher war.

Die Nacht kam schwarzdunkel und der Amtmann blatete. Das war nicht ohne Erfolg; als aber der Rehbock schreckte, fuhr

Ich habe mich nicht gewundert, daß Sie mich nicht besuchten, da Sie wußten, daß ich Ihnen nicht gut gesinnt bin. Ich habe Ihnen nicht geschrieben, weil ich Ihnen nichts zu sagen hatte. Ich habe Ihnen nicht geantwortet, weil ich Ihnen nichts zu antworten hatte. Ich habe Ihnen nicht gedankt, weil ich Ihnen nicht dankbar bin. Ich habe Ihnen nicht gratulirt, weil ich Ihnen nicht gratuliren wollte. Ich habe Ihnen nicht gedroht, weil ich Ihnen nicht drohen wollte. Ich habe Ihnen nicht geschmeichelt, weil ich Ihnen nicht schmeicheln wollte. Ich habe Ihnen nicht gefallen, weil ich Ihnen nicht gefallen wollte. Ich habe Ihnen nicht gedient, weil ich Ihnen nicht dienen wollte. Ich habe Ihnen nicht gehorcht, weil ich Ihnen nicht gehorchen wollte. Ich habe Ihnen nicht befohlen, weil ich Ihnen nicht befehlen wollte. Ich habe Ihnen nicht geschadet, weil ich Ihnen nicht schaden wollte. Ich habe Ihnen nicht geholfen, weil ich Ihnen nicht helfen wollte. Ich habe Ihnen nicht gedient, weil ich Ihnen nicht dienen wollte. Ich habe Ihnen nicht gehorcht, weil ich Ihnen nicht gehorchen wollte. Ich habe Ihnen nicht befohlen, weil ich Ihnen nicht befehlen wollte. Ich habe Ihnen nicht geschadet, weil ich Ihnen nicht schaden wollte. Ich habe Ihnen nicht geholfen, weil ich Ihnen nicht helfen wollte.

Ich habe mich nicht gewundert, daß Sie mich nicht besuchten, da Sie wußten, daß ich Ihnen nicht gut gesinnt bin. Ich habe Ihnen nicht geschrieben, weil ich Ihnen nichts zu sagen hatte. Ich habe Ihnen nicht geantwortet, weil ich Ihnen nichts zu antworten hatte. Ich habe Ihnen nicht gedankt, weil ich Ihnen nicht dankbar bin. Ich habe Ihnen nicht gratulirt, weil ich Ihnen nicht gratuliren wollte. Ich habe Ihnen nicht gedroht, weil ich Ihnen nicht drohen wollte. Ich habe Ihnen nicht geschmeichelt, weil ich Ihnen nicht schmeicheln wollte. Ich habe Ihnen nicht gefallen, weil ich Ihnen nicht gefallen wollte. Ich habe Ihnen nicht gedient, weil ich Ihnen nicht dienen wollte. Ich habe Ihnen nicht gehorcht, weil ich Ihnen nicht gehorchen wollte. Ich habe Ihnen nicht befohlen, weil ich Ihnen nicht befehlen wollte. Ich habe Ihnen nicht geschadet, weil ich Ihnen nicht schaden wollte. Ich habe Ihnen nicht geholfen, weil ich Ihnen nicht helfen wollte.

Gedankens fähig. Als er sich aber wieder erholt und sich zu dem Armen bückt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihm sei — ist er steif und eiskalt. Da ergreift ihn die Verzweiflung und er eilt in's Dorf, wo er sagt, was und wo es geschehen, und dann eilt er fort im Sturme nach der Stadt, wo er sich den Gerichten überliefert.

Die Leute, welche das wahre Verhältniß kannten, bedauerten in eben dem Grade und Maße den armen Simon, als den braven Schulmeister und seine trostlose Familie.

Simon wurde, wie es ja anders nicht kommen konnte, freigesprochen; aber nie, meine Herren, — sagte Knipp — habe ich einen Menschen gesehen, der tiefer in seinem Innern zerrissen, unglücklicher und elender gewesen wäre als Simon. Er wollte sogleich die Försterei aufgeben und Soldat werden, weil ihm in diesem Berufe ein schnellerer Tod in Aussicht zu stehen schien; allein der gute Oberförster nahm sich seiner an wie ein Vater, und der Pfarrer des Dorfes stand ihm darin wacker zur Seite. Sie bestimmten ihn, Förster zu bleiben, um seiner guten Mutter willen, die eine hochbetagte Frau war; aber der Oberförster wirkte es aus, daß er an die Obermosel versetzt wurde, damit ihm nicht alle Tage die bekannte Umgebung an sein Unglück erinnerte, und er wieder zur Ruhe käme. Die Stelle, welche er erhielt, war besser als die, welche er bis jetzt gehabt, und dies setzte ihn in den Stand, sein Gehalt mit der armen Wittwe und den Waisen des Erschossenen zu theilen. Und als nach etwa einem halben Jahre seine Mutter starb, gab er fast Alles an sie ab, da er schier keine Bedürfnisse hatte. Obwohl er in einem kleinen Städtlein wohnte, so führte er doch das Leben eines Einsiedlers. Er ging in sich gekehrt dahin, hatte mit keiner Seele Umgang und that gewissenhaft seine Pflicht. Was ihm begegnet war, wußte eigentlich im Orte Niemand, und so hielten ihn die Leute für gemüthskrank, bedauerten den schönen, jungen Mann und ließen ihn gehen.

Neben seinem Hause wohnte eine betagte Wittwe mit ihrer Tochter, die einen Kramladen hatte. Da kaufte Simon sein Pulver und seinen Schrot und was er etwa sonst brauchte. Diese Leute nahmen gar vielen Antheil an ihm, besonders das sechzehnjährige, sehr hübsche Mädchen. Das Mädchen faßte nach und nach eine lebhafte Neigung zu ihm. Der Gedanke war ihr erquicklich, wenn sie die Wolken von seiner Stirne scheuchen könnte, und sie konnte Stunden lang es sich ausmalen, wie sie ihn trösten und aufheitern wollte. Und doch war das Mädchen so stille und traurig, daß es Simon manchmal selbst auffiel. Ueberdies war in den Gesichtszügen des Mädchens etwas Bekanntes, was ihn, ohne daß er sich davon Rechenschaft geben konnte, ungemein anmuthete. Er sah sie nun öfter an, und auch in seinem Herzen erwachte eine Neigung zu dem holdseligen Annmichen, die immer tiefer wurzelte und den Gedanken in ihm weckte, mit ihr verbunden zu sein. Aber dachte er an sein Loos, dachte er, sie könne es erfahren, daß er einen Mord, wenn auch einen völlig unabsichtlichen, auf seiner Seele habe, so fürchtete er, sie würde sich mit Abscheu von ihm abwenden. Darum kämpfte er muthig gegen sein eigenes Herz und seine Neigung. Dennoch wurde seine Liebe stärker. Er sah es auch ein, daß dies vereinzelte Leben ihn nur immer trübseliger, maßleidiger und unglücklicher mache, und — da er deutliche Beweise der Liebe des Mädchens bemerkt zu haben glaubte, auch die Mutter stets so liebevoll und theilnehmend gegen ihn war, — so faßte er den Entschluß, um sie zu werben; aber sie mußte Alles wissen, Alles, ehe er sie um ihr Jawort bat. Er war zu ehrlich, etwas zu verschweigen.

So kam es denn, daß er öfter hinüberging, und länger weilte, als er nöthig hatte. Er erkannte es, daß ihm Mutter und Tochter sehr herzlich entgegenkamen. Das hatte so einige Monate gewährt, als der Winter kam, wo er manchmal am Abende drüben bei Mutter und Tochter zubrachte. In dem Städtchen sah man die Verbindung als eine gewisse an, obgleich von seiner Seite noch kein entscheidender Schritt gethan war. Eines Abends, wo er allein bei der Mutter war, faßte er den Muth, sie zu fragen, ob sie wohl in eine Verbindung zwischen ihm und Annmichen willigen würde. Die einfache, brave Frau nahm den ehrlichen Antrag freundlich auf und sagte ihm offen, wenn Annmichen mit ihm glücklich zu werden hoffe, so wolle sie freudig ihren Segen geben; jedoch müsse auch ihre Mutter einwilligen, denn Annmichen sei nur ihre angenommene Tochter und ein Bruderskind. Das hatte Simon, der mit sonst Niemandem Umgang hatte, nicht geahnet. Wahrscheinlich würde nun die Frau über Annmichens Herkunft sich weiter geäußert haben, allein es klingelte im Laden, und, da es schon spät war und Annmichen erst am andern Morgen von dem Besuche bei einer auf dem Lande wohnenden Freundin zurückkehrte, so nahm Simon einen herzlichen Abschied und ging heim, fest entschlossen, am andern Tage seine Angelegenheit zu einem, wie er hoffte, glücklichen Ende zu führen.

Wie glücklich ihn auch die Einwilligung der Nachbarin, und wie sehr ihn auch ihre Versicherung, die Mutter würde auch nichts gegen die Verbindung haben, froh machte, so lag es ihm doch unendlich schwer auf der Seele, daß er nicht anders konnte und durfte, als Annmichen Alles zu entdecken, was seine Seele belastete. Er betete zu Gott um Kraft dazu, und ging dann, als er Annmichen zurückkommen gesehen hatte, hinüber. Wahrscheinlich hatte ihre Tante oder Mutter ihr schon Alles vertraut, denn sie erglühte, als Simon in die Stube trat; aber dies Erglühen war der Art, daß Simon's Herz voll seliger Hoffnung wurde. Er setzte sich zu ihr und nahm ihre Hand, die sie ihm ließ, deren Beben aber er fühlte, obwohl die seine auch nicht ohne Beben war.

Die Alte dachte wohl, sie sei hier völlig überflüssig und mochte darin sehr Recht haben. Sie machte sich also im Laden und in der Küche allerlei Geschäfte und ließ die zwei jungen Leute allein.

Eine Weile saßen sie stille da, das Mädchen in peinlicher Erwartung, die aber dennoch wieder eine hoffnungsvolle war; er ringend mit dem Worte, das zwar sein Herz erfüllte, aber doch nicht über die Lippe wollte. Endlich fand er Muth und Wort. Sie hörte ihm gesenkten Blickes zu, als er ihr sagte, wie er sie liebgewonnen habe, und wie er keinen höhern Wunsch habe, als sie in sein Haus als sein liebes Weib einzuführen. Was er sagte, war so offen, treuherzig und ehrlich, daß sie, als er sie nun entschieden fragte, ihn mit einem Blicke ansah, in dem er ihre Liebe zu ihm lesen konnte und fest und freudig Ja sagte.

In diesem glücklichen Augenblicke vergaß er Alles, was er ihr vorher hatte sagen wollen und erst, als die Tante wieder kam und sie mit Freudenthränen segnete, kam ihm mit einem Male diese Erinnerung und fiel wie eine recht schwere Last auf seine Seele. Er fühlte, daß er Alles sagen müsse. Er begann daher davon zu reden, warum seine Seele so belastet und gedrückt sei, daß man ihn hier für halb geisteskrank halte; davon sei der Grund ein Unglück, das ihm passirt sei. Er nannte den Ort, wo er als Förster gestanden und den Namen des braven Lehrers, den er erschossen habe. Ein gellender Schrei entfuhr fast gleichzeitig den Lippen Annmichens und ihrer Tante.

Simon starrte sie erbleichend an. —

„Es war mein Bruder und Annmichens Vater!" rief die Tante voll Entsetzen.

Das Mädchen sank ohnmächtig in der Tante Arm.

Simon rührte sich nicht. Alles Leben schien aus ihm gewichen. Endlich richtete er sich auf, drückte einen Kuß auf des Mädchens erblichene Wange und wankte hinaus. — Er ging in seine Wohnung und nach einer halben Stunde sah man ihn mit raschen Schritten nach dem Walde gehen. Niemand aber sah ihn wiederkehren.

Die Leute meinten, er habe sich ein Leid angethan aus Verzweiflung, denn es blieb nun nicht verschwiegen, was geschehen war; aber dazu war Simon zu religiös. Vielmehr stellte es sich später heraus, daß er in fremde Kriegsdienste getreten war. Man hat indessen später nie wieder etwas von ihm gehört, und es ist zu vermuthen, daß ihm sein Leid doch noch das Herz gebrochen habe.

Und Annmichen? werdet Ihr fragen. Es war wohl schwer für das arme, brave Mädchen und sie war tief gebeugt. So frisch sie früher geblüht, so ist doch nachmals nie wieder eine Röthe auf ihre Wangen gekommen. Ihre Tante starb nicht lange nachher und hinterließ ihr Laden und Habe. Da fehlte es nicht an Freiern, auch nicht an braven jungen Männern darunter; aber sie verheirathete sich nie, sondern nahm ihre Mutter und Geschwister zu sich und half diese erziehen, die alle brav wurden und wohl versorgt in der Welt."

Knipp schwieg, denn seine Erzählung war zu Ende. Sie gab uns Gelegenheit zu manchem ernsten Gespräche; allein dies stockte am Ende auch wieder. Der Oberförster zog die Uhr, hielt sie gegen die Lampe und sagte: „Erst neun Uhr!"

(Schluß folgt.)

Karl von Rotteck.

Mitglied der Zweiten Kammer.

Karl von Rotteck.

Karl von Rotteck wurde 1775 zu Freiburg im Breisgau geboren. Sein Vater war Professor der Geschichte an der dortigen Universität. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, wurde er 1798 Professor der Geschichte an der Universität Freiburg, 1818 Mitglied der Ersten Kammer der Landstände, 1819 Geheimer Rath und 1820 Mitglied der Zweiten Kammer. Er starb 1840.

Rotteck war ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben, von großer Gelehrsamkeit und von einem edlen Charakter. Er war ein Freund der Freiheit und ein Feind der Willkür. Er war ein Freund des Volkes und ein Feind der Unterdrückung. Er war ein Freund der Wahrheit und ein Feind der Lüge. Er war ein Freund der Gerechtigkeit und ein Feind der Ungerechtigkeit. Er war ein Freund der Menschlichkeit und ein Feind der Unmenschlichkeit. Er war ein Freund der Vernunft und ein Feind der Unvernunft. Er war ein Freund der Tugend und ein Feind der Laster. Er war ein Freund der Ordnung und ein Feind der Unordnung. Er war ein Freund der Ruhe und ein Feind der Unruhe. Er war ein Freund der Sicherheit und ein Feind der Unsicherheit. Er war ein Freund der Wohlfahrt und ein Feind der Unwohlfahrt. Er war ein Freund der Glückseligkeit und ein Feind der Unglückseligkeit. Er war ein Freund der Freude und ein Feind der Traurigkeit. Er war ein Freund der Liebe und ein Feind der Feindschaft. Er war ein Freund der Eintracht und ein Feind der Zwietracht. Er war ein Freund der Einigkeit und ein Feind der Uneinigkeit. Er war ein Freund der Versöhnung und ein Feind der Entzweiung. Er war ein Freund der Verzeihung und ein Feind der Rache. Er war ein Freund der Barmherzigkeit und ein Feind der Grausamkeit. Er war ein Freund der Milde und ein Feind der Strenge. Er war ein Freund der Sanftmuth und ein Feind der Heftigkeit. Er war ein Freund der Geduld und ein Feind der Ungeduld. Er war ein Freund der Ausdauer und ein Feind der Unbeständigkeit. Er war ein Freund der Treue und ein Feind der Untreue. Er war ein Freund der Redlichkeit und ein Feind der Unredlichkeit. Er war ein Freund der Aufrichtigkeit und ein Feind der Falschheit. Er war ein Freund der Offenheit und ein Feind der Heimlichkeit. Er war ein Freund der Klarheit und ein Feind der Dunkelheit. Er war ein Freund der Einfachheit und ein Feind der Verwirrung. Er war ein Freund der Ordnung und ein Feind der Unordnung. Er war ein Freund der Ruhe und ein Feind der Unruhe. Er war ein Freund der Sicherheit und ein Feind der Unsicherheit. Er war ein Freund der Wohlfahrt und ein Feind der Unwohlfahrt. Er war ein Freund der Glückseligkeit und ein Feind der Unglückseligkeit. Er war ein Freund der Freude und ein Feind der Traurigkeit. Er war ein Freund der Liebe und ein Feind der Feindschaft. Er war ein Freund der Eintracht und ein Feind der Zwietracht. Er war ein Freund der Einigkeit und ein Feind der Uneinigkeit. Er war ein Freund der Versöhnung und ein Feind der Entzweiung. Er war ein Freund der Verzeihung und ein Feind der Rache. Er war ein Freund der Barmherzigkeit und ein Feind der Grausamkeit. Er war ein Freund der Milde und ein Feind der Strenge. Er war ein Freund der Sanftmuth und ein Feind der Heftigkeit. Er war ein Freund der Geduld und ein Feind der Ungeduld. Er war ein Freund der Ausdauer und ein Feind der Unbeständigkeit. Er war ein Freund der Treue und ein Feind der Untreue. Er war ein Freund der Redlichkeit und ein Feind der Unredlichkeit. Er war ein Freund der Aufrichtigkeit und ein Feind der Falschheit. Er war ein Freund der Offenheit und ein Feind der Heimlichkeit. Er war ein Freund der Klarheit und ein Feind der Dunkelheit. Er war ein Freund der Einfachheit und ein Feind der Verwirrung.

Hamburg, Carl Gustav Rosenhahn, Hamburg, Adolph Rosenhahn, Hamburg, Ernst Rosenhahn, Hamburg, Max Rosenhahn, Hamburg, Wilhelm Rosenhahn, Hamburg, Wilhelm Rosenhahn, Hamburg, Wilhelm

nach ihrem Dafürhalten bei seiner ausgezeichneten Befähigung nicht entgehen konnten, waren außer sich über diesen verzweifelten Entschluß, sich in einem unbekannten Winkel der Normandie zu verbergen, und so sein Licht unter den Scheffel zu stellen.

„Die Sonne scheint überall," gab Cuvier lächelnd zur Antwort, und den andern Tag packte er seinen kleinen Reisekoffer und reiste nach der Normandie ab.

Es war dies im Juli 1788. Es ist eine eigenthümliche Wahrnehmung, daß gerade das, was bei gewöhnlichen Naturen verderbenbringend wirkt, bei großen Männern die entgegengesetzte Wirkung hat. Wäre Cuvier eine jener Alltagsnaturen gewesen, die, herausgerissen aus ihrer Laufbahn, sich nun dem blinden Ungefähr überlassen und unrühmlich und unbekannt mit verfehltem Lebenszweck in irgend einem Winkel, einer Provinzialstadt verkümmern und zu Grunde gehen, so würden ohne Zweifel jene Umstände, die ihn zwei Mal aus seiner Laufbahn rissen, ihn denselben Ende entgegengeführt haben. Aber das Talent, der Genius bricht sich immer Bahn. In dem einsamen Schloß der Normandie am Meeresstrand vollendete Cuvier seine Bildung, zu der er den Grund in Mömpelgard und Stuttgart gelegt. Er sammelte am Ufer Mollusken und studirte ihre anatomischen Verhältnisse, und mehrere Mammuthsknochen, die man in der Nähe von Fécamp ausgrub, erweckten in ihm die Idee, eine Vergleichung der fossilen Knochen mit denen der jetzt lebenden Thiere anzustellen. Seine „Recherches sur les ossements fossiles" (Forschungen über die fossilen Gebeine) sind eine Frucht dieser Idee. Der Naturforscher von Fach weiß dieses Werk, voll der tiefsten, gründlichsten Forschungen, zu würdigen, wir begnügen uns, es hier anzuführen. Wie bescheiden Cuvier dabei war, und wie er auch in dieser Hinsicht als Beispiel aufgestellt werden kann, zeigen die Worte, welche er über seine damaligen schriftlichen Arbeiten, in denen er das Resultat seiner Forschungen niedergelegt, an einen Freund schrieb.

„Das Manuscript," schreibt er, „ist nur für mich bestimmt; ohne Zweifel ist alles darin Enthaltene schon bekannt und von den pariser Naturforschern schon besser erklärt worden; denn ich habe ohne Bücher und Sammlungen gearbeitet."

Hier war es auch, wo Cuvier mit dem berühmten Nationalökonom, dem Verfasser der Artikel über die Agricultur im Dictionaire de l'Encyclopédie méthodique, mit dem Abbé Tessier, bekannt wurde. Tessier hatte nämlich geglaubt, als Abbé unter der Schreckensherrschaft in Paris nicht sicher zu sein, und war deshalb als Regimentsarzt unter einem falschen Namen in die Armee eingetreten und lag zu seiner Zeit in Valmont in Garnison. Cuvier erkannte ihn, obgleich er ihn nie gesehen, doch augenblicklich an seinem Vortrag, den Tessier eines Abends in einer Zusammenkunft wissenschaftlich gebildeter Männer auf Schloß Fiquainville hielt, und worin er dieselben Ideen entwickelte, welche er in seinen Artikeln in obengenannter Zeitschrift dargelegt. Als Cuvier den verkappten Abbé mit seinem wahren Namen anredete und begrüßte, schrak Tessier zusammen und rief verzweifelt aus: „Ich bin entdeckt — ich bin verloren!" Cuvier beruhigte ihn, und von dieser Zeit an datirt sich seine Freundschaft mit Tessier, die ihn in die engste Verbindung mit einer Menge ausgezeichneter Gelehrten, wie Lacépède, Millin de Grandmaison, Geoffroy, Saint Hilaire u. A. brachte.

Die Verbindung mit diesen Männern lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn, und im Jahre 1795 wurde er, als er sich auf einer Reise in Paris befand, von der Regierung zum Mitglied für die Commission der Künste und nicht lange darauf zum Professor an der Centralschule des Pantheons ernannt.

Von jetzt an beginnt seine glänzende Laufbahn, die wir nur in kurzen, gedrängten Zügen darlegen wollen, um den gegebenen Raum nicht zu überschreiten. Schon im Juli 1795 wurde er als Substitut dem am Jardin des plantes als Professor der vergleichenden Anatomie angestellten Mertrud beigegeben. Ihm verdankt der Jardin des plantes die unübertroffene Sammlung für vergleichende Anatomie, die man jetzt noch in Paris bewundern kann.

Im Jahre 1796 wurde er Mitglied des Institut national und erhielt dabei die Stelle eines dritten Secretärs der Gesellschaft. Den ihm von dem damaligen General Buonaparte durch Berthollet gemachten Antrag, die Expedition nach Aegypten zu begleiten — im Frühjahr 1798 — lehnte er ab, da ihm die Sammlungen seines Museums im Jardin des plantes zu sehr am Herzen lagen. Im Jahre 1800 gab er seine Leçons d'anatomie comparée (Vorlesungen über vergleichende Anatomie) heraus und in demselben Jahre erhielt er am Collège de France die Stelle, welche bis jetzt Daubenton, Buffon's berühmter College, welcher mit diesem die Naturgeschichte der Säugethiere herausgab, inne gehabt hatte. Im Jahre 1802 wurde er von dem ersten Consul zu einem der sechs Generalinspecteren ernannt, welche in zweiunddreißig französischen Städten Lyceen errichten sollten. Der Sonnenschein des Glücks verließ ihn von da an niemals wieder.

Er wurde hintereinander zum Rath bei der kaiserlichen Universität, zum Maître des Requêtes im Staatsrath, im Jahre 1813 zum außerordentlichen kaiserlichen Commissär und 1814 zum Staatsrath ernannt. Ludwig XVIII. bestätigte ihn in seinen Aemtern, und 1819 wurde er Präsident des Comitées für die innern Angelegenheiten im Staatsrathe. Das Ministerium des Innern, welches man ihm antrug, lehnte er ab, weil er sich nicht zu einem Werkzeug der zurückgekehrten Emigrirten hergeben wollte. Er wurde Mitglied der Academie von Frankreich, Großmeister der Universität und Großoffizier der Ehrenlegion. —

Aber keinem der Sterblichen schenken die Götter ein ungetrübtes Glück. Von Ehrenbezeugungen und Würden überhäuft — war Cuvier unglücklich als Vater. Aus seiner Ehe mit Madame Duvancel, einer jungen, liebenswürdigen Wittwe, wurden ihm drei Kinder geboren, von denen keins den Vater überlebte. Es war im Jahr 1827, als ihm der Tod auch das letzte Kind, seine einzige, schöne, zweiundzwanzigjährige Tochter Clementine raubte, kurz vor ihrer Vermählung. Der Schmerz darüber warf den Greis, dessen Haare von Arbeit und Nachtwachen gebleicht, auf's Krankenlager. Als er nach seiner Wiedergenesung wieder in den Staatsrath, dessen Präsident er war, erschien, leitete er ruhig und gefaßt die Verhandlungen, wie er aber das Resumé geben sollte, da übermannte ihn von Neuem der Schmerz und Thränen traten in seine Augen. Er senkte das Haupt auf den Tisch und verhüllte sich das Gesicht mit den Händen. Tiefe, stumme Wehmuth herrschte in der Versammlung der Räthe. Endlich erhob Cuvier das Haupt wieder und sprach:

„Verzeihen Sie, meine Herren — ich war Vater und habe Alles verloren." Hierauf setzte er die Verhandlungen fort.

Nach der Julirevolution ernannte ihn Ludwig Philipp zum Pair von Frankreich, und schon war das königliche Decret, welches ihn an die Spitze des Staatsraths rief, ausgefertigt, als ihn der Tod am 13. Mai 1832 inmitten seiner Thätigkeit ereilte.

„Die Willensnerven sind die leidenden Theile," sprach er kurz vor dem Augenblick des Sterbens, indem er sich dabei an die neuen neurologischen Entdeckungen Bell's und Scarpa's erinnerte. In der zweiten Nachmittagsstunde des 13. Mai brach sein strahlendes Auge, über seine Stirn flog der Schatten des Todes, und die Welt war um einen ihrer großen Bürger und Naturforscher ärmer. —

Gegen Beutelschneider-Charlatanerien.

I. Geheimmittel.

Trotz aller Civilisation und Kultur in unserer Zeit erscheint die jetzige, selbst die sogenannte gebildete Menschheit doch beklagenswerth, ja verächtlich unwissend und ungebildet, sobald das Heilen von Krankheiten in Frage kommt. Nicht genug, daß jeder Ignorant, der weder von den Naturgesetzen, noch von den Einrichtungen im gesunden und kranken menschlichen Körper die leiseste Ahnung hat, ganz keck sein Urtheil und seinen Rath über Krankheit, Arzt, Arzneimittel und Heilmethoden abgiebt, nein! er kurirt auch selbst in's Blaue hinein, unbekümmert darum, ob er Schaden anrichtet oder nicht. Es wächst ferner die Zahl der verschiedenartigsten Charlatanerien tagtäglich und findet fortwährend gesteigerten Anklang. — Forscht man nach der Ursache, weshalb

eine so große Menge Laien den unglaublichsten und lächerlichsten Charlatanerien hold sind, und warum sich so Viele in medicinischen Angelegenheiten um Vieles weiser dünken, als Männer, die Jahre lang und mit nüchterner Beobachtung Medicin studirten, so findet sich diese, abgesehen von der Unwissenheit in naturwissenschaftlichen Dingen, in dem geringen Schluß- und Urtheilsvermögen, welches die Meisten besitzen. Diese Urtheilsunfähigkeit veranlaßt nämlich zu dem Glauben, ja zu der Ueberzeugung, daß Alles, was in einem kranken Körper nach dem Darreichen von irgend einem Stoffe oder nach der Anwendung irgend eines (sympathetischen, homöopathischen, magnetischen u. dergl.) Hokuspokus geschieht und Besserung oder Verschlimmerung der Krankheit andeutet, durch jenen Stoff oder Hokuspokus veranlaßt worden sei. Und an diesem Aberglauben (Post hoc, ergo propter hoc — darum Dieses, weil Jenes) bleiben nun die Meisten halsstarrig fest hängen, auch wenn sie von wissenschaftlich Gebildeten eines Bessern belehrt werden. Die Thatsache: „daß unser Organismus von der Natur so eingerichtet ist, daß Veränderungen in der Ernährung und Beschaffenheit der festen oder flüssigen Körperbestandtheile (d. s. die Krankheiten) solche Processe nach sich ziehen, durch welche jene Veränderungen entweder vollkommen, bald schneller, bald langsamer gehoben werden (d. s. die Naturheilungsprocesse), oder welche wohl auch bleibende, mehr oder weniger beschwerliche Entartungen, ja selbst Absterben des erkrankten Theiles und des ganzen Körpers veranlassen," — bleibt trotz öfters wiederholten Erinnerns doch ganz unberücksichtigt, und vermag nur Wenige (und sogar auch manche, zumal homöopathische Aerzte, nicht) zu dem ganz natürlichen und nothwendigen Schlusse zu bewegen, daß es in den allermeisten Krankheitsfällen jene Naturheilungsprocesse sind, welche bei der verschiedensten Behandlungsweise, sowie auch bei gar keiner Behandlung die Gesundheit vollständig oder theilweise wieder herstellen. Daher kommt es denn aber auch, daß man bei Leiden, zu deren Heilung die Natur längere Zeit bedarf, gewöhnlich den Arzt und das Medicament oder den Charlatan und den Hokuspokus ganz mit Unrecht als heilbringend anpreist, unter dessen Gebrauche gerade zufällig die natürliche Besserung oder Heilung eintrat.

Es passirt gar nicht selten, daß langwierige Uebel, zumal Knochen- und Gelenkkrankheiten, nachdem sie längere Zeit von gebildeten Aerzten erfolglos behandelt, wohl auch als unheilbar angesehen worden sind, unter der Hand eines Schäfers, eines Homöopathen, eines Hufschmiedes, eines magnetischen Postsecretärs oder einer alten Frau sich nicht blos bessern, sondern auch heilen. Natürlich schreibt dann die große unwissende Menge diese Heilung nicht den Naturheilungsprocessen in unserm Körper, die doch in der That die Heilung bewirkten, sondern jenem großen Heilkünstler zu. Solche vereinzelte Fälle werden dann von dem Geheilten und Heilkünstler in alle Welt ausposaunt, aber in wie vielen andern Fällen dagegen jener Künstler oder ein Geheimmittel nicht halfen oder gar schadeten, wird verschwiegen. Es schämen sich nämlich Alle, welche derartige Künstler oder Mittel bei Krankheitszuständen zu Hilfe nahmen, öffentlich einzugestehen, daß sie so albern waren, dies zu thuen. Wie viel Kahlköpfe könnten nicht die Summe beanspruchen, welche auf das Nichtwiederwachsen der Haare nach dem Gebrauche des Eau de Lob gesetzt ist, aber beanspruchen sie dieselbe? Wie viel vom Dr. Lutze Angehauchte und von der klugen schleizer Frau Graf Auspurgirte sind nicht gerade noch so unwohl, wie vorher, aber veröffentlichen sie dies? Warum gehen denn die fanatischsten Anhänger der Homöopathie, selbst sonst charakterfeste und sehr gebildete Hochgestellte, ja sogar homöopathische Aerzte selbst, von dieser Heilmethode sofort ab und zur sogen. Allopathie über, wenn ihnen die Krankheit an's Leben greift, ohne übrigens von diesem Wechsel viel verlauten zu lassen? Weil sie sich schämen! Leider thuen sie dies nun aber im Geheimen und insofern nicht zum Vortheil Anderer, welche bei gewissenhafter Veröffentlichung solcher beschämenden Erfahrungen vor ähnlichen bewahrt werden könnten. Unter solchen Umständen halte ich es für meine Pflicht, — da ich seit Jahren im Interesse der Volksaufklärung und des Volkswohles über die vernünftige Behandlung des gesunden und kranken menschlichen Körpers, trotz aller Anfeindungen, offen rede und schreibe, — alle die, dem Körper und Geldbeutel unserer Leser nachtheiligen Charlatanerien rücksichtslos zu besprechen. Ich weiß recht wohl, daß es bei unserer jetzigen Erziehung fast zur andern Natur geworden ist, das Geheimnißvolle und auf ungewöhnliche Weise Dargebotene für besonders werthvoll zu halten, daß deshalb Kranke bei längerer Dauer und fruchtloser Behandlung ihres Leidens nach jedem Scheine der Rettung greifen, und daß ihre Phantasie von Geheimnißkuren besonders angesprochen wird, — allein was zu arg ist, ist zu arg. Jetzt wird ja die kranke Menschheit von den gemeinsten Speculanten auf die offenbarste und allen Menschenverstand Hohn sprechende Weise ausgebeutelt.

Die auf die Groschens unwissender und leichtgläubiger kranker Menschen gerichteten Charlatanerien sind: Geheimmittel und populäre Schriften über gewisse Krankheiten, sowie mit absonderlichen Heilkräften begabte Personen des verschiedensten Alters, Standes und Geschlechtes. — Die Geheimmittel (Tincturen, Pulver, Pillen, Pflaster ꝛc.), jetzt ein ergiebiger Artikel hauptsächlich von Buchhändlern, sind entweder ganz indifferente und deshalb unschädliche (wenigstens nicht direkt, höchstens durch Versäumen wirklich zweckmäßiger Kuren schadende) Substanzen oder aus wirksamen Stoffen zusammengesetzte und deshalb unter Umständen nicht selten gefährlich. Sie sollen entweder nur bei einer oder einigen Krankheitszuständen, sowie bei Schönheitsfehlern helfen, oder es wird ihnen die Kraft des Steins der Weisen zugeschrieben: sie schützen und heilen überall. Erdichtete oder erschlichene und theuer erkaufte Zeugnisse von erfolgten Heilungen durch das Geheimmittel, sowie bisweilen auch Garantien des guten Erfolges, werden dann noch zur bessern Empfehlung solcher Mittel gebraucht. — Besprechen wir zunächst die unschuldigern Geheimmittel. Unter ihnen steht, als großartigster Betrug, obenan

die Revalenta arabica des Du Barry,

welche ein ganzes Heer von Krankheiten, selbst von unheilbaren Uebeln heilen und das Leben verlängern soll, aber nach den erfolgreichen Untersuchungen des Apothekers Herrn Frickhinger und des Doctors Lehmeyer, doch nichts anderes als ein unschädliches Nahrungsmittel, nämlich Wickenmehl mit weißen Mehlkörnern des Arrowroot vermengt ist, welches also aus ähnlichen Nahrungsstoffen (Stärke, Hülsenstoff ꝛc.) wie die Erbsen, Linsen, Bohnen, Waizen ꝛc. zusammengesetzt und deshalb als pflanzliches Nahrungsmittel allerdings nicht zu verachten ist, aber als Stärkungsmittel des Körpers den thierischen Nahrungsmitteln (der Milch, dem Eie, der Fleischbrühe und dem Fleische) weit nachsteht. Denn auch seine Verdaulichkeit ist viel geringer als die jener thierischen Nahrungsmittel, besonders des flüssigen Eies und der Fleischbrühe; ja für den kindlichen Magen ist es sogar sehr schwerverdaulich und deshalb nachtheilig. Geradezu ein Verbrechen ist es, zu behaupten und leichtgläubigen Müttern weiß zu machen, daß das mit vielen Gefahren verbundene und überdies so kostspielige Säugen der Kinder durch Ammen, durch die Revalenta, diesen vortrefflichen Nahrungsstoff, überflüssig geworden sei. Nur Milch ist das von der Natur bestimmte und deshalb zweckmäßigste Nahrungsmittel für den Säugling, und nur unwissende, gewissenlose Mütter füttern ihre kleinen Kinder mit mehligen Stoffen. — Wer von Erwachsenen übrigens so albern sein will, für ein Mehl, welches keine andern Dienste als das Waizenmehl thut, das 50fache zu bezahlen und dadurch die Kasse von Schwindlern füllen zu helfen, dem kann man nur für einen Verschwender oder für das Irrenhaus reif erklären. Zur Würdigung dieses Mehles sei noch erwähnt, daß Du Barry und Comp. weit über 20,000 Thaler für Inserate in Deutschland verwendet hat und zwar unter der Bedingung, daß alle Zeitungen und Zeitschriften, welche seine Inserate aufnehmen, jedem Artikel und Angriff gegen die Revalenta ihre Spalten schließen.

Goldberger's elektro-galvanische Rheumatismus-Ketten,

wenn auch nicht Geheimmittel und beinahe in Vergessenheit gerathen, sollen nur deshalb erwähnt werden, weil sie viele Jahre lang der leichtgläubigen Menge ungeheure Geldsummen entlockt haben, obschon sie keine Spur von Elektro-Galvanismus entwickeln und niemals galvanische Strömungen im Nervensystem bewirkt haben. Nur bei einzelnen Menschen mit feiner empfindlicher Haut erzeugten sie, wahrscheinlich durch Oxydation des Zinkes, Röthe und Ausschlag, Jucken und Brennen.

Huste-Bonbons und Brustsäfte,

welche Hustenden und Brustkranken (mit Heiserkeit, Engbrüstigkeit, Beklemmung, Auswurf) in so großer Menge unter den verschiedensten Namen (als Karamellen, Ottonen, Serapium, Pâte pectorale u. s. w.) empfohlen werden, bestehen fast nur aus Nahrungs-

steffen und werden unverhältnißmäßig theuer bezahlt, denn ihre Hauptbestandtheile sind Zucker und Schleim mit einer färbenden und parfümirenden Substanz. So kommt das Pfund von den krystallisirten Kräuter-Bonbons des königl. preuß. Kreisphysikus Dr. Koch zu Heiligenbeil, welche der Hauptsache nach aus Zucker bestehen, gegen 1 Thlr. 10 Ngr., wofür man 6 bis 7 Pfund ungleich heilsameren Malzzucker ankaufen kann. Wenn nun der ärztliche Zuckerhändler Dr. Koch seinem Fabrikate in den Augen des Publikums das Ansehen eines äußerst kräftigen Heilmittels in jeder Art von Brustleiden zu verschaffen sucht, so ist dies eine grobe Täuschung. Ebenso sind auch die Ackermann'schen und Rhein'schen Brustkaramellen nichts als Conditorwaaren. — Hierher können auch die Lieber'schen Auszehrungs-Kräuter oder der Blankenheimer Brustthee mit gerechnet werden, welche Kräuter nichts als herbae galeopsidis (des großblätterigen Hohlzahns) sind und von denen das Pfund für einige Groschen zu haben ist, während als Geheimmittel dasselbe für 2 Thaler verkauft wird.

Das **Hösch'sche Arcanum gegen Epilepsie,** welches nach der Versicherung eines gewissen Hösch in Köln die Epilepsie radical heilen soll, und von welchem $1\frac{1}{2}$ Flasche an Ort und Stelle 6 Thlr. ($10\frac{1}{2}$ Gulden) kostet, ist ein Gemenge von 3 Theilen Olivenöl und 1 Theil gestoßenem Zucker. Der reelle Werth dieser $1\frac{1}{2}$ Flasche beträgt ungefähr 1 Gulden und Herr Hösch begnügt sich sonach mit 1000 Prozent Gewinn. Welche Frechheit gehört aber dazu, einen solchen Mischmasch als sicheres Medicament zur Heilung der Epilepsie auszubieten?

Da bis jetzt alle, zum wirklichen Heile der leidenden Menschheit gemachten Entdeckungen schnell veröffentlicht worden sind; da ferner noch niemals ein Geheimmittel, dessen Zusammensetzung übrigens durch die heutige Chemie sehr bald bekannt wird, als ein wirklich heilsames erfunden worden ist, so sollte man doch schon hieraus schließen, daß das Ausbieten von Arcanen eine gemeine Geldspeculation ist. Die Fortsetzung dieses Aufsatzes in der nächsten Nummer wird dies durch Entlarvung einer großen Anzahl von Geheimmitteln beweisen.

Bock.

Sprache und Musik in der Natur.

Zweiter Artikel.

Ueber die Sprache und Musik der höheren Thiere hat wohl Jeder schon seine Beobachtungen und Bemerkungen gemacht. Wer kennt nicht das bittende, das schmerzliche, das freudige und von Herzenslust überfließende Winseln und Bellen des Hundes, seine Begrüßung Fremder! Wenige aber glauben, welch' ein Reichthum von Ausdrucksweise dem lebhaft und tieffühlenden Herzen des Hundes zu Gebote steht. In seinem stets (selbst oft im Schlafe) arbeitenden Kopfe, in seinem stets von Gefühl und Empfindung erregten Herzen, welch' ein buntes, frisches, energisches Leben! Und wer zählt die Noten und Vocabeln seiner Sprache von dem herzhaften wüthendsten Gebell bis zu dem leisen Wedeln mit dem Ende des Schwanzes, wenn es ihm im Halbschlafe unbequem erscheint, sich deutlicher als Menschenfreund auszudrücken? Von dem ersten, stillen Knurren des Unmuthes bis zu der tollsten Ausgelassenheit ungeheuersten Entzückens, wenn man an einem hübschen Nachmittage mit ihm spazieren geht? Wie er an uns in die Höhe springt, ohne sich daran zu kehren, wenn er dabei oft unsanft auf die Nase fällt! Wie er sich in Lebenslust auf dem Grase wälzt, Meilen weite Umwege macht, Alles ringsherum berieht und besieht, tausenderlei Dinge sieht, genießt und anspricht, die wir in unserer träg, vornehm und unzufrieden gewordenen Seele gar nicht bemerken! Ja, wer wäre fähig, würdig von der Fülle des Lebens in Hunden und Kindern zu sprechen? Welcher Ausdruck in allen seinen Bewegungen, in seinem Auge! Und solche Psychologie und Phrenologie, wie Phylax oder Diana, versteht kein Mensch. Mit dem schärfsten, feinsten Auge liest er in unsern Mienen jede unserer Regungen, und sieht hier eben so richtig, wie das Kind. Wir Erwachsenen haben dafür unser Auge verdorben, zerstreut und zerstört. Auch Pferde und die meisten höheren, wilden Thiere können in den Augen der Menschen sehr deutlich lesen. Es ist das Geheimniß des Thierbändigers, seinen Löwen, seine Hyäne nie aus den Augen zu lassen. Das wilde Thier beugt sich auch ungezähmt dem höhern geistigen Ausdrucke in den Augen des Menschen. In Afrika giebt es großäugige, festblickende Neger, welche den hungrigen, brüllenden Löwen durch festen Blick und festes Vorschreiten gegen ihn in die Flucht schlagen.

Die Intelligenz und der feine musikalische Sinn der Pferde ist bekannt. Wie stolz, wie graziös, wie kühn schreitet und rast das „militärfromme" Roß dahin, wenn die Kriegstrommete in seine Ohren schmettert! Vielleicht ist's inzwischen längst ein zottelndes Bauernpferd geworden. Aber laßt ihm nur 'mal plötzlich einen feurigen Kriegsmarsch vorspielen, wie es da plötzlich einen neuen Adam anzieht und mit dem Bauer durchgeht, daß ihm der Hut vom Kopfe und er wohl selber hinterher fliegt! Die libyschen Stuten, die wild umherliefen, wurden durch Musik herbei gelockt und mit Instrumentalbegleitung von singenden Mädchen gemolken. Weichliche Sybariten hatten den Pferden Tanzstunde gegeben und ihnen große Freude am Tanzen beigebracht. Als sie nun einmal in der Schlacht ihre Reiter zum Angriff führen sollten, spielte der Feind lustig auf, so daß die Rosse anfingen zu tanzen, wie eine Taglioni, und ihre Reiter in Stücke hauen ließen. Der närrische Lord Holland unter König Wilhelm III. von England gab seinen Pferden wöchentlich ein Concert in einem besonders dazu erbauten Saale. Er meinte, Musik mache ihnen nicht nur Freude, sondern auch bessere Gedanken und offnere Köpfe.

Die Gewalt der Musik über Elephanten und Kameele ist in ganzen Büchern beschrieben worden. Ersterer wird durch sanfte Melodien bis zu innigster Zärtlichkeit gerührt; rauschende, wilde Schlacht- und Spontini'sche Opern-Tutti-Musik treibt ihn zu grausamer Wuth. Auch Soldaten würden nicht so leicht zu blinden Werkzeugen kanonischer Gewalt werden, wenn die Regimentsmusik und das Schießen nicht wäre. Das Kameel, dieses denkende, romantische Meisterstück von Dampfschiff des Wüstenmeeres, überhaupt eins der genialsten Kunstwerke der Natur für eine alte, weit verbreitete, historisch berühmte Kultur und Träger derselben, wird traditionell fast allein durch sanfte Worte, Gesang und Musik regiert. Niemand schlägt den sanften und doch so harten, ausdauernden Helden. Wird es ja einmal mißhandelt, verwandelt sich die Milch seiner frommen Denkart in gährend Drachengift, und es zerreißt und zerstampft den Frevler. Mag es durch den tiefen, heißen endlosen Sand der Wüste traben oder eingenäht in wollene Decken, über die eisigen Steppen Sibiriens segeln, immer ist es das vernünftige Wort oder der belebende Ton der Musik, dem es willig gehorcht, ohne zu murren, wenn es unaufhörlich Hunderte und wieder Hunderte von Meilen mit erhobenem Kopfe durch die Einförmigkeit seines gefrornen oder ausgetrockneten Meeres schreitet. Der Araber und sein Kameel sind ein Kulturbild, das aus den ältesten Kapiteln der Bibel bis mitten in die neueste Zeit reicht. Der Araber liebt und ehrt sein Thier, und wenn er ihm nicht Musik macht oder singt, erzählt er ihm Märchen. Wie gespenstische Schatten schweben die Gestalten der Karavane im Mondschein durch die graugelbe Unendlichkeit der Wüste. Nichts unterbricht die weit ausgebreitete Stille, als das leise Rauschen des Sandes und die wehmüthig-einförmige, musikalische Klage des Arabers auf dem Rücken des Kameeles. Die Fackeln zittern weithin mit ihrem Lichte in die Klarheit der Oede. Die Kameele segeln ruhig und bedächtig, aber leicht und schnell dahin, den leichten, taktmäßig wackelnden Kopf hoch in die Ferne gerichtet. Die Nacht ist lang, der Weg unendlich länger. Der Araber, auf dem Rücken seines Thieres gleichförmig gewiegt, fängt an zu träumen von den hellen Wassern der Heimath, an welchen die hohe Palme kühlende Schatten wirft. Er träumt und vergißt zu singen und schläft ein. Das Kameel horcht nach beiden Seiten rückwärts, ob's nicht bald wieder losgehe. Nein. Der geschwinde, leichte, weite Schritt wird langsam und schwer. Das treibende Räderwerk ist abgelaufen. Es bleibt stehen. Wie der Müller vom Schlafe aufwacht, wenn die Mühle nicht mehr klappert, reibt sich auch jetzt der Araber die Augen und besinnt sich, woran es fehle. Er greift in die Falten

seines Turbans, holt seine Rohrpfeife hervor und pfeift schrill und lebendig ein munteres Lied, daß die ganze Wüste zu erschrecken scheint. Dies ist dem Kameele eine ganze erquickende, stärkende Mahlzeit. Mit beschleunigtem Schritt segelt es wieder vorwärts, immer schnurgerade nach einer vielleicht erst in acht bis vierzehn Tagen am fernsten Horizonte sichtbar werdenden Gegend. Musik und Melodie ist die Dampfkraft des Schiffes der Wüste.

Pferde, Kameele, Elephanten, Schlangen u. s. w. sind passive musikalische Genies, Musikfreunde. Die wahren activen Musikanten der Natur sind die fröhlichen Chöre, die in den grünen Baumkronen sich wiegen, die besittigten Blumen des Feldes und Waldes, die Vögel, die manchmal blos aus Stimme bestehen, die mit Flügeln und Federn bewachsen ist. Man denke nur an die liederreiche Brust der Nachtigall, an die fröhlich aufschießende Rakete des Frühlings, die Lerche, welche Stunden und halbe Tage lang im blauen Aether oben ungesehen für fünf bis sechs Dörfer zu gleicher Zeit singt. Sie sind geborne Musikgenies und componiren und singen eben so genial aus eigenen Mitteln, als sie, wie Virtuosen, die Lieder Anderer nachspielen. Der Gesang der Nachtigall ist oft genug besungen und auch schon gründlich studirt worden. Schon vor 200 Jahren wies der gelehrte Kircher fünfundzwanzig verschiedene Strophen in ihrem Gesange nach, welche neuerdings Bechstein besonders classificirte und taufte. Auf der ruhlaer Vogelsingakademie unterscheidet man vierzig Arten von Finkengesang, von dem einer Primadonna bis zu dem gemeinen Choristen auf dem Pflaumenbaume hinterm Kuhstalle. Einer singt wie „doppeltes Kienöl," ein Anderer gleich einem „guten Bräutigam," ein Dritter gar, als hätt' er „Hochzeitsbier"* getrunken.

Die Singvögel concertiren ohne Director und Taktstock und singen ganz nach Belieben vom Blatte weg, ohne daß man sich am sonnigsten Maimorgen im Walde über Mißtöne beklagen könnte. Das macht: sie sind harmonisch gestimmt, sie sind glücklich und gesund, voller Liebe, Lust und Leben. Das giebt schon ohne Componisten und Director Melodie, Harmonie und Takt. Die wirklichen Singvögel sollen alle in Moll singen, und zwar in G-moll. Wenigstens ist die kleine Terz, das Charakteristicum aller Molltonarten, in ihren Compositionen durchaus vorherrschend, weshalb auch alle Naturvölker, die bei den Vögeln Singstunde nehmen, ihre Nationallieder in Moll singen. Mancher Vogel versteht weiter gar nichts, als just die kleine Terz. Der Kuckuk ruft sie ab-, das Käuzchen aufsteigend, worauf sie immer wieder von vorn anfangen, wenn sie den Schnabel nicht ganz und gar halten, was bei beiden dieser Helden, die nichts weiter gelernt haben, immer sehr wünschenswerth ist. Nur der Esel, unter den Vierfüßlern das einzige wirklich unmusikalische Thier und überhaupt besser als sein Ruf hinsichtlich seiner geistigen Fähigkeiten, versteht sich auf eine ganze Octave, wenn er nur nicht immer über die dazwischen liegenden Töne hinwegspränge, wie eine alte Drehorgel, der die meisten Pfeifen ausgefallen sind.

Die Nachtigall mit den fünfundzwanzig Registern in ihrer kleinen Riesenorgel von Lunge ist das größte Gesangsgenie aller lebenden Wesen, wenigstens was die Stärke und Innigkeit des Tons betrifft. Man hört sie in stillen Mainächten eine gute halbe Stunde weit, was ihr gewiß nicht so leicht die heroischste Sängerin der großen Oper nachmachen kann. Bedenkt man, daß die Lunge der großen Sängerin so groß ist, wie hundert ganze Nachtigallen zusammen, so muß man sagen, daß die Nachtigall in ihren kleinen Mitteln vielleicht 150 mal mächtiger ist, als die Primadonna mit ihren 6—8000 Thalern Gage.

Es giebt keine stummen und tauben Thiere, nur daß wir die Ohren und die Sprache vieler nicht kennen, nicht einmal bemerken. Selbst wo entschieden die Ohren fehlen, da hören sie, wo keine Lungen und keine Sprachorgane zu entdecken sind, da wird noch gesprochen und geplaudert mit Hörnern, Zähnen, Füßen, Fühlhörnern, Mienen und Gesticulationen. Warum sollten denn auch alle Geschöpfe sich just nur mit den Mitteln ausdrücken, mit denen Kaffeeschwestern und Paradepferde in „Kammern" so viel Lärm machen? Wenn der Hund seine Zähne zeigt und der Ochse seine Hörner nach Unten einlegt, brauchen wir nicht erst lange zu fragen: Hören Sie 'mal, was soll das heißen? Wie wir den Vogel an den Federn erkennen, wissen die Vögel unter sich noch viel mehr gegenseitig aus der Miene ihres Gefieders zu lesen. Bei Andern ist es das Fell, die Haltung, der Kopf, der Schwanz (von großem Rednertalent bei dem Hunde), das Auge, das Gesicht, das ganze Auftreten und Erscheinen, welches spricht, wie noch heute bei unentwickelten Völkern, unter denen europäische Reisende nicht selten Wunderdinge und Wundereffecte ganz unmerklicher Mienenspiele und Handbewegungen bemerkten, z. B. Kopfabhacken in Folge einer Muskelbewegung im Gesichte des Häuptlings, die der Henker sah, aber kein Mensch.

Man glaubt neuerdings etwas Geistreiches zu sagen, ein Geheimniß der Natur entdeckt zu haben, wenn man behauptet, der Unterschied zwischen Thier und Mensch sei gar nicht wesentlich, und die Thiere könnten unter sich eben so deutlich sprechen, als Menschen. Das ist wohl ein gelinder Irrthum. Die Thiere haben Sprache, aber keine Worte, keine articulirten Laute. Der articulirte Laut ist das Produkt des Urtheils über den unarticulirten Laut der Natur, geläutert zum bestimmten, abgegrenzten, künstlerischen Gefäße des Eindrucks im bewußten, denkenden, urtheilenden, schließenden, abstrahirenden Menschen. Wir können in der gebildetsten Thiersprache keinen Laut finden, der sich genau in Consonanten und Vocalen wiedergeben läßt. Selbst die der Natur am Unmittelbarsten entlehnten Bezeichnungen, wie Kuckuk und Kibitz u. s. w., sind für das menschliche Organ schon etwas künstlerisch behauen und gefeilt. Und unsere Abstracta: die Wahrheit, die Liebe, die Freude, die Furcht! Das Thier kann sich freuen und fürchten, und diese bestimmte Freude, diese bestimmte Furcht sprachlich mittheilen, aber nicht in articulirten Worten, nicht in Formen der Rede, nicht in Hauptwörtern, nicht in Form von Sätzen und Gedanken. Freilich sprechen sie für ihre Kreise eben so vollkommen als wir, nur daß in diesen Kreisen noch nirgends eine Gehirnthätigkeit vorkömmt, die man nur durch articulirte, meisterhaft geformte und gefeilte Töne und grammatische und logische Tonfugen in Luftwellen übersetzen und in geschriebenen und gedruckten Worten anschaulich machen kann.

Das vollkommenste Thier hat noch nicht einmal ein ABC-Buch für die lieben Kinder, und sie brauchen auch keins, denn für's Buchstabiren und Lesen und Aussprechen articulirter Töne, als lustiger Körper einer denkenden Thätigkeit, fehlt es ihnen in Ewigkeit an einem articulirenden Geiste, so viel Mühe man sich auch geben mag, dem Esel zu seinen zwei Buchstaben nur noch einen dritten beizubringen.

Mein „Kocki," den ich schon erwähnt, jedenfalls eins der gelehrtesten Thiere der Welt, spricht Englisch, wie ein Parlamentsmitglied, aber die Consonanten klingen immer noch ganz verschleiert, weil die Consonanten Köpfe, Arme und Füße zu Gedanken sind, und was er spricht, macht stets einen wehmüthigen, oft unheimlichen Eindruck, da oft alles Mögliche durch einander kömmt, wie bei dem Wahnsinnigen, dem der Apparat des Geistes, das Gehirn, beschädigt ward. In „Kocki's" gesundem und klaren Kopfe sieht's immer noch nicht so richtig aus, wie in dem des unglücklichsten Bedlamiten.

Vorhin erwähnte ich in der Klemme (auf deutsch: „in Parenthese") das große Rednertalent des Hundeschwanzes. Statt tausender von Beispielen führ' ich blos eins an, ein klassisches. Ist nicht die Stelle in der Odyssee des blinden Homer von dem Hunde des Odysseus eine der schönsten? Vergessen von Allen, die ihn, die er liebte, selbst verlassen von der Göttin Athene, kehrt er heim auf die Insel Ithaka und wandert, unbekannt und verstoßen, unter den unverschämten Freiern der Penelope. Niemand ahnt in ihm den mächtigen Feldherrn von Troja. Aber wie er im Hofe zu Eumäus spricht, vernimmt der lahme, abgezehrte Freund seiner Jugend, der Lieblingshund Argus, die Stimme seines Herrn. Er allein erkennt ihn an der Stimme. Wohl möcht' er sich erheben und ihn grüßen, wie ehemals, mit ausgelassener Zärtlichkeit und freudigen, bellenden Sprüngen; aber er ist alt und schwach und ein Krüppel geworden. Sein Körper versagt ihm die Dienste des Herzens, nur mit dem Schwanze kann er noch wedeln und zärtlich die Hand lecken, die ihn streichelt und die er allein erkannte, nicht einmal Penelope. Während Odysseus sich eine Thräne aus den Augen wischt und in die Halle geht, legt sich der von Freude (die er nicht mehr in ganzer Fülle äußern kann) überfüllte Hund Argus hin und crepirt.

Aus meinen sonstigen philologischen Notizen über Thiersprachen hebe ich blos noch einige heraus, die interessant erscheinen.

* Auf diese Weise, nämlich durch solche Bezeichnungen, wie die angeführten, unterscheiden die ruhlaer Finken-Gesangsprofessoren die vierzig Arten von Finkenschlag.

Jeder kennt das Heimchen unterm warmen Herde daheim oder wenigstens beim Bäcker. Es ist von inwendig stumm und macht seine eintönige Musik durch rasche Schwingungen elastischer Häute zwischen den Flügeln. Diese besittigte Sprache dient größtentheils nur, um Herzens- und Liebesangelegenheiten zu arangiren. Mit der Zeit und dem Sommer flieht die Leidenschaft und die Stimme. Swift, der alte englische Satiriker, hat uns eine humoristische Schilderung des Liebe declamirenden Todtenuhr-Käfers hinterlassen. Der kleine Klausner fühlt Liebe in einsamer Zelle. Wie aber dem Herzen Luft zu machen und das Erbarmen eines Weibchens erregen? Er haut unbarmherzig mit seinem gepanzerten Kopfe gegen den Boden, daß der Schall weit hin dröhnt durch das alte Holz und bei Abergläubischen Todes-, bei dem weiblichen Käfer aber Liebesgedanken erregt. Sind andere Männer im Holze, schlagen sie auch mit den Köpfen gegen ihre Zellen, daß Alles kracht, und das Weibchen die Wahl hat, wem sie ihre Hand reichen will. Die Männer, eifersüchtig unter einander, denken vielleicht, wer seinen Kopf am Wenigsten schont, wird am Ersten erhört, und pauken deshalb die Wände, daß man sich nur wundern muß, wie sie's machen und aushalten. Aber was thut der Mensch nicht in der Jugend für Liebe, später für Geld!

Die frisch gebornen bunten Schmetterlinge scheinen nur durch die Blume ihrer farbigen Schwingen zu sprechen. Darwin aber hat in Südamerika Schmetterlinge auf der Liebesjagd bemerkt, die ein ziemlich weit vernehmbares Geräusch machten. Die Männchen haben eine kleine Trommel unter dem ersten Flügelpaare und rufen damit die Weibchen. Seht da, die Trommel, unter den Menschen, wenigstens den Soldaten, ein Hülfsmittel der Zerstörung, hier als Guitarre der Liebe im Gebrauch! Der Sphinx-Schmetterling mit feurigen Farben hat dafür eine wirkliche Stimme: er stößt ein leises Wimmern aus, wenn er gefangen wird. Die niedrigste Art von wirklicher, vernehmbarer Stimme im Thierreiche. Doch haben, wie gesagt, ohne Zweifel alle Thiere ihre unter sich vernehmbare Sprache, nur daß sie nicht für unsere Ohren gemacht ist. Wozu wäre das auch nöthig? Jedes Thier bewegt sich, und jede Bewegung muß Luftwellen erzeugen oder sich überhaupt durch anregende Körper fortpflanzen und so eine Art Ton erzeugen, der für Ohren, die fein genug dazu sind, vernehmbar sein muß. Ueber die Grenzen unseres Gehörs hernach noch ein Wort.

Unter den für absolut stumm geltenden Thieren hat zunächst der Krebs einen ärgerlichen Ton, wenn er gefangen wird. Auch soll er sich unter dem warmen Strahle der Sonne im Juni und Juli Nachmittags zuweilen ein Liedchen summen, aber gleich aufhören, wenn er Geräusch vernimmt, so daß es schwer ist, sein musikalisches Talent genauer zu bewundern.

Unter den Fischen sind mehrere Arten bekannt, die auch unserem Ohre vernehmbare Laute von sich geben, z. B. der Armado in Südamerika, der Trommelfisch, der Seescorpion u. s. w. Aristeteles erzählt von einem Delphin, der gefangen so laut geschrieen habe, daß Tausende seiner Collegen an's Ufer schwammen, um ihn zu befreien, und fröhlich davon gezogen seien, als der Gefangene wieder unter ihnen war.

Frösche sind wahre Musikanten, nur nicht immer für unser Ohr. Sie haben ihren Vorsänger und Cantor und singen methodisch, nach der Ansicht der Muhamedaner, welche die Frösche unter die Heiligen versetzt haben, sogar mit Gefühl, wenigstens entschieden mit ungeheuerm Behagen. Die Laubfrösche in Paramaibo, die gewöhnlichen an der Wolga und am caspischen Meere führen manchmal solche Chorgesänge aus, daß viele Meilen weit jeder andere Laut erstickt. Für Familienangelegenheiten haben sie besondere Laute. In Südamerika sitzen Laubfrösche auf hervorragenden Seegewächsen und zirpen in bestimmten, harmonischen Intervallen.

Das sind Bemerkungen aus der Sprache und Musik der Thiere. Von den Tönen, welche vegetabile Organismen, Pflanzen, und vielleicht selbst Mineralien von sich geben, wissen wir nichts, aber da Leben und Bewegung in ihnen ist, muß diese auch mit dem bis jetzt nur als Idee vorhandenen Campanella'schen Fernrohre und Mikroskope für das Ohr vernehmbar sein. Das Gras wächst hörbar, das Eisen rostet hörbar, denn die Eisen- und Sauerstoffatome, indem sie sich aus ihren Elementen losreißen, um sich zu einer neuen Vereinigung innig zu umarmen, bewegen sich und bewegen sich ziemlich leidenschaftlich. Alles in der Natur lebt, bewegt sich und ist deshalb ein thätiges Mitglied in der ewig musicirenden Harmonie der Sphären, von der Sonne an bis zu der Sphäre des Abendthaues, von denen erst viele Millionen einen ganz kleinen Thautropfen bilden.

Der Umfang des Hörbaren für uns beschränkt sich auf $8^1/_2$ Octaven, also auf einen ganz kleinen Kreis. Mindestens 8, höchstens 2400 Schallwellen in der Secunde bilden die Grenzen für unsere Ohren. Daraus folgt natürlich nicht, daß 4 oder 6, oder 2500 oder 25,000 oder 250,000 oder 2,500,000 Schallwellen in der Secunde überhaupt nicht hörbar sein sollten. Wir haben nur kein Organ dafür, wie der Taube kein Organ für die uns erfreuenden Töne genießt. Vielleicht macht auch das Licht, das sich 950,000 Mal schneller bewegt, als die Schallwelle, die feinste Musik durch seine unermeßlich schnellen Undulationen. Wer Ohren dazu hätte, könnte vielleicht auch vernehmen, wie, nach Goethe,

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang,"

könnte vernehmen „den sausenden Webstuhl der Zeit" und andere sonst unvernehmbare Naturconcerte. Der Weltraum, durch welchen die Sonnen und Sterne fliegen, ist nichts absolut Leeres, sondern erfüllt mit kosmischer Materie, aus der Welten entstehen, in welche sie dann und wann wieder auseinander springen oder dünsten. Die furchtbare Schnelligkeit, mit welcher die Welten durch diese Materie fliegen, muß mit dem denkbar vollkommensten Ohrfernrohre oder überhaupt mit dem Ideale von einem Ohre vernehmbar sein. Doch brauchen wir uns nicht zu grämen, daß wir kein Entree in diese Concertsäle haben; welche unerschöpfliche Quellen von Freuden und Genüssen springen fortwährend aus der uns offenen, deutlich vernehmlichen Musik und Sprache der Natur, ganz abgesehen von der Mozart's und der vollendetsten Musik unter uns, dem weichen, herzlichen Sprachtone unserer Mutter, unserer Geliebten, unserer lachenden Kinder, des unterrichtenden, denkenden, aufklärenden Freundes und Lehrers? Wenn nach Shakespeare, Musik der Liebe Nahrung ist, sollte nach mir, die Liebe der Hauptbalgentreter für die Orgel unseres Hirns und Herzens sein — ist's aber leider nicht.

Blätter und Blüthen.

Aus der guten alten Zeit. Den vielen Verehrern der sogenannten guten alten Zeit, erlauben wir uns, das Bild eines damaligen Landesvaters vorzuführen.

Der Rheingraf Carl Magnus zu Grehweiler fing, als er 1741 zur Regierung kam, sogleich an, Schlösser zu bauen und prächtige Gärten anzulegen und hielt einen Marstall von hundert und zwanzig Pferden, eine Kapelle, Husaren, Heiducken u. s. w., und all' dieser Aufwand sollte mit etwa 60,000 Gulden, — so hoch beliefen sich die Einkünfte des gräflichen Hauses, — bestritten werden! Natürlich ergriff er mit Leidenschaft jedes sich ihm darbietende Mittel, das nöthige Geld für seinen Hofhalt aufzutreiben. Zuerst heirathete er eine häßliche und herzlose Prinzessin, weil sie reich war. Aber damit war ihm wenig geholfen, denn die Frau Gemahlin lieh ihm nur so lange Geld, als er ihr gute Sicherheit dafür anzubieten vermochte. Und das währte nicht lange. Als des Grafen Besitzungen der Frau Gräfin sämmtlich verpfändet waren, erklärte sie sehr entschieden, sie gebe ihm nun keinen Heller mehr! Der Graf mußte sich also nach andern Hülfsquellen umsehen, und es fehlte ihm nicht an Rathgebern, welche ihm die Mittel, Geld zu schaffen, vorschlugen, und sich als willige und gewandte Werkzeuge darboten. Hierbei wurden natürlich zunächst die Unterthanen des Grafen in Anspruch genommen. Es wurden unzählige Anschläge, ihnen Geld abzunehmen, gemacht und ausgeführt. Hier nur wenige von ihnen.

Im Jahre 1763 verordnete der Graf, daß er aus landesväterlicher Huld nicht ferner gestatten könne, daß die Einwohner seiner Grafschaft, welche Grundstücke besäßen, darauf im Auslande Geld aufnähmen; er habe daher mit dem Gelde seiner Gemahlin, der gnädigen Landesmutter, eine Landkasse errichtet, woraus jedem nach Umständen gegeben werden sollte, so viel er nöthig hätte, gegen leidliche Zinsen. — Diese Ankündigung war den Bewohnern der Grafschaft um so willkommener, da in Folge des eben damals geendigten siebenjährigen Krieges Kapitalien gesucht und selten waren. Es wurden also bedeutende Summen aus dieser Landeskasse entnommen, und dabei war wieder von Zinsen kaum die Rede. Und als

Bei der Abstimmung über die Vorlage wurde dieselbe mit 14 gegen 13 Stimmen abgelehnt.

Der Antrag Dr. Lieber, die Vorlage an eine Kommission zu verweisen, wurde mit 14 gegen 13 Stimmen angenommen

Illustrierte Zeitschrift für Gartenfreunde, Gartenbesitzer, Handelsgärtner und Gärtner.

Erscheint 2 x, d. i. 8 Tage. Preis des Jahrganges 12 Mk. Bei Bezug durch die Post 12 Mk. 60 Pf.

Der Kampf um den Gartenzwerg.

Von Gustav Adolf Fischer.

Gartenzwerge sind ein Greuel für jeden Gartenfreund, der etwas auf sich hält. Und wer hält nicht etwas auf sich? Ich kenne keinen, der sich nicht für einen Gartenfreund hielte, und wenn er auch nur ein Fenstergärtchen sein eigen nennt. Ich kenne auch keinen, der nicht Gartenzwerge für einen Greuel hielte, und wenn er auch selbst einen besitz

In Lieschens Jahrgang waren Viele, besonders Bursche, und die waren alle gründlich in das Mädchen verliebt. Sie that's den Burschen mit ihren fackeligen Augen an. Sie hatte sie alle am Bändel — und doch keinen — denn sie liebte es, Allen lieb zu sein und Keinen lieb zu haben. Das können Sie bei diesen Umständen ermessen, daß sie viel beneidet wurde von den andern Mädchen, besonders von den reichen; aber eine Feindschaft gab's doch eigentlich nicht und, wie groß auch oft der Neid war, etwas Uebles brachte er nie auf das Lieschen. Sie hatte bei ihrer Leichtfertigkeit doch so eine Art, die die kecken Bursche gewaltig im Zaume zu halten wußte.

Keiner konnte sagen, daß er mehr gälte, als der Andere und Alle zappelten an der Angel, wie der gefangene Fisch. Nun geht das doch in der Regel nicht lange. Es kommt eine gewisse Zeit, da das Spaßen alle ist, und ein Mädchen an die Haube denkt und an den eigenen Herd.

Die Breier's Wittwe hatte nichts als ihr geringes Hausgeräthe, denn sie wohnte auf Zins, und wäre sie auf einen Baum gestiegen, so hätten ihre Rechte an dem Boden ein Ende gehabt. Da ist's doppelt nöthig, dran zu denken, daß fünf Monate nach dem Mai der November kommt.

So viel hatte doch die Breier's Wittwe sich abgesehen, daß der weise Salomon Recht hat, wenn er sagt: Es habe Alles seine Zeit. Sie sagte daher oft zu Lieschen: Tändeln hat auch seine Zeit. Sieh zu, daß es Dir nicht geht, wie Jener, die sieben Liebhaber, aber keinen hatte, der sie nahm.

Darauf antwortete wohl das Lieschen einmal ganz schnippisch, aber es kam ihr doch vor, als sei ihre Mutter nicht weit von der Wahrheit.

Zwei waren damals die eifrigsten Bewerber um ihre Gunst. Beide hatten sie herzlich lieb und Lieschen sie auch. Wer das Glück hat, führt die Braut heim, heißt's — aber es konnte auch heißen: Wer die Mutter für sich hat. Hier hieß es so.

Lorenz Müller und Caspar Vogel hießen die Zweie. Grafen und Barone waren sie alle Beide nicht, sondern Holzhauer, wie ich; aber es war eben doch ein Unterschied. Der Caspar war eine Waise; er hatte das Gnadenbrot bei einem Vetter gegessen, da er klein war — und jetzt, wo er erwachsen war, mußte er sich für ihn plagen. Das war er müde, denn Caspar war zwar von Herzen, wie es schien, nicht böse, aber er war heftig, jähzornig, und dann gab's selten eine Schranke, die er nicht übersprang. Er wollte selbstständig werden, eignes Brot essen und Lieschen heimführen. An dem Gedanken hing seine Seele. Zwar reimt Arm auf Arm am Besten, aber im Leben reimt's doch übel, und wenn zwei Arme zusammen kommen, tragen sie am Hausrath nicht schwer. Caspar hätte seine Habe unter dem Arme tragen können oder, wie man sagt: er hätte sie in ein berliner Kofferchen packen können, und das Lieschen hatte eben auch noch für nichts gesorgt, nicht einmal für ein eignes Bettlein. Es putzte sich gerne und das kostet Geld.

Der Lorenz Müller dagegen war reicher, das heißt, er hatte ein eigenes, niedliches, aber hübsches Häuschen, ein gutes Bette, einen Tisch und ein paar Stühle; aber er war Einer, der sich zu helfen weiß. Wenn der Caspar ledig aus dem Walde heimging, so trug Lorenz gewiß einen Lastkorb Spähne oder eine Last Reisig, was ihm der Förster erlaubt hatte; auch wohl eine Last Futter für seine Ziege, die er sich hielt und die ihm Lieschens Mutter fütterte, denn er war ihr nächster Nachbar.

Für die Mutter war da die Wahl keine Qual, wohl aber für das Lieschen, das augenscheinlich mehr Neigung zu Caspar trug. Lorenz war ihr zu verständig und ruhig, seine Liebe war nicht so feurig, wie die des Caspar. Beide Bursche fühlten es heraus, daß zwischen ihnen das Loos schwankte und haßten sich, wie grimmige Feinde. Beide waren aber ohne Widerrede die schönsten Bursche im Dorfe und manch anderes Mädchen wäre glücklich gewesen, wenn es Einer von ihnen geliebt hätte; Lieschen hatte Beide und war dennoch nicht glücklich, weil sie in der Wahl zu keiner Entscheidung kam.

Lorenz war endlich des langen Hinhaltens überdrüßig. Eines Tages, als Lieschens Mutter in sein Haus trat, um ihm, wie er sie gebeten hatte, die Ziege zu melken, bat er sie um ein Gespräch unter vier Augen, wozu sie gerne bereit war.

Man braucht nicht Rathsherr von Nürnberg zu sein, um sich vorzustellen, was das Gespräch betraf. Es galt die Werbung um Lieschen. Die Mutter hatte Gründe genug, Lorenz ihre Einwilligung zu geben, und ihm zuzusagen, daß sie Alles aufbieten wolle, Lieschen für ihn zu gewinnen. Was sie besonders bestimmte, war die Aussicht, daß sie es in ihren gebrechlichen Alterstagen bei Lorenz besser haben würde, als bei dem hitzköpfigen Caspar. Sie überlegte sich's, wie sie es anfangen wolle, um Lieschen der Anfrage des braven Lorenz geneigt zu machen, und als ihr Plan fertig war, ging sie an's Werk mit aller Klugheit. Ob es Caspar merkte, daß sich die Wagschaale auf Lorenz's Seite neigte, und ob er durch einen verzweifelten Schritt sicherer auf Lieschen wirken, oder ob er sich an ihr rächen wollte, ich weiß das nicht, und es ist mir nie klar geworden, aber das weiß ich, daß er mit einem Male aus Lieschens Hause blieb, und einem andern Mädchen zu Gefallen ging, und Lieschen völlig unbeachtet ließ, ja, wenn er vorüber ging, nicht einmal nach dem Fenster sah, wo sie mit ihrer Näharbeit saß. Das war ein Stich, der in das Herz traf. In der Aufwallung gab sie dem Drängen ihrer Mutter nach. Lorenz kam und sie verlobten sich. Es war Samstag, als dies geschah und Sonntag Morgens rief sie der Pfarrer als Brautleute zum ersten Male aus.

Montags war Caspar spurlos verschwunden. Kein Mensch wußte, wohin er gekommen war und Niemand konnte es ahnen, da er keine Andeutung darüber hatte verlauten lassen. Anfänglich lief das Gerede durch's Dorf, er habe sich ein Leid angethan, aber es erwies sich bald als irrig, denn er hatte seine Kleider und Hemden mitgenommen.

Lieschen war, als sie das Gerede hörte, völlig außer sich und geberdete sich wie eine Irrsinnige, da sie sich anklagte, die Ursache seines Todes zu sein; sie beruhigte sich aber scheinbar wieder, als sich jenes heillose Gerede als falsch erwies. Dennoch nagte ein Wurm heimlich an ihrem Herzen, denn nun erst erkannte sie das Maß seiner Liebe, deren Verlust ihn fort in die Welt trieb.

Das waren schlimme Aussichten für den guten Lorenz. Sie zeigte zwar ihren Kummer nicht, aber wenn sie allein war, flossen ihre Thränen und in gar mancher Nacht mußte ihre Mutter sie mit harten und strengen Worten zurechtweisen. Sie duldete es stille, obwohl sonst ihr Mäulchen fix war. Endlich wurde sie mit Lorenz getraut und kein König war glücklicher als er.

Jedermann dachte, das werde eine recht glückliche Ehe werden. Lorenz verdiente schönes Geld, er war ein besonderer Liebling des Oberförsters und Lieschen konnte den Verdienst ihrer Nadel auch schon sehen lassen. Bewahrte sie der liebe Gott vor Unglück, so konnten sie sich etwas Schönes erwerben und ohne Sorgen in die Zukunft blicken; aber wie hatten sich die Leute verrechnet! Lorenz war und blieb die treue Seele, die voll und ganz an Lieschen hing. Er trug sie auf den Händen und ihre Mutter hatte die besten Tage von der Welt; anders war es bei Lieschen. Sie wurde alle Tage kälter, gleichgültiger und abgeneigter gegen ihren guten, braven Mann. Sie wurde launisch, mürrisch und unzufrieden. Nie gönnte sie ihm ein Wort der Liebe, nie einen herzigen Blick. Seine Freundlichkeit war ihr zuwider. Sie hatte oft rothgeweinte Augen und ihr träumerisches Wesen ließ es ahnen, was ihre Seele erfüllte. Wie unrecht und sündhaft sie handelte, bedachte sie nicht. Ihre Mutter hoffte eine Veränderung, wenn sie ein liebes Kind an ihr Herz legen könne. Diese Stunde des Segens kam, aber es starb schnell dahin, und forthin blieb ihre Ehe kinderlos. Dies Mißgeschick vollendete das häusliche Unglück.

Lorenz trug's mit schwerem Herzen und hoffte durch seine sich gleichbleibende Liebe sie zu gewinnen, aber leider, je länger je mehr zeigte sie eine abstoßende Widerwilligkeit gegen ihn. Sein Holzhauergeschäft brachte es mit sich, daß er oft Wochen lang seine Schwelle nicht betrat. Dann war es ihr ordentlich wohl. Was sie gegen ihn hatte — erfuhr nie ein Mensch. Vergebens redete ihre Mutter und der Pfarrer ihr in's Gewissen. Sie setzte ihnen ihre Thränen und ihr Schweigen entgegen. —

So blieb's und die Jahre gingen und kamen. Die Zeit machte keine Aenderung, auch nicht der Kummer der Mutter und ihres Mannes. Endlich starb ihre Mutter. Die Leute sagten: Das wird ihr Herz wenden! Sie irrten. Sie änderte sich nicht.

Das Wahrscheinlichste war, daß sie zu glauben schien, ihre Mutter und Lorenz seien Schuld gewesen, daß Caspar zu der Andern ging, und hätten sie dann im ersten Augenblicke der eifersüchtigen Aufregung in ihr Netz gelockt. So sah sie sich als eine Ueberlistete, als eine Betrogene an, sich und Caspar, den sie doch

wohl am Liebsten gehabt hatte. So entstand die Abneigung gegen ihren Mann und die Abwendung von ihrer Mutter und die reiche Ernte des Elends und des Kummers für alle Dreie, die der Mutter das frühe Grab bereitete und zwei Herzen schied, die völlig dazu angethan waren, sich gegenseitig glücklich zu machen.

Lange Zeit hörte man von Caspar nichts, gewiß über sechs bis acht Jahre; da kam die erste Nachricht von ihm zufällig in's Dorf.

Es war an dem Tage des ersten Aufgebots von Lieschen und Lorenz, wo er in voller Verzweiflung fortgegangen. Wohin, das wußte er selbst nicht. So lange er Geld hatte, rannte er fort, immer nur bedacht, recht weit weg zu kommen von dem Orte seiner Qual. Das Geld aber wächst bekanntlich nicht nach von selber. Es kam nichts dazu, und so nahm es ab. Mit Schrecken wurde er das gewahr, als er sich eben der Gegend von Saarbrücken näherte.

Er war ein stattlicher, prächtiger Bursche, der Geschick und Kräfte hatte. Da er aus dem Lande am Donnersberg war, fiel sein Kommen nicht auf und er fand auf einem Eisenhüttenwerke Arbeit. Wäre er Werbern in die Hände gefallen, vielleicht hätte sein Schicksal eine andere Wendung genommen. Nun blieb er auf dem Hüttenwerke, wo man ihn bald als einen sehr brauchbaren Menschen erkannte. Er erlernte das Formen schnell und wurde bald einer der vorzüglichsten Former. Aber im Innern nagte und gohr es unermüdet fort. Es trieb ihn eine rastlose Unruhe um, und es war einem Trupplein liederlicher Gesellen ein Leichtes, ihn in ihren Kreis zu ziehen, wo der Trunk und Spiel mit gleicher Macht herrschten. So suchte er durch den Taumel der Trunkenheit und die wilde Aufregung des Spiels sein Herz zu betäuben — indessen ist das eine Bahn, die schnell abwärts führt. Der Hüttenherr hätte ihn gerne weggeschickt, wenn er ihn hätte ersetzen und entbehren können. Das war aber nicht wohl thunlich, und so wurde er trotz seiner Laster geduldet. Einst lernte er ein Mädel kennen beim Tanze, das einige Aehnlichkeit mit Lieschen hatte. Sie war aus dem Dorfe, eines Lehmformers Kind, hatte in Trier einige Jahre gedient, war gefallsüchtig und schlau und wußte Caspar so in ihre Netze zu kriegen, daß er sie heirathete. Leider hörte Caspar erst zu spät von ihrer übeln Aufführung in Trier. Das gab denn die Ursache zum Hader ab, und seine Trunksucht und Spielwuth fügte von seiner Seite neue Gründe hinzu, — kurz, sie lebten wie Katzen und Hunde, wie man sagt; verbitterten sich das Leben über die Maßen und machten sich entsetzlich elend und unglücklich. Zwei Kinder waren aus dieser Haderehe entsprossen, die aber beide das erste Lebensjahr nicht erreichten. Der Hader wuchs aber auch in dem Grade, daß es als eine heilbringende Begebenheit angesehen wurde, als Caspar's Frau starb. Sein Leben war nach und nach aber so völlig regellos geworden, daß er oft mehrere Tage nach einander „blau machte" und gar nicht aus dem Wirthshause kam. Da konnte denn doch die Rücksicht seines Brotherrn nicht weiter reichen. Er wurde entlassen und somit plötzlich brotlos.

Das war denn doch gegen alle seine Rechnungen. Er hatte übrigens noch mehr Kraft und Selbstbeherrschung, als man ihm zutraute; denn er rührte keine Karte mehr an und betrat das Wirthshaus nicht mehr. Jetzt reuete es seinen Brotherrn, daß er ihn entlassen, und er ließ ihm sagen, wenn er so bliebe, wolle er ihn wieder in Dienst nehmen.

Der Hüttenherr kannte Caspar's wilde, unbändige Natur nicht. Er ließ ihm höhnend sagen: „Und wenn er ihm die Hälfte der Hütte anböte, nehme er keine Dienste mehr!"

Eines Morgens war Caspar fort, und wieder wußte Niemand, wohin er sich gewendet.

Seit seine Frau todt war, hatte er oft eine Art Heimweh empfunden. Er hatte es aber unterdrückt, weil er in seiner Heimath keinen Verdienst finden konnte, wie er ihn hier hatte. Dort blieb ihm nichts übrig, als Holzhauer zu werden. Jetzt, da das Band zerschnitten war, welches ihn an das Hüttenwerk gefesselt, erwachte das Heimweh in heftigerem Grade. Er konnte es kaum länger tragen. Und so brach er einst in stiller Nacht auf und zog die Straße, welche er vor acht Jahren hierher eingeschlagen hatte.

Eins aber fiel ihm auf die Seele, als er nicht mehr ferne von unserm Dorfe war — der Gedanke, Lieschen wieder sehen zu müssen, die für ihn verloren war. Doch — er richtete sich stolz empor und sagte zu sich: „Hast du dem Trunk und dem Spiele entsagt und sollst nicht Herr werden können über eines Weibes Anblick, das dich verschmäht hat?" — Er schritt rasch zu und erreichte das Dorf am Abend. Ein Stübchen zu finden, wurde ihm nicht schwer, und der Holzhauermeister nahm ihn sogleich wieder an. So war denn vorerst für das Nothwendigste gesorgt. Die Nachricht: der Caspar ist wieder da! lief mit Blitzesschnelle durch's Dorf.

Lieschen erglühte, als sie sie vernahm. Sie zitterte vor Erregung. Lorenz war abwesend im Walde. Sie konnte die Nacht kein Auge schließen.

Er vermied es mehrere Tage, sie zu sehen, aber als sie sich sahen, waren die Jahre vergessen, die voll Leides und bittrer Erfahrungen zwischen damals und jetzt lagen; da waren die heiligen Pflichten vergessen und die glühendste Leidenschaft zog in beider Herzen ein, oder besser, sie erwachte neu, denn sie hatte leider nur geschlummert.

In unsern Dörfern, wie leicht beweglich auch der Pfälzer ist, führt doch Zucht und Sitte noch ein strenges Regiment, und wehe der Frau oder dem Manne, der des Wortes der heiligen Schrift vergißt: Die Ehe soll ehrlich gehalten werden. Das ist aber doch hier nur ein Aeußerliches gewesen, denn innerlich war sie schon lange gebrochen.

Lieschen war in der That schöner, als sie als Mädchen gewesen war, und Caspar's verworfener Lebenswandel war nicht im Stande gewesen, seine Mannesschönheit ganz zu vertilgen. Man ahnete wohl, wie es um die Zweie stand, und daß alte Liebe nicht rostet, und dachte an das Sprüchlein:

„Es senget und brennet
Kein Feuer so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der Niemand weiß."

Hundert Augen aber lauerten auf Lieschen und Caspar. Sie lauerten umsonst, und doch sagte sich Jeder heimlich, es sei, wie das Reimlein sage. Es war augenscheinlich ein neues Leben in Lieschen gekommen. Ihr Auge leuchtete und flammte wieder wie sonst, aber der arme Lorenz war ihr ein Dorn im Auge. Liebloser kann ein Weib ihren Mann nicht behandeln, wie sie ihn. Er trug's, wie er's lange schon getragen, und suchte noch immer durch Freundlichkeit ihr die Gelegenheit zum Zorne zu nehmen, aber es half einmal nicht. Sein Kummer lag vor Aller Augen, und die Ursache auch. Wenn sie ihn nicht lieb hatte, warum heirathete sie ihn denn? fragten die Leute. Es ist aber ein leichtfertig Ding gewesen, sagten sie, das nie recht wußte, woran es mit sich selber war, und stets mit dem unzufrieden, was es hatte. Gerade in dem Letztern lag das Unglück. Ich glaube, die Leute hatten Recht. Das Lieschen war ein verzogenes, verwöhntes, eiteles Ding. Als Mädchen war ihr Jeder zuvorkommend, freundlich und that ihr artig und schön; als Frau, versteht sich, hatte das ein Ende. Dazu kam die Art ihrer Trennung von Caspar; das Unrecht, was sie ihm glaubte angethan zu haben und die Macht seiner Liebe, die ihn hinaus in die Welt getrieben. Da saß sie denn zu Hause alleine und hing ihren Gedanken und Hirngespinnsten nach, und das, was sie nicht hatte, erschien verklärt und doppelt schön und herrlich, und was sie hatte, das Beste selbst, war nichts werth.

Ich weiß nicht, meine Herren, — sagte der Holzhauer, — ob Sie solche Naturen gekannt haben? — Aber sie sind leider so selten nicht. So viel ist aber gewiß, glücklich sind und werden sie niemals.

Ja, ja, bei Caspar war's eben so, daß verborgenes Feuer inwendig immer tiefer hinabbrennt. Je mehr er seine gottlose Liebe unterdrücken und beherrschen wollte, desto tiefer wurzelte sie und bäumte sich gegen ihn selber auf, wenn er Lieschen sah und nicht zweifeln konnte, wie sie gegen ihn gesinnt sei. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie sich heimlich sahen und daß ein verbrecherischer Umgang Statt hatte; doch ist nie darüber etwas kund geworden. Man vermuthete es wohl.

Daß Lorenz dem wilden Caspar ein Dorn im Auge war, weil er eben zwischen ihm und Lieschen stand, sie ihm entrissen hatte, das ist wohl keinem Zweifel unterworfen; er zeigte seinen Haß aber nicht anders, denn daß er seine Nähe mied, wo er konnte. Wie es aber in Lorenz's Hause stand, nein, das war ein Jammer! In Lieschens Herzen wuchs die Abneigung gegen ihren Mann täglich. Es fiel ihm kaum auf, denn er wußte es leider nicht besser. Womit er ihre Liebe verscherzt habe, wußte er nicht,

weil er sich selbst und alle Welt ihm das Zeugniß geben mußte, daß in ihm auch nicht die geringste Aenderung eingetreten war. Er that ihr Alles zu Gefallen; es kam kein ungegohrenes Wort über seine Lippe; sanft und freundlich war er überall und allezeit gegen sie. Traf er sie manchmal weinend, und fragte sie: Warum weinst Du denn? Es drückt uns kein Mangel; ich arbeite fleißig und verthue nichts; ich suche jeden Deiner Wünsche zu befriedigen; ich gebe Dir kein hartes Wort, wiewohl Du so lieblos gegen mich bist; ich trage Dich auf den Händen. Meine Liebe ist noch so innig, wie sie war, als ich Dich freiete, und doch, doch — bist Du unglücklich, und es kommt mir vor, als ernte ich nur Haß für meine Liebe! dann war es, als käme ihr eine bessere Einsicht. Sie reichte ihm ihre Hand, aber wollte er sie an seine Brust drücken, so entwand sie sich ihm und schauderte innerlich. So stand's, als der Herbst kam und die Holzfäller zu Walde zogen. Auch Caspar ging in den Wald, aber er und Lorenz kamen selten zusammen.

Einmal fügte es sich, daß der Förster sie zum gemeinsamen Fällen einer starken Buche anstellte. Sie stand in einem sehr dichten Unterholze, in dem ich beschäftigt war, ohne daß Beide es wußten. Mir pochte das Herz vor Angst, ich wußte nicht warum, und ich will es gerne gestehen, daß ich meine Arbeit versäumte, um sie zu beobachten. Schon gleich im Anfange ihrer Arbeit entstand ein Wortwechsel zwischen ihnen. Leider war ich nicht nahe genug, alle Worte zu verstehen, aber er bezog sich auf Lieschen. Caspar war heftig. Lorenz antwortete sanft. Die Angst meiner Seele wuchs, weil ich das Schlimmste befürchtete. Ich schlich mich fort, um den Förster zu suchen, und ihn zu bitten, die Zweie von einander zu thun.

Im Fortgehen war mir's, als hörte ich einen Schrei. Ich stand, wie angefesselt und horchte mit namenloser Angst im Herzen; aber es blieb stille und ich hörte den Schall verdoppelter Axtschläge, und lief, was ich laufen konnte; jenen Schrei aber hielt ich für eine Ausgeburt meiner Einbildungskraft. Den Förster fand ich erst nach einer halben Stunde athemlosen Umherlaufens. Er wieß mich zornig zurück; aber in demselben Augenblicke gab es einen gewaltigen Lärm im Walde. Dem Förster wurde es denn doch unheimlich und wir liefen zurück.

Der Holzhauermeister kam uns entgegen und rief: „Ach, was hat sich für ein Unglück ereignet! Der Baum hat den Lorenz im Fallen zerschmettert! Es ist zum Entsetzen!"

„Ist er todt? fragte hastig der Förster.

„Mausetodt!" war die Antwort.

Wir eilten zur Stelle. Es war so. Der völlig zerquetschte Leichnam lag da, und Caspar, bleich, wie eine Leiche, erzählte den Hergang. Er habe, sagte er, Lorenz gewarnt, weil der hohe, kahle Stamm und die gewaltige, hohe Krone ein rasches Fallen habe vorhersehen lassen.

Als es krachte, sei er weggesprungen. Da aber der Baum nur noch schwach gehängt habe, so sei, trotz seines Widerrathens, Lorenz noch einmal auf den Rand der Vertiefung getreten und habe einen wuchtigen Hieb geführt. Darauf sei rasch der Baum gefallen und habe ihn unter seiner Last begraben. Er habe um Hülfe gerufen, worauf denn die Holzhauer zusammengeströmt seien und mit vieler Mühe den Leichnam hervorgezogen hätten.

„Ihr hättet ihn, da er todt war, müssen liegen lassen," sagte der Förster. „Daß er todt war, zeigte der völlig zerschmetterte Kopf. Das Gericht mußte ja kommen!"

„Was, Gericht?" rief Caspar. „Es ist ein Unglück, das das Gericht nichts angeht!"

Der Förster schickte auch sogleich nach der Stadt.

Am Nachmittage kam das Gericht. Es wurde untersucht, die Zeugen verhört und Caspar verhaftet.

Mit der Rechtspflege, meine Herren, — sagte der Holzhauer — stand es damals traurig genug. Ich wurde nicht verhört. Warum? — Ich weiß es nicht. Anzeige zu machen, hielt mich die Angst zurück, weil der Förster schwieg, der ja Alles so gut wußte, wie ich. Kurz — Caspar kam frei, und als das scheinheilige Trauerjahr um war, wurde er und Lieschen ein Paar. Jetzt blühte sie wieder auf, wie eine Rose, und der ganze Himmel hing voller Geigen. Ging Caspar zu Walde, so gab es einen Abschied, als reise er in ein fremdes Land voll wilder Thiere; kam er zurück, so flog sie ihm entgegen und der Jubel war groß.

Im Dorfe war darüber nur eine Stimme, und ob ich gleich kein Wort zu sagen wagte, so munkelte man doch hin und her viel Schlimmes, und ich hörte mehr als einmal: Wenn das so fort geht, dann weiß man nicht, was man sagen soll! Alle braven Leute mieden das Paar, so viel sie konnten.

Aber es kam so, wie die Leute vermutheten; nur im umgekehrten Verhältniß, wie es zwischen Lorenz und Lieschen gewesen war.

Sie hing an Caspar mit einer geckigen Liebe; aber Caspar wurde immer ernster, einsilbiger und kälter gegen sie. Sie wollte durch das Verdoppeln ihrer Liebkosungen ihn wiedergewinnen, und das gerade stieß ihn mehr zurück. Das nahm reißend zu, und die Nachbarn wollten gesehen haben, wie er sie, als sie ihm mit offenen Armen entgegen kam, zurückgestoßen habe, daß sie taumelte und schier hingestürzt sei.

Caspar blieb wenig zu Hause. Im Walde trank er viel Branntwein, und war er im Dorfe, so saß er in der Schenke, kartete und trank, bis er völlig betrunken heimkam. Dann machte sie ihn Vorwürfe und es kam zu empörenden, rohen, gewaltthätigen Auftritten. Es war so, als müsse Caspar das erwachende Gewissen im Trunke betäuben.

Von der Zeit an konnte man an Lieschen auch eine recht große Veränderung wahrnehmen. Sie verhehlte ihre Thränen nicht mehr; ihre Wangen blichen. Kummer und Unmuth wurden übermächtig, und die Reue nagte an ihrem Herzen.

Caspar kam zuletzt kaum mehr aus der Schenke. Der Verdienst ging hin und Lieschen litt oft bittere Noth zu dem Elende, dessen Last sie trug.

Caspar war trotz dem Allen ein fleißiger Arbeiter im Walde. Einmal mußte ich mit ihm und einem Dritten eine Buche fällen. Der Baum war dem ähnlich, den er einst mit Lorenz zu fällen gehabt hatte. Ehe wir begannen, stand er lange, in sich versunken da, und betrachtete den Baum; dann schüttelte er sich, wie wenn ein Fieberfrost über ihn käme. Mit wahrem Widerstreben ging er an die Arbeit.

„Nehmt Euch in Acht," rief ich, als der Baum schon stark angehauen war, „es könnte ein Unglück geben, wie damals, als der Lorenz umkam! Der Baum ist justement gerade so!"

Da schrie plötzlich Caspar: „Bube, was willst Du damit sagen?" Und sprang gleich einem Wüthenden mit geschwungener Axt auf mich ein.

Ich trat einen Schritt zurück und fragte, ihn scharf ansehend: „Was wollet Ihr mit mir?"

„Warum nanntest Du den Lorenz?" schäumte er vor Wuth.

„Weil ich durch den Baum daran erinnert wurde," sagte ich, „denn ich war damals nicht weit weg!"

Da holte er mit der Axt nach mir aus, daß er, wäre ich nicht zurückgesprungen, mir den Schädel würde gespalten haben. Der Holzhauer sprang herzu und riß ihn zurück.

„Bist Du verrückt, Caspar?" rief er aus. „Was that Dir der Junge?"

„Hast Du nicht gehört," schrie er, „was er gesagt hat?"

„Ich habe nichts darin gefunden, was übel gemeint wäre," sagte der Holzhauer.

„Ich aber," rief Caspar, glühend vor Zorn. „Er meint, ich hätte den Lorenz todt geschlagen."

„Das sagt Ihr," rief ich; „aber ich habe es noch nicht gesagt."

„Noch nicht?" schäumte er; „also Du willst es noch sagen?" Und wieder drang er wüthend auf mich ein.

Darüber kam der Förster, der ihn sogleich aus dem Dienste jagte.

Er ging mit furchtbaren Drohungen gegen mich, und sein Weg war in's Wirthshaus. Dort stieß er die schrecklichsten Drohungen gegen mich aus, und als er völlig trunken war, taumelte er heim. Zu Hause gab es sogleich die heftigsten Auftritte. Die Leute versammelten sich daselbst, wie das so geht, und viele hörten es, daß er ausrief: Du bist Schuld, daß ich den Lorenz todtgeschlagen habe. Du hast mich verlockt! Immer wilder wurde der Streit im Hause. So viele Leute auch dastanden, Niemand wagte es, in das Haus zu gehen — bis ein gellender Schrei drinnen endlich die Leute zwang. Sie rissen die Thüre auf und ein entsetzlicher Anblick bot sich ihren Augen dar. Am Boden lag das junge Weib mit zerschmettertem Schädel und Caspar lehnte an der Wand.

Abb. 15. Luft- und Schattenbau, aufgenommen am 4. Juli 1918.

Abb. 15. Luft- und Schattenbau, aufgenommen am 4. Juli 1918.

Man sieht deutlich, wie die Schatten der Flugzeuge, die sich in der Luft befinden, auf dem Boden erscheinen. Die Schatten der Flugzeuge, die sich auf dem Boden befinden, sind nicht sichtbar, weil sie durch die Flugzeuge selbst verdeckt werden.

Man sieht deutlich, wie die Schatten der Flugzeuge, die sich in der Luft befinden, auf dem Boden erscheinen. Die Schatten der Flugzeuge, die sich auf dem Boden befinden, sind nicht sichtbar, weil sie durch die Flugzeuge selbst verdeckt werden.

antwortete er ihm. Ein Wort gab das andere, bis Caspar in seine blinde Wuth gerieth und die umgekehrte Axt dem Armen auf den Kopf schlug. Mit einem Schrei, den ich gehört hatte, stürzte er zusammen und war todt. Caspar verdoppelte nun seine Hiebe an dem Baume und legte den Leichnam Lorenz's so, daß ihn der Stamm traf und zerquetschte. Von seiner Frau sagte er, sie sei ihm immer vorgekommen, als sei sie blutig. Sie habe ihn verlockt und seinen Haß gegen Lorenz gereizt in den heimlichen Zusammenkünften, und so habe sie zuerst den Gedanken des Mordes in ihm angeregt. Daher sei er denn auch so wüthend geworden, als sie ihn einen Mörder genannt habe.

Jetzt, — sagte der Holzhauer, — kann ich's kurz zusammenfassen. Der Prozeß ging zwar langsam, aber das Urtheil lautete auf den Tod durch das Beil. Es wurde an ihm vollzogen.

Seitdem duldete es mich nicht mehr daheim. Die Erinnerungen waren zu schreckhaft für mich. Ich ließ mich hier nieder, um dort wegzukommen und es hat mich noch nicht gereuet."

Der Holzhauer hatte seine Geschichte geendet. Sie hatte uns alle mit Grausen erfüllt.

Während draußen der Sturm noch immer aus vollen Backen blies und der Regen in Strömen fiel, streckten wir uns auf das Mooslager. Mein Freund schlief bald. Ich aber konnte den Schlaf lange nicht finden, denn die Bilder standen vor meiner Seele, die des Holzhauers Erzählung herauf beschworen hatte.

Hier endet der Abschnitt aus den Aufzeichnungen meines Großoheims, der überschrieben ist: Eine Nacht in der Holzhauerhütte, und den ich hier unverändert mitgetheilt habe.

Der Malakoff einen Tag nach dessen Erstürmung.

(Mit Abbildung.)

Der Anblick der nächsten Früchte des Sieges war entsetzlich. Werden Napoleon und Palmerston bessere aus diesem Blut überdüngten Boden zu ziehen wissen? Werden die Ergebnisse den Opfern entsprechen? Die Zukunft wird antworten. Hier ist inzwischen ein Bild der nächsten Früchte von einem der geschicktesten und berühmtesten Zeichner für englische Blätter, Julian Portsch. Er nimmt seine Skizzen und Bilder immer an Ort und Stelle auf und begleitet die Armeen eben so muthig mitten in die Schlachten, wie Mr. Russel, der Times-Correspondent, der, beiläufig gesagt, von der Times 5000 Pfund Sterling bekommen hat. Außerdem brachten ihm die in einem besondern Bande abgedruckten und in 23,000 Exemplaren verkauften Correspondenzen noch einen Schilling für jedes verkaufte Exemplar, also auch noch mehr als 1000 Pfund. — Julian Portsch zeichnete den Malakoff einen Tag nach dessen Erstürmung, als die Franzosen ihre Verwundeten und Todten sammelten und letztere begruben. Er machte in seinem begleitenden Schreiben auf eine frisch hingeworfene Erdmasse aufmerksam, welche den Deich vor dem Malakoff zum Theil ausfüllte und den Stürmenden Leitern sparte. Diese Erdmasse war sehr dicht mit menschlichen Gliedern, Leichnamen und Halbtodten gefüllt. Eine Explosion hatte sie alle in einem Augenblicke zerrissen, zerschmettert und begraben. Arme, Beine, Köpfe u. s. w. ragten zahlreich aus diesem entsetzlichen Massengrabe hervor und kamen in unaufhörlicher Menge und Entstellung zum Vorschein, als man die Todten begrub.

In den ersten Tagen nach dem Siege war es Mode unter den Alliirten, den Malakoff zu besuchen. Jetzt vermeidet ihn Jeder. Die ungeheuere Menge verwesender Leichname, kaum einige Zoll tief mit Erde bedeckt und zum Theil wieder ausgewaschen vom Regen, verbreitet einen so entsetzlichen Verwesungsgeruch umher, daß es Niemand mehr aushalten kann.

Die einzelnen Details der Erstürmung, welche nach und nach durch die Presse bekannt werden, sind wahrhaft haarsträubend. Es wurde mit einer Wuth und Erbitterung gekämpft, die ihres Gleichen nicht hat in der Schlachtengeschichte, und vielleicht nur durch die neuere Schlacht bei Kars übertroffen worden ist. Halbtodte und Schwerverwundete rollten sich noch wuthknirschend zu dem ebenfalls verwundeten Feinde, um ihre Zähne in das Fleisch des Gegners zu schlagen und dort Leichnam auf Leichnam zu verenden. Selbst blutgewöhnte Soldaten schauderten vor diesem Anblick zurück.

Gegen Beutelschneider-Charlatanerien.

I. Geheimmittel.

(Fortsetzung.)

Das Geheimmittel-Unwesen, welchem leider zur Schande der Buchdruckerei und Menschheit blos des elenden Geldgewinnstes wegen eine Menge von Journalen, Zeitschriften und Buchhändlern mit allen Kräften förderlich sind, greift täglich immer mehr um sich und meistens in die sauern Ersparnisse armer Kranken ein, ohne daß seinem gewissenlosen, unverantwortlichen Treiben kräftig entgegengetreten würde. Und doch liegt es im innigsten Interesse der Menschheit, daß diesem schimpflichen Industriezweige der Garaus gemacht werde. Vielleicht können wir etwas dazu beitragen, wenn wir die Verfertiger und Vertreiber von Geheimmitteln, als Harpyen, welche mit frecher Stirn versprechen, was sie selbst nicht glauben, und nur darauf bedacht sind, ihren Säckel zu füllen, an den Pranger der Oeffentlichkeit stellen, und wenn wir nach und nach die Zusammensetzung und nachtheilige Wirkung aller Geheimmittel veröffentlichen. Und dies soll denn auch rücksichtslos geschehen. Wir beleuchten zuerst das schädlichste aller Geheimmittel,

Die Morison'schen Pillen,

welchen schon manches Menschenleben zum Opfer gefallen ist. Sie bestehen nach öfterer und sorgfältiger Untersuchung aus den eingreifendsten Purgirstoffen (Aloë, Gummigutt und Coloquinten), welche sehr leicht, zumal bei häufigerem Gebrauche, auch die beste Verdauung vollständig zu ruiniren im Stande sind, abgesehen davon, daß sie bei den meisten Krankheitszuständen als ganz unpassende Arzneistoffe eine gefährliche Verschlimmerung und selbst den Tod herbeiführen können. Bedenkt man nun noch, daß nach der Vorschrift Morison's diese Pillen bei jeder Krankheit ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und der Körperbeschaffenheit nach dem Grundsatze gebraucht werden sollen, daß je bedeutender und schlimmer die Krankheit, um so größere Mengen davon nöthig seien, so begreift man wahrlich nicht, warum die Vertreiber der Morison'schen Pillen nicht schon längst als Giftmischer und Mörder verfolgt werden. — Mit diesen Pillen auf gleicher Stufe stehen die von einem bekannten industriellen Unterleibsarzt in Berlin gegen habituelle Unterleibsverstopfung angepriesenen, gleichfalls nach Charlatanweise geheim gehaltenen Pillen.

Die Kräftigungs-Tinktur von Laurentius.

Ein gewisser Herr Laurentius, früher Buchhändler, jetzt in Folge seiner guten Geschäfte (aber nicht als Buchhändler) und durch die Dummheit herabgekommener Wüstlinge, ein reicher Grundbesitzer in Leipzig, ließ ein Buch unter dem Titel „der persönliche Schutz" (mit Zugrundelegung der La Mert'schen Schrift) drucken, auf dessen letzter Seite sich eine Nachricht findet, worin Herr L. seine Dienste zur speciellen und schriftlichen Behandlung der Leidenden anbietet. Jedem Briefe muß aber ein Honorar von 3 Thlrn (5 Gulden) beigefügt sein, wenn er beantwortet werden soll. Die dann nöthig werdenden Medicamente, unter denen sich als Hauptmittel eine trübe, blaßgelbe, säuerlich und bitter schmeckende Tinktur befindet, welche per Flasche

von etwa 3 Maaß 70 Gulden kostet, werden natürlich von Herrn L. selbst geliefert, aber angeblich mit Zuziehung eines promovirten Arztes, dem Herr L. für seine Mithülfe ein jährliches, sehr bedeutendes Honorar zahlt. — Jene theuere Tinktur nun besteht (nach Wittstein's Untersuchung) der Hauptsache nach in einer alcoholischen Lösung von Chinin und Eisen (Stoffe, welche allerdings, aber auch mit Unrecht, als Stärkungsmittel angesehen werden) und ist kaum ein paar Gulden werth. Um eine ganz gleiche Tinktur herzustellen, giebt Dr. Wittstein folgende Vorschrift: man löst 52 Gran Eisen in 1 Unze Salzsäure auf, erwärmt die Auflösung, setzt so lange Salpetersäure in kleinen Antheilen hinzu, bis sich alles Eisenchlorür in Chlorid verwandelt hat, und filtrirt. Andererseits löst man 60 Gran schwefelsaures Chinin in der nöthigen Menge verdünnter Schwefelsäure auf, vermischt beide Auflösungen, fügt 40 Unzen ordinären weißen Wein und endlich noch so viel Brunnenwasser hinzu, daß das Ganze 100 Unzen wiegt.

Die Lobethal'sche Schwindsuchts-Essenz,

essentia antiphthisica gegen die Lungenschwindsucht, welche in 6 Unzen fassenden Flaschen für den theuren Preis von 3 Gulden vom Buchhändler Otto Spamer in Leipzig verkauft wird, ist nach Wittstein und Mayer nichts als eine höchstens 6 Kreuzer werthe, von den gewöhnlichen Verunreinigungen (schwefelsauren Natron, Chlorcalcium und Chlormagnesium) stark begleitete Kochsalzlösung, der noch eine Spur Jodnatrium zugesetzt ist. Der Verfertiger dieser Essenz, Dr. Julius Lobethal, prakt. Arzt in Breslau, ist aber schlau und behauptet, daß außer diesen Salzen noch von einer Pflanzen-Tinktur eine so kleine Dose in seiner Essenz vorhanden sei, daß dieselbe durch keine chemische Analyse ermittelt werden könne. Schwindel! nichts als Schwindel! Nur ein Blödsinniger wird übrigens diese Essenz für ein probates Mittel zur Heilung der Lungenschwindsucht halten können.

Dr. Hilton's Nervenpillen,

auch beim Buchhändler Otto Spamer in Leipzig zu haben und von einem, wahrscheinlich fingirten Sanitätsrathe Dr. Cernow, so wie von einem Dr. Fleischer in Wien empfohlen, sollen das geschwächte und erkrankte Nervensystem bei Leidenden jedes Standes und Geschlechtes wieder herstellen. Diese Pillen, von denen 100 Stück zu 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.) verkauft werden, bestehen (nach Wittstein und Buchner) aus Lakritzen, Baldrianwurzel, Stärkemehl und Sand. — Was hiernach von der Wirkung, dem Preise und den zum Kaufe dieser Pillen öffentlich einladenden Personen zu halten sei, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

Dr. Pinter's Ohrenpillen,

nebst einer, von einem gewissen Dr. Feldberg verfaßten Brochüre über die Wirksamkeit dieser Pillen, unter dem Titel: „Die Taubheit heilbar! Hülfe für Ohrenleidende jeder Art," vertreibt ebenfalls Hr. Otto Spamer in Leipzig. Der Erfinder dieser Pillen war angeblich der verstorbene Dr. Pinter in Wien; der jetzige Verfertiger soll der Apotheker Gerhausen in Wien sein. Die Masse, aus welcher diese Pillen bereitet werden, besteht (nach Wittstein) aus Bleipflaster, vermengt mit Kampfer, und eine Schachtel mit 60 Pillen, welche 1 Thaler kostet, ist kaum 1 Kreuzer werth.

Zahnschmerzenvertreibungstinktur,

unter dem Namen Spiritus Bohemi, wird vom Tabaksfabrikant Franz Cardini zu Frankfurt a. M., das Fläschchen zu 1 Thlr. verkauft und ist kaum $2\frac{1}{2}$ Sgr. werth, denn es besteht (nach Ludwig) diese „unbezahlbare und vor jedem Verdacht einer Schwindelei zu bewahrende Tinktur," aus nichts Anderm als aus einer weingeistigen Auflösung von Kampfer und Gewürznelkenöl.

Fabrikate aus der Geheimmittel-Fabrik Jansen's in Weimar.

1) **Das Kummerfeld'sche Waschwasser,** angeblich ein ausgezeichnetes Heilmittel gegen alle Arten von Hautkrankheiten, vom Dr. C. Schwabe, großherzogl. Amts-Physikus in Buttstädt, in einer besondern Schrift empfohlen, ist (nach Wittstein) eine Auflösung von Kampfer in Brunnenwasser mit Zusatz von gestoßenem Schwefel. Die 16 Unzen fassende Flasche von diesem Wasser kostet 2 Thlr. 5 Sgr. (3 Fl. 54 Kr.) und ist nur $17\frac{1}{2}$ Kreuzer werth. — 2) Die Kraft-Essenz von Dr. Stanley, eine aromatische Tinktur mit Vanille (die Flasche 2 Louisd'or) — 3) Die spanische Kloster-Essenz (die Flasche 1 Thlr.), ein längst bekanntes Destillat von Melissen und einigen ähnlichen Pflanzen. — 4) White's Augenwasser, bestehend aus Zinkvitriol in Wasser gelöst, mit einigem Nelkengeruch. — 5) Johnson's Zahnpulver ist ungefähr das Zahnpulver der preußischen Pharmacopöe, nur viel theurer und schlecht verrieben. — 6) Johnson's aromatische Mundessenz (Pfeffermünzöl in Weingeist). — 7) India-Extrakt des Prinzen von Delhi, gegen Sommersprossen. — 8) Dr. Caleb — Kerry'scher Brustthee und 9) Brustsaft. — 10) Stanley's Gicht- und Rheumatismus-Pflaster. — 11) Orientalische Schönheits-Pastillen (50 Stück 1 Thlr.). — 12) Dr. Heim's Zahnkissen (mit einem eingestickten Kreuze). Sie kosten 2 Thlr. das Stück bei einem Werthe von etwa 5 Sgr., denn sie enthalten nichts als Moschus mit Tausendgüldenkraut. — Eine Anzahl dieser nichtsnutzigen Geheimmittel sind von einem Amtsphysikus Dr. Venus, durch kleine, sogen. belehrende Schriftchen eingeführt.

Das Augenwasser von Hette,

welches vom Augenarzt A. Hette in Regensburg, in Gläsern, welche kaum 4 Loth enthalten, zu 1 Fl. verkauft wird, ist (nach Wittstein) eine Auflösung von verschiedenen ätherischen Oelen und Opiumtinktur in 50prozentigem Weingeist und kostet dem Verfertiger kaum 6 Kreuzer. — Außerdem verkauft derselbe Hette auch noch einen Augenbalsam.

Das Schönheitswasser und die Schönheitssalbe,

welche in der Gegend von Dünkelsbühl in Mittelfranken von Quacksalbern zusammen für 1 Fl. 6 Kr. verkauft werden, kommen höchstens auf 12 Kr. zu stehen, und bestehen (nach Wittstein): die Salbe aus einem Cerat mit Perubalsam, das Wasser aus gewöhnlichem Wasser, in den etwa eine Drachme feinzertheiltes (naß bereitetes) Calomel (Quecksilberchlorür) durch Schütteln suspendirt wird. Dieses letztere, wenn es einige Zeit gebraucht wurde, ruft seines Quecksilbergehaltes wegen nicht selten Speichelfluß und Wackeln, ja selbst Ausfallen der Zähne hervor.

Anadoli (Pulver)

oder orientalisches Zahnreinigungs-, Stärkungs-, Erhaltungs- und Athem-Erfrischungsmittel, von Carl Kreller, Chemiker und Parfümeriefabrikant in Nürnberg, in Gläsern zu 1 Fl. 12 Kr., besteht (nach Wittstein) aus einem parfümirten Gemenge von Seife, Stärkemehl und levantischer Seifenwurzel, ist demnach allerdings kein schädliches Mittel für die Zähne, aber enorm theuer, denn der Verfertiger gewinnt über 1000 Prozent daran.

Lilionese, ein Schönheitsmittel,

von welchem der Flacon, dessen reeller Werth höchstens 3 Sgr. ist, zu 25 Sgr. verkauft wird, besteht (nach Hartung-Schwarzkopf) aus einer gesättigten Lösung von kohlensaurem Kali (gereinigter Pottasche), welche mit etwas Rosenöl und Zimmtöl versetzt ist. Von einer besondern Wirkung dieses Mittels ist gar keine Rede.

Die Salbe gegen Sommersprossen,

welche jetzt in Oesterreich als Geheimmittel angeblich viel verkauft wird, besteht (nach Wittstein) aus 9 Theilen Fett und 1 Theile in Salpetersäure gelöstem salpetersaurem Quecksilberoxyd. Ihr Preis ist natürlich im Vergleich zu den Herstellungskosten ein enormer und ihre Wirkung gleich Null (Nichts).

Die geheimen Haarmittel,

ob sie nun gegen das Grauwerden oder Ausfallen der Haare empfohlen werden oder ob sie das Wiederwachsen derselben begünstigen sollen, können alle als unmäßig theuer bezahlte und nicht blos nutzlose, sondern oft sogar schädliche Compositionen angesehen werden. Von dem mit unverschämtester Frechheit angepriesenem Eau de Lob existiren Fälle, wo die Haare nicht nur nicht wieder wuchsen, sondern wo die noch vorhandenen theils grau wurden, theils aus-

fielen. — Von andern scharfen Haarmitteln wurde bisweilen eine rosenartige Entzündung der Kopfhaut veranlaßt, die durch Umsichgreifen und Fortpflanzen über den ganzen Körper oder auf die Hirnhäute selbst Lebensgefahr herbeiführte. Man erzählte sogar kürzlich in Zeitschriften einen Fall, wo nach dem Gebrauche eines Haarwuchsmittels Wahnsinn eintrat.

Die Schönheits- und Zahnseifen und Pasten,

welche als Geheimmittel theuer verkauft werden, wie Dr. Borchardt's aromatisch-medicinische Kräuterseife, Dr. Suin de Boutemard's aromatische Zahnpasta u. s. w. u. s. w., gehören ebenfalls, und zwar ohne Ausnahme, in die Classe nichtsnutziger Gewinnmittel. (Wird fortgesetzt.) **Bock.**

Aus dem Tagebuche eines britischen Legionärs. *

Shorncliff. Ende October.

I. Auf Helgoland.

Am 23. August, Morgens neun Uhr, bestieg ich zu Hamburg das Dampfschiff „Helgoland", welches mich nach einer etwa siebenstündigen Fahrt nach dem gleichnamigen Eiland brachte. Außer einer großen Zahl von Vergnügungsreisenden befanden sich auf dem Dampfer auch etwa zwanzig junge Leute, welche in der britischen Fremdenlegion Dienste nehmen wollten. Fast Keiner von ihnen war im hamburger Hafen an Bord gegangen; die meisten waren, während wir die Elbe hinunterdampften, auf Kähnen dem Schiffe zugeführt, unbehindert durch die hamburger Polizeibeamten, welche im hamburger Hafen scharf aufzupassen schienen.

Als wir in Helgoland angelangt waren, ging ich in Gesellschaft dieser Leute, welche von zwei Werbern geführt wurden, zur Kommandantur. Hier wies man uns eine der zu diesem Behufe bestimmten Baraken als Nachtquartier an, und bestellte uns auf den folgenden Morgen zur ärztlichen Untersuchung wieder.

Ein Drittel dieser Leute etwa wurde für nicht dienstfähig erklärt, die übrigen wurden theilweise der 8., und da diese alsbald complet war, theilweise, wie ich selbst, der 9. Kompagnie des 2. leichten Infanterieregiments zugetheilt. Die Ausgeschlossenen erhielten wie immer eine Baracke zum Aufenthalte angewiesen, bis nach einigen Tagen ein Segelschiff sie nach Deutschland zurückführte. Außerdem bekamen sie täglich Jeder 6 hamburger Schilling, wofür sie allerdings zu einigen Arbeiten herangezogen wurden. Von ihren glücklichern (?) eingestellten Gefährten wurden sie überdies nach Kräften mit Geld und abgelegten Civilkleidern, hin und wieder auch wohl mit nunmehr unnütz gewordenen Pässen und Wanderbüchern beschenkt.

Vor der Einkleidung ging selbstverständlich die Verlesung der Bedingungen und die Beeidigung voraus. Erstere klangen, mit ähnlichen Verhältnissen auf dem Kontinente verglichen, durchaus nicht ungünstig. Die Eintretenden mußten sich verpflichten, drei Jahre lang, eventuell während der Dauer des gegenwärtigen Krieges und noch ein Jahr lang nach erfolgtem Friedensabschlusse zu dienen, wogegen die Regierung Ihrer Majestät sich vorbehält, die Legion oder einzelne Abtheilungen derselben auch früher zu entlassen. Während der Dienstzeit sind dem Soldaten ein täglicher Sold von einem englischen Schilling (wovon aber der Abzug für die Menage abzurechnen ist) und bei seiner Entlassung der Betrag einer einjährigen Löhnung nebst freier Ueberfahrt nach Amerika oder einer der britischen Kolonien zugesichert. Zugleich wurde erklärt, daß jeder Soldat 40 Pfund Handgeld erhalten solle, wovon aber augenblicklich erst 20 Pfund ausbezahlt wurden, während der Rest theilweise für die kleinen Montirungsstücke, welche der Soldat selbst bezahlen muß, berechnet, theilweise, sobald diese vollständig beschafft, verabfolgt werden sollte. Endlich wurde noch jedem Soldaten, welcher während der Dauer seines Aufenthaltes auf Helgoland (der immerhin nur einige Wochen betragen konnte) sich gut betrüge, namentlich eine Arreststrafe nicht verwirkte, eine Gratifikation von ein Pfund Sterling versprochen, welche ihm nach der Ueberfahrt in Shorncliff ausgezahlt werden sollte.

Ehe ich auf Helgoland eintraf, waren daselbst schon das erste Jägerregiment zu 10 Kompagnien von je 100 Mann und die ersten 8 Kompagnien des zweiten leichten Infanterie-Regiments (das erste wurde in Shorncliff selbst errichtet) gebildet. Das Jägerregiment und die fünf ersten Kompagnien des Infanterieregiments befanden sich indessen nicht mehr auf Helgoland, sondern waren schon nach und nach nach Shorncliff transportirt. Zwei Tage nach meiner Ankunft folgten ihnen die 6., 7. und ein Theil der 8. Kompagnie.

Als ich von Helgoland fortfuhr (1. October), war die Bildung des 2. leichten Infanterieregiments längst vollendet (10 Kompagnien von je 100 Mann) und mit der des 2. Jägerregiments begonnen. Bei meinem Abgange waren beinahe 5 Kompagnien desselben von je 100 Mann complet.

Das militärische Obercommando auf Helgoland führt der Oberst von Steinbach; sein Adjutant ist der Hauptmann Hoffmann, welcher früher als preußischer Offizier in Magdeburg gestanden haben soll. Unter ihnen fungirten beim Stabe eine Anzahl von Unteroffizieren, deren einziges Verdienst wohl nur darin bestand, unter den Angeworbenen die ersten gewesen zu sein, welche leidlich schreiben und rechnen konnten.

Das Leben auf Helgoland war ziemlich einförmig; exercirt wurde nur einige Stunden des Tags, und zwar stets ohne Waffen (nur die jedesmalige Wachtmannschaft erhielt Gewehre). Das Lager befand sich auf dem helgoländer Oberlande, welches bekanntlich von dem Unterlande durch eine künstliche Treppe von nahe an 300 Stufen getrennt ist. Die Badegäste logiren meistentheils im letztern. Im Unterlande befindet sich der Kursaal, dessen Besuch von Militärpersonen nur den Offizieren gestattet war. Die Badegäste wurden durch die Anwesenheit des Militärs gewiß nicht genirt. Uebrigens war zur Zeit meiner Ankunft auf Helgoland den Soldaten der Besuch eines jeden Wirthshauses gestattet. Es wurde das mit der Zeit allerdings anders. Eines Sonntags hatte bei Gelegenheit eines Tanzgelages im Wirthshause zum grünen Wasser eine nicht unbedeutende Schlägerei zwischen Civilisten und Soldaten stattgefunden. An diese knüpften sich in den folgenden Tagen fortwährende Reibereien, und das Ende vom Liede war, daß durch einen Befehl der Besuch eines jeden Wirthshauses auf Helgoland den Soldaten verboten und der Aufenthalt im Unterlande ihnen nicht länger als bis sechs Uhr Abends gestattet wurde. Nur den Unteroffizieren blieb der Besuch einer einzigen im Oberlande belegenen Schankwirthschaft (der von Jansen) erlaubt. Die Soldaten waren in dieser Beziehung auf die in einer Baracke belegenen, mitten im Lager befindlichen Kantine beschränkt. Indessen kamen Kontraventionen gegen das erstgedachte Verbot bald genug vor, und wurden zuletzt so häufig, daß dasselbe, da sie meist ungeahndet blieben, fast illusorisch erscheinen mußte. Das Verbot mußte auch nicht nur den Soldaten, sondern auch den Helgoländern sehr unwillkommen sein. Denn fast jeder Soldat verzehrte doch Handgeld und Sold bei jenen, und im Oberlande hatte fast jeder Hausbesitzer eine Restauration unter theurer, aber doch viel zu wünschen übrig lassender Bedienung. Ein Seidel Lagerbier z. B. kostete drei Schilling hamburger Courant, und war dabei kaum zu genießen. Ein Beefsteak kostete 12 Schilling. Cigarren und Tabak waren auch hier schon theuer und daher fast immer unter dem Mittelmäßigen. Das bei den Soldaten am Meisten beliebte Getränk, der Rum, war über die Maßen verfälscht; guter Kornbranntwein gar nicht zu haben. Aber das Schlimmste war, daß das Trinkwasser regelmäßig schlecht war, und selbst auf den Gesundheitszustand nachtheilig wirkte.

Das Gros der Soldaten fühlte sich im Allgemeinen auf Helgoland sehr behaglich, namentlich so lange von den erhaltenen 20 Pfund noch etwas vorhanden war. Die, welche ihr Geld verthan, zeigten freilich wohl lange Gesichter und murrten, aber ohne gerechten Grund. Die Behandlung von Seiten der Offiziere und Unteroffiziere war im Ganzen leidlich, und nur Säufer von Profession beklagten sich über die zu große Strenge bei Hand-

* Wir geben die Mittheilungen des jungen Mannes, eines braunschweiger Landeskindes, ohne Abänderung, ganz in der schlichten Weise, wie sie geschrieben sind. D. Redakt.

Ausgabe von Bons, Gutscheinen, Marken oder ähnlichen Ersatzmitteln für Geld, die Ausgabe von Geldscheinen, Banknoten, Papiergeld, Schatzanweisungen, Schuldverschreibungen, Aktien, Kuxen, Anteilscheinen, Gewinnanteilscheinen, Zinsscheinen, Pfandbriefen, Obligationen, Lotterielosen, Spielmarken, Spielkarten, Spielwürfeln, Spielbällen, Spielkugeln, Spielkegeln, Spielbrettern

nant von Aller, dem als Stabsoffiziere die Majore von Wenck und Bathurst zur Seite stehen, und das dritte leichte Infanterieregiment, welches, wie das erste, hier errichtet ist und zumeist Süddeutsche und Belgier in seinen Reihen zählt. Die Mannschaft desselben spricht zur einen Hälfte deutsch, zur andern französisch, das Commando aber ist deutsch. Außerdem befinden sich hier noch die Anfänge von zwei Cavallerieregimentern, deren jedes 600 Säbel stark werden soll. Beide zusammen haben jedoch jetzt erst eine Stärke von etwa 500 Mann. Die Mannschaft zu demselben wird theils hier, theils in Helgoland angeworben; doch werden in der Regel nur solche Leute genommen, welche früher schon unter der Cavallerie oder reitenden Artillerie gedient haben. Das zweite Infanterieregiment wird nicht lange mehr hier verweilen. Es ist stark davon die Rede, daß es am 3. künftigen Monats eingeschifft werden wird. Als Aerzte fungiren bei diesem, Regimentsarzt Dr. med. Straube (früher Badearzt auf Helgoland, aus Großdölzig bei Leipzig gebürtig) und Assistenzarzt Dr. med. Dierkings (aus Göttingen). Auch das dritte Infanterieregiment wird sobald als möglich von hier abgehen. Die genannten Truppen bilden bis jetzt die british-germany legion; von der schweizer Fremdenlegion stehen noch ein Regiment zu Dover und ein zweites zu Canterbury. Auch bei diesen ist das Commando deutsch.

Das Plateau von Shorncliff liegt hart am Kanale, wenige Minuten westlich von dem Flecken Sandgate, welches aber eine englische Meile westlich von Folkestone liegt. Beide Oerter dürfen, so wie der etwa $1^1/_2$ englische Meilen westlich von Shorncliff liegende Flecken Hythe, Abends von fünf bis neun Uhr von den Soldaten besucht werden; des Tags über darf Niemand das Lager verlassen. Uebrigens hat jedes Regiment im Lager seine Kantine, wo Porter, Ale, Tabak, Butter, Käse, Eier u. dergl. zu theuern Preisen zu haben sind. Von dem Tabak, der hier gewöhnlich geraucht wird, bekommt man für einen Penny (8 Pf.), gerade zwei Thonpfeifen voll; letztere erhält man allerdings stets gratis. Ein Ei kostet einen Penny. Auch andere Sachen als Lebensmittel, deren man aber doch sehr bedarf, als z. B. Papier, sind hier enorm theuer. (Schluß folgt.)

Kuriositäten aus China.

Die Chinesen sind so außerordentlich conservativ, daß sie selbst in der Revolution, die sie einmal angefangen haben und die etwas Bestehendes geworden, stehen und stecken bleiben. Sie fingen eigentlich mit Europa 1848 an, sind aber bis jetzt weder bis zur Hauptsache, noch bis zur Hauptstadt gekommen. Im Uebrigen wissen wir eben so wenig davon, wie von China selbst, die dürftigen Notizen, die sich dann und wann zwischen dem asow'schen Meere und Sebastopol hindurch drängen, werden übersehen, zumal jetzt, wo viele Europäer denken, der Phönix einer bessern Zeit werde nächster Tage aus der Asche des Malakoffthurmes empor- und ihnen als gebratene gefüllte Taube in den Mund fliegen, so daß man aufpassen müsse.

China ist curios, eigenthümlich und so verschieden von unserer ausgeleierten Civilisation, daß man sicher ist, den Leuten etwas Neues und Interessantes zu sagen, wenn man ihnen von China erzählt, zumal da man jetzt mit wirklicher Kenntniß aufwarten kann. Bis jetzt waren derartige Schilderungen größtentheils Früchte oberflächlicher und ganz falscher Ansichten von Außen. Nachdem aber der französische Missionär Huc Jahre lang darin gelebt und gewirkt und thatsächlich durch die ganze ungeheuere Ausdehnung des Reichs gewandert, kann man aus seinem Buche die genaueste Einsicht in das Leben China's schöpfen. Was er uns von chinesischen Einrichtungen, religiösen, socialen und politischen Gebräuchen und Gesetzen mittheilt, ist Alles Ergebniß eigener Erlebnisse und Studien. So muß man die wunderlichsten Dinge, die er mittheilt, für volle Thatsachen halten, um so mehr, da der Mann sich durchweg als solider, ernster Charakter zeigt, der allen seinen Schriften und Thaten das Gepräge der strengsten Wahrheit aufgedrückt hat. Zunächst gesteht er, obgleich Missionär, daß die Apostel des Evangeliums in China durchweg ziemlich unglücklich gewesen und die spiritualistischen Lehren vielfach von dem nüchternen, praktischen Verstande der Chinesen abgewiesen wurden, während allerdings das Nichtdogmatische, die höhere Bildung und Intelligenz als solche, wie sie von Gützlaff, Huc, handelnden und producirenden Engländern importirt, an- und fortgepflanzt ward, so gewaltige Wirkungen hervorrief, daß sie das älteste, verfeinertste Land und Volk bis in's Innerste erschütterten und wesentlich die jetzige Revolution hervorriefen.

Wie die Chinesen gegen christliche Dogmatik disputiren, davon erzählt er selbst in seiner hübschen Weise ein treffendes Beispiel: „In einer der größten Städte unterhielten wir uns viel mit einem gelehrten Chinesen, der im Ganzen eine günstige Meinung vom Christenthume hatte, und dessen Bekehrung uns daher eben so leicht als wichtig erschien. Wir hatten viele Conferenzen mit einander und studirten die wichtigsten Punkte unserer Lehre sorgfältig. Unser Candidat gab Alles gern zu, was wir ihm als Forderung des Christenthums offenbarten. Mit der Zeit drangen wir in ihn, nun in aller Form Christ zu werden, aber er wußte immer Ausflüchte zu machen.

„Mit der Zeit," sagte er; „man muß sich niemals übereilen. Sprechen wir einmal vernünftig. Es ist nicht gut, zu begeistert zu sein. Eure Lehren sind wirklich sehr gut für unsern Geist und dessen Zukunft nach dem Tode. Aber ich fürchte, sie machen uns hier in dieser Welt zu viel zu schaffen und vermehren die Sorgen des Lebens. Sehen Sie z. B., wir haben einen Körper. Wie viel Sorgfalt verlangt er! Man muß ihn kleiden, nähren und gegen Wetter und Krankheit schützen. Er hat viele Schwächen, und die Krankheiten, die ihm drohen, sind zahlreich. Es wird allgemein zugegeben, daß Gesundheit unser kostbarster Schatz ist. Für diesen Leib, den wir sehen, den wir fühlen, muß man sorgen und zwar Tag und Nacht, ununterbrochen, wenn wir uns dieses größte Gut bewahren wollen. Nun, ist das nicht genug? Wollen wir unsere Pflicht gegen unsern Leib thun, wo die Zeit hernehmen, für die Seele, die wir nicht sehen, zu sorgen? Das Leben des Menschen ist kurz und voller Sorgen; es besteht aus einer Reihenfolge wichtiger Angelegenheiten, die ohne Unterbrechung auf einander folgen. Unsere Herzen und Geisteskräfte sind aber kaum den Sorgen dieses Lebens gewachsen; ist es daher weise, sich um ein jenseitiges zu quälen?"

Unser guter Missionär konnte dagegen blos geltend machen, daß, weil der Leib hinfällig und sterblich sei, es ganz vernünftig erscheine, für die unsterbliche Seele zu sorgen; weil dieses Erdenleben aus einem Gewebe von Sorgen und Aengsten bestehe, Vorbereitung auf ein künftiges, besseres allein Trost gewähren könne. Aber es gelang ihm nicht, den gelehrten Chinesen von der Möglichkeit und Weisheit zu überzeugen, daß man „für zwei Leben zugleich sorge." Er sagte, die christliche Ansicht sei erhaben und sehr ehrwürdig, aber meinte, daß er sich seinerseits vorläufig noch mit Pflichterfüllung gegen das eine, ihm gegenwärtige Leben begnügen wolle.

Danach zu schließen, haben die Chinesen gar keinen Sinn für ideale Dinge, für Poesie und Religion. Was sie Religion nennen, besteht aus einem Wirrwarr von Ceremonien und Gebräuchen, die sie gewohnheits- und geschäftsmäßig mitmachen, ohne im Geringsten an deren religiöse Verdienstlichkeit oder Wirkung zu glauben. So beschreibt Huc ihre Methode, sich Regen zu verschaffen: „Wenn Trockenheit des Wetters anhält und Furcht vor einer kärglichen Ernte entsteht, erlassen die Mandarinen des Distrikts eine Proclamation, worin sie die strengste Enthaltsamkeit befehlen (das hat einen ökonomischen Sinn, da durch Enthaltsamkeit die vorhandenen Vorräthe geschont werden, während z. B. der von den englischen Mandarinen neulich vorgeschriebene Tag der „Erniedrigung" vor Gott, damit er Schlachten gewinnen helfe, mit einem uniformen, vorgeschriebenen Gebete durch das ganze Land eitel Humbug war). Gebrannte und gebraute Getränke, jede Art Fleisch, Eier, Fische, jede Art thierischer Nahrung ist verboten und nichts gestattet als Vegetabilien. Jeder Hausbesitzer muß gelbe Papierstreifen mit Zauberformeln und dem Bilde des Regen-Drachens bedruckt an seine Thür kleben. Hört der Regen-Drache nicht auf diese Art von Beschwörung, wird ihm durch Darstellung religiöser Theater-

stücke im Freien ärger zugesetzt. Helfen die auch nicht, geht man zu lustigen Burlesken und Processionen über, in denen ein ungeheuerer Papierdrache, von fürchterlicher Musik umtobt, die Hauptrolle spielen muß. Manchmal bleibt der Director des Regens auch jetzt noch taub und hält die Wolken des Himmels verschlossen, wie ein Geizhals seinen Geldkasten, und dann geht man vom Beten zum Fluchen über, womit man ihn in Stücke zerreißt und mit Füßen tritt. Unter Kia, fünftem Kaiser der jetzigen Mantschu-Dynastie, ward der Regengott wegen anhaltender Trockenheit durch kaiserliches Edict über die Grenze hinaus in die wüste Provinz Torgot ausgewiesen und transportirt. Den Hofleuten ging das so nahe, daß sie sich dem Kaiser zu Füßen warfen und um Begnadigung des nationalen Regen-Ministers baten. Der Kaiser ließ sich erweichen, sandte Couriere hinter den Leuten her, die den Regendrachen fort transportirten und ließ ihn zurückrufen. — Glauben die Chinesen an die Wirksamkeit dieser abgeschmackten Ceremonien? Durchaus nicht; Jeder lacht darüber, macht aber mit, da es unterhaltend ist und seit Jahrtausenden so Sitte war."

Bestehen deshalb auch nicht bei uns fortwährend ziemlich eben so absurde Ceremonien und Moden? Man sehe sich nur ordentlich um und denke, statt als Gewohnheitsthier sich treiben und drehen zu lassen.

Die Chinesen sind große Künstler in allerlei Schein und Humbug. Ein Zug der Verstellung und äußerlicher Formalität geht durch alle ihre Sitten, Gebräuche und Gesellschaftsformeln. Als Beispiel führen wir nur einen außererdentlich gastfreundlichen Mann an: „Während unserer nördlichen Mission waren wir Zeuge einer ächt chinesischen Scene. Es war einer unserer Festtage, die Feier einer Bekehrung zum Christenthume in der Privatkapelle eines schon Bekehrten, in welcher sich alle gewonnenen Christen der Nachbarschaft zu versammeln pflegten. Nach Beendigung des Gottesdienstes stellte sich der Hausherr mitten in die Kapelle und rief mit herzlichem Eifer: „Laßt mir Keinen fort. Ich lade Euch alle ein, heute bei mir Reis zu essen!" Und nun lief er von Einem zum Andern und bat flehentlich, man möchte bleiben; aber Jeder hatte diesen oder jeden Grund, warum es ihm unmöglich sei, von der Gastfreundschaft Gebrauch zu machen. Der höfliche Hausherr schien ganz unglücklich. Endlich erspähte er einen seiner Vetter, der eben davon ging.

„Was, Vetter, auch Du willst fort? Unmöglich! Du mußt heute zu diesem Festtage mein Gast sein!"

„Unmöglich," sagt der Vetter, „ich habe nothwendig zu thun."

„Zu thun, heute zum Feiertage? Du mußt durchaus bleiben! Ich lasse Dich nicht fort."

So ergreift er den Vetter und transportirt den sich Wehrenden mit wahrer Gewalt in's Haus. Aber der Vetter siegt endlich insofern, als der Hausherr seine gastfreundliche Forderung auf ein Glas Wein beschränkt, welches nicht viel Zeit koste.

„Gut," sagt der Vetter, „ein Glas Wein können wir schon mit einander trinken. Das ist bald gemacht."

So gingen Beide in's Haus. Der Wirth rief, ohne Jemanden besonders anzureden: „Etwas Wein heiß gemacht und zwei gekochte Eier!"

Inzwischen steckten Beide ihre Pfeifen an und plauderten. Sie rauchten aus, stopften, zündeten an und rauchten wieder aus, aber der heiße Wein und die gekochten Eier kamen nicht. Endlich fragte der Vetter, ob es noch lange dauere, ehe der Wein fertig würde.

„Wein?" schreit der Hausherr, „Wein? Haben wir in unserm Hause einen Tropfen Wein? Trink ich jemals Wein? Weißt Du nicht längst, daß ich keinen Wein vertragen kann?"

„In diesem Falle hätte ich ja längst gehen können," erwiederte der Vetter. „Warum nöthigst Du mich denn so fürchterlich, zu einem Glase Wein zu bleiben?"

Hier erhob sich der Herr des Hauses rothschwellend vor Zorn und schrie: „Was? Ich bin so höflich, Dich zum Wein einzuladen, und Du verstehst nicht einmal so viel Lebensart, ihn abzulehnen? Wo hast Du Deine Bildung gelernt? Wahrscheinlich unter den Mongolen!" Der Vetter stammelte einige Entschuldigungen, stopfte seine Pfeife wieder und ging verlegen davon. Wir waren Zeuge dieser ganzen Scene gewesen und lachten nun. Der Hausherr aber blieb empört über seinen ungebildeten Vetter und fragte uns ob wir je einen so rohen, unwissenden, ungeschliffenen, abgeschmackten Menschen gesehen, als diesen Vetter, und kam immer wieder auf das große Princip aller Höflichkeit zurück: Güte mit Güte zu belohnen und stets abzulehnen, was uns ein Anderer anbietet. „Was sollte denn sonst aus uns werden?"

Dies erinnert an die gütigen, kleinstädtischen Verwandten in Europa, welche vor einem herannahenden Vetter oder einer hochgeschätzten Muhme den Kaffee, bei dem sie gerade sitzen, verstecken und dann ausrufen: „Aber liebes, liebes Tantchen oder Mühmchen oder Vetterchen, warum sind Sie nicht eene eenzigte Minute frühe gekommen? Nu is der Kaffee gerade alle bis uf's letzte Schälchen."

Huc lag eine Zeit lang sehr krank in Kum-kiang-hien, Provinz Hupé, doch erholte er sich endlich, worauf man ihn höflich einlud, den Sarg in Augenschein zu nehmen, den man inzwischen für ihn hatte machen lassen. Dies ist ein ächtes, reelles chinesisches Kompliment. Särge sind durch alle Städte China's ein übliche Handels- und Luxusartikel, womit sich Freunde und Verwandte beschenken. Wohlhabende Leute kaufen sich immer so bald als möglich selbst einen Sarg nach ihrem Geschmacke aus den großen Vorräthen in Läden. Zärtliche Kinder und Nachkommen beschenken ihre alten Aeltern und Onkels mit kostbaren, geschmackvoll decorirten Särgen. Sobald Jemand bettlägerig wird, ist es die erste Pflicht der geliebten Angehörigen, den Sarg neben sein Bett zu stellen und ihn zu fragen, ob ihm die mögliche neue Wohnung auch gefalle. Auf dem Lande, wo keine Särge in Läden vorräthig sind, schickt man in jedem ernstlichen Krankheitsfalle sofort zum Tischler, welcher an dem Kranken Maß nimmt, und einige Zoll „zum Strecken" zugiebt. In Gegenwart des Kranken wird dann um den Preis gehandelt, worauf der Tischler hinausgeht vor's Fenster und den Kranken mit der Musik des Sägens und Hobelns an dem entstehenden Sarge unterhält. Alles das geschieht ganz geschäftsmäßig ohne Aufregung von Seiten des Todescandidaten oder der Angehörigen.

Einmal begegnete Huc einer Prozession von Männern, Weibern und Kindern, die ihn auf die süßeste Weise aus ihren schiefen, geschlitzten Augen anlächelten, als sie mit einem Sarge und einem hagern, stier auf den Sarg blickenden Kranken bei ihm vorbeizogen. Der ihn begleitende junge Christ erklärte ihm die Scene. Ein Kranker aus der Ferne, der zu Hause sterben will. Ein großes Stück weiße Leinewand im Sarge sollte die Hinterbliebenen in Trauer kleiden (die Chinesen trauern weiß). Diese Eile und Zuvorkommenheit in Krankheitsfällen für die Funktionen des Begrabens und Trauerns gilt allgemein als Zeichen der Liebe und Zärtlichkeit für Kranke, welches letzterem sehr angenehm ist. Der Kranke würde über Rücksichtslosigkeit und Kälte klagen, wollte man ihm den Sarg bis nach dem Tode vorenthalten oder sich damit entschuldigen, daß man auf seine Genesung hoffe.

Unter den chinesischen Familienbildern, die uns Huc oft sehr anschaulich malt, kommen nicht selten Scenen herzlicher, derber Prügelsuppe vor. Einmal sah er Mann und Frau im activsten Handgemenge. Als sie sich gehörig zerbläut hatten, wetteiferten Beide in Zerschmetterung aller irgend zerbrechlichen Hausgeräthe, von Tellern, Schüsseln, Stühlen, Betten, Pfannen, Tiegeln u. s. w. Eine suchte die andere Hälfte zu übertreffen. Der Mann, um sich in dieser Concurrenz nicht besiegen zu lassen, holte endlich eine Holzart, um damit einen großen kupfernen Kessel zu zertrümmern. Als Beide erschöpft aufhörten, frug ihn ein Nachbar, warum er nicht lieber die Frau todtgeschlagen? Der Mann antwortete ganz geschäftsmäßig, er sei alt, deshalb werde es ihm zu viel Geld gekostet haben, sich eine andere Frau zu kaufen. Die Wiederherstellung der zerbrochenen Sachen koste jedenfalls weniger. Man sieht, daß sonach ein bischen christliche Duldsamkeit den Herren Chinesen nichts schaden kann.

Blätter und Blüthen.

Die Biene. Ihre Sprache und Staatsverfassung. „Wenn ich," sagt de Fraviere in seiner interessanten Schrift über „Bienen und Bienenzucht," — von einer Sprache der Bienen spreche, so will ich damit diesem Ausdruck den Sinn beilegen, den wir demselben beilegen, wenn von dem Menschengeschlecht die Rede ist. Die Bienen haben zwar ein eben so unfehlbares als schnelles Mittel, sich die für sie interessanten Ereignisse mit-

zutheilen, und sie sind dazu von der Natur mit zwei Sinnen reich bedacht, während die andern Thiere, selbst die höheren Klassen, nur einen Sinn dafür erhalten haben. Sie haben ein Gefühlsorgan, und zwar in viel höherem Grade, als die meisten andern geschaffenen Wesen; aber es kann ihnen dieses Organ nicht zum Ausdrucke für ihre Gefühle dienen. Das Organ der Stimme, das einzige Verbindungsmittel der Thiere unter einander, ist dies wohl auch bei den Bienen, während es allen andern Insekten fehlt. Die Bienen sind daher, abgesehen von den Menschen, die einzigen Wesen, welche sich einander verständlich machen können, und zwar indem sie Töne hervorbringen, und dabei des Tastsinnes sich bedienen. Mit Hülfe der Fühlhörner aber nehmen sie alle zur Erreichung dieses Zweckes nöthigen Biegungen vor. Diese Fühlhörner bestehen aus zwölf Gelenken, die sich nach allen Richtungen hin bewegen lassen, und so biegsam sind, daß sie die kleinsten Gegenstände umfassen können. Dabei ist ihre Empfindlichkeit ungemein groß. Mittels dieser Fühlhörner, die man ihre Finger nennen kann, sind die Bienen im Stande, sich, wie die Ameisen, in der Dunkelheit ihrer Wohnung zurecht zu finden. Mit diesen vollendeten Gefühlsorganen verrichten sie, ohne Beihülfe des Gesichts, die wunderbarsten, unsere Gedanken verwirrenden Arbeiten.

„Nähert man sich des Abends, wenn gerade überall Stille herrscht, einem Bienenkorb, so vernimmt man zunächst ein wirres Gesumme; nach und nach begreift man die Natur dieser Töne und lernt sie von einander unterscheiden. Zuerst erkennt man das dumpfe und eintönige Gesumme der Lüfterinnen,* dann die tausend andern kleinen Geräusche. Es ist die unablässige Arbeit der Arbeitsbienen, die mit dem Abnagen der rauhen Stellen des Holzes oder des Strohs, aus denen sie ihre Wohnung bauen, beschäftigt sind; es ist die Thätigkeit der Bienen, die ihre Zellen kemmen und glätten. Man hört ferner unter diesen vielfachen Geräuschen die hellen Töne, welche die Wächterinnen von sich geben, sobald sie einer in den ihrer Beaufsichtigung anvertrauten Orten herumschweifenden Biene begegnen. Diese hellen Töne lassen sich mit dem Tone einer Kindertrompete vergleichen. Die Biene, welche ihn hervorbringt, bemißt ihn nach der Wichtigkeit des Individuums, das die Ursache desselben ist. Will sie ihren Genossinnen das Nahen eines Feindes anzeigen, so erlangt dieser Ton eine ungewöhnliche Stärke, und er wird dann von sämmtlichen Wächterinnen bis in das Innere des Bienenkorbes hinein wiederholt. Sie eilen sofort herbei, um den Wachen beizustehen, und wiederholen, wenn ihr Beistand nicht genügt, den Ruf, der dann die ganze Bevölkerung in Bewegung setzt.

„Man glaube ja nicht, daß die Stimmen der Bienen mechanisch, ohne Zweck und ohne Erfolg, ertönen. Jede Tonbiegung hat ihre bestimmte Bedeutung, welche von den Bienen vollkommen verstanden wird. Dasselbe findet mit dem Gefühlsorgan statt. Indem sie sich dieses Mittels der Mittheilung bedienen, vermögen sie sich ihren Gefährtinnen sehr gut verständlich zu machen und ihnen die Nachrichten mit einer wunderbaren Schnelligkeit mitzutheilen.

„Kommt eine Biene mit einer wichtigen Neuigkeit an, so stürzt sie sich in den Korb hinein. Sofort wird sie von den Wächterinnen umringt und die Biene greift nun, um sich von ihnen zu befreien, zum sichersten Mittel: sie stillt ihre Neugierde. Ihre Sprache ist sehr kurz und zugleich sehr ausdrucksvoll. Sobald sie zwei oder drei helle Töne ausgestoßen und mit ihren Fühlhörnern die einer ihrer Genossinnen berührt hat, wiederholt diese eiligst dasselbe Manöver bei andern Bienen und so fort, und im Nu ist dann die wichtige Neuigkeit im ganzen Korb bekannt. Man glaube ja nicht, es habe diese Nachricht nicht ihre volle Richtigkeit; sie habe etwa nur die Bedeutung, den Bewohnern des Korbes zu sagen, sie sollen auf ihrer Hut sein. Die Maßregeln, welche die Bienen in Folge einer solchen Mittheilung treffen, beweisen, daß der kleine Bote alle hierfür erforderlichen Erläuterungen gegeben hat.

„Die Königin ist die Erste mit, welche erfährt, um was es sich handelt. Wer ihre Geschäftigkeit bei wichtigen Vorgängen, so wie die Ruhe wahrnehmen konnte, womit sie die Meldung einer gewöhnlichen Nachricht, z. B. von der Entdeckung eines in frischer Blüthe stehenden Feldes, eines Honigsaft ausschwitzenden Baumes, eines Lagers von Zuckerstoffen aufnimmt, kann über die Genauigkeit meiner Beobachtungen keinen Zweifel mehr haben. Dasselbe läßt sich über ihr Benehmen sagen, wenn irgend ein fremdes Thier in den Stock gedrungen und nun vertrieben oder getödtet werden soll. Die Königin nimmt an der allgemeinen Aufregung nur bei wirklich wichtigen Umständen Theil, wenn sie nämlich genöthigt ist, für ihre Sicherheit zu sorgen.

* Nach Herrn de Fravière sind dies die Bienen, denen die Lüftung des Korbes übertragen ist. Dies geschieht in folgender Weise. Einige von ihnen stellen sich an den Eingang des Bienenkorbes und bewegen ihre Flügel mit großer Lebhaftigkeit, und zwar nicht gerad, um den erwähnten Ton hervorzubringen, sondern blos um die Luftschicht zu erschüttern und zu entfernen. Andere Bienen, vom Boden bis zum Dach des Korbes staffelförmig aufgestellt, je nachdem es sich darum handelt, die verdorbene Luft mehr oder weniger rasch auszutreiben, bilden so eine Art Kette, welche eine unmittelbare Verbindung zwischen der äußern und innern Luft herstellt. Durch ihre vereinten Anstrengungen bildet sich eine vollständige Strömung, die sie je nach Erforderniß mäßigen, und die, indem sie die äußere Luft anzieht, die Atmosphäre, in der sie athmen, in ihrer ganzen Reinheit wieder herstellt. Der Zweck dieser bewundernswerthen Einrichtung besteht jedoch nicht blos in dem Einlassen einer reinen Luft, sondern es wird dadurch zu gleicher Zeit auch der den Bienen nothwendige Wärmegrad geregelt.

„Es beruht alles das eben Gesagte auf positiven Thatsachen. Als Beleg dafür gelte aus hunderten von Erfahrungen nur folgendes Beispiel. — Wenn die Bienen, wie man so gern sagt, ohne Urtheilskraft handelten, so würden sie keine Vorsichtsmaßregeln ergreifen; sie würden sich, wenn sie in der Ferne neue Kolonien gründen wollten, dem Zufall preisgeben. Wenn sie dagegen Beweise von Voraussicht — und wäre es nur einer unter zehn — gaben, so kann man ihnen einen gewissen Grad von Urtheilsfähigkeit nicht absprechen, besonders wenn man bedenkt, daß sie unter solchen Umständen nicht vereinzelt handeln, sondern ihren Entschluß fassen, nachdem sie mit der Königin und der übrigen Bevölkerung gewissermassen Rath gepflogen.

„Eines Abends saß ich am offenen Fenster meines Studirzimmers. Ein hölzerner Bienenstock, neuer Erfindung, der bisher noch keine Bienen in sich aufgenommen hatte, stand zufällig auf dem Sims des Fensters. Die letzten Strahlen der Sonne fielen auf den Stock und drangen durch die Oeffnung, welche den Bienen zum Eintritt dienen sollte, in das Innere desselben. Eine Glaswand am gegenüberliegenden Theile gestattete mir, Alles zu beobachten, was innen vorging. Plötzlich vernahm ich ein helles Gesumm: es war eine Biene, welche diesen Stock aufmerksam zu prüfen schien. Sie untersuchte außen jeden Theil desselben, als wenn sie einen Eingang gesucht und erraten hätte, daß dieser wohl sein könnte. Sie flog unausgesetzt um den Stock herum, ohne sich je darauf zu setzen, und bemerkte endlich die im untern Theil angebrachte kleine Oeffnung, hielt sich aber anfänglich nicht dabei auf. Erst nachdem sie das ganze Aeußere von Neuem untersucht hatte, stellte sie sich auf das Bretchen, welches als Eingang zum Stock diente. Nach einem Augenblick der Ruhe — denn an der Raschheit, mit der die Ringe ihres Unterleibs sich zusammenzogen und erweiterten, sah man, daß sie durch ihren Flug und ihr Gesumm wirklich ermüdet worden und ruhebedürftig war — entschloß sie sich zum Eintritt in diesen unbekannten Ort. Jedoch erst nach vielem Zögern. Sie schien Furcht zu hegen und getraute sich nicht recht in das Innere des Gebäudes.

„Ich verlor keine ihrer Bewegungen aus den Augen. Nachdem die Biene die Wohnung in allen Richtungen durchforscht, kam sie endlich wieder heraus und flog davon, kehrte jedoch, ehe sie gänzlich verschwand, noch einige Mal zurück, gleichsam um sich zu orientiren. Was wollte diese Biene hier thun? Augenscheinlich war sie nicht gekommen, um hier Honig oder Bienenharz zu suchen.

„Am folgenden Tage gegen zehn Uhr sah ich plötzlich etwa 50 Bienen, die unter starkem Gesumm um diesen selben Stock herumflogen. Diesmal aber zögerten sie mit dem Eintritt nicht lang; sie zeigten sich kecker, als die Einzelbiene am Abend zuvor; sei es, daß der Bericht, welchen diese erstattet, ein günstiger gewesen, sei es, daß sie sich zahlreich genug fühlten, um einen Angriff zurückzuweisen. Sie untersuchten sorgfältig alle Theile des Stocks und flogen dann, nachdem dies geschehen, einzeln, und ohne auf einander zu warten, wieder davon.

„Meine Neugierde war nun aufs Lebhafteste rege gemacht. Ich hatte gelesen, daß diese Insekten, ehe sie den Mutterstock verlassen, die Umgegend ihrer Wohnung einer prüfenden Untersuchung unterzögen. Damit schrieb man ihnen offenbar Voraussicht zu. Nun behaupten aber die Naturforscher, die Thiere besäßen keinerlei Fähigkeiten der Art, welche denen des Menschen zur Seite gesetzt werden könnten. Gesteht man ihnen aber Voraussicht zu, so erkennt man damit an, daß sie einen gewissen Grad von Urtheilsfähigkeit haben, und daß man glaubt, sie seien im Stande, einen Plan zu fassen und auszuführen. Damit überschritte man aber die Grenzen Dessen, was man Instinkt zu nennen übereinkommen war.

„Da es sich um Beglaubigung einer Thatsache handelte, welche von achtungswerthen Schriftstellern behauptet, von jener Klasse Gelehrten aber, die es ungemein bequem finden, alles ihre kleinlichen Berechnungen Störende zu verwerfen, verneint werden war, so übernahm ich die Vertretung der Wahrheit und der Wissenschaft, und blieb fest auf meinem Posten.

„Und siehe! Zwei Stunden nach dem Abgang dieser Bienen ließ sich ein herrlicher Schwarm in diesem Stocke nieder und bestätigte alle meine Voraussehungen. Kann man hiernach noch Bedenken tragen, anzuerkennen, daß diese Bienen fast so handelten, als wenn sie mit Vernunft begabt wären? War es ihnen möglich, einen solchen Plan zu verabreden, ohne dabei irgend eine Art Sprache in Anwendung zu bringen?

„Man könnte vielleicht glauben, dieser Schwarm rühre von einem meiner Bienenstöcke her und die Aehnlichkeit der äußern Form werde die im Schwärmen begriffenen Bienen veranlaßt haben, in diesen Stock einzufliegen und später ihre Gefährtinnen dahin nachzuziehen. Diese Erklärung wäre ziemlich natürlich und würde einen Theil des Wunderbaren in meinem Bericht zerstören. Allein sie ist durchaus nicht stichhaltig. Die Bienen kamen von fern her, hatten einen mit Strohgeflecht bedeckten Weidenkorb verlassen und in dem neuen Stock konnte sie daher nichts an ihre alte Wohnung erinnern.

„Da man endlich vermuthen könnte, es sei mir schwer gewesen, die Herkunft dieses Schwarmes genügend zu beweisen (wodurch diese interessante Thatsache natürlich wieder in Zweifel gestellt würde), so bin ich glücklicherweise im Stande, auch in dieser Hinsicht Gewißheit zu geben. Nie ist eine Thatsache klarer erwiesen worden, als diese: der Schwarm gehörte einem Bauer, der, mit der Ueberwachung seiner Bienenstöcke beschäftigt, ihn sich hatte erheben sehen und der nebst seinen Kindern und mit allem zur Einfangung desselben Nöthigen, gefolgt war. Er forderte, gestützt auf sein Recht, den Schwarm von mir zurück und weigerte sich, ihn mir zu überlassen, obgleich ich ihm einen weit höhern Preis dafür bot, als derselbe wirklich werth war."

Als schönes Festgeschenk
empfehle ich die zweite Auflage des von allen Seiten als vortrefflich anerkannten Werkes:
Der Mensch im Spiegel der Natur.
Ein Volksbuch von **E. A. Roßmäßler.**
Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. 5 Bändchen à 15 Ngr.
Leipzig. **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirte Familienblatt. Herausgegeben von Eduard Kurz.

Erscheint in 1/2 Bogen. Preis des Vierteljahrgangs von Subscribenten vorausbezahlt 1/2 Thlr. 15 Ngr.

Die Silberhochzeit.

Von Friedrich Hofmann in Berlin.

Am 25. Februar 1858 war es fünfundzwanzig Jahre, daß Herr Gottlieb Wilhelm Hahnemann, Kaufmann und Inhaber der Firma Hahnemann & Comp., mit Fräulein Auguste Wilhelmine Hahnemann, seiner Cousine, vor den Altar getreten war, um sich mit ihr für's Leben zu verbinden. Es war ein Tag, der in der Familie Hahnemann mit großen Ehren gefeiert wurde, und der auch in dem Hause, in welchem Herr Hahnemann seine Geschäftsräume hatte, nicht unbeachtet vorüberging. Schon am Abend vorher hatten sich die Commis des Geschäfts, welche sämmtlich in dem Hause wohnten, in dem Comptoir versammelt, um dem Principal ihre Glückwünsche darzubringen und ihm ein Geschenk zu überreichen, welches in einem prachtvollen Silberservice bestand. Der Principal hatte sich für diesen Abend mit seiner Familie entschuldigen lassen, weil er sich mit seinen Verwandten und Freunden zu einem Festessen vereinigen wollte, und so hatten die Commis ihre Gratulation und Ueberreichung des Geschenks auf den folgenden Tag verschoben.

Es war ein Sonntag, und Herr Hahnemann hatte sich mit seiner Familie und seinen Verwandten zu einem Gottesdienste in die Kirche begeben, in welcher er vor fünfundzwanzig Jahren getraut worden war. Nach dem Gottesdienste hatte sich die Gesellschaft in dem Hause des Herrn Hahnemann versammelt, um ihm und seiner Gattin ihre Glückwünsche darzubringen und ihnen Geschenke zu überreichen. Es war ein Tag, der in der Familie Hahnemann mit großen Ehren gefeiert wurde, und der auch in dem Hause, in welchem Herr Hahnemann seine Geschäftsräume hatte, nicht unbeachtet vorüberging. Schon am Abend vorher hatten sich die Commis des Geschäfts, welche sämmtlich in dem Hause wohnten, in dem Comptoir versammelt, um dem Principal ihre Glückwünsche darzubringen und ihm ein Geschenk zu überreichen, welches in einem prachtvollen Silberservice bestand. Der Principal hatte sich für diesen Abend mit seiner Familie entschuldigen lassen, weil er sich mit seinen Verwandten und Freunden zu einem Festessen vereinigen wollte, und so hatten die Commis ihre Gratulation und Ueberreichung des Geschenks auf den folgenden Tag verschoben.

Es war ein Sonntag, und Herr Hahnemann hatte sich mit seiner Familie und seinen Verwandten zu einem Gottesdienste in die Kirche begeben, in welcher er vor fünfundzwanzig Jahren getraut worden war. Nach dem Gottesdienste hatte sich die Gesellschaft in dem Hause des Herrn Hahnemann versammelt, um ihm und seiner Gattin ihre Glückwünsche darzubringen und ihnen Geschenke zu überreichen.

dabei verwahrlost vor, wenn er sie mit früher verglich, wo sie unter dem Auge der sorgenden Mutter aufgewachsen. Er sah ein, daß er gefehlt hatte, sich seiner eigenen Familie so ganz zu entziehen, und wollte das jetzt durch verdoppelten Eifer und unnachsichtige Strenge wieder gut machen. Dadurch entstand Streit und Unfrieden mit der Haushälterin, der ernstlich zu begegnen er von zu gutmüthigem, schwankendem Charakter war. Sein häuslicher Frieden aber, um dessetwillen er doch eigentlich Alles ertrug, wurde ihm dadurch nur mehr und mehr verbittert. Ein verzweifelter Entschluß war es endlich, der ihn dazu trieb, mit der Erinnerung an die verstorbene Gattin noch so warm im Herzen, auf's Neue zu heirathen, und seinen Kindern wieder eine wirkliche Mutter zu geben. Möglich, daß er auch nur auf diese Art glaubte sich der ihm lästig werdenden Wirthschafterin entledigen zu können.

Olbers, übrigens selber schon in den reiferen Jahren, war vernünftig genug, zu seiner zweiten Lebensgefährtin eine nicht mehr ganz junge Frau zu wählen. Diese, eines Arztes Wittwe, zog ihn zuerst durch ihr stilles, bescheidenes Wesen an, und als er sie näher kennen lernte, fühlte er sich bald fest überzeugt, daß sie ihm selber eine brave Gattin, seinen Kindern eine Mutter, seinem Alter eine treue Pflegerin, seinem Hauswesen eine tüchtige Wirthin werden würde.

So geheim er übrigens diese seine Absichten gehalten haben mochte, hatten die Nachbarinnen doch nur zu bald gemerkt, um was es sich hier handele. Sie säumten denn auch natürlich nicht, vor allen Dingen die Haushälterin von der vermutheten Thatsache in Kenntniß zu setzen, die jedenfalls am Stärksten dabei interessirt sein mußte. Diese auch, die recht gut wußte, daß mit einer neuen Frau im Hause ihr Regiment dort ein rasches Ende nehmen würde, war außer sich, und machte ihrem Herzen in allen möglichen Ausrufungen und Befürchtungen Luft. „Die armen Kinder bedauere sie nur am Meisten, denn sie selber mache sich, wie sie meinte, auch nicht so viel aus der Verbindung. Nur die Kinder wären zu beklagen, die bis jetzt wie im Himmel gelebt hätten und nun ganz plötzlich unter die eiserne Ruthe einer Stiefmutter kommen sollten. Sie wüßte, was es hieß, eine Stiefmutter im Hause haben, sie hätte das schon aus tausend und tausend Büchern gelesen, und wenn Herr Olbers, der übrigens sein eigener Herr wäre und thun und lassen könne, was er wolle, solcher Art blind und taub in sein eigenes Schicksal hineinrenne, so möge er denn auch nachher sehen, wie er damit fertig würde. Das Einzige, was ihr jetzt zu thun übrig bleibe, sei, die armen Kinder so viel als möglich auf das, was sie erwarte, vorzubereiten. Könne sie ihnen später noch helfen und beistehen, so solle das mit Freuden und mit Aufopferung aller ihrer Kräfte geschehen. Sie sei das ja allein der Seligen schuldig."

Die Kinder spielten eben in ihrer Stube, als Tante Louise, wie die Haushälterin gewöhnlich in der Familie genannt wurde, von der Freundin zurückkam, von der sie die erste Nachricht über die Verlobung erhalten hatte.

„Wißt Ihr die Neuigkeit schon?" sagte die Wirthschafterin, als sie zu ihnen in's Zimmer trat. „Ihr bekommt eine Stiefmutter."

„Eine Stiefmutter?" rief Franz erschreckt. —

„Eine Stiefmutter?" schrie Lisbeth. „Wir wollen keine Stiefmutter, Tante Louise, wir wollen Dich behalten. Eine Stiefmutter schlägt und kneipt uns, und giebt uns nicht satt zu essen."

„Was sollen wir mit einer Stiefmutter?" klagte auch Franz, „daß es uns etwa geht, wie der armen Geldmarie?" *

„Oder wie Aschenbrödel * und Schneeweißchen," * setzte Lisbeth hinzu.

„Oder daß sie mir gar den Kopf mit dem Kistendeckel abschlägt," rief Franz, „wie es in der schönen Geschichte vom Wachholderbaume * steht, die Du uns so oft vorgelesen hast? — Aber dann würde ich auch singen:

„Meine Mutter, die mich g'schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein' Schwester, das Marlenichen
Sucht alle meine Beenichen,
Bind sie in ein seiden Tuch.
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich!"

* Bechstein's Märchenbuch.

und wenn die böse Stiefmutter dann vor die Thür käme, würf ich ihr den großen Mühlstein auf den Kopf, daß sie in tausend Stücken ging."

„Nun, so schlimm darf sie es schon nicht machen," sagte die Wirthschafterin, „das leidet die Polizei gar nicht. Und dann brauchtet Ihr auch nur zu mir zu kommen; ich wollte Euerem Vater schon reinen Wein einschenken."

„Aber ich mag keine Stiefmutter," weinte Lisbeth, „dann bete ich lieber zu Gott, daß das Himmelsmütterlein zu mir kommt und mich fortnimmt mit sich, wie wir es in der „schwarzen Tante" gelesen haben."

Die Kinder weinten jetzt Beide und Tante Louise tröstete sie und sagte ihnen, daß sie immer, wenn sie die Stiefmutter auch fortschicke, dann und wann zu ihnen kommen und sie besuchen wolle. Und wenn sie die Stiefmutter schlecht behandele, sollten sie es ihr nur sagen; sie wolle schon dafür sorgen, daß es der Vater erführe und ihnen kein Unrecht geschähe. Jetzt aber sollten sie sich noch nichts merken lassen, sonst bekäme sie, die Tante Louise, Ausgezanktes darüber, und sie habe es doch gut mit ihnen gemeint.

Hätte sich Olbers mehr um seine Kinder und sein Hauswesen bekümmert, so würde er wohl gesehen haben, daß den Kleinen etwas auf dem Herzen läge, was sie ängstigte und drückte. Aber die neue Heirath ging ihm auch im Kopf herum, und mit seinen anderen Geschäften blieb ihm keine Zeit, auf das zu achten, was dem Vater immer das Wichtigste bleiben sollte, will er nicht später schwere Verantwortung auf sich nieder ziehen: das Wohl der eigenen Kinder. Nur zu empfänglich für fremde Eindrücke ist des Kindes Herz, und die zu überwachen, daß sie wohlthätig und segensreich darauf einwirken, und nicht bösen Samen in die junge Brust tragen, sollte das Hauptziel und Augenmerk der Aeltern sein. Wie häufig aber wird gerade das von ihnen vernachlässigt, und das ganze Leben des Kindes in die Hand gleichgültiger Personen gelegt. Nur daß die Kleinen artig sind, verlangen sie von denen, und wie oft auch noch mehr ihrer selbst, als der Kinder wegen; an das Andere denken sie gar nicht.

Heinrich Olbers hatte indessen wirklich um die junge Wittwe geworben und das Jawort erhalten; auch eine glückliche Wahl für sich und die Seinen getroffen, denn Sabine, wie seine Braut hieß, war eine brave, wackere Frau und sich des schweren Berufes, dem sie sich unterzog, die Mutter fremder Kinder zu werden, vollkommen bewußt. Mit sorgender Liebe hoffte sie sich die Herzen der Kleinen bald zu gewinnen, und wenn sie ihnen auch nicht die verstorbene Mutter so vollständig wieder ersetzen konnte, sollten sie in ihr doch eine treue Freundin, eine zweite Mutter finden.

Sabine hatte gewünscht, die Kinder vor ihrer Verheirathung einmal zu sehen, und mit ihnen zu sprechen, und Olbers befahl der Wirthschafterin eines Nachmittags, die Kinder rein anzuziehen. Sie waren ihm noch nie so schmutzig und vernachlässigt vorgekommen — weil er eben gerade heute besonders auf sie achtete.

„Und wozu wollen Sie heute, an einem Sonnabend, mit den Kindern Besuche machen?" frug die Wirthschafterin, die sich den Grund recht gut denken konnte, und damit auch ihre letzte Hoffnung von einem möglichen Nichtzustandekommen der Verbindung schwinden sah. „Es ist schon drei Uhr, und bis morgen früh sind sie wieder schmutzig."

„Dann müssen sie wieder rein gekleidet werden, Louise," sagte Olbers ernst. „Ich wünsche überhaupt nicht, daß ich die Kinder noch einmal in einem solchen Zustande finde. Uebrigens," fuhr er rasch fort, als er sah, daß die Wirthschafterin etwas darauf erwiedern wollte, „will ich Ihnen hiermit gleich etwas anzeigen, das von heute an doch kein Geheimniß mehr bleiben kann. Ich bin mit der verwittweten Frau Sabine Helbig verlobt und werde heute über vier Wochen Hochzeit halten."

„Heute über vier Wochen schon?" rief Louise erschreckt.

„Ja, allerdings," lautete die ernste Antwort. „Es versteht sich von selbst," fuhr Olbers dabei freundlicher fort, „daß die neue Hausfrau dann auch das Hauswesen übernehmen wird. Damit Sie aber indessen nicht außer Brot sind, und Zeit behalten, sich nach einer andern passenden Stelle umzusehen, werde ich Ihnen indessen bei einer Verwandten einen Platz verschaffen, in dem Sie wenigstens so lange bleiben können."

„Ich danke Ihnen, Herr Olbers," entgegnete aber etwas schnippisch und beleidigt Mamsell Louise — „man ist auch nicht blind, man hat seine Augen und kann selber sehen. Der Herr Olbers

brauchen nicht etwa zu glauben, daß Sie mir ein Geheimniß entdecken. Wie das kommen würde, habe ich mir aber schon im voraus gedacht, und mit einer Stiefmutter hätt' ich mich doch hier nicht vertragen. Ich hätt' es der Kinder wegen nicht mit ansehen können, und habe mich deshalb schon unter der Hand nach einer neuen Stellung umgethan. Gott sei Dank, Leute, die ihre Sache verstehen, finden überall in der Welt ein Unterkommen, und ich brauche keine Minute außer Platz zu sein. Wenn ich Ihnen jetzt im Wege bin, kann ich schon morgen der neuen Madame Olbers den Platz räumen, von der ich nur wünschen will, daß Alles mit ihr so einschlagen mag, wie der Herr Olbers jetzt vielleicht glauben."

Olbers war eben nicht angenehm überrascht, daß seine Wirthschafterin die neue, so geheim gehaltene Verbindung als eine alte, stadtbekannte Sache betrachtete, und schon so lange darum wußte. Er überhörte darüber auch den zweiten, bitteren Theil ihrer Rede, und erwiederte nur rasch und etwas verlegen lächelnd:

„Nein, Mamsell Louise, so rasch kann ich Ihre Dienste nicht entbehren; Sie sind mir noch sehr nothwendig im Haus, und ich bin auch keineswegs undankbar genug, zu vergessen, wie eifrig Sie sich meiner Wirthschaft und Kinder in der ersten schweren Zeit nach dem Tode meiner seligen Frau, wie auch später angenommen haben. Ich werde Ihnen das nie vergessen."

„O bitte, Herr Olbers — war nicht mehr als meine Schuldigkeit," versetzte die Haushälterin, keineswegs dadurch zufriedengestellt. „Wenn nur andere Leute, die nach mir kommen, ihre Schuldigkeit eben so gut erfüllen. Die armen Kinder sind am Meisten zu beklagen."

„Ich hoffe nicht, Mamsell Louise," sagte Olbers rasch — „Sabine Helbig liebt die Kinder und ich bin gerade im Begriff, sie zu ihr hinzuführen. Sie wird ihnen eine treue Mutter sein."

„Das gebe Gott," sagte Mamsell Louise, nahm ihre Schlüssel auf und warf die Thür hinter sich in's Schloß, daß die Scheiben klirrten.

Eine Stunde später ging Herr Olbers, mit den beiden Kindern an der Hand, der Wohnung seiner Braut entgegen. Die Augen der Kinder sahen aber roth und verweint aus, denn Mamsell Louise hatte ihnen gesagt, daß sie jetzt zum ersten Male der neuen Stiefmutter vorgeführt werden sollten, die dann wahrscheinlich bestimmen werde, was mit ihnen anzufangen wäre. Sie hatten sich im Anfange auch gesträubt, und gar nicht mitgehen wollen, das Herz war ihnen gar so schwer geworden, bis ihnen die Mamsell selber Muth einsprach und sie versicherte, die Stiefmutter werde ihnen nicht gleich etwas zu Leide thun. Sie sollten ihr nur zeigen, daß sie sich nicht vor ihr fürchteten.

Sabine hatte die Kinder schon mit Sehnsucht erwartet. Sie ging ihnen bis draußen an die Saalthür entgegen, und umarmte und küßte sie.

„Habt mich lieb, Ihr lieben Kleinen," sagte sie dabei zu ihnen, während ihr die Thränen in den großen, klaren und so gutmüthigen Augen standen, „und ich will mit ganzer Seele an Euch hängen und Euch wieder lieben. Die verstorbene Mutter kann ich Euch freilich nicht ersetzen, aber eine treue Mutter will ich Euch dennoch werden nach meinen besten Kräften."

„Aber doch nur eine Stiefmutter," sagte Lisbeth, und sah scheu den Bruder an.

Der armen Frau gab es bei dem Worte einen jähen Stich durch's Herz. Es lag ein so herber Vorwurf darin, der doppelt schmerzlich von des Kindes Lippen klang und ihr unendlich weh that.

„Wohl nur eine Stiefmutter," sagte sie endlich mit leiser, tiefbewegter Stimme, „aber doch eine Mutter, und wenn Ihr selber erst einmal erwachsen seid, Ihr lieben Kleinen, werdet Ihr begreifen lernen, was der Name bedeutet. Fürchtest Du Dich etwa vor einer Stiefmutter, Lisbeth, und glaubst Du, daß sie böse mit Dir sein würde?"

„Ja!" sagte das Kind, halb in Angst, halb in Trotz der freundlich nach ihr ausgestreckten Hand entweichend — „wir wollen keine Stiefmutter haben."

„Wer, um Gottes willen, hat den Kindern das in den Kopf gesetzt?" rief Olbers jetzt erschreckt und tief erschüttert aus — „Lisbeth, Lisbeth! Du bist ein böses, unartiges Kind, und machst Deiner Mutter Schmerz, ehe sie nur unsere Schwelle betreten. Sieh, Franz ist weit artiger."

„Franz mag auch keine Stiefmutter haben," sagte der Knabe trotzig, „daß sie mir den Kopf mit dem Kistendeckel abdrückt oder Lisbeth vergiftete Aepfel giebt."

„Laß die Kinder, Heinrich," bat die Frau, als sie sah, wie der Vater ärgerlich darauf erwiedern wollte. „Sie haben den Kopf voll von den Märchen und Geschichten böser Stiefmütter, mit denen unsere Kinderbücher leider gefüllt sind, und der Zeit allein muß es überlassen bleiben, das zu verdrängen. Wenn sie mich näher kennen lernen, werden sie finden, daß ich ihnen keine solche Stiefmutter bin, und mich am Ende doch lieb gewinnen müssen." Sie küßte dann die Kleinen nochmals, die sich das nur ungern gefallen ließen und frug sie nach ihren Stunden und Spielen; bekam aber doch unvollkommene, scheue Antworten, und der Vater, der wohl fühlte, wie weh das unfreundliche Betragen der Kinder dem Herzen der armen Frau thun mußte, nahm sie bald wieder mit sich fort.

Vier Wochen später war die Hochzeit. Mamsell Louise verließ an demselben Tag, an dem die junge Frau einzog, das Haus, und nahm von den Kindern, die festlich gekleidet vor der Thüre spielten, während der Vater noch in der Kirche war, Abschied.

„Arme Kinder," sagte Madame Schmidt, die gekommen war, ihre Freundin abzuholen, indem sie Lisbeth aufnahm und küßte und Franzens Lockenkopf streichelte — „arme Kinder, Ihr bekommt nun heute eine Stiefmutter — aber wenn sie Euch knapp hält oder gar schlägt, dann kommt nur zu mir herüber. Ich bin es Euerer seligen Mutter schuldig, daß ich mich ihrer Kinder annehme. Ach, was die Männer doch für schreckliche Geschöpfe sind und daß sie eine solche Frau vergessen können."

Die Kinder hörten auf zu spielen; es war ihnen gar so ängstlich und beklommen zu Muthe, und all' die alten Geschichten und Märchen, die sie über böse Stiefmütter gehört, und die nur zu häufig und thörichter Weise den Kinderherzen eingeprägt werden, fielen ihnen wieder ein. Eine Stiefmutter war für sie, mit den Vorbildern von Aschenbrödel, Schneeweißchen, dem Wachholderbaum und wie die unglückseligen Erzählungen alle heißen, das Schrecklichste, was sich ihre jugendliche Phantasie nur ausmalen konnte, und als sie nun sogar auch noch von fremden Leuten bedauert wurden, fingen sie bitterlich an zu weinen.

Der Nachmittag und Abend verging in einem wahren Gewirr von Dingen. Es waren eine Menge Leute geladen worden, die Hochzeit mit zu feiern, und wie das bei Hochzeiten ist, die Gäste tanzten und waren guter Dinge. Nur die junge Frau blieb still, so viel Mühe sich auch ihr Gatte geben mochte, sie aufzuheitern und fröhlicher zu stimmen. Sie hatte die Kinder zu Bett bringen wollen, diese aber weinten und schrien als sie zu ihnen in's Zimmer trat, und wollten sich nicht anrühren lassen. Sabine war dann still, und ohne Jemandem ein Wort zu sagen, zu der Gesellschaft zurückgegangen, aber sie vermochte nicht die schmerzlichen Gedanken zu bannen, daß ihr die Kinderherzen so entzogen sein sollten. Sie kam sich wie eine Fremde in dem Hause vor, das von jetzt an ihre Heimath war, und selbst das Bild der früheren Gattin Olbers, das in der Wohnstube nach wie vor seinen Platz behauptete, schien ernst und zürnend auf sie niederzuschauen, als ob es sie aus den einst behaupteten Räumen zurückweisen wollte.

Sabine fand auch bald, daß ihre Furcht nicht ganz grundlos gewesen war, und sie in ihrem neuen Wirkungskreis mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Die Mutter von Olbers verstorbener Frau, die stets großen Einfluß auf ihren Schwiegersohn ausgeübt, wohnte in derselben Straße mit ihnen und besuchte sie besonders in den ersten Wochen ihrer Ehe häufig. Theils geschah das, wie sie sagte, ihnen die Wirthschaft mit in Ordnung bringen zu helfen, „wie es ihre selige Tochter gehalten hätte," damit Olbers nicht so viel von seinen früher gewohnten Bequemlichkeiten vermisse, theils „nach den Kindern zu sehen."

Sabine, von mildem, freundlichem Charakter, empfing sie stets auf das Herzlichste, und folgte, wo das irgend ging, ihren Anordnungen. Den Kindern selber suchte sie dabei, wie sie es auch versprochen, in jeder Hinsicht die Mutter zu ersetzen, und vor allen Dingen ihre Liebe, ihr Vertrauen zu erwerben. Dabei aber hatte sie einen schweren Stand. Die Kinder waren in den letzten Jahren von der Wirthschafterin entsetzlich verwahrlost, von der Großmutter arg verzogen worden, und gerade wenn sie als Mutter

an ihnen handeln und sie zu guten tüchtigen Menschen erziehen wollte, durfte sie das nicht Alles nachsehen, und mußte es ändern. Zuerst versuchte sie es wohl mit Liebe und ernsten Ermahnungen; sie wusch die Kinder selber und hielt sie zur Reinlichkeit an, sie regelte ihre Arbeits- und Spielstunden und verwieß ihnen die zahlreichen Unarten und Nedereien. Wo sie sich aber den eingerissenen Uebeln ernsthaft entgegenstellte, liefen die Kinder zur Großmutter, klagten ihr ihre Noth, und bekamen von ihr Näschereien, sie zu trösten und zu entschädigen.

Sabine erfuhr das und machte dem Gatten ernsthafte Vorstellungen darüber. Olbers hatte aber so viel mit seinen Geschäften zu thun und dabei eine so durch lange Jahre eingewurzelte Scheu vor seiner Schwiegermutter, besonders in allen die Kinder betreffenden Fällen, daß er sich jeder persönlichen Einwirkung auf das Aengstlichste entzog und Sabinen das schwere Werk allein überließ.

Und wäre es ihr nur allein überlassen worden, sie hätte sich der Aufgabe nicht gescheut; aber Andere arbeiteten zu gleicher Zeit daran, das, was sie nützte, mit geschäftigen Händen zu zerstören, und mit Gram und bitterem Leid sah sie, wie sich die Herzen der Kleinen trotz ihrer Liebe und Aufopferung mehr und mehr von ihr abwandten.

Nicht allein die Großmutter, nein, auch die frühere Wirthschaftsmamsell, wie geschäftige und müßige Nachbarsleute, säeten dabei giftige Körner in den Acker, den sie mit ihrem eigenen Herzblut düngte. Verwieß sie den Kindern ihre Unarten, oder war sie genöthigt, sie zu strafen, so schrien Alle, die vorgaben, es gut mit den Kindern zu meinen: „Ja, die Stiefmutter! Jetzt streckt sie die Fänge heraus, nun sie festen Fuß gefaßt hat — jetzt können die armen verlassenen Würmer sehen, wie es ihnen geht, und zu ihrer seligen Mutter beten, daß sie sie zu sich nimmt.“ Und sah sie leichtere Fehler nach, hoffte sie, müde des Strafens, durch Geduld und freundliche Warnung die Kinder zum Besseren zu führen, hieß es eben wieder auch: „Ja, die Stiefmutter! — wären es ihre eigenen Kinder, würde sie ihnen das nicht hingehen lassen. Was liegt ihr aber daran, wie die aufwachsen und was einmal aus ihnen wird — es sind ja doch nur ihre Stiefkinder — die armen Würmer!“

Wohin die Kinder kamen, wurden sie gehätschelt, bedauert und — ausgefragt, nach Allem was im Hause vorging und wie sich die Stiefmutter gegen sie benähme. Die Menschen sind ja nur zu sehr geneigt, Böses von einander zu glauben und zu reden, und den Kinderherzen prägt sich das in unverwischbaren Zügen ein. Was die Mutter auch zu Hause that, sich ihre Liebe zu gewinnen, ohne ihnen selber dabei zu schaden, andere Leute, die ihnen schmeichelten und ihnen Näschereien gaben, „sie für die Entbehrungen im Hause zu trösten,“ bestätigten sie in dem Glauben, daß sie schlecht behandelt würden, und die Kluft, die sich zwischen Kindern und Mutter geöffnet hatte, riß weiter und weiter.

In diese Zeit fiel es, daß Lisbeth an einem Scharlachfieber erkrankte, das wenige Tage später auch den Bruder ergriff und auf sein Lager warf. Sabine pflegte die Kinder mit Aufopferung aller ihrer Kräfte. Die Krankheit trat aber besonders bei dem Knaben so bösartig und hartnäckig auf, daß jede Sorgfalt der Aerzte, jede Pflege der Mutter nutzlos blieb. Während in Sabinens Armen der Knabe starb, lag Lisbeth in Fieberphantasien in ihrem Bettchen und rief nach ihrer rechten Mutter, denn ihre Stiefmutter hätte ihr Gift gegeben und wolle sie jetzt erwürgen.

Sabine ertrug Alles; das Herz hätte ihr bei den Anklagen, die von den bewußtlosen Lippen des Kindes strömten, brechen mögen, aber sie wankte nicht in ihrer Pflicht und wachte Tag und Nacht an dem Lager der Fieberkranken, bis diese die schwere Krisis überstanden hatte und wieder zur Besinnung kam.

Was aber dem Geist des Kindes in wirren Träumen vorgeschwebt, lag ihm in dunklen Bildern auch noch auf der wachenden Seele, und kaum erkannte sie die Stiefmutter an ihrem Lager, als sie laut aufschrie, die nach ihr ausgestreckte Hand von sich stieß und sie von ihrem Bette wehrte. Keine Bitte, keine Vorstellung half dabei, sie beruhigte sich nicht eher wieder, bis die Großmutter selber kam sie zu pflegen, und als sie sich endlich wieder erholte und den Tod des Bruders erfuhr, jammerte und weinte sie und klagte die Stiefmutter an, die ihn mit ihren Tränken vergiftet habe.

Es war eine trübe, schwere Zeit im Haus, und die arme Frau litt am Meisten dabei. Sie hatte Niemanden, der sie verstand, Niemand, der sie in dem schweren unternommenen Werk unterstützt hätte, und so sehr sie sich auch Gewalt anthat, dem Gatten nicht merken zu lassen, wie unglücklich sie der Widerwille mache, den das Kind zu ihr gefaßt, und so wenig Olbers auch sonst Augen für das hatte, was in seinem eigenen Hause vorging, konnte es ihm doch endlich nicht länger verborgen bleiben. Das bleiche abgehärmte Aussehen der Frau fiel ihm zuerst auf, und als er auf seine Fragen im Anfang ausweichende Antworten erhielt und zuletzt die Frau ihm, mit Thränen im Auge, den wahren Sachverhalt gestand — wie sie Alles thäte was in ihren Kräften stände, sich die Liebe der Tochter zu erwerben, aber nur mehr und mehr von ihr gehaßt werde — faßte er, zu spät, den Entschluß, da selber einzuschreiten.

Der früheren Wirthschaftsmamsell, in der Sabine mit Recht ihre gefährlichste Gegnerin fürchtete, wurde das Haus verboten, und Lisbeth, die doch jetzt alt genug geworden war, den Unterschied zwischen einer guten und bösen Stiefmutter machen zu können, nahm er ernsthaft vor, schilderte ihr die Sorge, die ihre jetzige Mutter mit ihr gehabt, den Gram, den sie leide, sich des Kindes Herz nicht gewinnen zu können, und forderte Lisbeth auf, ihm zu sagen, was sie gegen die Stiefmutter habe — was sie gethan, was unterlassen, daß sie ihr nicht die gebührende Achtung und Liebe erweise. — Lieber Gott, was helfen Worte, einem Gefühl, einem Vorurtheil gegenüber, das schon so fest und unvertilgbar in dem Herzen des Kindes seine giftigen Wurzeln geschlagen. Einen Grund vermochte Lisbeth auch nicht anzugeben, denn die Märchen und Geschichten zu nennen, die sie über Stiefmütter gelesen, schämte sie sich; versprach auch, sich zu ändern und der Mutter in Allem zu folgen, was sie ihr befehlen würde. Dabei blieb es aber; im Anfang that sie sich Zwang an, den Vater nicht zu kränken, denn in allen anderen Stücken war Lisbeth ein gutes, braves Mädchen, den Widerwillen gegen die Stiefmutter vermochte sie jedoch nicht zu unterdrücken.

Selbst mit den Jahren milderte sich das nicht, ja wuchs eher und wurde schlimmer und bösartiger. In jedem Befehl der Mutter sah die Tochter irgend eine Kränkung, die ihr, dem fremden Kinde, angethan wurde, und so ungern Sabine sich dazu verstand, blieb ihr zuletzt doch nichts Anderes übrig, als den Bitten des Gatten nachzugeben und die Stieftochter, die sich nun einmal nicht wohl und glücklich bei ihr fühlte, in ein entferntes Pensionat zu thun. Es war ihr ein unendlich schmerzliches Gefühl, ihrethalben das Kind vom Vater zu trennen, aber sie sah auch endlich ein, daß es das einzige, letzte Mittel blieb, den schon längst verlorenen Hausfrieden wieder zu gewinnen.

Das Geschrei, das die Nachbarn darüber erhoben, läßt sich denken. Die Stiefmutter hatte natürlich, ihrer Auslegung nach, das rechte Kind aus dem Hause gestoßen, das Herz des Vaters ihm zu entfremden und dessen Liebe allein dem eigenen jetzt erwarteten Kinde zuzuwenden. Die Großmutter widersetzte sich auch im Anfang mit allem Einfluß der Maßregel, die sie allein von der Frau ausgehend glaubte. Olbers blieb aber zum ersten Mal fest in seinem Entschluß, und Lisbeth selber jauchzte der Stunde entgegen, die sie aus der Nähe der verhaßten Frau brachte und einem, wie sie glaubte, freieren Leben entgegenführte.

Sabine hoffte dabei, daß Lisbeth, entfernt von ihr und dem Einfluß entzogen, den bösgesinnte Menschen hier auf sie ausübten, ihre Ungerechtigkeit gegen sie mit der Zeit einsehen würde; alte, mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile sind aber schwer zu beseitigen, und Lisbeth nährte eher den Haß in der Fremde als daß sie ihn vergaß.

Sechs Monate war sie vom Haus jetzt entfernt, und dachte schon daran, den Vater wenigstens in der nächsten Zeit einmal zu besuchen und ihre Großmutter wieder zu sehen, an der sie mit ganzer Liebe hing, als sie die Nachricht von zu Hause erhielt, daß ihre Stiefmutter den Gatten vor einigen Tagen mit einem Töchterchen beschenkt habe. Das Kind, setzte der Vater hinzu, befinde sich wohl, die Mutter sei aber noch sehr angegriffen und schwach, und hätte ihm nur viele und herzliche Grüße an sie aufgetragen.

Lisbeth knitterte den Brief zusammen, schleuderte ihn in die Ecke und öffnete einen zweiten, den sie gleichzeitig von ihrer früheren „Erzieherin,“ der „Tante Louise,“ erhalten hatte. Diese meldete ihr ebenfalls die Geburt der Stiefschwester, aber mit hämischen Beibemerkungen, „wie jetzt des Lebens im Hause kein Ende

Mass was said there, and sermons were preached, but the Reformation had begun in the hearts of the people. Many of the Bishops were married men, and the Archbishop of Canterbury, Thomas Cranmer, was one of the most learned men in England. He had written a book in favour of the Reformation, and had translated the Bible into English. Cranmer was a friend of Henry VIII., and he had persuaded the King to allow the Bible to be read in the churches. Henry VIII. died in 1547, and his son Edward VI. was only nine years old when he became King. Edward's uncle, the Duke of Somerset, was appointed Protector, and he was a strong supporter of the Reformation. Under the Protector's influence the Reformation made great progress. The Mass was abolished, and the Communion Service was introduced in its place. The Communion Service was to be read in English, and the Bible was to be read in the churches. The Protector also ordered that the images in the churches should be destroyed. This was done in many churches, but in some the images were hidden away and preserved.

The Protector was not popular with the nobles, and he was overthrown by the Duke of Northumberland. Northumberland was a Protestant, and he continued the work of the Reformation. He persuaded Edward VI. to make a will, in which he left the crown to Lady Jane Grey, who was a Protestant. Edward VI. died in 1553, and Lady Jane Grey was proclaimed Queen. But the people did not support her, and she was soon overthrown. Mary, the daughter of Henry VIII. and Catherine of Aragon, became Queen. Mary was a Catholic, and she was determined to restore the Catholic religion in England. She married Philip of Spain, who was also a Catholic. Mary persecuted the Protestants, and many of them were burned at the stake. Cranmer was one of the martyrs. He was burned at Oxford in 1556. Mary died in 1558, and her sister Elizabeth became Queen. Elizabeth was a Protestant, and she restored the Protestant religion in England. She also restored the Communion Service and the Bible in English. Elizabeth reigned for forty-five years, and during her reign the Reformation was firmly established in England.

dete ihr dabei mit dürren Worten, daß ihre Stiefmutter den heutigen Tag nicht überleben würde."

Die Frau schwieg hier und holte tief Athem. Es war fast als ob sie sich Gewalt anthue, den Antheil nicht zu verrathen, den sie selbst an der Erzählung nähme, die Tochter aber wagte nicht, sie zu unterbrechen oder zu stören, und nach einigen Minuten fuhr jene mit kaum hörbarer, tief bewegter Stimme langsam fort:

„Lisbeth stand eine ganze Zeit lang wie in den Boden gewurzelt, und in Schmerz, Reue und Furcht drohten ihr fast die Glieder den Dienst zu versagen. Sie kam auch wirklich erst wieder zu sich, als ihr Vater selber die Thür öffnete, die Tochter erkennend, das liebe Kind in seine Arme schloß und es dann leise und zögernd, mit flüsternder Bitte, der Kranken nur ein einziges freundliches Wort zu sagen, zum Bett derselben führte.

Da brach das Eis, das bis dahin Lisbeth's starres Herz umschlossen, da, mit aufquellenden Thränen und von innerer Rührung fast erstickter Stimme warf sie sich am Bett der Kranken nieder, und diese mit ihren Armen umschlingend, rief sie:

„Mutter — liebe, liebe Mutter — kannst Du mir verzeihen?"

„Mein Kind — mein liebes Kind — o, Gott sei ewig gepriesen und gelobt," rief die Kranke. Sie schlang die Arme dabei fest um Lisbeth's Nacken und zog sie zu sich nieder, ihrem Kuß begegnend. Aber ihre Arme wurden schwer — ihr Kopf beg sich zurück — ihre Lippen erkalteten — das treue Herz hörte auf zu schlagen und ich — hielt eine Leiche in meinen Armen.".

„Du, Mama?" rief Sabine überrascht.

„Ich war jene Lisbeth," flüsterte die Mutter, langsam und traurig, dazu mit dem Kopfe nickend — „ich war jenes leichtsinnige, thörichte Geschöpf, das das Herz der besten Frau mit brechen half, und jetzt seine Lebenszeit kaum für hinreichend hält, durch Warnung Anderer den Schaden wieder gut zu machen. Ja, mein Herz, wohl manche Frau mag es geben, die gegen ihrer Sorgfalt anvertraute Stiefkinder nicht die Liebe zeigt, die sie zeigen sollte, sie hier und da auch schlecht und bös behandelt — es giebt in allen Lebensfällen böse Menschen. Aber unrecht, entsetzlich unrecht handeln wir, wenn wir durch rasche Worte oder mehr noch durch eine systematische Verbreitung dieses Vorurtheils in der Kinderwelt, den armen Frauen, die ihr Geschick einmal in diese Stellung führte, die Ausübung ihrer Pflicht so arg erschweren, ja, oft von vornherein unmöglich machen. Du, mein Kind, bist nach einer der besten Frauen genannt, die je gelebt, nach meiner Stiefmutter, und ihret-, ja, auch meinetwegen, bitte ich Dich, nicht allein Dein altes Vorurtheil zu vergessen, nein, auch bei Andern zu bekämpfen. Versprichst Du mir das, und willst Du Sabinens Schatten mir versöhnen helfen?"

„Du, liebe, gute Mutter," rief, innig gerührt, die Tochter und warf sich an der Mutter Brust — „wie hast Du mich beschämt, daß ich so ungerecht gewesen."

„Du bist nicht schlimmer als alle Andere, liebes Kind," sagte die Mutter, ihre Stirn küssend — „ich wollte nur, Du solltest besser sein."

„Und darf ich Adelen Deine Geschichte erzählen?" rief das junge Mädchen, sich plötzlich mit leuchtenden Augen emporrichtend.

„Wenn Du willst, mein Kind," lächelte die Mutter durch ein paar klare Thränen hin, die die Erinnerung ihr in's Auge getrieben — „denn wenn nur einer armen Mutter Herz durch die Erzählung unverdienter Sorge, ungerechter Klage ledig wird, so hat sie ihren schönsten Zweck erreicht."

Das britische Museum und die neue Central-Lesehalle.

(Mit Abbildung.)

London ist jetzt sehr bedeutend in Motion, in Bewegung, Agitationen, Demonstrationen, Associationen, Leaguen gegen theures Brot und für billigeres, Arbeiter-Meetings für den Frieden (da der Krieg unter diesen Herrschaften, mögen sie auch zuweilen in Namen und Personen wechseln, doch nur zum Verderben Englands ausfallen könne), Vereine gegen Sonntags-Beschränkungen, zur Eröffnung des Krystallpalastes, des britischen Museums, der Nationalgalerie an Sonntagen, zur frühen Schließung der Geschäftslokale Abends, besonders Sonnabends (um zwei Uhr) und ein paar Dutzend andere Verbindungen für irgend eine Befreiung und gegen irgend eine historische Last halten die Klassen der Bevölkerung, welche kein Interesse an den Privilegien „der obersten Zehntausend" haben, in sehr mannigfaltiger Bewegung. Bewegung ist Leben und Leben ist immer interessant, mag es Früchte tragen oder nicht. Viele dieser Bewegungen werden, wie unzählige andere, sich spurlos wieder zur Ruhe begeben; aber die Friedens-Agitationen unter den arbeitenden Klassen gegen den Krieg, der immer „des Volkes Krieg" titulirt ward und die Hyde-Park-Demonstrationen gegen theures Brot und die Leaguen für wohlfeileres, geistiges Brot scheinen so viel Lebenskraft zu haben, daß sie wohl nicht spurlos verlaufen werden. Es macht dem Volke Ehre, daß es nicht blos für wohlfeilen türkischen Weizen agitirt, sondern auch für das Brot des Lebens und der Bildung, das es hauptsächlich an Sonntagen essen will. Brot der Bildung, der Erholung, der geistigen Erquickung nach sechstägigem Plack in Rauch und Dunst, im Donner und Dampf der Maschinen: also Eröffnung der Bildungs- und Erholungsanstalten an Sonntagen, des Krystallpalastes, des britischen Museums, der Nationalgalerie und anderer Tempel der Wissenschaft, Kunst und Schönheit, welche Aristokratie und Geistlichkeit dem Volke gerade an dem einzigen Tage, an welchem es Zeit hat, verschloß.

Wir erwähnen hier besonders die „nationale Sonntags-League" zur Eröffnung des britischen Museums, der Nationalgalerie und des Krystallpalastes an Sonntagen nach der Kirche. An der Spitze derselben stehen die reichsten Gewerbe-Innungen der Goldschmiede, Silberschmiede und Juweliere mit Sir Josua Walmsley, dem Parlamentsmitgliede, als ihrem Führer, der die betreffende Petition dem Parlamente vortragen will. Die Petition wird von allen Sorten der nicht privilegirten Bevölkerung unterstützt und unterschrieben. Es heißt darin unter Anderem ganz treffend und schön: „Wir wollen den Vortheil der Einwirkung des Wissens, der Kunst, des Schönen nicht blos für uns, die arbeitenden und bildenden Klassen, die allerdings eine wesentliche Bedingung ihres Gedeihens in dem Geschmacke finden, womit sie Rohstoffe zur Verschönerung und Erheiterung des Lebens, zu Werthgegenständen, zu Ornamenten veredeln, sondern für das ganze Volk, da wir überzeugt sind, daß zur Bildung wahren Geschmackes und gesunder Kultur nicht blos die künstlerische Hand des Producenten gehört, sondern auch der Consument und Käufer im Stande sein muß, wahre Kunst und Schönheit zu würdigen."

Das ist ein edles und schönes Motiv für diese Agitation, die sich jedenfalls durchsetzen wird. Und dann beginnt eine neue Zeit für England. Dann erst fangen die reichen Saaten der Wissenschaft und Schönheit, aufgespeichert im Museum, im Krystallpalaste u. s. w. in Millionen Köpfen und Herzen an zu keimen, zu knospen, zu blühen und zu fruchten.

Wer im Volke hat jetzt eine Ahnung von der unerschöpflichen, unzähligen Masse gebuchter Weisheit aller Zeiten, Zonen, Völker und Wissenschaften im britischen Museum, dieser Centralbibliothek der ganzen Erde! Das Seltenste, Kostbarste, Aelteste, Wichtigste, Vollständigste für jedes Studium — hier findet man es. Bücher und Manuscripte und Denkmäler, die Jahrtausende vor Christi Geburt vergegenwärtigen, die einzige wirkliche Handschrift Shakespeare's, vollständige Placatensammlungen aus allen Revolutionen der Erde, Quellen für jeden Mann der Wissenschaft in jeder Sphäre — sie vereinigen sich im britischen Museum. Will man Quellenstudien über Dinge machen, die Tausende von Meilen oder Tausende von Jahren abliegen, muß man in's britische Museum gehen. Will man wissen, wer eigentlich „Aujust Buddelmeier mit 'n jroßen Bart," wer eigentlich „Isaak Moses Hersch" in Berlin war, will man die ausnahmslos vollständigste Sammlung aller Placate und Broschüren von 1848 u. s. w. mit Datum, wirklichem Namen der Verfasser und deren Verhältnisse beisammen haben, muß man das britische Museum besuchen, diese endlos lange Stadt von

Straßen mit sechs Stockwerk hohen Häuserreihen, mit Mauern von Büchern, deren seit dreißig Jahren neuerscheinender Katalog allein eine reiche, lange Bibliothek bildet, und der nie vollendet werden kann, da immer mehr Bücher hinzukommen, als katalogisirt werden können.

(Der Kuriosität wegen erwähne ich hier, daß Verfasser dieser Zeilen und von mehr als einem Schock Büchern und Broschüren, die er nicht einmal dem Namen nach mehr kennt, im britischen Museum allein erfahren und sehen kann, was er Alles für typographische Sünden begangen.)

Es fehlt auch im britischen Museum, wie in jeder englischen Administration, an Ordnung und Organisation, so daß namentlich Fremde, die hierher kommen, um „Quellen" zu studiren, oft länger daran studiren müssen, wo und wie sie diese Quellen entdecken können als in ihnen selbst. Jetzt aber wird's besser und heiterer. Für die Leser hat man in dem freien Quadrat innerhalb des Museums eine Lesehalle von der imposantesten Größe zu bauen angefangen, und von diesem Centrum aus alle Bücher und Kunstschätze leichter zugänglich gemacht. Diese Lesehalle ist jedenfalls die großartigste Halbkugel der Gelehrsamkeit und des Studiums auf dem ganzen Erdglobus, eine auf die Erde gesenkte St. Pauls-kuppel, 140 Fuß im geradlinigen Durchmesser, 106 Fuß hoch, erleuchtet von 20 großen Fenstern oben, die durch die erste Biegung des Domes Licht einfangen, während das große, offene, mit Glas bedeckte Auge der Krone oben, 40 Fuß im Durchmesser, es geradstrahlig heruntergießt. Die Mitte der ungeheuern Rundung unten bildet eine erhöhte Plateforme für den Aufseher des Ganzen, mit zwei concentrischen Reihen von Pulten herum. Von diesem Centrum aus laufen die Tische und Bänke zum Lesen und Studiren in geradlinigen Radien nach der Peripherie des Kreises, mit 4 Fuß Raum für jeden Leser, so daß im Ganzen 336 gleichzeitig Platz finden. Dabei bleiben natürlich die Tausende von Plätzen innerhalb der Bücherstraßen. Der eingeschlossene Raum der Lesehalle enthält 1¼ Millionen Kubikfuß Luft mit guter Sommer- und Winterventilation. Die Wände innerhalb gewähren in gußeisernen Schränken Raum für mehr als eine Million Bücher. Oben Galerien, Freskogemälde u. s. w., wozu noch Statuen kommen sollen. Das äußere Dach ist von Kupfer, der Fußboden auf den Galerien von Schiefer. Die Kosten des Ganzen sind auf 100,000 Pfund Sterling veranschlagt worden. So bekommt die wissenschaftliche Menschheit hier die splendideste, großartigste Lesehalle, die, wie die reichen, herrlichen Kunst- und antiquarischen Schätze untergegangener Völker, jedem Volke jeden Tag zugänglich und genießbar gemacht werden wird.

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

Die Leiden des Stimm- und Singorgans.

Warum hört man wohl so selten eine schön, reine und klangvolle Stimme beim Sprechen und Singen? Weil man das Stimm- und Singorgan, den Kehlkopf (s. Gartenl. 1855. Nr. 43), so schlecht behandelt und zwar schon von Kindheit an. Eben deshalb wird dieses Organ aber auch so oft von Krankheiten heimgesucht. — Welch einen heisern Bierbaß mit obligatem Schleimgekrächze bringt nicht mancher Herr Candidat von der Universität als Frucht seiner Studien bei Rauch-, Sing- und Trinkconvivien mit in die Provinz. Wie hölzern-klanglos klingen nicht bei verfütterten krummbeinigen Kindern und leichtschnupfigen, sogen. scrophulösen Personen die Gaumentöne, welche sich zwischen dicken Mandeln wie zwischen einem Paare großer Klöße im Munde durchquetschen müssen. Als ob die Stimmbänder mit einem Pelzflecke überkleidet wären, so rauh und pelzig machen öfters wiederkehrende, durch Erkältung und unreine Luft herbeigeführte Kehlkopfskatarrhe, sowie Ueberanstrengung des Stimmorgans die Stimme. Kurz, würde besser auf das gehörige Maaß beim Gebrauche der Stimme, auf die Beschaffenheit der Luft, welche durch die Stimmritze strömt, auf die festen und flüssigen Stoffe, welche beim Verschlucken über und an dem Kehlkopfe hingleiten, auf die den Kehlkopf umgebenden Halsparthien und das Aeußere des Halses geachtet, es gäbe sicherlich viel mehr gute Stimmen und weniger Kehlkopfsleiden.

Sehr starke und längere Zeit anhaltende **Anstrengungen** der Stimmbänder (durch Schreien, Singen, Sprechen) erzeugen sehr oft, besonders bei Kanzelrednern, Schullehrern, Sängern und Commandirenden, eine **Stimmverstimmung** (dysphonia clericorum), bei welcher die Stimme schwach, klanglos und ungleich, weniger metallisch, vorübergehend rauh und heiser, bald hoch und überschlagend, bald tief und monoton wird. Lautes und längeres Sprechen und Singen ruft hierbei sehr bald Trockenheitsgefühl und Schmerzen im Kehlkopfe hervor. Diese Stimmverstimmung, welche Singlehrer gar nicht selten durch zu vieles und langes Ueben ihrer Schüler veranlassen, scheint theils auf einem durch Ueberreizung erzeugten Schwächezustande der Kehlkopfs-Muskeln und Nerven, theils auf einem, vorzugsweise einzelne Drüschen der Kehlkopfsschleimhaut befallenden Katarrh zu beruhen.

Was die **Luft** betrifft, welche durch die Stimmritze strömt, so kann diese, wenn sie sehr kalt und rauh, mit Staub, Rauch oder schädlichen, besonders ätzendscharfen Gasarten (Chlor, Ammoniak, Leuchtgas, Kohlensäure) verunreinigt ist, sehr leicht eine so heftige Entzündung der Kehlkopfsschleimheit veranlassen, die, wenn sie auch wieder verschwindet, doch eine Verdickung des Stimmbänderüberzuges und somit eine schlechte Stimme hinterläßt. Vorzüglich leicht tritt eine solche Entzündung dann ein, wenn der durch Singen, längeres und lautes Sprechen, Einathmen warmer Luft u. s. w. erhitzte Kehlkopf plötzlich von kalter, rauher Luft durchzogen wird. Deshalb müssen Alle, die ihre Stimme lieb haben, wenn sie ihren Kehlkopf anstrengten oder sich im warmen Zimmer aufhielten und hinaus in kalte Luft treten, den Mund schließen und durch die Nase oder, können sie den Mund nicht halten, durch ein Tuch, am besten aber durch einen Respirator Athem holen. — Bei kleinen Kindern kann kalte rauhe Luft (Ost- und Nordwind) sehr leicht den tödtlichen Croup erzeugen, bei welchem Erstickung durch Verstopfung der Stimmritze des Kehlkopfes eintritt.

Speisen und Getränke können insofern Einfluß auf die Stimme ausüben, als sie beim Verschlucken über den Kehldeckel hinweg und an der hintern Wand des Kehlkopfes hinunter gleiten, dadurch aber mit derselben Schleimhaut in Berührung kommen, die sich auch in die Stimmritze hinein erstreckt. Deshalb können recht leicht scharfe Stoffe, besonders Gewürze (Pfeffer, Senf) und starke Spirituosa die Kehlkopfsschleimhaut in Entzündung versetzen. Am leichtesten ist dies aber möglich, wenn man nach Anstrengungen des Kehlkopfs Kaltes (Eis, Wasser) genießt. Es läßt sich hieraus auch der Nutzen milder, schleimiger Stoffe für den Kehlkopf erklärlich finden. — In seltenern Fällen trägt das Eindringen von Speisetheilchen in den Kehlkopf oder in die sogen. falsche Kehle Schuld an Kehlkopfsleiden.

Der **Hals**, von dem der Kehlkopf einen Bestandtheil ausmacht, besitzt außer diesem noch Organe, die bei Krankheitszuständen auf den Kehlkopf und so unmittelbar auch auf die Stimme einwirken können. Besonders thun dies oft die Anschwellungen der Drüsen des Halses, vorzüglich der Schilddrüse (d. i. der Kropf). — Auch kann enge Halsbekleidung, sowie plötzliche Kälteeinwirkung auf den warmen (erhitzten und schwitzenden) Hals dem Kehlkopfe und der Stimme Schaden bringen.

Unter den **Krankheitserscheinungen** bei Kehlkopfsleiden steht die **Veränderung der Stimme** und der **Husten** oben an. Die Stimme kann die verschiedensten abnormen Eigenschaften annehmen; sie kann heiser, rauh, pfeifend, klanglos, dumpf, matt u. s. f. werden (Dysphonie) und wohl auch ganz und gar verschwinden (Aphonie). Der Husten, gewöhnlich mit Auswurf von dünnem oder dicklichem Schleim in Klümpchen verbunden, zeigt ebenfalls große Verschiedenheiten; er kann kurz, hoch, tief, bellend, pfeifend, krähend u. s. w. sein. Das **Athmen** ist nicht selten (manchmal bis zur Erstickung) erschwert und geräuschvoll (scharf, rauh, zischend, pfeifend, rasselnd). Das Sprechen und bisweilen auch das Schlingen (wobei doch der Kehlkopf nicht blos bewegt, sondern auch berührt wird) rufen manchmal Schmerzen hervor, auch werden nicht selten unangenehme Empfindungen (von Trockenheit, Hitze, Drücken, Kratzen, Stechen, Kitzeln, Brennen, Spannen, Zu-

sammenschnüren) im Kehlkopfe verspürt. Für den Arzt muß dann noch die äußere und innere Untersuchung des Kehlkopfes weitere Auskunft über das Leiden desselben geben. — Was die **Kehlkopfskrankheiten** selbst betrifft, so ist von ihnen der Katarrh die häufigste, auch sehr viele andere Krankheiten begleitende und glücklicher Weise in den allermeisten Fällen die ungefährlichste, denn er verschwindet in der Regel nach 3 bis 8 Tagen bei richtigem diätetischem Verhalten ganz von selbst. Wohl kann derselbe aber bei Kindern, wenn nicht die gehörige Vorsicht dabei angewendet wird, durch Steigerung der katarrhalischen Entzündung zu Croup oder durch Ausdehnung derselben bis in die Lunge tödtlich ablaufen; auch ist es schon vorgekommen, daß durch Mißhandlung eines Kehlkopfkatarrhs bei Erwachsenen Erstickung durch wässrige Schwellung der Schleimhaut (Oedem) eingetreten ist. Jedenfalls vermögen bei Erwachsenen öfter wiederkehrende und längere Zeit andauernde Kehlkopfskatarrhe durch Verdickung des Schleimhautüberzuges der Stimmbänder der Stimme Klang und Metall für immer zu rauben, wenn nicht gar Verengerung der Stimmritze nach sich zu ziehen. Deshalb sind derartige Katarrhe so viel als möglich zu verhüten oder doch gleich bei ihrem Entstehen wohl zu beachten. Die von Vielen ganz mit Unrecht so sehr gefürchtete Kehlkopfsschwindsucht (d. i. die Zerstörung der Kehlkopfsschleimhaut durch Geschwüre) entspringt äußerst selten aus Katarrhen und ist überhaupt, wenn sie wirklich vorkommt, gewisser und nur dem Arzte wichtiger Nebenumstände wegen, von keiner großen Bedeutung.

Bei **Behandlung** der Kehlkopfskrankheiten ist die oberste Bedingung „Ruhe des Stimmorgans" und deshalb muß, zumal lautes, Sprechen und Singen ganz unterbleiben. — Sodann muß die Luft, welche der Patient einathmet, stets (auch bei Nacht) warm (gegen + 15 ° R.) und ganz rein sein. Besonders ist schneller Wechsel zwischen warmer und kalter Luft, besonders bei Kindern, ängstlich zu vermeiden und deshalb kann, wenn der Patient nicht fortwährend in dem warmen Zimmer bleiben kann, der Respirator (s. Gartenlaube 1855, Nr. 8) bei Kehlkopfsleiden als das vortrefflichste Sicherungs- und Heilmittel empfohlen werden. — In Bezug auf Speise und Trank, so sind nur warme, milde und reizlose, vorzugsweise flüssige, breiige und schleimige Nahrungsstoffe zu genießen, alles Kalte und Reizende (Gewürze, Spirituosa) aber streng zu vermeiden. — Der Hals braucht nur mäßig warm und locker eingehüllt zu werden; Blutegel, Umschläge, Senfpflaster, Pockensalbe, spanische Fliegen und Haarseile nützen so gut wie nichts und dienen nur zur Plage des Kranken. Vortheilhaft sind dagegen Einathmungen von warmen Wasser-Dämpfen und in hartnäckigen Fällen von Seiten des Arztes die örtliche Anwendung des Höllensteins direkt auf die Schleimhaut des Kehlkopfes. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß Alles, was den Herzschlag und das Athmen beschleunigt, also jede Erhitzung und Anstrengung, so viel als nur möglich zu fliehen ist, und daß man sich vor jeder Erkältung zu hüten hat. — Um den Hals gegen den schädlichen Einfluß rauher Witterung, kalter Zugluft und plötzlichen Temperaturwechsels unempfindlicher zu machen (d. i. stärken), gewöhne man denselben allmälig an größere Kälte und zwar mit Hülfe kühler und kalter Waschungen (besonders auch des Nackens) und durch leichte Bekleidung oder Bloßtragen desselben.

Bock.

Die Thronfolgerin des „kranken Mannes." Kartoffel und ein neuer Trank dazu.

Ich weiß nicht mehr, welcher Professor es war, der seinen Vortrag damit anfing: „Meine Herren, wenn Sie Kartoffeln essen, dann gehen Sie lieber gleich wieder nach Hause, weil Sie in diesem Falle meine Vorlesung nicht verstehen können." Der Mann hatte so Unrecht nicht. Ich weiß nicht, wie viel Decimalbrüche von Geist in den Kartoffeln stecken, wenig ist's aber jedenfalls, so wenig, daß der Mensch auf die Dauer auch nicht in der geringsten Sphäre der Kultur damit auskommen kann. Er verbraucht in diesem Falle immer mehr als er einnimmt. Sicherer wissen wir schon das Deficit an meßbarer Nahrungskraft, welches durch dauerndes Kartoffelessen entsteht. Der Magen bekommt eine Ladung Kartoffeln und verbraucht zehn Pferdekraft, um eine halbe Menschenkraft daraus hervorzuwalken. Außerdem sind die Kartoffeln bekanntlich jetzt durchweg mehr oder weniger krank und dabei so theuer, als ständen sie unter Zollschutz. Wir sind durchweg so herunter in Geschmack und Gewohnheit, daß wir unsere Frau sehr brummisch behandeln würden, brächte sie zum besten Braten nicht auch einen Kübel Kartoffeln. Wie Friedrich der Große die Bauern mit dem Krückstock zur Kartoffelkultur zwang, sollte sich jetzt jeder Kartoffelsclave selbst einen Stock anschaffen und sich damit jedesmal kasteien, so oft er Kartoffeln gegessen. Es ist eine Schande für unsere ganze Civilisation, daß wir lieber entbehren, hungern und Geld auf dem Altare des Gewohnheitsthierrechts verschwenden, statt uns auf der reichgedeckten Tafel der Natur nach bessern Gerichten umzusehen und zuzugreifen.

Nur eigentlich gelehrte Botaniker und wissenschaftliche Agrikulturisten haben bis jetzt beiläufig Versuche gemacht, die geisttödtende, körperschwächende, feig machende Kartoffel durch bessere Knollen zu ersetzen. In der Praxis, in's Volk ist diese Weisheit noch nicht gedrungen.

Wir verdienen daher außer unserm Honorar einen Gotteslohn, wenn wir hier auf die Mittel hinweisen, wie man die Kartoffel und den daraus hervormaltraitirten Fusel thatsächlich verdrängen kann. Der Stern der Hoffnung für das Auge des hungrigen und kartoffelverkümmerten Europa ist nach dem Oriente gerichtet. Die Alliirten haben nicht umsonst ihren Kreuzzug unternommen. Unter ihren Siegestrophäen steht die Thronfolgerin der Kartoffel oben an, eine vor sechs Jahrtausenden schon berühmte, segensreiche Frucht, eine Art Jamswurzel. Wie die schon bekannten, ost- und westindischen Jams, gehört die Pflanze zu der Gattung dioscorea, doch hat sie ganz specifische Vorzüge. Der Franzose Decaisne und der Engländer Lindley haben sie durch Anbau und chemisch untersucht, und sind Beide entschieden der Ansicht, daß sie unserer Kartoffelnoth in ganz Europa ein seliges Ende machen könne. Die Pflanze hat große perennirende Wurzeln, deren obere Enden faustdick werden. Nach Unten nehmen sie ab geradlinig bis zur Dicke eines Fingers und dringen in lockerem Boden bis über eine Elle tief ein. Der Stengel, von der Dicke einer Gänsefeder, cylindrisch, sich von Rechts nach Links windend, violet, mit kleinen, weißen Fleckchen, wird zwei Yards hoch und stirbt jedes Jahr ab. Ohne Stütze knickt er leicht nach der Erde und schlägt reichlich neue Wurzeln. In China ist die Pflanze seit Jahrtausenden verbreitet und unter dem Namen „Sän-in" bekannt. Sie ist die Kartoffel China's. Französische Kunstgärtner haben sie seit einiger Zeit kultivirt und genau studirt. Folgende sind ihre Hauptergebnisse: 1) in Geschmack und Nahrhaftigkeit (nach Professor Decaisne) der Kartoffel überlegen; 2) mehr Ertrag und sicherer, da keine Kartoffelkrankheit unter ihnen wüthet; 3) wächst gut auf sandigem, unfruchtbarem Boden und giebt die beste Gelegenheit, aus Wüsten und hungrigen Flächen Nahrung und Leben zu ziehen; 4) sehr verbreitungsfähig ohne Abnahme in Güte, Größe und Nahrungssaft, in jeder Jahreszeit ein leicht zugängliches Lebensmittel bietend; 5) kann Jahre lang in der Erde bleiben, ohne zu verderben; 6) geerntet kann sie in Kellern oder Schuppen mehrere Monate länger, als die Kartoffel, gesund erhalten werden, und endlich 7) braucht sie nicht einmal so lange zu kochen als die Kartoffel.

Decaisne bemerkt noch: „Soll eine neue Pflanze Aussicht auf Erfolg im Ackerbau haben, muß sie gewisse Bedingungen erfüllen. Nun aber erfüllt die chinesische Jamwurzel alle Bedingungen, die man an sie stellen kann. Sie gedeiht in Frankreich ganz vortrefflich, ohne daß die kräftige, saftige, fleischige Wurzel an Nahrungsstoff oder Geschmack verliert. Sie schmeckt schon roh, läßt sich leicht rösten oder kochen und schmeckt dann wie eine Art Mehl (féculo). Sie ist sofort ein eßbares Brot und in jeder Beziehung der Kartoffel vorzuziehen. Lindley empfiehlt folgende Regeln für deren Kultus in England. Zur Fortpflanzung sucht man die kleinsten Wurzeln aus und schützt sie während des Winters nur vor Frost. Im Frühlinge pflanzt man sie in Furchen, ziemlich nahe an einander in gut und tief aufgelockerten Boden. Sie schießen bald in langen Keimen am Boden hin, welche, wenn sie die Länge

von sechs Fuß erreicht haben, zerschnitten werden. Die Schnitte werden nun zwischen kleinen Furchen auf die hohen Kanten gelegt (mit Ausnahme der Blätter), mit etwas Erde überstreut oder überhackt. Bei regnigem Wetter fassen die Schnitte sofort Wurzel, ohne Regen müssen sie begossen werden, bis die Wurzelung anfängt. Nach 15 bis 20 Tagen fangen die Wurzeln an, sich zu Früchten auszubilden. Gleichzeitig bilden sich Seitenschößlinge, die sorgfältig wiederholt abgebrochen werden müssen, wenn die Wurzeln gut gedeihen sollen. In der Regel bildet jede Pflanze zwei bis drei Rhizomen oder Wurzelknollen. Diese sehen äußerlich kartoffelartig grau oder bräunlich aus und schließen eine weiße, opalinische, sehr leicht zerreibliche, etwas milchige, cellulöse Masse ein, die gekocht eben so leicht trocknet, wie die Kartoffel, mit der sie im Geschmack verwechselt werden kann. Deutschland, versuche und koste du auch!

Man kann ja auch aus derselben Quelle gleich dazu trinken, wenigstens chinesischen Spiritus. Die aus China nach Frankreich gebrachte und dort seit mehreren Jahren, in England seit einem Jahre, kultivirte Pflanze, welche die Botaniker „Holcus saccharatus" nennen, enthält 18½ Procent Zucker, mehr als die Runkelrübe. Man gewinnt den Zucker eben so, wie aus dem Zuckerrohre; aber in der Regel bleibt bis jetzt beinahe ein Drittel unkrystallisirbar (unter nördlicheren Breitegraden). Diese Zuckermasse, die sich nicht fügen will, wird nun mit Vortheil in die Zauberapparate des Destillateurs gebracht, wo sie sofort sehr freigebig zu Alkohol wird, und zwar besserem Alkohol, als die berüchtigte Kartoffel liefern kann.

Der Franzose Vilmorin gewann aus 40,147 Pfund Runkelrüben 1927 Pfund Zucker — das ist der Durchschnittsertrag per Acker. Dieselbe Quantität giebt 120 Gallonen Alkohol, dieselbe Quantität Holcus aber 182 Gallonen, 60 Gallonen mehr per Acker. Als Trinkpflanze erscheint daher Holcus saccharatus besonders acceptabel. Sie wird in der That als neuer Weinberg empfohlen, nachdem der Weinstock angefangen hat zu kränkeln wie die Kartoffel. M. de Beauregard brachte eine Quantität Holcus durch Abfälle von Trauben in Gährung und erhielt einen vorzüglichen Alkohol, der in Marseille enthusiastisch gekauft ward. Dr. Turrel, der englische Chemiker, erklärte, daß Holcus saccharatus der beste Stellvertreter des Weinstocks sei, indem nicht die Trauben, sondern der gegohrene Rebensaft bei edleren Naturen in Betracht komme. Was kann man mehr verlangen? Nichts! Und doch ist Holcus saccharatus zugleich noch ein anderer, noblerer Retter in der Noth — an Lumpen, die besonders in England groß ist. Die entzuckerte Masse liefert noch das beste Material für Papier. Zu guter Letzt ist's auch noch das encouragirendste Pferdefutter. In Indien füttern die Engländer allemal ihre Jagd- und Rennpferde mit grünem oder geheutem Holcus, welche dann doppelt so viel leisten, als bei üblichem Futter.

Das sind einige Andeutungen von der Freigebigkeit und dem Reichthume der Natur, aus welchem die Menschen immer Fülle und Freude gegen Noth und Elend schöpfen könnten, wenn sie sich nicht zu sehr zu Gewohnheitsthieren gemacht hätten. An Manchem wird ein halbes Jahrhundert vorübergehen, ehe er zugiebt, daß noch ein Leben ohne Kartoffeln möglich, oder ein Festessen ohne Rebensaft anständig sein könne. Wer aber eine Hand und einen Kopf dazu hat, wird gleich be- und zugreifen.

Englische Tortur in Indien

und gegen einen deutschen Glaubensartikel.

Von Beta in London.

Im englischen Ostindien sieht's jetzt entsetzlich aus. Wir glaubten so lange, daß die Engländer diese hundert Millionen brauner und goldrother, friedlicher Bewohner des alten Kultur- und Wunderlandes nur deshalb unterjocht hätten und weiter unterwürfen, um sie glücklich zu machen, um die Segnungen der „Civilisation" auch über das umnachtete Asien auszubreiten. Wir Deutsche glaubten überhaupt von jeher ganz sonderbare, sogar sehr abgeschmackte Dinge; wir Deutsche glauben auch jetzt noch trotz aller Aufklärung und Wissenschaft an sehr unreale und blos in unsern Ideal- und Sauerkrautsträumen existirende Dinge, wir glauben an alles Mögliche, nur nicht an — uns. Politisch glaubten wir früher an Frankreich, dann einmal ein Paar Monate lang an Ungarn, später an die Türken und jetzt glauben wir an England, weil sonst nichts mehr übrig ist. Die deutschen Correspondenten aus London wollen zwar ihren Landsleuten diesen letzten Glauben auch nehmen, aber da kommen sie schön an. Gerade dieses Räsonniren auf England bestärkt den deutschen Glauben an Englands und Frankreichs „gute Sache", die nothwendig gut sein muß, weil allem Anschein nach Krieg gegen Rußland mit dieser „guten Sache" geführt wird. Wer England nicht liebt, nicht auf England hofft, nicht an England glaubt und gar diesen Glauben, diese Liebe, diese Hoffnung zerstören will, ist ein russischer Agent, den wir aufhängen werden, wenn wir mal erst wieder „angefangen" und ihn kriegen. Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß ich meinen Kopf nicht in eine Schlinge stecken müssen werde, obgleich ich jetzt wie ein russischer Agent schreibe, denn, wenn Deutschland einmal wieder angefangen haben sollte, hat dieser Glaube längst aufgehört. Wenn man von England aus nicht blos um's liebe Brot schreiben will und noch ein Bischen alte Liebe für das alte, liebe Mutterland fühlt, und gern etwas zu dessen Heil beitragen möchte, kann man unter den jetzigen Umständen nicht diese erste und heiligste Pflicht los werden, die Pflicht, Deutschland von dem Glauben an England, d. h. an Englands Politik für die „Freiheit" curiren zu helfen. Im Allgemeinen haßt jeder brave Deutsche die russische Politik, und das mit Recht, aber sie ist anständig, verglichen mit der englischen, besonders Palmerston'schen und auswärtigen überhaupt. Rußlands Politik ist bei aller vermeintlichen Tiefe und Unergründlichkeit doch sehr einfach: sie verfolgt mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln das Interesse Rußlands, welches speciell darin besteht, das Meer zu erreichen, sich das baltische und schwarze Meer, die beiden Herzkammern seines modernen, mercantilen Blutumlaufs zu sichern. Englands Politik ist auch speciell eine Interessen-Politik genannt worden. Das ist nicht wahr. Die englischen Diplomaten, besonders Palmerston, haben unendlich oft sehr grob gegen das Interesse Englands Rußland unterstützt, alles Mögliche im Auslande gegen Englands Interesse unterstützt, alles Mögliche gegen Englands Interesse im Auslande unterdrückt oder lächelnd und lügnerisch umkommen lassen, ganz speciell alle deutschen Freiheits-, Hoffnungs- und Glaubensartikel.

Aber an etwas muß der Deutsche doch glauben! O gewiß! Ganz im Ernste. Ich empfehle ihm daher einen ganz soliden, in der Wolle gefärbten Artikel, den Glauben an sich, den Glauben an Deutschlands Wissenschaft, Ehrlichkeit, Fleiß, Geschicklichkeit, Poesie, Literatur, Gemüthlichkeit, an Deutschlands Zukunft, an Deutschlands große Mission für die erdumlaufende Weltkultur, für den Krieg auch an Deutschlands Siegeskraft gegen Rußland; aber laßt mir um Gottes Willen England dabei aus dem Spiele, denn ein Tropfen davon könnte euch den ganzen Originalartikel verderben. Englands Politik ist auch deshalb viel fauler und ungeeigneter zu einem deutschen Glaubensartikel, weil sie viel barbarischer ist als die russische. — Was? Ja, nur ein Augenblickchen deutsche Geduld, es fängt nun erst an, nämlich der Beweis für obige, erzketzerische Behauptung.

Wir wollen nicht die bösen Geister aus der englischen Politik gegen Wales und Ireland, gegen das ehemalige Amerika, gegen China, gegen die Kaffern u. s. w. citiren (jede Kolonie liefert mehr Beweise, als wir brauchen), nur Indien, welches mit seinen jetzigen kannibalischen Revolutionen gegen die englische Politik gerade in das Tagesinteresse fällt, soll uns einige niedliche Thatsachen aus Aktenstücken liefern.

Wir haben gehört und gelesen von der entsetzlichen Tiger- und Hyänenwuth, mit welcher die Saathalen aus den Bergen am Ganges hervorstürzten, und ganze Gegenden mordend durchrasten, ohne ein Haus stehen, ohne nur ein einziges Kind oder Weib am Leben zu lassen. Wir wissen, daß sie noch ganze Strecken von hundert und mehr Meilen durchtoben. Auch die Rohilla's an den Grenzen des Punjab haben wieder Revolution angefangen. Dazu

eine fanatisch-blutgierige religiöse Revolution im Königreiche Oude, das von den englischen Banquiers und Krämern seit Jahrzehenden demoralisirt und zerrüttet ward, damit es reif werde zum Anschlusse an das englische Indien. Dazu kommen Empörungen, Blut- und Mordscenen durch noch ungezählte Theile des englischen Indiens. Woher das? Diese friedlichsten, graziösesten, weichlichsten aller Völker, woher nehmen sie ihre Revolutionswuth, ihre Blut- und Mordgier? Ein englisches Aktenstück möge antworten.

Wir erinnern zuerst daran, daß Indien nicht ein wirklicher Theil Englands ist, sondern eine melkende Kuh für eine Masse Banquiers in London und die ungerathenen Söhne der Aristokratie, welche die obersten Staatsstellen in Indien bekleiden, und nach je acht bis zehn Jahren mit einer jährlichen Pension von 5 bis 10,000 Pfund Sterling entlassen werden. Wir bitten sodann, nicht zu vergessen, daß die Thatsachen, welche wir genau nach dem amtlichen Aktenstücke erzählen werden, unter dem auswärtigen Ministerio Palmerston's sich anhäuften und unter diesem „vollkommensten Gentleman der drei Königreiche" die Tortur in Indien allgemein Mode ward. Unter Tortur in Indien verstehe man gleich von vorn herein wirkliche und wahrhaftige Tortur mit Daumenschrauben und besonders von englischen Steuereinnehmern erfundenen Marterinstrumenten, die an Grausamkeit und Brutalität selbst die genialsten Erfindungen der Inquisition und des hochnothpeinlichen Halsgerichts im Mittelalter übertreffen.

Das Aktenstück vor mir führt den Titel: „Bericht der Untersuchungscommissarien über illegale Fälle von Tortur in der Präsidentschaft Madras."* Wir müssen hier gleich bedenken, daß der Bericht ein offizieller ist und die Sache im mildesten Lichte darzustellen sucht, die grausamsten Fälle unterdrückt und von andern Theilen Indiens gar nicht spricht. Der Bericht entstand auf folgende Weise. In verschiedenen Sitzungen des Parlaments, besonders 1853, brachten einige unabhängige Mitglieder des Unterhauses Interpellationen, wie es mit der Tortur in Indien stehe, von der sie gehört. Das fromme Haus empörte sich über die Fragen, da die Frauen zu Hause gerade über „Onkel Tom" weinten, und eine Petition an die Frauen Amerika's unterschrieben, sie möchten die Sklaverei abschaffen, obgleich die amerikanischen Sklaven nicht mit der Tortur behandelt werden und gegen grobe Mißhandlungen sogar gesetzlichen Schutz finden. Das fromme Haus lachte über die Interpellation, zumal da Lord Palmerston das alberne Gerede über Tortur in Indien als altes Weibergewäsch bezeichnete. Der Präsident des Colonial-Central-Amtes erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er zum ersten Male von Tortur in Indien höre. Aber das alte Weibergewäsch nahm zu an Stärke, Detail, offenbarten und speciell nachgewiesenen Thatsachen, so daß endlich eine Untersuchung der Sache nicht mehr zu umgehen war. Die Untersuchung ergab nun dem Unterhause, dem Lord Palmerston, dem Präsidenten des Colonial-Central-Amtes in's Gesicht eine Menge von Thatsachen angewandter Tortur, die uns in das finsterste, fanatischste Mittelalter zurückversetzen würden, wenn nicht überall deren neues Datum angegeben wäre.

Die ostindische Compagnie mit ihren aristokratischen Beamten und Günstlingen hat viel Geld und braucht deshalb desto mehr. Mit dem Essen kommt der Appetit. Die ostindische Compagnie giebt Festessen, deren jedes 10 bis 20,000 Pfund Sterling kostet. Es essen dort Leute, die jährlich 20 bis 100,000 Pfund und mehr und viel mehr zu verzehren haben, aber damit nicht auskommen, so daß Indien beisteuern muß.

Die größte und tödtlichste Steuer, welche Engländer in Indien eintreiben, ist die Landtaxe, die fast ausschließlich den Grundbesitzern indischer Geburt anheimfällt. Alle Jahre schickt die Obrigkeit Englands ihre steuereintreibenden Harpyien mit Soldaten, Gewehren und Zwangsmitteln über die weit ausgedehnten Lande. Zu den allgemein gebräuchlich gewordenen Zwangsmitteln gehörte die Tortur. Mehrere der grausamsten und empörendsten Fälle in dem Berichte muß ich unterdrücken, da sie mit den unglaublichsten Beispielen von Unzucht und Gewaltanthun zusammenfallen.

Die Marterinstrumente der englischen Steuereintreiber in Indien sind besonders zweierlei Art, der „Kittie" und der „Anundal." Ersteres Instrument ist sehr einfach, es besteht aus zwei Stäben, die an einem Ende zusammengebunden sind. Die Finger des Steuerverweigerers oder Zahlungsunfähigen werden dazwischen geklemmt und die Stäbe am andern Ende zusammengepreßt. Also die Daumenschraube in moderner, westlich civilisirter, Christenthum und Bildung verbreitender Vervollkommnung und Vereinfachung. Statt des „Kittie" wurde oft ein einfacher Stock angewandt. Zum Schlagen? O nein, Schlagen ist verboten. Man zwang den unglücklichen Steuerpflichtigen, die Hand flach auf eine harte Fläche, auf einen Stein unten zu legen; der Peon (Polizeidiener) nahm dann einen Stock, stellte ihn senkrecht auf den Rücken der Hand und setzte sich oben auf das dicke Ende des Stocks.

Vom „Anundal" giebt's viele Spielarten. Er ist blos ein Name für allerhand extemporirte Torturen. Am Häufigsten unter diesem Titel kommen folgende vor: Ein Mann wird mit dem Kopfe zwischen die Knie festgebunden, worauf ein Stein oder der Polizeidiener auf seinen Rücken placirt wird. Der eine Fuß wird vermittelst eines Strickes um die große Zehe möglichst nahe an den Hals gebunden und so das Opfer gezwungen, auf einem Beine zu stehen, und zwar nicht selten in der brennendsten Mittagshitze. Auch Fälle von Kittie und Anundal zugleich sind erwähnt. Die beiden Stäbe werden um die Finger festgeknebelt und der Kopf zwischen die Knie gebunden, worauf sich der Polizeidiener auf den Rücken setzt oder sich durch Steine von Centnergewicht ablöst. In der Luft halten, an den Ohren oder am Barte kommt auch zuweilen vor (viele Indier sind sehr leicht, mager und klein). Außerdem rothglühende Eisen in die Arme oder Weichen eingestoßen — Fälle von Stricktortur mit einem Geflecht, das, naß gemacht, sich mit großer Gewalt zusammenzieht, (Stricke von solchem Geflecht wurden trocken um den nackten Körper geknebelt und dann naß gemacht) — Schlagen, Peitschen, Stechen, Kneifen, Haarausraufen u. dergl. kamen dazwischen in der Regel vor, auch Fälle, wo das lange Haar des Indiers an den Schweif eines Esels oder Buffaloochsen gebunden und letzterer gehetzt ward. Auch die Natur mußte helfen Steuern eintreiben.

In Indien ist ein Insekt unter dem Namen „Zimmermannskäfer" wegen seines furchtbaren Bisses sehr gefürchtet. Der Schmerz, den er verursacht, ist weit größer als ein Wespenstich. Solche Käfer wurden zuweilen von den Steuereintreibern in die Hälfte einer Nußschale gesteckt und diese dann Männern oder weiblichen Wesen an unnennbare Körpertheile gehalten, bis der ungeheuerste Schmerzensschrei verkündete, daß der Käfer gebissen. Das ist satanisch, aber noch nicht die scheußlichste Art. Diese besteht jedenfalls in den vielen, amtlich ermittelten und detaillirten Fällen von Anwendung des Kittie an weiblichen Brüsten. Der Bericht erwähnt einen Fall, daß in einem ganzen Dorfe die Busen aller Weiber in die Torturstäbe gequetscht wurden, so daß mehrere an den Folgen des daraus entwickelten Brustkrebses elendiglich langsam starben. Außerdem wurden mehrere derselben Weiber mit glühenden Eisen gestochen. Eine schöne Wittwe, mit Namen Baulambal, wies die unsittlichen Zumuthungen eines Collectors entrüstet zurück, worauf der Peon sie bei den Haaren in die Hütte zog, ihre Arme hinten zusammenband und sie an diesen gebundenen Händen an der Decke aufhing. Außerdem wurden ihre beiden Brüste in Kittie's geknebelt und ein Tuch in den Mund gestopft, um ihr Geschrei zu unterdrücken. Erst als sie bewußtlos geworden, erlöste man sie. Die Wittwe ließ sich hinterher von einem englischen Wundarzte curiren und sich die an ihr gefundenen Verrenkungen (die Arme waren aus den Gelenken gerissen und gebrochen, die Brüste entzündet) attestiren. Sie suchte, mit diesen Beweisen bewaffnet, Rechtshülfe bei der rechten englischen Behörde, welche aber die Klage ohne Weiteres abwies und zwar aus dem Grunde, weil sie gegen „eine respektable Person im Amte" gerichtet sei. — Die gemeinste Bestialität, das schwärzeste Verbrechen ist straflos, wenn es respektabel und amtlich ist. Das ist so Gesetz nicht blos im ostindischen England, nicht blos in England, aber in England allerdings am Häufigsten und Regelmäßigsten.

Die Aussagen der Gepeinigten wurden alle öffentlich und vor Zeugen vernommen und niedergeschrieben, so daß die Untersuchungscommission trotz aller ihrer Bemühungen, Alles zu mildern, nicht immer durchkam. So wurde sie förmlich gezwungen, das Wort „Tortur," welches sie durchweg durch „persönliche Gewalt" ersetzen wollte, im Berichte beizubehalten.

Wir übersetzen noch einige Fälle wörtlich: „Im April 1854 verweigerte Kifna Pillay fünf Rupien (3 Thaler 10 Sgr.) als Rest der Landtaxe zu bezahlen, weil er behauptete, er habe schon

* „Report of the Commissioners for the Investigation of Illegal Cases of Torture in the Madras Presidency."

für's ganze Jahr bezahlt. Er ward in „Anundal" gebunden, in die Weichen geschlagen und mit dem Kittie gequetscht. — Suburoya, ein Ryot, war noch mit funfzehn Rupien rückständig. Auch er behauptete, er habe schon die Landtaxe für's ganze Jahr, 240 Rupien (160 Thaler) bezahlt. In Anundal gespannt, in die Weichen gekniffen und mit einer Peitsche blutig geschlagen. — Nauguer Chaluvon, wegen Weigerung, unrechtmäßig geforderte zehn Anna's (1 Sgr. 3 Pf.) zu zahlen, ward in die Sonne gelegt, mit dem Kopfe zwischen die Füße gebunden und einem Steine auf dem Rücken, Anwendung des Kittie an beiden Händen. — Thumbie Mudely, ein Junge von achtzehn Jahren, Sohn einer Wittwe, wegen rückständiger 15 Rupien mit dem Kittie gequetscht und zwölf Mal gepeitscht. — Parasuma Gramy, drei Tage in Anundal, 45 Tage in einem Kerker. — Caulathie Mudely, obgleich er seine eigene Landtaxe richtig bezahlt, ward dennoch von den Peons torturirt, bis er die Taxe eines zahlungsunfähigen Nachbars vorgeschossen. — In einem Dorfe wurden mehrere Landbesitzer mit Stricken zusammengeschnürt und mit Steinen beladen, weil sie sich weigerten, Land an Engländer zu verkaufen. — Einmal wurden sämmtliche Eigenthümer eines Dorfes drei Monate lang in Anundal gespannt, weil sie in Folge der Mißernte Erlaß der Steuer beanspruchten. Dabei wurden auch deren Weiber und Töchter mit dem Kittie an den Brüsten gemißhandelt."

Genug aus dem amtlichen Berichte. Es waren Beamte der ostindischen Compagnie. Diese ist nicht England, tröstet sich der Gläubige. Die Sache ist, daß die indische Obrigkeit sich fortwährend aus den Söhnen der feinsten Aristokratie rekrutirt, die hernach sich nicht selten in's Parlament einkaufen, unter die Klügsten der constitutionellen Freiheit, daß diese Herren von der Tortur wußten, daß man in Englands regierenden Kreisen längst davon wußte, daß man die Tortur billigte, wie sie noch von der Times entschuldigt und beschönigt ward, als dieser Bericht schon erschienen war, weil „das Geld doch jedenfalls von den Indiern aufgebracht werden müßte und sie nicht so feines Gefühl hätten als wir civilisirten Europäer," daß Unterhaus, Palmerston, Ministerium die Interpellationen wegen dieser Tortur, deren Gräuel also schon über Länder und Meere bis hierher gedrungen war, von der sie also sehr wohl wußten, hinweg zu läugnen, hinweg zu spotten suchten, daß also diese kannibalische Barbarei im Dienste der reichen Sclaven des Geldes von dem höhern, officiellen, noch jetzt regierenden und gegen Rußlands Barbarei Krieg führenden England — ich sage es noch einmal — gebilligt ward.

Nun und was folgt daraus? Wenigstens dies, daß man sich erst England genauer ansehen und speciell das Ende des Krieges abwarten sollte, ehe man an dieses officielle England glaubt, und zwar mit der absurden Illusion obendrein, daß Deutschland vielleicht unter der Hand etwas Freiheit, etwas Civilisation aus Englands Ueberschusse mit abkriegen könnte. Ueberhaupt werfe man mit einem Male die gemüthlichen Illusionen von einem Kampfe, von diesem Kampfe „zu Gunsten der Türkei, für die Civilisation gegen Barbarei und Rußland" zum Schädel hinaus, daß sie Hals und Beine bei dieser Exmission brechen und nicht etwa wieder in das Gehirn hineinkriechen. Sie kämpfen um ganz-unbestimmte Punkte, Napoleon mehr für seinen als des Sultans Thron, England lange gar nicht oder nur zu seinem eigenen Nachtheile, und auch jetzt noch nicht für ein bestimmtes, klar erkanntes Interesse. Es muß mit den Franzosen mitlaufen und wenigstens deren Siege verdunkeln. Und wenn die Franzosen einen Sieg erfechten, kommt die Times jedesmal den folgenden Morgen: „Jetzt verlangen wir mehr! Nichts da von vier Punkten, zehn Punkte verlangen wir nun!" Im Allgemeinen merken es aber alle kriegführenden Parteien nachgerade, daß nicht der Sieger gewinnt und der Geschlagene nicht verliert, sondern daß sie sich Alle ruiniren, wobei Rußland nur den Vortheil hat, daß es als vorzugsweise Ackerbau treibendes, in Rohprodukten überproducirendes, barbarisches und nicht durch Luxus verwöhntes Land durchaus mehr Ruin vertragen und aushalten kann als das industrielle England und das in Luxus-, Schönheits- und Kunstindustrie ausgezeichnete Frankreich. Bisher hat nur ein Volk dabei gewonnen, das deutsche, sein Gewinn wird in dem Grade steigen, als es den Glauben an das jetzige, officielle, regierende England verlieren wird, — an die in Geheimniß gehüllte Diplomatie überhaupt, die so oft mit wenigen Federstrichen vernichtete, was mit dem theuersten Menschenblute und dem Ruin ganzer Völker errungen worden war.

Blätter und Blüthen.

Aus dem **Juragebirge** geht uns folgender Bericht zu. Eine Heuerin, im September d. J. mit Mähen beschäftigt, hatte ihren Säugling wohl und fest auf die landesübliche Art in ein Wickelzeug verpackt, mit auf die Matte genommen, und denselben, um ungehinderter arbeiten zu können, im Grase niedergelegt. Ihre Arbeit entfernte sie ein Wenig von dem Platze, wo das Kind schlummernd lag, da vernimmt sie plötzlich ein Rauschen in der Luft, hört ein paar gewaltige Flügelschläge und sieht einen Steinadler pfeilgeschwind sich mit ihrem Knäbchen fast senkrecht emporheben.

Sie fällt nicht besinnungslos zu Boden, sie versteinert nicht beim jähen namenlosen Schrecken, — sie will dem Räuber ihres süßen Kindes auf dem nächsten Wege nacheilen, sie stößt gellende Schreie der Verzweiflung aus, aber sie kann dem Adler, dem Könige der Lüfte, der jetzt hoch in der Luft das Kind in seinen Krallen tragend kreist, um sich dann auf seinem, auf einer mittlern Staffel des Felsengebirges befindlichen Horst niederzulassen, nicht folgen, und sieht nur noch, wie das Thier in immer nähern Kreisen das Nest überschwebt, aus dem das Gekreisch seiner hungrigen Brut ihr zu Ohren schrillt.

Der Raub ist aber auch von einigen Hirten, die auf einer obern Staffel Ziegen weideten, bemerkt worden, indem sie durch den Jammerschrei des Weibes aufmerksam wurden. Die Hirten, unter ihnen der siebzehnjährige Johann Imthal, schreien nicht, denn sie wissen wohl, daß sie den Adler erschrecken könnten, und daß dieser dann seine Beute aus der schwindelnden Höhe fallen lassen würde, aber sie harrten in Ruhe und Besonnenheit des entscheidenden Augenblicks, wo der Raubvogel in seinem Horste angekommen war, und jetzt, wo sie das Kind vor dem tödtlichen Sturze gesichert sahen, erhoben sie von zwei Seiten her ein so furchterregendes Geschrei, daß der Dieb schneller noch vom Horste abstob als er ihn eben in Besitz genommen hatte. In unglaublicher Zuversicht und Kühnheit klomm jetzt Johann mit Hülfe der Steigeisen und seines Schaftes an der fast senkrechten Wand empor. Sein Fuß prüfte dabei jeden verdächtigen Stein, vorsichtig ermaß er jeden Schritt, — denn er schonte seines Lebens zur Rettung eines zweiten. Die Anfälle des Adlers achtete er nicht, da das Geschrei der Hirten und deren Steinwürfe den Erfolg derselben vereitelten, und seine Aufmerksamkeit ungetheilt dem gefährlichen Pfade widmend, stand er endlich glücklich an der seltsamen Wiege, in die der Adler das Kind gebettet.

Das unbeholfene, durch die Unruhe der jungen Vögel geängstigte Knäbchen schrie kläglich seinem Retter entgegen. Dieser säumte deshalb nicht, der Brut seines Räubers die Hälse umzudrehen und sie der Tiefe zuzuschleudern. Kaum aber hatte der Verwegene dies gethan, als auch der Adler weder des Schreiens noch der Würfe der Ziegenhirten mehr achtete. Wüthend stürzte er sich auf den Mörder, und fast wäre es ihm im jachen Anfluge gelungen, ihn durch einen seiner gewaltigen Flügelschläge den erwürgten Jungen nachzusenden. Dadurch gemahnt an die Schwierigkeiten seiner Lage, übersah Johann erst die Gefahr derselben im vollen Umfange. Im Aufsteigen des Knäbweges nicht gedenkend, leuchtete ihm nun im Niederschauen die Unmöglichkeit ein, sich sammt dem Kinde von dieser Höhe durchzulassen, und da die Wand der dritten Staffel weit überhing, so gab es noch weniger einen Ausweg nach oben. So mußte er denn sich und das kaum errettete Kind zugleich für verloren erachten, denn wie er auch sann, wohin er auch ausschaute, in keiner Weise wollte es ihm gelingen, ein Auskunftsmittel zu entdecken. Obschon sich der Hülflose in mißlicherer Lage nie befunden, so gab er sich doch der Verzweiflung nicht hin. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke durch ein gewagtes Absteigen ohne die Bürde des Kindes sich selber mindestens zu erretten, aber er verwarf den aufsteigenden Gedanken mit edler Entrüstung. Der vertrauensvoll auf ihn gerichtete Blick der beraubten Mutter, die bis zum Fuße der Wand ihm nachgeklettert, von da aus jede seiner Bewegungen verfolgte, rührte ihn tief, und obwohl er kaum zweifeln konnte, daß diese Felsenplatte sein Golgatha und des Adlers Horst sein Grab sein werde, so wollte er dennoch der nicht sein, welcher der armen Mutter ihre letzte Hoffnung raube; — wie zur sichern Verheißung hielt er deshalb das schreiende Kind weit über den Rand hinaus der Mutter entgegen.

Johann's regungsloses Verhalten in dieser gewagten und unbeschützten Stellung blieb vom kreisenden Adler weder unbemerkt noch unbenutzt. Der Geißhirten Warnung erscholl zwar noch zeitig genug, zur Rettung des Säuglings, kaum aber, daß Johann denselben in den Horst gelegt, so schleuderte des Adlers Stoß ihn selbst mit solcher Heftigkeit zu Boden, daß er über des Felsens Kante halben Leibes hinausshing.

Ein Klagelaut unaussprechlichen Jammers erklang aus der Tiefe — er entquoll der Brust der verzweiflungsvollen Mutter des nun für immer verlorenen Kindes. Wo aber kaum ein Wunder noch retten konnte, da erhielt den Jüngling der Feind selbst am Leben. Ein Flügelschlag des blind wüthenden Thieres schnellte ihn wieder vom Rande des Abgrundes zurück und so gewaltsam, daß er über das Nest hinflog und hinter diesem niederfiel.

Der Steinadler stürzt sich nämlich niemals senkrecht auf seine Beute, sondern er schießt in schräger Richtung dem Ziele zu; deshalb war der überhangende Fels kein Hinderniß für ihn, auf Johann fortwährende Angriffe aus der Höhe herab zu machen; nun aber hatte Johann zu seiner Vertheidigung Nichts als seinen Schaft, von diesem konnte er jedoch des Raumes Enge wegen wenig oder keinen Gebrauch machen, und er gerieth

nun in Verlegenheit, wie er sich mit Nachdruck und Erfolg des gewaltigen Raubthieres erwehren solle. Seine ruhige Besonnenheit verließ ihn nicht; er entdeckte schnellen Umblicks sofort eine passende Waffe im Horste des Adlers selbst, denn da diesem aus schwanken Ruthen und Haidekraut aufgeschichtetem Bau, dicke Aeste und Zweige zur Grundlage dienten, so entriß er dem Gesperre rasch einen kurzen und schweren Prügel und kam damit dem ersten Schnabelhiebe seines Feindes so nachdrücklich zuvor, daß er betäubt vom Nestrande wieder abfiel, auf dem er eben festen Fuß gefaßt hatte, um mit gespreitzten Flügeln und unter lautem Zischen dem Jünglinge zu Leibe zu gehen; ein zweiter und dritter wuchtiger Schlag auf den Kopf tödtete ihn vollends, und ein letztes Erzittern seiner schlaffen Schwingen verkündete, daß des Alpenkönigs Macht gebrochen sei.

Aber auch der Sieger fühlte sich zum Tode erschöpft, sobald des Kampfes Aufregung aufgehört hatte; und schon zufrieden damit: doch nun in Frieden sterben zu können, streckte er die müden Glieder auf hartem Lager hin. Nach kurzer Erholung schämte er sich jedoch dieser feigen Resignation, er trat wiederum hinaus in's Freie und rief zur Staffel über ihm: „Heda, oben, habt Ihr ein Hanfseil zur Hand?"

„Nein, armer Junge, keinen Faden eine Spanne lang!" — lautete die entmuthigende, traurige Antwort.

„Es muß eins in der Wildheutrifft liegen. Holt das herauf und laßt's dann zu mir herab, ich kann's schon erwarten."

Die Hirten beeilten sich, seinem Willen nachzukommen und Johann durchsuchte seine Taschen nach einem etwa vorhandenen Brotrindchen, um es, nachdem er es an seinem Munde angefeuchtet hatte, dem wimmernden Kinde zum Saugen an den Mund zu halten. Das Kind sich wieder in eines Menschen wiegenden Armen fühlend, entschlummerte bald und Johann war glücklich darüber.

Da kamen endlich die Männer, die nach dem Seile ausgewesen, zurück und riefen ihm zu, das herabgelassene zu ergreifen. Welch Glück, daß bei dem Kampfe mit dem Adler sein Schaft, eine lange Stange, an dem einen Ende mit einem eisernen Haken, an dem andern mit einer Spitze versehen, dessen sich die Gebirgsbewohner sowohl zum Forthelfen beim Aufsteigen bedienen, indem sie sich auf den Schaft stützend, die Spitze in die Felsenritzen einstoßen, als auch beim Herabsteigen, indem sie den Haken an einem hervorragenden Steine anhängen und sich dann an die Stange herablassen, — daß beim Kampfe dieser Schaft nicht herabgeworfen wurde. Mittelst des Schaftes zog er nun das Seil zu sich heran, da solches wegen der überhängenden Wand weit ab vom Borde der Platte, in freier Luft, ein Spiel des Windes, hin und her schwankte und mit den Händen nicht zu erreichen war. Sobald er des Stranges habhaft geworden, warf Johann Schaft und Adler voraus in die Tiefe, trat mit beiden Füßen in die dem Strickende eingeknüpfte Schlinge, wie in einen Steigbügel ein, schnallte dann, zur Sicherung der aufrechten Stellung und des freien Gebrauches seiner Hände mit seinem Ledergürtel sich und den straffen Strick unterhalb der Schultern fest zusammen, — nahm vorsichtig das schlafende Kind in den linken Arm und rüttelte nun mahnend am Seile und rief getrosten Muthes: „Holt an!"

Kaum jedoch, daß der Zug kräftiger Arme Johann dem Boden entrückt hatte, so schwang er nach Außen weit hin, und gerieth in ein so bedrohliches Drehen und Schwingen, daß er schwerlich einem verderblichen Anstoße an die Felsen entgangen sein würde, hätten nicht die Hirten, die Gefahr gewahrend, angehalten und dann nur ganz allmälig den Schwebenden in die Höhe gezogen. Dadurch gewann Johann Zeit, sich mit vorgestreckter rechter Hand von der Wand abzuhalten, oder mindestens doch die Gewalt der Anstöße zu brechen. Weder Furcht noch Grauen wandelten den Muthbeseelten während dieser gefahrvollen Fahrt an, — aber es war ein grausenhafter Anblick für die unten Stehenden, zwei in der Frische des Lebens stehende Wesen zwischen Himmel und Abgrund schweben zu sehen. Ein Faden des rettenden Seiles durfte reißen — nur eine der hülfreichen Hände erlahmen und Beide, Kind und Jüngling, waren dem gräßlichsten Tode, zerschmettert in die jähe Tiefe zu stürzen, geweiht. Die arme Mutter war zum Glück des angstvollsten Anblicks enthoben. In ihrer Liebe Ungeduld hatte sie sich auf dem gewöhnlichen Wege beeilt, zu den rettenden Hirten zu gelangen. Dort lag sie auf den Knieen und flehete inbrünstig zu Gott. Da! — endlich war das Werk vollbracht, — das Knäbchen lag in den Armen des schluchzenden Weibes und als es nun in vollen Zügen die Labung der Mutterbrust einsog, — da hatte die Freude keine Worte — nur heiße Thränen des Dankes. — Die Hirten aber — diese einfachen Leute voll Gefühls — entblößten mit Johann ihre Häupter, falteten andachtsvoll ihre Hände und dankten dem Allmächtigen für Johanns, für des Kindes Rettung.

Närrische Welt. Die Zeitungen erzählen von einer friedlichen Landung einiger französischer und englischer Schiffe bei Kaffa, die von einem russischen Offizier empfangen wurden, der dann zum Gabelfrühstück auf dem Schiffe blieb und den alliirten Offizieren die Erlaubniß auswirkte, an's Land gehen zu dürfen. Dort fanden diese Kosackenpferde, auf denen sie in Begleitung vieler russischen Offiziere einen Ausflug bis zum Landhause des Fürsten Gagarin machten, der, selbst General, sie auf's Freundlichste bewirthete, ihnen beim Abschied Wein und Trauben auf's Schiff bringen ließ und dagegen Thee, Käse und sonstige Kleinigkeiten empfing. Die fremden Eindringlinge schieden von den russischen Offizieren am Ufer unter Umarmungen und Händedrücken. Und acht Tage später standen vielleicht dieselben Menschen, die sich hier in kurzer Zeit lieb gewonnen und unter andern Verhältnissen sicher intime Freunde und Kameraden geworden, auf Schußweite gegenüber, bereit, sich auf die schnellste und grausamste Weise gegenseitig das Lebenslicht auszublasen oder doch wenigstens unfähig oder unglücklich für das ganze Leben zu machen. Giebt es eine tollere, unsinnigere und verdrehtere Welt als — unsere sogenannte civilisirte?

Literarisches. Wie wir hören, erscheint von Glaßbrenner's komischem Gedicht: Die verkehrte Welt in den nächsten Tagen schon die zweite Auflage. Bei dem Aufwand von Witz und Humor, mit dem in diesem satyrischen Epos die Thorheiten und Verkehrtheiten der Jetztwelt gegeißelt sind, war ein solches Resultat wohl zu erwarten. — Daß gute Poesien überhaupt ein dankbares Publikum finden, beweist die so eben ausgegebene siebente Auflage der Gedichte von Alfred Meißner. Besonders in Süddeutschland sind Meißner's kräftige Poesien eine Lieblingslektüre geworden. Auch sein jüngst erschienener Roman: Der Pfarrer von Grafenried — eine Episode aus Thüringens Sturmperiode in den Jahren 1848 und 1849 behandelnd — wird vielfach gelobt.

Als schönstes Festgeschenk für alle Familienkreise

empfehle ich die vor Kurzem erschienene

zweite Auflage

der

Gartenlaube. Jahrgang 1854.

geh. 2 Thaler.

Dieser Jahrgang, dessen vortreffliche Beiträge trotz der großen Auflage kurz nach Erscheinen der letzten Nummer einen zweiten Abdruck nöthig machten, enthält außer

Novellen von Ludw. **Storch**, **Gerstäcker**, **S. Kolisch**, **Beta**, **Schrader**, **Am. Bölte**, **Schlönbach** u. m. A.

eine große Reihe Artikel des

Prof. **Bock** über den menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande,
Naturwissenschaftliche Aufsätze von Prof. **C. A. Roßmäßler** und **Willkomm**,
Populär-chemische und physikalische Mittheilungen,
Kulturgeschichtliche Bilder und Belehrungen über Frauenbildung von Prof. **Biedermann**,

Schilderungen — Reiseskizzen — Jagdabenteuer — Lebens- und Verkehrsbilder aus London, von **Beta**. — Originalmittheilungen vom Kriegsschauplatze, mit Abbildungen — Briefe aus Amerika — Pariser Bilder und Geschichten — Wanderungen durch Asien und Afrika — Schilderungen aus dem Volks- und Gewerbeleben etc. etc.,

Biographien und **Charakteristiken** mit vortrefflich ausgeführten ähnlichen **Portraits** von
Arago — Berth. Auerbach — Herzog Ernst von Gotha — Jog. Dawison — Ed. Duller — Espartero — Gerstäcker — Gutzkow — Liebig — Carl August von Weimar (der alte Herr) — Fürst Mentschikoff — Moleschott — Oersted — Russel — Rich. Wagner

und außerdem eine große Menge künstlerisch-schön ausgeführte Illustrationen, von denen wir nur einige anführen wollen:

Ansicht von St. Louis — Das Aeußere und Innere der pariser Börse — Das Modellhaus im Krystall-Palast in Sydenham — Durchschnitts-Ansicht des Kriegsdampfers Wellington — Irreguläres türkisches Militair — Industrie-Gebäude in München — Ansicht von Renal — Zuaven — Kronstadt — Borsig's Maschinenbauanstalt in Berlin — Das englische Hülfscorps — Sebastopol — Helsingfors und Sweaborg — Varna — Durchschnittsansicht eines Auswanderungsschiffes — Georgische Mädchen — Balaklava — Portraits vom Herzog von Cambridge, Lord Raglan, Canrobert, St. Arnaud und Prinz Napoleon auf einem Bilde — Türkisches Militair — Das Haus der Gemeinen in London — Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes — Viele Abbildungen zu den wissenschaftlichen Artikeln.

Für die langen Winterabende ein Buch der Belehrung und Unterhaltung wie kein zweites.

Leipzig, im Monat November.

Ernst Keil.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

Nr. 1. Berlin, 1. Januar 1907. 1. Jahrg.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber: Ernst Keil.

Erscheint Ende jeder Woche. Preis des Vierteljahrsheftes 1 Mk. 50 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten für 1 Mk. 50 Pf. in Deutschland.

Die Idee Keils

Ein Anfang.

Es war ein schöner Sommertag, der 1. Juli des Jahres 1853. Ich hatte mich in meinem Zimmer eingeschlossen, um ungestört an einer Novelle zu arbeiten, die ich für die Gartenlaube bestimmt hatte. Da klopfte es an meine Thür, und ein Freund trat herein, der mir mitteilte, daß Ernst Keil, der Verleger der Gartenlaube, mich zu sprechen wünsche. Ich ging sofort zu ihm hinüber und fand ihn in seinem Arbeitszimmer, wo er mir mit freundlichem Gruß die Hand reichte und mich bat, Platz zu nehmen.

Ich hatte Keil bisher nur flüchtig gesehen, aber ich wußte, daß er ein Mann von großer Energie und Thatkraft war, der sich durch seine Arbeit emporgerungen hatte. Er war der Sohn eines armen Leipziger Buchbinders, hatte sich als Buchhändler selbständig gemacht und war dann in Verbindung mit Otto Wigand getreten, dessen Tochter Auguste er heimführte. Mit Wigand gründete er die Leipziger Illustrirte Zeitung, die sich rasch einbürgerte und ihm ein gutes Auskommen gewährte. Aber Keil war ein Mann, der nicht rasten konnte, und so kam er auf den Gedanken, ein Familienblatt zu gründen, das sich an alle Kreise des Volkes wenden sollte. Er hatte sich mit Wigand überworfen und trennte sich von ihm, um die Gartenlaube ins Leben zu rufen.

Keil war ein Mann von großer Beredsamkeit, und er wußte mir in kurzen Worten seine Absichten klarzulegen. Er wollte eine Zeitschrift gründen, die sich an alle Kreise des Volkes wenden sollte, die Gebildeten und die Ungebildeten, die Reichen und die Armen, die Alten und die Jungen. Er wollte eine Zeitschrift gründen, die sich an alle Kreise des Volkes wenden sollte, die Gebildeten und die Ungebildeten, die Reichen und die Armen, die Alten und die Jungen.

Aber nicht allein den Männern der Revolution galt diese Strenge, sondern auch den Frauen, die durch anfeuernde Worte und Geldsummen die Revolution befördert hatten. Zu diesen Frauen gehörte vorzüglich die junge Gräfin Thekla Andrasy, die als Herrin eines großen Vermögens die hervorragendste Rolle gespielt hatte. Man hatte einen Preis auf ihre Gefangennehmung gesetzt, da sie sich durch die Flucht dem Schicksale ihrer Gesinnungsgenossen entzogen hatte. Ihre beträchtlichen Güter waren confiscirt.

In dem Hause des Apothekers ward nur oberflächlich über alle diese Dinge gesprochen, man konnte sich selbst der Freude über die endliche Unterdrückung der Revolution nicht so recht hingeben, da ein Zufall eine Störung des Hauswesens herbeigeführt, dessen regelmäßigen Gang dem Apotheker nicht minder am Herzen lag, als die Regelmäßigkeit der Staatsmaschine.

Die alte Katharina, seine Haushälterin, die schon längere Zeit an einem Augenübel litt, war plötzlich blind geworden und der Arzt, der einer Augenheilanstalt vorstand, hatte erklärt, daß die Sehkraft der treuen Dienerin noch zu retten sei, wenn sie unverweilt sich einer Kur in der Anstalt unterzöge, die freilich einige Monate dauern könne.

Katharina mußte also das Haus verlassen und ein Stübchen in der Anstalt beziehen, die auf einer freundlichen Wiese vor der Stadt lag.

Ein alter Fischer der Save, Namens Lajos, erschien an diesem Tage in der Apotheke. Da er seine Fische an Frau Katharina nicht abliefern konnte, wandte er sich an Herrn Czabo, der ihm das Unglück der Alten mittheilte.

„Ich bin in großer Verlegenheit," schloß er. „Meine Netti kann den Dienst in der Küche nicht allein versehen — woher nehme ich nur eine zuverlässige Magd?"

Der alte Fischer sah den Apotheker mitleidig an.

„Sie haben Recht, Herr Czabo," sagte er, „ihre Verlegenheit ist wirklich groß. Eine Magd brauchen Sie, und heute noch, wenn die Wirthschaft nicht leiden soll. Aber woher nehmen? Bei den jetzigen Zeiten muß man in der Wahl der Personen, die man in sein Haus nimmt, vorsichtig sein. Hm, Hm," brummte er, indem er sein bärtiges Kinn in die rauhe Hand legte, „könnte ich Ihnen nur helfen!"

„Lajos, Ihr seid ein redlicher Mann, ein wackerer Bürger — Ihr kommt mit Dienstleuten mehr in Berührung als ich — schafft mir eine gute, zuverlässige Magd, und ich gestatte Euch, daß Ihr vier Wochen in dem Theile der Save fischen könnt, der hinter meinem Garten fließt, und mein Eigenthum ist. Ihr habt Euch ja lange darnach gesehnt."

Das Gesicht des alten Fischers verzog sich zu einem freundlichen Lächeln.

„Ach, Herr Czabo," rief er, „der Preis ist köstlich."

„Nun, so sucht ihn zu verdienen."

„Aber wie, wie? Halt, da fällt mir etwas ein! Ich muß zwar ein großes Opfer bringen, aber ich bringe es, Ihnen zu Liebe, und — weil ich vier Wochen in dem fischreichsten Theile unseres Flusses meine Netze auswerfen kann. Wahrhaftig, ich glaube, ich verliere nichts bei dem Tausche. Herr Czabo, geben Sie mir sechs Wochen die Erlaubniß, zu fischen, und ich gebe Ihnen heute noch meine eigene Nichte, die Tochter meines leiblichen Bruders, in den Dienst."

„Sechs Wochen?" murmelte der Apotheker. „Ich wollte die Fischereigerechtigkeit verpachten."

„Ob vierzehn Tage früher oder später — was thut's einem so wohlhabenden Manne, wie Ihnen? Wenn Sie das schmucke zweiundzwanzigjährige Mädchen sehen, werden Sie sich freuen."

„Zweiundzwanzig Jahre?" fragte der Apotheker, indem er über seine goldene Brille hinwegsah, die er im Hause zu tragen pflegte.

„Es fehlen sogar noch drei Wochen daran."

„Schmuck?"

„Wie ein Stieglitz."

„Gesund?"

„Wie ein Fisch im Wasser."

„Reinlich?"

„Wie eine Seejungfer."

„Versteht sie die Wirthschaft?"

„Sie hat zwei Jahre bei einem Kaufmanne in Pesth gedient. Man ließ sie dort ungern gehen, aber sie kam, weil meine Alte krank war, die jetzt, Gott sei Dank, wieder auf den Strümpfen ist."

„Ein Beweis, daß das Mädchen ein gutes Herz besitzt," meinte der Apotheker.

„Gewiß," rief Lajos mit Feuer, „ich stehe für Kathi, wie für mich selbst. Sie ist treu und fleißig, man kann sich auf sie verlassen."

„Also Kathi heißt Eure Nichte, Lajos?"

„Ja, Herr Czabo. Meiner Treu, keinem Andern als Ihnen vertraue ich das Mädchen an. Sie ist mir lieb, wie eine Tochter!"

„Wann kann ich das Mädchen sehen, Lajos?"

„Heute noch, wenn Sie wollen!"

„Gut, bringt sie mir diesen Nachmittag. Gefällt sie mir, mag sie gleich in meinem Hause bleiben."

„Sie wird Ihnen gefallen, Herr Czabo."

„Und den Lohn?"

„Darüber verhandeln Sie mit ihr selbst. Ich, meinerseits, habe nur eine Bedingung zu stellen."

„Nennt sie, alter Lajos."

„Daß ich meine Nichte von Zeit zu Zeit besuchen und sie mit überwachen kann. Es ist dies kein Mißtrauen, Herr Czabo; aber ich habe Kathi's Mutter versprochen — ihr Vater, mein Bruder ist ja todt — ich habe also meiner Schwägerin versprochen, das Mädchen nicht außer Acht zu lassen. Sie werden mich ganz verstehen, Herr Czabo, wenn Sie das schmucke Ding gesehen haben. Ich wiederhole es: nur Ihnen, Herr Czabo, vertraue ich Kathi an."

Der Apotheker bezahlte dem greisen Lajos den Preis für die Fische.

„Mit diesem Gerichte," meinte der Fischer, „kann Kathi heute noch ihre Kochkunst beweisen."

„Apropos, sie versteht doch zu kochen?"

„Wenigstens so viel, als für meinen Tisch nöthig war. Nun, sollte sie nicht so ganz nach Ihrem Geschmacke kochen, so ist ja Mamsell Netti da — meine Nichte ist ein gelehriges Mädchen. In einigen Wochen — —"

„Geht, Lajos, und bringt mir Eure Kathi!"

Der Fischer ging. Herr Czabo theilte seiner Tochter die Ankunft einer neuen Magd mit, und bemerkte dabei, daß Lajos ihm eine große Gefälligkeit erzeigt habe.

Herr Czabo saß mit seiner Tochter beim Nachmittagskaffee, als Niklas, der Zögling des Apothekers, eintrat.

Man denke sich eine ungewöhnlich lange Gestalt mit bleichem Gesichte, dessen Backenknochen weit hervorstehen, mit einer fast durchsichtigen großen Adlernase, mit großen lichtblauen Augen, hellblonden Haaren, mit breiten und ungewöhnlich langen Händen und eben solchen Füßen — man denke sich diese Gestalt in einen grauen Frack gekleidet, der zu eng und zu kurz ist, in Hosen von derselben Farbe und demselben Stoffe, dazu eine grüne wollene Schürze, so hat man ein Bild von dem Gehülfen des Apothekers.

„Niklas," rief der Apotheker, „Du siehst ja so bestürzt aus — was ist geschehen?"

Der lange zwanzigjährige Mann versuchte zu lächeln.

„Ich bin nicht bestürzt, Herr Czabo!" sagte er mit einer tiefen Baßstimme, die zu seinem hageren Körper einen komischen Kontrast bildete.

„Bist Du krank?"

„Nein."

„Was willst Du?"

„Der Fischer Lajos ist soeben angekommen."

„Allein?"

„Nein. Ein junges Mädchen begleitet ihn. Er sagt, ich solle Ihnen melden, daß unsere neue Köchin da wäre."

„Ah, der gute Alte hält Wort. Laß ihn mit seiner Nichte sogleich eintreten."

Niklas öffnete die Thür. An der Schwelle stand der Fischer, neben ihm ein junges Mädchen.

„Darf ich eintreten?" fragte Lajos, indem er seine Mütze zog.

Der Apotheker legte seine Cigarre auf den Tisch und nickte mit dem Kopfe.

„Komm, Kathi," sagte der Alte, „ich will Dich Deinem neuen Herrn vorstellen. Sei nur nicht so schüchtern, Du kommst zu guten Leuten."

Lajos trat ein, indem er Kathi an der Hand mit sich fortzog.

„Hier ist meine Nichte," sagte er dann mit einer Selbstge-

fälligkeit, die seine Freude und seinen Stolz verriethen. „Es bedurfte nicht viel Zuredens, um sie zur Annahme des Dienstes zu bewegen, denn sie sieht ein, daß bei diesen schlechten Zeiten mir eine Erleichterung erwächst, wenn eine Person weniger im Hause ist."

Herr Czabo ergriff seine goldene Brille, wischte die Gläser derselben mit seinem weißen Taschentuche ab und setzte sie bedächtig auf seine Nase, als ob er ein Recept lesen wollte. Dann erhob er sich von dem Sopha und sah lächelnd die neue Köchin an.

Kathi war wirklich ein hübsches Mädchen, der alte Lajos hatte nicht zu viel gesagt. Der kurze rothe Friesrock mit schwarzem Bande besetzt, das hellgraue wollene Mieder mit kleinen runden Zinnknöpfchen bekleideten einen wohlgewachsenen fast üppigen Körper. Die braune Mütze vermochte das starke, glänzendschwarze Haar nicht zu bedecken, man sah einen großen Theil der Flechten, die fast bis auf die Schulter herabfielen. Ein rothes Tuch von grober Wolle bedeckte Hals und Brust. Weiße Strümpfe mit blauen Zwickeln, wie sie die Landmädchen jener Gegend tragen, bekleideten ein zierlich geformtes Bein. Zwar stak der Fuß in ziemlich plumpen Schuhen, aber nach dem Beine zu urtheilen, mußte er klein und nett sein.

Das Gesicht der Köchin hatte eine bleiche, aber nicht krankhafte Farbe. Unter starken schwarzen Brauen, die regenbogenförmig die schöne Stirn begrenzten, strahlte ein großes dunkles Auge mit langen schwarzen Wimpern, die einen Schatten warfen, wenn sie sich senkten. Feingeschweifte blühende Lippen bildeten einen kleinen, niedlichen Mund. Der Ausdruck des lieblichen Gesichts verrieth in diesem Augenblicke eine ängstliche Schüchternheit, die ihm einen unbeschreiblichen Reiz verlieh. Das weiße Bündel, das Kathi in der mit grauen Zwirnhandschuhen bekleideten Hand trug, schien leicht zu zittern, während Herr Czabo mit einer wahren Kennermiene seine Prüfung fortsetzte.

Der Apotheker sah seine Tochter an, als ob er sagen wollte: das Mädchen gefällt mir.

Netti antwortete durch ein beistimmendes Lächeln. Der Apotheker schob seine Brille auf die Stirn zurück.

„Also Kathi ist Dein Name?" fragte er.

Das Mädchen machte einen kurzen Knix, indem es flüsterte: „Kathi Lajos."

„Nun gut, Kathi, Du gefällst mir, und da meine Tochter Nichts dagegen hat, so nehme ich Dich in meinen Dienst. Die Empfehlung Deines Vetters bürgt mir dafür, daß ich eine brave, treue Person aufnehme."

„Dessen können Sie sich versichert halten!" fügte Lajos rasch hinzu. „Sollte sie sich in den ersten Tagen noch etwas linkisch benehmen und ihr die Arbeit nicht so recht von der Hand gehen, so halten Sie es ihrer Aengstlichkeit zu Gute, Herr Czabo; sobald sie nur einigermaßen gewöhnt ist, werden Sie an ihr die flinkste Arbeiterin haben. Fragen Sie in acht oder vierzehn Tagen bei Mamsell Netti wieder an, und Sie werden sehen, daß ich Recht habe. Die Schüchternheit ist Kathi's einziger Fehler —"

„Abgemacht, Lajos!" unterbrach ihn der Apotheker. „Bist Du mit vierzig Gulden jährlichen Lohns zufrieden, mein Kind?"

Eine leichte Röthe erschien auf den bleichen Wangen Kathi's.

„Ja, Herr!" flüsterte sie, indem sie sich wiederum verneigte.

„So gieb mir Deine Hand, und versprich mir, eine treue und folgsame Dienerin zu sein."

„Ich verspreche es, Herr!" sagte Kathi, indem sie dem Apotheker die Hand reichte.

„Mein Himmel, wie Du zitterst!" rief lächelnd Herr Czabo. „Man möchte glauben, Du fürchtetest Dich vor mir."

„Kathi, Kathi," rief Lajos wie unwillig, „habe ich Dir nicht tausendmal gesagt, daß Herr Czabo ein guter Mann ist? Lege die verdammte Schüchternheit ab, oder —"

„Laßt's gut sein, alter Lajos!" unterbrach ihn Netti mitleidig. „Wenn uns Kathi näher kennt, wird diese Befangenheit schon schwinden."

„Mir scheint," sagte der Apotheker, „Ihr habt das arme Kind zu streng gehalten."

„Ja, Herr, in meinem Hause führe ich ein strenges Regiment, und Kathi habe ich stets als meine leibliche Tochter betrachtet, für deren körperliches und geistiges Wohl ich verantwortlich bin. Es ist ein gar ernstes Ding, ein junges Mädchen zu erziehen — Sie verstehen mich wohl, Herr Czabo!"

Draußen an der Hausthür erklang die Glocke.

„Niklas!" rief der Apotheker.

Der lange Gehülfe hatte wie eine Bildsäule dagestanden und die neue Magd mit weit aufgerissenen Augen angestarrt. Bei dem Rufe des Apothekers schrak er zusammen.

„Herr Czabo!" platzte er heraus.

„Hast Du nicht gehört?"

„Was?"

„Man zog die Glocke an der Thür."

„Nein!"

„Geh' und bediene den Käufer."

Niklas machte einen Riesenschritt und verschwand.

Kathi stand gesenkten Blicks und zitternd in der Mitte des Zimmers.

„Komm, liebes Kind," sagte Netti freundlich, „ich werde Dir Deine Kammer anweisen. Du gehörst von diesem Augenblicke an zu unserer Familie."

Kathi schlug die großen Augen auf, und sah dankend die junge Dame an, die so freundlich zu ihr gesprochen. Dann reichte sie dem Fischer die Hand.

„Lebt wohl, Vetter Lajos," sagte sie leise. „Grüßt mir die Base, und sagt ihr, daß ich sie besuchen würde, sobald es mir meine Herrschaft erlaubt."

„Soll geschehen, Kathi," antwortete der Alte. „Deine Sachen werde ich morgen in meinem Kahne mitbringen, wenn ich hier hinter dem Hause an meine Arbeit gehe. Aber laß Dir es noch einmal gesagt sein: machst Du meiner Empfehlung keine Ehre, so darfst Du nie wieder mein Haus betreten, ich ziehe meine Hand von Dir zurück. Damit Gott befohlen!"

Netti und Kathi entfernten sich.

„Bravo Lajos!" sagte Herr Czabo, als sich die Thür hinter den beiden Mädchen geschlossen hatte. „Das gefällt mir. Ihr seid sonst ein guter Mensch, aber es ist Schade —"

„Was ist Schade?" fragte verwundert der alte Fischer.

„Soll ich offen sprechen?"

„Ich bitte Sie darum, Herr Czabo."

„Daß Ihr ein so wüthender Revolutionär seid. Es ist mir unbegreiflich, wie ein so rechtlicher, unbescholtener Mann sich zu solchen Gesinnungen verirren kann. Ihr habt Euch zwar nicht thätlich an der unglückseligen Revolution, die unser armes Land dem Verderben nahe gebracht, betheiligt; aber Euere Meinungen und Ansichten haben mir nicht gefallen — ich spreche natürlich nur von Euren politischen Meinungen."

Der alte Fischer griff mit seiner breiten schwieligen Hand in den greisen Schnurrbart, der in zwei langen Zöpfen über den Mund herabhing. Er sah einen Augenblick sinnend vor sich hin, dann sagte er:

„Sie haben Recht, Herr Czabo! Ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich mich von einem falschen Scheine habe verblenden lassen. Jetzt bin ich eines Bessern belehrt, darum brechen wir ab — —"

„Nein, brechen wir nicht ab," rief eifrig der Apotheker; „sprechen wir recht ernst und recht viel über diesen wichtigen Punkt. Sind Euch die Augen aufgegangen, Freund? Habt Ihr das Treiben der Volksbeglücker nun gesehen? He, wohin sind wir gerathen? Seht Euch unser sonst so schönes und blühendes Land heute an — es ist eine Ruine. Ihr habt Euer gutes Auskommen gehabt, so lange Ruhe und Friede, so lange das Gesetz die oberste Gewalt war — heute müßt Ihr ein schmuckes Mädchen aus dem Hause geben, um Euch eine kleine Erleichterung zu verschaffen."

„Herr Czabo!" —

„O, ich verstehe Euch recht gut, Alter!" fuhr der aufgeregte Apotheker fort. „Ihr wollt es nicht merken lassen, daß es schlecht zu Hause steht, daß Ihr die ganze Wirthschaft zu allen Teufeln wünscht, und daß Ihr Euch schämt, dieser Sache je das Wort geredet zu haben — ich sage das nicht, um Euch zu kränken, Alter; ich führe es nur an, um meiner Freude darüber Luft zu machen, daß Ihr endlich den schlagendsten Beweis von Eurer Verirrung in Händen habt. Die Volksbeglücker sind ausgerissen, und Ihr armen Menschen müßt die Zeche bezahlen. Sind Euch nun die Augen geöffnet?"

„Ja, Herr Czabo."

„Gut, Ihr sollt acht Wochen hinter meinem Garten fischen, und Euere Kathi soll es gut bei mir haben, wenn sie sich gut beträgt. Irren ist menschlich, Freund Lajos, wenn man nur zu

rechter Zeit wieder in das rechte Gleis geräth. Ihr gehört also zu unserer, zu der guten Partei?"

„Lieber Herr," sagte Lajos, indem er wie verlegen seine Mütze zwischen den Fingern drückte, „ich bin ein schlichter Fischer, der von Ränken und Kniffen Nichts versteht — man hat uns goldene Berge vorgespiegelt — ist es ein Wunder, wenn man sich hinreißen läßt? Noch gestern Abend habe ich mit meinem Nachbar darüber gesprochen — Sie kennen ja den alten Bodeck — er hat zwei Söhne in dem schrecklichen Kriege verloren —"

„Zwei Söhne!" rief Herr Czabo, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Gott verzeihe mir die Sünde, aber fast möchte ich sagen, dem verdrehten Alten geschieht ganz recht, warum hat er seine Jungen ziehen lassen!"

„Wie gesagt, lieber Herr, wir sind davon zurückgekommen, und es ist mir lieb, daß ich keine Söhne habe. Dafür aber werde ich mich Kathi's annehmen, sie ist ein junges, unverdorbenes Blut — —"

„Apropos, Lajos, wie ist sie gesinnt?"

„Davon wollte ich eben sprechen. Sie kennt meine Ansichten, die ich schon seit längerer Zeit hege, und sie hat einen solchen Abscheu vor der Revolution, daß sie außer sich geräth, wenn man davon spricht. Sehen Sie, Herr Czabo, deshalb ist es mir doppelt lieb, daß sie in Ihrem Hause ist, denn hier wird sie in guten Grundsätzen erhalten und bestärkt. Nicht wahr, in Ihrer Nähe ist es unmöglich, daß sie das verderbliche Gift der —"

„Unmöglich, Lajos, unmöglich! Unter meinem Dache leben Aristokraten vom reinsten Wasser! Nun, ich denke, meine Gesinnungen sind so ziemlich bekannt!" fügte Herr Czabo hinzu, indem er sich stolz in die Brust warf. „In der Zeit, wo der Pöbel regierte, habe ich deshalb viel ertragen müssen — man hat mich verspottet, fast gemißhandelt, aber ich bin mir selbst treu geblieben. Na, nun geht, guter Lajos, und nehmt die Versicherung, daß Ihr an mir einen wirklichen Freund in der Noth habt."

Der alte Fischer nahm einen herzlichen Abschied und entfernte sich.

Herr Czabo ging in seine Apotheke.

II.

Der poetische Advokat.

Acht Tage nach der Aufnahme Kathi's treffen wir den Advokaten Ferenz in seinem Zimmer. Der junge Mann ging sinnend auf und ab. Plötzlich griff er in die Seitentasche seines Rocks und holte ein zierlich gesticktes Taschenbuch, ein Geschenk seiner Netti, hervor. Rasch zog er den Stift, der die Blätter zusammenhielt, aus den feinen goldenen Oesen, öffnete, und las mit halblauter Stimme, aber in großer Begeisterung, folgende Verse:

„Und in den Straßen wogte das Gedränge
Des wuthentbrannten Volkes, das empört
In unabsehbar fürchterlicher Menge,
Den Tigern gleich, die Durst nach Blut verzehrt,
Das Stadthaus droh'nden Blicks umschlossen hielt —
Und Schrecken, überall, wohin man sah —
Der Ausbruch eines Bürgerkriegs war da!
Noch fehlte nur ein Führer, der mit Kraft
Den rechten Geist im rohen Volke schafft —
Da stand urplötzlich eine hohe Frau — —

„Herrlich, vortrefflich!" unterbrach sich der Leser. „O, wenn ich in dieser Begeisterung vollenden könnte, wenn sie nur heute nicht durch Nebenumstände unterbrochen würde! Es ist wahrlich nicht leicht, die Gräfin Thekla Andrasy zu besingen, den Charakter dieser Jungfrau zu malen, die den Muth eines Heerführers zeigt, ohne die eigenthümliche Grazie ihres Geschlechts zu verletzen. Aber eben diese Schwierigkeit verdoppelt meine Kräfte und ich besinge sie. Soviel steht fest, daß mein Gedicht unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein kühnes Unternehmen ist. Wenn man entdeckte, daß ich, ein einfacher Advokat in Semlin, es wagte, den Ruhm einer Verbannten zu besingen, was würde man von mir denken? Und vor Allen mein künftiger Schwiegervater? Er ist zwar ein respektabler Apotheker, ein herzensguter Mann — aber ein Feind des Fortschritts und der geistigen Unabhängigkeit. Ich muß indeß seine Schwachheit ehren, denn bald" fügte er mit einem zärtlichen Blicke auf das Taschenbuch hinzu, „bald werde ich sein Schwiegersohn. Ach, Netti, Du wirst meine poetische Begeisterung würdigen und mein Werk verstehen; Du wirst stolz darauf sein, daß ich für eine so unglückliche Jungfrau meine Stimme erhebe, denn Alle scheinen sie verlassen zu haben, selbst ihr Oheim, der wirksam für sie sprechen könnte, wenn er wollte. Ihre Freunde sind theils geflüchtet, theils gefangen, und das zarte Mädchen irrt im eigenen Vaterlande flüchtig durch die Steppen. Wohlan denn, mögen Alle sie verlassen und verdammen, ich allein will es wagen, sie zu besingen. Thekla soll die Heldin meiner Verse sein! Ich kenne sie nur nach einem unvollkommenen Gemälde, das ich in der Gallerie einer ihrer Schlösser gesehen, aber noch ist mir, als ob ihr sanfter und doch so stolzer Blick auf mir ruhete, noch schwebt mir die anmuthgeschmückte Stirn vor den Blicken. Wenn der Maler das Urbild nicht erreichen konnte, soll es der Dichter. Ich will das Gemälde vollenden, beseelen!"

Der junge Mann nahm den Stift wieder zur Hand, setzte sich vor seinen Arbeitstisch, stützte den Kopf in die linke Hand, sann einige Augenblicke nach und begann zu schreiben:

„Da stand urplötzlich eine hohe Frau,
Wie einst Johanna d'Arc, im Volksgewühl,
Die Menge ward begeistert —"

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Dichter. Rasch verbarg er das Buch in seiner Tasche und forderte mit lauter Stimme zum Eintreten auf.

Herr Czabo erschien.

Der Apotheker trug, wie gewöhnlich, einen schwarzen Frack, eine gelbe Weste und ein weißes Halstuch. Die goldene Brille lag vor der hohen, glänzenden Stirn.

„Guten Tag, lieber Sohn," sagte freundlich der Apotheker; „störe ich?"

„O nein, Herr Czabo," antwortete Ferenz, indem er aufstand und dem Ankommenden entgegentrat. „Der Vater meiner Netti stört niemals, selbst bei den dringendsten Geschäften —"

„Ah, Geschäfte gehen Allem vor," antwortete der Alte im Tone des Vorwurfs; „selbst der Braut und dem Schwiegervater."

„Sie kennen ja die allgemeine Stockung der Geschäfte," meinte lächelnd der Advokat. „Wenn ich mich nicht mit Privatarbeiten beschäftigte, würde ich jetzt Langeweile haben."

„Die Langeweile ist ein fürchterlicher Wurm, der tödtet!" rief der Apotheker. „Ich habe eine Arbeit für Sie, Ferenz."

„Einen Prozeß?"

„O nein; ich hatte nur einen Prozeß in meinem Leben, den Sie mir so glorreich gewinnen halfen — aber trotzdem ich ihn gewonnen, möchte ich um die Welt keinen zweiten wieder erleben! Ich hasse die Prozesse wie die Langeweile."

„Nun, was ist es denn?"

„Der lange Millas hat seit acht Tagen eine solche Unordnung in meine Bücher gebracht, daß sie einer gründlichen Durchsicht bedürfen, wenn die Confusion nicht total werden soll. Wollen Sie sich nach Tische diesem Geschäfte unterziehen?"

„Gern, bester Vater! Wie kommt es nur, daß der sonst so pünktliche junge Mann —"

„Sie werden lächeln, Ferenz, aber ich glaube mich nicht zu täuschen."

„Ich glaube, die Kathi hat dem armen Menschen den Kopf verdreht. Er ist ein guter Junge, weiß seine Medicamente zu präpariren — aber wahrlich, seit acht Tagen, ich habe ihn beobachtet, ist er wie umgewechselt. Sonst konnte ich mich auf ihn verlassen, jetzt nicht mehr."

„In einer Apotheke — das ist bedenklich!" sagte Ferenz, indem er stehen blieb.

„Ich kann von Glück sagen, daß ich ihn diesen Morgen zufällig beobachtete."

„Was ist geschehen?"

„Anstatt vier Gran Brechpulver in ein Packet zu thun, verpackte er acht Gran. Ich zittere, wenn ich an die Wirkung denke. Der Mensch vergreift sich in den Zahlen und in den Büchsen. Gebe nur der Himmel, daß er nicht schon früher ähnliche Dummheiten begangen hat. Der Ruf meiner Apotheke steht auf dem Spiele."

(Fortsetzung folgt.)

Barlow

Peter Barlow als Tarquinius.

Barlow, Peter, der Sohn des Vorigen, geb. 1809 zu Woolwich, studirte in Cambridge, wurde 1834 Professor der Mathematik in Woolwich und 1847 Mitglied der Royal Society. Er hat sich durch mehrere Schriften über Mathematik und Physik bekannt gemacht, wie: „Treatise on the Strength of Timber, Cast Iron and Malleable Iron“ (1817); „Essay on Magnetic Attraction“ (1820); „Mathematical Tables“ (1822); „Treatise on Magnetism“ (1823); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Materials“ (1837); „Treatise on the Mathematical Theory of Electricity“ (1842); „Treatise on the Mathematical Theory of Electricity and Magnetism“ (1843); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Timber“ (1851); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron“ (1855); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Plates“ (1857); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (1858); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (1859); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (1860); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (1861); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (1862); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (1863); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (1864); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (1865); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (1866); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (1867); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (1868); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (1869); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (1870); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (1871); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (1872); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (1873); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (1874); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (1875); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (1876); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (1877); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (1878); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (1879); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (1880); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (1881); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (1882); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (1883); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (1884); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (1885); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (1886); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (1887); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (1888); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (1889); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (1890); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (1891); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (1892); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (1893); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (1894); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (1895); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (1896); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (1897); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (1898); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (1899); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (1900); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (1901); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (1902); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (1903); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (1904); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (1905); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (1906); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (1907); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (1908); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (1909); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (1910); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (1911); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (1912); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (1913); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (1914); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (1915); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (1916); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (1917); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (1918); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (1919); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (1920); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (1921); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (1922); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (1923); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (1924); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (1925); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (1926); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (1927); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (1928); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (1929); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (1930); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (1931); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (1932); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (1933); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (1934); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (1935); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (1936); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (1937); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (1938); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (1939); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (1940); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (1941); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (1942); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (1943); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (1944); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (1945); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (1946); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (1947); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (1948); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (1949); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (1950); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (1951); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (1952); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (1953); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (1954); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (1955); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (1956); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (1957); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (1958); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (1959); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (1960); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (1961); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (1962); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (1963); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (1964); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (1965); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (1966); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (1967); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (1968); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (1969); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (1970); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (1971); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (1972); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (1973); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (1974); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (1975); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (1976); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (1977); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (1978); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (1979); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (1980); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (1981); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (1982); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (1983); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (1984); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (1985); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (1986); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (1987); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (1988); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (1989); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (1990); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (1991); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (1992); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (1993); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (1994); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (1995); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (1996); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (1997); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (1998); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (1999); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2000); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2001); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2002); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2003); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2004); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2005); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2006); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2007); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2008); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2009); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2010); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2011); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2012); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2013); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2014); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2015); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2016); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2017); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2018); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2019); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2020); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2021); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2022); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2023); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2024); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2025); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2026); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2027); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2028); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2029); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2030); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2031); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2032); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2033); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2034); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2035); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2036); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2037); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2038); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2039); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2040); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2041); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2042); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2043); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2044); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2045); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2046); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2047); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2048); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2049); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2050); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2051); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2052); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2053); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2054); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2055); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2056); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2057); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2058); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2059); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2060); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2061); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2062); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2063); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2064); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2065); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2066); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2067); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2068); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2069); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2070); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2071); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2072); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2073); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2074); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2075); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2076); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2077); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2078); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2079); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2080); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2081); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2082); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2083); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2084); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2085); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2086); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2087); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2088); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2089); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2090); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2091); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2092); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2093); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2094); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2095); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2096); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2097); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2098); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2099); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2100); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2101); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2102); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2103); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2104); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2105); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2106); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2107); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2108); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2109); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2110); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2111); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2112); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2113); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2114); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2115); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2116); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2117); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2118); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2119); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2120); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2121); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2122); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2123); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2124); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2125); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2126); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2127); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2128); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2129); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2130); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2131); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2132); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2133); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2134); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2135); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2136); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2137); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2138); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2139); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2140); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2141); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2142); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2143); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2144); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2145); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2146); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2147); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2148); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2149); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2150); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2151); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2152); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2153); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2154); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2155); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2156); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2157); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2158); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2159); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2160); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2161); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2162); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2163); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2164); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2165); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2166); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2167); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2168); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2169); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2170); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2171); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2172); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2173); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2174); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2175); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2176); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2177); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2178); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2179); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2180); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2181); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2182); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2183); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2184); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2185); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2186); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2187); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2188); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2189); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2190); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2191); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2192); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2193); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2194); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2195); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2196); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2197); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2198); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2199); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2200); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2201); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2202); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2203); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2204); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2205); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2206); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2207); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2208); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2209); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2210); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2211); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2212); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2213); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2214); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2215); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2216); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2217); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2218); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2219); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2220); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2221); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2222); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2223); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2224); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2225); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2226); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2227); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2228); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2229); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2230); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2231); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2232); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2233); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2234); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2235); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2236); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2237); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2238); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2239); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2240); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2241); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2242); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2243); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2244); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2245); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2246); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2247); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2248); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2249); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2250); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2251); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2252); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2253); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2254); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2255); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2256); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2257); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2258); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2259); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2260); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2261); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2262); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2263); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2264); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2265); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2266); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2267); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2268); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2269); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2270); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2271); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2272); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2273); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2274); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2275); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2276); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2277); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2278); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2279); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2280); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2281); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2282); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2283); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2284); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2285); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2286); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2287); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2288); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2289); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2290); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cables“ (2291); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ropes“ (2292); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wires“ (2293); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Nails“ (2294); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Screws“ (2295); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bolts“ (2296); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rivets“ (2297); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pins“ (2298); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Keys“ (2299); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wedges“ (2300); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Levers“ (2301); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Beams“ (2302); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Columns“ (2303); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Arches“ (2304); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Domes“ (2305); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Towers“ (2306); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chimneys“ (2307); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Bridges“ (2308); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Ships“ (2309); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Steamers“ (2310); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Boilers“ (2311); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Tubes“ (2312); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Pipes“ (2313); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Cylinders“ (2314); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Spheres“ (2315); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Rings“ (2316); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Wheels“ (2317); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Axles“ (2318); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Springs“ (2319); „Treatise on the Mathematical Theory of the Strength of Iron Chains“ (2320); „Treat

Populäre Briefe über Musik.

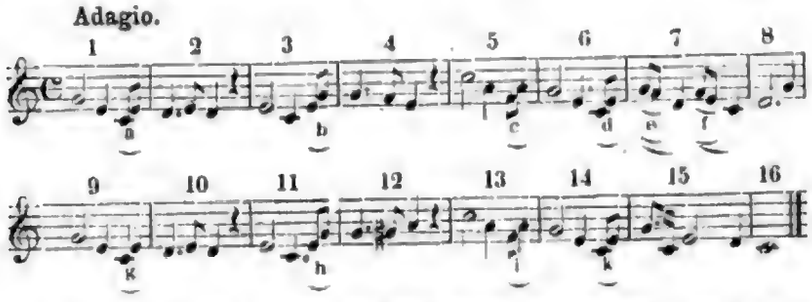
Von J. C. Lobe.

Zweiter Brief.

Von der Melodie oder dem musikalischen Gedanken.

Lieber Herr Musikkennerwerdenwollender — es geht nicht! — ganz ohne Noten! Lassen wir also die armen Typen zu; sie sollen selten erscheinen, und dann auch dem Nichtnotenkenner das Verständniß erleichtern helfen.

Betrachten Sie also folgende Melodie, die Sie gar oft in der Weber'schen Freischütz-Ouvertüre gehört haben.



Die kleinen durch senkrechte Striche abgetheilten Räume sind Takte; die darüber stehenden Zahlen sagen Ihnen, daß diese Melodie, aus sechzehn aneinander gereihten Takten zusammengesetzt ist.

Den Noteninhalt jedes Taktes, auch die Pausen mit gerechnet, nenne ich Motiv. (Man bezeichnet mit diesem Wort freilich oft auch eine ganze Melodie; dann aber auch wieder bald nur einen Takt, bald zwei, drei, vier u. s. w., dadurch wird der Sinn unsicher und es können Mißverständnisse herbeigeführt werden.)

Aber warum Motiv? Motiv heißt Ursache? Eben darum. — Solche kleine Dinger werden Ursache zu sehr großen Dingen, zu ganzen Tonstücken.

Zwei Motive verbunden, geben einen Abschnitt; also machen 1—2 den ersten, 3—4 den zweiten, 5—6 den dritten Abschnitt u. s. w. Zwei Abschnitte oder vier Motive bilden einen Satz; also 1—2—3—4 erster Satz, 5—6—7—8 zweiter Satz u. s. w. Zwei Sätze geben eine einfache **Periode**, zwei einfache Perioden eine zusammengesetzte Periode oder Periodengruppe.

Wir können die vorstehende Melodie vom Ganzen zum Einzelnen gehend nun auch so erklären: sie besteht aus zwei einfachen Perioden, oder vier Sätzen, oder acht Abschnitten, oder sechzehn Motiven.

Hat ein Motiv (der Inhalt eines Taktes) nur eine, die größte Note der bezüglichen Taktart, so ist es ein einfaches Motiv; alle Motive, die mehr als eine Note haben, sind zusammengesetzte. Alle zusammengesetzten Motive kann man wieder theilen; daraus entstehen Motivglieder. Sie werden in der Folge sehen, daß auch diese kleinsten oft ganz unscheinbar aussehenden Tongedanken Ursachen zu ganzen Melodien werden.

Wenn Sie einen Trommelmarsch hören, so vernehmen Sie nur in Takte eingetheilte Schalle mit Längen und Kürzen, keine verschiedenen, nach Höhe und Tiefe unterscheidbaren Töne. Die Takte enthalten nur rhythmische Motive. So können Sie z. B. jede Melodie blos rhythmisch mit den Fingern auf dem Tische trommeln. In der ordentlichen Musik hören Sie neben der Rhythmik auch steigende oder fallende Töne dazu, und das ist der tonische Theil der Motive.

Nun folgen Sie mir zunächst bei der Betrachtung der Weber'schen Melodie in Hinsicht auf die rhythmische Gestalt der Motive. Da bemerken Sie sogleich, daß das 3te, 5te, 6ste, 9te, 11te, 13te, und 14te dem ersten ganz gleich sind. Und ebenso 4, 10 und 12 dem Zweiten. Nur das 7te, 8te, 15te und 16te haben keine ihres Gleichen in dieser Melodie.

Fassen Sie das siebente Motiv noch einmal besonders in's Auge und blicken Sie auf die beiden darunter stehenden größeren Bogen, so sehen Sie, daß sich die beiden Motivglieder gleich sind. Endlich wenn wir recht subtil beobachten wollen, können wir noch eine sehr oft wiederkehrende Gleichheit des kleinsten Motivgliedes unter den kleineren Bogen von a, b, c bis k bemerken.

Vergleichen Sie die Abschnitte untereinander, so sehen Sie, daß der erste (1—2), der zweite (3—4), der fünfte (9—10) und der sechste (11—12) sich rhythmisch ganz gleich sind, ferner der dritte (5—6) und siebente (13—14), und daß wieder der dritte und der siebente das erste Motiv des ersten Abschnittes enthalten.

Vergleichen Sie endlich beide Perioden in ihren rhythmischen Figuren mit einander, so sehen Sie, daß die ersten sechs Takte der ersten Periode in den ersten sechs Takten der zweiten Periode in ganz gleicher Weise wieder erscheinen! Sie begreifen nun, daß diese Melodie, durch die öftere Wiederkehr gleicher rhythmischer Motive, Abschnitte, Sätze und durch die beinahe ganz gleiche rhythmische Gestalt beider Perioden einen sehr festen, einfachen geordneten und klaren rhythmischen Organismus erhalten hat. Und das ist die erste Ursache, warum Sie diese Melodie leicht auffassen und leicht im Gedächtniß behalten.

Sehen wir nun von der rhythmischen Gestalt und Gliederung ab und richten unsere Beobachtung auf das tonische Aussehen (auf das Steigen und Fallen der Töne) dieser Melodie, so entdecken wir darin dasselbe Gesetz, wenn auch nicht in so strenger Weise der öftern Gleichheit, doch der mehr oder weniger hervortretenden Aehnlichkeit. Das erste, sechste, neunte und vierzehnte Motiv sind sich auch tonisch ganz gleich; das dreizehnte ist dasselbe wie das fünfte. Diese Beiden sind auch wieder im Steigen und Fallen der Töne dem ersten ganz gleich, nur daß sie in einer höhern Tonregion liegen.

Ferner ist das dritte dem ersten sehr ähnlich, denn die beiden ersten Noten desselben fallen eben so wie in jenem, aber in tieferer Region, und nur die beiden letzten Achtel steigen, anstatt daß sie fallen sollten.

Suchen Sie die tonische Gleichheit und Aehnlichkeit nun weiter selbst in den Abschnitten, Sätzen und Perioden auf, und Sie werden dieselbe Bezüglichkeit, Gleichheit und Aehnlichkeit wieder finden. Also auch in tonischer Hinsicht, Einfachheit, Klarheit und Faßlichkeit der Bildung.

Nun wollen wir, um ein anderes Merkmal an dieser Melodie zu erkennen, ein Experiment machen. Singen Sie von derselben nur den ersten Takt und halten Sie mit der Fortsetzung ein. — Was empfinden Sie? — Nichtbefriedigung. Es ist Ihnen, als begönne einer: „Wie traulich" — zu recitiren und bräche dann ab. — Es wird durch diese beiden Worte ein Sinn begonnen, aber nicht vollendet. Singen Sie zu dem ersten Motiv noch das zweite, also den ersten Abschnitt, so kommt zwar noch keine Befriedigung, aber doch schon etwas mehr Sinn zum Vorschein, etwa als wenn wir an die beiden obigen Worte das weitere fügten: „Wie traulich hier." Singen Sie zu dem ersten Abschnitt der Melodie den zweiten, also einen Satz, so wird die Sache wieder um etwas bestimmter, ähnlich: „Wie traulich hier im schatt'gen Wald."

In dieser Weise fortfahrend, stellt sich mit dem achten Takt, am Ende der ersten Periode, das Gefühl einer bedeutenderen Abtheilung, einer Art Ruhepunktes ein, und endlich, beim Vortrag der ganzen Melodie, empfinden Sie beim Eintritt des letzten Tones das vollkommene Aussein des Tongedankens.

Die Musik hat nämlich einige melodische und harmonische Formeln, deren Wirkung Aehnlichkeit mit der Interpunktion in der Rede hat; vom siebenten zum achten Takte erscheint eine etwa dem Semikolon vergleichbare Folge, welche man Halbschluß (Halbkadenz) nennt; die Tonformel am Ende der ganzen Melodie entspricht dem Punkte am Ende der Redeperiode und heißt Ganzschluß (Hauptkadenz). Jener bildet Ruhepunkte, läßt aber das Gefühl, daß die Musik hier aufhören könnte, nicht zu. Dieser dagegen beruhigt ganz, und man kann das Stück damit schließen.

Ein viertes Merkmal ist dem Harmonieunkundigen schwer zu verdeutlichen. Vielleicht geht es auf folgende Weise. Denken Sie sich den Begriff „Mensch," so stellen Sie sich eine Mannigfaltigkeit von Gliedern vor, die, zusammengenommen, die menschliche Figur (eine Einheit) ausmachen.

Die Einheit „Mensch" wollen wir uns in der Musik unter der Einheit „Tonleiter" (Skala), die Mannigfaltigkeit der menschlichen Glieder durch die in der Skala liegenden, stufenweise auf einander folgenden Töne vorstellen.

Nun unterscheiden sich aber die Menschen in zwei Geschlechter, Mann und Weib. Ebenso haben wir in der Musik zwei Tongeschlechter, das harte und das weiche, oder die Dur-Skala und die Moll-Skala.

Sie unterscheiden sich durch einige andere Intervallenschritte von einander, wodurch der männliche und weibliche Charakter entsteht. Die männliche, harte Tonleiter ist unmittelbar aus der Natur der mitschwingenden Töne geschaffen worden, sie ist ursprünglich und consequent, der Adam; die weibliche, die Eva, ist aus der männlichen gebildet, hat in einem Intervall einen weichern, in einem andern Intervall einen herbern Zug, ist aufsteigend anders wie absteigend, also inconsequenter und launischer als die von Dur, aber nichts destoweniger höchst liebenswürdig.

Diese beiden Tonleitern können von jedem vorhandenen Tone ausgehend, nachgebildet werden; da wir nun zwölf verschieden Töne haben, so giebt es zwölf harte und zwölf weiche Tonleitern, welche sich zwar in ihrem Wesen ganz gleich sind, aber sich durch höhere Lagen von einander unterscheiden, etwa wie die verschiedenen Racen der Menschen. Also: Mensch — Tonleiter; Geschlecht — Dur und Moll; Menschenracen — Tonarten. Die Melodie kann nur in einer Tonleiter liegen, dann ist sie eine leitereigen modulirende, oder sie kann mit anderen Tonleitern wechseln und wird dadurch eine ausweichend modulirende.

Jene hat die größte modulatorische Einheit, diese weniger, und kann durch immerwährendes Ausschweifen in andere Tonarten die Einheit in dieser Beziehung ganz verlieren. Es giebt viele der schönsten Melodien, die entweder ganz in einer Tonart bleiben oder nur sehr kurze Ausweichungen machen und gleich wieder in die vorige Tonart (Haupttonart) zurückgehen. Die Weber'sche Melodie liegt in C-dur, macht nur im zwölften Takt eine kleine Ausweichung nach F-dur — und wendet sich wieder nach C-dur zurück.

Nehmen wir nun zu den angegebenen Merkmalen das hinzu, was im ersten Briefe über Takt und Tempo gesagt worden, so ist die Weber'sche Melodie in ihrer einstimmigen Gestalt so zu erklären:

Sie ist eine Einheit, indem sie 1) eine Taktart, 2) ein Tempo, 3) eine Haupttonart, 4) am Ende einen vollständigen Abschluß, 5) rhythmisch gleiche und ähnliche, 6) tonisch gleiche und ähnliche Motive, Abschnitte, Sätze und Perioden hat.

Sie ist eine Mannigfaltigkeit, indem 1) in derselben Takt- und Tempoart verschiedene rhythmische und tonische Figuren, 2) in derselben Tonart verschiedene Akkordarten, und 3) verschiedene Ruhepunkte vorkommen. Durch alle diese Momente erhält sie eine einfache, wohlgeordnete faßliche und darum wohlgefällige Gestalt.

Nun merken Sie wohl auf! Die Momente, welche ich an der Weber'schen Melodie entwickelt habe, finden Sie im Allgemeinen **in allen Melodien und musikalischen Gedanken unserer Musik wieder.**

Namentlich giebt es keine einzige musikalische Periode, welche nicht wiederholte gleiche oder ähnliche rhythmische Motive in sich enthielte. Sollte einmal höchst ausnahmsweise eine Melodie von acht Takten, eine einfache Periode ganz ohne gleiche und ähnliche Motive erscheinen, so wird die ganze Periode wiederholt, oder die Wiederholungen erscheinen im Akkompagnement, d. h. in den begleitenden Stimmen, wie Ihnen später bewiesen werden soll. Kommen nun aber die genannten Merkmale in jeder Melodie vor, so ist die Verwendung und Mischung derselben einer unendlichen Mannigfaltigkeit fähig.

Es giebt Volkslieder, die mit einer achttaktigen einfachen oder sechzehntaktigen (Doppelperiode) zum Ausein, zum Schluß gebracht werden. Es giebt aber auch Musikstücke, Ouvertüren z. B., die zwei-, dreihundert Takte lang sind, zwei-, dreihundert Motive haben, und also aus sehr vielen aneinander gehängten musikalischen Perioden oder einzelnen musikalischen Gedanken bestehen.

Wäre nun jede einfache Periode genau nur an die achttaktige, jede Doppelperiode genau nur an die sechzehntaktige Gestalt gebunden, so würde eine zu starre, mechanische und damit zu monotone Ordnung entstehen, die uns eben so unangenehm wie die Unordnung ist.

Um jene zu vermeiden, bildet man die Periode auf mehrfache Weise um, man zieht sie zusammen bis zu sechs Takten, und man dehnt sie aus bis zu 9, 10, 11, 12, 13 Takten ꝛc. Dadurch, daß man nun Doppel-, wohl auch Tripelperioden von der einen oder andern gleichen Taktenzahl, z. B. von zweimal sechs, oder zweimal zehn Takten u. s. w., oder von verschiedener Taktenzahl, die eine z. B. von acht, die andere von zwölf Takten etwa bildet, kommt eine große Mannigfaltigkeit in den Perioden- und Gruppenbau der Tonstücke. Die musikalischen Gedanken werden in dieser Hinsicht ganz so wie die Gedanken der Rede behandelt. Die letztere hat auch verschiedene längere und kürzere Perioden, ja, zuweilen auch blos Sätze, wie die Musik auch.

Ebenso würden längere Musikstücke, welche durchaus nur in einer Tonart sich hielten, in dieser Hinsicht monoton erscheinen. Je größer daher das Tonstück ist, in desto mehr andere Tonarten wird zeitweise ausgewichen, um auch hier die Mannigfaltigkeit zu gewinnen, ohne die wir veränderungssüchtige Menschen uns nun einmal nicht zufrieden geben können.

Eine fernere Mannigfaltigkeit ist erreichbar durch die geringere oder größere Anzahl neuer oder schon dagewesener Motive und Motivglieder innerhalb der Periode. Es giebt Melodien, die nur aus einem einzigen Motivgliede, andere die nur aus einem Motive fortgesponnen sind, aber auch welche, die zwei, drei, vier, fünf, sechs — vielleicht wohl auch einmal sieben neue, von einander verschiedene Motive enthalten.

Und was im Kleinen, der Periode sich zeigt, zeigt sich im Großen in allen Tonstücken. Es giebt keines, dessen Perioden alle durchaus neue wären, deren einzelne Melodien sich alle durchaus von einander unterschieden. In jedem größern Tonstücke kommen Wiederholungen ganzer Perioden, oder doch von Sätzen, Abschnitten u. s. w. aus früheren Perioden vor. Diese gleichen und ähnlichen Wiederholungen nennt man „thematische Arbeit," und sie ist wieder das Mittel, dem ganzen Tonstücke eine Einheit und damit die Faßlichkeit zu geben. Man hat sie, und mit vollem Recht, die Logik der musikalischen Sprache genannt. Wie eine Rede einen Hauptsatz hat, welchen der Titel ankündigt, z. B.: „Von der Melodie oder dem musikalischen Gedanken," und alle einzelnen Sätze und Gedanken sich nun über diesen Hauptsatz auslassen, ihn von seinen verschiedenen Seiten betrachten und erklären, so hat jedes gute Musikstück ein Hauptthema, eine Hauptmelodie, welche gleichsam den Titel des Gefühls und Charakters angiebt, und den nun alle folgenden Perioden weiter entwickeln.

Hat die Melodie einfache Figuren und einfache Gliederung, so daß ihre Gestalt allen Hörern gleich verständlich und faßlich ist, so nennen wir sie eine populäre Melodie, dergleichen alle Volkslieder, viele Melodien in den Mozart'schen, Weber'schen ꝛc. Opern, Haydn'schen und selbst Beethoven'schen Werken mehr oder weniger enthalten. Sie werden von allen Musikliebhabern als einzelne besonders ansprechende Stellen freundlich aufgenommen. Nun ziehen aber in den größern Tonstücken auch viele musikalische Gedanken an Ihnen vorüber, denen Sie den Namen Melodie nicht zugestehen mögen, weil sie Ihnen nicht so deutlich in ihrer Konstruktion erscheinen.

Mit dem Urtheil über solche Gedanken waren Sie bisher schnell fertig, indem Sie dieselben melodielos, im tolerantesten Falle, gelehrte Musik nannten. So wollen wir sie denn im Gegensatz zu der vorigen populären Melodie die Gelehrtenmelodie nennen, aber sie damit keineswegs als eine unbedingt verwerfliche bezeichnen. Denn die Faßlichkeit der Musik ist sehr relativ, und Manches oder Vieles, was dem Laien unfaßlich und unverständlich erscheint, ist es für den Kenner ganz und gar nicht. Das wird Ihnen jetzt schon anfangen, einzuleuchten.

Nachdem Sie, früher ein Stocklaie, nun wissen, daß gleiche und ähnliche kleine Theile (Motivglieder, Motive, Abschnitte u. s. w.) in jeder Melodie vorkommen und sie daher mit Ihrer Aufmerksamkeit beim Beginn jeder Melodie schon solche erwarten, wird Ihnen das Bemerken derselben, wo und wann sie erscheinen, gewiß

schon leichter werden. Sie können denken, daß der gebildete Musiker, der das von Jugend auf gelernt und geübt hat, eine große Fertigkeit im Erkennen derselben, daß er sich eine große Hörkunst erworben haben muß.

Daraus wird Ihnen die tiefe und weite Kluft im Urtheil und Genuß, welche bisher zwischen Kennern und Laien in der Musik bestand, erklärlich sein. Viele musikalische Gedanken also, immer nur erst in der Einstimmigkeit betrachtet, sind, wenn gleich künstlicher konstruirt und mit versteckten Aehnlichkeiten ausgestattet, dem Kenner doch eben so faßbar und deutlich, wie die einfachste und populärste Melodie dem Laien nur immer sein kann.

Aber freilich ist diese unleugbare Wahrheit auch leider zugleich ein Zufluchtsort, in welchem sich der Irrthum, das Ungeschick des Komponisten mit jeder, auch der unfaßlichsten Musik, zurückziehen kann.

Von dort aus wird dann wohl dem armen Publikum zugerufen: „Du verstehst mich nicht, aber Deine Nachkommen werden mich schon zu schätzen wissen, und Dich ob Deiner Schwäche verachten und auslachen!“ Und freilich finden dann solche Irrthümler immer eine Anzahl besonderer Kennerseinwoller, die nicht allein das musikalische Gras der Gegenwart, sondern auch das der Zukunft wachsen hören und die jenem beistimmend ausrufen: „Ja, wir begreifen ihn, und wir — anerkennen ihn!“

Aber, liebe Leser der Gartenlaube, Ihr, hoffe ich, sollt Euch in der Folge dadurch nicht mehr irre führen und verblüffen lassen, denn so dehnbar die Dinge dieser Welt, also auch die Kunstbildungsgesetze sein mögen und in der That sind, daß es Schranken für dieselben giebt, weil die menschlichen Sinne ihre Schranken haben, und daß, wenn diese Schranken überschritten werden, es mit dem so gerühmten Fortschritt nichts mehr ist, will ich in Bezug auf musikalische Gedanken noch durch ein Beispiel erläutern.

Wenn Goethe schreibt:

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

so kann man den Ausdruck dieses Gedankens einen populären nennen, denn er ist jedem nur halbweg gebildeten Menschen durchaus klar und verständlich.

Einer Gelehrtenmelodie schon näher kommt folgende Strophe von Klopstock:

„Zwo tisiphonische Töchter hat der Eroberungskrieg, er
Nennt sie: Nimm, behalt! Verstümmlung! die jüngere. Oft deckt
Dieser Günstling des Vaters die Bande durch lilienweiße
Blumen, von Schlangenschaum getränkt.“

Die Konstruktion ist gesuchter, künstlicher, und es kommen Ausdrücke darin vor, zu deren Verständniß schon besondere Kenntnisse gehören.

Immerhin geht dieser Gedanke nicht über die Fassungskraft des Menschen hinaus, und ist deshalb nicht als überhaupt unzulässig zu bezeichnen. Was sagen Sie aber zu folgenden Zeilen:

„Da ist wie auch o Wetter bringen gelten
Und schnell das Schloss es regnet abseits Welten!“

Darf irgend ein vernünftiger Mensch sagen: in diesen Worten liegt ein Gedanke von solcher Tiefe, wie ihn die jetzige Generation noch nicht, erst eine in der Zukunft kommende verstehen und sich an ihm erfreuen wird?

In der Musik tauchen aber in der That jetzt zuweilen musikalische Gedanken auf, die nicht viel verständlicher sind, als der letzte Wortgedanke, und deren Unsinn von den Laien bisher nicht klar eingesehen werden konnte. Jetzt werden Sie schon begreifen, daß solche Tongedanken keiner Zukunft sinnig vorkommen können, weil sie absolut unsinnig sind.

Sie fragen vielleicht, wie es möglich sei, daß Erfahrungen, welche jeder gebildete Mensch macht, gerade von den Künstlern übersehen werden sollten, die doch das hellste Einsehen in das Wesen, die Gesetze, Wirkungszwecke und möglichen Grenzen der Kunst haben müssen, da sie sich mehr als alle anderen Menschen damit beschäftigen?

Die Zahl der Künstler, welche gegen die unwandelbaren Gesetze der Tonkunst verstoßen, ist verhältnißmäßig zu allen Zeiten gering gewesen. Die vorzugsweise Beschäftigung mit der Kunst schützt aber nicht alle vor Fehlern. Die Uebung stärkt die Kräfte, das Bewußtsein dieser Kräfte führt zuweilen auf Ueberschätzung derselben, und dann sind Ueberschreitungen in's Ungeheuerliche und Maßlose nichts Unerhörtes. Ein Hauptverführungsmittel liegt auch vorzüglich in der langen und wiederholten Beschäftigung mit einem Kunstwerke. Eine Sinfonie z. B. verlangt gar viele Wiederholungen verschiedener Prozeduren vom ersten rohen Gedanken an bis zur letzten Note der Ausführung. Was ist natürlicher, als daß dem Schöpfer derselben alle Gedanken bis in die kleinsten Theile hinein bekannt und geläufig werden. Für ihn ist nichts darin zu künstlich, zu verwickelt konstruirt, nichts nur im Geringsten dunkel und unverständlich. Aber daß er glaubt, es müsse Anderen eben so verständlich wie ihm werden, darin liegt sein Irrthum.

Noch eine Art von Komponisten bringt dunkele und unverständliche Dinge zu Tage aus Ungeschick. Man möchte gern bedeutende und bewundernswürdige Dinge schaffen, hat aber die strenge Schule nicht durchgemacht, welche erst befähigt, eine gefaßte Idee deutlich, anmuthig, jedermann faßlich und wohlgefällig aus sich herauszugestalten und zum Ausdruck bringen zu können.

Die Bemerkungen in diesem Briefe bezogen sich nur auf den Leib, auf den technischen Organismus der Melodie und der musikalischen Gedanken. Und in derselben Weise muß ich noch in manchem folgenden Briefe von andern musikalischen Dingen reden. Dann aber werden Sie auch gehörig vorbereitet und befähigt sein, das Nöthige über den geistigen Inhalt, die Seele der Musik, zu verstehen und aus den ächten Tonwerken heraushören und nachfühlen zu können.

Reise über die Landenge von Panama

mit Eisenbahn.*

Vor einigen Jahren (1849) tauchte in Berlin das Projekt eines Eisenbahnbaues über die Landenge von Panama auf. Einzelne Volks-Expeditionen sollten sich der Reihe nach querüber ansiedeln, den Boden urbar machen, sich so Lebensunterhalt verschaffen und dann die Eisenbahn bauen. Viele werden sich nun wundern, daß diese Eisenbahn längst gebaut ist und Nationen aller Art von und nach Californien u. s. w., von und nach dem stillen und atlantischen Oceane täglich massenweise hin- und wieder dampfen. Wir in der alten Welt wissen kaum, wie sie fertig geworden, und ahnen noch gar nicht, was für ein neues, frisches und musculöses Leben sich auf der andern Halbkugel entwickelt.

Wir selbst staunten, als wir einen Brief von einem deutschen Civilisations-Pionier der Antipoden-Halbkugel erhielten und lasen, datirt: „Aspinwall, den 19. März 1855.“ Da er uns mit der neuen Weltstraße zwischen den beiden Haupt-Oceanen ziemlich drastisch bekannt macht, theilen wir den Brief in seinem wesentlichen Inhalte mit.

„Nach einer angenehmen Reise von dreizehn Tagen im Dampfschiffe California von San Franzisko liefen wir Anfangs März in die große Bucht ein, welche nach der Stadt Panama führt. Der tägliche Anblick der erhabenen stillen Meeresscheibe, war in den letzten Tagen ziemlich langweilig geworden, so daß wir unsere Augen herzlich an den Inseln weideten, zwischen denen wir hindurchfuhren, so einförmig sie auch sind. Steile Hügel und Berge, bedeckt mit karger, bräunlicher Vegetation, unten eingefaßt von schlanken Cacaonuß-Palmen, die unmittelbar vom Wasserrande emporschießen. Gleich an der Einfahrt zur Panama-Bucht erhebt sich

* Panama, bisher Provinz Neu-Granada's, hat sich „in Folge der neuen Eisenbahn“ als selbstständige Republik constituirt und Justo Otrosemena zu ihrem provisorischen Präsidenten erwählt. Die provisorische National-Versammlung, unter Präsidentschaft Francisco Fabrega's, ist damit beschäftigt, die Republik zu organisiren. Unter diesen Verhältnissen gewinnt das welthistorische Faktum der Panama-Eisenbahn ein besonderes Interesse.

Die Bestimmungen über die Ausübung der Jagd sind in den §§ 1 bis 4 des Gesetzes enthalten. Nach § 1 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke angehört, ausschließlich von dem Jagdberechtigten oder mit dessen Erlaubnis zulässig. Nach § 2 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke nicht angehört, ausschließlich von dem Eigentümer oder mit dessen Erlaubnis zulässig. Nach § 3 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke angehört, ausschließlich von dem Jagdberechtigten oder mit dessen Erlaubnis zulässig. Nach § 4 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke nicht angehört, ausschließlich von dem Eigentümer oder mit dessen Erlaubnis zulässig.

Die Bestimmungen über die Ausübung der Jagd sind in den §§ 1 bis 4 des Gesetzes enthalten. Nach § 1 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke angehört, ausschließlich von dem Jagdberechtigten oder mit dessen Erlaubnis zulässig. Nach § 2 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke nicht angehört, ausschließlich von dem Eigentümer oder mit dessen Erlaubnis zulässig. Nach § 3 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke angehört, ausschließlich von dem Jagdberechtigten oder mit dessen Erlaubnis zulässig. Nach § 4 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke nicht angehört, ausschließlich von dem Eigentümer oder mit dessen Erlaubnis zulässig.

Die Bestimmungen über die Ausübung der Jagd sind in den §§ 1 bis 4 des Gesetzes enthalten. Nach § 1 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke angehört, ausschließlich von dem Jagdberechtigten oder mit dessen Erlaubnis zulässig. Nach § 2 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke nicht angehört, ausschließlich von dem Eigentümer oder mit dessen Erlaubnis zulässig. Nach § 3 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke angehört, ausschließlich von dem Jagdberechtigten oder mit dessen Erlaubnis zulässig. Nach § 4 ist die Jagd auf Grund und Boden, der einem Jagdbezirke nicht angehört, ausschließlich von dem Eigentümer oder mit dessen Erlaubnis zulässig.

in Aspinwall auf der andern Seite der Landenge angekommen waren und sich nun nach Panama herüberschleppten, waren nicht selten herzzerreißend. Zwar sahen die Frauen und Mädchen (fast lauter weibliches Geschlecht), wie ordentliche Ritter auf ihren Eseln reitend, mit dem breiten Strohhute, dessen vordere Krämpe durch einen unter der Nase festgebundenen Riemen gehalten ward, recht herzhaft aus; aber wie vielem armen Gesindel begegneten wir auch, das sich mit lumpigen Bündeln und Kindern bettelnd zu Fuße hinschleppte! Zum Beispiel einer Frau mit vier Kindern, welche ihren Mann unterwegs verloren hatte, die erschöpft am Wege lag und um Hülfe jammerte. Sie war seit dem Morgen des vorigen Tages unterwegs mit 75 (englischen) Meilen hinter sich, ohne Schutz und Lebensmittel, als was ihr seltenes Erbarmen zugeworfen. Zwar hat man je fünf Meilen von einander auf dieser Strecke „Obdächer" gebaut, d. h. Strohdächer auf Säulen, vor denen sich der groß auf Calico gemalte Name „Hotel" sehr komisch ausnimmt, aber außer dem Dache findet man ohne Geld keine Erquickung. Doch muß ich gestehen, daß ich in einem dieser Hotels den besten „Stout" getrunken, der mir je vorgekommen. Außer diesen Hotels findet man durch diese ganze schauerliche Wildniß hin noch keine Spur von menschlicher Kultur. Man hat selten eine Aussicht, man sieht thatsächlich die Berge vor Gebirgen, den Wald vor Bäumen nicht.

Gequetscht und gestoßen und blos zwei Mal von meinem Esel heruntergerissen von vorbei passirenden Reisenden, kam ich endlich gegen drei Uhr Nachmittags in Gorgona an, dem bis jetzt ersten oder letzten Eisenbahnhofe, d. h. ebenfalls einem bloßen, säulengetragenen Dache, unter welchem sich's ganz vortrefflich aß und trank. Der Eisenbahnzug lief anfangs ganz gut, obgleich es um uns herum oft fürchterlich genug aussah. Ein zwanzig Fuß hoher Damm (der über dreißig Fuß eingesunken war, so daß funfzig Fuß hoch aufgefüllt werden mußte) führte uns über einen gräßlichen Sumpf. Hier lagen also Millionen Wagen voll Schutt und Füllung, aber man versicherte uns, daß der Sumpf eben so gut mit den Leichnamen der Irelander, die bei diesem Stück Arbeit umgekommen waren, ausgefüllt werden könnte. Niemand nennt sie Helden, obgleich sie für einen großen, welthistorischen Kulturzweck gefallen sind, nicht wie die hunderttausend Russen, Türken, Engländer, Franzosen u. s. w. im jetzigen Kriege, der die Länder und Leute außerdem verdirbt und ruinirt, zu deren Wohl er „angeblich" geführt wird.

Bei Barbacoa, einem schlechten spanisch-amerikanischen Neste, kam uns der berüchtigte Fluß Chagres zu Gesicht, auf dessen trägen, sumpfigen, tödtlichen Rücken die Passagiere vor Vollendung der Eisenbahn bis hierher in Booten und kleinen Dampfschiffen befördert wurden. Die Mündung des Flusses bei der Stadt gleiches Namens ist, im Gegensatz zu den meisten Flußmündungen, ungemein malerisch, auf der einen Seite waldige Hügel in den mannigfaltigsten Wellenlinien und tropischen Tinten, auf der andern Chagres mit einem Fort am Eingange, ungemein reizend durch tropische Vegetation hin in verschiedenen Höhen sich zerstreuend und aufdachend.

Es hieß, die Eisenbahn würde uns in zwei Stunden bis Aspinwall bringen; aber nicht weit von umgeworfenen Waggons und einer zertrümmerten Locomotive, flogen auch wir mit den Köpfen sehr unsanft gegen einander. Der Zug war von den Schienen gekommen und stand, Gott sei Dank, still, ehe wir umgestürzt und zerquetscht waren.

Nun saßen wir auf dem hohen Rücken des Bahnweges und mit einbrechender Dunkelheit in unsern Waggons, von Langeweile, Durst, Hunger und dem wüthenden Gebrüll wilder Thiere geplagt, die uns grimmig umkreisten, um Jeden zu verschlingen, der sich etwa heraus wagte. Besonders entsetzlich brüllten und geberdeten sich mehrere Ungeheuer von Puma's, die ganz dicht an den Waggons donnerten, daß die Fenster klirrten und mit den Schweifen schlugen, daß Staub und Steine flogen. Nach etwa vier Stunden hörten wir die rettende Locomotive pfeifen, deren Gehenl unsern Königen des Thierreichs aber solchen Schreck einjagte, daß sie den Schwanz zwischen die Beine klemmten und mit aller Macht in Dunkel und Dickicht verschwanden.

Nach Mitternacht fanden wir in Aspinwall nach gutem Nachtmahl zum Theil abenteuerliche Schlafstellen. —

Ich hatte die Landenge von Panama unter den günstigen Verhältnissen hinter mich gebracht, zu Dreivierteln mit der Eisenbahn, während der gesunden, trocknen, kühlen Jahreszeit. Und doch welche Qualen und Lebensgefahren! Da kann man sich nun eine Vorstellung von dem unsäglichen Elende machen, unter welchem sich früher während der nassen Fieberzeit 3, 4, 5 Tage lang die Auswanderer nach Californien über diese furchtbare Landenge von 12 deutschen Meilen Wald und Fels und Sumpf und Räuber und Raubthiere und Klüfte und Abgründe und Fiebergeister hindurchschleppten oder auch liegen blieben, um unbegraben zu verfaulen oder Raubthieren zum Mahle zu dienen.

Welch ein Unternehmen ist diese Panama-Eisenbahn! Tausende und aber Tausende fielen, weil sie nicht gebaut war. Tausende und aber Tausende fielen beim Bau derselben. Aber das furchtbare Gebot der Kulturnothwendigkeit frägt nicht darnach. Sie sagt: Ich muß diese Verbindung der beiden großen Oceane, des Westens und des Ostens Amerika's, Europa's mit Californien, Australien und China und unzähligen Inseln, die jetzt in die Kultur heraufsteigen, haben. Sie gebeut und die früher unmögliche Eisenbahn haut und bricht und brückt sich durch Tod und Verderben hindurch von einem Ocean zum andern." *

Die Panama-Eisenbahn ist ein englisches Unternehmen, der „direkten Dampfschiffverbindungs-Compagnie mit Australien," incorporirt durch königliche Kabinetsordre vom 24. Juni 1853 mit einem Kapital von 1 Million Pfund Sterling in 40,000 Actien und dem Rechte, dasselbe nach Bedürfniß zu vermehren. Die Compagnie hat ihre direkte Verbindung mit Australien in die drei natürlichen Theile getheilt: Milfordhaven (der größte und beste Hafen Englands in Pembrokeshire, Süd-Wales) und Navy-Bay (Aspin-Wall), Eisenbahn zwischen Aspinwall und Panama, Panama Sydney, die Hauptstadt Australiens, und Melbourne, mit Kohlenstationen auf Otaheiti und andern Inseln. Dieser Weg verbindet Europa und Australien und Neu-Seeland, die vereinigten Staaten von Nordamerika mit Central- und Südamerika, Californien und den Südseeinseln, mit Indien und China auf eine Weise, daß die 12,437 englischen Seemeilen, ** welche zwischen Milfordhaven und Sydney sich strecken, in 56 Tagen zurückgelegt werden können, wozu man früher 180 bis 200 Tage brauchte. Dies wirkt, um etwas Naheliegendes zu erwähnen, wohlthätig auf die Menge und Güte unserer Tasse Thee, unserer Gewürze, womit wir die Mittagsschüssel schmackhaft machen; auf die Preise unserer Röcke und Beinkleider, auf die Verbindung zwischen den Deutschen im Mutterlande und bei den Antipoden, die bisher so ziemlich von uns abgeschnitten waren, wirkt auf eine Weise zur Verbreitung und Abrundung der Menschheits-Kultur, von der wir wohl jetzt kaum eine annähernde Vorstellung fassen können.

Der legislative Rath von Neu-Süd-Wales hat auf diese Verbindung einen Preis von 6000 Pfund Sterling jährlich ausgesetzt, so daß die Compagnie außer auf ihren Gewinn noch sicher auf dieses jährliche Fixum rechnen kann, auf jährlich 40,000 Thlr. Taschengeld.

Die Dampfschiffe, welche sie bauen läßt, sind für den atlantischen, wie für den stillen Ocean von gleicher Größe und Bequemlichkeit, von 3000 Tonnen Gehalt jedes und großem „Comfort" in den Kajüten, für Reiche auch mit besondern Privatwohnungen, so daß die innere Struktur und Architektur in jedem Schiffe einer ganzen Stadt gleicht. In ihnen wird zugleich zum ersten Male eine Einrichtung angebracht, durch welche täglich 6 Tonnen frisches Trinkwasser erzeugt werden, worüber wir wohl ein ander Mal berichten.

Wir begnügen uns hier mit dem Totaleindrucke, daß man vielleicht schon binnen Jahr und Tag von jeder Eisenbahnstation in Deutschland oder Europa überhaupt ununterbrochen auf den Flügeln des Dampfes direkt nach und von Australien, Califer-

* Wir brechen hier den Brief ab, da in Schilderung der Reise von Aspinwall bis New-York nichts von allgemeinem Interesse gegeben wird.

** Die englische Meile enthält 1760 Yards (1 Yard = 3 Fuß), die deutsche Meile 5866 Yards. Die englische Seemeile ist etwas mehr, als die Landmeile; wir können augenblicklich nicht angeben, wie viel und erinnern uns nur, daß es für Abschätzung von großen Entfernungen im Allgemeinen nicht bedeutend ist. Die mehr als 12,000 englischen Seemeilen zwischen Australien und England kommen etwa drittehalbtausend deutschen Meilen gleich. Die Barbarei von besondern Maßen, Münzen und Gewichten in fast jedem kleinen Neste von Land wird sich mit der steigenden Kultur und Abrundung des Weltverkehrs nicht mehr halten können.

nien u. s. w., kurz, um die ganze Erde herumfliegen kann, ohne kaum mehr Zeit und Geld zu brauchen, als vor 50 Jahren etwa zu einer Reise von Dresden nach Paris.

Die Konkurrenz, welche die Amerikaner bereits mit ihren Dampfschiffen auf beiden Seiten der Landenge von Panama für New-York und Californien oder Australien fertig haben, wird die Compagnie ohnehin nöthigen, die wohlfeilsten Preise zu stellen.

So wird es vielleicht schon in einigen Jahren Mode, statt in ein Bad zu reisen und sich da auf vornehme Weise zu ennuyiren, ein Bischen um die kleine Mutter Erde herumzufahren, und zum Herbste oder spätestens zum Anputzen des Weihnachtsbaumes wieder zu Hause zu sein, und etwas Hübsches daran zu hängen vom frösusreichen Onkel in San Franzisko, von der glücklich verheiratheten Cousine in Sydney, dem Schwager in Shanhai, der Tante in Jeddo oder Nangasaki und dem davongelaufenen Enkel, der inzwischen Kultusminister beim Sultan der Menschenfresser von Borneo geworden ist. Findet man jetzt schon überall auf der Erde deutsche Brüder, so sehe ich nicht ein, warum wir später nicht auch überall auf der Erde, Jeder wo anders, Onkeln, Tanten, Cousinen, Enkel und Schwiegermütter finden sollten.

Die Säugethiere Deutschlands in früherer Schöpfungsperiode.

Von C. Giebel.

Deutschland bietet uns gegenwärtig fast in allen seinen Theilen das Bild eines völlig kultivirten Landes. Alles Bewegliche und Lebendige in seiner natürlichen Staffage hat der Mensch im Verlaufe von zweitausend Jahren gewaltsam umgestaltet. Flüsse und Ströme sind in ihr schmales Bett gezwängt und durch schützende Dämme ihre drohenden Fluthen gefesselt, Teiche und Seen trocken gelegt, die dichtesten Waldungen entwurzelt, wüste Strecken in fruchtbare Gefilde verwandelt und die gefährlichen Thiere ausgerottet oder verdrängt. Wo zu Cäsar's Zeiten noch der riesige Auerochs und das stattliche Elenn in weiten Wäldern weideten, wo Wolf und Luchs und Bär ungestört ihrer Beute auflauerten, wo Sümpfe und Moräste den Verkehr hemmten und öde Sandwüsten eine kümmerliche Vegetation nährten: da breiten sich jetzt üppige Wiesen und Auen von friedlichen Heerden bevölkert aus, unabsehbare Kornfelder wogen ihre fruchtreichen Aehren, Häusergruppen fesseln in Feld und Wald, in Berg und Thal den Blick, Landstraßen und Schienenwege, kein Hinderniß achtend, durchziehen nach allen Richtungen das Land.

So gewaltig aber auch der Einfluß der menschlichen Kultur auf die Physiognomie der Landschaft ist, so vernichtend und schaffend sie auch in die natürlichen Verhältnisse eingreift: so bleibt sie doch weit, weit hinter der Gewalt der gestaltenden Naturkräfte zurück. Diese versenken ganze Ländergebiete unter den Spiegel des Meeres und legen große Strecken des Meeresgrundes trocken, sie treiben Gebirgsmassen mit himmelanstrebenden Gipfeln aus dem Schooße der Erde hervor, zerrütten die festesten Felsenzinnen und stürzen Berge zusammen. Solch' gewaltsamen Aenderungen der starren Formen folgt eine totale Umgestaltung alles Beweglichen und Lebendigen: Ströme werden zu Teichen und Seen aufgestauet, ihr Bette in andere Richtung verlegt, Wasserbecken durchbrechen ihre Ufer und entleeren sich, die ganze Pflanzen- und Thierwelt wird vernichtet und eine neue wuchert auf ihren Gräbern hervor.

Die Forschungen unseres Jahrhunderts in dem verschlossenen Bau der Erdfeste haben uns die Reihenfolge der großartigen Erscheinungen kennen gelehrt, welche von Anbeginn durch Millionen von Jahren hindurch gestaltend auf die Erdoberfläche wirkten. Wir kennen den vielfachen Wechsel von Land und Wasser, die allmächtige Hebung der kleinen und größern Gebirgsketten, die Pflanzen- und Thierwelt in ihren wechselnden Gestalten durch alle Epochen der Schöpfung hindurch, die ganze Bildungsgeschichte der festen Erdrinde. Und diese Bilder der Vorzeit sind in ihren Hauptzügen bereits allgemein bekannt, so daß eine specielle Charakteristik einzelner Züge nicht mehr räthselhaften Hieroglyphen gleicht. Die Säugethiere unseres deutschen Vaterlandes in den letzten Epochen, so auffallend sie zum größeren Theil auch von denen abweichen, welche heute unsere Wälder und Felder bewohnen, sind für uns keine räthselhaften Ungeheuer mehr. Wir reihen sie Glied an Glied und finden immer mehr und mehr bekannte und befreundete Gestalten darunter. Sie interessiren uns mehr als die andern Thiere, da sie unmittelbar vor dem Auftreten des Menschengeschlechtes — in die secundäre Periode reicht ihre Existenz nicht zurück — die alleinige und freie Herrschaft führten und die Krone der Schöpfung bildeten.

Wir wollen unsere Revue mit den größten und auffallendsten Gestalten beginnen, mit den großen Pflanzenfressern, deren Existenz für die menschliche Oekonomie in der gegenwärtigen Schöpfung von der höchsten Wichtigkeit ist. In ihrer Organisation in mehrern wesentlichen Punkten übereinstimmend, sind diese großen Pflanzenfresser von den Zoologen in eine Hauptgruppe, die Hufthiere, vereinigt worden und zwar als Einhufer, Wiederkäuer und Vielhufer oder Pachydermen. Wir haben heute noch in Deutschland Repräsentanten dieser drei großen Familien, aber freilich nur spärliche gegen ihre Vertretung in der tertiären und der diluvialen Epoche.

Von den Pachydermen oder Dickhäutern ist jetzt nur ein einziges, der kleinste Repräsentant bei uns heimisch, das Schwein, wild in Rudeln unsere Wälder durchwühlend, gezähmt, für die Küche unentbehrlich. Das zahme Schwein, specifisch vom wilden Eber nicht verschieden, ist zugleich der einzige Dickhäuter, der sich gegenwärtig fast über die ganze Erde verbreitet, alle übrigen, groß und klein, haben sich mit Eintritt der gegenwärtigen Ordnung der Dinge in die wärmern Klimate zurückgezogen und bewohnen auch hier nur beschränkte Gebiete. Der Elephant und das Nashorn gehören Asien und Afrika, der Tapir Asien und Südamerika, das Flußpferd nur Afrika, und die Schweine allen drei Welttheilen, aber auch in eigenthümlichen Gattungen. Alle lebten einst friedlich auf deutschem Boden beisammen und in größerer Mannigfaltigkeit als sie jetzt über Welttheile zerstreut sind.

Das Schwein ist uns aus der diluvialen Epoche in einer Art bekannt, welche sich besonders durch ihre längere und breitere Schnauze, also jedenfalls durch mehr wühlerisches Naturell und Gefräßigkeit von dem lebenden Schweine unterscheidet. Sie war jedoch viel seltener als unser Eber, der freilich auch aus manchen Jagdrevieren schon verschwunden ist, denn die Fossilreste finden sich nur sparsam in fränkischen und westphälischen Höhlen. Dieser gewöhnlichen diluvialen Art ging eine andere von robusterem Bau und größer, im übrigen Habitus aber nicht eigenthümliche Art in der tertiären Epoche voraus, und in deren Gesellschaft eine generisch eigenthümliche, welche im Zahn- und Skeletbau die Mitte zwischen unserem und dem zierlichen Hirscheber mit seinen geweihartigen Hauern auf den molluckischen Inseln hält. Dieser Prototypus bewohnte das südliche Deutschland und die Schweiz.

Das plumpe Flußpferd, in seiner äußern Erscheinung den ungeheuer voluminösen Rumpf auf den niedrigsten Beinen, plumper und unbeholfener als irgend ein anderes riesiges Landthier, bewohnte einst die Ufer der großen Gewässer Süddeutschlands und Frankreichs. Ein wahres Kind der Urwelt, denn sein Rumpf und Kopf waren noch größer, seine Beine noch kürzer und dicker als bei dem heutigen afrikanischen. Es scheint seine Existenz bis an die Schwelle der Gegenwart gefristet zu haben, denn dafür spricht das Vorkommen eines Zahnes auf dem Grunde eines Torfmoores in der Nähe von Erfurt. Es dehnte sein Vaterland über einen großen Theil Europa's aus.

Ganz gemeine Thiere waren einst in unserem Vaterlande die Rhinocerosten und Elephanten, würdige Genossen des Flußpferdes. Das heutige Nashorn am Cap zeichnet sich durch Größe und Plumpheit, durch den Mangel der Schneidezähne im ausgewachsenen Alter, und durch zwei Hörner, ein größeres auf der Nase, ein kleineres dahinter, zwischen den Augen vor allen übrigen Arten aus. Ihm ganz nah verwandt war das diluviale Nashorn, welches nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa bis in den höchsten Norden häufig verbreitet war. Denn ihm gehören die vollständigen Cadaver, welche im Eise des Polarmeeres entdeckt worden sind, und die mit ihrem Schicksalsgenossen, dem Mammut, lange Zeit hindurch ein tropisches Klima in der Diluvialzeit an Stelle der heutigen Alles erstarrenden Kälte sprechend beweisen sollten.

Wir können uns nicht verhehlen, daß wir in dieser Frage eine andere Ansicht haben als die Regierung. Wir sind der Meinung, daß es nicht nur Pflicht der Regierung ist, sondern auch ihr Recht, in dieser Frage einzugreifen, und wir sind der Meinung, daß es ihre Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß die Bevölkerung nicht durch Preistreiberei ausgesogen wird.

Der Tod Engelbrecht von Wildhus Jagendes.

Nach einem Gemälde von Wilhelm Lindenschmit.

Hoch auf den Felsen des Rheinufers ragt die Burg Wildhus, und von ihr aus pflegt der Ritter Engelbrecht seine Jagden zu halten. Auch heute ist er mit seinen Mannen ausgezogen, um Hirsche und Rehe zu erlegen. Da sieht er plötzlich einen Bären, der sich auf ihn stürzt. Er will sein Schwert ziehen, aber es ist ihm in der Scheide festgerostet. Da ergreift er seinen Jagdspieß und stößt ihn dem Bären in den Rachen. Aber das Tier packt ihn mit seinen Tatzen und reißt ihn vom Pferde. Nun fällt es über ihn her und zerfleischt ihn. Seine Jagdgenossen kommen herbei und erschlagen den Bären, aber Engelbrecht ist tot.

Kaiser Rudolf von Habsburg (1273—1291) hatte sich durch seine Tapferkeit und Klugheit die Gunst der Kurfürsten erworben und wurde zum deutschen Könige gewählt. Er war ein Freund des Friedens und suchte ihn überall zu erhalten. Darum ließ er auch die Raubritter, die das Land unsicher machten, bestrafen. Viele Burgen mußten niedergerissen werden, weil sie Schlupfwinkel der Räuber waren. Auch Wildhus wurde zerstört. Nur ein Turm ist noch übrig geblieben. Er ragt hoch auf den Felsen des Rheinufers und ist weithin sichtbar.

sonst sehr gelobt und anerkannt wird, nicht gering ist. Die neulich von der Times gemachte Aeußerung: „Raisonneure und Unzufriedene gäbe es überall; aber vielleicht seien sie in keinem Corps in so geringer Anzahl vorhanden, als in der britisch-deutschen Legion" beruht wirklich nicht ganz auf Wahrheit. Der Unmuth macht sich sehr häufig in Witzreden Luft; als Probe davon führe ich Ihnen an, daß der Soldat die glänzenden Buchstaben B. F. L., welche auf allen Knöpfen und an Mütze und Czako prangen, nicht als das officielle „British Foreign Legion", sondern als „Betrogene Fremde Leute" deutet.

So ist denn leicht zu begreifen, daß die Desertionen hierorts weit häufiger vorkommen, als von Helgoland aus. Dieselben stehen wirklich in gar keinem Verhältnisse zu einander. Kurz vor meiner Ankunft war sogar eine ganze Patrouille, etwa 35 bis 40 Mann, mit einem Lieutenant vom ersten Jägerregiment an der Spitze, durchgebrannt oder ausgerückt, um mich eines soldatisch-technischen Ausdrucks zu bedienen. Wenige Tage, nachdem ich hierher gekommen, desertirten drei Lieutenants vom 3. leichten Infanterieregimente. Von Desertionen der Gemeinen hört man sehr häufig, jedoch muß ich wieder bemerken, daß bei dem zweiten Infanterieregimente die Desertionen sehr selten sind. In den benachbarten Orten treiben sich sehr viel Seelenverkäufer umher, welche die Soldaten zur Desertion verleiten, um sie für holländische Dienste anzuwerben. Bei den nahen Beziehungen, in welchen der Hof zu Haag zu dem zu Petersburg steht, könnte man versucht werden, an russischen Einfluß zu denken. Indeß muß man erwägen, daß Holland für den Dienst in Ostindien, der sehr viel Leute verschluckt, stets geworben hat. Jenen Werbern wird von hier aus natürlich eifrig nachgespürt und ihre Aufbringung wird mit Prämien honorirt. Aber es gehen weit mehr Soldaten durch, als Werber eingefangen werden. In Betreff der drei Lieutenants vom 3. Regimente, von denen ich Ihnen oben schrieb, kann ich Ihnen noch mittheilen, daß dieselben in London eingefangen sind.

Nach dem, was ich oben schrieb, wird man auch leicht begreifen, daß sehr viele Vorgesetzte bei den Soldaten nicht absonderlich gut angeschrieben sind. Wenn nun auch Verbal- oder gar Realinjurien gegen dieselben fast gar nicht vorkommen, so ging doch eines Tages die Rede, daß nach dem Feldwebel der 6. Kompagnie des 2. Infanterieregiments, Kaiser, eine als berliner Polizist früher nicht unbekannte Größe, von einem Soldaten der 6. Kompagnie geschossen worden sei. Die Sache reducirt sich nun freilich ganz einfach darauf, daß Kaiser, während die Kompagnie ein blindes Feuern unterhielt, unvorsichtig vor die Fronte derselben trat, und so ziemlich dicht vor den Gewehrmündungen durch einen Pfropfen an dem einen Arme gestreift wurde. Man kann aber aus dem Umstande, daß jenes Gerücht leicht vielseitigen Glauben fand, auf die Stimmung im Allgemeinen schließen. Uebrigens ist die Unzufriedenheit ächt deutscher Natur. Wenn die Leute eben von Klagen überfließen über den Betrug, der ihnen angeblich gespielt sein soll, und ihre Vorgesetzten zu allen Teufeln wünschen, so hallen doch im nächsten Augenblicke die Lüfte von den loyalsten Vivats wieder.

Die hölzernen Baraken, in welchen hier im Lager die Soldaten liegen, fassen je 25 Mann. Der Raum in ihnen ist ziemlich beschränkt, so schmal auch die einzelnen Bettstellen sind. Letztere waren auf Helgoland breiter und bequemer. An sonstigem Mobiliar hat jede Barake zwei bis drei Tische. Seine wenige Habe, die der Soldat nicht immer in den Tornister oder Brotbeutel stecken kann, muß er auf dem sich an beiden Längeseiten der Barake befindlichen Gesims über seinem Bette verwahren. Die Wände der Küchen wie die der Kantinen sind ganz von Eisenblech. Letztere, deren Einrichtung auf Helgoland höchst unangenehm war, muß man in Betreff der darin herrschenden Reinlichkeit und im Interesse der Sittlichkeit loben. Jedes Privet ist abgesondert für sich, was auf Helgoland nicht der Fall war.

Durch das fortwährende Regenwetter ist das Lager fast zu einer großen Pfütze geworden. Für die Instandsetzung der Wege ist namentlich, wo das 2. Regiment liegt, noch gar nichts geschehen, was für den Soldaten um so schlimmer ist, da in Betreff der Sauberkeit seines Anzuges doch immer gewisse Ansprüche an ihn gemacht werden. Die Unannehmlichkeit des Schmutzes wird noch erhöht durch die furchtbare Finsterniß, welche des Abends im Lager herrscht. Freilich befinden sich zur Befestigung von Laternen an den geeigneten Stellen längst die eisernen Arme, aber die Laternen lassen noch immer auf sich warten.

Mit dem 1. Infanterie-Regimente ist auch der Feldprediger, welcher der ersten Brigade beigegeben ist, von hier fortgegangen. Bis dahin war, wenn es das Wetter irgend erlaubte, jeden Sonntag Kirchenparade. Der Feldprediger besuchte auch wöchentlich regelmäßig die Hospitäler der einzelnen Regimenter, und gab den Kranken die Schillingsbücher des „Rauhes Hauses" zu Hamburg, sowie, was Vielen gewiß willkommener war, auch die berliner Vossische Zeitung und die Indépendance belge zum Lesen. In jedem Hospitale befinden sich zwei deutsche Bibeln zum Gebrauch für die Kranken. Sehr viele Soldaten haben sich dabei auf eigene Kosten die Stereotypausgabe des neuen Testaments der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London angeschafft. Ein Exemplar kostet sechs Pence. Angeboten werden sie im Lager von Umherträgern, gerade wie Brot, Butter, Käse, Eier und andere Sachen, genugsam. Es macht einen eigenen Eindruck, diese Bücher oft in den Händen solcher zu sehen, deren Mund sonst von Gemeinheiten überfließt. Die praktischen Leute haben sich kleine Lehrbücher der englischen Sprache angeschafft. Leider hat man aber zum Studiren nur zu wenig Zeit, und ungestört ist man fast nie. Sonst ist hier an gute deutsche Lektüre nicht zu denken. Vielleicht würde eine deutsche Leihbibliothek von nur mäßigem Umfange in Sandgate ganz gut rentiren. Die sehr unvollkommene Leihbibliothek auf Helgoland wenigstens erfreute sich bei den Soldaten eines sehr guten Zuspruchs, und konnte durch den oft raschen Abgang mancher Leser nicht leicht zu Schaden kommen, da der Bibliothekar, so unkultivirt er sonst war, doch die Schlauheit besaß, kein Buch ohne einen Einsatz von einem Thaler Courant zu verleihen.

Die Witterung ist übrigens schon sehr empfindlich, und man muß stark heitzen, um die Baraken nur einigermaßen warm zu erhalten. Vielen wird deshalb die Uebersiedlung nach einem südlichern Klima sehr erwünscht. Soldaten sowohl als Offiziere erfahren jedoch vorher nichts Gewisses darüber. In Ermangelung positiver Nachrichten wimmelt es daher auch von Gerüchten, deren eines in der Regel noch unsinniger ist als das andere. So wurde kürzlich als ganz bestimmt versichert, daß zwischen den Alliirten und Rußland ein Waffenstillstand bis zum Mai künftigen Jahres abgeschlossen sei; dann hieß es wieder, Preußen und Oesterreich hätten den Westmächten den Krieg erklärt; zuletzt kam gar noch die Nachricht, daß in Berlin eine große Revolution ausgebrochen sei. Mancher Betheiligte wurde durch das Gerücht beunruhigt, die dänische Regierung habe diejenigen ihrer Unterthanen, welche in die Fremdenlegion getreten, reklamirt; eine allgemeine Sensation wurde aber durch das Gerede hervorgerufen, Rußland würde die Legionäre nicht als Kriegsgefangene vom englischen Heere betrachten, sondern dieselben einfach an ihre betreffenden Regierungen ausliefern. Manchem, wie z. B. mir, könnte diese Eventualität durchaus nicht in einem unangenehmen Lichte erscheinen; indessen möchte manchem Legionär das Wiedersehen ihrer Heimath vor dem Ablauf gewisser Verjährungsfristen wohl nicht gerade willkommen sein. Das letztgenannte Gerücht hat noch am Meisten einen Anstrich von Glaubwürdigkeit, der jedoch bei näherer Betrachtung verschwinden muß. Trotzdem, daß eins jener Gerüchte stets das andere verdrängt, und noch niemals eins sich als wahr erwiesen hat, findet doch die Fama hier ihre Gläubigen schaarenweis, und ich armer Teufel habe ob meiner skeptischen Natur deshalb viel zu erdulden.

Trotzdem, wie ich sagte, die Witterung jetzt schon ziemlich rauh ist, stellt sich das Verhältniß der Kranken zu den Gesunden doch durchaus nicht ungünstig heraus. Mehr als 4 bis 5 Prozent Kranke sind nicht vorhanden, Todesfälle sind, so lange ich hier bin und so viel mir bekannt ist, mit Ausnahme eines einzigen, gar nicht vorgekommen. Das Lagerleben selbst hat gewiß noch keine Krankheiten erzeugt, namentlich keine Spur von Epidemien (ich berücksichtige dabei aber nicht den verflossenen Sommer).

Eine bedenkliche Folge hat die hier herrschende Theuerung, verbunden mit der Unregelmäßigkeit in der Auszahlung des Soldes, von der ich oben sprach, bereits gehabt. Die meisten Soldaten finden durchaus nichts darin, mancherlei Gegenstände, namentlich Kartoffeln, Kohlen, Holz ꝛc., wo sie dieselben nur antreffen, an sich zu nehmen, und in ihrem Nutzen zu verwenden. In der Soldatensprache wird dieses Verfahren „Punktiren" genannt; die gewöhnliche Sprache wird freilich kein anderes Wort als Stehlen dafür haben. Auch hat es bei den genannten Gegenständen noch nicht

sein Bewenden. Unternehmende Punktirer suchen die Kantinen und Wirthshäuser der benachbarten Oerter heim, und wehe den Flaschen, Gläsern und überhaupt allen transportabeln Gegenständen, welche der Wirth nicht wie ein zweiter Argos zu bewachen versteht. Dieses Punktirsystem muß nothwendig auf die Demoralisation der Truppen hinwirken. Schon hört man vielfach über Kameradendiebstahl klagen; gebe Gott, daß es nicht noch schlimmer kommen möge!

Ich erzählte Ihnen oben von dem frühern Konstabler-Wachtmeister Kaiser. Noch eine andere berliner Pflanze ist jetzt hierher versetzt, Herr Gödsche, Postsekretär a. D., bekannt geworden als Zeuge im Prozeß Waldeck. Er ist gegenwärtig Unteroffizier bei der 7. Kompagnie des 2. Infanterie-Regiments. Auf geschehene Anrede soll indeß der hiesige Gödsche erklärt haben, daß er durchaus nicht jener berliner Gödsche sei und mit jenem nichts zu schaffen habe.

Es ist übrigens erstaunlich, nach und nach zu erfahren, wie viel Leute bei der Anwerbung ihren Namen verändert und einen falschen angenommen haben. Es kommt daher oft vor, daß wenn Jemand hört, es befinde sich noch ein Landsmann von ihm aus dem gleichen Orte, wie er, bei dem Regimente, und man nennt ihm den Namen desselben, er sich nicht erinnern kann, jemals einen Menschen mit solchem Namen gekannt zu haben; sobald er den angeblichen Landsmann aber selber erblickt, erkennt er in ihm einen alten Freund, den er schon lange, aber freilich bis jetzt immer unter einem ganz anderen Namen gekannt hat. Manche Namen der Legionäre sind gar zu kurios gewählt, als daß man es ihnen nicht auf den ersten Blick ansehen müßte, daß die jetzigen Inhaber sie nicht von ihrer Geburt an getragen haben.

Wegen des fortwährenden schlechten Wetters habe ich von den drei erlaubten Ortschaften bis jetzt nur Sandgate, dieses aber bereits verschiedene Male besucht. Sandgate ist ein Flecken, in welchem seiner angenehmen Lage wegen während des Sommers viel wohlhabende Leute wohnen, während der Ort sonst im Winter ziemlich verödet sein soll. Gegenwärtig hat Sandgate noch ein einigermaßen lebhaftes Ansehen. Der Ort ist gewiß nicht so groß als Buxtehude oder Schöppenstedt, hat aber Läden, die an Eleganz und Reichhaltigkeit hinter denen von Hannover und ähnlichen Städten nicht zurückstehen. Und Sandgate hat seine Gasbeleuchtung. Ach, wenn werden Buxtehude oder Schöppenstedt jemals von Gasflammen erhellt werden! Man merkt hier leicht den Unterschied zwischen den deutschen und den englischen Verhältnissen. Uebrigens bietet sich unsern Blicken in Sandgate ein deutsches Bierhaus dar, welches auf seinem Schilde nicht nur diese Worte trägt, sondern auch die schwarz-roth-goldene Fahne von seinem Giebel aus wehen läßt. An welchem Orte Deutschlands kann man jetzt noch diese Fahne so frei flattern sehen? Uebrigens ist in diesem deutschen Wirthshause nichts weiter deutsch, als der Kellner und die Zeitung, Speisen und Getränke sowohl als deren Preise sind vollkommen englisch. Die Zeitung, welche man hier findet, ist die kölnische. Für jede Nummer, welche man liest, muß man einen Sixpence (4 gGr.) deponiren, welchen man bei der Wiederabgabe des Blattes zurückerhält. Zu dieser Vorsicht ist der Wirth gewiß durch früheres „Punktiren" der Soldaten gekommen.

Mitte November.

Heute beginne ich mit einigen Nachträgen. Jene Offiziere vom dritten leichten Infanterieregimente, welche desertirt und in London wieder eingefangen worden waren, hatten, als ich meinen vorigen Bericht an Sie abschickte, ihr Urtheil noch nicht empfangen. Sie wurden später gefangen in's Lager geführt, und am 14. November wurde ihnen vor den sämmtlichen hier anwesenden in Parade aufgestellten Truppen das Urtheil gesprochen, welches der Generalmajor von Stutterheim mit einer wahren Donnerstimme verkündete. Alle drei, von Woina, Rotzol und von Procziusky (von Geburt Preußen) wurden infam kassirt und mit Schimpf und Schande von der Legion fortgejagt. Zwei von ihnen wurden nicht nur des Verbrechens der Desertion, sondern auch des Diebstahls für schuldig erklärt (richtiger wohl der Unterschlagung), indem sie Kompagniegelder, im Betrage von etwa 80 Pfund Sterling, mit sich fortgenommen. Zwei der Inkulpaten hatten auf der Flucht ihre Degen in's Meer geworfen; „sie mögen dort rosten," sagte der General; der dritte Degen wurde Angesichts seines frühern Inhabers vom Profoß zerbrochen. Als die Unglücklichen ihr Urtheil empfangen, wurden sie von einer geringen militärischen Bedeckung bis an das Ende des Exercierplatzes in der Richtung nach Hythe zu geführt, dann aber ihrem Schicksale überlassen.

Das Verbrechen der Geächteten erscheint um so auffallender und unverzeihlicher, wenn man erwägt, daß dieselben, oder mindestens zwei von ihnen, während der kurzen Zeit ihres Hierseins das rasche Avancement von Privaten (gemeinen Soldaten) bis zum Ensigne (Fähndrich, oder nach deutschen Verhältnissen Secondelieutenant) durchgemacht hatten. Ihre Strafe muß in den Augen eines jeden Offiziers als die schlimmste erscheinen, die sie treffen konnte, aber mit dem Maße der Offiziere messen bei weitem nicht alle Soldaten. Manche von diesen beneiden geradezu die Geächteten. „Nun haben sie ja, was sie wollten," ist eine Aeußerung, welche in Bezug auf dieselben unzählige Male gemacht worden ist. Gewiß hätte man besser gethan, die Unwürdigen, wenn man sie mit der Todesstrafe verschonen wollte, mit einer mehrjährigen Deportation zu bestrafen.

In Betreff des angeblichen Goedsche aus Berlin, muß ich Ihnen melden, daß das fragliche Individuum, welches sich übrigens Götsch nennt, von vielen Berlinern nicht für Gödsche, sondern für dessen Geistesverwandten Ohm, der im Prozeß Waldeck eine wo möglich noch zweideutigere Rolle spielte, gehalten wird. Daß der mysteriöse Götsch übrigens eine jener beiden berüchtigten Persönlichkeiten sei, daran zweifelt bei uns fast Niemand.

Am 10. November führte ein stationirtes Transportschiff 750 Mann ($7\frac{1}{2}$ Kompagnie) vom zweiten Jägerregiment nebst einigen Kavalleristen von Helgoland hierher. Mit der Bildung der noch fehlenden $2\frac{1}{2}$ Kompagnien jenes Regiments wird auf Helgoland fortgefahren. Die Bildung des dritten leichten Infanterieregiments hierselbst ist vollendet, und man hat mit der Errichtung des vierten so eben begonnen. Sobald in Helgoland das zweite Jägerregiment kompletirt ist, wird man vermuthlich mit der Bildung des fünften leichten Infanterieregiments den Anfang machen.

Der Feldkaplan für die zweite Brigade ist angelangt. Es ist ein Herr Wilmans, früher Pastor-Adjunkt in irgend einem hannoverschen Orte. Der neue Feldprediger ist ein Mann von einnehmendem Aeußern, und, wie ich gute Gründe habe anzunehmen, der pietistischen Richtung, für welche hier durch unentgeltliche Austheilung von Traktätchen und Betgesängen fleißig gewirkt wird, nicht sehr zugethan.

In Verfolg des in meinem vorigen Schreiben erwähnten Vorfalls, welcher sich mit dem frühern berliner Constabler-Wachtmeister Kaiser zugetragen, kann ich Ihnen jetzt den durch denselben veranlaßten Regimentsbefehl vom 11. October mittheilen. Derselbe lautet: „Durch einen Zufall, welcher sich bei der an diesem Nachmittag stattfindenden Uebung mit Platzpatronen ereignete, empfing der Feldwebel Kaiser eine leichte Verwundung an der Schulter. Major Bathurst fühlt sich veranlaßt, dem ganzen Regiment zu versichern, daß er nach angestellter Untersuchung überzeugt ist, daß der Vorfall ein ganz zufälliger und wahrscheinlich durch die mit Bindfaden zusammengebundene auf das Pulver festgesetzte Patronenhülse veranlaßt worden ist. Major Bathurst glaubt, daß in der sechsten Kompagnie so wenig wie im ganzen Regimente ein Mann ist, der sich einer solchen feigen Handlung, als einen Angriff auf das Leben eines non commission officier, schuldig machen wird."

Nachstehend lasse ich den Legionsbefehl vom 6. November folgen, die Einschiffung des ersten Jägerregiments nach Stutari betreffend: „Den Truppen der Legion wird hierdurch zur Kenntniß gebracht, daß das erste Jägercorps am 2. d. M. zu Stutari gelandet und dort von dem Brigadier Wooldridge in Empfang genommen worden ist. Das Corps hat auf der Ueberfahrt einen empfindlichen und beklagenswerthen Verlust erlitten durch den Tod des Major Lettgau, eines durch die glänzendsten militärischen Eigenschaften ausgezeichneten Offiziers, dem in den Herzen Aller, die ihn kannten, stets das ehrendste Andenken bewahrt bleiben wird. Auch der Hauptmann Hake ist einem Leiden, das schon länger ihn heimsuchte, auf der Seereise erlegen."

Zu den beunruhigenden Gerüchten, mit welchen die hiesige Luft geschwängert ist, gesellte sich in diesen Tagen auch das, daß das erste leichte Infanterieregiment, welches etwas später als das erste Jägerregiment von Portsmouth eingeschifft wurde, Schiffbruch gelitten habe und mit Mann und Maus untergegangen sei. Am

16. November ist jedoch eine Depesche hier angelangt, nach welcher das erste leichte Regiment in Malta gelandet sei, von dort aber nach kurzem Aufenthalt dem ersten Jägerregimente nach Stutari folgen werde.

In meinem nächsten Schreiben werde ich Ihnen die Offizierlisten der verschiedenen Regimenter mittheilen, die vielleicht nicht ohne Interesse für manchen Freund und Bekannten im Vaterlande sein dürfte.

Blätter und Blüthen.

Norddeutsch und Schwäbisch. In dem soeben erschienenen Buche: „Ideal und Kritik" wird sehr bitter über die sogenannte schwäbische Gemüthlichkeit und Sprache geurtheilt, namentlich kommt die Universitätsstadt Tübingen schlecht weg. „Die Schwaben, heißt es, „sind ausschließlich. Jeden, der nicht in ihrem Lande geboren ist, halten sie für norddeutsch, was bei ihnen gleichbedeutend mit arrogant, unwissend, oberflächlich ist. Am Stärksten äußert sich dies bei den Stiftslöpfen, d. h. den Zöglingen des protestantischen Seminars in Tübingen. Weil aus ihrer Anstalt in Wahrheit rasch hinter einander einige Zierden der Wissenschaft, Männer wie Schelling, Hegel, Bauer, Strauß, Vischer hervorgegangen sind, so glauben sie, man brauche nur in dem Hause zu wohnen, um ein vollendeter Weltbeglücker zu sein oder zu werden — eine Arroganz, die eben so colossal und eben so naiv ist, wie die eines jetzigen nassauischen Staatsdieners, der in früherer Zeit immer ein Dichter sein wollte und während seines Aufenthaltes in Heidelberg sich auf die Schloßbank setzte, auf der Matthissen seine bekannte Abendelegie gedichtet hatte, und nun meinte, es müsse ihm gelingen, weil er auf der Bank sitze. Er hatte einige Reime aus seinem Vorbilde abgeschrieben und brachte heraus:

„Hier stehe ich im Mondenschein
Und leide, ach, welch' Höllenpein!"

Etwas Besseres haben die Nachkommen der Hegel und Vischer auch wohl kaum geleistet. — Es ist eigenthümlich, daß wir den Schwaben (ich spreche hier immer speciell von Tübingen) durch unsere Sprache, welche sie affectirt finden, schon zuwider sind. Ueber die Schönheit des schwäbischen Dialektes etwas sagen zu wollen, ist überflüssig. Es liegt in ihm der eigenthümlichste Zauber, was auch die Verbreitung der Dorfgeschichten ungemein begünstigt hat. Wenn in Schwaben „ä nett's Mädele," das „ä herzig's Stimmele hat," sagt: „Magst mi — hast mi a gern, bist mir a gut?" so klingt das freilich süß und wie Musik. Zu vergessen ist aber nicht, daß gedruckt steht: „magst, hast, bist," daß es aber in Wahrheit lautet: „magscht, hascht, bischt," und daß ferner „die nette Mädele, mit de herzige Stimmele" sehr selten und in Tübingen gar nicht vorhanden sind. Die Sprache des Volkes ist unbestritten schön, aber die Sprache der Gebildeten — o Graus! sie hat alles Harte und Abschreckende, ohne etwas von dem Weichen und Melodischen des Volksdialekts zu besitzen. Ach! es klingt wahrlich wie Mozart, wenn Dr. Kraft in Tübingen, der eben nicht gerade ein herzig's Stimmele hat, in der Archäologie beginnt: „Das Größchte, Schönschte und Erhabenschte in der Kunscht der Plaschtik ischt;" oder, wenn er gar begeistert von dem „Bruschtlaschte" der medicäischen Venus spricht. — Glaube nicht Auerbach und seiner sentimentalen bestechenden Mosaikarbeit! Nur einmal, als ich Abends spät etwas erleuchtet von Lustnau nach Tübingen wankte und der Mond über dem Schlosse stand und die Gipfel der Berge und Bäume versilberte, so daß das Ganze blauweiß auf dunklem Grunde erschien, sah ich mit seinen Augen, sonst aber hatte ich nur ein Wort, um Alles in Allem auszudrücken; ein Wort, das hier das dritte der Studenten, das vierte des Bürgers, und ich weiß nicht das wie vielte in dem Munde der Damen ist. Es ist das Wort „saumäßig." Ein Tübinger (nicht nur die Studenten allein, sondern alle) findet etwas entweder saumäßig schön oder saumäßig häßlich. Börne behauptet, daß bei Anwesenheit von Henriette Sontag in Frankfurt alle Ausdrücke erschöpft worden. Hier hätte er einen neuen hören können. Als die Sontag in Stuttgart sang, verbreitete sich alsbald die Kritik durch Tübingen, daß sie saumäßig schön gesungen. Ebenso hat Therese Milanollo, als sie an einem mir unvergeßlichen Abende hier spielte, saumäßig gespielt, saumäßig dunkle Augen und einen saumäßigen Anstand gehabt. Setze dies Wort als Motto über das Ganze, und du hast die Wahrheit. In Tübingen ist Alles saumäßig schön."

Für stille Stunden. Alle Freunde einer sinnig-gemüthvollen Poesie bitte ich die Anzeige am Schluß der heutigen Nummer nicht zu übersehen. Die „Palmen des Frieden" haben sich trotz der Sündfluth von Gedichten, und obwohl erst vor einigen Wochen erschienen, rasch die Gunst des Publikums gewonnen und finden täglich mehr Freunde und mit diesen steigende Verbreitung. Ein reiches weiches Gemüth spricht sich hier in einfacher Weise aus, und das ist das Schöne an diesen Poesien, daß sie überall hin versöhnend und beruhigend wirken. Wie anerkennend sich auch die Kritik über diese Sammlung ausspricht, beweist eine Besprechung des bekannten Literarhistoriker Gräße im Dresdner Journal:

„Schon sind acht Jahre verflossen," heißt es dort, „als der Verfasser dieser Dichtungen, Ferdinand Stolle, ein Mann, dessen Name in jedem deutschen Gau einen guten Klang hat, den armen Erzgebirgern seinen Weihnachtsbaum anzündete und durch die herrlichen Früchte seiner Muse so manche Thräne trocknen half. Jetzt bietet er uns „Palmen des Frieden" an, denen wir schon ihrer Tendenz wegen aus vollem Herzen einen eben so freudigen Willkommen verheißen dürfen, als seiner obgedachten ersten Gedichtsammlung allenthalben zu Theil ward. Dieses vortreffliche Liederbuch zerfällt in vier Theile: Frühling, Gottvertrauen, Lieder für das Herz und Saaten, von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen, und reiht sich den besten Erzeugnissen der deutschen Lyrik im Laufe des jetzigen Jahrhunderts an. Obwohl die Haltung der einzelnen Dichtungen durchaus eine ernste, würdevolle ist, sehen wir doch überall die einfach sinnige Gemüthlichkeit eines alten Freundes, des „Dorfbarbiers," durchschimmern. Wir empfehlen daher dieses jüngste Kind seiner Muse, die immer noch so frisch, nur noch geläuterter ist als vor acht Jahren, allen Kreisen der Gesellschaft.

Als vorzüglich gelungen dürfen wir ohne Ausnahme die Lieder der zweiten und dritten Abtheilung, Gottvertrauen und Lieder für das Herz, betrachten, da sie mit einer wahrhaften Begeisterung empfunden sind. Die äußere Ausstattung ist übrigens dem trefflichen Inhalte vollkommen angemessen." E. K.

Palmen des Frieden.

Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise.

Dichtungen

von

Ferdinand Stolle.

eleg. geh. 27 Ngr. — prachtvoll gebunden 1 Thlr. 4 Ngr.

Widmung.

Du Wandrer auf des Lebens Pilgerwege,
O kehr' vertrauend bei mir ein,
Auf daß Dein Haupt ich weich in Blumen lege
Und Quellgerieſel wiege sanft Dich ein.
Den Frühlingshimmel laß ich Dir erblauen,
Und athmet bang Dein krankes Herz,
Ich heil' es Dir durch frommes Gottvertrauen
Und richt' es segnend himmelwärts;
Was Gott mir gab an Frühling und an Frieden,
Geliebter Wandrer, sei auch Dir beschieden.

In diesen Widmungsversen spricht sich der ganze schöne Inhalt dieser gemüthreichsten aller neuern Gedichtsammlungen treu aus. Sie ist von Anfang bis Ende durchklungen von Frühling, Liebe und Frieden.

Die Leser der Gartenlaube, welche mit so großem Beifalle die vor einiger Zeit mitgetheilten Proben dieser Sammlung — wir erinnern an die schönen Lieder:

„O könnte mir ein Lied gelingen, Wie Gott es selbst in's Herz mir schrieb ꝛc." — „Wenn eine Mutter betet für ihr Kind ꝛc," — „Was ist das Herz — es ist ein Blumengarten ꝛc."

begrüßten, werden diesen herrlichen Blumenstrauß, in welchem sich derselbe Geist, dasselbe Gemüth in schöner Form wiederspiegeln, gewiß doppelt willkommen heißen. Diese Palmen des Frieden in ihrer prachtvollen Ausstattung dürften unter den poetischen Geschenken, die sich Freundschaft und Liebe einander darbieten, mit Recht einen der ersten Plätze einnehmen.

Leipzig, December 1855. Magazin für Literatur.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Ernst Keil.

Erscheint in jeder Woche. Preis des vierteljährlichen Abonnements 15 Ngr. in Leipzig.

Die Lehrer Luther's.

Zu seinem 400. Geburtstage. Wenn Deutschland heute, 10. November 1883, seinen großen Sohn, Martin Luther, den Mann, der ihm die Bibel gab, den Mann, der ihm die Reformation gab, den Mann, der ihm die Freiheit gab, den Mann, der ihm die Sprache gab, den Mann, der ihm die Lieder gab, den Mann, der ihm die Schule gab, den Mann, der ihm die Ehe gab, den Mann, der ihm die Kirche gab, den Mann, der ihm die Wissenschaft gab, den Mann, der ihm die Arbeit gab, den Mann, der ihm die Ruhe gab, den Mann, der ihm die Kraft gab, den Mann, der ihm die Liebe gab, den Mann, der ihm die Hoffnung gab, den Mann, der ihm die Geduld gab, den Mann, der ihm die Demuth gab, den Mann, der ihm die Treue gab, den Mann, der ihm die Gerechtigkeit gab, den Mann, der ihm die Wahrheit gab, den Mann, der ihm die Gnade gab, den Mann, der ihm die Barmherzigkeit gab, den Mann, der ihm die Vergebung gab, den Mann, der ihm die Erlösung gab, den Mann, der ihm die Auferstehung gab, den Mann, der ihm die Ewigkeit gab, den Mann, der ihm die Seligkeit gab, den Mann, der ihm die Herrlichkeit gab, den Mann, der ihm die Krone gab, den Mann, der ihm die Palme gab, den Mann, der ihm die Harfe gab, den Mann, der ihm die Engel gab, den Mann, der ihm die Heiligen gab, den Mann, der ihm die Gemeinde gab, den Mann, der ihm die Kirche gab, den Mann, der ihm die Schule gab, den Mann, der ihm die Ehe gab, den Mann, der ihm die Familie

Netti trat zu dem Vater und ergriff seine Hand, als ob sie seinen aufkeimenden Unwillen rasch besänftigen wollte.

„Gewiß, lieber Vater," sagte sie bittend, „Kathi ist noch unerfahren und an unsere Küche nicht gewöhnt — haben Sie ein wenig Nachsicht mit ihr — bitte, mein guter Vater! Es ist nicht ihre Schuld, sie ist nicht einen Augenblick aus der Küche gekommen."

„Wie," rief aufbrausend der Apotheker, „ist etwas mit dem Braten vorgefallen?"

„Wenn ich nicht darauf geachtet hätte — er wollte anbrennen."

„O, mein Gott, wie ist doch ein armer Wittwer zu beklagen! Den Braten läßt man anbrennen, bei dem ich meine Ernennung zum Commandanten der Schutzwache feiern wollte! Nein, das ist unverzeihlich! Ich werde auf der Stelle — —"

„Vater," sagte Netti schmeichelnd, indem sie ihn bei der Hand zurückhielt, „Vater, wollen Sie mir etwas versprechen?"

Obgleich Czabo ein grimmiges Gesicht machte, so war es ihm doch nicht so um's Herz, wie es den Anschein hatte; er erkünstelte den Zorn, um eine schickliche Gelegenheit zu finden, der schmucken Köchin einen Besuch in der Küche abzustatten.

„Was soll ich versprechen?" fragte er heftig.

„Daß Sie der armen Kathi nicht zürnen."

„Nicht zürnen? Soll ich denn Alles so ruhig hingehen lassen?"

„Sie ist so ängstlich, daß sie kaum noch weiß, was sie thut."

„Aengstlich, weshalb?"

„Vor Ihrem Unwillen."

Der Apotheker sah seine Tochter einen Augenblick an. Er schien sich zu beruhigen.

„Gut," sagte er, „ich will sie diesmal mit der Strafpredigt verschonen, aber damit sie auch weiß, daß ich jedes ihrer Versehen bemerke, und damit sie achtsamer und diensteifriger werde, muß ich ihr einen gelinden Verweis zukommen lassen."

„Es wird nicht wieder geschehen."

„Das hoffe ich! Du scheinst die Kathi gern zu haben?" fragte er lächelnd.

„Sie ist wirklich ein gutes Mädchen, die unserer Wirthschaft noch eine tüchtige Stütze werden kann. Einem solchen Gemüthe muß man mit Milde begegnen."

„Nun gut, ich werde Deinem Rathe folgen; Kathi soll sehen, daß sie einen milden Herrn hat. Und Du sagst, daß sie meinen Zorn fürchtet?"

„Ja."

„So will ich sie beruhigen, damit sie nicht noch größeres Unheil in der Küche anrichtet. Decke den Tisch, Netti, und unterhalte unsern Ferenz, bis ich zurückkomme. Ihr habt doch wohl längst darauf gewartet, einige Augenblicke allein zu sein."

Herr Czabo schob die Brille von der Stirn auf die Nase herab, und verließ lächelnd das Zimmer. Er schlug den Weg nach seiner Küche ein.

Als Netti sich nach ihrem Bräutigam umsah, saß er nachdenkend in einer Ecke des Sopha's; er schien von der Unterhaltung zwischen Vater und Tochter nichts gehört zu haben.

Sie trat zu ihm, und legte sanft ihre kleine Alabasterhand auf seine Stirn.

„Woran denken Sie, Ferenz?"

Der Advokat erwachte aus seinem Sinnen.

„Verzeihung, Netti, ich dachte an Sie, an unser Glück!"

„Oder vielmehr an das, was Sie so oft beschäftigt, an Ihre Verse — habe ich Recht?" fragte sie mit einem reizenden Lächeln.

„Netti!" rief Ferenz, indem er ihre Hand küßte.

„Es soll kein Vorwurf sein, lieber Ferenz," fuhr sie mit einer reizenden Anmuth fort, „ich denke nicht daran, mich zu beklagen. Sie besitzen Geist und Talent, und Ihre schönen Verse haben mich oft erfreut — vernachlässigen Sie die edle Dichtkunst nicht, doch denken Sie dabei auch an Ihre Netti."

Ferenz zog das reizende Mädchen sanft zu sich hernieder.

„Immer, immer, meine geliebte Braut!" rief er aus, indem er seinen Arm um ihre biegsame Taille schlang und einen Kuß auf ihre reine weiße Stirn drückte.

„Ferenz," flüsterte sie erröthend, „ich werde stolz und glücklich sein, Ihre Frau zu heißen!"

„Und ich werde der seligste der Menschen sein, wenn ich mich Ihren Gatten nennen darf!"

Nun begann ein Liebesgeplauder, über dem den glücklichen jungen Leuten eine halbe Stunde verfloß, ohne daß sie es merkten. Der calculirende Herr Czabo hatte darauf gerechnet, er wußte, daß er in der Küche vor Ueberraschung gesichert war. Nachdem er noch einmal flüchtig durch die Glasthür gesehen, um sich zu überzeugen, daß Niklas in der Apotheke war, schlich er zu der Küche, die dem Wohnzimmer gegenüber lag und ein Fenster nach der Straße hinaus hatte.

III.

Aschenbrödel.

Der Apotheker schien etwas mehr zu beabsichtigen, als die neue Köchin wegen des angebrannten Bratens beruhigen zu wollen. Leise öffnete er die Thür, aus der ihm ein Dunst entgegenkam, der das erste Zeugniß von Kathi's Versehen ablegte. Herr Czabo rümpfte die Nase, aber er schwieg.

Kathi stand am Herde und fachte mit einem Blasebalge das Feuer an, daß es laut knisterte. In den Töpfen, die auf dem Herde standen, rauschte und zischte es, als ob Wasser mit siedendem Oele gemengt sei. Die fleißige Köchin merkte den Eintritt ihres Herrn nicht sogleich. Herr Czabo blieb ruhig in der halbgeöffneten Thür stehen, und beobachtete das junge Mädchen mit einem unverkennbaren Wohlgefallen.

„Kathi," sagte er nach einer Minute, „wie steht es mit dem Mittagsessen?"

Kathi erschrak; aber als sie Herrn Czabo sah, hing sie ruhig den Blasebalg an einen Nagel in der weißen Wand.

„Es kann angerichtet werden!" antwortete sie in einem Tone, der umsonst den leichten Schrecken zu verbergen suchte.

Herr Czabo sah durch seine Brille auf die hübsche Köchin, als ob er ein Recept lesen wollte. Dabei holte er eine kleine silberne Dose aus der Tasche, und sog eine Prise ein, um die Augen klarer zu machen. Herr Czabo war kein leidenschaftlicher Schnupfer, aber er hielt den Taback für die Augen gut.

Die Köchin trug heute ein schwarzes Kamisol, das nachlässig den schönen Oberkörper einschloß. Ein rothes baumwollenes Tuch schlang sich um den Hals und bedeckte nur theilweise die Schulter, die wie Schnee aus dem schwarzen Mieder leuchtete. Das feine Gesicht, ein wenig von Ruß geschwärzt, war heute von der Hitze des Herdes geröthet. Das rebellische Rabenhaar hatte die weiße Mütze verschoben, es hing wirr über den Nacken und über die Stirn herab. Die kurzen Aermel des Mieders lagen so fest um den runden Arm, daß sie bei jeder Bewegung zu zerspringen drohten. Weiße Strümpfe und schwarze Schuhe bekleideten zwei Füßchen, die an Zierlichkeit und Elasticität denen einer Tänzerin zu vergleichen waren. Die Köchin bot in dieser Verfassung ein so reizendes Bild, daß man sich über Herrn Czabo nicht wundern konnte, wenn er in dem Beschauen desselben seinen angebrannten Braten vergaß. Kathi war eine zweite Aschenbrödel, die unter dem russigen Küchengewande eine seltene Schönheit verberg. Der Umstand, daß sie sich ihrer Schönheit nicht einmal bewußt zu sein schien, erhöhte den Reiz derselben.

Herr Czabo war in eine Verfassung gerathen, daß es ihm schwer ward, das angefangene Gespräch fortzusetzen. Er trommelte mit den Fingern auf seiner Dose, als ob er Fassung und Gedanken heraustrommeln wollte. Er war der Herr vom Hause, folglich mußte er zuerst das Wort ergreifen.

„Kathi," begann er in einem Tone, der von dem eines Herrn himmelweit verschieden war, „weißt Du auch, daß heute ein wichtiger Tag für mich ist?"

Die Köchin schob einen Topf vom Feuer zurück, dessen sprudelnder Inhalt den Rand zu übersteigen drohete. Das dadurch verursachte Geräusch hatte sie verhindert, die freundlichen Worte des Alten zu verstehen. Sie wandte ihr glühendes Gesicht von dem Herde ab, und fragte im Dialekte der Landleute jener Gegend:

„Was befehlen Sie, Herr?"

Und dabei sah sie ihn mit großen, glänzenden Augen erwartend an.

Herr Czabo trommelte stärker auf seiner Dose. Es war ein Glück, daß er denselben Gedanken noch einmal aussprechen konnte, denn es wäre ihm in diesem Augenblicke unmöglich gewesen, einen neuen zu finden. Fast lallend wiederholte er seine Frage.

„Nein, Herr Czabo!" antwortete Kathi, indem sie sich mit der weißen Küchenschürze die schweißbedeckte Stirn trocknete.

„Es hat sich eine Schutzwache in unserer Stadt gebildet, um den flüchtigen Rebellen entgegenzutreten, die jetzt häufig Semlin passiren, die nahe türkische Grenze zu erreichen. Mich hat man zum Commandanten derselben ernannt."

Kathi's Händen entsank der Zipfel der Schürze; sie sah schweigend den Commandanten an.

„Wundert Dich das?" fragte lächelnd Herr Czabo.

„Nein!"

„Und doch scheint es so?"

„Ich freue mich, daß der junge Kaiser in Semlin so treue Unterthanen hat."

„Wahrhaftig? So sind wir von gleicher politischer Farbe. Gefällt es Dir in meinem Hause?" fragte der Apotheker, indem er die Dose öffnete und mit zwei Fingern ein wenig von dem duftenden Tabak daraus hervornahm.

„Gewiß, Herr Czabo! Sie sind sehr freundlich, und Ihre Tochter ist die Güte selbst. Was kann eine arme Dienstmagd von ihrer Herrschaft mehr verlangen?"

Das ganze Gesicht des Apothekers lächelte; als ob er auf der Stelle einen schlagenden Beweis von seiner Freundlichkeit geben wollte, hielt er der Köchin die offene Dose hin, und fragte:

„Ein Prischen?"

„Danke, Herr Czabo, ich schnupfe nicht!"

Diese Worte sagte Kathi mit zitternder Stimme, als ob sie die besondere Aufmerksamkeit des Herrn Commandanten der Schutzwache erschreckt hätte. Dieser sah dem jungen Mädchen scharf, aber freundlich in das Auge. Kathi wich betroffen einen Schritt zurück, dann bückte sie sich, um ein Stück Holz unter dem Herde hervorzuholen. Das Halstuch verschob sich bei dieser Bewegung, und Herr Czabo sah einen wie aus Elfenbein geformten Nacken. Die Köchin beschäftigte sich mit dem Feuer.

„Wie befangen sie ist!" dachte der Apotheker. „Vetter Lajos hatte Recht, ein solches bescheidenes Veilchen muß man sorgfältig wahren, damit es die Sonne nicht zu zeitig welkt. Eine arme Dienstmagd, sagtest Du?" fragte er nach einer kleinen Pause. „Ich meine, Du besitzest genug, um nicht für arm zu gelten," fügte er muthiger hinzu.

Kathi wandte sich wieder zu ihrem Herrn; dann sagte sie mit bewegter Stimme:

„Ich bin so arm, lieber Herr, daß ich es kaum zu sagen vermag!"

Der Commandant ward von Mitleiden ergriffen, sein Lächeln verschwand und sein Blick ward ernst.

Das junge Mädchen erschrak von Neuem.

„Fürchtest Du Dich vor mir, Kathi?"

„Der Braten, Herr!" sagte sie rasch, indem sie sich wieder zu dem Herde wandte und die Deckel der Töpfe öffnete, um nach den Speisen zu sehen.

„Sie fürchtet meinen Zorn wegen des angebrannten Bratens," dachte Herr Czabo lächelnd; „es ist Zeit, daß ich das arme Kind beruhige. Kathi!" rief er laut.

„Herr Czabo?" antwortete sie, ohne sich umzusehen.

„Sieh' mich an, ich meine es gut mit Dir!"

Bei diesen Worten ergriff er den Arm des jungen Mädchens, so daß sie ihn ansehen mußte. Des Apothekers Gesicht schwamm in einem Meere von Freundlichkeit.

„Kathi, sei offen, ängstigt Dich etwas?"

„Nein, nein!" flüsterte sie.

„Und doch glaube ich es zu errathen."

„Sie, Herr Czabo?"

„Dein Vetter Lajos ist ein alter Bekannter —"

„Lajos, war er bei Ihnen?"

„Ich meine nur, er kann es mir sagen —"

„Das glaube ich nicht!" antwortete Kathi mit einem schmerzlichen Lächeln, wobei sich die beiden Reihen ihrer wunderbar schönen Zähne zwischen den rothen Lippen zeigten.

„Und wenn er es mir schon halb und halb gesagt hätte?"

Aus Kathi's Augen blitzte ein seltsamer Strahl, und ihr Kopf hob sich hoch empor.

„Lajos?" rief sie wie verletzt. „Unmöglich!"

Der Commandant der Schutzwehr wunderte sich einen Augenblick über den Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden.

„Es steckt etwas dahinter," dachte er; „vielleicht hat der lange Niklas Glück gehabt, ich muß es um jeden Preis zu erforschen suchen. Bestätigt sich mein Argwohn, so jage ich den Unverschämten aus dem Hause."

Mit Mühe legte er sein Gesicht wieder in die Falten der Freundlichkeit.

„Ei, mein Kind," sagte er mit einem feinen Lächeln, „fürchtest Du, daß Dein Geheimniß verrathen werde?"

„Herr, ich habe keine Geheimnisse!" antwortete Kathi unschuldig.

„Du liebst, nicht wahr?"

Kathi schlug die Augen auf ihre weiße Küchenschürze; ihre kleinen berußten Hände spielten verlegen mit dem Zipfel derselben.

„Unglücklich?" fuhr Herr Czabo fort.

Die Köchin antwortete nicht, aber ihr Gesicht blieb ruhig.

In Herrn Czabo regte sich ein Gefühl, das der Eifersucht nicht unähnlich war.

„Nun, habe ich Recht?" fragte er kleinlaut.

„Sie haben Recht, Herr Czabo!" flüsterte Kathi, indem sie zu ihren kleinen Füßen hinabsah.

„Und wer ist denn dieser glückliche Mann?"

„Das kann ich nicht sagen."

„So muß ich ihn wohl errathen?"

„Das ist eine Unmöglichkeit!" antwortete sie mit einem reizenden Lächeln der Verlegenheit.

Herr Czabo lauschte einen Augenblick nach der Küchenthür; als er bemerkte, daß die Hausflur völlig ruhig war, fragte er:

„Ist er jung?"

„Nicht so alt als ich!" flüsterte Kathi.

Der Commandant stutzte; er dachte an Niklas, der kaum neunzehn Jahre alt war, und Lajos hatte ihm gesagt, daß seine Nichte zweiundzwanzig zähle. Er glaubte auf der Spur zu sein.

„Ist er reich?" fragte er, denn er hatte die Absicht, die Armuth und Abhängigkeit seines Gehülfen zu schildern.

„Sehr reich!" antwortete die Köchin.

Der Apotheker stutzte zum zweiten Male. Niklas konnte es also nicht sein. Er beschloß, seinen Plan zu ändern.

„Lebt er in Semlin, Kathi?" fragte er, und der Verdacht stieg in ihm auf, die Köchin sei deshalb in seine Dienste getreten, um den Geliebten in der Nähe zu haben.

„Nein, Herr!"

„Ah, ich errathe — er ist Soldat!"

„Ein Soldat von hohem Range," antwortete Kathi.

„Das dachte ich mir!" rief Herr Czabo.

„Was?" fragte sie verwundert.

„Er diente im Heere der Rebellen, wo die Waghälse leicht Obristen, selbst Generale wurden! Ah, mit dem hohen Range ist es aus, mein Kind. Die Herren Obristen und Generale laufen ohne Regimenter durch das Land, wenn sie nicht erhängt oder erschossen sind. Also daher kommt Deine Traurigkeit? Mein Kind, mit einem Rebellen mußt Du es nicht halten, alle diese Leute haben keinen guten Charakter. Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen! Man kennt das. Wer weiß, mit welcher Person Dein Angebeteter jetzt liebäugelt, wenn er mit heiler Haut davon gekommen ist."

„Sie irren, Herr Czabo, er ist kein Rebell, er ist im Gegentheil —"

„Nun, so sage es endlich, wer er ist!" rief der ungeduldige Apotheker.

Kathi zögerte einen Augenblick, dann flüsterte sie ganz leise:

„Der junge General von S....!"

Der Commandant glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Starr sah er die Köchin an.

„Wer? Wer?" fragte er endlich gedehnt.

Die schöne Kathi verhüllte ihr Gesicht mit der Schürze, als ob sie sich schämte, die Verwegenheit ihrer Neigung bekannt zu haben.

„Der General?" fragte Herr Czabo noch einmal.

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Mädchen, bist Du toll?"

„Ach ja, das habe ich mir schon oft gesagt!" flüsterte sie.

„Kathi, Du lieferst den Beweis, daß Du ein loyales Mädchen bist — das ist mir lieb. Du sollst in meinem Hause bleiben, so lange es Dir gefällt."

„Ich danke, Herr Czabo."

„Hier, nimm," fügte er hinzu, indem er eine Börse aus sei-

ner Tasche zog — es ist Dein halbjähriger Lohn im Voraus — kaufe Dir Kleider oder was Du sonst gebrauchst, ich habe es gern, wenn meine Domestiken nett gekleidet gehen."

Ohne zu zögern, nahm Kathi die Börse an; sie machte einen Knix, und verbarg sie in der Tasche ihrer Schürze. Diese Bereitwilligkeit machte den verliebten Apotheker so kühn, daß er die Wange der Köchin streichelte. Fast wäre er in laute Bewunderung ausgebrochen über die Zartheit der weichen Haut.

„Kathi," murmelte er zärtlich, „wenn ich meine Sorge für Dich etwas mehr ausdehne, als ich es sonst für meine Mägde gethan, so bedenke, daß ich Wittwer bin und Niemandem Rechenschaft von meinen Handlungen schulde. Hörst Du, Kathi? Vergiß nicht, daß ich Wittwer bin!"

„Herr Czabo!" rief in diesem Augenblicke eine tiefe Baßstimme.

Die Köchin sprang erschreckt zu dem Herde. Der Gerufene wandte sich nach der Küchenthür. Da stand der lange Niklas mit aufgerissenem Munde auf der Schwelle.

„Was giebt's?" fragte der Hausherr in einem strengen Tone. „Warum ziehst Du nicht die Glocke, wenn ich in der Apotheke nöthig bin?"

„Herr Czabo, hören Sie denn Nichts?" fragte der Gehülfe, dessen Blicke unablässig auf Kathi ruhten.

Alle lauschten. Ein Marsch von Trommeln ließ sich in der Entfernung vernehmen.

„Sehen Sie nur die Straße hinunter!" sagte Niklas.

Der Apotheker trat zu dem Fenster. Ein Wald von Bayonetten blitzte in der Sonne. Der Marsch kam immer näher, und bald hörte man den festen, taktmäßigen Schritt der Soldaten. Ein Regiment österreichischer Infanterie marschirte an dem Hause des Apothekers vorüber.

„Kaiserliche Soldaten!" rief Herr Czabo, indem er das Fenster öffnete.

In diesem Augenblicke begann die Regimentsmusik einen rauschenden Marsch. Die Töne drangen hell durch das geöffnete Fenster in die Küche. Herr Czabo war so entzückt von dem kriegerischen Schauspiele, daß er die schöne Köchin darüber vergaß.

„Gott sei Dank," rief er aus, „daß wir endlich wieder Soldaten in unsern Mauern haben, nun kann man sich doch ruhig zu Bette legen und ruhig wieder aufstehen! Es lebe der Kaiser!"

Kathi theilte die Begeisterung ihres Herrn nicht; der Anblick der Soldaten schien einen tiefen Eindruck auf sie ausgeübt zu haben. Unbeweglich stand sie an der Seite des Fensters und sah mit schmerzlichen Blicken die sonngebräunten und bestäubten Krieger vorüberziehen. Die Musik verhallte und der letzte Mann des Regiments verschwand. Man hörte nur noch das Geräusch der nachziehenden Volksmenge.

„Zu Tische!" sagte Herr Czabo. „Kathi, trage die Speisen auf."

Eine Viertelstunde später saßen Herr Czabo, Netti und Ferenz in dem freundlichen Wohnzimmer bei Tische. Niklas speis'te in dem kleinen Kabinette neben der Apotheke.

Kathi saß in der Küche auf einer Bank und hielt sinnend den Kopf in der Hand. Die Speisen, die ihr Netti reichlich zugetheilt, blieben unberührt.

IV.

Die Einquartirung.

Es war drei Uhr Nachmittags.

Ferenz ordnete in seinem Zimmer die Rechnungsbücher und Herr Czabo befand sich in dem Verkaufslocale, weil um diese Zeit Niklas, der Gehülfe, die Geschäfte in dem Laboratorium zu besorgen pflegte. Netti saß in dem Wohnzimmer und arbeitete an einer Stickerei. Von Zeit zu Zeit sah sie durch das Fenster nach der Straße hinaus, in der Soldaten mit Zetteln in der Hand auf- und abgingen. Die müden Krieger suchten sich die ihnen angewiesenen Quartiere.

Um diese Zeit schlich Niklas aus dem Laboratorium über die Hausflur nach der Küche. Er steckte seinen Kopf durch die halbgeöffnete Thür. Die Küche war still und leer, aber der Eingangsthür gegenüber stand eine andere offen, die zu der Kammer der Magd führte, und in dieser Kammer stand Kathi vor einem Spiegel; sie war beschäftigt, ein buntes Tuch turbanartig um ihren Kopf zu schlingen. Dabei hob sie natürlich die vollen runden Arme empor, die von einem weißen Hemde zur Hälfte bedeckt waren, und Niklas sah die runde elastische Taille der schönen Kathi in ihrer ganzen Vollendung. Der arme Mensch stieß bei diesem Anblicke unwillkürlich einen tiefen Seufzer aus.

Kathi fuhr erschreckt vom Spiegel zurück, ließ die Arme sinken und sah nach der Thür. Der lange Niklas trat in die Küche. Um sich so vortheilhaft als möglich zu zeigen, hatte er unter seinem grauen Arbeitsfracke weiße Wäsche angelegt und ein schwarzes seidenes Tuch um den hagern Hals geschlungen. Verlegen lächelnd stammelte er einige unverständliche Worte, die, wie es schien, einen Gruß bedeuten sollten.

Die Köchin hatte die zarten Gefühle des langen Apothekers seit einiger Zeit schon mit Schrecken bemerkt, denn Niklas hatte sie bei jeder Gelegenheit kundgegeben. Sie bedauerte ihn, deshalb sah sie ihn freundlich an und fragte in einem sanften, fast bewegten Tone:

„Was meinen Sie, lieber Herr Niklas?"

Die freundlichen Worte hatten dem Schüchternen Muth eingeflößt.

„Was ich meine?" fragte er laut. Und dabei verschlang er das reizende Gesicht Kathi's, die nach Tische ihre einfache Toilette gemacht hatte, mit den Blicken.

„Nun ja."

„Soll ich es Ihnen offen bekennen, liebe Kathi?"

„Wenn Sie anders gekommen sind, mit mir zu reden, so ist dies das beste Mittel, rasch zum Ziele zu gelangen."

Als ob die Verzweiflung seinen Muth noch erhöhte, holte er tief Athem, und murmelte in der tiefsten Tiefe seines Basses:

„Ich meine, daß ich nicht mehr weiß, was ich meine, noch was ich thue. Ich unterscheide die Büchsen in der Apotheke nicht, lege verkehrte Gewichte in die Wage und gebe doppelte Dosen statt einfacher. Darüber macht mir Herr Czabo die bittersten Vorwürfe, und ich kann doch Nichts dafür. Vorhin stieß ich Senf in dem Laboratorium, da habe ich mit der schweren Keule beinahe meine eigene Hand zerschlagen. So kann das nicht mehr gehen, Jungfer Kathi, ich muß Abschied von Ihnen nehmen."

Niklas ließ den Kopf sinken und trocknete mit der grünen Schürze seine Stirn, als ob ihm dieses Geständniß blutsauer geworden wäre.

„Mein Gott, Herr Niklas," sagte Kathi verwundert, „Sie wollen das Haus des Herrn Czabo verlassen, der es stets so gut mit Ihnen meint, und dessen einziger Gehülfe Sie sind?"

„Glauben Sie denn, daß ein Apotheker kein Herz im Leibe hat?" schluchzte Niklas in wahren Bärentönen. „Im Gegentheil, dieses Organ des menschlichen Körpers ist bei ihm sehr gefühlvoll — bei Herrn Czabo nicht minder als bei mir. Herr Czabo ist funfzig Jahre alt — er hat schon eine Frau gehabt — er hat eine große Tochter — aber er ist Apotheker!"

Niklas konnte keine Worte mehr finden; er ergriff abermals seine Schürze und trocknete sich die schweißtriefende Stirn.

„Was ist Ihnen?" fragte Kathi theilnehmend. „Sind Sie krank?"

„Nein, ich stampfte vorhin Senf in dem Laboratorium, und dieses beißende Gewürz ist mir in die Nase gefahren — das ist Alles — nun ist die Wirkung vorüber."

„Das freut mich, lieber Herr Niklas," sagte Kathi, indem sie das Porzellan in dem Küchenschranke zu ordnen begann.

„Darf ich fortfahren, Jungfer Kathi?" fragte der Apothekergehülfe nach einer Pause.

„Wenn Sie mir noch etwas zu sagen haben, so legen Sie sich keinen Zwang an."

„Herr Czabo hat Ihnen die Backen gestreichelt, Kathi!"

„Wie?"

„O, ich habe es wohl gesehen. Kathi, trauen Sie dem alten Fuchs nicht. Die alte Katharina, seine vorige Haushälterin, hat er auch heirathen wollen — die arme Person ist darüber blind geworden."

Kathi stellte sich, als ob sie diese Verleumdung nicht gehört hätte, sie fuhr ruhig in ihrer Arbeit fort.

„Ich muß wissen, woran ich bin," sagte Niklas leise, „und soll ich alle Minen springen lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf von Sachsen mit dem Bockerlitz.

Wie Sachsen und Bockerlitz so sich schlugen, Sachsen schlug Bockerlitz, Bockerlitz schlug Sachs

und Sorgen seiner kurzen Regierung und häuslichen Trauer angegriffen. Er verlor bekanntlich vor Kurzem seine junge schöne Frau, seine Mutter und seinen Vater in kurzer Zeit hinter einander.

Die französische Revolution von 1848 brachte Sardinien am Schärfsten in Conflict mit den conservativen und reactionären Elementen seines Staates und anderer Mächte einerseits, und andererseits mit der Demokratie und dem leidenschaftlichen Republikanismus Italiens. Wir können hier nicht von des jetzigen Königs Vater, Karl Albert, seinem tragischen Kampfe gegen Oesterreich und die Republikaner zugleich, von seinem Untergange, seiner Thronentsagung (März 1849) und seinem Tode in tiefster Zurückgezogenheit (Juli 1850), nicht von der merkwürdigen sardinischen Geschichte dieser Zeit sprechen, und erwähnen hier nur, daß der jetzige König sofort nach seines Vaters Entsagung das schöne Beispiel eines Sieges der liberalen Elemente vom Throne herab gab, daß er mit großer Energie, Kraft und Ausdauer sein Staatsschiff glücklich und heldenmüthig zwischen der Scylla des Absolutismus und der Charybdis des Republikanismus hindurch steuerte, und es ihm gelang, seinem Lande und Volke eine neue Lebensfrische aus den revolutionären Bewegungen zu retten und zu sichern. Namentlich charakterisirt sich Sardinien ganz im Gegensatze zu allen anderen italienischen Staaten. Letztere interessiren nur durch ihre Vergangenheit, durch die Grabmale ihrer ehemaligen Herrlichkeit, Sardinien durch sein Leben, sein Werden, seine industrielle, mercantile, wissenschaftliche und literarische Entwickelung. Es ist im ganzen Süden Europa's das einzige Land mit Preßfreiheit, mit öffentlicher Freiheit, mit Reformen, mit Freude an der Gegenwart, mit Hoffnungen für die Zukunft. Auch sind die Sardinier durchweg keine Italiener, sondern ein eigener, robuster, militärisch-disponirter Menschenschlag, als deren Typus und Ideal der König gelten soll. Der alte savoy'sche Theil der Bevölkerung hängt außerdem mit besonderer Liebe an dem regierenden Königshause, von dem es seit sechs Jahrhunderten ununterbrochen größtentheils nobel, ritterlich und anständig regiert ward. Viele Ahnen des Königs tragen edele historische Namen als tapfere Ritter in Turnieren und Kriegshelden aus den Zeiten der Kreuzzüge bis zu „Prinz Eugene, dem edeln Ritter."

In Paris und London hat man dem jetzigen Könige wohl keine Zeit zu ritterlichen Thaten gelassen, wenn nicht gegen Gebratenes, Gesottenes, Geschmortes und Gepfropftes. Dagegen hat sein Heer in der Krim, an dessen Spitze er einst mit vieler persönlicher Tapferkeit selbst kämpfte, Gelegenheit genug, sich in den sogenannten ritterlichen Künsten zu üben. Es ist nicht unsere Absicht und liegt durchaus nicht in der Tendenz der Gartenlaube, die Apotheose eines Kriegsheers zu schreiben, wir wollen lediglich, nachdem wir aus dem französischen Heere die Zuaven, aus dem russischen die Kosaken, aus dem türkischen die Baschi-Boschuks als besonders interessante Truppentheile der im Orient kämpfenden Heere vorgeführt, auch der sardinischen Armee gerecht werden, die in den „Versaglieri's" eine eben so gefürchtete Truppe besitzt, wie die Franzosen in den Zuaven.

In dem 15,000 Mann starken Kontingente, mit dem sich Sardinien den Alliirten in der Krim angeschlossen hat, nehmen diese Versaglieri (Scharfschützen) sowohl ihrer Ausbildung nach, als in Bezug auf ihre Ausrüstung und Bewaffnung die hervorragendste Stellung ein. Wie überhaupt unter allen italienischen Staaten Sardinien die kriegerisch tüchtigsten Truppen besitzt, so unermüdlich sorgte es in der Vermehrung seiner Militärbildungsanstalten und in der Beschickung erfahrener Generalstabsoffiziere nach Paris, Berlin und Wien dafür, aus dem vorhandenen Guten Vorzügliches herauszubilden und den Fortschritten in der Kriegswissenschaft zu folgen. Einem ausgezeichneten Krieger, dem General Alessandro Evasio Ferrero della Marmora, dem Bruder des Oberbefehlshabers Alfonso della Marmora, verdankt Sardinien die Schöpfung der Elitétruppe der Versaglieri. Mit dem Plane, ein in jeder Beziehung ausgewähltes Corps zu bilden, bereiste er im Jahre 1835 Frankreich, England, Belgien und Preußen, um sowohl die Organisation der leichten Truppen, als auch die neueren Erfindungen in der Gewehrfabrikation kennen zu lernen. Nach seiner Zurückkunft legte er dem König Karl Albert ein Projekt zur Organisirung des Versaglliericorps vor, und es gelang ihm nach vielen Schwierigkeiten, die Bildung zweier Compagnien durchzusetzen, die mit einer von ihm erfundenen Büchse bewaffnet wurden und zu deren Chef er im Jahre 1836 ernannt wurde. Unter den Opfern, die die Cholera in der Krim zu Tausenden gefordert hat, beklagt Sardinien auch den General Alessandro della Marmora, der kurz nach seiner Ausschiffung daselbst starb.

Schon in dem Werke des österreichischen Generals Schönhals über die italienischen Feldzüge werden die Versaglieri als in jeder Hinsicht ebenbürtige Gegner der österreichischen Jäger bezeichnet. Besonders Savoyarden und die muthigen, gewandten und abgehärteten Söhne der Hochalpen sind in den Versaglieri stark vertreten. In den Kriegen mit Oesterreich stellte sich der wesentliche Nutzen der nach dem Muster der französischen Chasseurs de Vincennes weiter ausgebildeten Truppe überzeugend heraus, so daß ihre Vermehrung als unabweislich erschien. Gegenwärtig bestehen sie aus 10 Bataillonen, jedes Bataillon zu 4 Feld- und einer Depôtcompagnie. Die Stärke einer Compagnie ist nach dem jetzigen Etat auf dem Kriegsfuße 93 Combattanten, so daß ohne die zurückbleibenden Depôtcompagnien die Versaglieri in einer Stärke von 3720 Mann, die auf vollem Kriegsfuß auf 4000 Mann erhöht wird, im Felde stehen und dabei noch ein hinreichendes Depôt zurücklassen. Ihre Bewaffnung ist gegenwärtig die kurze, leichte Delvigne'sche Büchse, die sie mit ungemeiner Sicherheit zu handhaben wissen, wie sie im Allgemeinen und hinsichtlich der Gewandtheit und Kühnheit der einzelnen Leute Alles besitzen, was man von den besten derartigen Truppen nur erwarten kann. Sie sind gleich den Zuaven und den Chasseurs der Franzosen die gefährlichsten Gegner der Russen, und ihre Kugeln zählen zu den unfehlbaren.

Wir geben hier unsern Lesern ein treues Bild dieser verwegenen Bergsöhne und ihrer sehr zweckmäßigen und malerischen Uniformirung, die ganz entsprechend für den leichten Tirailleurdienst in Berg und Wald berechnet ist.

Die Säugethiere Deutschlands in früherer Schöpfungsperiode.

Von C. Giebel.

(Schluß.)

Aehnliche Prototypen wie sie uns in den Paläotherien und Anoplotherien begegneten, treffen wir vor der Existenz des Pferdes als des Repräsentanten der Familie der Einhufer in der mitteltertiären Epoche in Deutschland. Aus den Schichten des mainzer Beckens erhielt Kaup die Gebeine dieses Urpferdes, das er Hippotherium nennt. Alle bekannten Pferdearten haben an jedem Fuße nur eine Zehe, einen Huf, und neben dem einfachen Mittelhand- und Mittelfußknochen liegt unter der Haut versteckt noch jederseits ein dünner sogenannter Griffelknochen, der als Rest der verkümmerten äußern und innern Zehe zu betrachten ist. Der eine dieser Griffelknochen trägt bei dem tertiären Hippotherium eine wirkliche Zehe mit Hufe, eine Afterklaue, die aber den Boden beim Gehen nicht berührte, sondern frei neben dem großen Hufe hervorragte. An der Seite dieser Afterklaue findet sich dann noch ein besonderer Griffelknochen als Rudiment einer vierten Zehe. Uebrigens glich das Hippotherium einem sehr zierlich und schlank gebaueten Pferde, und zeichnete sich nur noch durch die zahlreichen feinen Fältelungen der Schmelzfalten seiner Backenzähne aus. Der Unterschied von Einhufer, Spalthufer und Vielhufer, der in der gegenwärtigen Schöpfung so scharf ausgeprägt ist, die schroffe Aneinanderreihung des heutigen Tapir, Elephant, Nashorn, Flußpferd, der Wiederkäuer und Einhufer findet sich in der tertiären Zeit der Schöpfung nicht: Paläotherien, Anoplotherien, Hippotherien, Mastodonten, Chöropotamen und Hirsche waren damals viel näher verwandte Gestalten als ihre Nachfolger in der diluvialen und gegenwärtigen Schöpfung.

Wir wenden uns von den großen Pflanzenfressern zu den gefährlichen Raubthieren, deren Existenz ganz von jenen abhängig

Wie, wo Thiere alles leben, ist Gott bekannt, und ihre Nahrung ist ihm bereitet. Wenn sie Hunger leiden, so ist es ihre Strafe, und sie müssen sich nach Nahrung umsehen

mehr in die Alpen zurückgedrängt) Ziesel, Biber, Wasserratten, gewöhnliche Ratten und Mäuse, Hasen und Kaninchen, während der tertiären Periode nur Pfeifhasen, die heute uns fehlen, Biber und Ziesel. Ihre zarten Gebeine entziehen sich den minder sachkundigen Blicken und wir dürfen daher hoffen, daß spätere sorgfältige Nachforschungen uns noch zahlreichere Arten dieser kleinen Thiere bringen werden. Es ist gar kein Grund vorhanden zu der Annahme, daß bei der überraschenden Mannigfaltigkeit der großen Raubthiere und Pflanzenfresser die kleinen und sehr kleinen damals von der schöpferischen Kraft der Natur vernachlässigt sein sollten. Alle Bedingnisse ihrer Existenz waren ja während der tertiären und diluvialen Zeit ganz eben so wie heute vorhanden.

Die Vertheilung der Gewässer und ihr Verhältniß zu dem Festlande wechselte in den verschiedenen Schöpfungsepochen und wir finden daher auch innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes Meeresbewohner, welche heute nur an den nördlichen Küsten und weit entfernt im Ocean leben. Mit Sicherheit kennen wir bereits Ueberreste von Seehunden und Delphinen und von Seekühen. Unter letzteren fesselt das merkwürdige Dinotherium des mainzer Tertiärbeckens die Aufmerksamkeit. Der allein bekannte kolossale Schädel desselben mißt über drei Fuß Länge und zwei Fuß Breite. Sein Bau ist eigenthümlich, im Wesentlichen aber für den Aufenthalt des Thieres im Wasser eingerichtet. Die Backzähne gleichen so sehr denen des Tapirs, daß sie, einzeln gefunden, sehr leicht verwechselt werden können. Ganz eigenthümlich biegt sich die Spitze des Unterkiefers, wie bei keinem andern Säugethiere abwärts und zwei gewaltige Stoßzähne ragen abwärts gerichtet aus derselben hervor. Das Dinotherium war ein Pflanzenfresser und bediente sich dieser enormen, eigenthümlich gestellten Stoßzähne wahrscheinlich nur zum Festhalten, wenn es das Wasser verließ, um sich am Ufer zu sonnen, ähnlich, wie sich das Wallroß mit seinen langen Stoßzähnen im Oberkiefer am Eise festhält. Die Körperlänge des Dinotherium mag etwa zwanzig Fuß betragen haben. Eine andere tertiäre Seekuh in Deutschlands Gewässern war dem lebenden Dugong sehr verwandt und besaß flußpferdähnliche Backenzähne.

Nach dieser Aufzählung war Deutschland also in frühern Schöpfungsepochen von einer viel mannigfaltigeren Säugethierfauna bevölkert, als gegenwärtig. Wir finden die heutigen Gestalten vereint mit zahlreichen Vertretern aller Zonen und aller Welttheile, vereint mit Gestalten, welche der gegenwärtigen Schöpfung ganz fremd sind. Diese Fremdartigkeit war in der ältern Zeit eine allgemeine, denn neben Paläotherien, Anoplotherien, Hippotherien, Mastodonten, Dinotherien und Bärenhunden sahen wir nur einzelne heutige Gattungstypen, wie den Tapir, das Nashorn, Hirsche und Katzen. In der Diluvialepoche, der letzten, welche der gegenwärtigen Ordnung der Dinge vorausging, lebten meist Arten von Gattungen der Jetztwelt, die Zahl der eigenthümlichen tritt auffallend zurück, und es erscheinen im Gegentheil mehre Arten, welche von jetzt lebenden sich gar nicht unterscheiden lassen.

Ueber Frauenbestimmung.*

Von Prof. Biedermann.

V.

Der Erziehungsberuf der Frauen.

Kehren wir aus diesen weiteren Kreisen der Wissenschaft und des Lebens, wo die Frau gleichsam nur wie ein Gast vereinzelt bisweilen einspricht, zurück zu jener engsten und eigentlichsten Sphäre weiblicher Berufsthätigkeit, in die stillen Räume des Hauses, so finden wir hier noch ein Feld der Wirksamkeit für die Frauen erschlossen, dessen liebevolle, sorgsame und dann gewiß auch erfolgreiche Bebauung das ächte Weib für die Entbehrung aller weitergreifenden Lebensrichtungen vollkommen entschädigt, ja, in den meisten Fällen gar nicht an solche denken lassen wird. Es ist dies der Beruf der Erziehung, der körperlichen, geistigen und sittlichen Ausbildung des nachwachsenden Geschlechts. Die Wirksamkeit der Frauen auf diesem Felde kann schon in ihrer jetzigen Ausdehnung eine unendlich fruchtbare und lohnende sein, wenn sie die ihr gesteckte Aufgabe ganz erfüllt; sie ist aber auch noch mannigfacher Erweiterung und Entwickelung fähig. Wie viel, wie unberechenbar viel vermag schon eine wohlgeleitete körperliche Pflege des Kindes von seinen ersten Lebensstunden an bis dahin, wo dasselbe der Fürsorge des Aelternhauses entwachsen ist, für dessen ganzes künftiges Lebensglück, für sein körperliches Wohlsein, für sein gemüthliches Behagen, für die kräftige Ausbildung seiner Geistesanlagen und somit für seine einstige Stellung und Wirksamkeit in der Welt auszurichten! Und diese Pflege ist, der Natur der Sache nach, vorzugsweise, ja beinahe ausschließlich den Händen der Frauen anvertraut, ihrer verständigen Sorgfalt überantwortet. Was die geistige Bildung der Kinder anbetrifft, so kann die Frau, wenn sie guten Willen, Eifer und eigene Vorbildung genug dazu mitbringt, einen wichtigen und weitreichenden Antheil daran haben. Ihr fällt naturgemäß der ganze erste Unterricht des Kindes zu, der mehr zufällig als planmäßig, mehr anregend als festhaltend, mehr in die Breite als in die Tiefe gehend sich verhält. Hier ist die leichte Beweglichkeit des Frauengeistes, ihre feine und sinnige Beobachtungsgabe für das Nächste und Unmittelbarste, ihr praktischer Sinn und ihre Ordnungsliebe recht am Platze. Im fortwährenden Umgange mit dem Kinde, welches sich in diesem früheren Alter vorzugsweise gern und mit Vertrauen an die Mutter oder ein anderes weibliches Wesen anschließt, kann die gebildete Frau beiläufig, mitten unter anderen Geschäften, dem kindlichen Geiste eine Menge für ihn passender und fruchtbarer Vorstellungen beibringen, kann ihn zum eignen Denken und Beobachten anleiten. Sie braucht dazu kaum etwas Anderes, als die von Natur rege Wißbegier des Kindes recht zu befriedigen und zu leiten, auf seine nie ermüdenden Fragen ebenso unermüdlich, aber auf die rechte Weise, zu antworten, nicht zu viel und nicht zu wenig, vor Allem so, daß das Kind ganz verstehe, was ihm gesagt wird, und daß ihm nichts gesagt werde, was es durch eignes Nachdenken und Sichbesinnen herausbringen kann.

Auch für die Anfänge eines planmäßigen wissenschaftlichen Unterrichts dürften die Frauen, bei genügender eigner Vorbildung, wohl geschickt sein, und gewiß wäre es als ein wichtiger Fortschritt zu begrüßen, wenn ein Theil dieses Unterrichts auf solche Weise aus der öffentlichen Schule in das Haus, dem er jetzt allzu sehr entfremdet ist, zurück verlegt werden könnte. In Nordamerika sollen die Mütter den Unterricht, nicht blos der Töchter, sondern auch der Söhne, und zwar selbst in manchen streng wissenschaftlichen Fächern, in Mathematik und Naturkunde, bis zu einem gewissen Punkte mit glücklichem Erfolge übernehmen. Bei uns hat man wenigstens angefangen, den Frauen einen Theil von dem, was ihnen gebührt, zurückzugeben und die Uebertragung des Unterrichts der weiblichen Jugend an weibliche Lehrerinnen in größerem Umfange als bisher anzubahnen. In England ist dies bereits in umfänglicherem Maße geschehen, und eine wohlthätige Folge davon scheint die vertraute Bekanntschaft mit den Erscheinungen und Vorkommnissen des täglichen praktischen Lebens zu sein, welche dort die Jugend beiderlei Geschlechts besitzt.

Unendlich wichtig ist der Einfluß, den das weibliche Gemüth auf die Entwickelung des Charakters und des ganzen Seelenlebens der ihr anvertrauten oder nahestehenden Jugend ausüben kann. Von den Mädchen versteht sich von selbst, daß ihre Gemüths- und Charakterbildung zum allergrößten Theile das Werk mütterlichen oder jedes sonstigen weiblichen Einflusses ist. Aber auch auf die männliche Jugend kann dieser Einfluß sich sehr weitreichend äußern. Wenn es wahr ist, daß die ersten Eindrücke auf das kindliche Gemüth die stärksten und bleibendsten sind (und die Erfahrung spricht allerdings dafür), so begreift sich leicht, daß der Same, der in dieser Zeit von Frauenhänden, den natürlichen Pflegerinnen der ersten Kindheit, ausgestreut wird, unaustilgbar für das ganze Leben fortwuchert — zum Guten oder Bösen — je nachdem er beschaffen war.

* Siehe die Nummern 10, 11, 17 und 37 d. Jahrg.

Mit Recht hat man gesagt, daß die Frauen, ihrer Natur nach, den Kindern näher stehen. Frauen gewinnen daher auch in der Regel das Vertrauen, die Liebe und Anhänglichkeit der Kinder leichter als Männer. Frauen verstehen besser, als Männer, die Aeußerungen des kindlichen Wesens und wissen weit geschickter und tactvoller die richtigen zu unterstützen, die fehlgehenden mit leiser und weicher Hand in die rechte Bahn zurückzubeugen. Was für den sich erschließenden Kelch der Pflanze Luft und Licht sind, das ist für das kindliche und jugendliche Gemüth der warme Sonnenschein der Mutterliebe, jener höchsten, geweihtesten, segensvollsten Kraft im ganzen Menschenleben. Sie ist für den kräftigen jungen Geist das mildernde und sänftigende, für den weichen und zaghaften das stärkende und befeuernde, für den noch unklar in sich ringenden das klärende und läuternde Element, für Alle der heilige Genius, welcher sie durch das ganze Leben hindurch — nah oder fern, sichtbar oder dem irdischen Auge entzogen, wie ein heiliger Talisman schützend und segnend geleitet. Wäre uns die Jugend aller derer bekannt, welche sich später im Leben verlieren und verloren gehen, wir würden finden, daß den meisten davon jene Weihe sorgender und schützender Mutterliebe in den Jahren ihrer größten sittlichen Empfänglichkeit gefehlt hat, wie andererseits unter denen, welche sich im Leben als charakterfest und sittlich edel bewähren, wohl nur Wenige sein möchten, welche nicht diesen Vorzug hauptsächlich mütterlichem Einflusse verdankten.

Es ist vielfach und mit Recht die Bemerkung gemacht worden, daß große Männer sich in der Regel durch eine tiefe kindliche Verehrung und Liebe für ihre Mutter auszeichneten, so wie daß, wenigstens in vielen Fällen, ihr Bildungsgang einen überwiegenden Einfluß mütterlichen Geistes auf die Entwickelung ihrer Fähigkeiten oder ihres Charakters aufzeigte. Von den erstern Thatsachen bietet schon das Alterthum ein hervorragendes Beispiel dar in der kindlichen Ergebenheit jenes römischen Feldherrn Coriolan gegen seine Mutter, der zu Liebe er seinen Rachezug gegen Rom, welches ihn tief gekränkt hatte, rückgängig machte und dadurch sich selbst der Rache seiner neuen Verbündeten aussetzte. In der neuesten Geschichte ist vielleicht das hervorragendste Beispiel einer solchen kindlichen Ehrerbietung der große Kaiser Joseph II., der selbst in seinem kräftigsten Mannesalter, und als er bereits das kaiserliche Scepter über Deutschland führte, dennoch in den Angelegenheiten seiner österreichischen Erblande dem Willen seiner Mutter sich widerspruchlos unterwarf, obschon dieser Wille in den wichtigsten Punkten seinen Ansichten entgegen stand und nicht selten auf eine für ihn demüthigende Weise sich geltend machte. Was den Antheil mütterlichen Einflusses an der Bildung großer Männer betrifft, so ist hier vor Allem an Goethe zu erinnern und an die Frau Rath Goethe, deren mächtige Eigenthümlichkeit in ihrer Verwandtschaft mit dem Genie ihres großen Sohnes und in ihrem bedeutenden Einfluß auf diesen Bettina in ihren Gesprächen mit der Frau Rath Goethe* so bezeichnend geschildert hat.

Im Hinblick auf diese weitreichende Macht, welche die Frauen und namentlich die Mütter, auf die Geistes und Charakterbildung des nachwachsenden Geschlechtes, und somit auf die ganze Zukunft der Menschheit bis in die fernste Zukunft hinaus zu äußern vermögen, kann man auf sie mit Recht jenes Wort anwenden, welches Schiller von den Künstlern gesagt:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch, mit Euch wird sie sich heben."

* In der schon oben angeführten Schrift: „Dies Buch gehört dem König."

Ein Besuch in Portsmouth.

Um ein Mal ein paar Lungen voll Seeluft zu schöpfen, sah' ich mich diesen Herbst nach dem wohlfeilsten Markte für diesen Artikel um. Man empfahl mir zu diesem Zweck ziemlich allgemein Southampton und Portsmouth. Der Leser wolle hier so gut sein zu merken, daß ich in London wohne, wo Luft eben so schwer ächt zu haben ist, als irgend ein anderes Lebensmittel. Portsmouth, dachte ich, der englische Kriegs- und Militär-Marine-Hafen? Da läßt sich also nicht blos auf billige Weise Seeluft kaufen, sondern am Ende auch noch etwas Marine-Kriegswissenschaft. Also fort auf die Eisenbahn hinunter an den Busen des erdumgürtenden Oceans! In meinem Waggon bemerkte ich außer Leuten, die von Niemandem bemerkt werden, einen farbig bebänderten Rekrutirungs-Sergeanten, einen sechzehnjährigen sehr dummen Jungen, den er wie ein Basilisk mit den Blicken anbohrte, um ihn zu fangen, eine Portion braune, breite Matrosen und einen Schneider, dem der Sergeant auf den Kopf schwor, daß er nicht mehr als 4 Fuß 5 Zoll messe.

Bald sah ich nichts mehr, als die Windungen der Rekrutirungsklapperschlange, wie sie den sehr dummen Jungen umängelte, umzüngelte und allmälig heranzog, um ihn zu fangen. Erst eine Cigarre, von der der Junge bald sehr blaß ward, dann ein Schluck und wieder ein Schluck, freundliches Herausschrauben des Zwecks seiner Reise, glänzende Gemälde von Fleisch, Bier, Spirituosen, Avancement und merkwürdigem, heilen Davonkommen aus dem dichtesten Kugelregen, und daß nur ausnahmsweise ein Unvorsichtiger getroffen werde, da die Russen nie einen Engländer treffen könnten und was dergleichen mehr sich einfand. Der Junge horchte mit großen Augen, fing an zu fragen und immer wärmer zu werden. Einer mehr, dachte ich, was will das sagen, obgleich mir das junge frische Blut leid that, aber im Ganzen war ich schon gegen Mitleiden dieser Art abgehärtet. Hab' ich doch fast alle Tage Heerden eingefangener Jungen von 16 Jahren durch die Straßen Londons transportiren sehen, welche den ungeheuern Verbrauch von Pulverfutter ersetzen sollen. Wie sie damit Rußlands Besiegung unterstützen wollen, begreife ich eben so wenig, wie jeder Andere, der diese Rekrutirungen mit angesehen.

Doch das bei- und mitunterläufig. Ich war schon in Portsmouth, und zwar auf dem Südseeplatze (Southsea Common) durch eine entsetzliche Kanonade aufgeweckt worden. Durch das geöffnete Fenster drang Pulvergeruch. Die weißen Wolken des furchtbaren Dampfes zogen schwerfällig über das weite Meer hinaus. Die metallene Musik des Pulvers verwandelte sich in Militärblechinstrumentalmusik, deren schmetternde Tonwellen über meinen Kaffee her zum Fenster hereinkamen, als wollten sie auch mich werben.

Ich sah zum Fenster hinaus auf Gruppen ziehender, schießender, scherzender Soldaten der Marine, der Linie, der Militia, von Rekruten in Lumpen und in roher, schmutziger Einkleidung. Hier und da schossen sie willkürlich nach Steinen und Pfählen. Von Schießständen aus den ganzen Vormittag ein unaufhörliches Geknatter einzeln und in Salven, Trommelgewirbel, Blechgeschmetter, das Gekreisch Betrunkener, das Gelächter und Gekeife verschiedener Soldatensorten durcheinander, ein wüstes Bild von Rohheit, Willkür und gänzlichen Mangels an Disciplin, so daß man sich in dem militärstraffen Deutschland schwerlich eine richtige Vorstellung davon machen kann. Um den Eindruck noch mehr zu trüben, arbeiteten hier und da Sträflinge in düsterm Schweigen zwischen den gezogenen Säbeln und geladenen Gewehren ihrer Wächter, Wagen ziehend oder im Meeresgrunde watend und baggernd. Gegen das farblose Einerlei der Sträflinge stachen die blutrothen Uniformen der Soldaten ordentlich wie Leben und Freiheit ab. Die Marine-Artillerie, dunkel uniformirt, zog donnernd und polternd wie ein schwarzes Fatum zwischen den Soldaten und Sträflingen hindurch.

Auf meinem Wege in die Stadt hinein suchte ich Labyrinthe von Ramparts, Ziehbrücken, Schanzen u. s. w. zu studiren, konnte ihnen aber keinen rechten Geschmack abgewinnen. Flaggen und Fahnen von Seide mit kostbarer Stickerei und goldenen und silbernen Besätzen flattern über mir; neben mir rechts und links schritten gemessen und stumm die Schildwachen oder standen sich mit komischer Gravität gegenüber, ehe sie sich ablös'ten. Die Straßen wimmelten von Soldaten und Matrosen. Durch ein Ladenschaufenster erkannte ich den kleinen Schneider aus dem Waggon wieder, rings umbaut von Uniformen und glitzernden Epaulettes. Von trunkenen und gruppenweise umherstehenden Soldaten und Matrosen in mannigfacher Weise gefoppt und insultirt, aber nicht berührt, kam ich endlich an meinem Ziele, dem Thore zu den Docks der Marine

an. Man examinirte mich, was ich wolle und wie ich heiße. Die Antwort, daß ich mir die Merkwürdigkeiten nur eben ansehen wolle, und ich so friedlich gesinnt sei, daß ich für einen zweiten Elihu Burrit gehalten werden könnte, genügte. Ich ward einem Policeman übergeben, der mich zu einigen andern Gästen der Docks mitnahm und uns dann überall hin auf unsern Wanderungen begleitete, damit wir nicht etwa für die Russen Zeichnungen aufnähmen oder Kanonen in die Tasche steckten.

Herr mein Gott, welche Fülle von Zerstörungsvorräthen! So weit das bewaffnete Auge reichte — und ich benutzte ein gutes Glas — nichts als Zerstörungsmaschinerie — kein Schiff, kein Pfahl, kein Pflock zu produktiven Zwecken. Nur im Depot der Ambulancen, den neuen Karren zum Wegschaffen der Verwundeten von Schlachtfeldern, dachte ich an die Möglichkeit, daß noch diese oder jene Ruine eines nützlichen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft gerettet werden könne. Aber 60,000 Mann, die Krimarmee Englands, liegt schon um Sebastopol herum, für diese sämmtlichen 60,000 Mann kamen diese Ambulancen zu spät. Und diese Ungeheuer von Kriegsschiffen, die trotz der baltischen und Schwarzemeerflotte noch hier ankerten und nach allen Seiten mit blinden Kanonenaugen glotzten — was wollen sie alle hier in ihrer schrecklichen Ruhe? Unabsehbar war der Hafen, und im ganzen weiten Gesichtskreise nichts als Seekriegswerkzeuge, nicht ein einziges Handelsschiff, nicht eine einzige Thätigkeit zum Wohle der Menschheit oder nur eines einzigen Menschen, Alles vermeintlich blos zum Wohle, zur Ehre Englands.

Ich sah verwundete, entstellte, todtenbleich aus ihren verwirrten Bärten starrende Invaliden von der Krim aus einem Schiffe tragen, kriechen und schleppen, Einige darunter schon mitten im Sterben; ich sah Hunderte von unreifen Jungen nach andern Schiffen transportiren, damit sie auch als Invaliden oder gar nicht wieder kehrten. Um welchen Preis diese Menschenverwüstung? Hat die englische Diplomatie jemals dahin gebracht werden können, genau zu sagen, um welchen Zweck der Krieg geführt wird? Nein. Ein Federstrich, und aller Tod, alle Verwüstung ist umsonst gewesen, umsonst, wie z. B. die Schlacht bei Waterloo für England, die Palmerston als Kriegsminister leitete, um hernach Napoleon und alle seine Nachkommenschaft auf ewige Zeiten aus Frankreich zu verbannen und hernach der Erste in England zu sein, der Napoleon III. nach dem 2. December anerkannte. Ist die Geschichte ein Irrenhaus?

Nachdem ich mich unter den gelandeten Invaliden und Verstümmelten etwas umgesehen, wurden wir nach dem Kanonenwerfft geführt. Ein Raum von beinahe einer Stunde Länge und überall nur enge Wege offen lassend, sonst Alles mit Kanonen gefüllt, mit Tausenden von Kanonen und Zubehör, größtentheils mit unbrauchbar gewordenen Kanonen aus den verschiedenen Kriegen, Kanonen-Invaliden aus Spanien und Portugal, von Waterloo, von Navarino, von Indien, von China und besonders viel von der Krim. Da lagen sie symmetrisch geordnet und über einander geschichtet, Zeugen der Heldenthaten Englands, deren sich Niemand wirklich freuen kann.

Neben den Kanonen-Hospitälern Haubitzen von ungeheurem Kaliber, Lancaster-Kanonen, Pyramiden von Kugeln und Bomben, Kugeln in Myriaden von Sechsundachtzigpfündern bis zu Sechspfündern, ungeheuere Berge von Flintenkugeln, runden, dreieckigen, pyramidenförmigen u. s. w. Ich hielt mich blos so lange zwischen diesen Schätzen auf, als ich Zeit brauchte, um in das Zeughaus zu kommen, wo mehr als 20,000 Flinten, außerdem Waffen aller Art aus allen möglichen Ländern und Zeiten parademäßig neben und über einander aufgeschichtet standen: Pistolen, Säbel, Lanzen, Piken, Bayonnette, Revolvers, Musketen aus Elisabeth's, Anna's, Cromwell's Zeiten, Flinten mit Feuerschlössern aus den Niederlanden, aus den verschiedenen Perioden Deutschlands, birmanische Lanzen, otaheiti'sche Javelins — lauter historische Handwerkszeuge der Habsucht, der brutalsten Leidenschaften in der Menschenbrust, denn an Kriege für die Freiheit, für das Wohl der Menschheit glaube ich lange nicht mehr. Was die Menschheit vorwärts gebracht, befreit, humaner, wohliger, glücklicher gemacht, kam nie aus zerschossenen Köpfen und Herzen, sondern aus ganzen.

Leo meinte zwar, ein Krieg sei jetzt besonders sehr gesund, weil er das „scrophulöse Gesindel" bei Seite schaffe. Wenn er beiläufig etwas Geschichte verstanden hätte, statt sie zu dociren und grausame Bände darüber zu schreiben, würde er vor allen Dingen gefunden haben, daß der Krieg das scrophulöse Gesindel schont und begünstigt, die gesundeste, kräftigste Jugend todt oder ebenfalls scrophulös macht und die Lieferanten und einzelne Leute mit Geld und Lorbeeren überhäuft, die großen Massen aber stets nur ärmer, besteuerter, dümmer, barbarischer und nur noch scrophulöser machte.

Doch, wo gerathe ich hin? Ich wollte Seeluft schöpfen und Portsmouth schildern und falle aus einem Räsonnement in's andere. Das kommt davon, wenn man nichts von der erhabenen Kriegswissenschaft versteht und sie obendrein gar nicht leiden kann. Ich will also weiter nicht räsonniren, aber auch nicht beschreiben; wollte ich doch eben nur sagen, daß mir diese ganze Wirthschaft nicht gefiel. Und so wäre ich fertig, wenn ich nicht noch durch ein paar interessante Erlebnisse mich bei dem lieben Leser wieder in Gunst zu setzen gedächte, wenigstens in sofern, als man dann vielleicht zugiebt, daß man unter diesen Erlebnissen wohl ein Recht bekam, auf den modernen Gott Mars in England etwas tückisch zu werden.

Ich bekam während meiner Seelustern durch eine Empfehlung Einlaß zu einer Kriegsgerichts-Sitzung im Admiralitätsgebäude zu Portsmouth. Zehn Richter, bestehend aus Marinekapitains in ihren splendiden blauen und goldenen Uniformen, umrahmt von andern glänzenden Uniformen, machten einen imposanten Eindruck. Es handelte sich um Bestrafung eines John West, Locomotivenführers von Profession, der seit einiger Zeit auf dem königlichen Schrauben- und Blockschiffe Hawke angestellt worden war. Er kam mit einem „scharfen Tadel" davon. Sein Verbrechen bestand allerdings blos darin, daß er ohne Erlaubniß vom Schiffe an's Land gegangen und dort über Nacht geblieben war; aber es klang doch human, zumal da man auf die Kürze seines Dienstes Rücksicht nahm und meinte, er sei wohl noch nicht recht an die Strenge der Disciplin gewöhnt gewesen.

Dann kam George Stephens vor die Schranken, ein Freiwilliger im Marinecorps desselben Schiffes, ein brauner, wild umher blickender, vierschrötiger Kerl mit flatternden Haaren und Halstuchzipfeln, angeklagt, seinen Posten als Schildwache auf dem Deck verlassen zu haben, in die Kajüte des Lieutenants gewaltsam eingebrochen, zwei Flaschen Wein daraus gestohlen, sich damit betrunken, einige Artikel in der Kajüte beschädigt, andere gestohlen und zu guter Letzt seinen Rausch auf dem Bette des Lieutenants ausgeschlafen zu haben. Es lag in dieser Reihe von Verbrechen schon an sich ungemein viel Naivität und — Unschuld; aber durch die Art, wie er sich nicht sowohl entschuldigte als vielmehr rechtfertigte, ward es mir ganz unzweifelhaft, daß dem Kerl ein Gefühl seines Unrechts ganz unmöglich war. Er war ganz entschieden einer der vielen „Wilden" Englands, die von Gott, Gutenberg, Gutem und Bösem gar keine Vorstellung haben, nicht reflectiren, nicht denken, sondern blos Produkt ihrer verwahrlos'ten Naturtriebe sind. Auf die Frage, warum er seinen Posten verlassen, antwortete er: „War Alles still und keine Russen hier gar nicht und nirgends nicht hier im ganzen Lande nicht," warum er den Wein gestohlen: „Weil er einmal gekostet und da habe er so gut geschmeckt und gewärmt," warum er noch andere Sachen gestohlen: „Sie hätten ihm so sehr gefallen." In dieser Weise ging's fort, so daß oft lautes Gelächter ausbrach. Das Urtheil: „Funfzig Hiebe," brachte nicht die geringste Aenderung auf der wüsten Steppe seines Gesichts hervor.

Nur durch die List eines Lieutenants, an den ich empfohlen worden war, gelang es mir, mich mit auf's Deck des Schiffes zu schmuggeln, wo Stephens die „neunschwänzige Katze" bekommen sollte. Die „neunschwänzige Katze" ist eine ganz reelle, etwa zwölf Pfund wiegende Knute mit neun dicken Tauenden, jedes mit Knoten versehen. Stephens wurde bis auf die Beinkleider ausgezogen und in der Mitte der zusammengetrommelten Soldaten auf einen Block geschnürt, unten mit den Beinen, oben mit den ausgestreckten Armen an den Querbalken des Blocks. Commando. Der erste Hieb fällt prasselnd auf den breiten muskulösen Rücken, und die Knoten der neun Tauenden zeichnen sich sofort auf dem Fleische als aufschießende, roth anlaufende Beulen ab. Der Kerl zuckt, giebt aber keinen Laut von sich. Der zweite Hieb prasselt nieder. An einigen Stellen springt Blut. In bedächtigen langsamen Hieben, jeder mit voller Kraft des geschwungenen Armes — wie das Gesetz vorschreibt, folgen der dritte, der vierte, der fünfte Schlag, der fünfte schon auf rohes, hautloses, blutspritzendes Fleisch. Ich weiß nicht, wie es nach jedem folgenden Hiebe aussah. Zitternd und beinahe ohnmächtig lief ich nach dem äußersten Ende des Decks, und hörte trotz etwa 150 Schritt Entfernung, jeden neuen Hieb.

Mir fielen Beschreibungen von großen „Runden" ein, Runden, d. h. von Verurtheilten, die zu 50—100 Hieben verurtheilt, diese sich von allen Schiffen rings herum zusammen holen mußten. Nachdem er auf dem einen Schiffe seine Portion erhalten, wird der auf dem Block Geschnürte wieder in das Boot getragen, nach einem andern Schiffe auf's Deck gezogen, dort mit der bestimmten Portion Knutenhieben bereichert, dann wieder in's Boot, wieder auf ein anderes Schiff gebracht und so fort, bis er auf dem letzten Schiffe die letzten Hiebe erhält, — von solchen „Runden," auf welchen der Geknutete sich schon verblutet hatte, ehe er das dritte oder vierte Schiff erreichte; aber das Gesetz nahm doch seinen weitern Verlauf, bis der anwesende Wundarzt zufällig bemerkte, daß der Delinquent bereits todt sei*.

* Solche Fälle sind ausführlich in einem jüngst erschienenen englischen Werke: „Buckingham's Selbstbiographie," geschildert worden.

O, mir fiel bei dieser Gelegenheit so Manches wieder ein, was ich gesehen, gehört, gelesen, gedacht, empfunden! Aber dazu ist hier kein Platz, höchstens noch zu dem Jungen, den ich im Waggon bemerkt hatte und seiner Mutter. Ich traf letztere bitterlich schluchzend und förmlich heulend neben ihrem stumpf dastehenden Sohne. Sie hatte alle Mittel erschöpft, ihren Sohn wieder loszukaufen, los zu bitten, los zu weinen mit den Thränen einer Mutter. Vergebens, eben so vergebens wie die deutsche Mutter, die ihren eingefangenen Sohn bis in das Lager der deutschen Fremdenlegion auf Shornecliffe verfolgt hatte, um ihn aus den Schlingen der gemeinsten Betrügerei heraus zu winden. Wie viele andere deutsche Söhne, wie viele Amerikaner waren unter dem Vorwande, daß Arbeiter in England (oder drüben in Canada beim Eisenbahnbau) gebraucht würden, in die Falle des Werbers gegangen!

Blätter und Blüthen.

Das berliner Voigtland. Es ist etwa hundert Jahre her, als der alte Fritz sich den Plan von Berlin geben ließ und mit dem Krückstock dem Kammerdiener drohte, als dieser bei der Uebergabe sagte, daß Se. Majestät Residenz just die Form eines Schweinekopfes habe.

„Selbst Schweinekopf, versteht Er," sagte der König und nahm eine Prise; „wenn es Ihm Spaß macht, sollen daran Eselsohren kommen."

Diese Eselsohren malte denn auch der alte Fritz mit Rothstift auf den Plan von Berlin — sie bezeichneten die Kolonie der aus dem sächsischen Voigtlande herbeigerufenen Handwerker, die ihre Freiwohnungen vor dem hamburger und rosenthaler Thore erhielten.

In kurzer Zeit war diese Kolonie von mehreren tausend Handwerkern bewohnt und die stolzen Berliner rümpften die Nase, sobald sie vom Voigtlande sprechen hörten, welches bald als Heimath der Prostitution und solider Rippenbrecher galt und dem ganzen berliner Charakter eine gewisse Rohheit im Auslande beilegte, die doch nur lediglich dem Voigtlande angehörte.

Heute ist im Verlauf von etwa zehn bis funfzehn Jahren eine großartige Metamorphose auch mit dem elendesten und armseligsten, ja verrufensten Stadttheil von Berlin vor sich gegangen; aber noch immer herrscht dort die Armuth und das Elend, doch jenes vererbte Elend des Proletariats, welches eine große Klasse von Menschen bedrückt, die arbeiten in dem Schweiße ihres Angesichts und alltäglich den Himmel darum bitten: „Gieb uns unser täglich Brot!"

Dieses Jahrhundert hat schon Viel erlebt, und seine Erfahrungen haben die Menschen aus der Romantik in die Philosophie und aus der Philosophie in die Industrie geworfen. Die Industrie ist heute die Königin, der Alles huldigt, und ihr großes Reich hat ein Proletariat geschaffen, edler wie sonst, aber auch ärmer wie je. Die Industrie, die Alles beherrscht, hat eine Legion von Kindern, die sie hungernd verehren.

Das berliner Voigtland ist, wie früher der Heimathboden des Lasters, des Elends und des Proletariats, heute die Welt einer stets summenden Arbeit, eines von der Noth erfüllten Lebens und einer Gesellschaft geworden, die mit der Metamorphose ihres Stadttheils gleichen Schritt gehalten hat. Die elenden Baracken und wirklich unsauberen Häuser sind allmälig dort verschwunden und lustige Straßen, große, oft elegante Häuser haben sich dort erhoben und ein majestätischer Kranz von dampfenden Fabrikschloten umgiebt dieses Stadtviertel, in welchem der Fremde vergeblich noch Spuren jener berüchtigten Voigtländerei sucht, die mit dem ewig prasselnden Feuer der Essen und dem Singen des Ambos dort verschwunden ist. Eine imposante Perspektive bietet sich ihm statt dessen dar, die ihm ganz unwillkürlich eine Hochachtung vor der Majestät der Arbeit abnöthigt und mit Bewunderung jene zahllosen Arbeiter in Blousen und mit rußigem Gesicht betrachten läßt, die jenen Stadttheil jetzt ausschließlich bewohnen.

Noch vegetirt, der Ausdruck paßt vollkommen, dort jene unglückselige Klasse von Menschen, die mit Resignation empfinden, wie sie plötzlich zu Parias der Gesellschaft und zu Parias der Industrie geworden sind. Das ist die Klasse der Weber, jener thätigen, an Elend reichen Klasse, die auch dort von der lärmenden Industrie mehr und mehr in die entferntesten und ödesten Theile des Voigtlandes gedrängt, um unbejammert und unbeweint ein trostloses Dasein ihrer Thätigkeit auszuhauchen. Es muß uns ganz unwillkürlich das Mitleid in dem Herzen erwachen, wenn wir jener vom Fluch des Schicksals verfolgten Klasse gedenken, die, so thätig und emsig, immer mehr von dem Hammer und dem Kolben der Maschinen erschlagen wird und das Mark ihres Lebens mit hinein in die Stoffe webt, welche später eine vornehme Frau lächelnd und stolz über ihre alabasternen Schultern legt, weil sie noch schöner sind, wie diese. Möchten diese, vom Schicksal so begünstigten Frauen, die als Diamant ihrer Tugenden das Mitleid tragen sollen, doch jener Unglücklichen gedenken, die sich förmlich mit ihrem Elende voller Scham in die finstersten Ecken der Welt verbergen. Auch hier im Voigtlande haben sie ihr ausgedörrtes, von der Noth vergiftetes Leben in die Familienhäuser gepfercht, in denen oft zwei und selbst drei Familien eine Stube bewohnen und anscheinend von jenem Dunst der Armuth leben, den dort oft sechs bis neun Menschen verbreiten; es ist vielleicht möglich, daß diese ausgemergelten Weber sterben würden, wenn sie in eine Luft von größerer Reinheit kämen! Ist es möglich, kann man fragen, daß diese Menschen leben, wo der Preis ihrer Arbeit so gestellt ist, daß sie z. B. für 74 Ellen Thibet, an welchem 12 Tage ununterbrochen gearbeitet werden muß, vier Thaler erhalten? Kann man es wohl Leben nennen, solches Dasein, wobei das Brot vielleicht noch erworben werden kann, aber das Salz mangelt? Diese armen Weber, die mit ihrem Fleiß wie mit ihrer Arbeit verflucht, hier einen Stamm des Voigtlandes bilden, der jene unglückseligen Kinder hat, die mit zwanzig Jahren so aussehen wie mit funfzig, weil sie das Elend mehr als das Alter zu Greisen macht — diese armen Weber hat man zu Parias gemacht, und die Welt hat selbst nicht mehr Mitleid mit ihnen, obgleich sie es so sehr verdienen.

Eine andere bewundernswerthe Klasse, die dort wohnt, ist die der Tagelöhner für Alles; die Stuhlflechter, die Topfflechter und Markträger; die Straßenkehrer und Lumpensammler — genug, jene Unglücklichen, die des Morgens von ihrem elenden Lager sich erheben, vor Kälte zusammenschaudern und mit ihrer nicht mehr benutzten Hülle, die hagere Frau und die sanft schlummernden Kinder zudecken; die ruhig warten muß, bis Jemand kommt, der ihnen einige Groschen verdienen läßt, um ein aus Hafer oder Kartoffeln bestehendes Mittagsbrot zu erhalten, oder welche mit dem ersten Grauen des Tages nüchtern ihre Wohnung und ihre Familie verlassen, um Arbeit und Verdienst zu suchen, und des Abends der Frau die wenigen Groschen geben, die sie erwarben; — oftmals auch stillschweigend die Achseln zucken und hungrig ein Lager aufsuchen, das hart und kalt und mit Sorgen gepolstert ist — — o ja, man hungert noch auf der Welt und es ist keine Romantik, dies den Reichen zu sagen!

Aber, wie gesagt, das sind mit noch manchen anderen bloße Ueberbleibsel des alten Voigtlandes, die aussterben und als Erbe nichts hinterlassen werden, als ihre Noth und ihr Elend; die große Mehrheit der heutigen Bewohner des Voigtlandes bildet die Klasse der Maschinenarbeiter, der Fabrikarbeiter und Gesellen. Ihre kräftigen Gestalten sehen wohlthuender aus, als die vom Hunger gedörrten der Weber und Tagelöhner; ihre rußigen Gesichter blicken voller Mitleid in die von einem dumpfen, rothen Lichte erhellten Fenster der Unglücklicheren, die schon weben, wenn sie zur Arbeit gehen und noch schnurren, wenn sie davon kommen. Das ist das Proletariat der Metamorphose, das sein tägliches Brot mit dem Schlagen der nervigen Arme verdient, oder befreit von dem betäubenden Gekrach der Maschinen dem in allen seinen Fibern angestrengten Körper Ruhe gönnt. Wohl verdienen sie, wenn sie Arbeit haben, ihre tägliche Nahrung für ihre Familie, aber sie bezahlen sie theuer mit ihrer Kraft und ihrem Schweiß in diesen Zeiten der Theuerung, die so unendlich schwer auf einer Klasse lastet, die nur einen stereotyp sich gleichbleibenden Verdienst hat und die jetzt schon viel weiter in die besser situirten Kreise des behaglichen Bürgerstandes greift. Das ist die große Majorität der Metamorphose des Voigtlandes — eine arbeitende, rechtliche und Achtung gebietende Menschen-

klasse, die das harte Eisen zu biegen vermag und dem zarten Gefühl des Mitleids und der Theilnahme nicht fremd ist. Sie sind stolz auf ihre Arbeit, und die Sorgen der Lebenserhaltung, die sie drücken, verschließen sie in ihrer männlichen Brust; doch stählen sie die Arme damit und der Schlag sinkt kraftvoller auf den Ambos, das Feuer der Essen lodert prasselnder, die Maschinen ächzen lauter und ihre Kolben hämmern mitleidsloser — der Rauch ihres Schweißes steigt mit in die Luft durch den thurmhohen Schlot, bis er allmälig nachläßt wie das Feuer, dann endlich in der dunkeln Nacht verschwindet. Die Arbeit ruht — der Mensch und die Maschinen stehen still.

Das sind die Bewohner des heutigen Voigtlandes, welches eine großartige Fabrikstadt geworden ist, und der Industrie täglich Weihrauch spendet. Die Noth ist dort zu Hause und dort die Wiege des berliner Proletariats; aber die Majestät der Arbeit feiert dort ihre Triumphe.

Eduard Schmidt.

Zwischen Eiswänden. Da, wo der ewige Schnee anfängt, auf den Bergen und Hochebenen im Lande Tyrol, hört die Gemüthlichkeit auf. Des Wandrers Fuß wird oft plötzlich durch einen Riß, einen Spalt gehemmt, der die Schneefläche jach auseinander theilt, und sind diese Spalte von irgend beträchtlicher Breite, so hüten sich selbst die an diese Wegehindernisse gewöhnten Bergsöhne, sie mit ihrem Gebirgsstocke, Schaft genannt, und mit ihren Steigeisen an den Füßen, mittelst welcher sie im Stande sind, sicher aufzutreten, ohne Gefahr zu laufen bei jedem Schritte auszugleiten — zu überspringen, da ihre Tiefe oft so bedeutend und Menschenhülfe gewöhnlich so fern ist und die eigne Kraft und der Zufall nicht immer so durchhelfen, wie es in dem hier zu erzählenden Falle geschah. Lassen wir uns von einem kühnen Gemsenjäger, der im Eifer der Verfolgung einer „Gamserl" in einen solchen Schnee- und Eisspalt gerieth, mittheilen, wie er wieder heraus und an das warme Licht der Sonne kam.

„Alte Gemsböcke — so hub mein alter Führer an, mit dem ich das Gebirge durchstrich — führen das Leben eines Einsiedlers. Ungeselliger noch, als diese, erlesen sie zu ihrem Standorte die einsamsten, höchst gelegensten und unzugänglichsten Schlupfwinkel, zu welchen dann gewöhnlich nur ein Pfad führt, der kaum für ihres Gleichen gangbar ist, und es ihnen deswegen um so leichter macht, den Jäger zu verderben. Bergab auf ihn niederrennend, ist's dem Bocke eine Kleinigkeit das Geschick zu wenden und denjenigen von der Felswand zu werfen, der ihm den Tod aus seiner Büchse zugedacht hatte. Ehe er das Fleckchen ausgefunden und all' die Listen und Ränke erlernt, ist gewiß manches schöne Jahr über sein Haar hingegangen; doch nun steckt auch die Weisheit im Barte und des langen Lebens Erfahrung kommt ihm um so mehr zu Statten.

„Einen solchen alten Gemsbock also hatte ich ausgekundschaftet und brannte vor Begierde, seine Bekanntschaft zu machen, obwohl seine Winter- und Sommerwohnung eben nicht bequem zu erreichen war, und ich wohl wußte, daß ich auf dem zerklüfteten Steige den Stock gut brauchen müßte, um nicht in einen Riß zu gleiten. Es war über Nacht frischer Schnee gefallen und der Gletscher davon dicht überdeckt. Ich achtete in meinem Eifer dessen kaum, — ehe ich mir's jedoch versah, wich die noch lose Decke unter meinen Füßen, und ich rutschte durch die ganze Dicke des ewigen Eises hinunter auf den steinigen Grund des Risses. Hören und Sehen waren mir vom Aufstoße vergangen. Als ich wieder zu mir selber kam, fühlte ich mich ganz erfroren, und alle Glieder thaten mir weh. Das aber war gut: Schmerz und Kälte hatten mich wieder zum Leben erweckt. Zum Sterben hatte ich damals eben keine Lust; am Wenigsten aber wollte ich lebendig begraben sein. So betete ich denn in meiner Herzensangst gar andächtig und auch wohl inbrünstiger, als dies je geschehen war, und legte mein Geschick in Gottes Hand. Nun erst schaute ich mich genauer um, zu sehen, wohin ich eigentlich gerathen. Nach dem Gottvertrauen hielt ich das für das Nothwendigste und Beste, denn dem beizustehen, der nicht wenigstens versucht, sich selber zu helfen, dürfte der liebe Herrgott wohl kaum verpflichtet sein.

„Der erste Aufblick gewährte mir freilich keinen sonderlichen Trost. Unweit von einander abstehende Eiswände erhoben sich zu beiden Seiten so hoch und steil, daß mich zum ersten Male ein Schwindel überfiel. Da hinaus zu kommen, sah ich keine Möglichkeit. Oben auf meinem offenen Sarge lag der sonst so schön gewölbte Himmel platt wie ein Kuchendeckel, und sah dermaßen schwarz, daß ich, trotz des hellen Tageslichtes oberhalb, die lieben Sterne an ihm deutlich funkeln sah. Vielleicht funkelte es mir auch nur vor Schreck so vor den Augen. Dadurch, daß die Erdwärme das ihr nächste Eis abgeschmolzen, hatte sich der untere Raum des Schneerestes zu einer mäßigen Wölbung erweitert, auf deren Sohle das Gletscherwasser gar lustig hinplätscherte. Nach einigem Ueberlegen klopfte ich an meine Tasche, und da ich fand, was ich suchte, so ging ich sofort an's Werk.

„Der Anfang war schwer, weil ich zum Ersteigen jener Höhe, wo die Eiswände einander näher traten, kein anderes Hülfsmittel hatte, als meinen Schaft. Sobald dieser mir nur ein Mal bis dahin geholfen, ward es mir leicht, mich mit angestemmtem Rücken und Steigeisen in der Schwebe zu erhalten, und rasch begann ich nun zu thun, wie ich mir vorgenommen hatte. Freudig schlug ich mein großes Einlegemesser auf und binnen Kurzem hatte ich damit mir gegenüber eine Stufe in das Eis gebauen. Nach Art der Schlotfeger mich zu ihr hinanschiebend, fußte ich bald mit beiden Beinen darauf, und als ich nun so gemächlich und sicher auf dieser ersten Sprosse meiner Himmelsleiter stand, da johlte ich so jubelnd, als sei damit schon Alles abgethan, und ich aus meinem schaurigen Grabe erlöst. Dem war jedoch nicht also, denn ehe ich noch in dieser mühseligen Weise die Hälfte der Kluft erklommen — da brach meine Klinge ab, und aus war's mit Hoffnung und Lustigkeit. Fast weinte ich im Niedersteigen, und es dauerte lange, ehe mir unten wieder ein guter Gedanke kam. Noch niemals hatte ich mich so hülflos gewußt, und war deshalb sehr traurig. Unverwandten Auges sah ich auf das rieselnde Eiswasser nieder, indem ich dabei nur der mich erwartenden Qualen der Einsamkeit, des Hungers und der Verzweiflung gedachte; vor Allem jedoch fürchtete ich den Spuk der heillosen Berggeister bei einbrechender Nacht.

„Je länger ich aber in dieser Trostlosigkeit auf das geschäftige Wasser niederblickte, um so deutlicher gewahrte ich, daß sich sein Lauf beschleunige, je weiter es vorwärts kam. „Wie? — das Bächlein so fleißig, und du so müßig?" — sagte ich da zu mir selber, und im Schreck über den klingenden Widerhall der eigenen Stimme in dieser schweigsamen Oede sprang ich auf und lief mit dem Wasser, und je schneller es mir voranging, um so hastiger lief ich ihm nach, denn der Boden senkte sich stark, und so ward uns Beiden das Laufen leicht. Bald aber war's alle damit. Der Raum verengte sich plötzlich und das Fortkommen ward immer schwieriger. Bald mußte ich im Wasser auf allen Vieren hinkriechen, bald mich durch eine Klemme zwängen und ein Mal hatte ich mich in einer solchen so festgefahren, daß ich weder vor- noch rückwärts konnte. Auf die Gefahr hin mich für immer hier einzuteilen, drängte ich mich dennoch muthig gerade aus durch und kam so noch ziemlich wohlfeilen Kaufes davon. Mühseligkeiten und Angst aber hatten mich dermaßen erschöpft, daß ich fast ohnmächtig über einen Eisblock hinsank. „Nun ist's aus mit dir!" Das war mein letzter Gedanke. Als ich nach einiger Zeit wieder erwachte — horch, da klang's wie der fröhliche Reigen eines Alpenhorns! „Jesus Maria, das Leben auf der Erde ist doch ein lustiges Leben!" Das Johlen sorgloser Hirten? In diesen Klängen ging mir der Himmel auf, obwohl die letzte Strecke der Gletscherrinne nach oben so eng zusammenlief, daß ich ihn nicht sehen konnte. Um so größer aber wurde meine Sehnsucht nach seinem Lichte und die müden Beine thaten Wunder. Ich schritt rasch wieder vorwärts. Endlich hörte ich auch das Getöse des niederstürzenden Gießbaches näher und näher, die Wand vor mir that sich auf, und die sonnig warme Luft blies mich an. — Ich holte tief, tief Athem. — Wie mir da zu Muthe gewesen, lieber Herr, das kann ich nimmer beschreiben."

Aus der Fremdenlegion. Von deutschen Offizieren dienen in der britischen Fremdenlegion: Oberst von Aller, Kommandeur des zweiten leichten Infanterieregiments, früher in holsteinischen Diensten, Major Weiß, früher in holsteinischen Diensten, Kapitain Hinsching, früher in holsteinischen Diensten, Kapitain Bansen I, früher Wachtmeister in hannover'schen Diensten, Lieutenant Löffler, Kapitain Bansen II, Lieutenant Reimer, Lieutenant Rißler, früher preußischer Fähndrich, Lieutenant Gropp, früher in hannover'schen Diensten, Fähndrich Julius, früher in preußischen Diensten, Kapitain Schmidt, früher in preußischen, holsteinischen und brasilianischen Diensten, Lieutenant Basson, früher in holsteinischen Diensten, Kapitain von Brandis, früher in hannover'schen Diensten, Lieutenant Cauß, früher in holsteinischen Diensten, Fähndrich von Bünau, früher in preußischen Diensten, Kapitain La Croix, früher in holsteinischen Diensten, Lieutenant Heinecken, früher in österreichischen Diensten. Regimentsarzt Dr. Straube, früher auf Helgoland, Assistenzärzte: Dr. Dierkings, Sohn des bekannten Universitätspedells in Göttingen, Dr. Becker aus preuß. Minden.

Zweites Jägerregiment: Adjutant von Tempsky aus Braunschweig, Major von Jeß, früher in holsteinischen Diensten, Kapitain von Kropp, Sohn des Generals von Kropp in Berlin, Lieutenant von Wetzstein, früher in preußischen Diensten, Kapitain von Lilienstein, früher in preußischen und holsteinischen Diensten, Lieutenant von Reichenau, früher in nassauischen Diensten, Kapitain Hansen, ein Badenser, früher in holsteinischen Diensten, Lieutenant Wilms aus Hamburg, früher in holsteinischen Diensten, Kapitain Schneidel, früher in holsteinischen Diensten, Lieutenant Rosenberg von Lipinsky, in preußischen und holsteinischen Diensten, Kapitain von Ohlzzen, früher in holsteinischen Diensten, Lieutenant Oehlschläger, früher in preußischen Diensten, Lieutenant Lottner, früher im preußischen siebenten Jägerbataillon, Kapitain Hartmann, Lieutenant Rasch, früher in hannover'schen Diensten, Kapitain Schulz, früher Lieutenant in Braunschweig, Kapitain Hoffmann. Regimentsarzt Dr. Steinau, früher in Berlin, Assistenzärzte: Jacobi und Schütz aus Göttingen. — Die Namen aller nicht deutschen Offiziere führen wir nicht auf, da diese uns wenig interessiren können, die der übrigen Regimenter folgen später.

Weihnachtsbücher. Unter den neuerdings erschienenen Gedichten möchten wir unsere Leser auch auf das jüngst in Berlin verschickte Poem: „Der Traum vom Himmel, von Ed. Schmidt" aufmerksam machen. Es ist die rührende Klage eines Mannes um die verstorbene heißgeliebte Gattin, die ihm immer und immer wieder im Traum erscheint und seine Schmerzen und Thränen mit jeder Nacht von Neuem weckt. — In schmucker Form brillirt in den Schaufenstern das jetzt complet gewordene „Damen-Conversations-Lexicon," für das Wandbret über den Nipptisch einer Dame ein ganz praktisches und hübsches Weihnachtsgeschenk. Mit dem prachtvollen Einband der Saphir'schen Wilden Rosen, der sogar parfümirt dem Käufer oder der Empfängerin entgegen duftet, kann sich das Lexicon allerdings nicht messen. Freilich ist der Preis dieser Gedichte dadurch auch auf 8 Thlr. gewachsen.

Von

Bock's Buch vom gesunden und kranken Menschen

habe ich eine Partbie sehr elegant in englischen Callico binden lassen. Preis 1 Thlr. 27 Ngr.

Leipzig. **Ernst Keil.**

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Ernst Keil.

Erscheint jede Woche in Nummern von 2½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Ngr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Der rothe Hahn.

Novelle.

Wieder ist die Ernte vor Gott in Gnaden Wenigen Tagen eingebracht worden, und wieder ist der Tag gekommen, an welchem der Bauer Gelegenheit hat, seinem Herrn und Gebieter zu danken für Alles, was er ihm gegeben hat.

Es ist Erntedankfest.

Und wie in jedem Jahre, so ist es auch in diesem Jahre in dem Dorfe Lindenau.

Die Glocken läuten, und die Leute ziehen in Scharen zur Kirche.

Da ist der Bauer, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Knecht, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist die Magd, die sich freut, daß sie Alles, was sie gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und die Gott dafür danken will, daß er ihr Alles gesegnet hat.

Da ist der Tagelöhner, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Hirte, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Schäfer, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Schmied, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Wagner, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Schneider, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Schuster, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Bäcker, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Müller, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Fischer, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Jäger, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Förster, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Gärtner, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Weber, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Spinner, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Färber, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Gerber, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Seifensieder, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Lichtzieher, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Buchbinder, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Buchdrucker, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Buchhändler, der sich freut, daß er Alles, was er gesäet hat, auch wieder geerntet hat, und der Gott dafür danken will, daß er ihm Alles gesegnet hat.

Da ist der Buchhalter

„Ich sage, daß Sie eine edle, kriegerische Physiognomie haben, daß Sie für den Ruhm geschaffen sind. Wahrhaftig, ich glaube in Ihnen den Kriegsgott zu erblicken, wie er für das Regiment angeworben wird. Nur Eins ist mir unerklärlich!" fügte der Korporal hinzu.

„Und was?" fragte Niklas.

„Daß ein so liebenswürdiger junger Mann Unglück in der Liebe haben kann. Bei Gott, man ist hier sehr difficil! Um den Schönen zu gefallen," fuhr Janos Esthi mit Galanterie fort, „bedarf es nur einer Uniform, und vorzüglich der meines Regiments. Wenn man einmal darin steckt, hat man ununterbrochen Glück bei dem schönen Geschlechte."

„Ah, Herr Korporal, so haben Sie doch die Güte und stecken Sie mich hinein!" sagte Niklas eifrig, der den Worten des Soldaten gespannt zugehört hatte.

„In die Uniform? Gut, verabredet und festgestellt! Ich habe Ihr Wort, alles Uebrige ist unnütz. Freuen Sie sich, junger Held, denn in dem Regimente der Ehemänner wären Sie vielleicht ein schlechter Soldat geworden — aber in dem meinigen werden Sie ein verführerischer Grenadier werden!"

„Ich wäre doch lieber in das andere Regiment eingetreten!" flüsterte Niklas vor sich hin, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus.

Netti hatte in einer Fensternertiefung gestanden und ruhig dem Gespräche der beiden Männer zugehört.

„Niklas," sagte sie, „gehen Sie in die Apotheke und bitten Sie meinen Vater, daß er komme."

Der lange Mann entfernte sich. Gleich darauf trat Herr Czabo ein.

„Was wünschen Sie?" fragte er grüßend den Korporal.

„Mein Herr," war die artige Antwort, „hier ist mein Einquartirungsbillet. Es lebe Oesterreich!"

Der Apotheker verneigte sich, dann reichte er dem Soldaten die Hand.

„Bei diesem erhabenen Namen seien Sie mir willkommen," sagte er feierlich. „Ja, es lebe Oesterreich! Sie sind hier bei einem seiner treuesten Unterthanen und einem Soldaten wie Sie — ich habe die Ehre, Commandant der hiesigen Schutzwehr zu sein."

„Ein doppelter Grund, uns näher kennen zu lernen. Wir werden für einige Zeit hier in Garnison bleiben. Ihr Name, mein Herr?"

„Istvan Czabo, Apotheker."

„Ein herrliches Geschäft!" rief der Korporal. „Nun, Herr Istvan Czabo, ist mein Quartier in Ordnung?"

„Gewiß; Sie sollen bei mir vollkommen zufrieden sein."

„Ich zweifle nicht einen Augenblick daran," sagte der Soldat mit einer nachlässigen Verbeugung.

Gleich bei dem Eintritte wird das Riechorgan durch einen angenehmen Duft gekitzelt — außerdem trifft man angenehme Gegenstände, die das Auge erfreuen.

„Ein galanter Soldat!" dachte Herr Czabo.

„Fräulein Tochter!" fragte der Sohn des Mars mit einer Protectormiene, die zugleich auch den Kenner verrieth.

„Ja, mein Herr."

Der Korporal wandte sich mit großer Unbefangenheit zu Netti.

„Fräulein Czabo ist der Inbegriff aller Vorzüge des schönen Geschlechts," sagte er sehr galant. „Ich mache Ihnen mein Compliment."

Die Ungezwungenheit des Gastes schien dem Apotheker nicht zu behagen, denn wie Niklas, so dachte auch er mit Schrecken an den Eindruck, den die reizende Kathi ausüben würde, außerdem war der schöne Korporal ein gefährlicher Rival. Er trat rasch zu seiner Tochter und sagte in einem unwilligen Tone:

„Herr Korporal, meine einzige Tochter Netti!"

„Bei Gott, ein schöner Name; aber schöner noch ist das Gesicht!"

„Verzeihung, mein Herr," unterbrach ihn Herr Czabo, „ich muß Ihnen bemerken, daß meine Tochter Braut ist, und vielleicht in einigen Tagen schon ihre Verlobung feiert — mit einem wackern jungen Manne. Sind Sie noch im Orte, so lade ich Sie hiermit dazu ein."

„Ich nehme die Einladung an!" rief heiter der junge Mann.

„Kathi, Kathi!" rief Netti an der halb geöffneten Thür.

„Gleich, Fräulein Netti, gleich!" hörte man draußen die Stimme der Köchin rufen.

Herr Czabo war bestürzt.

„Was soll Kathi?" fragte er eifrig.

„Unserm Gaste das Zimmer anweisen," antwortete Netti.

Der alte Apotheker begriff seine Unvorsichtigkeit. Hier galt es, gute Miene zum bösen Spiele machen, wenn er seine Liebe zu der schönen Köchin nicht verrathen wollte.

„Mein Kind," fragte er unruhig, „welches Zimmer hast Du gewählt?"

„Unser Gartenpavillon ist bequem eingerichtet —"

„Vortrefflich!" rief Herr Czabo. „Daran hätte ich wahrlich nicht gedacht! Ich selbst habe ja den ganzen Sommer darin gewohnt und geschlafen. Ich trage den Schlüssel in der Tasche — kommen Sie, mein Herr, ich selbst werde Ihnen das Quartier anweisen. Kathi kann in der Küche bleiben und das Abendessen vorbereiten."

Aber Kathi trat schon in das Zimmer. Die Köchin sah reizend aus. Der Korporal wandte sich und sah die Magd, die mit niedergeschlagenen Blicken neben der Thür stand. Als ob ein jäher Blitz alle seine Glieder gelähmt, stand er wie Lot's Salzsäule in der Mitte des Zimmers.

„Das dachte ich mir!" flüsterte Herr Czabo vor sich hin, indem er den Schlüssel zu dem Pavillon in seinen Taschen suchte. „Der Kerl ist wie geblendet von der schönen Kathi!"

Jetzt sah Kathi auf. Bestürzt starrte sie den Soldaten an. Als ob sie sich der forschenden Blicke des Korporals schämte, senkte sie rasch die Blicke wieder zu Boden.

„Geh' in Deine Küche," befahl Herr Czabo. „Ich selbst werde den Herrn führen. Du hast viel zu thun, mein Kind; vergiß nicht, daß wir diesen Abend einen Gast zu versorgen haben."

Kathi und Netti verließen das Zimmer. Der Korporal starrte ihnen nach.

„Nun, mein Herr?" sagte der Apotheker. „Was ist Ihnen? Sie sind ja plötzlich wie umgewandelt."

„Das bin ich!" antwortete ernst der junge Mann.

„Und darf man den Grund wissen?"

„Jenes Mädchen — ich meine Ihre Köchin — erinnerte mich lebhaft an eine Person, die meinem Herzen über Alles geht. Die Aehnlichkeit ist so täuschend —"

„Ist Ihre Geliebte eine Köchin?" fragte Herr Czabo, der seine Ruhe wieder gewann.

„Nein, sie ist ein einfaches Bürgermädchen in Wien. Der Krieg hat uns getrennt, und da ich seit einem Jahre keine Nachricht von ihr habe —"

„Nun," tröstete Herr Czabo, „so beruhigen Sie sich, der Krieg ist ja bald zu Ende, Sie werden Ihr Liebchen nun wiedersehen. Aber bleiben Sie ihr hübsch treu, mein Herr Soldat, dann sind die Wonnen des Wiedersehens um so süßer."

Der Korporal drückte mit einem schwermüthigen Lächeln dem Apotheker die Hand, als ob er sagen wollte: fürchten Sie Nichts, ich bin Ihrem Hause nicht gefährlich!

Beide Männer verließen das Haus und betraten den Garten. Herr Czabo erschloß das Gartenhaus, und ein freundliches Stübchen, ausgestattet mit allen Bequemlichkeiten, empfing den müden Krieger.

„Sind Sie zufrieden?" fragte Herr Czabo.

„Vollkommen, mein Herr."

„Nun, so sorgen Sie, daß auch ich mit Ihnen zufrieden sein kann. Ich liebe Ruhe und Ordnung in meinem Hause."

Herr Czabo reichte seinem Gaste die Hand, verließ den Pavillon, ging gedankenvoll durch den Garten und verschwand in dem Hause. Der Korporal saß nachdenkend in dem großen Lehnstuhle seines Stübchens.

V.

Der alte Fischer.

Eine Stunde später erschien Niklas bei dem Korporal. Es war dunkel, und dennoch hatte der Gast kein Licht angezündet, er saß immer noch sinnend in seinem Sessel.

„Herr Korporal!" murmelte der Gehülfe.

„Was giebt's?"

„Mein Herr läßt anfragen, wo Sie zur Nacht speisen wollen — ob hier in Ihrem Quartiere oder bei Herrn Czabo am Tische. Er meint, da Sie müde von dem Marsche sind, wäre es für Sie bequemer, wenn man Ihnen das Essen brächte."

Der Soldat überlegte einen Augenblick.

„Herr Czabo hat Recht," antwortete er rasch. „Ich bin wirklich so müde, daß man mir eine Gefälligkeit erzeigt, wenn man mich in meinem Zimmer läßt."

„Gut, speisen Sie in Ihrem Zimmer."

Niklas ging nach dem Wohnhause zurück. Janos Esthi zündete eine Kerze an, die er auf dem Tische fand.

„Kein anderer als die Köchin wird mir das Nachtessen bringen," dachte er. „Auf diese Weise erhalte ich eine Gelegenheit, unbemerkt mit ihr zu sprechen. Mein Herz drängt mich, zu ihr zu eilen, aber mein Verstand sagt mir, daß die Arme einen Plan verfolgt, indem sie als Köchin dem Apotheker dient, und ich will durch Unbesonnenheit diesen Plan nicht zerstören."

Er warf sich wieder in den Stuhl und lauschte mit klopfendem Herzen auf jedes Geräusch. Endlich ließen sich Schritte vernehmen, die Thür ward geöffnet, und Niklas trat wieder ein. Der lange Mann trug in einem Korbe die Speisen.

„Hier ist ein vortreffliches Abendessen, Herr Korporal. Diese Flasche Wein sendet Ihnen Herr Czabo, damit Sie auf das Wohl aller guten Unterthanen und auf die völlige Wiederherstellung des Friedens trinken sollen. Wünsche guten Appetit!"

Der lange Gehülfe hatte eine Serviette auf dem Tische ausgebreitet und die Speisen darauf gestellt.

„Sind Sie der Koch, Freund?" fragte der Soldat, der sich in seiner Erwartung getäuscht sah.

„Nein, mein Herr."

„Oder der Bediente im Hause?"

„Element, ich bin Apothekergehülfe! Aber ich habe keine Lust mehr zu der Pillendreherei, und darum will ich Soldat werden. Ich sehe es Ihnen an, Herr Korporal —"

„Was?"

„Sie wundern sich, daß ich den Küchenjungen spiele?"

„Nun ja, ich leugne es nicht, ein so großer, starker Mann, wie Sie —"

„Könnte etwas Besseres thun. Nicht wahr, wozu ist eine Köchin im Hause? Herr Korporal," flüsterte Niklas so leise, als es ihm seine Baßstimme erlaubte, „merken Sie denn Nichts?"

„Was soll ich denn merken?" fragte gespannt der Soldat.

Niklas horchte einen Augenblick an der Thür, dann kam er zurück und flüsterte:

„Haben Sie unsere schöne Kathi gesehen?"

„Die Köchin?"

„Ja. Das ist ein prächtiges Mädchen! Eigentlich hätte Kathi Ihnen das Abendessen bringen müssen."

„Und das von Rechts wegen," meinte der Korporal. „Und warum bringt sie es nicht?"

„Weil Herr Czabo in die Küche gekommen ist und zu dem Mädchen gesagt hat: Du gehst mir nicht in das Gartenhaus, Kathi, die Bedienung des Soldaten übernimmt Niklas; wenn ich sehe, daß Du ein Wort mit dem Soldaten sprichst, so ziehst Du Dir mein größtes Mißfallen zu, und ich lasse Deinem Vetter Lajos sagen, daß Du ein ungehorsames, leichtsinniges Mädchen bist. Kathi versprach ihm, gehorsam zu sein, denn sie hat vor dem Vetter Lajos eine entsetzliche Furcht — fast eben so viel, wie Herr Czabo vor Ihnen hat."

„Wer ist der Vetter Lajos?"

„Ein alter grober Fischer der Save, der seine Nichte so zu sagen verkauft hat. Na, das geht Sie und mich nichts an; aber, Herr Korporal, ich betrachte mich schon als Ihren Kameraden, und darum muß ich Ihnen sagen, daß Herr Czabo Sie bei der hübschen Köchin schlecht gemacht hat, obgleich er Sie erst seit einigen Stunden kennt. Sie müssen nämlich wissen," fuhr er von Groll gestachelt fort, „daß der alte Graukopf bis über die Ohren in die hübsche Kathi verliebt ist, und daß er sie wie ein Drache bewacht. Unser Haus heißt mit Recht die Drachenapothele. Damit Kathi den hübschen Soldaten nun nicht verzieht, hat er Sie bei ihr schlecht gemacht."

„So; was hat er gesagt?"

„Ich sah ihn in die Küche gehen, nachdem er Sie in den Pavillon gebracht hatte. Halt, denke ich, da geht wieder etwas vor. Mit zwei Schritten war ich an dem Fenster, das von der Hausflur in die Küche geht. Dieses Fenster ist ziemlich hoch unter der Decke, aber ich konnte doch hindurchsehen. Da stand Herr Czabo, kniff der Kathi in die Backen und sagte: der Soldat ist ein leichtsinniger, gefährlicher Mensch, er hat in Wien eine Geliebte, wie er mir gesagt, und dennoch machte er in meiner Gegenwart Netti auf eine unverschämte Weise die Cour, so daß ich ihn in die gebührenden Schranken zurückweisen mußte; nimm Dich in Acht, mein Kind, der Korporal ist ein böser Mensch. Damit Du durchaus nicht mit ihm in Berührung kommst, habe ich ihm das Gartenhaus angewiesen, und morgen werde ich ihn in ein Gasthaus einquartieren."

„Das sagte Herr Czabo?"

„Ach, er sagte noch viel mehr. Aergern Sie ihn ein wenig, Herr Korporal, und machen Sie der schönen Kathi den Hof. Nun wissen Sie, warum man Sie nicht in dem Wohnhause dulden will. Guten Appetit, Herr Korporal!"

Höhnisch lächelnd schlüpfte Niklas aus dem Pavillon.

„Dem alten Pillendreher habe ich eine hübsche Suppe eingebrockt," dachte er unterwegs. „Er soll sich grün und gelb ärgern über die Einquartierung. Kathi wird den stattlichen Korporal lieber sehen, als den alten Graukopf, und der beleidigte Korporal wird sich schon zu rächen wissen."

Janos Esthi befand sich in einer Gemüthsstimmung, daß er mit seinem Nachtessen bald zu Ende war — er hatte wenig Appetit. Nachdenkend verließ er das Häuschen und begann durch die Wege des Gartens zu gehen, die der Herbst bereits mit gelbem Laube bedeckt hatte. Plötzlich hörte der Spaziergänger das Rauschen eines Flusses. Er durchschritt eine kleine Baumgruppe, und eine ziemlich breite Wasserfläche blinkte ihm im Mondenscheine entgegen. Das Ufer war flach, ohne Gesträuch und mit Rasen bewachsen. Sinnend blieb der junge Mann stehen und gab sein glühendes Gesicht dem frischen Abendwinde preis, der von der Save herüberwehete. Nach und nach senkte sich ein dichter Nebel auf die Wasserfläche und das Gesträuch des jenseitigen Ufers zeigte sich in phantastischen Gestalten, bis es endlich völlig verschwand.

In der Stadt schlug es neun Uhr.

Janos Esthi wollte einen Versuch wagen, sich heimlich dem Hause zu nähern, denn er nahm an, daß Kathi, wenn er sich in ihrer Person nicht getäuscht hatte, ebenfalls nicht müßig in ihrer Küche bleiben würde. Schon stand er im Begriffe, den Rückweg anzutreten, als sich Ruderschläge und das Rauschen eines Kahns, der von dem gegenüberliegenden Ufer zu kommen schien, anfangs leise und dann immer stärker vernehmen ließen. Janos zog sich in die Baumgruppe zurück, die ungefähr zehn Schritte hinter ihm lag. Noch waren nicht fünf Minuten verflossen, als ein Kahn sich der Stelle des Ufers näherte, die der Korporal so eben verlassen hatte.

Ein Mann stieg aus. Vorsichtig befestigte er das Fahrzeug, und nachdem er sich noch einmal überzeugt, daß der Strom es nicht losreißen konnte, schlug er den Weg nach der Baumgruppe ein. Erschreckt blieb er stehen, als er die weiße Uniform erblickte.

„Wohin?" fragte der Soldat.

„Zu Herrn Czabo, mit dem ich Geschäfte habe!" war die Antwort.

Der Mann wollte seinen Weg fortsetzen.

„Halt!" rief Janos.

„Was wollen Sie?" fragte fest der Mann.

„Ich bin ein kaiserlicher Soldat!"

„Das sehe ich."

„Doch wer sind Sie, der Sie in der Dunkelheit auf diesem ungewöhnlichen Wege zu meinem Wirthe wollen?"

„Ich bin der Fischer Lajos, dessen Nichte in der Apotheke als Köchin dient. Dies ist mein gewöhnlicher Weg, wenn ich sie nach vollbrachtem Tagewerke besuchen will, der Besitzer hat ihn mir gestattet."

„Lajos, sagen Sie?" fragte der junge Mann, der durch Niklas bereits auf den Vetter der Köchin aufmerksam gemacht worden war, wie wir wissen.

„Lajos ist mein Name. Ich habe keinen Grund, ihn zu verschweigen."

„Wenn ich nicht irre, standen Sie vor drei Jahren noch im Dienste der Gräfin Thella Andrasy."

Dem Fischer schien vor Schrecken die Sprache vergangen zu sein.

„Und wenn das wäre?“ fragte er nach einer Pause.

„Dann würde ich Dir, mein alter, treuer Lajos, als einem Freunde die Hand reichen. Kennst Du meine Stimme nicht mehr?“

„Mein Gott,“ stammelte der Fischer, „bei dem Namen der Gräfin steigt eine Erinnerung in mir empor — doch nein, ich kann es nicht glauben, es ist nicht möglich! Ein Graf Esthi — —“

„Steckt in der Uniform eines österreichischen Korporals; es ist die volle Wahrheit. Du weißt, ich diente als Oberst im Görgey'schen Corps — —“

„Ich weiß — ich weiß!“ sagte der Fischer.

„Wir mußten die Waffen strecken. Dann wurden wir als gemeine Soldaten den österreichischen Regimentern einverleibt. Seit drei Tagen hat man mich zum Korporal avancirt, weil mein Eifer im Dienste Belohnung erhalten sollte. Doch, wir verplaudern die Zeit, und denken nicht an das Wichtigste. Folge mir in das Gartenhaus, man könnte uns hier belauschen.“

Nach einigen Minuten befanden sich die Männer in dem Zimmer. Der Korporal zündete das Licht wieder an.

„Ja, bei Gott,“ rief Lajos, als er das Gesicht des Soldaten sehen konnte, „Sie sind es, Herr Graf! Ach, ich muß weinen, daß wir uns unter so traurigen Umständen wiedersehen!“

Der Greis trocknete sich die nassen Augen. Der junge Graf schloß ihn gerührt an seine Brust.

„Lajos, ich weiß bereits Alles — ich habe sie erkannt! O, meine Thekla — sie dient als Köchin bei dem Apotheker! Eine Gräfin Andrasy ist Magd! Das ist ein furchtbares Schicksal!“

„Und doch blieb ihr weiter nichts übrig,“ sagte der Fischer. „Unter welcher Maske sollte sie sich anders hier aufhalten? So lange die Russen die Grenze besetzt halten, war an eine Ueberschreitung derselben nicht zu denken. Was sollten wir nun beginnen?“

„Welchen Plan verfolgt Thekla?“ fragte eifrig der Graf. „Kann ich mitwirken?“

„Hören Sie mich an, Herr Graf, und entscheiden Sie, ob ich recht gehandelt habe.“

Lajos lauschte durch die Thür, und als er sich überzeugt, daß der Garten still war, setzte er sich dem Grafen gegenüber an den Tisch.

„Sie wissen, daß ich vor drei Jahren den Dienst der Gräfin verließ,“ begann er, „um das kleine Erbe hier anzutreten, das mir mein Bruder, der ohne Weib und Kind gestorben war, hinterlassen hatte. Mein Sohn ward mein Nachfolger, und blieb bei der Gräfin. Die unglückliche Revolution brach aus, aber ich betheiligte mich nicht daran, weil ich sonst ein krankes Weib hülflos hätte zurücklassen müssen. Nach der Wendung der Dinge sitze ich eines Abends — es mögen nun drei Wochen sein — vor der Thür meines Häuschens und bessere Netze aus. Da sehe ich plötzlich durch die Dämmerung zwei Gestalten heranschleichen. Es war ein Bauer und eine Bäuerin. Vater, ruft der Bauer, Ignaz, rufe ich — mein Sohn lag in meinen Armen, den ich in irgend einem Gefechte gefallen wähnte. Und nun denken Sie sich meinen Schrecken, als ich in der Bäuerin unsere junge Gräfin erkenne. Mit Lebensgefahr hatte sie sich mit ihrem Diener durch die russischen Truppen nach Semlin geflüchtet, um die Grenze zu erreichen. Daß sie mein Häuschen aufsuchten und meine Hülfe in Anspruch nahmen, war wohl sehr natürlich. Ich wußte, wie streng die Grenze bewacht wird, und deshalb rieth ich der Gräfin, sie möge sich so lange bei mir verborgen halten, bis ich die Flucht über die Grenze vorbereitet haben würde. Ich forschte nun, und fand keinen andern Weg, als den zu Wasser. Die Save fließt eine Viertelstunde unterhalb Semlin in die Donau, und das jenseitige Ufer der Donau gehört zu dem türkischen Gebiete. Wie gesagt, dies war der einzige sichere Weg; aber mein Fischerkahn war zu klein, ich kann wohl mit ihm die Save, aber nicht die Donau befahren, die gerade an jener Stelle sehr reißend ist.“

„Bewacht man denn die Landwege so streng?“ fragte der Graf.

„Wohin man sieht, wimmelt es von Soldaten, kein Haase kann entschlüpfen, und täglich rücken neue Regimenter an die Grenze. Ach, wäre unsere liebe Gräfin nur acht Tage früher gekommen, ich hätte sie leicht retten können. In meinem Häuschen durfte sie nicht bleiben, denn täglich kommen Grenzpatrouillen vorbei, wir haben oft eine wahre Todesangst ausgestanden. Um keinen Argwohn zu erregen, gab ich die junge Gräfin für meine Nichte aus. Nun galt es, einen größern Kahn anzuschaffen. Das war nicht leicht, und erforderte Zeit. Die Gefahr ward immer dringender, als man auf die Habhaftwerdung der Gräfin einen Preis setzte. Plötzlich höre ich, daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, Thekla Andrasy habe den Weg nach Semlin eingeschlagen. Es ließ sich denken, daß man nun die schärfsten Nachforschungen anstellen würde, zumal, da sich eine Schutzwehr von Bürgern bildete, welche alle Flüchtlinge in der Stadt und Umgegend ergreifen wollte. Mich kennt man, da ich früher oft unvorsichtige Aeußerungen gemacht habe, in meinem Hause war die Gräfin also eben nicht sicher. Aber wohin sollte ich sie nun so lange bringen, bis ich einen passenden Kahn gefunden hatte. Da fügt es der glückliche Zufall, daß der Apotheker eine Magd brauchte. Halt, dachte ich, Herr Czabo ist ein so bekannter Feind der Revolution, daß man bei ihm gewiß keine verdächtige Person suchen wird, und wenn man jeden Winkel der Stadt durchstöbert. Dazu kam noch, daß man ihn zum Commandanten der Schutzwehr ernannte. Ein sichereres Plätzchen für die arme Flüchtige ließ sich nicht finden. Ich gab sie also dem Apotheker unter dem Namen Kathi in den Dienst. Diesen Nachmittag habe ich unter der Hand einen Kahn erhandelt, der mir passend erscheint; aber mir fehlt noch etwas Geld, um ihn zu bezahlen.“

„O mein Gott, ich bin in diesem Augenblicke so arm, daß ich nicht über einen Gulden verfügen kann!“ sagte schmerzlich der Graf.

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht, Herr Czabo wird mir die dreißig Gulden, deren ich noch bedarf, geben, wenn Kathi kein Geld besitzt. Sie sehen mich auf dem Wege, dieses Geschäft zu ordnen. Morgen früh wird der Kahn mein Eigenthum, und morgen Abend hole ich die Gräfin ab, um sie über die Donau zu setzen.“

„Und ich begleite meine Braut!“ rief der Graf.

„Mein Kahn bietet Platz genug. Dieses Gartenhaus ist Ihr Quartier?“

„Ja. Glücklicher Weise hat es mir die Eifersucht des alten Apothekers angewiesen.“

„Ich dachte es mir!“ sagte lächelnd der Fischer. „Also halten Sie sich morgen Abend bereit — alle Umstände vereinigen sich, um uns zu einem glücklichen Ziele zu führen. Weiß unsere Gräfin, daß Sie hier sind?“

„Ich glaube, daß sie mich erkannt hat.“

„Haben Sie einen Auftrag — ich gehe zu ihr.“

„Tausend Grüße, Lajos. Und dann flüstere ihr zu, daß ich mit ihr entfliehe!“

Beide Männer traten wieder in den Garten. Während der Korporal seinen Spaziergang wieder antrat, ging Lajos nach dem Hause des Apothekers. Die Thür war verschlossen. Der Fischer klopfte.

„Wer ist da?“ brummte Niklas im Innern.

„Oeffnen Sie, Herr Niklas!“

„Ich kann nicht, Herr Czabo ist ausgegangen und hat den Schlüssel mit sich genommen. Für diesen Abend sind Sie eingesperrt, Herr Korporal!“

„Er hält mich für den Soldaten!“ dachte Lajos lächelnd.

Der alte Fischer überlegte, was nun zu thun sei. Da flüsterte Niklas durch das Schlüsselloch:

„Herr Korporal!“

„Was giebt's!“ flüsterte Lajos zurück.

„Oeffnen kann ich nicht, aber ich will Ihnen einen guten Rath geben.“

„Nun?“

„Nebenan ist Kathi's Kammerfenster; klopfen Sie an, und die hübsche Köchin wird nicht lange auf sich warten lassen.“

„Ich danke, Herr Niklas!“

„Aber verrathen Sie mich nicht.“

„Auf mein Ehrenwort!“

„Herr Czabo hat der Kathi diesen Nachmittag vierzig Gulden geschenkt,“ wisperte er durch das Schlüsselloch.

„Gut, ich werde diese Anweisung benützen.“

„Ein Soldat braucht immer Geld — der reiche Apotheker kann morgen mehr schenken.“

„Sie haben Recht, Herr Niklas.“

„Gute Geschäfte!“

(Schluß folgt.)

Die Weihnachtsfeier in Indianern.

Wie in Deutschland, so feiert man auch in Amerika das Fest der Geburt des Erlösers. Wenn auch in den ursprünglichen Wäldern, wo noch Indianer hausen, nicht Tannenbäume mit Lichtern und Zuckerwerk geschmückt werden, so wird doch auch dort dieses Fest gefeiert. Die Missionäre, welche unter den Indianern leben, suchen ihnen die Bedeutung dieses Festes klar zu machen und ihnen durch Geschenke eine Freude zu bereiten. Wie sie dies machen, zeigt unser Bild. Der Missionär hat einen Indianer, der ihm sehr lieb ist, zu sich eingeladen, und dieser ist mit seiner Frau und seinem Kinde gekommen. Während der Missionär mit dem Indianer spricht, hat die Frau des Missionärs ihr Kind auf den Schoß genommen und ihm ein Geschenk gegeben. Das Kind ist ganz erstaunt darüber und betrachtet es mit großer Freude. Die Indianerfrau sieht ihrem Kinde zu und freut sich mit ihm. Der Indianer aber hat sich umgedreht und sieht, was sein Kind bekommen hat. Auch er freut sich darüber.

Die Weihnachtsfeier in Indianern.

In der Mitte steht ein Tisch, auf dem Geschenke für die Indianer ausgebreitet sind. Der Missionär hat sie für sie gekauft. Da ist ein Kleid für die Indianerfrau, ein Anzug für den Indianer, ein Kleidchen für das Kind, ein Tuch, Zuckerwerk und Spielsachen. Der Missionär hat sie für sie gekauft. Da ist ein Kleid für die Indianerfrau, ein Anzug für den Indianer, ein Kleidchen für das Kind, ein Tuch, Zuckerwerk und Spielsachen. Der Missionär hat sie für sie gekauft. Da ist ein Kleid für die Indianerfrau, ein Anzug für den Indianer, ein Kleidchen für das Kind, ein Tuch, Zuckerwerk und Spielsachen. Der Missionär hat sie für sie gekauft. Da ist ein Kleid für die Indianerfrau, ein Anzug für den Indianer, ein Kleidchen für das Kind, ein Tuch, Zuckerwerk und Spielsachen.

emporhielt, während er mit der rechten lebhafte Gesten machte und dabei mit lauter Stimme wie ein öffentlicher Ausrufer eine Art Rede hielt. In unserer Nähe blieb er stehen. Sofort sammelte sich eine Menge Menschen an, die dem Manne zuhörte, der nun mit Feuer und Eifer eine Geschichte zu erzählen begann. Bald ward sein Ausdruck heftig, bald ruhig, bald klagend, bald heiter, bald traurig. Ich verstand den Inhalt dieser sonderbaren Rede nicht, da ich der holländischen Sprache nicht mächtig war; nur die Worte waren mir verständlich: een Cent, een Cent, meene Heeren! Und dabei verkaufte er von den Blättern, die er in der Hand hielt. Ich selbst machte mit dem Manne ein solches Geschäft.

Der Doctor erklärte mir nun die Absichten dieses Ausrufers. Der Mann geht nämlich jeden Abend, und zwar so durch die Straßen, daß er stets um eine bestimmte Zeit an einem bestimmten Orte ist. Hier erzählt er den Leuten, was im Laufe des Tages Neues vorgefallen ist, und wer nicht Zeit hat, seiner Erzählung zuzuhören, kauft sich für einen Cent ein solches Blatt, das die Neuigkeiten in gedrängter Kürze enthält. Wie mir mein Freund sagte, ist dieser Neuigkeitshandel ein sehr einträglicher.

Ich betrachtete nun die prachtvollen Läden, deren jeder einer kleinen Industrie-Ausstellung glich. Man hatte Alles aufgeboten, um die Waaren in dem glänzendsten Lichte zu zeigen. Das Auge war wie geblendet, denn ein Laden übertraf den andern an Glanz und Pracht. Zwischen den Erzeugnissen der Industrie und Kunst dufteten die Delicatessen-Gewölbe mit den reizendsten Südfrüchten. Die Produkte der Tropenländer lagen hinter glänzenden Glasscheiben im bunten Gemische neben denen des rauhen Nordens. Ich muß bekennen, daß es der Holländer versteht, den Appetit zu reizen. Der Laden eines Schlächters erregte vor allen Dingen meine Aufmerksamkeit. Neben der Thür dieses Ladens lagen zwei große Schweine, ruhig, still und geheimnißvoll wie Sphynxe; sie hatten die Vordertatzen ausgestreckt und hielten den Kopf hoch empor. In der aufgerissenen Schnauze mit den weißen Zähnen hielten sie eine rothgelbe Orange. Ihre Augen glühten in dem Scheine der an der Thür aufgehängten Lampen wie Karfunkel. Borsten hatten diese ungeheuern, kugelrunden Thiere nicht, ihrer Haut von dunkelbrauner Farbe entströmte ein lieblicher Bratengeruch.

„Ah," rief mein Doctor mit Kennermiene, indem er stehen blieb, „der Meister hat dieses Jahr wirklich ein Meisterstück geliefert! Die Nikolausschweine sind ihm vollkommen gelungen!"

„Wie," fragte ich erstaunt, indem ich diese appetitlichen Thiere betrachtete, „hat der Schlächter diese Schweine künstlich fabricirt?"

„Nein, er hat sie nur in Lebensgröße gebraten."

Wir traten näher und betrachteten nun die glänzenden, duftenden Thiere näher, die in ihrem Nikolausstaate durchaus nicht an das schmutzige Leben erinnerten, das sie zu führen pflegen. Meine Verwunderung erreichte den höchsten Grad, als ich die Seiten betrachtete. In die dicken Schwarten hatte man ganze Verse aus der Bibel eingegraben. Der Doctor übersetzte mir einen Vers in's Deutsche, er lautete: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werk. Psalm 19. V. 1. Ein anderer: Herr strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm! Hier folgte der Name des Schlächters: Dyck.

Wir gingen weiter, um den eigentlichen Tummelplatz der Matrosen zu erreichen. Nach dem Besuch einiger Matrosenkneipen kamen wir um zwölf Uhr in den sogenannten „Glockengang," die bekannteste und berühmteste dieser Art Wirthshäuser. Wir hatten einen Gang zu passiren, der so schmal war, daß ein starker Mensch darin stecken geblieben wäre. Der Doctor erklärte mir, dieser Gang sei nicht etwa aus Mangel an Platz so eng gebauet, sondern um die Matrosen vor dem Schwanken und Fallen zu schützen, wenn sie mit schweren Köpfen heimgingen. Aus dem Gange traten wir in einen niedern Saal, der so mit Tabaksrauch angefüllt war, daß wir kaum die Lichter sehen konnten. Man tanzte, und zwar nach der Musik von drei Judenmädchen. Nachdem wir einige Minuten dem wüsten Treiben zugesehen, entfernten wir uns, um nicht Zeugen einer Schlägerei zu sein, die sich in der Mitte des Saales entspann. Es war ein Glück, daß wir gingen, denn kaum waren wir aus dem Gange getreten, als man einen Menschenknäuel hinter uns herschob, der prasselnd und heulend in die Straße stürzte.

Herr van Emden führte mich nun nach der Jordenie, dem ärmsten und schmutzigsten Theile der ganzen Stadt. Die Beschreibung der einen der Kellerwohnungen, die wir hier betraten, paßt auf alle dieses Stadttheiles. Es ist kaum zu begreifen, wie menschliche Wesen in solchen Räumen leben können. An dem Eingange zur Treppe hingen Bündel Torf, Holz und Schwefelrohr. Die Spitzen der Rohrstäbchen sind in Schwefel getaucht, und dienen zum Feueranmachen. Daneben standen Holzschuhe und Schüsseln mit Heringen. Ueber der niedern Thür hingen zwei Pappschilder. Auf dem einen derselben stand in großen Buchstaben: Huur verkovt men Water un Vuur. (Hier verkauft man Wasser und Feuer.) Auf dem andern: Huur slaapt men op het Tow vor een Stijver (Hier schläft man auf dem Tau für einen Stüber).

Schon auf den Stufen der Treppe zog uns ein Qualm entgegen, der uns fast erstickte. Je tiefer wir kamen, je gräßlicher ward der Gestank. Es kostete mir Ueberwindung, meinem Führer zu folgen, der mir den gräßlichsten Winkel der berühmten Handelsstadt zeigen wollte. Wir traten in den Kellerraum, der im wahren Sinne des Wortes mit Menschen vollgepfropft war. Von Luft war keine Rede mehr, die Atmosphäre bestand aus Qualm und Gestank. Die Tochter vom Hause, ein Mädchen von vielleicht 25 Jahren, kam uns entgegen. Der Doctor grüßte: „Jonje-Juevrouw."

„Ass belief meen Heer?" fragte sie freundlich.

Wir ließen uns Thee bringen und prüften den Keller.

Der Wirth, ein sehr dicker Mann, der früher Matrose gewesen, war unaufhörlich beschäftigt, Genever einzugießen. Er saß auf einer Holzbank und verrichtete sein Geschäft im Sitzen. Die Gäste kamen herbei und brachten die leeren Gläser. Neben dem kugelrunden Holländer mit dem glänzenden, feisten Gesichte dampfte auf einem Kohlenbecken ein großer Theekessel, der das kochende Wasser zu Grog, Punsch, Chocolate und Thee lieferte. Die Beleuchtung war so schwach, daß die Winkel des eben nicht großen Kellers völlig im Dunkeln lagen. Da ich neugierig nach allen Seiten hin forschte, so vernahm ich aus einer der Ecken ein starkes Schnarchen. Ich sah den Doctor fragend an. Dieser antwortete dadurch, daß er meine Hand ergriff und mich nach dem Winkel führte, aus dem das unerquickliche Geräusch hervordrang. Der aufmerksame Wirth und seine Gattin folgten uns mit einem Lichte. Da hatte ich nun einen Anblick, der sich durch Worte kaum beschreiben läßt. Ich skizzirte flüchtig die Scene, um sie, ausgearbeitet, den Lesern der Gartenlaube vorzuführen.

Von einer Mauer zur andern waren starke Schiffstaue gezogen, und über einem jeden dieser Taue lagen mit den Armen, die schlaff herniederhingen, sechs bis acht schlafende Menschen. So viel ich unterscheiden konnte, waren die Schläfer Juden und Matrosen, die, wie oben das Schild ankündigte, für einen Stüber hier Obdach und Schlafstelle fanden. Das Unbequeme dieses schwankenden Lagers schien sie nicht zu hindern, einen festen Schlaf zu schlafen, denn das kräftige, geräuschvolle Athmen lieferte den Beweis davon. Der Doctor erzählte mir, daß diese Menschen bis Morgens acht oder neun Uhr in dieser Stellung schliefen und dann kräftig an ihre Arbeit gingen, als ob sie in einem Federbette geschlafen hätten. Die Juden vorzüglich sind auf diese traurige Lagerstatt angewiesen, da sie nur wenig verdienen, obgleich sie die schwersten Arbeiten verrichten. Gegen zwei Uhr Nachts legen sie sich auf ihr Tau, und Morgens neun Uhr gehen sie wieder an die Arbeit.

Eine Gruppe Matrosen, die am Boden saßen, ihre Groggläser neben sich hatten und würfelten, gewährte mir kein Interesse mehr, die Tauschläfer hatten meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt. Noch war ich mit meiner Skizze beschäftigt, als ein neuer Gast ankam. Es war ein alter Jude mit langem Barte. Er zahlte seinen Stüber pränumerando, schlug seine Arme über das Tau, legte den Kopf zur Seite, und schlief ein.

Wir entfernten uns, draußen tobte der Jubel der Nikolausnacht, und Musik und Gesang ertönte in den Straßen. Was werden alle die reichen Leute dazu sagen, die oft auf den weichsten Matratzen nicht schlafen können?

Zur Physiologie des Gesanges

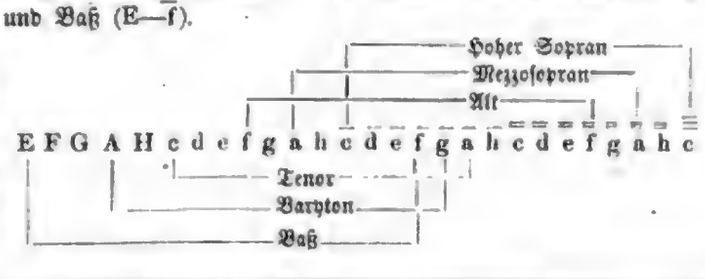
Für Singenlehrende und Singenlernende.

Wo man singt, da laß' Dich häuslich nieder u. s. w., aber um's Himmels Willen nur nicht da, wo man mit schlechter Stimme schlecht singt, wie dies heutzutage privatim und publice Mode zu werden droht und Jeder zu denken scheint: „Singe, wem Gesang gegeben." Nein! wer kein musikalisches Gehör hat und neben einer zweckmäßigen Einrichtung seiner Stimmwerkzeuge nicht Fleiß und Ausdauer genug auf die Ausbildung seiner Stimme verwenden will, der schweige sich lieber aus und überlasse das Singen Andern. Auch reicht selbst ein reiner Ton und eine wohlklingende Stimme noch lange nicht zum öffentlichen Singen aus, erst die gehörige geistige Auffaßung und die richtige Verarbeitung des Vorzutragenden macht einen Sänger, von dem man sagen kann: „er singet dem Gesang zu Ehren." Das bloße mechanische Einlernen von Gesangsparthien setzt den Sänger gleich neben den studirten Papagei.

Was für Ansprüche macht man denn nun aber beim Singen an einen Ton, wenn er als schön gelten soll? Er muß rein (von richtiger Höhe) und ohne Klangbeimischung, klangvoll und metallisch, gehörig stark und voll, fest (nicht tremulirend) und dauerhaft sein. Auf alle diese Eigenschaften läßt sich Einfluß ausüben, zumal wenn schon von Jugend auf dahin gewirkt wird. Versuchen wir dies zu beweisen. — Wie bekannt (aus Gartenlaube 1855. Nr. 43) entsteht der Ton im Kehlkopfe durch Schwingungen der mit Schleimhaut überkleideten untern Stimmbänder oder besser Stimmhäute, und diese Schwingungen werden durch die Luft veranlaßt, welche mit einiger Kraft von unten, von der Lunge her durch die Luftröhre und Stimmritze hindurch getrieben wird. Gleichzeitig setzen die Stimmbänderschwingungen aber auch die Luft und die Wände der Luftwege oberhalb und unterhalb der Stimmritze, sowie selbst die Wand des Brustkastens in Mitschwingen und geben dadurch, nach der verschiedenen Beschaffenheit der mitschwingenden Theile (besonders nach der verschiedenen Weite der Lufträume und der Schwingungsfähigkeit ihrer Wände) dem Tone einen stärkern oder schwächern Wiederhall (Resonnanz). Befühlt man beim Singen den Brustkasten, die Luftröhre, den Kehlkopf, den Gaumen oder die Zähne, so wird man deshalb an allen diesen Theilen ein leises Vibriren wahrnehmen, was um so deutlicher wird, je stärker man singt. Vermehren läßt sich diese Resonnanz, wodurch der Ton an Fülle und Klang gewinnt, wenn man Lunge und Brustkasten durch tiefes und kräftiges Athmen, sowie durch passende gymnastische (Knickstütz-) Uebungen, besonders von Jugend auf, gehörig zu erweitern sucht. Gleichzeitig kräftigen diese Uebungen aber auch die Athmungsmuskeln und können insofern auf die Stärke und Gleichmäßigkeit des Tones, welche von der Kraft und Gleichmäßigkeit abhängt, mit welcher die Luft durch die Stimmritze getrieben wird und die Stimmbänder in Schwingungen versetzt, großen Einfluß ausüben. Es darf der Ton nicht herausgestoßen, sondern er muß, wie die Italiener sagen, herausgesponnen werden (filar il tuono). — Ebenso, wie nun die Erweiterung des Brustkastens und der Lunge die Resonnanz des Stimmapparates verbessern kann, so vermag dies auch noch das Weitsein der Räume oberhalb des Kehlkopfes, wie des Schlundkopfes, der Mund- und der Nasenhöhle, weshalb diese Räume so lufthaltig als möglich sein müssen. Hierzu trägt aber bei: die richtige Stellung der Mund- und Gaumentheile, die Verkleinerung großer Mandeln und die Verdünnung der verdickten Nasen- und Gaumen-Schleimhaut. — Was das Metall und die Reinheit (hinsichtlich der Klangbeimischung) des Tones betrifft, so sind diese Eigenschaften hauptsächlich von dem Schleimhautüberzuge der Stimmbänder abhängig und Alles, was diesen dicker, härter, trockner oder feuchter, als sich gehört, machen kann, thut dem Metall der Stimme Eintrag. Deshalb muß jeder Sänger und wer überhaupt singen will, seine Kehlkopfsschleimhaut ängstlich behüten und so behandeln, wie in der Gartenlaube (1855, Nr. 48) angegeben worden ist. Bisweilen läßt sich mit Höllenstein der Zustand dieser Schleimhaut und damit die Stimme verbessern.

Eine Hauptaufgabe beim Singen ist es nun, daß der im Kehlkopfe erzeugte Ton oder die Schallwellen, auch so ungetrübt als möglich zum Munde hervortönen. Um dies zu können, müssen die obersten Luftwege, nämlich die sogen. Rachenenge (d. i. die von dem Gaumensegel, den Mandeln, dem Zäpfchen und den Gaumen begrenzte, Mund- und Schlundkopfshöhle verbindende Oeffnung über der Zungenwurzel; s. Gartenlaube 1855. Nr. 38), die Mundhöhle und der Mund ordentlich weit sein und gehörig geöffnet werden, damit der Ton nicht zu stark gequetscht werde und an zu vielen Stellen anpralle, wodurch er unangenehme Klangbeimischungen erhält (wie der Kehl-, Gaumen-, Nasen- und Zahnton). Deshalb ist vorzüglich auf die Gaumen-, Zungen-, Zähne- und Lippenstellung zu achten und der Sänger muß durch häufige Uebungen (Zungen- und Gaumenturnen) große Herrschaft über diese Theile (Gewandtheit in der Bewegung derselben) zu erlangen suchen. Auch ist die Größe der Mandeln soviel als möglich zu verringern, was durch Bestreichen mit Höllenstein oder Jodtinktur, sowie durch Abschneiden eines Stückes derselben ermöglicht wird. Am besten soll der Tonanschlag, wie die Gesanglehrer sagen, sein, wenn die Schallwellen vorn am harten Gaumen, dicht hinter den obern Schneidezähnen antreffen. Das bedeutet aber nichts Anderes, als wenn die Schallwellen (der Ton) so unbehindert als möglich und in der größt-möglichsten Menge zum Munde herausströmen. Dies ist aber der Fall, sobald beim Singen die Vokale, besonders a und o, klar, rein und edel ausgesprochen werden. — Hinsichtlich der Festigkeit und Dauerhaftigkeit des Tones, welche von der Kräftigkeit der Kehlkopfsmuskeln abhängig ist, so kann diese nur dadurch erlangt werden, daß man die genannten Muskeln zuvörderst gut ernährt (durch thierische, Blut bildende Kost) und daß man dann ganz allmälig beim Singen eine Steigerung an Kraft und Ausdauer, mit den gehörigen Pausen, eintreten läßt. Zu starke, zu lange und zu schnell auf einander folgende Anstrengungen des Kehlkopfs erzeugen einen lähmungsartigen Zustand der Stimmnerven und Muskeln, sowie eine Verstimmung der Stimme (s. Gartenl. 1855. Nr. 48), so daß dieselbe zittert (tremulirt), detonirt oder sogar gänzlich versagt. Wie mancher Gesangslehrer und Sänger hat nicht schon durch solche Ueberanstrengungen die schönste und kräftigste Stimme ruinirt. — Bevor die Muskeln des Kehlkopfs den nöthigen Grad von Uebung und Kraft erlangt haben, detonirt die Stimme gewöhnlich öfters, d. h. die Töne weichen von ihrer richtigen und bestimmten Höhe nach oben oder unten hin etwas ab und werden unrein. Dies findet wie bei Schwäche der Stimmorgane auch noch bei schlechtem musikalischen Gehöre und nicht selten auch in Folge einer schlechten Lehrmethode statt. Hiernach muß also, um das Detoniren (wie auch das Tremuliren) zu heben, entweder das Stimmorgan gekräftigt (durch zweckmäßige Behandlung) oder das Gehör durch Hören guter Sänger, eines rein gestimmten Instrumentes und große Aufmerksamkeit bei den Gesangsübungen verbessert werden.

Die Höhe und Tiefe des Tones hängt von dem Grade der Spannung der Stimmbänder und von der Weite der Stimmritze ab. Je straffer diese Bänder gespannt sind, je schneller sie also schwingen, und je enger die Ritze, desto höhere Töne werden erzeugt; im Gegentheil wird der Ton um so tiefer, je erschlaffter die Stimmbänder sind, je langsamer sie also schwingen, und je mehr die Stimmritze erweitert ist. Im Mittel hat der niedrigste Ton 80 ganze Schwingungen in einer Secunde, der höchste Ton aber 992 ganze Schwingungen. — Die Größe und Beschaffenheit der Stimmwerkzeuge giebt nicht nur der Stimme, deren Umfang etwa 2 bis 3 Octaven beträgt, ein eigenes Klanggepräge (timbre), sondern ist auch die Ursache der verschiedenen Stimmarten. Es giebt deren folgende: hoher Sopran (von $\bar{c}$—$\bar{\bar{c}}$), Mezzosopran (a—$\bar{\bar{a}}$), Alt (f—$\bar{\bar{f}}$), Tenor (c—$\bar{a}$), Baryton (A—$\bar{g}$) und Baß (E—$\bar{f}$).



Kinder und Frauen mit kleinen Kehlköpfen und kurzen Stimmbändern haben eine höhere und weichere Tonbildung und singen Diskant, Sopran oder Alt; erwachsene Männer dagegen Tenor, Bariton oder Baß. Während der Pubertätszeit, d. h. desjenigen Lebensabschnittes, in dem der Knabe zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau heranreift, ändern sich die Stimmwerkzeuge in ziemlich stürmischer Weise und dabei wird die Stimme unrein, schnappt leicht über und wandelt sich allmälig aus der höheren und schwachen in eine tiefere, klangvollere, kräftigere um. Man nennt diesen, 2 bis 3 Jahre dauernden Stimmwechsel das Brechen oder Mutiren der Stimme. Es darf zu dieser Zeit das Stimmorgan ja nicht angestrengt werden, wenn die Stimme nicht für immer verdorben werden soll. Aber auch nach Beendigung der Mutation, bei der Jungfrau um das 16te Jahr; beim Jüngling zwischen dem 17ten und 19ten Jahre, muß die Stimme noch anfangs sehr geschont und vorsichtig behandelt werden. Der systematische Singeunterricht bei Kindern sollte vor dem 10ten Jahre nicht beginnen.

Innerhalb des Bezirkes jeder Stimmart lassen sich dreierlei Stimmweisen oder Stimmregister unterscheiden, welche vorzugsweise für Töne verschiedener Höhe bestimmt sind; doch lassen sich manche Töne, besonders die, welche auf der Gränze zwischen den Registern stehen, auch in allen drei Registern singen. Man unterscheidet: die Brust-, Kopf- und Falset- (oder Fistel-) Stimme und erklärt die Bruststimme, welche voll und stark ist und sich vorzugsweise in den tieferen Tönen bewegt, durch das Schwingen der ganzen Stimmbänder bei schwacher Spannung derselben und starkem Anblasen, während bei der flötenartigen weichen Fistel- oder Falsetstimme, mit der die höchsten Töne gesungen werden, nur die innern freien Ränder der Stimmbänder allein schwingen sollen. Die Kopfstimme, welche zwischen Brust- und Falsetstimme mitten inne steht und weichere, zartere, aber etwas gedämpftere Töne als die Bruststimme liefert, scheint durch Schwingungen der ganzen Stimmbänder bei starker Spannung und schwachem Anblasen, sowie durch Verengerung der Kehlkopfshöhle dicht unterhalb der Stimmbänder, zu entstehen. Es kann nämlich jeder Ton von ein und demselben Stimmbande zweimal gewonnen werden, bei stärkerer Spannung und schwachem Winde und bei schwacher Spannung und starkem Winde. Das Letztere ist charakteristisch für die Brusttöne und um so mehr, je mehr sie forte und fortissime gesungen werden, das Erstere für die Kopftöne und um so mehr, je mehr sie piano und pianissimo gesungen werden. Daher gehen die Brusttöne gegen das Piano hin in Kopftöne und diese gegen das Forte hin in Brusttöne oder bei stärksten Spannungsgraden in Fisteltöne über. Mit den Fisteltönen haben die Kopftöne die geringe Windstärke, mit den Brusttönen die Schwingungen der Stimmbänder in ganzer Breite gemein und deshalb sind sie besonders geeignet, den Uebergang des einen Registers in das andere zu bilden, was besonders dann geschieht, wenn derselbe Ton bei seinem allmäligen Anschwellen nach und nach von der Brust-, Kopf- und Fistelstimme gesungen wird. Es ist die Aufgabe des Sängers und Gesanglehrers, durch Uebungen diese drei Register so mit einander zu verschmelzen, daß ihre Uebergänge in einander unmerklich werden. Sodann verlangt es aber auch die Schonung der Stimme, daß der Sänger diesen Registern ihre bestimmten Töne anweist und nicht etwa Töne, welche er durch die Kopfstimme mit Leichtigkeit singen kann, durch die Bruststimme herausquält. Im Mittel umfaßt die Bruststimme etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Octave der tiefsten Töne und alle höheren werden dann leichter mit der Kopf- und Falsetstimme gesungen. — In jedem Stimmregister können die Töne hell oder gedämpft (verhüllt) gegeben werden und dies dürfte hauptsächlich durch die höhere und tiefere Stellung des Kehlkopfes zu Stande kommen.

Während des Singens darf das Spiel des Brustkastens nicht durch unzweckmäßige Stellung, enge Kleidungsstücke, gefüllten Magen u. s. w. beeinträchtigt werden, sowie auch Alles, was die Athembewegungen beschleunigt, vor und nach dem Singen vermieden werden muß. — Aus dem Gesagten wird sich ein Jeder die Regeln herausnehmen können, welche beim Singenlernen zu beobachten sind.

Bock.

Ausflüge in chemisch-technische Werkstätten.

Von Karl Müller.

Giebt es wohl etwas Interessanteres und zugleich Erhebenderes, als der Natur Geheimnisse zu belauschen, zu sehen wie oft durch unscheinbare Ursachen dennoch so große Wirkungen hervorgebracht werden, und wie doch alle diese Wirkungen durch ewig unabänderliche Gesetze nothwendig bedingt sind? Die Naturwissenschaften nehmen immer mehr und mehr den Rang ein, der ihnen als Föderern der Wahrheit, und in Folge dessen als Förderern des geistigen und leiblichen Wohles der Menschheit von Rechts wegen zukommt, und Niemand wird ferner auf Bildung Anspruch machen dürfen, dem nicht mindestens die Pforten der Wissenschaft eröffnet sind. Nur Zeloten und sonstige Freunde allgemeiner Unwissenheit können diesen Gang der Dinge beklagen und anfeinden, aber alles Gegenarbeiten wird nutzlos sein und der Wahrheit nur die Bahn ebnen helfen. Vor Allem erfreulich ist es zu sehen, wie die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften immer mehr und mehr praktisch in das Leben eingreifen lernen, wie neugemachte Entdeckungen nicht mehr im Wuste der Stubengelehrsamkeit verkommen, sondern von speculativer Thätigkeit erfaßt, schnell lebenskräftig werden und so zur Hebung von Kunst und Industrie das Ihrige beitragen. Früher war es wohl eine gewöhnliche Erscheinung, daß die Praxis längst übte, wovon die Wissenschaft eine Erklärung zu geben nicht vermochte: man bereitete lange vorher Essig, ehe man wußte, daß der Sauerstoff der atmosphärischen Luft es sei, welcher die geistigen Flüssigkeiten sauer macht; in Sidon und Alexandrien bestanden Glashütten schon zu Plinius und Strabo's Zeiten, aber erst die neuere Chemie lehrte, daß es die sauren Eigenschaften der Kieselerde seien, welche die Glasbildung bedingen.

Anders heut zu Tage: kaum ist eine neue Eigenschaft eines Körpers bekannt, so ist man bemüht, sie nutzbar zu machen, und selten bleibt die Mühe unbelohnt. Der näheren Kenntniß von den Eigenschaften des Wasserdampfes folgte seine Benutzung als bewegende Kraft; dem Nachweise, daß Stärkemehl sich durch Einwirkung von Wärme und Salpetersäure in eine gummiartige Substanz verwandeln lasse, folgte die fabrikmäßige Darstellung des Dextrins, welche mit Ersparung vieler Tausende, die für arabisches Gummi in das Ausland gingen, einen in gleicher Weise zu verwendenden Stoff aus einheimischen Produkten liefert. Tausend Beispiele dieser Art ließen sich noch aufführen, und wir mögen unsere Blicke hinwenden, wohin wir wollen, in die Werkstube des bürgerlichen Handwerkes oder auf den Acker des Landmanns, in die großen Etablissements der Fabrikstädte oder in die Tiefe zu den Revieren des Bergmannes, überall werden wir derselben Erscheinung begegnen: dem wohlthätigen Einfluß wissenschaftlicher Theorie auf die werkthätige Praxis. Nirgends aber tritt sie uns überzeugender und belehrender entgegen als in jenen Werkstätten der technischen Chemie, die wir im Allgemeinen mit den Namen „chemischer Fabriken" bezeichnen. Begleite mich, verehrter Leser, in einige derselben, und Du sollst die Ueberzeugung mit Dir fortnehmen, daß in der Natur Nichts unbedeutend ist, daß der unscheinbarste Stoff nur ein nothwendiges Glied des großen Ganzen und einer Verklärung fähig ist, die stets fördernd auf das Ganze zurückwirkt.

Wir stehen vor einer Reihe Gebäude mit einigen hohen, dampfenden Schornsteinen, denen sich rundum verschiedene kleinere beigesellt finden, diese wie jene bemüht, den früher hellen Anstrich der Häuser möglichst bald verschwinden zu machen. Treten wir ein und betrachten zuvörderst die Rohstoffe, die hier verarbeitet werden, von denen wir in den Vorrathshäusern große Mengen finden: da begegnet uns zuerst ein alter Bekannter aus dem täglichen Leben, das Kochsalz oder wie die Chemiker es nennen, das Chlornatrium, weil Chlor und Natrium die beiden Elemente sind, welche es zu gleichen Atomen bilden; dort sehen wir einen Berg von Schwefel, ein Artikel, durch dessen Produktion das Königreich Neapel sich die ganze industrielle Welt zinspflichtig erhält, und dessen erschwerte oder verbotene Ausfuhr mehr als einmal

schen Englands Flotte in Bewegung setzte; weniger stürmisch, aber doch nachdrücklicher verfuhr damals die Wissenschaft: sie suchte sich andere Quellen des Schwefels zu eröffnen, und sie fand sie bald in den reichen Schwefellieslagern Irlands, Englands und des Continentes. Die Folge war eine Concurrenz, die auch nach Ausgleichung jener Zwistigkeiten dauernd den Preis des sicilianischen Schwefels erniedrigte.

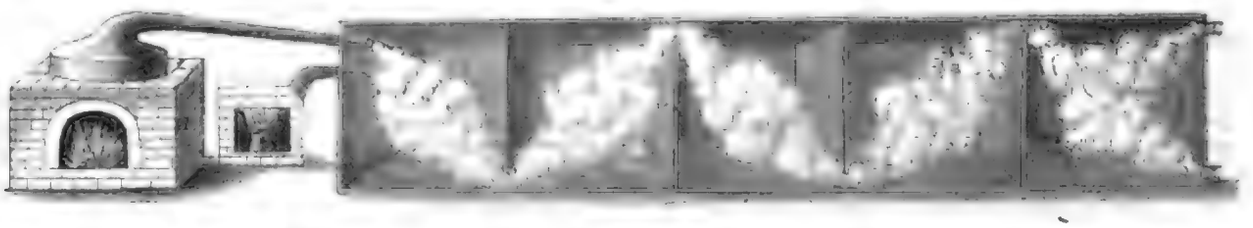
Weiter finden wir Tonnen mit Chilisalpeter, jenes schon so geschätzten Düngemittels, dessen Einfuhr von Jahr zu Jahr in größerem Maßstabe stattfindet. Dieser Chilisalpeter ist ein unreines salpetersaures Natron, welches sich in dem peruanischen Distrikte Atacama ausgewittert an der Bodenoberfläche findet und dort weite Landstriche überdeckt. Endlich sehen wir noch einen Haufen Kalksteine, Brennmaterial verschiedener Art, und erwähnen schließlich noch des fließenden Wassers, dessen Vertheilung durch Röhrenleitung nach allen Räumen der Fabrik geschieht, und der atmosphärischen Luft, die bekanntlich überall gratis zu haben ist, als Rohstoffe, denn beide sind nothwendige Dinge als Vermittler, wie als wirkliche Theilnehmer chemischer Verbindungen. Fragen wir nun nach den Fabrikaten des Etablissements, so nennt man uns als hauptsächlichste: die Schwefelsäure, die Salzsäure, die Salpetersäure oder das Scheidewasser, die Soda, das Glauberfalz und den Chlorkalk. Wie mannigfaltig müssen die Processe sein, welche aus so einfachen Dingen so Verschiedenartiges erzeugen, und wie glänzend hat des Menschen Geist durch genaue Beobachtung der Naturgesetze hier seine Aufgabe gelöst!

Wir wenden nun unsere Schritte zu den der Schwefelsäurefabrikation gewidmeten Räumlichkeiten, und finden hier zunächst einen zur Verbrennung des Schwefels dienenden Ofen, dessen Doppelgehäuse nicht allein zur Regulirung der Hitze, sondern auch zur Speisung der in der Nähe befindlichen Bleikammern mit atmosphärischer Luft dient. Der Schwefel nimmt beim Verbrennen zwei Atome Sauerstoff auf und bildet damit schwefelige Säure, jene bekannten weißen Dämpfe, die wir beim Abbrennen eines Schwefelhölzchens beobachten, und deren stechender Geruch eben so bekannt als den Athmungswerkzeugen lästig ist. Diese Dämpfe der schwefeligen Säure treten nun durch ein Rohr in die Bleikammern, große Gefäße aus Walzblei, oft geräumig genug, um ein mäßiges zweistöckiges Haus in eins derselben setzen zu können, von denen gewöhnlich vier bis fünf hinter- oder nebeneinander angebracht sind; hier begegnen dieselben Salpetersäuredämpfen, die durch die Hitze des Schwefelverbrennungsofens aus salpetersaurem Natron mittelst Zerlegung durch Schwefelsäure ausgeschieden werden; sie begegnen Wasserdampf, welcher aus einem Dampfkessel hierher geleitet wird, und endlich der durch den Mantel des Schwefelofens eingetretenen atmosphärischen Luft. Auf dem Wege nun, den die Dämpfe gemeinschaftlich zu machen haben, und der durch gezwungenes Auf- und Absteigen möglichst verlängert wird, mischen sich dieselben, und die schwefelige Säure wird zu Schwefelsäure (auf einen Centner Schwefel drei Centner Sauerstoff), indem sie den Dämpfen der Salpetersäure (aus zwei Atomen Stickstoff und fünf Atomen Sauerstoff bestehend) den ihr noch fehlenden Sauerstoff entzieht und dieselbe zu Stickoxydgas reducirt; das Letztere hingegen sucht diesen Verlust wenigstens theilweise wieder zu ersetzen durch Aufnahme von Sauerstoff aus der vorhandenen atmosphärischen Luft, aber nur um denselben sofort an neue Portionen schwefeliger Säure abzugeben und diese wiederum in Schwefelsäure zu verwandeln; und so wiederholt sich dieses Spiel, bis die letzten Antheile schwefeliger Säure zu Schwefelsäure geworden sind.

Der Wasserdampf spielt nun hierbei eine doppelte Rolle: einerseits ist seine bloße Gegenwart zur Vermittelung der Aufnahme des Sauerstoffs durch das Stickoxydgas nothwendig, andererseits verdichtet er sich mit den fertigen Schwefelsäuredämpfen zu wässeriger Schwefelsäure, die nun an dem Boden der Bleikammern zusammenfließt und von dort abgelassen werden kann. Diese wässerige Schwefelsäure ist aber weit entfernt die für technische Zwecke erforderliche Stärke zu besitzen, sie ist im Gegentheil mit einer großen Menge überflüssigen Wassers verdünnt, und muß von demselben noch befreit werden. Zu diesem Zwecke kommt die Säure nun zunächst in die Bleipfannen. Wir sehen in unserer Fabrik deren drei, und zwar etagenförmig auf eisernen Platten ruhend, unter denen die Feuerluft hinstreicht. Während der Siedepunkt des Wassers bekanntlich bei 100° C. liegt, wo nun auch die Verdampfung desselben beginnt, ist der Siedepunkt der Verdampfungspunkt der Schwefelsäure erst bei 326° C. erreicht. Man treibt daher die Verdampfung des Wassers in den Bleipfannen bis zu dem Punkte, wo die mit der fortschreitenden Concentration der Flüssigkeit sich steigernde Hitze einen Grad erreicht, bei welchem neben dem Wasser sich auch Schwefelsäure verflüchtigen würde, und wo außerdem die Bleipfannen durch die stärkere Säure angefressen werden würden. Durch eine sinnreiche Hebervorrichtung gelangt nun die Flüssigkeit in eine Destillirblase von Platin, wo sie sich durch ferneres Erhitzen bis auf 326° C. in saures Wasser, welches durch das Helmrohr abdestillirt und wieder in die Bleipfannen zurückgebracht wird, und in Schwefelsäurehydrat oder englische Schwefelsäure scheidet, welche Letztere in der Blase verbleibt und von dort durch abermalige Hebervorrichtung, die zugleich durch Abkühlung der heißen Säure dient, in große Glasballons gebracht wird und nun als fertiges Produkt in den Handel kommt.

Wie schon erwähnt, sind diese Destillirblasen von Platin, da Glas ein zu zerbrechliches Material ist, und kein anderes Metall, das noch theurere Gold ausgenommen, der starken Säure widerstehen würde. Man fertigt dieselben fast ausschließlich in Paris von 5 bis 20 Centner Inhalt; die Fugen werden mit Gold gelöthet und der Preis eines solchen Apparates beträgt allein schon 10—15,000 Thaler!

Diese Schwefelsäure, nunmehr auf ein Atom reiner Säure genau ein Atom Wasser enthaltend, ohne welches die Säure gasförmig und daher nicht zu handhaben sein würde, ist eins der wichtigsten chemischen Produkte, ohne dessen Vorhandensein der ganze heutige Stand unserer Industrie unmöglich wäre. Sie ist das Mittel zur billigen Darstellung der Soda geworden, ohne welche wir wiederum weder so billige Seife, noch so schönes und billiges Glas haben würden; die Färberei und Kattundruckerei wären ohne Schwefelsäure um die Hälfte ihrer Farben ärmer; die Darstellung des Scheidewassers, der Salzsäure und des Bleichkalkes wäre wesentlich erschwert, und statt Stearinkerzen brennten wir nach wie vor rußende Talglichter. Darum ist aber auch der Verbrauch an Schwefelsäure ein ungeheurer, und eine einzige Fabrik zu St. Rollox bei Glasgow erzeugt allein jährlich 160,000 Centner Säure in 20 Bleikammern, von denen jede, bei 70 Fuß Länge, 38,000 Kubikfuß hält!



Wir setzen nun unsere Wanderung fort und finden in einem benachbarten Gebäude verschiedene Flammenöfen, welche zur Darstellung des Glauberfalzes aus dem Kochsalze dienen.

Ein solcher Ofen theilt sich hinter der Feuerbrücke in zwei getrennte, mit Bleiplatten ausgefütterte Räume; in dem hinteren weniger heißen Theile geschieht die Zersetzung, welche aber erst in dem vorderen, dem Feuer mehr ausgesetzten Raume durch völliges Schmelzen der Salzmasse beendigt wird. Die Beschickung besteht in vier bis acht Centnern Kochsalz oder zerstoßenes Steinsalz, auf welche vermittelst eines besonders construirten Trichters die zur Zersetzung nöthige Quantität Schwefelsäure aufgegossen wird, wozu man der Ersparniß halber Schwefelsäure, wie sie aus den Bleikammern kommt, verwendet, da eine größere Con-

Abbildung 1. Ansicht der Kirche von Nordwesten.

Abbildung 2. Ansicht der Kirche von Südosten.

Abbildung 3. Grundriß der Kirche.

Abbildung 4. Querschnitt durch das Schiff.

Abbildung 5. Querschnitt durch den Chor.

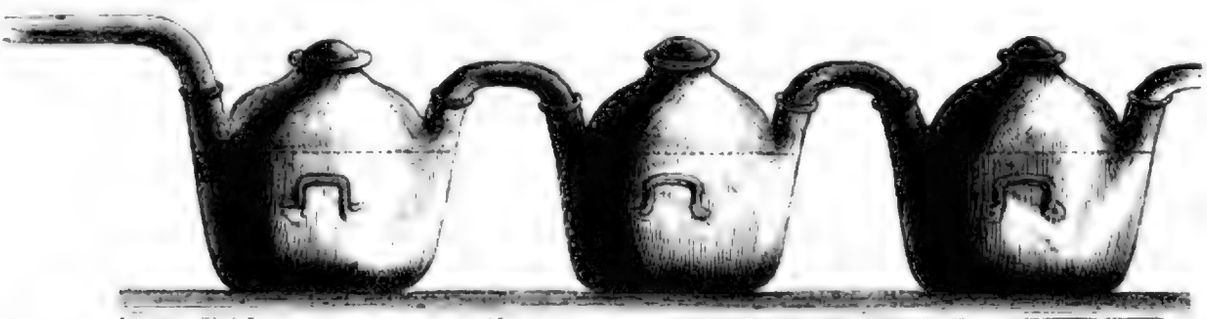
der Wohlfahrtsausschuß eine Aufforderung an alle Bürger, binnen zwei Decaden mit Hintansetzung jedes Privatvortheils, Mittel und Wege zur Erzeugung von Soda ausfindig zu machen und die Vorschläge an eine dazu niedergesetzte Commission abzugeben. Dieses für die fernere Geschichte der Industrie so einflußreiche Aktenstück begann mit den Worten:

„In Erwägung der Pflichten der Republik, welche ihr gebieten, die Kraft der Freiheit mit ihrem ganzen Nachdrucke auf alle diejenigen Gegenstände hinzulenken, welche die Grundlage der unentbehrlichsten Gewerbszweige sind; Pflichten, die ihr ferner gebieten, die Fesseln der Handelsabhängigkeit abzustreifen und aus ihrem eigenen Schooß Alles, was die Natur darin niedergelegt hat, an's Licht zu ziehen; eben so um die gehässigen Zwangsmittel der Despotie zu entkräften, als um die Gaben des Boden und der Gewerbthätigkeit in Anspruch zu nehmen; in Erwägung Dieses ist beschlossen und sind alle Bürger gehalten ꝛc." —

Die Commission erkannte das Verfahren von Leblanc als das Zweckmäßigste, und in der That ist dasselbe bis heute kaum verbessert worden. Den großen Preis aber, den Napoleon für diese Entdeckung ausgesetzt hatte, erhielt Leblanc nicht; die Bourbonen erkannten bei ihrer Rückkehr die Schuld nicht an, sie ward vergessen und verjährte; statt dessen entstanden allerwärts Sodafabriken nach Leblanc's Verfahren als Denkmäler seiner uneigennützigen Thätigkeit, und die Nachwelt wird ihn stets als großen Wohlthäter der Menschheit verehren.

Doch kehren wir zurück in unsere Fabrik!

Wir bemerkten bereits, wie aus dem Einsatze des ersten Ofens, bestehend aus Kochsalz und Schwefelsäure, Dämpfe von Salzsäure entwichen. Dieselben finden nun aber nicht so ohne Weiteres einen Ausweg; man zwingt sie vielmehr, eine Reihe mit Wasser gefüllter Gefäße aus Steinzeug zu passiren, wo der größte Theil derselben von diesem Wasser absorbirt wird und dann



wenn dasselbe damit gesättigt ist, die rohe Salzsäure darstellt, die im Gewerbewesen so mannigfache Anwendung findet. Dennoch aber ist die Nachfrage selten so groß, um die bei ununterbrochenem Betriebe einer größeren Sodafabrik erzeugte Salzsäure als solche zu verwerthen, und man verwendet daher diesen Ueberschuß zur Darstellung des Chlor- oder Bleichkalkes. Die Salzsäure, eine Verbindung der Elemente Chlor und Wasserstoff, wird zu diesem Zwecke der Einwirkung des Braunsteins ausgesetzt, eines Ueberoxyds des Metalles Mangan, das sich in manchen Gebirgen, wie z. B. im Harz, im Vogelsgebirge in Hessen und an anderen Orten in großer Menge vorfindet. Die hier nun stattfindende Zersetzung ist der Art, daß der Sauerstoff des Braunsteins sich mit dem Wasserstoff der Salzsäure zu Wasser verbindet und das Mangan mit $^1/_3$ des freigewordenen Chlors zu Manganchlorür zusammentritt, während die anderen $^2/_3$ des Chlores frei werden und als Gas entweichen. Man leitet dasselbe nun in große, geschlossene Kammern von 30—40 Fuß Länge, in denen auf Horden trocken gelöschter Kalk in dünnen Schichten ausgebreitet ist, welcher das Chlor begierig auffangt und damit den Chlor- oder Bleichkalk darstellt. Dieser Chlorkalk ist das Mittel geworden, durch welches das Bleichen der leinenen und baumwollenen Stoffe in erstaunlich kurzer Zeit ermöglicht wird, ohne dieselben mehr anzugreifen als dies durch die früher allgemeine Rasenbleiche der Fall ist; so bleicht ein einziges Etablissement in der Nähe von Glasgow täglich 1400 Stück Baumwollenzeug Sommer und Winter hindurch.

Mit welcher Zeit- und Kostenersparniß würden unsere Hausfrauen ihrer Wäsche ein blendendes Weiß ertheilen, wollten sie den gleichen Weg einschlagen und der althergebrachten Rasenbleiche entsagen! Sie, meine Damen, wie Ihre Wäsche, könnten nur dabei gewinnen, wobei allerdings zu bemerken ist, daß diese Operation in größeren Etablissements unter Leitung einer kundigen Person geschehen müßte.

Wir kommen nun zu dem letzten Theile unserer Fabrik, zu dem der Scheidewasserbrennerei gewidmeten Räumen. Das Verfahren hierbei ist ein einfaches und leicht verständliches. Wir finden in sogenannten Galeerenöfen eine doppelte Reihe gläserner Retorten, die zur gleichmäßigeren Erhitzung jede in eine mit Sand ausgestreute, gußeiserne Schale (Capelle genannt) eingesetzt sind. In diese Retorten bringt man salpetersaures Natron mit der nöthigen Menge Schwefelsäure, welche Letztere beim Erhitzen die Salpetersäure verdrängt und diese in die gläsernen Vorlagen überdestilliren macht. Die Erfahrung hat hierbei gelehrt, daß diese Zersetzung nur dann vollständig vor sich geht, wenn auf ein Atom Natron zwei Atome Schwefelsäure vorhanden sind, so daß im Rückstande in der Retorte nicht einfach schwefelsaures, sondern doppeltschwefelsaures Natron bleibt, welches Salz leicht in Glaubersalz zu verwandeln und dann bei der Sodafabrikation wieder zu verwenden ist. Die abdestillirte Salpetersäure kommt nun in den Handel, wo man dem wirklichen Gehalt an Säure entsprechend einen Unterschied zwischen einfachem und doppeltem Scheidewasser macht; oder man reinigt sie durch nochmalige Destillation von etwaigen Beimischungen von etwas Schwefel- oder Salzsäure. Es dient die Salpetersäure verschiedenen Gewerbszwecken, wie zur Scheidung des Silbers und Goldes, zum Aetzen der Kupferstiche u. s. w.

Wir sind nun am Ende unserer Wanderung, und indem wir nochmals rückwärts schauen, sagen wir uns, daß diese Werkstätte der Chemie nur ein Bild der allwaltenden Natur ist: hier wie dort Zerstörung zu neuer Wiedergeburt! Nirgends ein Verlust, sondern für jedes Atom eine neue Benutzung.

Das Schillerfest in Leipzig

am 11. November 1855.

Es war am Abend des gedachten Tages, als ein langer, hagerer Mann, mit einer Physiognomie, die Dannecker's classischer Schillerbüste bis in's kleinste Detail abgelauscht schien, durch den Vorhang einer kleinen Bühne hinaus in eine Versammlung sah, die bereits Stunden lang den Augenblick ersehnte, der die „lebenden Bilder" enthüllen sollte, die den Hauptakt dieses festlichen Abends repräsentirten. Die lange, hagere Erscheinung gehörte einem der Darsteller Schiller's, und der glänzende Saal, wo eine Zuschauermenge von nahe an vierzehnhundert Köpfen harrte, war der, einer unserer elegantesten Gasthäuser, das Hotel de Pologne.

Wort. Wenn Gerhart nun weiter sagte, daß der Mensch, der sich selbst nicht kenne, ein Thor sei, so ist das ein Satz, der sich nicht bestreiten läßt. Wenn er aber weiter sagte, daß der Mensch, der sich selbst kenne, ein Weiser sei, so ist das ein Satz, der sich bestreiten läßt. Denn es ist nicht immer gut, sich selbst zu kennen. Es ist oft sehr gut, sich selbst nicht zu kennen. Es ist oft sehr

Moses vor Pharao.

Moses, der in Aegypten geboren, war Hebräer. Er war 80 Jahre alt, als er vor Pharao trat, um ihn zu ermahnen, die Hebräer ziehen zu lassen. Pharao war König von Aegypten. Er hatte die Hebräer zu Sklaven gemacht und ließ sie hart arbeiten. Moses hatte Gott gebeten, ihm zu helfen, damit er sein Volk aus der Knechtschaft befreien könne. Gott hatte ihm versprochen, daß er ihm helfen wolle. Er hatte ihm auch gesagt, daß er Pharao zuvor warnen solle, damit dieser sich bekehre. Wenn er sich nicht bekehre, werde Gott ihn und sein Volk strafen. Moses hatte Gott gebeten, ihm einen Helfer zu geben, weil er selbst nicht gut reden könne. Gott hatte ihm seinen Bruder Aaron zum Helfer gegeben. Aaron war 3 Jahre älter als Moses. Er war ein guter Redner. Moses und Aaron gingen zu Pharao und sagten ihm, was Gott befohlen hatte. Pharao wollte aber nicht gehorchen. Er ließ die Hebräer nicht ziehen. Er ließ sie noch härter arbeiten. Da strafte Gott Pharao und sein Volk. Er sandte Frösche, Mücken, Fliegen, Viehseuche, Hagel, Heuschrecken, Finsternis und Pest. Pharao ließ sich aber nicht bekehren. Da sandte Gott den Engel des Todes. Dieser tötete in einer Nacht alle Erstgeborenen der Aegypter. Da ließ Pharao die Hebräer ziehen. Sie zogen 600 000 Mann stark aus Aegypten. Sie zogen durch das Rote Meer. Gott hatte es ihnen trockenen Fußes durchschritten lassen. Pharao wollte ihnen nachziehen. Da ließ Gott das Wasser über ihn und sein Heer zusammenschlagen. Sie ertranken alle.

aus (siehe Weimar. Sonntagsblatt Nr. 39) erhobenen Vorwurfs, in dem bekannten „Gedenkbuch" des Schillervereins sei „Mißbrauch" mit dem Namen des großen Dichters getrieben. Der Redner nannte den Goethe-Kultus als den Kreis, aus welchem dieser Vorwurf hervorgehe, einen Kreis, den die Bildungswelt Deutschlands noch immer dem Volksthum Deutschlands gegenüberstelle. Und doch würden, schloß der Redner, beide Dichter auf demselben Postament in Weimar stehen, zwei brüderliche Apostel, die vereint dem Deutschen das Evangelium der Freiheit und Schönheit verkündeten.

Der Festrede Kühne's folgten mehrere Gesangstücke und Declamationen, und diesen eine Reihe lebender Bilder aus Schiller's Leben, wozu E. Büchner die Musik componirt und Theodor Apel ein Gedicht verfaßt hatte, welches von Wenzel, Mitglied des hiesigen Stadttheaters mit erhebendem Ausdruck gesprochen wurde. Sieben Tableaux führten nun, im Verein mit dem Apel'schen Gedicht, das wir, um der tiefempfundenen Begeisterung willen, die es in sich trägt, unsern Lesern nicht vorenthalten können, folgende Momente aus Schiller's Lebens- und Verklärungsgeschichte vor:

I. Gruppe.

Der achtjährige Schiller erhält von seiner Mutter den ersten Unterricht in der Bibel. Der Vater, damals Werbeoffizier, betrachtet theilnehmend die Gruppe. (Ort: das schwäbische Grenzstädtchen Lorch, Zeit: 1768.)

Er kam zur Welt — gesegnet war der Tag
Und wird gesegnet sein zu allen Zeiten!
So lange noch das Wort der Menschen Schmuck,
Das freie Wort des Mannes Zierde bleibt,
Strahlt sonnenkräftig vor am deutschen Himmel
Des Deutschen Stolz, der Name: **Friedrich Schiller!**
Wen aber Gott zur großen That erwählt,
Dem weckt er früh den Funken im Gemüth,
Deß Feuerkraft von Jahr zu Jahr sich mehrt,
Daß aus des Jünglings Thun und kräft'gem Handeln
Sich wetterleuchtend schon die Flamme kündet,
Die dann als Feuerstrahl, als Blitz des Himmels,
Wie in des Gottes Hand der Donnerkeil
Des Mannes That hinschleudert in die Welt,
Daß staunenswerth sie allen Zeiten leuchte!
Die Himmelskraft in Schiller's großer Seele,
Sie leuchtet uns im Strahle seines Wortes:
Im Strahle, der vernichtend niederbrennt,
Was ungediegen nicht des Lebens werth —
Im Strahle, der als Gruß von Gottes Sonne
Befruchtend, segnend neues Leben schafft.
Des Wortes Held muß früh dem Wort sich weihen:
Dem Knaben schon muß sich die Macht erschließen,
Die ihn als Jüngling drängt zur raschen That,
Die er als Mann, als Meister kräftig nutzt —
D'rum Heil dem Dichter, dem in früher Kindheit
Sich Gotteswort in reiner Brust erschließt!
Heil ihm, der mit der Mutterliebe Gruß
Das Buch des Herrn die junge Brust erwärmt,
Der mit des Kindes klarem, treuen Auge
Der Mutter Bild untrennbar sieht verwebt,
In erster Ahnung unsers Weltenschöpfers,
Den betend sich die Millionen neigen!
Des Vaters Ernst, der Mutter milder Blick
Schau'n segnend, wie des Kindes helles Auge
Vertrauensvoll nach oben auf sich hebt,
Den Gott zu schauen, den die Mutter ihm
Im Evangelium lesend ahnen läßt!
Den guten Vater über'm Sternenzelt,
Der dort vom Himmel seine Menschen segnet!

II. Gruppe.

Der Regimentsmedicus Schiller erhält vom Herzog Karl von Würtemberg nach dem Erscheinen der „Räuber" den strengsten Verweis und den Befehl, bei Strafe der Festung allen weitern Druck seiner Schriften, wenn sie nicht medicinische sind, zu unterlassen. Zunächst dem Herzog: Gräfin von Hohenheim und deren Adoptivtochter. (Ort: Stuttgart, Zeit: 1782.)

Wem Gottes Wort des Lichtes Segen gab,
Des klares Auge spät der Wahrheit nach!
Wo er die Himmlische nur ahnet, strebt
Sein Feuergeist sie stark sich zu erobern,
Der Menschheit sie zu ihrem Heil zu schenken.
Wohl irrt sein Blick, denn irren muß der Mensch
Erlernen, der sich schweren Pfad erwählt;
Wer nie vom falschen Weg sich frei gekämpft,
Um mühevoll den rechten zu erringen,
Geht selten zweifelsfrei den rechten Weg.
Ist dann die Wahrheit nur des Strebens Ziel,
Ist echt das Streben, frei von eitlem Stolz:
Dann hilft ein Gott, und führt den muth'gen Kämpfer
Früh oder spät doch endlich an das Ziel.
Ein herbes Loos fiel unserm Dichter zu:
Das Wort des Herrn ließ ihn sein Ziel erkennen,
Sein ganzes Herz gehörte diesem Ziel —
Doch andrer Pfad ward ihm von mächt'ger Hand,
Und andres Ziel nach Vorschrift angewiesen.
Es scherzt so leicht sich mit Bequemlichkeit
Vom sichern Standpunkt angeerbter Größe,
Und sieht sich gut dem wirren Treiben zu,
Wie seltsam oft auf ganz verlehrtem Weg
Die Wand'rer unten nach der Höhe streben.
Der Eichbaum duldet gern, daß sich die Rebe
Gefügig leicht an ihn zur Höhe schmiegt;
Drum fügt Euch nur, und aufwärts sollt Ihr klimmen!
Doch dieses Klettern an dem andern Stamm
Vermag die Rebe, nicht der Lorbeerbaum —
Er trägt sein eignes Haupt; eh' er sich beugt
Wird er zersplitternd, todt zu Boden fallen.
Und unser Dichter steht vor seinem Herrn,
Er hört die Worte, die der Mächt'ge spricht,
Um freundlich ernst ihm seine Bahn zu zeigen —
Es ist die Bahn nicht, die sein Gott ihm zeigte;
Doch mächtig sind die Banden dieser Welt,
Unlösbar oft, sind sie der Heimath Bande.
So schaut der Adler, dessen Fuß gefesselt,
Der Sonne nach, die ihn zum Fluge lockt —
Stark sind die Schwingen und er regt sie frei,
Doch zieht die Fessel ihn zum Boden nieder!
Er fühlt die Kraft zum Flug und sieht sein Ziel
Ihm unerreichbar weiter sich entfernen!

III. Gruppe.

Schiller nimmt vor seiner Flucht von Stuttgart nach Mannheim von seiner Mutter Abschied. Sein treuer Freund und Reisegefährte, Musiker Streicher, mahnt zur Eile. (Ort: Solitude bei Stuttgart, Zeit: 16. Sept. 1782.)

Frei oder Tod — der Würfel ist gefallen,
Die Fessel hält nicht länger mich zurück!
Ich sprenge sie, und wär' sie mir zu stark,
Mag sie mich tödtend, mir die Freiheit geben!
Der Mensch ist frei, geboren selbst in Ketten
Ist frei der Geist; wohlan, ich wag' es drauf,
Sei's in Gefahr, das Letzte zu verlieren!
Der Aeltern Haus, der Heimath theuren Boden,
Ich fliehe sie, mir neue Heimath suchend.
Denn Heimath ist allein auf dieser Erde,
Wo frei der Geist die eigne Bahn verfolgt,
Wo fremdem Zwange nicht die Kraft erliegt.
Ein Lebewohl, gedacht nur, nicht gesprochen,
Mit ernstem Blick dem Vater zugebracht,
Der sonder Ahnung, daß der Sohn entflieht,
Von Lustbarkeiten sorglos ihm erzählt,
Die höchsten Orts das Fest verschönern sollen —
Und dann sich arglos an's Geschäft begiebt.
Ein Lebewohl, der Mutter heiß gesagt,
Die Mutter konnt' er schweigend nicht verlassen —
Ihr mußt' er sagen von der schnellen Flucht;
Denn Muttersegen stärkt das Herz, den Geist,
Und hält uns aufrecht auch im schwersten Leiden.
Zeit wird's zu gehen, zur Eile drängt der Freund,
Der willig Glück und Unglück mit ihm theilt.
O Mutter, Lebewohl! Und durch die Nacht
Rollt mit den Freunden rasch der kleine Wagen;
Nach Manheim führt die Bahn — o Manheim! Manheim!
Mögst freundlich du dem Manne Heimath werden!

IV. Gruppe.

Der Professor der Geschichte Schiller im Gespräch mit den beiden Philosophen Fichte und Reinhold. (Ort: Jena, Zeit: 1794.)

Und Er entrann der Heimath schweren Banden —
Und athmete der Freiheit Himmelsluft!
Doch weigert nur zu oft des Glückes Göttin
Dem ihre Gaben, der die Freiheit liebt!
Von Schritt zu Schritt lockt sie den Schwärmer weiter,
Zeigt ihm so nah ihr reizend Angesicht,
Und greift er zu, dann flieht sie lächelnd fort,
Und er umarmt statt Glück nur leere Hoffnung!
So unser Dichter; sorgenschwer durchirrt
Sein Fuß die Gauen deutschen Vaterlands.
Wohl zeigt sich Ihm zu kurzer Rast ein Ort,
Der Zeit Ihm bietet, daß sein Schöpferdrang,
Im glüh'nden Lied der Menschen Herz erobere;
Doch nirgends winkt der Heimath Friedensheerd,
Der Ihm des Hauses dauernd Glück verkündet. —
Da endlich bringt der Zauber seiner Dichtung
In Weimars Musentempel ein, und bald
Winkt Ihm der Fürst mit seinen Meistersängern.
In Jena, von der Saale Fluth umrauscht,
Ward unserm Dichter ein Asyl geboten.
Hier soll Er wirken, soll dem Hörerkreis
Lerngier'ger Jugend durch des Wortes Macht
Aufrollen das Gebild der Weltgeschichte,
Und hier gelang es Ihm durch eigne Kraft
Des langersehnten Hauses Grund zu legen.
Im stillen Garten sehn wir Ihn erfreut

Mit geistig Nahverwandten Worte tauschen,
Bei heiterm Streit, in Wissenschaft und Kunst,
Und lesen jetzt der neusten Dichtung Werke. —
Da war bei Ihm das Glück auch heimgekehrt,
Da hielt die Freude, die sein Lied besang,
Mit ihren Götterarmen Ihn umschlungen,
Das Pfeifchen dampft, kein Zwang bedroht Ihn hier,
Und fröhlich bläst Er Wolken in die Luft,
Kaum ahnend: daß der blauen Wolken Dünste
Als Weihrauchwolken einst zurückekehren,
Die segnend Ihm im Herzen hoch begeistert
Die späten Enkel voller Jubel weih'n,
Den deutschen Dichter hoch in Ihm verehrend.

V. Gruppe.

Herzog Karl August im Gespräch mit Goethe, Herder, Wieland und Schiller. (Ort: Weimar, Zeit: 1789.)

Die Zeit war groß! Gesegnet strahlt der Name
Karl August in den Büchern der Geschichte.
Von Frankreich drangen, Schrecken rings verbreitend,
Die Kunden her, vom wild empörten Volk!
Krieg, Mord und Tod! die Marseillaise raste
Blutriefend durch die schreckensstarren Länder;
Schon hob der Corse stolz sein Haupt empor
Mit Heeresmacht und der Kanonen Donner
In feste Bande neu das Volk zu schmieden.
Nach Frankreich schauten Deutschlands Völkerstämme
Entsetzt und bang in Ahnung schwerer Zeiten.
Da blühte friedlich um Karl August's Thron
Die Kunst, die Wissenschaft, da klang das Lied
Der deutschen Dichter tröstend an das Ohr
Der vor Entsetzen bangbewegten Bürger.
Das waren Lieder, guter, kräft'ger Art;
Das waren Werke, deren Ruhm nicht schwindet!
Verklungen ist die Zeit, die sie gebar;
Der Kaiser Frankreichs führte seine Scharen
Verheerend durch das weite deutsche Land.
Der Zaar von Rußland führte seine Völker,
Die Franken jagend durch Germaniens Au'n —
Das alte deutsche Reich, es brach zusammen,
Die neuen Reiche zitterten im Kampf
Der neuen Satzung mit ererbtem Recht.
Doch ewig jung das Herz, den Geist belebend,
Ertönten uns'rer deutschen Dichter Worte!
Und **Friedrich Schiller's** Lied ward zum Panier
Der deutschen Jugend und der deutschen Männer,
Und Frau'n und Jungfrau'n lieben ihn als Freund.
Die Züge **Schiller's**, **Goethe's** hohes Bild
Sie sind in jedes Deutschen Herz gegraben,
Wie eines Freundes, eines Vaters Antlitz!
Heil Dir, Karl August, der mit Fürstenmacht
Der deutschen Dichter Sternenbild berufen,
Im ew'gen Glanz strahlt Deines Thrones Macht!
Des Sieges Lorbeer schmückte Vieler Haupt,
Der große Kaiser und sein Heldenkreis
Und seiner Sieger weit berühmte Namen
Nennt unvergeßlich laut die Weltgeschichte —
Doch segnend weilt der späten Enkel Blick
Auf Weimars Thron, auf den geliebten Sängern,
Und jubelnd grüßen wir das Bild der Männer,
Die uns der deutschen Dichtung Reich erschlossen.

(Das Bild entschleiert sich, der Redner spricht fort.)

Schaut hin: Karl August in der Freunde Kreis
Zu Goethe, dem Vertrauten hingeneigt,
Indeß der Sänger Oberons beredt
Des Schönen Reiz erhebt. Der ernste Herder
Lauscht Wieland's Wort, doch **Schiller's** Dichtergeist
Strebt nach Gestaltung Albrecht Wallenstein's,
Wenn nicht prophetisch schon sein Schöpferauge
Der Jungfrau angehört, die Frankreich rettet —
In Ahnung, daß gar bald sein Vaterland
Der Heldenjungfrau Ruf bedürfen wird,
Um Frankreichs Ketten siegend zu zerbrechen!

VI. Gruppe.

Die letzten Tage Schiller's. (Ort: das Schillerzimmer in Weimar, Zeit: 1805.)

Wo allzu stark der Geist die Schwinge regt,
Bricht nur zu oft des Körpers Kraft zusammen!
Zum Schaffen drängt der übermächt'ge Trieb;
Und der Gedanke, der im Busen keimt
Verlangt gebieterisch die eigne Form,
Um festgestaltet durch die Welt zu fliegen.
Und ist erwacht nur des Gedankens Keim,
Und steht gestaltet vor des Dichters Geist
Das hohe Werk, dem seine Seele glüht,
Dann zwingt zur That die Schöpfung ihren Schöpfer;
Sie muß entstehen, er muß das Werk gestalten,
Gleichviel ob seine Kraft dem Werk entspricht,
Ob die Geburt er mit dem Leben zahlt.
Wohl krönt den Dichter seines Volkes Dank,
Sein Name prangt gepriesen von der Welt
Und seinem Liede lauscht der Hörer Kreis —
Doch hat sein Mund viel Herrliches verkündet;
Noch Größ'res schlummert in der Dichterbrust
Und mehr zu schaffen, immer Mehr zu geben,
Spornt ihn der Beifall, spornt die inn're Gluth,
Die Liebe seines Volkes zu verdienen.
Sein trübes Auge mahnt zum Schlummer ihn,
Umsonst, der Schöpferdrang kennt keinen Schlaf,
Und Er, der für der Wachen Freude sorgt
Muß selbst die Stärkung süßen Schlafs entbehren!
Der Lorbeer ziert den Sänger wie den Helden!
Und wie Achill durch frühen Heldentod
Unsterblichkeit errang im Lied Homer's;
So naht der Todesengel **Friedrich Schiller**,
Unsterblichkeit im frühen Grab zu bieten!

VII. Gruppe.

Schiller's Apotheose. Der Genius der Unsterblichkeit entführt den Verklärten der Erde.

Gabst den Leib der Erde wieder,
Eingest ein zur ew'gen Ruh',
Doch der Zauber Deiner Lieder
Ruft Dir heut' noch Grüße zu!
Und das Mädchen und der Knabe,
Frau und Mann und schwacher Greis,
Rufen wach Dich aus dem Grabe,
Singen Deiner Werke Preis!

Ja, Dein Werk, Dir soll es lohnen!
Schiller, wo Dein Lied erklingt,
Hallen Grüße lustbeschwingt
Himmelan von Millionen!

Freude sangst Du feuertrunken,
Freude singt im vollen Chor!
Steig' als schöner Götterfunken
Uns zur Freude selbst empor!
Auf des Glaubens Sonnenberge
Seh'n wir Freudenfahnen weh'n,
Durch den Riß gesprengter Särge
Dich im Chor der Engel seh'n!

Sei gegrüßt von Millionen,
Du, den unsre Liebe preist!
Ja, Du mußt beim guten Geist,
Dort beim lieben Vater wohnen!

Mit dem letzten Niederrauschen des Vorhangs floß manche Thräne ungeheuchelter Empfindung, mancher Seufzer entschlüpfte dem gepreßten Herzen. — Es sind dies wohl die schönsten Beifallszeichen gewesen für eine Vorstellung, welche mit Ehrfurcht für den erhabenen Gegenstand erfunden und in gleichem Sinne ausgeführt wurde.

Zur Festtafel blieben gegen 500 Personen, unter denen manche eigens zu diesem Feste hierher gekommene bemerkt wurden, wie Justizrath Eberwein aus Rudolstadt, Assessor Schulze von Delitzsch und Andere. Unter dreizehn Trinksprüchen wurden auch drei humoristische ausgebracht, welchen die ernsten folgten. Professor **Wuttke** begann den seinen mit dem Hinweis darauf, daß lebenswarme Bilder einer erhebenden Vergangenheit, in der die Kraft des Geistes geleuchtet hat, uns rascher der gedrückten Stimmung des Augenblicks entreißen, und führte dann aus, wie die Natur in ewigem Einerlei kreist, im unwandelbaren Gesetz, während der strebende Menschengeist Neues schafft, den todten Stoff prägt, bis er seine Spur und Bewegung kündet und aus sich ein Reich baut, in dem er sich höher und höher emporhebt im endlosen Fortschritt. Dies wendete der Redner zum Preise Schiller's an. Es folgte die „Erinnerung an das Vaterland" durch Dr. Heyner, und das „Lob der Frauen," durch Theodor Apel.

Gegen Morgen entfernten sich die letzten Gäste dieses Festes, und wir sprechen nur noch den aufrichtigen Wunsch aus, daß die Begeisterung, die Aller Herzen für den unsterblichen Dichter der Deutschen an diesem Abende erfüllte, eine nachhaltige, eine dauernde sein möge!

Blätter und Blüthen.

Die Rache eines Indianers. In einem der letzten Kriege, welche England in seinen nordamerikanischen Besitzungen führte, wurde eine kleine Abtheilung englischer Soldaten von den Indianern überfallen und mit unerhörter Grausamkeit hingemordet. Unter den Ueberfallenen befand sich auch ein ganz junger Offizier, der mit einer außerordentlichen Bravour kämpfte, um wenigstens sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, es war indessen unmöglich, den zu ungleichen Kampf noch lange zu bestehen, denn sein Blut strömte schon aus mehreren tiefen Wunden. Da erschien plötzlich ein alter Indianer, bewaffnet mit einem Bogen; er legt den vergifteten, tödtlichen Pfeil auf — legt an — und die Entfernung ist so gering, daß er sein Ziel unmöglich verfehlen kann. Doch in dem entscheidenden Augenblicke setzt er wieder ab, stellt sich in die Mitte zwischen dem Engländer und seinen Gegnern, welche sich sofort ehrfurchtsvoll zurückziehen. Der Greis nimmt den jungen Offizier bei der Hand, ermuthigt ihn durch allerlei Freundschaftsbezeugungen und führt ihn in seine Hütte, wo er seine Wunden verband und ihn stets mit der größten Zärtlichkeit pflegte. Sobald er genesen war, lehrte der Indianer ihn auch seine Sprache und die verschiedenen rohen Künste und Gewerke, welche bei diesem Stamme gebräuchlich waren. Kurz, er wurde mehr als ein Sohn oder ein jüngerer Freund und nicht als Kriegsgefangener oder Sklave behandelt. Sie lebten recht zufrieden beisammen, nur ein einziger Umstand gab dem jungen Manne zuweilen Besorgniß. Der Indianer pflegte ihn nämlich zuweilen mit besonderem lebhaften Interesse zu betrachten und darauf stets zu weinen, als ob er in seiner Brust einen äußerst wunden Fleck habe. Sobald der Frühling die Bäume des Urwaldes wieder belaubt hatte, brachen die Indianer ihre Hütten ab, um den ungleichen Kampf gegen die Engländer auf's Neue zu beginnen. Der Greis war einer der Anführer, und nahm seinen Gefangenen mit sich. Sie hatten bereits einen Marsch von mehr als hundert Meilen durch die pfadlosen, fast undurchdringlichen Wälder zurückgelegt, als man in einem Thale das englische Lager entdeckte. Der alte Indianer zeigte es seinem Gefangenen und setzte hinzu:

„Sieh', dort sind Deine Brüder, welche uns erwarten, um uns womöglich zu vernichten. Ich habe Dir das Leben gerettet, habe Dich ein Boot, einen Bogen und Pfeile zu machen gelehrt. Du hast auch von mir gelernt, den Elk in den Wäldern zu fangen, die Streitart zu führen und dem Feinde den Scalp zu nehmen. Was warst Du, als ich Dich in meine Hütte führte? Du battest Hände wie ein Kind, sie konnten Dich weder ernähren noch vertheidigen, Deine Seele lag in Finsterniß. Du verstandest ganz und gar nichts, Alles, was Du jetzt hast und bist, verdankst Du mir. Würdest Du jetzt undankbar genug sein, Dich mit Deinen Brüdern zu vereinigen und die Streitart gegen uns zu erheben?"

Der Engländer betheuerte auf das Allerheiligste, daß er lieber tausendmal sterben würde, als das Blut eines einzigen Indianers vergießen. Der Wilde ließ den Kopf eine Zeit lang hängen und bedeckte sein Gesicht mit seinen Händen, betrachtete dann wieder seinen Gefangenen und sagte darauf in einem Tone, in dem sich Zärtlichkeit und Schmerz deutlich hörbar machten:

„Hast Du noch einen Vater?"

„Ja, er lebte wenigstens noch," sagte der junge Mann, „als ich mein Vaterland verlassen habe."

„Wie heißt er, und hat er hier je commandirt?"

„Preston ist unser Familienname und mein Vater hat während vierzehn Jahren in dieser Kolonie ein Regiment befehligt."

„O, der Unglückliche!" rief der Wilde aus und nach einem kurzen Stillschweigen setzte er hinzu: „Weißt Du, daß ich auch einst Vater gewesen bin? — Ich bin es nicht mehr. Ich habe meinen Sohn im Kampfe fallen sehen, er hat wacker gestritten und ist als Mann an meiner Seite gefallen; er war mit unzähligen Wunden bedeckt, als er gefallen ist, getödtet von einem — — Doch genug hiervon, ich habe ihn gerächt. Ja, ich habe ihn vollständig gerächt!"

Er legte auf diese letzten Worte ein ungeheures Gewicht und zitterte am ganzen Körper, als er sie hervorbrachte. Seine Augen waren ganz verwirrt und thränenlos; einige mit Gewalt unterdrückte Seufzer verriethen jedoch den gewaltigen Kampf des Innern. Er beruhigte sich nach und nach, und sich gegen Osten wendend, wo sich gerade die Sonne erhob und den neuen Tag ankündigte, sagte er:

„Siehst Du jenen prachtvollen Himmel mit seinem strahlenden Glanze und freust Du Dich, ihn zu betrachten?"

„Ja, ich freue mich, jenen schönen Himmel zu betrachten," war die Antwort.

„Ich freue mich nicht mehr!" sagte der Wilde heftig weinend. Darauf zeigte er auf einen Baum, der mit den schönsten Blüthen prangte und sagte: „Siehst Du diesen schönen Baum und freust Du Dich, ihn zu betrachten?"

„Ja, ich freue mich, ihn zu betrachten."

„Ich nicht mehr," fuhr der Indianer eiligst fort, und er setzte dann sofort hinzu: „Geh! Kehre zurück in Dein Vaterland, damit Dein Vater sich noch erfreue die Sonne zu betrachten, welche sich am Himmel erhebt, und noch fortfahre, die Blumen des Frühlings zu bewundern. Und erzähle ihm, daß ich Dich sende — der alte Anführer der Abenakis, dessen Sohn — —. Doch, leb' wohl!

Wir haben wohl kaum hinzuzusetzen, daß der Oberst Preston, der Vater unsers jungen Helden, vor mehreren Jahren in einem Kampfe den tiefbetrauerten Sohn des Indianerhäuptlings erschlagen hatte.

Von **Roßmäßler's** Geschichte der Erde, ein Werk, welches wir in einer der nächsten Nummern ausführlich besprechen werden, ist die zweite Hälfte erschienen und somit das Werk vollständig.

Amerikanische Liebesgeschichte. Ein junger Amerikaner in dem Kreise Lawrence, ein großer Liebhaber spirituöser Getränke und einer zarten Landsmännin, bekam in einer seiner spiritualistischen Launen eines Abends noch sehr spät den Einfall, seiner Angebeteten einen Besuch abzustatten. Die junge Dame war mit einer Freundin allein und zeigte keine Lust, einem ungestüm anklopfenden Gaste Zutritt zu gestatten. Der Spiritus hatte ohnedies die Stimme des Anbeters so verstellt und unzart gemacht, daß sie nicht wieder zu erkennen war. Das zunehmende Ungestüm seines Klopfens und Lärmens brachte die beiden geängsteten Damen auf den Verdacht, Räuber versuchten einzubrechen. Sie verriegelten die Thür um so fester, je feuriger der Liebhaber um Einlaß brüllte und polterte. Er fing an gegen die Thür zu schlagen und zwar mit einem Fuße, der wie ein Mauerbrecher ohne Empfindung schien. Wiederholte Attaken mit diesem Sturmbock von Fuße schlugen ein ganzes Bret aus der Thür, so daß der feurige Liebhaber mit dem martialischen Fuße durchfuhr. Eine Dame faßte den Fuß geschwind und hielt ihn mit heroischer Kraft, gegen das noch feste, rissige Bret der Thür gedrückt fest, während die andere Dame, die Angebetete, den Vogel an den Federn, d. h. an dem martialischen Fuße erkennend, rasch eine Säge herbeiholte und den Fuß — absägte. Mit der größten Geschicklichkeit und Sicherheit führte sie die Operation der Amputation durch, so daß der Fuß des Anbeters innerhalb der Thür, der übrige Theil desselben aber vor derselben hinfiel. Der betrunkene, amputirte Liebhaber lag stöhnend auf dem Rücken und blieb so während der Nacht liegen. Am folgenden Morgen fanden ihn Leute und zwar noch am Leben und ganz nüchtern. Auf die Beine konnten sie ihn nicht bringen, denn er hatte blos noch eins, auf welchem Niemand gehen kann. So brachten sie ihn in einem Wagen nach Hause, wo er sich bald wieder erholte und frisch und gesund seiner Geliebten schrieb, daß er sich anderweitig nach einer Lebensgefährtin umsehen wolle, womit die Dame in höflicher Antwort sich freudig übereinstimmend erklärte und Glück wünschte.

Wir würden kaum dieser Liebesgeschichte von der Amputation an bis hierher Glauben schenken, wenn sie schon zu Ende wäre. Man fragt billig: Wie kam es, daß sich der amputirte Herzensstürmer und Einbrecher nicht während der Nacht verblutete? Wenn wir fürchten und es für eine ausgemachte Sache annehmen, daß er sich hätte verbluten müssen, wäre doch erst zu fragen, ob er überhaupt nur blutete? Nein, weder im Herzen, noch am Beine, denn letzteres war von Holz.

An unsere Leser.

Mit Nr. 1: „Aus der Fremde"

Bei der Masse von Stoff, der uns von allen Seiten her zuströmt, von Woche zu Woche in überwältigenderer Weise, ist es uns bisher, selbst bei dem besten Willen, nicht möglich gewesen, in der „Gartenlaube" Alles und namentlich die Verhältnisse, Zustände und Interessen der außereuropäischen Welt so weit zu berücksichtigen, als es nöthig gewesen wäre, in unserer Zeitschrift, ihrem Plan gemäß, ein Spiegelbild der Welt unserer Tage zu geben und die Leser fortwährend und schnell mit Allem bekannt zu machen, was Merkwürdiges oder sonst Wissenswerthes zu Tage tritt.

Wir glauben deshalb einem großen Theile unserer Abonnenten einen Dienst zu erzeigen, wenn wir sie auf die neue Zeitschrift:

„Aus der Fremde"

aufmerksam machen (deren erste Nummer unserer heutigen Gartenlaube beiliegt) die sich ausschließlich mit der außereuropäischen Welt beschäftigt und in ansprechender Form Alles „aus der Fremde" mittheilt, was für deutsche Leser von Interesse sein kann.

Beide Zeitschriften umschließen die ganze Welt, und die Blätter „aus der Fremde" ergänzen wesentlich die Gartenlaube. Indeß bestehen beide Organe selbstständig nebeneinander und es steht den Abnehmern der Gartenlaube vollkommen frei, auf die „Fremde" zu abonniren oder nicht. Wir bemerken schließlich nur noch, daß die Gartenlaube, obwohl sie deutsche Wissenschaft und deutsche Interessen vorzugsweise vertritt, doch niemals aufhören wird, fremde Länder und Interessen in Betrachtung zu ziehen, allerdings nicht in der Ausdehnung, wie die „Fremde", die sich eben **nur** mit außereuropäischen Zuständen befaßt. **Die Redakt.**

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

Nr. 23. 1877.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Redaction: Ernst Keil.

Erscheint in 4 — 5 Bogen. Preis mit illustrirtem Unterhaltungsblatt vierteljährlich 75 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die ehrne Kette.

Novelle von Ernst Ziel.

(Fortsetzung.)

Im Wohnzimmer des Pfarrhauses saß Frau Ursula Hartmann, die Gattin des Pfarrers, mit ihrer Tochter Elisabeth und ihrer Nichte Hedwig Wolfram beim Abendbrot. Es war ein einfaches Mahl, wie es in dem Hause des Landgeistlichen nicht anders zu erwarten war. Ein Stück kalten Rindfleisches, Butter und Brot, dazu ein Krug Bier, das war Alles, was auf dem Tische stand.

Frau Ursula war eine Frau von etwa fünfzig Jahren, mit einem freundlichen, aber ernsten Gesicht, das von einer Fülle grauer Haare umrahmt war. Elisabeth, ihre Tochter, war ein Mädchen von zwanzig Jahren, mit einem Gesicht, das Jedermann gefallen mußte, der es sah. Hedwig Wolfram, die Nichte, war ein Jahr älter als Elisabeth, aber ihr Gesicht war nicht so hübsch wie das ihrer Cousine.

Frau Ursula hatte ihr Abendbrot beendet und lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Sie faltete die Hände über dem Schoß und sah ihre Tochter und ihre Nichte an.

„Ich habe Euch Beide heute Abend zu mir gebeten, meine Kinder,“ begann sie, „weil ich mit Euch über eine Angelegenheit sprechen will, die mir sehr am Herzen liegt.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich an. Sie wußten nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr wißt, daß Euer Vater und ich Euch Beide wie unsere eigenen Kinder lieben,“ fuhr Frau Ursula fort, „und daß wir Euch Beide gleich behandeln. Ihr wißt auch, daß Euer Vater und ich Euch Beide gleich erziehen wollen, und daß wir Euch Beide gleich ausstatten werden, wenn Ihr heirathet.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr seid jetzt Beide in dem Alter, wo Ihr an Heirathen denken müßt,“ fuhr Frau Ursula fort, „und Ihr müßt Euch Beide Mühe geben, Euch einen Mann zu suchen, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide Mühe geben, Euch einen Mann zu suchen, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann suchen.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann suchen,“ wiederholte Frau Ursula zum dritten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen,“ wiederholte Frau Ursula zum vierten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum fünften Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum sechsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum siebenten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum achten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum neunten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum zehnten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum elften Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum zwölften Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum dreizehnten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum vierzehnten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum fünfzehnten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum sechzehnten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum siebzehnten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum achtzehnten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum neunzehnten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum zwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum einundzwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum zweiundzwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum dreiundzwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum vierundzwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum fünfundzwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum sechsundzwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum siebenundzwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum achtundzwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum neunundzwanzigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum dreißigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum einunddreißigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann,“ wiederholte Frau Ursula zum zweiunddreißigsten Male, „denn Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide einen Mann heirathen müßt, der Euch Beide glücklich machen kann.“

Elisabeth und Hedwig sahen sich wieder an. Sie wußten noch immer nicht, was ihre Mutter und Tante meinte.

„Ihr müßt Euch Beide einen Mann heirathen, der Euch Beide glücklich machen kann, weil Ihr Euch Beide

„Wo ist Netti?“ fragte er leise.

„Fräulein Netti ist zu Bett gegangen, weil Sie gesagt haben, daß Sie um Mitternacht erst zurückkehren würden.“

„So dachte ich; unsere Berathung ist früher beendet.“

Herr Czabo trat in das Schreibstübchen neben der Apotheke, und erkundigte sich, wie er stets pflegte, nach dem, was in seiner Abwesenheit an Medicamenten geholt war.

„Ist sonst Nichts vorgefallen?“

„Was meinen Sie, Herr Czabo?“ fragte Niklas.

„Nun, wir haben Einquartierung — es wäre doch möglich, daß — —“

„Daß der Korporal, der mir ein fletter Bursche zu sein scheint, sein Gartenhaus verlassen hätte?“ fuhr Niklas fort, um das Gespräch auf den Punkt zu bringen, wohin er es haben wollte.

Der Commandant sah seinen langen Gehülfen mit großen Augen an.

„Der Soldat kann die Gartenthür nicht erbrechen — ich trage den Schlüssel bei mir. Hat er an die Thür geklopft?“

Niklas grinste, als ob er nicht mit der Sprache heraus wollte.

„Nun?“ fragte ungeduldig der Apotheker. „Hat er an die Thür geklopft?“

„Nein, an die Thür nicht, aber an das Fenster, das sich nicht weit von dieser Thür befindet.“

„An das Küchenfenster?“

Der lange Mensch nickte mit dem Kopfe.

Herr Czabo griff wie krampfhaft nach dem Degen an seiner Seite.

„Niklas,“ sagte er leise, „ich muß wissen, was in meinem Hause vorgeht, zumal jetzt, wo die ganze Stadt ihr Augenmerk auf mich gerichtet hat. Du begreifst, daß meine Ehre — —“

„So dachte auch ich, Herr Czabo, und deshalb legte ich mich auf die Lauer, als ich das Klopfen erst an der Thür und dann am Fenster hörte. Ich schwieg, weil ich in der Nacht kein Aufsehen erregen wollte.“

Herr Czabo schloß leise die Glasthür der Schreibstube, dann fragte er leise:

„Was hast Du gehört und gesehen?“

„Gesehen habe ich Nichts, aber gehört desto mehr.“

„Erzähle, meine Ehre erfordert, daß ich Alles weiß!“

„Ja, Ihre Ehre erfordert es, und darum will ich sprechen!“ sagte Niklas, der sich entrüstet stellte. „Einige Minuten nach dem Klopfen schlich ich also an die Küche. Es war dunkel, und die Kathi, die sich wahrscheinlich sicher vor mir glaubte, hatte die Thür ihrer Kammer offen gelassen. Sie lag im Fenster, der Korporal stand draußen. Der Kerl muß eine gute Nase haben, denn er hatte richtig das Kammerfenster ausgewittert.“

„Aber Kathi, Kathi?“

„Nun, Kathi hatte das Fenster geöffnet, und unterhielt sich sehr vertraulich mit dem hübschen Korporal.“

„Der Mensch muß morgen früh aus dem Hause!“ murmelte der Commandant. „Ich bringe ihn in das goldne Roß, das im entgegengesetzten Stadtviertel liegt, und wenn ich täglich einen Gulden bezahlen soll. So etwas darf ich in meinem Hause nicht dulden. Was hörtest Du?“

„Der Korporal klagte über Hunger.“

„Element!“

„Kathi bedauerte ihn, und sprach von Ihrem Geize.“

„Niklas, das ist nicht möglich! Entweder hast Du falsch gehört, oder — —“

„Nein, Herr Czabo, ich habe ganz recht gehört!“ versicherte der Gehülfe, als er sah, daß das Gesicht seines Herrn bald bleich bald roth ward. „Und ich habe mich, wie Sie, über diese Niederträchtigkeit geärgert. O, Sie kennen die Soldaten nicht — mit den Köchinnen sind sie geschwind auf vertrautem Fuße. Unser Korporal mochte wohl merken, daß die Köchin ihm nichts abschlagen konnte, er sprach von Durst, und daß seine Kameraden in dem Wirthshause säßen. — Werden Sie nicht gehen? fragte Kathi. Ich habe kein Geld! antwortete der Korporal. Nehmen Sie! sagte Kathi. — Das ist ja eine ganze Börse! rief der Korporal. — Gehen Sie in das Wirthshaus, und trinken Sie auf meine Gesundheit. — Das soll geschehen! — Nun hörte ich etwas, wie einen Kuß — dann ward das Fenster geschlossen. Ich schlich in meine Apotheke zurück. Die Geschichte ist vor kaum einer Viertelstunde passirt.“

Herr Czabo hatte die Arme verschränkt, und starrte einige Augenblicke düster vor sich hin. Dann sah er Niklas an, der einige Recepte bei Seite legte.

„Mensch, ich glaube, Du belügst mich! Du willst Kathi bei mir verleumden!“

„Ich schwöre Ihnen zu, Herr Czabo, daß der Korporal an dem Küchenfenster gewesen ist.“

„Gehe zu Bett!“

„Ja, Herr Czabo.“

„Und sagst keiner Seele, was Du gehört hast.“

„Nein, Herr Czabo!“

Der Apotheker verließ die Schreibstube. Niklas rieb sich vergnügt die Hände, löschte die Lichter aus, und ging in seine Kammer, die sich neben der Schreibstube befand.

Herr Czabo mußte an der Küchenthür vorüber, um in sein Zimmer zu gelangen. Eine wunderbare Gewalt hemmte seine Schritte, und zog seine Blicke nach dem Raume, den die schöne Kathi beherrschte. Er war nicht umsonst so früh nach Hause gekommen, die Kathi hatte ihn beim Weggehen nicht in der Uniform gesehen, sie sollte ihn jetzt in seiner Pracht und Herrlichkeit bewundern. Und während er es so gut mit der armen Magd meinte, verschenkte sie sein Geld heimlich an einen Korporal, den sie kaum kannte.

„Schade, daß sie ein so hübsches Mädchen ist!“ dachte Herr Czabo mit einer schmerzlichen Herzensbeklemmung, und dabei sah er im Geiste ihr reizendes Gesicht, ihre großen treuherzigen Augen, ihren blühenden Mund, ihren schlanken Hals, ihre schneeweiße Schulter, ihre runden Arme und ihre kleinen Füße. „Das wird eine schöne Nacht werden,“ fuhr er in seiner Meditation fort — „ich sehe voraus, daß ich kein Auge schließe! Und diese schlaflose Nacht habe ich am Ende dem elenden Niklas zu danken, der entweder aus Eifersucht gelogen, oder in der Verblendung falsch gehört oder gesehen hat. Ein Mensch, der acht Gran Brechpulver auf eine Dosis giebt, kann auch in seiner Phantasie einen Korporal an dem Küchenfenster sehen. Nein, für so schlecht halte ich die hübsche Kathi nicht. Der wackere Lajos hat mich versichert — —“

Ein Geräusch erschreckte den sinnenden Apotheker, daß er heftig zusammenfuhr. Das Geräusch kam aus der Küche. Herr Czabo zitterte, als ob er auf einer schlechten That ertappt würde.

Gleich darauf schimmerte Licht durch die angelegte Küchenthür, und man hörte, wie Kathi den großen Küchenschrank verschloß.

„Sie ist noch wach,“ dachte Herr Czabo. „Alles schläft, ich kann ungestört mit ihr sprechen, und der Sache auf den Grund kommen. Seltsam, ich zittere in meinem eigenen Hause, vor meiner eigenen Köchin!“

Der Commandant setzte seinen Federhut gerade, der ihm ein wenig in den Nacken gesunken war, zog die Schärpe zurecht und räusperte sich.

„Kathi, bist Du noch in der Küche?“ rief er, und gab seiner Stimme so viel Festigkeit, als ihm möglich war.

„Ja, Herr Czabo!“ antwortete die helle, wohlklingende Stimme der Köchin.

Der Commandant öffnete die Thür und trat auf die Schwelle.

Kathi stand in der Mitte der Küche; sie war noch völlig angekleidet und hielt in der rechten Hand die Küchenlampe. Der Schein derselben erhellte ihr reizendes Gesicht, so daß der Commandant die Thränen sehen konnte, die in ihren langen, schwarzen Wimpern perlten. Kathi sah den stattlichen Commandanten der Schutzwehr verwundert an. Bei dem Anblicke der Thränen vergaß der alte Herr die Absicht, die ihn eigentlich zu der Küche geführt.

„Du hast geweint, Mädchen,“ sagte er theilnehmend — „was ist geschehen?“

Die Köchin erschrak, und fuhr mit der kleinen Hand über die Augen.

„Es ist wohl möglich!“ antwortete sie mit einem schmerzlichen Lächeln, wobei sich die Grübchen in ihren Wangen und die Perlenzähne zwischen den Purpurlippen zeigten. „Als ich vorhin so allein in der Kammer saß, dachte ich an meinen verstorbenen Vater.“

„Allein in der Kammer?“ fragte Herr Czabo betonend. Und zu gleicher Zeit zog er leise die Thür hinter sich an.

„Ja, Herr Czabo,“ antwortete sie unbefangen, „wer sollte wohl bei mir gewesen sein?“

„Kathi, sieh mir in das Auge — bist Du wirklich allein gewesen?“

„Lieber Herr, setzen Sie Mißtrauen in mich?“ fragte sie mit demselben Lächeln. „Ich habe in Ihrer Abwesenheit nicht eine Minute die Küche verlassen.“

Diese Worte wurden in einem so wunderbaren Tone gesprochen, daß dem Apotheker der Muth fehlte, seine kränkende Untersuchung fortzusetzen. Er konnte kaum den aufrichtigen Blick des Mädchens ertragen, das er auf die Aussage des langen Niklas hin verdächtigte. Wie gern hätte er die Unterredung abgebrochen, aber die Furcht vor der schlaflosen Nacht, die jedenfalls kommen würde, wenn er ohne Gewißheit zu Bette ginge, stachelte ihn an, von der Köchin einen triftigern Beweis ihrer Unschuld zu erlangen, als diesen Blick.

„Kathi, ich will Dich nicht kränken,“ begann er verlegen nach einer Pause. „Du weißt, daß ich es herzlich gut mit Dir meine. Ich bin Wittwer, und habe mir vorgenommen, Dein Glück zu machen.“

„Was soll das heißen, Herr Czabo?“

„Zunächst vernimm, daß ich in vierzehn Tagen meine Netti verheirathe. Ich will dem Glücke der beiden jungen Leute nicht länger im Wege stehen.“

„Dann wäre ich allein bei Ihnen im Hause?“

„Ganz recht, und darum begreifst Du, daß kein Makel, selbst nicht der leiseste Verdacht auf Dir haften darf. Du wirst dann immer bei mir bleiben — hast Du Lust dazu?“

Kathi preßte die rechte Hand auf ihr Herz, als ob sie einen stechenden Schmerz unterdrücken wollte. Nach einem Seufzer sagte sie:

„Lieber Herr, Sie müssen am Besten wissen, was Ihnen gut ist.“

„Und Du, Kathi?“

Sie senkte die Augen zu Boden, und flüsterte:

„Sprechen Sie mit meinem Vetter Lajos!“

Der Commandant hätte das reizende Mädchen fast umarmt.

„Der verdammte Korporal!“ dachte er, indem er sich in die Lippen biß, und die beschämte Kathi betrachtete.

Plötzlich zuckte er zusammen, ihm war eine List beigefallen, mit deren Hülfe er sofort klar sehen konnte. Er schwor sich selbst, Niklas aus dem Hause zu jagen, wenn er das reizende Mädchen verleumdet hätte. Ein Liebhaber von zwanzig Jahren würde über Kathi's Reizen ihre Fehler vergessen haben — der Apotheker aber, trotzdem er verliebt war, ging mit der Ruhe zu Werke, die das vorgerückte Alter mit sich führt. Die Worte des Gehülfen saßen wie ein brennender Pfeil in seinem Herzen, und um sich ganz des Glückes der Liebe zu erfreuen — Herr Czabo war kein Freund von Halbheiten — mußte dieser Pfeil herausgezogen werden.

„Kathi,“ sagte er, „Du sollst von diesem Augenblicke an die Wirthschaft unumschränkt leiten.“

„Aber, lieber Herr, ich bin ja noch so unerfahren — —“

„Ich bin mit dem zufrieden, was Du thun wirst.“

„Wenn mir Mamsell fehlt —“

„Mir wird sie nicht fehlen. Um Dir also einen Beweis meines Vertrauens und meiner Achtung zu geben, überliefere ich Dir das wöchentliche Wirthschaftsgeld.“

„Aber, Herr Czabo.“

„Ich dulde keinen Widerspruch. Bevor ich handele, habe ich reiflich überlegt. Gieb mir einmal Deine Börse.“

„Meine Börse?“ fragte sie überrascht.

„Nun ja, ich selbst werde das Geld hineinstecken, dessen Du für die nächste Woche bedarfst. „Gieb, Kathi — ich habe es einmal beschlossen — —“

Er vermochte nicht weiter zu reden, die ängstliche Befangenheit Kathi's fiel ihm wie eine ungeheure Last auf das Herz; er glaubte die ersten Zeichen ihrer Schuld entdeckt zu haben. „Wenn Niklas dennoch die Wahrheit gesagt hätte!“ dachte er bestürzt, und dabei sah er das junge Mädchen wider seinen Willen mit durchbohrenden Blicken an.

Kathi war wirklich einen Augenblick bestürzt; sie hielt den Apotheker, den sie als einen erbitterten Feind der Revolution kannte, für einen listigen Menschen, für einen Spion, der Ahnung von ihrem wahren Stande hatte, und sie in das Verderben zu stürzen suchte. Warum fragte er nach der Börse, deren Inhalt zum Ankaufe des Bootes verwendet war, das die Flucht der proscribirten Gräfin ermöglichen sollte? Sie sah, wie die Lippen des Commandanten der Schutzwehr zitterten, sie sah die veränderten Blicke, die sie kurz zuvor noch so freundlich angesehen hatten. Die Zärtlichkeiten des Apothekers waren also eine List gewesen, um sie zu fangen. Das arme Mädchen hielt sich für verloren. Sie wähnte, das erste Begegnen des Grafen, wobei sie ein wenig außer Fassung gerathen, habe den ersten Anlaß zu dem Verdachte gegeben.

„Kathi,“ wiederholte Herr Czabo, „wo ist die Börse?“

„Die Börse?“ flüsterte sie.

„Warum siehst Du mich nicht an? Warum schlägst Du die Augen nieder? Kathi,“ rief der Apotheker, der von der Schönheit des bestürzten Mädchens wie geblendet war, und einen aufrichtigen Schmerz über ihre Schuld empfand — „Kathi, habe ich es um Dich verdient, daß Du mich hintergehst? Ich bin Wittwer, ich meine es gut mit Dir, und Du — Du —“

Der verliebte Wittwer konnte nicht weiter reden, denn Kathi, die leise zitterte und bald roth, bald bleich geworden, war in dieser Verfassung so schön, daß sie in den Augen des Herrn Czabo einem gefallenen Engel glich, um den das Herz trauert.

Es konnte dem scharfen Blicke der Gräfin nicht entgehen, daß der Schmerz des Apothekers kein erkünstelter war. Aber wo hinaus wollte der gute Mann mit seinen Forschungen? Der Drang der Umstände gebot ihr, sich darüber Gewißheit zu verschaffen.

„Nun, und ich?“ fragte sie, den Commandanten mit großen Augen anblickend.

Herr Czabo fühlte sich zum Verzeihen so geneigt, daß er wie bittend ausrief:

„Mädchen, hast Du mir Nichts zu bekennen?“

„Mein Gott, lieber Herr, ich habe ja nichts begangen.“

„Und das sagst Du mir mit dieser treuherzigen Miene?“

„Herr Czabo!“ flüsterte sie in einer Anwandlung von Entrüstung.

„Wo hast Du die Börse? Das will ich wissen! Das hast Du mir zu bekennen! Du schweigst? Nun wohlan, so will ich es Dir sagen, Du Schlange!“

Kathi zuckte zusammen. Dann aber faßte sie sich wieder, und sah den Apotheker fest an.

„Wer war an diesem Fenster?“ fragte der Apotheker.

Das schöne Mädchen zitterte, es glaubte, der Commandant der Schutzwehr sei auf der rechten Spur.

„Wer hat mit Dir gezischelt und geflüstert?“ fuhr der Commandant aufgeregt fort. „Wem hast Du das Geld, die ganze Börse gegeben? Und zu welchem Zwecke? O, der Zweck ist noch das Abscheulichste!“

„Er weiß Alles!“ dachte die Gräfin.

„Mädchen, erwacht Dein Gewissen nicht? O, ich sehe, Du bist eine verstockte Sünderin, denn Du beharrst hartnäckig in Deinem sträflichen Schweigen. Ich dachte, Dein Vetter Lajos führte mir die Unschuld selbst in das Haus, und nun muß ich erfahren, daß ich eine Heuchlerin unter meinem Dache beherberge. Kaum hat der verwünschte Korporal meine Schwelle überschritten — ach, Du errötheſt — ich spreche von dem Korporal, und Du blickst zu Boden — Kathi, Du hättest an Deine und meine Ehre denken sollen!“

„Ihre Ehre, Herr Czabo, habe ich sie gekränkt?“

Der Alte gerieth in Zorn.

„Ein Geschenk, das ich Dir aus wohlmeinendem Herzen mache, giebst Du einem Korporal? O, von dem Gelde, das er auf Dein Wohl vertrinken soll, spreche ich nicht; aber von der Börse, die meine arme Netti gestrickt hat.“

„Der Korporal soll an meinem Fenster gewesen sein?“ fragte Kathi, die nun begriff, daß die Eifersucht aus dem Apotheker sprach. „Lieber Herr, wer Ihnen das gesagt hat, ist ein boshafter Lügner. Ich kenne den Korporal nicht, und habe ihn, außer in Ihrem Zimmer, nicht gesehen!“

Herr Czabo stutzte.

„Mädchen,“ stammelte er, „warum zeigst Du mir die Börse nicht?“

„Weil ich sie nicht mehr habe.“

„Und wer hat sie?“

„Mein Vetter Lajos. Er und kein Anderer war am Fenster!“

Nach diesen Worten wandte sich Kathi beleidigt ab.

„Das ist wahrscheinlich,“ dachte der Apotheker. „Lajos hat in der Save gefischt, ist durch den Garten gekommen, und hat, da die Thür verschlossen war, an das Fenster geklopft. Ich darf Nichts sagen, da ich ihm erlaubt habe, seine Nichte zu besuchen.“

„Die Börse," fuhr Kathi mit gepreßter Stimme fort, „habe ich ihm gegeben, damit er sie meiner armen Mutter schicke."

Sie schwieg und stieß einen tiefen Seufzer aus. Diese Unwahrheit war nur gewaltsam über ihre Lippen gekommen; aber sie glaubte sie nicht verschmähen zu dürfen, um ihre Sicherheit in den letzten Stunden nicht zu gefährden.

Kathi verhüllte mit der Schürze ihr Gesicht und schien still zu weinen.

Herr Czabo war wie vernichtet. Er konnte nicht einmal seinen Zorn an Niklas auslassen, denn der lange Mensch hatte nicht gelogen, er hatte sich nur getäuscht. Da stand nun die schöne Kathi weinend vor ihm, er hatte sie schwer beleidigt. Was würde er darum gegeben haben, wenn er seine Worte hätte zurücknehmen können.

„Kathi," sagte er, „weine nicht, ich glaube Dir. Wenn ich in meiner Entrüstung ein wenig zu weit ging, so geschah es, weil ich Dir wirklich gut bin, weil ich alle meine schönen Pläne zertrümmert glaubte, die ich in Betreff Deiner Person entworfen habe. Gieb mir Deine Hand, Kathi!"

Während sie mit der rechten Hand immer noch die Schürze vor die Augen hielt, reichte sie ihm die linke.

„Bist Du wieder gut, mein Kind?"

Sie nickte mit dem Kopfe. Herr Czabo streichelte die kleine, weiche Hand.

„Höre, Kathi," flüsterte er ganz leise, „Du hast bei dieser traurigen Gelegenheit die Gefühle kennen gelernt, die ich für Dich hege. Ich weiß selbst nicht, woher sie gekommen sind, aber ich habe sie einmal. Antworte mir, Mädchen, kannst Du Dich entschließen, für immer bei mir zu bleiben, willst Du" — er sah sich erst nach der Küchenthür um, dann neigte er sich an ihr Ohr und flüsterte ganz leise — „willst Du meine Frau werden?"

Kathi schien hinter ihrer Schürze heftiger zu weinen. Dem Commandanten wollte fast das Herz zerspringen. Er brachte seinen Kopf dem ihrigen noch näher, dabei fiel der Federhut zu Boden. Der gute Mann bemerkte es kaum, denn seine Lippen hatten den Sammt der Wange Kathi's berührt und ein Schauer durchrieselte seinen ganzen Körper.

„Mädchen," lallte er berauscht, „o so antworte mir doch: willst Du meine Frau werden?"

Er fühlte, daß Kathi seine Hand leise drückte. Er zog die Hand der Köchin an seine Lippen.

„Mädchen, Du mußt meine Frau werden!" stammelte er. „Entscheide Dich, ich kann ohne Antwort nicht von Dir gehen! Ja oder nein?"

„Sprechen Sie mit meinem Vetter!" flüsterte sie.

„Kathi, zeige mir Dein Gesicht!"

Er wollte die Hand mit der Schürze zurückziehen; sie aber sprang mit einem Satze in die Kammer und schloß die Thür hinter sich.

Herr Czabo rieb sich vergnügt die Hände.

„Ich soll mit ihrem Vetter sprechen!" flüsterte er entzückt vor sich hin. „Das ist eine Einwilligung in bester Form. Ja, liebe Kathi, das wird morgen geschehen!"

Er ergriff seinen Federhut, verließ, auf den Zehen schleichend, die Küche und ging in sein Zimmer. Der glückliche Wittwer hatte gefürchtet, daß er vor Unruhe würde nicht einschlafen können — jetzt verscheuchte das Glück den Schlaf. Gegen Morgen übermannte ihn der Schlummer. Er sah im Traume Kathi; sie trug ein seidenes Kleid und einen kostbaren Federhut, und er selbst hätte darauf wetten mögen, daß sie nie eine Köchin gewesen sei.

„Der arme Mann!" dachte Kathi in ihrer Kammer. „Gott verzeihe mir, daß ich eine solche Rolle mit ihm spiele, daß ich ihn so arg täuschen muß. Aber meine Freiheit, vielleicht mein Leben steht auf dem Spiele — ich kann nicht anders, wenn ich mich nicht verrathen will!

VII.

Entdeckungen.

Der nächste Morgen brach an. Herr Czabo war die Liebe und Güte selbst. Er vermied es, Kathi zu sehen, denn er fürchtete sie in Verlegenheit zu setzen. Mit Ungeduld erwartete er den Fischer — aber Lajos kam nicht. Mehr als einmal ging er in den Garten hinaus, aber es zeigte sich kein Kahn auf der ruhig strömenden Save. Auch der Korporal war nicht zu sehen, er hatte sich in die Stadt zum Appel begeben.

„Ich hatte den armen Mann mit Unrecht im Verdachte," flüsterte der Apotheker, als er an dem Pavillon vorüberging; „ich will ihn dafür entschädigen, er soll nicht in das schwarze Roß. Jetzt kann ich sicher sein, daß er mir nicht schadet!"

Der gute Wittwer hätte die ganze Welt so glücklich sehen mögen, als er selbst war. An der Einwilligung des Vetters Lajos zweifelte er nicht einen Augenblick, und Kathi's Einwilligung hatte er ja — er konnte die schöne Köchin schon als seine Frau betrachten.

Der Vormittag verfloß wie gewöhnlich. Nach Tische machte Herr Czabo sein Mittagsschläfchen. Diese Zeit benutzte der lange Niklas, um bei Kathi zu sondiren, wie es mit dem Korporal stehe. Er schlich in die Küche, um seinen Kaffee zu holen. Als Einleitung zu der Unterhaltung erzählte er die Neuigkeit, daß man der Gräfin Andrasy, der gefährlichen Revolutionärin, auf der Spur sei. Man wisse bereits, daß sie sich nach Semlin gewendet habe, um von hier aus über die Grenze zu flüchten.

Kathi hörte schweigend zu, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen. Niklas entfernte sich wieder. Die Geringschätzung der Köchin erbitterte ihn.

„Ich werde Soldat," dachte er; „aber ehe ich gehe, spiele ich der Jungfer noch einen Streich!"

In einer fieberhaften Aufregung, und kämpfend mit der Angst vor Verrath, stieg Kathi um drei Uhr die Treppe hinan, um nach der Hausordnung dem Advokaten Ferenz den Kaffee auf das Zimmer zu bringen, den sie auf einem Präsentirteller in den zitternden Händen trug. Leise trat sie ein, weil sie wußte, daß der junge Mann um diese Zeit arbeitete. Ruhig blieb sie stehen, als sie hörte, daß der Advokat in dem Nebenzimmer, dessen Thür weit geöffnet war, auf- und abging und mit lauter Stimme las:

Da stand urplötzlich eine hohe Frau
Wie einst Johanna d'Arc im Schlachtgewühl.
Die Menge ward begeistert, denn so schön
War selbst die gottgesandte Jungfrau nicht!

„Ein Dichter," dachte Kathi, und verhielt sich ganz still, denn es war das erste Mal seit langer Zeit, daß sie wieder Verse hörte, sie, die selbst als Dichterin bekannt war.

Der Advokat fuhr begeistert fort, da er sich allein wähnte:

Du bist die Gottgesandte, hohe Tochter
Des würdigen Andrasy, denn dich schmückt
Das Attribut der höchsten Majestät.
Im Kampfe groß, und nach dem Siege mild
Bist du es, die die Thränen Armer stillt;
Du trägst mit Würde der Verbannung Schmerz,
Vertrauend blickt dein Auge himmelwärts —
Vom Glorienlicht der Hoffnung mild umzogen,
Stehst eine Heldin du in Sturmeswogen!

Die arme Gräfin zitterte, als sie vernahm, daß diese Verse an sie gerichtet waren. Ein heller Thränenstrom entstürzte ihren schönen Augen. Begeisterter, als ob er diese Thränen gesehen, fuhr der schwärmerische Advokat fort:

Und herrlich hat die Gottheit dich geweiht,
Mit Stolz verbindest du Bescheidenheit.
Der Frauen höchste Schöne strahlt darin,
Mein Ideal, du, meine Königin!

Mit großer Selbstzufriedenheit, sein Taschentuch in der Hand, trat der Advokat plötzlich in die Thür. Er sah Kathi, deren Gesicht von Thränen erglänzte.

„Mein Gott," fragte er erschreckt, „was ist geschehen? Sie weinen, Kathi, Sie befinden sich in einer Aufregung."

Die Gräfin konnte nicht ausweichen.

„Ach, Herr Advokat, diese Verse!" schluchzte sie.

„Hast Du mich belauscht?"

„Ohne daß ich es wollte. O, wie schön, wie groß ist es, eine verbannte, eine verfolgte Frau zu besingen!"

Ferenz starrte die Köchin an. Diese Worte waren nicht in dem gewöhnlichen Dialecte der Landleute gesprochen. Und welche Empfindung verriethen sie!

Die Gräfin Thekla Andrasy, von ihrem Gefühle hingerissen, hatte ihre Maske vergessen. Doch schon im nächsten Augenblicke erinnerte sie sich daran. Bestürzt trat sie zu dem Tische und setzte das Kaffeeservice nieder. Ihre kleinen Hände zitterten, ihr Gang war schwankend. Sie wollte sich entfernen; doch ehe sie noch die

The Wellington Barracks at Knightsbridge.

Wellington Barracks at Knightsbridge.

Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen. Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen. Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen.

„Meine Dose!"

Niklas ging mit einem Riesenschritte in die Apotheke.

Die Absicht Herrn Czabo's war erreicht, er befand sich mit Kathi allein.

„Adieu," sagte er freundlich, und indem er ihr die Wange streichelte; „öffne heute das Fenster nicht wieder, die Abendluft ist sehr kalt. Wenn Vetter Lajos kommt, mag er auf mich warten — ich habe mit ihm zu sprechen. Hörst Du, ich habe mit ihm zu sprechen."

„Ich werde Alles pünktlich besorgen, Herr!" sagte Kathi.

Dann entschlüpfte sie in die Küche, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Ein reizendes, liebes Mädchen!" flüsterte der Apotheker vor sich hin. „Sie muß sich prächtig ausnehmen, wenn sie erst seidene Kleider und einen Hut trägt. Ich will —"

„Hier ist die Dose!" brüllte Niklas, indem er seinen langen Arm ausstreckte, und dem Prinzipal das Verlangte entgegenhielt.

„Hier sind Ihre Handschuhe, lieber Vater!" sagte Netti, die in diesem Augenblicke erschien.

Der Commandant warf noch einen Blick nach der Küche, dann schritt er majestätisch der Hausthür zu.

„Herr Czabo!" rief Niklas im tiefsten Basse.

„Was giebt es noch?"

„Warten Sie noch einen Augenblick!"

„Warum?"

„Sie haben ja den Säbel auf der rechten Seite!"

„Verwünscht!" murmelte Herr Czabo.

Mit Hülfe des langen Niklas ward das Versehen ausgeglichen, und der Commandant schritt stelz durch die belebten Straßen.

Niklas stand in der Thür und sah ihm nach.

„Ich wollte, ich hätte ihn nicht darauf aufmerksam gemacht!" murmelte er. „Anstatt daß die Leute ihn grüßen, würden sie über ihn lachen!"

Aergerlich ging er in seine Apotheke.

VIII

Die Flucht.

Die Dämmerung war angebrochen. Thekla war so erschüttert von den Ereignissen dieses verhängnißvollen Tages, daß sie sich einige Augenblicke der Ruhe überlassen mußte; sie setzte sich auf das Bett in ihrer Kammer neben der Küche und ließ das glühende Köpfchen in das weiße Kissen herabsinken.

„Janos, Graf Esthi, dient als Korporal!" flüsterte sie. „Hätten ihn meine Augen nicht gesehen, ich würde es für ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie halten! Welch' ein Schicksal! Der gräfliche Bräutigam ist ein Korporal, und die gräfliche Braut ist die Köchin eines Apothekers in Semlin. Wahrhaftig, man könnte darüber lachen, wenn die Sache nicht zu ernst wäre, denn es handelt sich um Freiheit, vielleicht auch — um das Leben!"

Thekla hielt beide Hände vor das Gesicht, sie wollte den Thränenstrom ersticken, der aus ihren Augen rann. Ein Knistern, als ob Jemand leise durch die Küche schlich, ließ sich vernehmen. Thekla fuhr empor, rasch ihre Thränen trocknend. Dann ergriff sie das Licht und trat unter lautem Herzklopfen in die Küche hinaus. Der Schein des Lichtes fiel auf die weiße Uniform des Korporals.

„Thekla!" rief mit unterdrückter Stimme der junge Mann.

„Janos!" schluchzte das Mädchen.

Beide stürzten sich einander in die Arme und feierten durch einen innigen Kuß, in den sich das Salz der Thränen mischte, das schmerzliche, verhängnißvolle Wiedersehen.

Der Graf gewann seine Fassung zuerst wieder, er wußte ja, welche Gefahr seiner geliebten Thekla drohete.

„Still!" flüsterte er. „Nimm dies Papier, es wird Dir Alles sagen."

Er drückte dem zitternden Mädchen ein Briefchen in die Hand, dann verließ er eben so leise und vorsichtig das Haus, wie er es betreten hatte.

Die junge Gräfin zog sich in die Kammer zurück. Nachdem sie sich noch einmal überzeugt, daß der Laden des Fensters verschlossen sei, öffnete sie das Papier und las:

„Jede Stunde mehrt die Gefahr. Man weiß, daß Du und mehrere unserer Leidensgefährten sich in der Stadt verborgen halten. Ich habe mit Lajos den Plan zur Flucht berathen, die diesen Abend noch ausgeführt werden muß. Am Ufer der Save, dort, wo im Garten des Apothekers die kleine Baumgruppe steht, liegt ein Kahn zu unserer Aufnahme bereit. Wir fahren in der Finsterniß die Save hinab, um die Donau und das jenseitige Ufer zu gewinnen. Empfängt uns das rettende Ufer nicht, so mag der Strom unser Brautbett werden. Sei vorsichtig und meines Winks gewärtig."

Noch einmal durchflog sie die Zeilen, welche die Hand des geliebten Mannes geschrieben, dann drückte sie das Blatt an ihre Lippen und flüsterte, den Blick gen Himmel gerichtet:

„Entweder die Freiheit mit Dir, Janos, oder an Deiner Seite den Tod in den Wellen!"

Als ob mit diesem heroischen Entschlusse das Gemüth der unglücklichen Gräfin völlig beruhigt sei, unterzog sie sich ohne Zögern der Hausarbeit, welche die Zeit des Tages mit sich brachte. Sie ging zunächst auf die Straße und schloß die Laden des Erdgeschosses, die von Außen an den Fenstern angebracht waren. Ein ungewöhnlich reges Treiben herrscht in der sonst um diese Zeit so stillen Gasse. Soldaten und Bürger gingen hin und wieder. Vor den Thüren standen Gruppen von Männern und Frauen, die sich lebhaft, ungeachtet des kühlen Herbstabends, unterhielten. Thekla kümmerte es nicht, die Nähe des Geliebten hatte ihr Herz mit Muth und Vertrauen erfüllt, sie ging ruhig in das Haus zurück. In dem Wohnzimmer traf sie Netti.

„Kathi," sagte das junge Mädchen, „hast Du für unsern Gast das Abendessen besorgt?"

„Nein," antwortete die Magd, „ich dachte, es sei noch zu früh."

„So besorge es; der Vater sagte mir, es sei möglich, daß das Regiment sich versammeln müsse, da diesen Abend oder diese Nacht eine allgemeine Haussuchung vorgenommen werden solle, man vermuthe die Anwesenheit wichtiger politischer Flüchtlinge."

„Soll geschehen!" antwortete Kathi und verließ das Zimmer.

Thekla's Herz begann wieder zu klopfen, so nahe hatte sie die Gefahr nicht geglaubt. Unschlüssig, ob sie in das Gartenhaus gehen und diese Nachricht dem Grafen mittheilen solle oder nicht, stand sie einen Augenblick auf der Hausflur. Da trat der Advokat Ferenz eilig von der Straße ein.

„Man scheint Sie verrathen zu haben," flüsterte er eifrig; „ich komme vom Marktplatze, wo sich das Gerücht verbreitet hat, daß Sie sich in diesem Stadttheile verborgen halten. Um keinen zu beleidigen, sollen sämmtliche Häuser durchsucht werden. Alle Ausgänge der Stadt sind bereits besetzt. Wechseln Sie schnell die Kleidung, da man auf die Frauen ein besonderes Augenmerk richten wird. Meine Garderobe steht zu Ihrer Verfügung. Eilen Sie auf mein Zimmer, ich werde Netti unterhalten. Verlieren Sie keine Zeit, man theilt schon die Patrouillen ab."

Der Advokat gab der bestürzten Gräfin den Schlüssel zu seinem Zimmer.

„Und dann?" fragte sie kaum hörbar.

„Bleiben Sie oben, bis ich zu Ihnen komme."

Ferenz ging in das Zimmer zu Netti. Mit dem Vorsatze, sobald sie die Kleider gewechselt, in das Gartenhaus zu eilen, flog Thekla die Treppe hinan, und betrat das Zimmer des jungen Advokaten. Da ihr die Einrichtung desselben bekannt war, zündete sie ein Licht an, das auf einem Seitentischchen stand. Nach einer Minute hatte sie auch den Schrank, der die Kleider aufbewahrte, geöffnet. Dann verschloß sie die Thür.

Während dieser Zeit erschien der Korporal auf der Hausflur. Vorsichtig schlich er zur Küche. Ein Lämpchen brannte auf dem Herde — die Köchin war nicht zu erblicken. Der junge Mann sah in die Kammer — auch diese war leer.

„Mein Gott," flüsterte er, „was bedeutet das? Wir dürfen nicht länger zögern — wo mag sie sein? Kathi," rief er leise, „Kathi!"

Alles blieb still.

Janos trat auf die Hausflur zurück und lauschte — Nichts regte sich. Plötzlich hörte er sprechen in dem Wohnzimmer. Ohne sich zu besinnen, klopfte er an die Thür, öffnete und trat ein. Er traf nur den Advokaten und seine Braut an.

„Auch hier nicht!" dachte er, und seine Besorgniß vermehrte sich.

Ferenz erschrak, als er den mit einem Säbel bewaffneten Korporal erblickte, denn er hatte die Einquartirung des Herrn Czabo noch nicht gesehen.

„Was wollen Sie?“ fragte er, seine Fassung zusammennehmend.

Janos hatte bald einen Vorwand gefunden.

„Verzeihung,“ antwortete er im Tone des Soldaten, „wenn ich störe. Ich suche überall die Köchin und kann sie nirgends finden.“

„Was wollen Sie von unserer Köchin?“ fragte rasch der Advokat, und sein Gesicht verrieth den Eindruck, den die Worte des Soldaten hervorgebracht.

Dem Korporal entging die Bewegung des Fragenden nicht; er sah ihn einen Augenblick prüfend an. Indem er seine Befürchtung unterdrückte, sagte er mit einem erzwungenen Lächeln:

„An wen soll sich anders ein Soldat, der bei einem Bürger im Quartier liegt, wenden, als an die Köchin, wenn er Hunger hat?“

„Ah, Sie liegen hier im Quartier — das wußte ich nicht!“ rief Ferenz, aufathmend.

„Schon vor einiger Zeit,“ sagte Netti, „habe ich ihr Auftrag ertheilt, unserm Gaste das Abendessen zu bereiten; ich begreife nicht, warum es nicht schon geschehen ist?“

„Verzeihung, Netti, ich habe vergessen, daß ich die Magd zu einem meiner Collegen geschickt, um mir ein Actenstück holen zu lassen, das ich diesen Abend zu meiner Arbeit gebrauche.“

„In diesem Falle werde ich selbst die Vorbereitung treffen!“ sagte das junge Mädchen, und verließ das Zimmer.

„Sie sind Korporal in kaiserlichen Diensten?“ fragte Ferenz, der durch ein gleichgültiges Gespräch den Soldaten auszuforschen suchen wollte.

„Wie Sie sehen!“ antwortete der Graf, der wie auf Kohlen stand.

„Ein schöner, aber ein gefährlicher Beruf!“

„Ich leugne es nicht, aber die Gefahr macht ihn zu dem, was er ist. Nur im Kriege lebt der Soldat, im Frieden ist er eine todte Puppe. Jetzt habe ich Ihnen gesagt, was ich bin, darf ich nun auch wissen —?“

„Wer ich bin? Ich bin Advokat und heiße Ferenz.“

Der Soldat schien von dieser Antwort überrascht zu sein, er sah mit großen Augen den Advokaten an.

„Ferenz ist Ihr Name?“ fragte er endlich.

„Ja! Wundert Sie das?“

„Stehen Sie mit Pesth in Correspondenz?“

„Ja.“

„Und wer ist Ihr Correspondent, wenn ich fragen darf?“

„Der Graf Janos Esthi, dessen Gut, das ich verwaltet habe, eine Stunde von Semlin entfernt liegt.“

„Und Sie verwalten es aus dem Grunde nicht mehr,“ fuhr sardonisch lächelnd der Korporal fort, „weil man es confiscirt hat, um den jungen Grafen für die Dienste zu strafen, die er der Revolution geleistet hat?“

„Ganz recht.“

„Ihr letzter Brief, den Sie ihm nach Komorn sandten, enthielt eine Beileidsbezeigung für den Grafen und die Aufforderung, sich nach Semlin zu wenden, im Falle er gezwungen wäre, flüchtig zu werden; den Brief brachte ein Expresser.“

„Mein Gott,“ fragte der erstaunte Advokat, „woher wissen Sie das Alles?“

„Weil der Graf mein Freund war.“

„So können Sie mir auch wohl sagen, warum der Graf meiner Aufforderung nicht nachkam, da er doch meinen Eifer, ihm zu dienen, kannte?“

„Er lernte aus Ihrem Briefe zwar nicht Ihre Person kennen, mein Herr, aber Ihren ehrenwerthen Charakter — und wenn er sich nicht an Sie wendete, als der Kampf zu Ende war, so geschah es deshalb, weil man ihn zwang, die Uniform eines Korporals vom zwanzigsten Infanterieregimente zu tragen.“

„Diese Sprache, dieser Anstand —!“

„Gehört dem Korporal Janos Grafen Esthi!“

„Welch' ein fürchterliches Geschick führt Sie in unsere Stadt! Herr Graf, die Uebertragung der Verwaltung Ihres bedeutenden Gutes gab meiner Subsistenz den ersten Stützpunkt —“

„Sie wurden mir durch den jetzt verstorbenen Dr. S. als einen zuverlässigen, tüchtigen Sachwalter empfohlen.“

„Ich mußte mich dankbar bezeigen — erinnern Sie sich des Schlußsatzes meines Briefes?“

Der Soldat zog ein Taschenbuch aus der Brusttasche seiner Uniform, und holte einen erbrochenen Brief daraus hervor, den er entfaltete.

„Ja, das ist mein Brief!“ rief freudig der Advokat.

„Sie sprechen darin von einer Eröffnung, die Sie nur mündlich mir zu machen vermöchten,“ sagte der Graf, die Augen auf das Papier geheftet; „ich bin bereit, sie zu hören, doch fassen Sie sich kurz, meine Zeit ist gemessen.“

„Ich habe Ihnen ein Kapital von hunderttausend Gulden gerettet, das zur Empfangnahme bereit liegt.“

„Herr Ferenz,“ rief Janos, „was sagen Sie?“

„Die Wahrheit. Ich ahnte nach der unglücklichen Schlacht den Verlauf der Dinge, und da sich mir eine günstige Gelegenheit bot, veräußerte ich vor der Confiscation des Gutes die Aecker und Wiesen jenseits der Save, so wie alles Mobiliar, was zu demselben gehörte. Der gerichtlich bestätigte Kauf, den ich als unbeschränkter Bevollmächtigter vollzogen, gestattet keinen Widerruf — Herr Graf, nehmen Sie Ihr gerettetes Vermögen in Empfang.“

Schweigend umarmten sich die beiden Männer.

„Freund,“ rief bewegt der Graf, „Sie haben mir einen Dienst erwiesen, der mich unendlich glücklich macht, einen Dienst, den ich Ihnen nie vergelten kann! Als ersten Dank, zolle ich Ihnen mein unbedingtes Vertrauen. Man verfolgt die Gräfin Andrasy, meine Braut.“

„Thella, Ihre Braut? Herr Graf, noch ist sie geborgen.“

„Wie, Sie kennen ihren Aufenthalt?“

„Noch mehr, in diesem Augenblicke trifft sie die erste Vorbereitung zu ihrer Rettung, darum ist sie abwesend.“

„Ich suchte sie in der Küche.“

„Sie ist auf meinem Zimmer, um meine Kleider anzulegen.“

„Sie unterstützen meinen Plan — am Ufer der Save im Garten liegt ein Kahn —“

Die taktmäßigen Schritte einer Patrouille ließen sich in der Straße vernehmen.

„Großer Gott!“ rief Ferenz. „Gehen Sie an das Ufer, ich folge im Augenblicke mit der Gräfin!“

„Edler Mann, der Himmel lohne Ihnen!“

Der Soldat verließ eilig das Zimmer und stürzte in den Garten hinaus. Als Ferenz auf die Hausflur trat, hörte er, daß die Patrouille im Nachbarhause Nachsuchung hielt. Wie ein Pfeil flog er die Treppe hinan und klopfte leise an die Thür seines Zimmers.

„Ich bin es, Ferenz!“ flüsterte er dabei.

Die Thür ward von Innen geöffnet, und die Gräfin, als Mann gekleidet, erschien an der Schwelle. Das schöne Haar hatte sie unter einer Mütze verborgen, welche Ferenz auf seinen Reisen zu tragen pflegte. Vorsichtig schloß er die Thür wieder. Thella stand in der Mitte des Zimmers.

„Nehmen Sie meinen Mantel,“ flüsterte er, „er hängt im Nebenzimmer dort, Sie werden seiner bedürfen.“

Die Gräfin eilte in das bezeichnete Zimmer, die Hast des Advokaten ließ sie die größte Gefahr ahnen. Ferenz erschloß rasch einen Secretär, und holte einen großen, schweren Geldbeutel daraus hervor.

„Wo ist der Korporal, der das Gartenhaus bewohnt?“ fragte die zurückkehrende Gräfin.

„Er erwartet Sie am Ufer der Save.“

„Sie haben ihn gesprochen, und wissen, wer er ist?“

„Er ist der Besitzer dieser Summe, die ich ihm gerettet habe. Fort, fort, man sucht schon im Nachbarhause!“

Der Advokat löschte das Licht aus, dann ergriff er den Arm der Gräfin und zog sie mit sich fort. Vorsichtig verschloß er das Zimmer wieder, da er die Kleider der Köchin darin wußte. Auf der Hausflur trat ihnen Netti entgegen. Erschreckt blickte sie den jungen Mann im Mantel an.

„Netti,“ flüsterte Ferenz flüchtig, „in zehn Minuten bin ich bei Ihnen, um Ihnen Alles zu erklären; gehen Sie in das Wohnzimmer, es ist möglich, daß Sie Besuch erhalten.“

Das junge Mädchen starrte den beiden Personen nach, die hastig aus dem Hause in den Garten eilten. Am Ufer trafen sie den Soldaten und den Fischer.

„Herr Graf,“ sagte leise der Advokat, „hier ist Ihre Braut, und hier der Rest Ihres Vermögens, so viel ich davon in Golde vorräthig habe. Die Hälfte davon besitze ich in Papieren, die in der Türkei ohne Werth sind; ich werde sie jedoch in klingende

Münze umzusetzen suchen, damit sie stets zu Ihrer Verfügung stehen."

„Ich leiste Verzicht auf die Papiere, sie mögen der Lohn meines großmüthigen Advokaten sein!"

„Herr Graf!"

„Leben Sie wohl, vielleicht sehen wir uns wieder!"

Hastig umarmte der Graf den jungen Mann. Dann half er der Gräfin in das Boot, in welchem Lajos schon wartete. Zuletzt sprang er selbst hinein. Das Wasser rauschte und der Kahn verschwand in dem Nebel, der wie ein graues, undurchsichtiges Tuch auf dem Flusse ruhete. Noch einige Augenblicke hörte man die Ruderschläge, dann war Alles still."

Als ob er die Flucht des unglücklichen Paares segnen wollte, streckte Ferenz seine Arme ihm nach. Leichten Herzens kehrte er in die Wohnung des Apothekers zurück. Kaum hatte er die Hausflur betreten, als heftig an der Klingel gezogen ward. Der lange Niklas öffnete. Eine Patrouille von demselben Regimente, dem der entflohene Graf angehörte, stand an der Schwelle. Die Gewehrläufe blinkten in dem Lichte der Laterne, die an der Apotheke befestigt war.

„Wem gehört dieses Haus?" fragte der Offizier.

„Dem Commandanten der Schutzwehr, Herrn Czabo. Der Besitzer ist für den Augenblick im Dienste," antwortete Ferenz.

„Der Commandant der Schutzwehr ist nicht verdächtig! Fort!"

Die Patrouille ging weiter. Niklas schloß die Thür.

Fünf Minuten später saß der Advokat in dem freundlichen Zimmer und erzählte der staunenden Netti die Flucht der Gräfin Thekla Andrasy.

Es war zehn Uhr, als Herr Czabo die Glocke zog und Niklas ihm öffnete. Sein erster Weg war der nach der Küche. Sie war finster und still. Unmuthig trat er in das Wohnzimmer.

„Die Kathi soll mir ein Glas Wasser bringen!" befahl er, um das hübsche Kind nur zu sehen.

Netti ging, und kam mit dem Verlangten zurück.

„Warum bringt Kathi nicht —?"

„Vater," unterbrach ihn Netti, „wir haben eine fürchterliche Entdeckung gemacht! Die Gräfin Andrasy hatte sich in unserm Hause versteckt."

„Himmel, welche Frechheit!" rief erstaunt der Apotheker.

„Doch beruhigen Sie sich, lieber Vater," fügte der Advokat hinzu, „sie ist schon seit einer Stunde nicht mehr unter Ihrem Dache. Niemand wird glauben, daß eine Gräfin als Köchin in Ihren Diensten gestanden hat."

Der Commandant fuhr so heftig zurück, daß der große Federhut, den er noch auf dem Kopfe hatte, in den Nacken zurücksank. Nachdem er einen Augenblick sprachlos dagestanden, stammelte er: „Wie, Kathi wäre —?"

„Die Gräfin Andrasy!" antworteten lächelnd Ferenz und Netti.

Herr Czabo sank vernichtet auf einen Stuhl. Sein Federhut fiel polternd zu Boden.

„Mein Gott, Vater, was ist Ihnen?" fragte die besorgte Tochter, denn Herrn Czabo's Augen schienen sich zu verdrehen.

Der angeführte Wittwer war zwar sehr erschreckt, aber er blieb seiner so viel Herr, daß er die Nothwendigkeit einsah, um sich nicht grenzenlos zu blamiren, einen andern Grund seiner Bestürzung anzugeben.

„Himmel," rief er plötzlich aus, „wenn das bekannt wird, bin ich verloren, entehrt, man wird mich meines Postens als Commandant entsetzen! O, diese Schlange! Nicht genug, daß sie im Lande Zwist und Hader anfacht, sie schleicht sich auch in die Häuser friedlicher Bürger, um Unglück anzurichten. Und wie täuschend konnte sie die Köchin spielen! Na, Lajos, Du kommst mir wieder über die Schwelle!" rief er, die Fäuste ballend.

„Vater," sagte Ferenz tröstend, „wenn Sie selbst über diesen sonderbaren Vorfall schweigen können, wird Niemand etwas davon erfahren, denn außer mir und Netti weiß keine Seele darum."

„Wohin hat sie sich gewendet?"

„Lajos hat sie in seinem Kahne abgeholt. Wenn ihr kein Unglück begegnet, schwebt sie jetzt auf den Wellen der Donau, um das türkische Ufer zu erreichen."

„Kinder!" rief Herr Czabo nach einer Pause, „versprecht Ihr mir zu schweigen wie das Grab?"

„Wir versprechen es!" sagten feierlich die jungen Leute.

„Gut, dann mag die Gräfin mit den vierzig Gulden, die ich ihr voraus bezahlt habe, in der Türkei ihr Glück versuchen — meine Reputation ist mir mehr werth, als diese elende Summe! Gute Nacht!"

Er verließ hastig das Zimmer und eilte nach der Schreibstube neben der Apotheke, wo Niklas in einem Buche las. Herr Czabo hatte stets seinen Zorn an dem langen Menschen ausgelassen, und auch heute suchte er ihn auf, um seine Brust zu erleichtern.

„Niklas!"

„Herr Czabo?" fragte der Gehülfe, der diesen Ton schon kannte.

„Ich habe vorhin die Kathi fortgejagt."

„Wie, Herr —?" Weiter konnte der Gehülfe nicht sprechen, sein breiter Mund blieb vor Erstaunen offen stehen.

„Hast Du mich verstanden?" rief der Apotheker.

„Ja, Herr Czabo!"

Eine Pause trat ein. Herr Czabo ging auf und ab, der Gehülfe sah ihm nach.

„Niklas!" rief plötzlich wieder der Commandant.

„Herr Czabo?"

„Du bist ein Esel!"

„Warum?"

„Warum fragst Du nicht nach dem Grunde, der mich veranlaßt hat, die Kathi wegzujagen? Du fragst nicht? Gut, so werde ich ihn Dir so sagen: die Aerzte haben sich über Deine Dummheiten beklagt, fast alle Recepte sind schlecht gemacht, die nicht durch meine Hände gegangen. Das kommt davon, wenn man verliebt ist. Die Kathi mit ihrem glatten Gesichte hat Dir den Kopf verdreht. Um fernern Dummheiten, vielleicht Vergiftungen, vorzubeugen, habe ich sie weggejagt. Und nun nehme ich mir wieder eine Alte in das Haus. Zugleich merke Dir: für diesmal sollst Du mit dem Verweise davon kommen, bei der zweiten Liebschaft mit einer Köchin jage ich Dich davon. Gehe zu Bett!"

„Ja, Herr Czabo!"

Eine Stunde später hatten sich Alle in die Schlafzimmer zurückgezogen. Netti träumte von ihrer nahen Hochzeit — Ferenz sandte noch ein Gebet für die Rettung der Flüchtlinge zum Himmel empor, dann entschlief er — und der Apotheker lag wachend in seinem Bette, er hatte mit einer schwermüthigen Freude den Schluß aus der ganzen Sache gezogen, daß der Verlauf der Dinge für die Ruhe seines Wittwerherzens gut sei. Ein Mann, dachte er, der jeden Tag Bürgermeister von Semlin zu werden hofft, kann doch seine Köchin nicht heirathen, und ich hätte sie geheirathet, wenn sie die schöne Kathi geblieben wäre. Der Wille des Himmels sei gepriesen!"

Der lange Niklas zerbrach sich fast den Kopf, um den eigentlichen Grund dieses plötzlichen Ereignisses zu errathen; er schlief darüber ein.

Als nach Mitternacht der Mond hinter einer schwarzen Wolke hervortrat und die romantischen Gestade der Donau beleuchtete, knieten drei Gestalten am Ufer des rauschenden Flusses und verrichteten ein Gebet.

Es waren Janos, Thekla und der treue Fischer Lajos; sie hatten nach einer dreistündigen gefahrvollen Fahrt das rettende Ufer erreicht.

Das Birmingham-Institut.

(Mit Abbildung.)

In Birmingham, der Hauptstadt des englischen Gottes Vulkan, der weltberühmten modernen Plastik in Metall, wo Eisen, Kupfer, Zinn, Zink, Blei, Silber und Gold fortwährend in großer Masse und Menge sich in allerlei Gebrauchs- und Luxusgegenstände für die Küchen und Putzzimmer aller Welt veredeln, in Birmingham war neulich auch große Festlichkeit mit Fahnen und Flaggen an den Häusern, mit Festessen und Festreden, wie für den Kaiser der Franzosen und hernach für den König von Sar-

dinien in London. Aber es war kein Fest des Krieges und der Könige, sondern ein Kulturfest der Kunst und Schönheit für das Leben des Friedens. Die modernen Priester des Vulkan und der Kerameutik, der Schmiede-, Hämmer-, Treib-, Gieß- und Galvanoplastik, legten den Grundstein zu einem Volkskulturtempel, in welchem dem arbeitenden Volke Wissenschaft und Kunst, Geschmack und Schönheitssinn für die Industrie gelehrt und in Vorbildern gezeigt werden soll. Die „Eisen- und Metallmeister" hatten auf die erste Anregung 10,000 Pfund Sterling zum Aufbau dieses Tempels gezeichnet und mitten in einem erschöpfenden, entmuthigenden Kriege auch zusammengelegt, um nun zur Vollendung des ganzen Baues noch zweimal 10,000 Pfund zu geben. Das ist überhaupt ein schöner, charakteristischer Zug in England, daß die Reichen, die Großen und Götter des Staates, des Lebens und der Industrie für alle mögliche nützliche und schöne Pläne Hand und Herz haben und so Museen und Athenäen, Schulen und Akademieen für's Volk, zur Vereinigung der Wissenschaft und Kunst mit der arbeitenden, producirenden Hand, allenthalben freudig ohne Staat und hohe Obrigkeit aus den Mitteln freier Association emporschießen. In solchen Erscheinungen liegt die Bürgschaft für die Zukunft Englands, nicht in gewonnenen und verlorenen Schlachten, nicht in Parlamentsgesetzesfabrikation, nicht in den Minister spielenden Familien Noodle und Doodle, die sich immer einander ablösen, wie in den alten Bauerwetterhäuschen, aus denen vor gutem Wetter „sie", vor schlechtem „er" auf einem Hundedarme herausgedreht werden.

Das „Birmingham- und Midland-Institut", wie der Tempel heißt, in welchem die schwielige Hand des Arbeiters zur Künstlerhand, der Handwerker zum Manne praktischer Wissenschaft erhoben und sein sorgenumdüsterter, ausdrucksloser Kopf mit der Freudigkeit klaren Wissens und schönen Könnens durchleuchtet werden soll, ward neulich an einem trüben Novembertage, mitten im öden Kriegsnebel, feierlich begründet. Prinz Albert, beneidenswerth, daß er nicht König geworden und deshalb als frei gewählter König aller möglichen civilisirten, nützlichen und schönen Institute und Unternehmungen der Kultur sich eben so nützlich als angenehm machen kann, warf den Mörtel zum Grundstein mit einer goldenen und künstlerisch fein getriebenen Maurerkelle, die ihm hernach als Geschenk verehrt ward. Sie ist ein Werk des berühmtesten, größten, englischen kerameutischen Instituts, der Herren Elkington, den Dichtern in Gold und Silber und Galvanoplastik, in welchem Dr. Braue, ein Deutscher, und viele andere Deutsche den Geschmack, die Aesthetik, die Schönheit vertreten. Besonders schön ist die Verbindung des Handgriffs mit der Fläche der Maurerkelle, gebildet durch zwei silberne Göttinnen, die Hand in Hand die Wissenschaft und Industrie personificiren.

Die Reden und Festessengerichte übergehen wir hier und bemerken nur noch, daß das erst begründete Bauwerk, von uns in einer Abbildung des vollendeten Gebäudes gegeben, der Zeichnung des Baumeisters entlehnt ward, der bekanntlich jedes seiner Werke theoretisch und in Zeichnung bis in's Kleinste und Einzelnste fertig haben muß, ehe er praktisch anfangen kann. Es ist im italienischen Style gehalten, klar und einfach in seinen Formen, blos durch die Proportion und Symmetrie seiner einzelnen Theile und Linien wirkend, mit spärlichen Verzierungen an den Fenstern u. s. w., so daß diese die heitere Einfachheit des Ganzen nicht stören können. Es wird ein großartiger Tempel der Vereinigung von Wissen und That, der Erhebung industrieller Produktion in das Reich des Gedankens, der Schönheit. Als solcher wird er enthalten: Bibliotheken, Lesezimmer, Auditorien, Laboratorien u. s. w., Museen und Sammlungen von Mustern für die einzelnen Zweige der Kerameutik und der Metallgewinnung (Bergwerkskunde), Auditorien für Vorträge über Naturwissenschaften, Versammlungssäle zu öffentlichen Discussionen der Arbeiter, Gemälde- und Skulpturen-Gallerien. Ein Departement wird sich zu einer Schule industrieller Wissenschaft gestalten, mit Stunden und Klassen für alle Arten von Manufaktur, Mechanik, Agrikultur, Metallurgie, Mineralogie, Geologie u. s. w., also zu einer Art von Gymnasium und Universität für das lebendige, praktische Wissen.

Wir sehen hier ohne viel Scharfblick den Weg, den die moderne Kultur und Entwickelung der Völker gehen will und trotz aller Hindernisse gehen wird, mag die Welt sich sonst in Kriegen und politischen Krisen, in socialen und staatlichen Verstopfungen und Quacksalbereien abquälen, wie sie will. England und Frankreich und Deutschland geben sich von gewissen Richtungen her die peinlichste Mühe, Stillstand oder gar „Umkehr" zu erzwingen; aber im Ganzen und Großen und auch im Kleinsten und Einzelnsten gehen die Kinder dieses Jahrhunderts doch sicher und zuversichtlich durch Büreauschranken und Bretter hindurch, vor Warnungstafeln und gewerbeunräthlichen Edikten vorbei einem großen, schönen Ziele entgegen, das wir zwar nicht Alle lebendig erreichen; aber es ist auch schon etwas werth, den Weg mit zu gehen und das gelobte Land in der Ferne schimmern und winken zu sehen, wie Moses es sah vom Berge Pisga aus, ehe er mit dem Bewußtsein starb, die in ägyptischer Sklaverei freiheitsunfähig gewordenen Kinder Israel aus dem Gröbsten herausgehauen zu haben.

Ein Belagerungskrieg zwischen Schwalben und Sperlingen.

Der fröhliche, fleißige Gast des Sommers, der den Sommer macht, von welchem ein Dichter singt, daß er die Tempel und Dächer und Balken und Friese und Ecken und Winkel, an und unter welchen er seine hängende Wohnung anklebe, heilige, und die Luft, in der er lebe, baue, brüte und zwitschere, gesünder und würziger sei, als sonst, die Schwalbe ist unter unsern häuslichen Freunden einer der gemüthlichsten, liebenswürdigsten und interessantesten. Fast überall hat man eine herzliche Pietät für die Schwalbe und ihr Nest, selbst die ungezogendsten Bauerjungen nehmen ihr Nest nicht aus, da sonst, wie die Kuhmagd mit feierlicher Miene des Glaubens versichert, die Kühe Blut millen und dem Hause und den Ställen noch andere Unglücksfälle begegnen. Ueberhaupt hüllt sich die Schwalbe in den Vorstellungen der Leute, bei denen sie ihre Sommerwohnung aufschlägt, noch gern in romantisches Mysterium. Selbst die Naturkundigen waren und sind zum Theil noch jetzt im Zweifel über ihre Winterquartiere und die Art, wie sie den Winter durchbringt.

Vor mehreren Jahren behauptete ein gelehrter und frommer Mann in einer besondern Schrift, daß die Schwalben im Monde oder einem andern kleinern, mit bloßen Augen nicht sichtbaren Trabanten der Erde überwinterten. Doch war dies den nichtfrommen Naturalisten etwas zu arg, so daß sie ihn sofort gründlich aus der gelehrten in die fromme Welt hinausbissen. Klaus Magnus war der Erste, der die sehr populär gewordene submarine Theorie aufstellte, nämlich, daß sich die Schwalben im Herbste in langen Reihen, wie an einen Faden gefädelt, in einander fügten und in's Meer versenkten, bis das frühlingende Quaken der Frösche sie wieder aufriefe. Diese Theorie galt lange als ausgemachtes, naturwissenschaftliches Factum, selbst bei Linné und sogar bei dem größten Thiergelehrten Cuvier. Man las in gelehrten Gesellschaften authentische Berichte von Fischern, die ganze Reihen Schwalben aus dem Bette von Flüssen gezogen haben wollten. Endlich stand ein ungläubiger Deutscher, dessen Namen ich vergessen habe, mit dem öffentlich ausgebotenen Preise auf, daß er für jede solche ausgefischte Reihe Schwalben so viel pures Silber geben wolle als sie noch naß wiegen würden. Noch Niemand hat den Preis gewonnen, er ist also vielleicht noch zu haben. Die submarine Theorie verschwand aber seitdem unter den Gelehrten und fristet heut zu Tage nur noch ein gläubiges Dasein unter den Landleuten, die noch frei sind von dem „Schmerze der Erkenntniß." Aber wo logiren sie nun im Winter? Wahrscheinlich in Aegypten oder sonst irgendwo, wo's im Winter Sommer ist, aber, unter uns gesagt, ich weiß es nicht.

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Und wozu brauche ich Wärme, wenn die Schwalbe gekommen ist? Und da ist sie eines schönen Frühlingsmorgens, des schönsten in diesem Jahre, der noch mitten im harten Winter den „theuern" Ofen unterstützt, wenn wir daran denken, da sitzt sie auf dem Pflocke an der Stallwand und zwitschert so lustig, so Allegro, so sommerlich, daß der Bauer-

junge sofort beschließt, heute zu ersten Male barfuß zu gehen. „Man wußte nicht, woher sie kam," wie Schiller vom Mädchen aus der Fremde, der Poesie sang, so daß die Polizei von Flachsenfingen gleich strengen Befehl erhielt, auf sie zu fahnden. Aber die Schwalbe darf sich jetzt überall ohne visirten Paß und ohne Aufenthaltskarte ansiedeln, in so gutem Rufe, in solcher Achtung steht sie. Da zwitschert sie und fängt sofort an, ihr altes Haus vom vorigen Sommer zu repariren oder ein neues zu bauen. Mit feiner geologischer Kenntniß wählt sie sich solchen Lehm oder Schmutz, der sich für ihr kühnes Bauwerk am Besten eignet. Ist eine gehörig zähe Substanz nicht leicht aufzutreiben, wie auf sandigem Boden, bringt sie dem lockern Material Zähigkeit und Halt durch Einflechtung kleiner Strohstückchen bei, was sie von dem Lehmwandbauer oder der Lehmwandbauer von ihr gelernt haben mag. Da sie an glatte, perpendiculäre Wände anbaut ohne hervorragende Punkte, ohne irgend eine Art von Stütze und Waffe gegen die Schwerkraft, kann man sich denken, wie fest und genau und genial sie bauen und besonders den Baugrund legen muß. Von uns Menschen, von den besten Architecten könnte es ihr Keiner nachmachen. Wie bringt sie den ersten Halt und Grund an die glatte, steile Wand? Gebt Acht, wie sie sich mit ihren gespitzten, gespreizten Füßchen an die nackte Wand anklammert, den ausgebreiteten Schwanz als Stütze gegen dieselbe drückt, und nun flink, aber sorgfältig beginnt, ihr erstes, zubereitetes, nasses Baumaterial in die feinsten Poren der Wand einzuleimen! Nun baut sie mit ihrer lieben Ehehälfte um die Wette in zwölf bis vierzehn Tagen ihr rundes, prächtiges Meisterstück von Sommerpalast, stark, compact, warm und weich für die erwartete Nachkommenschaft, ganz genau Zweck entsprechend mit der kleinen Oeffnung, aber just unter dem Vorsprunge des menschlichen Bauwerks. Die äußerliche Kruste ihres Kunstwerks sieht allerdings sehr bäuerisch, rauh und unpolirt aus, aber sie hat's in sich: Wie rund, weich, warm und gemüthlich ist es inwendig mit Streh, Gras und Federn obenauf ausgepolstert! Die zärtlichste, junge Mutter kann für ihr lang erwartetes „Erstes" nicht so sorgsam nähen, sticken und Bettchen stopfen. Welche Mühe macht ihnen dieses Haus! Bei aller blitzenden, ätherischen Eile können sie nur langsam bauen, da sie jede neu aufgesetzte Schicht erst trocknen lassen müssen, ehe sie die nächste anfangen können. Und wie viel Arbeit macht jede Schicht. Jedes Bischen, das sie im Schnabel auf einmal herbeibringen, wird mit einer zitternden, vibrirenden, ungemein schnellen Bewegung des Kopfes in den kleinsten Theilen ein- und angedrückt, und mit dem Schnabel und Kinn (wenn man hier so sagen darf) so lange gerichtet und geschoben, bis es genau zu ihrer architektonischen Idee paßt. Dabei sind sie sehr capriciös, fangen manchmal drei, vier Nester an und geben sie wieder auf, weil ihnen etwas daran verfehlt erscheinen oder eine bessere Baustelle aufgefallen sein mag. Das fertige Nest hält dann aber auch für mehrere Sommer aus, höchstens daß sie jedes Frühjahr etwas daran ausbessern. Die, welche in ihre alten Häuser ziehen, gewinnen deshalb mit Hervorbringung und Auffütterung ihrer Nachkommenschaft allemal einen Vorsprung von vierzehn Tagen bis drei Wochen, so daß sie schon lange von ihren piependen, kleinen Gelbschnäbeln bei jeder Rückkehr mit einer Fliege begrüßt werden, während die neuen Ansiedler noch still und andächtig brüten müssen. Aber Junge und Alte sind fix und fertig, flug- und fanggeübt, ehe der alte Weibersommer, erglänzend im niedern Mittagsstrahl, sie zur großen Abreise ruft, wenn sie nur sonst nicht in ihrer friedlichen Arbeit gestört werden.

Aber die Sperlinge! Die gottlosen, frechen, barbarischen Spatze! Als Barbaren und Faullenzer können sie natürlich nicht solche Nester bauen, wie Frau und Herr Schwalbe. Aber sie möchten eben so comfortabel wohnen, und suchen deshalb nicht selten die Nester der Schwalben durch List oder Gewalt und förmliche Belagerung zu erobern. Dieser ewige Krieg zwischen Schwalben und Sperlingen ist bekannt, aber nicht Jeder hat Zeit und Gelegenheit, solche großartige Kriege und Belagerungen, wie mir von einem englischen Geistlichen mitgetheilt wurden, mit anzusehen. Seine ganz aus speciellstem Erlebniß geschöpfte Erzählung eines solchen Krieges ist ungemein interessant und giebt uns einen tiefen Blick in das geistige Leben, die Intelligenz, die Kunst und Kriegswissenschaft dieser kleinen Leutchen.

Der Geistliche ist Prediger in dem versteckten Dörfchen Stanbourne, Grafschaft Essex, und wohnt in einem jener alten elisabeth'schen wunderlichen Häuser, die mit ihren Ecken und Winkeln, Giebeln und Vorsprüngen, Gängen und Veranden dem Lande in England noch jetzt ein so ganz absonderlich englisches Gepräge geben. Die Veranda ist reich und duftig mit Rosen und grünen, blühenden Schlinggewächsen bedeckt. Unter ihr und unter andern Vorsprüngen nisten jedes Jahr zahlreiche Familien von Schwalben, die von dem Herrn Pastor und besonders von seiner rosigen, runden Frau so geliebt und liebevoll beobachtet werden, daß sie ohne Furcht dicht über ihren Häuptern zwitschern und ganz dicht neben ihnen ab- und zufliegen.

„Die Nester waren dieses Frühjahr alle vollendet und Alles in der schönsten Harmonie und Ordnung, so daß es nichts Besonderes mehr zu beachten gab.

„Aber plötzlich eines Morgens wurden wir schon um vier Uhr durch ein ganz ungewöhnliches, lebhaftes Zanken und Streiten, durch den lebhaftesten Wortwechsel der Schwalben draußen aus unsern Morgenträumen geweckt. Dazwischen hindurch schrillte das frechste Geschnatter von Sperlingen. Wir eilten hinaus, zu sehen, was unsern lieben Ansiedlern passirt sei, und fanden, daß ihre Wohnungen von einer ganzen Armee Sperlinge belagert wurden. Dieser massenhafte Angriff war ganz gegen alles Völkerrecht und mir, der ich unsere Thiere aller Art stets genau beobachtet, so ganz außerordentlich neu, daß ich den ganzen Verlauf des Krieges mit dem gespanntesten Interesse verfolgte. Wahrscheinlich waren die Sperlinge durch eine Feuersbrunst oder sonst einen Unglücksfall plötzlich heimathlos geworden, und hatten nun mitten in der Hitze drängender Brützeit keine Zeit mehr, sich neue Herde zu begründen. Wenigstens wüßte ich mir diesen massenhaften, hitzigen und hartnäckigen Angriff gegen unsere Ansiedler nicht leicht anders zu erklären. Ich dachte, die Sperlinge hätten wenig Aussicht auf Erfolg, ihren starken, überlegenen und blitzschnellen Feinden gegenüber, die ihre Heimath zu vertheidigen hatten; aber ich fand bald, daß die Sperlinge viel Kriegstalent vor den Schwalben voraus haben. Sie sind einiger, organisirter durch bestimmte, sociale Gesetze. Auf ihren Plünderungszügen haben sie Vor- und Nachposten ausstehen, welche bei der geringsten, nahenden Gefahr Lärm schlagen. Sie haben eine geregelte Rechtspflege und besondere Gerichtssitzungen zur Untersuchung und Bestrafung ihrer Verbrecher.

„Diese Sitzungen an einsamen Orten, besonders Waldessäumen, sind schwer zu beobachten, da ausgestellte Wachen bei jeder Annäherung Ungeladener Lärm schlagen, womit die Sitzung sofort aufgehoben und nach einem andern Orte verlegt wird. Also klug sind die Sperlinge, wie der Teufel, der auf eine Seele spekulirt, aber auch hartnäckig, entschlossen und ausdauernd. Keine Niederlage, keine erzwungene Flucht konnte ihre zuavenartige Kühnheit und Unverschämtheit brechen. Tag für Tag erneuerten sie ihre Belagerungskünste, uneingedenk jedes Eigenthumsrechts und sonstiger Gesetze anderer Staaten. Ungeachtet der schärfsten Aufmerksamkeit (kein Nest ward jemals leer gelassen) und Tapferkeit der Schwalben erreichten die Sperlinge deren Nester doch mehrere Male und thaten bedeutenden Schaden. Dieser ward zwar mit Tagesanbruch von drei bis fünf Uhr jedesmal wieder ersetzt, aber die Sperlinge gaben deshalb ihre Bemühungen nicht auf. Ohne eine entfernte, schwache, verlegene, nicht ernstlich wollende Obrigkeit, wie die belagernden Engländer, ohne schwerfällige Mißverwaltung, ohne Befehle, die sich unter einander kreuzten und aufhoben, ohne schwere Belagerungswerkzeuge, leicht, einig, unverdrossen und ausdauernd setzten sie ihren Krieg den ganzen Sommer hindurch fort. Endlich nachdem die Schwalben mit aller möglichen List und Tapferkeit sich nicht mehr zu halten hoffen konnten, da schon zwei Nester von den Sperlingen in Besitz genommen waren, verfielen sie auf eine neue Taktik. Die von Sperlingen eingenommenen Nester wurden natürlich, wie dies alte Regel bei ihnen ist, rasch und derb zugebaut, so daß diese, halb verhungert, sich endlich durchbrechen und durch Räumung des fremden Besitzthums gegen den Hungertod schützen mußten. Außerdem wurden alle andern Schwalbennester zugebaut und mit neuen Oeffnungen dicht an der Wand hinten versehen, mit Oeffnungen, in welche eben nur die schlanken Schwalben mühsam hineinschlüpfen konnten. Der Spektakel und die Wuth der Sperlinge, als sie dieses listige Manoeuvre entdeckten, war lächerlich erhaben; aber als richtige Spatze gaben sie deshalb ihre Attaquen immer noch nicht auf, auch dann noch nicht, als mehrere Versuche, die stets bewachten Festungen mit Sturm zu nehmen, ganz entschieden zurückgeschlagen worden waren. Wir beobachteten

den Kampf jeden Tag so lange und oft, als wir irgend Zeit erübrigen konnten. Dabei fiel uns besonders ein tapferer Wache stehender Schwalbensoldat auf.

„Wochen lang bemerkten wir ihn jeden Morgen zuerst und jeden Abend zuletzt immer in derselben Position wie angemauert: nämlich den Schwanz zum Neste herausstreckend, vor dem die Sperlinge solchen Respect bewiesen, daß sie nie einen persönlichen Angriff auf dieses Nest wagten. Dieser wachende, ewige Schwalbenschwanz ward bald die Curiosität und Merkwürdigkeit der ganzen Nachbarschaft und aller unserer Freunde. Er stand auch noch ununterbrochen Wache, als endlich die Sperlinge (nachdem die jungen Schwalben ausgebrütet waren) sich vollständig zurückzogen. Der Schwanz der Schwalbe stand Wache noch, als der Herbst die ganze Kolonie schwärmend umher trieb und endlich ganz mit sich fortnahm.

„Die Blätter fielen, der Schwalbenschwanz stand noch Wache. Alles war still und herbstlich draußen, jedes Nest, aus dem es so lustig aus- und eingeflogen, aus dem die Jungen so appetitreich hervor gepiept, war öde und leer. Mit unerträglich gewordener Neugier nahm ich endlich eines Morgens die Leiter, um die heroische Schwalbenwache näher kennen zu lernen. Ich entfernte vorsichtig einige Brocken des Nestes und griff hinein. Das Nest war leer. Die ganze Wache bestand aus nichts als drei Federn, die mit kluger Berechnung so befestigt worden waren, daß sie genau einem Schwalbenschwanz glichen. Die Sperlinge hatten ihn auch fortwährend als ganze reelle, tapfere Schwalbe respectirt. War es Zufall oder Kriegslist? Ich will es nicht entscheiden, die Thatsache aber ist richtig und hat eine große Menge Zeugen für sich."

Blätter und Blüthen.

Ein Tag aus dem Leben eines großen Kriegers. In Algier, zwischen den Städten Tenes und Orleantrille und dem rechten Ufer des Scheliff liegt eine große, von einzelnen Hügeln überfäete Ebene, die Dahara genannt. Viele dieser Hügel sind mit Feldern, Orangen und Feigenbäumen bedeckt, und zwei von ihnen durch eine natürliche Mauer, hoher, wild über einander gethürmter Felsblöcke, El Kantara (die Brücke) genannt, verbunden. In dieser von einem tiefen Graben begrenzten Felswand öffnen sich mehrere Höhlen, deren von zackigen Felsstücken begrenzte Eingänge leicht zu vertheidigen sind, und den Kabylen jeder Zeit einen sichern Zufluchtsort vor den Verfolgungen der Türken und Araber darboten.

Im Juni 1845 brach in dieser Gegend ein Aufstand aus. Der Gouverneur Bugeaud rückte selbst in's Feld, überließ jedoch nach einer Reihe von Kreuz- und Querzügen und Razzia's ohne Ende das Commando den Obersten Pelissier, Ladmirault und de St. Arnaud, welche fortfuhren, „Feuerbänder" hinter sich herzuziehen. Einige Stämme unterwarfen sich, um der Vernichtung zu entgehen, andere widerstanden muthig. Unter den Letzteren befanden sich die Med-Riah, ein Kabylenstamm, welcher sich nach mehreren Gefechten mit Weib und Kind, ihren Heerden und allen Habseligkeiten in eine jener Höhlen, Dahree Freschih genannt, zurückzog und den Eingang besetzte.

Am 17. Juni kam Oberst Pelissier mit 2½ Bataillonen, einem Berggeschütze und einem Detachement Kavallerie vor den Höhlen an. Seine Avantgarde drängte einige Kabylenhaufen, die ihm die Passage streitig machen wollten, in dieselben zurück, und nur mit großer Mühe gelang es, einen der Vertheidiger herauszulocken. Man sagte demselben, daß, wenn sie sich nicht unterwürfen, sie von den Franzosen verbrannt werden würden. Ohne zu zittern, sagte er, daß seine Brüder sich zu vertheidigen beschlossen hätten.

Am folgenden Tage machte eine Compagnie Grenadiere einen Versuch, den Eingang zu erstürmen. Nachdem man an den zugänglichsten Punkten Kavallerieposten aufgestellt, rückte die Kolonne den hohlen Weg hinauf, allein eine wohl gezielte, aus dem dunklen Schlunde hervorblitzende Salve, die sie nicht erwidern konnten, nöthigte sie zum Rückzuge. Die Stellung war unangreifbar. Die Araber wurden noch einmal aufgefordert, sich zu ergeben; allein, noch niemals den Franzosen unterworfen und stolz auf ihre natürlichen Verschanzungen, in welche sich die Türken niemals gewagt hatten, verweigerten sie die Unterwerfung. Sofort gab der Oberst Befehl, Holzwellen mit Stroh vermischt zu machen, welche, mit vieler Mühe von der Höhe der El Kantara hinunter geworfen, richtig vor dem Eingange der Höhle zu liegen kamen, aber theilweise von den Arabern trotz des Feuers der französischen Tirailleure in die Höhle gezogen wurden. Endlich, nachdem mehrere von den Unglücklichen niedergeschossen und der Eingang ganz von Wellen bedeckt war, ließ man brennende Holzbündel hinabfallen, um diesen ungeheuern Scheiterhaufen anzuzünden. Den ganzen Tag über wurde das Feuer unterhalten. Bald tönte ein furchtbarer Tumult aus dem Innern der Höhle hervor. Menschengeheul, Thiergebrüll, Stöhnen und Gewehrschüsse hallten durcheinander. Der Oberst, welcher seine Gegner mürbe glaubte, ließ mit dem Feuer inne halten, allein die Unterhandlungen fährten zu keinem Ziele. Der Oberst wollte ihnen nach Ablieferung der Pferde und Waffen freien Abzug gestatten, widrigenfalls er fortfahren würde, „ihnen einzuheizen." Die Med-Riah hingegen verlangten, daß sich die Franzosen zurückziehen sollten, worauf sie die Höhle verlassen und sich unterwerfen wollten. Nachdem eine vom Oberst gestellte letzte Bedenkzeit von drei Stunden verstrichen war, wurde am 19. Mittags das Feuer wieder angezündet und die ganze Nacht hindurch unterhalten. Der Wind trieb Rauch und Flammen in die Höhle hinein. Die französischen Truppen in ihren rothen Hosen sprangen wie die dienstbaren Geister Satans um dieses Höllenfeuer herum, es geschäftig nährend und schürend, und die Holzbündel eifrig „wie in einen Backofen" hineinschiebend. Von Zeit zu Zeit schlugen die Flammen bis über den Gipfel der Felsen empor und dicke Rauchwolken wirbelten von der Höhle in die Lüfte. Dazwischen ertönte das dumpfe Gestöhne der Männer und Frauen, das Gewinsel der Kinder, das Geheul der unbändig gewordenen Thiere. Felsenstücke lösten sich von der Hitze los und stürzten krachend und zerschmetternd auf die unglücklichen Opfer nieder; Schüsse donnerten im Innern der Höhle und schaurige, Mark und Bein durchdringende, herzzerreißende Töne kamen aus diesem Höllenschlunde hervor. Um Mitternacht ertönten noch einige Schüsse; — dann war Alles ruhig. Nur das Knistern der Flammen und der Zuruf der Posten unterbrach die traurige Stille. Das Werk war vollbracht. —

Gegen Anbruch des Tages machte ein Detachement des Artillerie- und Genie-Corps den Eingang zur Höhle frei. Die ersten Räume waren mit Ochsen, Eseln und Hammeln angefüllt, deren Instinkt sie nach dem Ausgange getrieben hatte. Bis an den eigentlichen Eingang mußte man durch eine fußhohe Lage von Asche wandeln und von dort aus gelangte man erst in die eigentlichen, bald eng verschlungenen, bald sich weit auseinander dehnenden Felsenhallen. Nichts kann eine Idee von dem furchtbaren Schauspiele geben, welches sich den Blicken der Eindringenden darbot. Durch eine dicke von Asche geschwängerte Atmosphäre erblickte man in einander verschlungene Haufen von Leichnamen, und die Stellung, in der man sie fand, konnten einen Begriff von den Konvulsionen und Martern geben, die sie ausgestanden haben mußten, ehe sie ausgehaucht hatten. Die Vordersten, dem Feuer am Meisten Ausgesetzten, waren von versenkten Lumpen umhüllt, theilweise verkohlt, während andere ganz nackte Leichname Geschundenen ähnlich aussahen. Vielen stand das Blut in Mund und Nase; Mütter mit Kindern an der Brust lagen zwischen Trümmern aller Art, Ueberresten von Thieren und Geräthen. Andere hatten sich an die Felsenritzen geklammert, um einen Hauch frischer Luft zu erschnappen; noch Andere hatten sich umschlungen und in den Konvulsionen des Erstickens die Zähne einander tief in's Fleisch geschlagen. Umgestoßene Gefäße, halb verbrannte Teppiche, Geräthe und Waffen aller Art vollendeten das Grausige des fürchterlichen Bildes. Ungeachtet der Anstrengungen der Offiziere konnte man die Soldaten nicht hindern, sich der Effekten zu bemächtigen, den Leichnamen die Arm- und Halsbänder von den halbverkohlten Gliedern zu lösen und die blutigen Burnusse von den Schultern zu reißen.

Man hat nicht erfahren können, was sich im Innern der Höhle zugetragen hat; ob sich die Araber mit jenem Stoicismus, dessen sie sich rühmen, dem Tode geweiht, oder ob ihre Chefs und Marabu's sich ihrer Unterwerfung widersetzt haben. Wie dem auch sei, das Drama war entsetzlich, und die Geschichte weiß ihm wenige an die Seite zu stellen. Die Anzahl der heraus geschleppten Leichen belief sich auf 800—1000, ohne diejenigen zu zählen, welche wie eine Pastete halb verkohlt über einander gehäuft und wie in einander verschmolzen, und die Kinder, welche fast ganz in den weiten Gewändern ihrer Mütter verborgen waren, wo sie Schutz vor der Glut zu finden gehofft hatten. Nur 60 vom ganzen Stamme wurden dreiviertel todt herausgezogen; 40 allein überlebten diese furchtbare Katastrophe, 30 von ihnen wurden in die Ambulance aufgenommen, und die letzten Zehn in Freiheit gesetzt, um in ihre Heimath zurückzukehren — sie hatten nichts mehr als Ruinen, ihre Heimath war eine traurige

Digitized by Google

Wüste. Der Zweck, die Med-Riah zu unterwerfen, war erreicht — es lebten kaum noch ein Dutzend vom ganzen Stamme.

Am 23. Juni Abends mußte man das Lager eine Viertelmeile weiter aufschlagen, denn der Gestank verjagte „die Sieger". Sie räumten ihren Platz den Aasgeiern ein, die unzählig und mit widrigem Gekrächz um dieses weite Grab schwärmten. Die Nacht aber gehörte den Schakalen und Hyänen, die hier ihr grauses Mahl hielten.

Als man in Frankreich erfuhr, daß es unter der „großen Nation" einen Mann gebe, welcher im Stande sei, achthundert Feinde, die sich weigerten, sich zu ergeben, mit ihren Weibern und Kindern lebendig zu verbrennen und zu ersticken — erhob sich ein Schrei des Unwillens, der Empörung im ganzen Lande. Alle Stimmen verlangten seine Kassirung, alle Stimmen verlangten, daß er der Gerechtigkeit überliefert und den Schimpf, den er auf die französische Fahne geworfen, mit seinem Kopfe sühnen solle. Und dieser Mann, in der Meinung der französischen Nation entehrt, in der Meinung von ganz Europa und Afrika geächtet, dieser Mann wurde noch in demselben Jahre von Louis Philippe zum General ernannt, und Louis Napoleon beehrte ihn mit dem Commando der Krim-Armee!

Der letzte Wille Kosziusko's. Die Entscheidung des obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten in Sachen der Erben Kosziusko's gegen die russische Regierung hat den letzten Willen des polnischen Helden an's Tageslicht gezogen, welchen wir hier unsern Lesern mittheilen:

„15. Mai 1798. Ich, Thaddäus Kosziusko, gerade im Begriff, aus den Vereinigten Staaten zu scheiden, erkläre und verlange: daß in dem Falle, wo ich in keinem andern Letztwillen Verfügungen über mein in den Vereinigten Staaten gelegenes Eigenthum treffen sollte, ich meinen Freund Thomas Jefferson beauftrage, für den sämmtlichen Werth desselben Negersclaven nach seiner Wahl anzukaufen und denselben in meinem Namen die Freiheit zu geben, nachdem er ihnen zuvor eine gute Erziehung zum Gewerbewesen u. dergl. hat angedeihen lassen, sie so unterrichtet in den Pflichten ihrer neuen Stellung, daß sie gute Nachbarn, Väter, Mütter, Gatten, Frauen und Bürger werden, und ihnen eingeschärft, als Vertheidiger ihrer Freiheit und ihres Vaterlandes, als nützliche und thätige Glieder der bürgerlichen Gesellschaft zu beharren. Ich ernenne daher auch besagten Thomas Jefferson zum Vollstrecker dieses. Th. Kosziusko."

Die Herzogin von Orleans, die Vielgeprüfte, scheint das Unglück nicht verlassen zu wollen. Nicht genug, daß sie ihren Gatten plötzlich verlor und durch die Revolution als Verbannte fern vom schönen Frankreich zu leben gezwungen ist — Ludwig Bechstein widmet ihr auch noch Bücher, Sagen und Mährchen, die noch grauenvoller und wässeriger sind, als die sonstigen Bechsteinischen Machwerke der letzten Jahre. Das ist in der That ein hartes, unverdientes Schicksal!

Parfümerien. Wir haben neulich von den duftigen Geistern der Blumen gesprochen, die des Menschen Nerven und Herz so hübsch zu erquicken wissen. Aber der kultivirte Mensch begnügt sich nicht damit, sondern sammelt diese Geister und steckt sie in Alkohol und Fett und packt sie in niedliche Gläser und Büchsen und salbt sich das Haar damit und giebt seinem Barte Farbe, Stand und Stellung im Leben und bringt sich mit dem parfümirten Taschentuche in lieblichen Geruch vor den Leuten. Wir sind weit entfernt, diese Einbalsamirungen des Lebens zu denunciren, vorausgesetzt, daß das Haar nicht glänzt, wie Speckschwarte, und der Geruch des Taschentuches nicht an die aufgedonnerte Küchenmagd erinnere, welche recht tüchtig gießt und „starken Tobak" wählt; obwohl der natürliche Geruch der Gesundheit und innern Lebensfrische besser ist als die ächteste Farina-Cologne und das kostbarste Rosenöl, per Tropfen einen Ducaten. Wir machen hier eben blos einige statistische und naturwissenschaftliche Bemerkungen über die Industrie mit Blumengeistern. Die unzähligen Blumengärten von Nizza, Grasse, Montpellier und Cannes in Frankreich, von Adrianopel in der europäischen, von Brussa und Uslak in der asiatischen Türkei, von Mitcham in England und einige andere Anstalten und Ortschaften der Art liefern so ungeheure Massen von Blumen blos für die Bereitung von Parfümerien, daß man erstaunen muß. Als Beispiel führen wir an, daß ein einziger Parfümeur in Paris von seinen Blumengärten bei Grasse allein jährlich 80,000 Pfund Orangeblüthen, 60,000 Pfund Cassiablumen, 54,000 Pfund Rosenblätter, 32,000 Pfund Jasminblüthen, 32,000 Pfund Veilchen, 20,000 Pfund Tuberosen, 16,000 Pfund Flieder, außerdem X-Pfunde und Centner von Rosemarin, Münze, Citrone, Thymian u. s. w. für Parfümerien bezieht und die Geister daraus in Pomadenbüchsen und wohlriechende Fläschchen steckt, die dann in den Schaufenstern der Pomadiers und Parfümeurs in ihrer niedlichen Gestalt und glänzenden Etiquette so viel Verlockendes für Damen und jugendliche Liebhaber ausüben.

Es giebt besonders vier Arten, die Wohlgerüche aus den Blumen zu ziehen: Auspressung, Destillation, Maceration und Absorption. Die Maceration (Einweichung und Aussaugung) besteht einfach darin, daß man die Blumen oder Blüthen eine Zeit lang im geschmolzenen Talge „ziehen," d. h. gezogen werden läßt. Das Fett zieht die ätherischen, wohlriechenden Oele aus den Blumen heraus. Nimmt man statt Talg oder Fett Olivenöl, so erhält man das „huile antique" von der Blume. Die Flüchtigkeit der wohlriechenden Oele erfordert, daß man die Parfümerien stets gut verschlossen, kühl und gegen das Sonnenlicht geschützt halte. Die Arbeit, manche Wohlgerüche zu extrahiren, ist so kostbar und erfordert so viel Sorgfalt, daß man dafür in der Regel andere, weniger kostbare nimmt und sie durch Etiquetten erst in den Stand der kostbareren erhebt. In der großen Ausstellung von London fand man im Departement von Tums ein Fläschchen Jasminöl (von Jasminum odoratissimum) zwölf Loth Flüssigkeit enthaltend. Das Fläschchen ward für 54 Pfund Sterling, 350 Thaler, verkauft. Fälschungen sind daher mit allen kostbaren Parfümerien die Regel, was in dieser Sphäre gar nichts zu sagen haben würde, wenn das Publikum nur nicht die kostbaren Taufnamen bezahlen müßte. Aber es ist auch hier, wie in vielen andern Fälschungen selbst Schuld. Die Welt will betrogen sein. Sie verlangt den kostbaren Namen, den höheren Schein, statt anspruchsloser Aechtheit billiger zu kaufen.

Die Fälschungen in Parfümerien sind deshalb durchweg in der Sache unwesentlich, weil die ätherischen Blumenöle vielfach die Eigenschaft haben, sich gegenseitig zu ersetzen. Vereinigte Blumen geben genau den Geruch einer andern, höheren. Die Geruchstöne der beiden vereinigen sich zu der nächst höhern Octave, welche die wohlriechendere, ganz anders riechende Blume auf den Saiten unserer Geruchsnerven anschlägt. Hier steckt noch eine neue Wissenschaft: der Generalbaß und die Musik der Gerüche. Gerüche setzen die Geruchsnerven in eben so bestimmten Tonstufen in Bewegung, wie Töne die Gehörnerven. Mandel, Vanille, Ketschup und Orangeblüthen — jeder Geruch schlägt einen verschiedenen, bestimmten Ton an. Citrone, Orangenschaale, Verbena u. s. w. spielen in höhern Octaven. Sie liegen in ganzen Tönen auseinander. Andere Blumen geben halbe Töne und Moll, wie z. B. die Rose und Rosengeranium. — Das ist eine jetzt schwache Andeutung der Aesthetik und Musik der Gerüche. Zur Begründung und Durchführung dieser Andeutungen bis zu bestimmter Wissenschaft werden hier gerade die feinsten Experimente, die delicatesten Untersuchungen und der zarteste Geruchssinn gehören. Die Idee dazu ist elegant und schön, und lange nicht so sehr aus der Luft gegriffen, als es scheinen mag. Hat man bereits zu den feinsten, himmlischsten Wirkungen der Musik und des Gesanges das mathematische Gesetz, die bestimmte Anatomie und Physiologie gefunden und zwar so genau, daß man den Kehlkopf der berühmtesten Sängerin von Gummi und Pappe nachmachen und ihn wirklich singen lassen kann; ist nicht einzusehen, warum die Natur die so bestimmten, so klar unterschiedenen Gerüche nicht auch unter bestimmt schwingenden Gesetzen durch die Nase fahren lassen sollte.

Manche Blumengerüche spielen so nahe neben oder in einander, daß man sie oft nicht von einander unterscheiden kann. So verschieden die Pflanzen auch sein mögen, die Luftoxydation ihrer duftenden Oele ist dieselbe, so daß man Aussicht auf die Kunst hat, aus wohlfeileren Blumenölen die kostbareren zu machen, z. B. Rosenöl aus Rosmarin. Kommt dazu noch der Generalbaß der Gerüche, können wir uns schon die Toilette der feinen Dame von Welt mit ihren wohlriechenden Fläschchen, Pomaden-, Schmuck- und Schminkbüchsen als ein gut gestimmtes Fortepiano für die Saiten der Geruchsnerven denken mit verschiedenen Fächern und „Registern," die man ziehen und schließen kann, um jetzt im hohen, freudigen Allegro zum Balle, zum Tanze, zur Hochzeit, dort in tiefem, schwerem Andante dem Kranken, dem Ohnmächtigen, zu Begräbnissen, zu Trauer und Thränen zu spielen. Der Parfümeur würde sich dann zum Tonkünstler und respective zum musikalischen Instrumentmacher erheben müssen und Büchsen und Kästchen construiren, die wie Spieldosen diese und jene Melodie spielen. Dann würden auch die Saiten unserer Geruchsnerven, jetzt noch ein ziemlich unkultivirtes und selbst verwahrlostes Register auf der Orgel unserer Wahrnehmungen und Empfindungen, ein feines, interessantes Object der Erziehung und Bildung, geselliger und einsamer Freuden und Genüsse werden.

„Wenn sich Herz und Mund soll laben,
Muß die Nase auch was haben!"

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das 4. Quartal und der Jahrgang 1855 und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen sofort nach Ankunft der Nummer der betreffenden Buchhandlung oder dem Postamte aufzugeben.

Für diejenigen Abonnenten, welche sich die Gartenlaube einbinden lassen, bemerken wir, daß durch uns wieder höchst

geschmackvolle Decken mit Golddruck

nach eigends dazu angefertigter Zeichnung zu beziehen sind. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem billigen Preise von 13 Ngr. zu liefern.

Die Verlagshandlung.

Druckfehler. Bei einer Anzahl Exemplare der Nr. 51 der Gartenlaube sind auf Seite 682 Spalte 2 durch ein Versehen des Setzers die drei Zeilen von: „der feinen, durchsichtigen Gesichtsfarbe" bis: „voller Religiosität und" anstatt oben am Anfang in die Mitte der Spalte, dicht unter das Bild gesetzt worden, was die geehrten Leser gefälligst berichtigen wollen.

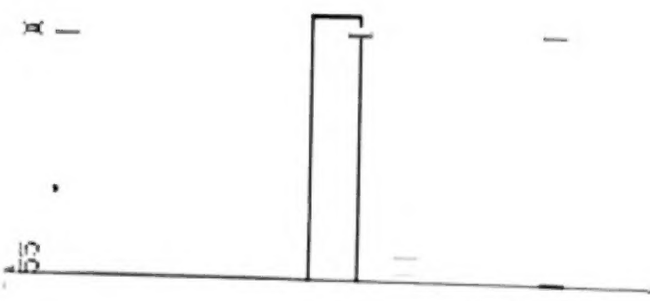
Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

L053 G244 1855
3 5556 000 830 745

NORTHWESTERN
UNIVERSITY LIBRARY

BOOK CARD
PLEASE KEEP THIS CARD IN BOOK POCKET.



L053
G244
1855

LOWER LEVEL STORAGE

Digitized by Google